Allgemeine

Weltgeschichte

mit besonderer Berücksichtigung

des

Geistes- und Culturlebens der Völker und mit Benutzung der neueren geschichtlichen Forschungen

für die gebildeten Stände bearbeitet

von

Dr. Georg Weber.

Dreizehnter Band.

Das Zeitalter der Reformen und Revolutionen.

(Erste Hälfte. Bogen 1—31.)

Leipzig,
Verlag von Wilhelm Engelmann.
1877.

Allgemeine

Weltgeschichte

mit besonderer Berücksichtigung

des

Geistes- und Culturlebens der Völker und mit Benutzung der neueren geschichtlichen Forschungen

für die gebildeten Stände bearbeitet

von

Dr. Georg Weber.

Dreizehnter Band.

Leipzig,

Verlag von Wilhelm Engelmann.

1878.

Das Zeitalter

der

Reformen und Revolutionen.

Von

Dr. Georg Weber.

Leipzig,
Verlag von Wilhelm Engelmann.
1878.

Inhaltsverzeichniß.

A. Die Kämpfe zwischen Oesterreich und Preußen unter Maria Theresia und Friedrich II.

Geschichtsliteratur. Außer den allgemeineren Werken über das 18. Jahrh., die XII, 433, 775 u. an andern Orten angeführt sind, kommen für den folgenden Abschnitt in Betracht: Geschichte Maria Theresia's von Alfr. Ritter v. Arneth, bis jetzt 7 Bde. Wien 1863—1876. — Maria Th. ihr Staat und ihr Hof. Aus den Papieren des Großkanzlers v. Fürst in Ranke, hist. polit. Zeitschr. II. Berl. 1833—36. — K. Th. Heigel, der österreich. Erbfolgestreit u. die Kaiserwahl Karls VII. Nördl. 1877. — Ueber Karl Stuart: neben der erwähnten hist. of Engl. cet. by Lord Mahon (auch in deutscher Uebersetzung von Fr. Steger, Braunschw. 1855. 8 Bde.), die älteren Monographien von Henderson und Home (Rebellion in the years 1845. 46.) Pichot vie de Charles Ed. dern. prince de la maison de St. Paris 1830 2 voll. C. L. Klose, Leben des Pr. Karl aus dem Hause Stuart (Graf von Albany) Leipz. 1842. Lord Stanhope: the Forty-five. Lond. 1851. W. v. Hassel, der Aufstand des jungen Prätendenten Carl Ed. Stuart in den J. 1745. 46. Leipz. 1876. — Die Bearbeitungen der Preußischen Gesch. in diesem Zeitraum von Ranke, Droysen u. a., die Lebensbeschr. Friedr. d. Gr. von Preuß sind uns aus XII, 594. 922 bekannt. Dazu: Th. Charlyle, hist. of Fr. II. called the Great 6 voll. Lond. 1858—1865. Auch deutsch von Neuberg Berl. 1858—69. — Zur Special- u. Militärgesch. der schlesischen Kriege liegt eine reiche Literatur vor, aus welcher, neben Friedrichs eigenen Werken: histoire de mon temps, hist. de la guerre de sept ans u. a. besonders hervorzuheben sind: Zur Gesch. der beiden ersten schles. Kriege: L. von Orlich, Gesch. der schles. Kr., Berl. 1841, 2 Bde. — H. Wuttke, Fr. d. Gr. Besitzergreifung v. Schles., Leipz. 1842. 43. 2 Bde., die frühere Geschichte Schlesiens behandelnd. — Zu den älteren, theilweise zeitgenössischen Gesammtdarstellungen des 7jähr. Kriegs: v. Tempelhoff, Gesch. des 7j. Kriegs Berl. 1783 ff. 6 Bde.; v. Archenholz, Gesch. des 7j. Kr., 6. Aufl., herausg. v. Potthast, Berl. 1860; v. Retzow, Charakteristik der wicht. Ereign. des 7j. Kr., 2. Aufl. Berl. 1804; P. F. Stuhr, Forschungen und Erläuterungen über Hauptpunkte des 7j. Kr. Hamb. 1842, 2 Bde., und der 7j. Kr., Lemgo 1834; Gesch. des 7j. Krieges, bearb. von den Offizieren des großen Generalstabs, Berl. 1824—47, 8 Bde. ist in neuester Zeit hinzugekommen: Arnold Schäfer, Gesch. des 7j. Kriegs, Berl. 1867—74, 2 Bde. — L. v. Ranke, der Ursprung des 7j. Kr., Leipz. 1871 und: Zur Gesch. v. Oest. u. Pr. zwischen den Friedensschl. zu Aachen u. Hubertsb. Leipz. 1875. Ferner die Briefsammlung: K. W. v. Schöning, der 7j. Kr. nach der Originalcorrespondenz Fr. d. Gr., Potsb. 1851. 52. 3 Bde. — Größere Episoden des 7j. Kriegs behandeln: Fr. d. Gr. von Kollin bis Leuthen, nach den Cabinetsordres herausgeg. von der hist. Abtheilg. des preuß. Generalstabs, Berl. 1858. — Gesch. der Feldzüge des Herzogs Ferd. von Braunschw., nachgel. Manuscr. von dessen Secretär Chr. H. Phil. v. Westphalen, herausgegeben von dem Enkel des Verf., dem preuß. Staatsminister v. Westphalen, Berl. 1859. 71, 3 Bde. — Ferd. Herzog zu Braunschw. währ. des 7j. Kriegs von E. v. d. Knesebeck, Hann. 1857. 58. 2 Bde. — Die drei Kriegsjahre 1756. 57. 58 in

Deutschl. Aus dem Nachlaß J. F. Huschbergs, herausg. v. Wuttke, Lpzg. 1856. — Gesch. des preuß.-schwed. Kriegs 1757—62, von v. d. ** Berl. 1858. — Brodrück, Feldzug der Reichsarmee von 1757, Lpzg. 1858. — v. Sulicki, der 7j. Kr. in Pommern und den benachb. Marken, Berl. 1867. — H. Aster, Beleuchtung der Kriegswirren zw. Preußen und Sachsen von Aug. bis Oct. 1756, Dresd. 1848. — A. v. Sodenstern, der Feldzug des Generals de la Motte Fouqué, Kassel 1867. — E. Sauer, über die Flugschr. Fr. d. Gr. aus der Zeit des 7j. Kr., Potsd. 1865. — Ferner sind eine große Reihe von Monographien über die Schlachten des 7j. Kriegs, meist zu deren Säcularfeier erschienen, so: über Zorndorf (von Etzel, Berl. 1858; Schottmüller, Berl. 1858), Leuthen (Müller, Berlin 1857; Kutzen, Bresl. 1831), Roßbach (Ad. Müller, Berl. 1857), Kunersdorf (v. Stiehle, Berl. 1859), Liegnitz (Kutzen, Bresl. 1860) u. v. a. — Eine Reihe von Biographien der Generale jener Zeit (Leop. v. Dessau, Seydlitz, Winterfeld, Schwerin, Keith) hat Varnhagen von Ense geschrieben, theils in seinen biographischen Denkmalen, theils in eigenen Schriften. Ferner Biographien von Seydlitz (Wittich, Düsseld. 1861), Zieten (W. Hahn, Berl. 1850), Laudon (v. Janko, Wien 1869) u. a. — v. Beaulieu-Marconnay, der Hubertusb. Friede, Lpzg. 1871.

I. Europa im österreichischen Erbfolgekrieg und die zwei ersten schlesischen Kriege.

1. Oesterreich bei Karls VI. Tod und der Nymphenburger Vertrag.

Kaiser Karl VI. und seine Räthe.

Am 20. Oktober 1740 schied Kaiser Karl VI. aus dem Leben. Wir haben den Habsburger, mit dem die männliche Linie des erlauchten Hauses erlosch, in verschiedenen Lebensperioden kennen gelernt: wie schon die hängende Unterlippe und andere Familienzüge seine Abkunft andeuteten, so war er auch nach Naturanlage, Neigung und Lebensweise der echte Sproße seines Vaters und seiner meisten Ahnen. Besaß er gleich weder die militärischen noch die staatsmännischen Eigenschaften, um auf dem ereignißvollen Schauplatz, auf den ihn das Schicksal gestellt, eine hervorragende Rolle zu spielen, so war er doch von einem großen Pflichtgefühl durchdrungen, das ihn in seinen Handlungen und Entschlüssen leitete. Sein Sinn war mehr den Künsten des Friedens als dem Kriege zugewendet, wenn gleich seine Regierungszeit häufig genug von Waffenlärm durchtost war: wie fast alle Habsburger liebte und kannte er die Musik; das Hoftheater, die Academien, die Bibliothek zeugten von seiner Liebe zu den Künsten und Wissenschaften, er vermochte mit den meisten Völkern seines vielstammigen Reiches in ihren eigenen Sprachen zu reden. Gleich seinem Vater Leopold legte er großen Werth auf reichen, prunkvollen Hofstaat und auf ceremonienstrenge Etikette und Umgangsformen, wie sie am spanischen Hofe ausgebildet worden; auch in seinen religiösen Ansichten stimmte er mehr mit dem Vater als mit dem Bruder überein: die Jesuiten und andere Ordensleute besaßen großen Einfluß; glänzende Kirchenfeste, Prozessionen, Wallfahrten wurden begünstigt; mit ängstlicher Gewissenhaftigkeit erfüllte er alle kirchlichen Obliegenheiten. Die Leutseligkeit, ein Habsburgischer Familienzug, wechselte bei ihm mit stolzer Zurückgezogenheit ab. Wird

doch selbst von Prinz Eugen berichtet, daß er seine Stellung zu den drei Kaisern mit den Worten bezeichnet habe, Leopold sei sein Vater gewesen, Joseph sein Bruder, Karl sein Herr. Die Herrschergaben des Kaisers waren gering: mit seinen Ministern, welche die „geheime Conferenz" bildeten, verkehrte er nur schriftlich. In diesem höchsten Rath der Krone führte der Graf Philipp Ludwig von Sinzendorf als Oberster Hofkanzler den Vorsitz, ein bejahrter Herr, von dem Jedermann wußte, „daß ihm sein eigener Vortheil als das Höchste galt, und daß er es deshalb immer mit demjenigen hielt, welcher gerade die Macht besaß, und von dem sich der beträchtlichste Gewinn versprechen ließ", dabei arbeitscheu, genußsüchtig und ungewandt in der Rede und Geschäftsführung. Auch der zweite im Rath, Graf Gundacker von Starhemberg, obwohl von unbescholtenem Charakter und seinem Stiefbruder, dem Feldmarschall an Verdienst nicht unebenbürtig, stand in so vorgerücktem Alter, daß er der Finanzverwaltung, die er früher mit Umsicht und Rechtschaffenheit geleitet und durch die Gründung der Wiener Stadtbank unvergeßlich gemacht hatte, nicht mehr gewachsen war. Die beiden andern, der uns aus der Vorgeschichte des spanischen Erbfolgekriegs bekannte Graf Aloys Raimund von Harrach (XII, 780), niederösterreichischer Landmarschall und Graf Königsegg, der nach seinem unglücklichen Feldzug gegen die Türken zum Oberhofmeister der Kaiserin Elisabeth ernannt worden war, hatten keine andern Verdienste, als daß sie dem hohen Adel angehörten, der wie eine undurchdringliche Phalanx die hervorragenden Aemter umlagert hielt. Nur einem einzigen war es gelungen, durch Talent und Fleiß diese Schranke zu durchbrechen — dem Hofrath von Bartenstein, dem rechtsgelehrten Sohne eines Straßburger Professors, der wie der Feldmarschall Traun u. a. durch Religionswechsel sich den Weg zu höheren Staatsämtern gebahnt (XII, 967). Allein gerade dieser, der als Protocollführer die Seele der geheimen Conferenz war, alle Staatsschriften verfaßte und dem Kaiser Vortrag hielt, wurde als Emporkömmling und Fremder von der Aristocratie gehaßt und wegen seiner Anmaßung, seines hochmüthigen Benehmens und seiner formlosen gesellschaftlichen Manieren verachtet. — Als ein schöner Charakterzug wird von Kaiser Karl gerühmt, daß er Treue und Glauben geachtet, fest an seinem Worte gehalten und auch bei Andern stets Wahrhaftigkeit vorausgesetzt habe. Seiner Gemahlin Elisabethe Christine, der eben so schönen als gebildeten und geistreichen Tochter des Herzogs von Braunschweig-Lüneburg, war er sein ganzes Leben hindurch in ehelicher Liebestreue zugethan.

Maria Theresia, die bei dem Tode Karls VI. im vierundzwanzigsten Jahre stand, vereinigte mit den körperlichen Vorzügen und der Bildung der Mutter den religiösen Sinn und Herrscherstolz des Vaters, überragte aber beide an Energie, Einsicht und politischem Verstand. Wenn sie in späteren Jahren es bitter beklagte, daß ihr Vater sie stets in völliger Unkenntniß der Staatsgeschäfte gehalten, so holte sie das Versäumniß durch ihre Arbeitskraft und ihre geistigen An- Maria Theresia.

lagen bald nach. „Mit einem lebhaften und durchdringenden Verstande', der scharf genug war, um die verwickeltsten Angelegenheiten zu entwirren, verband sie klares Urtheil und ein glückliches Gedächtniß." Ausgezeichnet durch Schönheit und Anmuth in Zügen, Gestalt und Haltung, von majestätischem Wesen, von lebhaftem Geiste und natürlicher Redegabe, Sanftmuth und Milde mit Festigkeit vereinigend, besaß sie alle die Eigenschaften, welche die Zuneigung und Verehrung der Menschen zu gewinnen geeignet sind; die Leutseligkeit und volksthümliche Vertraulichkeit, ein Erbtheil ihres Hauses verstand sie mit seltener Kunst am rechten Orte und zu rechter Zeit anzuwenden. Eine Juno in ihrer Erscheinung nahm sie im Laufe ihres tiefbewegten Lebens mehr und mehr auch das strenge Temperament und die Leidenschaftlichkeit der antiken Himmelskönigin in ihre Seele auf. Kaum jemals ist eine Thronbesteigung unter ungünstigeren Zuständen und Verhältnissen erfolgt, als die der jungen Kaisertochter. „Eine mißstimmte Bevölkerung, verarmte Provinzen, einen leeren Schatz, ein zertrümmertes Heer, abgelebte Greise als Minister und schwer beschuldigte Generale, dieß hatte ihr sterbender Vater ihr hinterlassen" und darin sollte sie Schutz finden und Hülfe in einer gespannten politischen Lage, bei einer bestrittenen Erbfolge.

Die pragmatische Sanction und der Kurfürst Karl Albrecht von Baiern.

Wir wissen, welche Mühe und Opfer Kaiser Karl aufgewendet hatte, um die europäischen Mächte zur Anerkennung seiner „pragmatischen Sanction" zu bewegen, jenes Hausgesetzes, kraft dessen die österreichischen Erblande ungetheilt bleiben und falls der Mannstamm aussterbe, auf die weibliche Linie übergehen sollten. Anstatt, wie Prinz Eugen gerathen, das Heerwesen in solchen Stand zu setzen, daß jeder Angriff von Außen leicht hätte abgewehrt werden können, verließ er sich auf die Zusagen der Höfe und setzte sein Vertrauen auf diplomatische Eide. Alle Regierungen waren für die pragmatische Sanction gewonnen worden; auch die beiden deutschen Fürsten, die durch ihre Vermählung mit Töchtern Josephs I. dem Kaiserhause nahe verwandt waren, der König-Kurfürst August III. von Sachsen, Gemahl der älteren Tochter Maria Josepha und Karl Albrecht (Albert) von Baiern, der die jüngere Erzherzogin Maria Amalia heimgeführt, hatten bei ihrer Verheirathung die verlangte Zustimmung abgegeben und allen Erbansprüchen auf die österreichischen Lande entsagt. Erst als die Aussicht auf einen männlichen Thronerben in der Kaiserfamilie immer mehr dahinschwand, wachten in München die alten Großmachtsgedanken wieder auf. Da man aus Rücksichten für die ältere Kaisertochter in Sachsen für die jüngere Kurfürstin von Baiern keine Erbfolgerechte geltend machen konnte, so griff man weiter zurück. Auf Grund einer Testamentsbestimmung Kaiser Ferdinand's I., wonach seine nach Baiern verheirathete Tochter Anna und ihre Nachkommen im Falle eines Aussterbens des männlichen Stammes der Habsburger das Erzherzogthum Oesterreich und das Königreich Böhmen erben sollten, erhob der Kurfürst Karl Albrecht Ansprüche auf diese Länder und legte bei dem Regensburger Reichstag Verwahrung gegen die pragmatische Sanction ein. Der Wiener Hof bewies

durch Vorzeigung der echten Urkunde, daß in dem Heirathsvertrag nicht von männlichen, sondern von ehelichen Nachkommen die Rede sei, und widerlegte damit die angeblichen Rechte des Münchner Prätendenten. Die juristische und diplomatische Welt war über die Rechtsfrage der Erbfolge getheilter Meinung. Nachdem in zahllosen Schriften und Deductionen die Gründe für und wider verhandelt worden, lag nur das Eine klar zu Tage, „daß nicht die Rechtsfrage, sondern die Machtfrage von entscheidender Bedeutung sei, daß die Kanonen das letzte Wort haben würden."

Die bourbonischen Höfe.

Allein die Gelegenheit war für die Bourbonen in Frankreich und Spanien zu günstig, als daß sie nicht den Augenblick hätten benutzen sollen, um die Machtstellung Oesterreichs zu brechen und die Besitzungen, die dem Donaustaat durch den Utrechter Frieden aus der spanischen Monarchie zugesprochen worden, demselben wieder zu entreißen. Eine junge unerfahrene Frau auf dem Herrscherthron des vielgestaltigen Ostreiches schien nicht in der Lage zu sein, die niederländischen und italienischen Landschaften zu schützen, wenn sie für die Existenz der eigenen Erbstaaten zu kämpfen haben würde, und ihr Gemahl Franz Stephan, der sein lothringisches Stammland höchst ungern gegen Toscana vertauscht und die Heimath seiner Ahnen noch nicht vergessen hatte, konnte dann nicht auf den Gedanken kommen, mit österreichischen Armeen die Wiedereroberung des Herzogthums Lothringen zu versuchen. Wie wenig man aber in Madrid den Verlust von Mailand verschmerzen konnte, haben wir in früheren Blättern erfahren. Die ehrgeizige Königin Elisabeth, die am spanischen Hofe das entscheidende Wort führte, wollte ihren Söhnen die italienischen Länder verschaffen, welche einst unter spanischer Herrschaft gestanden. Wir wissen, daß der ältere Don Carlos bereits in den Besitz von Neapel und Sicilien gekommen war (XII, 873); aber auch für den jüngeren Infanten, Don Philipp, sprach sie das Herzogthum Parma und Piacenza an, das Kaiser Karl bei dem Erlöschen des farnesischen Hauses eingezogen hatte.*) Es lag daher ziemlich nahe, daß beide verwandte Höfe daran dachten, das alte Bündniß mit Baiern herzustellen und den spanischen Erbfolgekrieg, dessen Früchte der Utrechter Friede verkümmert hatte, unter günstigeren Verhältnissen gegen dasselbe Habsburg zu erneuern. Daß zu gleicher Zeit noch andere Fürsten mit Forderungen hervortraten, konnte den Verbündeten nur vortheilhaft sein; denn weder die Ansprüche Friedrichs II. auf Schlesien, noch die Wünsche des Dresdener Hofes, durch einige Besitzungen in Böhmen und Mähren und durch die Erhebung Sachsens zu einem Königreich belohnt zu werden, standen den baierischen und bourbonschen Zielen im Wege. Frankreich konnte nur gewinnen, wenn in Deutschland das Ansehen und die Macht Oesterreichs vermindert ward, wenn mehrere Staaten zweiten Ranges in die Höhe kamen, und die Kaiserwürde nicht länger einen fast erblichen Character trug, sondern auf eine andere

*) Man bittet die Angabe XII, 873 Z. 7 v. u. in diesem Sinne zu verbessern.

Dynastie, durch eine wahrhafte Wahl überging, wenn Maria Theresia nur, wie man sie bereits nannte, „Königin von Ungarn“ blieb.

Gleich nach ihrem Regierungsantritt hatte sie ihren Gemahl, den Großherzog Franz zum Mitregenten ernannt, ohne daß jedoch dadurch die pragmatische Sanction und die darin festgesetzte Thronfolge geändert werden sollte; auch hatte sie ihm die Kurstimme von Böhmen übertragen, und nun war sie bemüht, ihm auch die Kaiserkrone zu verschaffen. Wäre dies geschehen, so konnte nach dem Tode des Königs Stanislaus leicht der Heimfall Lothringens an Frankreich wieder in Frage gestellt werden. Die Erhebung seines Bruders, Karl von Lothringen, eines feingebildeten Cavaliers von schöner Gestalt, einnehmendem Wesen und militärischen Kenntnissen, zur Würde eines Feldmarschalls und Oberbefehlshabers mußte die Bedenklichkeiten des französischen Hofes mehren.

Ludwig XV. und Karl Albert. Daher fanden die Bittgesuche, die der Kurfürst schon vor dem Tode des Kaisers nach Versailles gerichtet, immer mehr Beachtung. Die Anerkennung der pragmatischen Sanction war ja nur mit der Clausel „unbeschadet der Rechte eines Dritten“ gegeben worden und konnte also für hinfällig erklärt werden, zumal der Wiener Vertrag, in dem die Garantie enthalten war, die Bestätigung des Reichstags nicht erlangt hatte. Zwar trug der hochbetagte Minister Fleury lange Bedenken, die Politik des Friedens, in die er glücklich eingelenkt hatte, wieder aufzugeben, das erschöpfte Reich mit neuen Ausgaben zu belasten, der Krone Frankreich den Vorwurf der Wortbrüchigkeit oder doch der Zweideutigkeit zuzuziehen. Er ließ es daher nicht an beruhigenden Worten und Versprechungen gegen den österreichischen Gesandten fehlen, so daß man in Wien lange der Zuversicht lebte, das französische Cabinet würde an der pragmatischen Sanction festhalten. Allein der alte Minister war nicht mehr Herr der Situation. Eine Anzahl ehrgeiziger und ausschweifender Edelleute, voran die zwei Brüder Belleisle, Enkel des ehemaligen Oberintendanten Fouquet, der Prinz von Soubise, der Herzog von Richelieu u. a. hatten sich bereits des Königs bemächtigt und ihn auf die abschüssige Bahn geführt, die ihn und das Königreich dem Abgrunde zutrieb. Die Königin Maria Lesczinska, die in Folge häufiger Wochenbette frühe verblüht war und deren ganz auf religiöse Andachtsübungen gerichteter Geist die sinnliche, genußsüchtige und leichtfertige Natur ihres Gatten nicht zu fesseln vermochte, wurde mehr und mehr zurückgedrängt und durch Buhlerinnen ersetzt, die im Bunde mit jener frivolen Adelspartei den König durch den Reiz der Ueppigkeit und Wollust ganz in ihre Netze zogen. Mit Hülfe der Gräfin von Mailly drängten die beiden Belleisle und ihre Genossen den König zu einer Kriegspolitik, die Frankreichs Machtstellung vergrößern, ihnen selbst aber Gelegenheit zur Befriedigung ihres Ehrgeizes, ihrer Eitelkeit und Ruhmbegierde gewähren sollte. Der ältere der Brüder, Graf Karl Ludwig, ein talentvoller Mann von vornehmen Manieren, dessen ehrsüchtige Seele sich nach einem großen politischen Wirkungskreis sehnte, reichte eine Denkschrift ein, worin alle Gründe zu Gunsten eines Krieges in beredten Worten dargelegt waren. Man hoffte die Glanzperiode Ludwigs XIV. zurück-

zuführen. „Jetzt sei der ersehnte Augenblick gekommen," so lauteten die Sirenenstimmen in Versailles, „wo Frankreich den Sieg über Oesterreich vollenden und die Herrschaft über ganz Europa antreten könne. Das Haus Oesterreich müsse auf einige Provinzen eingeschränkt werden, so daß es nur noch eine untergeordnete Rolle im Reich spielen könne." Und allerdings waren die Aussichten verlockend genug. Der gutmüthige, ehrliche aber schwache und unselbständige Kurfürst von Baiern, der weder Geld noch Truppen besaß, und sich durch seine Neigung für höfischen Prunk und Vergnügungen zu Ausgaben verleiten ließ, die weit über die Kräfte seines überschuldeten Landes gingen, war gänzlich abhängig von Frankreich. Wenn der Versailler Hof ihm die Mittel gewährte, die Kaiserkrone und die schönsten Länder der österreichischen Monarchie an sich zu bringen, den stolzen Traum, den schon der Vater gehegt, zu verwirklichen, so erlangte Frankreich die Superiorität in der politischen Welt Europa's, so erreichte es die dominirende Stellung, wie sie dem Ehrgeize Ludwigs XIV. vorgeschwebt. Dieser Auffassung des Hofes und der Aristocratie mußte auch Fleury Rechnung tragen. Schrieb doch Karl Albrecht selbst so demüthige Briefe an den König und an den Minister, daß man von einem solchen Verbündeten Alles erwarten durfte. Er nannte Ludwig XV. seine „einzige Stütze und Hülfe", gab die Versicherung, „daß seine ganze Handlungsweise von der Haltung Frankreichs abhänge, daß er nichts ohne Einverständniß und Hülfe der französischen Krone unternehmen werde." Die Unterhandlungen zwischen dem Kardinal und dem baierischen Bevollmächtigten, Graf Törring, über die von Frankreich zu leistende Hülfe an Geld und Mannschaft hatten daher einen günstigen Verlauf. Fleury befreundete sich mit der Idee eines Krieges, dessen Ausgang er nicht erleben sollte.

Im Frühjahr bereiste Graf Belleisle die deutschen Höfe, um die Stimmung zu erforschen, durch Bestechungskünste Freunde und Bundesgenossen zu gewinnen und in Berlin und Dresden Verabredungen über ein gleichzeitiges kriegerisches Vorgehen wider Oesterreich zu treffen: In München wurde der eitle, hoffärtige Franzose, der durch Aufwand, Prachtliebe und Verschwendung die Macht und Herrlichkeit seines Souveräns in auffälliger Weise entfalten zu müssen glaubte, wie ein „Protektor" empfangen. Der französische Cavalier war für die Huldigungen, die ihm zu Theil wurden, nicht unempfänglich. Er rühmte in seinen Briefen den Fürsten als den dankbarsten Bundesgenossen Frankreichs, als einen Mann, „wie ihn Se. Majestät nur wünschen kann, um ihn auf den Kaiserthron zu erheben." Während seines Aufenthaltes scheint der berühmte Nymphenburger Vertrag zwischen Frankreich, Spanien und Baiern verabredet oder abgeschlossen worden zu sein, das schmählichste Denkmal deutscher Erniedrigung.

Der Nymphenburger Vertrag. März 1741.

Juni 1741.

Das Aktenstück wurde absichtlich geheim gehalten, damit nicht die öffentliche Entrüstung sich allzu laut kund gebe, daher auch vielfach die Echtheit desselben in Zweifel gezogen ward. Allein wie viele Gründe man immer gegen die Nymphenburger Tractate vorgebracht hat, an einem vertragsmäßigen Uebereinkommen, durch welches sich

Karl Albrecht in gänzliche Abhängigkeit zu Frankreich stellte, ist wohl nicht zu zweifeln, mag auch immerhin das Document im Pariser Archiv, das Schlosser abgeschrieben hat (Achtz. J. II. 22), in formaler Beziehung nicht correct sein. Die Frage nach der Echtheit des vorliegenden Vertrags oder nach dem genauen Inhalt des sonst zwischen Baiern und Frankreich getroffenen Abkommens ist endgültig noch nicht entschieden; auch die nach dem Vorgange von Droysen unlängst von Heigel versuchte Beweisführung, „daß der Nymphenburger Vertrag in der That nur eine Fiction, daß dieses häßliche Blatt aus der baierischen und deutschen Geschichte zu tilgen sei", vermag keine durchschlagende Ueberzeugung zu schaffen. Bei den im 18. Jahrhundert herrschenden laxen Begriffen von Patriotismus, nationaler Ehre und öffentlicher Moral, wird man durch die apologetische Tendenz leicht an den Spruch erinnert: „Die Botschaft hör' ich wohl, allein mir fehlt der Glaube"; nämlich der Glaube an die Uneigennützigkeit Frankreichs. Es steht mit der traditionellen Politik des Versailler Hofes gegenüber Deutschland wenig im Einklang, wenn man annehmen wollte, die französische Regierung habe so große Opfer gebracht in der einzigen Absicht, ohne eigenen Territorialgewinn einen Sprossen des Hauses Wittelsbach auf den deutschen Kaiserthron zu erheben. Nach der bisherigen Annahme war in dem Allianzenvertrag festgesetzt, daß der König von Frankreich den Kurfürsten von Baiern mit Truppen und Geld unterstütze, damit dieser die Kaiserkrone und seinen Theil an der österreichischen Succession erwerbe; dafür sollte der französische Monarch alle Städte und Landschaften behalten, welche seine Armeen dem Feinde abnehmen würden, sei es am Rhein sei es in den Niederlanden, selbst mit Einschluß der Barrière-Festungen, ohne daß der Kurfürst weder als Erbherr von Oesterreich noch als Kaiser von Deutschland sie jemals zurückfordern dürfe. Im Falle, daß der französische König in einem künftigen Frieden zur Herausgabe des Eroberten genöthigt sein würde, sollte er von Seiten des Reichs entschädigt werden. Den Spaniern wurde gegen die Zusicherung von Subsidien freie Hand in Italien gelassen. Diesseits und jenseits des Alpen sollte die österreichische Herrschaft verschwinden, das Kaiserreich zertrümmert werden. Die Einheit Italiens wurde als Maske für die Herstellung der bourbonischen Hegemonie in der Halbinsel verwerthet; die kleinen Staaten hoffte man durch Verträge oder mit Gewalt zum Anschluß zu bringen. Die geringen österreichischen Besatzungsmannschaften schienen nicht gefährlich. Man brachte jedoch nicht in Anschlag, daß Heerbefehl und Verwaltung in die Hände des Grafen Traun gelegt war, eines eben so gebildeten als tapferen Mannes aus Eugens Schule, der durch langjährige Dienste in Spanien, Sicilien und anderwärts sich politische und militärische Kenntnisse und Erfahrungen gesammelt hatte.

Frankreichs politische Thätigkeit.

Seitdem führte der französische Souverän und sein hoffärtiger prunkliebender Gesandter Belleisle die entscheidende Stimme in Deutschland. Der Kurfürst-König August III. von Sachsen-Polen, der bei der zu erwartenden Theilung Oesterreichs nicht leer ausgehen wollte, ließ sich gegen die Traditionen des Wettiner Hauses zum Anschluß an die Verbündeten bewegen, so schwer es auch dem Grafen Brühl ankam, mit Friedrich II. Hand in Hand zu gehen und die sächsischen Heere an der Seite der Preußen gegen den alten Schutz- und Bundesherrn ins Feld ziehen zu lassen. In Frankfurt, wo sich die Kurfürsten zur Kaiserwahl versammelten, wurde Belleisle wie ein deutscher Reichsfürst geehrt und gefeiert. Im Norden waren die Verhältnisse gleichfalls günstig. Wir wissen, wie tief verflochten die französische Diplomatie mit der Petersburger Palastrevolution war (XII, 912) und daß der Einfluß des Versailler Hofes in Stockholm sich mächtig

genug zeigte, einen Krieg zwischen Schweden und Rußland zu erregen, wodurch Elisabeth im Anfang von jeder Einmischung in die deutschen Angelegenheiten abgehalten war. Die conspiratorischen Umtriebe des Russen Lapuchin und der antifranzösischen Partei, einen neuen Umsturz zu Gunsten der nach Sibirien Verbannten zu bewirken, hatten zur Folge, daß die Beziehungen zwischen Petersburg und Wien sich ungünstig gestalteten, da der österreichische Gesandte Botta im Verdacht stand, mit den Verschwornen Verbindungen unterhalten zu haben, und daß der französisch-preußische Einfluß am Zarenhof das Uebergewicht erlangte. Elisabeth nahm es sehr übel auf, daß der Marquis Botta, den Lapuchin und seine Mitschuldigen bei dem peinlichen Verhör als den Haupturheber des Complotts bezeichneten, von dem Wiener Hof nicht wie sie verlangte ausgeliefert oder in Oesterreich selbst strenge bestraft ward. Maria Theresia hielt die Anschuldigungen für unerwiesen. Doch schloß sich die Zarin auch nicht an Preußen an. Wie sehr sie im Laufe des Krieges von beiden Parteien um Bundesgenossenschaft und Hülfe angegangen ward, sie ließ sich bis gegen Ende des Krieges nicht zu einer aktiven Theilnahme fortreißen. — In Italien wurde König Karl Emanuel von Piemont-Sardinien, obwohl mit einer Schwester des Großherzogs von Toscana vermählt, durch seinen staatsklugen allmächtigen Minister Marchese d'Ormea zum Anschluß an die Bourbonischen Höfe bewogen.

Auch Friedrich II. von Preußen, so selbständig und unabhängig er immer vorging, verschmähte doch nicht die guten Dienste, die ihm der Versailler Hof in seinem Kampfe gegen Oesterreich leistete. König Friedrich Wilhelm I. hatte für seine Anerkennung der pragmatischen Sanction und für seine treue Hingebung an das Kaiserhaus wenig Dank geerntet; sein großer Sohn, der seit einem halben Jahr die Krone von Preußen trug, zauderte nicht den Ausspruch seines sterbenden Vaters, „da steht Einer, der mich rächen wird", wahr zu machen. Gleich nach dem Tode des Kaisers hatte er den festen Entschluß gefaßt, sich diese Gelegenheit zur Vergrößerung seiner Macht und seines Gebiets nicht entgehen zu lassen. Noch ehe der baierisch-französische Bundesvertrag zum Abschluß gekommen, waren seine Heere bereits in das österreichische Gebiet eingedrungen. Seine Vergleichsvorschläge wurden in Wien zurückgewiesen; lieber hätte sich Maria Theresia mit Baiern verständigt; an Frankreichs feindselige Absichten wollte sie noch immer nicht glauben. Selbst als die große Bourbonsche Allianz im Verein mit den deutschen Gegnern des Hauses Habsburg sich fest zusammengeschlossen hatte und auch Preußen in den Bund zu ziehen suchte, zögerte Friedrich, die Waffenbrüderschaft mit Frankreich einzugehen; er fürchtete das französische Uebergewicht und hätte sich gerne mit Oesterreich um den Preis einer mäßigen Abtretung in Schlesien verständigt. Aber Maria Theresia wies alle derartigen Vorschläge mit Entrüstung zurück. Sie glaubte, daß jedes Abgehen von der pragmatischen Sanction eine Versündigung gegen Ehre und Pietät sei. Und würde sie denn nicht durch ein solches Nachgeben auch Sachsen und Baiern in ihren Ansprüchen ermuthigen?

Friedrich II. und Maria Theresia.

So beschloß sie denn die Waffen gegen ihren nächsten und gefährlichsten Feind zu erheben. Seitdem faßte in ihrem Herzen ein tiefer Groll gegen Friedrich Wurzel. Bis zum Ende ihrer Tage, versichert Arneth, sah Maria Theresia den preußischen König „als das böse Prinzip an, auf welches sie Alles zurückführen zu sollen meinte, was ihrem Staate, ihrem Hause und ihr selbst nur immer Widerwärtiges widerfuhr." Wurde doch sogar die Beschuldigung laut, österreichische Meuchelmörder trachteten dem preußischen König nach dem Leben! In diesem Groll stimmte Bartenstein mit seiner Gebieterin überein; daher er auch den größten Einfluß auf die Entschlüsse Maria Theresia's erlangte. Er bestärkte sie in ihrem Widerstand und sie schätzte ihn wegen seiner Talente, seiner Arbeitskraft und seines klaren Gedankenausdruckes in Schrift und Rede.

2. Friedrich II. und der erste schlesische Krieg.

Preußen und Oesterreich und die schles. Ansprüche. Seit drei Generationen war kein preußischer Herrscher aus dem Leben geschieden, ohne das Bewußtsein auszusprechen, von der österreichischen Politik hintergangen worden zu sein, und die Prophezeiung, daß unter den Nachfolgern ein Rächer erstehen werde. Wir wissen, wie schlechte Früchte seit des großen Kurfürsten Tagen die Hingebung an die Interessen Deutschlands und Oesterreichs, die energische Theilnahme an allen Reichskriegen dem preußischen Staate getragen; bei allen Friedensschlüssen wurde Preußen verlassen und zurückgesetzt, und in den kleinen territorialen Ansprüchen und Zielen des Hauses war es fortwährend von der mißgünstigen österreichischen Staatskunst hingehalten, vertröstet und schließlich hintergangen worden. Daß die traditionelle Hingebung der brandenburgisch-preußischen Kurfürsten und Könige am Ende in einen gewaltigen feindlichen Gegensatz umschlug, war die Folge einer fortgesetzten unehrlichen und mißgünstigen österreichischen Politik. Wir wissen, wie der große Kurfürst im Frieden von St. Germain (XII, 625 f.) um den Preis seiner Waffenthaten gebracht wurde; wir kennen (XII, 627) die alten brandenburgischen Ansprüche auf die schlesischen Herzogthümer, auf Jägerndorf, das im dreißigjährigen Kriege vom Kaiser einem Gliede des brandenburgischen Hauses abgenommen und ohne Rücksicht auf die Erbansprüche der Kurlinie niemals restituirt worden war, auf Liegnitz, Brieg und Wohlau, welche nach dem Erlöschen des piastischen Herzogshauses (1675) trotz der Erbverbrüderung mit Brandenburg (1537) eingezogen worden; wir kennen den schmählichen Handel, als man dem alternden Kurfürsten Friedrich Wilhelm I. seine schlesischen Ansprüche durch die Abtretung des Kreises Schwiebus abkaufte und schließlich nicht einmal diesen dürftigen Preis zahlte. Ebenso hinterhaltig und unehrlich hatte sich die österreichische Politik gegenüber einem andern preußischen Anliegen benommen. Wir kennen den Jülich-Klevischen Erbfolgestreit, der in seinen verschiedenen Phasen seit mehr als einem Jahrhundert in die große deutsche Politik eingriff. Der lange Hader zwischen Pfalz-Neuburg und Brandenburg war zuletzt im J. 1666 durch einen Vergleich beigelegt worden, der Kleve, Mark und Ravensberg dem brandenburgischen Kurfürsten, Berg und Jülich dem Pfalzgrafen zusprach und eine ewige Erbverbrüderung festsetzte (XII, 599). Da die neuburgische Linie, welche Jülich mit der Kurpfalz vereinigte, unter dem alten kinderlosen Kurfürsten
† 31. Decbr. 1742. Karl Philipp dem Aussterben entgegenging, so hatte Preußen kraft dieses Vertrags Ansprüche auf die pfälzische Hälfte jener niederrheinischen Besitzungen. Sich diese Ansprüche zu sichern und wenigstens das Herzogthum Berg mit Düsseldorf zu erwerben, war eines

der hauptsächlichsten Anliegen der auswärtigen Politik unter König Friedrich Wilhelm I. gewesen, während die Pfalz-Sulzbach'sche Linie wie im Kurfürstenthum so auch in der vollen Jülich-Berg'schen Erbschaft nachzufolgen strebte und Dank der österreichischen Unterstützung in der That auch die preußischen Ansprüche bei Seite schob. Die Zusage, den preußischen Wünschen in der Bergischen Sache zu willfahren, war, wie wir gesehen haben, eines der hauptsächlichsten Mittel, den König Friedrich Wilhelm in das österreichische Interesse zu ziehen und seine Garantie der pragmatischen Sanction zu erlangen, und doch hat sich vor- und nachher Kaiser Karl VI. in der bindendsten Weise anheischig gemacht, das Haus Sulzbach bei der ungeschmälerten Erbschaft zu erhalten. Mit dem Bruch dieser wesentlichsten Bedingung, unter der Preußen die Gewährleistung der pragmatischen Sanction übernommen, fiel selbstverständlich auch jede von preußischer Seite eingegangene Verpflichtung hinweg; schon Friedrich Wilhelm war mit Unwillen und Reue an seinem Lebensabend zum Bewußtsein gekommen, was der „Dank des Hauses Oesterreich“ bedeute, und weder moralisch noch juristisch konnte es Friedrich II. verdacht werden, wenn er nunmehr Genugthuung dafür verlangte, daß sich seine Vorfahren jahrzehntelang durch die österreichische Doppelzüngigkeit hatten hinhalten und hintergehen lassen, daß sie der übelbelohnten Ergebenheit an das habsburgische Haus manche schöne Gelegenheit zum Opfer gebracht hatten, die großen europäischen Verwicklungen zum Nutzen ihres eigenen Staates auszubeuten. Man mochte diese schlesischen Ansprüche eine antiquirte und zweifelhafte Rechtsfrage nennen, im preußischen Hause waren sie niemals aufgegeben und auch von österreichischer Seite mehrfach eine gewisse Entschädigungspflicht anerkannt worden. Es war nicht die Schuld des preußischen Hofes, wenn sie mehr als ein Jahrhundert ein unerledigter Gegenstand des Streites geblieben waren.

Nachdem Friedrichs Entschluß gefaßt war, folgte auch alsbald die Aus- *Der erste schlesische Krieg 1740—1742.* führung. Langer Rüstungen bedurfte man nicht, da Friedrich Wilhelm während seiner ganzen Regierung an der Wehrhaftmachung und Schlagfertigkeit des Heeres gearbeitet hatte. Gegen Ende des Jahres zogen die Preußen in Schlesien *Dezbr. 1740.* ein; Widerstand wurde Anfangs fast gar nicht geleistet; die Festungen waren in Verfall, österreichische Truppen gab es nicht viel in jener Gegend, und im schlesischen Volke selbst, dem die österreichische Herrschaft eine unaufhörliche Kette politischer und religiöser Drangsale darstellte, traten die lebhaftesten Sympathien für Preußen hervor. Nie ist ein Land leichter in Besitz genommen worden. Der protestantische Geist des Volkes, der trotz alles Zwanges nicht hatte ausgerottet werden können, war der beste Bundesgenosse der preußischen Herrschaft. Mehr als zwei Jahrhunderte war es her, daß mit dem Tode König Ludwigs von Ungarn und Böhmen (1526) Schlesien als ein Bestandtheil der böhmischen Krone an das habsburgische Haus gekommen, und doch zeigte sich nirgends Anhänglichkeit an die österreichische Herrschaft; die Religion, die Geschichte, die Interessen des Handels und Verkehrs wiesen Schlesien an den deutschen Norden, und Friedrich von Preußen erschien als Retter von langjährigem Druck. Nach wenigen Tagen konnte der preußische König in Breslau einziehen; bald war das ganze *3. Januar 1741.* Land mit Ausnahme einiger Festungen besetzt.

„Friedrich war in das Gebiet einer Macht eingedrungen“, heißt es bei Ranke, „die von dem stolzesten Selbstgefühl beseelt, über unerschöpfliche Hülfsquellen verfügte, die ein uraltes Ansehen

in Europa und eine Weltstellung besaß, die ihr unwillkürliche auf großen Interessen beruhende Sympathien verschaffte. Mitten in dem durch feierliche Friedensschlüsse festgesetzten System der europäischen Mächte hatte Friedrich Ansprüche erneuert, an welche außerhalb des brandenburgischen Hauses Niemand mehr dachte, große Landschaften als sein Eigenthum in Besitz genommen, ohne erst zu unterhandeln. Das eigenthümlich Charakteristische war, daß er mit Oesterreich doch nicht geradezu gebrochen zu haben meinte. Seine wohl erwogene Absicht ging allen Ernstes dahin, indem er sein Recht gegen Oesterreich geltend machte, diesem Hause doch wieder in den Bedrängnissen, die ihm wegen des Widerspruches gegen die pragmatische Sanction nothwendig bevorstanden, zur Seite zu stehen. Friedrich meinte das österreichische Erbfolgerecht nicht zu verletzen, indem er in Schlesien eindrang: denn er denke nicht daran zu erben; er nehme Provinzen in Besitz, die von Rechtswegen ihm gehören."

Schlacht bei Mollwitz. Eben war auch die Festung Glogau von dem Erbprinzen Leopold, dem Sohne des „alten Dessauers" durch einen kühnen Handstreich genommen worden, als Ende März der Feldmarschall Graf Neipperg mit 15,000 Mann aus Mähren heranrückte. Bei Mollwitz in der Nähe von Brieg kam es alsbald zur (10. April 1741.) ersten größeren Feldschlacht zwischen Preußen und Oesterreichern. Das preußische Heer war an Zahl und Uebung der Infanterie überlegen, die Stärke des österreichischen beruhte damals und während aller dieser Kämpfe auf seiner Uebermacht an Reiterei. Gleich beim Beginn des Treffens wurde denn auch der rechte preußische Flügel durch einen unwiderstehlichen Cavallerieangriff in wilde Flucht geschlagen, General Graf Schulenburg, der Neffe des berühmten venetianischen Feldmarschalls erschossen, der König selbst mit fortgerissen; auf das dringende Zureden seiner Generale verließ er das Getümmel und ritt von dannen, in der Meinung, die Schlacht sei für ihn verloren. Allein der tapfere Graf Schwerin und Prinz Leopold stellten das wankende Kriegsglück glänzend wieder her. Vor der kaltblütigen Ruhe, der festen Geschlossenheit und dem furchtbaren Feuer der preußischen Infanteriebataillone hielten die Oesterreicher nicht Stand. Neipperg befahl den Rückzug; das erste Zusammentreffen hatte gegen ihn entschieden und die moralische Wirkung des preußischen Sieges war noch größer als der militärische Erfolg. Friedrich ließ an diesem ersten Schlachtentage noch keineswegs sein volles Feldherrentalent erkennen; er sagt selbst von sich: „Es ging gleichsam um die Wette, wer die meisten Fehler machte, der König oder Neipperg; Mollwitz war die Schule des Königs und seiner Truppen." Wenige Wochen später (4. Mai.) capitulirte auch die Festung Brieg.

Preußisch-französische Allianz. Unter dem Eindruck des Mollwitzer Sieges schloß sich die antihabsburgische Allianz fester zusammen; der Nymphenburger Tractat wurde vereinbart; die französischen Werbungen im preußischen Feldlager wurden dringender. Auf der andern Seite näherte sich England immer mehr dem bedrohten Oesterreich, in welchem der Londoner Hof den besten Verbündeten gegen die französische Uebermacht auf dem Continent und eine Stütze in dem See- und Colonialkrieg gegen Frankreich erblickte. Die ungeschmälerte Aufrechterhaltung des Ostreiches schien der englischen Regierung eine Schutzwehr gegen eine entscheidende Verschiebung des europäischen Gleichgewichts und gegen den Rückfall Frankreichs in die Eroberungstendenzen Ludwigs XIV. zu bilden. Der Versuch des Londoner Hofes, die beiden deutschen Mächte auf Grund irgend einer Gebietsabtretung

in Schlesien zu versöhnen und so den König Friedrich vom Anschluß an Frankreich abzuhalten, wurde aufs Neue in Wien zurückgewiesen. Da schloß Friedrich, in Besorgniß, von einem Bund der Oesterreicher mit England und Rußland, Hannover und Sachsen erdrückt zu werden, die Allianz mit Frankreich ab. Ein solcher Schritt widersprach freilich der alten preußischen Tradition und Friedrich that ihn nicht ohne schwere Sorge und Ueberwindung, allein ohne denselben wäre er in einem Weltkampfe völlig isolirt gewesen. In dem Breslauer Vertrag, der auf fünfzehn Jahre geschlossen ward, entsagte Friedrich seinen Ansprüchen auf Berg zu Gunsten von Pfalz-Sulzbach und versprach dem Kurfürsten von Baiern seine Stimme bei der Kaiserwahl, wogegen ihm Frankreich den Besitz von Niederschlesien mit Breslau zusicherte; beide Mächte garantirten sich ihre Besitzungen in einer Defensivallianz. — Als endlich an den feindseligen Absichten Frankreichs, vor denen Maria Theresia so lange die Augen verschlossen, nicht mehr zu zweifeln war, der Kurfürst von Baiern bereits die österreichische Grenze überschritt, wäre man in Wien geneigt gewesen, der englischen Vermittlung Gehör zu schenken und ein Abkommen mit Preußen zu treffen. Es kam auch in der That die Verabredung von Kleinschnellendorf zu Stande, worin Maria Theresia Niederschlesien und Breslau an Preußen abzutreten sich entschloß, um nur von dieser Seite Frieden zu erhalten und das einzige österreichische Heer frei zu bekommen. Allein von keiner der beiden Seiten war man mit rechtem Vertrauen und Ernst bei der Sache; Friedrich argwöhnte in der österreichischen Nachgiebigkeit nur ein Mittel, ihn von seinen Bundesgenossen zu trennen. Die Waffen ruhten eine Weile; aber der Definitivfriede, den die Kleinschnellendorfer Uebereinkunft vorgesehen hatte, kam nicht zu Stande. Auch die Geheimhaltung des Abkommens, die Friedrich zur Bedingung gemacht, wurde keinen Augenblick gewahrt. Als nun das Waffenglück Oesterreichs sich gegen Erwarten rasch wieder erhob, als sogar Baiern der feindlichen Invasion erlag, da gerieth Friedrich in Besorgniß, ob jene unzuverlässige Abmachung ihn sicherzustellen geeignet sei. Wie er von dem wiedererstarkten Oesterreich um den Preis seiner Anstrengungen gebracht zu werden fürchtete, so war er auf der andern Seite auch stets von Mißtrauen und Eifersucht gegen die um sich greifende französische Macht mit ihren weitangelegten Plänen erfüllt. Es erwachte damals in ihm der Gedanke, sich gegen beide eine Schutzwehr durch ansehnliche Verstärkung von Baiern und Sachsen zu schaffen, ihnen bei der Erwerbung von Böhmen und Mähren behülflich zu sein. „Welch eine Stellung hätte Preußen eingenommen zwischen diesen durch eine großartige Dienstleistung gewonnenen, von Frankreich losgerissenen, dem Hause Oesterreich auf immer entgegengesetzten Nachbarn!" Es war eine Zeit, da sich die politischen Combinationen und Pläne fast jeden Tag veränderten, da ein Entwurf den andern drängte und je nach den wechselnden Aussichten und kriegerischen Erfolgen die Mächte ihre Stellung zu einander tauschten. Um sich auf alle Fälle den Besitz Schlesiens zu sichern, von Oesterreich bindendere Zusagen zu erlangen, den Gang der politischen und militärischen Ereignisse beherrschen zu können, beschloß Friedrich aufs Neue in die kriegerische Aktion einzugreifen.

5. Juni 1741.

Das Abkommen von Kleinschnellendorf und neuer Bruch mit Oesterreich.

9. Oct. 1741.

Es galt jetzt die Eroberung von Mähren, die der König im Vereine mit den Sachsen unternahm. Das Land fiel auch größtentheils in seine Hände, Olmütz, Iglau wurden besetzt, Brünn enge eingeschlossen; aber auf die Sachsen und Franzosen war so wenig Verlaß, im Lande selbst wurde der Widerstand so lästig, daß die Preußen den Rückzug nach Böhmen antraten, als die österreichische Hauptmacht sich gegen sie wandte. Der mährische Feldzug war gescheitert, allein in der Schlacht bei Chotusitz oder Czaslau zeigten die Preußen

Feldzug in Mähren und Böhmen.

Jan., Febr. 1742.

April.

17. Mai.

aufs Neue ihre kriegerische Ueberlegenheit. Hier bewährte sich in einem erbitterten hin und her schwankenden Kampfe zum ersten Male das glänzende Feldherrentalent Friedrichs, das recht eigentlich den Ausschlag gab; Prinz Karl von Lothringen, der Befehlshaber der österreichischen Armee, trat ungesäumt einen weiten Rückzug vor dem siegreichen Gegner an.

Der Friede von Breslau. Jetzt sah man in Wien die Nothwendigkeit ein, dem Frieden mit Preußen ernstliche Opfer zu bringen; man verzichtete auf die früher verlangte preußische Waffenhülfe gegen die bisherigen Alliirten, begnügte sich mit der Neutralität und erweiterte das Angebot in Schlesien, während Friedrich seinerseits den Plan aufgab, Mähren und Böhmen von Oesterreich loszureißen. Auf dieser Grundlage kamen die Präliminarien zu Breslau und im folgenden Monat der Friede (11. Juni. 27. Juli 1742.) von Breslau zu Stande. Darin wurde ganz Nieder- und Oberschlesien nebst der Grafschaft Glatz mit Ausnahme von Teschen, Troppau, Jägerndorf und dem Lande jenseit der Oppa an Preußen abgetreten.

Man hat es dem König wohl zum Vorwurf gemacht, daß er einen Sonderfrieden ohne seine Verbündeten abschloß. Aber ein Fürst, sagt Friedrich selbst, habe für den Vortheil einer großen Nation zu sorgen und ganz andere Pflichten als ein Privatmann; der Zufall, der im Glück der Waffen herrsche, und die Zweizüngigkeit der Politiker setze seine Armee dem Ruin, seine Völker dem Verderben aus; er werde seine Erwerbungen verlieren und seinen Schatz erschöpfen: könne man es einem Fürsten verargen, wenn er sich einem gewissen Schiffbruch entziehe? Die großen Pläne seiner Verbündeten, die selbst wenig genug thaten, auf eigene Kosten durchzuführen, konnte dem König im Ernste nicht zugemuthet werden; unterhandelten diese doch selbst insgeheim in Wien und die Erfahrung lehrte durch viele Beispiele, daß keine Macht der Zeit Bedenken trug, einen Separatfrieden abzuschließen, wenn sie ihre eigenen Interessen befriedigt sah. Es war das fast ein selbstverständlicher Vorbehalt in jenem bunten Wechsel der Allianzen, wie er damals die Politik beherrschte, und keine Macht hatte unter der Unzuverlässigkeit, dem Mangel an Ehrlichkeit und Aufrichtigkeit in der politischen Moral jener Tage mehr zu leiden gehabt, als eben Preußen. Zudem hatte Friedrich doch nur ein defensives Bündniß mit Frankreich, das durch seinen Rücktritt vom Kriege nicht verletzt wurde, wenn man gleich in Frankreich die Kunde mit Schmerz und Besorgniß vernahm.

Schlesien unter preuß. Herrschaft. Es war ein Land von ungefähr siebenthalbhundert Quadratmeilen und 1,200,000 Einwohnern, ein gutes Dritttheil des bisherigen Umfangs, was auf diese Weise dem preußischen Staate einverleibt wurde, ein Land voll alter Kultur, fruchtbar, wohlhabend und betriebsam. Die zweckmäßige und wohlwollende preußische Verwaltung, die alsbald eingeführt wurde, unter dem Minister von Münchow, mit ihrer religiösen Toleranz, ihrer gerechten Ausgleichung der Lasten, ihrer ergiebigen und doch schonenden Steuerordnung, ihrer Erleichterung des Bauernstandes, ihrer Pflege der Volksbildung, der Industrie und Landescultur, gewann die Herzen des schlesischen Volkes fest und dauernd, während zugleich die unausgesetzte Verbesserung des Heerwesens, der Ausbau der schlesischen Festungen den Entschluß kund gab, das Erworbene nicht wieder fahren zu lassen.

3. Oesterreichs Noth und Rettung.

In den Sommer- und Herbstmonaten des Jahres 1741 war Oesterreich in großer Bedrängniß. Während Friedrich von Schlesien Besitz nahm, zogen die Franzosen mit Heeresmacht über den Rhein. Die eine Abtheilung verband sich mit den Truppen Karl Albrechts, der bereits durch Ueberrumpelung der Stadt Passau den Krieg wider Maria Theresia begonnen, die andere rückte an den Niederrhein, um gestützt auf die durch Subsidien gewonnenen Kurfürsten von Köln und von der Pfalz eine drohende Stellung gegen Hannover zu nehmen und dadurch den König von England von dem Anschluß an Oesterreich abzuschrecken. Wir wissen, wie sehr sich Georg II. abmühte, durch seine Gesandten Lord Hyndford und Sir Thomas Robinson eine Vermittelung zwischen Friedrich und Maria Theresia zu bewirken. Auch der sächsische Hof, der lange zwischen einem Bunde mit Oesterreich und Frankreich geschwankt hatte, war endlich unter den Eindrücken der Mollwitzer Schlacht der antiösterreichischen Allianz beigetreten. Ohne sonderlichen Widerstand durchzog der baierische Kurfürst das fast wehrlose, über das „Ungemach und die Unkosten" des Krieges mißstimmte Oberösterreich; er konnte bereits im September als Sieger in Linz einziehen und einige Wochen nachher die Huldigung als Erzherzog entgegennehmen. Der größte Theil des Adels und fast der gesammte Klerus begrüßten den „gnädigsten Landesfürsten" mit Zeichen der Ergebenheit und verherrlichten die Festlichkeiten mit Geschenken. „So vermochte sich Karl Albrecht binnen wenigen Tagen einer der blühendsten österreichischen Provinzen zu bemächtigen; das Land ob der Enns schien für Maria Theresia verloren und nichts im Stande zu sein, des Kurfürsten Siegeszug nach Wien irgendwie zu hemmen". Der General Schmettau, ein ausgezeichneter Kriegsmann (XII, 921), der den österreichischen Dienst mit dem preußischen vertauscht hatte und von Friedrich nach Linz geschickt worden war, gab dem Kurfürsten den Rath, sofort auf die Hauptstadt loszurücken; bei der allgemeinen Bestürzung des Volkes, bei der Abneigung des Adels gegen den zum Mitregenten erklärten Großherzog Franz, den Fremdling und bei den mangelhaften Vertheidigungsanstalten würde er sich Wiens und Niederösterreichs eben so rasch bemächtigen können, wie des oberen Landes. Der ehrgeizige und gewinnsüchtige Schlesier hätte sich gerne für die gerichtliche Untersuchung, der man ihn unterworfen, und für die erfahrene Zurücksetzung gerächt. Aber Karl Albrecht wandte sich mit der baierisch-französischen Kriegsmacht nach Böhmen und gab dadurch dem Feldmarschall Khevenhüller, einem bewährten Kriegsmann aus Eugen's Schule Zeit, die Festungswerke in bessern Stand zu setzen und die Armee durch Einberufungen zu verstärken. Der Kurfürst fürchtete, die Preußen und Sachsen könnten ihm in der Besitznahme Böhmens zuvorkommen; er eilte daher, nun auch in Prag die Huldigung und die Königskrone zu empfangen. In der Umgebung Maria Theresia's herrschte damals solche Muthlosigkeit, daß man nicht nur mit Friedrich

Karl Albrecht in Linz und Prag und seine Kaiserwahl.

31. Juli 1741.

15. Sept. 1741.

den erwähnten Vertrag von Kleinschnellendorf abschloß, sondern auch mit Belleisle in Frankfurt Unterhandlungen eröffnete. Eben so rasch wie Oberösterreich fiel Böhmen. Während der Großherzog Franz, dessen kriegerische Unfähigkeit die von Liebe geblendete Gattin nicht einsah, als Oberbefehlshaber der österreichisch-böhmischen Streitmacht in langsamen Märschen heranrückte; nahm die französisch-baierische Armee, der sich die sächsischen Truppen unter Rutowsky, Moriz und zwei andern natürlichen Söhnen Augusts des Starken angeschlossen,
26. Nov. 1741. die Hauptstadt Prag mit stürmender Hand. Auch hier wurde in Gegenwart Belleisle's ein glänzendes Huldigungsfest gefeiert, wobei die ersten böhmischen Adelsgeschlechter den neuen König ihrer Treue und Ergebenheit versicherten und alle Stände in Unterwürfigkeit wetteiferten. Jetzt stand Karl Albrecht auf dem Höhepunkt seines Glücks. Auch der Kurfürst von Hannover (König Georg II. von England) sah sich durch die Nähe der französischen Truppen zu einem Vertrag bewogen, in dem er sich verpflichtete, der „Königin von Ungarn“ keinen Beistand zu leisten und bei der Kaiserwahl dem Kurfürsten von Baiern seine Stimme zu geben. Diese entschied sich denn auch, da man Böhmen von der Wahlhand-
24. Jan. 1742. lung ausschloß, einstimmig für Karl Albrecht. Frohen Herzens eilte er nach Frankfurt, um unter glänzenden Festlichkeiten, wonach seine Seele so großes Verlangen trug, als Kaiser Karl VII. gekrönt zu werden. „Bei solchen Gelegenheiten darf man nicht ans Sparen denken“, hatte er seinen Gesandten angewiesen.
12. Febr. 1742. Die Protestation Maria Theresia's blieb ohne Wirkung. Der neue Kaiser verlieh seinem prachtliebenden Gönner Belleisle, der mit seinen „goldbetreßten Myrmidonen“ zur Erhöhung der Feierlichkeit wesentlich beitrug, den Rang und Titel eines Reichsfürsten. Schon vorher hatte Ludwig XV. ihn zum Marschall und Herzog erhoben.

Maria Theresia und die Stände von Ungarn. Maria Theresia empfing die Kunde von dem Falle Prags in Preßburg, wohin sie sich um die Pfingstzeit begeben hatte. Sie brach in bittere Thränen aus, daß die edlen Geschlechter Böhmens so wenig Treue und Loyalität gezeigt, und nie vergaß sie die schweren Stunden, die sie damals durchlebt. Aber die harten Schicksalsschläge dienten nur dazu, ihre Standhaftigkeit und ihren Muth zu erhöhen. Jede Niedergeschlagenheit, jeder Gedanke von Nachgiebigkeit blieb ihrer Seele fern. „Ich bin eine arme Königin,“ sagte sie einst, „aber ich habe das Herz eines Königs.“ Dieser feste Muth sollte nicht wirkungslos bleiben; in dem Momente der höchsten Bedrängniß erlebte Oesterreich einen moralischen Aufschwung, eine großartige Kraftentfaltung, wie die ganze vergangene Geschichte des Reiches nichts Aehnliches aufzuweisen hatte. Auch in Ungarn war Karls VI. pragmatische Sanction anerkannt worden; aber war nicht zu erwarten, daß die ungarische Nation, die so oft mit der Wiener Regierung im Kampf gestanden, die Gelegenheit zur Abschüttelung der verhaßten Herrschaft der Deutschen, zur Herstellung des alten Wahlkönigthums benutzen würde? Konnte nicht die Pforte, bei der Bonneval, der Feind des Kaiserhofes noch immer in Ansehen stand, über

die Donau einbrechen, um das Gebiet von Temesvar wieder zu erobern? Zum Glück hatten die Habsburger, seitdem der innere Friede durch Rechtsverträge begründet war, unter den Magnaten einflußreiche und ergebene Freunde erworben, die jetzt für Maria Theresia thätig waren. Ein Gefühl von Ritterlichkeit lebte in den Herzen des waffenfrohen Adels und begeisterte die rauhen Kriegsmänner für den Gedanken, einer bedrängten und verlassenen Frau ihre Hülfe zu gewähren. Unter diesen Edelleuten standen Graf Johann Palffy, ein hochbejahrter Greis, der an der Seite des Prinzen Eugen ruhmvoll in den Türkenkriegen gefochten und so eben die Würde eines Palatinus erlangt hatte, der Feldmarschall und Judex Curiae Joseph Esterhazy und der Hofkanzler Graf Ludwig Batthyany in erster Linie. Zwar fehlte es auf dem Landtag, der am 18. Mai 1741 in Preßburg eröffnet wurde und über fünf Monate Sitzungen hielt, nicht an einer Oppositionspartei, welche auf eine selbständige Verwaltung durch Eingeborne, auf Reformen im Steuer- und Zollwesen, auf ausschließliche Verwendung der ungarischen Kriegsmannschaften im eigenen Land und auf andere Zugeständnisse im Sinne größerer Autonomie drang; als aber die jugendlich schöne Frau, die kurz zuvor ihren ersten Sohn Joseph geboren hatte (13. März 1741) im reichverzierten ungarischen Damenkleide die Donau hinabfuhr, das Fahrzeug mit ungarischen Fahnen geschmückt, und in einem „Inauguraldiplom" dem Königreiche alle Freiheiten, Privilegien und Rechte bestätigte, da legte sich allmählich der Widerstand. Am 25. Juni fand in der Kathedrale zu Preßburg die Krönung unter großen Feierlichkeiten statt, alles Volk rief: „Es lebe die Herrin unser König!" und die Würdenträger begrüßten sie bei der Huldigung als „geheiligte apostolische Majestät." Aber die Begeisterung war vorübergehend: Maria Theresia trug Bedenken, die weitgehenden Forderungen der Stände zu genehmigen; die geheime Ministerconferenz in Wien warnte sie, „einen privilegirten Staat im Staate zu schaffen, welchem bei der größten Fülle von Vorrechten das geringste Maß von Pflichten zufallen sollte", eine allgemeine Volksbewaffnung ins Leben zu rufen, die leicht gegen Oesterreich selbst gekehrt werden könnte. Die Verhandlungen zogen sich hin; die alte Antipathie gegen die Herrschaft der Fremden trat immer stärker hervor; die Königin konnte nicht durchsetzen, daß man ihren Gemahl als Mitregenten anerkannte. Erst als die Kunde nach Preßburg gelangte, daß eine französisch-baierische Armee in Oberösterreich eingebrochen, daß Böhmen und Mähren von den Feinden bedroht seien, da faßte Maria Theresia den festen Entschluß, sich den Magyaren rückhaltslos in die Arme zu werfen, das ritterliche Gefühl und die Loyalität der Magnaten anzurufen. Es war ein weltgeschichtlicher Akt als die Königin, nachdem sie sich der Ergebenheit der vornehmsten Adelshäupter versichert, die beiden Tafeln des Landtages auf das königliche Schloß entbot und im Trauergewande, die Krone des heiligen Stephan auf dem Haupte vom Throne herab mit kummervoller Miene die getreuen Stände Ungarns zum Schutze ihrer Person, ihrer Kinder, ihrer Krone aufrief. „Von Allen verlassen," sprach sie, 11. Sept. 1741.

„nehmen wir unsere Zuflucht einzig und allein zur Treue der Ungarn und zu ihrer altberühmten Tapferkeit. Was an uns liegt, soll geschehen, um den früheren glücklichen Zustand Ungarns und seines Volkes, den Glanz seines Namens wieder herzustellen. In all dem werden die getreuen Stände die Wirkungen Unserer gnädigen Gesinnung erfahren." Ihre Rede, mit bewegter Stimme und unter Thränen vorgetragen, machte auf die Versammlung den tiefsten Eindruck. Begeistert brachen alle Anwesenden in den Zuruf aus: „Wir weihen unser Leben und unser Blut." Die Scene war ergreifend genug auch ohne die später erfundene Legende, Maria Theresia habe dabei den sechs Monate alten Erzherzog Joseph auf den Armen gehalten. Sie hatte ihn in Wien zurückgelassen.

Die ungarischen Kriegsvölker in Oesterreich und Baiern. Die Wirkung dieses Auftritts übertraf alle Erwartungen. Die Worte der Königin waren von Herzen gekommen und gingen daher auch zu Herzen. Man fühlte, daß keine Komödie gespielt ward. Nun fand die Anerkennung des Großherzogs Franz als Mitregenten keinen Anstand mehr und durch das ganze Königreich drang der Ruf zu den Waffen, erscholl die Losung zum Volkskriege. In Kurzem zog aus Ungarns Niederungen und Grenzlanden eine gewaltige Streitmacht ins Feld. Die kriegerischen Völkerschaften an der Theiß und Marosch, die wilden zu Streifzügen und Ueberfällen geschickten Schaaren der Croaten, Slavonier und Grenzer, die Panduren in phantastischem Anzug, geführt von den kühnen Abenteurern Trenck und Menzel, und andere Kriegshaufen rückten unter dem tapferen Bernklau, der sein ganzes Leben im Lager und unter den Waffen verbracht, in Oesterreich ein, wo Feldmarschall Khevenhüller von Wien aus sich mit ihnen vereinigte und den Oberbefehl übernahm. Ohne namhaften Widerstand zu finden setzten sie über die Enns, trieben die baierischen und französischen Truppen mit leichter Mühe zurück und eroberten wieder die besetzten Städte.
24. Jan. 1742. Schon im Januar mußte Linz, nachdem die Vorstädte von den wilden Grenzern erstürmt und in Flammen gesetzt worden und der Mundvorrath ausging, von dem Befehlshaber, Grafen Segur vertragsweise übergeben werden; Khevenhüller zog als Sieger in die Hauptstadt Oberösterreichs ein und hielt Gericht über die ungetreuen oder schwachmüthigen Edelleute. Denn der Großherzog Franz, der sich bei der Armee eingefunden, hatte dem Feldmarschall ein Schreiben seiner Gemahlin überbracht, worin sie ihrem „Helden und getreuen Vasallen" so wie dem gesammten Heer Lob und Dank spendete, ihn aber zugleich ermahnte, „blind zu sein in der Verurtheilung der Meineidigen." So wie ihre Neigung, bemerkt Arneth, so schlug auch ihre Abneigung gar tiefe Wurzeln in ihrem Gemüthe. Nach Bernklaus
18. Jan. 1742. Sieg bei Schärding über Törring eroberten die österreichischen Truppen Passau zurück und drangen plündernd und verheerend nach Baiern vor, während von Süden her die Tiroler, die bei dieser Gelegenheit wieder ihre alte Anhänglichkeit an das Haus Habsburg bewährten, die Grenzen überschritten und bis nach Traunstein vorrückten. Um dieselbe Zeit, da Karl Albrecht durch Frankreichs Einfluß
Febr. 1742. und Hülfe unter großem Festgepränge mit der ersehnten Kaiserkrone geziert ward,

zogen die Feinde in seine Hauptstadt München ein, besetzten Landshut und ließen ihre wilden Reiterschaaren bis an den Lech streifen. Wie ein Menschenalter früher mußte das baierische Volk für den Ehrgeiz seines Herrschers mit schweren Bedrückungen und Kriegsleiden büßen. Noch lange gedachte man mit Schrecken der Räubereien und Greuelthaten der Panduren und Croaten. Seiner Erblande beraubt gerieth der neue Kaiser Karl VII. bald in solche Noth, daß er nur durch französische Unterstützung seinen Unterhalt dürftig zu bestreiten vermochte.

Gegen seinen Willen mußte Khevenhüller bald nachher einen Theil seiner Armee nach Böhmen entsenden, wo Prinz Karl von Lothringen den französisch-sächsischen Truppen und den gleichzeitig vordringenden Preußen nicht gewachsen war. Denn Böhmen galt als die „Braut", um welche alle Feinde Oesterreichs warben. Unter diesen Feinden war aber nur Friedrich II. zu fürchten, denn weder die Sachsen, die nur mit halbem Herzen bei der Sache waren, noch die Franzosen, deren Unterhalt aus so weiter Ferne schwer zu beschaffen war und deren Oberbefehlshaber Belleisle und Broglie mit einander in Hader und Zwietracht lebten, konnten auf die Dauer dem wieder gesammelten und gekräftigten Oesterreich widerstehen. Es war daher eine kluge Politik, daß Maria Theresia ihre Abneigung gegen den preußischen Rivalen überwand, und wie wir wissen, den Breslauer Frieden einging. Dieses Abkommen war besonders der vermittelnden Thätigkeit Englands zu danken, wo sich Regierung und Parlament, aus Eifersucht und Antipathie gegen Frankreich und Spanien mehr und mehr einer Allianz mit der „Königin von Ungarn" zuneigten und aus der schwankenden Haltung herauszukommen wünschten. Doch wollte Georg II. nicht gerne zugleich mit Preußen anbinden, weil sein Kurfürstenthum Hannover von zwei Seiten bedroht leicht in eine gefährliche Lage kommen konnte. Bei der britischen Nation war Maria Theresia so sehr in Gunst, daß Geldsammlungen zu einem freiwilligen Geschenke veranstaltet wurden und daß das Parlament auf den Antrag des neuen Ministers, Lord Carteret, eine namhafte Subsidie zur Kriegsunterstützung bewilligte. Wie schnell sanken jetzt die französischen Siegeshoffnungen! „Alle die stolzen Entwürfe zur Zertrümmerung der österreichischen Monarchie sah man mit einemmale gescheitert." Der greise Minister Fleury suchte einzulenken, aber seine Betheuerungen friedlicher und wohlwollender Absichten fanden bei der erzürnten Herrscherin in Wien keine gnädige Aufnahme.

Die veränderte Lage. März 1742.

Bald genug stellte es sich heraus, in welche bedenkliche Lage die französischen Heere in den entfernten Landen gerathen mußten, wenn sie nicht von deutschen Bundestruppen nachdrücklich unterstützt wurden. Man erging sich in Paris in den bittersten Schmähungen gegen Segur und den preußischen König. Vergebens suchte Belleisle, der Befehlshaber der Besatzungsarmee von Prag, einen Volkskrieg zu erregen, indem er im Namen des Kaisers Karl VII. ein Manifest ausgehen ließ, welches Allen, die wider Oesterreich die Waffen ergreifen würden, Befreiung von der Leibeigenschaft und einen dreijährigen Steuernachlaß verhieß; die Strenge, womit die Verbreiter des Aufrufs bestraft und die einzelnen Aufstandsversuche unterdrückt wurden, vereitelte das Vorhaben. In Kurzem war ganz Böhmen bis auf die Hauptstadt und einige feste Orte zum Gehorsam gebracht, und der Großherzog Franz rückte bereits mit der Gesammtmacht heran, um Prag durch eine Belagerung zur Unterwerfung zu zwingen. Nur der Lang-

Der böhmische Krieg. Rückzug von Prag.

samkeit und militärischen Unfähigkeit des Oberbefehlshabers hatten es die Franzosen zu danken, daß sich die Stadt, trotz des Mangels an Vorräthen, so lange hielt, bis die Heeresabtheilung, die bisher am Niederrhein gestanden, unter Marschall Maillebois sich durch die Oberpfalz der böhmischen Grenze näherte. Um ihm den Weg in das Königreich zu verlegen, gab der Großherzog die Belagerung Prags auf und rückte südwärts nach Baiern vor, den Feldmarschall Khevenhüller an sich ziehend. Dadurch gewann Belleisle Zeit, Proviant beizuschaffen und die Vertheidigungsanstalten zu verstärken, und in Baiern gelang es dem verbündeten Heer unter dem alten Seckendorff, der wie Schmettau den österreichischen Dienst verlassen und sich dem Kaiser zur Verfügung gestellt hatte, die schwache undisciplinirte Armee Bernklau's nach dem Inn zurückzubrängen und München
6. Okt. 1742. wieder zu besetzen. Wie freute sich Karl Albrecht, daß er seine Residenz wieder besuchen konnte, freilich nur auf kurze Zeit! Die beiden feindlichen Heere unter Maillebois und Franz verbrachten mittlerweile die Zeit mit Hin- und Hermärschen und geringfügigen Unternehmungen, so daß man in Paris wie in Wien des längeren Zuwartens müde ward und zu einer Entscheidung zu kommen suchte. Fürst Lobkowitz erhielt daher den Befehl, mit einem Theil der Armee des Großherzogs wieder vor Prag zu rücken, während Broglie sich in das Lager Maillebois' begab, um an dessen Stelle den Oberbefehl zu übernehmen und im Verein mit baierischen und sächsischen Bundestruppen dem Kaiser Böhmen zu erhalten. Bei der vorgerückten Jahreszeit war jedoch Broglie außer Stande, mit der Armee nach Prag zu ziehen und die Stadt zu entsetzen. Belleisle mußte somit darauf denken, sein Besatzungsheer, 11,000 Mann Fußvolk und 3000 Reiter aus der umlagerten Hauptstadt wegzuführen, ehe Hunger und Krankheit jede Rettung unmöglich machten. Denn seit der Uebergabe von Leutmeritz an die Oesterreicher war jede Zufuhr abgeschnitten. Die Art wie Belleisle diesen denkwürdigen Rück-
18.—27. December. zug von Prag nach Eger mitten im Winter durch die angestrengtesten Märsche bei Tag und Nacht über die schneebedeckte Waldgegend bewerkstelligte, fortwährend von Husaren umschwärmt, gab den Beweis, daß der militärische Geist der Franzosen noch nicht entschwunden und ihre Kriegskunst der österreichischen weit überlegen war. Es schmeichelte dem eitlen Herzen Belleisle's, daß ihn die Zeitgenossen als zweiten Xenophon priesen. Aber daß der Weg mit Todten, Verwundeten, Erstarrten und Verhungerten bedeckt war und selbst die Geretteten den Keim des Todes in der Brust trugen, konnte nicht verborgen werden. Es war die Folge des unüberlegten Kriegsplanes. Auf die Oesterreicher machte übrigens die kühne Kriegsthat solchen Eindruck, daß Lobkowitz mit dem Oberst Chevert, der mit etwa sechstausend Mann, zum Theil Kranke, in der Stadt zurückgeblieben war, eine Capitulation schloß, in Folge deren Alle mit Waffen und Feldzeichen
2. Jan. 1743. abziehen durften.

„Während der Marschall Belleisle seine Reiterei über Karlsbad nach Eger voraussandte, so schildert Arneth den Marsch, zog er selbst, um den Oesterreichern auszuweichen,

auf dem gebirgigen Wege über Steben und Ludiß dorthin. Furchtbar litten seine Truppen unter der eisigen Kälte, welche ein scharfer Nordwind über das Land gebracht hatte. Großentheils zur Nachtzeit, mit Benützung des Mondlichtes wurden die Märsche fortgesetzt. Wie siebenzig Jahre später in anderen Gefilden, so wurden jetzt in Böhmen die Lagerplätze des französischen Heeres durch ganze Haufen erfrorner Soldaten bezeichnet; die Straße war wie besäet mit Erstarrten und es war ein trauriges, phantastisches Bild, welches die französische Streitmacht darbot, wie sie im bleichen Lichte des Mondes durch die in Schnee und Eis begrabene Waldgegend dahinzog. Oft boten die mit Glatteis bedeckten Bergwege der Fortbringung der Wagen und des Geschützes unübersteiglich scheinende Hindernisse dar. Aber durch Belleisle's unbeugsamen Willen und durch die allen seinen Soldaten gemeinschaftliche Sorge, nur ja nicht dem Feinde in die Hände zu fallen, wurden sie am Ende doch überwunden. In der Nacht vom 23. auf den 24. December traf Belleisle zu Theusing ein; den Weihnachtsabend brachte er in Einsiedel zu, hier starb Graf Pachta in Folge der ausgestandenen Leiden. Um Mitternacht brach Belleisle von Einsiedel wieder auf; mit Tagesanbruch erreichte er den höchsten Punkt des Waldgebirges und zu Mittag stand er in Königswart. Am 27. verlegte er seine Truppen in der Nähe von Eger in die Quartiere. Er selbst veranschlagt seinen Verlust auf mehr als 1500 Mann; es darf jedoch ohne Uebertreibung angenommen werden, daß nicht viel mehr als die Hälfte der französischen Truppen in Eger diensttauglich eintraf."

Unter den Eindrücken dieser aufregenden Ereignisse schied Cardinal Fleury aus dem Leben. Mit Reue und Herzeleid fuhr er in die Grube hinab. Der Krieg, zu dem er sich so ungern entschlossen, hatte bisher nur Unfälle gebracht; und bereits schickte sich England an, in die Action einzutreten und ließ seine ersten Kriegsmannschaften in den Niederlanden ausschiffen. Bei dem gemeinsamen Interesse des Königs und der Nation, die Franzosen und Spanier nicht mächtiger werden zu lassen, die österreichischen Niederlande wie das Kurfürstenthum Hannover vor feindlichen Anfällen zu schützen, ließ sich ein energisches Eingreifen in den festländischen Krieg voraussehen.

Englands Theilnahme am Continentalkrieg. Fleury's Tod. † 29. Jan. 1743.

Noch vor dem Ausbruch des österreichischen Erbfolgekriegs war der erwähnte Handels- und Seekrieg zwischen Spanien und England ausgebrochen. Das Inselvolk benutzte die Vorrechte, die ihm der Utrechter Friede und andere spätere Verträge gewährten, um die Küstenländer und Inseln des spanischen America im Interesse seines Handels und seiner Industrie auszubeuten. So holten sie aus der Campechbay Färbeholz, von der Schildkröteninsel Tortuga oder Tortue, unweit der Nordküste von Haiti Salz und organisirten einen schwunghaften Schleichhandel mit den spanischen Colonien. Am Savannah war das neue Colonialland Georgien geschaffen worden, dem spanischen Florida ein Pfahl im Fleisch. Aus diesen und andern Ursachen gingen unaufhörliche Streitigkeiten zwischen den Seeleuten hervor, die im Parlamente zu heftigen Ausfällen und pathetischen Reden über die Grausamkeiten der Spanier Veranlassung gaben und im englischen Volke eine gereizte Stimmung hervorriefen. Mit welchem Entsetzen las man in den Zeitungen die grausige Schilderung, die Capitain Jenkins im Unterhause vortrug! Vergebens suchte der Minister Robert Walpole, der einen Krieg zu vermeiden strebte, die öffentliche Aufregung durch den Vertrag von El Pardo zu beschwichtigen; der Ausgleich genügte so wenig den Ansprüchen und Erwartungen des englischen Volkes, daß Walpole, wollte er sich noch länger auf seinem Posten erhalten,

Der englisch-spanische Krieg.

Jan. 1739.

der nationalen Stimmung nachgeben mußte. Im Oktober wurde der Krieg erklärt und sofort durch Kaperschiffe eröffnet; die Spanier, von Frankreich mit Matrosen und Seesoldaten unterstützt, leisteten kräftigen Widerstand. Es entspann sich in den Gewässern von America ein heftiger für beide Theile verlustvoller Seekrieg, der in vollem Gange war, als Europa durch den österreichischen Erbfolgekrieg in Flammen gesetzt ward. Der englische Admiral Vernon erstürmte Portobello und machte unermeßliche Beute; und um dieselbe Zeit, da Friedrich II. in Schlesien einfiel, suchte eine große Armada unter demselben Flottenführer Cartagena und die Landenge von Darien zu erobern, wobei Admiral Anson vom stillen Ocean aus behülflich sein sollte. Das Unter-
April u. Juli 1741. nehmen Vernons gegen Cartagena und Cuba hatte keinen Erfolg; bagegen erhöhte Anson durch die glückliche Umseglung der Südspitze von America und durch seine kühnen Fahrten und Wagnisse in dem noch wenig durchforschten großen Weltmeer den Ruhm des englischen Namens. Er landete an den Küsten von Chili und Peru, eroberte die reiche Stadt Panama, bemächtigte sich des mit Schätzen und Waaren beladenen Acapulco-Schiffes Hermione und kehrte nach einer dreijährigen Fahrt durch die australischen Gewässer an den Ladronen vorüber und um die Südspitze von Africa herum nach der heimathlichen Insel zurück, eine Weltfahrt, die auf die Phantasie der Zeitgenossen mächtig einwirkte. „Anson gewann eine verdiente Berühmtheit" bemerkt Bancroft, „durch seine Leiden, durch seine Klugheit und Vorsicht, durch seine muthige Ausdauer, und sein Name ward von allen Freunden der Romantik in ganz Europa genannt." Unter solchen Verhältnissen war es begreiflich, daß die englische Nation Partei für Maria Theresia nahm, daß das Parlament den König durch Bewilligungen in Stand setzte, zum Schutze Hannovers dänische und hessische Truppen in Sold zu nehmen. Aber sowohl Walpole als Georg II. konnten sich lange zu keiner direkten Theilnahme an dem Krieg entschließen: der König gab im Kurfürstencollegium seine Stimme dem französischen Schützling Karl Albrecht und beschränkte sich auf die Hut seiner deutschen Lande; Regierung und Parlament begnügten sich, die Königin von Ungarn mit Geld zu unterstützen. Ja der englische Admiral Haddock wagte nicht einmal die spanische Flotte und Seemannschaft, welche nach dem Golf von Genua übersetzten, um den Oesterreichern das Mailändische Herzogthum zu entreißen, an der Ueberfahrt zu hindern. Erst als
December 1741. Walpole, der bei dem neugewählten Parlament, das am Ende des Jahres zusammentrat, eine starke Opposition voraussah, den so lange behaupteten Vorsitz im Ministerium aufgab und als Graf Oxford einen Platz im Oberhaus einnahm, kam mehr Bewegung in das politische Leben. Lord Carteret (in der Folge Graf Grenville), der neben dem Herzog von Newcastle und seinem Bruder Pelham, den größten Einfluß in dem neuen Ministerrath besaß, bewirkte, daß das Parlament beträchtliche Summen bewilligte, theils zu Hülfsgeldern für Maria Theresia, theils zu neuen Werbungen von Truppen, die unter Lord Stairs in den österreichischen Niederlanden operiren sollten. Zugleich suchte das Londoner Cabinet die Generalstaaten zur Theilnahme zu bewegen und brachte es dahin, daß Karl Emanuel von Sardinien-Piemont, der, wie früher erwähnt, trotz seiner Verwandtschaft mit Franz von Toscana, Anfangs mit Frankreich und Spanien Hand in Hand gegangen war, von dieser Allianz zurücktrat und sich mit Oesterreich verständigte.

Die Vorgänge in Italien. Wir wissen, welche Vortheile die wechselnde Kriegspolitik dem Savoyischen Hause im achtzehnten Jahrhundert eintrug (XII, 826, 875). Aber diesmal mußte der Gewinn einiger Gebietstheile, welche ihm Maria Theresia in Aussicht stellte, durch kriegerische Anstrengungen gegen die Spanier in Modena und gegen die Franzosen in Savoyen verdient werden. Uebrigens wußte der savoyische Fürst, den man in den Wiener Hofkreisen als den „italienischen König von Preußen" bezeichnete, und sein gewandter

Minister d'Ormea den Vertrag mit Oesterreich so zu fassen, daß er stets freie Hand behielt, jede Wendung der Dinge in seinem Interesse zu verwerthen. Selbst der König von Neapel sah sich genöthigt, als der englische Admiral Matthews, bei dem ein ehemaliger Parteigänger Rakoczy's, Ladislaus von Veltes, für die Königin von Ungarn wirkte, vor die Hauptstadt fuhr und mit einem Bombardement drohte, den spanischen Aug. 1742.
Feldherrn Montemar seinem Schicksale zu überlassen. Dadurch wurde die spanische Armee, die schon bisher unter dem feigen und unfähigen Führer sehr wenig auszurichten vermocht hatte, noch haltloser und unthätiger. Franz von Este, Herzog von Modena, der sich der Bourbonschen Allianz angeschlossen, mußte sein Land den österreichisch-sardinischen Feldherrn überlassen und bei der Signorie von Venedig, die standhaft jede Parteinahme in dem Krieg von der Hand wies, Schutz und Zuflucht suchen. Erst als Graf de Gages an Montemar's Stelle den Oberbefehl übernahm, besserte sich die Haltung und Lage der Armee. Und wenn gleich in der Schlacht von Camposanto am Panaro das österreichisch-sardinische Heer unter dem Feldmarschall Traun 3. Febr. 1743.
den Sieg davon trug, so behaupteten sich doch die Spanier in Bologna. Trotz der militärischen Erfolge erfreute sich jedoch Traun nicht lange der Gunst des Wiener Hofes. Seine fortwährenden Geldforderungen wurden lästig, man gab ihm Schuld, daß er zu wenig Geschick und Einsicht für die Verwaltungsgeschäfte besitze, seine Beamten und Untergebenen nicht mit der gehörigen Strenge überwache. Er wurde daher aus Italien abberufen und erhielt das Generalcommando in Mähren. Sein Nachfolger wurde der hochfahrende anmaßende Fürst Lobkowitz, der sich mächtiger Familienverbindungen erfreute. Zum Gouverneur und Generalcapitän der Herzogthümer Mailand, Mantua, Parma und Piacenza ernannt, begab sich Lobkowitz in das österreichische Hauptquartier zu Carpi und empfing aus Trauns Händen den Oberbefehl. Um den Spaniern Bo- 10. Sept. 1743.
logna zu entreißen, rückte er in das päpstliche Gebiet ein, was zu gereizten Verhandlungen Oct. 1743.
zwischen Rom und Wien Veranlassung gab. Mehr als je trug man sich damals am österreichischen Hofe mit dem Plan einer Wiedereroberung Neapels. Wie im Jahre 1707 Graf Daun, so sollte Lobkowitz rasch nach Unteritalien vorrücken und mit Hülfe der habsburgisch gesinnten Neapolitaner das Königreich besetzen. Dazu wäre aber die Mitwirkung Englands und Sardiniens nöthig gewesen; und diese konnte nicht erlangt werden. Eine Habsburgische Vorherrschaft in dem Apenninenlande entsprach der Politik des europäischen Gleichgewichts eben so wenig wie eine Bourbonsche. Zudem wurde die englische Flotte durch die spanisch-französische im Schach gehalten und vor den Hyerischen Inseln zu einem Seetreffen gezwungen, das, obwohl es keine Entscheidung brachte, die Ab- 22. Febr. 1744.
berufung des Admirals Matthews und dessen kriegsrichterliche Verfolgung herbeiführte. Die Piemontesen hatten genug mit der Vertheidigung des nordwestlichen Italiens zu thun, namentlich seitdem die Republik Genua, aus Verdruß über den Wormser Vertrag, der ihr das Marquisat entreißen wollte, sich mit Spanien und Frankreich verbunden hatte. Dadurch kam Lobkowitz in eine unschlüssige Haltung; er verweilte Wochen lang in Rimini, von dem Wiener Hofkriegsrath Verhaltungsbefehle erwartend. Denn bei der Abhängigkeit der Feldherren von den Weisungen dieser obersten Militärbehörde wagte nur selten ein Heerführer auf eigene Hand vorzugehen. Zudem lag Lobkowitz mit seinen Obersten und dem Bischof von Gurk, der die Verbindungen mit der habsburgischen Partei in Neapel leitete, in ewigem Hader. Dennoch traf der österreichische Heerführer endlich Anstalten zur Eroberung Unteritaliens. Es war dem heil. Vater sehr gegen den Sinn, daß Lobkowitz durch Rom zog und seine Truppen die Höhen 24. Mai 1744.
des Sees von Nemi besetzen ließ und daß der Kirchenstaat in Gefahr kam, der Schauplatz des Krieges zwischen Oesterreich und den spanisch-neapolitanischen Heeren zu werden. Er konnte nicht verhindern, daß Lobkowitz mit seiner Armee an die neapolitanischen

Grenzen vorrückte und mit den Feinden handgemein ward. Die Lage wurde drohender, als eine von dem Bischof von Gurk im Namen Maria Theresias verbreitete Proclamation die Neapolitaner durch glänzende Verheißungen zum Abfall von dem spanischen Regimente zu bewegen suchte und aufrührerische Bewegungen im Rücken des Königs Karl entstanden. Wäre der Plan des Feldmarschalls Browne, der unter Lobkowitz diente, gelungen, nämlich durch einen nächtlichen Ueberfall die Stadt Velletri in seine Hände zu bringen und den daselbst weilenden König sammt der Besatzung gefangen zu nehmen, so hätte wohl das neapolitanische Königreich wieder unter die habsburgische
10./11. Aug. 1744. Herrschaft kommen mögen: aber nach einem heftigen und blutigen Kampf an den Thoren und in den Straßen der Stadt, wurde der Angriff abgeschlagen und Browne zum Rückzug genöthigt. Nun mußte die Expedition gegen Neapel aufgeschoben werden. Lobkowitz bezog aufs Neue das Lager von Nemi, wo er so lange unthätig verweilte,
Nov. 1744. bis er den dringenden Befehl erhielt, seine Truppen nach Oberitalien zu führen, um in Verbindung mit Karl Emanuel Piemont und Mailand gegen die mit verstärkten Streitkräften heranrückenden Feinde zu schützen. Man fürchtete in Wien einen neuen Umschlag in der Kriegspolitik des sardinischen Königs. Karl von Neapel folgte dem Abziehenden, der seinen Marsch über Bologna nach Modena richtete, auf dem Fuß; nach einigen Wochen hielt er seinen Einzug in Rom, von dem Papst als Befreier mit Freuden empfangen. In Oberitalien aber gingen die Spanier unter Gages und dem Infanten Don Philipp zum Angriffskrieg über. Da überzeugte man sich in Wien, daß Lobkowitz, der seine hohe Stellung weniger seinen Fähigkeiten als seiner vornehmen Geburt und mächtigen Gönnerschaft verdankte, der Aufgabe nicht gewachsen sei. Er wurde daher auf den ausdrücklichen Befehl der Königin selbst abberufen und das Ober-
Frühjahr 1745. kommando über die österreichischen Truppen in Italien in die Hände des Fürsten Wenzel von Liechtenstein gelegt. Aber das vereinigte französisch-spanische Heer unter dem Oberbefehl des Infanten Don Philipp, dem die Genuesen Hülfstruppen und Vorschub gewährten, war der feindlichen Kriegsmacht weit überlegen; die Verbündeten eroberten
Sept.—Dec. 1745. Tortona, besetzten Parma und Piacenza, nahmen Pavia, Alessandria und Asti ein und bemächtigten sich nach dem Treffen bei Bassignana der Stadt Mailand und der ganzen Lombardei, so daß im nächsten Frühjahr den Oesterreichern von ihren italienischen Besitzungen nur die Citadelle von Mailand und die Festung Mantua übrig blieben. Das französische Cabinet ging bereits mit Theilungsplänen um, durch die das Haus Oesterreich aus ganz Italien verdrängt werden sollte. Den König von Sardinien gedachte man durch die Aussicht auf einen Antheil an der Beute wieder von Maria Theresia abwendig zu machen und auf die andere Seite zu ziehen.

Gehobene Stimmung in Wien. Mit der Einnahme von Prag und der Schlacht von Camposanto trat für Oesterreich eine Wendung der Dinge ein, wie man sie vor einem Jahre für unmöglich gehalten hätte. In der Wiener Hofburg wich die trübe Stimmung einer heitern Geselligkeit und die Lust, welche Maria Theresia für Carouselpartien, für gesellschaftliche Vergnügungen, für Reiten und Tanzen an Tag legte, gab Zeugniß von der gehobenen freudig erregten Gemüthsverfassung! Wie bewunderten die Ungarn und der österreichische Adel die Monarchin, die hoch zu Roß dahin sprengte, so daß die Begleiter ihr kaum zu folgen vermochten! Die alten Cabinetsminister Sinzendorf und Harrach waren aus der Welt gegangen und wurden durch jüngere Kräfte ersetzt; und schon legte der Mann, der in der Folge eine so hervorragende Stellung einnehmen sollte, Graf Wenzel Kaunitz, an dem

päpstlichen Hofe, wohin er die Nachricht von der Geburt des Erzherzogs Joseph gebracht, und in Turin bei Karl Emanuel die ersten Proben seiner staatsmännischen und diplomatischen Kunst ab. Im Frühjahr sollte die Krönung Maria Theresia's in Prag vor sich gehen und damit die Wiedervereinigung des Königreichs Böhmen mit Gesammtösterreich besiegelt werden. Aber sollten die Magnaten und hohen Würdenträger, die sich so sehr beeilt hatten, dem baierischen Prätendenten und französischen Schützling Karl Albrecht ihre Huldigungen darzubringen und in dessen Dienste zu treten, ungestraft ausgehen und wohl gar bei der bevorstehenden Ceremonie die Ehrenämter wieder versehen? Ein solcher Gedanke war dem stolzen und strengen Gemüthe der Oesterreicherin unerträglich. Daher wurde eine Gerichtscommission niedergesetzt, welche die Haltung des Adels und der hohen Beamtenschaft bei der Besitznahme Böhmens durch die baierisch-französischen Truppen prüfen und die Schuldigen bestrafen sollte. Zwar hatte Lobkowitz in der Capitulation ausdrücklich versprochen, „die Bewohner von Prag sollten wegen des Eides, den sie dem König geschworen, oder wegen der Dienste, welche sie ihm geleistet hätten, keine Rechenschaft abzulegen haben;" allein der Wiener Hof hielt sich nicht verbunden, dieses von dem Feldmarschall eigenmächtig ertheilte Zugeständniß zu erfüllen. Und so wurden denn viele der angesehensten Edelleute und Würdenträger mit Verweisung, Gütereinziehung oder Geldbußen bestraft. Manche wußten durch Familienverbindungen oder Rechtfertigungsschriften Nachsicht oder Verzeihung zu erwirken.

Desto mehr hatten die Juden, denen die Königin während ihres ganzen Lebens abhold war, die sie stets als die „ärgste Pest des Staats" betrachtete, unter ihrem Zorn zu leiden. Nicht nur daß sie mit hohen Geldbußen belegt wurden, Maria Theresia erließ das Gebot, daß alle Juden aus Prag, ja aus ganz Böhmen und Mähren ausgewiesen werden sollten. Vergebens verwendeten sich England und Holland für die Bedrängten; vergebens machten die Stände und Stadträthe Vorstellungen gegen eine Maßregel, die dem Handel und Wohlstand des Landes die größten Nachtheile bringen würde; Jahre lang mußten die Juden die Hauptstädte Prag und Olmütz meiden. Alles was man in Wien erzielen konnte, war eine Verlängerung der Ausweisungsfrist, während deren die Prager Judenschaft in den umliegenden Ortschaften sich aufhalten durfte. Erst nach und nach legte sich der Zorn der strengen Herrscherin. Auf wiederholtes Ansuchen der Beamten und der städtischen Einwohner willigte sie ein, daß den Bedrohten der Aufenthalt auf weitere zehn Jahre gestattet werde, eine Beschränkung, die jedoch nur die gänzliche Zurücknahme des Befehls verhüllen sollte. *Die Judenschaft in Böhmen.*

Nachdem auf diese Weise der vergeltenden Strafgerechtigkeit Genüge geschehen, ward die Krönungshandlung in Prag mit den herkömmlichen Ceremonien vollzogen. Die Feierlichkeit und die Feststimmung wurde wesentlich erhöht durch die Botschaft, daß wenige Tage zuvor Prinz Karl und Feldmarschall Khevenhüller bei Simbach unweit Braunau einen glänzenden Sieg über das kaiserliche Heer davon getragen und die Wiedereroberung Baierns begonnen hätten. Schnell genug ging diese Wiedereroberung vor sich. In Kurzem war alles Land zwischen Inn und Isar in den Händen der Oesterreicher, die Städte Dingolfing, Landau, *Krönung in Prag. Dettingen und der Krieg in Baiern. 12. Mai 1743.*

Deggendorf wurden ausgeplündert und in Flammen gesetzt, München wieder erobert und der Kaiser aufs Neue zur Flucht gezwungen. „Das Unglück wird mich nicht eher verlassen, bis ich es verlasse", rief er schmerzlich aus. Von Noth und Kummer umgeben knüpfte er durch Seckendorf Unterhandlungen mit Karl von
27. Juni 1743. Lothringen und Khevenhüller an. Es kam auch wirklich zu einer Convention; allein Maria Theresia verzögerte die Ausführung. Man trug sich in Wien mit dem Gedanken Baiern an sich zu reißen, den Kurfürsten mit den österreichischen Niederlanden oder mit dem wieder zu erobernden Elsaß zu entschädigen. Ueberhaupt stiegen mit den Erfolgen auch die Ansprüche: wir wissen, daß Schritte zur Eroberung von Neapel gethan wurden. Noch stärker traten diese Ansprüche hervor, als die „pragmatische Armee" unter Lord Stairs, bestehend aus Engländern, Oesterreichern, Hannoveranern und britischen Soldtruppen, bei welcher sich König Georg II. selbst und sein zweiter Sohn, der Herzog von Cumberland einge-
27. Juni 1743. funden hatten, an den Main vorrückte, und in der Schlacht von **Dettingen** über das französische Hauptheer unter Marschall Noailles einen ruhmvollen Sieg davontrug. Doch wurde der Sieg von Seiten der Verbündeten nicht zu einem raschen einmüthigen Vorgehen benutzt; daher Noailles und sein Neffe Grammont, der in der ehrgeizigen Sucht nach persönlicher Auszeichnung und ritterlicher Bravour durch einen übereilten Angriff den Verlust der Schlacht hauptsächlich herbeigeführt hatte, Zeit fanden, sich in guter Ordnung vom linken Mainufer über den Rhein zurückzuziehen. Während König Georg II., welcher den Oberbefehl führte, mehrere Wochen unthätig in Hanau verweilte, verdrießlich daß die österreichische Armee in Baiern sich nicht mit ihm vereinigen wollte, vollendeten die Führer der letzteren die Eroberung des Landes und zogen dann die Donau überschreitend in langsamen Märschen nach dem Oberrhein. So handelte jede der beiden Abtheilungen des verbündeten Heeres auf eigene Hand, wodurch nothwendig die Energie der Kriegführung geschwächt werden mußte. Im Herbst stand die pragmatische Armee unter König Georg, der sich unbedingt von den Rathschlägen des unfähigen Generals Neipperg (XII, 921) leiten ließ, so daß Lord Stairs unwillig sein Commando niederlegte, in der Gegend von Worms und Speier theils auf dem linken, theis auf dem rechten Rheinufer, indeß Prinz Karl um Breisach und Freiburg Stellung nahm. Die Absicht, Elsaß und Lothringen zu besetzen, wurde aufgegeben; man begnügte sich mit Proclamationen an die Bevölkerung, das „unerträgliche französische Joch" abzuwerfen, die aber ohne alle Wirkung blieben. Mittlerweile wurden die französischen Besatzungstruppen von Ingolstadt und Eger, jene durch Bernklau, diese durch Kolowrat zur vertragsmäßigen Ergebung gezwungen und damit die Unterwerfung von Böhmen und Baiern vollständig gemacht.

Verträge mit Sardinien u. Sachsen. Diese Erfolge verdankte Maria Theresia hauptsächlich der klugen Politik gegenüber Preußen. Daß es ihr gelungen war, durch rechtzeitige Nachgiebigkeit Friedrich II. von den übrigen Verbündeten zu trennen, hatte sie vor größeren

Verlusten bewahrt. Und dieselbe Politik wurde nun auch bei dem Fürsten angewandt, den man stets mit dem Preußenkönig verglich, bei Karl Emanuel von Piemont-Sardinien. Von den Bourbonen wie von dem Wiener Hof viel umworben, hatte der kluge Fürst die entscheidende Stimme in Italien, wie Friedrich II. in Deutschland. Und Niemand wußte diese Stellung besser zu verwerthen als der König und sein Minister. Er konnte in Wien mit vollem Rechte geltend machen, daß die Bourbonischen Höfe ihm für seinen Beitritt zu ihrem Bunde das Herzogthum Mailand und noch andere Landerwerbungen gerne zugestehen würden. Er konnte mit dem Abfall von der österreichischen Sache drohen, wenn ihm nicht für seinen ferneren Beistand Compensationen gewährt würden. Jetzt schickte er einen Gesandten in das Hauptquartier der pragmatischen Armee in Worms, welcher auf eine endgültige Entscheidung bringen oder nach Versailles zur Abschließung eines Bundesvertrags sich begeben sollte. Es war dem König schwerlich ganz ernst mit dieser Alternative, denn eine Bourbonische Hegemonie konnte ihm nicht erwünscht sein. Welche Stellung hätte sein Stammland Savoyen-Piemont zwischen Frankreich und einem spanischen Mailand eingenommen! Aber er erreichte seinen Zweck. Unter englischer Vermittelung und Fürsprache wurde in Worms zwischen Oesterreich, England und Sardinien-Piemont ein Kriegsbund 13. Sept. 1743.
abgeschlossen, wodurch Karl Emanuel der pragmatischen Sanction beitrat und eine Kriegsmacht von 45,000 Mann zur Vertheidigung der österreichischen Besitzungen in Italien zu stellen versprach. Zur Entschädigung für seine Opfer sollte er von Maria Theresia erhalten: Stadt und Gebiet von Vigevano, alles Land am rechten Ufer des Lago maggiore und des Tessin, das Gebiet von Pavia am linken Ufer des Po, endlich Piacenza mit seinem Gebiet bis an die Stura. Auch das von Kaiser Karl VI. den Genuesen käuflich überlassene Marquisat Finale sollte gegen Rückerstattung der Kaufsumme an die Republik dem Sardenkönig abgetreten werden. England verpflichtete sich, an Karl Emanuel eine jährliche Subsidie von 200,000 Pfd. zu entrichten und den festländischen Krieg mit einer Mittelmeerflotte zu unterstützen. In einer Nachtragsconvention wurde von England der Königin von Ungarn die Fortbezahlung von 300,000 Pfd. für die Dauer des Krieges und Schadloshaltung zugesichert. Dagegen wurde der Vorschlag des Wiener Cabinets, Baiern mit Oesterreich zu vereinigen und das Haus Wittelsbach in Italien zu entschädigen, von England nicht gebilligt und von Friedrich von Preußen aufs Entschiedenste verworfen. Dennoch blieb man in der Hofburg dem Grundsatz treu, „Baiern zu behalten, ohne viel davon zu reden." Man ließ sich weder durch die „Scheelsucht" Preußens noch durch die Protestschriften des Kaisers von dem Gedanken abbringen, das Kurfürstenthum als Ersatz für Schlesien zu erlangen. Alle Friedensanträge, welche auf eine Räumung des Landes hinausliefen, wurden zurückgewiesen; und um in einem neuen Krieg wider Preußen, der vorauszusehen war, mit ungetheilten Kräften auftreten zu können, schloß Oesterreich mit Sachsen einen Defensivtractat ab. Wir wissen wie unheimlich 20. Decbr. 1743.

dem Grafen Brühl von jeher das Zusammengehen mit Preußen war. Er ergriff daher die Gelegenheit, da man in Wien ein freundliches Entgegenkommen bot, um dem pragmatischen Bunde beizutreten. Wie sehr auch die Kurfürstin-Königin Maria Josepha voll Neid auf die vielbewunderte verwandte Herrscherin blickte; so war doch die Eifersucht auf Preußen noch ein mächtigerer Stachel und die Subsidiengelder, die England in Aussicht stellte, verfehlten nicht ihre Wirkung auf die habgierige Seele des Ministers. So wurde denn die österreichische Erbfolgeordnung aufs Neue anerkannt und der Königin von Ungarn der ruhige und ungeschmälerte Besitz ihrer „innehabenden" Erbländer gewährleistet. Daß dem König August dafür der freie Durchzug von Sachsen nach Polen mit 1200 Mann durch österreichisches Gebiet gestattet sein sollte, war ein geringes Zugeständniß und das Successionsrecht, das Maria Theresia für den Fall des Erlöschens ihrer eigenen Nachkommenschaft der Dresdener Erzherzogin und ihren Descendenten gewährleistete, war unter den obwaltenden Verhältnissen eine bedeutungslose Formel.

4. Der zweite schlesische Krieg und die Vorgänge in den Niederlanden und in Großbritannien.

Ausdehnung des Kriegs. So trat Oesterreich mit gesteigerten Hoffnungen in das neue Jahr ein: Während Kaiser Karl VII., der erste Monarch der europäischen Staatenwelt, in Dürftigkeit und Abhängigkeit fern von der Heimath kummervoll dahinlebte, sann Maria Theresia darüber nach, wie sie die abgetretenen Territorien wieder gewinnen, ehemalige Besitzungen zurückerobern, das bezwungene Baiern behalten und die entlegenen Landestheile sicher stellen möchte. Dem Bruder ihres geliebten Gatten, Prinz Karl von Lothringen, der die österreichischen Heere vom Inn bis zum Rhein geführt, vermählte sie ihre schöne Schwester, die Erzherzogin Marianne und ernannte ihn zum Statthalter der Niederlande. Die Vermählung mit einem länderlosen Fürsten konnte als unebenbürtig gelten. Dieser Makel wurde abgestreift, wenn demselben dereinst das Erbe seiner Väter, das Herzogthum Lothringen wieder zu Theil werden würde. Begleitet von Kaunitz, den die Königin zum Oberhofmeister der Erzherzogin ernannt, trat im Februar das neuvermählte Paar
26. Jan. 1744. die Reise nach Brüssel an. Kurz zuvor war Khevenhüller aus der Welt gegangen; an seiner Stelle erhielt Graf Traun den Oberbefehl über die Heere in Baiern. Er sollte die Bewegungen des Prinzen Karl am Rhein unterstützen. Denn die Königin war nicht minder begierig als ihr Gemahl und ihr Schwager, Lothringen und Elsaß zu einem Habsburgischen Besitzthum zu machen. Es war ihr daher ganz recht, daß Frankreich die bisherige Fiction, als ob es nur als Bundesgenosse des Kaisers Karl VII. an dem Kampfe Theil nehme, endlich aufgab und
15. März 26. April 1744. im Frühjahr mit einer offenen Kriegserklärung an England und Oesterreich hervortrat. Damit nahm der Krieg einen europäischen Charakter an und das Bündniß zwischen dem Londoner und dem Wiener Cabinet gewann größere Festigkeit.

Wie vor vierzig Jahren war der größte Theil von Europa wieder zu einer Allianz gegen Frankreich vereinigt; nur daß jetzt außer dem baierischen Kurfürsten ein weit stärkerer Bundesfreund sich abermals an Frankreichs Seite stellte — König Friedrich von Preußen. Schon hatte Karl von Lothringen mit den österreichisch-ungarischen Kriegshaufen den Rhein überschritten und dachte den Siegeszug Eugens zu erneuern und das Land seiner Väter wieder zu gewinnen, als er sich durch die Vorgänge in Böhmen und Sachsen genöthigt sah, das Heer über den westlichen Grenzstrom zurückzuführen und mit dem Feldmarschall Traun vereinigt an die Elbe zu ziehen. Die umsichtige Kriegsweise, welche Graf Traun in Italien und in Baiern an den Tag gelegt, fand bei allen urtheilsfähigen Männern allgemeine Anerkennung; aber unter den hochfürstlichen Heerführern vermochte er nie die gebührende Stellung zu erringen. Zugleich eilte Maria Theresia nach Preßburg, um die Ungarn durch neue Verheißungen zu neuen Anstrengungen anzufeuern.

Veranlassung des zweiten schlesischen Kriegs.

Der Breslauer Friede war von Maria Theresia mit schwerem Herzen gewährt worden, und Friedrich hatte Grund genug zu zweifeln, ob die Gegnerin den Verlust endgültig und ehrlich anerkannt und verwunden, oder sich durch dieses Zugeständniß nur aus einer augenblicklichen Verlegenheit zu retten gesucht habe. Durch den Eintritt Englands, dessen König Georg II. dem preußischen Monarchen, wie dieser wohl wußte, keineswegs freundlich gesinnt war, in den continentalen Krieg, durch die offenkundigen Bestrebungen des englischen Cabinets unter Lord Carteret, Oesterreich zur beherrschenden Macht des Festlandes, insbesondere Italiens und Deutschlands zu machen, die Reichsverfassung und das europäische Gleichgewicht von Grund aus umzugestalten und Frankreich entscheidend zu demüthigen, so wie durch das gefährliche sächsisch-österreichische Bündniß, das bei der feindseligen Gesinnung des Grafen Brühl und der unvertilgbaren Eifersucht und Mißgunst der sächsischen Politik als geradezu gegen den Bestand Preußens und seine neuerworbene Machtstellung gerichtet betrachtet werden mußte: durch das alles hatte die Verwickelung eine erweiterte Ausdehnung und zugleich einen für Preußen sehr bedrohlichen Charakter angenommen. Das siegreiche Vordringen der österreichisch-englischen Armeen weckte wieder die alten Ansprüche; am Wiener Hof wiegte man sich in der Hoffnung, den Kaiser Karl VII. völlig unterdrücken, ihm sein Stammland Baiern gegen irgend eine ferne Entschädigung in Italien oder jenseits des Rheins abnehmen zu können; das wittelsbachische Kaiserthum konnte nie auf österreichische Anerkennung rechnen. Das Reich schien wieder in habsburgische Abhängigkeit fallen zu müssen, und wie gefährdet der Besitz von Schlesien war, entnahm Friedrich aus der allgemeinen Lage, aus unzweideutigen Reden hochstehender Männer und aus der Thatsache, daß in den Bündnissen Oesterreichs mit Sardinien und Sachsen die Erwähnung des Breslauer Friedens geflissentlich umgangen war. Friedrich mußte fürchten, daß er vorzugsweise die Kosten eines künftigen Friedensschlusses zu tragen haben

werde. Denn daß die alten Bundesgenossen, die er vor zwei Jahren verlassen, vorkommenden Falles kein Bedenken hegen würden, auch ihn aufzuopfern, war begreiflich und naheliegend genug. Friedrich war denn auch schon seit der Schlacht bei Dettingen entschlossen, aufs Neue zum Schwert zu greifen. Die Aufrechterhaltung des baierischen Kaiserthums, das eine Schutzwehr gegen die altherkömmliche Ausbeutung der Reichsgewalt im habsburgischen Interesse bildete, war ebenfalls ein Glied in den politischen Berechnungen Friedrichs, die zum Kriege trieben. Er bedurfte der Freundschaft des Kaisers gerade damals wegen seiner Absichten auf Ostfriesland. Wie wir später erfahren werden, war nämlich seit vielen Jahren diese Landschaft vom Reichstage dem Hause Brandenburg als Entschädigung wegen mancherlei Kriegskosten in Aussicht gestellt worden. Bei dem bevorstehenden Aussterben des reichsfürstlichen Hauses nahm nunmehr Friedrich Titel und Wappen des Landes an. Um aber gegen die Einsprache Hannovers zum wirklichen Besitz zu gelangen, mußte er von dem Kaiser ausdrücklich damit belehnt werden. Er hatte daher jetzt noch einen ganz besondern Anlaß, sich mit dem Träger der
Mai 1744. Kaiserkrone aufs Neue zu verbinden, was denn auch in der „Frankfurter Union" zugleich mit Pfalz und Hessen-Kassel geschah. Als Bundesgenosse des Kaisers, mit „kaiserlichen Hülfsvölkern", eröffnete somit Friedrich den Krieg gegen Oesterreich zum zweiten Male, um, wie er in einem Manifest verkündete, dem deutschen Reich die Freiheit, dem Kaiser den Besitz seiner Würde, Europa den Frieden zu
5. Juni 1744. erringen. Schon hatte er auch mit Frankreich ein Offensivbündniß geschlossen, wonach die Franzosen gegen die Niederlande und Hannover, die Preußen gegen Böhmen aufbrechen sollten.

„Im Laufe des letzten Jahres", sagt Ranke, „war Oesterreich zu stark geworden, als daß Friedrich nicht einen neuen Angriff hätte erwarten müssen. In dem Gefühl, daß er, allein gelassen, zu schwach sein werde, und durch allerlei Anzeichen wiedererwachender Feindseligkeit aufgeregt, wandte er sich wieder an die französische Partei; was ihm im Jahre 1741 nicht gelungen, eine haltbare Einrichtung in Deutschland zu treffen, das glaubte er jetzt im Bunde mit Frankreich erreichen zu können, den Siegeslauf von Oesterreich aufzuhalten und für sich selbst eine unangreifbare Stellung zu erlangen."

Die Preußen in Böhmen. Die österreichischen Heere waren in Baiern und am Rhein zerstreut; einem Angriffe von Norden waren die Länder der habsburgischen Monarchie fast schutzlos preisgegeben, als der preußische König, welcher die zwei Friedensjahre benutzt hatte, die Staatskasse zu füllen, die Armee zu mehren und die Festungen
Aug. 1744. in guten Stand zu setzen, mit 80,000 Mann gen Böhmen heranzog. Ohne sonderlichen Widerstand marschirten die Preußen durch Sachsen, das noch nicht als Feind behandelt wurde, und gelangten in drei Colonnen unter dem Erbprinzen Leopold, dem Sohn des alten Dessauers, dem Feldmarschall Schwerin und dem
16 Sept. König selbst vor Prag. Nach einer kurzen Beschießung capitulirte die schlecht bewehrte, mit einer ungenügenden Besatzung versehene Stadt. Unter kleinen Gefechten wurde sodann der Marsch südwärts fortgesetzt; Tabor, Budweis und Frauenberg ergaben sich. Indessen waren diese weit vorgeschobenen Eroberungen

nicht lange zu halten; sie waren auf die Hoffnung gegründet, die Franzosen würden den Krieg ebenso energisch führen und die Sachsen würden sich zur Neutralität verstehen. Aber beides trog, die Franzosen betrieben den Krieg saumselig, die Sachsen schlossen sich immer enger an Oesterreich an und verkauften ihre Waffenbrüderschaft um die Aussicht auf Erwerbung schlesischer oder brandenburgischer Gebiete, und überdies bereitete die Verpflegung in dem feindlich gesinnten Lande die größten Schwierigkeiten. Als sich eine starke österreichische Heeresmacht unter Karl von Lothringen und dem Feldmarschall Traun vom Rheine her in Böhmen zusammenzog und sich mit den Sachsen vereinigte, sahen sich die Preußen zum Rückzug und zur verlustvollen Räumung der besetzten Städte genöthigt. Der vorsichtige Traun wies eine Schlacht stets zurück und eroberte allein durch geschickte Strategie das Königreich wieder. Gegen Ende des Jahres November 1744. verließen die Preußen, in der Besorgniß ganz von der Heimath abgeschnitten zu werden, das böhmische Gebirgsland und zogen sich nach Schlesien zurück. Wenn Rückzug nach Schlesien. in Böhmen im offenen Felde nicht viel geschehen war, so sollte es hier bald heißer hergehen. Auch in Schlesien machte Traun Anfangs siegreiche Fortschritte und konnte die Grenzdistrikte wieder für Oesterreich in Besitz nehmen. Wochenlang hielten sich die Gegner, in geringfügigen Gefechten, Ueberfällen, Hin- und Herzügen das Gleichgewicht, und manche rühmliche Waffenthat im kleinen Krieg wurde vollbracht. Die preußischen Generale Winterfeldt und Zieten zeigten schon damals den kühnen Muth und das Feldherrentalent, die ihren Namen in der folgenden Kriegsgeschichte so berühmt machten.

Hans Joachim von Zieten, der schneidige Husarengeneral, brachte diese Waffengattung, wie überhaupt die Reiterei, die im preußischen Heere damals noch geringschätzig behandelt wurde, zu hoher Ehre und Anerkennung; die preußische Cavallerie knüpft eigentlich erst an seinen Namen an. Damals soll er auch das Wagestück vollbracht haben, im Vertrauen auf neue dem Feinde noch unbekannte Uniformen mitten durch das österreichische Lager, als ob er dazu gehöre, mit seinen Husaren zu reiten, um einer getrennten Heerabtheilung eine Botschaft zu überbringen. Noch in Böhmen machte der Oberstlieutenant Georg von Wedell, der „preußische Leonidas", mit zwei Grenadierbataillonen dem Prinzen von Lothringen mit seiner ganzen Armee und fünfzig Ge- Nov. 1744. schützen fünf Stunden lang den Uebergang über die Elbe streitig; bei Soor ist der tapfere Mann aus einem damals und später in der preußischen Kriegsgeschichte viel und rühmlich genannten Soldatengeschlechte im folgenden Jahr gefallen.

Gleichzeitig erfuhr auch Baiern die Wechselfälle des neuen Krieges. Die Rückkehr des Kaisers nach München. österreichisch-ungarischen Truppen unter Bernklau und Graf Batthyany waren nicht im Stande, dem bairisch-französischen Heer, das Feldmarschall Seckendorff vom Rhein her an die Isar führte, mit Nachdruck entgegenzutreten. Im Oktober 23. Okt. konnte Kaiser Karl VII., kaum von einer schweren Krankheit hergestellt, wieder in seine Hauptstadt München einziehen, von den Einwohnern mit begeisterten Kundgebungen der Liebe und Anhänglichkeit empfangen. Belleisle und der gewandte Diplomat Chavigny fanden sich in der baierischen Hauptstadt ein, um

1. Decbr. 1744. der Kriegspolitik neues Leben zu geben. Seckendorff trat vom Commando zurück, da Schmettau, Friedrichs Abgesandter bei dem Kaiser, auf energischere Kriegsführung drang. Um dieselbe Zeit wurde die österreichische Besatzungsarmee in Freiburg zu einer Capitulation mit dem französischen Befehlshaber genöthigt. Auch in den Niederlanden machten die Franzosen Fortschritte; und um das Maß des Kummers und Leids für Maria Theresia am Ende dieses wechselreichen Jahres voll zu machen, traf von Brüssel die Trauerkunde ein, daß die Erzher-
16. Decbr. 1744. zogin Marianne in Folge einer Schwergeburt gestorben sei, während ihr Gemahl Karl von Lothringen weit entfernt im Felde stand.

Tod Karls VII. Friedensvertrag von Füßen. Der Einzug und Empfang des Kaisers in München war der letzte Lichtblick in dem Leben des vielgeprüften Monarchen. Die Kunde, daß die Preußen aus Böhmen nach Schlesien zurückgedrängt worden, daß die Oesterreicher unter
6. Jan. 1745. General Thüngen in die Oberpfalz eingebrochen und Amberg belagerten, daß
8. Jan. die pragmatische Allianz durch den neuen Vertrag von Warschau zwischen Oesterreich, Sachsen, England und Holland frische Kraft empfangen die Befürchtung, daß die baierisch-französischen Truppen nicht stark genug sein möchten, die zahlreichen Feinde abzuwehren und daß ihm eine neue Flucht aus seiner Hauptstadt drohe: das alles wirkte so erschütternd auf seine schon lange geschwächte Gesundheit
20. Jan. 1745. ein, daß er am 20. Januar plötzlich starb, kaum achtundvierzig Jahre alt. Sein Tod führte eine neue Wendung in der Kriegspolitik herbei. Maria Theresia's ganzes Interesse ging zunächst darauf hinaus, ihrem Gemahle Franz von Toscana die Kaiserkrone zu verschaffen und damit die höchste Würde wieder an Oesterreich zu bringen. Sie wünschte daher sich mit dem wittelsbachischen Hause zu versöhnen und vor Allem mit dem Erbprinzen Maximilian Joseph von Baiern, der nach dem Tode des Vaters sofort sich den kurfürstlichen Rang beilegte, Frieden zu machen. Daß damit die Annexionspläne nicht vereinbar seien, sah Maria Theresia wohl ein; dafür hoffte sie um so sicherer dem preußischen König Schlesien wieder entreißen zu können, wenn sie ihre ganze Macht wider ihn richten würde. Es war keine leichte Aufgabe, mitten im Kriege den Münchener Hof zum Aufgeben der bisherigen Politik zu bewegen: die französisch-preußische Partei, vor Allen Chavigny und Törring setzten alle Hebel ein, um den jungen Kurfürsten bei der alten Allianz und der Politik seines Vaters festzuhalten; dagegen hatte die österreichische Sache warme Fürsprecher an der verwittweten Kurfürstin-Kaiserin Maria Amalie und an dem Feldmarschall Seckendorff und seinem Neffen. Wie viele Intriguen und diplomatische Künste wurden im März und April in Augsburg und München in Bewegung gesetzt, bis es endlich zu einer Uebereinkunft kam! Und vielleicht hätten die Verhandlungen noch länger gedauert, hätte nicht die österreichische Armee unter Batthyany die vom Grafen Segur befehligten französisch-baierischen Truppen bei Pfaffenhofen in die Flucht geschlagen. Um eine
22. April, ratificirt 2. Mai 1745. neue Besetzung des Kurfürstenthums und der Hauptstadt zu verhindern, willigte nun Maximilian Joseph in den Friedensvertrag von Füßen, kraft dessen

er gegen die vollständige Zurückgabe des baierischen Gesammtgebietes allen Ansprüchen auf das österreichische Erbe entsagte, die pragmatische Sanction als rechtsgültig anerkannte und bei der neuen Kaiserwahl seine Stimme dem Großherzog Franz zu geben versprach. Von der Zeit an lenkte das baierische Fürstenhaus in bescheidenere Bahnen ein (XII, 957).

Der Dresdener Hof in Versuchung.

Aber sollte Frankreich zugeben, daß Franz dennoch die Kaiserwürde erlangte? Trat denn nicht die Gefahr wegen Lothringen ein, um derentwillen man die Ansprüche Karl Albrechts unterstützt hatte? In Versailles war man entschlossen, mit allen Kräften diesen Ausgang zu verhindern. Zu dem Ende wurde der Krieg in den Niederlanden mit größerer Energie betrieben und zugleich der Versuch gemacht, Sachsen von Oesterreich zu trennen und damit die Warschauer Allianz zu sprengen. Frankreich und Preußen boten nämlich dem Kurfürst-König August III. an, ihm die Kaiserkrone zu verschaffen, wenn er wieder sich mit ihnen verbinden wollte. Schwerlich war es dem Preußenkönig ein rechter Ernst mit diesem Antrag. Allein wenn damit dem Hause Habsburg ein wichtiger Bundesgenosse entzogen und ein neuer Feind aufgestellt ward, konnte man einen solchen Preis wohl hinhalten. Der ehrgeizige eitle Polenkönig und der Dresdener Hof wiesen den Antrag nicht von der Hand; zugleich suchte aber Graf Brühl die günstige Stellung zu benutzen, um Oesterreich zu einer Landabtretung an das Kurhaus zu bewegen. Man trieb somit in Dresden ein zweideutiges Doppelspiel. Zuletzt war jedoch die Antipathie und Eifersucht gegen Preußen stärker als die in der Ferne winkende Ehre. Der Warschauer Vertrag wurde durch eine neue Uebereinkunft bestätigt, welche dem sächsischen Kurhaus einige Territorien in Aussicht stellte, die man mit gemeinschaftlicher Anstrengung dem Preußenkönig neben Schlesien noch abzunehmen gedachte. Aber gegenüber der Kaiserwahl hielt sich auch jetzt August III. eine Hinterthüre offen.

Schlacht bei Hohenfriedberg 4. Juni 1745.

Den Hauptnachdruck legte man nun in Wien auf den Krieg gegen Preußen. Karl von Lothringen, der Schwager Maria Theresia's, den man noch immer für einen großen Feldherrn hielt, sollte die Ehre und das Verdienst der Wiedereroberung Schlesiens ernten. Darum wurde der alte hochverdiente Feldmarschall Traun, den der Prinz als einen Rivalen mit Ungunst und Eifersucht betrachtete und zu verkleinern suchte, von dem Hauptheer getrennt und an den Rhein beordert. Sein Nachfolger war der aus Italien zurückgerufene Fürst Lobkowitz, dessen strategische Talente nicht der Art waren, daß sie den Kriegsruhm des hochgebornen Oberbefehlshabers hätten verdunkeln können. Zwischen Liegnitz und Schweidnitz in einer hügeligen, wiesen- und waldreichen Gegend liegen die kleinen Städte **Hohenfriedberg** und **Striegau**, deren Namen einen so hellen Klang in der preußischen Kriegsgeschichte besitzen. Hier zogen sich gewaltige Truppenmassen zu einem entscheidenden Schlag zusammen, auf der einen Seite die Sachsen unter dem Herzog von Weißenfels und die Oesterreicher unter dem Prinzen von Lothringen, ihnen gegenüber die preußischen Truppen, die jetzt nach den ersten Feuertaufen bereits jene ganze kaltblütige Ruhe, unerschrockene Tapferkeit und treffliche Kriegsübung bewährten, die fortan so oft den Sieg an ihre Fahnen fesseln sollten. Nach den eigenen meisterhaften strategischen Anordnungen des Königs, unter dessen Augen sich an diesem Tage sein tapferer Bruder Heinrich

und der junge Prinz Ferdinand von Braunschweig hervorthaten, wurde die herrliche Schlacht geschlagen; es gelang die Armeen getrennt, erst die Sachsen, dann die Oesterreicher zu werfen, als sie siegesfroh aus den Gebirgspässen hervorrückten. In ein paar Morgenstunden war Alles gethan. Unter den vielen glänzenden Zügen dieser Schlacht wurde besonders der todesmuthige Reiterangriff des Dragonerregiments Baireuth unter Generallieutenant Geßler und Major Chazot von Mit- und Nachwelt gefeiert.

Schlacht bei Soor. Die Frucht des Hohenfriedberger Sieges war die Räumung Schlesiens von Seiten der Oesterreicher und Sachsen; der Krieg wurde jetzt wieder nach Böhmen verlegt, um dieselbe Zeit da in Frankfurt die Kaiserfrage im Sinne Maria Theresia's entschieden und der Großherzog von Toscana als Kaiser Franz I. von der großen Mehrheit des Kurcollegiums, nur mit Ausnahme von Brandenburg und Pfalz gewählt ward. (13. Sept. 1745.) Bei dem Dorfe Soor (Sorr) in der Nähe von Trautenau (30. Sept. 1745.) kam es zur zweiten Entscheidungsschlacht in diesem Feldzug, die abermals mit einem großen preußischen Siege endete, trotzdem die Oesterreicher an Truppenzahl wie an vortheilhaften Stellungen überlegen waren und Friedrich durch den unerwarteten Angriff vollständig überrascht wurde. Der Sturm der preußischen Regimenter gegen die vom Feind besetzten steilen Höhen, durch das heftigste Geschützfeuer hindurch, gehört zu den glänzendsten Kriegsthaten. Vor Allen zeichnete sich Prinz Ferdinand von Braunschweig aus, der einem Grenadierbataillon mit gezogenem Degen voranschritt und selbst verwundet ward. „Von den vier Schlachten, die ich nun gesehen habe," schrieb Friedrich, „war dies die heißeste, wir haben nie eine ähnliche Kanonade ausgehalten." Seitdem verschwand der Nimbus, mit dem man bisher den Prinzen Karl umhüllt hatte. „Die Art der Leitung des Heeres am Tage des Kampfes" versichert selbst Arneth, „mußte jeden Funken von Aufschwung, von militärischem Geiste vollends ersticken." Aus Allem ging hervor, „daß der Prinz zu einem Feldherrn im großen Stile nicht die geringsten Erfordernisse besaß." Aber trotz dieses Sieges zog der König, da in dem ausgesogenen Böhmen inmitten feindlicher Heere und eines übelwollenden Volkes die Winterquartiere zu nehmen nicht rathsam war, im October nach Schlesien zurück, wo inzwischen der Generallieutenant Nassau die Festung Kosel zu Fall gebracht hatte.

Feldzug in Sachsen. Friedrich glaubte den Feldzug für dieses Jahr beendet und richtete sich bereits auf die Winterruhe ein, aber im Lager der Sachsen und Oesterreicher, die (25. Aug.) soeben die neue enge Allianz geschlossen, gedachte man trotz der vorgerückten Jahreszeit das Glück der Waffen noch einmal zu versuchen und den überraschten Preußen einen entscheidenden Schlag beizubringen. Prinz Karl wollte, vereinigt mit den Sachsen, von der Lausitz aus in Schlesien vordringen, während gleichzeitig ein anderes österreichisches Heer unter dem General Grüne in Brandenburg einfallen sollte. Allein Friedrich, durch ergebene Freunde von den Plänen der Gegner in Kenntniß gesetzt, beschloß ihnen zuvorzukommen. Zwei preußische

Heere, das eine unter dem König selbst in Schlesien stehend, das andere unter dem alten Dessauer um Halle, rückten gen Sachsen heran. Während Friedrich in die Lausitz einbrach und in dem Treffen bei Groß-Hennersdorf die Feinde 23. Nov. 1745. zurückschlug, brachte der alte Fürst Leopold, der am Abend seines Lebens den Kriegsruhm seiner Jugendtage erneuern sollte, Leipzig, Torgau und Meißen in Anf. Dec. seine Gewalt und schlug dann in der eisigen Winterkälte, in einer furchtbar blutigen Schlacht, bei Kesselsdorf unfern Dresden, die Sachsen unter dem Schlacht bei Kesselsdorf Feldmarschall Graf Rutowsky, einem der vielen natürlichen Söhne des starken 15. Dec. 1745. August, und ein österreichisches Corps entscheidend aufs Haupt. Das stolzeste Ereigniß des Tages war der Sturm der Grenadiere unter dem General Hertzberg, der selbst den Heldentod starb, gegen das von den Sachsen besetzte und mit einem furchtbaren Kartätschenfeuer vertheidigte Dorf: die preußischen Grenadiere vermochten trotz aller Anstrengung des Dorfes nicht Herr zu werden; furchtbar gelichtet zogen sie sich zurück, in unzeitiger Siegesfreude von den Sachsen verfolgt. Denn wie sich die sächsischen Reihen im Eifer der Verfolgung lösten, brachen preußische Reiter unter Oberst Lüderitz und neue Infanterieregimenter unter General von Lehwaldt in die gelockerten Glieder ein, richteten ein furchtbares Blutbad und eine wirre Flucht an und bemächtigten sich des heißumstrittenen Kesselsdorf. Einen gleich glänzenden Erfolg errangen die Preußen trotz aller Terrainschwierigkeiten gegen das Centrum der sächsischen Aufstellungen; hier that sich namentlich der jüngste Sohn des Dessauers, Moriz, hervor. Freudig und dankbar vernahm Friedrich den herrlichen Sieg des alten Feldherrn, der gerade vor fünfzig Jahren seine Heldenlaufbahn unter brandenburgischen Fahnen in den Niederlanden begonnen, und rückte dann mit ihm vereinigt auf Dresden los, das 18. Dec. sich sofort ergab. Die Heere der verbündeten Sachsen und Oesterreicher wagten nicht mehr Stand zu halten, sondern zogen nach Böhmen zurück.

Mit schweren Contributionen mußte das Sachsenland die kurzsichtige und Friede von Dresden. stets verderbliche Politik des Grafen Brühl büßen. Der Minister und sein schwacher König, die in größter Eile sich nach Prag geflüchtet hatten, ergriffen jetzt eifrig die englische Vermittlung, die sie noch vor Kurzem in thörichter Verblendung und Ueberhebung ausgeschlagen hatten, und auch am Wiener Hof beugte man den harten Sinn und verstand sich dazu, die Friedensbasis anzunehmen, über die England und Preußen schon lange übereingekommen waren; die Subsidien, mit deren Zurückhaltung die Londoner Regierung drohte, konnte man ja in Oesterreich nicht entbehren und zudem gingen die Dinge in Italien immer schlechter. So kam denn wenige Tage nach diesen Ereignissen der Dresdener Friede 25. Dec. 1745. zwischen Preußen und Oesterreich-Sachsen zu Stande, worin die Breslauer Abmachung aufs Neue bestätigt, Franz I., der bereits am 4. October in Gegenwart seiner Gemahlin in Frankfurt feierlich gekrönt worden war, als Kaiser anerkannt und Sachsen mit einer Kriegsentschädigung von einer Million Thaler belastet wurde. Materiellen Gewinn hatte Preußen freilich nicht aus diesem

Feldzug und das Haus Habsburg war auch nicht aus der vorwaltenden Stellung im Reich verdrängt; aber die Sicherung des früher Erworbenen und der durch ganz Europa erschollene Kriegsruhm des Königs, der seit jener Zeit als der „Große" gefeiert ward, dürften wohl als genügender Ersatz für die Opfer betrachtet werden.

Tod Leopolds von Dessau. April 1747.

Im zweiten Jahre nach dem Kesselsdorfer Siege starb der „alte Dessauer". Zwei Jahre vor ihm war auch seine Gemahlin, die „Anna-Lise", eines Apothekers Tochter aus Dessau, aus der Welt gegangen, mit der der Fürst fast ein halbes Jahrhundert in glücklichster Ehe gelebt und eine stattliche Nachkommenschaft erzeugt hatte. Unter Friedrich d. Gr. hatte der rechthaberische, herrschsüchtige Mann manche Zurücksetzung und Kränkung zu erfahren gehabt; in der alten politischen und militärischen Schule aufgewachsen, hatte er die schwersten Bedenken und Besorgnisse gegen die schlesischen Unternehmungen nicht verhehlen können und war als unbequemer Warner oft lästig gefallen, bis er bei Kesselsdorf noch einmal seine volle kriegerische Tüchtigkeit entfaltete.

Erwerbung von Ostfriesland.

Zur Zeit des zweiten schlesischen Krieges gelang der preußischen Krone eine wichtige Eroberung in dem Fürstenthum Ostfriesland. Das Haus der Cirksena, welches sich seit dem 14. Jahrhundert über die andern Herrschaften emporgeschwungen und die Landeshoheit erlangt hatte, starb im Mai 1744 mit dem Fürsten Karl Edzard aus. Die heftige Entzweiung zwischen dem Fürsten, dem sich ein Theil der Stände angeschlossen, und dem andern Theil derselben hatte das Land in die tiefste Zerrüttung gestürzt und alle staatliche Ordnung aufgelöst; eine Reihe von Nachbarmächten, darunter auch Brandenburg seit dem großen Kurfürsten, hielten Besatzungen auf friesischem Boden. Auf das Erbe machten namentlich die Grafen von Wied-Runkel auf Grund der Abstammung von einer ostfriesischen Fürstentochter und das Haus Braunschweig-Lüneburg kraft einer Erbverbrüderung Anspruch. Dagegen war seit dem Jahre 1694 dem Kurhause Brandenburg als Schadenersatz für die in den Reichskriegen gebrachten Opfer die Anwartschaft auf das erledigte Land von Kaiser Leopold und seinen zwei

Mai. Juni 1744.

Nachfolgern zugesagt worden. Friedrich II. ließ das Fürstenthum alsbald durch seine Truppen besetzen und erhielt auch ohne Schwierigkeit die Huldigung; man war des innern Haders herzlich müde. Das Land blieb bis in die späteren napoleonischen Zeiten bei Preußen. Die Einsprache der andern Prätendenten bei dem Reichstag und dem Reichskammergericht hatte keinen Erfolg. Die commerciellen Hoffnungen, welche sich an den Besitz dieser günstig gelegenen Seeküste anknüpften, sollten sich freilich nicht ganz erfüllen. Die chinesische und die bengalische Compagnie, welche der König in Emden ins Leben rief, gingen bald wieder ein. Dagegen hob sich das Land, dem die alte ständische Verfassung, eine gewisse provinzielle Selbständigkeit, die Freiheit von der Rekrutenstellung belassen wurde, rasch unter der einsichtigen preußischen Herrschaft und war ihr in treuer Hingebung zugethan.

Der Krieg in den Niederlanden. Schlacht bei Fontenoy.

Während Oesterreich und Preußen im Gebiet der Elbe blutige Kämpfe führten, wurde auch in den Niederlanden und in Italien mit abwechselndem Erfolg gestritten, und in Ostindien brachte der französische Seeheld de Labourdonnay aus der Bretagne, der die französischen Inseln France und Bourbon zu hoher Blüthe geführt, die englische Colonie Madras in seine Gewalt, unterstützt von Dupleix dem Gouverneur von Pondichery. Der Krieg in den Niederlanden hatte für die Verbündeten von Anfang an deshalb keinen Fortgang gehabt, weil die theilnehmenden Völker, Engländer, Hannoveraner, Holländer und Oesterreicher auf eigene Hand vorgingen und sich nicht über einen Oberbefehlshaber einigen konnten.

Selbst als im Frühjahr die Franzosen durch die Absendung größerer Heeresmassen unter dem Marschall Moriz von Sachsen, dem hochbegabten Sohne Friedrich Augusts des Starken und der Gräfin Aurora von Königsmark (XII, 959), in der Richtung von Doornick die Absicht zu erkennen gaben, das günstig gelegene Land in ihre Gewalt zu bringen, um bei künftigen Friedensverhandlungen mit größerem Nachdruck auftreten zu können, hatte der zwar tapfere und entschlossene aber wenig erfahrene Herzog von Cumberland, Georgs II. Lieblingssohn den Oberbefehl nur über die Engländer und Hannoveraner, während die Oesterreicher unter dem Feldmarschall Graf Königsegg, die Holländer unter dem Fürsten von Waldeck standen. Diesem Mangel einheitlicher Führung auf Seiten der Verbündeten gegenüber dem genialen mit unbegrenzter Autorität handelnden französischen Marschall war es zum Theil zuzuschreiben, daß die furchtbare Schlacht von Fontenoy unweit der erwähnten Festung nach achtstündigem 11. Mai 1745.
Ringen zu Gunsten der Franzosen entschied. König Ludwig XV., den seine neue Geliebte, die Gräfin von Chateauroux mit Heldenruhm umstrahlt sehen wollte, wohnte selbst der Schlacht bei; und bei dem lebendigen Royalismus, von dem damals die französische Nation beseelt war, wirkte seine Anwesenheit begeisternd auf die Armee. An der Seite des alten Marschalls Noailles, der sich freiwillig dem jüngeren begabteren Mitfeldherrn untergeordnet hatte, fiel jener ritterliche Herzog von Grammont, sein Neffe, der einst bei Dettingen durch seine unbesonnene Tapferkeit zum Verlust der Schlacht beigetragen. Der König selbst enthielt sich jeder Einmischung in den Gang der Schlacht. Die Leistungen der Holländer wurden scharf getadelt, dagegen bewährten die schottischen und hannoverischen Regimenter die alte Tapferkeit, und die Oesterreicher bewirkten durch ihre geordnete und feste Haltung, daß der Rückzug nicht in wilde Flucht ausartete. Ueber siebentausend Mann deckten das Waffenfeld; der Kirchhof von Fontenoy, wo der Kampf am heißesten wüthete, war vielen, die noch kurz zuvor in Gesundheit und Jugendkraft blühten, zur Grabstätte geworden. Die Franzosen benutzten den Sieg zur Eroberung der Festungen. Im Laufe des Sommers brachten sie Doornick, Gent, Oudenarde, Ostende und Nieuport in ihre Gewalt, setzten sich in Hennegau und Flandern fest und trafen Anstalten zur Unterwerfung von Brabant. Doch wurden die Städte Brüssel und Antwerpen noch das ganze Jahr hindurch von Königsegg behauptet; Cumberland aber zog mit den englischen und schottischen Regimentern über den Kanal zurück, um in der eigenen Heimath einem näheren gefährlichen Feind entgegenzutreten, die letzte Stuart'sche Insurrection zu unterdrücken, welche von Frankreich und Spanien gegen die hannoversche Dynastie in England ins Werk gesetzt worden war, dann aber schließlich im Stiche gelassen wurde.

Karl Stuart und der Aufstand der Jacobiten.

Die Stuarts und die schottischen Hochländer. Jener Stuart'sche Prätendent, den der Papst zum Ritter von St. Georg ernannt, der in den Augen der Legitimisten und Ultramontanen als König Jacob III. der rechtmäßige Beherrscher von Großbritannien und Irland war, hatte bald nach den fehlgeschlagenen Versuchen „durch Weinen und Beten" und mit fremder Hülfe das verlorene Erbe seines Hauses wieder zu erlangen (XII, 891) in Bologna sich mit Maria Clementine, einer Enkelin des Polenkönigs Johann Sobiesky vermählt. (13. Mai 1719.) Nur durch heimliche Flucht vermochte die Braut aus dem Kloster zu Insbruck, wo sie auf Anordnung des Kaiserhofes längere Zeit zurückgehalten worden, sich mit dem Verlobten zu vereinigen. (31. Decbr. 1720.) Am letzten Tage des folgenden Jahres gebar sie in Rom einen Prinzen, der in der Taufe den Namen Karl Eduard empfing. Fünf Jahre nachher erfreute sie ihren Gemahl mit einem zweiten Sohn Heinrich, Herzog von York und St. Albano. Dennoch war die Ehe keine glückliche. „König" Jacob gab seiner Gemahlin viel Anlaß zur Eifersucht und andern Klagen, so daß sie zuletzt den Palast mit einem römischen Kloster vertauschte, wo sie schon im Jahre 1735 starb und in St. Peter bei der Königin Christine von Schweden begraben ward. Ihr Gemahl überlebte sie dreißig Jahre, meistens zurückgezogen auf dem Schloß von Albano. Noch öfters trat die Versuchung an ihn heran, die Rechte seiner Familie geltend zu machen; aber es gebrach ihm an Unternehmungsgeist und Muth; er hatte die Natur, die Resignation und die Tugenden eines Mönchs. Von ganz anderem Schlag war sein Erstgeborener, Karl Stuart. Im Besitze von mancherlei Kenntnissen und Fertigkeiten, die er durch eine freiere sorgfältigere Erziehung sich angeeignet, von liebenswürdigem gewinnenden Wesen und von ritterlichem Sinn und Muth schien er kein unwürdiger Sprößling des berühmten Geschlechtes, dessen Geschicke zu dem alten Spruche, daß die Missethaten der Väter heimgesucht werden an Kindern und Kindeskindern, einen so schlagenden Beweis geliefert haben. Kaum den Knabenjahren entwachsen lernte er schon an der Seite seines Blutsverwandten des Herzogs von Berwick das Kriegsleben in Unteritalien kennen und besuchte dann zu seiner weitern Ausbildung die Städte und Höfe in Italien und Frankreich, wo er mit Auszeichnung behandelt und in seinen ehrgeizigen Entwürfen bestärkt ward. Bei Ausbruch des österreichischen Erbfolgekriegs befand er sich wieder im väterlichen Haus zu Rom. Da kamen geheime Agenten eines Jacobitischen Vereins in Schottland nach dem Continent, um für die Wiederherstellung der vertriebenen Königsfamilie zu wirken. Auf dem Verzeichniß der Mitglieder standen hochansehnliche Namen wie Lord Lovat, der Herzog von Perth, der Graf von Traquaire, Sir Jacob Campbell von Auchinbreck, Lord Drummond u. a. Die Schotten, insbesondere die hochländischen Clans hatten noch wohl im Gedächtniß, daß sie einst unter den Stuarts ein selbständiges Volk gewesen, ein eigenes Staatsleben, eine eigene Landesgeschichte besessen; die Union war noch immer vielen Lairds und Geschlechtshäuptern ein Pfahl im Fleisch, die Stuart'schen Sympathien wurzelten um so tiefer, je mehr die Erinnerung an so viele edle Opfer, die für sie geblutet, damit verbunden war. Die von der Regiernng angeordnete Volksentwaffnung hatte man zu umgehen gewußt. In einem alten Volkslied heißt es: „Schlafe mein gutes Schwert unter dem dicken Haidekraut zwischen den Felsen, wo auch die Ehre Schottlands schlummert, bis zu dem Tage, an welchem ein zweiter Montrose oder ein zweiter Dundee das Zeichen des Erwachens geben wird."

Karl Stuart in Frankreich. In Versailles konnte sich Lord Murray auf die alte Waffenbrüderschaft berufen, die einst zwischen Franzosen und Schotten bestanden, und auf die Bundesgenossenschaft der Bourbonen und Stuarts. Es dauerte lange, ehe der Plan einer Landung zur Reife

kam; erst als Cardinal Tencin an Fleury's Stelle die Leitung der Staatsgeschäfte übernommen und die Geliebte des Königs, die Herzogin von Chateauroux für die Sache Interesse gewann, wurden die nöthigen Anstalten getroffen. Unter falschem Namen reiste Karl Stuart über Toscana und Genua nach Frankreich, versehen mit einem Aktenstück, worin der Ritter von St. Georg die Bewohner von Großbritannien zum Gehorsam gegen Karl aufforderte als „den unmittelbaren Stellvertreter Unserer königlichen Person und nach Unserer Machtvollkommenheit handelnd" und mit einem Manifeste, worin den Schotten für die Rückkehr unter die legitime Herrschaft Abstellung aller Leiden und Lasten, die das fremde Regiment ihnen auferlegt, und freie Religionsübung verheißen war. In Dünkirchen wurden Landungstruppen und Transportschiffe gesammelt, um im Frühjahr in See zu gehen; der Marschall von Sachsen sollte den Prinzen, der den Namen Ritter Douglas annahm, begleiten, Graf Keith mit französischen Seesoldaten in Schottland landen. Aber Märzstürme vereitelten das Vorhaben; in Versailles hielt man den ungeduldig Mahnenden mit Vertröstungen hin, der Marschall von Sachsen bekam den Befehl nach den Niederlanden zu ziehen. Unterdessen traf man in England, wo man von dem Plane des Prätendenten Kunde erhalten hatte, geeignete Vorkehrungen zur Abwehr; die Küsten und Seehäfen wurden strenge überwacht, die Landwehr unter die Waffen gerufen, das Heer verstärkt, die Habeascorpusakte suspendirt. Ueber ein Jahr wartete der Stuart vergeblich auf französische Hülfe; seine Hoffnungen zogen sich immer mehr in die Ferne. Da erwachte in seiner jugendlichen von Ehrgeiz geschwellten Brust der kühne Gedanke auf eigene Hand ohne Heeresmacht auszuziehen, um mit den Anhängern seines Hauses, die er unter seiner Fahne zu sammeln hoffte, das britische Inselreich zu erobern. Es schmeichelte seiner stolzen ritterlichen zu Abenteuern hinneigenden Seele, selbst und allein den höchsten Preis der Tapferkeit zu erringen. Heißt es ja doch in einem alten Spruch, daß das Glück die Muthigen begünstige. Und wies denn nicht die Geschichte der Rosenkriege Wagnisse von wunderbarer Romantik auf? Der schöne hochgewachsene junge Mann mit dem ausdrucksvollen Gesichte, dem ein Anflug von Schwermuth einen eigenthümlichen Reiz verlieh, mit den blauen Augen und dem blonden Haar, das in langen Locken über den Nacken herabfiel, besaß körperliche und geistige Vorzüge, die nicht verfehlen konnten, auf Herz und Phantasie einen mächtigen Eindruck zu machen, zumal wenn mit der gewinnenden Persönlichkeit der Zauber verbunden war, den hohe Geburt, Heldensinn im Unglück, kühner Unternehmungsgeist einflößen.

Decbr. 1743.

März 1744.

In England, wo im November Lord Carteret durch den Herzog von Newcastle und seinen Bruder Pelham aus dem Ministerium verdrängt worden war und das auswärtige Amt unter Lord Harrington andere Zwecke verfolgte, glaubte man nicht mehr an die Ausführung des vorjährigen Plans; man ließ in der Wachsamkeit nach und sandte die meisten Truppen nach dem Continent. Aber während die ganze Aufmerksamkeit von England und Frankreich auf die Niederlande gerichtet war, verschaffte sich der Prinz durch Anleihen und Veräußerung seiner Kleinodien einige Geldsummen zum Ankauf von Waffen und setzte sich mit Hülfe eines ausgewanderten Jacobiten, Lord Walsh, welcher Handelsgeschäfte in Westindien betrieb, in den Besitz eines französischen Kriegsschiffes, „Elisabeth" und einer Fregatte. Auf diesen fuhren der Prinz und seine Begleiter, verbannte oder geflüchtete Anhänger der Stuarts mit Waffenvorräthen und einigen hundert Seesoldaten aus dem Hafen von Nantes ab. Von einem englischen Schiffe angegriffen und beschädigt, mußte die „Elisabeth" nach Brest zurückkehren, so daß Karl und seine Umgebung fast waffenlos bei den Hebriden anlangten und an dem kleinen Eilande Eriskay unfern von Süd-Uist landeten. Seinem Vater hatte er vor seiner Abfahrt in einem Schreiben den Entschluß ausgesprochen, zu siegen oder zu sterben und

Ueberfahrt und Landung.

Frühjahr 1745.

2. Aug. 1745.

auszudauern, so lange noch ein Mann an seiner Seite kämpfe. Der erste Empfang war nicht ermuthigend: man stellte dem Prinzen vor, daß ohne fremde Hülfe sein Vorhaben scheitern und allen Theilnehmern den Untergang bringen würde, man rieth ihm, so schnell als möglich nach Frankreich zurückzukehren. Aber die Festigkeit seines Auftretens und das muthige Selbstvertrauen zerstreute bald alle Bedenklichkeiten. Er landete mit seinen Gefährten, den „sieben Männern von Moidart" an der gegenüberliegenden Küste und nahm seinen Aufenthalt in der festen Burg von Borodale im Herzen der Hochlande. In Kurzem standen mehrere angesehene Clanhäupter und Jacobiten, wie Cameron von Lochiel, Drummond von Perth, Macdonald von Keppoch, Tullibardine von Athol, Lord Elcho, zwei Lords Murray u. a. unter den Waffen, um mit und unter ihrem rechtmäßigen Fürsten, der sich so vertrauensvoll in ihre Arme geworfen, für die alten Rechte, für die Sitten und Einrichtungen der Väter zu kämpfen. Auch religiöse Gefühle wirkten mit, denn unter den Bergschotten zählte die römische Kirche noch viele Anhänger. In dem einsamen Thale Glanfinnin bezeichnet noch jetzt eine lateinische Inschrift die Stätte, wo auf einer Anhöhe die königliche Fahne der Stuarts unter dem gellenden Tone der schottischen Sackpfeife aufgepflanzt ward. Eine Woche nachher schloß sich Cluny, der in den Grafschaften Aberdeen und Inverneß sehr angesehene Häuptling der Macphersons an Karl an, wodurch auch dessen Schwiegervater Lord Fraser von Lovat, dessen Clan zu den größten gehörte, bewogen ward, aus seiner bisherigen zweideutigen Haltung herauszutreten und sich den Insurgenten zu nähern. Das Benehmen des ritterlichen Fürsten, der die hochländische Tracht angelegt hatte, die Sitten und Lebensweise und selbst die Sprache des Landes sich aneignete, die Nächte inmitten seiner Waffengefährten in den schottischen Plaid gehüllt auf der Erde zubrachte, seine Tafel in vier Minuten beendete, seinen Hunger oft mit einer trockenen Brodrinde stillte, hatte etwas Bezauberndes für die einfachen und abgehärteten Söhne der Berge und Felsenthäler. Jeder Tag sah neue Anhänger zu seinen Fahnen strömen. Vor Allem schlugen die Herzen der Frauen dem jugendlich schönen anmuthsvollen Cavalier entgegen. Mitte September zog Karl in die Stadt Perth ein, in deren Nähe die alte Krönungsstätte Scone liegt, und ließ seinen Vater als König Jacob VIII. ausrufen. In seiner Gegenwart hielt ein presbyterianischer Geistlicher eine Predigt über Jesaja 14, 1. 2. „Denn der Herr wird sich über Jacob erbarmen und Israel noch einmal erwählen und wird sie wieder einsetzen in ihr Land. Und die Fremden werden sich mit ihnen verbinden und sich an das Haus Jacob anschließen. Und das Volk wird Die gefangen halten, von denen es selbst gefangen war und wird herrschen über seine Unterdrücker." —

Karls Anhang im Wachsen. — *30. Aug. 1745.* — *7. Sept.* — *14. Sept. 1745.*

Einzug in Edinburg.

Die königlichen Kriegsmannschaften, die in einigen festen Orten zerstreut lagen, vermochten dem Vordringen der Insurgenten keinen namhaften Widerstand zu leisten. Durch neue Zuzüge verstärkt nahm Karl noch in demselben Monat Besitz von Stirling, von den in Schottlands Geschichte so berühmten Orten Dumblane, Bannockburn, Linlithgow u. a. In London hatte man auf den Kopf des Aufrührers einen Preis von 30,000 Pfd. St. gesetzt; auf Verlangen seiner Anhänger übte Karl Vergeltung, indem er den gleichen Preis auf Georgs II. Kopf ausschrieb. Seine Kriegsmannschaft mochte die Höhe von 1500 Mann erreicht haben, als er sich der Hauptstadt näherte: aber so groß war die Bestürzung, die das unerwartete Ereigniß in den Reihen der Gegner erweckte, daß die Dragoner, die seinen Marsch aufhalten sollten, bei dem ersten Schuß eilig die Flucht ergriffen und die zur Vertheidigung der Mauern aufgestellte freiwillige Bürgerwehr allen Muth verlor. Noch lange erhielt sich im Volkswitz das Andenken an den „Galopp von Coltbridge". Aus seinem Lager in Gray's Mühle erließ der Stuart eine Aufforderung an die Bürgerschaft, ihm friedlichen Einzug zu gewähren, zugleich Sicherheit der Person und des Eigenthums verheißend. Der Stadtrath knüpfte Unter-

handlungen an: aber ehe dieselben zu einem Resultat geführt, drang eine hochländische Kriegsschaar in früher Morgenstunde durch eines der Stadtthore und pflanzte sich auf dem Markte auf. Darauf hielt der Prinz selbst seinen Einzug unter dem Jubel des Volks und bezog das alte Königsschloß Holyrood, die glückliche Heimkehr in das Vaterhaus mit Freudenfesten feiernd. 27. Sept. 1745.

Kurz nachher landete General Cope mit königlichen Truppen in Dunbar und rückte gegen Edinburg vor. Da zog der Stuart, dessen Mannschaften sich durch neue Zuzüge auf 2500 vermehrt hatten, dem Feinde entgegen, der in gleicher Stärke bei Haddington und dem Dorfe Preston unfern der Haide von Gladsmuir Stellung genommen hatte. Hier wurde an einem nebeligen Oktobertag die Schlacht von Prestonpans geliefert, die mit einer vollständigen Niederlage der englischen Armee endigte und den Stuart zum Herrn von ganz Schottland machte. Nur die Schlösser von Edinburg und Stirling hatten noch königliche Besatzungen. Waffen, Geschütze, Kriegskasse, Beute aller Art, so wie eine große Zahl Gefangener fielen in die Hände der Hochländer. Triumphirend kehrte der Prinz unter den Tönen eines alten Stuart'schen Königsliedes nach Edinburg zurück, mit enthusiastischen Kundgebungen patriotischer Begeisterung empfangen. Wie wetteiferten jetzt Frauen und Männer in Festlichkeiten und Huldigungen gegen den Ueberwinder des „Kurfürsten von Hannover". Und Niemand übte feiner und geschickter die Kunst zu gefallen als der fürstliche Sieger von Preston, der so wohlwollend gegen Freunde, so milde und human gegen Feinde, so tolerant gegen Andersgesinnte sich zeigte. Sechs Wochen verweilte der „Prinz-Regent", wie sich der Stuart jetzt nannte, in Edinburg. Während dieser Zeit wuchs sein Heer auf fünf bis sechstausend Mann, wenn gleich noch immer einige der mächtigsten Häuptlinge wie Alexander Macdonald, der Laird von Macleod, Mackinnon, sich fern hielten und Lord Lovat nur seinen Sohn mit 700 Clansmännern zu Karl ziehen ließ, indeß er selbst mit Duncan Forbes, dem königlichen Lordpräsidenten freundschaftliche Beziehungen unterhielt. Durch die regelmäßigen Steuern, die Karl erheben ließ, durch Anlehen, durch freiwillige Gaben seiner Anhänger, durch französische Hülfsgelder verfügte er über beträchtliche Geldsummen; er ernannte einen Staatsrath und handelte als souveräner Fürst. An das englische Parlament, welches auf den 28. Oktober einberufen ward, richtete er ein Schreiben, worin er neben der Darlegung seiner Ansprüche die Aufrechthaltung der Gesetze, der Religion, des Eigenthums zusicherte. Niederlage der königl. Truppen. 2. Okt.

Die englische Nation hatte einst mit dem Kurhause von Hannover eine Verstandesehe mit bestimmten Verträgen abgeschlossen, wobei von Liebe und Seelensympathie keine Rede war. Allein wir wissen, wie viele malcontente Jacobiten mit der Successionsbill unzufrieden waren. Der Vergleich zwischen einem Prinzen ihres Bluts, der mit romantischem Rittersinn an der Spitze von sieben Männern zur Eroberung von Sceptern und Kronen ausgezogen, und einem König fremden Stammes, der sich stets in erster Linie als deutschen Kurfürsten fühlte und die Kräfte des Inselreiches häufig genug für seine particularistischen Hausinteressen verwendete, mußte sehr zum Vortheil des ersteren ausfallen und auch in England die Anhänger der Stuarts mit neuen Hoffnungen beleben. Es war daher ganz im Geiste des abenteuerlichen Unternehmens, wenn Karl Stuart den Entschluß faßte, mit seinem hochländischen Fußvolk die Grenze zu überschreiten und den Feind im eigenen Lande aufzusuchen. Er mochte erwarten, daß die französische Regierung aus ihrer bisherigen Zurückhaltung heraustreten und ihm zu gelegener Zeit mit Schiffen, Mannschaft und Geld beispringen würde. War doch sein Jugendfreund, der Herzog von Bouillon unermüdlich bestrebt, am Hofe von Versailles zu seinen Gunsten zu wirken. Dem gemischten Heere, bestehend aus Engländern, Holländern, Hannoveranern, womit General Wade von Newcastle aus Northumberland bewachte, glaubte der Stuart mit seinen abgehärteten Schotten gewachsen zu sein. Der Einmarsch in England.

Anfang versprach guten Erfolg: Die Besatzung von Carlisle streckte die Waffen und
24. Nov. 1745. überlieferte Stadt und Burg; in Manchester wurde der Prinz und sein schottisches Heer mit Freudenbezeigungen aufgenommen; in Stockport brachte eine fünfundachtzigjährige Dame, die einst auf den Armen ihrer Mutter Karls II. Einzug gesehen, dem Erben der Stuarts alle ihre Kostbarkeiten. Mittlerweile war Cumberland mit neuen Truppen aus den Niederlanden angelangt; aber ehe er sich mit Wade in Verbindung setzen konnte, zog das schottische Heer unter Karl und Lord Murray durch geschickt berechnete Eil-
15. Decbr. 1745. märsche weiter südwärts, so daß es um die Mitte des December in Derby einrückte. Zugleich erhielt der Prinz Kunde, daß Lord Drummond, Bruder des Herzogs von Perth, der in französischen Diensten stand, mit seinem Regimente in Schottland angelangt sei und daß in Calais und Dünkirchen Vorbereitungen zur Einschiffung von Landungstruppen getroffen würden. Kein Wunder, wenn sich die Seele des jungen Stuart in stolzen Hoffnungen wiegte und schon von einem Einzug in London träumte. Die Bestürzung, die hier in allen Kreisen herrschte, gab Zeugniß, daß man einen solchen Ausgang nicht für unmöglich hielt. Glich ja doch alles bisher Vorgefallene einem Wunder. Man sah Hannibal vor den Thoren.

Der Rückzug beschlossen. Aber in dem Augenblick, da Karls Phantasie das Gelingen des Unternehmens als nahe bevorstehend erschaute, erklärte sein Kriegsrath, Lord Murray an der Spitze, daß man jedes weitere Vorgehen aufgeben und den Rückzug nach Schottland antreten müsse. Vergebens führte der Prinz mit seiner ganzen Beredsamkeit aus, daß ein solcher Entschluß einer gänzlichen Niederlage gleich käme, daß der moralische Eindruck, dem er seine bisherigen Erfolge verdanke, dadurch in sein Gegentheil umschlagen würde: die Hauptleute beharrten bei ihrer Meinung. Die Zurückhaltung der englischen Jacobiten, die wenig Neigung zeigten, Gut und Leben für den ihnen fremd gewordenen Stuart und seine hochländischen Häuptlinge einzusetzen, im Rücken und in der Fronte drei Armeen, von denen jede doppelt so stark war, als der schottische Heerhaufen, eine whiggistisch-gouverenementale Bewegung in Schottland selbst, zwei englische Geschwader unter den Admiralen Vernon und Byng im Kanal und in den schottischen Gewässern, die jeden Landungsversuch feindlicher Schiffe vereiteln konnten, diese und andere Gründe waren für die Hochländer von durchschlagendem Gewicht. Ihnen lag überhaupt weniger daran, daß Karl Stuart König von Großbritannien und Irland werde, als daß Schottland wieder zu der alten Selbständigkeit zurückkehre. So wurde denn von Derby aus der Rückzug angetreten. In den regnerischen Tagen zu Ausgang des Jahres sahen die Einwohner von Macclesfield, Manchester, Lancaster dieselben Leute, die kurz zuvor mit stolzen Siegeshoffnungen südwärts gezogen, gleich geschlagenen Flüchtlingen in Eile nordwärts wandern, verfolgt von Cumberlands Truppen. In Carlisle ein Regiment englischer Jacobiten als Besatzung zurücklassend führte der Prinz an der Scheide des Jahres seine schottischen Soldaten über den geschwollenen Grenzfluß Esk wieder in die heimathliche Erde. Wenige Tage nachher ergab sich Carlisle vertragsweise an den Königssohn, der
Schlacht bei Falkirk. die Mannschaften zu Kriegsgefangenen machte. Auf schottischer Erde fühlte der Prätendent wieder sichern Boden unter seinen Füßen und die alte Zuversicht kehrte wieder in seiner Seele ein. Die schottische Armee hatte durch den meisterhaften Rückzug ihre militärische Tüchtigkeit bewährt: Contributionen, die den königlich gesinnten Städten Dumfries, Glasgow u. a. auferlegt wurden, setzten den Prinzen in Stand, die Soldaten mit Kleidung und anderen Bedürfnissen zu versehen; Lord Drummond stieß mit seinem Regiment zu ihm, andere Hochländer füllten die Reihen; in Kurzem konnte er ein Heer von 9000 Mann dem englischen Feldherrn Hawley, der an der Stelle des alten unthätigen Wade die Führung übernommen und Edinburg wieder besetzt hatte, entgegenstellen. Bald kam es auf dem in der schottischen Kriegsgeschichte so berühmten Felde

von Falkirk zu einer Schlacht, die mit einer Niederlage Hawley's endigte. Vierhundert seiner Krieger erlagen den Schwertern des „hochländischen Gesindels", das der Prinz und seine beiden Feldherrn George Murray und Lord Drummond unter Regen und winterlichen Stürmen in den Kampf führten. 28. Jan. 1746.

Aber das siegreiche Treffen von Falkirk trug der Sache des Prätendenten keine Früchte. Die beiden Heerführer Drummond und Murray geriethen in Feindschaft, viele Hochländer zogen in die Heimath, um nach ihrer Gewohnheit ihre Beute in Sicherheit zu bringen, zwei Clans wurden in Folge der Ermordung eines Sohnes des Stammhäuptlings Glengarry in Blutrache geschieden. Als nun die Belagerung des festen Schlosses von Stirling keinen Fortgang hatte und die Wahrnehmung, daß der Feind in Edinburg sich fort und fort stärke, so wie die ungünstige Witterung den Muth und das Vertrauen der Soldaten niederschlug; stellte die Armee aufs Neue an den Stuart das Verlangen, er solle sie nach den Hochlanden zurückführen. Dort könnten sie frische Kräfte an sich ziehen und bei günstigerer Jahreszeit den Feldzug von Neuem beginnen. Die Forderung war so bestimmt und allgemein, daß kein Widerstreben möglich war. Mitte Februar brach das Stuart'sche Heer von Stirling auf, um in zwei verschiedenen Richtungen sich nach Inverneß, der Hauptstadt der Hochlande zu begeben. Um dieselbe Zeit traf der Herzog von Cumberland, der englische Königssohn in Edinburg ein und übernahm den Oberbefehl: zwei Fürsten von gleichem Alter, Vorkämpfer zweier politischen und religiösen Prinzipien, aber sehr ungleich in der körperlichen Erscheinung wie in Sitten und weltmännischer Bildung. Rückzug nach Inverneß. 14. Febr. 1746.

Ueber zwei Monate verbrachte Karl in Inverneß und Moy; die Sympathien des Volks waren noch nicht erloschen; manche romantische Züge, wie der durch die List und Ergebenheit der Lady Macpherson vereitelte Ueberfall von Moy haben sich erhalten; wie einst in Edinburg so wußte der Prinz auch in Inverneß auf Festen und Bällen die schöne Welt zu bezaubern, auf Jagden und militärischen Uebungen den ritterlichen Clanadel an seine Person zu fesseln. Aber seine Lage wurde mit jedem Tag bedenklicher: Geld und Lebensmittel schwanden dahin, französische Schiffe, die ihm Unterstützung zuführen sollten, fielen meistens in die Hände der Engländer; sein Vertrauen zu den Hochländern war seit den Erfahrungen in Derby und Stirling geschwunden, er bevorzugte die irisch-französischen Kriegsleute, die sich seiner Fahne angeschlossen. Wie ganz anders war das englisch-deutsche Heer beschaffen, das Cumberland in den ersten Frühlingstagen von Edinburg nach Aberdeen führte! Während in Inverneß die Soldaten froh waren, „aus des Pächters Garten einige Kohlblätter zu erhalten", war hier Alles im Ueberfluß. Auf beiden Seiten wünschte man eine Entscheidung. Sie blieb nicht lange aus. Im April setzten die königlichen Truppen über den reißenden Bergstrom Spey und nahmen ihren Aufenthalt in und bei der nördlichen Seestadt Nairn. Zwischen dieser Stadt und Inverneß, auf dem hügeligen Felde von Culloden kam es zum Treffen. Karl konnte noch immer sechstausend abgehärtete und streitbare Hochländer stellen, die bereit waren für König Jacob VIII. und den Prinzen Karl Stuart ihr Leben einzusetzen. Aber ein nächtlicher Marsch in Sturm und Regen, auf wegelosem Morastboden, wobei es auf eine Ueberraschung der Feinde abgesehen war, schlug fehl; die Kriegshaufen mußten nach Culloden umkehren, wo sie ausgehungert, erschöpft und todtmüde in früher Morgenstunde anlangten. Lord Murray war der Ansicht, man solle die Schlacht verschieben und eine gedeckte Stellung suchen; aber dem Prinzen war der Gedanke eines Rückzuges in der Seele verhaßt: er befahl die Aufstellung. So begann denn die Schlacht bei Culloden, welche die Hochländer noch bis auf den heutigen Tag in elegischen Klageliedern besingen. Denn wie unerschrocken auch der Prinz selbst der Gefahr ins Antlitz schaute, wie todesmuthig das Mitteltreffen und der rechte Flügel in Schlacht von Culloden. 27. April 1746.

die feindlichen Reihen eindrang: die größere Zahl und bessere Bewaffnung der königlichen Truppen, wobei hessische Söldner ihre erprobte Tapferkeit bewährten, und der trotzige Widerstandsgeist der Macdonalds auf dem linken Flügel, die den Kampf verweigerten, weil ihnen der verlangte Ehrenplatz auf dem rechten Flügel nicht zu Theil geworden, diese und andere Umstände wirkten zusammen, um dem Stuartschen Heer eine vollständige Niederlage zu bereiten. Das Schlachtfeld war überdeckt von Leichen und Verwundeten, alles Geschütz und Gepäck der Hochländer wurde erbeutet. In mehr oder weniger geordneten Heerhaufen gewannen die Geschlagenen Inverneß und andere sichere Plätze, indeß der Prinz am Bein verwundet mit einigen Reitern zuerst in dem Schloß des Lord Lovat eine Zuflucht suchte, dann den Weg nach der Küste einschlug. Nach einem Ritt von drei Tagen und Nächten, nur von kurzen Ruhepausen unterbrochen traf Karl mit
1. Mai 1746. drei Begleitern in der Nähe von Moidart ein, wo er zehn Monate vorher gelandet war. Alle die Hoffnungen und Entwürfe, von denen damals seine Seele erfüllt war, hatte ein einziger Tag zertrümmert. Georg Murray hatte in Ruthven noch etwa zwölfhundert der Flüchtigen gesammelt und lud den Prinzen ein, mit ihnen noch einmal sein Glück zu versuchen. Dieser aber hatte alles Vertrauen verloren; er gab ihnen den Rath, sie sollten sich auflösen und auf ihre eigene Sicherheit bedacht sein; er wolle nach Frankreich zurückkehren und sich nach neuer Hülfe umsehen. Karl hatte wiederholt gelobt, er wollte siegen oder sterben; das erste war ihm nicht gelungen, zu dem letzteren fehlte ihm der catonische Muth, der Heldensinn des Alterthums. Er hatte es nicht gewagt, in der Entscheidungsschlacht dem Tode ins Auge zu blicken; jetzt lief er Gefahr, als geächteter Flüchtling in die Hände seiner Feinde zu fallen und schmachvoll zu enden. Aber
Karls Flucht und Rettung. das Schicksal bewahrte den Stuart vor dem Schlimmsten und die Treue und Loyalität, die einst Karl II. in ähnlicher Lage so wunderbar erhalten, war noch nicht verschwunden. Auf einem offenen Boote wurde er mit einigen seiner Anhänger von Macdonald von Borodale unter Regen und Sturm auf eine der kleinen Hebrideninseln gerettet, wo sie auf nackter Erde sich lagerten, mit grobem Gerstenbrod den Hunger stillten. Unter falschem Namen, damit nicht der hohe Preis, der auf Karls Kopf gesetzt war, die Habgier der armen Einwohner zum Verrath reize, und für schiffbrüchige Kaufleute sich ausgebend, verlebten sie mehrere Tage unter Mangel und Noth auf den kleinen Eilanden, bis es dem treuen Gefährten Macleod gelang, in Stornoway, dem Hafen der Insel Lewis ein Fahrzeug zu miethen, auf dem der Prinz und sein Gefolge unter unglaublichen Gefahren, Mühseligkeiten und Abenteuern nach Süd-Uist gelangten. Oft an den nöthigsten Bedürfnissen Mangel leidend, flüchtete Karl mit seinen Begleitern von Eiland zu Eiland, von Felsen zu Felsen, gequält von Hunger und Durst, unbeschützt gegen Kälte, wüthende Stürme und Ströme von Regen, in steter Gefahr den Feinden in die Hände zu fallen, die Land und Meer durchstreiften und von Begierde brannten, den ausgesetzten Preis zu verdienen. Tag und Nacht wechselte er den Aufenthalt, bis er endlich nach langem Umherirren durch die Anhänglichkeit der jacobitisch gesinnten Familie Clanranald und anderer Getreuen, sowie durch die liebevolle und aufopfernde Hingebung der Flora Macdonald in der Tracht einer irländischen Magd und Flachsspinnerin nach der Insel Skye geführt ward. Aber auch hier konnte er nicht lange verborgen bleiben; er setzte wieder nach dem schottischen Festlande hinüber, wo er den ganzen Sommer und Herbst in den Wildnissen des nordwestlichen Küstenlandes weilte, in Waldhütten und Höhlen, in Schluchten und Felsenthälern oder versteckt in den Häusern ergebener Anhänger vor den Nachstellungen der Späher und Verfolger sich bergend, bis
30. Sept. 1746. es ihm gelang, zu Boradale bei Lochnanuagh eine der Fregatten zu erreichen, welche die französische Regierung zu seiner Rettung ausgesandt hatte. Auf diesem Schiffe, das den zutreffenden Namen „das Glückliche" führte, landete Karl Stuart, begleitet von

hundert geächteten Jacobiten bei Morlaix in der Bretagne. Kein Roman, kein Werk der Dichtung und Phantasie ist so reich an wunderbaren Ereignissen und Schicksalen, an Gefahren und Rettungen von Helden oder Abenteurern, an romantischen Zügen von Treue und Hingebung, von Wagnissen und listigen Erfindungen wie die Lebensgeschichte des Prätendenten Karl Stuart während der sechs Monate von der Schlacht bei Culloden bis zu seiner Ankunft am Hofe Ludwigs XV. in Versailles. Und nie hat er, selbst wenn er hungernd oder erschöpft in zerfetzten Kleidern auf der feuchten Erde lag oder in Klüften und Schlupfwinkeln den Gefahren der Entdeckung und Gefangennehmung zu entgehen suchte, den heitern Sinn und männlichen Muth verloren. Wie oft hat er durch ein schottisches Volkslied die Angst und Sorge seiner Begleiter und Retter zu verscheuchen gewußt. 10. Okt. 1746.

Diese Persönlichkeit hat nicht wenig beigetragen, daß die Hochländer die Erinnerung an den letzten Sprößling der alten Königsfamilie fort und fort im treuen Herzen bewahrten, den tragischen Ausgang der Erhebung, mit dem die alte Zeit zu Ende ging und so viel vaterländisches Blut in die Erde rann, in sehnsüchtigen und schwermüthigen Klageliedern betrauerten. Das Auftreten des Königssohns in der Mitte der Hochlande, die glänzenden Erfolge seines ersten Waffenganges, der heldenmüthige und edle Charakter, den der erlauchte Sprößling dreier Königsgeschlechter, der Stuarts, der Bourbons, der Sobieski im Glück wie im Unglück entfaltete, wirkten wie ein berauschender Zaubertrank auf die Herzen und die Phantasie des einfachen treuen Bergvolks, das unkundig der Welt und der politischen Verhältnisse nach alter Väterweise in patriarchalischen Sitten, Gewohnheiten und Gesinnungen dahinlebte. Mit seiner Person war die ganze geschichtliche Vergangenheit, waren die Traditionen der Vorfahren, waren die Formen und Gebräuche ihres bisherigen Daseins verbunden; daß nun dies Alles von rauher Siegerhand niedergedrückt wurde, hat dem Ausgang ein tragisches Gepräge gegeben. Die Sympathien, die jedem muthigen Unternehmen als idealer Preis dargebracht werden, sind dem tapfern Stuart in reichem Maße zu Theil geworden. Selbst in Frankreich war er im Anfang der gefeierte Mann des Tages: er wurde von dem König mit Auszeichnung empfangen, durch die Verwendung der Marquise von Pompadour erhielt er eine Leibrente von 200,000 Livres; die Hof- und Aristokratenkreise begegneten ihm mit schmeichelhafter Aufmerksamkeit: aber sowohl in Paris als in Madrid, wohin er sich begab, um den neuen König Ferdinand VI. für seine Sache zu gewinnen, siegte die Staatsraison über romantische Gefühle. Die englische Regierung forderte als Bedingung des Friedens, daß Frankreich dem Prätendenten nicht nur jeden ferneren Beistand entziehe, sondern ihm auch den Aufenthalt im Lande untersage; und da Karl Stuart nicht zu bewegen war, seine Rechte und Ansprüche aufzugeben und die hannoversche Succession anzuerkennen, ward er auf unedle Weise aufgeopfert. Auf königlichen Befehl wurde er im Opernhaus verhaftet und von dem rohen Oberst Vaudreuil an Händen und Füßen gebunden nach Vincennes abgeführt. Nach achttägigem Aufenthalt in einer engen Gefängnißzelle, wo nur Macdonald von Skye, ein Verwandter der Flora und Vater des nachherigen französischen Marschalls, ihm Gesellschaft leistete, schaffte man ihn an die Grenze, damit er jenseit der Alpen seinen Aufenthalt nehme. Von der Zeit an hörte das Geschlecht der Stuarts auf, in die Weltgeschichte handelnd einzugreifen. Der jüngere Bruder Heinrich trat in den geistlichen Stand und starb in hohem Alter als Cardinal York († 1807); sein Vater, der Ritter von St. Georg verlebte seine Tage in dunkler Zurückgezogenheit in Rom, bis am 1. Januar 1766 der Tod seinem thatenlosen Dasein ein Ziel setzte. Karl selbst verbrachte die nächsten Jahre auf Reisen nach verschiedenen Ländern, immer die stille Hoffnung nährend, daß günstige Umstände ihn einst doch noch auf den Thron von Großbritannien führen könnten. Soll

Karls Ausgang. Ende der Stuarts.

22. Decbr. 1748.

Juni 1747.

er doch sogar sich einst nach London gewagt haben! Aber das sittenlose Leben, dem er sich hingab, verminderte das Interesse, das sein kühnes Unternehmen und seine romantische Rettung der Welt eingeflößt hatten. Nachdem er längere Zeit mit der Tochter eines schottischen Jacobiten, Clementine Walkenshaw, gelebt, die nach einigen Jahren mit ihrer Tochter Charlotte in ein Kloster zu Paris eintrat, nahm Karl unter dem Namen eines Grafen von Albany seinen bleibenden Aufenthalt in Florenz und vermählte sich am 17. April 1772 mit der zwanzigjährigen Fürstin Louise von Stolberg-Gedern. Die Ehe war keine glückliche; nach einigen Jahren trennten sich die beiden Gatten, worauf eine gerichtliche Scheidung eintrat. Es scheint, daß außer dem Laster der Trunksucht, dem der Stuart sich immer mehr ergeben haben soll, die schwärmerische Zuneigung, die der Dichter Alfieri der Gräfin widmete und diese erwiderte, auf das eheliche Zerwürfniß von Einfluß gewesen ist. In seinen letzten Lebensjahren wurde Karl immer schwermüthiger, verstimmter und reizbarer; oft trat die Erinnerung an seine schottischen Anhänger vor seine Seele und erfüllte ihn mit Wehmuth und Trauer. In Rom, wohin er sich auf den Wunsch des Papstes Pius VI. begab, machte ein Schlaganfall seinem Leben am 31. Januar 1788 ein Ende. Außer der erwähnten Tochter, welche ihm Clementine Walkenshaw geboren, die aber von dem Bruder nicht anerkannt ward, hinterließ Karl keine Kinder. Seine Leiche wurde in der Kathedralkirche zu Frascati beigesetzt. In dieser Stadt starb auch am 13. Juli 1807 Heinrich Stuart, der Cardinal, der letzte männliche Nachkomme der alten Königsfamilie, der mehr dem Vater und Großvater als dem Bruder ähnlich, die Rechte und Ansprüche der Dynastie nie geltend machte, die himmlische Krone der irdischen vorziehend. Ein Grabmal aus carrarischem Marmor von Canova in der Peterskirche ist dem Andenken der letzten Stuarts gewidmet.

Die Strafgerichte. Während Karl Stuart auf den Hebriden und in den Einöden der Hochlande umherirrte, war die Gegend von Culloden und Inverneß und weit in die Gebirgsthäler hinein der Schauplatz der wildesten Kriegsgräuel und Rachsucht. Verwundete und Gefangene wurden massenhaft niedergeschossen, „als ob der Soldat dem Scharfrichter die Mühe erleichtern wolle"; alles Land auf fünfzig Meilen im Umkreis wurde zur Wüste gemacht, die Einwohner erschlagen, Frauen und Töchter auf den Leichnamen ihrer Angehörigen geschändet, Vieh und Habe als Beute abgeführt. Dann folgten die Strafgerichte, die an Grausamkeit und Härte den blutigen Assisen eines Jeffreys unter Jacob II. nicht nachstanden. Die Jacobitische Besatzung, Offiziere und Gemeine, die sich einst in Carlisle ergeben, mußte am Galgen sterben; Lord Lovat, den man aus einem hohlen Baum hervorgezogen, der muthige Lord Balmerino, der noch auf dem Schaffot, seinem „letzten Schlummerkissen" auf „König Jacob" ein Hoch ausrief, die Lords Kilmarnock, Radcliffe von Derventwater u. a. wurden enthauptet. An allen Stadtthoren sah man abgehauene Köpfe und Gliedmaßen, im ganzen Lande Galgen mit Menschengerippen. Hinrichtungen und Gütereinziehungen nahmen kein Ende; von Edinburg bis London füllten sich die Gefängnisse mit Jacobiten. In Trauergesängen hauchten die Gedrückten und Verfolgten ihre wehmüthige und sehnsuchtsvolle Stimmung aus. Als Karl Stuart einst nach vielen Jahren auf seiner Villa bei Florenz in einer musikalischen Abendgesellschaft die rührende Melodie des Liedes hörte, das Lochiels Bruder im Gefängnisse kurz vor seiner Hinrichtung gesungen hatte (We'll may be return to Lochaber no more), wurde seine Seele so tief erschüttert, daß er in einen Strom von Thränen ausbrach. Wie ein theures Vermächtniß pflanzte sich das Andenken an die letzte vaterländische Erhebung und den unglücklichen Königssohn von Geschlecht zu Geschlecht fort. Flora Macdonald wurde, als sie nach langer Haft in die Heimath zurückkehrte, verehrt und gefeiert, indeß John Murray, der Secretär des Prinzen, der sein Leben durch verrätherische Anzeigen gerettet, von der allgemeinen Verachtung des Volks betroffen, den

Rest seines Daseins in Schmach verbrachte. — Indessen genügte es der englischen Regierung nicht, die Stuartsche Insurrection unterdrückt zu haben, sie wollte auch die Wiederkehr ähnlicher Erscheinungen für alle Zukunft unmöglich machen. Darum wurden die alten Lehnsbande gelöst, die patriarchalischen Einrichtungen und Eigenthümlichkeiten abgeschafft, Schottland inniger mit England vereinigt. Eine Parlamentsakte hob die Erbgerichtsbarkeit des hohen Adels auf und verbot das Tragen der Waffen und die kriegerische Kleidung. Bald waren die alten Zustände und die Clanverbände der schottischen Hochlande nur noch eine geschichtliche Erinnerung. Viele wanderten aus und suchten auf dem Continente, in Frankreich, auf der pyrenäischen und apenninischen Halbinsel und anderwärts eine neue Heimath. Das Land wurde durch fremde Kunst und Einwanderung besser angebaut, Cultur und Wohlstand gehoben, aber wie Schlosser bemerkt, der denkende und einsame Forscher klagte, daß alle Poesie des Lebens dem Gelde gewichen sei. „Die einst glücklichen, wenn gleich sehr armen Vasallen der Güterbesitzer mußten nach wenigen Jahren den geliebten Boden neuen betriebsamen Pächtern überlassen; sie schieden im Jammer von den Gräbern der Väter und von der Erinnerung der Vorzeit, um in Amerika eine Freiheit ohne Geschichte, ein Glück ohne Poesie zu suchen. Mit dem Patriarchalischen und Wilden entwich der heroische Sinn, verschwand das Leben der Armuth und Natur; Geld ward überall einziges Ziel des Strebens, und jetzt gilt von der Tiber bis zum äußersten Thule nur Geld allein, es herrscht nur Schmutz des Erwerbs."

5. Ausgang des Kriegs und der Friede von Aachen.

Seit dem Vertrag von Füßen und dem Dresdener Frieden hörte der Krieg in Deutschland thatsächlich auf. Dadurch sah sich die Wiener Regierung in die Lage gesetzt, den Feinden in Italien und in den Niederlanden kräftiger entgegenzutreten. Wir wissen, daß im Frühjahr 1746 fast ganz Oberitalien mit Ausnahme einiger Festungen in den Händen der Bourbonischen Kriegsheere sich befand und daß man mit dem Gedanken umging, die Oesterreicher gänzlich aus Italien zu verdrängen; Karl Emanuel, stets bereit auf diejenige Seite zu treten, wo er den größten Gewinn erwarten durfte, sollte zum Anschluß an diese französisch-spanische Politik durch Theilnahme an der Beute herangezogen werden. Die Durchführung dieses Planes konnte nur verhindert werden, wenn die kaiserliche Kriegsmacht in Italien rasch und energisch vorging und durch ihre Erfolge den sardinischen König aus seiner schwankenden zweideutigen Haltung herauszutreten und an dem Wormser Vertrag festzuhalten nöthigte. Dank der Kriegskunst des Feldmarschalls Browne, der zwar dem Fürsten Liechtenstein untergeordnet war, aber an militärischem und strategischem Geschick demselben weit voranging, trugen die Oesterreicher in der Schlacht bei Piacenza einen entscheidenden Sieg über die französisch-spanischen Heere davon, besetzten das Herzogthum Parma und drangen nach Westen vor, um die Lombardei und Piemont von den Feinden zu befreien. Karl Emanuel hatte an der Schlacht Theil genommen, aber die Hauptarbeit den Kaiserlichen überlassen. In Wien erzeugte die Sieges-

Der Krieg in Oberitalien. 1746.

16. Juni 1746.

botschaft nach so vielen vorausgegangenen Mißgeschicken eine freudige gehobene Stimmung. Um so energischer glaubte man gegen die innern Feinde vorgehen zu müssen. In Mailand, wo eine Anzahl aristokratischer Familien, voran die Gräfin Clelia Borromeo und ihr Neffe Fürst Melzi, der spanischen Herrschaft Vorschub geleistet und sich in conspiratorische Umtriebe gegen Maria Theresia eingelassen, wurde der intrigante Graf Biancani, der thätigste Agent der Partei
26. Nov. 1746. auf dem Corso enthauptet. — Bald nach der Schlacht trat Liechtenstein vom Commando zurück. Nun hätte man erwarten sollen, daß Browne an seiner Stelle zum Oberfeldherrn ernannt worden wäre; aber nach der pedantischen Rang- und Beförderungsordnung des Kaiserstaats war es für jüngere noch so verdiente Hauptleute schwer, die herkömmliche Stufenfolge in der Kette der militärischen Beamtenhierarchie zu überspringen. So kam der Oberbefehl an den alten Marquis Botta d'Adorno, der schon in seiner diplomatischen Laufbahn eine traurige Rolle
10. Aug. 1746. gespielt hatte. Wenn trotzdem in einem zweiten Treffen bei Rottofreddo am Einfluß des Tidone in den Po, wo der tapfere Bernklau die Todeswunde empfing, die Oesterreicher das Schlachtfeld behaupteten, so war dieser Erfolg nur dem militärischen Aufschwung zu danken, von dem das österreichische Heer seit dem Siege bei Piacenza erfüllt war. Auch bei dieser Gelegenheit hielt sich Karl Emanuel so, daß ihm immer noch ein Weg der Verständigung mit den Verbündeten offen blieb. Dadurch war es dem bourbonischen Heere möglich, einen geordneten Rückzug nach Tortona auszuführen und sich in dieser Festung zu behaupten.

Unterwerfung und Bestrafung Genuas.

Um so schwerer büßte Genua für seinen Anschluß an die spanisch-französische Waffengenossenschaft. Der sophistische Rechtfertigungsversuch der Signorie, daß die Republik nur zur Rettung ihrer bedrohten Besitzung Finale vor den Eroberungsgelüsten Karl Emanuels den Verbündeten Hülfe geleistet, keineswegs aber mit Oesterreich den Friedensstand gebrochen habe, fand wenig Anklang bei den kaiserlichen Heerführern: nachdem die Bocchetta, das Bollwerk Genua's von
2. Sept. 1746. Browne erstürmt worden, mußte sich die stolze Seerepublik, wo eine engherzige Oligarchie im Regimente saß, unter harten und demüthigenden Bedingungen unterwerfen, Kriegsentschädigung entrichten und eine österreichisch-sardinische Besatzung in ihre Mauern aufnehmen. Doge und Senatoren mußten öffentlich Abbitte thun und sollten es als eine Gnade ansehen, wenn die Kaiserin nicht wie einst Ludwig XIV. darauf bestand, daß der Akt der Demüthigung in der Wiener Hofburg vor sich gehe, sondern vor ihrem Stellvertreter, dem Oberbefehlshaber Botta in Genua. Nun stammte aber der Marquis aus einem genuesischen Patriziergeschlecht, das einst in dem goldenen Buche der Republik geglänzt hatte. Sein Vater war wegen eines ihm zur Last gelegten Verbrechens zu Todesstrafe und Güterverlust verurtheilt worden, hatte sich jedoch durch die Flucht zu retten vermocht. Der Sohn trug daher tiefen Groll gegen die Vaterstadt seiner Ahnen im Herzen und benutzte seine Stellung, um sich an der herrschenden Aristocratie

zu rächen und in Verbindung mit dem Kriegscommissär Chotek die größten Bedrückungen zu üben. Die Kriegscontributionen, welche man auf die Höhe von drei Millionen Genovinen (9 Millionen Gulden) steigerte, wurden der Bank von San Giorgio entnommen, wo die minder Bemittelten ihre Ersparnisse zu hinterlegen pflegten; außerdem wurden für die Winterquartiere der Truppen noch weitere hohe Summen begehrt; die Mißhandlungen und Gewaltthätigkeiten von Seiten der Besatzungsmannschaft blieben unbestraft; die Vorrathshäuser und Magazine wurden ausgeräumt. Gleichen Haß hegte Karl Emanuel wider die feindselige Stadt; auf sein Verlangen legte sich ein englisches Kriegsschiff vor den Hafen und plünderte die einlaufenden Fahrzeuge. Die siegreichen Feinde wollten die Genuesen die bittere Schale der Schmach und Bedrückung auf den Grund leeren lassen. Die herrschenden Nobili ließen die Brutalitäten der Fremden über sich ergehen, aber in den Gemüthern des Volks häufte sich ein gährender Stoff von Wuth, Leidenschaft und Verzweiflung an, der früher oder später zum Ausbruch kommen und Scenen der Rache und des Zorns herbeiführen mußte.

Da wurde im Kriegsrath der pragmatischen Mächte beschlossen, daß das österreichisch-sardinische Heer einen Einfall in die Provence und gegen die Stadt Toulon unternehmen sollte. Zu dem Ende zog Feldzeugmeister Browne mit dem größten Theil der kaiserlichen Truppen, vereinigt mit sardinischem Kriegsvolk längs der Küste hin, setzte, nachdem er Mentone und Nizza weggenommen, über den Grenzfluß Var und traf Anstalten zur Belagerung von Antibes. Während er aber vor den Mauern der französischen Stadt das Geschütz aus Genua erwartete, brach in dieser Seestadt selbst, wo Botta nur mit einer kleinen Besatzungsarmee zurückgeblieben war, ein Volksaufstand aus, der alle errungenen Erfolge zu vernichten drohte. Wurde die heißblütige Bevölkerung schon heftig gereizt, als sie das Gold aus der Bank wegtragen sah, als selbst die dritte Million gefordert wurde, obwohl es hieß, die Kaiserin habe dem päpstlichen Nuntius den Nachlaß derselben zugesagt; so wuchs die Aufregung, als das Geschütz von den Mauern und aus den Arsenalen weggeführt ward. Man wolle die Stadt ehrlos und wehrlos machen, wurde ausgesprengt, um sie dann auszuplündern. Volkshaufen füllten die engen Straßen und suchten die Fortschaffung des Geschützes zu hindern oder zu erschweren. Als einst unter einem schweren Mörser der Wagen brach, forderten die Soldaten die Umstehenden zur Mithülfe auf; man antwortete ihnen mit Hohngelächter; da theilten sie Stockschläge aus. Dies gab das Zeichen zu einer Volksbewegung, die von Tag zu Tag weiter um sich griff. Die städtische Obrigkeit suchte die Ruhe herzustellen oder gab sich doch den Schein; aber sie war nicht mehr Meister; die Menge, von einem selbstgewählten Volksrath geleitet, bemächtigte sich der in den Häusern verborgenen Waffen, pflanzte an den Thoren und auf hochgelegenen Orten einige Stücke Geschütz auf, die noch zurückgeblieben waren, und errichtete Brustwehren und Barrikaden. Spanische und französische Offiziere und Soldaten, die sich als Kriegsgefangene in der Stadt befanden, mischten sich unter die Aufständischen und leiteten die Angriffe; die Landbevölkerung ahmte die Städter nach und verhinderte die Zuzüge von Bewaffneten. Botta knüpfte mit dem Senat Unterhandlungen an und erbot sich zu Zugeständnissen; aber die Herren, die sich früher so demüthig und niederträchtig gezeigt, wurden jetzt auf einmal sehr muthig und anspruchsvoll, so daß der Befehlshaber von weiteren Verhandlungen abzustehen und zu Gewalt zu schreiten beschloß. Allein als auf allen Kirchthürmen die Sturmglocken ertönten, die abgehärteten und tapfern Bewohner der Um-

Der Aufstand der Genuesen.

30. Nov. 1746.

5. Decbr. 1746.

10. Decbr.

gegend in Masse einströmten, zahlreiche Militärpersonen und Leute aus den höheren Klassen sich den Aufständischen anschlossen und diese sich der am Molo vecchio, an dem Ponte reale, an der Darsena aufgepflanzten Geschütze bemächtigten, da verlor Botta völlig den Kopf. In San Pier d'Arena wurde Kriegsrath gehalten und der Abzug beschlossen. Nach manchen Kämpfen und Verlusten gelangte die Besatzung in einzelnen
13. Decbr. 1746. Abtheilungen nach Gavi und Novi; selbst die Bocchetta konnte nicht gehalten werden; Genua war frei; das Volk jubelte über seinen Sieg; noch hundert Jahre später feierten die Genuesen die Vertreibung der Oesterreicher aus ihren Mauern und Thoren.

Belagerungskrieg um Genua. In Wien erzeugte die Nachricht von dem Verluste der Seerepublik großen Verdruß, besonders war die Kaiserin selbst sehr erzürnt. Sie wies jede Vermittelung von der Hand und befahl, daß man mit der größten Energie die Wiedereroberung der „rebellischen" Stadt in Angriff nehme. Botta, den man als den Haupturheber des Unfalls betrachtete, weil er Anfangs durch seinen hochfahrenden Uebermuth die Bevölkerung gereizt, dann alle Vorsichtsmaßregeln außer Acht gelassen, wurde „wegen leidender Gesundheit" vom Commando entfernt und durch den Feldzeugmeister Grafen von Schulenburg ersetzt. Allein der moralische Einfluß des Ereignisses machte sich bald bemerkbar und wirkte lähmend auf die gesammte österreichische Kriegführung in Italien. Zwar wurde der Zwiespalt mit Karl Emanuel, der dem kaiserlichen Feldherrn Botta nicht verzeihen konnte, daß er ihn nach der Einnahme von Genua weder an der Beute noch an dem Triumphe hatte Theil nehmen lassen, durch den Wechsel im Commando ausgeglichen und der König ließ sich bereit finden, Savona gegen die Angriffe der Insurgenten zu vertheidigen und den Feldmarschall Browne vor Antibes mit Geschütz und Mannschaften zu unterstützen; aber dessenungeachtet konnte der Kriegsplan im südlichen Frankreich nicht zur Ausführung gebracht, weder Antibes noch gar Toulon erobert werden. Der Herzog Belleisle, der an Maillebois' Stelle den Oberbefehl über die verstärkte Südarmee erhielt, belebte den Muth und die Unternehmungslust der Soldaten und bewirkte durch seine diplomatische Gewandtheit, daß der spanische Feldherr Las Minas, der aus Haß gegen Maillebois die Kriegsoperationen der Franzosen wenig gefördert hatte, zu eifrigerer Mitwirkung sich bereit finden ließ. Bald konnte Browne an den Bewegungen des Feindes bemerken, daß man die Absicht habe, das österreichisch-piemontesische Heer von Italien abzuschneiden und durch die Uebermacht zu erdrücken. Er gab daher die Belagerung von Antibes auf und suchte den Vorsprung über den Var zu gewinnen. In
3. Febr. 1747. guter Ordnung bewerkstelligte er den Rückzug über diesen Grenzfluß. Während dieser Zeit versuchten die Oesterreicher unter Schulenburg das aufständische Genua wieder zu erobern. Bei dem halbanarchischen Zustand der Stadt, wo die unteren und mittleren Bürgerklassen mit den Nobili, der Volksrath mit dem Senat in Hader lagen und die städtische und ländliche Miliz jeder militärischen Organisation entbehrte, hätten die österreichischen Truppen, die Schulenburg in Novi zusammengezogen, leicht Meister werden können, wären nicht alle Anstalten langsam und unverständig getroffen worden. Während sich Browne und Schulenburg

um den Oberbefehl stritten, und der Hofkriegsrath endlich die Entscheidung traf, daß der erstere das höchste Commando über die gesammten Streitkräfte in Oberitalien führen, Schulenburg aber mit einem Theil der Armee selbständig den Belagerungskrieg gegen Genua fortsetzen sollte, fanden Belleisle und Las Minas, die in Nizza ihre Winterquartiere bezogen hatten, Zeit den Genuesen Hülfstruppen, Geld und Waffen zuzusenden. Diese Verstärkungen verbunden mit den Kriegsgefangenen, die wie sie behaupteten mit Gewalt von den Insurgenten zurückgehalten wurden, brachten in den Vertheidigungskrieg Plan und Ordnung. Ein Angriff, den Schulenburg von der Landseite her unternahm, wurde durch die Schwierigkeiten des Terrains vereitelt. Einige Tage nachher zog der Herzog von Boufflers, einer der angesehensten Edelleute mit einer Anzahl französischer Offiziere in die Seestadt und verhieß ihr den Schutz seines Königs. Nun suchte die kaiserliche Regierung Karl Emanuel zu größerer Mitwirkung anzuspornen, indem sie in einem neuen Vertrag ihm die Hälfte des künftigen Gewinnes an Land und Beute versprach, so daß jetzt ein verschärfter Angriff von Osten und von Westen unternommen werden konnte; allein die Annäherung der französisch-spanischen Armee unter Belleisle und Las Minas, die erst die österreichische Besatzung auf der Insel Margherite zur Capitulation gezwungen hatte und dann längs der Riviera über Mentone und S. Remo auf das Gebiet der Republik losrückte, machte auch dieses Unternehmen scheitern. Schulenburg gab die Belagerungsanstalten von Genua auf und führte Heer und Geschütz nach Novi zurück. Damit war die Republik gegen die Rachepläne der ergrimmten Kaiserin gesichert. Sieben Monate hatten die Genuesen ihre Freiheit vertheidigt. Es kann ihnen daher nicht verdacht werden, daß die nachgeborenen Geschlechter mit Stolz auf diese That der Ahnen zurückblickten.

11. April 1747. 30. April. Mai 1747. Juni 18. Juli 1747.

Um dieselbe Zeit setzte das französisch-spanische Heer seinen Einmarsch in Italien fort. In Madrid hatte seit der Thronbesteigung Ferdinands VI. die ehrgeizige Königin Elisabeth den allmächtigen Einfluß, den sie während der Regierung ihres königlichen Gemahls Philipp V. ausgeübt, verloren; die hohen Ziele, auch in Mittel- und Oberitalien die österreichischen Gebiete an das spanisch-bourbonische Königshaus zu bringen, wurden aufgegeben. Die ganze Tendenz des Madrider Hofes war nunmehr darauf beschränkt, für den Infanten Don Philipp das Herzogthum Parma und Piacenza zu gewinnen. Denn Ferdinand wünschte seinen Halbbruder von seinem Hofe fern zu halten. Der Krieg gegen Oesterreich sollte also von Las Minas mit möglichster Schonung und nur in der Absicht geführt werden, die Kaiserin zu diesem Opfer willig zu machen. Und auch in Versailles konnte man nicht mehr daran denken, Oesterreich zu zertrümmern und die Kaiserkrone an ein neues Haus zu bringen, seitdem Franz I. in Frankfurt die Krönung erhalten. Man wollte nur den Heimfall von Lothringen sichern, das Ansehen und politische Uebergewicht, das man durch die militärischen Aktionen aufs neue festgestellt, bewahren, an den Grenzen befreundete Nachbarlande

Ziele und Resultate der italienischen Kriegführung.

schaffen. Zu dem Zweck wünschte man vor Allem durch Waffenerfolge in Oberitalien das französische Uebergewicht herzustellen. Daher wurde Genua unterstützt und der Krieg gegen Karl Emanuel ernstlicher in Angriff genommen in der Absicht, denselben vom Bunde mit Oesterreich abzuziehen. Während Belleisle längs der Küste hinzog, sollte sein jüngerer Bruder mit einer Heerabtheilung über den Mont Genèvre nach Exilles und Susa und von da nach Turin vordringen. Aber der Col d'Assiette war von sardinisch-österreichischem Kriegsvolk bewacht, welches eine durch Schanzwerk geschützte Stellung auf steiler Bergeshöhe besetzt hielt.
19. Juli 1747. Diese beschloß der muthige Feldherr, der sich durch eine glänzende Waffenthat den Marschallstab verdienen wollte, gegen den Rath seiner Offiziere mit stürmender Hand anzugreifen, ein tollkühnes Wagstück, bei dem 5000 tapfere Kriegsmänner, unter ihnen der ritterliche Führer selbst den Tod fanden. Schon hatte der heldenmüthige Mann die Höhe erstiegen und war eben im Begriff die französische Fahne aufzupflanzen, als er von einer piemontesischen Kugel getroffen todt niedersank. Darauf wurden die Stürmenden zum Rückzug gezwungen. Dieser Unfall hatte jedoch wenig Einfluß auf den Gang des Krieges. Als Boufflers in Genua starb, trat der Herzog von Richelieu an seine Stelle, durch dessen Thätigkeit die Seestadt so sehr verstärkt und mit allen Kriegsbedürfnissen in so reichlichem Maße ausgerüstet ward, daß die Oesterreicher keinen weiteren Angriff zu unternehmen wagten. Aber der Freistaat hatte wenig Gewinn aus den Anstrengungen. Sobald die Gefahr vor dem Feinde vorüber war, suchte die Aristokratie die demokratischen Elemente, welche die Befreiung der Republik bewirkt hatten, mit Hülfe der Franzosen zu unterdrücken und das alte oligarchische Regiment wieder aufzurichten. So trat denn Genua wieder in dieselbe Lage zurück, in der es vor dem Krieg gewesen, nur daß Corsica nicht mehr erhalten werden konnte (XII, 877).

Der Krieg in den Niederlanden. Größere Erfolge als in Italien und in Deutschland errangen die französischen Waffen in den Niederlanden Wir wissen, daß nach der Schlacht von Fontenoy die meisten Truppen der Engländer sammt den in ihrem Solde stehenden Hessen über das Meer geschafft wurden, um die Jacobiten Schottlands zu bekämpfen (S. 37). Diese Schwächung der Gegner ließ der Marschall von Sachsen, der kriegskundige Führer der französischen Heeresmacht nicht unbenutzt
27. Jan. 1746. vorübergehen. Schon im Januar brach er mit dem Heere von Gent auf, um sich der Hauptstadt Brüssel zu bemächtigen. Kaunitz, der während der Abwesenheit Karls von Lothringen an der Spitze der Regierung stand, traf trotz seines leidenden Gesundheitszustandes in Verbindung mit dem holländischen Befehlshaber der Besatzungsmannschaft General van der Duyn alle Anstalten zur Vertheidigung. Als aber der Marschall von Sachsen das zwischen Brüssel und Antwerpen gelegene Fort „Zu den drei Thürmen" besetzte, dann die Hauptstadt von allen Seiten einschloß und jeden Entsatz unmöglich machte, mußte
21. Febr. 1746. eine Capitulation geschlossen werden, kraft deren die gesammte Besatzung, 7000

Mann in Kriegsgefangenschaft abgeführt ward. Einige Zeit nachher wurde von dem inzwischen verstärkten französischen Heer, bei dem sich Ludwig XV. selbst begleitet von der Marquise von Pompadour zur Belebung des Muths einstellte, Stadt und Citadelle Antwerpen zu Falle gebracht, und im nächsten Monat, nachdem der König wieder nach Versailles zurückgekehrt war, streckte die holländisch-österreichische Garnison von Mons die Waffen und übergab die starke Festung dem Feinde. Bald kam auch Charleroi in die Hände der Franzosen, die nun nahe daran waren, die österreichischen Niederlande gänzlich in ihre Gewalt zu bekommen. Dies zu verhindern wurden jetzt von Seiten der Verbündeten neue kriegerische Anstrengungen gemacht. Der Herzog von Cumberland, seit der Schlacht bei Culloden als Nationalheld von Großbritannien gefeiert, führte eine aus Engländern, Hannoveranern und Hessen bestehende Armee nach der Scheldemündung und rückte an die Maas. Ein österreichisches Heer unter dem Prinzen von Lothringen vereinigte sich mit den andern, so daß die Gesammtmacht der Alliirten an Zahl dem Feinde gleich kam. Aber es herrschte Uneinigkeit und Mißstimmung unter ihnen. In England nahm man es übel auf, daß der Schwager der Kaiserin, obwohl er in dem Krieg gegen die Preußen so wenig Ruhm geerntet hatte, den Oberbefehl über die gesammte Streitmacht erhielt, der doch eher dem siegreichen Königssohn der Inseln gebührt hätte. Der geringe Erfolg des Feldzugs im Maasgebiet rechtfertigte nur zu sehr die Unzufriedenheit. Nicht allein, daß der Prinz, dem sein Bruder die Würde eines Reichs-Feldmarschalls ertheilt hatte, durch zwecklose Märsche, durch Unthätigkeit und Zögerung Zeit und Kraft verschwendete und den Feinden Gelegenheit gab, die Stadt Namur sammt der festen Citadelle in ihre Gewalt zu bringen; als er sich endlich, um seinen gesunkenen Kriegsruhm herzustellen und die Stadt Lüttich zu retten, zu einer Schlacht in der Nähe dieser Stadt entschloß, wählte er ein so ungünstiges Terrain und traf so fehlerhafte Aufstellungen, daß eine Niederlage nothwendig erfolgen mußte. Die Schlacht von Rocoux an einem nebeligen Herbsttage vernichtete vollends den militärischen Ruf des Prinzen und fügte ein neues Reis in den Lorbeerkranz des Marschalls von Sachsen. Daß die Schlacht nicht eine gänzliche Niederlage zur Folge hatte, daß die geschlagenen Heerhaufen der Verbündeten einen geordneten Rückzug nach Mastricht ausführen konnten, war theils einigen Mißverständnissen auf Seiten der Franzosen, theils der tapfern Haltung der Holländer unter dem General Waldeck und der in ihren Reihen aufgestellten deutschen Miethtruppen besonders der Baiern zu danken.

Randnotizen: 3. Juni 1746. — 11. Juli. — 3. Aug. — 20. Sept. 1746. — 11. Okt. 1746.

In Frankreich und bei den Seemächten regte sich nun der lebhafte Wunsch nach einer Beilegung der Feindseligkeiten, nach einer Pacification, nach der sich das erschöpfte Europa so aufrichtig sehnte. Auch traten wirklich Bevollmächtigte der verschiedenen in den Krieg verflochtenen Mächte in der holländischen Stadt Breda zu einem Friedenscongreß zusammen. Aber noch gingen die Interessen zu sehr auseinander, noch waren die Ansprüche der bourbonischen Höfe zu hoch

Randnotiz: Der Friedenscongreß von Breda.

gespannt, als daß die Verhandlungen, die den Herbst und Winter über geführt wurden, ein befriedigendes Resultat gehabt hätten. Die Vorschläge des französischen Gesandten Marquis d'Argenson verriethen Tendenzen, wie sie zwei Menschenalter später verwirklicht wurden: die kleineren Staaten Italiens und des südwestlichen Deutschlands sollten zu Conföderationen vereinigt werden, die dann nothwendig unter Frankreichs Schutzherrschaft kommen mußten; die protestantischen Staaten Norddeutschlands könnten unter die Hegemonie von Preußen gestellt werden. Durch den letzteren Vorschlag, dem auch der englische Abgeordnete Lord Sandwich nicht abgeneigt war, hoffte man Friedrich II. aufs Neue zum Anschluß an die antiösterreichische Allianz zu bewegen. Es herrschte ein reges diplomatisches Spiel in Breda und ein Entwurf drängte den andern. Der kaiserliche Bevollmächtigte, Graf Ferdinand Harrach, dessen Bruder Friedrich die Dresdener Friedensverhandlungen geleitet, verfocht die Interessen seiner Kaiserin mit Geschick und Energie, aber er wurde nicht in alle Pläne und Anschläge eingeweiht. Der Versuch, mit dem fast achtzigjährigen Don Melchor de Macanaz, der viele Jahre hindurch die Staatsgeschäfte Spaniens in kluger und liberaler Weise besorgt und selbst als Verbannter in Paris auf die Politik Philipps V. eingewirkt hatte, ein Separatabkommen zu treffen und dadurch die bourbonischen Höfe zu trennen, scheiterte an der Abneigung Maria Theresias, für den Infanten Philipp ein eigenes Herzogthum durch Landabtretungen zu schaffen. So kam das Frühjahr herbei, ohne daß der Friedenscongreß von Breda irgend eine Vereinbarung oder Versöhnung zu Stande gebracht hätte.

Herstellung der oranischen Erbstatthalterschaft in den Generalstaaten.

Um auf die Versammlung einen Druck zu üben und den Vorschlägen Frankreichs willigeres Gehör zu schaffen, überschritten nun im April 1747 die Franzosen die holländische Grenze und eroberten Yzendyke und einige andere feste Plätze im südlichen Seeland. Dies führte in den Generalstaaten eine ähnliche Katastrophe herbei wie im Jahre 1672 (XII, 387), nur auf minder gewaltthätigem Wege. Der Krieg hatte der Republik bisher nur Schaden und Schande gebracht. Mit Ausnahme der Schlacht bei Rocoux hatten sich die holländischen Truppen feige und untüchtig gezeigt, ganz unähnlich der todesmuthigen Haltung der Ahnen; die Franzosen selbst hatten über die Eile gespottet, mit welcher die Besatzungen der Barrièrefestungen die Uebergabe vollzogen; in den auswärtigen Angelegenheiten hatte die Stimme der Regierung kein Gewicht. Dies schrieb das in der Mehrheit oranisch gesinnte Volk dem Aristocratenregiment zu, von dem wie uns bekannt (XII, 895) damals die öffentlichen Dinge geleitet wurden. Man beschuldigte die hochmögenden Herren, sie hätten durch halbe Maßregeln, durch ihre schwankende politische Haltung, durch Anstellung unfähiger Männer in der Armee und Verwaltung entsittlichend gewirkt, Ehrgefühl und Charakter zerstört, ohne Rücksicht auf das Gemeinwohl ihre Stellung zu eigennützigen Zwecken benutzt, in kurzsichtigem Particularismus die gesammtstaatlichen Verbände gelockert und damit den Nationalsinn abgestumpft, durch Nachgiebigkeit und Schwäche gegen-

über Frankreich die Ansprüche und Forderungen der begehrlichen Nachbarn gesteigert. In den holländischen Städten gingen die Magistratsstellen fast in erblicher Weise in den herrschenden Familien von Hand zu Hand. Die Volkssympathien für den Sohn des tapferen Wilhelm Friso, welche der geistreiche als Redner und Dichter hervorragende Staatsmann Wilhelm Zwier van Haren lebendig zu erhalten wußte, waren von den hochmüthigen, herrschsüchtigen Aristocraten verachtet und verletzt worden. Mit Mühe vermochte der Sprößling der Familie, durch deren Talente und Anstrengungen der Freistaat gegründet worden, zu der Statthalterwürde in Friesland und Geldern zu gelangen, in Holland und Zeeland hatte man denselben fortwährend von den Staatswürden und von allem politischen und militärischen Einfluß fern gehalten. Und doch war der Fürst, damals im kräftigsten Mannesalter stehend, wegen seiner Leutseligkeit, seiner Bildung, seines rechtschaffenen geraden Charakters und seiner vaterländischen Gesinnung der Liebling des Volkes. Schon lange hatte man sich zugeflüstert, die Regenten im Haag trieben unter der Hand mit Frankreich ein verrätherisches Spiel. Dieser Verdacht schien sich zu bestätigen als man die französische Fahne über Vliessingen wehen sah: man glaubte, die Franzosen hätten sich der festen Orte im Einverständniß mit der holländischen Regierung bemächtigt. In ganz Zeeland erschallte der Ruf: Wilhelm von Oranien sei Statthalter! Und mit so überwältigender Macht gab sich der Volkswille kund, daß die Haager Rathsherren nicht zu widerstehen wagten. Rasch verbreitete sich, darauf die Volksbewegung über die Provinz Holland. Ein zeeländisches Schiff, das mit der Oranienflagge geschmückt an einem Markttage in Rotterdam einfuhr gab das Signal. In Kurzem erklärten sich alle bedeutenden Städte für den Erben des alten Herrscherhauses, so daß den regierenden Herren nichts übrig blieb, als den Prinzen Wilhelm IV. von Oranien zum Statthalter, Generalcapitän und Ober-Admiral aller vereinigten Staaten zu ernennen und an die Spitze der gesammten Kriegsmacht zu stellen. Mit unbeschreiblichem Jubel wurde der Oranier im Haag und in Amsterdam empfangen. Alle Ehrenämter wurden ihm übertragen. Es genügte nicht, daß man ihn zum Statthalter und Oberbefehlshaber über Heer und Flotte ernannte, diese höchste Staatswürde wurde auf Anregung der holländischen Ritterschaft für dessen männliche und weibliche Nachkommen erblich erklärt. „Es wäre dem Fürsten damals ein Leichtes gewesen, bemerkt ein englischer Staatsmann, sich die Souveränetät zu erwerben, doch er verschmähte den Königstitel und begnügte sich mit dem Range eines Erbstatthalters, durch welchen er in den Besitz der vollen Staatsgewalt gelangte. Ein wohlwollender, verständiger und gemäßigter Mann mißbrauchte er seine Macht nicht zu Handlungen der Rache oder Parteizwecken.

28. April 1747.

Mai 1747.

Okt. 1747.

Der See- und Landkrieg 1747–48.

Unter diesen Vorgängen hatte sich der Congreß von Breda aufgelöst und der Krieg nahm seinen weiteren Verlauf. Der neue Generalstatthalter Wilhelm IV., Eidam Georgs II. schloß sich näher an England an und betrieb den Land- und

Seekrieg mit mehr Eifer. Kraft neuer Verträge zwischen Oesterreich und den Seemächten wurde die vereinigte Armee, die in den Niederlanden den Franzosen entgegentreten sollte, auf etwa 100,000 Mann gebracht, über welche jetzt der Herzog von Cumberland den Oberbefehl erhielt. Zugleich wurden zur See
3. Mai 1747. größere Anstrengungen gemacht. Im Mai unternahmen siebenzehn englische Kriegsschiffe unter dem Viceadmiral und Weltumsegler Anson bei Cap Finisterre auf eine französische Kriegs- und Handelsflotte einen Angriff und fügten ihr
14. Okt. großen Schaden zu; einige Monate später erfolgte auf der Höhe der Insel Belleisle ein zweites scharfes Zusammentreffen, das trotz des tapfern Widerstandes der Franzosen gleichfalls mit einigen Verlusten endigte; und wenn auch La Bourdonnais als Gouverneur von Isle de France und Bourbon in den indischen Gewässern glückliche Fahrten unternahm und den Engländern Madras entriß und sein Gegner Dupleix die ostindische Seestadt Pondichéry mit großer Tapferkeit vertheidigte, so behaupteten sich dagegen die Engländer auf der Insel Cap Breton mit der alten Hauptstadt Louisburg an der Ostküste Nordamerika's. Desto getreuer heftete sich im Landkrieg der Sieg an die Fahnen der Franzosen. Der Herzog von Cumberland mußte der stolzen Hoffnung entsagen, die Lorbeern, die ihm der Kampf gegen den Stuart eingebracht, noch durch Ueberwindung des Marschalls von Sachsen zu vermehren und sich dadurch auf die höchste Stufe
2. Juli 1747. kriegerischen Ruhmes emporzuschwingen. Die Schlacht bei dem Dorfe Laveld in der Nähe von Mastricht entschied gegen die Verbündeten und bedeckte den französischen Heerführer aus Sachsenland mit neuem Kriegsruhm. Und während General Löwendal, den der Oberfeldherr mit einem Theil der Armee zur Belagerung der starken Festung Bergen op Zoom absandte, durch einen kühnen
16. Sept. 1747. Sturmangriff sich dieses Bollwerks der holländischen Provinzen bemächtigte, begann Moriz selbst den denkwürdigen Belagerungskrieg von Mastricht, der den ganzen Winter über fortgesetzt, endlich zur Uebergabe der festen Maasstadt
11. Mai 1748. führte. Mit diesen beiden kriegerischen Großthaten, welche den militärischen Ruhm Frankreichs erhöhten, ging der achtjährige Kampf seinem Ende entgegen. Als die Uebergabe erfolgte, war der neue Friedenscongreß in Aachen schon in vollem Gange und die kriegerischen Anstrengungen vor Mastricht dienten nur dazu, die Verhandlungen in rascheren Fluß zu bringen und den Friedensschluß zu beschleunigen. Die erschöpften Staaten sehnten sich nach Beilegung der Feindseligkeiten; und da es der Wiener Regierung gelungen war, Rußland zum Eintritt in die Allianz zu bewegen, so sah sich Frankreich trotz der Waffenerfolge seiner Heere in den Niederlanden veranlaßt, durch gemäßigteres Auftreten einer Verlängerung und größeren Ausdehnung des Krieges vorzubeugen.

Oesterreichs Allianz mit Rußland. Lange hatte die Kaiserin Elisabeth jede Einmischung in den europäischen Krieg von der Hand gewiesen. Endlich aber brachte der von Oesterreich gewonnene Großkanzler Bestucheff, der damals am Petersburger Hof Alles vermochte, seine Gebieterin dahin, daß sie mit Maria Theresia einen Vertrag schloß, kraft dessen ein russisches Heer

von 30,000 Mann in Deutschland einrücken und die Streitkräfte der Verbündeten verstärken sollte. Auch England und Holland traten dem Vertrage bei und das Londoner Cabinet ließ sich bereit finden, außer den großen Subsidien, die es an Oesterreich und Sardinien zahlte, auch noch an Rußland Hülfsgelder zu entrichten. In dem Tractat war in den veröffentlichten Artikeln von Preußen keine Rede; allein es unterliegt keinem Zweifel, daß in einem geheimen Artikel zugleich ein neuer Krieg gegen Friedrich II. ins Auge gefaßt war, so sehr man auch später von österreichischer Seite nachzuweisen suchte, daß der Vertrag einen blos defensiven Charakter gehabt habe. Elisabeth trug damals dem Berliner Monarchen mit seiner scharfen Zunge und seinem scharfen Schwert eben so heftigen Groll nach als Maria Theresia. Für den Fall eines Krieges mit der Türkei sollte Rußland von einer gleich starken österreichischen Armee unterstützt werden. Zur Bekräftigung der Freundschaft nahm der Wiener Hof auch die Ansprüche des Großfürsten Peter in Schleswig-Holstein unter seinen Schutz. Schon waren sechsunddreißig Tausend Russen unter Fürst Repnin auf dem Marsche, um durch Polen und Böhmen nach dem Rhein und von da in die Niederlande einzudringen, und die Beendigung des Krieges schien noch in weiter Ferne zu stehen. Denn in Wien trug man seit der neuen Bundesgenossenschaft das Haupt höher; Maria Theresia wollte von keinen Abtretungen mehr hören; das ganze Erbreich ihres Vaters sollte beisammenbleiben. Wenn sie von der Wiedereroberung des Königreichs Neapel-Sicilien abstand, so hielt sie um so mehr an den übrigen Besitzungen in der Lombardei und an dem Großherzogthum Toscana fest. Vor allem aber lag ihr die Wiedererwerbung Schlesiens am Herzen. Darum hatte der Bund mit Rußland so großen Werth in ihren Augen. Auch mit der Pforte erneuerte sie den Frieden von Belgrad.

Stellung der Mächte zur Friedensfrage.

Unter solchen Umständen war wenig Aussicht, daß die neuen Conferenzen, die man in Aachen eröffnete, einen befriedigenderen Verlauf als die Verhandlungen in Breda nehmen würden. In Wien hegte man gar nicht den Wunsch, in dem Augenblick, da die französischen Waffen so glänzende Erfolge erlangt hatten und russische Hülfsarmeen auf dem Marsche waren, in Friedensverhandlungen einzutreten, die leicht zu Ungunsten des Kaiserreichs ausfallen könnten. Allein in Frankreich wünschte der König, die Marquise von Pompadour und die Nation eine Beendigung des Krieges, der jetzt zwecklos geworden, seitdem die Kaiserkrone wieder an das Habsburgische Herrscherhaus gelangt und die beabsichtigte Zertrümmerung Oesterreichs außer Frage gestellt war. Und auch in England, wo vor Kurzem Lord Harrington von den Geschäften zurückgetreten und der gewandte weitblickende Staatsmann Chesterfield (derselbe, der in den vielbewunderten Briefen an seinen natürlichen Sohn Phil. Stanhope die weltmännische Bildung mit allen leichtfertigen Künsten an die erste Stelle setzt und der Tugend und Sittlichkeit nur in soweit Werth und Geltung beilegt, als sie zum Fortkommen in der Gesellschaft dienlich sind,) mit der Leitung der auswärtigen Angelegenheiten betraut worden, waren Hof und Regierung für einen Ausgleich, um so mehr da Frankreich selbst den Gedanken an eine Gebietsvergrößerung aufgegeben zu haben schien. Es wurden daher direkte Verhandlungen zwischen Versailles und London angeknüpft und leicht konnte Lord Chesterfield in Versuchung kommen, in die Spuren Bolingbroke's einzulenken und wie dieser in Utrecht einseitig mit der Großmacht über dem Canal die Friedensbedingungen festzustellen.

Man zog in Erwägung, ob man nicht die beiderseitigen Heerführer, Cumberland und Moriz von Sachsen, mit dem Friedensgeschäft betrauen, das Beispiel von Prinz Eugen und Villars in Rastatt wiederholen sollte. Dem englischen Königssohn schmeichelte der Gedanke, als Pacificator Europa's aufzutreten und, da er nicht als Feldherr und Schlachtengewinner mit Eugens Ruhm wetteifern konnte, doch als Friedensstifter ihm gleich zu stehen. Aber so sehr man auch in England wünschte, dem Lieblingssohn des Königs alle Ehren zuzuwenden, so trug doch Lord Chesterfield Bedenken, eine so wichtige Angelegenheit einzig und allein einem so heftigen, aufbrausenden und in diplomatischen Geschäften unerfahrenen Mann wie der Herzog anzuvertrauen. Man gab ihm daher den früheren Bevollmächtigten Lord Sandwich an die Seite, mit dem der französische Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Marquis de Puysieux, sofort in Unterhandlung trat. In Holland reichte der Prinz von Oranien der französischen Partei die Hand zu gemeinsamer pacificatorischer Thätigkeit. Auch Spanien sehnte sich nach dem Frieden, und da Maria Theresia, welche den Grafen Batthyany zu ihrem Bevollmächtigten ernannt hatte, nicht in die Abtretung Parma's und Piacenza's an den Infanten Don Philipp willigen wollte, vielmehr der Meinung war, man solle denselben entweder mit der Insel Corsica abfinden, welche die Genuesen doch nicht länger zu halten vermöchten, oder mit Savoyen, welches die Spanier noch immer in Besitz hatten, so näherten sich auch der Madrider Hof und Karl Emanuel mehr und mehr den beiden Großmächten, so daß Oesterreich in Gefahr stand, ganz vereinzelt zu werden oder gar mit Preußen sich ernstlich aussöhnen zu müssen. So wurde denn Graf Kaunitz als Bevollmächtigter zu dem Friedenscongreß nach Aachen geschickt; aber seine Instructionen waren sehr begrenzt, bei jeder wichtigen Frage sollte er neue Weisungen in Wien einholen; und so wenig zeigte sich das Wiener Cabinet von aufrichtiger Friedensliebe beseelt, daß man durch geheime Verhandlungen sowohl mit Frankreich als mit England Separatverträge zu erzielen und damit auf Umwegen bessere Bedingungen zu erlangen bemüht war, daß während der Verhandlungen die Kriegführung ihren ununterbrochenen Fortgang hatte und die österreichischen Erbstaaten zu neuen Anstrengungen in Geld und Mannschaft angehalten wurden. Auch zwischen den übrigen Theilnehmern gingen geheime Einzelverhandlungen neben den allgemeinen Congreßberathungen ununterbrochen einher.

So verliefen Monate in diplomatischer Geschäftigkeit, ohne daß man zu einem Ausgleich gelangte. Die Kaiserin beschwerte sich bitter gegen den englischen Gesandten Robinson, daß sie von ihren Bundesgenossen verlassen und verrathen werde. Als sie erfuhr, daß zwischen dem französischen und britischen Bevollmächtigten Saint-Severin und Sandwich Präliminarartikel als Friedensbasis vereinbart worden, nach welchen nicht nur die im Dresdener Frieden und Wormser Tractat festgesetzten Abtretungen an Friedrich II. und Karl Emanuel aufrecht erhalten und gewährleistet, sondern auch Parma und Piacenza als unabhängiges Herzogthum dem Infanten eingeräumt werden sollten, ließ sie durch Kaunitz Protest dagegen einlegen. Erst als man in Wien fürchtete, daß sich die Vorgänge von Utrecht wiederholen würden, da nach und nach die übrigen kriegführenden Mächte Holland, Spanien, Sardinien den französisch-englischen Friedensbedingungen beitraten, und als alle Versuche Oesterreichs, durch anderweitige Vorschläge und Entwürfe die getroffene Uebereinkunft zu zerreißen und neue Spaltungen zu erzeugen erfolglos blieben, bezwang auch die Kaiserin ihren Unwillen und gab ihre Zustimmung. Eine Isolirung Oesterreichs, die schließlich zu einer gezwungenen Nachgiebigkeit führen würde, wollte man um jeden Preis vermeiden. Selbst die Erneuerung des für die belgischen Lande so lästigen Barrière-Vertrags vom Jahre 1716 wurde den Generalstaaten zugestanden, so wenig auch während des Krieges das Besatzungsrecht der Republik irgend einen Vortheil gebracht, sich nach irgend einer Seite hin bewährt

Ende April 1748.

hatte; und auf den Wunsch Frankreichs und der Seemächte wurde die russische Hülfsarmee zum Rückzug in die Heimath bewogen.

So kam denn endlich hundert Jahre nach dem westfälischen Frieden der Friede von Aachen zu Stande, welcher in Beziehung auf Oesterreich die pragmatische Sanction Karls VI. und die Habsburger Kaiserwürde anerkannte, in Beziehung auf Preußen den Dresdener Vertrag gewährleistete, in Italien dem spanisch-bourbonschen Infanten Don Philipp das Herzogthum Parma mit Piacenza und Guastalla einräumte, dem Herzog Franz III. von Este Modena zurückgab und dem König von Sardinien neben der Rückerstattung von Savoyen die im Wormser Tractat abgetretenen Territorien bestätigte. Zum großen Verdruß Karl Emanuels wurde dagegen Finale der Republik Genua zurückgegeben und ihm damit der Zugang zum Meere abgeschnitten. Frankreich trug außer der Kriegsehre keinen Gewinn davon. Es räumte die österreichischen Niederlande, die durch die Raubsucht des Marschalls von Sachsen und des Generalintendanten Sechelles furchtbar gelitten hatten, gab die ostindische Stadt Madras der englischen Handelsgesellschaft zurück und wies den Prätendenten Karl Stuart über die Grenze. Dafür erhielt es denn auch seinerseits wieder die Insel Cap Breton und alle übrigen auswärtigen Besitzungen, die es während des Krieges an die Engländer verloren hatte. Auch Großbritannien ging aus dem achtjährigen Krieg, der die Staatsschuld um mehr als 31 Millionen Pfd. St. erhöhte, ohne Vergrößerung seines Besitzstandes hervor; allein während Frankreich außer dem gänzlichen Ruin seiner Finanzen auch noch den Untergang seiner Flotte und die Minderung seines Handels und Colonialwesens zu beklagen hatte, stand England als erste Seemacht da. Seine Marine hatte sich aufs Glänzendste bewährt und Spanien sah sich genöthigt, nicht blos auf die Zurückerstattung Gibraltars zu verzichten, sondern es mußte auch den „Assiento-Vertrag" (XII, 826), dessen Abschüttelung der nächste Zweck des spanisch-englischen Krieges gewesen war, von Neuem bestätigen, von Neuem den britischen Kaufherren den Gewinn aus dem Negerhandel zugestehen. Baiern und Sachsen erhielten für die Verwüstungen ihrer Länder und die schweren Opfer an Geld und Menschen keinen Ersatz; sie trugen nur Wunden aus dem unglücklichen Kampfe davon. Es kostete die Kaiserin schwere Ueberwindung diesen Bestimmungen beizutreten. „Wer vermag sich die tiefschmerzlichen Seelenkämpfe zu vergegenwärtigen", bemerkt Arneth, „welche die hochgesinnte Frau zu bestehen hatte, ehe sie zu solchen Entschlüssen gelangte". Nur stufenweise gab Kaunitz seine Einwilligung und Maria Theresia machte kein Hehl daraus, daß in ihren Augen der Aachener Frieden nur ein Werk sei, „das sie sich nothgedrungen gefallen lasse". Sie trug den Seemächten England und Holland bittern Groll, daß sie von der Bundesgenossenschaft abgefallen.

Friede von Aachen. 18. Okt. bis 7. Novbr. 1748.

6. Oesterreich nach dem Aachener Frieden.

Maria Theresia und Friedrich II. Der Geschichtschreiber der ersten Regierungsjahre Maria Theresias zieht am Schlusse des Erbfolgekriegs eine Parallele zwischen den beiden herrschenden Häuptern in Oesterreich und Preußen, deren gegenseitige Feindschaft „von nun an durch mehr als drei Jahrzehnte als der Kernpunkt der politischen Verhältnisse Europa's anzusehen ist", eine Parallele, in welcher Friedrich II. gegenüber der Habsburgerin sehr in Schatten gestellt wird. Sein Einfall in Schlesien sei ein häßlicher Makel, der weder durch die „gekünstelten Beweisführungen zu Gunsten eines erträumten Rechts" noch durch die Berufung auf die „politische Mission des preußischen Staats" weggewischt und der auch nicht durch den kriegerischen Lorbeer, mit dem der König seine Stirn umgab, verhüllt werde, während die Kaiserin einen gerechten Vertheidigungskrieg um ihr väterliches Erbreich geführt. Vom ethischen Standpunkte aus mag im vorliegenden Fall das Urtheil nicht ganz ungegründet erscheinen, aber in der Staatskunst und Völkerpolitik haben die Gefühle der Großmuth, der Ritterlichkeit und Romantik keine Währung, auf diesem Gebiete finden von jeher nur kluge Benutzung der günstigen Lage und Gelegenheit, praktische Berechnung der reellen Verhältnisse und wirksames Eingreifen mit gewaffneter Hand Geltung und Erfolg. Und haben denn die früheren Habsburger andere Mittel angewendet? Ist das Donaureich nur durch Recht nicht durch Gewalt so groß und mächtig geworden? Die providentielle Vergeltung trifft nicht gerade immer den Urheber der Verschuldung; der weltgeschichtliche Gang wird selten in Einer Generation zur Vollendung geführt. Maria Theresia erntete was die Ferdinande gesäet hatten. Noch mehr fällt bei Arneth der moralische Vergleich zwischen dem genialen König „mit seinen freisinnig klingenden Aussprüchen" und der edlen Fürstin in ihrer „schlichten und prunklosen Größe", mit ihrer „tiefen Religiosität", ihrem standhaften Vertrauen auf Gott und ihr Recht zu Ungunsten des preußischen Monarchen, des Freundes von Voltaire aus. Die hervorragenden Tugenden und trefflichen Eigenschaften der hohen Frau, die edle Sitte am Hofe und im Familienkreise, die Standhaftigkeit und Pflichttreue, das verständige Walten in den Staatsgeschäften wie in den häuslichen Dingen: das Alles wird stets mit Recht anerkannt und gepriesen werden; aber sind die Rachegedanken, die sich immer tiefer in ihr Herz einbohrten und die ganze auswärtige Politik Oesterreichs in den nächsten Jahren beherrschten, oder die strengen entehrenden Verordnungen, gegen Akatholiken und Juden Beweise christlicher Gesinnung, oder milder und duldsamer Grundsätze? In den Augen der Priester freilich stand die glaubenseifrige päpstlich gesinnte Habsburgerin weit über dem freigeistigen Philosophen von Sanssouci; aber die Leidenschaftlichkeit ihrer Seele trug nicht den Stempel der Gottheit, und die Härte gegen die Protestanten in Oesterreich, Steiermark und Kärnthen, denen die Kreishauptleute jeden öffentlichen Gottesdienst versagen

mußten und die zum großen Schaden ihres Vermögensstandes zur Auswanderung nach Siebenbürgen gezwungen wurden, bildet einen grellen Contrast gegen die Toleranz eines Königs, der jedem seiner Unterthanen volle Glaubensfreiheit gewährte, den Jesuiten, als sie in allen katholischen Ländern verjagt oder unterdrückt wurden, in seinen schlesischen Besitzungen ein ruhiges Asyl bot und durch den Bischof von Breslau bei der Kaiserin sich für die in ihren religiösen Rechten vielfach verkürzten Ungarn Augsburgischer und Helvetischer Confession verwendete.

Die großen Herrschertalente der Kaiserin Maria Theresia traten nie glänzender zu Tage als in den acht Friedensjahren, die zwischen dem österreichischen Erbfolgekrieg und dem Krieg der sieben Jahre verliefen. Sie hatte aus eigener bitterer Erfahrung die Wunden kennen gelernt, an denen das Reich bei ihrer Thronbesteigung darniederlag: Schwäche der Regierungsgewalt und landesfürstlichen Autorität, unzulängliche Kriegsstärke und Mißstände im Staatshaushalt, im Finanz- und Steuerwesen. Unter Karl VI. war die Monarchie föderativer Natur. „Die Provinzialrechte schränkten die höchste Gewalt zwar nicht dem Namen aber der That nach gewaltig ein. Die Provinzen hatten das Gefühl ihrer Besonderheit; ein Gesammtgefühl Aller existirte höchstens am Hofe, nicht in der Bevölkerung. Es fehlte der Monarchie durchaus an der Energie des gemeinschaftlichen Bewußtseins, durch welches ein Land fähig wird große Unternehmungen auszuführen, gefährliche Angriffe zurückzuweisen.“ Zu dieser landschaftlichen Zerrissenheit kamen noch die Sonderstellung der Stände, die Traditionen und Privilegien des Adels und der Geistlichkeit, die vom Staat nur Rechte und Vortheile heischten, sich aber den Pflichten und Lasten möglichst entzogen. Maria Theresias Hauptbestreben war nunmehr dahin gerichtet, dem Reich einen mehr einheitlichen Charakter zu verleihen, eine zusammenfassendere centrale Gewalt zu erschaffen, die Ständeverschiedenheit so viel die Verhältnisse gestatteten auszugleichen und auf dieser weiteren und festeren Basis eine Umgestaltung des Kriegswesens und des wirthschaftlichen Lebens zu begründen. Ranke weist in dem angeführten Aufsatz „Maria Theresia, ihr Staat und ihr Hof“ nach, daß bei dieser Reformthätigkeit der preußische Staat von großem Einfluß gewesen sei. „Das System der finanziellen und militärischen Administration, welches Friedrich Wilhelm I. mit einer unvergleichlichen Energie und Einsicht zu derselben Zeit gründete, als Karl VI. sich unfruchtbaren Entwürfen hingab, ein System, das in der Haltung, die Friedrich II. annehmen durfte, ein so bewunderungswürdiges Resultat vor Augen stellte, übte jetzt eine mächtige Rückwirkung auf Oesterreich aus. Die Erhebung der direkten Auflagen ward nach diesem Muster umgestaltet; das Generaldirectorium nachgebildet; das militärische Exercitium und gar manche militärische Einrichtung nach diesem Vorbilde erneuert.“ Bei den Reformen im Finanz- und Steuerwesen stand der Kaiserin ihr Gemahl rathend und helfend zur Seite, denn in Geldgeschäften besaß Franz Stephan große Umsicht und Er-

Maria Theresia's Reformthätigkeit.

fahrung; seine „merkantilen Anlagen" dienten dem boshaften Witze des preußischen Königs oft zur Zielscheibe. Wir wissen aus Bd. XII, 879, wie sehr er in seinem Großherzogthum Toscana dem kaufmännischen Geist seiner mediceischen Vorgänger huldigte: in ähnlichem Sinne übte er auch am österreichischen Hofe, bei den Küchen- und Kellerrechnungen, bei den Besoldungen der Beamten und der Hofdienerschaft die Pflichten eines sorgfältigen Haushalters. In Staatsgeschäften gestattete ihm Maria Theresia wenig Einfluß, und in seinem täglichen Leben (bemerkt der Großkanzler v. Fürst) war er gut beobachtet, so daß es ihm schwer gefallen wäre, eine Untreue gegen seine Gemahlin zu begehen. Dennoch scheint das mitunter der Fall gewesen zu sein. Am Hofe und in der eleganten Welt spielte er keine hervorragende Rolle; einfach, bequem und nachlässig in Haltung und Anzug vermied er es in den Vordergrund zu treten oder die Aufmerksamkeit auf sich zu lenken. Unter den Räthen genoß neben Bartenstein und Kaunitz Graf Haugwitz, ein zur katholischen Kirche übergetretener sächsischer Edelmann des höchsten Vertrauens der Kaiserin. Als ein gewandter Staatsmann brachte er es dahin, daß die böhmischen, mährischen und österreichischen Stände in eine Umgestaltung der bisherigen Kriegscontribution willigten, in Folge deren die Aushebungen verstärkt und die Leistungen der Landschaften in eine Gesammtsumme verwandelt wurden.

Kriegswesen. Dies war der Anfang einer neuen Militärorganisation, welche in allen cisleithanischen Ländern durchgeführt ward und das stehende Heer auf 200,000 Mann brachte, während unter Karl VI. die Hälfte dieser Zahl nie vollständig beisammen war. Unter dem Vorsitz des Prinzen Karl von Lothringen, der trotz der geringen Fähigkeiten, die er als Feldherr bewiesen, nicht gewöhnliche Kenntnisse in den Kriegswissenschaften besaß, berieth eine aus erfahrenen höheren Offizieren bestehende Commission die Reformen, die in der Artillerie, in dem militärischen Reglement, in den Aufstellungen und Einübungen der Soldaten, in der Bewaffnung und anderen Dingen vorgenommen werden sollten und die preußischen Einrichtungen zum Vorbild hatten. Darauf gründete Maria Theresia die berühmte Militäracademie, die nebst den damit in Verbindung gesetzten andern Anstalten für Artillerie und Geniewesen unter der Oberleitung des Feldmarschalls Daun für die bessere Erziehung des jungen Adels zum künftigen Kriegsdienst sorgen sollte. Zugleich wurden strenge Verordnungen gegen Excesse und Gewaltthätigkeiten erlassen, damit bessere Sitten bei dem Militärstand einkehrten und Rohheit und Grausamkeit mehr und mehr verbannt würden. Es erregte das größte Aufsehen, daß Franz von der Trenck, der Pandurenoberst, wegen seiner in Schlesien verübten Gräuel und Mißhandlungen durch kriegsrichterlichen Spruch zu lebenslänglicher Haft auf dem
4. Okt. 1749. Spielberg verurtheilt ward. Dort starb er nach zwei Jahren als reumüthig Büßender im Capuzinergewand. — Bei Adel und Clerus machte es böses Blut, daß die Steuerbefreiung, deren sie sich stets zu erfreuen gehabt, zu dem Zweck der Stärkung der Heeresmacht beseitigt werden sollte. Denn Maria Theresia wollte nicht länger dulden, „daß einige bevorzugte Familien das Recht und Privilegium hätten, sich den öffentlichen Lasten zu entziehen und dieselben auf die ärmeren Klassen abzuwälzen und dem Landesfürsten immer mehr die Hände zu binden." Graf Friedrich Harrach, der vermöge seiner Stellung als Kanzler von Böhmen, seines Reichthums und seiner Familienverbindungen als Haupt- und Stimmführer des österreichischen Adels angesehen ward, zog sich durch

seine oppositionelle Haltung gegen die beabsichtigte Einschränkung der ständischen Gewalten so sehr die Ungnade seiner Fürstin zu, daß er sich genöthigt sah, sein hohes Amt niederzulegen. Bald nachher starb er im besten Mannesalter. Ihm wie seinem Vorgänger dem Grafen Kinsky gab die Neuerung einen tödtlichen Herzstoß. 4. Juni 1749.

Nach dieser Umgestaltung des Kriegswesens schritt die Kaiserin zur Reform der Verwaltung und der Justiz. Die beiden Hoffanzleien für die österreichischen und die böhmischen Landestheile, deren hocharistokratische Vorsteher eine fast selbständige fürstliche Gewalt ausübten, wurden abgeschafft und durch ein Directorium für Administration und Finanzwesen und eine oberste Justizbehörde für die Rechtspflege ersetzt, denen eine Anzahl von „Kreisämtern" untergeordnet war. Zugleich wurden Schritte zur Codification des Civilrechts in den verschiedenen Landestheilen gethan. Es waren die ersten Versuche, die mittelalterigen particularistischen Reichselemente zu einem monarchischen Staatsganzen im Geiste der Zeit zu vereinigen. Wenn diese Neuerungen mit den Jahren dahin führten, daß das Ständewesen in Oesterreich zu einem Schattenbild herabsank und die gesammte Staatsgewalt in die Hände einer nach absolutistischen Prinzipien handelnden Bureaukratie kam, so lag die Schuld an der starren Opposition der aristokratischen Staatsglieder, welche an den veralteten Rechten, Formen und Traditionen festhalten wollten und jeder zeitgemäßen Umgestaltung, jeder zweckentsprechenden Reform beharrlichen Widerstand entgegensetzten. Die Selbstsucht der Privilegirten führte zur Autokratie. Verwaltung und Justiz.

Der strengkirchlichen Kaiserin mochte es schwer ankommen, dem Klerus gegenüber eine minder entgegenkommende Haltung als ihre Vorfahren anzunehmen; allein sie war zu verständig und staatsklug, als daß sie nicht hätte einsehen sollen, die klerikale Richtung des früheren Oesterreich stimme nicht mehr zu dem Zeitgeiste und der politischen Weltlage. Wie sehr sie immer alle religiösen Pflichten mit der größten Pünktlichkeit erfüllte, wie regelmäßig sie jeden Tag die Messe besuchte, alle religiösen Gebräuche und Obliegenheiten beobachtete und den kirchlichen Feierlichkeiten anwohnte, so suchte sie doch Staat und Regierung den klerikalen Einflüssen zu entziehen, die geistliche Macht zu durchbrechen. Daß der Kaiserstaat längere Zeit keinen Botschafter in Rom hatte, ließ sich rechtfertigen oder entschuldigen durch die offenen Sympathien, die der päpstliche Stuhl den bourbonischen Höfen entgegenbrachte; daß man aber den Agitationen der Priester und Mönche zum Trotz die Zahl der Feiertage verminderte, die Asylrechte geweihter Orte beschränkte, die Eingriffe der geistlichen Gerichte in Ehesachen zurückwies u. A. m. war ein Schritt zur Emancipation des Staats von der Herrschaft des Klerus. Aber so tief war bereits durch das klerikale System der früheren Regierungen die kirchliche Aeußerlichkeit und der Aberglaube der Bevölkerung ans Herz gewachsen, daß die Kaiserin ein Edikt, demzufolge an vierundzwanzig bisherigen Festtagen die Arbeit fortgesetzt, Kauf und Verkauf gestattet sein sollte, nur mit Gewalt durchzuführen, den durch Priester und Mönche erzeugten Widerstand nur durch Militär und Polizei zu brechen vermochte. Klerus und Kirche. März 1754.

Die Aufreizungen der Geistlichen waren um so wirksamer, als in Stadt und Land eine große Unzufriedenheit über die volkswirthschaftlichen Neuerungen herrschte. Man hatte gehofft, daß die während des Krieges eingeführte Besteuerung, ein Kopfgeld für die untern Klassen und die bäuerliche Bevölkerung und eine Vermögenssteuer für die höheren Stände, geistliche wie weltliche bis zum zehnten Theil des Einkommens, nach dem Frieden in Abgang kommen würde, da in den Edikten immer nur der Nothstand der Zeit als Ursache der Belastung hervorgehoben war: als nun aber diese Belastung, wenn auch unter anderen Namen und Gestalten fortdauerte, als durch die erfinderische Thätigkeit des Grafen von Haugwitz und seines Rivalen, des Commerzdirektors Rudolf Volkswirthschaft.

Chotek zur Mehrung der Staatseinkünfte manche neue Abgabe eingeführt ward: eine Trankfteuer, ein Salz- und Tabakmonopol, eine Taxe für Aemter und Titel, als zur Beförderung der inländischen Cultur alle Waaren des Auslandes mit hohen Zöllen belegt wurden, da erreichte die Unzufriedenheit hier und da eine solche Höhe, daß Volksaufstände drohten. Und doch waren die meisten dieser Einrichtungen ein zeitgemäßer Fortschritt im volkswirthschaftlichen Leben. Nur die Einführung des Lottospiels war von schädlicher sittenverderbender Wirkung, und gerade dieses fand den lebhaftesten Anklang im Volke. Wer auf die Unwissenheit, die Trägheit und den Aberglauben der Menge speculirt, geht in der Regel am sichersten. Aus den erwähnten Aufzeichnungen Fürsts ersieht man, wie viel Ersprießliches gerade im staatswirthschaftlichen Leben während der Friedensjahre in Oesterreich, zum Theil auf den Rath und unter Mitwirkung erfahrener Ausländer geschehen ist: Fabriken für Porzellan, Sammt, Tuche förderten die inländische Industrie, die Seidencultur wurde eingeführt und gepflegt; um den ungarischen Produkten, insbesondere dem Schlachtvieh und den Weinen mehr Absatz zu verschaffen, wurde eine Handelsstraße nach Triest angelegt, das bald das Emporium für österreichische Waaren nach der Levante ward. Eine Hofcommission führte die Leitung der Hafen- und Wasserbauten, wie ein montanistisches Hofcollegium für Verbesserung des Berg- und Hüttenwesens thätig war. In beiden Collegien war der Frankfurter Wiesenhütter beschäftigt, ein wenig besonnener und umsichtiger Geschäftsmann, der zur katholischen Kirche übergetreten und Bartensteins Schwiegersohn geworden war, aber zweimal Bankerott machte.

Unterricht und Wissenschaft. Maria Theresia erkannte richtig, daß alle Reformthätigkeit nur dann zu den erwünschten Resultaten führen könne, wenn sie auf einer guten Volksbildung beruhe. Darum widmete sie dem Unterrichtswesen und der Besserung der Lehranstalten aller Art die größte Sorgfalt. Sie gründete ein Waisenhaus, an welchem der thätige Jesuit Ignaz Parkhemer die religiöse und praktische Erziehung leitete; sie suchte das Volksschulwesen zu heben, sie begünstigte die Mittelschulen, sie beauftragte ihren Leibarzt van Swieten aus Leyden, einen Plan zur Reorganisation der medicinischen Studien an der Wiener Hochschule auszuarbeiten, sie gründete in dem Lustschloß Favorite das „Theresianum“, eine von Jesuiten geleitete großartige Erziehungsanstalt zur Heranbildung künftiger Staatsdiener aus adeligen Häusern, in welcher, wie auch in der „orientalischen Academie“ alle für höhere Beamten, Diplomaten, Cavaliere erforderlichen Kenntnisse und Fertigkeiten erzielt werden sollten; sie ließ ein neues Universitätsgebäude errichten und legte den Grund zu dem Institut, aus welchem in der Folge das „geheime Hof- und Staatsarchiv“ hervorgegangen ist. Eine allgemeine Academie der Wissenschaften, die sich besonders der Pflege und Ausbildung der deutschen Sprache zu widmen hätte, sollte die Krone der wissenschaftlichen Anstalten bilden. Diese Academie war jedoch einer späteren Zeit vorbehalten. Wir wissen, daß Gottsched sich mit dem Gedanken getragen hat, nach Wien überzusiedeln (XII, 980) in der Hoffnung, an die Spitze derselben zu treten: aber wenn die Anstalt auch zu Stande gekommen wäre, nie hätte die Habsburgerin einen Protestanten und Nichtadeligen auf einen solchen Ehrenposten gestellt.

Künste. Auch der heiteren Seite des Lebens wandte die Kaiserin ihre Aufmerksamkeit zu: die Tonkunst wurde am Wiener Hof eifrig gepflegt; das Theater blühte, an Bällen, Festlichkeiten und Maskeraden war kein Mangel; das Lustschloß Schönbrunn wurde erweitert und verschönert und oft sah die Wiener Welt die Herrscherin, die trotz ihrer Nachtwachen und zahlreichen Wochenbetten immer noch den leichten Gang und die majestätische Haltung früherer Jahre bewahrt hatte, hoch zu Roß nach diesem Lieblingssitz hinausreiten, um sich in den herrlichen Gartenanlagen zu ergehen.

Während dieser Beschäftigungen im Innern verlor jedoch Maria Theresia die auswärtige Politik nicht aus dem Auge. Die verlorenen Landschaften wieder zu gewinnen war ihr sehnlichstes Trachten. Die Bedingung, die im Aachener Frieden der Uebertragung des Herzogthums Parma an Don Philipp beigefügt war, daß nämlich, im Falle der Mannstamm dieses Infanten erlösche oder einer seiner Nachkommen den sicilischen oder spanischen Thron besteige, das Land an Oesterreich zurückfallen sollte, ließ immer noch einige Hoffnung auf Wiedergewinnung offen, zumal da Don Carlos von Neapel lange kinderlos blieb. Indem die Kaiserin jetzt durch den gewandten Staatsmann Beltram Christiani, dem sie die Verwaltung in Mailand übertrug, den Herzog Franz von Modena zu einem Ehe- und Successionsvertrag brachte, kraft dessen die Tochter seines Sohnes Hercules von Este mit dem Erzherzog Ferdinand vermählt werden und nach dem zu erwartenden Erlöschen des Hauses Este in den Besitz des Herzogthums Modena eintreten sollte, hoffte sie eine dereinstige Vereinigung von ganz Ober- und Mittelitalien mit Oesterreich oder doch eine habsburgisch-lothringische Herrschaft in dem größten Theile anzubahnen und damit das politische Uebergewicht des Kaiserreichs in der gesammten Halbinsel zu gewinnen. Vor Allem war aber das Streben der Kaiserin auf die Wiedererwerbung Schlesiens gerichtet. Zu dem Behuf war sie bemüht neben der inneren Kräftigung der Monarchie sich auch durch auswärtige Bundesgenossen zu stärken. Der König von Preußen, lautete das Gutachten des Grafen Kaunitz in der Ministerconferenz vom März 1749, müsse als der ärgste und gefährlichste Nachbar des durchlauchtigsten Erzhauses angesehen werden. Die richtige Politik Oesterreichs sei es daher, Mittel zu ergreifen, wie seine Uebermacht beschränkt und das Verlorene wieder herbeigebracht werden könne. So sehr auch Kaiser Franz und mit ihm mehrere der angesehensten Räthe wie Khevenhüller, Ulfeld, Colloredo den Vorschlag eines Bündnisses mit Frankreich gegen Preußen bekämpften: da die Auffassung des Grafen Kaunitz ganz den Ansichten und Wünschen Maria Theresias entsprach, so wurde sein Gutachten „zur Richtschnur der Bahnen, welche die österreichische Politik von nun an verfolgte." Aber der Plan blieb als Staatsgeheimniß in der Brust der Herrscherin und ihres Ministers verschlossen, bis die Zeit zur Ausführung reif war. Kaunitz wurde einige Zeit nachher zum Staatskanzler ernannt und an die Spitze der auswärtigen Geschäfte gestellt. Dies gab ihm Gelegenheit, die Politik nach den neuen Anschauungen und Tendenzen zu lenken. Politische Ziele.

II. Der siebenjährige Krieg.

1. Bündnisse und Rüstungen.

Der Aachener Friede war in der allgemeinen Erschöpfung geschlossen worden; er trug von vornherein mehr den Charakter eines Waffenstillstands, als Die Lage nach dem Aachener Frieden.

einer dauernden Uebereinkunft; denn die wichtigsten Streitfragen waren nicht gelöst, sondern nur vertagt und oberflächlich geschlichtet. Die colonialen und commerciellen Streitigkeiten, die Quelle ewigen Haders zwischen Frankreich und England, waren nicht beigelegt, die Grenzen in Nordamerica nicht festgestellt; in unbestimmten vieldeutigen Klauseln war man über diese Dinge hinweggegangen. Der große maritim-coloniale Gegensatz der beiden Westmächte beherrschte nach wie vor die gesammte Politik. Und ebenso wenig trugen die territorialen Abmachungen in Europa die Gewähr eines dauernden Friedens in sich. Am unzufriedensten war Maria Theresia, die keine ihrer Hoffnungen erfüllt sah. Weder waren die Bourbonen aus Italien verdrängt, noch hatte sie Aussichten auf die Wiedererwerbung Schlesiens erlangt; im Gegentheil war dieser preußische Besitz jetzt unter europäische Garantie gestellt. Es entsprang daraus am Wiener Hofe eine tiefe Mißstimmung gegen den bisherigen englischen Verbündeten und in weiterer Folge eine völlige Umgestaltung der alten Allianzverhältnisse. Das unverrückbare Ziel der österreichischen Staatskunst, der Angelpunkt der Wiener Politik war, wie wir wissen, die Wiedererwerbung Schlesiens und die Bildung einer großen europäischen Coalition zur Demüthigung Preußens; alle Mittel der persönlichen Intrigue und der diplomatischen Ueberredungskunst wurden aufgeboten, die europäischen Höfe gegen Friedrich II. einzunehmen, und auch zu anderweitigen Opfern war man bereit, wenn jener hauptsächlichste Zweck gefördert wurde.

Bund zw. Oesterreich u. Rußland. Am leichtesten gelang es, die launische, sittenlose Kaiserin Elisabeth von Rußland und ihren bestechlichen Minister Bestucheff zu gewinnen. Wir wissen (S. 56), daß schon während des Erbfolgekriegs ein österreichisch-russischer Bundes-

22. Mai 1745. vertrag zum Abschluß kam. Dieser Vertrag, welcher in seinen geheimen Artikeln der Kaiserin die Wiedererwerbung von Schlesien zusicherte und die Stärke der gegenseitigen militärischen Unterstützung gegen Preußen festsetzte, bildete eine der hauptsächlichsten Grundlagen der österreichischen Combinationen und Pläne. An dem durch Launen und Intriguen, durch persönliche Stimmungen, schlaue Zuträgereien und offenkundige Bestechungen beherrschten Petersburger Hofe gab es keine staatsmännische Einsicht und keine feste Politik; man haßte nun einmal Friedrich II., dessen gelegentliche spöttische und mißgünstige Bemerkungen gegen die Kaiserin und den russischen Staatskanzler geschäftige Zungen zu verbreiten und zu verwerthen wußten, und war zu jedem Anschlag gegen ihn bereit; zu dem persönlichen Haß kam der Aerger, daß Friedrich den russischen Eroberungsgelüsten gegen das schwedische Finnland mit Entschiedenheit widerstand. Es ward geradezu als der leitende Grundsatz der russischen Politik aufgestellt, den preußischen Staat nicht nur an fernerem Anwachsen zu hindern, sondern ihn mit aller Anstrengung auf den alten Fuß zurückzuversetzen. Zum Glück entsprachen weder die militärischen, noch die finanziellen Kräfte des übelverwalteten Reiches völlig dem bösen Willen.

Auf der andern Seite führten die Mißstimmungen zwischen England und Oesterreich und die im Grunde weit auseinandergehenden Interessen bald zum offenen Bruch. Je mehr man am Wiener Hofe verzweifelte, die alte Allianz mit England so weit aufrecht erhalten zu können, um das Cabinet von St. James zur entschiedenen Offensive gegen Preußen zu vermögen, desto geringeren Werth legte man auf das Bündniß mit dem Inselreich. Die englische Politik aber betrachtete die Verhältnisse des Continents vorzugsweise von dem Gesichtspunkt, wie sie in dem bevorstehenden Seekrieg mit Frankreich sich gegen diese Macht verwenden ließen und, wenn die besondern Anschauungen des Königs zur Geltung kamen, nach den Interessen des Kurstaats Hannover. Die Sicherung der österreichischen Niederlande gegen französische Angriffe war seit langen Jahren eines der wichtigsten Anliegen der englischen Politik; denn der Besitz dieses Küstenlandes würde die maritime Stellung Frankreichs auf eine für England gefährliche Weise verstärkt und Holland den französischen Eroberungsgelüsten preisgegeben haben. Die ehemals spanischen Niederlande, in denen die freie Ausübung der Souveränetät durch den „Barrieretractat", das holländische Besatzungsrecht und andere internationale und höchst lästige commercielle Verpflichtungen beschränkt war, die fortwährend dem eigentlichen österreichischen Interesse fernliegende Verwicklungen hervorriefen, betrachtete man in Wien mehr und mehr als einen Besitz von zweifelhaftem Werth und war nicht abgeneigt, sich seiner gegen andere Vortheile zu entäußern. In dem Anspruch der Seemächte, die Handelsvortheile in den belgischen Landen für sich allein auszubeuten, diese Staaten in einer Art von Tributverhältniß zu halten, und der Weigerung Oesterreichs, unter diesen Bedingungen für den sehr geminderten Werth jenes territorialen Besitzes mit Kraft und Entschiedenheit einzutreten, lag der hauptsächlichste Grund der Lockerung und Lösung des Bundes zwischen Maria Theresia und den Seemächten. Die materiellen und politischen Vortheile der fortdauernden Unabhängigkeit der südlichen Niederlande kamen viel mehr England zu Statten, als daß hier ein Lebensinteresse Oesterreichs gelegen hätte. Wie die Wiener Staatskunst sich weigerte, zum Schutze der Niederlande, Englands und Hannovers gegen französische Bedrohungen ernste Anstrengungen zu machen, so das englische Cabinet, sich in einseitig österreichischem Interesse gegen Preußen gebrauchen zu lassen. Sowie diese Thatsache scharf zu Tage trat, war der österreichisch-englische Bund, auf dem so lange das Gleichgewicht von Europa beruhte, gesprengt und es mußte ein neues System gesucht werden. Es vollzog sich mehr und mehr eine gründliche Umgestaltung der großen politischen Gesichtspunkte und Parteistellungen.

Entfremdung Englands und Oesterreichs.

Der Bruch mit England fiel dem Wiener Hofe nicht gar schwer; denn schon seit dem Aachener Frieden hatte man hier den Gedanken an eine enge Allianz mit Frankreich erwogen und die Einleitungen dazu getroffen. Wie uns bekannt, war dies ein mit Vorliebe gehegter Plan der Kaiserin Maria Theresia

Oesterreich und Frankreich. Graf Kaunitz.

und ihres allmächtigen Ministers, des Grafen Wenzel Anton von Kaunitz, der um dessentwillen selbst als Botschafter nach Paris ging. „Wer nur das geckenhafte Aeußere dieses Ministers sah“, sagt A. Schäfer, „und von den Thorheiten hörte, mit denen er halbe Tage zubrachte, mochte denken, daß er in lauter Frivolität aufgehe, aber wer genauer beobachtete und durch die seltsame Hülle hindurchdrang, mußte in Kaunitz einen Staatsmann erkennen von scharfem methodischen Verstande, von festen Grundsätzen und von beharrlicher Willenskraft. Maria Theresia wußte ihn nach Gebühr zu schätzen und ehrte ihn durch rückhaltloses Vertrauen und zarte Aufmerksamkeit. So sehr die Kaiserin auch sich selbst beherrschen lernte, so entsprang doch immer ihre Staatskunst zum guten Theile aus dem Gemüthe und ward von unmittelbaren Impulsen, von Haß und Vorliebe bestimmt. Kaunitz dagegen gab keiner Leidenschaft Raum: er brachte Regel und Methode in die österreichische Politik und entwarf mit der nüchternsten Erwägung das System, auf welchem seiner Ueberzeugung nach die Größe des Kaiserhauses beruhte“. Das Ziel dieses Systems ging dahin, aus dem absterbenden Reiche möglichst viel für das österreichische Kaiserthum zu gewinnen, theils durch unmittelbare territoriale Erwerbungen, theils durch Ausdehnung der österreichischen Machtsphäre und des kaiserlichen Einflusses über die deutschen Höfe und Regierungen. Die selbstbewußte und angesehene Stellung des preußischen Staates, der dem Hause Habsburg die beste Provinz entrissen und als selbständige Großmacht in dem deutschen Staatencomplex hervorragte, war ein schneidender Widerspruch gegen diese Bestrebungen. Den preußischen Staat zu demüthigen und die andere Anziehungskraft für kaiserfeindliche Tendenzen in Deutschland, den französischen Hof, den habsburgischen Interessen geneigt und dienstbar zu machen, das war der Angelpunkt der Kaunitz'schen Politik. Freilich widersprach eine französisch-österreichische Allianz einer uralten Tradition: um den Gegensatz der Häuser Valois-Bourbon und Habsburg drehte sich ja seit Jahrhunderten die europäische Politik, und in fast allen Weltfragen hatten sich auch in letzter Zeit noch die französischen und die österreichischen Interessen schroff gegenüber gestanden. Aber am Pariser Hofe herrschten längst Launen und Intriguen an Stelle fester Grundsätze. Die Marquise Pompadour, die allmächtige Favoritin, die in der innern und äußern Politik das gebietende Wort sprach, deren Creaturen in den einflußreichsten Aemtern sich befanden, war dem österreichischen Bündniß von Anfang an geneigt, schon aus persönlichem Haß gegen Friedrich II., der ihr die Huldigung, deren sie sonst von allen Höfen gewöhnt war, versagte und sie durch mancherlei spöttische Bemerkungen gereizt hatte. Die scharfe Zunge des geistreichen Königs, der nie eine pikante, wenn auch noch so verletzende Bemerkung unterdrücken konnte, hat ihm viele Feinde bereitet, und in jener Zeit der unbeschränktesten fürstlichen Willkürherrschaft hatte persönliche Gunst und Abneigung der Großen einen ausschlaggebenden politischen Einfluß. Kaunitz und sein Nachfolger in Paris, Graf Georg Starhemberg, hatten die

alternde Mätresse stets mit ausgesuchtester Artigkeit behandelt und selbst die sittenstrenge Maria Theresia ihr manche Zuvorkommenheit erwiesen. Wenn auch die vielerzählte Geschichte von dem eigenhändigen schmeichelhaften und vertraulichen Briefe der Kaiserin an die Marquise von ersterer bestimmt in Abrede gestellt worden ist und schwerlich der Wahrheit entspricht, so wußte man doch am Wiener Hofe den mächtigen Einfluß dieser Dame sehr wirksam auszubeuten. Auch der religiöse Gesichtspunkt, der Bund der katholischen Vormächte gegen den protestantischen Norden, war in dieser Zeit der überwiegenden materiellen Interessen noch keineswegs bedeutungslos geworden, weder in den frömmelnden Kreisen Ludwigs XV. und der Pompadour, noch an dem gutgläubigen Kaiserhofe. Der Kampf gegen Preußen, das waffenstarke Bollwerk des deutschen Protestantismus, wurde als eine heilige Pflicht der katholischen Welt angesehen. Papst Clemens XIII. hat später die kirchliche Verdienstlichkeit des heiligen Kriegs gegen die protestantischen Mächte eindringlich genug hervorgehoben. Daß man in Wien bereit war, die belgischen Niederlande als Lohn für die Beihülfe zur Niederwerfung Preußens abzutreten und damit einem langgehegten Wunsche der Bourbons entgegenzukommen, haben wir erwähnt. So ließ sich die Versöhnung mit Frankreich verheißungsvoll genug an; allein die vielfach sich kreuzenden Interessen und Bedenken standen dem wirklichen Abschluß der Allianz lange im Wege, und nebenher und im Widerspruch mit diesen Bestrebungen wurden in dem unerquicklichen Spiel der Diplomatie auch die alten Gleise der Politik noch eingeschlagen, bis die Gewalt der Thatsachen Klarheit schaffte.

Je mehr Erkältung und Spannung zwischen England und Oesterreich eintrat, je inniger sich die Häuser Habsburg und Bourbon näherten, um so klarer erkannte man in London wie in Berlin, daß die beiden isolirten Staaten auf einander angewiesen waren, namentlich seitdem der hochbegabte, charakterfeste und ehrenwerthe Andrew Mitchell als englischer Gesandter am preußischen Hofe die Beziehungen der beiden Mächte pflegte. König Friedrich hatte stets nur widerwillig und im Zwang der Verhältnisse das französische Bündniß und die Einmischung Frankreichs in die deutsche Politik ertragen. Mehr und mehr erkannte er die Nothwendigkeit, im preußischen und deutschen Interesse einem erneuten Angriff Frankreichs auf Westdeutschland, der beabsichtigten Invasion Hannovers entgegenzutreten, die Neutralität dieses Landes zu schützen und damit wo möglich den Krieg vom deutschen Boden fernzuhalten. Die französische Politik aber, das stellte sich immer klarer dar, wollte Preußen nur zum Angriff auf die deutschen Besitzungen des englischen Königshauses benutzen, ohne als Gegenleistung einen ernsten Schutz gegen die feindlichen Absichten Oesterreichs und Rußlands zu bieten. Der wesentlichste Gesichtspunkt für Friedrich II. bei seiner Annäherung an England war die Besorgniß vor Rußland. Der käufliche Petersburger Hof, der sich lediglich von seinen Launen und Vorurtheilen und dem nacktesten persönlichen Eigennutz leiten ließ, stand, wie wir wissen, mit Oesterreich im engsten, offen gegen Preußen gerichteten Bunde. Zugleich hatte auch das englische Cabinet zu einer Zeit, als man noch einen preußischen Anfall gegen Hannover erwartete, einen Subsidienvertrag mit Rußland geschlossen, wonach jeder Zeit ein starkes russisches Heer in englischem Interesse zum Einmarsch in Deutschland bereit stand. Durch einen Bund mit dem Londoner

Englisch-preußische Annäherung.

Hofe glaubte nun Friedrich gegen eine Gefahr von dieser Seite geschützt zu sein, und die englischen Diplomaten bestärkten ihn in der Meinung, daß die russische Politik völlig ihren Weisungen gehorche. Allein das war eine Täuschung: nachdem man die Russen einmal in die westlichen Wirren hereingezogen, war es nicht mehr möglich, ihnen Stillstand zu gebieten, und der Subsidienvertrag erwies sich jetzt, als man mit Preußen sich vertragen wollte, als ein sehr kurzsichtiger und unbedachter Schritt. Der Krieg gegen Preußen war nun einmal am Petersburger Hofe eine beschlossene Sache, wenn auch kein natürliches Interesse der russischen Politik dazu nöthigte.

Verschlungenes Spiel der Diplomaten. „Seltsam", sagt Schäfer, „hatten sich die Wege der europäischen Diplomatie in diesen Zeiten verschlungen. Maria Theresia verfolgte beharrlich den Plan, ein Bündniß mit Frankreich zu schließen und bot zugleich Alles auf, die Hilfsquellen des mit Frankreich verfeindeten Englands gegen Preußen auszubeuten. Die englische Regierung suchte gegen Frankreich und Preußen ihre Stütze in Oesterreich und Rußland und griff in dem Augenblicke, wo sie mit schwerem Gelde Rußland erkauft zu haben meinte, zu dem viel einfacheren Mittel, mit Preußen die Neutralität zu vereinbaren. Dies geschah zu dem Zwecke, sowohl Russen als Franzosen den Einmarsch in Deutschland zu verwehren und den Frieden auf dem Festlande zu sichern, theils um Hannovers willen, theils aber um Maria Theresia den Vorwand zu entziehen, daß sie ihre Truppen gegen Preußen zusammenhalten müsse und deshalb Belgien nicht stärker besetzen könne. Der französische Hof ging auf die österreichischen Allianzpläne ein und gedachte zu gleicher Zeit über Preußens Streitmacht gegen den König von England zu verfügen; und Friedrich II. schmeichelte sich mit der Hoffnung, während er sich mit England verständigte, nichtsdestoweniger in einem Offensivbündnisse mit Frankreich verbleiben zu können. So kreuzten sich die Fäden älterer Beziehungen und neuer Combinationen, bis der natürliche Gang der Dinge die unverträglichen Elemente von einander schied".

Die Verträge von Westminster und Versailles. Während in Europa die Diplomatie emsig bei der Arbeit war, vortheilhafte Gruppirungen der Mächte herbeizuführen, war in den nordamericanischen Niederlassungen der Krieg zwischen England und Frankreich, der in beständiger Wechselwirkung mit den europäischen Vorgängen stand, bereits zum Ausbruch gekommen. Am Lorenzostrom, am Ohio, an den großen Seen des Binnenlandes hatten die Franzosen eine Reihe fester Bollwerke errichtet und suchten die überlegene britisch-germanische Race vom weiteren Vordringen gen Westen abzuhalten. Allein die selbstbewußteren und thatkräftigeren englischen Ansiedler schoben ihre Niederlassungen weiter und weiter in das Innere, in das Ohio- und Mississippibecken vor, in Gebiete, welche Frankreich als sein Eigenthum betrachtete. Die Abmachungen der Cabinete kamen bei diesem unaufhaltsamen Kampfe um unerforschte Landstrecken wenig in Betracht; geräuschlos aber unabläßig ging der Ansiedlerkrieg fort. Allmählich aber nahm der Kampf der beiden Colonialgebiete um den Vorrang auf der nordamericanischen Erde eine weitere Ausdehnung und lebhaftere Gestalt an, und die Mutterstaaten kamen ihren Angehörigen thatkräftiger zu Hülfe. Seit dem Frühjahr 1755 wurde in den Gewässern von Neufundland, am St. Lorenz, am Ohio und in Canada zwischen englischen und französischen Kriegsschiffen und Landtruppen gefochten. Unter dem Eindruck der außereuropäischen Kriegsereignisse kam jetzt endlich auch das verworrene Spiel der Diplomaten zur Lösung und

Klarheit. Der französisch-englische Krieg, der sich jeden Augenblick auch auf die europäischen Gewässer und das Festland erstrecken konnte, nöthigte zum Abschluß der angebahnten Verbindungen. Zunächst wurde der Neutralitätsvertrag von Westminster zwischen England und Preußen unterzeichnet, zum Zwecke den Frieden in Deutschland zu erhalten und jeder fremden Macht, die Truppen daselbst einrücken lasse, sich zu widersetzen. Damit verzichtete England auf russischen Beistand zu Gunsten der Integrität Hannovers, und Friedrich verpflichtete sich einem Einfall der Franzosen entgegenzutreten. Der Vertrag hatte noch keineswegs eine offensive Spitze und Friedrich mochte hoffen, daneben die französische Allianz erneuern zu können; noch bemühte sich sein Geschäftsträger in Paris, der geistvolle und tüchtige Dodo Heinrich von Knyphausen, die französische Zustimmung zu der deutschen Neutralität zu erlangen, und der König selbst setzte dem französischen Gesandten Herzog von Nivernois eindringlich auseinander, daß der Vertrag nicht nur für Preußen eine Nothwendigkeit sei, sondern die Fernhaltung des Kriegs vom deutschen Boden auch im französischen Interesse liege. Allein in Paris hörte man nicht auf die Gründe, die von preußischer Seite vorgetragen wurden; man sah in dem Verfahren Friedrichs einen Abfall und Verrath und gerieth in die empfindlichste und gereizteste Stimmung. Unter diesen Eindrücken wurde der lang verhandelte österreichisch-französische Bund abgeschlossen. Der Vertrag von Versailles enthielt eine Neutralitätsconvention und einen defensiven Unions- und Freundschaftsbund; beide Theile übernahmen gegenseitig die Garantie ihrer Staaten und verpflichteten sich, sie gegen jeden Angriff zu vertheidigen. Der gegenwärtige Kriegsfall zwischen Frankreich und England ward zwar im Allgemeinen von der Waffenhülfe ausgenommen; wenn jedoch aus Anlaß dieses Kriegs irgend eine Macht die Lande der Kaiserin oder eine andere Macht als England französische Provinzen angreife, so sei die in dem Unionsvertrage ausbedungene Hülfe zu leisten. Wenn auch formell nur zur Defensive geschlossen, so eröffneten doch die Versailler Abmachungen den Franzosen den Weg nach dem in die Neutralität nicht aufgenommenen deutschen Reich und ließen sich sehr leicht zum Angriff gegen Preußen, wozu sie eigentlich bestimmt waren, verwerthen. Schon wurde über den Austausch der österreichischen Niederlande gegen bourbonische Besitzungen in Italien und gegen den Beistand zur Wiedereroberung Schlesiens verhandelt, und im nächsten Jahre schloß sich, wie wir sehen werden, der Bund noch weit enger, entschiedener und feindseliger gegen den preußischen Staat und König.

16. Jan. 1756.

1. Mai 1756, ratificirt. 28. Mai.

Der Entschluß Friedrichs zum Krieg.

Die haßerfüllte Petersburger Regierung hätte je eher je lieber gegen Preußen losgeschlagen und entwarf bereits einen Plan zur Theilung, der die preußische Monarchie zu Gunsten sämmtlicher Nachbarn auf den Umfang des Kurfürstenthums Brandenburg beschränkt hätte. Mit Mühe hintertrieb Oesterreich eine solche Ueberstürzung, ehe die diplomatischen und militärischen Vorbereitungen zum Abschluß gekommen waren; auch hielt es der berechnende Kauniß wegen

des defensiven, vorläufig nur für den Fall eines feindlichen Angriffs geschlossenen Bundesvertrags mit Frankreich für gerathen, dem Gegner die Eröffnung des Krieges zu überlassen. Die Rüstungen und Truppenzusammenziehungen an der Grenze mußten Friedrich bald überzeugen, daß im Rathe der beiden Kaiserinnen sein Untergang beschlossen war, und mußten ihm das Schwert der Vertheidigung in die Hand geben, ehe er von der Uebermacht der Gegner erdrückt ward. Während von allen Seiten sich schwere Wolken über seinem Haupte zusammenballten, stand er ganz allein einer Welt von Feinden gegenüber, nur gestützt auf seine eigene Kraft und das unzuverlässige englische Bündniß. Seit dem Juni 1756 hatten die diplomatischen und militärischen Berichte, die dem preußischen König von allen Seiten, namentlich auch von dem bestochenen sächsischen Kanzlisten Mentzel zugingen, ihm die feste Ueberzeugung eingeflößt, daß im nächsten Frühjahr Rußland und Oesterreich sich mit ganzer Gewalt auf ihn stürzen würden und daß der Beitritt Frankreichs zu dem Offensivbund nur noch eine Frage der Zeit sei. So sicher es war, daß alle Kriegsanstalten für den Beginn des Frühjahrs getroffen wurden, ebenso fest durfte man sich darauf verlassen, daß die militärische Bereitschaft weder in Rußland noch in Oesterreich so weit gediehen war, um schon im Herbste im Feld erscheinen zu können. Unter diesen Umständen gab es für Friedrich d. Gr. nur einen Entschluß: dem gewaltigen Waffenbund, der sich gegen ihn zusammenzog, durch einen raschen Angriff seinerseits zuvorzukommen und wo möglich durch schnelle Erfolge die Coalition zu sprengen. Nicht derjenige trägt die Schuld der Friedensstörung, der den ersten Angriff thut, sondern derjenige, der die Dinge auf solche Spitze getrieben hat, daß die Entscheidung der Waffen unvermeidlich ist. Es war eine Pflicht der Selbstvertheidigung und Nothwehr, dem Gegner nicht Zeit zu lassen, den vorbereiteten Anschlag in aller Ruhe auszuführen. Als die Anfragen, die Friedrich an den Wiener Hof wegen des Zweckes der österreichischen Rüstungen gerichtet, ausweichend und hochmüthig beantwortet wurden, griff der König zum Schwert.

Einfall in Sachsen. 1756. Die Gefahren eines Kriegs gegen Oesterreich stiegen bedeutend, wenn Preußen nicht des Zwischenlandes Sachsen sicher war, das die Verbindung mit der Mark unterbrach, Zufuhr und Truppensendungen abschneiden konnte. Die Aussicht eines Vorstoßes in das Herz des preußischen Staates von Sachsen aus, wie sie im zweiten schlesischen Kriege drohte (S. 34), stand noch in frischer Erinnerung. Man durfte dieses Land nicht in zweideutiger Neutralität hinter sich lassen. An den feindseligen Absichten der sächsischen Politik unter der Leitung des Grafen Brühl war nicht zu zweifeln; an allen Höfen, namentlich am russischen, waren die sächsischen Unterhändler seit Jahr und Tag bemüht, Haß und Erbitterung gegen Preußen zu erzeugen; an allen Anschlägen und Feindseligkeiten gegen Friedrich hatte das sächsische Cabinet Theil, wenn es auch äußerlich eine heuchlerische Neutralität beobachtete. Daß sich der Kurstaat, wo man mit Neid und Eifersucht auf das emporstrebende Preußen blickte und der Minister Brühl

dem König wegen seiner Spottreden tiefen Groll trug, bei erster Gelegenheit offen an die Gegner anschließen werde, war ganz unzweifelhaft und König Friedrich konnte es actenmäßig aus den in seinem Besitz befindlichen oder nachher bei der Einnahme von Dresden erbeuteten Papieren beweisen. In der von dem gewandten Staatssecretär Ewald Friedrich von Hertzberg verfaßten „Gegründeten Anzeige des unrechtmäßigen Betragens und der gefährlichen Anschläge und Absichten des wienerischen und sächsischen Hofes" wurden die seit einem Jahrzehnt gesponnenen Pläne zur Zertrümmerung der preußischen Monarchie vor aller Welt auf das Unwiderleglichste enthüllt. So erfolgte denn der Einmarsch 29. Aug. 1756. der Preußen in Sachsen, 70,000 Mann unter dem König selbst. Das sächsische Heer war in Folge des Geldmangels und der Schlaffheit der ganzen Verwaltung im übelsten Zustande; zum Widerstand im Felde getraute man sich gar nicht; Graf Rutowski sammelte die Truppen in einem festen Lager bei Pirna und wartete auf österreichischen Entsatz aus Böhmen. Die Besitzergreifung des sächsischen Landes, der Städte Leipzig, Torgau, Wittenberg ging denn auch ohne Schwierigkeiten vor sich; bald zogen die Preußen auch in Dresden ein. Der angebotene 9. Sept. Neutralitätsvertrag wurde von Friedrich, ein Offensiv- und Defensivbündniß von dem Kurfürsten zurückgewiesen. Rath- und thatlos sahen die sächsischen Generale und Staatsmänner die Ereignisse über sich hereinbrechen, eines mannhaften Entschlusses nach keiner Seite hin fähig. Das Lager bei Pirna wurde enge eingeschlossen und die preußische Vorhut unter Ferdinand von Braunschweig rückte in Böhmen ein.

Um die Sachsen zu entsetzen zog der österreichische Feldmarschall Graf Lobositz und Pirna. Maximilian **Browne**, ein fähiger und tapferer Heerführer von irischer Abkunft, nordwärts gegen die sächsische Grenze. Allein ehe er diese erreichte, stieß er auf das preußische Armeecorps, welches unter Ferdinand von Braunschweig in Böhmen eingerückt war. Zu dieser Vorhut hatte sich der König selbst und der Feldmarschall Jacob **Keith** begeben, ein Schotte, der als Jacobit geächtet, in Rußland, dann in Preußen, Kriegsdienste genommen hatte und gleich seinem trefflichen Bruder dem Diplomaten Georg Keith Graf Marishal bei Friedrich in hoher Gunst stand. Bei dem Flecken **Lobositz** an der Elbe kam es zur 1. Oct. 1756. Schlacht, die nach tapferster Gegenwehr für die Preußen entschied. Das heiße siebenstündige Ringen belehrte den König, wie sehr die Friedenszeit dem österreichischen Heere zu Statten gekommen war und wie viel es seit zehn Jahren gelernt hatte. Damit war auch das Schicksal der sächsischen Armee entschieden; eine Vereinigung mit den Oesterreichern war nicht mehr möglich; von Hunger und Kälte aufgerieben, blieb den sächsischen Truppen bei **Pirna** nichts übrig, als die Kapitulation abzuschließen. Die ganze Armee, gegen 18,000 Mann, gab 16. Oct. sich gefangen, tapfere und gute Truppen, ein Opfer der vollständigen Kopflosigkeit in der militärischen und administrativen Leitung. König August III. und Brühl eilten nach Warschau. Die Armee wurde gezwungen in preußische Dienste zu treten,

entwich aber so massenhaft nach Polen, daß dieses Mittel der Heerverstärkung sich als völlig verfehlt erwies. Zu einem Feldzug in Böhmen war inzwischen die Jahreszeit zu weit vorgeschritten und die Preußen richteten sich ihre Winterquartiere in Sachsen ein. Eine preußische Landesverwaltung wurde eingesetzt; die Steuern, die öffentlichen Kassen und Einnahmen wurden mit Beschlag belegt, schwere Kriegslieferungen ausgeschrieben; in Dresden war das preußische Hauptquartier.

Frankreich u. England. Der Kriegsbund gegen Preußen war schon zu fest geschlossen, als daß er durch diese Erfolge hätte gelockert werden können. Allerseits rüstete man sich für das Frühjahr zum entscheidenden Waffengang. Auch Frankreich brach jetzt offen mit dem Berliner Hofe und rief seinen Gesandten ab, den trefflichen und Friedrich II. persönlich sehr nahe stehenden Marquis Valori. Dagegen trat endlich die englische Regierung aus ihrer bisherigen Schlaffheit und Rathlosigkeit heraus. Das schwache und unschlüssige Ministerium Newcastle mußte dem allgemeinen Unwillen weichen. Waren doch überall die englischen Interessen und die englische Ehre preisgegeben worden. Den Seekrieg in den europäischen Gewässern hatten die Franzosen mit einem bedeutenden Erfolg eröffnet: die im Utrechter Frieden an England gekommene Insel Minorca wurde von dem Herzog von Richelieu angegriffen und nach der Capitulation der geringen Besatzung in der Festung Port Mahon erobert. (28. Juni 1756.) Der Admiral Byng ließ die Insel im Stich, um wenigstens Gibraltar zu retten. Den Unwillen, der sich in der ganzen englischen Nation über die Preisgebung eines so wichtigen Platzes regte, suchte die Regierung vergeblich durch ein Opfer zu versöhnen: der Admiral Byng wurde kriegsgerichtlich verurtheilt und am Mast seines Schiffes erschossen. Ein zweiter Schlag im Mittelmeer war die den Genuesen abgezwungene Aufnahme einer französischen Besatzung in Korsika. Im mittelländischen Meer, in Nordamerica, in Indien wurden die Engländer in ihren besten Positionen bedrängt und der französische Einfluß setzte sich fest. Das neue Ministerium des Herzogs von Devonshire, in welchem William Pitt die auswärtigen Angelegenheiten leitete, nahm alsbald einen kräftigen Anlauf. Man entschloß sich jetzt die britischen Colonien energischer zu unterstützen und auch auf dem deutschen Kriegsschauplatz ein Heer aufzustellen, das unter dem Herzog von Cumberland dem drohenden Angriff der Franzosen auf Hannover und die rheinischen Besitzungen Preußens entgegentreten sollte; es wurden umfassende Rüstungen veranstaltet; außer dem bestehenden Subsidienvertrag mit dem Landgrafen von Hessen-Kassel wurden noch neue geschlossen, mit Sachsen-Gotha, mit Braunschweig, mit Schaumburg-Lippe; französische Friedensanerbietungen, welche der Wiener Hof eifrig unterstützte, um Preußen zu isoliren, wurden zurückgewiesen. Allein dieser kräftige Anlauf erlahmte doch bald, namentlich als das erste Ministerium Pitt's schon nach wenigen Monaten den Hofcabalen erlag.

Das Reich gegen Preußen aufgeboten. Der Wiener Hof war unermüdlich, den großen Waffenbund gegen Preußen im Frühjahr in Bewegung zu setzen und zu verstärken. Auch die verrosteten

Formen der deutschen Reichsverfassung wurden gegen den „Friedensbrecher" aufgeboten. Ein kaiserliches „Dehortatorium" befahl dem König von Preußen, „von allen Empörungen und friedbrüchigen Vergewaltigungen abzustehen" und drohte, das schwere Verbrechen nach den Reichsgesetzen zu strafen; die preußische Armee wurde des Fahneneids entbunden, Schlesien zur Rückkehr unter die Erb- und Landesherrschaft aufgerufen. Ein einfacher kaiserlicher Machtspruch, ohne irgend welches Gericht und Urtheil, erklärte den „Kurfürsten von Brandenburg" für einen Rebellen und Reichsfeind, mit Verachtung aller Rechtsformen. Die preußischen Proteste und Rechtfertigungsschriften hatten keine Wirkung; mittels des Uebergewichts der katholischen Reichsstände wurde endlich förmlich der Reichskrieg beschlossen; der Vorschlag einer „Reichsmediation" zum Zwecke der Friedensstiftung 17. Jan. 1757.
wurde zurückgewiesen. Freilich hatten diese hohlen Formen, in denen sich die offizielle Reichspolitik in Regensburg bewegte, seit langem eine sehr geringe Bedeutung; aus der preußischen Armee ging durch die kaiserlichen Abberufungsschreiben nicht ein Mann verloren und die Reichsbewaffnung fiel dürftig genug aus. Am allerwenigsten entsprachen die kaiserlichen Decrete der Stimmung des deutschen Volkes, das sich von Anfang an in seinem größten und besten Theil unzweideutig für die Gerechtigkeit der Sache Friedrichs erklärte. Einige Monate später kam der kaiserliche Hof mit dem förmlichen Antrag hervor, das altehrwürdige Rüstzeug der Reichsjustiz, des Reiches Bann und Acht über den „Kurfürsten von Brandenburg" zu verhängen. Die Vorladung des Reichshoffiscals wurde dem preußischen Gesandten in Regensburg, Freiherrn von Plotho, übergeben. Dieser aber warf den kaiserlichen Notar mit sammt der Citation die Treppe hinab, ein summarischer Prozeß mit den geheiligten Formeln der kaiserlichen Kanzlei, der im ganzen Reiche den unverhohlensten Beifall fand und dem wackeren Plotho einen hohen Grad von Popularität eintrug, wie er noch in den klassischen Schilderungen Goethes nachklingt. Man stand denn auch schließlich von der formellen Achtserklärung ab, gegen deren Verfassungswidrigkeit die evangelischen Reichsstände die kräftigste Verwahrung einlegten, und der preußische Gesandte behauptete seinen Platz in Regensburg.

Wichtiger als der Beistand des hinfälligen Reichskörpers war die Hülfe der Bund
verbündeten Mächte Frankreich und Rußland zur Niederwerfung Preußens. Mit Oesterreichs mit Rußland
beiden wurden jetzt die alten Verträge erneuert und die offensive kriegerische Action und Frankreich.
verabredet. Der neue Vertrag mit Rußland enthielt eine Vereinbarung über die 22. Jan
gegenseitige Waffenhülfe und den Operationsplan, sowie die Zusicherung, keinen 1757.
Frieden zu schließen, bevor Schlesien zurückgegeben und Preußen in die gebührenden Schranken gewiesen sei; andere Mächte sollten zum Beitritt aufgefordert werden und Oesterreich jährlich eine Million Rubel an die Kaiserin Elisabeth zahlen. „Aus dem österreichisch-russischen Allianztractat spricht der Haß gegen Preußen bitterer, als es bei Staatsverträgen sonst der Fall zu sein pflegt, und wenn auch der Theilungsplan noch nicht förmlich festgestellt ward, so war doch

Alles darauf angelegt, unter möglichst allseitiger Mitwirkung der europäischen Mächte den preußischen Staat zu erniedrigen und zu zerstückeln. Daß damit auch Deutschland zerstückelt und in fremde Hände veräußert ward, war eine Erwägung, die vor den Interessen des habsburgischen Hauses schweigen mußte." Bald darauf wurde auch die französisch-österreichische Verbindung zum Abschluß gebracht. Die Truppen der Kurfürsten von der Pfalz und von Köln, welche mit Frankreich Subsidienverträge hatten, wurden aufgeboten, mit Baiern und Würtemberg neue Soldtractate geschlossen. Zugleich zog Frankreich den schwedischen Reichsrath in die Allianz gegen Preußen hinein. Das schwedische Adelsregiment, dessen ganze auswärtige Politik seit dem dreißigjährigen Kriege in dem Gesichtspunkt französischer Subsidien aufging, dem überdies der alte Besitzstand in Pommern in Aussicht gestellt ward, scheute sich nicht, mit den natürlichen und traditionellen Gegnern, Rußland und Oesterreich, gemeinsame Sache gegen den protestantischen Nachbar zu machen. Schon waren die Franzosen über den Rhein gegangen, als jetzt endlich, am Jahrestage des ersten Tractats, der lang verhandelte Allianz- und Theilungs-Vertrag zwischen Oesterreich und Frankreich zu Stande kam, der dem großen Complot gegen Friedrich den Schlußstein aufsetzte. Die Pompadour und ihr Vertrauter der Abbé Bernis, der um jene Zeit das auswärtige Ministerium übernahm, herrschten unbeschränkter als je und bestärkten den König in der Hingebung an Oesterreich und dem Hasse auf Preußen.

1. Mai 1757.

Als Ziel des Vertrags wird unumwunden ausgesprochen: die Gewaltthätigkeit des Königs von Preußen abzuwehren und seine Macht auf solche Schranken zurückzuführen, daß er nicht mehr im Stande ist, die öffentliche Ruhe zu stören. Zu diesem Zweck verpflichtet sich Frankreich, der Kaiserin mit 105,000 Mann zu Hülfe zu kommen und ihr während der Dauer des Kriegs jährliche Subsidien von 12 Millionen Gulden zu zahlen. Der Frieden soll nicht geschlossen werden, ehe Preußen die Herzogthümer Schlesien und Magdeburg, die Fürstenthümer Crossen und Halberstadt, das früher schwedische Pommern, die clevischen Gebiete und das Oberquartier von Geldern abgetreten hat. Die Kaiserin übergibt an Frankreich die Herrschaften Chimay und Beaumont, die Städte Ostende, Nieuport, Ypern, Mons u. a. Theile der österreichischen Niederlande. Der Rest derselben soll an den Infanten Don Philipp abgetreten werden, als Austausch für seine an Oesterreich fallenden Herzogthümer Parma, Piacenza und Guastalla. Die Befestigungen von Luxemburg sollen geschleift werden. Einladungen zum Beitritt an eine Reihe anderer Mächte wurden vorbehalten und alle früher mit England und Preußen geschlossenen Verträge sollten hinfällig sein.

Bedeutung der großen Allianz gegen Preußen.

Der Versailler Theilungsvertrag war ein Meisterstück der österreichischen Diplomatie, eines Kaunitz und Starhemberg. Denn er fesselte die französische Politik und Militärkraft für überwiegend habsburgische Zwecke. Frankreich gewann im Falle des Gelingens nur einige Plätze in den Niederlanden; die umfangreichen italienischen Abmachungen kamen dem habsburgischen Interesse zu gut; die Landvergrößerung und Machtverstärkung, die Oesterreich gewonnen haben würde, übertrafen weit seine geringfügigen Opfer, und für diese habs-

burgischen Zwecke brach der Pariser Hof mit seiner herkömmlichen Politik und brachte die schwersten Leistungen an Geld und Truppen dar. Der Verlust der wichtigsten Colonialgebiete und der maritimen Bedeutung war denn auch für Frankreich die Folge des verderblichen Entschlusses, sich um fremder Interessen willen in diesen continentalen Krieg verwickeln und sich die Hände im Kampf gegen England binden zu lassen. Gegen das längst als werthlos betrachtete Belgien, dessen Heimfall beim Aussterben des neuen bourbonischen Fürstenhauses überdies vorbehalten war, sollte Oesterreich Schlesien, das Fürstenthum Krossen, ein Stück der sächsischen Lausitz und eine sehr ansehnliche Vergrößerung in Italien erlangen. Die kühnsten österreichischen Pläne schienen der Verwirklichung sicher, Preußen unrettbar der Zertrümmerung und Beschränkung auf die alte Markgrafschaft Brandenburg verfallen; das Reich schien wieder vollständig unter die habsburgische Herrschaft gebeugt werden zu sollen die katholische Kirche endlich zum Sieg zu gelangen. So vereinigte sich der Haß der drei Frauen, welche damals die Politik von Wien, Petersburg und Paris beherrschten, zu einem für das bestehende europäische Staatensystem, für den ungeschmälerten Umfang und die Unabhängigkeit des deutschen Reiches und vor Allem für den nationalen protestantischen Staat des großen Friedrich höchst gefährlichen Unternehmen. Allein das Schicksal sollte das Gewebe zerreißen, welches finstere Mächte zum Verderben Deutschlands gesponnen.

Die Ziele und, im Falle des Gelingens, die Folgen der damaligen Abmachungen schildert der neueste Geschichtschreiber dieser Ereignisse, A. Schäfer, folgendermaßen: „Die habsburgische Hauspolitik hatte einen unvergleichlichen Triumph gefeiert: aber wir müssen hinzusetzen, nie hatte sie sich der Wohlfahrt des deutschen Volkes feindseliger und dem Protestantismus gefährlicher gezeigt. Die Odermündungen waren Schweden zugedacht; auf Preußen hatten die Russen ihr Absehen gerichtet; in der Hand deutscher Regierungen sollten von den Ostseeküsten nur Hinterpommern und Mecklenburg verbleiben. Belgien, das als eine Schutzwehr der freien Niederlande und Deutschlands in europäischen Verträgen feierlich als ein unveräußerliches Erbtheil Oesterreichs anerkannt war, ward den Bourbonen überlassen, Luxemburg, ein Vorwerk der Rheinlande, der Zerstörung preisgegeben. Das war der Lohn für Unterthanen voll Treue und Anhänglichkeit für das habsburgische Haus. Dem Grundsatze gemäß, die beiderseitigen Territorien so auszugleichen, daß eine feindselige Berührung unmöglich werde, gab der kaiserliche Hof die überrheinischen Länder wehrlos der französischen Machtentwicklung preis. Die Gefahr ward um so dringender, wenn zu gleicher Zeit der preußische Staat, der am Niederrheine wie am Pregel und Memelstrome auf der Wacht gestanden hatte, um die deutschen Marken zu schirmen, zu Boden geworfen und in Stücke zerschlagen wurde. Wenn es gelang, die Arbeit von vier Generationen, durch welche aus tiefem Elende ein in Wohlstand, Geistesbildung und Kraft aufstrebender protestantischer Staat von europäischer Bedeutung geschaffen war, mit Hilfe der Russen, Schweden und Franzosen zu zerstören und an fremde oder katholische Höfe zu vertheilen, so war das nördliche Deutschland unheilbar zerrüttet und der Protestantismus auf dem Continente von der Gnade der Andersgläubigen abhängig. In der That war der Kampf Friedrichs d. Gr. gegen die Uebermacht der europäischen Cabinette ein Rettungskampf für Deutschland und ward als solcher in tausend deutschen Herzen empfunden."

2. Das Kriegsjahr 1757.

Die Preußen rücken in Böhmen ein. Der König von Preußen verkannte nicht die furchtbare Gefahr, die sich über seinem Haupte zusammenzog; mit dem vollen Bewußtsein dessen, was auf dem Spiele stand, aber auch mit der vollen Entschlossenheit, seine und seines Landes ganze Kraft einzusetzen, traf er die Anstalten, der Uebermacht der Feinde entgegenzutreten. Nachdem er seinem Minister Finck von Finckenstein eine Instruction für alle Möglichkeiten, für die Niederlage, für des Monarchen eigene Gefangennahme und seinen Tod übergeben, ein schönes Denkmal seiner selbstlosen Fürsorge für das Wohl seines Landes, entwarf er den Kriegsplan mit seinen vertrautesten Generalen, namentlich mit Hans Karl von Winterfeld und dem Feldmarschall Schwerin. Das Heer, unablässig in den Waffen geübt, war auf die äußerste Stärke gebracht, eine Art Landwehr war eingerichtet. In der Schnelligkeit der Bewegungen, in der Ueberraschung der Gegner erkannte auch jetzt wieder die preußische Heeresleitung das beste Mittel, sich den Erfolg zu sichern. Während man im österreichischen Hauptquartier der Ueberzeugung war, die Feinde hätten es auf die Vertheidigung Sachsens abgesehen, zogen die Preußen bereits, mehr als 100,000 Mann stark in Böhmen ein. (Ende April 1757.) Das österreichische Heer war wohlgerüstet und kriegstüchtig; man hatte die Erfahrungen der schlesischen Kriege und das preußische Beispiel sich wohl zu Nutze gemacht. Nur in der obersten Leitung zeigte sich wieder das alte Uebel, die Uneinigkeit, die Unterstellung fähiger Generale unter hochfürstliche Figuranten, das Dreinreden der Bureaukratie des Hofkriegsraths in die Feldoperationen. Wieder wurde Prinz Karl von Lothringen, der Schwager der Kaiserin, mit dem Oberbefehl betraut, obwohl er seine Untauglichkeit hinlänglich dargethan. Der Feldmarschall Graf Browne, ein Mann von hervorragenden Fähigkeiten, wurde dem Günstling des Hofes untergeordnet.

Schlacht bei Prag. Der unerwartete Einmarsch der preußischen Heeresmacht in Böhmen verbreitete Verwirrung im kaiserlichen Hauptquartier; die Oesterreicher wichen auf Prag zurück (6. Mai 1757.) und setzten sich auf den Höhen um die Stadt fest. Vor **Prag** kam es zum ersten entscheidenden Zusammentreffen. Die Oesterreicher hatten freilich auf den steilen Anhöhen eine überlegene Stellung; allein dem wuchtigen Stoß der stürmenden preußischen Infanterie fiel doch eine Position nach der andern; die Prinzen Ferdinand von Braunschweig und Heinrich von Preußen thaten sich vor Allen hervor, und das heiße Ringen endete mit einem glänzenden preußischen Siege. Die Oesterreicher waren in die Stadt gedrängt, Browne so schwer verwundet, daß er einige Wochen darauf starb. Aber auch die Sieger hatten schwere Verluste erlitten; das österreichische Geschütz hatte grauenhaft unter den Stürmenden gewüthet. Unter den edlen Opfern der Schlacht beklagte Friedrich keines mehr als den Grafen Kurd Christoph von **Schwerin**, den zweiundsiebzigjährigen Helden, der mit der Fahne in der Hand einem Bataillon zum Sturm voranreitend, von einer Kartätschenkugel niedergestreckt wurde. Der größte Theil

der kaiserlichen Armee war jetzt in Prag eingeschlossen; man konnte hoffen, die Belagerten bald zur Capitulation zu zwingen. Im ganzen deutschen Reiche verbreitete sich Schrecken und Angst, vielfach aber auch unverhohlene Freude. Kühne Parteigänger, wie der Oberst Mayr, unternahmen abenteuerliche Streifzüge durch Franken und Thüringen; der Reichstag in Regensburg ward um seine Sicherheit besorgt; der Kurfürst von Baiern erklärte seine Neutralität; in Würtemberg meuterten die Truppen gegen den französischen Dienstvertrag; der Reichskrieg war in Gefahr, vor seinem Beginn zu scheitern. In England jubelte das Volk der preußischen Erhebung zu und selbst die schwachmüthige hannöversche Regierung, die immer noch an der Neutralität des Landes gearbeitet, trat jetzt einigermaßen aus ihrer Zaghaftigkeit heraus.

Allein bald sollte eine Wendung eintreten. Zum Entsatze des belagerten Prag hatte der Feldmarschall Graf Leopold Daun die letzten verfügbaren Truppen zusammengerafft. Gegen ihn wurde ein Observationscorps unter dem Herzog August Wilhelm von Braunschweig-Bevern von der Belagerungsarmee abgeordnet, dem dann der König selbst nachfolgte. Allein die Streitkräfte, die Daun allmählich an sich gezogen, waren beträchtlicher, als Friedrich annahm, und dem preußischen Corps weit überlegen. Bei Kollin, auf der Straße von Prag nach Pardubitz, stießen die Heere zusammen, und theils die Ueberzahl der Feinde, theils taktische Fehler, die der König dem Prinzen Moriz von Anhalt Schuld gab, entschieden den Tag gegen die Preußen. Nach der furchtbarsten Erschöpfung und Lichtung seiner Truppen sah sich Friedrich genöthigt, die Schlacht abzubrechen; den stets aufs Neue anrückenden frischen österreichischen Regimentern hatte er schließlich kein unversehrtes Bataillon mehr entgegenzustellen; ein überwältigender Stoß sächsisch-österreichischer Reiterschwadronen gab den Ausschlag. Die Schlacht war verloren und der größte Theil des Heeres zersprengt, todt, gefangen.

Schlacht bei Kollin.

18 Juni 1757.

Die Ursachen der Niederlage von Kollin sind viel erörtert und neuerdings noch einmal von Max Duncker kritisch geprüft worden. Entgegen dem klar ausgesprochenen Willen des Königs war die gesammte Infanterie, die nach und nach ins Treffen geführt werden sollte, auf einen Schlag und überall ins Gefecht gegangen gegen einen überlegenen Feind und vortreffliche Stellungen. Dadurch gebrach es an Reserve, als am entscheidenden Punkte die Kraft des Fußvolks gebrochen war.

Mit der Niederlage von Kollin war die Aussicht verschwunden, den Krieg mit einem Schlage zu Ende zu führen. Die Belagerung von Prag fortzusetzen, hielt der König nicht mehr für rathsam; er hob die Einschließung auf, gab damit die österreichische Hauptarmee frei und räumte bald ganz Böhmen: auf dem Marsche nach Sachsen und der Lausitz wurden die Abziehenden von den nachsetzenden Oesterreichern bedrängt und das Corps des Prinzen August Wilhelm von Preußen, der dafür die herbsten Vorwürfe des königlichen Bruders zu erdulden hatte, erlitt empfindliche Verluste. Friedrich war in der düstersten Stim-

Rückzug aus Böhmen. Schlacht bei Großjägersdorf.

mung. Um 50,000 Mann war sein Heer in dem böhmischen Feldzuge geschwächt und von allen Seiten kamen schlimme Berichte. Schon zogen die französischen Heere und die Reichstruppen gegen Thüringen heran; um Stralsund sammelten sich die Schweden und besetzten eine Reihe von Plätzen im preußischen Pommern, aus denen sie freilich noch vor Jahresschluß wieder vertrieben wurden. Die Russen waren, 100,000 Mann unter dem Grafen Apraxin, den die Hofgunst mehr als Verdienst zum Oberbefehl erhoben, auf dem Marsche nach Königsberg und ihre wilden zuchtlosen Streifbanden, Kosaken und Kalmücken erfüllten das Land mit entsetzlichen Gräueln und Verheerungen. Bei
30. Aug. 1757. Großjägerndorf, unweit Insterburg, stellte sich ihnen der alte tapfere Feldmarschall von Lehwaldt mit einer um mehr als das dreifache schwächeren Heeresmacht entgegen und wurde trotz der heldenmüthigsten Anstrengung verlustvoll zurückgeschlagen.

Treffen bei Hastenbeck u. Convention von Kloster Zeven. März 1757. Gleichzeitig kamen auch von Westen niederschlagende Nachrichten. Die französische Armee hatte, über 100,000 Mann stark, im Frühjahr den Rhein überschritten; sie stand unter dem Oberbefehl des alten bedächtigen Marschalls d'Estrées, der sich mit Mühe der höfischen Intriguen und Umtriebe erwehrte, welche die zahlreichen Günstlinge der regierenden Kreise und die hochfürstlichen Generale ins Feldlager mitbrachten. Durch die befreundeten kölnisch-pfälzischen Gebiete am Niederrhein ziehend, die preußischen Besitzungen in Cleve überschwemmend, gelangte das Heer fast ohne Widerstand nach Westfalen, einzelne Truppenabtheilungen besetzten Ostfriesland und Hessen, dessen Landgraf Wilhelm VIII. eine Zuflucht in der Fremde suchte. In Westfalen stieß d'Estrées auf das „Observationscorps" des uns aus früheren Kriegen bekannten Herzogs von Cumberland, lauter deutsche Miethtruppen, Hannoveraner, Braunschwei-
26. Juli 1757. ger, Hessen. Bei Hastenbeck, unweit Hameln, kam es zum Treffen, und obwohl die deutsche Armee noch keineswegs geschlagen war, vielmehr eben die Anfangs eingebüßten Positionen wieder genommen hatte, gab der Herzog doch die Schlacht verloren und trat den Rückzug gegen die Weser und Niederelbe an. Damit war auch Hannover und Braunschweig dem Feinde preisgegeben und der Paß in das Herz des preußischen Staats geöffnet. An Stelle d'Estrées' wurde jetzt der alternde Herzog von Richelieu, der berüchtigte Genosse der Liebesabenteuer Ludwigs XV., zum obersten Befehlshaber ernannt, und dieser säumte nicht, die Wehrlosigkeit des ganzen nordwestlichen Deutschlands sich zu Nutze zu machen. In Hannover, Braunschweig und Hessen übte der habgierige, sittenlose Marschall die schamlosesten Erpressungen und sog das Land mit Contributionen und Kriegsleistungen auf die empörendste Weise aus. Der Herzog von Cumberland, zwischen Weser und Elbe in dem alten Herzogthum Bremen einge-
8. Sept. 1757. engt, schloß die schmachvolle Convention von Kloster Zeven, welche einen Waffenstillstand festsetzte, die Auflösung der alliirten Armee, die Entlassung der deutschen Hilfstruppen verfügte und thatsächlich einer Capitulation ziemlich nahe

kam, wenn man auch diesen ehrenrührigen Namen vermied und die Truppen nicht als kriegsgefangen behandelte.

Obwohl damals bereits wieder der thatkräftige Pitt das englische Ministerium und insbesondere die auswärtigen Angelegenheiten leitete, sah man dem Schicksal der hannöverschen Armee doch theilnahmlos zu. Es gab sich zwar ein frischer Aufschwung im Kriege gegen Frankreich kund; allein er richtete sich mehr auf die fernen maritimen und colonialen Interessen, die allerdings durch die Schlaffheit der letzten Zeit schwer genug geschädigt worden. Man bot auch dem König von Preußen reichlichere Subsidien; man rüstete sogar eine Flotte zu einer Landung an der französischen Küste bei Rochefort aus, ein Unternehmen, das bei den geringen Vertheidigungsanstalten in Frankreich von den wichtigsten Folgen hätte sein können, jedoch durch die Bedenklichkeit und Unentschlossenheit des Befehlshabers der Landtruppen, John Mordount, zu nichte wurde. Bei alledem blieb es ein politischer Grundsatz, man dürfe nicht auf englische Kosten hannöversche Sonderinteressen vertheidigen. So ließ man das Heer Cumberlands der Bedrängniß erliegen, und Georg II. in seiner Eigenschaft als Kurfürst von Hannover knüpfte wieder die alten Verhandlungen wegen der Neutralität mit Frankreich und Oesterreich an, die freilich jetzt sehr kühl aufgenommen wurden. Die Doppelstellung Georgs II. als König und Kurfürst hat niemals zu einer so kläglichen Haltung geführt wie damals, als das englische Ministerium den König von Preußen der eifrigsten Unterstützung versicherte und auch auf dem großen maritimen Kriegsschauplatz ernste Anstrengungen machte, der König aber als deutscher Fürst um die Gnade des Pariser und Wiener Hofes buhlte, ein unerquickliches und unersprießliches Verhältniß. *Haltung Englands.* *Sept. 1757.*

König Friedrich hatte in der Lausitz den Kern seines Heeres unter dem Herzog August Wilhelm von Braunschweig-Bevern und Winterfeld der österreichischen Armee gegenüber zurückgelassen, deren Unternehmungen durch den steten Hader des Herzogs von Lothringen und des Feldmarschalls Daun wesentlich gehemmt wurden. Er selbst zog mit einem schwächeren Corps den Franzosen und Reichstruppen in Thüringen entgegen. Der Herzog von Bevern, ein tapferer und geschickter, bei Lobositz und Prag bewährter Feldherr, dem aber die Größe der Verantwortlichkeit, das letzte preußische Heer zu erhalten, das Selbstvertrauen raubte, wich mehr und mehr nach Schlesien zurück, ihm nach die Oesterreicher, welche jetzt in des Königs Abwesenheit gegenüber einem weit schwächeren Heere die Stunde der Wiedereroberung des Landes gekommen glaubten. In dem Gefecht bei Moys, vor den Thoren von Görlitz, mit dem Feldzeugmeister Nadasdy, fiel damals der General Hans Karl von Winterfeld, der dem Herzen des Königs so nahe stand. „Ein Krieger von den glücklichsten Anlagen, gebildet in der harten Schule des Dienstes unter Friedrich Wilhelm I. und Leopold von Dessau, hatte er in den ersten schlesischen Kriegen Scharfblick, Einsicht und Entschlossenheit wie kein anderer bewährt und sich durch seine Leutseligkeit und seine hervorragenden militärischen Eigenschaften in seltenem Grade das Zutrauen seiner Untergebenen und die Freundschaft des Königs erworben; ganz Soldat, lebte und webte er für die Ehre und den Ruhm des preußischen Heeres.“ Um dieselbe Zeit starb auch Friedrichs Mutter. Es bedurfte wahrhaftig der ganzen Seelenstärke dieses Fürsten, um unter allen äußeren *Tod Winterfelds bei Moys.* *Ende Aug. 1757.* *7. Sept.*

Widerwärtigkeiten und den Betrübnissen des Herzens nicht zu erliegen und zu verzweifeln.

Das französische und das Reichsheer in Thüringen. Friedrich war von der Lausitz aus gen Thüringen aufgebrochen. Dort stand die Reichsexecutionsarmee unter dem Prinzen Joseph Friedrich von Sachsen-Hildburghausen, einem in österreichischen Kriegsdiensten durch seinen fürstlichen Rang und die Hofgunst emporgekommenen, wenig befähigten Feldherrn. Wir kennen (XI, 1025) das Kriegswesen des heil. römischen Reichs mit seinem Mangel an jeglicher Einheit, Ordnung und Disciplin, mit seinen bunt zusammengewürfelten Contingenten, seiner dürftigen Ausrüstung, seinen unbrauchbaren Offizieren, seinen hergelaufenen Mannschaften. Kaum je hat sich ein Kriegsheer kläglicher im Felde gezeigt und den Spott der Welt, selbst der eigenen Contingentsherren mehr hervorgerufen als damals. Mit diesen Truppen vereinigte sich ein französisches Hilfscorps unter dem Prinzen Soubise, einem vornehmen Günstling der Pompadour und vertrauten Genossen der Orgien Ludwigs XV.; das combinirte Heer betrug über 50,000 Mann. Aber es herrschte weder Einigkeit, noch ernstlicher Wille, den Preußen Sachsen zu entreißen, wie doch die Bestimmung war. Lange Wochen wurden mit Hin- und Herzügen in den Saalgegenden, um Erfurt und Gotha vergeudet, und Friedrich verzweifelte schon, die Feinde zum Schlagen zu bringen. Kleine Zusammentreffen, wie der berühmte Ueberfall von Gotha, wo Seydlitz mit ein paar Schwadronen die feindliche Generalität zur schleunigen Flucht trieb und sich mit seinen Husarenoffizieren an das gerade für jene bereitete Mahl setzte, zeugten von dem kühnen Muth, der trotz aller Widerwärtigkeiten die Preußen beseelte, brachten aber keine Entscheidung. 16. Oct. 1757. Dagegen lehrte der Zug eines croatischen Streifcorps unter Haddick nach Berlin, wie gefährdet die Lage Preußens bei den weit auseinanderliegenden und unzureichenden Heeresabtheilungen war. Haddick konnte in die preußische Hauptstadt eindringen und eine Contribution erheben, hielt es dann aber doch für gerathen, sich zurückzuziehen.

Schlacht bei Roßbach. Aus dieser gefährlichen Lage inmitten überlegener Feinde wurde König Friedrich durch einen entscheidenden Schlag befreit. Nach langer Unthätigkeit hatte sich das combinirte Heer der Franzosen und Reichstruppen endlich auf das Drängen des Wiener Hofes gegen Leipzig in Bewegung gesetzt, und die Preußen ergriffen mit Eifer die Gelegenheit, sich mit dem doppelt überlegenen Gegner 5. Nov. 1757. zu messen. Bei Roßbach zwischen Merseburg und Weißenfels kamen die Heere in Fühlung. Den Plan des Feindes, das preußische Lager zu umgehen und von zwei Seiten anzugreifen, erkannte der König noch zur rechten Zeit; er war Anfangs der Meinung gewesen, der Gegner trete den Rückzug an. Ehe der Aufmarsch in die Flanke der preußischen Armee vollendet war, gab Friedrich das Signal zum Angriffe. Der kühne Reiterführer Friedrich Wilhelm von Seydlitz, eine der ritterlichsten Kriegergestalten dieser Feldzüge, eröffnete den Kampf; dem wuchtigen Stoße der preußischen Reiterregimenter vermochte die feindliche Caval-

lerie nicht lange zu widerstehen; nachdem sie mehrere Attacken zurückgeschlagen, stob sie am Ende doch in wirrer Flucht auseinander. Dies entschied das Schicksal des Tages. Das französische Fußvolk war ebenfalls durch die Schnelligkeit der preußischen Bewegungen überrascht und in der allgemeinen Verwirrung außer Fassung; es gelang nicht die Bataillone ordentlich zu formiren, und am Ende wich auch die Infanterie. Prinz Heinrich, der trotz seiner französischen Gesinnung und des steten Rathes, sich mit dem Pariser Hof zu vertragen, im Kampfe seinen Mann stand, leistete hier vorzügliche Dienste. Die Reichsarmee war gar nicht zum Schlagen gekommen, sondern hatte in schleuniger Flucht ihr Heil gesucht; der Spott des Volkes nannte sie nur die „Reißausarmee". In der vollsten Verwirrung und Auflösung wurde der Rückzug angetreten; nur die einbrechende Nacht rettete das „combinirte Heer" vor dem gänzlichen Untergang. Der preußische Verlust war sehr gering; der der Feinde in der Schlacht auch nicht sehr beträchtlich; allein ihre Armee war völlig zersprengt, auseinandergelaufen, aufgelöst. Ein herrlicherer Sieg ist in diesem ganzen Kriege nicht erfochten worden; im gesammten deutschen Reich und weit über dessen Grenze hinaus war Bewunderung und Begeisterung für den großen Preußenkönig; das deutsche Volkslied verherrlichte ihn und seine Helden; die Dichtkunst schöpfte ihre Begeisterung und ihre besten Stoffe aus dem Thatenkreis dieses Krieges; die Grenadierlieder des wackern Gleim waren in Aller Mund. Das patriotische Bewußtsein richtete sich auf an diesem deutschen Siege und sog daraus die Hoffnung einer nationalen Wiedergeburt aus dem politischen Elend der Gegenwart, eines neuen Lebens auf den Trümmern des alten Reichs. In England war Friedrich der Abgott des Volks; selbst in Frankreich, wo dieser Hofkrieg höchst unpopulär war, konnte man seine Schadenfreude nicht verbergen.

Die Wirkung des Roßbacher Sieges zeigte sich alsbald in der Aufhebung der Zevener Convention. König Georg war in Folge dieses Ereignisses, das den äußersten militärischen Schimpf darstellte und sein Kurfürstenthum Hannover aller Bedrückung und Mißhandlung preisgab, zu der Ueberzeugung gekommen, daß ein enger und fester Anschluß an Preußen die einzige Rettung sei; man war in die Lage gerathen, thatsächlich alle Pflichten der Neutralität zu tragen, ohne ihre Vortheile zu genießen. Er entschloß sich jetzt, die Ratification des Vertrags zu verweigern, den Herzog von Cumberland ungnädig des Commandos zu entheben und aufrichtig den unfruchtbaren und verderblichen Neutralitätsverhandlungen zu entsagen. Noch war das alliirte Heer, Hannoveraner, Braunschweiger, Hessen, beisammen, da die Convention noch nicht vollstreckt war. Zum Oberbefehlshaber wurde jetzt der Prinz Ferdinand von Braunschweig ernannt, eine sehr glückliche Wahl. Denn der Prinz, den wir schon in den schlesischen Kriegen unter den Fahnen seines königlichen Schwagers als tapfern und umsichtigen Offizier kennen gelernt, wußte unter den schwierigen Verhältnissen den Geist des Heeres zu beleben und bei aller Milde des Charakters mit

Aufhebung der Convention von Zeven.

größter Energie seiner Aufgabe gerecht zu werden. Einen sehr fähigen Gehülfen fand er in seinem Vertrauten und Secretär Philipp von Westphalen, der die strategischen Pläne entwarf und völlig die Stelle eines Generalstabchefs einnahm, auch die Geschichte dieser Feldzüge geschrieben hat.

Die Truppen seines Bruders, des Herzogs Karl von Braunschweig, der sich mit Frankreich zu verbinden im Begriff stand, hielt Ferdinand mit Ueberredung und Zwang bei dem Heere fest, und eröffnete alsbald wieder die Feindseligkeiten gegen Richelieu. So erhob sich plötzlich eine bereits aufgegebene Heeresmacht aufs Neue. Zugleich raffte sich auch die englische Regierung zu größeren Opfern und Anstrengungen auf; es kam jetzt Ernst in alle Zweige des erschlafften öffentlichen Dienstes; die Rüstungen zur See wurden mit höchstem Eifer betrieben, energische Männer mit den Befehlshaberstellen betraut, und bald zeigte sich die Wirkung einer kräftigeren Staatsleitung in den bereits halb verlorenen überseeischen Besitzungen. Auch mit Preußen kam bald ein neuer Ver-
11. April 1758. trag zu Stande, wonach sich die englische Regierung zur Zahlung von vier Mill. Thaler Subsidien und zur Erhöhung der niedersächsischen Armee auf 50,000 Mann für britische Kosten verpflichtete, und beide Regierungen versprachen, keinen einseitigen Frieden oder sonstige Uebereinkunft zu schließen. Die Entsendung einer englischen Flotte in die Ostsee, um Rußland und Schweden im Zaume zu halten, glaubte jedoch das englische Ministerium zu einer Zeit, da die britische Seemacht an so vielen Orten in Anspruch genommen war, und mit Rücksicht auf den Handel mit den baltischen Ländern nicht bewilligen zu können, so sehr auch diese Diversion dem preußischen König am Herzen lag.

Schlacht bei Leuthen. Friedrich durfte auf den Lorbeeren von Roßbach nicht ruhen, auch nicht die haltlose Flucht der Reichstruppen und Franzosen gen Westen verfolgen. Noch stand der mächtigste Feind aufrecht und Schlesien war inzwischen nahezu verloren gegangen. Der Herzog von Bevern war bis Breslau zurückgewichen und hatte sich vor der Stadt im verschanzten Lager festgesetzt, ihm gegenüber die dreifach überlegene kaiserliche Hauptarmee unter Karl von Lothringen und Daun. Ein anderes österreichisches Corps belagerte die Festung Schweidnitz, welche die Pässe nach Böhmen beherrschte, und zwang sie mit ihren reichen Magazinen, ihrem großen
12. Nov. 1757. Vorrath an Geschütz und Munition, ihrer stattlichen Besatzung zur Capitulation.
22. Nov. Gleich darauf wurden die Preußen vor Breslau geschlagen und in die Stadt hineingedrängt. Der Herzog von Bevern selbst wurde bei einer Recognoscirung gefangen genommen, die Hauptstadt Schlesiens dem Feinde übergeben; in arger Zerrüttung setzten die Truppen den Rückzug fort. Da kam zur rechten Stunde der König mit seinem siegreichen Heere heran und vereinigte sich mit den Trümmern der schlesischen Armee. Jetzt kam wieder die alte Zuversicht, Entschlossenheit und Ehrbegier über Offiziere und Soldaten. Und bald flocht die „Potsdamer Wachtparade", wie man im österreichischen Lager spottete, ein neues Blatt in ihren Ruhmeskranz. Prinz Karl von Lothringen dachte durch seine Uebermacht mit den schwachen preußischen Corps leicht fertig zu werden und rückte ihnen aus seinen Verschanzungen vor Breslau ins offene Feld entgegen, zu Friedrichs hoher Genugthuung. Unweit Breslau entbrannte die große Schlacht, die nach dem

Dorfe Leuthen genannt wird. Seit den frühsten Morgenstunden des trüben Wintertages wurde mit einer Erbitterung ohne Gleichen gekämpft. Die entscheidende Position war das Dorf Sagschütz, wo der linke Flügel der Oesterreicher unter Nadasdy seine Stellungen hatte. Als es den Generalen Wedell, Zieten, Prinz Moriz von Anhalt gelang, die Feinde nach blutiger Anstrengung hier zum Weichen zu bringen, und dann auch das Dorf Leuthen zu stürmen, war der Tag entschieden. Den letzten Ausschlag gab ein unwiderstehlicher Stoß der preußischen Reiterei unter General Driesen gegen die feindlichen Cavallerieschwadronen, welche die vordringende Infanterie zu überflügeln versuchten. Beim Einbruch der Dämmerung waren die Preußen allenthalben Sieger; in voller Auflösung zog das kaiserliche Heer nach Böhmen zu, zehntausend waren todt und verwundet, zwölftausend gefangen; es war ein furchtbar blutiger aber auch entscheidender Tag, der die strategische und taktische Kunst Friedrichs im hellsten Lichte zeigte und die Bewunderung aller Militärs der Mit- und Nachwelt erregte. Die sogen. „schräge Schlachtordnung" ist nie vollkommener und erfolgreicher durchgeführt worden. Das ganze Heer fühlte die Bedeutung des Sieges. Als in der kalten Winternacht die Krieger still und ernst über das Schlachtfeld schritten, stimmte ein alter Grenadier aus tiefster Brust das schöne Lied an: „Nun danket Alle Gott!" Alsbald fiel die Feldmusik ein und alle Anwesenden, wohl 25,000 Mann, sangen wie aus einem Munde: „Nun danket Alle Gott, Mit Herzen, Mund und Händen, Der große Dinge thut An uns und allen Enden." Gleich nach der Schlacht ergab sich Breslau mit überaus starker Besatzung; Schlesien war wieder preußisch und das Jahr 1757, das so furchtbar blutig auf deutscher Erde gehaust, ging verheißungsreich zu Ende.

5. Dezbr. 1757.

21. Dezbr.

3. Zorndorf und Hochkirch (1758).

Die Russen in Preußen.

Den Feldzug des Jahres 1758 eröffneten die Russen. Sie hatten den Sieg von Großjägerndorf nicht benutzt, sondern waren unmittelbar darauf an die Grenze zurückgezogen. Denn man erwartete damals täglich das Ableben der hinsiechenden Kaiserin Elisabeth. Das österreichische Bündniß beruhte allein auf ihren Launen, und der Großkanzler Bestucheff, ein von allen Seiten bestochener, unzuverlässiger und intriganter Mann, schielte längst nach der neuen Regierung, die ihrerseits an der österreichischen Allianz kein Interesse hatte. Zudem war es im Werke, den Thronfolger Peter von Holstein-Gottorp bei dem bevorstehenden Thronwechsel auszuschließen und seine Gemahlin Katharina als Regentin auszurufen, ein Vorhaben, zu dem man der im Felde stehenden Truppen bedurfte. Der General Apraxin, eine Creatur Bestucheffs, folgte den Weisungen und unterbrach damit die Operationen auf Monate. Elisabeth erholte sich jedoch wieder und ihr ganzer Zorn richtete sich gegen Bestucheff als Urheber dieses Complots. Er wurde seines Amts entsetzt und auf sein entlegenstes Gut verbannt; an Stelle

Apraxins, der gleich darauf starb, wurde Wilhelm Fermor mit dem Commando
Jan. 1758. in Deutschland betraut. Mit den Beginn des Jahres zog der neue Befehlshaber wieder in Preußen ein. Widerstand gab es in dieser abgelegenen truppenentblößten Provinz nicht; ohne Schwertstreich wurde Königsberg besetzt; schwere Kriegsleistungen wurden ausgeschrieben und überall die Huldigung erzwungen, als ob das Land bereits eine sichere Beute wäre.

Die Franzosen über den Rhein zurückgetrieben.

Während im Osten die Feinde jetzt ernstlich heranzogen, gelang es dem Prinzen Ferdinand den deutschen Westen von den Eindringlingen, zu säubern. Nachdem Richelieu sich mit leichter Mühe im vorigen Herbste der rheinischen und westfälischen, hannöverschen und hessischen Lande bemächtigt, war er in Unthätigkeit versunken oder hatte in planlosen Unternehmungen, wie gegen Bremen und Halberstadt, seine Kraft zersplittert. Der gänzlich zerrüttete Zustand der französischen Hauptarmee, der in dem kalten Winter sich noch steigerte, und die militärische Unfähigkeit und Sorglosigkeit des Feldherrn trugen gleichmäßig die Schuld an der schlechten Haltung. Die schamlosesten Brandschatzungen und Erpressungen waren die einzige Leistung. Richelieu wurde denn auch bald abberufen und ein Prinz von königlichem Geblüt, Graf Ludwig von Clermont, ein priesterlicher Heerführer, von dem man sagte, er schlage sich wie ein Geistlicher und predige wie ein Soldat, an seine Stelle gesetzt. Aber die Disciplin und Kriegstüchtigkeit kehrte darum nicht wieder. Es war auch kein Geheimniß, daß die französische Regierung zur Zeit Friedensanwandlungen hatte; der Minister Cardinal Bernis machte in Wien sehr ernstliche Vorstellungen in dieser Richtung; die Opfer an Geld und Mannschaft waren auf eine unerträgliche Höhe gestiegen, und man kam doch allmählich zum Bewußtsein, daß man damit nur fremden Zwecken diene. Es gelang freilich der Energie des Wiener Cabinets und dessen eindringlichen Zureden, in den Hofkreisen die Kriegslust noch wach zu erhalten und Frankreich an die Allianz zu fesseln; aber ermuthigend konnten solche Symptome auf die Stimmung des Heeres nicht wirken. Als daher Prinz Ferdinand mit größter Umsicht und Thatkraft die Bundesarmee wieder feldtüchtig gemacht hatte und ernstlich gegen die
Febr. 1758. Franzosen vorging, hielten diese nirgends Stand. Zu einer Schlacht kam es gar nicht. Fluchtähnlich, in voller Auflösung wurde der Rückzug aus ganz Niedersachsen und Westfalen bewerkstelligt; in wenigen Wochen hatten Ferdinand und Prinz Heinrich die Feinde über den Rhein zurückgetrieben; dort sammelte sich kaum der dritte Theil der Heeresmacht, die im vorigen Jahr den deutschen Strom überschritten. An Ruhm wie an Erfolg kam diese schneidige Franzosenhetze einer großen siegreichen Feldschlacht gleich. Die deutschen Reichsstände verloren beim Anblick dieser Vorgänge, zumal als Prinz Heinrich auch noch einen kühnen Streifzug durch ganz Franken machte, alle Lust zur Fortsetzung des Krieges; die Reichsarmee, die jetzt unter dem Convertiten Pfalzgraf Friedrich Michael von Zweibrücken stand, mußte nach Böhmen gezogen werden, um ihrer sicher zu sein; Baiern zeigte die größte Lust, das französische Bündniß aufzugeben; es bedurfte

der höchsten Anstrengungen von Seiten des österreichischen Hofes, um die widerwilligen Fürsten bei der gemeinsamen Fahne festzuhalten.

Die Franzosen gaben sich, seit der Marschall Belleisle das Kriegsministerium übernommen, ernstliche Mühe, ihre zerrüttete Armee wieder in feldtüchtigen Stand zu setzen; sie gedachten mit dem Beginn des Sommers die Operationen auf dem rechten Rheinufer wieder aufzunehmen. Allein Ferdinand von Braunschweig kam ihnen zuvor und überschritt selbst den Strom, zur größten Bestürzung des unfähigen Oberbefehlshabers Clermont und der französischen Generale, die auf einen so kühnen Schritt nicht gefaßt waren. Die Franzosen hatten bei Krefeld ein festes Lager bezogen; hier überfiel sie der deutsche Befehlshaber und es kam zu einer großen Schlacht, die durch die umsichtigen Anordnungen Ferdinands und die Tapferkeit seiner Regimenter trotz der überlegenen Stellung und Zahl der Franzosen mit deren völliger Niederlage endete; unter den Gefallenen war des Marschalls Belleisle einziger Sohn, der junge tapfere Graf Gisors. Der alte Waffenruhm der Franzosen ging in diesem Kriege gänzlich verloren; der gesammte Niederrhein und das österreichische Belgien standen dem Sieger wehrlos offen. Hätten die Engländer zu einem Angriff auf die Niederlande energisch die Hand geboten, so wäre dies ersprießlicher gewesen als die fortgesetzten nutzlosen Landungen an der französischen Küste. Zwar entschloß sich jetzt endlich die Londoner Regierung, ein englisches Corps unter dem Herzog von Marlborough, dem Enkel des großen Feldherrn, zu dem niedersächsischen Heere stoßen zu lassen; allein gleichzeitig erhielten auch die Franzosen eine bedeutende Verstärkung durch die Mainarmee des Prinzen Soubise, die nach Böhmen bestimmt gewesen war, jetzt aber zur Unterstützung des Marquis Contades, der an Clermonts Stelle berufen wurde, heranzog. Unter furchtbaren Erpressungen marschirte Soubise durch Hessen, schlug bei Sondershausen ein hessisch-hannöversches Corps und drang in Westfalen und Hannover ein. Auch die französische Hauptarmee ging wieder zur Offensive über und nöthigte den Prinzen Ferdinand, über den Rhein zurückzukehren. Allein trotz der großen Uebermacht vermochten die Franzosen doch dauernde Eroberungen in Norddeutschland nicht mehr zu machen. Die geschickten Operationen Ferdinands begegneten der feindlichen Invasion sehr wirksam; bei Eintritt der Kälte bezogen die Franzosen die Winterquartiere am Rhein und im südlichen Hessen. Die Ueberrumpelung der Reichsstadt Frankfurt, bei welcher der Stadtschultheiß Textor, Goethes Großvater, eine wenig rühmliche Rolle spielte, war der Schluß dieses Feldzugs, der den Franzosen nichts als Verlust, Vorwürfe, Haß und Hohn eingetragen.

Schlacht bei Krefeld. — *23. Juni 1758.* — *2. Jan. 1759.*

Im Frühling war auch der König selbst wieder aus seinen schlesischen Winterquartieren aufgebrochen, hatte Schweidnitz, die letzte Besitzung der Oesterreicher auf preußischem Boden, zur Capitulation gezwungen, war dann nach Mähren gezogen und hatte Olmütz belagert. Schon gerieth man zu Wien in Schrecken vor einem drohenden preußischen Angriff. Allein die Wegnahme eines großen

Feldzug in Mähren u. Böhmen. — *April 1758.*

30. Juni 1758. Proviantransports in dem Gefecht bei Domstädtl durch den tapferen Generalmajor Gideon Ernst von Laudon, aus altadliger schottisch-livländischer Familie, und der Heranzug des Feldmarschalls Daun, der jetzt an Stelle des unfähigen Karl von Lothringen allein die kaiserliche Heeresmacht in Böhmen befehligte, nöthigten die Preußen zum Aufgeben der Belagerung. Einer Schlacht wich der bedächtige und vorsichtige Daun aus, und sein Plan, den Preußen den Rückzug zu versperren, gelang nicht. In einem meisterhaften Marsch durch Böhmen erreichte Friedrich wieder das schlesische Land. Es war auch Zeit, daß er mit einem wohlbehaltenen Heer anlangte. Denn schon drängte von Norden eine gewaltige Kriegsgefahr. Durch das brandenburgische und polnische Preußen vorrückend war die russische Armee unter Fermor allmählich bis zur Oder gelangt, ihren schwerfälligen Marsch mit wilden Ausschreitungen aller Art, mit Raub, Mord und Verwüstung bezeichnend. Fermor gedachte gerades Wegs auf Berlin loszugehen; schon streiften die Kosaken weithin bis in die Uckermark und Pommern und auch die unschlüssige und schwache schwedische Armee rückte wieder in Pommern vor und wagte sich sogar in die Mark; allein dauernde Eroberungen vermochte sie weder in diesem noch in dem folgenden Jahr zu machen; um die Schweden im Zaum zu halten, genügten während des ganzen Kriegs einige zusammengeraffte Heerhaufen und halbinvalide Garnisonen.

Die Russen in der Mark.

Schlacht bei Zorndorf.

Die russische Hauptmacht lagerte vor Küstrin, schoß die Stadt in Brand und mühte sich vergeblich an der Festung ab. Zu dem Generallieutenant Graf Dohna, der mit den Truppen aus Pommern herangezogen war, stieß nun der König selbst mit einem Theil seiner kampferprobten schlesischen Armee und überschritt unterhalb Küstrin die Oder im Rücken der Russen. Hier entbrannte nun
25. Aug. 1758. die mörderische Schlacht von Zorndorf. Die Russen, an Zahl weit überlegen und von standhafter kaltblütiger Tapferkeit, wenn auch mangelhaft geführt, drängten die preußische Avantgarde zurück; das Schicksal des Tages stand auf dem Spiel, als Seydlitz, der Held von Roßbach, den richtigen Augenblick ersah und mit der unwiderstehlichen Wucht seiner Reitergeschwader über die russischen Regimenter herfiel; der ganze rechte russische Flügel war durch diesen heldenmüthigen und rechtzeitigen Angriff niedergeworfen. Aber noch bis gen Abend dauerte der Kampf. Die russische Hauptmacht war noch unberührt und hielt dem erneuten Angriff wacker Stand; die aus Pommern herangezogenen Regimenter thaten nicht ihre Schuldigkeit wie die des Feuers gewohnten Helden von Leuthen. Hin und her schwankte die Entscheidung und noch einmal gab Seydlitz, dessen Reiter den ganzen Tag nicht aus dem Sattel kamen, den Ausschlag. Die Schlacht verwandelte sich oft in ein verzweifeltes Handgemenge, Mann gegen Mann, mit Kolben und Bajonetten. Am Ende aber wichen doch auf der ganzen Linie die russischen Regimenter zurück und die Schlacht war gewonnen. Die Opfer auf beiden Seiten waren furchtbar, zehntausend Preußen, fast die doppelte Zahl Russen lagen todt und verwundet auf dem Felde, und

trotz der Niederlage war die russische Armee keineswegs vernichtet oder auch nur für die nächste Zukunft unschädlich gemacht, wie die französische bei Roßbach oder die österreichische bei Leuthen. Allein Friedrich konnte seinen Sieg nicht weiter verfolgen; dringende Botschaften riefen ihn nach Sachsen, um aufs Neue den Kampf gegen die Kaiserlichen aufzunehmen. Die Russen entschlossen sich darauf zu einem Einfall in Pommern, versuchten sich vergeblich an der Festung Kolberg, wo ein paar hundert Mann, Landmiliz und Invaliden, sich helden- Oct. 1758. müthig wehrten, und zogen bei Eintritt des Winters wieder nach Preußen zurück. Sie schrieben sich prahlerisch den Sieg bei Zorndorf zu; allein die Erfolglosigkeit des Feldzugs bewies, daß diese Auffassung leere Großsprecherei war. Ebenso unfruchtbar waren die Unternehmungen des meuterischen und verwahrlosten schwedischen Heeres unter Hamilton, trotzdem in Brandenburg und Pommern äußerst geringfügige Streitkräfte lagen. Zu Ende des Jahres waren die Schweden wieder auf Stralsund und Rügen beschränkt.

Die Oesterreicher waren nach dem Abzug Friedrichs in die Lausitz und Ueberfall bei Hochkirch. Sachsen eingedrungen und hatten die schwachen Streitkräfte des Prinzen Heinrich mehr und mehr zurückgetrieben. Sachsen war in Gefahr verloren zu gehen, als der König in Eilmärschen in der Nähe von Dresden wieder anlangte. Der Feldmarschall Daun, ein ächter „Fabius Cunctator", hatte bei Kittlitz in der Lausitz in den günstigsten Positionen ein festes Lager bezogen und wartete hier den preußischen Angriff ab. Der König aber war der Meinung, der feindliche Oberbefehlshaber beabsichtige den Rückzug nach Böhmen, und wollte ihn auf alle Weise zur Schlacht zwingen. In seinem Kampfeifer und seiner überreizten Stimmung ließ er diesmal die nöthige Vorsicht außer Acht und lagerte sich in einer äußerst ausgesetzten Stellung bei Hochkirch allen Warnungen zum Trotz den allzu geringschätzig behandelten Oesterreichern gegenüber. Daun ersah die Gelegenheit mit richtigem Blick und überfiel unerwartet in früher Morgenstunde das preußische Lager. Die Schlacht bei **Hochkirch** endete denn auch mit einer 14. Oct. 1758. empfindlichen Niederlage der Preußen. Der nächtliche Ueberfall, die Erstürmung von Hochkirch, der erbitterte Kampf in der grauenden Morgendämmerung, das Handgemenge um den Besitz des Kirchhofes, das Alles gehörte zu den blutigsten und grauenhaftesten Scenen in diesem ganzen Kriege. Laudon, der selbst den alten Zieten zum Weichen brachte, war der eigentliche Held des Tages. Beim Sturm auf die verlorene große Batterie fiel der tapfere und ehrenfeste Feldmarschall **Keith**, dem sein Bruder nachrühmte, er habe ganz Böhmen gebrandschatzt und sein Nachlaß betrage nicht siebzig Ducaten. Auch Franz von Braunschweig, der jüngste der tapfern Prinzen, war gefallen; Moriz von Anhalt, der fähigste Sohn des alten Dessauers, gerieth verwundet in Gefangenschaft. Von allen Seiten bedrängt, mußten endlich die Preußen ihre Stellungen aufgeben, so oft sie auch versucht hatten, sich in den verlorenen Positionen wieder festzusetzen. Aber der geordnete und ruhige Abmarsch bewies trotz der Niederlage aufs Neue

die Tüchtigkeit des preußischen Heeres und die strategische Kunst des Königs. Freilich waren furchtbare Lücken in die Regimenter gerissen und fast alles Gepäck verloren. In derselben Nacht starb Friedrichs Schwester Wilhelmine von Baireuth, ein Schlag, der dem Herzen des Königs sehr nahe ging und seine verzweifelte Stimmung über die Widerwärtigkeiten des Krieges erhöhte. Und trotzdem hielt unter allen Schicksalsschlägen dieser wunderbare Mann das Haupt aufrecht. Die Oesterreicher hatten keine Frucht von dem Siege; vergebens suchten sie sich in Sachsen und Schlesien festzusetzen; noch ehe der Winter anbrach, waren sie wieder nach Böhmen zurückgedrängt, ohne eine neue Schlacht, nur durch zweckmäßige Vertheilung der geringen preußischen Streitkräfte, durch geschickt gewählte Stellungen und rasche Märsche.

Erneuerung des franz.-österr. Bundes. Das kampferfüllte Jahr 1758 hatte keine Entscheidung gebracht; im Wesentlichen war die Lage der kriegführenden Mächte nicht verändert gegenüber dem Vorjahr. Die Hoffnung, mit der vereinigten Waffengewalt der drei Großmächte den Preußenkönig zu erdrücken, war abermals zu nichte geworden. Aber der Starrsinn und Haß der Kaiserin Maria Theresia hielt dennoch an dem vorgesteckten Ziele fest und wußte auch die Bundesgenossen aufs neue mit Kriegslust zu erfüllen. Nicht ohne Schwierigkeiten gelang es, Frankreich, das nichts als Opfer, Verluste und Schmach von seinen deutschen Feldzügen hatte, beim Bunde festzuhalten. Zwar die eigentlichen Hofkreise in Paris, der König und die Pompadour, waren nach wie vor zum Kriege bereit, so entschieden sich auch die Volksstimme dagegen erklärte und so eindringlich die schweren Schläge in den Colonien auf die Verderblichkeit der bisherigen Politik hinwiesen. Allein selbst der leitende Staatsmann Bernis, der einst hauptsächlich das österreichische Bündniß betrieben, war jetzt von der Nothwendigkeit des baldigen Friedensschlusses überzeugt und wirkte eifrig in dieser Richtung. Er zerfiel darüber mit dem Hof und noch war die Freundschaft mit Oesterreich mächtig genug, ihn vom Amte zu verdrängen und aus Paris zu verbannen. An seine Stelle trat der gewandte, energische und geistreiche Herzog von Choiseul (Stainville), der bisherige Gesandte in Wien, dessen erstes Geschäft der Abschluß neuer
30. 31. Dez. 1758. Verträge mit Oesterreich war. Allein dieselben ließen doch in dem Zurückgehen auf den ersten Tractat von 1756, in dem verminderten Umfang der in Aussicht genommenen territorialen Veränderungen, in dem Wegfall der Verpflichtung, den Krieg bis zur Eroberung Schlesiens fortzusetzen, und in den verringerten französischen Subsidien deutlich erkennen, daß das Ziel des Waffenbundes herabgestimmt und die Zuversicht nicht mehr die alte war. Immerhin aber war die Allianz zur größten Genugthuung des kaiserlichen Hofes aufs Neue befestigt und Choiseul ließ es an Thatkraft und Umsicht nicht fehlen. Die Armee in Deutschland wurde verstärkt und in Stand gesetzt; der wittelsbachischen Höfe in Mannheim und München und des Herzogs von Würtemberg war man aufs Neue versichert, wenn man ihnen gleich die Subsidien kürzte. Gleichzeitig wurde der Plan einer Landung in England entworfen, wozu man sich, jedoch vergeblich bemühte, die Mitwirkung der Schweden und Holländer zu erlangen.

4. Von Kunersdorf bis Torgau (1759. 1760).

Lage und Stimmung Friedrichs. Während sich die Allianz der feindlichen Mächte aufs Neue schloß und auf allen Seiten gewaltige Anstrengungen und Rüstungen gemacht wurden, blickte

Friedrich bei Beginn des Feldzugs von 1759 mit schwerer Besorgniß in die Zukunft. Der lange Krieg erschöpfte die Kräfte des kleinen Staates aufs Aeußerste. Die Lücken, welche die Schlachten in die alten Regimenter gerissen, mußten durch drückende Aushebung junger unerfahrener Recruten, durch Einstellung von Gefangenen und Ueberläufern, durch Pressung und Werbung in den benachbarten Ländern mühsam ausgefüllt werden; allein die alten schlachterprobten Truppen wurden durch diese unzuverlässigen Elemente nicht ersetzt; auch das Offiziercorps wurde mehr und mehr gelichtet und verlor an Tüchtigkeit und Selbstvertrauen. Die englischen Subsidien, die harten Kriegssteuern und Auflagen in den dem preußischen Machtbereich unterliegenden Ländern deckten nicht den Bedarf; verderbliche Mittel, wie die Prägung minderwerthiger Münzen (die verrufenen sächsischen Ephraimsgulden), waren eine kümmerliche und bedenkliche Aushülfe. „Ich bin dieses Lebens sehr müde", schrieb Friedrich damals, „der ewige Jude war es weniger als ich. Ich habe Alles verloren, was ich im Leben geliebt und verehrt habe; meine Phantasie ist erfüllt von den Verwüstungen und Gräueln". Seine gramvolle und bittere Stimmung gab sich in seinen Briefen und satirischen Flugschriften kund. Er hätte gerne Frieden geschlossen, nicht aber in kleinmüthiger Verzagtheit um jeden Preis, sondern nur mit Ehren und ohne die Lebensbedingungen seines Staates dranzusetzen. Ein solcher Friede aber stand noch in weitem Felde.

Der Feldzug dieses Jahres wurde durch eine Reihe kühner preußischer Streifzüge in Mitteldeutschland eröffnet. Erfurt wurde überrumpelt; Prinz Heinrich fiel in Böhmen ein und zerstörte die österreichischen Magazine; dann wandte er sich nach Franken, trieb die Reichsarmee zurück, drang in Bamberg ein und streifte in die Nähe von Würzburg, bis er zur Vertheidigung Sachsens zurückgerufen ward. Weniger glücklich war anfangs die niedersächsische Armee. Ferdinand von Braunschweig, der es auf die Befreiung Frankfurts und die Zerstreuung der französischen Mainarmee abgesehen, zog durch Hessen gegen den Herzog von Broglie, der jetzt an Stelle des abberufenen Soubise befehligte, erlitt aber bei Bergen im Angesicht von Frankfurt eine empfindliche Niederlage; an der überlegenen Stellung und Zahl der Franzosen scheiterte die Tapferkeit der braunschweigischen und hessischen Regimenter und Ferdinand sah sich zum Rückzug nach Westfalen genöthigt. Hierhin folgte ihm Broglie und die französische Hauptarmee unter Contades. Allein der Plan, die Verbündeten wieder über die Weser zurückzuwerfen und Hannover zu erobern, ward durch die Schlacht bei Minden zu nichte, wo Ferdinands umsichtige Anordnungen und die hingebende Tapferkeit seiner Truppen einen glänzenden Sieg davon trugen und den Franzosen schwere Verluste beibrachten. Hätte nicht Lord Sackville mit der englischen Reiterei seine Schuldigkeit gröblich versäumt, wofür er auch aus dem britischen Kriegsdienst ausgestoßen wurde, so wären die französischen Heere vernichtet gewesen. Aber auch so waren sie für dieses Jahr unschädlich gemacht.

[Randnotizen: Schlachten bei Bergen und Minden. — 13. April 1759. — 1. Aug.]

Mit der Capitulation der Festungen Minden und Münster war Westfalen wieder im Besitz der Verbündeten. Von dem wackern jungen Erbprinzen von Braunschweig, dem Neffen Ferdinands, und dem Grafen Wilhelm von Bückeburg, einem ausgezeichneten Kenner der Artillerie, bedrängt, räumten die Franzosen auch Hessen und lagerten sich zwischen Lahn und Main. Nachdem auch noch das würtembergische Corps, das nach der Niederlage von Minden aufs
30. Nov. 1759. Neue in französischen Sold genommen worden, bei Fulda eine empfindliche Niederlage erlitten, gaben die Franzosen, die auch in diesem Feldzug schmählich zu Schanden geworden, die Operationen für jetzt auf.

Schlacht bei Kunersdorf. Mit mehr Glück hatten inzwischen auf dem östlichen Kriegstheater die verbündeten Russen und Oesterreicher gekämpft. Im Frühjahr zog die russische Armee, jetzt unter dem alten und wenig energischen Grafen Peter Soltykoff, dem der weit fähigere Fermor sich unterordnete, aus ihren Winterquartieren hinter der Weichsel gegen die Oder heran, um dem Kriegsplan gemäß den Oesterreichern in Schlesien die Hand zu bieten; die Neutralität des polnischen Gebiets, die durch keine Waffenmacht geschützt war, wurde nicht im Geringsten geachtet. In der Nähe von Züllichau, bei dem Dorfe Kay wurde der tollkühne Karl
23. Juli 1759. Heinrich von Wedell mit starken Verlusten aufs Haupt geschlagen. An der Oder angelangt, lagerten sich die Russen um Frankfurt, auf den Höhen von Kunersdorf, des Heranzugs der Oesterreicher harrend, von denen denn auch ein auserlesenes Corps unter dem raschen und thatkräftigen Laudon sich bald mit den Bundesgenossen vereinigte. Friedrich war alsbald entschlossen, dem nördlichen Feinde entgegenzugehen, obwohl der Feldmarschall Daun aus Böhmen in die Lausitz und Schlesien vordrang. Die preußischen Streitkräfte in Schlesien mußten auf das Aeußerste geschwächt, Sachsen fast geräumt werden, um dem König den Zug gegen die Russen zu ermöglichen. In Eilmärschen langte Friedrich bei Frankfurt an; als er dort alle Truppencorps an sich gezogen hatte, mochte er gegen 50,000 Mann stark sein, die Verbündeten gegen 80,000. Der König drängte fieberhaft vorwärts; er beschloß die Russen in ihrem befestigten Lager bei Kunersdorf trotz der entgegenstehenden Terrainschwierigkeiten anzugreifen.
12. Aug. 1759. Die furchtbare Schlacht, die sich hier entspann, schien Anfangs eine den Preußen günstige Wendung zu nehmen. In wiederholtem Angriff wurden die Russen aus ihren Verschanzungen geworfen, das halb zerstörte Kunersdorf in heldenmüthigem Sturme genommen, die Feinde überall zum Rückzug gezwungen. Man rieth dem König, die Schlacht abzubrechen; denn das bisher Erreichte hätte die Wirkung eines Sieges gehabt und die preußischen Infanterieregimenter waren todtmatt und furchtbar gelichtet. Allein Friedrich war entschlossen den Feldzug an diesem Tage zur Entscheidung zu bringen; die verzweifelte Stimmung hatte seine frühere Ruhe und Besonnenheit überwältigt. So setzte er denn in den Nachmittagsstunden den Kampf fort; jetzt aber bewährte sich das strategische Geschick und das scharfe Auge Laudons in glänzender Weise. Es gelang

ihm, den Preußen bei der Besetzung des „Spitzberges“ zuvorzukommen und an dieser Position hing die Entscheidung des Tages. Dort sammelten sich österreichische und russische Regimenter aufs Neue, und wie oft auch Friedrich selbst die müden, gebrochenen und gelichteten Bataillone zum Sturme trieb, sie vermochten der festen Stellung nicht Meister zu werden. Auch die Reiterei wurde in den Todeskampf geschickt; Seydlitz hatte die Nutzlosigkeit des Opfers wohl erkannt, er selbst wurde schwer verwundet und für längere Zeit dienstunfähig. Alle Anstrengungen waren vergebens. Ein Cavalleriestoß Laudons zersprengte am Ende die letzten Trümmer des preußischen Fußvolks. „König Friedrich hatte sich während der ganzen Schlacht aufs höchste ausgesetzt; zwei Pferde waren ihm unter dem Leibe erschossen, seine Kleider durchlöchert: eine Kugel war an einem goldenen Etui abgeprallt, das er in der Tasche trug. Noch stand er in verzweifelter Stimmung lebensverachtend auf dem Mühlberge, als der Rittmeister von Prittwitz an der Spitze von vierzig zietenschen Husaren seiner ansichtig wurde und ihn bewog den Schauplatz der Niederlage zu verlassen. Diese Husaren bildeten das Geleit des Königs und schützten ihn gegen die andringenden Kosaken. Friedrich hat es Prittwitz nie vergessen, daß er ihn von dem Tode oder der Gefangenschaft errettete“. Voll Verzweiflung schrieb er vom Schlachtfeld an seinen Minister Graf Finckenstein: „Ich habe keine Hülfsmittel mehr und halte Alles für verloren; ich werde den Untergang meines Vaterlandes nicht überleben. Lebewohl auf immer!“ Die Armee war in voller Auflösung, 18,000 Mann todt, verwundet, gefangen; die Trümmer, die sich allmählich wieder zusammenfanden, hatten Muth und Disciplin verloren. Unter den Gefallenen war auch der Major Ewald von Kleist, der Natur- und Idyllendichter, „ein Sänger und ein Held zugleich“. Was er geahnet: Vielleicht sterb einst auch ich den Tod fürs Vaterland, ging hier in Erfüllung.

Den Siegern stand der Weg in das Herz der preußischen Staaten offen; es schien als sollte die furchtbare Niederlage das Ende des Krieges sein; in Berlin machte man sich auf die sofortige Ankunft der Feinde gefaßt; die königliche Familie und die Regierung suchten in Magdeburg Zuflucht. Allein der Sieg wurde nicht ausgenützt. Die Russen glaubten in diesem Jahre genug gethan zu haben; jetzt sei es Zeit, daß Daun mit der österreichischen Hauptarmee den Krieg ernstlich aufnehme; man wolle sie ohne eigene Anstrengungen aufopfern. Der Verlust der Russen war nicht viel geringer als der preußische; sie waren der furchtbaren Kämpfe müde und die Stimmung im Heer den Oesterreichern nie freundlich. Daun aber ließ auch jetzt von seiner Bedächtigkeit und Vorsicht nicht ab und gewährte so dem König Zeit, sich von der schweren Niederlage zu erholen und seine Truppen aufs Neue feldtüchtig zu machen. Ende October zogen die Russen, die über einen gemeinsamen Operationsplan mit Daun sich nicht einigen konnten, wieder an die Weichsel zurück. Nur in Sachsen, das von preußischen Truppen fast ganz entblößt war, hatte die Niederlage von Kunersdorf empfind-

Wirkungen der Niederlage von Kunersdorf.

liche Folgen. Als der Prinz von Zweibrücken mit der Reichsarmee und österreichischen Heerabtheilungen heranrückte, capitulirten nach einander Leipzig,
4. Sept. 1759. Torgau, Wittenberg, endlich auch Dresden, der Hauptwaffenplatz der Preußen und die beherrschende Position der Elbe. Zwar gelang es den Preußen, die verlorenen Plätze in Sachsen wieder in ihre Gewalt zu bringen, Dresden aber hielt sich.

Capitulation von Maxen. Um diese Stadt zu decken, zog Daun heran und es concentrirte sich hier noch einmal die Hauptmacht der beiden Gegner. Friedrich selbst kam wieder nach Sachsen und übernahm den Oberbefehl. Um das österreichische Heer gleichzeitig im Rücken zu fassen, sandte er ein Corps unter General Finck gen Dippoldiswalde südlich von Dresden. Es war bei der Ueberlegenheit der Oesterreicher ein tollkühner Plan, dessen Gefahren Finck sehr wohl durchschaute; aber der König bestand darauf, weil er von den Fähigkeiten und der Thatkraft des Generals, der sich mehrfach, namentlich bei Kunersdorf hervorgethan, eine übertriebene Vorstellung hatte. Die unglückliche Expedition sollte ihn schwer enttäuschen. Von der Ueberzahl erdrückt, von allen Seiten abgeschlossen, ging Finck die unrühm-
21. Nov. 1759. liche Capitulation von Maxen ein; 12,000 Mann streckten die Waffen und gaben sich in kaiserliche Gefangenschaft, ein in der preußischen Kriegsgeschichte bisher unerhörter Vorgang, den Friedrich aufs Schmerzlichste empfand. Finck wurde in der Folge cassirt und trat in dänische Dienste. Es war das unglücklichste Jahr des ganzen Krieges, welches mit diesem Schlage zu Ende ging, und doch waren weder aus Schlesien noch aus Sachsen die Preußen vertrieben. Daun hatte ob seiner Langsamkeit und Bedächtigkeit viel Spott und Vorwürfe zu ertragen.

Englisch-französ. Colonialkrieg. Während Frankreich in dem continentalen Kriege nichts als Schmach und Niederlagen erntete, büßte es gleichzeitig seine alte maritime und coloniale Machtstellung ein, die in den letzten Zeiten der englischen Erschlaffung vor Pitts Verwaltung gerade einen frischen Aufschwung unter dem tapfern Marschall Montcalm genommen hatte; schon waren die Engländer wieder aus dem gesammten Gebiet des Ohiobeckens und Lorenzstromes verdrängt worden. Es gehörte die ganze Verblendung und die eigensinnige Laune des französischen Hofes dazu, um Angesichts der schweren überseeischen Schläge an diesem nutzlosen Kampf für österreichische Interessen festzuhalten, während das thatkräftige Regiment Pitt's die günstige Gelegenheit zur Erweiterung der transatlantischen Herrschaft wohl ersah und hier eine noch viel größere Energie als in dem festländischen Kriege entfaltete. Im Jahr 1758 wurden die Franzosen von der Küste Senegambien verdrängt und ihr africanischer Handel zerstört; in Ostindien wurde ihr Machtgebiet mehr und mehr eingeschränkt; in Westindien die Antilleninsel Guadeloupe erobert. Die wichtigsten Erfolge aber errangen die Engländer in Nordamerika, wo die französischen Colonisten vom Mutterlande in kurzsichtiger Weise preisgegeben wurden. Das feste Louisburg, der Mittelpunkt der französischen Besitzungen am Lorenzstrom, der Schlüssel
Juni 1758. von Canada, wurde erobert; einige Monate später wurde das ganze Ohiogebiet von
13. Sept. 1759. den Franzosen geräumt. Endlich fiel auch Canada. Vor Quebec siegte der junge ritterliche General James Wolfe über die Franzosen und die canadischen Milizen unter Montcalm und beide Herrführer starben den Heldentod. Wenige Tage später capitulirte

die Stadt Quebec, und mit diesem Bollwerk fiel die französische Herrschaft in Canada. Im folgenden Jahr wurden Montreal und die letzten französischen Forts in Nord- Sept. 1760. amerika den Engländern übergeben; die Herrschaft Frankreichs in der neuen Welt war zu Ende. Wenige Monate später fiel auch Pondichery, die letzte Besitzung in Indien, und um des lästigen Zeugen ihrer Pflichtvergessenheit ledig zu werden, ließ die französische Regierung den General Lally-Tolendal, den standhaften und tapfern Vertheidiger der Trümmer der indischen Besitzungen, nach jahrelanger Haft wegen Hochverraths und Mißbrauchs seiner Amtsgewalt enthaupten. Zehn Jahre später bewirkte der von Voltaire unterstützte Sohn des Hingerichteten, daß der Prozeß revidirt und die Ehre seines Namens hergestellt ward. Einen ebenso traurigen Ausgang hatten die französischen Unternehmungen in den europäischen Gewässern. Man hatte in Frankreich den kühnen Plan einer Landung an der englischen Küste gefaßt und großartige Rüstungen zu diesem Zwecke veranstaltet. Allein die englische Marine begegnete der Gefahr. Die Flotte von Toulon ward an der portugiesischen Küste vor Lagos durch den Admiral Boscawen ver- 17. Aug. 1759. nichtet; dasselbe Schicksal hatte drei Monate später die Flotte von Brest, über die Admiral Hawke in der Bai von Quiberon einen glänzenden Sieg erfocht. Damit waren 20. Nov. die Landungspläne und der beste Theil der französischen Marine vernichtet.

Im Laufe des Jahres 1759 hatten sich England und Preußen über Friedens- Friedensverhandlungen. anerbietungen geeinigt und in der „Declaration von Ryswick" den kriegführenden Mächten 25. Nov. 1759. den förmlichen Antrag eines Friedenscongresses überreicht. Es war theils die aufrichtige Sehnsucht nach Beendigung des opferreichen Krieges, was zu diesem Anerbieten führte; theils das Bestreben Pitts, den Umtrieben der inneren Feinde zu begegnen, den mißgünstigen und ängstlichen Stimmen im Cabinet und in der Nation gegenüber an den Tag zu legen, daß er in leidenschaftlicher Kriegspolitik keineswegs so befangen sei, um nicht zu einem mit der Ehre und Wohlfahrt Englands und seiner Bundesgenossen vereinbaren Friedensschluß die Hand zu bieten. Choiseul wäre wohl geneigt gewesen, Angesichts der völligen Erschöpfung der Staatskassen und des unvermeidlichen Bankerottes auf den Antrag einzugehen; es kam ihm immer mehr zum Bewußtsein, daß man eine verkehrte und verderbliche Politik eingeschlagen; er unterhielt durch die geschäftige Hand Voltaire's, dessen Eitelkeit sich durch diese politische Rolle nicht wenig geschmeichelt fühlte, der aber das Vertrauen Friedrichs aufs Neue schnöde genug mißbrauchte, längere Zeit Verhandlungen mit dem preußischen Monarchen. Allein schließlich ordneten sich die einsichtigeren Männer im französischen Cabinet doch wieder dem Starrsinn und der Leidenschaft des Königs und der herrschenden Mätresse unter; das Bemühen Choiseuls, einen Separatfrieden mit England zu erlangen und den deutschen Krieg von dem maritimen zu trennen, erkannte der scharfsichtige und standhafte Pitt als einen Fallstrick, um die Verbündeten zu verfeinden und nach der Vereinbarung mit England Preußen um so sicherer zu verderben; solche Pläne aber scheiterten an Pitts Bundestreue und Ehrenhaftigkeit. In Rußland herrschte bei der Armee, in der Nation und in den Kreisen des Thronfolgers längst lebhafte Abneigung gegen den deutschen Krieg, allein die Kaiserin Elisabeth hielt eigensinnig an der bisherigen Politik fest, und in Oesterreich wollte man vollends von Frieden nichts wissen. So wurde denn der Congreßantrag durch eine gemeinsame „Contredeclaration" ausweichend beantwortet und thatsächlich zurückgewiesen. 3. April 1760. Aber auch die russische Regierung verlangte jetzt anstatt allgemeiner Verheißungen einen bestimmten Preis für ihre Waffenhülfe, und zwar Ostpreußen sammt dem polnischen Danzig und damit die volle Herrschaft am baltischen Meere. Mit schwerem Herzen willigte der Wiener Hof in die „Schuwaloff'schen" Verträge, welche Rußland diese Er- 21. März 1760. werbung zusicherten und eine Umwälzung der bestehenden Verhältnisse an der Ostsee zum großen Nachtheil von Schweden, Polen und Dänemark enthielten.

Fouqués Niederlage bei Landeshut. So war aufs Neue durch die Bemühungen des Wiener Hofes der Friede hintertrieben und der Kampf hatte seinen blutigen Fortgang. Die Oesterreicher hatten ihre Streitkräfte auf eine bisher unerreichte Höhe gebracht und gedachten den Krieg mit diesem Feldzug zu Ende zu führen. Während die Hauptarmee unter Daun dem preußischen König um Dresden gegenüberlag, brach Feldzeugmeister Laudon mit einem andern starken Corps nach Schlesien auf, wo der General Heinrich August de la Motte Fouqué befehligte; an der Oder dachte er den Russen die Hand zu bieten. Laudon hatte wohl die dreifache Truppenzahl; gleichwohl ging ihm Fouqué, durch einen energischen Befehl des Königs selbst angetrieben, zu einem Verzweiflungskampf entgegen. Allein im Lager von Lan-
23. Juni 1760. deshut von der kaiserlichen Uebermacht eingeschlossen, verfiel das preußische Corps, meist noch Veteranen, dem hoffnungslosen Untergang. Kein Mann streckte die Waffen, wie bei Maxen; das Beispiel und der eiserne Wille Fouqué's trieb die Bataillone zur äußersten Kraftleistung; Schritt für Schritt mußte jede Position erkämpft werden. Das Ende war aber doch die völlige Vernichtung des preußischen Corps; wenige Trümmer nur vermochten sich durchzuschlagen. Fouqué selbst, noch aus den Küstriner und Rheinsberger Tagen der innige Freund des Königs, war schwer verwundet in Gefangenschaft gerathen, in der er bis zum Frieden verblieb. Friedrich ehrte auch in der Folge noch an dem heldenmüthigen Manne diese rühmlichste aller preußischen Niederlagen. Die nächste Folge des
26. Juli 1760. österreichischen Sieges war die Eroberung der wichtigen Festung Glatz. Breslau aber vertheidigte der tapfere Commandant, General Tauenzien, der Gönner Lessings, so nachdrücklich, daß Laudon abzog, zumal da Prinz Heinrich aus der Mark zum Entsatz heran eilte.

Schlacht bei Liegnitz. Es sammelten sich jetzt gewaltige Heeresmassen in Schlesien. Anfang August kam die russische Armee daselbst an, zu gleicher Zeit auch König Friedrich, nachdem
Mitte Juli. er vergeblich versucht hatte, durch eine furchtbare Beschießung der Stadt Dresden wieder Meister zu werden, und in einem Parallelmarsch mit ihm die österreichische Hauptarmee unter Daun. Aber die Vereinigung der feindlichen Heeresmassen scheiterte auch jetzt an Friedrichs geschickten Operationen, an der Unschlüssigkeit Dauns und der Saumseligkeit der Russen. Während der österreichische Oberbefehlshaber sich anschickte, die Preußen in dem Lager vor Liegnitz anzugreifen, verließ Friedrich in aller Heimlichkeit diese gefährliche eingeschlossene Position;
15. Aug. 1760. da stieß er etwas unterhalb Liegnitz an der Katzbach in früher Morgenstunde auf das zur Vereinigung mit Daun heranziehende Laudon'sche Corps. Von beiden Seiten wurde mit äußerster Anstrengung und Tapferkeit gefochten; am Ende aber sah sich Laudon, als er von keiner Seite unterstützt ward, unter schweren Verlusten zum Rückzug genöthigt. Daun, der in unmittelbarer Nähe stand, machte zu spät einen schwachen Angriff auf den rechten preußischen Flügel und wurde von Zieten mit leichter Mühe zurückgeschlagen; die behutsame und matte Haltung des österreichischen Oberfeldherrn fand allerwärts die herbste Verurtheilung. Der

glänzende Sieg bei Liegnitz eröffnete Friedrich den Weg nach Breslau, wandte den Verlust von Schlesien ab, zerriß den gemeinsamen Operationsplan und die Vereinigung der Russen und Oesterreicher, erfüllte die preußischen Armeen aufs Neue mit Zuversicht, die Gegner mit Mißtrauen und Besorgniß. Allein trotzdem war die Lage Friedrichs schwierig genug.

Nach dem Abzuge des Königs drängte die Reichsarmee in Verbindung mit einem österreichischen Corps das schwache Heer des Generals Hülsen trotz der Niederlage in dem Gefecht bei Strehla aus ganz Sachsen; das feste Torgau mußte capituliren; im Saalkreise brandschatzten die zuchtlosen Würtemberger aufs Empörendste. Ein russisches und ein österreichisches Corps brachen unter Verwüstungen und Plünderungen in die offene Mark ein: sie erzwangen nach tapferer Gegenwehr die Uebergabe von Berlin und bedeutende Contributionen. Die Kunde von dem Anmarsch des Königs trieb jedoch die Feinde alsbald wieder aus der preußischen Hauptstadt und der Streifzug erwies sich als ziemlich nutzlos. Gleichzeitig scheiterte auch die mit umfassenden Rüstungen, mit starker russischer und schwedischer Heeresmacht zu See und Land unternommene zweite Belagerung der Meeresfestung Kolberg, die ein Stützpunkt für die Eroberung Pommerns werden sollte, an dem standhaften Muthe der Garnison unter Oberst Heyde und rechtzeitigem Entsatze; damals und später erwarb sich diese Stadt in der preußischen Geschichte ein ruhmvolles Blatt.

Sachsen und Brandenburg bedrängt. 20. Aug. 1760. 9. Octbr. Sept. 1760.

Auf die Kunde von dem österreichisch-russischen Zug gegen Berlin war Friedrich aus dem schlesischen Gebirge aufgebrochen, um die Mark zu retten. Ihm nach marschirte Daun mit der österreichischen Hauptarmee. Allein die Feinde zogen von Berlin ab, als Friedrich noch in der Lausitz stand, und dieser beschloß jetzt sich aufs Neue in Sachsen festzusetzen. Dort hatte auch, in einer ungemein festen Position bei Torgau, bereits Daun sein Lager bezogen. Es lag dem König Alles daran, die Oesterreicher aus Sachsen zurückzutreiben; denn auch die Russen machten Anstalten ihre Winterquartiere in Brandenburg zu nehmen, und es war Gefahr, daß die Verbindung mit Schlesien, Pommern, Berlin abgeschnitten wurde und die preußische Armee, aller Zufuhren beraubt, in das ärgste Gedränge gerieth. Friedrich wollte um jeden Preis eine Schlacht erzwingen. Die Stellung der Oesterreicher auf den Süptitzer Höhen war freilich eine vortreffliche, dennoch wagte der König den Angriff. Einen Theil seines Heeres unter Zieten im Süden zurücklassend, eröffnete er von Norden den Sturm. Die Schlacht bei **Torgau** war eine der blutigsten und furchtbarsten des ganzen Krieges; sie war auch die letzte im großen Stil. Mit wunderbarer Todesverachtung stürmten die preußischen Bataillone gegen die Süptitzer Höhen und die österreichischen Feuerschlünde an. Archenholz, der Geschichtschreiber dieses Kriegs, der selbst als Offizier die Schlacht mitfocht, schildert diesen Sturm folgendermaßen: „Daun empfing die Preußen mit einem Kanonenfeuer, welches zu Lande noch nie seit Erfindung des Pulvers erlebt worden war. Vierhundert auf Batterien gepflanzte

Schlacht bei Torgau. 3. Nov. 1760.

Kanonen standen hier wie auf einen Punkt gerichtet und ihre Feuerschlünde sprühten unaufhörlich Tod und Verderben. Es war ein Bild der Hölle, die sich zu öffnen schien, ihren Raub zu empfangen. Die ältesten Krieger beider Heere hatten nie ein solches Feuerschauspiel gesehen; selbst der König brach wiederholt gegen seine Flügeladjutanten in die Worte aus: Welche schreckliche Kanonade! Haben Sie je eine ähnliche gehört? Auch war die Wirkung über alle Vorstellung gräßlich. In einer halben Stunde lagen die 5500 preußischen Grenadiere, nachdem sie den Verhak überstiegen, und mit einem erstaunlichen Muth den Angriff gethan, todt oder verwundet auf der Wahlstatt hingestreckt, da sie kaum ihre Gewehre hatten losfeuern können." Und doch gelang es den Preußen die Höhen zu nehmen, aber sie wurden alsbald von der österreichischen Uebermacht zurückerobert. Furchtbar gelichtet und aufgerieben wurde die preußische Infanterie, die den Sturm immer von Neuem versuchte, zurückgeworfen; als der Abend sich herabsenkte, war ihre Kraft gebrochen und auch die Reiterei zersprengt und zurückgeschlagen. Die Schlacht mußte für verloren angesehen werden; mit diesen Trümmern der Regimenter ließ sich kein Angriff mehr wagen; der König selbst, der sich schonungslos aussetzte, war verwundet und mußte das Commando abgeben. Daun, ebenfalls verwundet, sandte schon Siegesbotschaften nach Wien. Allein jetzt, spät am Abend griff Zieten in die Schlacht ein; von Westen und Süden wurde der Sturm erneuert, und als nun auch der Major von Lestwitz mit einigen aus den Trümmern der Hauptarmee formirten Bataillonen den Oesterreichern noch einmal in die Flanke fiel, gaben sie die tapfer vertheidigten Höhen auf. Damit war am Ende die Schlacht doch noch für die Preußen entschieden. Aber auf beiden Seiten hatte der mörderische Tag furchtbare Opfer verlangt; das preußische Heer verlor 10,000 Todte und Verwundete, 3000 Gefangene; der Verlust der Oesterreicher war noch größer. Daun ordnete alsbald den Rückzug nach Dresden an, wo er die Winterquartiere bezog; auch die Preußen lagerten in Sachsen, nachdem die Reichstruppen nach Franken zurückgeschlagen worden. Aber viele Tausende bedurften keiner Herberge mehr: Dauns Lager war ihre Grabstätte geworden. Die russische Armee, jetzt unter dem Oberbefehl des Feldmarschalls Buturlin, zog wieder über die Weichsel zurück.

Erfolglosigkeit der französ. Unternehmungen.

Im deutschen Westen erfuhr in diesem Jahre die militärische Lage keine wesentliche Umgestaltung. Obwohl Frankreich wieder eine Armee von 120,000 Mann unter dem Marschall Broglie aufgestellt hatte und gleichzeitig vom Niederrhein und vom Maine her vorrücken ließ, wurden entscheidende Erfolge doch nicht errungen. Zu einer Schlacht kam es in diesem Feldzug gar nicht; Märsche und einzelne Gefechte mit wechselndem Erfolg füllten den ganzen Sommer aus. Die Landgrafschaft Hessen-Kassel, wo in diesem Jahre auf Wilhelm VIII., den standhaften Anhänger des englischen Bundes, sein minder zuverlässiger, zum katholischen Bekenntniß übergetretener Sohn Friedrich II. gefolgt war, unterlag aufs Neue der französischen Invasion; der Versuch, in Westfalen einzudringen, wurde durch das Treffen bei Warburg vereitelt und die Umsicht Ferdinands (31. Juli 1760.) von Braunschweig rettete auch jetzt das nordwestliche Deutschland vor der französischen

Eroberung. Abermals hatten die Franzosen einen kostspieligen und opferreichen Feldzug mit sehr geringen Erfolgen unternommen.

5. Ausgang des Kriegs und Friedensschlüsse.

Das Jahr 1760 hatte in der Lage der kriegführenden Mächte keine entscheidende Wandlung hervorgebracht, und man begann selbst in Wien zu verzweifeln, ob man auf eine völlige Niederwerfung Preußens noch hoffen dürfe; auch am Wiener Hofe machte man sich allmählich mit dem Gedanken eines Friedensschlusses vertraut und schraubte seine Ansprüche herab; die finanzielle Erschöpfung mahnte dringend, sich mit dem verhaßten Gegner zu vertragen. Daß auch Choiseul den Frieden als eine politische Nothwendigkeit für Frankreich erkannte, haben wir erwähnt. In Rußland hatte das Volk und das Heer längst die größte Abneigung gegen den preußischen Krieg, und nur die mehr und mehr in Lethargie versinkende Kaiserin Elisabeth glaubte ihre Rachsucht an König Friedrich noch nicht gekühlt. Es wurde denn auch in diesem Winter zwischen den verbündeten Höfen eifrig über die Friedensfrage hin und her correspondirt, allein schon über die Form der Friedensverhandlungen, ob sie zugleich mit einem Waffenstillstand verbunden werden, ob sie auf einem allgemeinen Congreß oder in Sonderabmachungen stattfinden sollten, von den materiellen Bedingungen noch ganz zu schweigen, ergaben sich so viele Anstände, Schwierigkeiten und Meinungsverschiedenheiten, daß die Diplomatie über die allerersten Einleitungen noch nicht hinauskam. Inzwischen warf aber ein Umschwung der englischen Politik bereits seine besorgnißerregenden Schatten voraus. In diesem Winter starb König Georg II. und ihm folgte sein jugendlicher Enkel gleichen Namens; das neue Regiment brachte neue Männer und neue Grundsätze auf. Zwar wandelte im Anfang die Regierung Georgs III. hinsichtlich der continentalen Politik ganz die Wege der früheren; der Subsidienvertrag mit Preußen wurde erneuert. Allein man konnte doch bald, nachdem jenseits der See im reichlichsten Maße die Fehler der französischen Politik ausgenützt worden, eine Abnahme der Kriegslust bei der Regierung und im Volke verspüren; die Stellung Pitt's, den Friedrich d. Gr. als seine festeste Stütze ehren gelernt, wurde mehr und mehr untergraben und auf den Mann der Zukunft, den eiteln Höfling Lord Bute, war kein Verlaß. Ein schottischer Edelmann von beschränkter Einsicht und religiösen Vorurtheilen, hatte Bute durch sein intimes Verhältniß zu der Mutter des Königs großen Einfluß bei Hofe gewonnen, den er jetzt benutzte, um Georg III. auf andere politische Wege zu führen.

[Randnotizen: Die Lage der kriegführenden Mächte. — 27. Oct. 1760.]

Während die Diplomatie ihre unfruchtbaren Ideen über den Frieden austauschte, hatte der Krieg seinen Fortgang. Allein die allseitige Erschöpfung zeigte sich sehr merklich in dem Mangel kühner Thaten und großer Entscheidungen. In Sachsen, wo die österreichische Hauptarmee unter Daun dem Prinzen Heinrich gegenüberlag, geschah in

[Randnotiz: Verminderte Energie der Kriegführung.]

diesem ganzen Jahre nichts von Belang; man blieb beiderseits in der Defensive und hielt das besetzte Terrain fest; es war kein Wunder, daß man die Oesterreicher beschuldigte, fortwährend von den Bundesgenossen die höchsten Opfer zu verlangen und selbst nichts zu thun. In Schlesien lag König Friedrich den ganzen Sommer den Russen unter Feldmarschall Buturlin und einer österreichischen Armee unter Laudon gegenüber, ohne daß es auch hier bei der Uneinigkeit und Unschlüssigkeit der Bundesgenossen zu einer Schlacht kam. Im Falle eines gemeinsamen, energischen Vorgehens hätte das preußische Heer von der Uebermacht erdrückt werden müssen; allein die geschickten Operationen Friedrichs und die ewige Eifersucht und Zwietracht im Lager der Verbündeten hinderten die Vereinigung und das Ineinandergreifen. Trotz aller Anstrengung vermochte Laudon die russischen Generale zur Mitwirkung bei dem beabsichtigten Schlage gegen den König nicht zu bestimmen; bald zogen sie nach Polen zurück, von preußischen Streifcorps verfolgt und belästigt. Nur ein bedeutender Erfolg gelang dem österreichischen
1. Oct. 1761. Feldherrn: die Erstürmung der Festung Schweidnitz, welche die Stellung der Oesterreicher in Schlesien wesentlich verstärkte und große Vorräthe in ihre Hände lieferte. Dafür wurde Laudon, der fähigste Führer der Armee, aber als Fremder und Emporkömmling von allen hochadeligen und zurückgesetzten Offizieren angefeindet, fast in Anklagestand gestellt, weil er den Angriff ohne Billigung des Hofkriegsraths in Wien unternommen. Diese Praxis und Gesinnung war ein Krebsschaden der österreichischen Heeresleitung.

Fall von Kolberg.

So wenig Ernst es den Russen gewesen, den Oesterreichern Schlesien erobern zu helfen, so energisch führten sie, um die Ehre ihrer Waffen zu retten und den strengen Weisungen des Hofes nachzukommen, den Krieg in Pommern. Es galt hauptsächlich der endlichen Bezwingung der zweimal vergeblich belagerten Seeburg Kolberg. Den ganzen Sommer und Herbst über wurde um diese Veste heiß gekämpft; General Rumänzoff zog immer größere Streitkräfte zu Lande und See heran, die Prinz Eugen von Würtemberg, der jüngste Bruder des regierenden Herzogs, die Generale Werner, Platen und andere wackere Heerführer vergeblich zu zerstreuen suchten; in zwecklosen Märschen ward viel tüchtige Kraft zersplittert. Die Besatzung wehrte sich tapfer und entschlossen wie früher; als aber jede Aussicht auf Entsatz schwand, Proviant und Munition auf die Neige ging, mußte Oberst Heyde vor der russischen Zähigkeit die Waffen strecken und
16. Dezbr. 1761. unter den ehrenvollsten Bedingungen capituliren. Damit fiel das ganze östliche Pommern in die Hände der Russen; nur Stettin bewachte der Herzog von Bevern mit Umsicht und Entschlossenheit, und die Schweden hielt der schneidige Husarenoberst von Belling so erfolgreich in Schranken, daß sie nirgends auf preußischem Boden wesentliche Fortschritte oder dauernde Eroberungen machten; nicht einmal die Befreiung Mecklenburgs von der drückenden preußischen Einlagerung gelang ihnen.

Der französ. Feldzug des J. 1761.

Mit Spannung durfte man den Ereignissen auf dem westlichen Kriegsschauplatz entgegensehen. Denn die französische Regierung hatte noch einmal gewaltige Anstrengungen gemacht, um bei den Friedensverhandlungen entscheidende Erfolge in die Wagschale legen zu können. Schon in den ersten Monaten des Jahres wurde um die hessischen Winterquartiere gestritten; doch vermochte trotz aller Bemühungen Herzog Ferdinand den Marschall Broglie nicht aus Hessen zu verdrängen. Zu dieser Armee des Ober-

rheins kam nun noch die des Niederrheins, deren Commando abermals dem unfähigen Höfling Soubise anvertraut war, zusammen gegen 150,000 Mann, denen Ferdinand nur die Hälfte entgegenzustellen hatte. Und doch sollte auch dieser Feldzug keine besseren Früchte bringen als die früheren. Im Juni setzten sich die französischen Heere wieder in Bewegung und vollzogen bei Soest ihre Vereinigung; allein der Hader und die Eifersucht der Heerführer standen dem einheitlichen Handeln im Wege. Nach dem unglücklichen Treffen bei Vellinghausen trennten sich die Marschälle wieder. Soubise zog in das Münsterland, nach dem Osnabrückischen und Ostfriesland und beschäftigte sich mit der Plünderung und Mißhandlung wehrloser Gegenden, bis ihn der Erbprinz von Braunschweig zurückschlug. Broglie versuchte vergeblich in Hannover und Braunschweig vorzudringen und wurde durch die geschickten Manöver Ferdinands am Ende wieder auf seine alten Quartiere in Hessen beschränkt. Die Cabalen am Hofe bewirkten bald darauf, daß er in Ungnade entlassen wurde, obwohl er noch immer der tüchtigste unter diesem schwachen Epigonengeschlecht französischer Marschälle aus Ludwigs XIV. Schule war. In kleinen Gefechten und Ueberfällen, Märschen und Streifzügen und einem aufreibenden Kampf mit der Schwierigkeit der Verpflegung bestand der ganze mit großen Hoffnungen ins Werk gesetzte Feldzug. Ferdinand von Braunschweig hatte durch die Umsicht seiner Unternehmungen sich abermals den Dank des Königs Friedrich und des Vaterlandes verdient. 15. 16. Juli 1761.

Die Friedensverhandlungen zwischen England und Frankreich waren das ganze Jahr 1761 hindurch fortgeführt worden, und man hatte sich bereits ziemlich weit genähert; zu gleicher Zeit waren die Einleitungen zu einem Friedenscongreß in Augsburg getroffen worden. Allein die Dinge waren noch nicht so weit gereift, daß die Diplomatie zu einem Abschluß hätte gelangen können. Im Gegentheil schlug die englisch-französische Annäherung aufs Neue in einen vollständigen Bruch um, und Choiseul, durch das selbstbewußte und gebieterische Benehmen des englischen Cabinets gereizt, führte einen neuen Verbündeten auf den Kriegsschauplatz. Seit langem war die französische Regierung bemüht, den bourbonischen König Karl III. von Spanien in ihr Interesse zu ziehen. Sie hatte hier einen günstigen Boden für ihre Werbungen gefunden, da Spanien eine Reihe von Klagen über Caperei und Prisengerichte, über Verletzung der Handelsinteressen und des Colonialgebiets gegen England vorzubringen hatte und der König überdies Gründe persönlicher Mißstimmung zu haben glaubte, auch die einflußreichsten spanischen Staatsmänner für den Bund mit Frankreich gewonnen waren. Als die Verhandlungen mit England dem Scheitern nahe waren, brachte Choiseul die lang vorbereitete Allianz mit Spanien zum Abschluß. Es wurde jetzt der **bourbonische Familienpact** unterzeichnet, sowie eine Convention zum Kriege gegen England. Die beiden Könige erklärten, jeden Feind der einen Macht auch als ihren Feind erkennen zu wollen, und garantirten einander ihre Besitzungen in allen Welttheilen; dementsprechend ward das Maaß der Hülfeleistung im Falle eines Angriffs festgesetzt. In der Convention wurde ferner bestimmt, daß Spanien am 1. Mai des folgenden Jahres an England den Krieg erklären wolle, wenn bis dahin der französisch-englische Friede nicht zum Abschluß gekommen sei; Frankreich aber verpflichtete sich, diesen Frieden nicht abzuschließen, bevor auch die Beschwerden Spaniens abgestellt seien. Als Lohn ward für Spanien die Erwerbung der Insel Minorca in Aussicht gestellt. In weiterer Folge erging sich Choiseul in dem Gedanken, alle Seestaaten des Continents gegen England unter die Waffen zu rufen und die Widerstrebenden als Feinde zu behandeln, ein großartig angelegter Plan, der freilich über den ersten Entwurf nicht hinauskam. Der bourbonische Familienpact. 15. Aug. 1761.

Mit dem Abbruch der französisch-englischen Friedensverhandlungen scheiterte auch das Augsburger Congreßproject. Die Tendenzen des französisch-spanischen Bundes lagen Der Ministerwechsel in England.

freilich nicht vor aller Welt offen; allein Pitt durchschaute sie sofort und suchte der Gefahr, ehe die spanischen Rüstungen vollendet waren, durch eine rasche Kriegserklärung zu begegnen; die kleinmüthigen und ränkevollen Seelen im Ministerrath widerstrebten
Oct. 1761. ihm und der große Staatsmann nahm darüber seine Entlassung. Bald aber traten die feindseligen Absichten des spanischen Hofes so deutlich hervor, daß die englische Re-
4. Jan. 1762. gierung sich doch genöthigt sah, wie Pitt gewollt hatte, den Krieg an Spanien zu erklären, nur daß inzwischen viel kostbare Zeit verloren war. Und auch im continentalen Krieg zeigte sich alsbald der üble Wille, die geringe Einsicht und die Schlaffheit des neuen Machthabers Lord Bute. Zwar wurden die Mittel für den rheinisch-niedersächsischen Krieg aufs Neue bewilligt; dagegen wurde der Subsidienvertrag mit Preußen nicht wieder erneuert, theils aus Abneigung gegen das ganze Pitt'sche System, theils um bei den künftigen Friedensverhandlungen mit Frankreich nicht die Hände durch Verpflichtungen gegen Preußen sich binden zu lassen. Bute wurde nicht müde, dem König Friedrich vorstellen zu lassen, daß er, um mit Oesterreich zum Frieden zu kommen, ein Opfer an Land und Leuten bringen müsse, ja er wirkte am Petersburger Hofe der sich anbahnenden Verständigung mit Preußen entgegen: ein unwürdiges, thörichtes und treuloses Ränkespiel an Stelle der ehrenhaften, klaren und festen Politik Pitt's.

Allgemeine Erschöpfung. Thronwechsel in Petersburg. Auf allen Seiten gab sich bei Beginn des letzten Kriegsjahres die tiefste Erschöpfung kund. Friedrich vermochte die Verluste seiner Regimenter kaum mehr zu ersetzen; seine eigenen Lande waren längst bis aufs Mark an Menschenkraft ausgesogen, die Bezirke, wo er recrutiren konnte, waren mehr und mehr eingeengt, das Material der Werbungen im elendesten Zustand. Abgelebte Krüppel, Kinder und Vagabunden schicke man ihm als Ersatz, klagte Prinz Heinrich. Der König war in bitterster, schwermüthigster Stimmung. Das Pflichtgefühl allein hielt ihn aufrecht und literarisches Studium gab ihm Trost. Den Gegnern in Paris und Wien ging es nicht viel besser. Die Oesterreicher wußten der finanziellen Schwierigkeiten kaum mehr Herr zu werden und sahen sich zu einer Reduction der Armee genöthigt; in Paris legte man jetzt mehr Werth auf das spanische Bündniß und einen erneuten Seekrieg gegen England, als auf die unfruchtbaren deutschen Feldzüge; in Petersburg nahm die Zerrüttung und Schlaffheit der ganzen Verwaltung mehr und mehr überhand; im deutschen Reiche endlich war man des schweren Drucks, den die Bundesgenossen kaum geringer als die Feinde ausübten, herzlich überdrüssig. Und gerade jetzt trat ein Ereigniß ein, das für die preußische
5. Jan. 1762. Sache höchst verheißungsreich war: der Tod der Kaiserin Elisabeth, der leidenschaftlichsten Feindin Friedrichs, die allein ihr Land in den Krieg gegen Preußen hineingetrieben. Der Thronfolger und Neffe der verstorbenen Kaiserin, Peter III., war längst voll Verehrung für den preußischen König und trug diese Gesinnung selbst in Aeußerlichkeiten in unbedachter Weise zur Schau. Die launenhafte Vorliebe für preußisches Wesen wurde noch gesteigert durch die Hoffnung, unter dem Beistand Friedrichs den Streit mit der dänischen Krone um die schleswig-holsteinischen Herzogthümer nach Peters Wünschen beendigen zu können. Bei solcher Gesinnung des neuen Zaren wurden alsbald die Feindseligkeiten eingestellt, die
5. Mai 1762. Kriegsgefangenen entlassen und demnächst nicht nur der Frieden, sondern auch

ein Allianzvertrag zum Schutze der beiderseitigen Gebiete gegen jeden Angriff 19. Juni 1762.
unterzeichnet. Zur selben Zeit gab auch Schweden den Krieg auf, der nichts als Unehre eingebracht, und vertrug sich mit Preußen auf Grund des früheren Besitzstandes; ebenso auch Mecklenburg, das hart für seine Parteinahme gegen 22. Mai 1762.
Preußen hatte büßen müssen.

Die günstigen Wirkungen der Friedensschlüsse bestanden für Friedrich zu- Russ.-preuß. Waffenbund.
nächst darin, daß er seine Truppen aus den nördlichen Gegenden abrufen und seine Streitkräfte gegen die Oesterreicher verstärken konnte. Bereits war in Sachsen und Schlesien der Krieg wieder eröffnet worden. Dort hielt Prinz Heinrich nach wie vor erfolgreich den Reichstruppen und Oesterreichern Stand; hier suchte Friedrich selbst den Feldmarschall Daun aus seinen Stellungen um Schweidnitz herauszulocken, und ward dabei von einem russischen Hülfscorps unter Czernitscheff unterstützt. Allein der russisch-preußische Waffenbund dauerte nicht lange. Nach einer halbjährigen Regierung fiel Peter III., wie wir später Juli 1762.
erfahren werden, der altrussischen Reaction zum Opfer und seine Gemahlin Katharina bemächtigte sich der Herrschaft. Die neue Kaiserin löste alsbald die preußische Allianz auf und rief Czernitscheff ab, hielt aber doch den Friedensschluß aufrecht. Und der russische Feldherr leistete dem König den Dienst, noch ein paar Tage im Lager zu verweilen, um die Unternehmung gegen Schweidnitz zu unterstützen. Durch die Erstürmung der verschanzten Höhen von Burkersdorf 21. Juli 1762.
wurde die österreichische Hauptarmee von der Verbindung mit der Festung abgeschnitten, durch das Gefecht bei Reichenbach der Versuch eines Entsatzes ver- 16. Aug.
eitelt. Nach tapferer Gegenwehr mußte das feste Schweidnitz capituliren; mit 9. Oct.
diesem schwer errungenen Siege der Preußen endete der Krieg in Schlesien.

Und auch in Sachsen brachte dieser letzte Feldzug den Preußen noch einen Ende des Kriegs in Sachsen und im Reich.
namhaften Erfolg. Bei Freiberg schlug Prinz Heinrich, von dem alten Helden Seydlitz unterstützt, die Kaiserlichen und Reichstruppen unter dem Grafen Stol- 29. Oct.
berg schwer aufs Haupt. Für Schlesien und Sachsen wurden Waffenstillstände geschlossen. Nur das Reich sollte noch einmal empfinden, was ihm der österreichische Schutz werth war. Der General Friedr. Wilh. von Kleist fiel, als anderwärts die Waffen bereits ruhten, in Franken ein, besetzte Bamberg, Roten- Nov. Dez.
burg und Nürnberg, jagte dem Reichstag in Regensburg Schrecken ein und erhob allenthalben Contributionen und Lieferungen; die meisten Reichsstände beeilten sich, ihren Frieden mit Preußen zu machen; bald beschloß der Reichstag förmlich die Neutralität und löste die Reichsarmee auf.

Inzwischen war auch im Westen der Krieg zu Ende gegangen. Die Fran- Letzte Kriegsthaten am Rhein.
zosen, jetzt wieder unter dem alten Marschall d'Estrées und Soubise, beschränkten sich in ihrem Operationsplane darauf, die eroberten Gebiete bis zum Friedensschluß zu halten. Aber auch dies bescheidene Ziel erreichten sie nicht. Das verbündete Heer unter Ferdinand von Braunschweig trieb sie Schritt für Schritt zurück. Bei Wilhelmsthal, unweit Kassel, erlitten die Franzosen eine em- 24. Juni 1762.

23. Juli 1762. pfindliche Niederlage, bei Lutternberg wurde das sächsische Hülfscorps geschlagen; fortgesetzte Ueberfälle und Streifzüge brachten die französischen Marschälle zur Verzweiflung. Von Süden her umgangen, fürchteten sie von der Verbindung mit dem Main abgeschnitten zu werden, gaben daher ihre Stellungen bei Göttingen, Münden und Kassel auf und zogen sich auf Frankfurt
21. Sept. zurück. Bei Amöneburg, unweit Marburg, kam es noch einmal zu einem erbitterten Zusammentreffen; die Stadt fiel den Franzosen in die Hände, aber die Alliirten behaupteten ihre Stellungen und hielten die Feinde vom Uebergange
1. Nov. über die Ohm ab. Die Capitulation von Kassel an die Verbündeten war der letzte Erfolg Ferdinands, der den ganzen Krieg über das nordwestliche Deutschland treu und geschickt behütet hatte; damit ging auch hier der Feldzug zu Ende.

Krieg in Portugal und in den überseeischen Colonien. Mittlerweile hatte auch der bourbonische Kriegsbund seine schwachen Kräfte gegen das seebeherrschende britische Reich versucht. Zunächst wurde ein Angriff auf Portugal unternommen, dieses in alter Bundesgenossenschaft und seit dem Methuenvertrag (XII, 801) in vollständiger wirthschaftlicher Abhängigkeit zu England stehende Reich. Allein an der Thatkraft des kleinen Staats unter Pombals Leitung, an der Zerrüttung des spanischen Heerwesens und an der englischen Unterstützung scheiterte der Anfall. Die portugiesische Armee wurde durch den Grafen Wilhelm von Schaumburg, einen trefflichen Artillerieführer (S. 92), in solchen Stand gesetzt, daß sie den Spaniern erfolgreich zu
Sommer u. Herbst 1762. widerstehen vermochte. Der portugiesische Feldzug brachte weder Ruhm noch Nutzen und noch herbere Schläge erlitt der spanisch-französische Kriegsbund in den überseeischen Colonien. Die englische Marine war unwiderstehlich, und auch mit spanischer Hülfe vermochten die Franzosen den Verlust ihrer transatlantischen Herrschaft nicht aufzu-
13. Febr. 1762. halten. Im Frühjahr wurde die wichtige Insel Martinique durch den Admiral Rodney zu Fall gebracht; die übrigen französischen Niederlassungen in Westindien folgten.
12. Aug. Einige Monate später wurde das spanische Havana, die reichste und festeste Stadt jener Gewässer, der Schlüssel zur Herrschaft in ganz Centralamerika, mit stürmender Hand
6. Oct. genommen; im ostindischen Meere eroberte der tapfere General William Draper Manila und brachte damit die spanischen Philippinen in seine Gewalt; überdies störten auf allen Meeren englische Kaper den spanischen und französischen Handel und nahmen manche reiche Prise weg.

Franz.-engl. Friedensschluß. Allein der Kleinmuth und die Schwäche des englischen Cabinets wurde durch die Thaten des Kriegsheeres und der Flotte nicht gehoben. In London suchte man den Frieden um jeden Preis und nahm weder auf die Ehre der Nation, noch auf die Bundestreue, noch auf die künftige Sicherheit Rücksicht. „Die Friedensverhandlungen", sagt A. Schäfer, „welche im Jahre 1762 zwischen England, Frankreich und Spanien gepflogen wurden, haben in der Geschichte ihres Gleichen nicht. Anstatt mit selbstbewußter Ruhe und Festigkeit abzuwarten, daß der französische und spanische Hof sich dazu bequemten, die Hand zum Frieden zu bieten, warb das englische Ministerium um die Geneigtheit der Gegner, welche soeben erst mit keckem Gemüthe England den Fehdehandschuh hingeworfen hatten, und beeiferte sich allen ihren Wünschen zuvorzukommen. Während dieser Zwischenträgereien hegten Lord Bute und mit ihm der König nur die Sorge, daß nicht die Waffen Großbritanniens und seiner Verbündeten mit neuen Siegen ihr Spiel stören möchten, weil sie alsdann so billige Bedingungen, wie sie dem Feinde zu gewähren bereit waren, vor dem englischen Volke nicht verantworten konnten. Und

statt die Ueberlegenheit, welche England errungen hatte, zu Gunsten seiner Bundesgenossen zu verwerthen und diese sicher zu stellen, gab der englische Hof, so viel an ihm war, Preußen seinen Feinden preis und zerriß das Bündniß, welches im Drange der Gefahr unverbrüchlich besiegelt zu sein schien." Nach langwierigen Verhandlungen kam der Sonderfriede zwischen Frankreich-Spanien und England zum Abschluß. Nach den Präliminarien von Fontainebleau gab England Havana, Guadeloupe, 3. Nov. 1762. Martinique, die Philippinen, Gorea an der afrikanischen Küste heraus, stellte den früheren Besitzstand in Ostindien her und erwarb dafür Canada, Florida und Louisiana westlich vom Mississippi, eine Reihe kleinerer westindischen Inseln (Grenada) und in Afrika Senegambien; auch wurde Minorca (S. 74) zurückgegeben. Für die Abtretung Florida's erhielt Spanien den Rest von Louisiana. Es waren immerhin sehr bedeutende Erwerbungen, die England machte, wenn es auch nicht die vollen Früchte seines siegreichen Seekampfes erntete. Amerika ist in Deutschland erobert worden, sagte Pitt, aber trotzdem wurde für Preußen so gut wie nichts ausbedungen. Während Frankreich die eroberten Gebiete in Deutschland räumte und seinen Verbündeten keine weitere Hilfe zu leisten versprach, durfte es doch Anstalten treffen, die besetzten preußischen Landestheile am Rhein der Kaiserin zu übergeben und unter der Form von Subsidienrückständen fernere Zahlungen an Oesterreich zu machen. Die Uebergabe der niederrheinischen Lande an kaiserliche Truppen wurde freilich durch die raschen Maßregeln Friedrichs verhindert. Vergebens strengte Pitt noch einmal seine gewaltige Beredsamkeit an, um das „hinterlistige und verrätherische" Verfahren gegen den besten Bundesgenossen zu brandmarken und die geringen Vortheile des Friedensschlusses hervorzuheben; das Parlament, durch Gnade, Geld und Drohungen gewonnen, gab seine Zustimmung. Der Pariser Friede, in den auch Portugal einbegriffen war, bestätigte die Präliminarien. 10. Febr. 1763.

Der Friede von Hubertsburg.

Nach Abschluß der Präliminarien von Fontainebleau kehrte der Westen Deutschlands zum Frieden zurück; das Bundesheer in englischem Solde löste sich auf, die Franzosen räumten die besetzten Gebiete. Jetzt standen nur noch die Kaiserin und König Friedrich im Krieg, und auch zwischen ihnen wurde der Friede nicht lange mehr verzögert. Die Erschöpfung ließ auf beiden Seiten die Fortsetzung des Kampfes nicht mehr möglich erscheinen; entscheidende Vortheile konnte ein neuer Feldzug nirgends mehr bringen. So wurde denn seit November auf sächsische Einleitung hin über Form und Bedingungen des Friedensschlusses unterhandelt; am 30. Dezember kamen die Vertreter der drei Regierungen, von Oesterreich Hofrath von Collenbach, von Preußen der Freiherr von Hertzberg, dessen gewandte Feder die meisten Berliner Staatsschriften der Zeit entworfen hatte, von Sachsen Thomas von Fritsch, in dem sächsischen Jagdschloß Hubertsburg zusammen. Bei der aufrichtigen Friedensliebe von allen Seiten kam man bald über die zahlreichen Anstände und Meinungsverschiedenheiten hinweg zu dem gewünschten Ergebniß. Das Wiener Cabinet hatte sich Hoffnung gemacht, wenigstens die Grafschaft Glatz behalten zu können; aber bei der entschiedenen Weigerung Friedrichs, einen Fuß breit von seinem Lande aufzugeben, kam man von dieser Forderung zurück und stellte einfach den territorialen Besitzstand vor dem Kriege her. Auch von einer Entschädigung für die Opfer des Kriegs sah man ab, so sehr das hartgeplagte Sachsen sich darum

bemühte. Eine Zusage für die Kaiserwahl des Erzherzogs Joseph war im Grunde der einzige Gewinn, den Oesterreich aus dem Kriege zog. In dem
15. Febr. 1763. Hubertsburger Frieden, der zunächst zwischen Preußen, Oesterreich und Sachsen abgeschlossen ward, war auch das Reich miteinbegriffen, sowie die beiderseitigen Verbündeten und Freunde.

Die Wirkung des siebenj. Kriegs. Friedrich d. Gr. hatte in einem heldenmüthigen Kampfe ohne Gleichen mit den Kräften eines kleinen und armen Landes gegen eine Welt in Waffen angerungen und den äußern Bestand des preußischen Staates unversehrt erhalten; die Hingebung eines treuen, tapfern Volkes und die eigene Standhaftigkeit und Heldengröße hatten die furchtbarste Gefahr, die je gegen diesen aufstrebenden deutschen Staat sich erhoben, abgewandt. Die deutsche Mission Preußens und seine Stellung unter den europäischen Großmächten war damit entschieden, und das ganze deutsche Volk war sich trotz aller Leiden, die der siebenjährige Kampf über die deutsche Erde gebracht, des hohen nationalen Gewinns aus diesem Kriege bewußt; an den Thaten des großen Friedrich richteten sich mehr als ein Menschenalter lang die Herzen aller Patrioten auf. Es war ja dem blödesten Auge klar, daß in dem preußischen Staat, der soeben mit Kaiser und Reich sammt dem halben Europa sieghaft gerungen, eine Macht emporgewachsen war und sich behauptet hatte, die gegenüber dem politischen Jammer des alten abgestorbenen Reiches die deutsche Zukunft und die Ehre der Nation zu wahren berufen war. Allein auch Preußen hatte furchtbar durch den Krieg gelitten; der Wohlstand war erschöpft, das Land weithin verheert, die Verwaltung, die Armee, die ganze staatliche Ordnung in Zerrüttung, Handel und Wandel lag darnieder. Da zeigte Friedrich, daß er nicht allein ein großer Schlachtensieger, sondern auch ein weiser Gesetzgeber und Staatsordner, ein wohlwollender und sorgsamer Landesvater war. Die segensreichen Jahre friedlicher Thätigkeit, die jetzt folgten, haben seinen Namen nicht weniger in der Geschichte verherrlicht, als die kriegerischen Lorbeeren auf den Schlachtfeldern Böhmens und Schlesiens.

Stimmung in England. John Wilkes. In England war die öffentliche Meinung mit der Haltung der Regierung in den letzten Kriegsjahren und mit den beiden Friedensschlüssen keineswegs einverstanden. Man trug kein Bedenken, die Leiter der Regierung und der Friedensunterhandlungen, Bute, Holland, Bedford, ja sogar die verwittwete Prinzessin von Wales öffentlich zu beschuldigen, daß sie von Frankreich erkauft worden seien. Als nun Georg III. bei der nächsten
April 1763. Session des Parlaments in der Thronrede ruhmredig seine Verdienste um Herstellung des Friedens hervorhob, brachte John Wilkes, ein Mann von Talent aber sittenlosem Leben, der schon früher einige Flugschriften gegen die Verwaltung Butes geschrieben hatte und durch den Einfluß einiger Whiglords, insbesondere Temples, in das Unterhaus gewählt worden war, in seiner Zeitschrift „North Briton" (Nr. 45) einen Artikel, worin diese Auslassung einer scharfen Kritik unterworfen war. Dies wurde für Majestätsbeleidigung erklärt und der Staatssecretär Halifax erließ, um den Zorn des Königs zu beschwichtigen, einen Haftbefehl gegen den Autor und alle bei dem Blatte betheiligten Personen, ohne daß ein bestimmter Name angegeben oder die Qualification des Verbrechens genau bezeichnet worden wäre, wie es doch die Habeascorpusakte ausdrücklich

verlangte. Und anstatt daß man den verhafteten Pamphletisten, wie das Gesetz weiter vorschrieb, sofort vor den rechtmäßigen Richter stellte, wurde Wilkes, als er bei einem Verhör durch den Staatssecretär die Antwort verweigerte, von den Staatsboten nach dem Tower geführt, ohne daß man seine Eigenschaft als Parlamentsmitglied berücksichtigt hätte. Nun brachten die Freunde und Gesinnungsgenossen des Zeitungsschreibers und Parlamentsredners das ungesetzliche Verfahren vor das Volk. Es entstanden Tumulte, die zur Folge hatten, daß Wilkes vor das Gericht der gemeinen Prozesse gestellt ward, damit dasselbe über die Gültigkeit des Haftbefehls erkenne, den Halifax „einem lange bestehenden Gebrauche folgend" erlassen hatte. Hier wurde durch den Oberrichter Pratt die Haftnahme für ungesetzlich erklärt, da ein Parlamentsmitglied nicht wegen einer Schmähschrift, sondern nur wegen Felonie oder Friedensbruch peinlich verfolgt werden dürfe. Nun strengte Wilkes, von Temple mit Geldmitteln versehen, gegen den Staatssecretär und alle bei der Verhaftung thätig gewesenen Beamten und Staatsboten eine Reihe von Processen an, die das ganze Jahr hindurch fortgeführt, das Volk in steter Aufregung erhielten und dem kühnen Agitator eine unverdiente Wichtigkeit gaben. „Wilkes und Freiheit" war die Losung des Tages. Er selbst und alle seine Schicksalsgefährten empfingen Entschädigungen, die der König, der die Sache als eine persönliche Angelegenheit behandelte, den Bestraften aus seiner Kasse ersetzte. Die Habeascorpusakte, das Palladium der persönlichen Freiheit, ging somit siegreich aus dem Kampfe gegen ministeriellen Despotismus und gegen die Prärogative der Krone hervor. Aber Wilkes' Rolle war noch nicht ausgespielt. Wüthend über die heftige Opposition, welche der North Briton in seinen folgenden Nummern gegen das herrschende Regierungssystem fortsetzte, forderte der König bei der Wiedereröffnung des Parlaments die Versammlung in der 14. Nov. 1763.
Thronrede auf, „den frechen Geist zu dämpfen, welcher dem Wesen der englischen Verfassung widerstrebe". Darauf wurde auf Grund des vorgelegten Zeitungsartikels von dem Unterhause nach heftigen Debatten die Erklärung abgegeben, daß das Blatt in der That eine Schmähschrift sei und daß Wilkes des Hochverraths angeklagt werden dürfe. Im Oberhause stieß der Beschluß auf größeren Wiederstand und siebenzehn Lords unterzeichneten einen Protest dagegen; dennoch erhielt die Bill auch hier die Majorität und nun sollte das für ein Pasquill erklärte Blatt von Henkershand öffentlich verbrannt und Wilkes im Widerspruch mit dem früheren richterlichen Urtheil als Libellist verfolgt werden. Allein so groß war die Aufregung der Londoner Bevölkerung, daß das Zeitungsblatt dem Henker, der es verbrennen sollte, aus der Hand gerissen ward. Gericht und Volk traten somit für die Ehre und Rechte des Parlaments ein, während das Unterhaus aus Servilität dieselben verrieth. Wilkes ging jetzt in Zeitungsartikeln und Flugschriften seinen Gegnern so frech und unverschämt zu Leibe, daß er nicht nur mit neuen Anklagen verfolgt, sondern auch zu einem Zweikampf herausgefordert ward. Das Parlament erklärte, daß er sich durch seine Schmähartikel unwürdig gemacht habe, noch länger seinen Sitz im Unterhause einzunehmen, und stieß ihn aus, während Lord Sandwich, ein ob seines wüsten Lebens übelberüchtigter Peer, im Oberhause Klage gegen ihn erhob wegen eines, jedoch nicht veröffentlichten, sondern nur unter der Hand verbreiteten schamlosen Gedichts „über die Weiber", worin im Tone der Pucelle d'Orleans von Voltaire Pope's „Versuch über den Menschen" parodirt war, eine Satire, die durch ihre gotteslästerlichen Anmerkungen und gehässigen Angriffe auf zwei Bischöfe gegen Kirche Jan. 1764.
und Oberhaus sich vergangen haben sollte. Von den Gerichten bedroht, von seinen Gläubigern verfolgt, hielt es Wilkes für rathsam, nach Frankreich zu fliehen. Darauf wurde er abwesend verurtheilt und für rechtlos erklärt. Aber der demagogische Pamphletist verschwand auch jetzt noch nicht von der Schaubühne des öffentlichen Lebens. Nach vierjähriger Verbannung, als mittlerweile, wie wir später erfahren werden, ein

Wechsel im Ministerium eingetreten war, kehrte er, von seinen Gesinnungsgenossen eingeladen und zur Bezahlung seiner Schulden mit Geld unterstützt, nach England zurück, als Märtyrer der Tyrannei von der Opposition mit Jubel begrüßt. Nach einem von Volkstumulten und militärischen Gewaltthätigkeiten begleiteten Gerichtsverfahren wurde die Contumacialsentenz cassirt, und da um dieselbe Zeit ein neues Parlament einberufen ward, Wilkes von der Grafschaft Middlesex ins Unterhaus gewählt. Dieses wollte ihn jedoch nicht aufnehmen, weil er sich der Bestrafung wegen des Libells durch die Flucht entzogen habe. Jetzt stellte sich Wilkes dem Gerichte und wurde zu zweijährigem Gefängniß verurtheilt. Das genügte dem Parlament nicht: eine neue angeblich verrätherische Schmähschrift gegen einen der Minister, Lord Weymouth, gab dem servilen Hause den willkommenen Anlaß, den Agitator abermals aus seiner Mitte zu stoßen. Die Wähler von Middlesex ließen jedoch den kühnen Vorkämpfer der verfassungsmäßigen Rechte nicht fallen; sie gaben ihm aufs Neue ihre Stimmen und als das Parlament auf der Ausschließung beharrte, wiederholten sie die Wahl dreimal nach einander. Da entschloß sich das Unterhaus zu einem verhängnißvollen Rechtsbruche: es erklärte den Candidaten der Minorität, den Obersten Luttrell, obwohl er in der Wahl nicht 200 Stimmen gegen mehr als 1100 Stimmen, die für Wilkes abgegeben worden, erhalten hatte, für den rechtmäßig gewählten Vertreter der Grafschaft Middlesex. Dieser Akt parlamentarischer Willkür erregte in den Reihen der Liberalen einen Schrei der Entrüstung; der verfolgte und mißhandelte Demagog wurde als ein Opfer des Despotismus angesehen und stieg höher als zuvor in der Volksgunst. Seine Ausschließung war eine Prinzipienfrage, die von der Opposition gegen das herrschende System verwerthet wurde. Wir werden bald das aufgeregte Parteileben kennen lernen, das inzwischen in Folge der Streitigkeiten mit den Colonien Nordamerika's in alle Schichten der englischen Nation eingedrungen war und sich in den Juniusbriefen so grell abspiegelte. Dies kam dem beweglichen nie rastenden Manne zu Statten. Er wurde nach seiner Freilassung von der Londoner Bürgerschaft zum Rathsherrn (Alderman) gewählt, erzwang seine Anerkennung als Parlamentsmitglied und verbrachte seine letzten Lebensjahre in angesehenen Stellungen, geehrt als der standhafte Verfechter der Verfassung und der parlamentarischen Rechte und Autorität. Als Stadtrath hatte Wilkes noch einmal Gelegenheit, an die Spitze der Opposition gegen Regierung und Parlament zu treten. Auf die Klage einiger Parlamentsmitglieder, daß ihre Reden in den Zeitungen ungenau oder unrichtig wiedergegeben würden, hatte das Haus mit Umgehung der städtischen Polizei durch seine Staatsboten die Drucker der angeblich verfälschten Reden eigenmächtig verhaften lassen, ein Verfahren, worin Lordmayor und Stadtrath einen Eingriff in das städtische Gerichtswesen erblickten. Sie setzten daher die Drucker wieder in Freiheit. Der Streit zwischen Unterhaus und Gemeinderath wurde noch verschärft durch eine Eindeichungs-Bill bei Gelegenheit der Anlegung eines neuen Dock, wodurch das Bett der Themse, das als Eigenthum der Stadt galt, verengert ward. Es kam zu Anklagen, zu Verhaftungen, zu tumultuarischen Volksauftritten, zu Adressen und Bittgesuchen an den König, wobei Wilkes stets an der Spitze der Bewegung stand. Zum Dank dafür wurde er für das Jahr 1775 zum Lordmayor erwählt, in welcher Eigenschaft wir ihm später noch einmal begegnen werden. Damit endete seine Demagogenrolle. Wilkes starb am 1. December 1797.

Marginalien: Frühjahr 1768. — 3. Febr. 1769. — 8. Mai 1769. — 1770.

B. Das Zeitalter der Aufklärung und die Vorboten der Revolution.

I. Die literarische und philosophische Zeitbildung.

Literarhistorische Hülfsmittel. 1) England: Zu den Bd. IX. p. 308 angeführten Werken und zu den culturhistorischen Uebersichten in Schlosser's Gesch. des achtz. Jahrh. wurden im folgenden Abschnitt benutzt: Herm. Hettner, Gesch. der engl. Literatur. Braunschw. 1856 u. in 2. Aufl. 1865. Erster Theil. — H. Taine, hist. de la littérature Anglaise. Par. 1863, 64. 4 voll. — Lechler, Gesch. des engl. Deismus. Stuttg. u. Tüb. 1841. — Macaulay's ausgewählte Schriften gesch. u. literar. Inhalts. Braunschw. 1860 u. sonst. — K. Fischer, Francis Bacon und seine Nachfolger (Locke, Berkeley, Hume). 2. Aufl. Leipz. 1875. — Die Hauptwerke der Schriftsteller, die wir zur Charakterisirung der Zeitbildung und Geistesrichtung in ihren Umrissen und Tendenzen anführen werden, findet man in den zahlreichen Gesammtausgaben ihrer Schriften, manche auch in deutschen Uebersetzungen oder Bearbeitungen (Pope von Oelckers u. Böttger. Leipz. 1842. 4 voll.). — 2) Zu Frankreich: Außer den XII, 350 und 700 angeführten Werken besonders Laharpe, Nisard, Arnd, Villemain (cours de littérature française, tableau du 18me siècle): Hettner, Gesch. der franz. Literatur. Zweiter Thl. des angef. Werks. — O. Henne-Am Rhyn, Culturgesch. der neuern Zeit. Leipz. 1871. 3 Bde. — D. Fr. Strauß, Voltaire. Sechs Vorträge. Leipz. 1870. — Ellissen, Volt. als pol. Dichter. Leipz. 1847. — Bungener, Volt. et son temps. Par. 1851. — Brockerhoff, Jean Jacques Rousseau. Sein Leben und seine Werke. Leipz. 1863. 3 voll. — Musset-Pathay, hist. de la vie et des ouvrages de J. J. Rousseau. Par. 1821. 2 voll. — K. Rosenkranz, Diderots Leben und Werke. Leipz. 1866. 2 voll. — F. A. Lange, Gesch. des Materialismus und Kritik seiner Bedeutung für die Gegenwart. Iserlohn 1866, und seitdem in 2. Aufl. — Von den Gesammtwerken der besprochenen Schriftsteller besitzt man viele Ausgaben. Von einzelnen Schriften auch deutsche Uebersetzungen und Bearbeitungen (Rousseau von Cramer, von Gleich, von Th. Hell u. a.). — 3) Zur politischen Oeconomie: Blanqui, Histoire de l'Économie politique. 1837 flg., verdeutscht von Buß 1840. — Villeneuve-Bargemont, hist. de l'éc. pol. 1839. — L. Bianchini, della Scienza del ben vivere sociale e della Economia degli Stati. Parte storica 1845. — Travers Twiss, View of the progress of political economy in Europe since the 16. century 1847. — Hauptwerk: J. Kautz, die geschichtliche Entwicklung der Nationalökonomik. Wien 1860. Vgl. auch Roscher, die Geschichte der Nationalökonomik in Deutschland. München 1874. — 4. Für den geschichtlichen Abriß der Mathematik und Naturwissenschaften ist von besonderem Werthe die bis jetzt von der Münchener historischen Commission zu Tage geförderte Sammlung von Geschichtswerken über einzelne Wissenschaften, wie die Geschichte der Chemie von Kopp, der Zoologie von Carus, der Mineralogie von Kobell, der Geographie von Peschel. Ferner die Gesch. der Mathematik von Montucla, der Mechanik von Dühring, historische Einleitung zu Lagrange's Mechanik, zu Geoffroy de Saint-Hilaire's geol. Werk. Poggendorff, Handwörterbuch der exacten Wissenschaften. Mehrere Vorträge: Dubois

Reymond, über Voltaire als Naturforscher; Helmholtz, über Goethe's naturwissensch. Arbeiten u. a. Schr.

I. Cultur- und Geistesleben in England.

a. Gang und Charakter der englischen Bildung im Allgemeinen.

Wie in den Tagen der Renaissance eine Weltliteratur die europäischen Culturländer durchdrang, die auf das neuerwachte Alterthum aufgebaut die Menschheit mit den Ideen des Humanismus verjüngen wollte; so entstand zwei Jahrhunderte später eine zweite Weltliteratur, die in England und Frankreich gleichzeitig zur Entfaltung kam und ihre Streiflichter auch nach Deutschland hinüberwarf (XII, 975). Auch diese zweite Weltliteratur hatte einheitliche Zwecke und Tendenzen: sie wollte die herrschenden Anschauungen und Bildungsformen mit der Fackel der Vernunft und eines erleuchteten Rationalismus durchdringen, die überlieferten Vorstellungen, Lehrsatzungen und Sitten mit den Waffen des prüfenden und denkenden Verstandes bekämpfen und vernichten, an die Stelle veralteter abgelebter Institutionen, Doctrinen und Sittengebote eine neue auf Philosophie und Humanität gegründete Weltanschauung und Seelenverfassung setzen. Man war in England über tiefe Abgründe gewandelt, bis man zu einem Rechtsstaat gelangte, wo das Gesetz die Herrschaft führte und die harmonische Ordnung durch das Gleichgewicht der öffentlichen Gewalten erhalten wurde; nun sollte auch in der Gesellschaft wie im einzelnen Menschen eine neue Glaubens- und Lebensordnung geschaffen, eine neue Harmonie begründet werden. Hatte schon ein Menschenalter früher der ernste schwärmerisch-fromme Staatsmann Lord Herbert von Cherbury mitten in der gährenden Zeit politischer und religiöser Gegensätze in seinem Buche „von der Wahrheit“ den Versuch gemacht, in dem Begriff einer natürlichen Religion, die er auch im Heidenthum nachwies, einen höheren freieren Standpunkt zu gewinnen; so konnte jetzt in ruhigeren Tagen dasselbe Ziel mit mehr Erfolg angestrebt werden. Seit Newton stand das Weltall als ein Werk ewiger still waltender Gesetzmäßigkeit da, in sich selbst ruhend und sich selbst erhaltend. Diese Ansicht von der Construction des Universums wurde auf die Natur des menschlichen Geistes übertragen, welcher als eben so in sich selbst bestehend, von allen willkürlichen Einflüssen frei gedacht wurde. Locke zeigte zuerst, daß im geistigen Leben, in der Welt der Begriffe und Vorstellungen eine ähnliche prüfende und erforschende Thätigkeit, ein ähnliches Auf- und Absteigen zu den Prinzipien und Elementen vor sich gehen müsse, wie in der Natur, daß nur äußere oder innere Erfahrung zur Wissenschaft und Wahrheit führe, folglich angeborene Ideen und geoffenbarte Wahrheitslehren keinen Anspruch auf Gewißheit hätten. Auch über die Offenbarung müsse die Vernunft richten. Von dieser geistigen Warte aus gelangte man durch wissenschaftliches Nachdenken und kritische Forschung zu einer philosophischen Weltanschauung,

vor welcher die überlieferten positiven Lehr- und Glaubenssatzungen nicht bestehen konnten. Eine neue Erziehungsmethode, wozu Locke selbst die erste Unterweisung gab, sollte den Menschen befähigen, mit unbefangenem Blick und ohne Vorurtheile die höchsten Probleme zu erforschen und des Menschen Wesen und geistige Beschaffenheit zu ergründen. Da kamen denn Männer wie Bolingbroke, der nach Locke's Grundsätzen erzogene Staatsmann, wie Lord Shaftesbury, wie die Deisten zu philosophischen Ansichten und Fundamentalsätzen, die mit den herrschenden Ideen und Lehren in grellem Widerspruch standen. Sie führten die intellectuellen und moralischen Kräfte der modernen Gesellschaft in den Kampf wider das historisch Gewordene und Geltende; sie gründeten eine Moralphilosophie, welche die Sittlichkeit unabhängig von der Religion machte und sie als eine der menschlichen Natur angeborene Kraft erscheinen ließ, sowie eine Glückseligkeitslehre als Lebenszweck, die nicht im Bibelglauben, sondern in der Verwirklichung der Ideen des Guten, Schönen und Wahren wurzelt. Während nach biblisch-theologischer Auffassung die Erde verflucht, die menschliche Natur durch die Erbsünde verderbt ist, fand Shaftesbury wie sein Zeitgenosse Leibniz, daß die Welt aufs beste und zweckmäßigste eingerichtet sei, daß der natürliche Mensch das Gute, Schöne und Wahre zu erkennen und zu ergreifen vermöge, daß ein Leben voll Tugend und Humanität zur Glückseligkeit führe. Bolingbroke meinte, obwohl er den Volksglauben für die Menge erhalten wissen wollte, daß nur Naturreligion und Sittengebot vor dem gesunden Menschenverstand bestehe, alles Uebrige durch Priestertrug, durch Menschenwitz und Menschenkunst erfunden worden sei; und die Reihe der Schriftsteller, die man als Deisten oder Freidenker bezeichnete, suchten das historische Christenthum durch einen philosophischen Gottesglauben und den kirchlichen Cultus durch eine Morallehre zu ersetzen. Der erfindungsreiche Defoe zeigte in der Geschichte des Robinson Crusoe, wie der Mensch aus dem niedrigsten und ärmlichsten Naturzustand durch Selbsterziehung, durch eigene Kraft und geistige Regsamkeit sich zur Cultur und zu einem würdigen Dasein emporzuarbeiten vermöge.

Auch in andern Zweigen des geistigen Schaffens wurden Reformen angestrebt, durch welche die Menschheit aufgeklärt und veredelt, der Sinn für Sittlichkeit und Tugend in der Gesellschaft geweckt, das innere Leben reicher gestaltet werden sollte. Die dramatische Muse, die unter König Karl II. durch Dryden und seine Kunstgenossen die frechen Züge einer Buhldirne angenommen hatte, lenkte schrittweise in ehrbarere Bahnen und Formen ein, bis das rührende bürgerliche Schauspiel mit moralisirender Tendenz die Bühne beherrschte. Hand in Hand mit diesen dramatischen Dichtern verfolgten Addison und Steele dasselbe Ziel, indem sie in ihren moralischen Wochenschriften das wirkliche Leben in allen seinen Erscheinungen zur Grundlage ihrer anziehenden Schilderungen machten, und die Romanschriftsteller, welche die Vorgänge im häuslichen Leben und in der bürgerlichen Gesellschaft, die Charaktere und Eigenthümlichkeiten ein-

zelner Personen, die Gefühle und Regungen in den Tiefen des Herzens und Gemüthes, die Triebe und Leidenschaften der Seele zur Darstellung brachten, bald wie Richardson in gesteigerten Idealbildern, bald wie Fielding und Smollett in heiterer Ausgestaltung der Wirklichkeit oder wie Sterne in humoristischen Schilderungen eigenthümlich angelegter Charaktere nach ihrem Handeln und Denken mit liebevoller Vertiefung und heiterer Laune. Zu gleicher Zeit suchte der formgewandte vielseitige Dichter Pope den poetischen Geschmack seiner Zeitgenossen zu bilden und den Sinn für das Schöne und Herrliche in der Welt, wie in der Kunst zu wecken, indem er die Homerischen Heldengedichte in glatten gereimten Versen dem Verständniß des englischen Volkes näher brachte, in dem komischen Epos vom Lockenraub Wohlgefallen an den heiteren Gebilden des Genius erzeugte und in seinem Versuch über den Menschen der philosophischen Auffassung eines Shaftesbury und Bolingbroke von der Welt und Tugend Ausdruck gab. Seine Naturschilderungen regten den schottischen Dichter Thomson zu der beschreibenden Dichtung von den Jahreszeiten an. Auch die satirischen Schriften, worin Swift seine verbitterte Seelenstimmung über die Zustände in Kirche, Staat und Gesellschaft mit schneidender Ironie und Verspottung aussprach, die Wirklichkeit zu Zerrbildern entstellend, hatten eine reformatorische Tendenz. In dem Märchen von der Tonne und in den Reiseschilderungen des Matrosen Gulliver wurden die Gebrechen und Verkehrtheiten, die thörichten Ansichten und Parteibestrebungen der Zeit gegeißelt und mit der scharfen Lauge der Ironie und Satire übergossen.

Wir werden im nächsten Abschnitt erfahren, wie stark die Wechselbeziehung der englischen und französischen Aufklärungsliteratur durch das ganze Jahrhundert gewesen ist: wenn Anfangs die Franzosen viele Ideen und Argumente den englischen Philosophen und Freidenkern entlehnten, so wurde gegen das Ende des Jahrhunderts die literarische Bildung und Weltanschauung des Inselreiches von dem Culturlande jenseits des Kanals mächtig angeregt und befruchtet. Die großen Historiker Hume, Gibbon und selbst der gemäßigtere und behutsamere Robertson folgten in ihren bedeutenden Werken der skeptisch-rationalistischen Weltbetrachtung Voltaire's und seiner Geistesverwandten. In den Gesellschaftszimmern der reichen Lady Wortley Montague, der vielgereisten Dame, die selbst den Harem des Sultans in Konstantinopel besuchte und sowohl durch ihre Reisebriefe als durch ihre Bemühung um Einführung der Schutzpockenimpfung sich einen berühmten Namen machte, so wie in den Cirkeln der Frau Vesey und Frau Thrale trafen die Größen der Zeit- und Modeliteratur zusammen, wie in den Pariser Salons. Doch herrschte in den englischen Gesellschaften, wo der gelehrte pedantische Samuel Johnson, der Verfasser eines englischen Wörterbuchs und zahlloser kritischer, satirischer, biographischer und lehrhafter Werke und Flugschriften das große Wort führte, ein weniger leichtfertiger Ton. In diesen aristokratischen Kreisen wagte man nicht mit frivoler

Johnson 1709—1784.

Kritik und Philosophie die „glückliche Constitution" Altenglands oder die bestehende Staatskirche anzutasten. Während in Frankreich die Kluft zwischen den überlieferten Zuständen in Staat und Kirche und den Gebilden einer freien und kühnen Gedankenthätigkeit sich immer mehr erweitert, während Zweifel und Unglaube einen tiefen sittlichen Abgrund in der ganzen Nation graben; hält sich in England die kritische und skeptische Philosophie in gewissen Schranken und Gesellschaftskreisen. In Frankreich verlieren die kirchlichen Gebräuche und das kaltrhetorische Pathos der Kanzelredner mehr und mehr die Macht auf die Gebildeten; in England wird die Episcopalkirche durch gelehrte und beredte Prediger und Apologeten wie Tillotson, Stillingfleet, Clarke, durch den heiligenden und erhebenden Einfluß der Bibel und des Allgemeinen Gebetbuchs, die pietistische Frömmigkeit und der naive aufrichtige Glauben an den dreieinigen Gott und an die Offenbarungen der Heiligen Schrift durch den christlichen Eifer eines Whitefield und Wesley gegen alle Angriffe einer verwegenen Vernunft und eines unkirchlichen Zeitgeistes geschützt und gerettet.

b. Ausführungen.

1. Dryden und seine Nachfolger.

Der politisch-religiöse Parteikampf der englischen Nation im siebenzehnten Jahrhundert drang auch in die Literatur und in die wissenschaftliche Forschung ein. Wir haben gesehen, wie tief bei Milton und Butler die Poesie, bei Hobbes die Philosophie von den großen Zeitfragen bedingt war (XII, 261 ff). Im Gegensatz zu Hobbes und zu seinem Zeitgenossen Robert Filmer, dessen Schrift: „Der Patriarch oder die natürliche Macht der Könige" die absolute Monarchie als die von Gott eingesetzte allein rechtsgültige Staatsform nachzuweisen suchte, hielten die Häupter der Whigs an dem Principe der Volkssouveränetät fest und stellten der Lehre vom passiven Gehorsam der Unterthanen das Recht und die Pflicht des offenen Widerstandes entgegen. Die Abhandlung, die den republikanisch gesinnten Algernon Sidney auf das Schaffot führte (XII, 506), war hauptsächlich eine Widerlegung der Grundsätze jener staatsrechtlichen Theorie. Auch die Poesie stand im Dienste der politisch-kirchlichen Zeitströmung. John Dryden, der in „heroischen Stanzen" zuerst den Protector Cromwell gefeiert, begrüßte Dryden
in seiner „Asträa redux" mit schmeichelnden Versen die Herstellung des Stuart'schen 1631—1700.
Königthums und diente dann dem Geschmack Karls II. und seines Hofes als dramatischer Dichter der tragischen und komischen Muse. Denn der Stuart hatte während seines Exils Gefallen gefunden an der französischen Bühne und verpflanzte sowohl die ceremoniöse Heldentragödie als das verbuhlte Lustspiel aus dem Nachbarstaate in die neugegründeten Theater seiner Hauptstadt. Ohne poetische Tiefe und Schöpfungskraft aber begabt mit einem feinberechnenden Kunstverständniß und einer großen Fertigkeit im Versemachen verfaßte Dryden Trauerspiele und Lustspiele („Alles um Liebe", „der spanische Bruder", „Don Sebastian" u. a.), die durch ihre glatte steife Form und gereimte hochtönende Sprache wie durch ihren leichtfertigen Inhalt dem gezierten, üppigen und dabei zügellosen und unsittlichen Charakter der höheren Gesellschaft in der Stuart'schen Restaurationszeit entsprachen. Daher fanden sie auch Bewunderung und Beifall, obwohl der uns bekannte Lord Buckingham in einer satirischen Posse „die Probe"

(rehearsal) die langathmigen zehnsilbigen Reimverse, die prunkhafte und hohle Rhetorik, das Ausplündern fremder Autoren witzig verspottete. Von Drydens historischer Dichtung „Annus mirabilis" (1666) sagt Macaulay, daß es keinerlei poetische Eigenschaften besitze, wenn man nicht eine übertriebene Schmeichelei und klangvolle heroische Reime als solche gelten lassen will. Dem Berufe eines Hofdichters, zu dem ihn Karl II. erhob, diente Dryden durch die beißenden Satiren auf die Whigpartei „Absalom und Achitophel" (Monmouth und Shaftesbury) und „Medal" oder die Münze gegen den Aufruhr. Nachdem er in dem Lehrgedicht „Religio laici" als Apologet der geoffenbarten Religion ohne Wärme der Ueberzeugung aufgetreten, ging er unter Jacob II. zur römisch-katholischen Kirche über und schrieb zu ihrer Verherrlichung und zur Widerlegung der Secten das allegorische Gedicht „Hindin und Panther", worin er zu beweisen sucht, daß man nur zwischen dem gänzlichen Unglauben und dem vollen Autoritätsglauben die Wahl habe und kein menschliches Forschen den Schleier der göttlichen Geheimnisse zu entfernen vermöge. Die schuldlose, milchweiße Hindin, das Bild der römischen Kirche widerlegt in weitläufigen dogmatischen Gesprächen das gefleckte und gesprenkelte Raubthier, die anglicanische Episcopalkirche. Damals war Dryden „der König des Geschmacks, der Schiedsrichter in der Literatur". Nach der Revolution von 1688 verlor der Dichter seine Stellen und gerieth in bedrängte Lage. Allein gerade während dieser Zeit verfertigte er mehrere Werke, die zu seinen besten Erzeugnissen gehören, Uebersetzungen, Fabeln oder Erzählungen, einen dramaturgischen Versuch u. A. Am berühmtesten ist seine Ode auf den Cäcilientag (Alexanderfest) „ein Meisterstück der

Dramatiker aus Drydens Schule. Lee † 1693. Otway † 1685.

Poesie zweiter Klasse". — Wenn bei Dryden und seinem Zeitgenossen Nathanael Lee, der als fünfunddreißigjähriger Mann in Wahnsinn verfiel, noch das Streben vorherrscht, die dramatische Kunst der Shakespeare'schen Zeit mit dem französischen Classicismus zu einer eigenen Gattung zu verbinden, so ging Thomas Otway, der nach einem wüsten Leben im Jahre 1685 in bitterster Armuth starb, mit vollen Segeln auf den französischen Geschmack ein und folgte den Vorbildern Corneille's und Racine's, aber nicht mit der edlen Haltung der Pariser Dichter. Lee und Otway waren talentvolle Leute, aber zuchtlos im Leben und Dichten. Die Stücke Lee's, deren Stoff meistens dem Alterthum entlehnt war (Oedipus, Mithridat, Sophonisbe u. a.) sind nicht ohne Schwung und tragische Kraft, wenn sie auch häufig an Uebertreibung und Schwulst leiden, und sein Drama „Theodosius" hat den Vergleich mit den gefeierten Stücken der Franzosen nicht zu scheuen. Noch mehr Kunstsinn und technische Gewandtheit verrathen die Tragödien Otways, von denen „die Waise" und „das gerettete Venedig" einst sehr bewundert wurden.

Wenn die Tragödie der Majestät und Herrlichkeit des neuen Königthums zum künstlerischen Ausdruck diente, so war das Lustspiel wie es von Dryden und seinen jüngeren Zeitgenossen William Wycherley und William Congreve ausgebildet ward, das getreue Abbild der sitten- und schamlosen höheren Gesellschaft der Zeit. Wir haben den Hof und die vornehme Welt des „fröhlichen Königs" Karl II. früher kennen gelernt (XII, 465); Ausschweifung und Frivolität wurden zur Mode, der Puritanismus sollte durch den Gegensatz in seinen letzten Wurzeln ausgerottet werden. Jeder feine Mann mußte ein Wüstling, jede feine Frau eine Kokette oder Buhlerin sein. Dieser Richtung diente die Komödie mit einer Rückhaltlosigkeit und Nacktheit, wie sie nur im Alterthum unter ganz andern Verhältnissen vorgekommen sein mag. Die komische Muse, die mit Karl vom Continent herüberkam, sagt ein neuerer Schriftsteller, war eine wilde, entzügelte Laïs verwegen, lachend, wollüstig, unverschämt, dabei voll dramatischen Lebens, voll treffender Charakterzeichnung, voll Handlung und Bewegung. „Während die Tragik dieser Zeit gekünstelt und darum meist leer und kalt ist", bemerkt Hettner, „ist in der Komik viel Witz, Scherz, und echte Lustigkeit, viel treffende Satire, Lebendigkeit der

Charaktere und Situationen, ein glücklicher und geistreicher Dialog." So lassen die Theaterstücke Wycherley's „die Liebe im Walde", „die Frau vom Lande", „der Freimüthige" u. a. den ganzen Abgrund der damaligen Gesellschaft erkennen. War doch das Leben des Dichters selbst, der zweimal die Religion wechselte und ein Günstling der königlichen Mätresse, der Herzogin von Cleveland, war, „eine unentwirrbare Kette von Thorheiten, Schlechtigkeiten und Unglücksfällen". Und wenn Congreves vielgefeierte Lustspiele „der alte Hagestolz", „Liebe um Liebe", „der Arglistige" (Double-dealer) etwas mehr Anstand und Rücksicht zeigen, wenn sein Schauspiel „die trauernde Gemahlin" mit einer moralischen Nutzlehre schließt, so mag die Ursache darin liegen, daß die Zeit selbst und die vornehme Gesellschaft, in der sich der Dichter bewegte, von der sittlichen Verwilderung der Stuart'schen Periode zurückgekommen war. Die großen politischen Ereignisse stimmten die Menschen ernster; kritische Schriftsteller, wie Blackmore und der als Kirchengeschichtschreiber berühmte Jacobite Jeremias Collier eiferten gegen die Zuchtlosigkeit der Bühne. So verlor sich mehr und mehr der Geschmack an der Sittenlosigkeit und Sünde auf dem Theater und bürgerliche Tugend und christliche Moral durften sich wieder sehen lassen, ohne als puritanische Rigorosität verlacht zu werden. Dieser Umschwung vollzog sich allmählich und mit einigem Sträuben in den Lustspielen des feurigen und talentvollen Irländers Georg Farquhar („die Liebe und die Flasche", „das treue Paar", „die Zwillinge als Nebenbuhler" u. a.) und vollständiger in den Stücken John Vanbrugh's („die Bekehrung oder Tugend in Gefahr", „der Irrthum" u. a.), in dessen Komödien wieder Zucht und Sittlichkeit in ihren Ehren hergestellt werden, sowie in den Lustspielen Steele's („der zärtliche Ehemann", „verlogne Liebe oder Frauenfreundschaft", „der gewissenhafte Liebhaber"). Im ernsten Drama nahmen die englischen Dichter die französischen Klassiker mit der aristotelischen Poetik von den drei Einheiten und der Erweckung von Mitleid und Furcht zum Vorbild und gefielen sich in moralischen Rührstücken, wie Thomas Southerne („die unglückliche Heirath", „Oronoko") und Nicolaus Rowe („die schöne Büßerin", „Jane Shore" u. a.). Addison's „Cato", das Vorbild des Gottsched'schen Drama's, verdankte seine Erfolge hauptsächlich den politischen Beziehungen zu der Zeitgeschichte Englands, und in den „bürgerlichen Trauerspielen", mit welchen Georg Lillo, übereinstimmend mit den gleichzeitigen Romanschriftstellern eine „Besserung der schlechten Leidenschaften" bezweckte, steht die Kunst im Dienst einer nützlichen Sittenlehre. Doch hat seine dramatisirte Verbrechergeschichte „der Kaufmann von London" einst große Wirkung hervorgebracht. Den gleichen Zweck doch mit minderem Erfolg hatte Eduard Moore's bürgerliches Trauerspiel „der Spieler". Es sind „Rührstücke" aber ohne die zur Reinigung und Erhebung der Seele nothwendige sittliche Kraft. Durch die berühmten Schauspieler Foote und Garrick, die auch als Bühnendichter sich versuchten, wurde die dramatische Poesie wieder mehr das Spiegelbild des wirklichen Lebens, bei Foote in satirisch-burlesker Form („der Minderjährige", „der Lügner" u. a.), bei Garrick, Colman und Goldsmith („Irrthum an allen Ecken") mit feinerer Komik.

Wycherley 1640—1715.

Congreve 1670—1729.

Farquhar 1678—1707.

Vanbrugh 1672—1726.

Steele 1671—1729.

Lillo 1693—1739.

Die Vorzüge der Dryden'schen Muse: Leichtigkeit und Gewandtheit im Versbau, Lebhaftigkeit, heitere Laune und elegante Diction besaß auch sein jüngerer Zeitgenosse Matthäus Prior, dem wir im vorigen Bande auf diplomatischen Missionen begegnet sind (XII, 784. 823). Anfangs ein Gegner Drydens, dessen „Panther und Hindin" er durch eine gelungene Parodie „die Landmaus und die Stadtmaus" verspottete, trat er später zu der Torystisch-Stuart'schen Partei über und wurde der Schildträger Lord Bolingbrokes, daher er auch wie sein Gönner nach der Thronbesteigung Georgs I. in gerichtliche Untersuchung genommen ward und längere Zeit im Gefängniß zubringen mußte. In seinem wechselvollen Leben mochte er an sich selbst

Prior 1664—1721.

die „Eitelkeit der Welt" erfahren, die er in einem didaktischen Gedichte „Salomo" dargestellt hat.

2. Locke und der Sensualismus.

Die Locke'sche Philosophie. Noch mächtiger und eingreifender als in der Poesie wirkte die mit der Vertreibung der Stuarts verbundene Umgestaltung der öffentlichen Dinge auf das wissenschaftliche Leben, auf die Anschauungen und Ideen der gebildeten Stände. In innigstem Verkehr mit dem Grafen von Shaftesbury (Ashley), jenem geistreichen kühnen Vorkämpfer der Whigs, dessen Wirken und Ausgang uns aus Band XII, 501 ff. bekannt ist, stand ein Mann, der im Gebiete der Wissenschaft ein ebenso einflußreicher Führer und Fahnenträger war als der edle Lord, dessen Erziehung er geleitet und der ihm als Lordkanzler ein Staatsamt verliehen, auf dem Felde der Politik — John Locke, geboren zu Wrington in der Nähe von Bristol. (Locke 1632—1704.) Sorgfältig erzogen, durch Reisen nach Frankreich, Deutschland, den Niederlanden ausgebildet, durch längeren Aufenthalt in Holland, wohin er seinem flüchtig gewordenen Gönner folgte und wo er dann mehrere Jahre verweilte, in der philosophisch-kritischen Atmosphäre eines Bayle und Leclerc sich bewegend, hat Locke auf der Grundlage eines Bacon'schen Empirismus ein philosophisches Lehrsystem geschaffen, das alle Seiten des menschlichen Lebens umspannte und durch die Klarheit und Schärfe der Beweisführung auf die Ideen und Anschauungen der Zeitgenossen einen mächtigen Einfluß übte. Sein Hauptwerk „Versuch über den menschlichen Verstand", welches den Zweck hat, „den Ursprung der menschlichen Erkenntniß zu ermitteln, um dadurch die Grenzen und das Maß von objectiver Gültigkeit derselben zu bestimmen", hat trotz mancherlei Anfechtungen und Gegenschriften sich bis zu Ende des achtzehnten Jahrhunderts in wachsendem Ansehen erhalten. Ausgehend von dem Bacon'schen Satze, daß es keine angeborenen Ideen gebe, daß der Geist ursprünglich gleich einer unbeschriebenen Tafel sei, suchte Locke nachzuweisen, daß unser gesammtes Wissen seine Quelle und seinen Ursprung habe theils in der Sensation oder sinnlichen Wahrnehmung, theils in der Reflexion oder inneren Wahrnehmung, d. h. in der Fähigkeit des Geistes, sich seiner eigenen Thätigkeiten bewußt zu werden, daß mithin alles Erkennen auf Erfahrung und Induction beruhe, alles übersinnliche Wissen nur das Resultat unserer eigenen Geistesthätigkeit sei, Irrthum und Mißverständnisse häufig nur aus mangelhafter Erkenntniß der Sprache und Wortbedeutungen entständen. Während Locke an diesem Werke arbeitete, vollzogen sich in England die politischen Ereignisse, die wir im vorigen Bande kennen gelernt. Sie griffen vielfach in das äußere und innere Leben des Philosophen ein. Unter Jacob II. der Theilnahme oder Mitwissenschaft an dem Monmouth'schen Complot beschuldigt, mußte er sich in verschiedenen holländischen Städten verborgen halten, denn der Stuart hatte seine Auslieferung verlangt. Ein Vermittelungsversuch William Penns scheiterte an der Weigerung Locke's, des Königs Gnade anzurufen: „wer kein Verbrechen begangen habe, bedürfe keiner Verzeihung". Nach Wilhelms III. Thronbesteigung nach London zurückgekehrt, verwaltete Locke ein Amt im Ministerium der Colonien, zog sich aber nach einigen Jahren in die Stille eines Landguts zurück, um die Früchte seines Nachdenkens in Muße zur Veröffentlichung zu bringen. Dies geschah in einer Reihe von Schriften über Kirche und Religion, über Staatsverfassung und Erziehung, in welchen er in folgerichtiger Durchführung seiner Untersuchung über den Ursprung und die Grenzen unserer Erkenntniß, seiner großartigen „Naturgeschichte des menschlichen Verstandes", die religiösen und politischen Ansichten und Doctrinen nach den Grundsätzen der Vernunftmäßigkeit und Freiheit prüfte und feststellte, Toleranz und Menschenrechte in die Welt einzuführen suchte. Diese Schriften können als die „gedankenmäßige Zusammenfassung der gesammten Zeitbestrebungen, gewissermaßen als

das Gewissen und Bewußtsein der Zeit" angesehen werden. So wird in der Schrift: „über die Vernunftmäßigkeit des Christenthums in der Bibel" nachgewiesen, daß in der geoffenbarten Religion nichts enthalten sei, was den Begriffen der Vernunft widerstreite. Die Apostel hätten nur gelehrt, daß man an Jesus als den Messias glauben, Buße thun und tugendhaft leben solle. In den Briefen über Toleranz lehrte Locke, daß der Staat jede Religionsgenossenschaft dulden müsse, die sich innerhalb der bürgerlichen Gesetze und Sittengebote halte, ausgenommen die Papisten, die ihr Oberhaupt in Rom haben und der Landesobrigkeit nur in so weit gehorchen, als der geistliche Monarch es gestattet, und die Gottesleugner, welche die Möglichkeit der Offenbarung nicht anerkennen, ein Standpunkt, der sich nicht halten ließe. Wenn Locke in den religiösen Schriften die Doctrinen der Episcopalkirche bekämpft, insbesondere den gelehrten Hochkirchenmann Stillingfleet, Bischof von Worcester, so zieht er in dem inhaltreichen Werkchen: „Ueber die bürgerliche Verfassung", gegen die absolutistischen Staatslehren eines Filmer und Hobbes zu Felde. Geschrieben im J. 1689 in der ausgesprochenen Absicht, „den Thron des großen Wiederherstellers der englischen Freiheit, des Königs Wilhelm zu befestigen, dessen Anrechte aus dem Willen des Volkes abzuleiten, und die englische Nation wegen der neuen Revolution vor der Welt zu vertheidigen", enthält das Buch eine klare und umfassende Begründung der Volkssouveränetät und der Entstehung des Staats aus einem gegenseitigen Vertrag zwischen Herrscher und Beherrschten zum Schutz und Glück jedes Einzelnen unter bestimmten für beide Theile bindenden Gesetzen, der erste Versuch der Theorie von einem Rechts- und Verfassungsstaat mit getheilten Gewalten, wobei der politische Freiheitsbegriff die Grundlage bildet und das Gesetz die höchste Macht und Autorität in sich trägt. Zu dieser staatsrechtlichen Theorie, die bald ihren Weg nach Frankreich und Deutschland fand, bildet der Verfassungsentwurf, den er zwanzig Jahre früher unter Beihülfe Lord Shaftesbury's für Süd-Carolina aufgestellt hatte, einen merkwürdigen Contrast. Dieser bewegte sich ganz auf feudaler Grundlage, nur daß er in religiösen Dingen den Grundsatz der Toleranz und der Selbstbestimmung der Gemeinde und einer Trennung von Staat und Kirche festhielt. Und wie Locke in seinen staatsrechtlichen Doctrinen der Vorläufer eines Rousseau und Montesquieu war, so hat er auch in seiner Erziehungslehre den Weg angebahnt, auf dem dann Rousseau und die deutschen Pädagogen fortschritten. Im Gegensatz zu der scholastischen Lehrmethode, welche durch Sprachstudium und Gedächtnißübung eine unfruchtbare Gelehrsamkeit zu erzielen suchte, empfahl Locke praktische Belehrung und Geistesentwickelung auf Grund einer genaueren Beobachtung und Erkenntniß der Natur und der Menschenwelt. Seine Schriften über das Münzwesen waren von wesentlichem Einfluß zur Beseitigung der Finanznoth, die uns aus Bd. XII, 570 bekannt ist.

3. Shaftesbury und die Freidenker (Deisten).

Nachdem Newton durch seine Gravitationslehre die Vorstellung begründet, daß das Universum „eine Welt der Vernunft und Wahrheit, eine Welt ewiger stillwaltender Gesetzmäßigkeit" sei; nachdem Locke die geistigen Thätigkeiten nach Analogie des Entwickelungsprozesses der Natur klar gelegt und den Staat als einen beseelten Organismus dargestellt, geschaffen durch einen freien Willensakt der Menschen und forterhalten durch vernünftige das Wohl Aller bezweckende Gesetze und Rechtsinstitute; war es die Aufgabe des denkenden Geistes das Verhältniß des Menschen zu Gott zu erforschen, in die Geheimnisse der Religion und des Kirchenglaubens einzudringen. Mit der Trennung von Staat und Kirche und mit der Idee der religiösen Toleranz, die Locke zu begründen gesucht, war der Boden für weitere Gedankenentwickelung bereitet: so wenig die Ansicht

Fortbildung der Locke'schen Philosophie

Filmers und anderer Absolutisten, daß die monarchische Gewalt eine göttliche Einrichtung, ein Ausfluß aus dem Patriarchat Adams sei, vor der neuen Staatsrechtslehre bestehen konnte, so wenig war die staatskirchliche Dogmatik vereinbar mit dem Begriff der angeborenen Freiheit und Selbstbestimmung des Menschen. Und so sehen wir denn gleichzeitig mit den großen Umgestaltungen des Staats- und Verfassungslebens einen inneren Kampf auf religiösem Gebiet entbrennen, in welchem die überlieferte Kirchenlehre mit den Waffen der Vernunft und der Wissenschaft angegriffen ward. Wenn Locke und seine gemäßigten Anhänger noch den Schein zu wahren suchten, als ob ihre Ansichten mit der Heiligen Schrift in Einklang ständen, sofern man dieselbe richtig auslege, und an der Möglichkeit einer göttlichen Offenbarung festhielten; so ließen Shaftesbury, Collins, Toland und andere Schriftsteller diese Fiction fallen, indem sie bald in geistreicher und gelehrter, bald in leichtfertiger Weise die Theologie und den Kirchenglauben bekämpften, die Denkfreiheit auch auf die religiösen Dinge anwendeten und durch Zerstörung des positiven oder historischen Christenthums die vollkommene Gleichmachung der christlichen und der natürlichen Religion anstrebten. Sie sind in der Geschichte der Literatur und Wissenschaft unter dem Namen „Freidenker" oder „Deisten" bekannt, weil sie die christliche Ansicht von einem Dreieinigen Gott bekämpften und nur Ein höchstes geistiges Wesen als Gott (Deus) verehrt wissen wollten. „Sie vertheidigten mit Gründen des gemeinen Menschenverstandes, einige auch mit gelehrten Hülfsmitteln, eine Ueberzeugung, der das natürliche Gottesbewußtsein und Gewissen die hinreichende und vollkommene Religion ist, daher das Christenthum von einigen nur beachtet wurde, wiefern es diese natürliche Religion als Kern enthalte, von andern als Priestertrug bekämpft, von allen seiner historischen Bedeutung und Grundlage beraubt."

Shaftesbury 1670—1713. Der geistreichste Verkündiger der neuen freien Ideen war Ashley Cooper, Graf von Shaftesbury, der Enkel des erwähnten ränkevollen whigistischen Staatsmannes. Nach Locke'schen Grundsätzen erzogen, in den Sprachen und der Literatur des klassischen Alterthums gründlich unterrichtet, durch längeren Aufenthalt in Holland, in Frankreich, in Italien mit Allem vertraut was die hervorragendsten Schriftsteller und Denker der Zeit ans Licht gefördert, hat Shaftesbury mit dem kritischen und skeptischen Geiste eines Bayle und mit dem Glauben eines Idealisten an den Adel der Menschennatur das Wesen und die Aufgabe der Religion und Moral erforscht und mit feinem Sinn und gewandter fesselnder Darstellung eine Lebensphilosophie zu begründen gesucht, die über den herrschenden Doctrinen, Anschauungen und Formen sich bewegend den Gebildeten eine Richtschnur für Denken, Glauben und Handeln geben sollte, im Geiste Plato's Schönheit, Tugend und Sophrosyne als die höchsten Güter, als den Inbegriff echter Humanität darstellend, durch welche allein ein glückliches Leben begründet werde. Wir sind dem geistreichen Edelmanne in der Geschichte Wilhelms III. mehrfach begegnet. Wie sehr dieser König den reichen und hochgestellten Lord, dem er sein Vertrauen und seine Freundschaft zugewendet, an den Staatsdienst zu fesseln bestrebt war, so konnte sich Shaftesbury doch nicht entschließen, auf die Dauer seine unabhängige Stellung aufzugeben und seine literarische Muße den praktischen Geschäften zu opfern. Von schwacher Gesundheit verbrachte er die letzte Lebenszeit in Italien und starb in Neapel erst zweiundvierzig Jahre alt. Seine unter dem Titel „Charakteristiken von Menschen, Sitten und Zeiten" erschienenen philosophischen Schriften, worin er eine Vernunftreligion und ein Moralgesetz als die sichersten Führer durchs Leben darstellt, brachten durch ihren leichten Stil, durch ihre witzige und klare Darstellung, meistens in Brief- und Gesprächsform den größten Eindruck in den gebildeten Kreisen hervor. Im Gegensatz zu der herrschenden Religion, welche ein frommes tugendhaftes Leben durch die Furcht und Hoffnung auf dereinstige Vergeltung zu erzielen suche und der selbstlosen Rechtschaffenheit alles

Verdienst und allen Werth raube, „stellt Shaftesbury die Tugend als etwas durchaus Wesentliches und in sich selbst Begründetes dar, das nicht durch äußere Einrichtungen entstanden, sondern von Gewohnheit, Phantasie, Willen unabhängig sei, und welches selbst von der Gottheit nicht verändert werden könne. Ein tiefes von früher Jugend an gepflegtes Studium der alten Literatur, namentlich Plato's, und eine vertraute Bekanntschaft mit den Meisterwerken der italienischen Kunst führte ihn auf den Gedanken, daß die Tugendlehre mit der Schönheitslehre zusammenfalle, daß die Ethik eine Aesthetik der Sitte werden müsse, und daß die Vereinigung des Guten und Schönen, die Kalokagathie der Griechen, das pulchrum und honestum der Römer, die Aufgabe des Lebens sei". Glück und Tugend fallen bei Shaftesbury zusammen. Am meisten tritt diese Auffassung in der dichterisch schwungvollen „Rhapsodie der Moralisten", einer Theodicee in dialogischer Form, und in der Abhandlung über „Verdienst und Tugend" hervor. In jener suchte der Philosoph, wie ein Jahr später Leibniz, gegen die Theologen zu beweisen, daß die bestehende Welt gut und vollkommen sei, ein Optimismus, der in der vielbewunderten begeisterten Rechtfertigung des Weltschöpfers seinen Höhepunkt erreicht. Gegen die Kirchenlehre, welche die Erde als ein Jammerthal hinstelle und allen Lohn der Tugend und Gottseligkeit dem Himmel zuweise, sucht er die Schönheit und Harmonie des Weltalls darzuthun, deren Erkennen und Schauen zu einer würdigen Vorstellung von der Gottheit führe. Viele wollten jedoch in Shaftesbury's Gottesglauben nur eine Art Fatalismus erkennen.

Zu ähnlichen Resultaten gelangte Anton Collins, ein begeisterter Anhänger Lockes, mit dem er als Jüngling in Briefwechsel gestanden, ein gelehrter nach Wahrheit strebender Mann. Die Einmischung in den Schulstreit zweier Rechtgläubigen führte ihn zum Zweifelsystem. Unter seinen vielen gründlichen, von den Franzosen später ausgebeuteten Schriften ist die „Rede über Freidenken" und die „Prüfung der biblischen Prophezeiungen" am bekanntesten. Einer der heftigsten Gegner des Christenthums und alles dessen, was damit zusammenhängt, war John Toland, ein zum Protestantismus übergetretener Irländer, der in seinem „Christenthum ohne Geheimnisse" und anderen Werken die Echtheit der neutestamentlichen Schriften bestritt, den jüdischen Charakter des Christenthums nachwies, und so sehr gegen jeden positiven Glauben eiferte, daß sein Buch durch Parlamentsbeschluß von Henkershand verbrannt, er selbst verfolgt wurde. Und doch ist diese Schrift gemäßigt im Vergleich mit seinen späteren Arbeiten, worin er den Glauben an einen persönlichen Gott und an Unsterblichkeit der Seele als Aberglauben behandelt, in seinen Briefen an Serena (vielleicht die preußische Königin Sophie Charlotte) den Pantheismus lehrt und zuletzt zum Materialismus übergeht wie wir ihm später bei den französischen Encyclopädisten begegnen werden. In der anonym erschienenen Schrift „Pantheistikon" verlangt Toland unter gänzlicher Beseitigung der Offenbarungen und des Volksglaubens eine neue Religion, welche mit der Philosophie übereinstimmt. „Sein Gott ist das All, aus dem Alles geboren wird und zu dem Alles zurückkehrt. Sein Cultus gilt der Wahrheit, Freiheit und Gesundheit, den drei höchsten Gütern der Weisen. Seine Heiligen und Kirchenväter sind die erhabenen Geister und die vorzüglichsten Schriftsteller aller Zeiten, besonders des klassischen Alterthums; aber auch diese bilden keine Autorität, welche den freien Geist des Menschen fesseln dürfte." Der zweite Brief an Serena trägt die Ueberschrift: „Bewegung als wesentliche Eigenschaft der Materie". — Mehr mit Rücksicht auf das in England bestehende Kirchenwesen griff Matth. Tindal in seinem Buch „von den falschen Kirchen" jede mit dem Staatswesen verbundene und weltlicher Güter bedürftige Kirchenverfassung an und lehrte in seinem „Christenthum so alt als die Welt", daß das Christenthum nichts Anderes sei, als die von den Zusätzen und Schlacken der Juden gereinigte Vernunftreligion der Ur-

Collins 1676—1729.

Toland † 1722.

Tindal 1656—1733.

welt, daß es überhaupt nur Eine wahre Religion gebe, nämlich die Naturreligion.
Wollaston † 1724. Bescheidener und gemäßigter suchte der rechtschaffene **Wollaston** in seinem „Gemälde der natürlichen Religion" eine reine Vernunftreligion zu begründen, die er als das Streben nach Glück vermöge eines eifrigen Suchens der Wahrheit und der Bildung der Vernunft auffaßt und die keiner Offenbarung noch Sündenvergebung bedürfe. Seine gründlichen, vielgelesenen Werke wurden, wie die von Collins, von den Franzosen übersetzt,
Woolston † 1733. verbreitet und benützt. Thom. **Woolston**, der alle Priester Diener des Buchstabens und des Antichrists schalt, deutete in einer Reihe von Schriften die Auferstehung und die Wunder Jesu allegorisch, d. h. er suchte darzuthun, sämmtliche Wundergeschichten des N. T., die Erzählung von der Auferstehung Jesu mit eingerechnet, seien nie wirklich so vorgefallen, sondern von den Evangelisten nur erzählt, um geistliche Wahrheiten damit
Morgan † 1743. vorzubilden. Dafür starb er im Gefängniß. Thomas **Morgan** behandelte in einem Buche „der Naturphilosoph" in dialogischer Form zwischen einem „christlichen Deisten und christlichen Juden" alles Geschichtliche im Christenthum als Priestertrug und wollte die
Mandeville † 1733. Moral an die Stelle der Religion setzen. Bernard de **Mandeville**, ein Londoner Arzt von französischem Geschlecht, stellte im Gegensatz zu Shaftesbury's Lehre von der besten Welt und von der natürlichen Tugendliebe der Menschen, in seiner „Bienenfabel" und dem Commentar dazu Leidenschaften und Laster als nothwendig für die Blüthe des Staates dar, „eine Satire auf die Moral und die Ideale der Kirche". Wie die menschliche Natur, so werde auch die menschliche Gesellschaft von unedlen Trieben bewegt. — Thomas
Chubb † 1747. **Chubb**, ursprünglich ein Handwerker, der durch eifriges Studium sich große Gelehrsamkeit erwarb, dachte in seinem „wahren Evangelium", dem Abschluß seiner zahlreichen Schriften „an ein von den Aposteln mißverstandenes und daher mit Wundern und fremdartigen Zusätzen bekleidetes Christenthum als Offenbarung des natürlichen Sittengesetzes, dessen Verletzung durch Reue versöhnt, durch ein künftiges Gericht gestraft werde". Peter **Annet** suchte in seinem Buch „die Auferstehung Jesu, erwogen von einem Moralphilosophen" die Welt zu überzeugen, daß ein auf Geschichte gegründeter Glaube keine wahre Religion sein könne.

Resultate. Bei allen diesen Schriftstellern, wie verschieden sie immer an Charakter, Bildung und Lebensstellung sein mochten, ob sie mit den Waffen des Witzes und der Satire oder auf dem Wege gelehrter Forschung und Beweisführung ihr Ziel verfolgten, tritt eine scharfe Opposition gegen die herrschenden Ansichten und Kirchenlehren zu Tage, wie sie ehedem im Parlamente sich kundgegeben. „Locke und die englischen Deisten", sagt Hettner, „bekämpften offen den herrschenden Kirchenglauben und suchten eine sogenannte natürliche Religion, in welcher der Mensch, befriedigt durch die einfache Verehrung eines allwaltenden Schöpfers Wahrheit und Tugend nicht aus den Lehren der biblischen Offenbarung, sondern aus der eigenen menschlichen Vernunft zieht; dem Christenthum blieb nur in so weit Werth und Bedeutung, als die reinste Tugendlehre sein Inhalt und die edelste Glückseligkeit sein Ziel war". Wenn bei Toland der Schlachtruf lautet: „Kein dogmatisches Christenthum", bei Chubb, „kein historisches Christenthum", so lautet er bei Bolingbroke: „Ueberhaupt kein Christenthum". Die große Verbreitung dieser Schriften, die weder durch die Widerlegungen der Kirchenmänner, noch durch gerichtliche Verfolgungen gehemmt ward, war der deutlichste Beweis, daß die Mehrheit des denkenden und lesenden Theils der Nation sich sehnte, von dem Joche des Kirchenthums und der religiösen Tradition erlöst zu werden und wie im Staatsleben so auch im Bereiche des Denkens und Glaubens zu einem Zustand der Freiheit, der Menschenrechte, der Duldung und Nächstenliebe zu gelangen. Die Ansicht, daß durch Adams Sündenfall die Erde und die Menschenwelt dem bösen Elemente und dem Verderben anheimgegeben sei, konnte den freieren und gebildeteren Geistern nicht mehr

zusagen: man suchte in der Philosophie ein Schutz- und Heilmittel gegen die angebliche Sündhaftigkeit und Verderbniß der menschlichen Natur, ein Ideal des Guten, Schönen und Wahren, das in der reinen Seele wohne, aber getrübt durch Wahn und Irrthum, und einen Lebenszweck, der den edlen Genuß nicht unvereinbar hielt mit Tugend und Sittlichkeit. Es ist sehr bezeichnend für diese Zeitrichtung, daß, wie Hettner nachgewiesen hat, gerade damals die Umgestaltung des Freimaurerordens aus den mittelalterigen Baugilden in einen Orden der Humanität sich vollzog, in dem alle Standes- und Glaubensunterschiede verschwinden sollten. „Nicht ein äußerer sichtbarer Tempel sollte fortan gebaut werden, sondern ein innerer unsichtbarer", ein Tempel des reinen Menschenthums, der Duldung, der Humanität, der thätigen Menschenliebe. Das Freimaurerthum war die „innere Mission" des Deismus.

4. Bolingbroke und Pope.

Mit den Deisten vielfach übereinstimmend, wenn gleich ihrer Tendenz, das Volk aufzuklären und gegen die Kirchenlehre mißtrauisch zu machen, aus Gründen des Staats und der Politik abhold, war jener Henry St. John Viscount **Bolingbroke**, den wir früher als Minister und toryistisches Parteihaupt kennen gelernt haben (XII, 822), ein Mann, von dem sein Freund Voltaire sagte, er vereinige mit den Kenntnissen des Engländers alle Feinheit eines Franzosen. Bolingbroke war der witzigste und geistreichste Mann seiner Nation, Meister in der Behandlung der Sprache und Redekunst, Kenner der vornehmen Welt und des in derselben einheimischen Tons, aber ohne religiöse und moralische Grundsätze und ohne Glauben an Ideale und selbstlose Tugend. Wie die Freidenker oder Deisten die dogmatische und historische Seite des Christenthums zur Folie ihrer Angriffe machten, so betrachtet Bolingbroke Religion, Christenthum und Kirche nur als Mittel für den Staat, als ein Lehrgebäude, das von klugen Gesetzgebern zur Bändigung des wilden Thiermenschen erfunden, von einer herrschsüchtigen Priesterschaft zu hierarchischen und politischen Zwecken ausgebildet und gepflegt, um der öffentlichen Ordnung und Wohlfahrt willen aufrecht erhalten werde und werden müsse. Nur so weit das Christenthum mit der natürlichen Religion übereinstimme, sei es auf Wahrheit begründet: der ganze auf einer angeblichen Offenbarung beruhende Kirchenglaube mit seinen Symbolen, Gebräuchen und Mysterien erscheint ihm als Menschenwerk, geschaffen von grübelnden Philosophen und Theologen, aus Zwecken der Staatsvernunft aufrecht erhalten und durch Priestertrug dem abergläubischen Volk als göttliche Institution dargeboten. Aber als aristokratischer Welt- und Staatsmann will er aus Gründen der Zweckmäßigkeit die große Masse bei diesem Glauben erhalten; die Volksreligion soll nicht erschüttert werden, wie wenig sie auch vor der philosophischen Bildung bestehen kann. Bezeichnete er doch einmal die Freidenker als die „Pest der Gesellschaft". Eine durch Glaubens- und Kirchengesetze gestützte Staatsreligion scheint ihm zum Regieren nothwendig. Seine Gedanken und Betrachtungen über Religion und Kirche, über Staat und politisches Leben, hat Bolingbroke in einer Menge kleiner Schriften, Abhandlungen, Essays, Briefen, in der Wochenschrift „Craftsman" u. a. niedergelegt, die meistens in ländlicher Zurückgezogenheit in England oder Frankreich verfaßt, nach seinem Tode gesammelt und veröffentlicht worden sind. Unter seinen philosophisch-historischen Werken sind seine „Briefe über das Studium und den Nutzen der Geschichte" an berühmtesten, ein mit glänzender Beredsamkeit und gewandter Sprache und Darstellung ausgestattetes Buch, worin gegen die Kirchlichgesinnten bewiesen wird, daß derselbe Weltverstand, der jetzt die Geschichte lenke, sie immerdar gelenkt habe; gegen die Schulgelehrten, daß der unbefangene Blick eines verständigen

Bolingbroke 1672–1751.

Weltmannes tiefer in das Leben der Völker eindringe als ihre Gelehrsamkeit, und gegen Solche, die in der Ruhe das höchste Glück erblicken, daß Kämpfen und Ringen von der Freiheit unzertrennlich sei. Unter seinen politischen Schriften war das an den Prinzen von Wales gerichtete Buch „die Idee eines patriotischen Königs" von besonderer Wichtigkeit, eine polemische Ausführung gegen die Whigs, daß das herrschende parlamentarische Regiment mit seiner Corruption und seinem Parteisystem nur durch Stärkung der Krone geheilt werden könne. Bolingbroke hat zuerst die Weltgeschichte und die Geschichte Englands „von der Behandlung des Todten zur Betrachtung des Lebendigen gerufen." Er hat es gewagt, das herrschende System in Kirche und Staat „mit der bloßen Gewalt des gesunden Menschenverstandes anzugreifen und offen auszusprechen, was die mehrsten Verständigen dachten, aber Niemand laut zu sagen wagte". Mit schneidigen Waffen zerstörte er die Gebilde des Scheins, der Heuchelei, der Lüge; aber indem er mit weltmännischer Kälte Eigennutz und Selbstsucht als die mächtigsten Triebfedern aller Handlungen hinstellte, erschütterte er auch den Glauben an Tugend und vaterländische Gesinnung. Da nach ihm die Unsterblichkeit sehr zweifelhaft ist, so soll der Mensch seine Vernunft dazu anwenden, sich zu verschaffen was am meisten zu seinem Glück dient, d. h. was ihm eine dauernde Reihe der angenehmsten Empfindungen oder Genüsse bietet. — Noch einen Schritt weiter ging der uns bereits bekannte Lord Chesterfield, der in den Briefen an seinen Sohn „ein Lehrbuch höfischer Moral und aristokratisch kalter Weltklugheit" in gefeilter Form aber ohne Rücksicht auf Tugend und Sittlichkeit hinterlassen hat (S. 57). Unter den Anweisungen zu weltmännischer Bildung vergißt er auch nicht die Kunst, die Frauen zu verführen. „Reine Menschenliebe", sagt Schlosser, „Aufopferung für Andere, wie Alles, was wir eine Wirkung der Gottesgegenwart im menschlichen Geiste nennen, leitet Bolingbroke von der Selbstliebe ab, er erkennt keine nur im Geiste gegenwärtige, nicht an Zeit und Raum gefesselte Welt an." Vor seinem philosophischen und kritischen Verstande finden die Schöpfungen des Mittelalters, die eine spätere Generation als die Ideale der Menschheit bewunderte, keine Geltung.

Der Bolingbroke'sche Kreis. Bolingbroke war der Mittelpunkt einer Anzahl geistreicher, witziger Schriftsteller, unter denen, außer dem uns schon bekannten Prior, Arbuthnot, Pope und Swift die erste Stelle einnehmen. Wie Bolingbroke selbst der Stuartschen Opposition angehörend verhalten sie sich satirisch und polemisch gegen die herrschende Parteirichtung. So verfaßte John Arbuthnot, Leibarzt der Königin Anna, unter dem Titel „Geschichte John Bulls" eine allegorische Schrift mit der Absicht, Marlborough und die Whigs lächerlich zu machen und dem Volke den Krieg gegen Frankreich zu verleiden, sowie eine Satire „Memoiren des Martinus Scriblerus", worin nach Art des Don Quixote die Pedanten, scholastische Gelehrten und fanatische Anhänger des Alten unter der Führung eines Zunfthelden ausziehen, um das Reich der Finsterniß und der Dummheit wieder herzustellen, eine Schrift, die das gemeinsame Werk der drei befreundeten Schriftsteller gewesen zu sein scheint. Auch hier wird, wie bei Bolingbroke die Lehre des gesunden Menschenverstandes, das Zweckmäßige und Nützliche dem Verjährten und Veralteten entgegengesetzt, die moderne Aufklärung wider die unfruchtbaren Studien und den Schlendrian des Herkommens ins Feld geführt, die scholastische Gelehrsamkeit durch den Rationalismus des Zeitalters bekämpft.

Arbuthnot 1675—1735.

Pope 1688—1744. Wie Bolingbroke auf dem Gebiete der Lebensphilosophie der gebildeten aristokratischen Stände als Fahnenträger auftrat, so im Reiche der Dichtung sein Freund und Gesinnungsgenosse Alexander Pope. Gleich seinem Vater, einem wohlhabenden Kaufmann und eifrigen Jacobiten der katholischen Kirche angehörend, war er von Jugend an auf die Seite der Opposition gegen das herrschende System gewiesen; doch war sein

Ehrgeiz, seine Eitelkeit, sein Streben zu den vornehmen Kreisen, unter die „Ritter vom Geist" gezählt zu werden, zu stark, als daß er sich zu der Partei der Unzufriedenen hätte stellen, mit dem Häuflein der religiös-politischen Dunkelmänner gemeinschaftliche Sache machen sollen. Vielmehr lenkte Pope, der schon als frühreifer Knabe sich in der Dichtkunst geübt und durch unermüdlichen Fleiß und Studium sich alle Schätze der schönen Literatur angeeignet hatte, mit vollen Segeln in das Fahrwasser der Aufklärung und der modernen Weisheit ein und nahm seine Stellung unter der Geistesaristokratie der Zeit, wo Ehre, Ansehen und Geld zu erlangen war. Pope war nur ein Dichter zweiten Ranges, aber die äußeren Vorzüge, die Schönheit der Form, die Klarheit und Correctheit der Sprache und Darstellung, die leichte elegante Ausdrucksweise, welche den Schriften Bolingbroke's so große Bewunderung verschafften, machten auch ihn zum gefeierten Lieblingsdichter der Nation. Er wird der „Fürst der Reime und der große Verstandesdichter" genannt. Wie Boileau, sein Vorbild handhabte auch Pope Versbau, Diction und poetischen Vortrag mit meisterhafter Virtuosität und Technik, aber in die tiefen Regionen, wo die Ideen, die Gefühle, die schaffende Phantasie ihren Sitz haben, vermochte er nicht einzudringen. Seine Muse bewegt sich am liebsten auf der Oberfläche, wo man mit dem selbstgefälligen Bewußtsein der eigenen Ueberlegenheit eine gewisse ironische und kritische Seelenstimmung gegen die Wirklichkeit ins Feld führen, gegenüber der Welt durch Bemerkungen und Reflexionen eine leichte Opposition kund geben kann, mag nun der Poet in „Schäfergedichten" eine idyllische Idealwelt schildern und in „Elegien" beklagen, daß diese Idealwelt aus der Wirklichkeit verschwunden sei, mag er in dem „Versuch über die Kritik" mit glatten wohlklingenden Versen ein Lehrgedicht im Sinne der modernen Geschmacksrichtung und schriftstellerischen Composition nach Boileaus Poetik aufstellen oder in der gereimten „Epistel Heloisens an Abälard" in rhetorischem Pathos die Macht und das Glück der Liebe schildern, oder mag er in seinen satirischen Arbeiten, dem „Lockenraub" und der „Dunciade" mit heiterem Spott das kleinliche Treiben des gesellschaftlichen Lebens und die lächerlichen oder thörichten Erscheinungen des Tages in der Gestalt des ernsten Epos vorführen. Selbst die vielgefeierte Uebersetzung der homerischen Dichtungen in gereimten Jamben ist nur ein Versuch, die bewunderte Würde und erhabene Schönheit des alten ionischen Sängers zurücktreten zu lassen gegenüber der leichten Grazie moderner Kunstdichtung. Die Ilias, die Pope selbst übersetzte, und die Odyssee, die er mit Beihülfe Anderer bearbeitete, brachten dem englischen Dichter nicht nur Ruhm, sondern auch solche Geldsummen, daß er sich in Twickenham ein Landgut kaufen und mit den vornehmen Klassen des Adels und der Gentry auf gleichem Fuß verkehren konnte. Mit- und Nachwelt bewunderte den modernisirten Homer; aber wie weit steht die Pope'sche Uebersetzung an Kenntniß der griechischen Sprache und des Alterthums hinter der Voßschen zurück! Die Verachtung gelehrten Wissens rächte sich. „Es fehlt dieser gereimten und in jeder Zeile verschönerten Ilias", heißt es in Schlossers strengem Urtheil, „wie den englischen Kreisen, alle Natur, alle Einfalt, alles Griechische, der Dichter hat das Colorit der alten Zeiten und fremden Gegenden verwischt, um ein anderes, das dem Engländer schöner scheint, aufzutragen. Der alte griechische Patriarch erscheint als vornehmer Engländer, und zwar nach der neuen französischen Mode geputzt; er tritt mit theatralischem Pomp hervor, und die ganze feine Welt, an Flitter und Schminke gewöhnt, steht staunend da und klatscht."

Unter Pope's poetischen Werken hat sich keines eines solchen Beifalls zu erfreuen gehabt als das komische Epos „der Lockenraub", bei dem ihm Boileaus „Chorpult" vor Augen schwebte. Ein Scherz aus der guten Gesellschaft bildet die Unterlage zu einem luftigen Bauwerk von graziöser Construction und farbenreichen Stoffen. Ein Lord

Lockenraub und Versuch über den Menschen.

hat einer jungen schönen Dame eine ihrer vielbewunderten Haarlocken unvermerkt mit der Scheere abgeschnitten. Der Kummer und Schmerz der Gekränkten führt zu einem Krieg in der hohen Gesellschaft, in den die guten und bösen Genien der Elfen- und Gnomenwelt, die allegorischen Begriffswesen von Lust und Pein, von Freude und Mißlaune und von allen großen und kleinen Leidenschaften der menschlichen Seele eingeflochten werden und worin die gesellschaftliche Unterhaltung mit Kartenspiel, mit Speisen und Getränken und mit dem ganzen Gefolge von Gecken, Koketten, von Cavalieren und Zofen sich regt und bewegt, bis die geraubte Locke als strahlender Stern auffsteigt und die beleidigte Schöne vor Stolz und Glück aufjubelt. Der Contrast zwischen dem geringfügigen Inhalt und dem mächtigen Aufbau in Form und Sprache ist ein „ergötzliches Genrebild im großen Frescostil", eine „witzige Parodie des Erhabenen", die um so anziehender wirkt, „je feiner und frischer der Dichter seine luftigen Götter und seine pedantisch zierlichen Heroen gezeichnet hat". Weit geringer an Werth und dunkel durch Allegorien und Anspielungen ist ein anderes komisches Epos, die „Dunciade", worin Pope einen literarischen Gegner zum Helden der Pedanten und Zopfgelehrten auserkoren und alle seine Feinde und Widersacher mit dem Gift seines Spottes und Witzes überschüttet hat. Denn in dem kleinen verwachsenen eiteln und ehrgeizigen Jünger der Philosophen und Musen lebte eine leidenschaftliche reizbare Seele; wer nicht mit ihm übereinstimmte, wurde als Dummkopf behandelt. In dem Lehrgedicht „Versuch über den Menschen" in vier Briefen trägt Pope die Ansichten und Doctrinen eines Shaftesbury, eines Bolingbroke und der Deisten über Welt und Menschheit in zierlichen Versen vor. Trotz aller Uebel, die der kurzsichtige und flüchtige Betrachter wahrnehme, sei die Welt wie sie ist ein Werk der Weisheit voll innerer Harmonie und Vollkommenheit, welches alle Bedingungen menschlicher Glückseligkeit in sich trage. „Die Tugend allein mache das Glück; die Vollendung der Tugend und des Glücks bestehe in der Eintracht mit Gottes Weltordnung. Alle unsere Weisheit heiße: kenne dich selbst." Diese Theodicee in Versen trägt so sehr den Charakter philosophischer Selbstgefälligkeit und eudämonistischer Weltanschauung an der Stirn, daß Pope selbst sich veranlaßt fand, den Vorwurf einer Hinneigung zum Unglauben und Fatalismus von sich abzuwenden; er bezeichnete Bolingbroke als den „Meister des Dichters und des Gesangs", dessen Ansichten er wiedergegeben.

Pope's Dichterschule. Pope hat nicht blos in der Menschenwelt, sondern auch in der Natur nach Motiven für seine zierlichen Verse geforscht. Seine „Schäfergedichte" und sein „Wald von Windsor" gaben Zeugniß von seinem empfänglichen Natursinn. In dieser Richtung wurde er Vorbild für einen andern Dichter, dessen Einfluß auf die deutsche Literatur

Thomson 1700–1748. wir schon früher erwähnt haben (XII, 772), für James Thomson, Sohn eines presbyterianischen Geistlichen aus Schottland. Das beschreibende Lehrgedicht „die Jahreszeiten", von dem man mit Recht rühmen kann, daß die elegisch-idyllischen Verse „Wahrheit und Anschaulichkeit und musikalische Schönheit haben, daß sie aus den Bewegungen und Stimmungen der Natur sympathisch den lebendigen Widerklang der menschlichen Stimmungen und Seelenbewegungen heraushören lassen", wurde mit großem Beifall aufgenommen, übersetzt, nachgeahmt. Besonders machte das Werk großen Eindruck auf die deutschen Dichter Brockes, Haller, Klopstock, und auch der Tonkünstler Haydn entnahm demselben Text und Motive für sein großes Tonstück von gleichem Titel. Diese allgemeine Bewunderung rührte theils von den Vorzügen des Gedichts, theils von der Zeitstimmung her. „Der sentimentale Hang zur Natur, aus dem es entsprungen ist, und die religiöse Feierlichkeit des Grundtons, der dann aber wieder lieblich bald in still-elegische, bald in anmuthig-idyllische Klänge hinüberklingt, fanden in dieser Zeit, die von der religiösen Dichtung Milton's und Klopstock's bewegt war, und in der die Vor-

ahnungen Rousseau's und des Goethe'schen Werther schlummerten, den begeistertsten Widerhall," wie wenig auch eine Poesie, die blos in Schilderungen und Tonbildern hervortritt, der jede fortschreitende Handlung fehlt, dem Ideal eines Kunstwerks entspricht. Die übrigen Gedichte Thomsons, sowohl die Märchenallegorie „Schloß der Trägheit", zum Preis der Kunst und Wissenschaft, als das „Gedicht über die Freiheit", politische und moralische Betrachtungen über alte und neue Zeiten enthaltend, sind ohne hervorragenden Werth. Wie Thomson so hat auch ein anderer von Pope angeregter Dichter, Edward Young, ein englischer Geistlicher auf die deutsche Poesie der Klopstock'schen Zeit stark eingewirkt (XII, 981). Nicht ohne Talent und Phantasie aber weit entfernt von dem Formsinn und der dichterischen Gewandtheit Pope's hat Young weder durch seine religiöse Dichtung „der jüngste Tag" nach Miltonschem Vorbilde, noch durch seine Satiren auf die Zeitrichtung sich großen Beifall zu erwerben vermocht; erst als er der düstern Seelenstimmung, zu der er durch eigene harte Lebensschicksale geführt ward, in den schwermüthigen „Nachtgedanken" Ausdruck gab, fanden die elegischen Klagetöne über die Eitelkeit und Hinfälligkeit der Erdengüter und die tröstende Hinweisung auf die Kraft und die Verheißungen des christlichen Glaubens, Anklang und eine günstige Aufnahme bei den sympathisch gestimmten Zeitgenossen. In einer Zeit, da die kritische Verstandesrichtung so allgemein die Herrschaft behauptete, waren die Betrachtungen und Herzensergießungen, die aus der Tiefe und Inbrunst des Gemüthes hervorquollen, Mißtöne zu der in England und Frankreich dominirenden Seelenstimmung; aber gerade dieser Contrast verschaffte dem Werk Eingang und Bedeutung. „Die Resignation" ist ein trüber Nachklang der „Nachtgedanken." — Von noch größerem Einfluß als die Dichtungen von Thomson und Young auf die Gemüthsstimmung der Zeit namentlich in Deutschland war ein Buch, das unter dem Titel „Bruchstücke alter Poesie gesammelt in den Hochlanden und übersetzt aus der gaelischen und ersischen Sprache" zum erstenmal im J. 1760, dann in neuer Auflage zu Edinburg im Druck erschien, nach der Versicherung des Herausgebers James Macpherson, Gesänge des schottischen Sängers Ossian, Fingals Sohn (IV, 724), wie sie sich im Volksmund und in alten Handschriften erhalten hätten. Diese Dichtungen wurden mit begeisterter Bewunderung aufgenommen und bald in alle europäischen Sprachen übersetzt. Es ist aus Werther's Leiden bekannt genug, wie mächtig die elegischen Gesänge des alten blinden Barden auf den sturmumbrausten Höhen des nördlichen Caledoniens in die weichen empfänglichen Seelen eindrangen. In der Folge verlor sich die Begeisterung, als nach langen literarischen Kämpfen die Zweifel über die Echtheit der Gedichte, trotz des patriotischen Eifers der Schotten immer unabweislicher wurden. Heut zu Tage ist kritisch festgestellt, „daß die sogenannten Lieder Ossians freie Schöpfungen Macpherson's sind nach Wendungen und Motiven einzelner hochländischer Volkslieder, besonders aber irischer Sagen und Liedermärchen." Dennoch haben die Ossianschen Gesänge mit ihren gewaltigen bilderreichen Naturschilderungen bis auf den heutigen Tag ihre Bedeutung nicht ganz verloren, und man begreift leicht, wie sehr in der Wertherschen Zeit die unbefriedigten, sehnsuchtsvollen, nach Natur und Freiheit lechzenden jugendlichen Gemüther sich von dieser schwermüthigen Bardendichtung angezogen fühlen mußten. „Hier ist ja derselbe wehmüthige und sehnsüchtige Grundton und derselbe idyllische Hang nach der einsamen Mächtigkeit landschaftlicher Natur und nach den tadellosen Menschen einer reineren Vorzeit, wie bei Thomson und Young, wie in den bebänderten Schäfergedichten Pope's und Geßners und wie in den grübelnden Träumereien der Rousseau'schen Urweltsbegeisterung." Wir werden später erfahren, wie die Erfolge Macphersons einen jungen englischen Dichter, Chatterton zu ähnlichen Nachbildungen führten.

Young 1681—1765.

Macpherson 1738—1796.

5. Swift und seine Satiren.

Jonathan Swift 1667—1745. Um die Zeit, da Königin Anna sich den Tories zuwandte und Lord Bolingbroke der einflußreichste Mann in England war, schloß sich ein Geistlicher an ihn an, der bisher ein entschiedener Anhänger der Whigpartei gewesen war, Jonathan Swift, geboren in Dublin, von Mutterseite ein Verwandter Sir William Temples. Die Häupter der Tories nahmen den Mann, der sich bereits eines großen Rufes als Satiriker erfreute und früher durch eine kleine politische Schrift über die bürgerlichen Kämpfe in Athen und Rom das bedrängte Whig-Ministerium unter Lord Somers gestärkt und befestigt hatte, mit offenen Armen auf, sie verschafften ihm die Stelle eines Dechanten von St. Patrick in Dublin und Swift unterstützte die neuen Parteigenossen in der Zeitschrift „The Examiner" mit dem Eifer eines Renegaten. Der brennende Ehrgeiz seiner Seele hatte ihn zu dem Schritt geführt. Ohne Vermögen und unbefriedigt von der Wirksamkeit eines Landgeistlichen trachtete er nach einem Bisthum, um im Oberhaus der staatsmännischen Neigung, die durch den mehrjährigen Umgang mit Lord Temple in ihm erzeugt worden war, Folge geben zu können. Er erreichte seine Absicht nicht; nach dem Falle der Tories nach Irland zurückkehrend führte er ein unglückliches Leben, geknickt durch getäuschte Hoffnungen und zerrissen durch Leidenschaft und Seelenschmerz. Er hatte zu Esther Johnson, der Tochter eines Gutsverwalters von Temple eine heftige Zuneigung gefaßt und ihr unter dem Namen Stella in Briefen und Tagebüchern die leidenschaftlichsten Liebesergüsse gewidmet. Nach einiger Zeit entbrannte er von gleicher Gluth zu einer anderen jungen Dame, bekannt unter dem Namen Vanessa. Daraus gingen herzzerreißende Verhältnisse hervor. Stella, von Eifersucht gemartert bewirkte, daß Swift sich ohne Zeugen mit ihr vermählte. Die Entdeckung der heimlichen Ehe und eine leidenschaftliche Scene mit dem Geliebten warfen Vanessa in ein hitziges Fieber, das ihr den Tod brachte. Auch Stella starb einige Zeit nachher am gebrochenen Herzen. Diese Leidensgeschichte, die Swift selbst zur Grundlage eines allegorischen Gedichts „Cadenus und Vanessa" machte, verbunden mit der nervösen Reizbarkeit seiner Natur und der Verbitterung über sein verfehltes Leben und seinen getäuschten Ehrgeiz wirkte so erschütternd auf den Geist des Dichters, daß er gegen das Ende seines Lebens in eine schmerzhafte chronische Krankheit verfiel, die an geistige Zerrüttung grenzte, und daß er in den letzten drei Jahren menschenscheu wurde und fast nie ein Wort sprach. Ich sterbe wie dieser Baum, sagte er einst, als er eine Ulme mit zerschmetterter Krone sah.

Die Briefe des Tuchhändlers und das Märchen von der Tonne. In diesen Lebensschicksalen voll Täuschungen und gescheiterter Wünsche und Hoffnungen liegt der Schlüssel zu der Satire und humoristischen Polemik, womit Swift die widerspruchsvolle Welt verfolgt. Der Groll über die Widerwärtigkeiten des Schicksals, die ihn das Ziel seines Ehrgeizes nicht erreichen ließen, die ihm die Möglichkeit raubten, seine großen Talente in entsprechender Weise zu entfalten, führte ihn zur satirischen Verhöhnung der bestehenden Zustände, der Mißbräuche im Staatswesen, der Verderbnisse und Verfälschungen in der Kirche, der Verkehrtheiten in der menschlichen Gesellschaft. In den letzten Regierungsjahren Georgs I. sollte in Irland eine neue Münze eingeführt werden. Um der Herzogin von Kendal, der königlichen Geliebten (XII, 891 f.) sich gefällig zu erweisen, übertrug das Ministerium Walpole die Prägung einem William Wood, der geringhaltige Scheidemünzen anfertigte und mit der Mätresse den aus dem Geschäfte entfließenden Gewinn theilte. Da erschien eine Reihe von Briefen eines M. B. Tuchhändlers in Dublin über William Woods verfälschte Münzen, eine politisch-polemische Schrift, die das größte Aufsehen erregte. Man errieth bald den anonymen Verfasser der „Briefe eines Tuchhändlers" und der Dechant von St. Patrick war seitdem

der gefeiertste Mann der Irländer, die ihn früher eben so wenig leiden mochten, als er sie. Vergebens suchte die Regierung den Eindruck niederzuschlagen, indem sie durch die Londoner Münzverwaltung, an deren Spitze damals Isaac Newton stand, die geprägten Stücke prüfen und für vollgültig erklären ließ, vergebens setzte sie auf die Entdeckung des Verfassers einen Preis; die Aufregung, durch neue Flugschriften und Satiren lebendig erhalten, äußerte sich so nachdrücklich, daß die Regierung nachgeben mußte. Woods Patent wurde zurückgezogen. In denselben Jahren erschien auch das „Märchen von der Tonne" (The tale of the tube), eine übermüthige Parodie der christlichen Bekenntnisse und Glaubenslehren. An der Erzählung von drei zu gleicher Zeit gebornen Brüdern Peter, Martin und Jack (Papst, Luther, Calvin), denen der Vater beim Sterben nichts hinterlassen als drei Röcke, die genau nach den in einem Testament gegebenen Bestimmungen eingerichtet, getragen und reingehalten werden sollten, zeigt der anglicanische Geistliche mit einschneidender Ironie und satirischem Humor, wie durch kluge Interpretirungskunst der testamentarischen Aussprüche, durch Unterscheidung einer überlieferten und einer schriftlichen Urkunde, durch symbolische und allegorische Deutung der Ausdrücke und endlich durch Einschließung und Bewahrung des ursprünglichen Documents die Möglichkeit geschaffen ward, die Röcke stets nach der herrschenden Mode einzurichten, ohne daß man doch eine offenkundige Fälschung hätte nachweisen können. Als Peter, der klügste unter den Brüdern, stolz und hoffärtig geworden, drei Hüte auf den Kopf gestülpt, einen Schlüsselbund im Gürtel und eine Angelruthe in der Hand getragen, die großartigsten Lügen vorgebracht und mit Eiden und Flüchen für volle Wahrheit ausgegeben, hätten sich Martin und Jack von ihm getrennt und die Röcke wieder nach der ursprünglichen Bestimmung des Testaments herzustellen gesucht, seien aber bei dem Werk wieder unter einander in Streit gerathen, indem Martin noch einen Theil des späteren Schmuckwerks stehen ließ, Jack dagegen, über welchen der anglicanische Dechant die ganze Fülle seiner derben satirischen Lauge ausgießt, so ungestüm im Auftrennen und Abreißen war, daß das ganze Gewand zuletzt in Fetzen zerfiel. Die Parodie ist zunächst nur gegen die römisch-katholische, lutherische und calvinische Kirche gerichtet; die anglicanische wird nicht berührt und das Christenthum selbst bleibt bei Ehren. Aber schon Voltaire machte die Bemerkung, die Ruthen, womit die Söhne gezüchtigt würden, seien lange genug, um auch mitunter den Vater zu treffen. In den Digressionen, von denen die lockere Composition des Märchens durchbrochen ist, werden manche Hiebe gegen Gelehrte geführt, wie Swift sich denn in dem Streite Boyle's (Grafen von Offory) gegen Bentley auf Seiten des ersteren stellte und von dem streitfertigen Philologen sagte, „er habe ein Buch von beinahe tausend Seiten mit einer unermeßlichen Gelehrsamkeit angefüllt, um uns eine vollständige und wahrhafte Nachricht von einem gewissen höchst wichtigen Streit zwischen ihm und einem Buchhändler zu geben".

Die größte Berühmtheit, die noch jetzt im Sprichwort nachklingt, erlangten die satirischen Schilderungen und Erzählungen, die als „Gulliver's Reisen" ihren Gang durch die Welt machten und in alle europäischen Sprachen übersetzt wurden. In dem Rahmen einer fabelhaften abenteuerlichen Reisebeschreibung, wie die ältere Literatur verschiedene Beispiele lieferte, stellt Swift eine Reihe von Bildern, Sittengemälden, Lebenserscheinungen zusammen, welche die Zustände der Zeit, die Anschauungen und Bestrebungen, die Thorheiten, Gebrechen und Laster der Menschen, die fehlerhaften Einrichtungen, Gebräuche, Vorurtheile der Gesellschaft, des Staats und einzelner Stände in komisch-phantastischen Formen, in Zerrbildern und Karikaturen der Einbildungskraft des Lesers vorführen. „Es sind eine Reihe bunt aneinander geknüpfter Schilderungen, in denen das dämmernde Zwielicht thatsächlicher Wirklichkeit und märchenhafter Wunderwelt reizvoll in einander schillert", aber die menschenverachtende weltfeindliche

Gulliver's Reisen.

Gemüthsstimmung des Autors mischte die Farben so, daß das Fratzenhafte und Häßliche, das Lächerliche und Gemeine allzu grell in die Augen springt. Man mag sich ergötzen, wenn in der Pygmäenwelt der Lilliputaner das Staats- und Gesellschaftsleben, das Treiben und die Factionskämpfe der politischen und kirchlichen Parteien als ein kindisches Spiel verspottet, die Kabalen, Bosheiten und verbrecherischen Leidenschaften am Hofe und in der hohen Beamtenwelt gegeißelt werden, wenn bei den Riesen von Brobdingnag die Sinnlichkeit, die Ausschweifungen, die rohe Menschennatur, die nur aufs Praktische und Nützliche gerichteten Anlagen, Triebe und Neigungen mit satirischer Lauge übergossen werden; aber wenn Swift mit einem Seitenblick auf Newton die mathematischen und naturwissenschaftlichen Studien mit seinen satirischen Pfeilen verfolgt, weil unter ihrer Hülle auch manchmal Schwindelei und Projektenmacherei ihr Spiel treiben, oder wenn er die Menschen als ein widerwärtiges Affengeschlecht darstellt, weniger edel und weise als Pferde und manche andere Thiere, so wendet man sich mit Widerwillen von einem Humor und einer skeptischen Weltanschauung, wobei nicht mehr der Schalk die Feder lenkt, sondern ein neidischer, bösartiger Dämon, nicht mehr gutmüthiger Spott, sondern gallichte Verbissenheit unter der satirischen Decke wirksam ist. In dieser Anlage und Seelenstimmung stand der Dechant von St. Patrick weit hinter Rabelais, dem „guten Pfarrer von Meudon" zurück, dem er sonst so manche Züge entlehnt hat. Den Schluß mag das Urtheil Hettners bilden: „Swift war wesentlich Pamphletist, freilich einer der größten und gewaltigsten, die jemals gelebt haben. Alle Eigenschaften, die zu dieser Art der Schriftstellerei gehören, standen ihm im reichsten Maß zu Gebot: Klarheit des Geistes, Kälte des Herzens, Rachsucht, gewissenlose Verleumdung, ein immer schlagfertiger Witz, eine genaue Kenntniß alles Gemeinen und Verwerflichen in der Menschennatur und eine wahrhaft bewunderungswürdige Beherrschung der Sprache, besonders in ihren mehr niedrigen und provinziellen Ausdrücken. Alle seine Schriften ohne Ausnahme sind durch und durch von diesen Zügen erfüllt, der Unterschied ist nur, daß sich die einen gegen einzelne Persönlichkeiten, die anderen gegen ganze Sekten und Parteien, und noch andere gegen das ganze Menschengeschlecht wenden. Die Dinge erscheinen niemals wie sie an sich sind, sondern immer nur, wie sie sich in dem verzerrenden Hohlspiegel eines genialen, mit Gott und der Welt zerfallenen Sonderlings darstellen."

6. Die moralischen Wochenschriften und der Familienroman.

Der Tatler u. Spectator. Unter dem Namen Isaak Bickerstaff hatte Swift einen Astrologen und Kalendermacher John Partridge verspottet, der durch seine albernen Prophezeiungen den Aberglauben des Volks nährte. Der Name wurde schnell zum Gattungsbegriff, mit dem man alle witzigen, launischen, satirischen, humoristischen Auffassungen der Tageserscheinungen bezeichnete. Daher ließ Richard Steele, den wir bereits als Lustspieldichter kennen gelernt, als er nach einem lockeren vielbewegten Leben auf den Gedanken kam, eine periodische Schrift zu begründen, seine Wochenschrift „der Plauderer" (Tatler) unter diesem im Volksmund bekannten Namen erscheinen. So wenig Steele mit seinem „christlichen Helden", zu dem sein eigener Wandel in so grellem Widerspruch stand, und mit seinen moralisirenden Komödien Glück machte, so großen Erfolg erzielte er durch die unterhaltenden und belehrenden Zeitschriften, die er in Verbindung mit Joseph Addison in den Jahren 1709—1715 herausgab, zuerst unter dem Titel „Tatler", dann als „Spectator" und seit 1713 unter dem Namen „Guardian". Beide waren Männer von Talent und mannichfachen Kenntnissen. Hat doch Addison, der schon während seiner Studienzeit in Oxford sich eine tiefe Kenntniß der römischen Literatur

(Randnotizen: Steele 1671—1729. — Addison 1672—1719.)

erworben und durch eine Reise nach Frankreich und Italien seinen Geschmack gebildet hatte, durch lateinische Gedichte sich den Beifall Boileau's verdient. Beide, Steele und Addison, standen als Whigs mitten im politischen Leben ihrer Zeit und dienten der Partei als Redner, Beamte und Schriftsteller. Addison besang den Ryswicker Frieden und die Schlacht von Blenheim, und wie sehr er durch sein republikanisches Trauerspiel „Cato" den Parteieifer entflammte, haben wir früher gesehen. Beide waren eben so scharfe Beobachter der Tageserscheinungen, der Sitten, Geschmacksrichtungen und Lebensanschauungen der Zeitgenossen, als witzige und sprachgewandte Schriftsteller über alle Gegenstände, welche die Wißbegierde reizen oder der gesellschaftlichen Unterhaltung einen inhaltreicheren Stoff zuführen konnten. Die Politik war nicht ausgeschlossen, trat aber zurück hinter den „moralischen" Aufsätzen, worin alle Erscheinungen und Interessen des äußeren und inneren Lebens mit meisterhafter Darstellungsgabe, in schöner leichtfließender Sprache, mit fesselnder Kunstfertigkeit vorgeführt wurden. Es liegt in der Natur solcher Unterhaltungsliteratur, daß sie nicht in die Tiefe des menschlichen Daseins und Herzens hinabsteigt, über die wichtigsten Fragen oft mit leichter Oberflächlichkeit hingleitet, das Leben nicht mit dem Maßstabe stoischer oder puritanischer Rigorosität mißt, sondern im Lichte der Wirklichkeit darstellt und die Fehler, Gebrechen und Thorheiten mit heiterer Laune und Nachsicht straft; aber gerade deshalb fanden diese moralischen Wochen- und Zeitschriften so ungetheilten Beifall. Das allgemeine Urtheil der Engländer ist voll des Lobes und der Anerkennung sowohl über Tendenz und Wirkung des Inhalts, als insonderheit wegen des eleganten Stils im leichten Conversationston. Man schreibt ihnen „die heilsamste Umgestaltung des künstlerischen Geschmacks wie der gesammten sittlichen und politischen Denkart" zu. Der philosophischen Zeitrichtung entsprechend, suchten diese vermischten Aufsätze, die Taine „Predigten eines Laien" oder „Handbuch eines ehrlichen Mannes" nennen möchte, die gebildete Welt für Tugend uud Sittlichkeit, für Humanität und geläuterte Gottesfurcht zu gewinnen, Toleranz und Menschenliebe zu wecken und das Interesse für Kunst, Literatur und feinere Geselligkeit in weitere Kreise zu tragen. „In allen ihren Beobachtungen und Erzählungen lebt ein leichtes und fröhliches Herz", urtheilt Hettner, „das nicht gerade die tiefsten und schwierigsten Fragen des menschlichen Denkens und Handelns ergreift, aber immer unterhaltend, anregend, meist auch erschöpfend vor sich hinplaudert". Noch bis zur Stunde gelten Addisons Aufsätze, Schilderungen, Sittengemälde, Charakterbilder von Welt und Menschen in den verschiedenen Lagen und Verhältnissen des Lebens als Musterstücke vollendeter Prosa. Steele selbst rühmt von seinem Freunde, daß er Leben und Sitten nie idealisire, sich streng an die Natur halte und durch heitern Humor den häuslichen Scenen und den Erscheinungen der Wirklichkeit Reiz und Interesse verleihe. Um die Zeit des Utrechter Friedens ließen sich die beiden Schriftsteller zu tief in die Politik ein, wodurch ihre Zeitschriften einen andern Charakter bekamen. Addison brachte seinen „Cato" auf die Bühne, eine Schutzrede für Freiheit, Republicanismus und Vaterlandsliebe in whiggistischem Geiste, aber als Kunstwerk unnatürlich, kalt und rhetorisch. Steele verfocht in seinen Zeitschriften wie als Parlamentsredner die Sache seiner Parteigenossen, insbesondere die hannoversche Succession mit solchem Eifer, daß er aus dem Unterhause ausgestoßen ward. Dafür gelangte er unter Georg I. zu hohen Ehren und Addison wurde erster Staatssecretär.

In dem politischen Parteileben der Stuart-Oranischen Zeit spielte ein Mann eine hervorragende Rolle, der aus bürgerlichen Dissenterkreisen hervorgegangen, in Wort und Schrift für religiöse und politische Freiheit, für Volkswohl und Recht wirkte — Daniel Defoe, einer der geistreichsten Köpfe dieser gährenden Zeit. Unter Jacob II. flüchtig und verfolgt, unter Anna von der hochkirchlichen Hierarchie wegen einer satirischen Flug- Defoe 1661—1731.

schrift zum Pranger und Kerker verurtheilt, hielt der charakterfeste Mann dennoch standhaft zu der nationalen Partei, wirkte für die Vereinigung von England und Schottland und für die hannoversche Thronfolge, verfaßte Gedichte, die das Volk mit Begeisterung sang, schrieb Satiren, Streitschriften und politische Aufsätze von einschneidender Kraft und Wirkung. Aber er blieb arm und unbelohnt. Mit der schmerzerfüllten Flugschrift: Aufruf an Ehre und Gerechtigkeit" nahm er im Jahre 1715 Abschied von der Politik und wandte sich einer anderen Thätigkeit zu, die ihm mehr Frucht und Anerkennung bringen sollte. Nach einigen Schriften gemeinnützigen Inhalts veröffentlichte er 1719 das Buch, das seinen Namen in der ganzen Welt bekannt machte: „Das Leben und die seltsamen Abenteuer Robinson Crusoe's", eine auf die Erlebnisse eines schottischen Matrosen Alexander Selkirk auf der Südseeinsel Juan Fernandez gegründete Seefahrergeschichte von anregendem, fesselndem Inhalt und meisterhafter Form, ein Buch, das durch die psychologische Charakterzeichnung und die lebendige Kleinmalerei in ausführlicher Breite die Phantasie beschäftigt und das Interesse weckt. Wahrheit und Dichtung zu einem künstlerischen Ganzen verbindend, hat der Robinson Crusoe in einer Zeit der Seeunternehmungen und Entdeckungsreisen auf die ganze Welt einen mächtigen Zauber geübt und besonders die Einbildungskraft der Jugend angeregt und in Spannung gesetzt. Es wurde schon erwähnt (XII, 975), wie sehr das lebensvolle Gemälde einer Entwicklungsgeschichte aus dem ersten hülflosen Naturzustande durch Benutzen und Ergreifen jeder sich darbietenden Erfahrung zum Gemeinde- und Staatsleben allenthalben Anklang und Nachahmung fand. Dasselbe wurde in alle Sprachen übersetzt, bearbeitet, nachgeahmt und in der ganzen Welt mit Begierde gelesen. Der Roman war die praktische Anwendung der zeitphilosophischen Ideen über den Bildungsgang des Menschen, der Gesellschaft, des Gemeinwesens auf Grund der Toleranz, der Nächstenliebe, der Tugend und Humanität. „Robinson ist das Beispiel und Spiegelbild der ganzen Menschheit; seine Insel eine Welt im Kleinen." Die Fortsetzungen, die Defoe dem ersten Buche folgen ließ, stehen an Bedeutung und Interesse weit zurück. Sie bauten die Brücke zu den zahllosen Uebertreibungen der „fabulirenden Robinsonaden", während von den Ausführungen des ersten Theils die pädagogische Jugendliteratur ihren Ausgang nahm.

Die moralische und humoristische Romanliteratur. Nachdem Steele und Addison in ihren Wochenschriften den Sinn für das wirkliche Leben, für die Vorgänge und Erscheinungen in Haus und Familie, in Stadt und Land, in Kirche, Theater und Gesellschaft geweckt und die Muse der Poesie von der Höhe der Heldengeschichte und der Romantik oder der erkünstelten Naturschilderung in die realistische Menschenwelt eingeführt hatten, war es nur ein natürliches Fortschreiten auf dem angebahnten Wege, wenn dieses reiche Leben der Wirklichkeit, wie es sich in den Ereignissen und Vorfällen des Tages, in dem Gemeinwesen, in der bürgerlichen Gesellschaft wie in den Wechselbeziehungen des Gemüths und der Seele entfaltet, zur Grundlage ausführlicherer Darstellungen in erzählender Form gemacht wurde. So entstand der neue Familienroman, der an die Stelle der geschraubten, schwülstigen, breiten Erzählungen der früheren Periode eine neue Welt einführte, worin in das Gewebe erdichteter Schicksale und Lebensentwickelungen Gefühle, Charakterschilderungen, Lehren der Tugend und Sittlichkeit, moralisirende Betrachtungen zum Nutzen und Frommen des Lesepublicums eingeflochten waren. Unter diesen sentimentalen Romanschriftstellern, die durch ergreifende Darstellung idealer Lebens- und Charakterbilder aus der Phantasie Gefühl, Empfindsamkeit und Sinn für eine gehobene Seelenstimmung zu erwecken suchten, den Roman „aus der unbestimmten Nebelwelt phantastischer Abenteuer in die unmittelbare Wirklichkeit einführten", ihn zu einer „Naturgeschichte der Seele" ausbildeten,

Richardson 1689—1761. steht Samuel Richardson in erster Linie. Aus einer geringen Handwerkerfamilie

hervorgegangen und als Buchdrucker lange ein ärmliches Dasein führend, hat der strebsame, eingezogene, schlicht bürgerliche Mann mit Fleiß und Anstrengung sich die Kenntnisse angeeignet, die seiner natürlichen Anlage zum Erfinden und Fabuliren beigesellt, ihm ein fruchtbares Saatfeld für Beobachtungen, Schilderungen, Reflexionen boten; ein kleiner nervöser Mann von schwacher Gesundheit, der am liebsten mit Frauen verkehrte. Sein erster Roman „Pamela oder die belohnte Tugend, eine Reihe von Briefen einer jungen schönen Dame, veröffentlicht in der Absicht, die Grundsätze der Tugend und der Religion in den Gemüthern der jungen Leute zu pflegen" u. s. w., wurde rasch ein Lieblingsbuch der bürgerlichen Kreise Englands, in denen sich die dichterischen Gebilde des Autors bewegten. Die Höhe seines Ruhmes erstieg aber Richardson durch einen achtbändigen Roman, welcher den bezeichnenden Titel führte: „Clarissa oder die Geschichte eines jungen Mädchens, die wichtigsten Beziehungen des Familienlebens umfassend und insbesondere die Mißfälle enthüllend, die daraus entstehen, wenn Eltern und Kinder in Heirathsangelegenheiten nicht vorsichtig sind". Dieses weitverbreitete Buch, das vielfach nachgeahmt, übersetzt, neu bearbeitet und verkürzt ward, hat seinen Hauptreiz in der Charakterzeichnung der Clarissa, eines weiblichen Ideals und ihres Geliebten und Verführers Lovelace, eines Gentleman, der alle Laster und Vorzüge der vornehmen Gesellschaft besitzt, ein Wüstling und Verbrecher, und doch liebenswürdig und anziehend, der keinen höhern Triumph kennt als die ihm widerstrebende Tugend zu besiegen. Das Gegenstück zu Lovelace bildet Sir Charles Grandison, der Held des dritten Romans in sechs Bänden, das Bild eines christlichen Mannes wie er sein soll. Aber dieses männliche Idealbild ist weniger gelungen als das weibliche in Clarissa, und wenn gleich auch der „Grandison" treffliche Charakterzeichnungen enthält, steht er doch an Interesse den andern nach. Lange Zeit war Richardson der gefeiertste Schriftsteller; die Namen seiner Helden und Heldinnen waren in Aller Mund; er wurde sogar als Moralschriftsteller auf der Kanzel empfohlen; und französische und deutsche Autoren schöpften aus seinen Werken. Allein wie sehr man die dichterische Gestaltungskraft in der Durchführung seiner Charaktere, die Klarheit und Lebendigkeit in der Schilderung der Gefühlswelt und des menschlichen Herzens wie der äußerlichen Scenen und Situationen rühmen mag, eine künstlerische Idealität hat er nicht erreicht; die moralisirende und lehrhafte Tendenz tritt mit zu großer Absichtlichkeit hervor; „wir entfliehen nirgends der gemeinen Erdenschwere des alltäglichen Pfahlbürgerthums. Statt der gluthvollen Worte des Dichters hören wir meist nur die priesterliche Salbung des Predigers". Die Darstellung ist zu umständlich und breit, die psychologischen Ausmalungen leiden an Uebertreibung und Unnatur; den Tugendbildern fehlt der reale Untergrund, der Seele des Dichters die begeisternde Wärme der eigenen Ueberzeugung, den mit so großem Aufwand von Pathos und Rhetorik vorgeführten Morallehren und sittlichen Idealen der Stempel der Wahrheit und absichtslosen Unschuld. Die schönen Seelen, deren Conflicte mit der Welt so rührend und mit so großer Gefühlseligkeit und Empfindsamkeit ausgemalt werden, sind sich ihrer Tugend allzu klar bewußt.

Richardsons Romane bewegten sich in einer zu einseitig beschränkten Sphäre, seine Charaktere waren zu sehr nach der Regel und Schablone einer überlegten Sitten- und Tugendlehre für bürgerliche Lebenskreise entworfen, als daß sie nicht zum Widerspruch hätten reizen, den Gegensatz einer andern Lebensauffassung hervorrufen sollen. Dies geschah in wirksamster Weise durch Heinrich Fielding, der in seinem Lebensgang wie in seiner schriftstellerischen Richtung ganz andere Wege einschlug und mit seinem berühmten Zeitgenossen innerlich und äußerlich im Verhältniß eines feindlichen Gegensatzes stand. Von guter Familie stammend, hat Fielding durch Leichtsinn, Verschwendung und ausschweifendes regelloses Leben, wobei er aber immer seine ehrliche

Fielding 1707—1754.

gutmüthige und menschenfreundliche Natur und einen unverwüstlichen Humor bewahrte, sein Vermögen und seine Lebenskraft zerrüttet, so daß er im besten Mannesalter auf einer zur Herstellung seiner Gesundheit unternommenen Reise nach einem südlichen Himmelsstrich in Lissabon starb, nachdem er einige Jahre das Amt eines Friedensrichters von Westminster und Middlesex mit Gerechtigkeit und Uneigennützigkeit verwaltet hatte. Von Fieldings Romanen, unter denen „die Geschichte Tom Jones'" in erster, die „Geschichte von Josep Andrews" und „Amelia" in zweiter Linie stehen, urtheilt Hettner: „Ueberall ist es sein Bestreben, der Heuchelei durch sarkastischen Witz die heuchlerische Maske zu nehmen. Gleißende und äußerlich anständige Charaktere, die aber innerlich hohl und lasterhaft sind, werden entlarvt; liebenswürdige Vagabunden, von der Welt verkannt und mißachtet, kommen zu Ehren und erlangen die Siegeskrone; unbefangene, frisch in den Tag hineinlebende Menschen mit allerlei Launen und Tollheiten, aber voll und ganz, selbstzufrieden auf sich gestellt, ohne Grübeln nnd Zweifeln". Fielding zeichnet die Menschenwelt in ihrer Wirklichkeit, worin sich Tugend und Laster das Gegengewicht hält, wenn auch in einzelnen Naturen das Gute oder das Böse überwiegt, mit einer wunderbaren Naturwahrheit und Kenntniß des menschlichen Herzens und in höchster Kunstvollendung; und wenn gleich seine Romane nicht als Moralspiegel dienen können, wenn er wie die niederländischen Maler mit Vorliebe Scenen aus dem gemeinen Leben vorführt, so ist die Tugend selbst bei ihm doch nie Gegenstand der Satire. „Wo immer Tom Jones einen Fehltritt begeht, wird er jederzeit durch tausend Verlegenheiten und üble Folgen bestraft; die unnachsichtlichste dichterische Gerechtigkeit waltet überall, mag das Böse in noch so verlockenden Formen auftreten".

Das häusliche Leben in seinen wechselvollen Erscheinungen mit Naturtreue und künstlerischer Charakteristik gezeichnet zu haben, ist das Verdienst des Dichters, Geschicht-
Goldsmith schreibers und Romanschriftstellers Oliver Goldsmith. Sohn eines Landpredigers
1728–1774. in Irland, zu Dublin erzogen, durch vieljährige Reisen in allen Ländern des europäischen Continents in verschiedenen Lebensstellungen ausgebildet, hat Goldsmith nach manchfachen literarischen Versuchen wie „der Reisende", „das verlassene Dorf", einige Lustspiele, Ruhm und eine gesicherte Existenz gefunden durch den Roman „der Landpfarrer von Wakefield" und durch die leicht geschriebenen populären Werke über griechische, römische und englische Geschichte. Es ist bekannt genug, wie eingehend und liebevoll Goethe über den reizenden Familienroman, der wie eine „sentimentale Idylle" in dem Pfarrhause von Wakefield sich entwickelt, urtheilte. Hat das Buch doch bei seiner reinsten Jugendliebe seinem Geiste so lebhaft vorgeschwebt, daß er in dem Pfarrhause von Sesenheim Anklänge fand an das gemüthliche idyllische Gemälde des englischen Dichters. Wie viele Mängel immer die Kritik in Plan und Anlage wie in der Zeichnung der Charaktere auffinden mag; durch die gelungene Erzählungsweise, durch die Kleinmalerei, vermittelst welcher uns der Dichter in den Zauber dieses häuslichen Stilllebens hineinbannt, und vor Allem durch die kunstvolle Charakteristik des Predigers Primrose selbst in den verschiedenen Lagen und Schicksalen ist der Roman ein Lieblingsbuch der ganzen civilisirten Welt geworden.

Wenn schon Goldsmith sich in vielen Stücken an Fielding gebildet hat, so war
Smollett dies noch in höherem Maße der Fall bei Tobias Georg Smollett aus einer vornehm-
1721–1771. men schottischen Familie. Nach einem wechselvollen Leben als Schiffsarzt während des Krieges gegen Spanien und Frankreich widmete sich Smollett der Schriftstellerei, lieferte eine Fortsetzung der englischen Geschichte von Hume und verfaßte eine Reihe von Romanen („Roderich Random", „Peregrine Pickle", „Sir Lancelot Graves" u. a.). Sein letztes und berühmtestes Werk „die Fahrten Humphrey Clinkers", schrieb er auf einem Landgut bei Livorno, wo er auch starb. Smollett besitzt nicht die Feinheit in der

Charakterzeichnung und nicht die kunstvolle Composition, die wir bei Fielding bewundern, auch sind die Figuren seiner Romane mitunter zu Zerrbildern gesteigert; dagegen ist er Meister in der Schilderung. Wo er die wüsten Abgründe des Lebens darstellt, den Leser durch die Höhlen des Lasters und Verbrechens oder durch die Abenteuer und Wechselfälle des Seelebens führt, da erkennt man überall den Mann, der einen scharfen Beobachtungssinn besitzt und ein erfahrungsreiches Leben hinter sich hat. Die Sittengemälde und Schilderungen, oft von den Flammen der Komik beleuchtet und durch Humor erheitert, sind von ergreifender Naturtreue, weil sie aus der Fülle der wirklichen Welt geschöpft sind.

Mit Recht hat man mit diesen Romanschriftstellern auch den Maler Hogarth in eine Reihe gestellt, dessen satirische und humoristische Darstellungen der gesellschaftlichen Zustände seiner Zeit mit allen ihren Lastern und Thorheiten, ihren unmoralischen, frevelhaften oder albernen Richtungen und Gewohnheiten in England wie im Ausland Bewunderung erregten. Nur daß bei dem Künstler mehr die menschenverachtende Satire als die heitere Laune und Spottsucht zu Tage tritt; seine Bilder zeigen meistens nur die Abgründe des Sittenverderbnisses mit der höhnenden Verachtung eines Menschenfeindes, nicht aber das Schelmenleben von seiner schalkhaften Seite, in seinen witzigen und gutmüthigen Zügen. Hogarths Bilder sind ohne Anmuth und Liebe und lassen nicht den waltenden Gott erkennen, der seine Sonne leuchten läßt über Gute und Böse, seine Gemälde sind nur moralische Nachtstücke.

Der Maler Hogarth 1697–1764.

Wie ganz anders erscheint dagegen die Welt in den Romanen des Humoristen Lorenz Sterne, der alle Erscheinungen mit menschenfreundlichem Auge anschaut, bei dem alle Stimmungen des Gemüths in rastlosem Wechsel ertönen, der jeder individuellen Lebensgestaltung ihre Berechtigung und Geltung zukommen läßt, dessen tiefes Gemüth auch in den Stunden bitterer Erfahrungen nie die gläubige Liebe verliert. Und wahrlich, das eigene Leben war nicht danach angethan, daß er daraus die warme Menschenfreundlichkeit hätte schöpfen können. Sohn eines Offiziers aus Irland, der meistens von Hause abwesend war, verbrachte er sein Dasein auf einer ländlichen Pfarrstelle im nördlichen England, kränklichen Körpers und meistens verlassen von einer liebelosen Frau, die im südlichen Frankreich sich aufhielt und ihn seiner geliebten Tochter Lydia beraubte. Nur zweimal verließ er seine Heimath, um Frankreich und Italien zu bereisen. Bei dieser Gelegenheit sammelte er den Stoff zu seiner „Empfindsamen Reise", neben dem Roman „Tristram Shandy" sein Hauptwerk. Unter dem Namen Yorik, mit dem er schon in dem letzteren Werk sich selbst dargestellt hat, veröffentlichte er außerdem noch Predigten oder „moralische Reden" und die Briefe an Elisa, ein schönes Denkmal seines liebevollen zartsinnigen Gemüthes. Die beiden Hauptwerke Sterne's, eine Reihe von Erzählungen, Schilderungen und Episoden lose mit einander verbunden und ohne Abschluß enthalten Scenen und Bilder aus dem häuslichen Leben mit scharfhervortretender Charakterzeichnung der Individualitäten und mit tiefer Kenntniß des menschlichen Herzens in seinen verborgensten Falten. Die Persönlichkeiten, die im Tristram Shandy dem Leser vorgeführt werden, insbesondere der Vater mit seinem pedantischen Grübeln und Onkel Toby mit seiner rastlosen Thatsucht, sind sprichwörtliche Figuren geworden, wie die Romanhelden des Cervantes, die dem Verfasser vielfach vor Augen schwebten. Es sind scharf ausgeprägte Sonderlingsgestalten, die in den mannichfaltigsten Situationen und Wechselbeziehungen mit dem reichsten Humor und der liebevollsten Vertiefung und Anerkennung ihrer Eigenthümlichkeiten vorgeführt werden, in gutmüthiger Laune ohne Haß und Groll, zuweilen mit einer psychologischen Kleinmalerei, die an eine ausgeklügelte künstlerische Manier grenzt. Man hat aus der älteren Literatur die Quellen nachzuweisen gesucht, aus welchen Sterne einzelne Motive zu seinen Schilderungen ge-

Sterne 1713–1768.

schöpft hat; allein wie Vieles er durch Studium zusammengebracht und benutzt haben mag, er hat Alles durch Ueberlegung und Arbeit zu seinem Eigenthum gemacht, „er hat das Fremde durchaus eigenthümlich verarbeitet, hat es in seine Münze umgeprägt und ihm den Stempel des eigenen Geistes aufgedrückt.“ In der Behandlung des Widerstreits, in den die individuelle Natur durch ihre Sonderbarkeiten fortwährend mit der Außenwelt und den nothwendigen Gegensätzen geräth, liegt eine Fülle von wohlwollender Ironie, von gutmüthigem Humor, von duldsamer Menschenliebe verborgen, die veredelnd und befreiend auf die Seele einwirkt. Ob bei den rührenden Scenen und Selbstprüfungen mehr das Herz und die eigene Empfindung thätig waren oder mehr der Verstand und die künstlerische Ueberlegung, darüber ist von jeher gestritten worden. Aber die Wirkung des Sterne'schen Humors auf die Zeitgenossen im In- und Auslande war mächtig und nachhaltig. Die „Empfindsame Reise“, so genannt, „weil sie nicht auf eine Schilderung der gesehenen Gegenden, Kunstwerke und Merkwürdigkeiten ausgeht, sondern auf die Schilderung der inneren Erlebnisse, Eindrücke und Gefühle“ ist reiner in der Form aber ärmer an Gehalt als das andere humoristische Werk.

7. Zeitphilosophie und Geschichtschreibung.

Liter. Wechselbeziehung zw. Engl. u. Frankr. Die erfolgreiche Thätigkeit der Engländer, sowohl in der Ausbildung ihres Staats- und Rechtslebens als in den Gebieten des Denkens und der Poesie wirkte auf das geistige Schaffen in Frankreich zurück. Die namhaftesten Schriftsteller wurden von englischen Ideen angeregt und befruchtet; sie entlehnten von den reichen Nachbarn manche geistigen Güter und Schätze und verwendeten sie mit dem ihnen eigenen Schönheitssinn und Geschmack zu Kunstwerken von eigenem Gepräge. Wie sichtbar schwebte dem Geiste Montesquieu's die englische Staatsverfassung vor Augen, das Beispiel einer Nation, „bei der sich die Republik unter monarchischer Form verbirgt“! Wie viele Stoffe und Argumente haben Voltaire und die Encyclopädisten aus den gelehrten Werken der Freidenker geschöpft! Wie viele Anregung empfing Rousseau von Locke und den Romanschriftstellern Englands! Aber in dem Wettkampfe überholten die gewandten geistig regsameren Franzosen ihre englischen Mitbewerber. Die freireligiöse philosophische Weltanschauung vollendete ihren siegreichen Lauf in dem schönen Gewande und ausgebildeten Idiom der französischen Nation und die Engländer selbst nahmen die verarbeiteten Kunstgebilde, zu denen sie so manches Material geliefert, bewundernd auf und folgten den neuen Vorbildern. Selbst der irländische Bischof George Berkeley, dessen Idealismus zu der realistischen

Berkeley 1684—1753. und materialistischen Verstandesbildung der Zeit in einem eigenthümlichen Gegensatz stand, hat durch wiederholten Aufenthalt in Frankreich im Umgange mit Malebranche die Impulse zu seinen „Prinzipien der menschlichen Erkenntniß“ empfangen, wonach bei der Ungewißheit und Unzulänglichkeit alles durch Wahrnehmung und Erfahrung erworbenen Wissens nur die inneren der menschlichen Natur durch „göttliche Willensthat“ eingeprägten Vorstellungen Wahrheit haben, und sein Plan, auf den Bermudasinseln eine Anstalt zur Bekehrung und Belehrung der Wilden zu errichten, hatte in den philanthropischen Zeitideen Frankreichs seinen Ursprung.

Viel deutlicher noch tritt der Einfluß der französischen Bildung bei Hume, Gibbon und Robertson zu Tage. David Hume aus Edinburg, ein scharfdenkender beobachten-

Hume 1711—1776. der Geist, der viele Jahre seines Lebens in Paris verbrachte, bald mit literarischen Arbeiten und Studien beschäftigt, bald im öffentlichen Dienst seiner Regierung, bekämpfte wie Berkeley die Wahrnehmungstheorie Locke's; auch nach ihm gibt es keine Erkenntniß der wirklichen Dinge, sondern nur Einzelvorstellungen d. h. Anschauungen oder Wahrnehmungen, deren Elemente die einzelnen Sinnesempfindungen sind; allein

während Berkeley von der Richtigkeit der Erscheinungen zu einem philosophischen Idealismus aufsteigt, die Welt in Gott erblickt und vermittelst einer teleologischen Naturphilosophie zu der Ansicht gelangt, „die wahre Weltbetrachtung sei die Theodicee"; geräth Hume in seinen „Untersuchungen über den menschlichen Verstand", in seinen „philosophischen Essays" und andern Schriften von der Negation der Erkennbarkeit der wirklichen Dinge zum Skepticismus, der nichts für wahr gelten läßt als die Eindrücke, die wir von der Sinnenwelt empfangen; wenn wir diese Eindrücke durch geistige Thätigkeit unter einander und mit den Dingen selbst in Zusammenhang bringen und verknüpfen, sie durch Urtheile und Schlüsse zu allgemeinen Ideen gestalten, so können diese doch nur als subjective Wahrheiten, als menschliches Fürwahrhalten und menschlicher Glauben gelten, ein Widerstreit zwischen Denken und Leben, der nur durch Resignation unter die Gebote der Nothwendigkeit ausgeglichen werden kann. „Hume negirt demgemäß die Erkennbarkeit der Art und Weise des objektiven Zusammenhangs zwischen Ursachen und Wirkungen und die philosophische Berechtigung, vermöge des Causalbegriffs das Gesammtgebiet der Erfahrung zu überschreiten und auf das Dasein Gottes und die Unsterblichkeit der Seele zu schließen." Er brach somit nicht nur mit dem Offenbarungsglauben, sondern auch mit der Vernunft- und Naturreligion, welche die englischen Freidenker festgehalten. Seine Philosophie gipfelt in dem Schiller-Wallenstein-schen Satze: „Das ganz Gemeine ists, das ewig Gestrige, was morgen gilt, weils heute hat gegolten, denn aus Gemeinem ist der Mensch gemacht, und die Gewohnheit nennt er seine Amme. Was grau vor Alter ist, das ist ihm göttlich." — Von diesem skeptischen Standpunkt aus betrachtet auch Hume die Weltgeschichte. Der Staat ist ihm nicht das Resultat eines Vertrags zwischen Herrscher und Volk, sondern ein Werk der Nothwendigkeit, der Selbsthülfe, der Gewohnheit. „Jede Ausübung der Gewalt eines Oberhauptes", sagt er, „konnte zunächst nur particular und durch die gegenwärtigen Bedürfnisse der Lage gefordert sein, aber der Nutzen machte die Ausübung häufiger und durch die öftere Wiederholung entstand allmählich eine auf Gewohnheit gegründete Beistimmung des Volkes". Wie sich die Erkenntniß auf gewohnte Erfahrung gründet, so der Staat auf gewohnten Gehorsam. „Die Gewohnheit bindet die Menschen an die eingelebte Staatsordnung und sichert deren Bestand gegen jeden gewaltsamen Angriff". Hume steht daher im Widerspruch mit Rousseau, ein Verhältniß, das in der persönlichen Annäherung und Abstoßung beider Männer seinen drastischen Ausdruck gefunden hat.

Aber gerade dieser freie philosophische Standpunkt befähigte den schottischen Historiker in seiner „Geschichte Englands" eine neue Richtung einzuschlagen, neue Gesichtspunkte aufzustellen. Abweichend von der älteren chronikartigen Erzählung der geschichtlichen Begebenheiten und Schicksale geht Hume den leitenden Ideen nach und faßt auch das Culturleben und die Sitten der Gesellschaft ins Auge. Das Zeitalter der Stuarts mit seinen gewaltigen inneren Kämpfen bildete den Kern und die Grundlage, an welche allmählich die vorausgegangenen Jahrhunderte sich ergänzend anschlossen. Seiner freien philosophischen Auffassung war der Fanatismus und die religiöse Engherzigkeit der Puritaner noch mehr verhaßt als der hierarchisch-episcopale Staatskirchenbau; daher steht er mit seinem Herzen mehr auf Seiten der Stuarts, für die er schon als Schotte größere Sympathie hatte, und ist den Tories mehr geneigt als den Whigs. Doch ist er weit entfernt, den geschichtlichen Weltgang unter dem beschränkten Gesichtspunkte englischer Parteistellung aufzufassen; er sieht wie aus heiterer Höhe mit einer gewissen Ironie auf das Treiben der Menschen, auf das Spiel der Leidenschaften herab; aller Religionseifer, aller christliche Dogmatismus ist ihm antipathisch, mag er in den Kreuzfahrten oder in der Reformation, bei Mönchen oder Missionaren, bei Papisten oder Sekten sich

Hume's Gesch. von England.

kundgeben und in gewaltthätiger Weise hervortreten. Mit dem weiten und hellen Blick eines Staats- und Weltmannes, der das menschliche und gesellschaftliche Leben aus eigener Erfahrung kennt und mit skeptisch-philosophischem Geist in die Tiefen des menschlichen Herzens eingedrungen ist, führt er mit dramatischer Lebendigkeit die geschichtlichen Helden und Begebenheiten an dem Leser vorüber. „Nur wer mit Glück versucht hat, den Ursprung menschlicher Weisheit, den Zusammenhang der Welt, der Phantasie und der Anschauung, der Gesetze der Körper- und der Geisteswelt zu ergründen, nur derjenige, welcher weiß, daß der logische Zusammenhang des Denkens dem Zusammenhange der nach ewigen Gesetzen geordneten Welt gleich ist; mit einem Worte, nur wer im Stande ist, das Wesen der Dinge und des Begriffs zu ergründen, kann über der Menschen Wesen und Treiben in der Zeit und im Raume Licht verbreiten." Diese großartige philosophische Anschauungsweise machte Hume's Geschichte von England zu einem Nationalwerk, das durch keine späteren Leistungen verdrängt werden konnte, wie sehr auch die Kritik Ungenauigkeit, Ungründlichkeit, mangelhafte Quellenforschung und andere Fehler an dem Buche zu rügen fand.

Gibbon 1737–1794. In noch höherem Grade verdient die „Geschichte des Verfalls und Untergangs des römischen Reichs" von Edward Gibbon die Bezeichnung eines Nationalwerks. Wie Hume war auch Gibbon französisch gebildet; beide standen mit Voltaire und den Pariser geistreichen Kreisen in inniger Verbindung, beide huldigten den Grundsätzen geistiger Freiheit und philosophischer Weltanschauung, beiden ging über dem deistischen Glauben an die Nothwendigkeit einer ewigen Weltordnung das tiefere Verständniß und die gerechte Würdigung des historischen Christenthums verloren, beide betrachteten das geistige Leben des Mittelalters im Lichte moderner Aufklärung. In Gibbons großartigem Geschichtswerk, von dem er den größten Theil in Lausanne am lieblichen Ufer des Genfersees verfaßte, hat man von jeher die Vereinigung von umfassender Gelehrsamkeit, von kunstvoller, rhetorisch gehobener Sprache und Darstellung und von freier, philosophischer Auffassung gerühmt. Manche Parthien, wie die Geschichte des byzantinischen Reiches und Hofes unter Justinian, Theodora und den Feldherren Belisar und Narses, wie der Dogmenstreit zwischen Athanasius und Arius, oder wie das kriegerische Hervorbrechen der Araber unter den ersten Chalifen sind poetische Kunstwerke voll dramatischen Lebens und fesselnder Beredsamkeit. Die Geschichte Julians des Apostaten ist ein mit persönlicher Sympathie und Vorliebe durchgeführtes historisches Gemälde; denn Gibbon verhehlt es nirgends, daß ihm das Christenthum, das die schöne und reiche antike Welt zersetzt und untergraben hat, eine widerwärtige Erscheinung ist. Mit welcher Ironie und satirischen Verhöhnung behandelt er den Heiligencultus, das Mönchwesen, die Märtyrerlegenden, die Heidenbekehrungen des Mittelalters! In dem Widerstreit der christlichen und mohammedanischen Welt nimmt er sichtlich Partei für die letztere. Als Ideal eines staatlichen Organismus und daher als das glücklichste Zeitalter Roms erscheint dem englischen Geschichtschreiber die milde und weise Herrschaft der Antonine, wo Philosophen die Welt regierten, die Völker sich willig die Zügel der Vernunft und Ordnung anlegen ließen, die Schwärmerei unterdrückt und die stoische Tugend geehrt und gehoben wurde, wo die Thronfolge sich nicht kraft eines blinden Erbrechts, sondern durch verständige Adoption vollzog. So sehr man die Gelehrsamkeit und Belesenheit Gibbons, die Fertigkeit, mit der er die englische wie die französische Sprache handhabte, das künstlerische oratorische Talent und die philosophische Weltanschauung bewunderte, so wenig rühmte man seinen Charakter. Daß er in einem Anflug von Leichtsinn zur katholischen Kirche überging und ein Jahr später wieder zurücktrat, daß er ein Liebesverhältniß mit Fräulein Curchod, der nachmaligen Gattin Neckers, aus wenig rühmlichen Motiven auflöste, daß er aus ehrgeizigen Absichten sich die Gunst und Freundschaft

der vornehmen und berühmten Männer, die damals die geistreichen Cirkel in Paris und London beherrschten, zu verschaffen suchte, ist oft strenge gerügt worden. So fällt Schlosser über Gibbon und Johannes Müller folgendes Urtheil: „Beide mußten sich zur Rhetorik und Sophistik wenden, wie Helden und Eroberer zu treuloser Politik: denn sie suchten wie diese den Schein. Unbegränzte Eitelkeit, Begierde nach Ruhm und Glanz, von Geist und Fleiß unterstützt, können Künstler und vollendete Kunstwerke erzeugen; aber ächte Begeisterung für Wahrheit und Recht, einfacher Sinn, stilles inneres Leben, Gefühle, welche die Geschichte durch Darstellung des wilden Treibens der äußern Welt nähren und erhalten sollte, weichen von ihnen wie von bösen Geistern zurück."

Der schottische Geistliche und Predigersohn William Robertson, der neben Hume und Gibbon als Historiker gefeiert wird, steht an Geist, Schwung und Kühnheit seinen mitstrebenden Zeitgenossen weit nach. In den beschränkten Gesichtskreis seines Heimathlandes gebannt, wo er sein ganzes Leben verbrachte, wenig vertraut mit den Bewegungen, welche damals Staat und Literatur erschütterten, ist Robertson nie versucht worden, über die Grenze hinüberzusetzen, welche Glaube, Sitte und öffentliche Moral gezogen hatten. Obwohl auch er nicht unberührt blieb von der französisch-philosophischen Zeitbildung und in Form und Darstellung dem feinen Geschmack und gesellschaftlichen Ton gerecht zu werden bemüht war, so ist doch kein Funke der Genialität in ihm, die in den beiden andern fortreißen und entflammen, sei es zum Widerspruch oder zur Bewunderung. Ein freisinniger und duldsamer Theolog von edler Gesinnung und humanistischem Streben, aber fern von der kirchenfeindlichen Richtung der Zeit, übte Robertson einen großen Einfluß auf die religiösen und politischen Ansichten der mittleren Kreise seines schottischen Vaterlandes. „Sein Publikum waren die sogenannten Gebildeten, die weder zum tieferen Nachdenken über das Treiben der Menschen gezwungen, noch durch Gedankenblitze erschreckt, noch durch irgend einen Zweifel am hergebrachten Glauben und an geltenden Systemen irre geleitet sein wollen." Seine vielgelesenen Werke: „Geschichte von Schottland unter Maria Stuart und Jacob VI.", „Geschichte Kaiser Karls V." mit einer Einleitung nach Voltaire's Vorbild, „Geschichte der Entdeckung von Amerika" sind gewissenhafte, zuverlässige, correct und fleißig gearbeitete Schriften, aber trocken, ohne Begeisterung, ohne jeden genialen Aufschwung der Seele. Gibbon selbst hat in seinen Denkwürdigkeiten fein angedeutet, daß er wohl Hume, nicht aber Robertson als Rivalen fürchte. „Die wohl berechnete Anlage der Geschichte von Schottland, die kräftige Sprache, die gerundeten Perioden des Doctor Robertson entflammten in mir die ehrgeizige Hoffnung, daß ich im Stande sein würde, in seine Fußstapfen zu treten. Die ruhige Philosophie, die unnachahmlichen, nicht künstlich hervorgebrachten Schönheiten seines Freundes und Nebenbuhlers zwangen mich oft, das Buch mit einem gemischten Gefühl von Entzücken und Verzweiflung aus der Hand zu legen."

Robertson 1721—1793.

II. Die Literatur der Aufklärung in Frankreich.

1. Die philosophisch-literarische Zeitrichtung.

Niemals waren die gebildeten und aristokratischen Stände Frankreichs und Englands einander so nahe gerückt wie in der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts. Ein Wechselverkehr, durch Reisen und längeren Aufenthalt in den beiderseitigen Hauptstädten und durch Uebersetzungen oder Bearbeitungen der

Aehnlichkeit u. Verschiedenheit der englischen u. französischen Bildung.

schriftstellerischen Werke der zwei Nationen vermittelt und gefördert, vermehrte die Uebereinstimmung in den Umgangsformen und die Aehnlichkeit der geistigen Anschauungen und Richtungen. Lord Chesterfield wußte seinem Sohne keine bessere Schule zu seiner weltmännischen Ausbildung zu empfehlen, als daß er genau auf Alles achten solle, was in der vornehmen Pariser Gesellschaft vorgehe, und sich die Kunst der Unterhaltung, die Art des Benehmens, die Anschauungen und die Denkweise, die eleganten Manieren und die anregende Conversation jener geistigen Aristokratie anzueignen suche. Die Gesellschaftskreise, die sowohl ästhetisch und literarisch gebildete Damen, wie Madame Geoffrin, Madame du Deffand, Fräulein L'Espinasse und andere, als reiche mit Kunst und Philosophie sich beschäftigende Herrn, wie Holbach und Helvetius an bestimmten Tagen in ihren Salons versammelten, erleichterten den Verkehr und den Austausch der Gedanken und Ansichten. Hier konnte sich die öffentliche Meinung frei aussprechen; hier fand der bewegliche französische Esprit einen Mittelpunkt und eine Werkstätte. Und wie das äußere Leben und die Umgangsformen in beiden Ländern in Uebereinstimmung waren, so auch die geistige Arbeit, die wissenschaftliche und literarische Richtung. Hier wie dort stellte man der geoffenbarten Religion des Christenthums einen dem Menschenverstande begreiflichen Vernunftglauben entgegen, gegründet auf die Wahrnehmung der Sinne, auf die Denkthätigkeit des Verstandes oder auf naturwissenschaftliche und philosophische Beweisführung; hier wie dort wurde die Sittenlehre nicht hergeleitet aus dem Willen Gottes und der Heiligen Schrift, sondern aufgefaßt als Bethätigung und Vollendung des ursprünglichen Gefühls des Menschen für Gerechtigkeit und Menschenliebe oder als nothwendige Uebereinstimmung des Einzelwillens mit der Wohlfahrt des Ganzen; hier wie dort trat an die Stelle des göttlichen Rechts der Könige die Souveränetät des Volks, und die Standesvorrechte des Adels und der Geistlichkeit wurden untergraben durch die Lehre von den Menschenrechten und der angebornen Gleichheit Aller. Es war ein großartiger Kampf der freien Geistesforschung und Vernunftthätigkeit gegen Ueberlieferung und Knechtschaft, gegen verjährte Mißbräuche und Irrthümer, gegen Alles was in Kirche und Staat den unverbrüchlichen Rechten des Menschen zuwiderlief, ein Kampf, der zu zeitgemäßen Reformen führte, aber auch die Keime revolutionärer Umwälzungen im Schooße trug. Ausgehend von dem siegreichen Selbstbewußtsein des Geistes, von dem stolzen Glauben an die Kraft und Wahrheit der eigenen Anschauungen und Spekulationen, vergaß das kühne Geschlecht die Schranken der Menschenvernunft und gerieth zu einer Höhe philosophischer Aufklärung, die für die Berechtigung geschichtlicher Entwickelungsformen und realer Verhältnisse kein Verständniß und keine Achtung hatte, die in der Religion und Kirche nur Menschenwerk und Priestererfindung erblickte, den Staat nur als einen zum Zweck der Selbsterhaltung geschlossenen Vertrag auffaßte, die sittlichen und gesellschaftlichen Rechte und Pflichten nach abstrakten Begriffen gestaltete.

„Man ging in der Auffassung des Staats von einem Zustand unbeschränkter Freiheit des Individuums als dem ursprünglichen, natürlichen aus. Die Vereinigung zum Staate ist von den Einzelnen nur zu einem bestimmten Zwecke geschlossen, der Einzelne hat sich im Staate seiner absoluten Freiheit zwar begeben, aber doch nur im eigenen Interesse und zu eigenem Vortheil, um eine Garantie möglichst ausgedehnter Freiheit zu erhalten. Daß der Einzelne Glied eines höheren Ganzen, daß er auf keinem Gebiete in absoluter Isolirung seine sittlichen Lebenszwecke erreichen kann, sondern der Ergänzung durch eine weitere Gemeinschaft bedarf, daß der Staat eine höhere über den Einzelnen stehende sittliche Ordnung, nicht von Einzelnen und nicht blos für Einzelne geschaffen, diese Gedanken waren der damaligen Rechtsphilosophie völlig fremd."

Während aber in England theils in Folge geschichtlicher und politischer Ereignisse theils durch den festeren Bestand der überlieferten Ansichten, Gewohnheiten und Institute der kühne Flug der Gedanken gehemmt, die Anwendung der Ideen auf die Welt der Wirklichkeit beschränkt ward, kamen in dem erregbaren Nachbarlande, wo sich so viele verjährte Mißstände wie eine erbliche Krankheit ohne Heilung fortgepflanzt hatten, die revolutionären Keime zu einer rascheren praktischen Entfaltung. Es wurde schon früher erwähnt, wie sehr die französischen Schriftsteller von der englischen Literatur und wissenschaftlichen Forschung angeregt und befruchtet wurden. Von Locke's Sensualismus ausgehend verwarf der geistreiche Philosoph Condillac in seinem Buch „über den Ursprung der menschlichen Erkenntniß", über die Sinnenempfindungen u. a. W. die angebornen Ideen, erklärte die Functionen des Denkens nur für abgeleitete und durch Uebung vervollkommnete Arten des Empfindens und führte alle Verstandesthätigkeit auf das Sprachvermögen zurück. „Alle geistigen Vorgänge, Zustände und Verrichtungen, das Verbinden der Ideen unter einander eben so wie das daraus entspringende Wollen sind ihm nur Nachwirkungen der von Außen stammenden Sinneneindrücke, alles Denken und Wollen ist stufenweise fortschreitendes, gesteigertes, umgestaltetes Empfinden; das Geistesleben ist Sinnenleben." Wir wissen, daß Rousseau mit seiner neuen Erziehungsmethode in Locke's Fußtapfen trat, daß Montesquieu seine Vorliebe für constitutionelles Staatswesen aus der englischen Verfassung geschöpft, daß Voltaire viele seiner religionsphilosophischen Argumente den gelehrten Werken der Deisten entlehnt hat. Aber wie ganz anders wußten die französischen Schriftsteller mittelst ihrer kunstreichen Darstellung, ihres Sinnes für Anmuth und Klarheit, ihrer schönen ausgebildeten Sprache die Ideen praktisch zu verwerthen und zum Gemeingut der gesammten civilisirten Welt zu machen! Wie sehr haben bereits die drei erwähnten Autoren durch ihre vielgelesenen Werke zur Umgestaltung der hergebrachten Ansichten in Kirche und Staat und zur Ausrottung von Vorurtheilen, von verjährten Sitten und Gewohnheiten in allen Gebieten des Lebens und der Gesellschaft beigetragen! Voltaire das eigentliche Haupt der französischen Aufklärungsphilosophie, bekämpfte in allen Formen dichterischer und wissenschaftlicher Darstellung mit den Waffen des Witzes und des gesunden Verstandes alles Ueberlieferte und Hergebrachte, alle

Condillac 1715—1780.

herrschenden Meinungen, Glaubenssätze, Institute und Gebräuche, ohne sich viel Sorge zu machen, was an die Stelle treten sollte. Selbst die Bühne gebrauchte er, um wie ein Volksredner seine Grundsätze und Gesinnungen durch Rhetorik und Declamation desto nachdrücklicher an Mann zu bringen. Montesquieu wies das Fehlerhafte und Abgeschmackte des Bestehenden nach in der Absicht es zu verbessern und zeitgemäß umzugestalten, und J. J. Rousseau bekämpfte die wirklichen Zustände durch die reizende Schilderung der Gegensätze, indem er dem herrschenden Kirchenwesen eine natürliche Religion entgegenstellte, das absolute Königthum durch die Lehre vom Gesellschaftsvertrag auf Grund der Volkssouveränetät und der ewigen Unveräußerlichkeit der Freiheit erschütterte, die Rechts- und Vermögensungleichheit der Stände mit der Lehre von der ursprünglichen Gleichheit aller Menschen bekämpfte, die Unnatur der Sitten, der gesellschaftlichen Zustände und Bildung, der conventionellen Umgangsformen durch die Darstellung eines einfachen Naturlebens voll Unschuld und Menschenliebe untergrub. Verschieden in ihren Wegen sind sie darin übereinstimmend, „daß sie von einigen einfachen und unabänderlichen Grundgesetzen ausgehen und nach diesen die Geltung des Ueberkommenen und das Ziel des Erstrebenswerthen abmessen.“ Auch Condillacs älterer Bruder, der Abbé de Mably, „ein Spartaner, der sich in das achtzehnte Jahrhundert verirrte“ stimmte, obwohl nicht in allen Dingen der skeptischen und negirenden Zeitrichtung huldigend, doch darin mit der Aufklärungsphilosophie überein, daß er die Fehler und Gebrechen der herrschenden Zustände und Sitten scharf kritisirte und in seinen publicistischen und historischen Schriften, die einen ernsten strengen Charakter an sich tragen, nicht minder als Montesquieu und Rousseau die Gegenwart an den Vorbildern des Alterthums und an den Lehren der Vernunft und Erfahrung zu reformiren suchte. Und wie einschneidend und wirksam waren erst die Schläge, welche Diderot, der scharfe Bekämpfer alles Unnatürlichen und Unvernünftigen in Religion, Wissenschaft und Leben, welche die Encyclopädisten und der Holbach'sche Club gegen Dogmatismus und Offenbarungsglauben, gegen die überlieferten Anschauungen und Sittenlehren führten, jene verwegenen Materialisten, die den Sensualismus Locke's und Condillacs auf die Spitze treibend nur die Wahrnehmungen und Empfindungen der Sinne für Wahrheit gelten ließen, Kraft und Stoff als unzertrennliche Einheit faßten, die Eigenliebe als höchstes Grundgesetz des Handelns aufstellten und des Lebens Zweck in Glückseligkeit und Genuß setzten, unbekümmert um Gott und Unsterblichkeit! — Auch die englischen Wochenschriften und Sittenromane fanden in Frankreich Nachahmung; aber nur Marivaux hielt sich in den Schranken des Spectator und des lehrhaften Tugendromans; die andern, wie der durch sein wechselvolles und abenteuerliches Leben berüchtigte Abbé Prévost in seiner „Geschichte des Chevalier des Grieux und der Manon Lescaut“ und der jüngere Crebillon in seinem schlüpfrigen Roman „Verirrungen des Herzens und des Geistes“, gingen in der Zergliederung

der Leidenschaften und in den Schilderungen der Wollust und des Lasters weit über Richardson und Fielding hinaus.

Alle Seiten des inneren und äußeren Lebens wurden in jenen Jahren der Gährung, der Sehnsucht und des Schaffens mit neuen Ideen befruchtet, alle Waffen und Formen der Wissenschaft und Kunst gegen die kranke Welt in Anwendung gesetzt, alle Kräfte des Geistes angestrengt, um durch neue Schöpfungen der Menschheit und der Gesellschaft frisches Leben einzuhauchen. Während in der Glanzzeit Ludwigs XIV. die Literatur, die Kunst, die Wissenschaft nur den Zweck zu haben schien, das waltende Glück zu verherrlichen, alles Bestehende zu preisen, nahmen sie jetzt einen kritischen, negirenden, zersetzenden Charakter an, zuerst in den engen Kreisen der Eingeweihten, dann offen und laut. Das gesammte Leben in Kirche, Staat und Gesellschaft wurde von dem reformatorischen Zeitgeist ergriffen. Was in der Wissenschaftslehre früher in goldumstrahlter Höhe thronte, wurde in den Staub hinabgezogen; das stolze menschliche Ich und seine Organe bildeten den Mittelpunkt und den Maßstab in der Betrachtung des Universums. — Wie sehr hat nicht François Quesnay, Leibarzt Ludwigs XV., durch seine physiokratische Lehre der Volkswirthschaft, wonach Grund und Boden die alleinige Quelle des Reichthums sein sollte und der Ackerbau die einzige Beschäftigung, welche die Gütermasse mehre, das bisher geltende „Mercantilsystem" erschüttert, das in der ausschließlichen Begünstigung der städtischen Erwerbszweige besonders des auswärtigen Handels durch Privilegien, Monopole, Zölle, Einfuhrverbote u. a. m. die Grundbedingung des öffentlichen Wohlstandes erblickte. Von dem physiokratischen System ausgehend hat dann Adam Smith, der Freund und Landsmann des Historikers und Philosophen Hume, den Grund gelegt zu der Wissenschaft der politischen Oeconomie, auf welchem die nachfolgenden Geschlechter fortgebaut haben. Sein Werk über den „Reichthum der Nationen" ist das Arsenal geworden, aus welchem die Kämpfer für wirthschaftliche Freiheit einige Menschenalter hindurch ihre besten Waffen holten. — Welch tiefen Eindruck machte ferner in der Gottschedschen Zeit die Kunstlehre von Batteux, welche als Ziel aller Kunstproduction die Nachahmung der Natur, jedoch nur von ihrer schönen Seite aufstellte, auf die deutschen Aesthetiker! und wie groß war der Einfluß, den Diderots dramatische Stücke auf die deutsche Bühnendichtung hervorbrachten, jene bürgerlichen Schauspiele, die zwischen Komödie und Tragödie die Mitte haltend, auf dem Realismus des Haus- und Familienlebens sich aufbauten und in sentimentalen Rührscenen mit moralischen Tendenzen ihre Stärke hatten! wie sehr hat nicht Raynal durch seine „philosophische und politische Geschichte der europäischen Handelsniederlassungen in beiden Indien" das Verständniß der Zeitgenossen über eine der dunkelsten Seiten der Weltgeschichte gefördert und einen Einblick gewährt in die geschäftige Werkstätte menschlicher Leidenschaften. Daß das Pariser Parlament das Werk öffentlich verbrennen ließ, hat den Ruhm desselben vermehrt. — So war das Zeitalter der französischen Aufklä-

rung eine Uebergangsepoche mit all den Hoffnungen und Selbsttäuschungen, aber auch mit all den fruchtbaren Keimen, die solchen Zeiten des Schaffens und Werdens, des Experimentirens und Umgestaltens einzuwohnen pflegen. Galt es doch eine Welt voll Schein und Irrthum, voll Lüge und Heuchelei umzustürzen und zu verjüngen. Aber die Fülle treibender Knospen und Kräfte, die das Frühlingswehen des Geistes vorzeitig an das Sonnenlicht führte, sollten erst nach vielen Stürmen zu neuem Leben sich entfalten. Es kann nicht in Abrede gestellt werden, daß die Schriftsteller der Aufklärungszeit auf viele Fehler und Irrwege geriethen: „Sie sind die Kinder einer verdorbenen Zeit; das Erz ist überdeckt mit Schlacken. Sie haben oft nur spottenden Witz, wo wir sittlichen Ernst und wissenschaftliche Gründlichkeit fordern. Aber man ist schuldig zu sagen, daß ihren Irrthümern nichtsdestoweniger ein unverwüstlicher Kern von Wahrheit, ihrem Denken und Wirken hochherzige Begeisterung und Thatkraft innewohnt". Es war ein Geschlecht, das noch an Ideale glaubte, das mit der Fackel des Geistes die dunkeln Irrgänge aufhellen wollte und durch die Kraft des Gedankens die Schäden und Gebrechen der Wirklichkeit heilen zu können vermeinte. Angeregt von den liberalen und philosophischen Zeitideen hat der Mailänder Beccaria 1738–1794. Beccaria in seinem weltberühmten Werke „über Verbrechen und Strafen" die barbarische Criminaljustiz des Mittelalters und die Torturen mit lebendiger gefühlvoller Sprache bekämpft und die Abschaffung der Todesstrafe empfohlen. Selbst Voltaire, der nüchternste unter den kritischen und negirenden Geistern, verfolgt sowohl in seinen philosophischen und historischen Werken als in seinen zahlreichen Dichtungen dramatischer, epischer und lyrisch-didaktischer Gattung neben dem polemischen und satirischen Zweck auch eine positive Tendenz — den Sieg der Vernunft und Aufklärung über Wahn und Täuschung. In seinen Tragödien, deren wir schon oben gedacht haben (XII, 718), ist die künstlerische Form und Behandlung nur der Rahmen für seine ethischen oder vaterländischen Zwecke; das der Aeneide nachgebildete Epos „Henriade" ist ein „episches Lehrgedicht" zur Verherrlichung der religiösen und bürgerlichen Freiheit, „ein ernster Mahnruf zu Milde und Duldung, zu Bildung und Aufklärung". Die Epistel an Urania will das Dogma verdrängen durch Natur und Sittengebot, denn nur nach unsern Tugenden, nicht nach unsern Opfern werde der Herr uns richten. In der Erzählung „Ingénu" verwundert sich ein schlichter Hurone über die Widersprüche der herrschenden Sitten und Gesetze mit Natur und Bibel. Die Geschichte des ehrlichen „Candide", dem es so schlimm in der Welt erging, ist eine witzige Satire auf den Optimismus und doch zugleich eine Rechtfertigung der göttlichen Vorsehung. Wir werden in den Ausführungen erfahren, wie Voltaire in seinen philosophischen Schriften und Abhandlungen, in verschiedenen Artikeln des „philosophischen Wörterbuchs", in dem „Philosophe ignorant", im „Commentar zur Bibel" u. a. W., ohne ein eigentliches System aufzustellen, alle metaphysischen Fragen berührt und mit seinem klaren Geist zu durchdringen

gesucht hat. Ueber alle Vorgänge dieser geistig bewegten Zeit, über das gesammte gesellschaftliche und literarische Leben in Paris besitzen wir die genauesten und zuverlässigsten Angaben in der erst in unserem Jahrhundert in Druck erschienenen „literarischen Correspondenz" von Fr. M. Grimm, einem Deutschen von Geburt, der als Secretär und diplomatischer Geschäftsträger verschiedener Fürsten den größten Theil seines Lebens in der französischen Hauptstadt verbrachte und als eine Art geheimer Agent im Dienste der russischen Kaiserin Katharina, Friedrichs des Großen, mehrerer deutschen kleinen Höfe in vertraulichen Briefen Mittheilungen über Personen und Sachen und insbesondere über alle literarischen Tageserscheinungen machte. Sohn eines protestantischen Predigers in Regensburg, war Grimm nach einigen dichterischen Versuchen in Gottschedś Manier ganz in die Gedankenkreise der französischen Aufklärungsliteratur eingegangen, über die er in eleganter, witziger und geistreicher Weise seinen hohen Gönnern Bericht abstattete. Ein Mann von feinen Formen und Manieren, aber eitel und selbstsüchtig, wußte er sich Zutritt in den höchsten Pariser Gesellschaftskreisen zu verschaffen und stand mit allen namhaften Schriftstellern, insbesondere mit Diderot, in den freundschaftlichsten Beziehungen. Auch mit Rousseau pflog er langjährigen Umgang, bis die Verschiedenheit ihrer Naturen zu Trennung und Feindschaft führte. In hohem Alter verfaßte Grimm in Gotha, wo er seine letzten Jahre verlebte, seine Denkwürdigkeiten, der Nachhall eines vergangenen Geschlechts in einer ganz anders gearteten Zeit. Grimm 1723–1807.

2. Ausführungen.

a. Voltaire.

Unter allen Schriftstellern, die auf die geistige Richtung ihrer Zeit bestimmend und durchgreifend gewirkt haben, hat keiner jemals einen größeren Einfluß geübt als François Marie Arouet de Voltaire. Der Sohn eines Schatzmeisters der Rechnungskammer und von mütterlicher Seite einem edlen Geschlechte von Poitou verwandt, erhielt der am 21. November 1694 in Paris geborene Voltaire eine gute Erziehung in dem von den Jesuiten geleiteten College de St. Louis le Grand und kam durch einen Oheim frühe in die vornehme Gesellschaft, wo leichtfertiger geistreicher Spott zum Modeton gehörte und die innere Gesinnung mit dem äußeren Schein in grellem Widerspruch stand. Es war daher natürlich, daß der talentvolle junge Mann gleich bei seinem ersten literarischen Auftreten diejenige Richtung einschlug, die seiner witzigen, spottsüchtigen Natur am meisten zusagte und von der er sich den größten Erfolg versprechen konnte — die satirische Dichtung. Es währte jedoch nicht lange, so zog er sich durch den dreisten Spott auf die Regierung und auf hochgestellte Persönlichkeiten Haft und Verfolgung zu, was ihn bewog, sich, nachdem sein literarischer Ruf bereits gegründet war, auf einige Zeit nach England zu begeben. Bei der damals zwischen England und Frankreich obwaltenden Aehnlichkeit der Bildung und Literatur, der Sitten und Religionsgrundsätze fand der witzige Voltaire eine begeisterte Aufnahme, die er sehr gut bei der neuen Ausgabe seiner „Henriade" (XII, 711) zu seinem Vortheile auszubeuten wußte. Das begeisterte Lob der englischen Verfassung in diesem epischen Gedicht gibt Zeugniß von dem Voltaire 1694–1778. Leben und Schriften.

mächtigen Eindruck, den das Inselreich in seiner Seele hervorbrachte. Die Erfahrungen, die er hier in den höhern, von französischer Bildung durchdrungenen Kreisen machte, und die Bekanntschaft mit den deistischen Schriftstellern bestärkten ihn in seinen Ansichten und lieferten ihm neue Mittel zur Bekämpfung verjährter Einrichtungen und Meinungen. Nach Frankreich zurückgekehrt, machte er seine Landsleute in den „englischen Briefen" mit dem politischen und gesellschaftlichen Leben, mit den literarischen und religiösen Zuständen und namentlich mit der sceptischen Religionsphilosophie der Engländer auf eine so dreiste, aber dabei so geistreiche und witzige Art bekannt, zugleich mit so scharfen Seitenhieben auf Frankreich, daß er sich von Seiten der Regierung neue Verfolgungen zuzog, zugleich aber die Bewunderung der höheren Stände, der Fürsten und Hofleute von ganz Europa erwarb. Während er sich auf einer Reise befand, wurde in Paris das Buch als „anstößig, der Religion, den guten Sitten und der Achtung gegen die Obrigkeit zuwiderlaufend" durch den Henker zerrissen und verbrannt. Auch der „Tempel des Geschmacks", eine beißende Satire auf pedantische Schulgelehrte, anmaßende und dabei servile Academiker und obscure Dichterlinge, im Geiste von Pope's Dunciade, war eine Frucht des englischen Aufenthalts. Und erinnert nicht das reizende Gedicht „das Weltkind", worin mit launigem Humor der mit einem civilisirten Leben nothwendig verbundene Luxus gepriesen wird, in manchen Stücken an Mandeville's Bienenfabel? Die „Vertheidigung des Weltkindes", zu der sich Voltaire durch die heftigen Angriffe gegen das scherzhafte Gedicht veranlaßt sah, war ein Akt satirischer Nothwehr gegen gleißnerische Fromme und gegen den idealistischen Philosophen Rousseau. — Nun nahm Voltaire seinen Aufenthalt auf dem Landgute seiner Freundin, der Marquise du Chatelet zu Cirey in Lothringen, der gelehrten Kennerin der Schriften von Newton und Leibniz. Hier verlebte er eine Reihe von Jahren im Verkehr mit einer Dame, welche Geist und Bildung mit Weltsinn und leichtfertigen Sitten verband, eifrig beschäftigt mit literarischen Arbeiten und nebenbei mit mathematischen und physikalischen Wissenschaften. Schon vor und während dieser Zeit war Voltaire mit König Friedrich II. im Verkehr gestanden, und wie sehr dieser auch die unlautere und eigensüchtige Natur des Philosophen bereits kennen gelernt hatte (XII, 933 f.), so unterließ er doch nicht, den „Gottheiten von Cirey" schmeichelhafte Huldigungen darzubringen. Dadurch fühlte sich Voltaire bewogen, als der bisherige Aufenthaltsort durch den unerwarteten Tod der Marquise in Folge einer Schwergeburt ihm verleidet ward, der Einladung des gefeierten Monarchen Gehör zu geben. In der Friedenspause, welche dem siebenjährigen Krieg voranging, zu einer Zeit, da Voltaire's Ruhm den höchsten Gipfel erreicht hatte (1750), lebte der französische Schriftsteller in Berlin und Potsdam im vertrauten Umgang mit dem König und dem Hofe. Aber nach einiger Zeit, als der gewinnsüchtige und unverträgliche Charakter des Mannes und seine beißenden Spottschriften gegen Maupertuis mehrere widerwärtige Auftritte herbeigeführt, erfolgte ein Bruch und eine Todfeindschaft, die erst nach Jahren wieder ausgeglichen ward. Voltaire kehrte über Leipzig, Gotha, Frankfurt nach seinem Vaterlande zurück, in letzter Stadt durch polizeiliche Untersuchung nach entwendeten Schriften und Gedichten Friedrichs tief verletzt und erzürnt. Von Deutschland abgestoßen, von den Regierenden in Frankreich nicht wie er es wünschte willkommen geheißen, ließ er sich nach allerlei Irrfahrten und Plänen in der französischen Schweiz nieder und erwarb dann in einem Grenzstrich seines Heimathlandes unweit Genf das reizende Gut Ferney, wo er in beneidenswerther Unabhängigkeit von dem großen Vermögen lebte, das er sich durch seine Schriften erworben, durch geschickte Bewirthschaftung vermehrt hatte, unverheirathet aber in vornehmer Häuslichkeit, welcher seine Nichte Madame Denis, vorstand, zugleich eifrig bemüht, die Einwohner des Orts durch Industrie und Fleiß zum Wohlstand zu führen. Am 30. Mai 1778 starb er in

Paris, wohin er sich von Ferney begab, um der Aufführung seines letzten Dramas „Irene" beizuwohnen. Sein Glaubensbekenntniß, das er zwei Monate vor seinem Tod niederschrieb, lautete: „Ich sterbe in Anbetung Gottes, in Liebe zu meinen Freunden, ohne Haß gegen meine Feinde und mit Verwünschung des Aberglaubens." — Voltaire legte seine Ansichten in den verschiedenartigsten Werken nieder: in Gedichten, Satiren und Romanen, in geschichtlichen und philosophischen Arbeiten. Durch seine Briefe stand er mit den gepriesensten Regenten Europa's, mit Staatsmännern, Feldherren und Gelehrten in Verbindung und sein Urtheil galt allenthalben als maßgebend. Seine scharfe Feder richtete sich gegen Alles, was die Welt bisher als heilig verehrt, als herkömmlich geachtet und als gesetzlich befolgt hatte. Religion und Kirche, Priesterthum und Volksglaube erfuhren die heftigsten Angriffe. Écrasez l'infâme ist der Widerhall seiner vertrautesten Briefe. Von der „Henriade", worin er Toleranz gegen Andersdenkende pries und den kühnen und in manchen Theilen glücklichen Versuch machte, auf ein Ereigniß der neueren Geschichte die Forderungen des Epos zu übertragen, schritt er allmählich zu der frivolen Dichtung in epischer Form „Jungfrau von Orleans" fort, worin er Alles vereinigte, was der frechste Witz und der boshafteste Muthwille gegen Religion und Sitte, gegen Personen und Sachen, die man sonst nur mit Ehrfurcht betrachtete, vorbringen kann. Was dem gesunden Menschenverstand nicht sogleich einleuchtet, wurde für Priestertrug, Aberglaube und Vorurtheil erklärt und mit allen Waffen des Witzes, der Kritik und der Satire bekämpft; und wenn es nicht zu leugnen ist, daß Voltaire dem Fanatismus Einhalt gethan, manche Vorurtheile zerstört, manchen Aberglauben beseitigt, der Religionswuth und Intoleranz manches Opfer entrissen (die Familie Calas zu Toulouse) *), so ist dagegen auch nicht zu verkennen, daß

*) Johann Calas, ein protestantischer Kaufmann in Toulouse, wurde beschuldigt, seinen Sohn, der sich in einem Anfall von Trübsinn in dem väterlichen Hause erhenkte, ums Leben gebracht zu haben, weil er die Absicht gehegt, zur katholischen Kirche überzutreten. Fanatische Priester und Mönche erregten einen Volkstumult und schüchterten dadurch das Toulouser Parlament dergestalt ein, daß es trotz der offenbaren Beweise der Unwahrheit dieses Gerüchts den unglücklichen Calas zum Tod durch das Rad verdammte und sein Vermögen confiscirte (1762). Calas erlitt den Tod mit großer Standhaftigkeit, seine Unschuld bis zum letzten Athemzug betheuernd. Seine Wittwe und ein jüngerer Sohn des Hingerichteten begaben sich nach der Schweiz, wo Voltaire ihre Bekanntschaft machte. Empört über den offenbaren Justizmord, sammelte er mit unermüdlichem Fleiß alle Documente, durch welche das unerhörte Gerichtsverfahren in seiner ganzen Schändlichkeit und Ungerechtigkeit offenbar ward, lenkte in Flugschriften die Aufmerksamkeit der Nation auf die schmachvolle Frevelthat und verfaßte dann die berühmte Schrift „Tractat über die Toleranz aus Veranlassung des Todes von Jean Calas" (1765), welche die Wirkung hatte, daß der Proceß revidirt, das Urtheil als ungerecht verworfen, der Familie die Ehre zurückgegeben und für die Vermögensverluste eine Entschädigung von 36,000 Livres bewilligt wurde. — Nicht minder heftig entbrannte Voltaire's Zorn über eine andere That des Fanatismus in Abbeville, wo zwei Jünglinge gefoltert und zum Tode verurtheilt wurden (1766), weil sie ein Crucifix beschädigt, vor einer Procession den Hut nicht abgenommen und religiös anstößige Lieder gesungen haben sollten. Der Eine rettete sich durch die Flucht nach Preußen, wo sich Voltaire in der Folge seiner annahm, der andere (de la Barre) wurde hingerichtet. — Ein ähnlicher Fall wie in Toulouse, ereignete sich in Castres, wo ein Calvinist Sirven beschuldigt wurde, seine katholisch gewordene Tochter in einen Brunnen gestürzt zu haben. Auch hier trat Voltaire als Schützer und Rächer ein; er bewirkte eine Revision des Processes und die Freisprechung des geflüchteten Sirven. In Artois war durch einen ungerechten Richterspruch ein Ehepaar Montbailli (zum Tode verurtheilt worden. Der Mann

er aus manchem Herzen das religiöse Gefühl verdrängt, in manches Gemüth Zweifel und Unglauben gepflanzt, kalte Weltklugheit und mit ihr Selbstsucht, Eigenliebe und Eigennutz als höchste Leiter der menschlichen Handlungen hingestellt hat. Nicht nur Religion und Kirche, ihre Träger und Institute waren seinen spottenden Angriffen ausgesetzt, sondern auch alle andern, durch Zeit und Herkommen geheiligten Einrichtungen: Staatsverfassung, Königthum, Gerichtsverfahren, Standesrechte, Unterrichtswesen, Kunst und Wissenschaft. „Er zog auf den lauten Markt des Lebens, was bisher nur die stille Geheimlehre vereinzelter Kreise gewesen." Mancher Mißbrauch und Schlendrian wurde dadurch abgestellt, aber zugleich auch Pietät, Ehrfurcht und Tugend untergraben. Voltaire war auf dem Gebiet des Geistes ein Eroberer, der bei Verfolgung seiner Zwecke die der Menschheit geschlagenen Wunden nicht in Anschlag brachte. Eitelkeit und Eigenliebe waren die Haupttriebfedern seines Thuns. Wie in der berühmten Inschrift auf der Kapelle zu Ferney: »Voltaire erexit Deo« stellte er sich überall Gott als Gleichen gegenüber. Er stürzte jedes Idol, weil er selbst der Abgott sein wollte. „Es giebt kaum irgend eine Frage der menschlichen Bildung, welche Voltaire nicht gelegentlich einmal berührt, keine Form der dichterischen und wissenschaftlichen Darstellung, welche er nicht mit meist sehr glücklicher Geschicklichkeit angewendet hätte." Vieles hat er von Andern entlehnt, aber durch die Klarheit, Anmuth und Vielgestaltigkeit seines Denkens und literarischen Schaffens hat er die Errungenschaften aller Zeiten zum Gemeingut der civilisirten Welt gemacht. — Von hervorragender Bedeutung sind Voltaire's historische Schriften, worin er Bolingbroke's Manier im Großen und Ganzen anzuwenden versuchte. Waren auch seine Geschichte Karls XII. von Schweden, Peters I. von Rußland, das vielgepriesene Zeitalter Ludwigs XIV. und das im Hoftone geschriebene Siècle de Louis XV. nicht aus gründlichen Forschungen hervorgegangen und weder unparteiisch noch zuverlässig, so waren sie doch epochemachend, indem die Leichtigkeit und Anmuth des Stils, die Anwendung der Vergangenheit auf das Leben, die dreiste Kritik die pedantische und trockene Geschichtschreibung der Schulgelehrten verdrängte und die Kreise der Gebildeten den belehrenden Studien der Geschichte erschloß. Am merkwürdigsten ist das Werk „über den Geist und die Sitten der Völker", ein Abriß der Weltgeschichte, als Gegensatz gegen das Werk von Bossuet (XII, 718). Denn wie dieser Alles auf den Glauben begründet, so beginnt Voltaire mit dem Zweifel, und wie Bossuet Alles zur Ehre der christlichen Kirche wendet, so findet jener in dem Christenthum und in der Herrschsucht und den Lastern des Klerus alles Unheil der mittlern Zeit. Dieses Buch, worin alle Seiten des geschichtlichen Lebens von einem freien philosophischen Standpunkt aus beurtheilt werden, um zu zeigen, durch welche Entwicklungskämpfe die Menschheit sich allmählich aus der Barbarei zur Bildung emporgearbeitet hat, wurde die Grundlage und der Ausgangspunkt der gesammten neueren Geschichtschreibung, wenn gleich die Abneigung des Verfassers gegen Religion und Kirche ihn nicht selten zu ungerechten Urtheilen verleitet. Das Mittelalter erscheint bei ihm als „ein wüstes Gewirr von Verbrechen, Thorheit und Elend, während er die Bewunderung der Zeitgenossen für China theilt (XII, 742 f.). „Voltaire war Deist im Sinne jener englischen Freidenker, welche zwar mit der christlichen Offenbarung gebrochen hatten, aber auf Grund ihrer aus der menschlichen Einsicht stammenden sogenannten Vernunftreligion an der Persönlichkeit Gottes als dem Kern und Ursprung aller Dinge festhielten, und auch dem Glauben an die Unsterblichkeit der Seele, wenn schon hie und da mit Zweifeln gemischt, treu blieben."

---

starb auf dem Rad, aber die Frau, deren Hinrichtung verschoben worden war, wurde durch eine Denkschrift Voltaire's gerettet. Eben so wurde die Ehre des durch einen Justizmord hingerichteten General Lally durch die Bemühungen des Philosophen von Ferney hergestellt.

In dem Weisen von Ferney lebt die unerschütterliche Ueberzeugung, „daß weder die Natur ohne einen Schöpfer und Erhalter, noch die menschliche Sitte und Bildung ohne einen letzten Richter über Tugend und Laster erschaffen und erhalten sei.“ Mit allen Beweisen suchte er die Lehre zu begründen, „daß nur ein außer der Welt stehendes, den Grund seines Daseins in sich tragendes Wesen der Grund der Welt sein könne“. Als die wesentlichste Eigenschaft der Gottheit stellte Voltaire deren Gerechtigkeit hin, von der ein Wiederschein in das menschliche Herz gefallen sei, und daselbst das Bedürfniß der moralischen Ordnung in der Familie und der bürgerlichen Gesellschaft hervorgerufen habe. Er ist deßhalb immer ein entschiedener Gegner des Atheismus gewesen, den er nicht als eine Befreiung, sondern als eine Erniedrigung des Geistes ansah, weil er das Gewissen seiner vornehmsten Stütze, des Glaubens an eine wegen der Gerechtigkeit Gottes unausbleibliche künftige Vergeltung, beraube. Voltaire hat auch jene Geheimnisse der moralischen Welt, welche die Denker aller Zeiten beschäftigt haben, das Verhältniß von Freiheit und Nothwendigkeit, die Verbindung des Geistes und der Materie, den Ursprung des Uebels behandelt, aber nach langen und scharfsinnigen Betrachtungen die Unlösbarkeit dieser Räthsel eingestehen müssen. Sein Geist war zu weit und zu frei, um sich in dieser wie in anderer Beziehung in ein besonderes System einzuschließen. Bei seinem kühn vordringenden Wesen berührte er alle speculativen Fragen, warf zuweilen einen scharfen Blick in ihre innerste Natur, ließ aber wieder von ihnen ab, sobald er merkte, daß er keinen festen Boden mehr hatte. Denn Klarheit und Sicherheit war das vorherrschende Bedürfniß seines Geistes. Doch hat weder die Wahrnehmung des thatsächlichen Uebels in der Welt, noch unerklärliche Unglücksfälle wie das Erdbeben von Lissabon den optimistischen Glauben an die zweckmäßige Einrichtung des Universums und an eine göttliche Gerechtigkeit in ihm zu zerstören vermocht. Uebrigens legte Voltaire wie die Deisten den Hauptwerth auf die Sittenlehre. Tugendbegriff und Moralgesetz sind ihm die Grundideen der menschlichen Natur, die von Gott kommen, während Glaubenslehre und Cultus Menschenwerk sei.

Voltaire's geschichtliche Stellung.

Auf keinen andern Mann kann man mit solchem Recht die Worte des Dichters anwenden: „Von der Parteien Gunst und Haß verwirrt, schwankt sein Charakterbild in der Geschichte“ als auf Voltaire, zugleich Kind und Fahnenträger eines treibenden, ideenreichen, neuerungssüchtigen und übermüthigen Zeitalters. Alles Lob und aller Tadel, der dieses Zeitalter selbst traf, fiel in erster Linie auf das Haupt des geistigen Führers und Heroldes: er wurde am Ende seines Lebens wie ein siegreicher Triumphator gefeiert, und in der Folge, als die Stimmung umschlug und die spätere sturmvolle Umwälzung ihm und seinen Gesinnungsgenossen zur Last gelegt ward, mit den heftigsten Schmähungen und Verwünschungen überschüttet. Seine Gebeine wurden aus der Abteikirche von Sellières in der Champagne, wo man sie in der Stille beigesetzt hatte, nach dem Pantheon in Paris geschafft und mit einem ruhmvollen Denkmal geschmückt, dann wieder herausgeworfen und an ungeweihter Stelle begraben. Aber nicht blos der Umschwung der Meinungen und Zeitrichtungen, nicht blos die entgegengesetzten Beurtheilungen je nach dem Standpunkt der Parteien haben sein Charakterbild zu einem schwankenden gemacht; sein eigenes widerspruchsvolles und vielgestaltiges Wesen, in dem Licht und Schatten sich abwechselnd um die Herrschaft stritten, hat zu den verschiedenartigsten Beurtheilungen Anlaß gegeben. Die Kirchlichgesinnten zürnten ihm, daß er dem Christenthum so unversöhnliche Feindschaft trug, ihm den Makel der Infamie aufdrückte, im Geiste eines Lucian alles Uebernatürliche und Mysteriöse, alles Dogmatische und Wunderhafte mit muthwilliger Laune verspottete; die Freigeister schmähten ihn, daß er dem Glauben an einen außerweltlichen Gott treu blieb und die kirchlichen Handlungen, Messe und Beichte nicht nur für die ungebildete Menge als nothwendig und

heilsam empfahl, sondern sie auch selbst mitmachte. Man konnte mit Recht rügen, daß während er in seinen Schriften für Freiheit nnd Menschenrechte eintrat, den Absolutismus und den gesellschaftlichen Ständeunterschied bekämpfte und einer Staatsverfassung mit Rechtsgleichheit das Wort redete, er sich zugleich an die Mächtigen und Vornehmen herandrängte und ihnen schmeichelte, sich zum Hofhistoriographen ernennen ließ, in einem Festspiel, „der Tempel des Ruhms", König Ludwig XV. als zweiten Trajan verherrlichte und sich um Orden und Ehrentitel bewarb. Es war eines Philosophen wenig würdig, daß er mit unversöhnlicher Rachsucht seine Feinde und Widersacher verfolgte, daß er die J. B. Rousseau, Freron, Maupertuis und so viele andere das ganze Gift seiner boshaften Satire fühlen ließ, die Galle seiner verletzten Eitelkeit über sie ausgoß; daß er seine Verbindung mit Friedrich II. zur Befriedigung seines Geizes, zu Geld- und Wuchergeschäften benutzte, daß er seinen Leidenschaften, seiner „mephistophelischen Natur" freien Lauf gab und in seiner skoptischen und satirischen Laune der Nächstenliebe vergaß. Und doch kann man nicht behaupten, daß ihm aller Seelenadel abging, daß sich nicht rein menschliche Gefühle in ihm geregt hätten. Neben den niedrigen Trieben traten auch Züge von Großmuth und hochherziger Gesinnung, von Freundschaft und Hingebung zu Tage. Mit welcher Feinfühligkeit hat er sich einer Nichte Corneille's, die in ärmlichen Umständen lebte, angenommen, mit welch edler Aufopferung hat er die bedrängte Unschuld gegen Fanatismus und Justizbarbarei beschützt! Es ist nicht zu viel gesagt, wenn es in der Inschrift seines „Den Manen Voltaire's" geweihten Denkmals heißt: „Dichter, Historiker und Philosoph hat er den menschlichen Geist vergrößert und ihn gelehrt, frei zu sein. Er hat Calas, Sirven, de la Barre und Montbailli vertheidigt, Atheisten und Fanatiker bekämpft, Toleranz eingeflößt und Menschenrechte gegen Knechtschaft und Feudalität verfochten."

b. Montesquieu und Rousseau.

Montesquieu 1689—1755. Wie Voltaire, der Dichter und Philosoph seine Satire in erster Linie gegen Religion, Kirche und Priesterlehre richtete, so Charles de Secondat Baron von **Montesquieu**, Rechtsgelehrter und Parlamentsrath in Bordeaux gegen die politischen Einrichtungen und den monarchischen und ministeriellen Despotismus in Frankreich, der eine wie der andere unter dem Einfluß englischer Bildung und Anschauungen. Doch war der literarische Entwickelungsgang ein verschiedener. Denn während Voltaire sein ganzes Leben lang sich negativ kritisch und satirisch gegen die Wirklichkeit verhielt, und weder durch Bastille noch Preßtyrannei auf andere Bahnen gelenkt werden konnte; hielt sich Montesquieu nur in seinem ersten Werk, den „persischen Briefen" in der scharfen Opposition seiner jüngeren Zeitgenossen, in den späteren Schriften dagegen nahm er einen ernsteren, positiveren und lehrhaften Ton an. In den „**persischen Briefen**", worin morgenländische und abendländische Zustände, die Intriguen und Lüsternheiten des orientalischen Haremlebens und die satirischen Schilderungen europäischer Sitten zu einem anziehenden Gemälde mit romanhaftem Ausgang verbunden sind, bekämpft Montesquieu mit demselben leichtfertigen Spotte und mit derselben einschneidenden Ironie wie Voltaire den christlichen Glauben und das ganze Kirchensystem, die monarchischen Einrichtungen, die Mißstände der Verwaltung, die Sitten und gesellschaftlichen Zustände der Zeit. Die unbegreiflichen Lehren der scholastischen Theologie, Hierarchie und Papstthum, das Klosterwesen und die Handlungen und Gebräuche der katholischen Kirche, das absolute Königthum u. A. werden durch die Vergleichung mit ähnlichen mohammedanischen und orientalischen Formen und Instituten herabgesetzt und als Aberglaube und Thorheit hingestellt. „Die Angriffe waren von unerhörter Dreistigkeit. Sie wirkten um so gewaltiger, je

feiner und geistvoller sie zugespitzt waren. Jeder Satz war ein Epigramm; wie Sprüchwörter liefen viele derselben von Mund zu Mund." — Nachdem Montesquieu in den persischen Briefen die Gebrechen der bestehenden Zustände gegeißelt und lächerlich gemacht, legte er sein Amt nieder und begab sich ins Ausland. Er bereiste die Schweiz, Italien, Holland und England. In dem letzten Lande verweilte er zwei Jahre im Umgang mit Lord Chesterfield und andern hochgestellten Staatsmännern. Nach seiner Rückkehr verfaßte er die kleine gedankenreiche Schrift: Betrachtungen über die Ursachen der Größe und des Verfalls der Römer und ihres Staates, worin er in kurzen Sätzen nachwies, daß Liebe zu Freiheit und Vaterland, strenge Zucht und Arbeit, kluge Politik und Vertrauen auf eigene Kraft einen Staat groß mache, Parteiwuth, Selbstsucht und Despotismus aber denselben seinem Untergange zuführe. Dieses Buch, in welchem in historischen „Orakelsprüchen" die Mängel der französischen Verfassung und Regierung angedeutet werden, um an der Hand der römischen Geschichte vaterländische Tugend und politische Einsicht zu wecken, bildet gleichsam die Einleitung zu seinem größten Werk „Vom Geist der Gesetze," in welchem Montesquieu die Früchte seiner Studien und Erfahrungen in eleganter Form und in ernster philosophisch-historischer Haltung niedergelegt hat. Um so wirksamer waren die mit Ruhe und Klarheit vorgetragenen Lehren von einer vernünftigen Freiheit. Bei der Darstellung der verschiedenen Staatsformen wird die republikanische als Ideal obenangestellt, die aber nur bei hoher Bürgertugend möglich sei. Nach ihr kommt die constitutionelle Verfassung Englands mit scharfer Trennung der drei Gewalten, der gesetzgebenden, ausübenden und richtenden, und mit Achtung der Standes- und Corporationsrechte und zuletzt die absolute, die leicht in Despotie umschlage und als Ursache aller Entartung und alles Sittenverderbs anzusehen sei. Dabei wurden das Gerichtsverfahren, das Besteuerungswesen und andere in Frankreich herrschende Mißstände stark gerügt und das Fehlerhafte in der Regierungsweise aller Staaten des europäischen Festlandes hervorgehoben, Religion und Kirche dagegen mehr geschont als in den persischen Briefen. „Der Grundgedanke in dem „Geist der Gesetze" liegt in der scharfen Hervorhebung der Naturbedingtheit aller rechtlichen und staatlichen Einrichtung durch Boden, Klima, Sitte, Bildung und Religion. Durch diese innige Wechselwirkung zwischen Gesetz und Volksgeist erscheint der Staat von vornherein nicht als etwas willkürlich Gemachtes und darum willkürlich Veränderliches, sondern als nothwendig, naturgemäß und sich in sich selbst entwickelnd. Zweck des Staats ist unter allen Umständen die Darstellung gesetzlicher Freiheit. Da dieser Zweck am besten erreicht werde durch die Verbindung der Volksvertretung mit dem Königthum, so sei die constitutionelle Monarchie die vorzüglichste Staatsform." Das Buch, das zuerst in Genf gedruckt wurde, machte solches Aufsehen, daß in weniger als zwei Jahren zweiundzwanzig Auflagen veranstaltet wurden. Es war die mustergültige Theorie des modernen Staatsrechts während des ganzen Jahrhunderts. Montesquieu bildet den Gegensatz zu dem Marquis d'Argenson, der zwar auch die Monarchie durch demokratische Institutionen erneuert und verstärkt, den Adel und die Geistlichkeit zur Steuerpflicht beigezogen wissen will, aber indem er sich gegen die allgemeinen Reichsstände und für die Beschränkung oder Aufhebung aller Corporationsrechte ausspricht, suchte er die Unabhängigkeit der Königsgewalt aufs Neue zu befestigen.

Den größten Einfluß auf die Umgestaltung der Ansichten und Meinungen seiner Zeit hatte Jean Jacques **Rousseau**, zugleich Erbe und Gegner der französischen Aufklärung. Er war in Genf geboren und zu dem Gewerbe seines Vaters, eines Uhrmachers, bestimmt, entfloh aber der Strenge seines Lehrmeisters und führte von da an ein vielbewegtes erfahrungreiches Leben, bald in Savoyen und Oberitalien, bald in Paris oder in der ländlichen Stille von Montmorenci, bald als verfolgter Flüchtling auf der Peters-

Jean Jacques Rousseau 1712—1778.

1. Leben und Schriften.

insel im Bieler-See, im Neuenburger Kanton unter dem Schutze Friedrichs II., in England bei dem Geschichtschreiber Hume, bis er, gedrückt von Schwermuth und Lebensüberdruß, gefoltert von Argwohn und Selbstquälerei, plötzlich auf dem Gute eines seiner Verehrer unweit Paris starb, ein philosophischer Schwärmer und Sonderling, zugleich aber der prophetische Mund des Zeitgeistes. Rousseau selbst hat alle Umstände seines äußern und innern Lebens in seinen „Bekenntnissen" mit seltener Offenheit und Aufrichtigkeit der Welt dargelegt, eine Lebensgeschichte, die um so wichtiger ist, als sich die Richtung seiner Ansichten daraus erklären läßt. Frühe seiner Mutter beraubt, erhielt er eine mangelhafte Erziehung. Er las mit seinem Vater eine Menge Romane ohne alle Auswahl, wodurch sein Gefühl überreizt, seine Phantasie mit unwahren und idealen Gebilden angefüllt wurde, indeß sein Geist ohne gediegene Kenntnisse und echte Belehrung blieb. In Italien trieb er vorzugsweise musikalische Studien, in Paris betheiligte er sich an dem regen literarischen Leben mehr mit der Flüchtigkeit eines Dilettanten als mit der Gründlichkeit eines Forschers oder Gelehrten. Desto mehr schaute er in sich und um sich; desto schärfer beobachtete er die Widersprüche der Außenwelt zu seinen inneren Idealen. Durch seine Geburt und Erziehung war er an Einfachheit, an bürgerliche Zucht gewöhnt und blieb daher sein Leben lang ein Feind des Luxus und der Ungleichheit der Güter. Auf seinen Wanderungen sah er den Druck der Armuth, die Mißhandlung der dienenden und arbeitenden Klasse durch die Reichen und Vornehmen, und sein Gemüth empörte sich über diese Ungerechtigkeit. Die bürgerlichen Zustände mit ihrer Standesverschiedenheit und den großen Gegensätzen des Ranges und Vermögens kamen ihm verkehrt und unnatürlich vor. Eine äußere Veranlassung gab ihm Gelegenheit, die Ansicht zu begründen, daß die Ursache dieser Gebrechen in der gesteigerten Civilisation zu suchen sei. Die Academie von Dijon stellte im J. 1749 die Preisfrage: ob der Fortschritt in den Wissenschaften und Künsten beigetragen hat, die Sitten zu reinigen. Rousseau beantwortete die Frage negativ, indem er in einer Abhandlung nachwies, daß die Wissenschaften und Künste die verderblichsten Güter der Menschheit seien; die geistige Bildung habe Talent über die Tugend gesetzt, habe Natur und Freiheit, Unschuld und Einfalt aus der Welt verdrängt und mit der Neigung zu Glanz und Luxus Verderbniß der Sitten über das Menschengeschlecht gebracht. Mit scharfen Worten geißelt er die gleißende Nichtigkeit der modernen Bildungszustände. Diesem Buch, das durch die schwungvolle Beredsamkeit eines tief erregten Gemüths und einer begeisterungsvollen Ueberzeugung eine hinreißende Wirkung, in den literarischen Kreisen „eine Art von Revolution" hervorbrachte, ließ Rousseau gleichsam als Ergänzung den „Discurs über den Ursprung der Ungleichheit unter den Menschen" nachfolgen, eine nicht minder bedeutungsvolle Schrift, worin er nach der Verherrlichung eines angeblichen Naturzustandes vor der Entstehung des Staats und der Gesellschaft, nachzuweisen suchte, daß die Entwickelung aus diesem Naturzustand zu staatlichen und socialen Lebensformen ein Abfall von der reinen Menschennatur sei, daß die Abgrenzung des Eigenthums zur Gründung des Staats, zur Einsetzung von Obrigkeiten, zur Scheidung der Menschen nach Stand und Bildung geführt, und daß daraus Krieg, Knechtschaft und Elend entsprungen. In diesen beiden Schriften wurde von Rousseau ein eingebildeter Naturzustand als die Heimath der Freiheit und der Unschuld gepriesen und nur in dem Rückgange zu diesem und in der Abschüttelung aller Fesseln, die Bildung und Erziehung, Gewalt und Gewohnheit geschlungen, sah er das Heil der Welt. Die Schrift über die Ungleichheit der Menschen verdiente den Spott Voltaire's: „Noch niemals habe Jemand so viel Geist aufgewendet, um uns zu Bestien zu machen, man bekomme förmlich Lust auf allen Vieren zu laufen"; sie war aber zugleich „ein leidenschaftlicher Aufschrei der Armen und Gedrückten, eine feurige und entschlossene Kriegserklärung gegen die Grundlagen und Einrichtungen

der herrschenden Staatsformen, eine Erhebung des Volks, das die Regierung aus eigener freier Entschließung und Machtvollkommenheit eingesetzt, gegen die Uebergriffe eines Regiments, das sich grundlos und gewaltthätig die unumschränkte Selbstherrlichkeit angemaßt hat." Die in der letzten Schrift in loser Verbindung ausgesprochenen Gedanken faßte Rousseau in einem andern Buche, dessen Grundsätze auf den Gang der französischen Revolution vom größten Einflusse waren, in dem „Gesellschaftsvertrag" (contrat social) in ein politisches System zusammen. In diesem stellt er die Freiheit und Gleichheit aller Menschen als Grundbedingung jedes Staats dar und findet nicht wie der von ihm bekämpfte Montesquieu in einer constitutionellen Verfassung, sondern in der völligen Demokratie mit gesetzgebenden Volksversammlungen die würdigste Staatsform und in dem gemeinsamen Nutzen und leiblichen Wohlbefinden des Volks den höchsten Zweck des Staats. Die Regierungsgewalt, in welcher Form sie immer auftrete, sei nur der Ausfluß der Machtvollkommenheit des Volks, in Folge freiwilliger Uebertragung. — Wie Rousseau hierin die bestehenden Regierungsformen erschütterte, so in seinen berühmtesten Werken: „die neue Heloise" und „Emil", die Sitten, Gewohnheiten, Lebensweise und Erziehung der damaligen Zeit. In dem ersten schildert er in poetischer Sprache und in der Form eines in Briefen geschriebenen Romans die Vorzüge eines sentimentalen Naturlebens vor den verschrobenen Verhältnissen der Wirklichkeit, die Entstehung und Entwickelung eines Liebelebens zweier schönen Seelen voll überschwenglicher Gefühle, Leidenschaften und Gemüthskämpfe im Widerstreit mit Welt und Wirklichkeit, dessen sinnliche lüsterne Seite bis zum äußersten Fehltritt im Laufe der Geschichte ausgeglichen wird durch einen Sitten- und Tugendroman voll schöner Häuslichkeit, ehelicher Treue und geläuterten Familienglücks, gegründet auf Pflichterfüllung und religiöse Innigkeit. Durch das letztere Werk, „das Naturevangelium der Erziehung" suchte er eine auf Natur und Elternliebe beruhende vernünftige Erziehung zu begründen. Der „Emil", zugleich Roman und Lehrbuch, hat die Tendenz, die Erziehung so einzurichten, daß von dem ursprünglichen Naturmenschen so viel als möglich erhalten bleibt; Emil soll so herangebildet und gestärkt werden, „daß er sich im Wirbel der Welt nicht fortreißen läßt durch die Leidenschaft und durch die Vorurtheile der Menschen; er soll mit seinen eigenen Augen sehen, mit seinem eigenen Herzen fühlen und keine Macht der Erde soll ihn bestimmen, als seine Vernunft." Die Worte Rousseau's sind der Ausdruck eines tiefen innern Gefühls und dringen zum Herzen, weil sie vom Herzen kommen; daher war auch die Wirkung seiner Schriften besonders bei den Frauen unbeschreiblich. Ihrem Einfluß ist es zuzuschreiben, daß es in Frankreich wieder Mütter gab, daß wieder Liebe und Häuslichkeit in die Familien einkehrte und daß in den mittlern Ständen Natur, Einfachheit und Sittlichkeit der Verschrobenheit, Unsittlichkeit und Uebersättigung der höheren Klassen entgegentrat. Dadurch sühnte Rousseau die Sünde, die er gegen seine eigenen Kinder, welche er ins Findelhaus bringen ließ, begangen. Auch in der Musik, über die er geistreiche Ideen aufgestellt, ging er auf Natur und Einfachheit zurück. Er bestritt den Satz, daß die Harmonie der einzige Grund der Tonkunst sei, und wies auf die ursprüngliche melodische Kunst hin, „die ganz Natur ist und wie eine zweite Sprache ihren Ausdruck aus den Wandlungen des Gemüths, nicht aus den Regeln des Generalbasses schöpft." Daß Rousseau vor dem Kirchenthum und dessen Satzungen wenig Ehrfurcht hatte, geht schon daraus hervor, daß er seinen Glauben zweimal wechselte. Doch trieb er damit nicht wie Voltaire und die Freigeister seiner Zeit einen leichtfertigen Spott, sondern er lehrte eine Religion des Herzens und Gefühls. Er suchte vom Christenthum das Unwesentliche abzustreifen, um den Kern zu retten, und ging auch hier wie überall zur Einfachheit, Natur und Vernunft zurück. Wenn er einerseits sich gegen die geoffenbarte Religion, gegen Bibelglauben und Kirchenlehre erklärt, so tritt er anderseits gegen

die Materialisten für einen außerweltlichen Gott, für die Geistigkeit und Unsterblichkeit der Seele, für die Freiheit des Willens, für Moral, Tugend, Gerechtigkeit und Gewissen in die Schranken. „Die stolze Philosophie," sagt er, „führt zu herzloser Freigeisterei, die blinde Gläubigkeit zu wilder Verfolgungssucht. Vermeidet beide Einseitigkeiten: bleibt unerschüttert in der Wahrheit oder in dem, was Ihr in der Einfalt des Herzens für wahr haltet. Habt den Muth, Gott zu bekennen vor den Philosophen, habt den Muth, Menschlichkeit zu predigen vor den Verfolgungssüchtigen. Sagt was wahr, thut was gut ist. Wer auf seinen Vortheil sieht betrügt sich; nur die Hoffnung des Gerechten läßt nicht zu Schanden werden." Aber so sehr auch das „Glaubensbekenntniß eines savoyischen Vicars" im Emil Rousseau's Achtung vor Religion beurkundete, so zog ihm doch die freie Haltung der herrschenden Kirche gegenüber die Verfolgungen der rechtgläubigen Katholiken und der offenbarungsgläubigen Protestanten zu. Das Buch wurde durch richterlichen Spruch von Henkers Hand verbrannt und er selbst zur Flucht aus Frankreich gezwungen. Auch Genf und Bern versagten ihm ein Asyl. In dem Sendschreiben an Beaumont, Erzbischof von Paris, der einen Hirtenbrief gegen den „Emil" erlassen hatte, und in den „Briefen vom Berge" wider die Intoleranz seiner Genfer Landsleute zieht er mit zermalmender Kraft und Gluth der Leidenschaft gegen die engherzige Unduldsamkeit und Verfolgungssucht der Rechtgläubigen zu Felde.

2. Seine Stellung in der Geschichte. Kaum ein anderer Schriftsteller hat so mächtig auf seine Zeit eingewirkt, hat so viele Ideen, Gefühle, Anschauungen geweckt, aber auch so viele Vorurtheile und Irrthümer erzeugt als Rousseau. Daher gingen auch von jeher die Urtheile der Menschen über den berühmten Genfer Schriftsteller weit auseinander, von der schärfsten Verdammung bis zur begeistertsten Bewunderung fortschreitend, Licht und Schatten im Uebermaß auftragend. Das Schicksal hat ihn in einer schönen Landschaft unter bürgerlichen Lebensverhältnissen mit regen Gefühlen und Empfindungen geboren werden lassen und diese Eindrücke und Anlagen bildeten fortwährend den tiefsten Untergrund seines inneren Wesens. Die Schilderungen eines glückseligen Naturzustandes in reizvoller Landschaft und eines häuslichen Lebens voll idyllischer Unschuld und Einfalt auf dem Boden schöner Gefühle, edler ursprünglicher Menschlichkeit aufgebaut, sind darum so hinreißend und entzückend, weil sie in dem eigenen Herzen, in dem tiefsten Grunde seiner Seele ihren Ursprung hatten. Aus seinen Selbstbekenntnissen erfahren wir, daß er sich nur in der Natur, in der Waldeinsamkeit, unter Bäumen und Pflanzen wahrhaft wohlgefühlt habe; daß die schönsten und erhabensten Ideen für die Wohlfahrt der Menschheit in stiller Zurückgezogenheit in seinem Geiste entsprossen sind. Diese sinnfrische Naturempfindung war das am schärfsten und stärksten ausgeprägte Organ seines Wesens, daraus floß das Grunddogma seines Glaubens, daß das durch die Natur Hervorgebrachte gut sei, die Entartung erst durch Menschenhände bewirkt werde. Ausgehend von allgemeinen Principien, die er durch Beobachtung und Abstraction sich zu eigen gemacht und die ihm als unumstößliche Wahrheiten gelten, construirt er durch logische Folgerichtigkeit in großartiger Subjectivität Staat, Gesellschaft und Erziehung, doch stets mit Hinweisung auf ein höchstes geistiges Wesen als Schöpfer und Erhalter des Universums. Mit dieser angebornen Anlage und Seelenstimmung trat er in die Menschenwelt, in die hohen Lebenskreise ein. Wie konnte es da an tiefen Conflicten, an Seelenkämpfen und Gemüthsbewegungen fehlen! Rousseau blieb auch in der vornehmen Gesellschaft ein Kind der Natur, mit allen Liebenswürdigkeiten und Fehlern, mit allen schönen und häßlichen Zügen eines ungezogenen Kindes. Sein Leben gestaltete sich daher zu einer Leidensgeschichte, weil er nicht die Kraft besaß, die Widersprüche und Conflicte der Wirklichkeit durch die Harmonie einer völlig durchgeführten Bildung oder durch ein praktisches Pflichtgefühl zu überwinden und zu versöhnen. Wie bei

St. Preux in der neuen Heloise, so liegt auch bei Rousseau die Welt der Gefühle, die leidenschaftliche Erregbarkeit einer reizbaren empfindlichen Natur im ewigen Kampfe gegen Sitten, Convenienz und gesellschaftliche Schranken. Er behielt stets die eitle Selbstgefälligkeit des Kindes; sie wuchs mit seinen literarischen Erfolgen; sogar aus der absonderlichen Tracht, die er annahm, und der affectirten Einfachheit seines Hauswesens, konnte man wie Socrates aus dem durchlöcherten Mantel des Antisthenes die Eitelkeit hervorschimmern sehen. Er hüllte sich in das Bewußtsein der Tugend, und wie wenig war doch sein Ehe- und Hausstand geschaffen, Tugendstolz zu erwecken! Wie groß war der Abstand seines eigenen Familienlebens zu dem ehelichen und häuslichen Musterbild in der zweiten Abtheilung der neuen Heloise! Mißtrauen, Empfindlichkeit und Argwohn führten ihn zu gesellschaftlichen Verwickelungen, Entzweiungen und Feindschaften, die, als noch politische und religiöse Verfolgungen dazu kamen, ihn zum Menschenfeind machten, ja in zahllose Irrgänge verleiteten. „Die Geschichte Rousseau's", urtheilt Hettner, „ist die Krankheitsgeschichte der überschwenglichen, nur auf sich selbst gestellten, gegen alle nothwendigen Bedingungen und Gesetze des wirklichen Weltlaufs gekehrten Gefühlsseligkeit." Aber ungeachtet der vielen Verirrungen, Widersprüche und Uebertreibungen, der Sophismen und falschen Voraussetzungen, die sich in Rousseau's Leben und Schriften nicht wegläugnen lassen, blieb doch der reichbegabte Mann, der philosophische Schwärmer der Natur und Einfachheit, der Verfechter des Idealismus des Herzens gegen die realistische Verstandesbildung, der Prophet einer natürlichen Religion und Gottesverehrung gegen Bibelgläubigkeit wie gegen Atheismus, der Verkündiger der angebornen Rechte und der unveräußerlichen Freiheit und Gleichheit der Menschen: blieb doch der Verfasser des Emil und der neuen Heloise der einflußreichste Schriftsteller, der wahre Apostel des neuen Zeitgeistes. „Rousseau sprach aus, was als unbestimmtes Sehnen durch die ganze Menschheit hindurchzog. Nicht blos in den Helden der französischen Revolution, welche die Menschenrechte entwarfen, sehen wir die Einwirkungen Rousseau's, sondern eben so sehr in den titanenhaften Jünglingen der deutschen Sturm- und Drangperiode, in dem Faustischen Drang nach Unmittelbarkeit und Ganzheit des menschlichen Wissens und Handelns, in der Empörung der Schiller'schen Jugendwerke gegen den Zwang der bürgerlichen Ordnung". Es war die Macht einer aufrichtigen persönlichen Ueberzeugung und die Begeisterung für neue Bildungsideale, was den armen träumerischen Einsiedler zum Herold des neuen jugendlich strebsamen Zeitalters machte. Die Durchführung des Grundsatzes, daß alle Kräfte, welche die Natur in den Menschen gelegt hat, eine ihrer natürlichen Bestimmtheit entsprechende Ausbildung verdienen und fordern, urtheilt Brockerhoff, entfesselte die in der Tiefe der Seele verschlossenen geheimnißvollen Anlagen und Triebe und gestattete ihnen, sich frei und ungehemmt zu geistiger und humaner Bildung zu entwickeln. „Die Leidenschaft durfte ihre hinreißende Gewalt offenbaren, die Begeisterung sich in kühnem Aufschwunge erheben, der Genius seine mächtigen Schwingen entfalten. Die Emancipation der Natur involvirt die des Geistes, sofern derselbe als unmittelbar wirkende Naturkraft auftritt". Aber dieser behält dabei sein eigenes selbständiges Reich; er gibt der Stoffwelt Leben und Bewegung und der Menschennatur Form und Maß, Gesetz und Regel.

c. Diderot und die Encyclopädisten.

Zur Zeit Ludwigs XIV. ging das geistige und gesellschaftliche Leben vom Hof aus: Literatur, Kunst, Wissenschaft und Geschmack wurden von Versailles aus bestimmt und beherrscht. Unter Ludwig XV. verlor der Hof diesen mächtigen Einfluß: Paris machte sich unabhängig von Versailles, das geistige Leben der Hauptstadt schuf

Die Salons d'Esprit.

sich neue Mittelpunkte, selbständige Vereinigungsstätten und nahm einen oppositionellen Charakter an. Während in den Hof- und Regierungskreisen das monarchische und hierarchische System wenigstens äußerlich und dem Scheine nach geschützt und aufrecht erhalten ward, griff in der Pariser Welt die Negation gegen das Bestehende immer weiter um sich. „Die Freigeisterei wurde Modesache; es galt als ein Zeichen der Vornehmheit, ungläubig und politisch freisinnig zu sein". Diese Richtung wurde genährt und geschärft durch die geistreichen Cirkel, die „Bureaux d'Esprit", in welchen sich die berühmtesten Schriftsteller, Staatsmänner, Schöngeister, Künstler und Gelehrten an bestimmten Tagen versammelten, um bei Trank und Speise über die Fragen des Tages, über die Probleme der Philosophie, über Religion und Kirche, über Staat und Literatur sich auszusprechen, mitunter in ernster wissenschaftlicher Weise, am häufigsten jedoch in dem witzigen, geistreichen, pikanten Conversationston, den die französische Sprache und Unterhaltungsform so meisterhaft zu handhaben versteht. Diese geselligen Kreise, welche gebildete, ehrgeizige, reiche und kunstliebende Frauen der vornehmen Welt in ihren Salons vereinigten, gewannen um so größere Bedeutung, je gleichgültiger der König gegen Alles war, „was sich nicht auf religiöse Ceremonien, Jagd und schöne Frauen bezog", je mehr die Königin sich der Leitung der Jesuiten überließ und in Andacht und kirchlichen Interessen aufging, je mehr die „geistliche Phraseologie" des Ministers Fleury, der alle weltliche Wissenschaft, alle Kunst und Literatur mit verdächtigen Blicken ansah, der Zeitbildung widerstrebte. Auch die Pompadour, der diese Entfremdung der schönen Geister Frankreichs verdrießlich war, verstand nicht die Kunst, die Schriftsteller und Philosophen der Zeit dauernd anzuziehen und zu Huldigungen zu bewegen. So wurden die „Bureaux d'Esprit" von Paris der Mittelpunkt nicht nur der französischen, sondern der gesammten europäischen Zeitbildung, das hohe Tribunal des Geschmacks, der Literatur, der wissenschaftlichen Erzeugnisse. In diesen Gesellschaften, heißt es bei Rosenkranz, „vereinte sich nicht nur der Adel aller europäischen Nationen, die Blüthe aller Schauspieler und Sänger, Tänzer und Musiker, ein Heer von witzigen Abbés, eine Legion von reizenden Hetären, sondern auch eine Auswahl aller Talente, die in der Wissenschaft emporstrebten. Talent, Schönheit, Witz machten gesellschaftsfähig". Die Aristocratie der Geburt wie die des Geldes fand nur Geltung, wenn sie mit Geist, Witz, philosophischer Bildung verbunden war. Unter den Frauen, welche durch ihre geselligen Gaben, durch ihre geistigen Interessen oder ihre Stellung in der vornehmen Welt anziehend und anregend auf die literarischen Größen wirkten und viele von ihnen zu verschiedenen Zeiten in ihren Salons versammelten, nennt Schlosser Madame Tencin, Madame Geoffrin, Madame du Deffant, und Fräulein Espinasse als die Magnete der belletristischen Kreise. Auf dem Namen der eben so leichtfertigen

Frau v. Tencin. als geistreichen Frau von Tencin haften manche dunkle Flecken. Nicht nur, daß sie ihren natürlichen Sohn, den nachmals so berühmten d'Alembert als Kind aussetzte und es ruhig geschehen ließ, daß die Frau eines armen Glasers ihn als ihren Sohn erzog, sie hatte sich auch zur Zeit der Law'schen Finanzoperationen durch betrügerische Speculation bereichert, sie stand im Verdacht, die Ermordung eines ihrer Liebhaber veranlaßt zu haben und wurde deshalb einige Zeit in die Bastille gebracht. Dennoch behauptete sie sich lange auf der Höhe der Gesellschaft; der Cardinal Lambertini, der während seines Pariser Aufenthaltes ihre Cirkel besuchte, setzte auch als Papst Benedict XIV. den brieflichen Verkehr mit ihr fort; sie war einflußreich genug, ihrem Bruder den Cardinalshut zu verschaffen; ihre Romane, vor Allem die Memoiren des Grafen von Comminges, wurden viel gepriesen. Montesquieu ging bei ihr ein und aus. Mit der Zeit wurden jedoch ihre Gesellschaften verdunkelt durch die der Madame

Madame Geoffrin. Geoffrin, die weniger Geist aber um so mehr Feinheit, gesellige Anmuth und Lie-

benswürdigkeit besaß. Ihr Salon, wo Marmontel das große Wort führte, war der Sammelplatz von Staatsmännern, Schriftstellern, Künstlern, vornehmen Fremden und Reisenden aller Länder. Nicht nur König Stanislaus von Polen, selbst die Kaiserinnen Katharina und Maria Theresia gaben ihr Beweise von Aufmerksamkeit und Anerkennung. Den verneinenden Geistern gegenüber verhielt sie sich zurückhaltend und gemäßigt. Mit der Geoffrin wetteiferte Madame du Deffant um die Ehre hervorragende Männer um sich zu versammeln. Noch lange erzählte man sich von den Artigkeiten, mit denen sie einst den sie besuchenden Kaiser Joseph empfing. Geistvoller und kenntnißreicher als ihre Nebenbuhlerin, war sie freier in ihren Ansichten. „Sie warf sich zur Richterin über Philosophie und Geschmack auf und war in steter Correspondenz mit Voltaire". Beide Frauen lenkten übrigens mit den Jahren mehr und mehr in positivere Bahnen ein; man hielt es in den hohen Kreisen für möglich, Gläubigkeit und Kirchlichkeit mit der neuen Bildung vereinigen zu können. Im Laufe der Zeit wurde die Deffant, deren Witz und Geist im Alter eine Richtung zum Bittern und Sarkastischen nahm, überholt von ihrer Gesellschaftsdame, Mademoiselle de L'Espinasse, und hatte den Verdruß fast alle ihre bisherigen Verehrer und Bewunderer in die weniger anspruchsvollen aber durch Geist und feineren Gesellschaftston gewürzten Abendzirkel der von ihr aus Eifersucht verstoßenen jüngeren Dame auswandern zu sehen. Bald wurde der Salon der Julie de l'Espinasse, die gleich ihrem Freunde und Anbeter d'Alembert ein Kind der Liebe war, der Hauptversammlungsort der philosophischen Reformatoren. In dem Salon der l'Espinasse traten nach und nach alle die Männer zusammen, die an dem von dem Buchhändler Le Breton unternommenen großen encyclopädischen Wörterbuch als Mitarbeiter sich betheiligten, einem epochemachenden Werke, das als Uebersicht alles menschlichen Wissens klar, großartig und frei, aber jedem höheren Streben feindlich ein Träger sensualistischer Doctrinen war. Fast alle Schriftsteller von Bedeutung lieferten Beiträge zu dieser Encyclopädie, die einen so scharf ausgeprägten Charakter trug, daß die Bezeichnung „Encyclopädisten" fast gleichbedeutend mit Materialisten ward, ja daß der Name zum Gattungsbegriff für die sämmtlichen Träger und Anhänger der damaligen Philosophie sich gestaltete. Die Encyclopädisten brachten die verderbten Sitten der höheren französischen Gesellschaft in ein System epicureischer Philosophie, „in dem die Folgerungen der Lehre von der Abhängigkeit des Geistes von den Sinnen in unverblüffter Nacktheit auf die Spitze getrieben wurden, in dem der Zufall der Schöpfer der Welt, der Fatalismus ihr Lenker, der Mensch ein Maschinenwerk war." Aber sowohl in Beziehung auf die innere Vollendung wie auf den äußern Erfolg war die „Encyclopädie" in siebzehn Bänden die größte literarische Erscheinung der Zeit. Und so mächtig war der darin waltende Geist der Aufklärung, daß weder der Hirtenbrief, den der Erzbischof von Paris dagegen erließ, noch ein Verbot des Staatsraths wider die Fortsetzung, „da der Nutzen, welcher etwa für Künste und Wissenschaften daraus erwachsen, in keinem Verhältniß stehe zu dem Schaden, den Religion und Sitte erleide", die Verbreitung und Vollendung des Werks zu verhindern vermochten.

Madame du Deffant.

Mademoiselle de l'Espinasse.

Die Encyclopädie.

Die Häupter der Encyclopädisten waren Diderot und d'Alembert. Denis Diderot, der Sohn einer ehrsamen Bürgerfamilie aus Langres, übte neben Voltaire den größten Einfluß auf das literarische Leben der Zeit, wenn auch weniger glänzend und geräuschvoll als der Freund Friedrichs II. Wie Rousseau nach persönlicher Freiheit und Unabhängigkeit strebend, zog er ein wenn auch ärmliches und mühevolles Literatenleben jeder Anstellung, jedem geistlichen oder weltlichen Amte vor. Der Vater, ein wohlhabender Messerschmied, zürnte dem Sohne, weil er sich keinem praktischen Berufe widmete und ließ ihn ohne Unterstützung. Dadurch sah sich Diderot, der sich in seinem

Diderot. 1713—1784. 1. Sein Leben.

dreißigsten Jahre mit einem jungen sittsamen aber blutarmen Mädchen verheirathete, gezwungen, durch Uebersetzungen englischer Werke, durch Unterrichtgeben und literarische Arbeiten sich den Lebensunterhalt zu verdienen. In diesen Jahren machte der bewegliche, mit seltenen Talenten ausgerüstete, für alles Wissen empfängliche und begeisterte Mann eine lehrreiche Lebensschule durch, in der seine Ansichten und Ueberzeugungen feste Gestalt gewannen und die Richtung nahmen, die ihn zu einem der thätigsten und einflußreichsten Organe des Zeitgeistes machte. Wie Voltaire ein Zögling der Jesuiten und einst bestimmt und gewillt, in ihren Orden einzutreten, gerieth er bald so sehr auf die Seite der Negation, daß er sich gänzlich dem Materialismus zuwandte und „alle socialen Interessen auf die moralische Selbstgewißheit zurückführte, die keines Gottes bedürfe". Daneben wurde der erregbare liebebedürftige Mann von tiefen Seelenkämpfen umhergetrieben. Unbefriedigt in seiner Ehe mit einer zwar braven, aber wenig gebildeten und für das geistige Streben Diderots unempfänglichen Frau, suchte er auswärts nach Verständniß und Sympathie. Er faßte Neigung für Madame de Puysieux, „ein niedriges, treuloses Geschöpf, aber durch geistreiches Wesen blendend". Mehrere Jahre lang trug er die unwürdigen Bande dieser herzlosen Frau, die ihn mißbrauchte. Erst die hunderttägige Haft in Vincennes, die ihm seine materialistischen Schriften im Jahre 1749 einbrachten, befreite ihn von derselben. Eine zweite Liebe, die er einige Zeit nachher mit Sophie Voland, der gebildeten anregenden Tochter einer achtbaren Beamtenwittwe unterhielt, war für sein Gemüth wie für seine literarische Productivität von der heilsamsten Wirkung. Rosenkranz vergleicht das Verhältniß mit dem Verkehr Goethe's und der Frau von Stein. „Es war eine Liebe, welche seine innerste Seele durchdrang und idealistisch beflügelte, so daß er gleichsam, obschon längst ein Vierziger, noch eine neue höhere Jugend erlebte." Die Briefe, die er an die Geliebte schrieb, wenn sie mit ihrer Mutter und ihren Schwestern auf ihrem Landgute an dem Ufer der Marne weilte, sind ein schönes Denkmal der Seelenstimmung des Dichters und Philosophen in der abwechselnden Stufenfolge seiner Empfindungen, Gedanken und Gefühle und zugleich „die wichtigste Fundgrube für die Kenntniß aller inneren Triebfedern und geheimen Beziehungen des merkwürdigen Literatur- und Gesellschaftslebens jenes Jahrhunderts".

2. Diderots erste philos. Schriften u. Ansichten.

Als Diderot jenes zweite Verhältniß anknüpfte, hatte er bereits den philosophischen Standpunkt erstiegen, mit dem sein Name bei der Nachwelt verbunden blieb. Noch im Jahre 1745 konnte er in der Schrift „über Verstand und Tugend" sich in den Gedankenkreisen Shaftesbury's bewegen, ja sogar in religiösen Ansichten hinter dem englischen Freidenker, dessen Schrift über dasselbe Thema er früher übersetzt oder vielmehr bearbeitet hatte, noch einen Schritt zurückbleiben, indem er Tugend, Glück und Religion in die innigste Wechselwirkung setzt: „Kein Glück ohne Tugend, keine Tugend ohne Gottesglauben". Aber schon zwei Jahre später, nachdem er inzwischen in der erst viel später gedruckten satirisch-allegorischen Schrift „Spaziergang eines Zweiflers" sich über die christliche Glaubens- und Sittenlehre weggesetzt, bekannte er sich in den „philosophischen Betrachtungen" als entschiedenen Freigeist, der nur eine durch freie Gedankenthätigkeit gewonnene natürliche Religion gelten lassen will. In diesen Betrachtungen sucht Diderot in einer Reihe abgerissener, nur lose zusammenhängender Sätze im Gegensatz zu Pascal (XII, 713) die Ueberzeugung zu begründen, „daß kein Mensch weder durch eigenes Denken noch durch Offenbarung jemals zu übermenschlicher Erkenntniß gelangen könne"; und während er vom deistischen Standpunkte aus den Atheismus verwirft, bemerkt er zugleich, daß keine philosophische Beweisführung so überzeugend sei, daß sie nicht gegründete Zweifel aufkommen lasse; er weist auf die unsichere Autorität der biblischen Schriften hin und hebt hervor, wie schwach es mit einer göttlichen Mission bestellt sein müsse, die auf dem Glauben an Wunder beruhe. Anstatt, wie die christ-

lichen Theologen, die vollendete Tugend und Sittlichkeit in die Ertödtung der Leidenschaften zu setzen, rechtfertigt er vielmehr die Leidenschaften als die Quelle aller Begeisterung. Auf diese gedankenreiche Schrift, die durch das Parlament verdammt, darum aber nur um so mehr, zum Theile unter anderem Titel in aller Welt verbreitet wurde, ließ Diderot die „Briefe eines Blinden zum Nutzen der Sehenden" folgen (1749), worin die physikoteleologischen Schulbeweise vom Dasein Gottes erschüttert werden. Doch geht er dabei vorsichtig zu Werke: Er beruft sich auf Nicolaus Saunderson, einen blinden Professor der Mathematik und Physik in Cambridge, welcher die Ansicht, „daß aus der Ordnung und Zweckmäßigkeit der Welt auf das Vorhandensein einer nach bewußten Zwecken und Absichten schöpferischen Welturſache zu schließen sei", verwarf und die Natur lediglich aus deren Materie und der ihr innewohnenden Bewegung zu erklären suchte. Aber trotz dieser Verhüllung mit einer fremden Autorität und trotz der Schlußbemerkung, daß der blinde Physiker als Theist gestorben sei, wurde Diderot als Materialist und Gottesleugner verhaftet und wie erwähnt nach Vincennes in Gefangenschaft geführt, ein Schicksal, das ihn mit der Glorie eines Märtyrers umgab und zur Erhöhung seines Ruhmes nicht wenig beitrug. So war denn der ehemalige Zögling der Jesuiten über den Deismus und die natürliche Religion Shaftesbury's hinaus zu den materialistischen Anschauungen der „starken Geister" gerathen. Doch hielt er sich fern von den himmelstürmenden Eiferern; seine liebevolle, menschenfreundliche und wohlthätige Natur widerstrebte jedem Fanatismus. Nach vierthalb Monaten wurde Diderot, Dank der Verwendung seiner Freunde und der mächtigen Stimme der öffentlichen Meinung in Freiheit gesetzt und nun unternahm er die Leitung der erwähnten großen Encyclopädie, deren Stellung und Bedeutung wir bereits angegeben haben. Die Redaction dieses französischen Realwörterbuchs aller Wissenschaften, Künste, Gewerbe, Handwerke verwickelte ihn in eine Menge lästiger Geschäfte und Streitigkeiten bald mit den Buchhändlern, welche aus feiger Vorsicht viele Artikel verstümmelten, bald mit den Mitarbeitern, deren Beiträge er revidirte, bald mit der Regierung, die abwechselnd, je nachdem die Geistlichkeit oder die freigeistige Opposition mächtiger war, das Unternehmen verbot, dann wieder gestattete. Dennoch trug er fast zwanzig Jahre lang die unermeßliche Last und bearbeitete selbst nicht nur den Prospect, sondern auch viele der wichtigsten Artikel, insbesondere Alles, was sich auf Künste und Gewerbe bezieht, zu welchem Zwecke er manchen Tag in Werkstätten und technischen Anstalten verbrachte, ein sprechender Beweis seines unermüdlichen Eifers für Wissenschaft und Fortschritt.

Den Plan des ganzen encyclopädischen Werkes entwarf Diderot mit dem uns bekannten d'Alembert, einem berühmten Mathematiker von klarer logischer Denkweise und vielseitigen Kenntnissen, wie wir später noch näher erfahren werden. Von d'Alembert rührt die Einleitung, der „Discours préliminaire", jener vielbewunderte Abriß und Lehrvortrag alles menschlichen Wissens, der den Geist und die Richtung des ganzen Werks andeutete und bestimmte, ein Meisterstück systematischer Ordnung und Lehrmethode. Ausgehend von der Erkenntnißtheorie Bacons und Locke's gelangt d'Alembert durch eine Kette genau verbundener Sätze zu der Lehre, „daß Reflexion, Vergleichung der Wahrnehmungen der Sinne und ihrer Verhältnisse vermöge des Verstandes, Wahrnehmung dessen, was uns Schaden bringt und was nützt, ganz allein das menschliche Wissen ausmachen, daß die geistige Thätigkeit also nicht herrschend, sondern nur dienend ist". Empfindung und Sinneserfahrung sind ihm Anfang und Grund aller gesellschaftlichen Ordnung, aller Künste und aller Erkenntniß, somit muß das realistische und praktische Wissen jedem andern vorangehen, der Staat entwickelt sich aus dem Zusammenleben, Noth und Nutzen führt zu den Begriffen von Recht und Unrecht und zur Aufstellung von Gesetzen. Was über die Grenzlinien des durch die Sinne Wahrnehmbaren und

d'Alembert 1717—1783.

durch die Verstandesthätigkeit Begreiflichen hinausgeht, wie die Lehre von Gott und Unsterblichkeit, schließt d'Alembert als unsicher und ungewiß von dem Bereiche seines wissenschaftlichen Systems aus. Für die innere, auf Offenbarung gegründete Seite ist in der Encyclopädie menschlicher Wissenschaften keine Stätte. Diese Einleitung d'Alemberts ist das mit Klarheit und Präcision durchgeführte Programm der rationalistischen Zeitbildung, sie bezeichnet eine vollkommene „Umkehr der Wissenschaft", eine gänzliche Umstellung der bisherigen Rangordnung im Reiche des Geistes, eine neue Gliederung alles menschlichen Wissens. Nicht nur, daß der gesammten Theologie darin Boden und Fundament entzogen und der Offenbarungsglaube vor die Thüre gewiesen wird, alle idealen auf das Abstracte und Metaphysische gerichteten Bestrebungen treten in eine untergeordnete Stellung. Die aus der Empirie gewonnenen Vorstellungen und deren Verbindung bilden die Fundamentallehren; alle Gebilde der Phantasie und Speculation, alle Vorräthe des Gedächtnisses werden den durch Sinne und Verstand gewonnenen Errungenschaften nachgestellt; alles menschliche Wissen wird zunächst von der Seite der Zweckmäßigkeit und Nützlichkeit beurtheilt. — Dieses systematische Lehrgebäude, das so klar, so geistreich, so folgerichtig die Stellung der Wissenschaften zu der Zeitbildung und Zeitrichtung darlegte, und dabei so vorsichtig, so schonend und so fein die großen Lebensfragen umging oder nur leicht berührte, mehr skeptisch als materialistisch, fand allgemeine Bewunderung: die Academie wählte den Mathematiker zu ihrem Mitglied, wodurch d'Alembert Gelegenheit zu seinen zahlreichen academischen Gedächtnißreden erhielt; Friedrich II., der mit ihm in Briefwechsel stand, veranlaßte ihn, gleichsam als Ergänzung zu dem „Discours préliminaire" eine encyclopädische Schrift über die „Elemente der Philosophie" zu schreiben. Auch Katharina II. ehrte den französischen Gelehrten. Von dem Streite mit Rousseau über den moralischen Werth des Theaters haben wir früher gesprochen (XII, 707). Als d'Alembert die Genfer wegen ihrer Toleranz pries, daß sie im Widerspruch mit Calvin's rigoroser Sittenzucht ein Theater errichten wollten, ergriff ihr berühmter Landsmann diese Gelegenheit, um in einer trefflich geschriebenen Abhandlung, aber einseitig sophistisch und ohne Anerkennung der sittlich veredelnden Macht eines ästhetischen Kunstwerks, die nachtheiligen Wirkungen der Bühnendichtung auf die moralischen Begriffe der Zuschauer hervorzuheben. Die Antwort d'Alemberts enthielt unter der Form einer feinen Polemik witzige und satirische Bemerkungen über den poetischen und musikalischen Geschmack des in idyllischer Sentimentalität schwärmenden Sonderlings, aber weder der eine noch der andere hatte, wie Schlosser bemerkt, ein Verständniß für den in der wahren Poesie enthaltenen Gottesfunken, der eine wie der andere verkannte, „daß der menschliche Geist durch seine schöpferische Kraft allein der Gottheit verwandt, daß Freude am Schaffen höchste Seligkeit sei, und daß das größte Gegengewicht gegen alle aus Leidenschaft und Sinnlichkeit entstandenen Uebel die Betrachtung des Großen und Schönen geistiger Schöpfungen ist."

Diderot's materialistische Weltanschauung.

Durch die Gründung der Real-Encyclopädie, bei welcher alle hervorragenden Geister jener fruchtbaren Periode mitwirkten, wurde Diderot ein hochberühmter Mann. Er stand im Mittelpunkt des literarischen Lebens der französischen Welt. Dieses Bewußtsein spornte seinen Geist und seinen Arbeitstrieb zu neuer Thätigkeit; er versuchte sich in allen Gattungen der Literatur. Nicht nur daß er für die Encyclopädie eine Menge Artikel vom Standpunkte des rationalistisch-materialistischen Systems bearbeitete; er verfaßte auch außerdem noch philosophische und kritische Abhandlungen, Romane und Schauspiele. So schrieb er im Jahre 1753 „Gedanken über die Interpretation der Natur" ein Seitenstück zu den „philosophischen Betrachtungen". „In diesem Werk machte er den Begriff des Geistes auf seiner höchsten Spitze, in dem Verhältniß des menschlichen zum göttlichen zu seinem Gegenstande; in jenem ist es der Begriff der Natur einerseits

zum menschlichen, andererseits zum göttlichen Geist." Auf dem Wege der Induction läßt er die Welt durch die innere Gesetzmäßigkeit und Selbständigkeit des Naturlebens aus sensitiven Atomen oder beseelten Stofftheilen (Moleculen) sich in aufsteigender Stufenfolge entwickeln, wobei die Mitwirkung eines schaffenden Gottes und jede teleologische Auffassung ausgeschlossen bleibt. Auf diesem Standpunkte beharrte Diderot bis zu seinem Lebensende, so daß die späteren Schriften philosophischen Inhalts nur als Ergänzungen, Folgerungen und Erweiterungen dieser Weltanschauung mit stetem Hinblick auf die mittlerweile an die Oeffentlichkeit getretenen anderweitigen Forschungen und Systeme angesehen werden können. Unter diesen nehmen in künstlerischer Hinsicht die beiden Dialoge, die als „Unterhaltung zwischen Diderot und d'Alembert" und als „d'Alemberts Traum" bekannt sind, den ersten Rang ein. Hier wird in Wechselgesprächen, die an dramatischer Lebendigkeit und dialektischer Feinheit vielfach an Plato erinnern, die Lehre vom Stoffwechsel, vom unendlichen Kreislauf des Lebens durchgeführt, wonach Alles in einem ewigen Fluß, Verwandeln und Uebergang begriffen sei, die Ideen und alles Geistige nur als die Steigerung und Vollendung der unablässig auf- und abwogenden Stoffmischung, als die höchste Bildungsform der mit Sensibilität und Bewegungsfähigkeit ausgerüsteten Elemente aufgefaßt werden müsse, die Psychologie nur eine Nervenphysiologie und Freiheit des Willens und persönliche Unsterblichkeit undenkbar seien. Wie der Einzelne aus dem Kreislauf der wechselnden Stoffmischungen entstehe, so werde er auch wieder in den wechselnden Kreislauf zurückgezogen und verschlungen. Nur der Nachruhm sei unvergänglich; dieser entspringe aus hohen und edlen Thaten, welche wieder ihre Quelle in der Tugend und Sittlichkeit, in den selbstlosen auf das Wohl der Mitmenschen gerichteten Leidenschaften und Thätigkeitstrieben hätten, die in der Wesenheit des Menschen begründet seien. Denn wie wandelbar auch der Einzelne sei, die Menschheit bleibe in ihrer inneren Beschaffenheit sich immer gleich und von dieser seien die Begriffe von Recht, Gut und Schön und das Wohlgefallen am „Gutesthun" wie der Abscheu am „Bösesthun" unzertrennlich.

So kam denn Diderot trotz seines philosophischen Materialismus in seinen ethischen Anschauungen schließlich auf den englischen Standpunkt Shaftesbury's zurück, von dem er ausgegangen war, nämlich daß die Anlage zur Humanität in der Wesenheit des Menschen begründet sei und die Auswickelung dieser Anlage zu praktischer Thätigkeit, zur Tugend und Sittlichkeit führe. Und mehr noch als in dem philosophischen Ideengang wurde Diderot in seinen kritischen, ästhetischen und dichterischen Productionen von englischen Vorbildern angeregt und bestimmt. Er hat eine Lobrede auf Richardson verfaßt und zur Verbreitung der moralischen Familienromane dieses Schriftstellers und der humoristisch-sentimentalen Schilderungen eines Fielding und Sterne am meisten beigetragen; sein ästhetisches und kritisches Kunsturtheil, das er in der Encyclopädie und in verschiedenen Abhandlungen niedergelegt hat, so wie seine dichterischen Arbeiten beruhen in erster Linie auf den Eindrücken, die er aus englischen Schriften in sich aufgenommen, in zweiter Linie auf der Richtung der Zeit, aus der Regel und Convenienz der Vergangenheit zur Natur und Wirklichkeit zurückzukehren. So wenig immer Rousseau im persönlichen Verkehr mit den literarischen Größen der Pariser Welt auszukommen vermochte und so sehr insbesondere seine anfängliche Freundschaft zu Diderot mit gänzlicher Entzweiung und Feindschaft endigte; sein Natursinn, seine Liebe für einfache Verhältnisse, für Sentimentalität und Gemüthseligkeit waren zu mächtig und nachdrücklich, als daß sie nicht auch auf die Träger der neuen Bildung, auf die „starken Geister" der Opposition hätten einwirken sollen, die sonst mit hämischem Lächeln auf den Gottesglauben und die Schwärmereien des Genfer Naturweisen und Sonderlings blickten. Die Nothwendigkeit einer Umkehr machte sich daher ebenso auf dem Gebiete der Kunst, der

Diderot als Dichter, Kunstkritiker u. Romanschriftsteller.

Theater u. Drama.

Poesie, des Theaters geltend, wie auf dem der Philosophie, der religiösen und politischen Ansichten und Einrichtungen, des Unterrichts und der Erziehung. Als man nach dem Vorgange der Schauspielerin Clairon in den französischen Theatern anfing, die Costüme der handelnden Personen den Zeiten und Ländern anzupassen, denen die Handlung entnommen war, wurde der Zeitrichtung und der modernen Bildung ein großes Zugeständniß gemacht, gegenüber dem Herkommen und der Ueberlieferung. Es war der erste Schritt aus dem Regelzwang des Classicismus. Aber wie die ganze Zeit stärker war im Negiren als im Reformiren, so verließ man auch in der Kunst bei der Nachbildung der Natur den idealistischen Standpunkt und schritt zu einer realistischen Darstellung der Wirklichkeit und Natürlichkeit fort. „Einem falschen, von aller Naturwahrheit entfernten Idealismus trat ein ebenso falscher aller idealen Durchgeistigung und Erhebung entfremdeter Realismus gegenüber." Dieser Schritt wurde am wirksamsten fast instinctartig durch Diderot gethan und dadurch das Kunstgebiet erweitert, die Kunst selbst aber aus dem Himmel auf die Erde herabgezogen, aus der idealen Höhe in die Welt der Wirklichkeit versetzt. Es wurde schon oben angedeutet, daß Diderot die englischen Familien- und Sittenromane mit moralischen Tendenzen für die dramatische Kunst verwerthete und eine eigene Gattung von Bühnenstücken schuf, die zwischen der erhabenen feierlichen Tragödie und der heitern lehrhaften Komödie sich bewegend auf den Ereignissen des häuslichen und bürgerlichen Lebens sich aufbaute und in Deutschland viel Beifall und Nachahmung fand. Und doch sind die Schauspiele Diderots, wie „der natürliche Sohn", „der Hausvater" u. a. nur „dialogisirte Familiengemälde, welche eben so wie die englischen Vorbilder unmittelbar auf moralische Rührung und Besserung ausgehen," dramatische Abbilder einer schwächlichen affectirten Wirklichkeit, ohne Naturwahrheit und ohne Schwung der Seele. Eben so hat Diderot in der bildenden Kunst die Nachahmung der Natur als höchstes Ziel aufgestellt und zu dem Ende der Genre- und Landschaftsmalerei das Wort geredet, schöne und richtige Lehren und Aussprüche gegenüber der künstlerischen Unnatur und Entartung der Zeit, aber ohne höhere Auffassung des Kunstzwecks und ohne Flug der Phantasie. Seine Urtheile hat er am ausführlichsten ausgesprochen in dem auf Veranlassung seines Freundes Grimm ausgearbeiteten Bericht über eine Pariser Kunstausstellung vom J. 1765, einem Bericht, der unter dem Titel: „die Salons" veröffentlicht die Kunstkritik in Frankreich begründet hat. Die Beschreibungen, welche Diderot in dieser Schrift, so wie in dem „Versuch über die Malerei" von den Gemälden und Bildwerken gibt, „gleichen kleinen Gedichten, leicht, anmuthig, anschaulich, vernichtend gegen das Schlechte, liebevoll hingebend für das Gute." Ueberall spricht er als Sachkenner, „scharf und unbestochen," und das von ihm aufgestellte Grundgesetz, „der Künstler dürfe immer nur eine in sich einheitliche und geschlossene Handlung darstellen und habe sich vor Allem zu hüten vor der bunten und willkürlichen Zusammenwürfelung geschichtlicher und allegorischer Gestalten", zeugt von seinem kritischen und ästhetischen Verstande.

Romane. Auch im Roman und in der Erzählung hat sich der vielseitige Schriftsteller versucht, aber der Ruhm, den er sich auf diesem Felde erwarb, ist durch manche Flecken entstellt. In seinem Jugendroman, den „bijoux indiscrets", worin wie in Montesquieu's „persischen Briefen" unter der Verhüllung eines orientalischen Märchens hochgestellte Persönlichkeiten und das zucht- und sittenlose Leben am Hofe Ludwigs XV. in der anstößigsten Weise geschildert werden, vermag weder die Kunst pikanter Erzählung noch die kritisch-satirische Beurtheilung und Charakterzeichnung literarischer, wissenschaftlicher und gesellschaftlicher Zustände über den Cynismus zu versöhnen, mit dem die „indiscreten Kleinode" der Frauen die erotischen Versündigungen vortragen, eine Reihe novellistischer Erzählungen von genialer Ausgelassenheit und derbem Muthwillen, deren

sich der Verfasser sein ganzes Leben hindurch geschämt hat. Auch der vielbesprochene Dialog „Rameau's Neffe", der zuerst durch Goethe in der literarischen Welt bekannt geworden ist, bewegt sich in einer Atmosphäre voll Laster und Verworfenheit. Ein genialer Vagabund und Genußmensch wird von Diderot als Neffe des Musikers Rameau zum Typus jener geistreichen, sitten- und charakterlosen Menschenklasse gemacht, die ohne Religion, Tugend und Ehrgefühl nur den gemeinsten Sinnengenüssen nachjagt, in einem Einzelbilde wird die Zeitrichtung und Zeitstimmung wie in einem Spiegel dargestellt, mit Ironie und karikaturartiger Uebertreibung werden die häßlichen Züge hervorgekehrt, zugleich aber mit künstlerischer Virtuosität die wichtigsten Anliegen des Lebens, der Bildung und Erziehung in die dialogisirte Erzählung eingeflochten. „Rameau's Neffe ist ein Philosoph der Genußsucht, ein Sophist der Blasirtheit. Er hat alle Mittel und Vortheile der Bildung, aber er benutzt sie nur, um den Geist gegen den Geist zu kehren, um Sitte und Bildung als überflüssig, die Sucht nach Reichthum, prächtigen Kleidern, reizenden Speisen und Weinen, schönen Weibern und schurkenhaften Schmeichlern mit selbstgefälliger Siegesfreude als das allein Herrschende hinzustellen." „Rameau's Neffe" bewegt sich in einer materialistischen und atheistischen Welt, wo Tugend, Sittlichkeit und ideale Güter keine Geltung haben, wo das Talent nur wegen des Erfolges in der Gesellschaft gepriesen wird, ein moralischer Abgrund, aber mit der Kunst eines Menschenkenners und Seelenbeobachters ausgeführt. Auch die Erzählung „La Religieuse", die Geschichte einer jungen Nonne, welche wider ihren Willen im Kloster schmachtet, beschäftigt sich mit menschlichen Verirrungen, mit Schilderungen aus einer verkehrten und verderbten Welt, doch wird das Gefühl für Sitte und Anstand weniger darin verletzt. Obwohl nur eine in Folge eines gesellschaftlichen Scherzes erfundene Geschichte gibt die Erzählung ein so getreues Bild von dem Innern des Klosterlebens, von den Bosheiten und geheimen Sünden, daß man darin eine wirkliche Begebenheit vermuthete. „Die Methoden, Nonnen zu formiren, die Geldinteressen der Klöster, die Eifersucht derselben auf einander, die Neugier und Verstellung, die sich unwillkürlich in jeder Nonne ausbilden, die Verirrungen der Phantasie, welche der unterdrückte Geschlechtstrieb hervorruft, alles dies ist von Diderot mit unnachahmlicher Wahrheit und mit einer erstaunlichen bis in das geheimste Detail dringenden sachlichen Kenntniß geschildert worden. „Diderots Religieuse malt uns den Kampf einer edeln, wahrhaft jungfräulichen Natur mit der unnatürlichen Grausamkeit und Wollust, die sich im geheimnißvollen Schooß des Klosters erzeugen." Dennoch hat man mit Recht auch die Erzählung „La Religieuse" ein „psychologisches Nachtgemälde" genannt, bei dessen Bearbeitung dem Dichter die Seelenmalerei Richardsons vor Augen schwebte. Zu den letzten Werken der Diderot'schen Muse gehört „Jacques le Fataliste" oder wie er in einer alten deutschen Uebersetzung genannt wird: „Jacob und sein Herr", eine Reihe von Erzählungen meistens aus der erotischen Sphäre, worin alle Tonarten der Liebe angeschlagen werden, ein Buch, das in vielen Stücken an Boccaccio und Chaucer, in der Form an Tristram Shandy erinnert. Die Reise des Herrn und Dieners ist nur der Rahmen für die zum Theil lasciven Geschichtchen, die unstreitig eine Menge von Porträtfiguren enthalten und durch die Beispiele, wie im Leben Alles anders kommt als erwartet und beabsichtigt war, die Lehre begründen sollen, „daß, was wir Schicksal nennen nicht das Werk einer fatalistischen Vorherbestimmung oder einer dem Geschehen vorauseilenden und es geheimnißvoll lenkenden Vorsehung sei, sondern das nothwendige Ergebniß eines ganz natürlichen Zusammenhangs der Thatsachen."

Die Reise- und Liebesgeschichten in Jacques dem Fatalisten verfaßte Diderot nach seiner Rückkehr von Petersburg, wohin er sich im J. 1773 auf wiederholte dringende Einladung der Kaiserin Katharina begeben hatte. Diese von den französischen Schrift- *Diderots Ausgang u. Charakter.*

stellern so hochgefeierte Monarchin erwies dem Philosophen und Dichter stets die größte Aufmerksamkeit und Huld. Sie hatte ihm schon vorher seine Bibliothek abgekauft und ihm dieselbe nicht nur zur Benutzung überlassen, sondern ihn als Bibliothekar mit tausend Livres Gehalt dabei angestellt und ihm die Besoldung auf fünfzig Jahre vorausbezahlt. Zehn Jahre später starb Diderot in Paris, wenige Monate nach seiner Freundin Sophie Voland. Seine letzten Worte waren: „der erste Schritt zur Philosophie ist der Unglaube." Aus dem „Vorbericht" zu „Diderots Leben und Werke" von Rosenkranz kann man erfahren, wie verschiedenartig die Urtheile der Menschen im vorigen wie in diesem Jahrhundert über den bedeutenden Schriftsteller lauten. Aber selbst diejenigen, die seine literarische Wirksamkeit als religionsgefährlich und sittenverderblich verdammen, müssen doch seine schriftstellerischen Talente, seine darstellende und erzählende Kunst, seine vielseitige Bildung und seinen empfänglichen erregbaren Geist anerkennen, und über seinen Charakter als Mensch, über seine wohlwollende, hülfreiche, liebevolle Natur war nur Eine Stimme. Die Briefe an Fräulein Voland sind der aufrichtigste Ausdruck seines Strebens nach Wahrheit, Tugend und Humanität. „Lassen Sie uns so handeln, meine Freundin," schrieb er einst, „daß unser Leben ohne Lüge sei. Je mehr ich Sie achten werde, um so theurer werden Sie mir sein; je mehr Tugenden ich Ihnen zeigen werde, um so mehr werden Sie mich lieben. Darum lassen Sie uns treue Censoren von einander sein." Im „Leben des Philosophen Seneca" einer seiner letzten Arbeiten suchte er mit einem Seitenblick auf sich selbst nachzuweisen, daß es für den Weisen schwer sei, in einer verderbten Welt und lasterrollen Umgebung Tugend und Sittlichkeit zu bewahren; allein in dem Versuch, den römischen Philosophen gegen die auf seinem Charakter haftenden Flecken und Vorwürfe zu rechtfertigen wird man leicht die Absicht einer Selbstapologie erkennen: im Pfuhle des Lasters und der Sünde sei es nicht möglich, von Verleumdungen und Schmähungen rein zu bleiben. Durch diese Rechtfertigung Seneca's gab aber Diderot seinen Gegnern, besonders Laharpe, eine Handhabe, die Parallele weiter auszuführen und alle Fehler, Schwächen und unmoralischen Handlungen, die dem Römer vorgeworfen werden, auch seinem französischen Apologeten aufzubürden.

d. Der Materialismus auf seiner Höhe. Holbach, Helvetius u. A.

„In Diderot sitzt immer noch ein Stück Idealismus", urtheilt Hettner. „Die urewigen Atome, aus welchen sich Diderot das All der Dinge entstanden denkt, sind in sich selbst thätig und empfindend; es schafft und waltet in ihnen eine innewohnende organische Lebenskraft, eine gebundene aber treibende Weltseele." Auf ähnlichem Standpunkt hielt sich der Philosoph Robinet, der über der Materie und ihrer Entwickelung aus lebendigen Keimen noch eine Gottheit als „einheitliche, schöpferische aber unfaßbare Ursache" statuirte. Aber es liegt in der Natur der philosophischen Forschung, an der Hand folgerichtiger Gedankenentwickelung die Prinzipien in ihre letzten Consequenzen und Resultate zu verfolgen, jede Halbheit und Unbestimmtheit zu überwinden. Dies geschah durch eine Anzahl talentvoller und geistreicher Schriftsteller, die sich häufig bei dem aus der Pfalz stammenden aber französisch gebildeten und in Paris sich aufhaltenden Baron Holbach versammelten und daher von Rousseau u. a. mit einem
Holbach 1723–1789. ironisch-verächtlichen Beigeschmack als der „Holbachische Club" bezeichnet wurden. Die hervorragendsten Häupter dieser Genossenschaft, Holbach selbst und der Generalpächter Helvetius waren reiche Herren, welche die Freunde mit glänzenden Mahlzeiten bewirtheten, daher von den Gegnern mit dem Vorwurf der Schwelgerei beladen wurden; aber in ihrem Lebenswandel, in ihren moralisch-praktischen Grundsätzen und Handlungen waren

sie tadellos. Glaubte man doch, daß Rousseau in der „neuen Heloise" in dem Charakter des verständigen, menschen- und weltkundigen aber ungläubigen Wolmar, Gemahls der Julie, den deutschen Baron Holbach vor Augen gehabt habe. Die Männer dieses Clubs, die „Systematiker der französischen Aufklärung," wurden, indem sie die negativen Seiten der Lehren Condillac's und Locke's zusammenfaßten und den positiven Inhalt derselben fallen ließen, die eigentlichen Begründer des Materialismus in seiner nacktesten Gestalt. Das bedeutendste Werk, gleichsam das Programm und Banner dieser materialistischen Philosophie war das „Natursystem", das Anfangs unter falschem Namen in die Oeffentlichkeit drang, dessen wahrer Verfasser aber Holbach selbst war. Dieses merkwürdige Buch, gegen welches nicht blos Klerus und Parlament einschritten, gegen das auch in weiten Kreisen der gebildeten Welt lebhafter Unwille sich kundgab, handelt im ersten Theil von der Natur, der Seele und der Sitte, um im zweiten nachzuweisen, daß Wesen, die man jenseits der Natur setzt, nur Geschöpfe der Einbildungskraft seien und alle Beweise vom Dasein Gottes unhaltbar, daß die Religion nur in dem Gefühle der Abhängigkeit von den Naturgewalten und in der Furcht ihren Ursprung habe. Die Natur sei ewig und werde durch eine unendliche Kette von Ursachen und Wirkungen in ewiger Bewegung, in einem steten Kreislauf von Werden und Verändern, von Entstehen und Vergehen der einzelnen Stofftheile gehalten. „Auch der Mensch mit seinem Fühlen, Denken und Handeln sei das Ergebniß und der Niederschlag solcher bewegten und durch die Bewegung untereinander verbundenen Stofftheile." Alle diese Bewegungen, diese ewigen Verbindungen und Trennungen von Daseinsformen erfolgten mit Nothwendigkeit nach ewigen Gesetzen ohne Unregelmäßigkeiten und Wunder. Die Seele sei nur eine Eigenschaft der Materie und theile alle Empfindungen des Körpers, auch den Tod. „Das Gehirn sei der Mittelpunkt, in welchem alle Nerven d. h. alle Organe der sogenannten Seelenthätigkeit zusammenträfen." Die Sittlichkeit des Menschen hänge nicht von Selbstbestimmung, von einem freien Willen ab, sondern werde bedingt durch Temperament, Erziehung, Gewohnheit und äußere Schicksale; die Eigenliebe, das Streben nach Glück und Selbsterhaltung sei der Grundtrieb aller Handlungen, in der Verbindung dieses Triebes mit dem öffentlichen Nutzen liege das Maß der Sittlichkeit und Tugend; nach dem Grundsatz, was du nicht willst, daß man dir thu', das füg' auch keinem Andern zu, sei es Pflicht gut zu sein, weil davon das eigene Glück abhänge; Tugend, Sittlichkeit, Menschenliebe seien also schon aus Rücksicht auf die eigene Glückseligkeit und Wohlfahrt geboten. Auch Verbrecher folgten nur dem Naturtrieb, solche müßten aber als Wahnsinnige betrachtet und von der Staatsgesellschaft unschädlich gemacht werden. „Holbachs Ethik ist ernst und rein", urtheilt Lange, „obwohl er nicht über den Begriff der Glückseligkeit hinausgeht. Es fehlt ihr die Innigkeit und der poetische Hauch, welcher Epicurs Lehre von der Harmonie des Gemüthslebens beseelt; dagegen nimmt sie einen bedeutenden Anlauf dazu, den Standpunkt des Individuums zu überwinden und die Tugenden vom Standpunkte des Staats und der Gesellschaft zu begründen."

Das große Aufsehen, das dieses Buch in der ganzen gebildeten Welt erregte, hatte die Folge, daß dieselben Doctrinen und Ansichten in andern mehr populär gehaltenen Schriften greller ausgebildet und weiter verbreitet wurden, theils von Holbach selbst, theils von Gleichgesinnten, wie Naigeon, viele auch anonym. Von einem Werke der letzten Art sagt Grimm, selbst ein Vertrauter des philosophischen Kreises im Hause Holbachs, „daß es den Atheismus für Zofen und Haarkräusler zurechtlege." Eine Lehre, welche keinen Gott, keine Unsterblichkeit der Seele, keinen Himmel und keine Hölle nach dem Tode gelten ließ, welche die Selbstsucht und Eigenliebe als Grundtrieb des Handelns, Befriedigung der Sinne und irdische Glückseligkeit als Zweck des Lebens aufstellte, be-

Literarische Opposition u. Berliner Franzosen.

drohte Sittlichkeit, Moral und Pflichtgefühl. Dennoch bewunderte die höhere Gesellschaft nicht blos in Frankreich, sondern in ganz Europa den Verstand und leichtfertigen Witz dieser philosophischen Schriftsteller; ihre Werke wurden mehr und mehr mit Beifall aufgenommen, ihre Grundsätze drangen in immer weitere Kreise ein; Neugierde, Vorwitz und das Gefallen am Verbotenen reizten zum Lesen ihrer Schriften; die ganze gebildete Welt huldigte allmählich der literarischen Opposition, dem philosophischen Fortschritt. Was war natürlicher als daß die zersetzende und destructive Schriftstellerei unkrautartig aufschoß, die ärgernißgebenden Gedanken sich immer kecker hervorwagten. Es half nicht viel, daß Geistlichkeit, Gerichte und Regierung sich der bedrängten Religion und Sittenlehre annahmen und mit Verurtheilungen, Verboten, Verhaftungen gegen die Werke und ihre Verfasser vorgingen: durch die Gunst der öffentlichen Meinung, durch die Flucht nach dem Ausland, durch den Schutz der Mächtigen wurde der Arm der Verfolgung gelähmt. Wir wissen, daß im siebenzehnten und achtzehnten Jahrhundert die Republik der Niederlande allen Freidenkern ein sicheres Asyl gewährte, aus welchem die negativen und oppositionellen Schriften ihren Weg nach Frankreich fanden; wir wissen ferner, wie huldvoll Friedrich II. sich gegen alle französischen Schriftsteller zeigte und wie gerne er den Bedrohten oder Flüchtigen den Aufenthalt in seinen Staaten gewährte. Den Marquis d'Argens, der wegen seines regellosen abenteuerlichen Lebens von seiner Familie verstoßen, als Militär durch einen Sturz vom Pferde dienstuntauglich geworden, in Holland sich der Schriftstellerei im Sinne Voltaire's und Montesquieu's widmete, rief Friedrich in seine Nähe. Schon als Kronprinz hatte er den von der Geistlichkeit Bedrängten zu sich eingeladen; aber d'Argens, ein Mann von ungewöhnlicher Körpergröße trug Bedenken unter König Friedrich Wilhelm I. in Preußen zu erscheinen. Erst nach dessen Tod kam er nach Potsdam und wurde von seinem königlichen Gönner zum Kammerherrn und zum Director der Künste bei der Academie ernannt. d'Argens hatte in einer Reihe von Schriften, die er nach Montesquieu's Vorbild als „jüdische", „chinesische", „kabbalistische" Briefe bezeichnete, die hergebrachten Meinungen und das bestehende System mit Ironie und Satire bekämpft, dann seine Ansichten zusammenhängend als „Philosophie des gesunden Menschenverstandes" vorgetragen und sich als Verfasser von Romanen und Denkwürdigkeiten in der literarischen Welt einen Namen gemacht. Während seines Aufenthaltes in Deutschland trat er als Mitstreiter der kirchenfeindlichen Cohorte seines Geburtslandes auf, indem er aus der ältesten Literatur der Griechen Waffen zur Bekämpfung des Christenthums sammelte. Er übersetzte die zweifelhaften Schriften des Ocellos Lukanos, „über die Natur des Weltalls und die Ewigkeit der Materie" und des Timäos von Lokri „von der Weltseele" so wie die Rede des Kaisers Julian gegen die Christen. Wie d'Argens auf Voltaire's Empfehlung an Friedrichs Hof gelangte, so der Mediciner und Philosoph Lamettrie durch die Fürsprache von Maupertius. Als Regimentsarzt des Herzogs von Gramont machte Lamettrie während einer Krankheit bei der Belagerung von Freiburg die Bemerkung, daß die geistige Kraft mit dem Körper schwinde. Die Schrift „Naturgeschichte der Seele", die er auf Grund dieser Erfahrung verfaßte, trug wie auch die mit allem Schmuck rhetorischer Prosa ausgestattete Schrift „L'Homme Machine" so sehr den Stempel des krassesten Materialismus und Atheismus an sich, daß der Verfasser es für gerathen fand, sich durch die Flucht nach Holland der Verfolgung zu entziehen. Aber auch die Niederländer nahmen Anstoß an einer Lehre, nach welcher nur die Unkenntniß der natürlichen Kräfte zu der Annahme eines Gottes geführt habe, die Welt niemals glücklich sein werde, wenn sie nicht atheistisch sei, und an der Frivolität, womit Lamettrie den nacktesten Egoismus als Sittengebot aufstellte: nach ihm ist Befriedigung der Sinnlichkeit Lebenszweck; die „Kunst zu genießen" die wahre Sittenlehre: Tugend und Rechtschaffenheit tragen zum Lebensglück nichts bei. Erst

d'Argens 1704—1771.

Lamettrie 1709—1751.

bei den starken Geistern in Berlin und Potsdam konnte er ungestört die Literatur des Materialismus durch neue Schriften vermehren und aus seiner düstern Seele durch Trugschlüsse und sophistische Kunst die Lehre herausziehen, daß unser ganzes Sein, Denken und Fühlen an den Körper geknüpft sei und die zeitliche Glückseligkeit Grund und Ziel alles menschlichen Handelns. Es ist bezeichnend für den Mann, dessen Lebenswandel übrigens kein Vorwurf traf, daß er ein Opfer seiner Unmäßigkeit und Thorheit geworden ist. Er starb, indem er „in prahlerischer Schaustellung seiner Genußfähigkeit“ eine ganze Trüffelpastete verzehrte, an den Folgen einer Indigestion. Friedrich II. ließ in der Berliner Academie eine von ihm selbst verfaßte Lobrede auf den Verkündiger des krassesten Eudämonismus vortragen, der, wie die Schrift „über das Glück“ darzuthun sucht, in der „Luftlehre“ gipfelt.

Neben dem „Natursystem“ machte das Buch „Vom Geiste“, welches der reiche, gebildete und eitle Claude Adrien **Helvetius**, aus einer deutschen Gelehrtenfamilie entsprossen, nach verschiedenen schriftstellerischen Versuchen im Geiste Voltaire's und Montesquieu's im J. 1758 erscheinen ließ, das größte Aufsehen unter den philosophischen Schriften materialistischer Richtung. Es erlebte in kurzer Zeit fünfzig Auflagen und wurde in die meisten Sprachen übersetzt. Diese Bedeutung erhielt das Werk weniger um seines tiefen Gehaltes willen als weil es von einem hochgestellten vornehmen und wegen seiner Rechtschaffenheit, Wohlthätigkeit und Menschenliebe allbekannten Manne herrührte und von der gesammten Geistlichkeit, Jesuiten und Jansenisten, wie vom Parlamente verfolgt ward. Denn die Lehre, die Helvetius vortrug, daß alles Wissen aus den Empfindungen entspringe, die Selbstbefriedigung und Selbstliebe der Hebel aller unserer Urtheile und Handlungen sei, die Tugend einzig darin bestehe, daß man den eigenen Vortheil der allgemeinen Wohlfahrt unterordne, zunächst des engeren geselligen Kreises, dann der Gemeinde, des Staats, endlich der Menschheit, war schon von Andern und mit besseren Gründen bewiesen worden. Aber in der scharfen Betonung des Satzes, daß Erziehung und Gesetzgebung danach trachten müßten, den Einzelvortheil unaufhörlich an den Vortheil des Ganzen zu knüpfen, die rechten Leidenschaften zu wecken und in Bewegung zu setzen, erblickte man Angriffe gegen den Staat und das geistliche Erziehungssystem. Der Verfasser wurde aus dem königlichen Hofstaat entlassen und zu einem Widerruf gezwungen. Und doch war seine Lehre der Ausdruck der Ansichten, die damals die ganze gebildete Welt theilte. Helvetius verweilte darauf einige Jahre in England und bei Friedrich II. in Potsdam. Ein zweites Buch: „Vom Menschen, seinen intellectuellen Eigenschaften und seiner Erziehung“, wurde erst nach des Verfassers Tode veröffentlicht. Wie viele Anfechtung die beiden Schriften erfahren haben, Charakter und Lebensweise des Autors wurden allgemein gepriesen. Rousseau richtete die Worte an ihn: „Dein Geist zeugt wider deine Grundsätze, dein wohlthätiges Herz verleugnet deine Lehre“. Wenn Helvetius bei einem sittlichen Lebenswandel ein verwerfliches Moralsystem aufstellte, so hat dagegen der Marquis von St. **Lambert**, Verfasser eines Gedichts von den vier Jahreszeiten, durch seine Liebesverhältnisse zu Voltaire's Freundin Du Chatelet und zu der aus Rousseau's Confessionen bekannten Gräfin d'Houdetot vielen Anstoß gegeben, während sein „Catechismus der Sittenlehre“ einen höheren Lebenszweck aufstellt, indem er die Glückseligkeit des Einzelnen nur in der innigsten Verbindung mit der Glückseligkeit des Ganzen bestehen läßt und in der Menschenliebe und den darin wurzelnden Tugenden das Fundament alles sittlichen Handelns erblickt.

Helvetius 1715–1771.

Die materialistischen Philosophen gingen bei ihren metaphysischen Systemen von sehr mangelhaften naturwissenschaftlichen Kenntnissen aus. Es ist daher erklärlich, wie ein Mann, der in seinen Grundansichten von den Materialisten nicht weit abwich, aber nach wahrer Wissenschaft und realer Erkenntniß der Naturdinge Verlangen trug, sich

Buffon 1707–1788.

von solchen Tendenzen und Folgerungen fern halten mochte. Georg Louis Leclerc, Graf von Buffon aus Burgund, dessen wissenschaftliche Bedeutung wir noch an einem andern Orte kennen lernen werden, hat in seinem großen naturgeschichtlichen Werk das Gesammtleben der Natur zum Gegenstand seiner Schilderungen und Beschreibungen gemacht und die Naturgeschichte auf einem festen großartigen Plan aufgebaut. In den „Epochen der Natur" sieht auch er die Naturkräfte als die höchste Macht im Universum an; „aber diese materialistische Grundanschauung tritt bei ihm niemals wühlerisch und absprechend auf. Sie ist ihm nur die Einsicht in die unvernichtbare Ewigkeit und Schönheit der Natur und in die innere, stetig fortschreitende, durch nichts Willkürliches und Sprunghaftes unterbrochene Ordnung und Gesetzmäßigkeit derselben".

III. Bewegungen auf dem Gebiete der politischen Oeconomie*).

In diese geistig so regsame Zeit, in welcher alle Seiten des menschlichen Daseins erforscht und geprüft, alle geschichtlichen und traditionellen Anschauungen und Doctrinen angefochten und erschüttert wurden, neue Systeme und Reformen das Herkömmliche und Bestehende zu verdrängen suchten, fällt auch die erste bedeutsame Ausgestaltung der neuzeitlichen Wissenschaft von der „politischen Oeconomie", innerhalb deren später drei Disciplinen unterschieden wurden: die Volkswirthschaftslehre (Nationalökonomie), die Finanzwissenschaft und die Volkswirthschaftspolitik.

Die volkswirthschaftliche Seite im antiken Staatsleben.

Einzelne wirthschaftliche Erscheinungen in dem vergesellschafteten und staatlich geordneten Gemeinschaftsleben der Menschen, wie die „Arbeitstheilung", das Geld, der Tauschwerth oder Preis der Sachgüter u. A., sind allerdings auch schon von den althellenischen „Staatsweisen" Xenophon und Aristoteles bruchstückweise in Betracht genommen worden, und in dem dichterischen Werke, worin Plato ein ideales Staatsgebäude geschaffen und aufgestellt hat, spielt eine besondere Form der wirthschaftlichen Einrichtungen eine solche Rolle, daß dieser Staat sofort als ein „communistisch" gedachtes Gemeinwesen bezeichnet werden muß. Dann haben auch schon die altrömischen Juristen nicht umhin gekonnt, vorab in ihrer Behandlung von Fragen des Obligationen-Rechtes öfter auf wirthschaftliche Erörterungen einzugehen. Im Ganzen genommen ist aber die antike Geistesbildung über solche vereinzelte Untersuchungen nicht hinaus gekommen. Daneben ist dann noch der beiden wirthschafts-politisch hochbedeutsamen Maximen der altclassischen Staatslehre zu gedenken, daß die Interessen der Einzelnen ganz zurücktreten sollen vor den Interessen und Bedürfnissen des Staatsganzen und folglich auch die wirthschaftlichen Fragen vor den politischen. Hiezu stimmt ja auch die theoretische Rechtfertigung der Sclaverei bei Aristoteles: die wirthschaftliche Arbeit von Unfreien ist nothwendig, damit der Freie sich ganz der seiner allein würdigen Thätigkeit für das öffentliche Leben widmen kann. Auch die verschiedenen Stadien in einer so hochwichtigen Gesetzesbildung wie der über das Schuldenrecht und die Vertheilung von Staatsländereien ist nicht auf Veränderungen in der Beurtheilung der wirthschaftlichen Natur eines Darlehns u. dgl. zurückzuführen, da auch hier vielmehr nur Machtverhältnisse staatlicher Parteien und politische Abwägungen den Ausschlag gaben.

---

*) Von einem Fachgelehrten.

Wenn sodann mit dem Beginn des Mittelalters eigenartige Neubildungen auch für die wirthschaftlichen Lebensverhältnisse der Völker begründet wurden, so beruhten diese auf einem fast conträren Gegensatz zu jener antiken Auffassung von Staat und Individuum. Die Germanen traten, um einen jetzt geläufigen Ausdruck zu gebrauchen, zunächst für den „Individualismus und ein Minimum der Staatscompetenz“ ein. Inmitten der vielen anderen Sonderwirthschaften von Einzelnen oder von Genossenschaften und Corporationen bestand auch der Haushalt des Landesfürsten nur wie eine größte Privatwirthschaft mit Einkünften aus Landgütern („Domainen“). Andererseits war die Pflege jeglicher Art wissenschaftlicher Forschung und Erkenntniß auf lange hinaus den Mönchen und den sonstigen Mitgliedern des geistlichen Standes zugeschieden. So erklärt sich die Thatsache, daß — abgesehen von Wiederholungen aristotelischer Auffassungen, insbesondre durch Thomas von Aquino — während des Mittelalters eigentlich nur eine wirthschaftswissenschaftliche Streitfrage, diese aber freilich recht lang und breit behandelt worden ist: die Frage über die Zulässigkeit und die Berechtigung eines Zinses für Darlehen. Nach dem römischen Rechte, wie dieses schließlich Justinian festgestellt und der nachfolgenden Zeit überliefert hatte, war allerdings wohl ein Maximum des Zinses gesetzlich bestimmt, soweithin jedoch der Zins auch erlaubt und geschützt. Die mittelalterliche Kirche dagegen erklärte (seit dem Concil von Nicäa 325, bis zu dem Concil von Vienne 1311) mit ansteigender Schärfe den Darlehnszins als solchen für verwerflichen Wucher und belegte ihn schließlich mit den härtesten Kirchenstrafen. Sie erwirkte auch Verbot und Bestrafung des Zinses von Seiten der weltlichen Gerichte für alle Christen, während den Juden die Zinsnahme erlaubt blieb, da „für die Juden die Canones nicht geschrieben seien“. Viele „canonistische“ Schriftsteller aber suchten dieses religiös motivirte kirchliche Verbot auch aus der wirthschaftlichen Natur eines Darlehns zu rechtfertigen und haben so insbesondre auch an der schon von Aristoteles und den altrömischen Juristen behandelten Frage über das Wesen und die Nutzwirkung des Geldes weiter gesponnen. Im Mittelalter.

Sehr verändert waren dagegen die Grundlagen für die erste Entwicklung der neuzeitlichen Volks- und Staatswirthschaften. Die regierenden Landesfürsten erlangten eine fast unbeschränkte Herrschergewalt, der gegenüber jeder Einzelne und jeder Kreis von Personen zu den „Unterthanen“ gestellt wurde. Diese Fürsten brauchten Geld, sehr viel Geld für die neuen stehenden Heere, für andauernde Kriegsstreitigkeiten, für das neue Hofleben u. s. w. Dazu reichten die Domanialerträgnisse und die Lehensgefälle lange nicht aus, die Steuern aber waren bis dahin nur für vorübergehende Ausnahmebedürfnisse, in beschränktem Umfang und durch Verhandlungen mit unliebsamen Vertretern ständischer Rechte zu erlangen gewesen. So wurde denn mit Hülfe einer „fiscalischen Hofjurisprudenz“ eine besondere weitgreifende Einnahme-Beschaffung für die neuen Landesgewalten entwickelt, der man den Namen der „Regalienwirthschaft“ beigelegt hat. Hier sind besonders diejenigen „Regalien“ oder Hoheitsrechte zu betonen, auf Grund deren die Regierungen das ausschließliche Verfügungsrecht über gewisse wirthschaftliche Erwerbszweige handhabten, dergestalt daß sie diese Geschäfte entweder durch ihre Beamten betreiben ließen oder gegen besonderes Entgelt einzelnen Privatpersonen einräumten. Nur ein kleiner Theil dieser Regalien stammte aus viel älterer Zeit und war durch eine besondere Begründung (Occupation eigentlich herrenloser Güter) gestützt: das Bergwerks-, das Wasser- und das Jagd-Regal. Hunderte von anderweitigen Erwerbszweigen aber, darunter insbesondre auch Großbetriebe der gewerblichen Industrie und des Handels, mit Einschluß des überseeischen Handels, konnten für die Staatsregierung beansprucht werden, weil in der mittelalterlichen Wirth- Veränderte Zeitverhältnisse.

schaftsverfassung ein „Gewerberecht", abgesehen von den land- und forstwirthschaftlichen Arbeiten, nur für die durch die städtischen Zunftordnungen geregelten Erwerbsgeschäfte gesichert war und diese Zunftordnungen noch nichts wußten von den vielen neuen Gewerben und den großen Fabrikbetrieben. Obgleich nun die Staatsgewalt ihrerseits nur den fiscalischen Zweck der Beschaffung neuer Einnahmen verfolgte, so gelangten doch viele dieser privilegirten, technisch gut geleiteten und mit Kapital wohl ausgestatteten Geschäftsbetriebe zu großer Blüthe und jedenfalls war den Landesregierungen dann auch eine weitere wirthschaftspolitische Maxime nahe gelegt. Man konnte ja auch nicht-privilegirte Gewerbebetriebe von privaten Industriellen seitens des Staates materiell unterstützen, durch polizeiliche Vorschriften technisch beeinflussen und für die Staatskasse durch die bei kräftig entwickelter Industrie so viel reicher fließenden Abgaben sorgen.

Die politische Oeconomie in Folge der Entdeckung der neuen Welt. Und hier nun ist der Punkt, wo sich der nationalpolitische Zug in dem nachmittelalterlichen Volksleben, der Fiscalismus jener absoluten Regierungen und die ersten Versuche einer politisch-ökonomischen Theorie begegnen. In dem Maaße, wie die Bedeutung der binnenländischen Scheidelinien zwischen der städtischen und ländlichen Bevölkerung, zwischen Stadt und Stadt, diesen und jenen Landestheilen geschwunden war, hatte sich die Bedeutung der internationalen Landesgrenzen und der Gemeinsamkeit der Staatsangehörigen gehoben. Gleichzeitig war aber auch die wirthschaftliche Rolle des Edelmetallgeldes stark gewachsen und keineswegs blos weil die Regierungen so sehr nach vermehrten Geldeinnahmen hindrängten, sondern weit mehr noch, weil in dem veränderten volkswirthschaftlichen Getriebe so viel mehr Geld als Tausch- und Zahlungsmittel, sowie für Capitalersparung gebraucht wurde. Dieses Gold und Silber aber wurde ja nun so reichlich in der „neuen Welt", in Amerika producirt, während es sich in den inländischen Bergwerken sei es überhaupt nicht, sei es nur in geringer Menge, vorfand.

Das Mercantilsystem. Inmitten solcher Verhältnisse ist allmählig, aber auch gleichzeitig in mehreren Ländern eine Reihe einestheils wirthschaftlicher Lehrsätze, anderseits wirthschaftpolitischer Maßnahmen der Landesregierungen zum Vorschein gekommen, für welche wegen der großen Rolle, die der auswärtige Handel spielt, die Bezeichnung: „Merkantilismus" in Brauch gekommen ist. Hier erschienen die aus der mittelalterlichen Zunftverfassung herstammenden Hemmnisse und Schranken für Arbeit und Handelsverkehr im Innern des Landes und unter den einzelnen Staatsangehörigen als werthlos und gemeinschädlich, um so wichtiger dagegen, daß in dem gegen das Ausland geeinigten Inlande von Staatsangehörigen eine verdienstreiche industrielle Production betrieben werde; dazu müsse die Landesregierung die Führung übernehmen, Unterstützungen gewähren, nöthigenfalls Musteranstalten gründen, aber auch Zwangsmaßregeln wegen des Unverstandes und der Trägheit der Unterthanen anwenden. Die Behandlung des internationalen Verkehrs wurde unter die Maxime gestellt, daß es Interessen des nationalen Erwerbs und Reichthums gebe, welche durch einen „günstigen" Verkehr mit dem Ausland auf Kosten des letzteren zu fördern seien. Mit Geld, erklärte man, könne man Alles kaufen, und wo und wenn viel Geld im Umlauf ist, habe Jedermann leicht guten Verdienst. Wenn aber zwei Handelshäuser einander Waaren liefern und am Ende des Jahres ihre Bilanz machen, so erhält der, welcher die günstige Bilanz hat, einen Werthüberschuß in Geld herausbezahlt. Deshalb muß man darauf bedacht sein, daß auch ein Volk im Verkehr mit einem andern Volk eine ihm günstige Bilanz hat und möglichst viel Geld für den Werthüberschuß seiner Ausfuhr erlangt. Man erreicht dieses Ziel, wenn Waaren ausgeführt werden, in deren (vom Ausland bezahlten) Preis viel Lohn für inländische Arbeit enthalten ist, während man die gleichgearteten Waaren für den einheimischen Verbrauch im Inland

herstellt. So erwächst hier der Staatsregierung der volkswirthschaftliche Beruf, unter sorgsamer Beobachtung der internationalen Waarenbilanz und Edelmetallbewegung die Entstehung und Blüthe einer entsprechenden Export-Industrie zu begünstigen und einer gleichgearteten Einfuhr aus dem Ausland entgegenzutreten. Das Hauptmittel hiefür sind Prohibitionsmaßregeln und „Schutzzölle" (mit Einschluß von Ausfuhr-Prämien) an der Landesgrenze, die im Einzelnen durch den Richtpunkt bestimmt werden: „möglichst große Ausfuhr, möglichst geringe Einfuhr von Fabrikaten, ungehemmte Einfuhr, aber möglichst geringe Ausfuhr von Roh- und Hülfsstoffen für die Fabrikation!" Der letztere Satz traf auch die Ausfuhr von Lebensmitteln. Wenn der einheimische Bauer geringere Preise bei dem Verkauf an die Inländer erhielt, mochte er wohl für seine Person benachtheiligt erscheinen, das Land aber sollte einen Vortheil dabei haben, weil der Fabrikant bei niedrigem Preis der Lebensmittel geringere Arbeitslöhne zu bezahlen hatte und dann leichter in das Ausland exportiren konnte. Für sich empfohlen erschien dann noch die besondere Begünstigung des inländischen Bergbaus auf Edelmetalle, die grundsätzliche Erschwerung der Ausfuhr des Geldes und der Erwerb überseeischer Colonien zu unbehinderter Herstellung eines gewinnbringenden Handels.

Von den früheren merkantilistischen Theoretikern mögen hier erwähnt werden: der Italiener A. Serra (Breve trattato delle cause, che possono far ahbondare i regni d'oro e d'argento, dove non sono miniere, 1613); der Engländer Th. Mun (Englands treasure by foreign trade, 1664); die Deutschen: Bornitz (de nummis in republica percutiendis et conservandis, 1608), Klock (de aerario, 1651) und v. Schröder (die fürstliche Schatz- und Rentkammer, 1686); die Franzosen: Monchrétien (Traité d'économie politique, 1615 — erstmaliger Gebrauch dieses Wortes!) und Mélon (Essai politique sur le commerce, 1735). Uebrigens hat man sich „die Periode der Merkantilisten" — von der zweiten Hälfte des sechzehnten bis zur zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts — als eine Zeit zu denken, in welcher über die als merkantilistisch bezeichneten Sätze discutirt wurde. Insbesondere waren die verbreiteten Irrungen über das Geld und seine internationale Function, sowie über die „Handelsbilanz" keineswegs überall gleichmäßig groß, von manchen Schriftstellern aber auch geradezu nachdrücklich bekämpft. So von dem Italiener Botero (della ragion di stato, 1591), von den Franzosen Bois-Guillebert (Factum de la France, 1707), Vauban (Dîme royale, 1707), den Engländern W. Petty (Quantulumcunque concerning money, 1682), North (Discourse upon trade, 1691). Aus der bezüglichen Praxis der Staatsmänner in jener Zeit mag noch besonders auf die Industrie-Reglements Colberts (seit 1661 controleur général des finances unter Ludwig XIV.), auf die Navigationsacte Cromwells und auf die großen ost- und westindischen Handelscompagnien verwiesen werden.

Um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts erhob sich in Frankreich eine heftige und tiefgreifende Reaction gegen die merkantilistische Theorie und Praxis. In diesem Lande hatte die Staatsregierung mit dem größten Maß von Machtgewalt in schärfster Weise die positiven und die negativen Forderungen des Merkantilsystems durchgeführt. Nun murrte nicht blos der hart bedrückte Bauernstand, auch die Gewerbtreibenden und die Kaufleute erhoben sich mit heftiger Klage gegen eine unberufene und nachtheilige Bevormundung durch die Regierung. Diese Haltung des Volkes erhielt eine wissenschaftliche Weihe durch die Theorie einer neuen volkswirthschaftlichen Schule, welche sich ihrerseits verstärkend und verstärkt mit denjenigen Strömungen gegen das ganze bestehende Regierungssystem verband, die einen mehr verfassungsrechtlichen und allgemein politischen Charakter hatten. Diese volkswirthschaftliche Schule nannte den Inbegriff ihrer Lehre: Physiocratie, soll bedeuten: Herrschaft „der natürlichen Ordnung der Dinge" (ordre naturel des choses), die nunmehr an Stelle der bisherigen Irrungen und Verkehrtheiten zur Anerkennung gebracht werden soll. Ihr Begründer

Die physiokratische Schule.

war François Quesnay, Leibarzt Ludwigs XV. (Tableau économique und Maximes générales du gouvernement économique, Versailles 1758), dem sich dann Dupont (Verfasser der »Physiocratie«, ou constitution naturelle du gouvernement le plus avantageux au genre humain, 1768), Mirabeau (der Vater), Mercier de la Rivière, le Trosne u. A. anschlossen. Nach der Lehre der Physiokraten (oder der „Oeconomisten", wie sie auch im Gegensatz zu den früheren „Financiers" genannt wurden) sind alle den Menschen erforderlichen und nützlichen Güter Stoffe, welche von der Natur hervorgebracht und durch Arbeiten der Menschen der Erde abgewonnen werden. (La terre est l'unique source des richesses.) Die Menge dieser jährlich neu gewonnenen Stoffe ist gleich der Gesammtmenge aller neuen Vermögenstheile eines Volkes, und wird weder durch die kaufmännische Operation des bloßen Umsatzes, noch durch die gewerblichen Formirungsarbeiten vermehrt. Wohl wird durch die letzteren Vorgänge der Werth jener Stoffe erhöht, aber nur in dem Maße, daß der Werth auf sie übertragen wird, welcher in den anderen Bodenerzeugnissen enthalten ist, die von den Gewerbtreibenden während ihrer Thätigkeit verzehrt werden müssen. Nur durch die Arbeiten an und in der Erde wird neben dem Ersatz der Kosten ein Ueberschuß, ein Reinertrag (»produit net«) als Ergebniß der Naturkräfte erlangt, welcher dem Bodeneigenthümer und beziehungsweise Grundgefällberechtigten zufließt. (Keim der späteren „Grundrententheorie" Ricardo's.) Hiernach mußte die den Boden bearbeitende ländliche Bevölkerung allein als die eigentlich „productive" Classe in der Bevölkerung gelten; ihr wurde sodann der Stand der Bodeneigenthümer zugesellt wegen der ursprünglichen aber noch fortwirkenden Urbarmachung des Bodens und wegen der gleichfalls von den Eigenthümern beschafften älteren und neueren Meliorationen in dem Boden. (Keim für eine Lehre von der Productivität des Kapitals.) Diesen beiden Classen zusammengenommen wurde die gesammte übrige Bevölkerung als die „sterilen" Classen gegenübergestellt, welche für ihre Dienste aus den Reinerträgnissen der Bodenbewirthschaftung salarirt werden. Zu den sterilen Classen gehörte also auch nicht der Fürst mit seinen Domainen, der Adel mit seinen Landgütern, die Kirche mit ihrem Pfründenbesitz und ihren Zehntberechtigungen. Hieraus, sowie aus manchen einzelnen Kundgebungen zu Gunsten eines „aufgeklärten" Absolutismus der Fürsten, erklärte sich die vorübergehende „Hoffähigkeit" der Physiokraten in Frankreich. Im Ganzen bedeutete dieses jedoch nicht viel neben ihren zum Kampfe gegen die bestehenden politischen und socialen Zustände drängenden Lehren. Beredt und energisch beklagen sie die Noth der unteren Stände, den gemeinschädlichen Druck der Feudallasten und der Privilegien; aus den verkünstelten, durch äußere Gewalt beherrschten Zuständen der Gegenwart solle man zur Einfachheit der an sich vorhandenen natürlichen Ordnung aller Verhältnisse übergehen und die gleichen Menschenrechte aller Staatsangehörigen für wirthschaftliche Erwerbsarbeit anerkennen. Es fehlt auch nicht an Aeußerungen eines entschieden weltbürgerlichen Sinnes. Und schließlich war es eben doch Hauptsache, daß von den Physiokraten die bisherige und die bestehende Staatsregierung für alle vorhandenen wirthschaftlichen Uebelstände verantwortlich gemacht wurde. Die gegen das Eingreifen der Staatsregierung in das wirthschaftliche Verkehrsleben gerichteten Folgerungen der Lehren Quesnay's waren den nicht bevorzugten Industriellen und dem gesammten Handelsstand hochwillkommen. Diese bildeten someithin eine besondre Gruppe von Anhängern der Physiokratie und fanden in dem Geschäftsmanne Gournay, der auch den Gewerbfleiß als productiv erklärte, einen begabten und thätigen Vertreter. Von dieser Gruppe her wurde besonders die Liberté de la concurrence verlangt und aus Gournay's Mund stammt jene weltberühmt gewordene Mahnung an die Staatsgewalt: »Laissez faire, laissez passer«! womit die allein correcte und heilbringende Maxime für die ge-

sammte Wirthschaftspolitik einer Landesregierung ausgesprochen sein sollte. Neben der so formulirten Forderung voller und bloßer Gewerbe- und Handelsfreiheit hat dann eine zweite Folgerung aus der physiokratischen Grundlehre in nicht minder einfacher Weise die gesammte Einnahmebeschaffung der Staatsfinanzverwaltung normiren sollen. Wenn nämlich wirklich in laufender Zeit innerhalb eines Landes nur die an und in dem Boden der Erde verrichteten Arbeiten einen Ueberschuß über die Productionskosten abwerfen, der für anderweitigen Verbrauch disponibel ist, so liegt hier auch die einzige reale Quelle für Staatseinnahmen, aus welcher allein diese auch thatsächlich „direct oder indirect" entnommen werden. Man mag deshalb die Steuern von wem immer sich zahlen lassen, jedenfalls müssen dieselben von den Grundbesitzern getragen werden, und weil jede andre Erhebung nur so viel mehr unnöthige Kosten verursacht, so sollte als einzige Steuer eine directe Grundsteuer eingeführt werden. Sie wird deshalb — erklärten die Physiokraten — gerade auch zum Vortheil des bisher überlasteten Bauernstandes gereichen, ohne dessen Wohlhabenheit große Staatseinnahmen nicht zu erlangen sind (»Pauvre paysan, pauvre royaume; pauvre royaume, pauvre roi«).

Verbreitung der physiokratischen Lehre. Turgot.

Die Lehren der Physiokraten fanden, bevor sie — was freilich bald geschah — durch eine größere Leistung verdrängt wurden, in Frankreich viele begeisterte Anhänger, und sicherlich ist durch sie die Saat für jene „sociale" Gesetzgebung in der ersten französischen Revolution ausgestreut worden, durch welche die Zunftverfassung für den Gewerbebetrieb, die feudalen Zustände für die Bauernwirthschaften und Privilegien von allerhand Art beseitigt wurden. Ihre Verbreitung im Ausland war unerheblich, verhältnißmäßig noch am stärksten in Deutschland. Insbesondere ist eines hochbegabten deutschen Fürsten, des Markgrafen Karl Friedrich von Baden, zu gedenken, der sich den Physiokraten nicht nur als Schriftsteller (Abrégé des princ. de l'écon. pol. 1772) anschloß, sondern auch einen (mißglückten) Versuch mit der Einführung jener praktischen Forderungen in drei einander benachbarten Dörfern durch den Physiokraten Schlettwein machen ließ. — Auch der Franzose Turgot bekannte sich im Wesentlichen zur Physiokratie. Seine Schrift: Reflexions sur la formation et la distribution des richesses, 1766, ist die wissenschaftlich bedeutendste Leistung aus dem Gesammtkreis ihrer Anhänger und geht in einzelnen Punkten über sie hinaus. Turgot, der inmitten so vieler mit dem Wohl der Welt beschäftigten Zeitgenossen nicht vergaß, »qu'il y a des états politiques separés les uns des autres et constitués diversement«, wurde von Ludwig XVI. schon 1776 zur Herstellung eines geordneten Finanzhaushaltes und einer Reform der inneren Staatsverwaltung mit Malesherbes ins Ministerium berufen. Zweifelsohne waren die von Turgot vorgeschlagenen Reformen entschieden mehr geeignet, den Sturz des Thrones durch eine Revolution zu verhindern, als das nachherige Verfahren Necker's. Aber die „von Gott gewollte Verwirrung des Geistes" war bei den vom Verderben Bedrohten eingezogen, Adel nnd Klerus, Parlament und Magistratur erhoben sich gemeinsam gegen diese Reformpläne, durch welche — um nur Eines zu erwähnen — auch die bisher steuerfreien Einkünfte von Klerus und Adel mittels einer über das gesammte Gelände ausgedehnten Grundsteuer zur Besteuerung herangezogen werden sollten. Und der schwache, mit allen diesen Reformplänen einverstandene König hinderte dann auch nicht, daß Turgot seine Stelle alsbald wieder niederlegte. Der sechszehnte Ludwig versagte dem Physiokraten den starken Rückhalt an dem Könige, welchen der vierzehnte Ludwig dem Merkantilisten Colbert durch eine lange Zeit hindurch gewährt hatte.

Adam Smith. 1723–1790.

In demselben Jahre, da Turgot in Frankreich Minister war — 1776 — erschien in London das Werk des Schotten Adam Smith: An inquiry into the nature and causes of the wealth of nations. Dieses Buch über die Ursachen des Wohl-

standes (oder Reichthums) der Völker wird immer genannt werden, wenn die Schriftwerke aus allen Zeiten und Ländern zusammenzustellen sind, welche eine stärkste und weitestverbreitete Einwirkung auf das Gemeinschaftsleben der Menschen ausgeübt haben.

Sein Leben. Adam Smith ist am 5. Juni 1723 zu Kirkaldy in Schottland geboren, wo sein Vater Zollcontrollor war. Der Vater war schon vor der Geburt des Sohnes gestorben; den dreijährigen Knaben raubte eine Zigeunerbande, von der er jedoch durch einen Oheim der Mutter zurückgebracht wurde. Nachdem die Elementar- und Mittelschulen mit bestem Erfolg besucht waren, bezog Smith die Universität Glasgow, wo er dem Studium der Philosophie bei Hutcheson eifrig oblag. Er entsagte dem anfangs gewählten geistlichen Stande, machte weitere Studien in Oxford und trat 1748 als Docent in Edinburg auf, wo er eine innige Freundschaft mit David Hume schloß und viel mit den eine freie Verkehrspolitik verlangenden Kaufleuten umging. Von 1751 an bekleidete Smith mit großem Lehrerfolge eine Professur, zunächst der Logik, von 1752 an bis 1763 aber der „Moralphilosophie" an der Universität Glasgow. Dort veröffentlichte er sein erstes berühmtes Werk, die Theory of moral Sentiments, 1759. Hier wird der sittliche Gehalt der Vorkommnisse des menschlichen Gesellschaftslebens untersucht und werden die moralischen Triebe der Menschen zurückgeführt auf das Wohlwollen, die „Sympathie", die als Geselligkeitstrieb, als Verlangen der Menschen nach Uebereinstimmung mit ihren Nebenmenschen definirt wird. Schon damals plante Smith, neben dieser Ethik „in einer anderen Abtheilung Rechenschaft zu geben von den allgemeinen Principien der Gesetze und der Regierungsweise und von den Umwälzungen, welche dieselben in den verschiedenen Zeitaltern und auf den verschiedenen Stufen der Gesellschaft erfahren haben, nicht allein hinsichtlich des Rechts, sondern auch in Betreff der inneren Politik, der Polizei, des öffentlichen Einkommens und des Kriegswesens und was sonst den Gegenstand der Gesetzgebung bilde". Er selbst erklärt in der Vorrede zur Theory, 6te Auflage, 1790, daß er eben dieses Versprechen in der „Untersuchung über den Reichthum der Nationen" theilweise zur Ausführung gebracht habe, wenigstens in Hinsicht auf innere Politik, öffentliches Einkommen und Kriegswesen. Doch ist der Zusammenhang und -klang der früheren »Theory« und der späteren »Inquiry« nicht so innig, wie er hiernach erscheinen könnte, und den Weltruhm von Smith's Inquiry haben nicht die politischen Erörterungen in derselben über Justiz, öffentlichen Unterricht, Kriegswesen, öffentliche Bauten und Finanzen, sondern die ökonomischen Untersuchungen begründet. Im Jahre 1763 durchreiste Smith als Begleiter des Herzogs von Buccleugh Italien und Frankreich und blieb dann längere Zeit in Paris, wo er auch mit den Physiocraten Quesnay, Dupont und Turgot in lebhaften Verkehr trat und selbst die Vorlesungen Quesnay's besucht haben soll. Im Jahre 1766 kehrte Smith nach seiner Heimath und zu einem zurückgezogenen Leben mit seiner innig geliebten Mutter in Kirkaldy zurück. Nach dem Erscheinen der Inquiry 1776 hat er auch noch in London mit den hervorragendsten Männern seines Landes wie Burke, Gibbon u. A. verkehrt. Vom Jahre 1778 an bis zu seinem Tode 1790 war er königlicher Oberzollcommissar in Edinburg.

Bedeutung seines Werkes „vom Reichthum der Nationen." Adam Smith verdankt sehr Vieles den ihm wohlbekannten französischen Physiokraten, namentlich Quesnay und Turgot, sowie manchen Vorgängern in England, wie Locke, North, Stewart, Hume. Nichtsdestoweniger ist sein Buch nicht nur wegen des vielen Neuen und Verbesserten, sondern auch als wirthschaftswissenschaftliche Gesammtleistung eine so originelle Schöpfung, daß man heutzutage geradezu die national-ökonomische Literatur vor und seit Adam Smith gegenüberstellen muß. Smith verurtheilt die einseitige Betonung der Productivität sowohl des Gewerbebetriebs als auch des Landbaus. Er erkennt theils drei Factoren der Production neben einander an: die Grundstücke, die Arbeit und das Kapital (mit ausführlichen neuen Erörterungen über das letztere), theils die menschliche Arbeit als einheitlichen Productionsfactor, wie sie als industrielle Arbeit in Berg- und Landbau, in Gewerbe und Handel

mit Sachgütern beschäftigt ist (daher die Bezeichnung „Industriesystem“). Wenn er das ganze Werk mit einer — vielbewunderten — Erörterung über die „Arbeitstheilung“ beginnt, so knüpft er diese wohl an die Schilderung der damals thatsächlichen Theilung der Gewerbsarbeiten in einer Nadelfabrik, aber er legt auch die Gründe dar, weshalb diese Arbeitstheilung in der Landwirthschaft nur in geringerem Maße sich einführen kann. Mit einem folgenreichen Gegensatz zu seinen Vorgängern, welche für die Interessen dieser und jener Producentenclassen eingetreten waren, stellte Smith das Consumenteninteresse in den Mittelpunkt seiner Erwägungen, wie dieses immer und nach jeder Richtung hin gleich geartet auf die Erlangung möglichst guter und möglichst billiger Waaren aus dem Verkehre gerichtet sei. Dieses Interesse der Consumenten wird befriedigt durch die freie Concurrenz aller Producenten und Verkäufer im Inland, woneben aber auch der Mitbewerb ausländischer Käufer und Verkäufer in dem an sich viel minder wichtigen internationalen Verkehr freie Bahn haben soll. Wie gegen die aus dem Mittelalter stammenden Zunftordnungen und andere Beschränkungen, so eiferte Smith auch gegen das neuzeitliche Eingreifen der Regierungen in den natürlichen Gang des Wirthschaftslebens. Jeder Mensch ist von dem Instinct des Eigeninteresses, Selfinterest, erfüllt und geleitet; mit seiner natürlichen Begabung versteht der Einzelne selbst am besten den eigenen Vortheil zu erkennen und zu erreichen, wenn nur die Regierung ihre Hauptaufgabe erfüllt, die Freiheit der Person und des Eigenthums (liberty and property) zu schützen. Auch wird dadurch, daß Jeder für sein Eigeninteresse sorgt, regelmäßig zugleich das Wohl Aller gefördert. Weiterhin gibt Smith (im Anschluß an jene drei Productionsfactoren) eine Lehre von der Vertheilung der Güter, nach welcher an der ursprünglichen Einkommen-Vertheilung die Grundbesitzer, die Kapitalbesitzer mit Einschluß der Geschäftsinhaber und die Handarbeiter participiren (Grundrente, Kapitalzins, Arbeitslohn). Das Einkommen der übrigen Menschen ist abgeleitetes Einkommen, sie werden für Dienste bezahlt, die wohl begehrt, aber wirthschaftlich unproductiv sind. Die Preise der Waaren in freiem Verkehr sind zusammengebildet aus Bestandtheilen für Grundrente, für Kapitalzins und für Arbeitslohn, woraus dann auch der Zusammenhang der Höhe und der Veränderung der Waarenpreise mit dem Stand und der Bewegung jener drei Einkommenszweige erklärt wird. Auch den Erörterungen über die Steuer schickt Smith die Erklärung voraus: „da das Einkommen der Einzelnen ursprünglich immer entweder aus Grundrente oder aus Kapitalgewinn oder aus Arbeitslohn herrührt, so muß auch jede Steuer schließlich aus einer oder der andern dieser drei Arten des Einkommens oder aus allen zusammen bezahlt werden.“

Allerdings ist das Werk Smith's, welches das Gesammtgebiet der politischen Oeconomie umfaßt, kein Lehrbuch in dem uns bekannten Sinne des Wortes und es fehlen ihm auch gute Seiten eines solchen Lehrbuches, wie die systematische Ordnung des Ganzen und der widerspruchsfreie Zusammenklang der Theile. Dafür ergötzt es die Leser durch die klare, gedankenreiche, immer frische Behandlung auch schwierigster Fragen und gelegentlich eingeschobene geschichtliche Excurse über die Edelmetalle, den Arbeitslohn, die Handelscompagnien u. A. Auch verlieren die Nachweise über die vielen unberechtigten Beschränkungen der individuellen Freiheit in dem (damaligen) wirthschaftlichen Leben nichts von ihrer Kraft durch manchen sie begleitenden Ausdruck warmer Empfindung für die Freiheit der Einzelnen und für das Recht der Arbeit, die der Verfasser zum Hauptgegenstand der Erörterungen gemacht hat. Immerhin mag Smith einen Theil seines großartigen Erfolges unter der gleichzeitigen und nächstfolgenden Generation auch dem Umstand zu verdanken haben, daß er in einzelnen wichtigen Grundfragen die großen Irrungen seiner Zeit theilte. Insbesondere war auch ihm angesichts der

fiscalischen und absolutistischen Verwaltungsweise in dem „Polizeistaat" des achtzehnten Jahrhunderts fast jede Idee des Staates überhaupt und einer volkswirthschaftlichen Berufsthätigkeit der Staatsgewalt neben und gegenüber den Privaten abhanden gekommen; alle Forderungen an die Zukunft waren auf Freiheit für das Individuum und für das gesellschaftliche Verkehrsleben gerichtet, wenn er auch die öconomische Politik der Regierung an sich in umfassender Besprechung heranzieht. Alle nicht an den Sachgütern verrichteten Dienste sind für ihn wirthschaftlich unproductiv. Sodann war auch A. Smith von dem Zuge beherrscht, in dem individuellen Thun und dem gesellschaftlichen Gemeinschaftsleben der Menschen naturgesetzlich bedingte Erscheinungen auch da wahrzunehmen, wo nur wandelbare Gebilde der geschichtlichen Entwicklung und verbesserungsfähige Producte ethischer und politischer Triebkräfte vor uns stehen. Hat er doch eben auch die weitere Gestaltung des Wirthschaftslebens in dem späteren „Rechtsstaat" nicht mehr beobachten können: Jedenfalls aber bleibt es ein vollgültiger Beweis für die Bedeutung dieses Literaturwerkes, daß A. Smith ein dankbar verehrter oder ein heftig befehdeter Lehrer für die vielen nachfolgenden Theoretiker geworden ist, die immer wieder ihren eigenen Standpunkt durch die Schilderung ihrer Stellung gegenüber Adam Smith festzustellen suchen.

IV. Praktische Wirkungen der Aufklärungsideen.

Aus den obigen Umrissen und Andeutungen geht hervor, daß die Wirklichkeit und die Welt des Geistes in den von der französischen Literatur und Philosophie beherrschten Kreisen durch eine unübersteigliche Kluft getrennt waren, daß die bestehenden Einrichtungen und Zustände, Ordnungen und Gebräuche als eine Masse und Anhäufung abgelebter Institute, Formen und Anschauungen betrachtet wurden, die man durch die Gebilde der Vernunft, des rationellen Denkens, des gesunden Menschenverstandes ersetzen müsse. Zwei Welten, eine reale und eine ideelle standen als feindliche Gegensätze ohne Vermittelung einander gegenüber: die Lenker der einen führten die abgenutzten und mißachteten Waffen der Gewalt, die der andern stützten sich auf die Macht des Wortes und des vorwärts drängenden Zeitgeistes. Alle Männer, welche in der schönen Literatur, in Kunst und Poesie, in Werken des Gedankens und der Wissenschaft den Ton angaben oder eine einflußreiche Stimme hatten, waren in Opposition gegen das Bestehende und hauchten den gebildeten Kreisen der französischen Hauptstadt, die ihren Reden und Unterhaltungen lauschten, denselben Geist des Widerspruchs, der Ironie und Satire, der Skepsis und des leichtfertigen Witzes ein. Der Einfluß dieser Männer auf die Denkart von ganz Europa war um so größer, als damals Paris die geistigen und gesellschaftlichen Lebensformen bestimmte, als die französische Sprache und Literatur in den höheren Kreisen allein gesprochen und gelesen ward und diese Schriften durch ihre gefällige Form und geistreiche Darstellung allgemeines Interesse erregten. Regenten wie Friedrich II., Gustav III. von Schweden, Karl III. von Spanien, Katharina II. von Rußland, Staatsmänner wie Pombal, Choiseul, Aranda u. A., die einflußreichsten Personen aller Stände und Nationen standen mit den meisten dieser Schriftsteller

in persönlichem oder brieflichem Verkehr und bewunderten ihre Werke. Aus ganz Europa strömte die adelige Jugend nach der Hauptstadt Frankreichs, um dort ihre Bildung zu vollenden. Die ganze Culturwelt stand unter dem Einfluß der französischen Aufklärungsliteratur, der religiösen und politischen, der philosophischen und philanthropischen Ideen, die von Paris ausgingen, die Welt zu erleuchten. Wir werden später erfahren, wie sehr auch die deutschen Dichter und Schriftsteller von solchen Anschauungen erfüllt waren, wie sehr insbesondere Schiller in seiner jugendlichen Zeit von Rousseau's Genius beherrscht wurde. — Die nächste Folge dieser großen Zeitströmung war, daß in den meisten Staaten Religionsduldung eingeführt wurde, daß man Aberglauben und Vorurtheile zu vertilgen suchte, daß man die Erzeugnisse einer unfreien Zeit und einer unwürdigen Geistesknechtschaft, wie Inquisition und Ketzerverbrennungen, wie Hexenprozesse, Torturen und grausame Hinrichtungen, entehrende Feudalrechte u. A. beseitigte oder milderte, daß Fürsten und Minister kühne Reformen mit dem Bestehenden vornahmen. Eine zweite Folge aber war, daß das französische Volk die Ehrfurcht vor dem Heiligen, die Pietät gegen die Einrichtungen der Väter, die Achtung vor dem Herkömmlichen, vor Gesetz und Verfassung, vor Religion und Kirche verlor und daher später bei der Abstellung verjährter Mißbräuche sich nicht in den Schranken des Rechts, der bürgerlichen Ordnung, vernünftiger Reformen hielt. Ein neuerer Historiker (Bancroft) faßt das Wesen der Aufklärungsweisheit in folgenden scharfen Aussprüchen zusammen: „Aristoteles sagt, das was den Menschen vor andern Geschöpfen auszeichnet, ist die Fähigkeit, etwas Höheres und Besseres anzuerkennen als er selbst ist. Das achtzehnte Jahrhundert weigerte sich aber, sich nach etwas Besserem umzusehen. Der Glaube an die göttliche Vernunft ward eben so lächerlich gemacht, wie die Furcht vor Gespenstern und Kobolden und der Cultus der Menschennatur ward der vorherrschende Götzendienst. Die Kunst ward benutzt, um den Genuß zu befriedigen; die Aufgabe der Sittenlehre war, das Vergnügen zu erhöhen; ganz vergessend, daß die höchste Freiheit darin besteht, daß man durch richtige Vernunft gezwungen wird, das Beste zu wählen, bildeten die Menschen die Sinnlichkeit zu einem System aus, und Befriedigung der sinnlichen Triebe war das Gesetz der Höfe und der Aristocratien. Die herrschende Philosophie verspottete alle Erkenntniß, welche über die Sinne hinausgeht, beschränkte sich auf die untergeordneten Lehren der Erfahrung und verwarf Ideen, welche die Urbilder der Dinge sind, um andern zu huldigen, welche nichts waren als Hirngespinnste. Sie wußte nichts von einer allgemeinen moralischen Weltregierung, sondern verwies Alles an das eigene Ich des Individuums". Aber gegenüber dieser rigorosen puritanischen Auffassung darf nicht vergessen werden, daß auch die Gebote der Humanität, der Menschenliebe, der Gewissensfreiheit zur Geltung kamen, daß die wichtigsten Factoren des modernen Staatslebens in den Aufklärungsideen ihre Wurzeln haben.

Der Sieg der Aufklärung führte auch die Aufhebung des Jesuiten-Ordens

herbei. Eine geistliche Corporation, deren ganzes Streben darauf gerichtet war, die Welt unter die Anschauungen und Gebote der römischen Kirche und ihres Oberhauptes zu bringen, die Aufklärung des Volkes zu hindern und dasselbe in der Unmündigkeit zu erhalten, welche die Bekehrung aller akatholischen Christen zum „alleinbeseligenden" Glauben als Hauptaufgabe auf ihre Fahne schrieb und sich allen Reformen und Neuerungen entgegenstellte, konnte in einer Zeit, da die ganze gebildete Welt nach Aufklärung, Toleranz und Humanität strebte, keine Stätte mehr finden. Die Jesuiten waren dem ganzen Zeitalter zum Gegenstand des Hasses und Aergernisses geworden. Waren schon die Jansenisten gegen ihre schlaffe Moral und ihr Accommodationsprinzip in die Schranken getreten, so stand jetzt ihre Erziehungsweise, ihr Eifer für den Marien- und Heiligencultus, ihr Bestreben, das Volk im Aberglauben, in der Unwissenheit und geistigen Unmündigkeit zu erhalten, eine unfruchtbare Werkheiligkeit über praktische Tugend und Pflichterfüllung zu erheben, mit der ganzen Zeitrichtung im Widerspruch. Wir haben in früheren Blättern (XI, 7 ff.) die Gesellschaft Jesu in ihrer weltgeschichtlichen Stellung und Bedeutung nach allen Seiten ihrer Wirksamkeit kennen gelernt. Diesen Zwecken und Tendenzen blieb sie auch in der Gegenwart treu: als Beichtväter der Fürsten und Vornehmen suchten die Ordensglieder alle Aufklärung und Reform fern zu halten; von ihren Schulanstalten blieben die Errungenschaften der Wissenschaft und der philosophischen Forschung ausgeschlossen; die Forderungen nach Gedankenfreiheit wollten sie durch die veralteten Institute der Ketzergerichte und der Censur niederdrücken. Was aber bei den Zeitgenossen des achtzehnten Jahrhunderts noch ganz besonders den Haß gegen den Orden mehrte, war seine Einmischung in die politischen und commerciellen Angelegenheiten. Gleich den großen Handelsgesellschaften, besonders der britisch-ostindischen Compagnie, bildete er ein selbständiges Gemeinwesen innerhalb der Staaten, einen neuen kirchlich-staatlichen Organismus mit weltlichen und geistlichen Interessen und Zwecken, mit ausgedehntem Handelsverkehr, mit Wechselhäusern und Bankinstituten. Nicht nur daß die Jesuitenväter den Aberglauben des Volkes benutzten, um durch den Verkauf von Reliquien und geweihten Gegenständen die Gesellschaft zu bereichern, sie ließen sich auch auf Seehandel, Waarenvertrieb und Geldspeculationen ein. Diese Einmischung der Ordensglieder in weltliche Geschäfte und ihre offene oder geheime Opposition gegen die Gesetze und Anordnungen der Staatsregierungen führten hauptsächlich ihren Sturz herbei. Als nämlich, wie wir bald erfahren werden, Pombal in Portugal und Aranda in Spanien die Jesuiten-Collegien schließen und die Ordensglieder in den Kirchenstaat bringen ließen, als in Frankreich und bei den übrigen bourbonischen Höfen, ja sogar in Malta ihr Beispiel Nachahmung fand, sah sich endlich Papst Clemens XIV., ein verständiger und gemäßigter Kirchenfürst, „charaktergroß, geistesstark und makellos" bewogen, „im Vertrauen auf die Eingebung und den Beistand des heiligen Geistes" die Ge-

sellschaft Jesu aufzuheben und die Jesuiten-Collegien im Kirchenstaate zu 1773.
schließen. Dies nöthigte auch Maria Theresia, die den Orden lange zu halten, aber dessen Einfluß zu mindern gesucht hatte, in die von dem kirchlichen Oberhaupte beschlossene Aufhebung zu willigen, und auch in Baiern und den übrigen katholischen Ländern Deutschlands vollzog man den päpstlichen Befehl. „Man verjagt uns wie Hunde", sagte der General des Ordens, Pater Ricci, bei der Aufhebung, „aber wir werden wiederkommen wie Adler." Nur Friedrich II. hatte den Stolz, den Orden in Schlesien noch eine Weile zu dulden, und Rußland begünstigte denselben in den polnischen Provinzen unter einem eigenen Generalvicar. „Das Schicksal der Jesuiten wie einst der Tempelherren war nicht unverschuldet, aber wie diese sind sie ohne Urtel und Recht verdammt und viele wohlverdiente Männer mit einem hülflosen Alter belohnt worden." Doch hörte nach der Auflösung des Ordens die Wirksamkeit der einzelnen Glieder nicht auf. Exjesuiten verfolgten das Ziel der Gesellschaft mit ungestörter Beharrlichkeit und widerstrebten so lange dem Zeitgeiste, bald mit mehr bald mit weniger Erfolg, bis dieser sich änderte und die allgemeine Rückkehr zum Alten auch die Wiederbelebung des Ordens gestattete. Um dieselbe Zeit ließ das Pariser Parlament Rousseau's Emil durch Henkershand verbrennen. Die Aufhebung der Gesellschaft Jesu sollte nicht als ein Angriff gegen die katholische Kirchenlehre gedeutet werden. — Als Gegengewicht gegen das Streben und den Einfluß
der ehemaligen Jesuiten stiftete Adam Weishaupt, Professor des kanonischen 1777.
Rechts in Ingolstadt, in Verbindung mit Knigge, von Zwackh u. A. nach Art des Freimaurerordens eine geheime Verbindung, Illuminaten genannt, welche die über den Zwiespalt der Confessionen erhabene Aufklärung des Volks und die Vervollkommnung der Menschen zum Zweck hatte. Sie suchten nach Kräften dem Treiben der Exjesuiten und der Thätigkeit der Mönche und Geistlichen entgegen zu wirken, sahen sich aber bald den Verfolgungen der baierischen und anderer Regierungen ausgesetzt. — Auch unter der katholischen Geistlichkeit erhoben sich damals mächtige Stimmen gegen die Uebergriffe des Papstes in die Rechte der Landeskirchen, für zeitgemäße Reformen in dem Kirchensystem und für die Trennung von Rom durch Gründung einer deutschen Nationalkirche. Von diesen Bestrebungen zeugt vor Allem das lateinische Buch des Weihbischofs Hontheim von Trier, der unter dem Namen Justinus Febronius in der 1763 herausgegebenen Schrift „über den Zustand der Kirche und die gesetzmäßige Gewalt des Papstes" ein dem päpstlich-jesuitischen entgegengesetztes System des Kirchenrechts aufstellte. „Ein dem sterbenden Greise abgepreßter Widerruf konnte die Wirksamkeit seiner Nachweisungen über die Entstehung der päpstlichen Gewalt nicht entkräften." Als Folge dieses merkwürdigen Buchs kann der
Congreß von Ems angesehen werden, wo vier Erzbischöfe (Mainz, Trier, 25. Aug. 1785.
Köln und Salzburg), erbittert über die Machtvergrößerung der päpstlichen Botschafter, namentlich der neuerrichteten Nuntiatur in Baiern, auf Kosten der

deutschen Metropolitanrechte, in der sogenannten Emser Punctation über die Grundlage einer freien Nationalkirche und die Fernhaltung fremder geistlicher Gerichtsbarkeit vom deutschen Boden sich vereinigten. „Die Neigung des Jahrhunderts, die landesherrliche Allgewalt von allen hemmenden Schranken zu befreien, kam jener Reformthätigkeit zu Hülfe. Die Erzbischöfe widerstrebten dem römischen Einflusse, weil sie ihre geistliche Souveränetät ähnlich vom Papste zu emancipiren gedachten, wie die weltliche sich des Kaisers entledigt hatte." Sie erklärten, daß der von dem Pontificat den Bischöfen auferlegte Eid mit der Würde des Reichs im Widerspruch stehe. Aber theils die Weigerung der übrigen Prälaten, welche die ferne römische Gerichtsbarkeit der nahen erzbischöflichen vorzogen, den Beschlüssen beizutreten, theils die Anhänglichkeit des baierischen Fürstenhauses an den päpstlichen Stuhl, von dessen Gunst es stets Vortheile über die Landeskirche zu erlangen gewußt, theils die Uneinigkeit zwischen dem Kaiser und den Reichsständen und endlich die drohenden Bewegungen in Frankreich brachten das Unternehmen um allen Erfolg. Ebenso erging es den Beschlüssen der Synode von Pistoja (1786), wo eine Anzahl toskanischer Prälaten unter der freisinnigen Regierung Leopolds (XII. 879) auf Beschränkung des päpstlichen Kirchenrechts, auf Abschaffung abergläubischer Ceremonien, auf Verbreitung der H. Schrift und auf Einführung der Landessprache bei dem Gottesdienste drang. In diesen Bestrebungen gab sich noch einmal der Geist des Kostnitzer und Baseler Concils kund; der alte Gegensatz der bischöflichen gegen die päpstliche Hierarchie, der das fünfzehnte Jahrhundert so heftig aufgeregt, ward hier von Neuem lebendig. Preußen, das aus der erzbischöflichen Bewegung eine engere Verbindung der geistlichen Fürsten mit Oesterreich fürchtete, suchte den Zwist mit Rom zu vermitteln und erlangte für seine Bemühungen die Ernennung des aufgeklärten Karl Theodor v. Dalberg zum Coadjutor von Mainz.

V. Geschichte der Mathematik und Naturwissenschaften bis zu Anfang des neunzehnten Jahrhunderts*).

Allgemeiner Charakter der Naturforschung.

Nicht allein in dem Felde der schönen Literatur und in dem Bestreben Religion, Staat und Leben philosophisch zu erforschen und zu gestalten, gingen England und Frankreich voran und gaben der übrigen Welt Muster und Vorbilder; auch die Naturwissenschaft erhielt von dort aus Impuls und Richtung, zum Theil von denselben Männern, deren Namen wir schon in dem obigen Abriß auf andern Gebieten kennen gelernt haben. Es war eine reiche regsame Zeit, in welcher die Geister sich gegenseitig anstießen und in Bewegung setzten, eine Zeit, „wo Ein Tritt tausend Fäden regt, Ein Schlag tausend Verbindungen schlägt." Und wie in den religiösen und philosophischen Fragen die Franzosen von dem britischen Inselreiche manche Anregungen und Wissensstoffe

*) Von einem Fachgelehrten.

überkamen, das Entlehnte aber kunstvoll fortbildeten und in ihrer weitverbreiteten Sprache allen Culturvölkern zuführten, so war es auch mit den wissenschaftlichen Erzeugnissen der Fall. Fremdes und Eigenes vereinigend haben sie auf gegebener Basis neue Schöpfungen aufgeführt und die Fesseln der englischen Anschauungen und traditionellen Gedankenkreise abstreifend, freie Reiche der Wissenschaft gegründet, oder doch die Wege und Ziele für weitere Forschungen gezeigt.

Die großartige Umgestaltung, welche die Entdeckungen des siebzehnten Jahrhunderts, die Schöpfungen eines Kepler, Galilei, Newton in den naturwissenschaftlichen und philosophischen Anschauungen hervorbrachten, hat der Forschung die Bahnen vorgezeichnet, die sie in der Folgezeit gehen mußte, und hat der wissenschaftlichen Thätigkeit den Stempel aufgeprägt, der sich am deutlichsten in dem geistigen Leben an der Neige des achtzehnten Jahrhunderts zu erkennen gibt. Durch Newtons große Entdeckungen der allgemeinen Schwere war ein sicherer Boden gewonnen für eine mechanische Erklärung der Naturvorgänge, und durch die Bestrebungen der gleichzeitigen englischen Philosophen, eines Locke, Toland, Hume, wurde das philosophische Denken befreit von den Fesseln der Scholastik und die Forschung aus dem Reich der Speculation auf das eigentliche Gebiet der Naturwissenschaften, auf die Erfahrung und den Ausspruch der Sinne verwiesen. Diese Richtung des Zeitgeistes auf die exacte Forschung war der Entwicklung der Naturwissenschaften in hohem Maße förderlich, zu einer Zeit, in der die Erfahrung noch so wenig ausgebeutet war, und begünstigte auf der andern Seite die Hinneigung zu einer realistischen und materialistischen Weltanschauung auch in Fragen der Philosophie, der Religion und Moral. In England selbst wurde, wie erwähnt, diese materialistische Strömung eingedämmt durch die Schranken des herrschenden religiösen Glaubens, welche auch die kühnsten unter den englischen Forschern niemals gänzlich durchbrochen haben, wie sehr immer ihre Bestrebungen einer realistischen und materialistischen Weltanschauung Vorschub leisteten. Es ist uns bekannt, daß Newton selbst und sein Zeitgenosse Boyle streng festhielten an den kirchlichen Lehren und daß sie die Nothwendigkeit der Annahme eines vernünftigen Weltschöpfers stets betonten. Und dieser Zug blieb bezeichnend für den philosophischen Materialismus in England auch für die Folgezeit. So hat im Jahr 1749 der Arzt David Hartley eine Schrift veröffentlicht, in welcher er versucht, auch die geistigen Thätigkeiten des Menschen auf mechanische Ursachen zurückzuführen, ohne daß dadurch der Verehrung für den weisen Erfinder und Erbauer der Weltmaschine Eintrag geschehe; und eine ganz ähnliche Stellung nimmt der um die Naturwissenschaften hochverdiente Priestley ein, der als Anhänger und Prediger einer Dissenter-Gemeinde den Standpunkt eines ernsten und frommen Vernunftgläubigen mit Wärme und Aufopferung vertheidigte und seine Angriffe ebenso wie gegen die orthodoxe Geistlichkeit auch gegen die gleichzeitigen Bestrebungen des französischen Materialismus richtete, ungeachtet er selbst in seinen wissenschaftlichen Ueberzeugungen

einer mechanischen Auffassung der Naturgesetze sich zuneigte. Die heftigsten Angriffe hatte er deshalb von Seiten der Orthodoxen und Conservativen zu erdulden, die sich sogar bis zu einem gegen ihn gerichteten Pöbelaufstand steigerten. In diesem verlor er seine Habe und sah sich veranlaßt nach Pennsylvanien auszuwandern, woselbst er im Jahr 1804 starb.

Ein hiervon durchaus verschiedenes Angesicht trugen die verwandten und gleichzeitigen, theilweise von England angeregten Bestrebungen auf dem Continent. Während die englischen Gelehrten stets bemüht waren trotz aller Freiheit der Forschung den herrschenden Anschauungen möglichst schonend entgegenzutreten, wurden in Frankreich, wo bereits das Feuer glimmte, welches unter den Stürmen der Revolution losbrach und Europa in Flammen setzte, aus den wissenschaftlichen Forschungen die wirksamsten Waffen geschmiedet, die bestehenden Zustände und überlieferten Anschauungen zu bekämpfen und zu vernichten, und die Stimmführer in dem großen geistigen Kampf waren zugleich die hervorragendsten Förderer der Wissenschaft. So kam es auch, daß während die politische und sociale Ordnung der gänzlichen Auflösung entgegentrieb, der Keim der Wissenschaft nicht erstickt wurde, sondern gerade unter den wildesten Stürmen der Revolution seine edelsten Blüthen entfaltete.

Voltaire als Naturforscher. In Frankreich waren in den ersten Jahrzehnten des achtzehnten Jahrhunderts die philosophischen Anschauungen des Cartesius die allein herrschenden. Descartes hatte den Versuch gemacht, die Bewegung der Weltkörper durch die Annahme von Wirbeln in einer unbekannten Flüssigkeit, in welcher diese Körper schwimmen sollten, mechanisch zu erklären, eine Lehre, welche in keiner Weise die Feuerprobe der mathematischen Analyse bestanden hat, die Newtons Entdeckungen allein zu ihrem glänzenden Siege verhalf; auch zur Erklärung anderer irdischen Erscheinungen hatte Descartes willkürliche und unhaltbare Hypothesen aufgestellt, welche auf einer gezwungenen Atomistik beruhten und mit dem Geist einer gesunden Naturforschung nicht verträglich waren. In der Hauptstadt aber, am Hofe und bei der von Richelieu gegründeten französischen Akademie, welche in wissenschaftlichen Dingen in Frankreich eine unbestrittene Alleinherrschaft übte, hatten diese Lehren allein Geltung, und die Jesuiten, in deren Hand größtentheils die Erziehung der Jugend lag, hatten das Cartesische System zu einer neuen Art von Scholastik ausgebildet, welche einer freien Forschung kaum minder feindlich war als die alte. Diesem verknöcherten Systeme gegenüber ist es ein großes Verdienst Voltaire's, den Lehren Newtons in Frankreich und auf dem Continent überhaupt Anerkennung und Verbreitung verschafft zu haben. Als er bei seinem Aufenthalt in England im Jahre 1727 Zeuge davon war, wie Newtons Sarg durch sechs Grafen und Herzöge feierlich nach der Westminster-Abtei getragen wurde, da machte dies Zeichen der Ehrfurcht, welche die Vornehmen des Landes der Geistesgröße zollten, einen solchen Eindruck auf ihn, daß er von da an eingehend sich mit dem Systeme Newtons beschäftigte und dasselbe seinen Landsleuten gegenüber mit aller Kraft zu vertreten beschloß. Es ist uns bekannt, daß er mit seiner geistreichen und gelehrten Freundin, der Marquise du Châtelet, auf deren Schloß Cirey in der Champagne, in einem Kreise geistvoller Männer eifrig mit mannigfaltigen naturwissenschaftlichen Arbeiten nicht ohne Erfolg sich beschäftigte; namentlich Newtons Principien der Naturphilosophie waren Gegenstand des eingehendsten Studiums; in der ersten Zeit des brieflichen Verkehrs mit Friedrich, damals noch Kronprinz von Preußen, wurden natur-

wissenschaftliche Fragen vielfach erörtert. Diesen Bestrebungen entsprang Voltaire's vielgelesene Schrift „die Elemente der Newton'schen Philosophie", welche den neuen Anschauungen in den weitesten Kreisen Anerkennung und Beifall verschaffte; und so unerhört erschienen damals noch diese Lehren, daß der Druck des Werkes, obschon rein sachlichen Inhalts und frei von jeder religionsfeindlichen Tendenz, in Frankreich verboten wurde und die Freiheit des benachbarten Holland dazu in Anspruch genommen werden mußte. Wenn auch nicht vorausgesetzt werden darf, daß Voltaire in die Tiefen von Newtons mathematischen Speculationen eingedrungen ist, so war er doch wie kein Anderer befähigt, durch den Glanz seines Namens und den Zauber seines Stils den neuen Anschauungen in den weiteren Kreisen der Gebildeten den Sieg zu verschaffen, und dadurch hat er sich ein bleibendes Verdienst um die Naturwissenschaft erworben, wenn auch sein Interesse für dieselbe bald erkaltete und nach dem frühen Tode seiner Freundin vollständig erlosch. Er soll sich ganz von den Naturwissenschaften abgewendet haben, als ihm der Mathematiker Clairaut in feiner Weise den Rath gab, diese Wissenschaft denen zu überlassen, die nicht zugleich große Dichter seien.

Und in der That waren es vorzugsweise tiefere mathematische und mechanische Studien, denen Voltaire nicht gewachsen war, wodurch ein wahrer Fortschritt in den Naturwissenschaften bedingt war. Für die Mechanik, welche von dieser Zeit an die einzig sichere Basis der theoretischen Naturforschung bildete, hatte Galilei die ersten festen Grundlagen gelegt. Aber erst gegen das Ende des achtzehnten Jahrhunderts wurde, vorzugsweise durch die großen französischen Mathematiker, diese Wissenschaft zu einem gewissen Abschluß gebracht, über den auch die spätere Zeit in keinem wesentlichen Punkte hinausgegangen ist. Durch Galilei war eine Wissenschaft der Bewegung geschaffen worden, aber seine Principien waren nur in solchen Fällen anwendbar, in denen man die bewegten Körper ohne merklichen Fehler wie einzelne Punkte betrachten durfte, und da bei den Weltkörpern diese Voraussetzung zutrifft, so waren für Newtons Schöpfungen dieselben ausreichend gewesen. Es blieb in dieser Richtung nur übrig, die neugeschaffenen Hülfsmittel der Mathematik auf die Mechanik anzuwenden, was in systematischer Weise zuerst von Leonhard Euler geschah. Euler, einer der größten Mathematiker und zugleich der fruchtbarste Schriftsteller in dieser Wissenschaft, war im Jahr 1707 in Basel geboren, wurde 1727 an die durch Katharina I. begründete Petersburger Akademie berufen, von wo er (1741) nach Berlin übersiedelte. Dort wurde ihm die Direction der mathematisch-physikalischen Classe der durch Friedrich den Großen reorganisirten Akademie übertragen; im Jahr 1766 kehrte er nach Petersburg zurück, wo er, vollständig erblindet, noch bis zum Jahr 1783 lebte, ohne seine unermüdliche wissenschaftliche Thätigkeit einzuschränken. Wie die Mechanik, so verdankt die Mathematik in allen ihren Theilen Leonhard Euler die systematische Ausbildung ihrer Methoden, eine Reihe unübertroffener Lehrbücher, eine Fülle der fruchtbarsten Gedanken, die noch heute in der Wissenschaft fortwirken.

Mathematik u. Mechanik.

Euler 1707—1783.

Was aber für die Mechanik nach Galilei noch zu leisten blieb, war die Auffindung neuer Hülfsmittel für die Untersuchung der Bewegung ausgedehnter Körper, die in irgend einer Weise mit einander verbunden sind. Hier ist es ein einzelnes Problem, das der Pendelbewegung, welches über ein halbes Jahrhundert die Gelehrten beschäftigte, welches zu mannigfaltigen Controversen Anlaß gab und an dem sich allmählig die Wissenschaft zu allgemeineren Gesichtspunkten erhoben hat. Nachdem bereits Descartes ohne großen Erfolg die ersten Versuche zur Lösung dieser Aufgabe gemacht hatte, war es Huyghens (XII, 401), der den richtigen Weg einschlug. Nach ihm sind besonders die beiden Brüder Jacob und Johann Bernoulli und der Sohn des letzteren, Daniel Bernoulli, der Entwicklung der Mechanik förderlich gewesen.

Huyghens 1629—1695.

Jac. Bernoulli 1654—1705.

Joh. Bernoulli 1667—1748.

Dan. Bernoulli 1700—1782.

Die Bernoulli gehören einer aus den Niederlanden stammenden, seit 1622 in Basel ansässigen und dort sehr angesehenen Familie an, die mit Fug als eine Mathematikerfamilie bezeichnet wird; sie hat in dem Zeitraum von etwa hundert Jahren nicht weniger als acht Männer hervorgebracht, welche sämmtlich in der Geschichte der Mathematik einen ehrenvollen Platz behaupten und von denen die drei Genannten zu den ersten Größen der Wissenschaft gehören. Die beiden älteren, Jacob und Johann, hatten an dem Aufblühen der neueren Mathematik in Folge der großen Schöpfungen von Leibniz und Newton einen hervorragenden thätigen Antheil, und der jüngere, Daniel, der als Professor der Mathematik an der Akademie zu Petersburg, zuletzt in Basel wirkte, hat sich um die Ausbildung der Mechanik und die Anwendung der Mathematik auf verschiedene Gegenstände der Physik bleibende und große Verdienste erworben.

d'Alembert 1717–1783. Der entscheidendste Fortschritt, den die Mechanik um diese Zeit machte, knüpft sich an den Namen d'Alembert, dessen Bedeutung für die Wissenschaft wir schon früher kennen gelernt haben (S. 157). Mit Diderot Herausgeber der berühmten „Encyklopädie", ist d'Alembert unter den französischen Philosophen jener Zeit derjenige, der über die herrschenden grob materialistischen Anschauungen am meisten hinausgegangen war, der eine Richtung vertrat, die, verwandt mit dem skeptischen Standpunkt Humes, der durch Kant begründeten neuen deutschen Philosophie sich näherte. Auch die mathematischen und mechanischen Aufgaben erfaßte d'Alembert mit philosophischem Geist, jedoch auch zugleich mit dem nüchternen, auf das Wirkliche gerichteten Sinn des Naturforschers. Er bearbeitete eine von der Berliner Akademie gestellte Preisfrage, „ob die Wahrheiten der Mechanik nothwendige oder zufällige Wahrheiten seien", eine Frage, die, wenn auch in anderen Ausdrücken gestellt, zu allen Zeiten ein hohes Interesse für den Naturforscher wie für den Philosophen haben muß; auf der andern Seite aber verdankt ihm die Wissenschaft ein Princip, welches zu Galileis Lehren als Ergänzung nothwendig hinzukommen mußte und durch das die Bewegungstheorie in allen Fällen, welche die Natur bietet, dem mathematischen Calcül zugänglich gemacht wird.

Die Grundfragen der Mechanik waren in jener Zeit vielfach Gegenstand philosophischen Nachdenkens, welches auf die Forschungsweise der Mathematiker nicht ohne Einfluß blieb. So hat Hume richtige und zutreffende Wahrnehmungen über die Grundlehren der Mechanik gemacht, und auch Kant hat sich in einigen seiner ersten Arbeiten mit Untersuchungen aus diesem Gebiet beschäftigt. Es war namentlich eine von Leibniz angeregte Frage, die nach dem Maaße der sogenannten lebendigen Kräfte (d. h. der Kräfte, welche eine Bewegung begleiten), die in jener Zeit von Philosophen und Mathematikern vielfach verhandelt und bestritten wurde. Nach den Fortschritten, welche die wissenschaftliche Mechanik durch d'Alembert machte, war eine Fortführung des Streites nicht mehr möglich. Die Frage war nunmehr auch schon beantwortet, sobald sie richtig und präcis gestellt war.

Lagrange 1736–1813. Zu einem Abschluß aber kam die systematische Mechanik durch Lagrange, der in einem für alle Zeiten klassischen Werke die Lehren der gesammten Mechanik nicht blos systematisch zusammenfaßte, sondern auch mit antiker Strenge und Klarheit die einzelnen Sätze schärfer begründete und zugleich allgemeiner faßte. Die geschichtlichen Einleitungen, die er den beiden Theilen des Werkes vorangeschickt hat, legen zugleich Zeugniß ab von dem historischen Sinn und von der klaren und bestimmten philosophischen Anschauung, mit welcher er seiner Aufgabe gegenübertrat. — Joseph Ludwig Lagrange, aus einer in Turin ansässigen französischen Familie, gehörte zu dem Kreise ausgezeichneter Gelehrter, welche Friedrich an seine Akademie nach Berlin gezogen hatte; er bekleidete dort nach Eulers Abgang die Directorstelle der mathematisch-physikalischen Classe, bis er nach Friedrichs Tode nach Paris zurückkehrte, woselbst eine tiefe Schwer-

muth längere Zeit seinen Geist gefangen hielt. Unter mannichfachen Gefahren und Widerwärtigkeiten verlebte er die Schreckenszeit, wurde aber nach wiederhergestellter Ordnung durch die republikanische Regierung und durch Bonaparte mit Auszeichnung behandelt und zu wichtigen Aemtern herangezogen. Wie in der Mechanik, so wirkte er auch in der reinen Mathematik überall klärend und läuternd, und ein großer Theil des gegenwärtig bestehenden mathematischen Lehrgebäudes ist auf ihn zurückzuführen.

Mehr auf der Seite der theoretischen Astronomie und Physik liegen die unsterblichen Verdienste des großen Laplace. In dem umfassenden Werke „die Mechanik des Himmels" hat Laplace, unterstützt durch die neugeschaffenen Hilfsmittel, die Consequenzen der Newton'schen Lehre gezogen, die Einwirkungen der Himmelskörper auf einander ins Einzelne verfolgt und dargestellt und dadurch der Astronomie für alle Zukunft die Wege vorgezeichnet. In dem mehr populär gehaltenen „Weltsystem" hat er versucht, seine Anschauungen über die Himmelskörper und ihre Bewegung einem größeren Leserkreis zugänglich zu machen, und hier hat er auch seine berühmte Hypothese über die Entstehung unserer Planetenwelt aus einem rotirenden Urnebel entwickelt, die bereits vor ihm unser großer Philosoph Immanuel Kant in einer seiner Erstlingsschriften „allgemeine Naturgeschichte und Theorie des Himmels" (1755) ausgesprochen hatte, was indeß ziemlich unbekannt blieb und erst in neuester Zeit wieder in gebührendes Licht gestellt wurde. Laplace ist auch der politischen Thätigkeit nicht fern geblieben und hat unter der Consularregierung selbst kurze Zeit das Ministerium des Innern verwaltet. Zu dieser Thätigkeit bewies er jedoch wenig Befähigung und nicht ohne Grund wird ihm Servilität und schwankende Gesinnung vorgeworfen.

Laplace 1749—1827.

Unter den bedeutenden Persönlichkeiten der Revolutionszeit, zum Theil mitten in dem Strom der Ereignisse stehend, findet sich eine größere Zahl, die im Gebiete der Naturwissenschaften und namentlich in der Mathematik Hervorragendes geleistet haben. Unter diesen ist zunächst der auch als politischer und philosophischer Schriftsteller, als Mitglied des Nationalconvents und Anhänger der Girondistenpartei bekannte Condorcet zu erwähnen. — Sodann gebührt dem Namen Monge eine ehrenvolle Stelle in der Geschichte der Wissenschaft. In der Revolutionszeit Marineminister, später Director sämmtlicher Gewehrfabriken und Geschützgießereien der Republik begründete er unter dem Directorium die Pariser polytechnische Schule, an welcher er selbst die Professur für Mathematik übernahm. In der Folge begleitete er Bonaparte auf seiner ägyptischen Expedition und ward Präsident des ägyptischen Instituts. Obwohl er seiner freiheitlichen Gesinnung stets treu blieb, wurde er von Napoleon auch in der Folge in Anerkennung seiner Verdienste mit Auszeichnung behandelt, während er nach der zweiten Restauration alle seine Aemter verlor und aus der Liste der Mitglieder des Instituts gestrichen wurde. Die Leistungen Monge's auf dem Gebiete der Mathematik und Physik und ihrer Anwendungen besonders auf die Militär- und Ingenieurwissenschaft, sind sehr mannigfaltig; ein bleibendes Verdienst hat er sich namentlich erworben um die Reorganisation der Geometrie, welche ihm die Schöpfung neuer Methoden verdankt. — Auch der große Organisator der Revolutionsarmee, der starre Republikaner Carnot ist hier zu erwähnen, der nicht nur die praktische Kriegs- und Ingenieurwissenschaft vielseitig gefördert, sondern auch die theoretische Mechanik durch die Entdeckung eines fundamentalen Gesetzes bereichert hat. — Unter den französischen Mathematikern jener Periode sind außer den Genannten noch hervorzuheben Legendre, vorzugsweise auf dem Gebiete der reinen Mathematik thätig, ferner der Entdecker der Grundgesetze der elektrischen und magnetischen Wirkungen, Coulomb, der Begründer der mathematischen Theorie der Wärme, Fourier, und endlich der treffliche Historiker der Mathematik Montucla, dessen Werk von dem Astronomen Lalande fortgesetzt wurde.

Condorcet 1743—1794. Monge 1746—1818. Carnot 1753—1823. Legendre 1752—1833. Coulomb 1736—1806. Fourier 1768—1830. Montucla 1725—1799.

Astronomie. Zwei Aufgaben waren durch Newtons Entdeckung des Gravitationsgesetzes der Astronomie gestellt worden, die nur in ihrer gegenseitigen Verbindung die Wissenschaft fördern können, deren Lösung sich die Forschung nur allmählich und Schritt für Schritt nähern kann, ohne sie jemals vollständig zu erreichen, von denen bald die eine, bald die andere vorangeeilt war. Einestheils müssen die Beobachtungen an Schärfe und Sicherheit vervollkommnet werden, so daß die wahre Beschaffenheit der Himmelsvorgänge, so genau als es irgend die mechanischen Hilfsmittel und die Kunst des Beobachters erlauben, erkannt wird, andererseits muß die mathematische Theorie soweit ausgebildet werden, daß sie den Thatsachen so vollständig und genau als dieselben bekannt sind, entspricht. Die Lösung der letzteren Aufgabe wurde ermöglicht durch die schon erwähnten Arbeiten von Euler und besonders von Lagrange und Laplace; aber auch die beobachtende Astronomie ist nicht unthätig geblieben. Schon zu Newtons Zeit wurden die Beobachtungen und die denselben dienenden Instrumente und Methoden durch den trefflichen Flamsteed, den ersten Astronomen der 1675 gegründeten Sternwarte zu Greenwich, außerordentlich verfeinert und verbessert. Ihm folgte an der genannten Sternwarte Edmund Halley, der die astronomischen Beobachtungen auf weiten Reisen über andere Theile der Erde ausdehnte, der Entdecker des nach ihm benannten Kometen, des ersten, dessen Wiederkehr in bekannten regelmäßigen Perioden erfolgt. Einen ungleich höheren Grad von Vollkommenheit erhielten aber die Beobachtungen und Instrumente durch den großen Astronomen Bradley, der den wichtigsten Theil seiner Thätigkeit gleichfalls an der Sternwarte zu Greenwich entfaltete. Sein Nachfolger Maskelyne setzte die Beobachtungen Bradleys mit Fleiß und Sorgfalt fort, ohne wesentlich Neues denselben hinzuzufügen, so daß Bradleys Arbeiten die hauptsächlichste Grundlage der beobachtenden Astronomie blieben. Von großer Bedeutung, besonders für die physische Astronomie waren ferner die ausgedehnten Untersuchungen von F. W. Herschel, der, ein geborener Hannoveraner, im Jahre 1757 als Musiker nach England kam, dort im Jahre 1781 das „Georgium Sidus", den neuen Planeten Uranus entdeckte und zum Privatastronomen des Königs Georg III. ernannt wurde. Unterstützt durch seine in jener Zeit unübertroffenen Fernröhre gelangte Herschel zu einer großen Zahl von Entdeckungen in der Planetenwelt; auf ihn ist der größte Theil der Kenntnisse zurückzuführen, die wir über die Oberflächenbeschaffenheit und die Trabanten der Planeten besitzen. Am Fixsternhimmel untersuchte er die Nebelflecke und bereicherte die Astronomie durch die wichtige Entdeckung der Doppelsterne. — Endlich haben wir noch des trefflichen deutschen Astronomen Tobias Mayer zu gedenken, welcher die erste befriedigende Untersuchung der Mondbewegung lieferte, dessen durch frühen Tod unterbrochene aber durch reiche Erfolge gekrönte Thätigkeit der Göttinger Sternwarte einen kurz dauernden Glanz verlieh.

Flamsteed 1646—1719. Halley 1656—1724. Bradley 1692—1762. Maskelyne 1732—1811. F. W. Herschel 1738—1822. Mayer 1723—1762.

Geographie und Entdeckungsreisen. In Verbindung mit diesen Fortschritten der Himmelskunde steht die im Laufe des achtzehnten Jahrhunderts eingetretene Erweiterung der Kenntniß der Erdoberfläche und ihrer physischen und mathematischen Beschaffenheit. Durch die Entwickelung der astronomischen Hülfsmittel wurde auch die Schifffahrt auf eine wesentlich höhere Stufe gehoben und konnte sich an die Lösung von Aufgaben wagen, welche früheren Zeiten unangreifbar waren. Von den seefahrenden Nationen wurden keine Opfer gescheut zur Förderung der wissenschaftlichen Grundlagen der Schifffahrt und große Expeditionen wurden ausgerüstet zu geographischen, astronomischen und nautischen Forschungen. Von unerschrockenen Seefahrern, die ihrem Forschertrieb häufig zum Opfer fielen, wurden die Meere der nördlichen und südlichen Polarregionen, die Inseln der Südsee, die neuentdeckten Continente Amerika und Australien nach allen Seiten hin, soweit menschliche Kühnheit und Ausdauer vorzudringen vermochte, durchforscht, die Vertheilung von Land

und Wasser festgestellt, dabei auch auf die physikalischen Verhältnisse, auf die Verbreitung der Thier- und Pflanzenwelt, auf Sitten und Körperbau der Völkerstämme Rücksicht genommen.

Wir haben hier zunächst der wichtigen russischen Expeditionen zu gedenken, welche durch Peter den Großen zur Erforschung der endlosen sibirischen Länderstriche und des äußersten Nordostens des asiatischen Continents, da wo er sich den nordwestlichen Küsten des neuen Continents nähert, ausgeschickt worden waren. Diese Expeditionen, welche sich fast über ein Viertel des Jahrhunderts erstreckten, wurden geleitet durch den ausgezeichneten Seemann Vitus **Bering**, einen geborenen Dänen, der im Jahre 1741 mit einem großen Theil seiner Begleiter den Gefahren einer nordischen Reise erlegen ist. Die wissenschaftlichen Theilnehmer an diesen Forschungen waren großentheils Deutsche, darunter der Historiker G. F. Müller, der Tübinger Professor der Naturwissenschaften J. G. Gmelin und ein jüngerer Gehülfe G. W. Steller aus Franken, ein thatkräftiger und entschlossener Mann von regem Forschertrieb beseelt, und einer der Wenigen, welche die gefahrvolle Expedition bis zu Ende durchmachten. Aber auch er hat die Heimath nicht wieder gesehen. Er starb auf der Rückreise, kurz ehe er die Grenze Europas erreicht hatte. Ihm verdankt man den einzigen ausführlichen Bericht über die merkwürdige Expedition und an den naturwissenschaftlichen Forschungen derselben war er in hervorragendem Maße betheiligt. — Eine spätere naturwissenschaftliche Durchforschung Sibiriens wurde in den Jahren 1768—1774 gleichfalls von einem deutschen Gelehrten, dem Berliner Simon **Pallas** ausgeführt und hatte besonders für Botanik und Zoologie wichtige Ergebnisse. Namentlich auf die geographische Verbreitung der Thier- und Pflanzenwelt und den dadurch bedingten verschiedenen Charakter der einzelnen Ländergebiete hatte Pallas sein Augenmerk gerichtet.

Bering 1680—1741.

Weitaus am ergiebigsten für die Förderung geographischer Kenntnisse waren die berühmten Reisen des englischen Kapitäns James **Cook**. Die erste dieser Reisen (1768—1771) wurde zunächst angetreten, um auf der neu entdeckten Insel Taiti den Vorübergang der Venus vor der Sonnenscheibe zu beobachten, ein seltenes Ereigniß, welches das beste Mittel bietet, um die Entfernung der Sonne von der Erde zu bestimmen. Zu diesem Zweck begleitete der Astronom Green die Expedition, welcher außerdem noch J. Banks und der Schwede Solander als Naturforscher folgten. Reich war die Ausbeute dieser Reise, welche besonders über die Natur der damals noch wenig bekannten Inselwelt der Südsee wichtige Aufschlüsse brachte. Die zweite Reise hatte vorzugsweise die Erforschung des südlichen Polarmeeres zum Zwecke. Auf dieser waren die Begleiter des großen Seefahrers die beiden Forster, Johann Reinhold und Johann Georg; der letztere, noch fast ein Knabe, legte hier den Grund zu seinen begeisterten Schilderungen, mit denen er den Sinn für die Schönheiten der Natur zu wecken wußte, die auch in Alexander von Humboldt zuerst die Sehnsucht nach den Wundern der Tropenwelt angefacht haben. — Auf seiner dritten Reise, welche der Erforschung der nördlichen Polargegenden galt, fiel Cook auf den Sandwichinseln unter den Händen der Eingeborenen, deren Rache er durch Verletzung eines Heiligthums herausgefordert hatte.

Cook 1728—1779.

1779.

Von großem Interesse für die Wissenschaft waren ferner die von Frankreich aus zu wiederholten Malen unternommenen Gradmessungsexpeditionen. Schon gegen Ende des vorangegangenen Jahrhunderts hatten Pendelbeobachtungen an verschiedenen Orten der Erde zu der Annahme geführt, daß unser Planet nicht die Gestalt einer vollkommenen Kugel habe, sondern in der Nähe des Aequators aufgetrieben sei, was auch bereits Newton aus theoretischen Gründen vorhergesagt hatte. Eine sichere Entscheidung über diese Frage konnte nur die Vergleichung der Länge der Grade eines Meridianbogens in der Nähe des Aequators und in einer möglichst nördlichen Gegend bringen, und so wurden

Gradmessungen.

im Jahr 1736 von Frankreich aus zwei Expeditionen abgesandt, die von den ausgezeichnetsten Gelehrten jener Zeit begleitet waren. Die erste derselben mit Maupertuis, Clairaut, Camus, Lemonnier, welchen sich der Schwede Celsius anschloß, nahm ihren Weg nach Lappland, von wo sie bereits im folgenden Jahre die sichergestellte Thatsache von der Abplattung der Erde nach Frankreich mitbrachte. Die zweite Expedition, deren Ziel Peru war, hatte zu Theilnehmern Bouguer, la Condamine und ein älteres Mitglied der Botanikerfamilie Jussieu. Dieses Unternehmen hatte mit größeren Schwierigkeiten zu kämpfen als das erstere und die Theilnehmer an demselben haben meist eine längere Reihe von Jahren in Amerika zugebracht, so daß durch ihre Thätigkeit die Kenntniß des südamerikanischen Continents nach den verschiedensten Seiten hin bereichert wurde.

Seit dieser Zeit wurde den geodätischen Messungen eine unausgesetzte Beachtung zugewandt, wobei es sich einerseits um wissenschaftliche Fragen der Geographie und Astronomie handelte, andererseits aber auch um das praktische Bedürfniß, dem Seefahrer auf seinen Reisen möglichst sichere und zugleich möglichst bequeme Mittel zur geographischen Ortsbestimmung in die Hand zu geben. So sandte die Pariser Academie
Lalande 1732—1807. Lacaille 1713—1762.
im Jahre 1751 die beiden Astronomen Lalande und Lacaille, den ersteren nach Berlin, den zweiten nach der Capstadt behufs einer genauen Ermittelung der Entfernung des Mondes, deren Kenntniß für die Bestimmung geographischer Längen von der größten Wichtigkeit ist.

Zu ähnlichen Zwecken, besonders auch zur Controlirung des Ganges der Schiffsuhren wurde im Jahr 1771 unter Leitung des berühmten Physikers Borda eine große Fahrt unternommen, welche die Westküste Afrikas, die Antillen, Neufoundland, Island berührte und werthvolle astronomische und geographische Resultate nach Hause zurückbrachte.

Von diesen Unternehmungen sei endlich noch die große Gradmessung erwähnt, welche die republikanische Regierung im Jahr 1792 über einen durch ganz Frankreich gehenden Meridianbogen ausführen ließ zum Zwecke der Begründung des neuen metrischen Maß- und Gewichtsystems, dessen Durchführung einer wissenschaftlichen Commission übertragen war, an welcher die bedeutendsten Gelehrten, Laplace, Lagrange, Borda, Monge, Condorcet theilnahmen.

Auch Napoleons ägyptische Expedition war für die Naturwissenschaften von großer Bedeutung. Es befanden sich dabei im Gefolge des Feldherrn nicht nur eine Anzahl Akademiker, welche die Expedition zu wissenschaftlichen Zwecken begleiteten, sondern auch unter den Offizieren und Aerzten der Armee war eine große Zahl hervorragender Gelehrter, so daß sich in Cairo eine wissenschaftliche Gesellschaft bildete, das ägyptische Institut, welches das Land in geographischer, astronomischer, naturwissenschaftlicher und geschichtlicher Beziehung durchforschte. Dieser Gesellschaft gehörten u. A. an: Monge und Fourier, der Astronom Nouet, der Chemiker Bertholet, der Zoologe Geoffroy Saint Hilaire, der Geognost Dolomieu.

Humboldts amerikanische Reise. Alexander Humboldt. 1769—1859.
Um die Wende des Jahrhunderts (1799—1804) führten Alexander von Humboldt und Aimé Bonpland ihre berühmten Reisen in dem tropischen Amerika aus, welche für die Physik der Erde eine neue Epoche begründeten. Hier war es, wo Humboldt das reiche Material sammelte, welches er später in so glänzender Weise verwerthete, hier nahm er mit empfänglicher Seele die Eindrücke auf, die ihn noch in spätem Alter zu den hinreißenden Naturschilderungen begeisterten. Humboldt hatte von vorn herein ein höheres Ziel im Auge als die meisten Reisenden vor ihm. Ausgerüstet mit einem sicheren umfassenden Blick auf das Große und Ganze, mit einer vollkommenen Herrschaft über das wissenschaftliche Material seiner Zeit, trachtete er stets danach,

ein Gesammtbild von der Natur der Erdoberfläche zu gewinnen, die Beobachtungen, die er im Einzelnen mit Fleiß und Sorgfalt angestellt hatte, zur Vergleichung verschiedener Landstriche zu verwerthen und so die physikalische Geographie nach allen Richtungen hin auszubilden. Er hat nicht nur eine große Zahl von Ortsbestimmungen ausgeführt, sondern auch durch die barometrische Höhenmessung ein Bild von der vertikalen Gliederung der durchreisten Länder zu gewinnen gesucht. Er war der erste, welcher der Vertheilung der Wärme auf der Erdoberfläche Beachtung zuwandte und in ausgedehnterem Maße Beobachtungen sammelte über den Erdmagnetismus. Er hat die Vertheilung der Gewächse in horizontaler und vertikaler Richtung untersucht und wurde dadurch zum Schöpfer der Pflanzengeographie. Auch statistische Thatsachen hat er gesammelt und zur Ermittelung wichtiger Gesetze des Handels und Verkehrs verwerthet.

Nicht in entlegenen Welttheilen und fremden Himmelsstrichen, aber in den damals noch weniger als jetzt wegsamen und wissenschaftlich fast unbekannten Hochgebirgen der Schweiz stellte in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts Horace Benedict de **Saussure** seine Forschungsreisen an. Saussure entstammte einer wohlhabenden und angesehenen Familie in Genf, welches in damaliger Zeit ein Glanzpunkt wissenschaftlichen Lebens und Strebens war, und alljährlich richtete er seine Wanderungen in die Berge seines schönen Heimathlandes, welche er nach allen Richtungen hin wissenschaftlich durchforschte. Insbesondere war er der erste, welcher die geologischen Verhältnisse der Alpen, ihre Zusammensetzung und ihren Bau ins Auge faßte. Saussure 1740—1799.

Aber die **Geologie** als Wissenschaft war in jener Zeit noch in ihren Kinderjahren. Wenn man von vereinzelten Vorläufern absieht, unter denen auch hier Leibniz einer der hervorragendsten ist, herrschten noch bis ins achtzehnte Jahrhundert hinein die seltsamsten Vorstellungen über die Zusammensetzung und Bildungsweise der Gesteine, über die Bedeutung der Erdschichten und besonders über die Natur der Versteinerungen. Aus den Kreisen der praktischen Bergleute, die durch ihren Beruf fortwährend auf die Betrachtung des Baues der Gebirge hingewiesen waren, ging ein neues Leben in der Geologie hervor. So erklärte bereits um die Mitte des Jahrhunderts der deutsche Bergmann Johann Gottlob Lehmann die Reihenfolge der aufeinander lagernden Schichten für einen Beweis ihres verschiedenen Alters und erkannte in denselben die Urkunden für die Geschichte der Erdbildung. Von nachhaltigerem Einfluß auf die Neugestaltung der Geologie aber war die Thätigkeit von Abraham Gottlob **Werner**, der gleichfalls aus den Berufskreisen der Berg- und Hüttenleute hervorgegangen war und während des größten Theils seines Lebens als Lehrer an der Bergakademie zu Freiberg wirkte. Werner hat zuerst der geologischen Forschung sichere Methoden gegeben und bestimmte Aufgaben gestellt. Er hat zuerst auf die Alterszusammengehörigkeit verwandter Schichten in verschiedenen Gegenden hingewiesen und er erkannte auch bereits, daß die in den Gesteinen eingeschlossenen Versteinerungen ein sicheres Kennzeichen für die verschiedenen Altersstufen bildeten, wenn ihm auch zu einer vollständigen und durchgreifenden Ausbildung dieses Gedankens noch das nöthige Material fehlte. Nach Werners Ansicht ist das allein in großem Maßstab wirkende Agens bei der Bildung der Erdoberfläche das Wasser, während er einer erhöhten Temperatur, wie sie sich bei den vulkanischen Erscheinungen zeigt, nur eine untergeordnete und lokale Bedeutung zuschreibt (Neptunismus). Da die eigenen Beobachtungen Werners nicht über die Grenzen seines Vaterlandes hinausreichten, so waren ihm keine entscheidenden Thatsachen bekannt, die seiner Ansicht entgegenstanden. So groß daher auch Werners Einfluß auf seine zahlreichen Schüler gewesen ist, welchen er den Geist strenger Forschung und scharfer Beobachtung der Natur einflößte, so waren es doch gerade mehrere seiner bedeutendsten Schüler, die, durch ausgedehnte Erfahrung unterrichtet, eine der seinigen

Geologie. Werner 1750—1817.

entgegengesetzte Lehre ausbildeten, indem sie dem Feuer, der ursprünglichen inneren Erdwärme gewaltige Wirkungen in der Bildung der jetzigen Gestalt der Erdoberfläche zuschrieben, von denen sich die letzten Spuren noch in den Ausbrüchen der Vulkane erhalten haben (Plutonismus). Auch hier ist Alexander von Humboldt der erste gewesen, dessen vergleichender Blick auf die geographische Vertheilung der Vulkane gelenkt wurde, der die merkwürdige Anordnung derselben in Reihen erkannte und daraus den kühnen Schluß zog, daß sich dieselben über lang sich hinziehenden Spalten erheben, welche von unten her in die Erdrinde gerissen sind. Auch der große Geologe Leopold von Buch, gleichfalls Werners Schüler, hat sich später der plutonistischen Richtung zugewandt.

Werners Einfluß und Ruhm reichte weit über die Grenzen Deutschlands hinaus und in den verschiedensten Ländern Europas hatte er persönliche Schüler. Aber so sehr auch seine wissenschaftliche Methode Anerkennung fand, so erweckten auf der andern Seite seine theoretischen Ansichten vielfachen Widerspruch. In Frankreich hatte Dolomieu eine der Wernerschen entgegengesetzte Ansicht über die Bildung der Erde ausgesprochen, und ihm schloß sich sein Landsmann d'Aubuisson de Voisins an, den Werners Ruhm als Schüler der Bergakademie nach Freiberg gezogen hatte, der aber gleichwohl angesichts der in seiner Heimath gemachten Wahrnehmungen Werners Lehren nicht mehr aufrecht erhalten konnte.

Dolomieu 1750–1801. d'Aubuisson de Voisins 1769–1841.

In England, wo gleichfalls die geognostischen Verhältnisse des Landes auf alte Wirkungen feuerflüssiger Massen hinwiesen, waren es hauptsächlich Charles Hutton und James Hall, welche, letzterer besonders auf merkwürdige Experimente über die Schmelzung der Gesteine gestützt, der neptunistischen Richtung entgegentraten, und einer Lehre, die den Wirkungen einer erhöhten Temperatur gebührend Rechnung trägt, Eingang verschafften.

Hutton 1726–1797. Hall 1761–1832.

Meteorologie.

Die Verbesserung der physikalischen Meßinstrumente hatte die Mittel geschaffen, den physikalischen Verhältnissen der Atmosphäre genauere Beobachtung zu schenken, woraus die Meteorologie oder Witterungskunde erwuchs. Das wichtigste Instrument für solche Beobachtungen ist das Thermometer, welches am Anfang des achtzehnten Jahrhunderts zuerst eine brauchbare Gestalt erhielt. Zwar hatte man bereits früher, namentlich seit 1657 in Florenz Vorrichtungen, durch welche eine Aenderung in der Temperatur angezeigt wurde, aber zu eigentlichen Messungen oder Vergleichungen waren diese nicht geeignet. Der Danziger Gelehrte Fahrenheit führte zuerst den Gebrauch des Quecksilbers statt des Weingeistes bei den Thermometern ein und gab denselben eine feste Scala. Aber erst 1730 wurden durch den französischen Physiker Réaumur, welcher auch um andere Zweige der Physik und namentlich um die Zoologie große Verdienste hat, Thermometer eingeführt, deren Angaben unter einander vergleichbar waren; der Gebrauch der Scala, die er ihnen gab, ist noch jetzt sehr verbreitet, wenn sie auch später, namentlich in Frankreich, durch die hunderttheilige Scala des Schweden Celsius verdrängt wurde.

Fahrenheit 1686–1736. Réaumur 1683–1757.

Meteorologische Beobachtungen wurden im vorigen Jahrhundert zwar an verschiedenen Orten, namentlich in Paris, angestellt, jedoch nicht nach richtigen wissenschaftlichen, und noch weniger nach übereinstimmenden Principien, bis im Jahr 1780 der Kurfürst Karl Theodor die Mannheimer Akademie für Meteorologie gründete, der sich bald aus ganz Europa ausgezeichnete Männer als Mitglieder beigesellten und nach bestimmten Vorschriften und mit übereinstimmenden Instrumenten ihre Beobachtungen anstellten, die das erste und lange Zeit das einzige sichere und brauchbare Material für eine wissenschaftliche Vergleichung der Witterungsverhältnisse verschiedener

Gegenden lieferten. Bis zum Jahr 1792 reichen die Beobachtungen dieser Gesellschaft, als unter dem Einfluß der politischen Stürme ihre Thätigkeit erlosch.

Es ist hier noch der Entdeckung der Luftelectricität durch den berühmten Benjamin Franklin zu gedenken, dessen Name auch in der Geschichte der Physik stets mit Achtung genannt werden wird. Die electrischen Erscheinungen waren seit dem Beginn des Jahrhunderts Gegenstand vielfacher Forschungen der Physiker und wohl auch schon früher war der electrische Funke mit dem Blitz verglichen worden. Franklin aber, dem die Electricitätslehre manchen wichtigen Fortschritt verdankt, war der erste, welcher durch wirkliche Aufsammlung der atmosphärischen Electricität die electrische Natur der Gewitter nachwies. Geleitet durch sein ungewöhnliches praktisches Talent, sann er in Folge dieser Entdeckung auf Mittel, um die verderblichen Wirkungen des Blitzstrahls abzuwehren, und wurde so zum Erfinder des Blitzableiters.

„Eripuit coelo fulmen sceptrumque tyrannis",
„Raubte dem Himmel den Blitz, entwand den Stab den Tyrannen",

mit diesen Worten begrüßte d'Alembert den Befreier seines Vaterlands und den Mann der Wissenschaft bei seiner Aufnahme in die Pariser Akademie.

Eine Erfindung, welche anfangs große Hoffnungen erregte, die jedoch die Folgezeit großentheils unerfüllt gelassen hat, ist die des Luftballons durch die Brüder Montgolfier (1783). Die ersten von diesen construirten Luftballons erhielten ihre Steigkraft durch erwärmte Luft, wodurch die Unterhaltung eines Feuers während der Fahrt nöthig wurde. Mit besserem Erfolg wandte bald darauf der französische Physiker Charles das Wasserstoffgas zur Füllung der Ballons an, ein Versuch, der bereits vor ihm, allerdings nur in kleinem Maßstab in England von Cavallo und in Deutschland von dem als geistvoller Schriftsteller und gelehrter Physiker gleich berühmten Lichtenberg angestellt worden war.

Ein Ereigniß, welches in der Geschichte der Physik epochemachend ist, fällt in den Ausgang des achtzehnten Jahrhunderts, die Entdeckung des Galvanismus. Eine vereinzelte hierher gehörige Erscheinung, die Erregung einer Geschmacksempfindung auf der Zunge durch die Berührung zweier Metalle, war schon um die Mitte des Jahrhunderts von dem in Berlin lebenden schweizer Naturforscher Sulzer wahrgenommen worden, jedoch ohne daß daraus weitere Schlüsse gezogen oder eine richtige Deutung der Erscheinung versucht worden wäre. Ungleich folgenreicher für die Wissenschaft sind die in den beiden letzten Decennien des Jahrhunderts gemachten Beobachtungen Galvani's, Professor der Medicin in Bologna, geworden, der die Zuckungen von in gewisser Weise präparirten Froschmuskeln unter dem Einfluß von Electricität und bei der Berührung mit Metallen zuerst wahrnahm, und die letztere Erscheinung alsbald gleichfalls als eine electrische erkannte. Mit rastlosem Eifer durchforschte Galvani nach allen Seiten hin das Gebiet dieser Erscheinungen, in dem er eine Fülle bis dahin unbekannter Thatsachen ans Licht brachte, und wenn er auch theoretisch noch befangen war in gewissen, damals verbreiteten Vorstellungen über thierische Electricität, die häufig Veranlassung waren, daß der wahre Sachverhalt verkannt wurde, so wird doch dem redlichen Streben und dem gewissenhaften Eifer für die Erkenntniß der Wahrheit die Nachwelt die höchste Anerkennung nicht versagen können. Die Entdeckungen Galvani's machten in der wissenschaftlichen Welt das größte Aufsehen; überall wurden die Versuche wiederholt und ihre Erklärung versucht, und bald waren die Physiker der Zeit in zwei entgegengesetzte Heerlager geschieden; denn inzwischen hatte sich der Frage ein Mann bemächtigt, der an Forschergabe, an Scharfblick und wissenschaftlicher Befähigung Galvani weit überragte: Alessandro Volta aus Como. Volta hatte mit dem Scharfblick eines echten Physikers in den neuen Erscheinungen das Wesentliche vom Unwesentlichen zu trennen

Galvanismus.

Galvani 1737—1798.

Volta 1745—1827.

verstanden, und war besonders gegen Galvani's Vorstellungsweise aufgetreten, der als den einzigen Quell der neuentdeckten electrischen Erscheinungen den thierischen Organismus selbst betrachtete und die kühnsten Hoffnungen für die Erklärung der Lebensvorgänge und selbst für die Heilung von Krankheiten auf seine Entdeckung baute. Volta dagegen erkannte in der Berührung zweier Metalle eine Electricitätsquelle und wurde so zum Entdecker der electrischen Ströme, welche in der Folge nicht nur die physikalische Wissenschaft, sondern auch das öffentliche Leben so gewaltig umgestalteten. Wenn auch die Folgezeit die thierische Electricität wieder in ihre Rechte eingesetzt hat, wozu namentlich die Versuche Alexander von Humboldts „über die gereizte Muskel- und Nervenfaser" den Anstoß gegeben haben, so geschah dies doch in anderem Sinne als es Galvani gedacht hatte, und für den damaligen Standpunkt der Kenntnisse muß die Anschauung Volta's als die richtigere, den fundamentaleren Theil der Erscheinungen treffende bezeichnet werden. Unter Volta's Händen machte denn auch die Kenntniß der electrischen Ströme rasche Fortschritte, und als im Jahre 1800 Carlisle und Nicholson in England die Wasserzersetzung durch den galvanischen Strom entdeckt hatten, eine Erscheinung die bereits 1809 der Arzt Sömmering in Frankfurt a/M. zu den ersten Versuchen in der electrischen Telegraphie benutzte, eröffnete sich ein weiter Blick in die mannigfachen Wirkungen der strömenden Electricität, deren fernere Durchforschung unserem Jahrhundert vorbehalten blieb.

Optik. Auch in der Optik bereitete sich gegen Ende des achtzehnten Jahrhunderts ein Umschwung vor. Newton hatte die Lehre von den Lichterscheinungen durch seine Annahme eines besonderen Lichtstoffes in ein festes System gebracht, welches von den zu seiner Zeit bekannten Thatsachen hinlänglich Rechenschaft gab, und obschon ungefähr gleichzeitig Huyghens eine andere Theorie aufstellte, die auf der Annahme von Lichtschwingungen fußte, so war doch Newtons Theorie im vorigen Jahrhundert die allein herrschende. Unter den hervorragenden Physikern war es allein Euler, welcher sich der Huyghens'schen Auffassung zuneigte.

Göthes Farbenlehre. Aus einer anderen Quelle fließen die bekannten heftigen und gereizten Angriffe, welche Goethe gegen Newtons Farbenlehre richtete. Goethes dichterischer Natur waren die zergliedernden Methoden, deren sich die Physik zur Erreichung ihrer Ziele bedienen muß, im Innersten zuwider. Wie ein Kunstwerk, so gestaltete sich ihm auch die Natur zu einem lebensvollen Ganzen, welches sich nicht zerpflücken läßt, ohne zerstört zu werden; und so wollte er auch die Gesetze der Natur aus ihrem Ganzen heraus, durch die Kraft der lebendigen Anschauung begreifen. Er hielt an dem Glauben fest, daß die Natur ihre Geheimnisse dem empfänglichen Gemüth von selbst offenbare, und verschmähte die Hülfsmittel künstlicher Experimente, welche in seinen Augen die Natur verfälschten. Daß eine solche Anschauung in der Physik nicht Boden gewinnen konnte, und daß daher auch Goethes Farbenlehre ohne nachhaltigen Einfluß auf die theoretische Optik bleiben mußte, ergiebt sich aus dem Wesen dieser Wissenschaft, deren eigentliche Aufgabe in der Zergliederung der Sinneswahrnehmungen besteht. Wir werden weiterhin sehen, daß in einem andern Theil der Naturwissenschaft, in der Morphologie, Goethe durch die gestaltende Kraft seiner Phantasie, durch die echt künstlerische Gabe der lebendigen Anschauung zum großen Entdecker wurde.

Aber in anderer Weise erwiesen sich die Grundlagen der Newton'schen Farbenlehre der wachsenden Kenntniß der Thatsachen gegenüber als unzulänglich. Zu diesen Thatsachen gehören die von Malus theils entdeckten, theils genauer untersuchten Erscheinungen der Polarisation und Doppelbrechung, und vor Allen die durch Young im Jahr 1801 entdeckte Interferenz der Lichtstrahlen. Thomas Young, der erste, welcher sichere Anhaltspunkte für die Entzifferung der ägyptischen Hieroglyphenschrift fand,

Malus 1775–1812.

Young 1773–1829.

gehört auch zu den scharfsinnigsten Physikern. Seine Untersuchungen über die Lichtempfindungen des Auges sind noch jetzt die Grundlagen für die Anschauungen der Physiologie über diesen Gegenstand, und durch seine Entdeckung der Interferenz hat er die sicherste Stütze für die Undulationstheorie des Lichtes geschaffen, welche er und später Fresnel zu einem hohen Grad von Vollendung brachten. Des Letztgenannten Arbeiten fallen aber außerhalb des hier zu betrachtenden Zeitraumes.

Verhältnißmäßig spät hat sich die Chemie aus den Fesseln freigemacht, welche ihr die Träumereien der Alchemisten einerseits, die rein praktischen Gesichtspunkte der Aerzte andererseits auferlegt hatten. Noch zu Anfang des vorigen Jahrhunderts herrschten über die Zusammensetzung der Körper und ihre Grundbestandtheile die unklarsten Vorstellungen. Nur langsam hat sich die Chemie über die scholastische Lehre erhoben, nach welcher alle Körper aus einer sehr kleinen Anzahl Elemente, auch Principien genannt, bestehen sollten, die von den Meisten nicht als wirklich darstellbare concrete Stoffe gedacht wurden, sondern als Träger gewisser allgemeiner Eigenschaften, wenn auch andererseits häufig die ebenso benannten wirklich bekannten Stoffe damit verwechselt wurden, wie z. B. Quecksilber bald das bekannte flüssige Metall bedeutete, bald als Repräsentant alles Metallischen überhaupt angesehen und in diesem Sinne als Bestandtheil aller Metalle aufgefaßt wurde. Wenn aber demgemäß vielfach, namentlich in Frankreich, die Meinung herrscht, erst seit Lavoisier bestehe die Chemie als Wissenschaft, so hat dem gegenüber Kopp in der „Geschichte der Chemie" mit Recht geltend gemacht, daß schon R. Boyle, der Zeitgenosse Newtons mit klarem Bewußtsein sich losgesagt hat von dem Treiben der Alchemisten und den Geist echter Naturforschung auch in die Chemie verpflanzt hat. Er hat mit Bestimmtheit ausgesprochen, daß die Chemie als Naturwissenschaft um ihrer selbst willen nicht ihres Nutzens für die Heilkunde oder anderer Zwecke halber betrieben werden müsse, und dieser Mahnung sind die hervorragendsten Chemiker des vorigen Jahrhunderts gefolgt, obschon die meisten von ihnen dem ärztlichen Stand angehörten und zum Theil auch in der Medicin reformatorisch gewirkt haben, wie Stahl, F. Hoffmann, Boerhaave.

Chemie.

Hoffmann 1660—1742.

Boerhaave 1668—1738.

Es waren vorzugsweise die Erscheinungen der Verbrennung und die dadurch hervorgerufenen Veränderungen der Stoffe, welche die Forschung der Chemiker herausforderten, und an denen sich die Wissenschaft heranbildete, und hier war es die Lehre des deutschen Arztes und Chemikers G. E. Stahl, die sogenannte Phlogistontheorie, welche sich einer großen Verbreitung und allgemeinen Anerkennung erfreute. Danach sollte in allen brennbaren Stoffen, besonders in den Metallen, ein besonderer „Feuerstoff", das Phlogiston, enthalten sein, welcher durch sein Entweichen die Erscheinung des Verbrennens bedingt. Die Aufstellung dieser Lehre, welcher auch Lavoisier im Anfang seiner wissenschaftlichen Thätigkeit noch zugethan war, die er aber später heftig zu bekämpfen hatte, bezeichnet für ihre Zeit einen bedeutenden Fortschritt in der Wissenschaft, da sie die erste war, welche eine große Zahl der bekannten Thatsachen unter einem einheitlichen Gesichtspunkt zusammenfaßte und von mannigfachen chemischen Vorgängen genügend Rechenschaft zu geben im Stande war. Auch sind unter ihrer Herrschaft und theilweise unter ihrer Leitung bedeutende neue Entdeckungen gemacht worden. Freilich, über die eine Thatsache, daß die Körper beim Verbrennen an Gewicht zunehmen, konnte die Phlogistontheorie keinen Aufschluß geben, wenn man nicht, wie Manche thaten, sich zu dem Schritt entschließen wollte, der Feuermaterie ein negatives Gewicht beizulegen. Als man daher im vorigen Jahrhundert anfing, auf die quantitativen Verhältnisse in der Chemie strenger Rücksicht zu nehmen, mußte sich die Phlogistontheorie mehr und mehr als unzulänglich erweisen. Diese Berücksichtigung der Gewichtsverhältnisse war es auch, welche zu immer neuen Einsichten nicht nur in Bekanntes, sondern auch zur Auf-

Stahl 1660—1734.

Black 1728—1799. findung bedeutsamer neuerer Thatsachen führte. So hat der Schotte J. Black, gestützt auf wägende Beobachtungen zuerst die sogenannte fixe Luft (Kohlensäure) als eine besondere von der atmosphärischen verschiedene Luftart erkannt und ihre Eigenschaften untersucht; dadurch hat er zugleich die Erkenntniß zur Geltung gebracht, daß es außer der gemeinen Luft noch andere gasförmige Körper gebe, und seitdem knüpfen sich gerade an die Entdeckung neue Gase die wichtigsten Fortschritte der Chemie. Am folgenreichsten sind in dieser Richtung die Arbeiten der beiden englischen Chemiker, des schon erwähnten

Priestley 1733—1804. Cavendish 1731—1810. Priestley und H. Cavendish's geworden. Der erstere hat in unermüdlicher Thätigkeit eine größere Zahl neuer Gasarten entdeckt und als eigenthümliche unterscheiden gelehrt, so namentlich das Sauerstoffgas (1774). Mit reicheren physikalischen und mathematischen Kenntnissen ausgerüstet hat Cavendish auch die physikalischen Eigenschaften der Gase in den Kreis seiner Untersuchungen gezogen. Er war der erste, welcher von der Zusammensetzung der Atmosphäre und von der Bedeutung, die ihre Bestandtheile für die Unterhaltung der Verbrennungs- und Athmungsprocesse haben, richtige Vorstellungen hegte, er zeigte, wie aus der von ihm (1766) entdeckten brennbaren Luft (Wasserstoff) und aus Sauerstoff durch Verbrennung Wasser entstehe. Aber beide Forscher waren noch strenge Anhänger der Phlogistontheorie, welche in diesem Theil der Chemie am wenigsten geeignet ist, den wahren Sachverhalt aufzudecken, deren Sturz gerade durch ihre Entdeckungen am meisten beschleunigt wurde.

Scheele 1742—1786. In ähnlichem Geiste waren um dieselbe Zeit thätig K. W. Scheele, geboren zu Stralsund, später an verschiedenen Orten Schwedens lebend, der kurze Zeit nach Priestley (1775) und von diesem gänzlich unabhängig das Sauerstoffgas und die Zusammen-

Bergmann 1735—1784. setzung der atmosphärischen Luft entdeckte; und T. O. Bergmann, Professor der Chemie und Pharmacie in Upsala, der sich besonders um die Verbesserung der Methoden chemischer Untersuchungen Verdienste erworben hat.

Eine neue Epoche für die Entwickelung der Chemie aber beginnt mit dem Auftreten

Lavoisier 1743—1794. von Lavoisier und dem siegreichen Vordringen seiner Lehre. Lavoisier war einer der ausgezeichnetsten naturwissenschaftlichen Forscher Frankreichs. Ausgerüstet mit einer reichen Fülle von Kenntnissen aus den verschiedensten Gebieten der Naturwissenschaft, der Botanik, Mineralogie, Astronomie, Physik, Mathematik trat er den chemischen Fragen gegenüber und wurde so zum Reformator dieser Wissenschaft. Durch eine richtige Würdigung der neubekannten Thatsachen, durch sorgfältige Untersuchungen mit Maß und Wage, war er zur Ueberzeugung von der Unzulänglichkeit und Unhaltbarkeit der Phlogistontheorie gelangt, und hat von da an diese Lehre bekämpft bis zu ihrem völligen Sturz. Durch seine Untersuchungen über die Verbrennung, über die Zusammensetzung des Wassers, über die Athmung u. a. hat er unwiderleglich nachgewiesen, daß der Vorgang der Verbrennung nicht auf dem Entweichen eines unbekannten Stoffes, sondern auf der Verbindung mit Sauerstoff beruht, und hat so den Grund gelegt zu den seitdem in der Chemie herrschenden Vorstellungen, die mit allen Thatsachen in bestem Einklang stehen, wonach aus einer bestimmten Anzahl einfacher Grundstoffe, solcher, deren Zerlegung noch nicht gelungen ist, alle uns bekannten Substanzen zusammengesetzt sind. Die Anzahl dieser Grundstoffe ist viel beträchtlicher als die der alten Elemente, ihr Begriff aber ist ein naturwissenschaftlicher, kein metaphysischer, ein vollständig erfahrungsmäßiger, frei von jeder aus metaphysischen Voraussetzungen stammenden Unbestimmtheit. „Versteht man unter Elementen die einfachen und untheilbaren Moleküle, so ist es wahrscheinlich, daß wir dieselben nicht kennen; versteht man darunter die letzten Bestandtheile, welche die Analyse ergiebt, so sind alle für uns unzersetzbaren Substanzen auch Elemente, nicht daß dieselben als wirklich einfache Körper zu betrachten wären, sondern weil sie uns, so lange bis ihre Zerlegung glückt, als solche erscheinen".

so lautet die Lehre von Lavoisier. — Der Forscher starb als ein Opfer der Schreckenszeit unter der Guillotine, weil er, als ein ehemaliger Generalpächter der Steuern den Männern des Wohlfahrtsausschusses verdächtig war, obwohl ihn in seinem privaten und öffentlichen Leben kein Vorwurf trifft.

Eine weitere Entdeckung von fundamentaler Bedeutung für die chemischen Anschauungen war die Auffindung des Gesetzes der festen Proportionen bei chemischen Verbindungen, d. h. die Erkenntniß der Thatsache, daß die chemischen Verbindungen immer in bestimmten sehr einfachen Zahlenverhältnissen vor sich gehen. Der erste, welcher gegen Ende des Jahrhunderts auf diese Thatsache aufmerksam gemacht hat, ist der deutsche Chemiker Richter. Er hat den Gewichtsverhältnissen chemischer Verbindungen besondere Sorgfalt gewidmet, und wandte mit Vorliebe mathematische Betrachtungen auf Chemie an, indessen fanden seine an sich so wichtigen Entdeckungen wenig Beachtung und Anerkennung. Erst als der englische Chemiker Dalton, dem auch die Physik wichtige Untersuchungen, besonders bezüglich der Eigenschaften von Gasen und Dämpfen verdankt, dieselbe Wahrnehmung wiederholte, gelangte sie zu der ihr gebührenden Bedeutung in der Wissenschaft. Dalton hat, gestützt auf diese neue Thatsache, der Atomlehre, die, aus dem Alterthum überliefert, in allen naturphilosophischen Betrachtungen eine wichtige Rolle gespielt, seit Newtons Zeit aber eine wesentliche Umgestaltung erfahren hatte, eine neue Form und Bedeutung gegeben, welche im Stande war, die Verhältnisse, wie sie in der Chemie zu Tage treten, in überraschend einfacher Weise zu erklären. Diese Dalton'sche Atomlehre blieb fortan die Grundlage für die theoretischen Anschauungen der Chemiker.

Richter 1762—1807.

Dalton 1766—1844.

Die wissenschaftliche Erkenntniß der belebten Wesen und ihrer Lebensthätigkeit, Zoologie, Botanik, Physiologie hatten im vorigen Jahrhundert einen großen Reichthum an Material gewonnen. Einerseits hatte die Verbindung mit fernen Ländern und die eifrig gepflegte Durchforschung der Heimath eine große Zahl neuer Thier- und Pflanzenformen kennen gelehrt andererseits führte die im vorangegangenen Jahrhundert begonnene immer mehr sich verbreitende Ausbildung anatomischer und physiologischer Untersuchungen, unterstützt durch die mehr und mehr vervollkommneten Mikroskope, zu tieferen Einblicken in den inneren Bau und die Lebensfunctionen der Thiere und Pflanzen. Gegen Ende des siebzehnten Jahrhunderts war das Mikroskop in den Händen eines Malpighi, Leeuwenhoek, Swammerdam aus einem Spielzeug der Vornehmen zu einem wissenschaftlichen Werkzeug geworden, und vor den zahlreichen und wichtigen Entdeckungen, welche mit seiner Hülfe gemacht worden waren, schwand das Vorurtheil, daß nur das Große und Augenfällige in der Natur der Beachtung würdig sei. Zunächst aber machte sich das Bedürfniß fühlbar nach einer Ordnung des stets anwachsenden Materials, nach Systemen, die möglichst allseitig und übereinstimmend angenommen würden, nach einer Sprache, welche den Naturforschern aller Länder gleichmäßig verständlich war. So entstanden die umfassenden zoologischen und botanischen Systeme, in welchen das Streben nach einer Zusammenstellung der Formen nach innerer Verwandtschaft mehr und mehr in den Vordergrund trat, und Eintheilungen nach rein äußerlichen Merkmalen, wie sie in der ersten Hälfte des Jahrhunderts der Königsberger Zoologe J. F. Klein versuchte, welcher grundsätzlich jede anatomische Untersuchung als der Zoologie fremd von sich wies, mußten den sogenannten natürlichen Systemen weichen.

Zoologie. Botanik. Physiologie.

Malpighi 1628—1694.

Leeuwenhoek 1632—1723.

Swammerdam 1637—1680.

Klein 1685—1759.

Unter den großen Systematikern dieser Epoche tritt uns zunächst der Name Linné entgegen, welcher sowohl der Botanik als der Zoologie die zum Theil noch heute geltenden Formen gegeben hat. Karl von Linné oder Linnaeus, wie er sich vor seiner Erhebung in den Adelstand nannte, war der Sohn eines unbemittelten Land-

Linné 1707—1778.

geistlichen, der aus einer weitverzweigten schwedischen Bauernfamilie stammte. Unter mancherlei Schwierigkeiten und Hemmnissen hatte sich Linné zum großen Botaniker und Zoologen herangebildet. Mit seltener Begabung für Naturbeobachtungen hatte er namentlich sein Heimathland Schweden vielseitig durchforscht und kennen gelernt, und hat sich auf Reisen nach Holland und Frankreich mit dem wissenschaftlichen Leben dieser Länder bekannt gemacht. Vom Jahr 1741 an wirkte Linné unermüdlich thätig und unter stets wachsender Anerkennung seiner Bedeutung als Professor der Naturgeschichte zu Upsala. Linné war der erste, welcher in den beschreibenden Naturwissenschaften eine feste, keiner Zweideutigkeit unterworfenen Namengebung eingeführt hat, ein Fortschritt, dessen Bedeutung nicht zu unterschätzen ist. Er hat zuerst den Begriff der Art genau begrenzt und auf die Nothwendigkeit bestimmter Definitionen und kurzer treffender Beschreibungen hingewiesen, wodurch wieder die exakte Beobachtung gefördert wurde. Besonders aber war er auf Ausbildung der Systematik bedacht, wobei er nicht bloß den Zweck einer schnellen Orientirung in der Masse der Einzelheiten, sondern auch den höheren Gesichtspunkt des Nachweises der inneren Verwandtschaft der verschiedenen Arten im Auge hatte. Vorzugsweise aber durch ihre hohe formelle Vollendung haben sich die Systeme Linnés eine Verbreitung und Anerkennung errungen wie keine anderen vor oder nach ihm.

Buffon 1707—1788. Eine von Linné durchaus verschiedene Natur ist der berühmte Buffon, den wir schon oben in seiner Stellung zu den Materialisten seiner Zeit kennen gelernt haben. George Louis Leclerc, später in den Grafenstand erhoben und nach einer seiner Besitzungen de Buffon genannt, ist in demselben Jahre wie Linné geboren, aber einer reichen und vornehmen Familie Frankreichs angehörig, unter ganz andern Verhältnissen aufgewachsen, und hat demnach seine Begabung in einer durchaus verschiedenen Richtung entwickelt. Anfänglich mathematischen Studien zugewandt, begann er erst, nachdem er zum Intendanten des Pariser Pflanzengartens ernannt war, die Naturgeschichte als seine eigentliche Lebensaufgabe zu betrachten. Buffon gehörte den feingebildeten geistreichen Kreisen der französischen Hauptstadt an, welche den Hof Ludwigs XV. verherrlichten, und zählt seines glänzenden Stiles wegen zu den classischen Schriftstellern jener Epoche. Durch seine hinreißenden und begeisterten Schilderungen warb er in den gebildeten und vornehmen Kreisen der bis dahin gering geachteten Naturgeschichte zahlreiche Verehrer und Freunde. Buffon war nicht der sorgfältige und eifrige Forscher und Beobachter wie Linné; gegen die Systematik, die er gleichwohl nicht entbehren konnte, bezeugte er unumwunden seine Abneigung. Bei seinen Darstellungen stützte er sich auf die Berichte von Reisenden und die Beobachtungen Anderer (namentlich seines Mitarbeiters Daubenton), die ihm reichlich zu Gebote standen, die er aber häufig ohne genaue Prüfung hinnahm. Sein Streben ging dahin, von der Gesammtnatur ein anschauliches, durch Einzelschilderungen reich belebtes Bild zu geben, die einzelnen Thatsachen in ihrer Bedeutung für das Ganze zu erfassen und ins Licht zu stellen. Kühne, oft gewagte Hypothesen hat er aufgestellt über die Entstehung der belebten Welt, über die Epochen der Schöpfung, über das Leben der Thiere und Pflanzen; aber durch diese in begeisterter Sprache vorgetragenen, von seinem weitumfassenden Blick und philosophischen Geist geleiteten Hypothesen hat er den Anstoß gegeben zu einer über das Einzelne sich erhebenden Vergleichung und Zusammenfassung der wissenschaftlichen Resultate. Auch darin hat Buffon ein unleugbares Verdienst, daß er, unterstützt durch den negirenden Geist seiner Zeit und seiner Umgebung, die Naturforschung befreite von dogmatischen Vorurtheilen und sie auf ihre eigenen Wege wies. Die mosaische Schöpfungsgeschichte wurde von da an nicht mehr als naturwissenschaftliche Quelle betrachtet.

Mehr im Geiste Linnés und für die Botanik von nicht geringerer Bedeutung als dessen Systeme sind die Arbeiten der Jussieu, einer Familie, welche der Botanik eine Reihe trefflicher Gelehrten gegeben hat, darunter die bedeutendsten Bernhard und sein Neffe Antoine Laurent de Jussieu, deren Arbeiten großentheils gemeinschaftlich entstanden, so daß die Trennnng der Verdienste jedes Einzelnen nicht mehr möglich ist. Das Streben Beider ging dahin, die Eintheilung der Pflanzen nach ihrer natürlichen Verwandtschaft durchzuführen, und ihre Leistungen in dieser Richtung sind für alle folgenden sogenannten natürlichen Pflanzensysteme die Grundlage geblieben. Der ältere von Beiden hat zuerst als Aufseher des Gartens von Trianon seine Ideen verwirklicht, indem er die Pflanzen jenes Gartens nach ihrer natürlichen Zusammengehörigkeit anordnete. Der Jüngere, der als Director des Pflanzengartens in Paris Buffons Nachfolger war, hat in einem umfassenden Werke das natürliche Pflanzensystem ausgebildet und bekannt gemacht und so der systematischen Botanik ihre festen, noch heute geltenden Grundlagen gegeben.

B. de Jussieu 1699—1776.
A. L. de Jussieu 1748—1836.

Neben der systematisirenden Thätigkeit verfolgt aber die Wissenschaft von den belebten Wesen noch andere Ziele. Die Systeme sind nur Mittel zum Zweck; die Wissenschaft selbst hat höhere Aufgaben als die Zusammenstellung und Ordnung einzelner Thatsachen; die Erforschung der Lebensthätigkeit, die Vergleichung der verschiedenen Formen, die Aufsuchung des Gemeinsamen und des Verschiedenen und die Ableitung allgemeiner Naturgesetze aus den Erscheinungen, das sind die Aufgaben der Physiologie und vergleichenden Anatomie. Die merkwürdigen Beobachtungen, welche gegen die Mitte des Jahrhunderts der Genfer Naturforscher Abraham Trembley über die Reproduction der Polypen machte, hatten einen wesentlichen Einfluß auf die Anschauungen der materialistischen Philosophen jener Zeit, namentlich auf Lamettrie, waren aber auch für die Naturforschung von fundamentaler Bedeutung. In ähnlichem Sinne war ein anderer, wenig jüngerer Genfer, Charles Bonnet, thätig. — Vor Allen bestimmend für die Richtung der Physiologie jener Zeit war der uns bereits als Dichter bekannte Albrecht von Haller, ein geborener Berner, dessen wissenschaftliche Wirksamkeit aber zum größten Theil der Universität Göttingen angehört, auf welcher er die Naturwissenschaften zu einer hohen Blüthe brachte. Haller gilt als der Begründer der experimentellen Physiologie, und der Einfluß auf seine Zeitgenossen war ein sehr bedeutender. Seine Lehren über die Entwicklungsgeschichte des thierischen Keimes waren lange Zeit die herrschenden, wenn auch spätere Untersuchungen, namentlich die von L. Spallanzani und C. F. Wolf, dieselben in wesentlichen Punkten umgestaltet und berichtigt haben. Auf dem Gebiete der vergleichenden Anatomie und Physiologie sind aus jener Periode noch hervorzuheben die Arbeiten des Engländers J. Hunter und des Franzosen Felix Vicq d'Azyr, endlich J. F. Blumenbach's, des Begründers der Naturgeschichte der Menschenracen.

Trembley 1710—1784.
Bonnet 1720—1793.
Haller 1708—1777.
Spallanzani 1729—1799.
Wolf 1733—1794.
Hunter 1728—1793.
Vicq d'Azyr 1748—1794.
Blumenbach 1752—1840.

Gegen Ende des Jahrhunderts beginnt in den beschreibenden Naturwissenschaften ein neues Element Boden zu gewinnen, welches allerdings erst im gegenwärtigen Jahrhundert seine Ausbildung erhielt, die Morphologie, d. h. die genaue Berücksichtigung der Formen, ihres Zusammenhangs, ihrer Abhängigkeit von einander und von den äußeren Lebensbedingungen nicht nur der Individuen, sondern auch der einzelnen Organe. Der Begriff der Thier- und Pflanzenart begann schwankend zu werden und die Frage nach der Möglichkeit einer Veränderung der Arten wurde schon damals discutirt, aber allerdings bis auf Darwin von der überwiegenden Zahl der Forscher mit Cuvier verneinend beantwortet; allein es fehlte auch nicht an Gelehrten, welche diese Möglichkeit entschieden behaupteten, so namentlich Lamarck und Etienne Geoffroy Saint-Hilair.

Lamarck 1744—1829.
Geoffroy Saint Hilair 1772—1844.

Göthes morphologische Arbeiten. Die Blüthezeit der morphologischen Forschungen, mit welcher der Name Cuviers eng verflochten ist, liegt außerhalb der Grenzen des Zeitraums, der uns hier beschäftigt. Dagegen ist hier der Ort, den Namen Goethes als Naturforscher in seine Rechte einzusetzen. In der Geschichte der Morphologie wird der große Dichter stets einen ehrenvollen Platz behaupten; und hier ist auch in der That das Feld, wo die lebendige Anschauung und die ästhetischen Gesichtspunkte des Dichters, der Formensinn des Künstlers zu wissenschaftlichen Entdeckungen führen konnten. Zwei große allgemeine Gedanken über die Gestalten der lebenden Wesen sind es, welche Goethe als der erste in die Wissenschaft eingeführt hat, die sich in der Folge allgemeine Anerkennung erwarben und sich als sehr fruchtbar erwiesen, und die noch in jüngster Zeit durch Darwins Lehre eine neue Bedeutung gewonnen haben, zwei Gedanken, die obschon ursprünglich mehr einem künstlerisch ästhetischen Bedürfniß als einer objectiven Beobachtung entsprungen von Goethe während vieler Jahre durch sorgfältige Naturbeobachtung geprüft und bestätigt gefunden wurden. Der erste dieser Gedanken ist der, daß die große Menge der Thier- und Pflanzengestalten aufgebaut sei nach einem gemeinsamen Grundplan, daß alle Formen Abänderungen seien eines Urtypus, ein Gedanke, der ihn zu der bekannten anatomischen Entdeckung des Zwischenkiefers beim Menschen führte. Der zweite Gedanke, der in meisterhafter Weise in der „Metamorphose der Pflanzen" durchgeführt und durch schöne Beobachtungen belegt ist, spricht ein ähnliches Gesetz aus für die einzelnen Organe eines Pflanzen- oder Thierindividuums, wonach auch diese einzelnen Theile Abänderungen einer Grundform sind, bedingt durch die verschiedenen, denselben zukommenden Lebensfunctionen.

Schön spricht Goethe die ihn leitende Idee in dem Distichon aus:

„Alle Gestalten sind ähnlich und keine gleichet der andern.
Und so deutet das Chor auf ein geheimes Gesetz."

II. Die Entstehung der nordamerikanischen Union und die europäischen Westmächte.

Geschichtsliteratur: Bei der wachsenden Menge monographischer Schriften über die wichtigen Ereignisse, die den Inhalt des folgenden Abschnitts bilden, können nur die bedeutenderen und die neuesten der dahin einschlagenden und benutzten Geschichtswerke angeführt werden: Dahin gehören außer den schon mehrfach erwähnten Werken von Schlosser, Lord Mahon u. A. — 1) Ueber die Regierungszeit Georgs III. in England selbst: die Werke von Aikin (Annals of the reign of K. G. III. Lond. 1820. 2 voll.). — Hughes (hist. of E. from the accession of G. III. Lond. 1836. 7 voll.). — Massey (h. of E. during the reign of G. III. Lond. 1861—63. 4 voll.) — Brougham (hist. sketch of statesmen in the time of G. III. Lond. 1839 u. 1855. Auch D.). — Iohn Adolphus (hist. of E. from the acc. of K. G. III. to the peace of 1783. Lond. 1802. 3 voll. — Die „Juniusbriefe" (Engl. in Bohn's stand. libr. Lond. 1865. Deutsch von Arn. Ruge, Mannh. 1847) und über dieselben die Monogr. von Dr. Fr. Brockhaus Leipz. 1876. — May, constit. hist., übers. v. O. G. Oppenheim, die Verfassungsg. E. seit der Thronb. G. III. — Fischel, die Verf. Englds. Berl. 1862. — 2) Ueber Nordamerika: Außer dem älteren Werke von Ramsay (hist. of the Am. revolut. Lond. 1791. 2 voll.), das große Werk von Bancroft (h. of the Unit States New-Y. 1834—64. 9 voll. D. v. Kretschmar. Leipz. 1845 ff.). — K. F. Neumann, Gesch. der Ver.-St. v. Am. Berl.

1863—66 3 voll. — Laboulay, hist. pol. des États-Unis Par. 1855—66. 3 voll. Deutsch, Heidelb. 1868—70. — Fr. Kapp, der Soldatenhandel der d. Fürsten nach Am. Berl. 1864. — 3) Ueber das englische Reich in Ostindien: Die Werke von James Mill (the hist. of Brit.-Ind. Lond. 1820. 6 voll.), von Thom. Keightley (hist. of Ind., übers. v. Seybt in: Bülau's moderne Geschichtschr. Leipz. 1857. 3 voll.). — K. Fr. Neumann, Gesch. des Engl. Reiches in Asien. Leipz. 1857. 2 Bde. — Die Lebensbeschr. Warren Hastings von Gleigh und Lord Clives von Malcolm und von Macaulay.

1. Die britischen Colonien Nordamerikas bis zum Pariser Frieden.

a. Gründung der englischen Colonien.

Nach dem Hubertsburger Frieden wurde Europa über zwei Jahrzehnte von Krieg und Waffengetöse nur wenig beunruhigt; die Ideen der Aufklärung und die geistigen und wissenschaftlichen Interessen konnten daher um so fester Wurzel schlagen und sich ausbreiten. Wir haben im letzen Abschnitt erfahren, welche Eroberungen der Zeitgeist in allen Zweigen des öffentlichen Lebens, auf dem kirchlichen, politischen, volkswirthschaftlichen Gebiete gemacht hat; und auch die schweren Kämpfe, die sich im Westen und Osten abspielten, hatten ihren Ursprung und Zusammenhang in den großen Zeitfragen, die in der Literatur und Wissenschaft die Geister beschäftigten, in der schmerzvollen Krisis, welche mit jedem Uebergang von alten zu neuen Ordnungen verbunden ist. Die Reformen und Umgestaltungen, welche in den drei Jahrzehnten, die der großen französischen Revolution vorausgingen, zur Erscheinung drängten, können eben so wohl als Ursachen wie als Wirkungen des Genius der Zeit angesehen werden, der im Gefühle seiner Jugendkraft mit kühnem Fluge emporzusteigen sich anschickte. Die Impulse waren gegenseitig, die Errungenschaften gemeinsam. Waren die Ideen die treibenden Kräfte, so wurde die Wissenschaft und Theorie durch die Praxis und Erfahrung bereichert und berichtigt. Denken und Leben stand in Wechselwirkung; der Geist suchte die Materie mit seinem Odem zu durchdringen, nach seinen Gesetzen und Formen zu gestalten. Nirgends tritt die Wechselbeziehung zwischen dem Reiche der Ideen und dem geschichtlichen Leben klarer zu Tage, als in dem großen Völkerkampfe, der die Unabhängigkeit der englisch-amerikanischen Colonien zur Folge hatte, wo die Rousseau'sche Idee von angeborenen Menschenrechten, von Freiheit und Natur mit der Wirklichkeit, mit historischen Factoren und überlieferten Zuständen in harten Conflikt gerieth. Der Virginier Thomas Jefferson, der Apostel der amerikanischen Freiheit erklärte: Politik und Religion leiden am Aberglauben der Vergangenheit; das Licht der Vernunft muß die Menschheit von diesen historischen Fesseln befreien. Und in der von Jefferson verfaßten Unabhängigkeitserklärung werden die Prinzipien der Aufklärungsphilosophie als Fundamentalrechte des Menschengeschlechts an die Spitze gestellt: „Wir erkennen folgende Grundsätze als durch sich selbst erwiesen an: daß alle Menschen gleich

Wechselbeziehung zwischen Wissenschaft und Leben.

geboren, daß sie mit unveräußerlichen Rechten von dem Schöpfer versehen sind, und daß zu diesen Rechten gehört das Recht auf Leben, Freiheit und Streben nach Glückseligkeit; daß alle Regierungen von der Zustimmung der Regierten abhängen sollen, und daß, wenn irgendwie die Regierung diese obigen unveräußerlichen Rechte verletzt, das Recht der Revolution geheiligt ist.“ Wir wissen, daß Locke in seinem Verfassungsentwurf für Süd-Carolina (S. 117) Trennung von Kirche und Staat forderte. Dieser Grundsatz wurde einer der Fundamentalartikel der Vereinigten Staaten. Glaube und Religion sollte frei und dem Gewissen jedes Einzelnen anheimgegeben sein. Die Bildung religiöser Gemeinschaften durch das freiwillige Zusammentreten von Glaubensverwandten, das „Voluntary Principle“ wurde im Sinne des Zeitgeistes unter die Grundgesetze aufgenommen und der Begriff einer Staatskirche ferngehalten.

„Die amerikanische Revolution“, bemerkt Bancroft, „war ihrem Charakter nach äußerst radikal, und doch ward sie mit so wohlwollender Ruhe zu Stande gebracht, daß selbst der Conservatismus in seinem Tadel vorsichtig und zurückhaltend war. Ein Bürgerkrieg bewaffnete Menschen von derselben Abstammung und doch zu keinem anderen Zwecke, als zur Förderung der Prinzipien ewigen Friedens und allgemeiner Verbrüderung. Eine neue plebejische Demokratie nahm Platz neben den stolzesten Staaten. Die Religion ward von den Banden bürgerlicher Institutionen befreit. Der Gedanke erlangte freie Aeußerung durch Wort und Schrift. Der Gewerbfleiß hatte fortan die Aufgabe, nur der Richtung seines eigenen Genius zu folgen. Das System commercieller Beschränkungen zwischen den einzelnen Staaten ward verworfen und zertrümmert und das Weltmeer jedem friedlichen Kiele freigegeben. Das Völkerrecht ward nach den Forderungen der Humanität gemildert und ein neues humaneres und gerechteres Gesetz über die Schiffahrt durch gegenseitige Uebereinkunft zu Stande gebracht und in Kraft gesetzt. Der Sklavenhandel wurde gebrandmarkt und eingeschränkt. Die Heimath der Sprache Bacon's und Milton's, Chatham's und Washington's ward so erweitert, daß unter jedem Himmelsstriche und fast unter jedem Breitengrade die Lippen des Kindes die englische Sprache als ihre Muttersprache stammeln. Die Gleichheit aller Menschen ward erklärt, die persönliche Freiheit in ihrer vollständigen Individualität verbürgt und gemeinschaftliche Uebereinstimmung als der einzig richtige Ursprung von Grundgesetzen anerkannt, so daß das Volk in dreizehn getrennten Staaten mit einem ungeheuren Gebiet, um deren noch mehr zu schaffen, ein jedes für sich seine eigenen politischen Institutionen schuf. Neben dem Princip der Freiheit des Individuums und der Freiheit der einzelnen Staaten ward das erhabenste Werk der menschlichen Intelligenz in einer Föderativunion zu Stande gebracht. Und diese Union beseitigte im Voraus jeden Beweggrund ihres Untergangs, indem sie jeder folgenden Generation das Recht sicherte, ihre Constitution je nach der wachsenden Intelligenz des lebenden Volkes zu verbessern.“

Englische Ansiedelungen. Virginien 1585. Seit den Tagen, da Sir Walter Raleigh, „der geistige Ahnherr der Vereinigten Staaten Amerika's“ unter Elisabeth die erste Niederlassung am James-Fluß gegründet und das Land nach der jungfräulichen Königin „Virginia“ genannt hatte (XI, 565. XII, 95. 103), bis auf die Zeit, da der Quäker William Penn im Stromgebiet des Delaware die Stadt Philadelphia als Asyl der Freiheit und der Bruderliebe für die „Freunde“ anlegte (XII, 530 f.) waren in Nordamerika viele Ansiedelungen aufgeblüht. Nach dem Grundsatz der Zeit, daß alle neuentdeckten Länder demjenigen Herrscher gehörten, der den Entdecker

ausgesendet und in dessen Namen Besitz ergriffen worden, sprachen die englischen Könige auf Grund der Entdeckungsfahrten Giovanni Cabots und seiner Söhne (IX, 570 f.) das Eigenthumsrecht von Nordamerika an. Demnach wurden Ansiedelungen nur dann als rechtsbeständig angesehen, wenn sie durch einen königlichen Freibrief oder eine Verleihungsurkunde sanctionirt waren. Ein solcher Freibrief galt als heiliges Fundamentalgesetz, als Magna charta der Colonie. Schon unter Jacob I. hatten die beiden Handelsgesellschaften den Spuren Raleigh's folgend weitere Niederlassungen in Virginien gegründet und Freibriefe von großer Tragweite erhalten, die dann den übrigen Colonien als Muster dienten. Noch häufiger wurden die Auswanderungen unter seinem Sohn Karl I. Während der Religions- und Bürgerkriege suchten gar manche britische Unterthanen aller Stände jenseit des Meeres eine Freistätte gegen Verfolgung, zugleich in der Hoffnung Schätze und Reichthümer zu gewinnen. So erwarb Sir George Calvert, in der Folge zum Lord Baltimore erhoben, von Karl I. einen Freibrief für das Gebiet, das sich im Norden von Virginien hinzieht. Er nannte das Land nach der Königin Henriette Maria „Maryland" und legte einige Meilen westlich von der Chesa- Maryland 1632.
peake-Bay die neue Hauptstadt an, die noch jetzt seinen Namen Baltimore trägt (1632). Wie Virginien blieb auch Maryland den Traditionen des Mutterlandes treu, bewahrte ein aristokratisches und hochkirchliches Gepräge und hielt in den Tagen der bürgerlichen Kriege zu dem König. Aber während vom Boden Virginiens alle Separatisten ausgetrieben wurden, fand in Maryland der Grundsatz der Gewissensfreiheit Geltung. Zwölf Jahre früher (1620) war ein kleines Häuflein Puritaner, „Pilger" genannt, der Rest einer „armen verfolgten Heerde Christi", die einst mit ihrem Prediger John Robinson vor der hochkirchlichen Tyrannei eine Zufluchtsstätte in Holland gesucht, auf dem Schiffe „Maiblume" am Cap Cod, der rauhen und unwirthlichen Küste von Massachusetts gelandet, Massachusetts 1620.
einer Gegend, welche Capitain John Smith, ein Abenteurer und Romanheld auf seiner Rückfahrt aus Virginien zuerst befahren und mit dem Namen „Neu-England" belegt hatte. Sie hatten keinen königlichen Schutz- und Verleihungsbrief erlangen können, da der Stuart die starrsinnigen Männer haßte, die Gott in Einfalt ihres Herzens ohne Bischöfe und Hierarchie dienen wollten. Erst im Laufe der Jahre wurden ihnen ähnliche weitreichende Privilegien und autonomische Rechte verliehen wie den Virginiern. Kam ja doch die Ausbreitung und das Gedeihen der Colonien der Macht und dem Handels- und Industrieleben des Mutterlandes zu statten! Das Land wurde Anfangs gemeindeweise bewirthschaftet und die Ernte getheilt. Bald kam man jedoch zu der Einsicht, daß eigener Besitz den Einzelnen mehr zu Fleiß und haushälterischer Ordnung ansporne, und ging zu dem System von Privateigenthum über. Wir kennen aus früheren Darstellungen die Drangsale, denen die unerfahrenen Europäer bei den ersten Ansiedlungen in der neuen Welt ausgesetzt waren; aber Alles steht zurück hinter den Gefahren und Anstrengungen, mit denen die kleine Schaar der Pilger, die

Brewster, Standish, Bradford, Carver, Winslow und Genossen nach ihrer Landung in dem rauhen waldbedeckten Küstenlande zu kämpfen hatten, gepeinigt von Hunger und Kälte, bedroht von den feindlich gesinnten Wilden! Aber die Noth war die Mutter der Kraft und der männlichen Tugend. Sie bauten die Stadt Plymouth, sie lichteten die Wälder und verwandelten den Boden in Ackerfeld, sie schlossen Friedens- und Kaufverträge mit den Häuptlingen der umwohnenden Stämme, sie ordneten ihr Gemeinwesen nach dem Vorbilde des Mutterlandes und stellten es unter die Obhut der „Pilgerväter". Bald folgten die zurückgebliebenen Glaubensgenossen aus Holland, unter ihnen die Familie des mittlerweile verstorbenen Predigers Robinson. Aus England selbst setzten in den drangsalvollen Jahren der Stuartschen Willkürherrschaft (XII, 134) viele Puritaner über den Ocean und traten mit den früheren Ansiedlern in die öffentliche Lebensgemeinschaft ein. Unter ihnen war John Winthrop, ein frommer, rechtschaffener Mann und der verständige Pastor John Cotton aus Boston in Lincolnshire. Dem letztern zu Ehren gaben sie der neuen Hauptstadt den Namen Boston. „Durch Schauplätze des düstern Elends zeigten die Pilger den Weg zu einem Asyl für Die, welche der Reinheit der Religion oder der Freiheit des Gewissens wegen in die Wildniß gehen wollten." Keinen Fußbreit gewonnenen Bodens gaben sie auf; an die Stelle des Vordringenden rückte ein Hintermann ein. Auf ihre eigene Kraft gewiesen, durch Nachdenken und Selbstzucht gereift, suchten die strengen Männer bei ihren Einrichtungen Freiheit und Selbstbestimmung mit dem Gesammtwohl und mit christlicher Sitte zu vereinigen. So wenig sie sich der Gunst der Könige aus dem Hause Stuart zu erfreuen hatten, so waren sie doch getreue und loyale Unterthanen: die Ehre des britischen Namens und die Herrschaft des Inselreiches auszubreiten, war ihr höchstes Anliegen. Sie bewahrten und pflegten die Sprache, die Cultur, die Sitten und Einrichtungen und den Glauben der Väter in der neuen Heimath fort und fort, der Handel des Mutterlandes empfing durch sie mächtige Impulse.

Vermehrung der Colonien. Connecticut. Rhodeisland. New-Hampshire. Maine. Vermont.

Gestützt auf einen königlichen Freibrief mehrten die neuen Ansiedler von der ersten Niederlassung aus die englischen Besitzungen des Nordens, so daß allmählich „Neu-England" außer Massachusetts noch Connecticut, Rhodeisland und New-Hampshire als selbständige oder gleichgeartete und gesinnungsverwandte Staaten umfaßte, wozu dann noch im Laufe der Zeit Maine und Vermont kamen. Politische und religiöse Parteibildungen, die nach dem Beispiele des Mutterlandes auch die Colonien beunruhigten, wurden nicht selten die Ursache neuer Gründungen: so zog der unternehmende Roger Williams mit dem jüngeren Henry Vane und den Anhängern der Anna Hutchinson, als sie mit ihren mystisch-spiritualistischen Religionsansichten unter den strengen Puritanern von Massachusetts nicht durchzubringen vermochten, nach Rhodeisland und gründeten dort die Stadt der Vorsehung (Providence). Aber bei der völligen Trennung von Staat und Kirche waren die Spaltungen nicht so einschneidend wie in der

alten Heimath. Ruhten ja doch alle Religionsgemeinschaften auf denselben Grundanschauungen und die Einen wie die Andern waren fest entschlossen die großen Prinzipien der Freiheit und Gleichheit wie ein Heiligthum zu wahren, weder einen Adel noch eine Hierarchie unter sich aufkommen zu lassen. Die Namen der Städte Salem und Concord, die allmählich entstanden, gaben Zeugniß von dem friedlichen und einträchtigen Sinn, der Alle beseelte. Und lag denn nicht in diesem einträchtigen Zusammenwirken das Heil ihrer Zukunft? Mehr als einmal mußten sie gegen die wilden Nachbarstämme, die Pequods, Narragansetts, Mohegans zu Felde ziehen und die Errungenschaften der Civilisation gegen zahlreiche Indianerschaaren vertheidigen. Lange blieb der Todeskampf am Connecticut, wo Roger Williams, Hooker und Haynes im J. 1637 endlich den Sieg errangen und das feindliche Lager in Flammen setzten, im Gedächtniß der englischen Ansiedler, der „Yankees", wie die Eingebornen den Namen bildeten. Die Versuche der Missionare, christlichen Glauben und christliche Cultur unter den Söhnen der Natur und des Waldes zu pflanzen, hatten geringen Fortgang. Der trotzige Freiheitssinn der Wilden verschmähte die Güter der Civilisation und zwang die Ansiedler zu einem Krieg der Nothwehr und der Vernichtung. Und wenn diese es nur mit den halbnackten pfeilbewehrten Indianern allein zu thun gehabt hätten! Aber zu gleicher Zeit mußten sie sich im Norden gegen die Franzosen, im Süden gegen die Holländer vertheidigen.

Die Union von Neu-England.

Wir wissen, daß die seekundigen Niederländer sich am Hudson niedergelassen und nach langen schweren Kämpfen mit den Schweden Neu-Amsterdam gegründet hatten (XI, 679). Trotz der religiösen Uebereinstimmung bestand zwischen beiden Nationen Eifersucht und Feindschaft, die zu manchen Kämpfen führten. Die Einwohner von Neu-England, die während der bürgerlichen Kriege im Mutterlande durch fortwährende Zuzüge europäischer Auswanderer sich mehrten und stärkten, erkannten die Nothwendigkeit, sich durch ein festeres Band zu gemeinsamem Handeln zu vereinigen. So entstand schon im Jahre 1643 die „Union der Colonien von Neu-England", der erste staatliche Bund, der die Keime wichtiger Entwickelungen in seinem Schooß barg. „Schutz gegen die Uebergriffe der Holländer und Franzosen, Sicherheit gegen die wilden Stämme, die Freiheiten des Evangeliums in Reinheit und in Frieden — dies waren die Beweggründe zum Abschluß der Conföderation, welche beinahe ein halbes Jahrhundert bestand und selbst nach ihrer Auflösung die Hoffnung übrig ließ, daß eine neue und bessere Union aus dieser Wurzel emporwachsen würde." Gewählte Abgeordnete aus allen Vereinsstaaten bildeten einen Bundesrath, welcher in Verbindung mit den von dem König eingesetzten Kronbeamten die gemeinsamen Interessen wahren und über Krieg und Frieden die Entscheidung treffen sollte. Die Gefahren von Außen ließen die religiösen Parteikämpfe, welche das Mutterland in der republikanischen Zeit zerfleischten, nicht zu der Höhe emporwachsen, daß dadurch die Gemeinschaft auf die Dauer zerrissen worden wäre. Auf dem Boden der Gewissensfreiheit reichten sich die Puritaner von Massachusetts und die Anabaptisten von Rhodeisland die Hände zum Frieden. Ein strenges Religionsgesetz, kraft dessen alle Quäker verbannt werden sollten und drei ihrer Häupter, die den Gehorsam verweigerten, den Märtyrertod starben, mußte bald dem stärkeren Prinzipe der Duldung und Glaubensfreiheit, der Macht der Humanität und Christenliebe weichen.

Die Colonien unter Karl II. Unter Karl II. hatte auch Massachusetts von der Reaction des Mutterlandes zu leiden. Die Regierung machte Versuche, Verfassung und Gesetzgebung im royalistischen und hierarchischen Geist umzugestalten und Neu-England in „fühlbarere Abhängigkeit" zu bringen. Wie die Städte Englands ihrer wichtigsten Rechte beraubt wurden (XII, 502), so wurde auch der Freibrief aufgehoben, den einst die Flotte Winthrops an die Küste von Neu-England getragen hatte (1684). Aber auch dieser Sturm war vorübergehend, und die Erweiterung des Colonialgebiets, die unter diesem König in Folge der europäischen Kriegspolitik (XII, 367. 370.) errungen ward, kam schließlich auch den Staaten Neu-Englands zu gute. Als Richard Nicholls Neu-Niederland am Hudson und am Meere mit der Stadt Neu-Amsterdam im Auftrage des Großadmirals, Herzog von York zur Uebergabe zwang (1664), wurde die neuerworbene Besitzung, die von der Zeit an nach dem königlichen Bruder den Namen New-York erhielt, nebst dem südlicher gelegenen hügeligen Küstenlande New-Jersey und Delaware dem englischen Colonialgebiet beigefügt. Die germanisch-protestantische Ansiedlerbevölkerung schwedischen, holländischen und englischen Geblüts trat bald mit den nördlichen Nachbarn von gleicher Art und Natur in freundschaftlichen Wechselverkehr. Die Sclaverei war nicht ausgeschlossen, aber Natur- und Bodenverhältnisse hemmten deren Entwickelung. Aus dem Fort Orange erwuchs die Stadt Albany. Als der Statthalter von Holland zugleich König von England ward, schlossen die Abkömmlinge der beiden seekräftigen Völker auch in der neuen Welt einen Verbrüderungsbund auf Grund bürgerlicher und religiöser Freiheit. In New-Jersey erhob sich bald eine zahlreiche Quäkercolonie, die mit den „Freunden" am Delaware und Susquehanna, im „Waldrevier" Penns in Werken des Christenglaubens und der praktischen Menschenliebe wetteiferte. In Pennsylvanien bewahrten die Abkömmlinge der Familien, denen das Land geschenkt ward, einen überwiegenden Einfluß in der Regierung und Gesetzgebung. Unter ähnlichen Verhältnissen wie Pennsylvanien und Maryland traten die beiden Landschaften, die unter dem Namen Nord- und Süd-Carolina alles Land vom 37. Breitengrad bis zum Flusse Savannah umfassen, in das geschichtliche Leben ein. Einst hatten sich französische Hugenotten unter den Auspicien Coligny's daselbst angesiedelt und der Colonie den Namen ihres Königs Karl IX. beigelegt. Die Niederlassung konnte nicht gedeihen; im siebenzehnten Jahrhundert war das Land noch wenig bevölkert; nur die Küstenstrecken am Fluß und Cap Feare waren von Massachusetts aus besetzt worden. Da verlieh König Karl II. den südlichen Theil vom 36. Breitengrad bis zum Fluß San Matheo acht adeligen Herren, unter denen Clarendon, Monk, Shaftesbury, John und William Berkeley und George Carteret die bekanntesten Namen sind, gegen einen kleinen jährlichen Lehnszins mit voller Souveränetät zum Eigenthum (1663). Für dieses Gebiet, das zwei Jahre später vom 29. bis zum 37. Grad erweitert wurde, arbeitete Locke die erwähnte Verfassung aus, welche die feudal-aristokra-

Marginalia: Neuyork. — Neu-Jersey. Delaware. — Pennsylvanien. — Die Colonien des Südens. Nord- und Südcarolina 1663.

tischen Einrichtungen des Mutterlandes, mit Ausnahme der staatskirchlichen, in das junge Land verpflanzen wollte, nur das Interesse der Grundherren beachtend. Die Verfassung, welche verschiedene Adelsklassen schuf, die Grundherren zu Souveränen mit Patronatsrechten machte, Lehnsleute und Gutshörige ohne politische Rechte einführte und dem ganzen Staatswesen ein monarchisch-aristokratisches Gepräge gab, erwies sich als unpraktisch und mußte in Folge von Aufständen, bürgerlichen Unruhen und vermehrten Einwanderungen nach zwei Jahrzehnten wieder aufgegeben werden; aber die Wirkung war, daß sich in Süd- und Nordcarolina und in den älteren Colonien Virginia und Maryland ein von den nördlichen Provinzen verschiedener Charakter ausbildete, der sich auch erhielt, als im folgenden Jahrhundert (1729) die Krone das Gebiet gegen eine Entschädigungssumme an die adeligen Grundherren zurückerwarb und über die Carolinen einen königlichen Statthalter einsetzte. Durch die Kämpfe mit den Cherokesen am Savannah und in den Thälern der Alleghanies wurde der militärisch-ritterliche Geist lebendig erhalten. Die Ansichten der monarchischen Staaten, daß es hohe und niedere Stände geben, daß Macht und Herrschaft mit Besitz und gesellschaftlichem Rang verbunden sein, daß aristokratische Formen und Bildung auch im Staatsleben und in der bürgerlichen Stellung Vorzüge und größere Rechte verleihen müßten, diese und ähnliche Ansichten pflanzten sich fort: die Gutsherren und Plantagenbesitzer des Südens, unter Karl II. durch Vergabungen von Ländereien und Privilegien an royalistische Cavaliere fort und fort vermehrt, und die popularen Gemeindehäupter des Nordens waren verschieden wie Patrizier und Plebejer. Viriginien, wo am Jamesfluß die stolze Stadt Richmond sich erhob," hoch über dem weiten Wasserspiegel und der grünen Ebene thronend" und die südlichen Nachbarstaaten wurden der eigentliche Heerd und die Pflanzstätte des Sclavenwesens, besonders als der Assiento-Vertrag (XII, 826. XIII) den englischen Kaufherrn den gewinnbringenden Negerhandel als Monopol zugestand.

„In Süd-Carolina konnte sich der weiße Mann nicht zur Arbeit des Baumfällens und Pflügens bequemen; das Klima begünstigte die Zwecke der kaufmännischen Habsucht und das Geschlecht der Neger vermehrte sich durch wiederholte Einfuhr so rasch, daß in wenigen Jahren die Schwarzen sich der Zahl nach zu den Weißen wie zweiundzwanzig zu zwölf verhielten." Die Schönheit und Fruchtbarkeit des Landes lockte viele Ansiedler herbei. Die politischen und kirchlichen Verfolgungen unter dem letzten Stuart und die Blutgerichte Jeffries entführten Tausende aus England und Schottland nach der überseeischen Welt; die Aufhebung des Edikts von Nantes trieb die bedrängten Hugenotten an, die alten Pflanzstätten ihrer Väter in Südcarolina wieder aufzusuchen. „Tyrannei und Ungerechtigkeit bevölkerten Amerika mit Menschen, die durch die Schule des Leidens und des Unglücks gegangen waren", sagt Bancroft; „die Geschichte unserer Colonisation ist die Geschichte der Verbrechen Europa's." — Mit der vermehrten Einwanderung wurden auch die Keime bürgerlicher Unordnungen und Aufstände in das Land getragen. Den privilegirten Royalisten stellten sich die Anhänger volksthümlicher Freiheit und Rechtsgleichheit entgegen. Die Verfassungskämpfe des Mutterlandes machten sich auch über dem Ocean bemerkbar. Im Oktober 1683 vereinbarten die Staaten von Neu-

England, New-York und Virginien eine „Charte der Volksrechte" folgenden Inhalts: In jedem Colonialstaat soll die gesetzgebende Gewalt dem königlichen Governor in Verbindung mit einem Senat und Volkshaus zustehen, alle Klagsachen durch eine Jury entschieden, keinerlei Abgaben ohne Zustimmung der Volksvertreter erhoben und Niemand, der sich zum Glauben an Gott durch Jesum Christum bekennt, in seinem Gewissen beunruhigt werden.

b. Englische und französische Colonisten im Kampfe.

Romanisch-katholische Ansiedelungen. Spanien.

Diese germanisch-protestantische Colonialwelt, zu welcher noch unter König Georg II. das nach ihm benannte durch die Thätigkeit des hochsinnigen philanthropischen General Oglethorpe am Savannahfluß besiedelte **Georgien** mit einer humanen Gesetzgebung hinzutrat, war von einem Gürtel romanisch-katholischer Pflanzstätten umgeben, die den englischen Niederlassungen alle möglichen Schwierigkeiten in den Weg legten und die Ausbreitung derselben zu verhindern bemüht waren. Der Süden des nördlichen Continents von **Florida** bis an den Mississippi bildete einen Theil des großen transatlantischen Spaniens, das in Mexico und in den Staaten von Mittel- und Südamerika das Fundament seiner Herrschaft hatte. Die Spanier, welche die ganze von ihnen entdeckte neue Welt als ihr Eigenthum ansahen, wollten die Rechtsansprüche der Engländer auf die nördlichen Länder und die von den englischen Königen kraft des Entdeckungsrechtes ausgestellten Freibriefe und Vergabungen nie als gültig anerkennen. Nur faktisch ließen sie geschehen was sie nicht zu hindern vermochten; in der Theorie betrachteten sie die englischen Colonisationen fortwährend als unrechtmäßige Usurpationen.

Neu-Frankreich und die Stationen am Mississippi.

Wenn die Spanier hauptsächlich aus Race- und Religionshaß gegen die englischen Ansiedler feindlich gesinnt waren, so gesellte sich bei den Franzosen, die im Norden und Westen den britischen Colonien einen unübersteiglichen Damm entgegenzuwerfen bemüht waren, zu diesen Leidenschaften noch Nationalstolz und politische Eifersucht. Wir kennen aus früheren Bänden (XI, 494. XII, 399) die Anfänge und den Fortgang jener Niederlassungen am Lorenzstrom und bis zu den großen nördlichen Seen. Als „Neufrankreich" sollten sie in Religion, Lebensformen und monarchisch-aristokratischen Einrichtungen ein Abbild sein des schönen Heimathlandes in dem stolzen goldenen Zeitalter Ludwigs XIV. Durch Colberts Thätigkeit und den patriotisch-religiösen Eifer Champlains kamen die alten Ansiedelungen von Quebec, Montreal u. a. O. in dem Lande Canada, wo der Boden Früchte aller Art in Fülle zeitiget und die dichten Waldungen Holz und Pelzwerk zum einträglichen Handel liefern, bald zu neuer Blüthe. Das schöne Thal von Ottawa wurde bevölkert und angebaut. Die französischen Seigneurs, die im Namen des Königs Besitz von dem Lande ergriffen, es anbauten und vergrößerten, brachten aus dem Heimathlande alle Tugenden und Fehler ihrer Standesgenossen mit, Tapferkeit und ritterlichen

Geist, aber auch Uebermuth, despotischen Sinn und Hoffahrt gegen Geringe und Untergebene. Die Priester und Jesuiten, die sich in großer Menge einfanden und die Stätten, welche die Cavaliere und Kriegsleute mit dem Schwerte eroberten, mit Kirchen, Kapellen und Klöstern bedeckten, besaßen die ganze Hingebung und Opferwilligkeit des französischen Klerus, aber auch den engherzigen Fanatismus und glühenden Haß gegen Andersgesinnte, Jansenisten wie Reformirte. Während sie unerschrocken in die Reviere der Wilden eindrangen, wo nicht selten der Märtyrertod ihrer harrte, säeten sie daheim in Haus und Familie den Zwietracht nährenden Samen religiöser Unduldsamkeit und Verfolgungssucht. Die Pflanzer in Canada durften die Hände nicht in den Schooß legen, denn die wilden Stämme der Irokesen, Mohawks, Oneidas, Algonkins u. a., welche die weiten waldbedeckten Landstriche im Gebiete der großen Seen und des oberen Mississippi inne hatten, waren unternehmend und kriegsmuthig und haßten den weißen Mann und seine Culturarbeit. In Conföderationen geeinigt setzten sie unter kühnen Häuptlingen dem Vordringen der Europäer energischen Widerstand entgegen. Nur die Huronen waren freundlich gesinnt und wurden darum von den andern Eingeborenen gehaßt und bekriegt. Die französischen Cavaliere pflanzten auch in der transatlantischen Welt den militärischen Geist fort, welcher daheim im alten Vaterlande die Heere des großen Königs so oft über die Nachbarstaaten triumphiren ließ; die Namen Robernal, Frontenac, La Salle, d'Iberville, Montcalm sind in Sage und Dichtung mit Heldenglanz, die Namen der Jesuitenväter Brebeuf, Raimbault, Lallemand, Joliet, Marquette mit einem Heiligenschein umstrahlt. Die Kriegshauptleute befolgten das Wort ihres Souveräns in Versailles, der dem Gouverneur schrieb: „Das Wohl meines Dienstes verlangt, daß die Zahl der Irokesen so viel als möglich vermindert werde. Sie sind groß und stark und würden gute Galeerensclaven abgeben. Sucht so viele Ihr könnt zu Kriegsgefangenen zu machen und schifft sie nach Frankreich ein.“ Es war die Parole zu einem ununterbrochenen Vernichtungskrieg. Eine Reihe befestigter Orte, welche die Colonisten im inneren Lande von den Gestaden der nördlichen Seen bis zur Mündung des Mississippi nach und nach anlegten, sollten ihnen als Bollwerke gegen die Indianer dienen und zugleich, wie uns aus früheren Blättern bekannt (S. 94), die englischen Besitzungen umschließen und sie an die Küste bannen. So entstanden im Laufe der Zeit die Forts Frontenac (das heutige Kingston), Niagara, Detroit, Duquesne, Mackinaw, Vincennes, St. Louis, Louisville, Natchez, Neu-Orleans u. a. Wir wissen auch zu welchen schwindelhaften Geldspeculationen die unsichere Besitzung Louisiana, die La Salle im untern Mississippi-Gebiet angelegt und dabei seinen Tod durch die Mörderhand eines Verräthers gefunden, unter dem Regenten mißbraucht wurde (XII, 861). Es waren hochfliegende Pläne voll Romantik und Ritterlichkeit ganz entsprechend dem Charakter des französischen Adels jener Tage, aber ohne praktischen Nachhalt. Anstatt daß sich die Colonisten Neufrankreichs mit den Bewohnern Neueng-

lands zu gemeinsamem Vorgehen gegen den gemeinsamen Feind verständigt und vereinigt hätten, schlossen sie Bündnisse mit den Wilden nnd lieferten ihnen Waffen gegen die verhaßten Nachbarn eines andern Blutes und andern Glaubens. Neue Ansiedler kamen nur in geringer Zahl in das neue Frankreich, wo wie im alten der Gutsherr im Besitz großer Vorrechte war, der gemeine Mann eine Landrente bezahlen mußte und die Geistlichkeit jede Bildung, die nicht im Dienste der Kirche stand, niederhielt. Die Ortschaften, langgestreckte Häuserreihen an der Hauptstraße, erhielten nur als Anhängsel der prachtgeschmückten Kirchen Bedeutung.

„In Canada stehen die Denkmale des Feudalismus und der katholischen Kirche eins neben dem andern und die Namen Montmorency, Bourbon, Condé werden mit St. Augustin, Franz von Assisi und Ignaz Loyola zugleich genannt." Die Eingebornen wurden durch den Eifer der Missionare zur Religion des Kreuzes bekehrt; sie standen oft als Bundesgenossen den Franzosen zur Seite; die ersten christlichen Dörfer in den Wäldern der Huronen trugen die Namen St. Louis und St. Ignatius. Am Toronto wurde das erste Missionshaus in den Seeregionen errichtet und der heiligen Jungfrau zu Ehren St. Marie genannt. Der religiöse Eifer vornehmer Herren und Frauen in Frankreich unterstützte das fromme Werk mit reichlichen Geldspenden.

Amerika im Frieden von Utrecht.

Die Kriege zwischen England und Frankreich am Ende des siebenzehnten und zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts wirkten auch auf die Colonialgebiete Nordamerika's zurück. Auf einem Congreß zu New-York im Jahre 1690 wurde der Beschluß gefaßt, das meerumflossene inselartige Küstenland im Osten des Lorenzstromes, das damals den Namen Acadia führte, jetzt als Neu-Braunschweig, Nova Scotia und Cap Breton bekannt ist, den Franzosen, die es in Besitz genommen und mit Canada verbunden hatten, zu entreißen und der englisch-amerikanischen Conföderation beizufügen. Die Halbinsel war dünn bevölkert aber wegen der Fischereien wichtig. So entstand im hohen Norden Amerika's ein heftiger Kampf zwischen englischen und französischen Colonisten, der sogenannte „König-Williams Krieg" um dieselbe Zeit, da am Rhein, in den Niederlanden, in Italien und in den europäischen Gewässern der große Coalitionskrieg sich abspielte. Er war um so blutiger und verheerender, als auf beiden Seiten Indianer in die Waffengenossenschaft aufgenommen wurden. Der Friede von Ryswick ließ das alte wie das neue Frankreich in seinem früheren Besitzstand: Acadia blieb mit Canada verbunden. Dies war die glänzendste Zeit der französisch-amerikanischen Colonisation. Damals wurde von den Jesuiten Marest und Mermet mit Hülfe der Indianer die Missionsstation Kaskaskia, die erste Niederlassung am Ohio gegründet; damals fuhr Lemoine d'Iberville, der geschickteste und erfahrenste Seemann, den Spuren La Salles folgend, mit seinem Bruder Bienville und einigen tapferen Gefährten den Mississippi hinauf, legte den Grund zu der Colonie Natchez, welche der Hauptort für das ganze Südrevier bis zu der spanischen Festung Pensacola werden sollte, und knüpfte Verbindungen mit einigen Stammhäuptlingen in Illinois an. Hölzerne Kreuze und auf Baumrinde eingeschnittene Lilien sollten Kunde geben, daß in jenen Gegenden, wo schon die Namen Louisiana

und Neu-Orleans auf französischen Ursprung hinwiesen, fortan der katholische Glaube und das bourbonische Königthum die Herrschaft führten. Und wie wuchsen die Aussichten und Hoffnungen als zu Anfang des neuen Jahrhunderts Ludwigs XIV. Enkel, Philipp von Anjou den spanischen Thron bestieg und das Scepter der Bourbonen in der alten und neuen Welt so weite Gebiete umfaßte! Auch wurde der spanische Erbfolgekrieg oder wie er in den amerikanischen Geschichtsannalen genannt wird, „der Königin Anna's Krieg" zugleich in der alten und neuen Welt geführt. Die Spanier in Florida und die Franzosen am Missisippi kämpften gegen die englischen Colonisten der beiden Carolinen, und am Lorenzofluß erneuerten sich die alten Grenzfehden und Einfälle, begleitet von den Greueln und Verwüstungen der Wilden in beiden Heeren. Allein die Unfälle der französischen Waffen auf den Schlachtfeldern von Blenheim bis Malplaquet machten sich auch in Canada fühlbar. Wie sollte man im Mutterlande der entfernten Colonien gedenken, wenn der eigene Heerd bedroht war? Dagegen erkannte die englische Regierung die Wichtigkeit der nördlichen Küstenländer für Fischerei und Handel. Im Sommer 1711 erschien eine Flotte mit Seesoldaten und einigen Regimentern Marlboroughscher Veteranen in Boston und fuhr den Lorenzstrom aufwärts. Aber Dank der Hingebung der Indianer für die Sache Neufrankreichs und der Unfähigkeit des englischen Befehlshabers hatte die Unternehmung geringen Fortgang, so daß, als bald darauf der Utrechter Frieden zum Abschluß kam (XII, 826), Quebec und Montreal so wie das südliche Missisippigebiet in den Händen der Franzosen blieben, nur „Acadia und Nova Scotia mit den alten Grenzen" sollten dem Colonialgebiet Neuenglands beigefügt werden.

Diese Friedensbestimmung trug den Keim neuer Feindseligkeiten im Schooß. Acadia u. Natchez.
Wer konnte in jenen unbekannten Ländern angeben, welches die „alten Grenzen" waren? Das Land Acadien befand sich in den Händen einer kleinen Zahl französischer Colonisten und einiger indianischen Stämme, die von den Missionaren der katholischen Kirche zugeführt worden waren. Als nun die Engländer von Massachusets das Land in Besitz nehmen wollten, fanden sie Widerstand. Die Jesuiten schürten das Feuer, die französischen Canadier leisteten insgeheim Beihülfe; es kam zu offenen Kämpfen, wobei der eifrige Missionar Sebastian Rasles, ein Greis von sechsundsiebenzig Jahren den Tod fand. Das Land Acadien blieb ein unbestimmter Besitz: wohl wurde Port royal die Hauptfeste von den Franzosen an die Engländer abgetreten, die ihr den Namen Annapolis beilegten; aber an der Mündung des Flusses St. John und anderwärts hielten jene standhaft aus, so daß die Ansiedler englischer Race gegen sie und die ihnen ergebenen Eingebornen nicht aufzukommen vermochten. Seit Frankreich und Spanien von derselben Dynastie beherrscht waren, wuchsen die Ansprüche und Hoffnungen der französischen Colonisten. Die alten Niederlassungen wurden verstärkt; am Ohio, am Wabash, in Indiana wurden einige Hirtenfamilien angesiedelt, um die Besitznahme der weiten wenig bevölkerten Landstrecken einzuleiten; die Grenzen von

Louisiana und Mississippi wurden nach Westen und Osten ausgedehnt; Abenteurer und Glücksjäger, durch phantastische Vorspiegelungen von Goldlagern und unermeßlichen Reichthümern verlockt, zogen herbei. Wie zerrannen aber die stolzen Pläne! Statt einer Goldgrube wurde das Mississippi-Gebiet für Tausende ein Grab ihres Vermögens; die Franzosen, die sich in den Dörfern der Natchez niederließen, wurden auf Anstiften des Häuptlings, der sich die „große Sonne" nannte, an einem einzigen Bluttag ermordet (28. Nov. 1729). Die Zahl der Erschlagenen und noch im Tode Geschändeten betrug über zweihundert, darunter mehrere Missionare. Doch blieb die Rache nicht aus. Die Natchez wurden von Franzosen und Negern überfallen; die „große Sonne" und über vierhundert Gefangene als Sclaven verkauft; der ganze Stamm ausgerottet. Mit den stolzen Colonisationsplänen im Mississippigebiet war es nun zu Ende. Der Handels- und Seekrieg zwischen Spanien und England zu Anfang des österreichischen Erbfolgekrieges (S. 21 f.), in den auch Frankreich verwickelt ward, brachte den vereinigten Bourbonschen Staaten keinen Gewinn. Wenn gleich der Angriff auf Florida, den Oglethorpe nach dem glücklichen Gefechte am „blutigen Sumpf" von Georgia aus bewerkstelligte, nicht zur Eroberung dieser spanischen Halbinsel führte, wenn gleich die Kriegsunternehmungen der englischen Flotte in dem Golf von Mexico durch das Ungeschick des Admirals Vernon nur geringe Erfolge hatten und der Friede von Aachen, der auch in Amerika dem „König-Georgs Krieg" ein Ende machte, schließlich in der neuen Welt die Zustände beließ oder herstellte, wie sie vor dem Kriege gewesen, so wurde doch in den Colonien unter Englands Oberhoheit das nationale Bewußtsein und der Sinn für gemeinsame Interessen geweckt. Der Versuch freiwilliger Kriegsschaaren aus Neuengland unter der Führung William Pepperell's eines Kaufmanns aus Maine auf der Insel Cap Breton festen Fuß zu fassen, und die Gefangennehmung der Garnison von Louisburg, war der erste Schritt zur Unterwerfung der französischen Besitzungen am Lorenzstrom. Und auch Florida und das Mississippigebiet behielten die Angloamerikaner unverrückt im Auge. Noch vor Beendigung des Krieges kehrte der greise Oglethorpe nach England zurück, ein Mann von klarem Blick und warmem Herzen, der die romantischen und heroischen Züge einer untergegangenen ritterlichen Zeit mit den Ideen der Humanität, der Menschenliebe, der Glaubensfreiheit vereinigte. Und während des Aachener Congresses war in Virginien der Sohn einer armen Wittwe bestrebt, unter Arbeit und Mühe, Noth und Entbehrung sich einen ehrlichen Erwerbszweig zu schaffen, unter den Wilden in Wäldern voll hochstämmiger Bäume auf einem Bärenfell oder Stroh übernachtend und ohne gelehrte Kenntnisse mit ungebildeten Gefährten an den Ufern des Shenandooh als Feldmesser umherziehend. Es war George Washington, der sechzehnjährige Sohn eines verstorbenen Farmers; ein junger Mann von stattlichem Wuchs und rüstigem Körper, muthig und unternehmend und eifrig bemüht, die mangelhafte Bildung durch Studien und Nachdenken zu erweitern.

George Washington geb. 22. Febr 1732.

Seit dem Aachener Frieden wendete man in England der Marine und dem Colonialwesen größere Aufmerksamkeit zu. Wir werden später erfahren, welche großartigen Erfolge in Ostindien errungen wurden; auch nach Westindien und auf die britische Colonialwelt in Amerika richteten sich die Blicke der englischen Staatsmänner, der kaufmännischen Geldaristokratie. Wenn von Robert Walpole berichtet wird, er habe so wenig Kenntniß von den überseeischen Dingen besessen, daß er in Briefen von der „Insel Neuengland" gesprochen und geglaubt habe, Jamaica liege im Mittelländischen Meer, so nahmen die Dinge bald eine andere Gestalt als im Ministerrath eine eigene Abtheilung für Handel und Colonien geschaffen wurde und talentvolle Männer wie Halifax, Bedford, Charles Townshend u. a. sich mit den transatlantischen Angelegenheiten beschäftigten. Neue Auswanderer, darunter auch böhmische und mährische Brüder wurden nach Neu-Schottland befördert, um Acadien vollends unter die Oberhoheit Englands zu zwingen, der französisch-katholischen Bevölkerung eine germanisch-protestantische entgegenzustellen. Die neue Festung, die bald der Hauptort und Mittelpunkt des peninsularischen Landes ward, erhielt den Namen Halifax. Zugleich zogen von Virginien und Pennsylvanien aus unternehmende, erfahrene Kaufleute und Reisende westwärts, um die großen Landstrecken zu besetzen, die der Gouverneur von Virginien auf Befehl der Regierung des Mutterlandes einer „Ohio-Compagnie" zugetheilt hatte. Sie schlossen mit den Miamis und anderen Indianerstämmen, welche die grünen Länder westlich von den „großen Gebirgen" am Ohio und Wabash bewohnten, Friedens- und Kaufverträge ab und legten feste Stationshäuser an, welche der Ausbreitung der französischen Niederlassungen Schranken setzen sollten. Es ist bereits erwähnt, welche Anstrengungen im Anfang der fünfziger Jahre von Canada aus gemacht wurden, die romanisch-katholischen Ansiedelungen zu mehren und zu befestigen. Schon beherrschten die Franzosen den See Ontario mit bewaffneten Schiffen, behaupteten den Eriesee durch ein Fort am Niagara und wollten keinem westlichen Stamme die Abschließung eines andern Bündnisses als mit ihnen selbst gestatten. Die Engländer sollten aus dem Thale der Miamis ausgeschlossen werden. Die Whig-Lords, welche im Regiment saßen, waren mehr auf die Erhaltung ihrer Autorität als auf die Interessen der fernen Colonialwelt bedacht. „Sie betrachteten die Sitze im Parlament als eine verkäufliche Waare und glaubten den König dadurch zu beherrschen, daß sie seinen Lastern schmeichelten." So waren denn die Angloamerikaner von Virginien und Pennsylvanien auf ihre eigenen Kräfte gewiesen. Jahrelang waren die Alluvialländer des westlichen Ohio der Schauplatz blutiger Kämpfe zwischen Engländern und Franzosen und den mit beiden Nationen verbündeten Indianerstämmen. Schon bei dieser Gelegenheit zeigte Washington den Muth und Unternehmungsgeist, die Umsicht und Standhaftigkeit, die den künftigen Helden erkennen ließen. Zur Weihnachtszeit setzte er auf einem zerbrechlichen Floß über den reißenden Allegany, überstieg weite Schneefelder, trotzte den Elementen und

Engländer u. Franzosen im Ohio-Gebiet

den feindlichen Nachstellungen. Bei der Uneinigkeit und mangelhaften Verfassung der einzelnen Colonien war es für Washington und die schlechtbewehrten ungeübten Milizen und Freiwilligen, die seiner Fahne folgten, ein schwieriges Unternehmen, den vordringenden militärisch gewandten Franzosen, die an dem Fort Du Quesne, dem Grundstock der heutigen Stadt Pittsburg, eine feste Position hatten, den Boden abzugewinnen; doch trug an dem Unfall, der im Juli 1755 das englisch-amerikanische Heer traf, der virginische Milizenhauptmann keine Schuld. Gegen seinen Rath unternahm der englische General Braddock den Angriff auf die feindlichen Kriegshaufen, der mit einer vollständigen Niederlage auf den „Großen Wiesen" endigte. Braddock selbst wurde verwundet aus der Schlacht getragen und starb kurz nachher; von Offizieren und Gemeinen lag der größte Theil auf dem Waffenfelde; wie durch ein Wunder entging Washington dem Tode, der rings um ihn her die Kameraden niedermähte, und seine von den regulären englischen Truppen verachteten Landwehrbataillone deckten den Rückzug. Er kehrte heim nach Virginien und lebte als Farmer auf dem Gute Mount-Vernon, das er von seinem Bruder geerbt, bis der Gang der Ereignisse ihn aufs Neue ins Feld rief. Er war ein praktisch-verständiger Mann, der mit militärischen Eigenschaften politische Talente und Einsichten verband, selbstlos, uneigennützig und von vaterländischem Hochgefühl beseelt, im Umgang heiter und offen.

Das Trauerspiel in Acadia. Von der Zeit an nahm der Racenhaß und die politische und nationale Eifersucht zwischen der romanisch-katholischen und der englisch-protestantischen Bevölkerung in der transatlantischen Welt schärfere und leidenschaftlichere Züge an. Der große Kampf, der sieben Jahre lang den deutschen Boden mit Blut tränkte, trieb auch jenseit des Weltmeeres die Gegensätze auf die Spitze. Um dieselbe Zeit, da Engländer und Franzosen auf den großen Wiesen am Alleghany das Mordgewehr wider einander erhoben und in Europa der englisch-preußische Kriegsbund sich vorbereitete, wurde den Acadiern ein königlicher Befehl kund gemacht, daß sie ihre Häuser, ihre Höfe, ihre Heerden verlassen und auf den im Hafen bereitliegenden Schiffen nach den britischen Colonien verbracht werden sollten. Lange hatte man die unbestimmten Besitzverhältnisse geduldet, wie der Utrechter Frieden sie geschaffen: die Einwohner betrachteten sich nach wie vor als französische Unterthanen; sie leisteten dem König von England nicht den Treueid, ihr Herz hing an Frankreich, der Gouverneur von Quebec war in ihren Augen ihre rechtmäßige Obrigkeit, die katholische Priesterschaft leitete ihr ganzes Thun und Lassen, die heiligen Väter waren ihre Richter, ihre Beamten, ihre Rathgeber.

Der Geschichtschreiber von Amerika entwirft ein idyllisches Bild von dem friedlichen und glücklichen Leben der einfachen Bewohner des peninsularischen Landes mit seinen grasreichen Matten und fruchtbaren Weizenfeldern. „Ihre Häuser waren in Gruppen gebaut, von netter Form und bequem eingerichtet, Hausgeflügel aller Art schwärmte herum. Mittelst Spinnrad und Webstuhl verfertigten die Frauen aus

selbstgebautem Flachs, aus selbstgeschorner Wolle grobe aber vollkommen genügende Kleidungsstoffe. Die wenigen Luxusgegenstände, welche man begehrte, konnten gegen Pelze, Weizen oder Vieh von Annapolis oder Louisbourg leicht beschafft werden. Die Acadier bildeten gleichsam eine einzige große Familie; ihre Sitten waren rein und unschuldig. Die Liebe ward durch die herrschende Gewohnheit früher Verheirathung geheiligt und beruhigt. Die Nachbarn halfen dem neuvermählten Paar das Haus bauen, die Wildniß gewährte das nöthige Land. Die Bevölkerung mehrte sich; die Colonie, die als Handelsstation einer Compagnie mit einem Monopol zum Pelzhandel begonnen, zählte jetzt wohl siebzehntausend Einwohner."

Als in den fünfziger Jahren die Luft schneidiger ward, wollte England die unbestimmte neutrale Stellung der Acadier nicht länger dulden. Stand nicht zu befürchten, daß bei irgend einer Gelegenheit die weit zahlreichere katholische Bevölkerung, von fanatischen Ordensbrüdern aufgereizt, gegen ihre ketzerischen Mitbewohner den Mordstahl erhebe? So reifte denn bei der englischen Regierung der Gedanke einer Verpflanzung der Acadier nach den britischen Colonien, ein Plan, dessen Härte und Grausamkeit an die Verfolgungen der Moriscos in Spanien, der Hugenotten in Frankreich, der Albigenser in den Alpenthälern Piemonts erinnert. Nachdem die Engländer das Fort Beau-Séjour zur Ergebung gezwungen und eine Entwaffnung der französisch-katholischen Colonisten vorgenommen, wurde die Einschiffung angeordnet. Siebentausend Menschen jedes Alters und Geschlechts wurden unter militärischer Escorte nach den Fahrzeugen an der Küste gebracht, nur mit der nothdürftigsten Habe versehen. Und da ereigneten sich denn so herzzerreißende Scenen, wie sie der Dichter Longfellow in der poetischen Erzählung „Evangeline" darstellt. Familien wurden getrennt, Verlobte und Ehegatten auf verschiedenen Schiffen nach verschiedenen Gegenden fortgeführt, Widerspenstige oder Fliehende niedergeschossen. Die Unglücklichen wurden über den ganzen nördlichen Continent zerstreut und um jede Rückkehr zu verhindern, wurden ihre Dörfer von Annapolis bis an die Landenge verwüstet und in Trümmer gelegt, die Heerden weggenommen und von den englischen Militärbeamten verkauft. Das geschah zu einer Zeit, da die ganze gebildete Welt in den europäischen Culturstaaten für Menschenrechte, Humanität und Gewissensfreiheit schwärmte!

c. Erweiterung des englischen Colonialgebiets in Amerika

Der siebenjährige Krieg war für die neue Welt von nicht geringerer Bedeutung als für Europa. Während England sich unter dem Ministerium William Pitts aus der militärischen und maritimen Erschlaffung emporraffte und das Uebergewicht in den transatlantischen Gewässern und in dem nordamerikanischen Continente erlangte; erwachte zugleich in Neuengland und den übrigen Colonien das Bewußtsein der eigenen Kraft, die Einsicht, daß sie nur durch festes Zusammenhalten ihre selbständige politische Stellung bewahren und die Eingriffe der aristokratischen Parlamentsregierung in ihr Staats- und Verfassungsleben

Die Zeichen der Zeit und die Männer der Zukunft.

abwehren könnten. Die Kämpfe wider die Franzosen in Canada, am Ohio, in Acadien konnten nur mit Hülfe der Colonien zu einem glücklichen Ausgang geführt werden: für diese Dienste und Opfer verlangte man in Massachusetts, in New-York, in Pennsylvanien das Recht der Selbstbestimmung, der Autonomie im eigenen Staatsleben. Je mehr nun in London das Streben hervortrat, in den Colonialstaaten Amerika's eine größere Centralisation zu begründen, die Statthalterschaften in den einzelnen Provinzen einem Generalgouverneur unterzuordnen, die Besoldungen durch Feststellung normaler Bezüge den jährlichen Bewilligungen der Legislatur zu entziehen, die Budget- und Steuergewalt des Parlaments auch auf die Colonien auszudehen, überhaupt die Kronrechte genauer zu bestimmen und damit die monarchische Autorität klarer hervorleuchten zu lassen; um so mehr entwickelte sich auch in Amerika das Selbstgefühl und das Trachten nach Gleichberechtigung und Unabhängigkeit. Diese politischen Ideen beschäftigten damals alle denkenden Köpfe: an John Adams, dem Abkömmling einer englischen Puritanerfamilie in Massachusetts, der nach vollendetem Rechtsstudium als Lehrer an der Stadtschule von Worcester in Neuengland wirkte und sich gerne in der Einsamkeit philosophischen Betrachtungen über menschliche Dinge hingab, waren die großen Zeitfragen, die in den Schriften eines Montesquieu und Rousseau verhandelt wurden, nicht unbeachtet vorübergegangen; die Größe und Unabhängigkeit seines Vaterlandes war der Gegenstand seines Denkens und Forschens. Vernunft, Naturrecht und angeborene Freiheit galten ihm als die Fundamentalprinzipien des menschlichen und staatlichen Zusammenlebens, weit höher stehend als alle überlieferten Institutionen und Staatsformen, die Demokratie als die einzig würdige und gerechte Einrichtung. Benjamin Franklin, der jüngste Sohn einer kinderreichen wenig bemittelten Handwerkerfamilie in der Nähe von Boston, hatte von Jugend auf eine schwere Lebensschule durchzumachen, die ihn nöthigte frühe auf eigenen Füßen zu stehen und Wege zu einer ehrbaren Existenz zu suchen. Er erlernte bei einem ältern Stiefbruder die Buchdruckerkunst und benutzte zugleich die Lehrjahre, um durch eifriges Lesen und Studiren, oft ganze Nächte hindurch sich nützliche Kenntnisse zu erwerben. In einem Alter von vierundzwanzig Jahren, nachdem er mancherlei versucht, auch einige Zeit in London Erfahrungen über Welt und Menschen eingesammelt hatte, errichtete er in Philadelphia eine eigene Druckerei, gründete eine Zeitung und verfaßte nützliche und belehrende Volksschriften. Er hielt sich zu der Sekte der Quäker, die, wie schon früher bemerkt, mit ihren philanthropischen Grundsätzen einen richtigen Blick für das Praktische und Gewinnbringende vereinigt. Er wurde ein wohlhabender Mann und man konnte mit Recht von ihm rühmen, er nahm zu an Weisheit und an Liebe und Achtung bei den Menschen. Denn all sein Sinnen und Streben war darauf gerichtet, die Wohlfahrt seiner Mitbürger und damit seine eigene zu fördern, an dem Emporkommen seines Vaterlandes nach Kräften mitzuwirken, den jungen Staaten den Odem eines selbständigen politischen Lebens

John Adams geb. 19. Okt. 1735.

Benjamin Franklin geb. 17. Jan. 1706.

einzuhauchen. Schon im Juli 1754 legte er auf einem Congreß von Abgeordneten mehrerer Colonialstaaten einen Verfassungsentwurf vor, in welchem ein Ausgleich zwischen den Rechten der Krone und der Volksgewalt angestrebt war. Danach sollte ein vom König ernannter Generalgouverneur in Verbindung mit einem Unions-Senat das gemeine Wesen ordnen und leiten. Seitdem war Franklins Ansehen in Pennsylvanien wie in Neuengland und New-York in stetem Wachsen. Selbst bei den Männern der Wissenschaft hatte er sich einen Namen erworben. Wir wissen bereits, daß seine physikalischen Studien über die Electricität ihn auf die Erfindung des Blitzableiters führten (S. 189). Ueberall war er bei der Hand, wo es galt zweckmäßige und nützliche Einrichtungen zu treffen. Die Londoner Regierung übertrug ihm das Amt eines Oberpostmeisters über alle amerikanischen Colonien; und diese selbst wußten später keinen geeigneteren Mann zu diplomatischen Missionen aufzustellen, als den klugen und patriotischen Quäker aus Pennsylvanien. Franklin's Himmelsleiter reichte nicht in die hohen Regionen, wo die Ideale und die schönen Formen wohnen; der Name eines „modernen Prometheus", der ihm beigelegt ward, galt nur dem Erfinder des Blitzableiters; aber er klebte auch nicht engherzig an Haus und Scholle. Er wußte den eigenen Vortheil stets mit dem Gesammtwohl in Verbindung zu setzen, seine Eigenliebe stand mit der Menschenliebe und mit der Liebe zum Vaterland im innigsten Bund. Er war mild in seinem Urtheil, wohlwollend im Handeln und ohne Neid und Leidenschaften, und wenn er auch des Aufschwungs der Seele entbehrte, so war er doch nicht philisterhaft.

Während des großen europäischen Krieges herrschte volle Uebereinstimmung zwischen den Colonien und dem Mutterlande, namentlich in den Jahren, da Pitt das Staatsruder führte. Das hochherzige Vertrauen, das dieser einsichtsvolle Mann den Colonien entgegenbrachte, gewann hier eine gute Stätte: die Tochterstaaten wetteiferten mit dem Mutterstaate in Hingebung und Opferwilligkeit. Galt es doch den feindlichen Rivalen, den man so oft in den europäischen Ländern und Meeren zu bekämpfen hatte, auch am Lorenzstrom und im Gebiete des Ohio und Mississippi zu vertreiben! Die englische Flotte, auf welcher unter dem Admiral Boscawen mehrere ausgezeichnete Kriegsmänner dienten, insbesondere James Wolfe, der schon bei Dettingen und Laveld sich Lorbeern erworben und ob seiner genialen Bravour mit zweiundzwanzig Jahren den Rang eines Generals erlangt hatte, gewann unter dem kräftigen Beistande der Angloamerikaner bald die Oberhand. Die französischen Schiffe wurden weggefangen und die Kassen und Kaufmannsgüter als gute Prise nach London gebracht. Wie tapfer und umsichtig immer der wackere Gouverneur von Quebec, General Montcalm, der noch kurz zuvor am Fort Oswego auf dem Südufer des Ontario einen glänzenden Sieg erfochten und große Vorräthe von Waffen und Lebensmitteln erbeutet hatte, den Krieg führte: er konnte nicht verhindern, daß die Engländer die Festung Louisbourg eroberten und sich auf Cap Breton und auf der Edwards- 27. Juli 1758

Der Nationalkampf in Amerika.

insel festsetzten. Einige ärmliche Hütten bezeichnen jetzt den Ort, wo die ehemalige Seestation gestanden. Fünftausend sechshundert Franzosen, Soldaten und Seeleute wurden in englische Kriegsgefangenschaft abgeführt. Die gleichzeitigen Kämpfe, welche die Engländer und Amerikaner den Franzosen in der Nähe des Champlainsees lieferten, fielen zu Gunsten der letzteren aus, dank der überlegenen Strategik Montcalms und der Sorglosigkeit des englischen Befehlshabers Abercrombie: der junge ritterliche General Lord Howe fand vor der Feste Ticonderoga den Heldentod und gegen zweitausend Getödtete und Verwundete lagen auf dem Waffenfelde oder in der Wildniß; aber wenige Monate nachher, als schon die kalten Herbsttage eingetreten waren, zwang Washington an der Spitze Virginischer Milizmannschaften das Fort Duquesne zur Uebergabe und bestimmte, daß die neue Ansiedelung, die aus den Trümmern sich erheben würde, nach dem Namen des englischen Staatsmanns „Pittsburg" genannt werde. Fortan flatterte das Banner Amerika's über den Gewässern des Ohiostromes.

Nov. 1758.

Die Schlacht von Quebec. 1759.

Die Colonien hatten alle Ursache, den großen Staatsmann durch ein Denkmal zu feiern, das seinen Namen noch nach Jahrhunderten den nachgebornen Geschlechtern überliefern wird; denn seinem Einfluß war es zu danken, daß für das nächste Jahr das Parlament zwölf Millionen Pfd. St. bewilligte und eine Streitmacht zur See und zu Lande, wie sie England bis dahin noch nie gesehen. Und auch die Tochterstaaten strengten sich an: manche legten sich eine freiwillige Steuer auf und alle sandten ihre Miliz ins Feld. Der edelmüthige und menschenfreundliche Lord Saunders befehligte die Flotte, unter ihm Jervis, später Earl St. Vincent und der Seefahrer James Cook, das Commando über die Armee wurde dem ritterlichen General Wolfe übertragen, gleich ausgezeichnet durch seinen Charakter und seine Bildung wie durch militärische Tugenden. Es war auf die Eroberung von Canada abgesehen, wo Montcalm nicht über 7000 Mann kriegstüchtiger Truppen unter seiner Fahne mustern konnte, Zufuhr und Unterstützung von Europa aus kaum zu erwarten war und im Lande selbst Mangel an Kriegsbedarf und Lebensmitteln herrschte. Auf der Landenge zwischen Ontario und Erie, wo der reißende Niagara in den tiefen See hinabstürzt, hatte einst La Salle ein Fort errichtet zum Schutze für den Pelzhandel. Auf dieses richtete eine Milizarmee aus New-York den ersten Angriff, schlug die zum Entsatz herbeieilende Heerabtheilung der Franzosen in die Flucht und zwang die Garnison zur Capitulation. Kurz vorher war Saunders mit der Flotte und der englischen Armee unter Wolfe den Lorenzfluß heraufgesegelt und hatte einen Theil von Quebec in Asche gelegt, aber die hochgelegene Citadelle, wohin Montcalm die gesammte bewaffnete Macht der Canadier gesammelt hatte, leistete kräftigen Widerstand. Die Franzosen kämpften mit ritterlichem Muthe; lag doch die ganze Zukunft, Alles was ihre Vorfahren geschaffen und errungen, in ihren Waffen. Die Angriffe der Engländer wurden zurückgeschlagen, fast jeden Tag blickte die Sonne auf blutige Gefechte nieder. Mit Ungeduld erwartete Wolfe die Ankunft seines Collegen

15. Juli 1759.

Amherst, der vom Champlain- und George-See aus zu ihm stoßen sollte; doch dieser bedächtige Kriegsmann, ein zweiter Fabius Cunctator, verbrachte die günstige Jahreszeit mit der Eroberung und dem Neubau von Castellen. Da beschloß Wolfe den Feldzug mit einer entscheidenden Schlacht zu beendigen. Nachdem er während einer sternenhellen Septembernacht das Terrain ausgekundschaftet, aus der Elegie von Gray, „das verlassene Dorf" die Worte hersagend: „Der Stolz des Ritterthums, der Pomp der Macht, Der Schönheit wie des Reichthums höchste Gabe, Sie sinken doch zuletzt in Todesnacht, Und auch der Weg des Ruhms führt nur zum Grabe"; schritt er in der ersten Morgenfrühe mit seinen Kriegshaufen den Hügel hinan. Montcalm stand mit seinen Truppen kampfbereit in gleicher Stärke dem Feinde gegenüber und es entspann sich ein heißes Treffen. Mancher tapfere Mann sank zu Boden, darunter auch General Wolfe. Eine tödtliche Kugel war ihm in die Brust gedrungen; er ließ sich in den Rücken der Armee bringen, um seine Leute nicht zu entmuthigen. Hier empfing er die Nachricht, daß die Feinde die Flucht ergriffen, „Gott sei Dank," sagte er, „jetzt sterbe ich glücklich." 13. Sept. 1759.

Dies waren seine Worte, heißt es bei Bancroft, als sein Geist in der Glorie seines Ruhms entfloh. „Nacht, Schweigen, die rauschende Fluth, erprobte Disciplin und die sichere Begeisterung des Genies waren seine Verbündeten gewesen; sein Schlachtfeld, hoch über dem Meeresflusse, war die großartigste Bühne auf Erden zu berühmten Thaten; sein Sieg einer der bedeutendsten in den Annalen des Menschengeschlechts, öffnete der englischen Zunge und den Institutionen der germanischen Race die unerforschten und anscheinend grenzenlosen Gebiete des Westens und Nordens. In einigen wenigen Stunden drängte er Thaten zusammen, welche dem längsten Leben Glanz verliehen haben würden, und indem er seinen Tag mit Größe erfüllte, beschloß er ihn noch vor Mittag." Noch jetzt giebt ein Denkmal in der Londoner Paulskirche Zeugniß von der Trauer der Nation um den so frühe verblichenen Helden.

Wenige Stunden nach Wolfes Tod wurde auch Montcalm, „die Hoffnung Neufrankreichs", von einer Musketenkugel getroffen, ein ritterlicher Cavalier von edler Bildung, „in der Sprache Homers ebenso bewandert als in der Kriegskunst", thatkräftig und unermüdlich auf dem Schlachtfelde, besonnen und verständig im Rathe, mehr für seine Leute als für sich selbst sorgend. Seine letzte Freude war, daß er nicht mehr die Uebergabe von Quebec erleben mußte. Erst nach seinem Tode wurde die weiße Fahne aufgesteckt. Bald fiel auch Montreal in die Hände der Engländer. Damit war der Sieg der germanischen Race im nördlichen Amerika entschieden. In den englischen Provinzen war Jubel über den Fall von Quebec und Freudenfeuer leuchteten auf allen Bergen. 17. Sept.

Im folgenden Jahr starb König Georg II. Wir wissen, welche Wirkungen der Thronwechsel auf die äußeren Angelegenheiten hatte. Pitt verlor seinen Einfluß und trat aus dem Cabinet; die Friedenspartei kam in die Höhe. Auch der Herzog von Choiseul, ein gewandter Höfling, geistreich, aufgeklärt, vorurtheilsfrei, suchte sein Vaterland von einem Krieg zu befreien, der bisher nur Schmach Die amerikanischen Colonien u. der Pariser Friede.

und Verluste gebracht hatte. Er glaubte am sichersten zum Ziele zu kommen, wenn er Spanien zum Verbündeten von Frankreich mache und damit wenigstens in der Neuen Welt ein gemeinsames Interesse der romanisch-katholischen Nationen herstelle. Es wurde erwähnt, daß er dieses Ziel durch die Abschließung des Familienpaktes erreichte, wodurch sämmtliche Linien des Hauses Bourbon sich zu gemeinschaftlichem Handeln in allen politischen Dingen vereinigten. Diese Vorgänge waren auch für Amerika von großem Einfluß. Obwohl Pitt seinen Rücktritt aus dem Cabinet genommen und die Whigaristokratie vom Regiment gedrängt worden war, so erhielt sich doch in der Marine und bei den englisch-amerikanischen Truppen der heroische Geist, den der große Staatsmann geweckt hatte, noch einige Zeit aufrecht. Wir haben früher erfahren, welche Erfolge die britischen Waffen in Westindien errangen: Martinique und mehrere andere Inseln in dem Kranze der Antillen kamen in den Besitz der Engländer; im August
11. Aug. 1762. wurde das Castell Moro in der Havanna mit Sturm genommen, wobei der tapfere Gouverneur Don Luis de Velasco die Todeswunde empfing, und die größte und wichtigste Insel von Westindien sah sich zur Capitulation gezwungen. Neun Linienschiffe und vier Fregatten wurden aus dem Hafen weggeführt und die Beute, die man den Spaniern abnahm, ward auf zehn Millionen Dollars angeschlagen. Aber in England sehnten sich Georg III. und Lord Bute nicht minder nach dem Frieden als Choiseul. So wurden denn die uns bereits bekannten Präliminarien von Fontainebleau abgeschlossen (S. 103), welche die von den englischen Seesoldaten mitten in der Sommerhitze mit so großer Tapferkeit und Anstrengung eroberte Insel Cuba den Spaniern, Martinique und Guadeloupe den Franzosen zurückstellten, dafür aber erhielt England von jenen Florida, von diesen Canada zum Ersatz, ein wichtiger Länderzuwachs für die britischen Colonien. Mit dem Abschluß des Friedens am 10. Febr. 1763 entschied sich der Sieg der germanisch-protestantischen Race über die romanisch-katholische in Nordamerika. Die feudalen und hierarchischen Einrichtungen Neufrankreichs, gegründet auf ein System von erblichen Herrenrechten und priesterlicher Bevormundung, ohne Grundeigenthum und Volksfreiheit der Gemeinen erlagen dem mächtigen Hauche der neuen Ideen von Menschenrechten, Selbstbestimmung, Gewissens- und Denkfreiheit, welche die Aufklärung in die Welt gebracht hatte.

Vergebens machten die Indianerstämme unter der Führung des unternehmenden und starken Häuptlings Pontiac den Versuch, mit Gewalt die Besitznahme des Landes durch die Engländer zu hindern; der Krieg, den die wilden Stämme von den Fällen des Niagara und den waldigen Abhängen der Alleghanies bis zu den Birkenwäldern des Mississippi gegen die festen Plätze erhoben, war zwar vielen weißen Ansiedlern verderblich, wurde aber schließlich doch durch die gemeinschaftlichen Anstrengungen der königlichen Truppen und der Milizen, durch die überlegene Kriegskunst des englischen und schottischen Militärs überwältigt. Die Herrschaft der germanischen Race im Norden und Westen war nicht mehr abzuwerfen. Eine königliche Ordonnanz führte in Canada die

englischen Gesetze und die Formen der Rechtspflege ein; die Indianerstämme schlossen mit den neuen Gebietern dieselben Verträge, die zwischen ihnen und den französischen Canadiern bestanden hatten, und während Tausende ihrer bisherigen Heimath den Rücken wandten, zogen Schwärme von Beamten, Richtern und neue Ansiedler aller Stände ein. — Es war vorauszusehen, daß auch Louisiana, das in diesem Frieden den Spaniern als Ersatz für Florida überlassen ward, bald der germanischen Race zufallen würde. Der Widerstand der französischen Bevölkerung von New-Orleans gegen die spanische Herrschaft erzeugte republikanische Ideen am unteren Mississippi und erleichterte in der Folge den Anschluß an die Vereinsstaaten. — Die französischen Staatsmänner Choiseul und Vergennes sahen schon damals voraus, daß die englischen Colonien, von der Furcht vor den „unruhigen Galliern" im Norden und Westen befreit, die Abhängigkeit vom Mutterlande nicht lange mehr ertragen würden, und daß für Frankreich bald die Zeit der Rache und Vergeltung kommen werde.

Staatsleben der Colonien.

Zu dieser Zeit hatten die Colonien ihr öffentliches Leben so eingerichtet und ausgebildet, wie es bis zur Gründung der Unions-Republik sich erhielt. Die Verfassungsformen waren verschieden, bald demokratisch mit Rechtsgleichheit Aller, bald aristokratisch mit Bevorzugung einzelner durch die königlichen Stiftungsurkunden privilegirter Geschlechter. In der Regel bildete ein von der bürgerlich seßhaften Bevölkerung in Stadt und Land auf kürzere oder längere Zeit gewählter Rath oder Senat mit einem Abgeordnetenhaus oder Assembly die Legislatur. Der Gouverneur wurde vom Senat gewählt, vom König bestätigt, Beamte und Richter vom Rath und Gouverneur gemeinschaftlich ernannt. Die Legislaturen bewilligten alljährlich die für Verwaltung und Gerichtswesen erforderlichen Ausgaben; aber so oft die Anmuthung an sie gestellt wurde, sich zu einer festen bindenden Auflage zu verpflichten, wiesen sie die Versuchung zurück.

2. Parteiung und Verfassungskämpfe.

a. Das Ministerium Grenville und die Stempelakte.

Englands Colonialpolitik.

Was Choiseul vorausgesagt, wurde bald der ganzen Welt klar: das Mutterland und die Colonien, durch keinen gemeinschaftlichen Feind mehr zum einträchtigen Zusammenwirken gezwungen, folgten bald den natürlichen Gegensätzen ihres Charakters und Wesens. Seitdem England aus der insularischen Abgeschlossenheit herausgetreten und zu einer Weltmacht geworden, war das Streben der aristokratischen Männer, welche die Sitze im Cabinet und in den beiden Häusern des Parlaments füllten, dahin gerichtet, die verschiedenen Theile des Reichs mehr zu concentriren und dem Hauptlande dienstbar zu machen, die monarchisch-parlamentarische Regierungsform fester zu gestalten, London zur wahren Metropole des großen Ländercomplexes zu erheben und die englischen Gesetze und Institutionen für das Ganze gemeingültig zu machen. Die Staatsmänner, die unter Lord Bute und nach dessen Rücktritt unter dem kalten, eingebildeten, habsüchtigen Grafen von Grenville sich in die Geschäfte theilten, betrachteten England

als „die Hand und das Herz" des ganzen Reichs und die übrigen Theile als Kanäle, deren Bestimmung es sei, „diesem Haupte Reichthum und Kraft zuzuführen." Die Erweiterung des Colonialgebiets in Nordamerika war nur durch große Anstrengungen und durch Erhöhung der Staatsschuld erzielt worden; was war daher natürlicher als daß man die überseeischen Provinzen, die aus der Errungenschaft den größten Nutzen zogen, denen jetzt die unendlichen Länderstrecken im Westen offen lagen, ohne daß sie in der Occupation durch die Eifersucht und Rivalität der Franzosen gehindert werden konnten, zur Theilnahme an den Reichslasten heranzuziehen suchte? König Georg III. stimmte ganz mit dem Plane seiner Minister überein. Von deutschem Fürstenstolz erfüllt war er eifersüchtig auf seine Macht und haßte vor Allem den demokratischen Geist Neuenglands.

Monopole und Handelsgesetze.

In früheren Zeiten waren durch königliche Verordnungen die commerciellen Verhältnisse zwischen dem Mutterlande und den Colonien festgestellt und zu Gunsten des ersteren nach und nach ein drückendes Monopol- und Ausbeutungssystem begründet worden; die Amerikaner sollten womöglich Alles nur aus England beziehen und ihre Produkte nur an britische Handelsleute verkaufen. Man hatte die Navigationsakte auch auf die Tochterstaaten ausgedehnt; man hatte nach dem Vorbilde der Spanier die Ausfuhr der Colonialgüter wie Tabak, Reis, Getreide u. A. nur nach den der britischen Krone gehörigen Ländern gestattet, die Einfuhr europäischer Waaren ausschließlich den englischen Schiffen vorbehalten, den transatlantischen Provinzen die Fabrikation von Eisen- und Stahlwaaren, die Aufstellung von Webstühlen und dergleichen untersagt. Dadurch wurde der Werth der amerikanischen Rohprodukte vermindert, der Preis der englischen Fabrikate und Einfuhrartikel erhöht, die Entwickelung der amerikanischen Industrie gehemmt und der ganze Markt von der Kaufmannswelt des Mutterlandes abhängig gemacht. Selbst der Verkehr der Colonien unter einander war durch Binnenzölle erschwert. Sägen, Scheeren und Messer durften nicht im Lande verfertigt werden. Die in der Folge entstandene Anekdote, man habe verlangt, daß jedes amerikanische Pferd zum Hufebeschlagen nach England gebracht werde, ist bezeichnend genug, bis zu welchem Grade die Colonien durch Monopole und Handelsgesetze zu Gunsten des Mutterlandes ausgebeutet wurden. Der Handel mit Negersclaven war ausschließlich in den Händen britischer Kaufleute. Amerika wurde von englischem Papiergeld überschwemmt, dessen Curs von Regierung und Parlament festgesetzt war. Franklin hat im J. 1773 das englische Monopol- und Prohibitivsystem in Woodhalls Zeitung »Public advertiser« satirisch verhöhnt, indem er eine angebliche Verordnung Friedrichs II. „Feststellung der Rechte Preußens an England betreffend" veröffentlichte, worin kraft der Einwanderung der Angelsachsen ähnliche Ansprüche an deren Abkömmlinge erhoben werden, wie sie der König von Großbritannien an die Nordamerikaner stellte.

Der Prinzipienstreit um das Besteuerungsrecht.

Alle diese und andere Beschränkungen und Belastungen hatten sich die Colonien bisher gefallen lassen, wenn gleich mit manchen Einsprachen und Beschwerden; auch wußten sie durch Schleichhandel einzelne drückende Bestimmungen illusorisch zu machen. Mittlerweile hatten sich aber die Einsichten und Ansichten geklärt. In den Freibriefen oder Stiftungsurkunden hatten die englischen Könige einen Theil ihrer Souveränetätsrechte auf die Empfänger übertragen; danach war die gesetzgebende und richterliche Gewalt nach dem Vorbilde Alt-

Englands in allen Provinzen freigewählten Volksvertretern und Richtern zugewendet worden, die gemeinschaftlich mit den Statthaltern oder Governors die Staatshoheit in sich trugen und vollzogen. Eine gesetzliche Bestimmung oder Verordnung konnte somit nur Gültigkeit haben, wenn die einheimische Legislatur mit dem Stellvertreter des Königs, dem Kronamte einverstanden war, wenn wie im Mutterlande König und Parlament, so in den Colonien Governor und Volksrepräsentation übereinstimmten. Diese Auffassung war jedoch keineswegs nach dem Sinne der englischen Staatsmänner und des auf seine Autorität eifersüchtigen Königs Georg III. Sie wollten vielmehr die monarchisch-aristokratische Gewalt, die in der Krone und den beiden Parlamentshäusern concentrirt war, für das Gesammtreich in Geltung setzen, den Einfluß der großen Familien, aus denen Regierung und Gesetzgebung bestellt wurden, auf alle Länder, Aemter und Geschäfte ausdehnen, die Colonisten zu Unterthanen des parlamentarischen Regiments von Altengland machen. Insbesondere stellte sich Lord Grenville, ein in Handels- und Finanzsachen wohlerfahrener Mann, zur Aufgabe, die öffentlichen Einkünfte zu vermehren, die auswärtigen Provinzländer den volkswirthschaftlichen Interessen des Mutterlandes mehr dienstbar zu machen, die königliche Prärogative auszudehnen. Es ist uns aus früheren Blättern erinnerlich, wie sehr das Auftreten des Publicisten und Parlamentsmitglieds Wilkes, als er die Würde und die Rechte der Repräsentantenhäuser gegen Krone und Ministerium vertheidigte und den durch die Habeascorpusakte gewährleisteten persönlichen Rechtsschutz gegen ungesetzliche Eingriffe zu wahren suchte, bei dem englischen Volke Sympathie fand. Auf nicht minder starken Widerstand stießen die ministeriellen Auffassungen und Tendenzen in den Tochterstaaten. Als nun bald nach dem Pariser Frieden die Navigationsakte verschärft, kraft eines neuen „Zollgesetzes für die Colonien und Pflanzungen“ mehrere Handelsartikel mit Eingangszöllen belegt und der Schleichhandel mit fremden Nationen, der bisher in Folge einer laxen Handhabung der Zollgesetze und durch systematische Bestechung schwunghaft betrieben worden war, durch strengere Strafbestimmungen verboten ward, da mußte nothwendig die Frage aufgeworfen werden, ob die parlamentarische Regierung befugt und berechtigt sei, die Colonien in den Kreis ihrer gesetzgeberischen Thätigkeit zu ziehen. Es war nicht die an sich unerhebliche Auflage, womit im April 1764 die Einfuhr fremder Handelsgüter als Kaffee, Zucker, Indigo, Wein, Seidenwaaren belastet ward, gegen was man in Amerika ankämpfte. Aehnliches und Schwereres hatte man sich früher häufig genug gefallen lassen; und auch jetzt hätte man die Besteuerung als eine Finanz- und Handelsmaßregel hingenommen, wäre sie in anderer Weise erfolgt, hätte man die Zustimmung der einheimischen Legislaturen eingeholt oder eine vermittelst Selbstbesteuerung aufzubringende entsprechende Summe begehrt; es war vielmehr der Anfang eines Prinzipienkampfes. Lord Grenville und seine gleichgesinnten Collegen hatten zu deutlich ausgesprochen, daß die Besteuerung der

Colonien nicht nur zur Erleichterung und Ausgleichung der Staatslasten dienen und die Finanzlage verbessern sollte, sondern daß damit auch eine „Stärkung der königlichen Gewalt" beabsichtigt sei, daß das Prinzip aufgestellt werde, die Autorität der parlamentarischen Regierung Londons erstrecke sich auf alle Theile des Reichs, die von der Krone und den beiden Häusern erlassenen Gesetze müßten auch von den Colonialstaaten als rechtsverbindlich anerkannt werden. Aber solche Ansprüche waren schon früher, wo sie aus einzelnen Symptomen hervorzuleuchten schienen, auf Versammlungen und in der Presse bestritten worden. Der feurige und beredte James Otis, Mitglied des Repräsentantenhauses in Boston hatte bereits vor drei Jahren den Grundsatz ausgesprochen, daß die Constitution Neuenglands höher stehe als eine Parlamentsakte, und der philosophisch und juristisch gebildete John Adams stellte Vernunft und Naturrecht über alle menschlichen und historischen Satzungen. „Gott hat alle Menschen ursprünglich gleich geschaffen", so faßt ein anderer republikanisch gesinnter Schriftsteller das Glaubensbekenntniß der amerikanischen Demokraten zusammen: „er verlieh ihnen das Recht zu leben, Eigenthum zu besitzen und so viel Freiheit zu genießen, als ohne Eingriffe in die Rechte Anderer möglich ist. Eine jede Regierung ist nur eine politische Einrichtung, ein stillschweigender Vertrag zwischen Menschen, die von Natur aus gleich sind, eine Einrichtung, getroffen um der Wohlfahrt des Ganzen dienstbar zu sein und nicht zur Verherrlichung eines oder mehrerer Bevorzugten." Seitdem hatte die Erkenntniß, daß England seine Erfolge in dem Kampfe gegen die bourbon'schen Mächte in erster Linie den Anstrengungen und dem kräftigen und opferwilligen Beistande der Colonien in Amerika zu verdanken habe, das Selbstgefühl der Provinzialen bedeutend gehoben. Die Rousseau'schen Lehren, „daß die Natur weder Fürsten noch Reiche und Vornehme schaffe, daß die Souveränetät des Volkes älter sei als die Institutionen, welche dieselbe beschränken, daß diese Institutionen nur durch wechselseitige Uebereinstimmung verbindliche Kraft erhielten", waren den Amerikanern in Fleisch und Blut gedrungen.

Die Stempelakte 1765. Was war daher natürlicher, als daß die Amerikaner gegen eine Steuerverordnung Protest erhoben, in der sie den ersten Versuch erkannten, die legislatorische Autorität des Parlaments auf die Colonien auszudehnen, die transatlantischen Staaten, mit Umgehung der einheimischen Organe direkt in das englische Staats- und Verfassungsleben hineinzuziehen! Doch waren die Vorstellungen, welche die in London anwesenden Agenten einzelner Provinzen, darunter Franklin und Jackson, gegen die Besteuerung vorbrachten, so sachlich gehalten, man hatte dabei so vorsichtig die Prinzipienfrage vermieden und sich so ausschließlich auf den vorliegenden Fall beschränkt, daß das Ministerium annehmen konnte, die Opposition sei nur gegen den Besteuerungsmodus gerichtet, der Widerstand gelte nicht dem Prinzipe sondern nur der Form der Abgabe, nicht das Recht der Besteuerung, sondern nur die Art der Erhebung sei der Stein des

Anstoßes. Der Minister Grenville ließ daher das neue Zollgesetz, das die Amerikaner dadurch zu umgehen suchten, daß sie sich der zollbaren Waaren enthielten, fallen und griff zu einer andern umfassenderen Maßregel. Er beschloß, ein gestempeltes Papier einzuführen, das bei allen öffentlichen Urkunden und bei allen Akten und Verträgen, welche gerichtliche Gültigkeit beanspruchten, verwendet werden sollte. „Die Stempelakte", sagt Bancroft, „sollte der Schlußstein eines Systems von „Colonialmaßregeln" sein, die, wie Grenville glaubte, auf die echten Prinzipien der Politik des Handels und des Finanzwesens gegründet waren." Mit dieser Bill über die Stempelsteuer war eine zweite verbunden, welche den Colonien die Verpflichtung auferlegte, den königlichen Truppen Wohnung und Verpflegung zu gewähren, eine Forderung, die schon früher hier und da erhoben aber stets bekämpft worden war. Eine Militärmacht von zwanzig Regimentern sollte in Amerika errichtet und die Ausgaben dafür von den Colonien bestritten werden. Es waren heiße Redeschlachten, die in den ersten Monaten des Jahres 1765 in beiden Häusern vorgeführt wurden; aber wie viele Bedenken und Gegengründe von Seiten der Opposition geltend gemacht wurden, die Regierung, welche die amerikanische Frage als eine Frage des Gehorsams gegen die Gesetze und der Achtung vor der parlamentarischen Gewalt des Königreiches hinstellte, behielt die Oberhand. Die Bill ging bei den Gemeinen und den Lords durch und wurde, da König Georg III. an einem Anfall von Geisteskrankheit litt, von der für die Vollziehung der Staatsgeschäfte eingesetzten Regentschaftscommission bestätigt. 22. März 1765.

Die Bill enthielt alle einzelnen Bestimmungen und verwies die Uebertretungen derselben vor die Admiralitätsgerichtshöfe, „so daß die Amerikaner nicht nur durch das britische Parlament besteuert, sondern auch wegen Umgehung oder Verweigerung der Steuer durch britische Richter ohne Zuziehung von Geschwornen verurtheilt werden sollten." Zugleich wurde das Militärgesetz im Sinne des Ministeriums durchgeführt und die höchste Gewalt in den Colonien in die Hände des Oberbefehlshabers gelegt. Die Ernennung der Beamten für die Stempelämter bewies den festen Willen der Regierung, mit dem neuen System rasch und ernst vorzugehen.

Die Stimmung in Neuengland.

Hatte sich in Amerika schon gegen die Einführung der Zollgesetze eine starke Opposition gezeigt, wie mußte jetzt erst die Aufregung wachsen, als die Verhandlungen und Beschlüsse des Parlaments keinen Zweifel mehr ließen, daß König und Minister entschlossen seien, die Colonien der Gewalt der Regierung und gesetzgebenden Macht des Mutterlandes zu unterwerfen. Schon während der Parlamentsverhandlungen hatte ein in London anwesender Mann aus Connecticut seinen Landsleuten geschrieben: „Wenn die Colonien sich nicht jetzt verbünden, so können sie ihrer Freiheit Lebewohl sagen, ihre Freibriefe verbrennen und sich so gut als möglich in die Knechtschaft schicken." In Boston und in ganz Neu-England wurde in Zeitungen, in Flugschriften, auf Versammlungen ausgeführt, daß nach Natur, Vernunft und göttlicher Anordnung die Menschen frei und gleich seien, daß keine Institution, kein überliefertes Gesetz diese angeborne Freiheit und Gleichheit aufheben könne, daß jede Regierung die Wohlfahrt des

Ganzen im Auge haben müsse und kein Land, kein Volk oder einen Stand höher stehen dürfe als andere. „Die Welt steht am Vorabend des großartigsten Schauspiels irdischer Macht und Größe, das noch jemals den Augen des Menschengeschlechts vorgeführt worden" sprach einst James Otis, neben Samuel Adams der feurigste Volkstribun in Boston. „Wer den Sieg erringen wird, das weiß Gott. Aber die menschliche Natur muß und wird von der allgemeinen Sclaverei befreit werden, die so lange über das Menschengeschlecht triumphirt hat." Und John Adams, ein jüngerer Verwandter von Samuel, sagte: „Ich betrachte die Colonisirung von Amerika stets mit Ehrfurcht und Bewunderung als den Anfang eines neuen großen Werkes der Vorsehung zur Erleuchtung der Unwissenden und zur Freimachung des noch in Sklaverei schmachtenden Theiles der Menschheit auf der gesammten Erde." Im ganzen Lande wehte bereits eine revolutionäre Luft; aber die Stimmführer hielten sich bei allem dem in den Schranken der Mäßigung und einer legalen Opposition. Die Bevollmächtigten und Sachwalter der Colonien in London machten geltend, daß ein Parlament, bei dem sie nicht vertreten wären, sie nicht besteuern könne; daß ihre eigenen Abgaben bei ihrer Armuth schon groß genug seien, daß das in den beiden Häusern repräsentirte englische Volk kein Recht habe, sie die Amerikaner wie rechtlose Unterthanen zu behandeln und mit willkürlichen Steuern zu belasten, daß es unbillig sei, die Colonien nicht nur in der Vertretung, sondern auch in Beziehung auf Rechtsschutz vor den Gerichten gegen die Engländer von Geburt zu verkürzen. Dabei suchten sie aber sorgfältig jeden Schein von Illoyalität und Ungehorsam gegen König und Obrigkeit, jeden Gedanken an Abfall fern zu halten. Ihre Beschwerden und Argumente fanden in der Bevölkerung Altenglands selbst einen kräftigen Nachhall. Isaac Barré, der Gefährte und Freund des General Wolfe, führte in einer Parlamentsrede, die rasch in den Colonien verbreitet ward, mit Pathos und Ironie aus, daß das Mutterland keine Ursache habe, sich seiner Verdienste um die Provinzen zu rühmen; nicht durch England, sondern durch die eigene Kraft seien die „Söhne der Freiheit" zu ihrer Größe und Wohlhabenheit emporgestiegen. Diese Rede ward die Veranlassung zur Gründung des politischen Bundes der „Söhne der Freiheit", einer Verbrüderung gleichgesinnter Amerikaner, deren Wirkung in der Folge bedeutsam hervortrat.

Ministerkrisis in England u. wachsender Widerstand in Amerika.

Um diese Zeit ging es in London unruhig her. Die Krankheit des Königs, wenn auch bald wieder geheilt, zeigte die Nothwendigkeit, durch ein Regentschaftsgesetz für ähnliche Fälle Vorkehrungen zu treffen. Nun wollte aber Grenville aus Abneigung gegen Lord Bute die verwittwete Prinzessin von Wales, Georgs III. Mutter nicht in die Zahl der zur Regentschaft berechtigten Mitglieder der königlichen Familie aufgenommen wissen. Auch verlangte er, daß die Freunde Butes, sein Bruder Lord Stuart Mackenzie, der Herzog von Northumberland, dessen Sohn mit einer Tochter Butes vermählt war, und Lord Holland von ihren einflußreichen Aemtern entfernt werden sollten. Der König, der seiner Mutter und

ihrem Günstling sehr gewogen war und den drei Herren sein Wort verpfändet hatte, sie bei ihren Stellen zu erhalten, wurde über dieses Vorgehen Grenvilles höchst aufgebracht: er knüpfte durch seinen Oheim, den Herzog von Cumberland mit dem zum Lord Chatham erhobenen William Pitt Unterhandlungen an, daß er ein neues Ministerium bilde. Der Plan kam jedoch nicht zur Ausführung: Pitt wollte nur Parteigenossen in das Cabinet aufnehmen und der eigensinnige, auf seine Gewalt und Autorität eifersüchtige König konnte sich nicht entschließen, in einem Augenblick, da in London und in Neuengland die Demokratie so übermüthig ihr Haupt erhob und der Ruf über Verfassungsverletzung in Volksversammlungen und tumultuirenden Auftritten sich so laut hervorwagte, das Regiment gänzlich in die Hände der liberalen Oppositionsmänner zu legen. Ueberdies war Grenvilles Colonialpolitik ganz nach seinem Sinn; ein Abgehen davon würde ihm als eine Verleugnung seiner Grundsätze erschienen sein. Die ministerielle Krisis dauerte daher noch einige Monate fort, während welcher Zeit Grenville Gelegenheit hatte, alle Schritte zur Einführung der Stempelakte und zur Verschärfung der Zollgesetze zu thun. Als endlich im Juli der Marquis von Rockingham, Lord Grafton und andere Glieder der alten Whigaristokratie mit dem hochbejahrten Herzog von Newcastle die Leitung der öffentlichen Angelegenheiten in die Hände nahmen, trieb die Aufregung in Neuengland bereits hohe Wogen. Virginien hatte durch eine Declaration der Colonialrechte „die Sturmglocke geläutet"; in Massachusetts, Pennsylvanien und ganz Neuengland hatte man sich auf Colonialcongressen zu gemeinsamem Handeln verständigt; in New-York wurden von Bevollmächtigten aller Provinzen die beiden Parlamentsbeschlüsse für ungesetzlich erklärt und eine Erklärung der Rechte und Beschwerden nach England gerichtet. „So schritt die Revolution immer weiter vor. Virginia führte den Widerstand an; Massachusetts drang auf Vereinigung; New-York deutete auf die Unabhängigkeit hin." Zugleich bildeten sich Vereine gegen den Ankauf und Gebrauch britischer Waaren; in andern Vereinen verpflichteten sich die Theilnehmer, um die Stempeltaxe zu umgehen, ihre Streitigkeiten künftighin von Schiedsrichtern entscheiden zu lassen; die politische Verbindung der „Söhne der Freiheit" nahm an Mitgliedern zu. „Ueberall vom Norden bis zum Süden, durch die Presse, in Briefen, im gesellschaftlichen Leben oder in Gruppen auf der Straße erzählten die „Söhne der Freiheit" einander ihre Leiden und entwarfen Pläne zur Vergeltung oder Abhülfe." An einem Augustmorgen erblickten die Einwohner von Boston die Bildnisse von Bute, Grenville und dem Stempelmeister Oliver an einer hohen Ulme aufgehängt. Sie führte seitdem den Namen „Baum der Freiheit." Die „Stempelvertheiler" fürchteten sich ihr Amt anzutreten; hier und da wurden die für die neue Steuer errichteten Häuser erstürmt. Puritanische Prediger gossen Oel ins Feuer: „Die Vertheidiger der Stempeltaxe scheinen Rathgeber von Rehabeams Art zu sein," sagte einst der feurige Prediger Stephan Johnson. „Anstatt das Schreien eines loyalen niedergetretenen Volkes anzuhören und seinen Beschwerden

abzuhelfen, sind sie eher dafür, Bürde auf Bürde zu häufen, bis sie den kleinen Finger des gegenwärtigen Königs tausendmal schwerer machen als die Lenden seines guten Großvaters, und möchten mit einer militärischen Kette Alles festbinden. Solche Rathschläge endeten in Israel mit einer Empörung und mit einem Bruche, der niemals geheilt werden konnte. Daß diese Sache auf ähnliche Weise ende, ist für die Vorsehung Gottes nicht unmöglich." Wie ein römischer Volkstribun verfocht der feurige John Adams in der Presse Freiheit und angeborene Menschenrechte gegen Unterdrückung und Tyrannei. Von Mund zu Mund flogen die Worte: „Ihr habt Rechte, die älter sind als jede irdische Regierung; Rechte, die durch menschliche Gesetze weder aufgehoben, noch beschränkt werden können, Rechte, die Euch der große Gesetzgeber des Weltalls gegeben hat."

b. Das Ministerium Rockingham und das Besteuerungsrecht.

Mahnungen zur Mäßigung. Als die Kunde von dem Ministerwechsel in Amerika eintraf, kehrte eine ruhigere Stimmung in die Gemüther ein: Besonnenere Männer suchten die aufgeregte Volksleidenschaft zu beschwichtigen. Man erwartete von den neuen Großräthen der Krone, die meistens als Freunde und Gesinnungsgenossen des „großen Bürgers" Pitt bekannt waren, entweder die Zurücknahme des Steuer- und Militärgesetzes, oder doch eine solche Milderung, daß dabei die Verfassung fortbestehen konnte. Gerade damals begann man die Colonisirung in Illinois und im ganzen Mississippi-Thal nach dem Abzug der Franzosen in größerem Maßstabe in Angriff zu nehmen: ein Kampf mit England konnte auf diese Arbeiten nur störend einwirken. In den Versammlungen hörte man manche Stimme, die zur Ruhe und Ordnung mahnte. Und selbst als kein Zweifel mehr war, daß auch das neue Ministerium in Betreff der Stempelakte auf dem betretenen Wege fortschreiten werde, rieth Franklin von London aus, daß man sich in die Umstände fügen solle. Der König und seine Umgebung seien so gereizt über die in den Provinzen zu Tage getretenen Ansprüche auf Unabhängigkeit und demokratische Selbstbestimmung, daß die Regierung dem Strome folgen müsse. Die Vorstellungen der amerikanischen Bevollmächtigten seien fruchtlos. „Wir hätten eben so gut den Untergang der Sonne aufhalten mögen. Da sie aber einmal hinunter ist und es lange dauern wird, ehe sie wieder aufgeht, so wollen wir uns in der Nacht so gut als möglich einrichten. Wir können wenigstens Lichter anzünden. Sparsamkeit und Fleiß werden viel dazu beitragen uns schadlos zu halten. Müßiggang und Eitelkeit legen schwerere Steuern auf als Könige und Parlamente; wenn wir die ersteren abschaffen, werden wir die letzteren leichter ertragen."

Revolutionäre Bewegung. Die Mahnungen kamen zu spät. Wie sehr man noch immer den Gedanken eines Abfalls von England zurückwies und sich öffentlich seiner Loyalität rühmte; in Wahrheit befand man sich bereits auf dem Wege der Revolution. Viel trug dazu der übergroße Eifer der Royalisten und die Brutalität mancher Governors

und Militärbeamten bei. In allen Staaten und Gemeinden hatte man sich zu gemeinschaftlichem Widerstand gegen die inconstitutionellen Gesetze vereinigt. „Wenn es keine andere Abhülfe gegen die Stempelakte und ähnliche willkürliche Gesetze gibt", hörte man sagen, „so muß das Volk seine natürlichen Rechte und die Autorität, mit der es von der Natur und von Gott ausgerüstet ist, wieder zurücknehmen." Was Schiller den Stauffacher in Wilhelm Tell sagen läßt, *) das war damals die Volksansicht der englischen Colonien Amerika's und des ganzen Zeitalters. In New-York verpflichteten sich die Kaufleute, keine Waaren nach England zu schicken und keine Bestellungen dort zu machen; in derselben Stadt unterzeichneten die Abgeordneten von sechs Staaten eine Unionsurkunde, durch 25. Okt. 1765. welche die Colonien „gleich einem Ruthenbündel wurden, das weder gebogen noch gebrochen werden konnte"; und als der 1. November, an welchem das 1. Nov. 1765. Stempelgesetz in Kraft trat, herankam, wurde das allgemeine Trauergeläute der Glocken von dem lauten Ruf des Volkes in den Straßen begleitet: „Freiheit, Eigenthum und kein Stempel." Die Maßregel erwies sich bald als unausführbar: Man fand keine Leute, welche das gehässige Amt auszuüben wagten; die Zeitungen erschienen ohne Stempel; man verhinderte den Verkauf des gestempelten Papiers und brachte ganze Ballen unter Verschluß oder verbrannte sie öffentlich. Von gerichtlicher Bestrafung konnte nirgend die Rede sein.

Die neuen Minister u. die Rechtsfrage der Besteuerung im Parlamente. 1766.

Die Whigminister geriethen in Verlegenheit: es waren lauter Leute, die ihre Stellung weniger ihren Talenten, als ihrem Reichthum und Familieneinfluß zu verdanken hatten; von Rockingham sagte man, daß er sich besser auf Pferde und Wettrennen als auf Finanz- und Staatsgeschäfte verstehe. Er war abhängig von seinem Secretär und Freund Edmund Burke, dem kenntnißreichen, klugen und ehrgeizigen Irländer, der seinem hochgebornen Gönner mit seiner gewandten Feder und seiner pomphaften, phantasievollen und pathetischen Beredsamkeit diente. Von dem Grafen von Dartmouth, der den Handelssachen vorstand, wußte man Nichts zu rühmen als „daß er eine Grafenkrone trage und bete", Grafton wird von dem Dichter Gray als ein Mann von Ehre und Ge-

*) Nein, eine Grenze hat Tyrannenmacht.
Wenn der Gedrückte nirgends Recht kann finden,
Wenn unerträglich wird die Last — greift er
Hinauf getrosten Muthes in den Himmel
Und holt herunter seine ew'gen Rechte,
Die droben hangen unveräußerlich
Und unzerbrechlich, wie die Sterne selbst —
Der alte Urstand der Natur kehrt wieder,
Wo Mensch dem Menschen gegenüber steht —
Zum letzten Mittel, wenn kein andres mehr
Verfangen will, ist ihm das Schwert gegeben —
Der Güter höchstes dürfen wir vertheid'gen
Gegen Gewalt.

rechtigkeit gepriesen, aber seine Fähigkeiten waren nicht hervorragend; der Siegelbewahrer Newcastle war ein gebrechlicher Greis. Die Lage war in der That eine schwierige. Als Partei- und Gesinnungsgenossen Pitts mußten die Minister zu der Verfassung Altenglands stehen und die Stempelakte verwerfen; hatten sie dann aber nicht den Widerstand des Königs, der Fraction Grenville, der Mehrheit der Aristocratie, ja selbst des englischen Nationalstolzes zu gewärtigen? Auf der andern Seite drängte die Londoner Kaufmannschaft, deren Handel unter den obwaltenden Mißhelligkeiten großen Schaden nahm, zu einer Politik der Versöhnung und Ausgleichung. Die Regierung brachte die Angelegenheit vor die beiden Häuser. Da traten so stürmische Sitzungen ein wie in den Stuart'schen Zeiten. Die Royalisten erklärten die Scenen in Nordamerika für offene Rebellion, die man mit den Waffen niederschlagen müsse. Der Herzog von Cumberland schien ihnen der rechte Mann zu sein, durch ein neues Culloden die Bewegung zu ersticken. Aber gerade um diese Zeit starb der alte Feldherr eines plötzlichen Todes. Das Jahr ging zu Ende ohne daß man in London zu einem Entschluß kommen konnte. Lange waren die Debatten im Parlament nicht so erregt gewesen wie in den ersten Wochen des Jahres 1766. William Pitt war von Bath, in dessen Heilquellen er seine leidende Gesundheit herzustellen suchte, herbeigeeilt, um im Unterhause die Ansicht auszusprechen, „daß Amerika, welches in Westminster unvertreten sei, weder nach Gesetz und Verfassung noch nach Vernunft und Billigkeit zur Unterwerfung unter irgend eine Steuerbill des Königreiches angehalten werden könne, die Einführnng der Stempeltaxe würde die Engländer jenseit des Oceans des letzten Restes ihrer Freiheit berauben." Der frühere Minister Grenville suchte zu beweisen, daß Regierung und Parlament unbedingte Autorität über die Colonien besäßen, daß die Amerikaner durch ihre Weigerung zur Erleichterung der Finanzen Englands beizutragen undankbar handelten, da die Nationalschuld hauptsächlich um ihretwillen so gemehrt worden, und erklärte die Vorstellung des New-Yorker Unionscongresses und die tumultuarischen Auftritte für ein revolutionäres Vorgehen. Die Bemerkung, daß dieses revolutionäre Treiben durch den Factionsgeist des Hauses herbeigeführt werde, gab dem großen Staatsmann Gelegenheit in einer zweiten begeisterten Rede für die Colonien einzutreten. Mit Worten, die wie Schwerthiebe in die Gemüther drangen, legte Pitt dar, daß die Stempelakte als verfassungswidrig sofort zurückgezogen werden müsse; er freue sich, daß drei Millionen Menschen so lebhaft von dem Gefühle des Rechts und der Freiheit beseelt seien, um sich gegen Bedrückung und Gewaltthätigkeit aufzulehnen, das Steuergesetz müsse fallen, um so nachdrucksamer die Oberherrlichkeit Großbritanniens über die Colonien ausgesprochen werden. Von beiden Parteien wurden die staatsrechtlichen Fragen geistreich, scharfsinnig und beredt beleuchtet; die Verhandlungen erinnerten an das Jahr 1688, dessen Schöpfungen jetzt zum erstenmal im Sinne des modernen Zeitgeistes angefochten wurden. Man erkannte, wie weit ein aus

so mangelhaften Wahlen hervorgegangenes Unterhaus von einer wahren Nationalrepräsentation entfernt sei; die Ahnung von der künftigen Nothwendigkeit einer durchgreifenden Parlamentsreform, kraft deren die verfallenen Burgflecken (Rottenboroughs) ihrer ungerechten Privilegien beraubt, die heranwachsenden Handels- und Fabrikstädte in das parlamentarische Leben hereingezogen und die Irländer als vollberechtigte Glieder des Königreichs behandelt werden müßten, trat damals schon an die Oberfläche. Und warum sollten denn nicht auch die auswärtigen Gebiete desselben Rechtes theilhaftig werden? Aber in England, wo die adeligen Familien die Herrschaft fast eben so unbeschränkt ausübten wie die Nobili des goldenen Buches in Venedig, stand eine solche weitherzige Auffassung noch sehr in Ferne. Die von Pitt aufgestellte Ansicht vermochte bei den Gemeinen nur eine geringe Minorität, bei den Lords eine noch geringere zu erlangen. Und als die Minister dem König den Vorschlag machten, den großen Staatsmann in den höchsten Rath der Krone zu berufen, erfuhren sie eine entschiedene Zurückweisung. Gerade damals kam Rousseau nach England und erhielt ein Jahrgeld von hundert Pf. St. Georg III. hatte keine Ahnung von dem inneren Zusammenhange der ihm so verhaßten Bewegung in den Colonien mit den rechtspolitischen Ansichten des Genfer Philosophen. Das Besteuerungsrecht des Parlaments wurde aufrecht erhalten, Grenville's Theorie triumphirte. Von beiden Häusern wurde der Grundsatz sanctionirt, „daß England berechtigt sei, mit drei Millionen freier Bürger in Amerika zu machen, was das Schatzamt wollte."

Das Recht der Besteuerung war im Prinzip anerkannt. Aber sollte es in der von dem Ministerium Grenville empfohlenen Form in Anwendung gebracht werden? Die Meinungen waren getheilt: Pitt und der Minister Conway waren für die Aufhebung der Stempelbill, welche dem englischen Handelsstand den größten Schaden gebracht habe und leicht einen Krieg herbeiführen könnte. Die Partei Grenville beharrte auf ihrem Standpunkt; König Georg wollte höchstens von einer Modification hören. Man lud den Geschäftsführer für Pennsylvanien, Benjamin **Franklin** vor die Schranken des dichtgefüllten Hauses, damit er seine Meinung über die von Grenville und Townshend an ihn zu richtenden Fragen ausspreche. Der kluge Mann gab die bestimmte Erklärung, die Amerikaner würden sich wohl, wie bisher eine „äußere Steuer" bestehend in der Auflegung gewisser Zölle und Handelsbeschränkungen gefallen lassen, niemals aber eine „innere", zu welcher nicht die einheimische Gesetzgebung zugestimmt hätte. In jenem Falle sei es in die Macht jedes Einzelnen gestellt, sich der zollpflichtigen Waaren zu enthalten, in dem zweiten würden die Amerikaner als rechtlose Unterthanen behandelt. Der letzte Krieg gegen Frankreich und Spanien sei ein britischer Krieg gewesen, bei dem die Colonien ihre Kräfte nicht minder angestrengt hätten als England selbst; und wenn der rühmliche Kampf Gewinn gebracht habe, so sei derselbe den Einen wie den Andern zu Gute gekommen.

Aufhebung der Stempelakte.

Franklin im Unterhaus. 13. Febr. 1766.

22. Febr. 1766. Einige Tage nachher erfolgte die Abstimmung. Mit einer Mehrheit von zwei Drittheilen der Versammlung wurde die Aufhebung der Akte beschlossen. Wie Triumphirende wurden Pitt und Conway nach beendigter Sitzung von der außen stehenden Volksmenge gefeiert, während Grenville mit Zeichen des Unwillens empfangen ward. Die schottischen Mitglieder, von royalistischen Grundherren abhängig, hatten gegen die Aufhebung gestimmt; aber ihre großen Schriftsteller, der Philosoph Hutchinson, die Historiker Hume und Robertson, der Begründer der neuen Staatswirthschaftslehre Adam Smith, begrüßten mit der ganzen öffentlichen Meinung das Resultat mit freudiger Zustimmung. Das Oberhaus trat dem Beschlusse der Gemeinen bei, doch gaben viele Lords einen von Bedford
18. März. entworfenen Protest zu Protocoll. König Georg ertheilte mit innerem Widerstreben der „unheilvollen Bill" die Bestätigung; er betrachtete sie sein ganzes Leben lang als die Urquelle seines Kummers, als sein „Bett mit Dornen bestreut." Damit fiel die Besteuerungsakte thatsächlich zu Boden. Um so fester glaubte man in London an dem Prinzipe festhalten zu müssen. Man fügte zwei Clauseln bei, wovon die eine dem englischen Parlamente die höchste Gewalt und Autorität über Amerika in allen Dingen vorbehielt, die andere die entgegenstehenden Beschlüsse der amerikanischen Legislaturen und Colonialcongresse für null und nichtig erklärte. Diese „Declarationsbill" so wie das noch fortbestehende Militärverpflegungsgesetz minderten die Wirkung des parlamentarischen Aktes. In England selbst zündete man Freudenfeuer an und spendete dem Ministerium, das sich noch durch die Aufhebung der Abgabe von Obstwein (Cider-Taxe) und durch eine Amnestie für alle durch die Stempelakte hervorgerufenen Unruhen Popularität gewann, Preis und Lob; aber der König und seine aristokratische Umgebung grollten dem „Pandämonium in Carltonhouse"; und in Boston verkündeten die Publizisten Otis und Warren die Losung „Freiheit und Gleichheit." Es war dies um dieselbe Zeit als Ludwig XV. dem Pariser Parlamente erklärte, daß die ganze Fülle souveräner Gewalt und die ganze gesetzgebende und richterliche Autorität der Krone innewohne. So spitzten sich damals die drei Hauptprinzipien aller Staatsformen zu: der Absolutismus, der aristokratische Parlamentarismus, die Demokratie.

c. Ein kranker Minister und ein widerspenstiges Land.

Lord Chatham und das neue Cabinet. Dem König war das Ministerium Newcastle-Rockingham widerwärtig geworden; aber zu einem Systemwechsel wagte er nicht zu schreiten. So beauftragte er das Haupt der bisherigen Opposition William Pitt mit der Zusammensetzung eines neuen Ministeriums. Pitt unterzog sich der Aufgabe; er ernannte den zum Lord Camden erhobenen Oberrichter Pratt zum Geheimsiegelbewahrer und verband mit Grafton, Conway, Shelburne, die dem bisherigen Cabinet angehört hatten, einige Leute aus der Umgebung Butes, wie Jenkinson

und Mackenzie, so daß Burke das neue Ministerium als ein „Mosaik" bezeichnete. William Pitt trat als Earl of Chatham in das Haus der Peers. Damit war die Rolle des „großen Commoner" als Haupt der Opposition ausgespielt. Durch seinen Eintritt in ein gemischtes Cabinet und in das Oberhaus verlor er die Gunst und das Vertrauen des Volkes diesseit und jenseit des Oceans. Das Gefühl von dieser Wandlung erhöhte seine körperlichen Leiden und raubte ihm die Heiterkeit und den Muth der Seele. Denn es war klar, daß der König und Lord Bute und seine Freunde nur mit dem Namen des liberalen Staatsmannes ihre monarchisch-aristokratischen Tendenzen verdecken wollten. Während die Staatsschulden drückende Auflagen nöthig machten, wurde die grundbesitzende Aristokratie durch Herabsetzung der Landtaxe begünstigt. Gegen Ende des Jahres begab sich Chatham wieder nach Bath; und nun hatten die andern Glieder des Cabinets freie Hand, ihre egoistischen Zwecke zu verfolgen oder des Königs Vorurtheilen in Beziehung auf die Colonien nachzukommen. Georg III. betrachtete die Aufhebung der Stempelbill stets als ein „unheilvolles Zugeständniß, welches die Majestät Englands auf immer verwundet habe." Um so mehr wünschte er den immer schärfer hervortretenden Geist der Unabhängigkeit und des Demokratismus auf anderem Wege zu unterdrücken. Das Einquartirungsgesetz und die Zoll- und Handelsgesetzgebung boten dazu die beste Handhabe und in Charles Townshend fand er ein williges Werkzeug für seine Pläne. Da Lord Chatham wegen wiederholter Anfälle von Gicht nur selten an den Geschäften Theil nehmen konnte, so war der Einfluß des ehrgeizigen, beweglichen und leichtfertigen Townshend überwiegend. Der den Colonien günstig gesinnte Shelburne kam gegen den talentvolleren, redegewandten und witzigen Rivalen nicht auf.

Die Gegensätze der Interessen und Bestrebungen zwischen Alt- und Neuengland traten immer schärfer zu Tage: je mehr man in London an dem Besteuerungsrecht festhielt, desto mehr regten sich in New-York und Massachusetts die Anhänger der nationalen Unabhängigkeit, desto feindseliger gestaltete sich das Verhältniß zwischen der königlichen Militär- und Beamtenmacht und den Eingebornen. Dem klaren Auge des Herzogs von Choiseul entging die wachsende Erbitterung nicht: geheime Agenten, wie der Oberst von Kalb aus dem Elsaß hielten ihn auf dem Laufenden und suchten zugleich in Amerika selbst französische Sympathien zu wecken. Die Verminderung der Grundsteuer erzeugte in den Staatseinnahmen Englands einen großen Ausfall. Dieser sollte durch einen Hafenzoll in den Colonien gedeckt werden. Gesetzlich war gegen eine solche Maßregel nichts einzuwenden; einen passiven Widerstand, den Franklin angedeutet hatte, hoffte man durch die Royalisten zu bewältigen, gegen gewaltsame Auflehnungen hatte man einen hinreichenden Schutz in den Besatzungstruppen. Der Hydra der Demokratie, so lautete der Ausspruch des Königs, sollten die Köpfe abgeschlagen werden. Die Klugheit rieth jedoch zur Vorsicht. Die von dem Schatzkanzler Townshend im Mai in beiden Parlamentshäusern durchgeführte

Townshend und die Zollbill. 1767.

Mai 1767.

Bill setzte fest, daß für einige Einfuhrartikel, als Thee, Glas, Papier, Malerfarben ein geringer Hafenzoll erhoben und der Betrag für die Besoldungen der Kronbeamten und Richter verwendet werden sollte. Durch die Niedrigkeit der Abgabe hoffte man jedem Widerstand vorzubeugen und den holländischen Schleichhandel zu verhindern.

Lord North. Townshend erlebte die Wirkungen seiner Hafenbill nicht mehr. Der reichbegabte Staatsmann von glänzender Beredsamkeit, dessen witzige satirische Ausfälle und scharfe Zunge man überall fürchtete und bewunderte, wurde bald nach seinem Triumph von einem Fieber dahingerafft. Da Chatham noch immer durch seine Krankheit fern gehalten wurde, so trat Grafton an die Spitze des Ministeriums, aber die eigentliche Seele des Cabinets war Lord North, ein Vorfechter monarchisch-aristokratischer Grundsätze. Lord North, damals fünfunddreißig Jahre zählend, mithin ein Altersgenosse von Washington, „war ein Minister nach dem Herzen des Königs, von nicht glänzendem Geiste, aber mannichfachen und umfassenden Kenntnissen, heiteren Sinnes und geschäftstüchtig, dem Republikanismus, der Reform und jeder volksthümlichen Maßregel abgeneigt." Er war ein guter Gesellschafter von angenehmen umgänglichen Formen, ein gewandter Redner und ein geschickter Geschäftsmann von gesundem Urtheil, aber ohne Willenskraft gegenüber dem Thron und gleich seinem Collegen Jenkinson den Genüssen und Freuden des Lebens zugewendet und der aristokratischen Zeitbildung huldigend.

Widerstand u. Proteste. Wenn man in London geglaubt hatte, das parlamentarische Besteuerungsrecht unter der neuen unverfänglicheren Form durchführen zu können, so sollte die Regierung bald ihres Irrthums inne werden. Die Unabhängigkeitsideen waren schon zu weit verbreitet, die Prinzipienfrage schon zu oft nach allen Seiten überlegt, die Gegensätze von Natur- und Staatsrecht zu tief ins Volk eingedrungen, als daß sich die Amerikaner durch die Schlinge der englischen Staatskunst hätten bestricken lassen. In Boston, wo die Hauptzollstätte errichtet werden sollte, vereinigten sich die Kaufleute und Bürger zu dem Beschluß, keinen der zollpflichtigen Artikel einzulassen, eigene Manufacturen zu errichten und sich so viel als möglich des Gebrauchs britischer Produkte und Fabrikerzeugnisse zu enthalten, ein Beispiel, das bald in den übrigen Städten und Provinzen Nachahmung fand und dem englischen Handel empfindlichen Schaden zufügte. Doch vermied man jede herausfordernde Handlung, die in England als offene Widersetzlichkeit hätte gedeutet werden können. Der Vorwurf der Rechtsverletzung sollte auf die britische Regierung fallen. Auf dem Landtag von Massachusetts entwarfen die Patrioten eine Protestschrift gegen die Zollämter, gegen das Vorhaben, die Einnahmen zu ständigen Besoldungen der königlichen Beamten zu verwenden, gegen das Einquartierungsgesetz und wiesen in einer Eingabe an Minister und Parlament nach, daß Besteuerungen der Colonien ohne Bewilligung der einheimischen Gesetzgebung ein Eingriff in ihre natürlichen und constitutionellen Rechte seien. Zugleich richteten sie eine Adresse an den König, worin sie sich auf den ursprünglichen Freibrief und die in demselben den Ansiedlern gewährleisteten Rechte und Privilegien beriefen. Aehnlich verfuhren die

andern Provinzen, denen Massachusetts die Eingaben mittheilte. In Flugschriften und Zeitungsartikeln wurden die Angelegenheiten des Tages erörtert. Unter diesen machten besondern Eindruck die klar und ruhig gehaltenen „Briefe eines Grundbesitzers“, die den Pennsylvanier Dickinson zum Verfasser hatten. Die Beamten und Royalisten spotteten über die „Bauernbriefe“ und die Adressen, in welchen beschränkter Unterthanenverstand über die wichtigsten Fragen des Staatslebens urtheilen und entscheiden wolle; aber zugleich stellte der Gouverneur Bernard an die Regierung das Ansuchen, einige Regimenter zur Aufrechthaltung der Zollgesetze nach Boston abgehen zu lassen.

Die „Bauernbriefe“ wurden von Franklin in England gedruckt und verbreitet; eine französische Uebersetzung ging in den Salons von Paris von Hand zu Hand. In einer New-Yorker Flugschrift las man: „Muth, Amerikaner; Freiheit, Religion und Wissenschaft schweben auf unsere Küsten zu. Der Finger Gottes zeigt Euren Söhnen ein mächtiges Reich. Die Barbaren der Wildniß sind nicht ausgetrieben worden, um Platz zu machen für Götzendiener und Sclaven. Ehe sieben Jahre über unsern Häuptern dahingehen, wird der Grundstein zu einem mächtigen Reiche gelegt werden, welches die Vorsehung Euren Vorfahren als Erbtheil verliehen.“

Zu der Zeit, da einige Schiffe mit Mannschaft abfuhren, um die Zollbeamten in der Ausübung ihres Dienstes zu unterstützen, entstand im Hafen von Boston ein heftiger Zusammenstoß der „Söhne der Freiheit“ mit den königlichen Behörden und Polizeimannschaften, welche ein dem Patrioten John Hancock gehöriges Frachtschiff wegen Uebertretung der Handelsgesetze mit Beschlag belegt hatten. Es war der Anfang einer revolutionären Erhebung, auf die alle Zeichen hindeuteten. Als der Gouverneur das Zusammentreten der vereinigten Landtage Neuenglands verhinderte, hielten die Bürger auf Anregung der feurigen Volksredner Otis, Samuel Adams, Warrens auf eigene Hand einen Convent in der Waffenhalle von Boston und wiederholten den Beschluß, sich jeder Besteuerung durch das Parlament, der Einquartirung eines stehenden Heeres und festen Besoldungen zu widersetzen; Kaufleute erneuerten ihr Uebereinkommen, sich der englischen Manufacturwaaren zu enthalten; puritanische Prediger weissagten aus der Heiligen Schrift den nahen Sturz der Tyrannei. In England erregten die Berichte von den Ruhestörungen in den parlamentarischen und Regierungskreisen Entrüstung, in der Kaufmannswelt Angst und Bestürzung wegen drohender Geldverluste; Choiseul überlegte mit dem Marquis Du Chatelet, dem Sohne der Freundin Voltaires, damals Gesandter Ludwigs XV. in London, wie der bevorstehende Kampf zwischen England und Amerika für Frankreich am vortheilhaftesten benutzt werden könne. „Das Volk schwärmt für Freiheit und hat einen republikanischen Geist geerbt,“ schrieb der scharfsichtige Staatsmann; „die Miliz der Colonien beträgt 400,000 Mann; sie werden sich durch die geringe Militärmacht Englands nicht einschüchtern lassen.“ In ganz Europa verfolgte man den Prinzipienkampf mit dem gespanntesten Interesse. Um so mehr glaubte Regierung und Parlament um der nationalen Ehre willen auf der Durchführung

Wachsende Opposition

10. Juni 1768.

ihrer Autorität beharren, den Gehorsam der Colonien erzwingen zu müssen. Eine allgemeine Rebellion werde ausbrechen, hieß es, wenn man die „Catilinas", die Söhne der Freiheit nicht niederwerfe. In Boston verbreitete sich die Nachricht, daß fünfzig Staatsgefangene nach England transportirt werden sollten, um dort auf Grund eines veralteten Statuts Heinrichs VIII. als Hochverräther vor Gericht gestellt zu werden. Noch immer war William Pitt dem Namen nach Mitglied des Cabinets, obwohl er an den Geschäften und Berathungen keinen Antheil nahm. Seit seiner Erhebung zum Earl of Chatham machte er einen seine Mittel übersteigenden Aufwand, um nicht hinter den reicheren Standesgenossen zurückzubleiben; darum wollte er sein Ministergehalt nicht entbehren. Erst gegen Ende des Jahres trat er zurück. Einst waren in den Städten Neuenglands dem „großen Commoner" Statuen gesetzt worden; bald kam die Zeit, daß man sie umstürzte.

Windstille vor dem Sturm. 1768. Am 1. Oktober fuhr ein Geschwader von acht Kriegsschiffen mit Geschütz und Munition und drei Regimentern im Hafen von Boston ein. Sie wurden in dem Castell William und in öffentlichen Gebäuden untergebracht; für den Unterhalt mußte der Oberbefehlshaber Gage sorgen. Die Bürgerschaft verhielt sich ruhig. Die Offiziere gewannen die Ansicht, daß keine Veranlassung zur Verstärkung der Militärmacht vorliege, daß die Ruhestörungen vom 10. Juni von dem Gouverneur übertrieben worden. Der Rückkehr der entflohenen Zollbeamten wurde nichts in den Weg gelegt. Dennoch sprach bei Eröffnung des neugewählten (8. Nov. 1768.) Parlaments die Thronrede von den ungesetzlichen Vorgängen in Boston, welche die Colonien von England zu trennen bezweckten, und forderte das Haus auf zur Unterdrückung der unheilvollen Anschläge der Aufrührer und Unruhstifter der Regierung seine Hülfe zu gewähren. Die Proteste und Bittschriften wurden mißbilligt und verworfen. Das Parlament gab mit großer Mehrheit der Politik der Regierung seine Zustimmung. Neuengland sollte mit Gewalt in die Schranken des Gehorsams gewiesen werden. Der Colonialminister Hillsborough bewies im Hause der Lords, daß die Autorität des Parlaments und der Regierung mit dem Prinzipe der Besteuerung stehe und falle. Man beschloß gegen die Unruhstifter mit der ganzen Strenge des Gesetzes vorzugehen. Aber Edmund Burke, der beredte Wortführer der Opposition erinnerte daran, daß einst Alba ausgerufen habe: „Verschafft mir die Köpfe der Rädelsführer", daß aber diese Köpfe sich bald als Hydraköpfe erwiesen hätten.

Edmund Burke geb. 1. Jan. 1730. Edmund Burke war in Dublin geboren und hatte die irische Lebendigkeit und Beweglichkeit als Naturgabe empfangen. Mit reichen Kenntnissen auf dem Gebiete der klassischen Literatur, Philosophie und Geschichte ausgestattet, die er sich durch fleißiges Studium in Dublin und London erworben und in zwei Jugendschriften philosophischen Inhalts im Geiste Bolingbroke's bewiesen, hatte er sich den Staatsgeschäften gewidmet und unter der Anleitung von Garrick sich zum Redner ausgebildet. Durch den Marquis von Rockingham, ersten Lord der Schatzkammer erhielt er 1765 ein Staatsamt und zugleich als Abgeordneter des Fleckens Wendover einen Sitz im Hause der Gemeinen.

Aus Dankbarkeit gegen seinen Gönner, dem er sich Zeitlebens verpflichtet fühlte, hielt er zu dem Ministerium Rockingham, sprach sich in einer Rede, welche ihm den Beifall und die Aufmerksamkeit Pitt's erwarb, gegen die Stempelakte aus und schrieb, als das Ministerium Rockingham zurücktrat, eine Rechtfertigungsschrift über dessen Administration. Von der Zeit an stand er Jahre lang auf Seiten der Whigs und der liberalen Opposition, trat in vielen denkwürdigen Parlamentsreden, in denen er gerne seine Belesenheit, seine Kenntnisse und sein rhetorisches Pathos glänzen ließ, als Verfechter der Preßfreiheit, der Unabhängigkeit der Gerichte und der religiösen Duldsamkeit auf und war aufs Eifrigste bemüht, den Bruch mit Amerika zu verhindern. Die Mißbräuche in der Gesetzgebung und Verwaltung, das inconstitutionelle Gebahren der kleinen aber mächtigen Partei, die hinter und neben dem Kabinet und Parlament mit dem König ein persönliches Regiment, eine Art Camarilla bildete, erfuhren durch Burke's beredten Mund gewaltige Angriffe; und wie viel sich auch gegen seine declamatorische, bombastische, künstlerisch aufgeputzte Eloquenz einwenden ließ, er war neben Pitt und Fox der hervorragendste Parlamentsredner, der dem Ministerium North und der herrschenden Oligarchie stark und mit Erfolg zu Leibe ging.

d. Die politische Aufregung in England und die Juniusbriefe.

Während dieser Vorgänge jenseit des Oceans war auch das Mutterland in einer heftigen politischen Erregung. Wir wissen aus der Geschichte des Demagogen Wilkes (S. 106 ff.), wie hoch damals die Fluthen der Volksbewegung in London trieben. Während das Gericht den Pamphletisten mit Gefängniß- und Geldstrafen belegte, das Unterhaus ihn wegen seines „frechen, skandalösen und aufrührerischen Libells“ gegen den Minister Weymouth aus seiner Mitte ausstieß, wurde er von seinen Parteigenossen als Freiheitskämpfer gefeiert; die Weigerung des Unterhauses, den wiederholt mit großer Stimmenmehrheit Gewählten in seiner Mitte aufzunehmen, galt als eine Verletzung der „Bill of Rights“. „Was war vom alten England noch sicher, wenn das Parlament seine Unabhängigkeit verrieth und die Richter die Geschworenen ihrer Rechte zu berauben versuchten, um das von der Regierung gewünschte Schuldig zu erlangen?“ Der lange Zeit nur in der Presse und im Parlament geführte Kampf hatte auf der Straße sein blutiges Nachspiel. Die Tumulte und Volksdemonstrationen nahmen einen revolutionären Charakter an, so daß das Militär einschritt und mehrere Personen durch Musketenschüsse getödtet wurden; Volkshaufen versammelten sich auf dem St. Georgsfeld und zogen in den St. James-Palast, um Karls I. Hinrichtung durch ein Volksschauspiel zu feiern, wobei ein junger Lord die Rolle des Scharfrichters mit verhülltem Haupte gespielt haben soll.

Regierung u. Volks-Opposition. — *Mai 1769.*

Auf die Kunde von diesen Vorgängen erhob sich der greise Chatham von seinem Krankenlager und hielt im Oberhause eine Rede, welche das Ministerium Grafton tief erschütterte. Lord Camden legte sein Kanzleramt nieder und Yorke, der sich durch eigenen Ehrgeiz und die Bitten des Königs zur Annahme des großen Siegels bewegen ließ, wurde von den Vorwürfen seiner Freunde so sehr angegriffen, daß er sich selbst das Leben nahm. Den mächtigsten Stoß aber er-

Angriffe gegen die Regierung.

Die Junius-briefe. Verfasser und Standpunkt. fuhren Regierung, Parlament und die Träger und Diener des charakterlosen Systems in einer Reihe von Zeitungsartikeln (im public advertiser), die unter dem Namen „Juniusbriefe" weltberühmt geworden sind durch die Kraft der Sprache durch die meisterhafte Handhabung des Stils und der Darstellung, durch die Macht der Polemik und Beweisführung, durch die genaue Kenntniß der Dinge und Personen. Wer der Verfasser dieser denkwürdigen Schriftstücke, die zu einem Buche vereinigt bald in Aller Händen waren, gewesen, ist den Zeitgenossen unbekannt geblieben. Er selbst hat in der von ihm veranstalteten Sammlung mit den Worten Abschied genommen: „Ich bin der einzige Vertraute meines Geheimnisses und es soll mit mir begraben werden." Es wurden eben so viele Vermuthungen aufgestellt wie über die eiserne Maske. Erst in unserem Jahrhundert ist Sir Philipp Francis, ein talentvoller leidenschaftlicher Mann, dessen Ehrgeiz durch die untergeordnete Stelle eines Secretärs im Kriegsministerium nicht befriedigt worden war, mit ziemlicher Sicherheit als der Autor nachgewiesen worden. „Mit geschlossenem Visir" heißt es bei Brockhaus, „seinen Freunden und Feinden gleich unbekannt mischt sich Junius unter die Reihen der Streiter und beherrscht mit einer fast magischen Gewalt drei Jahre hindurch (1769—72) die öffentliche Meinung in England durch eine Feder, die bald in ruhigem getragenem Tone die Leiden des Landes, die Fehler und Laster der Tories schildert, bald mit vernichtender Ironie die Feinde der Freiheit verfolgt, verhöhnt, verächtlich macht, die bald den Schmerz des Patrioten, bald die Leidenschaft eines ungeheueren Hasses zum stets vollendeten Ausdruck bringt." Die im Jahre 1774 erfolgte Beförderung von Francis zu dem wichtigen und einträglichen Posten eines Raths in dem Regierungscollegium von Bengalen hat man vielfach als Preis seines Stillschweigens deuten wollen. Dort wurde er bald, wie wir später sehen werden, der unversöhnlichste Feind von Warren Hastings. Die Juniusbriefe, die durch ihre scharfe, schonungslose Polemik gegen das herrschende Regierungssystem, gegen König und Minister und gegen die servile Parlamentsaristokratie wie ein Blitzstrahl wirkten, verfochten das altsächsische Volksrecht, die Freiheit und Unabhängigkeit der Gerichte und der Presse, die überlieferten Institutionen der Väter gegenüber den Mißbräuchen, der Entartung, den Willkürmaßregeln der herrschenden Adelsfactionen. Nicht demokratisch-republikanische Theorien im Geiste eines Rousseau werden vorgetragen, sondern nur der grelle Contrast nachgewiesen zwischen dem gegenwärtigen Regimente und den nationalen Staatsordnungen vergangener Geschlechter. Ein revolutionärer Geist wie in den Tagen der Stuarts zieht durch die gewaltigen Streitschriften, aber er bewegt sich auf altenglischem Boden; die Juniusbriefe sind eine Schutzrede für das altbritische Staatswesen und Gerichtsverfahren gegen die engherzige Familienoligarchie und tyrannische Feudalmonarchie der Gegenwart, mit scharfen Ausfällen auf die Charakter- und Sittenlosigkeit der Mächtigen. Sie mußten um so größeren Eindruck unter der herrschenden Aristokratie hervorbringen, als die genaue Be-

kanntschaft des Verfassers mit den Personen und Verhältnissen des Hofes und der Regierung, mit der Verfassung und dem Rechte der Nation deutlich erkennen ließ, daß er denselben aristokratischen Kreisen angehören müsse, deren Thun und Treiben, deren Eigennutz, Unredlichkeit, Selbstsucht und Charakterlosigkeit er in so schonungsloser Schärfe enthüllte.

Personen u. Zustände im Spiegel der Juniusbriefe.

Die Juniusbriefe haben ihren Ausgang und ihre Wurzeln in der durch die Wilkes-Affaire erzeugten Volksbewegung. Aus der Atmosphäre der demokratischen Opposition steigt der Verfasser zu der Höhe catonischer Censur empor, indem er mit rücksichtsloser Kritik alle Fehler und Gebrechen des Grafton'schen Ministeriums blosstellt. Mit einem Seitenhieb auf Montesquieu's bewundernde Darstellung der englischen Verfassung rügt er schon im ersten Brief vom 21. Jan. 1769 die Nachtheile, die aus übertriebener Loyalität entspringen: „Vorurtheile und Leidenschaften haben diese Ergebenheit bisweilen zu einem verbrecherischen Grade gesteigert und was auch immer Fremde denken mögen, wir wissen, daß Engländer aus mißverstandenem Eifer für einzelne Personen und Familien mehr gefehlt haben als jemals in der Vertheidigung dessen was sie für ihr Höchstes und Theuerstes hielten." Darauf hält er über die einzelnen Minister ein strenges Strafgericht, über Grafton, „einen jungen durch das Spiel ruinirten Edelmann, abgefallen von jeder ehrenhaften Verpflichtung gegen das Volk, ohne Talent und ohne Charakter"; über Lord North, den Kanzler des Schatzamtes, der seiner Stelle so wenig gewachsen sei, „daß er bereits zum Gegenstand des Gelächters für seine Feinde, des Bedauerns für seine Freunde geworden"; über Granby, den Oberbefehlshaber der Armee, den er der Leichtfertigkeit und des Nepotismus beschuldigt; über den Oberrichter Lord Mansfield, dem er „Abhängigkeit von der Regierung, Verrath der Gerechtigkeit und der Heiligkeit seines Amtes, betrügerische Benutzung des Gerichtsverfahrens zur Durchführung der vom Ministerium gewünschten Racheakte" vorwirft. Am Schluß gibt er folgendes Gesammtbild. „Sie sehen auf Einen Blick ein Volk mit Schulden überhäuft, seine Einkünfte verschwendet, seinen Handel im Sinken, die Gesinnung seiner Colonien entfremdet, die Pflichten der Magistrate dem Militär übertragen, eine tapfere Armee, die aus Mangel eines fähigen Anführers verkommt, und zuletzt eine Gerechtigkeitspflege, welche der ganzen Masse des Volkes verhaßt und verdächtig geworden ist." Der Ausfall gegen den Oberbefehlshaber Granby bewog einen angesehenen in der hohen Gesellschaft sich bewegenden Offizier Sir William Draper, von guter klassischer Bildung aber nicht fleckenlosem Leben, gegen den unbekannten Briefsteller ins Feld zu ziehen, er erfuhr aber eine so schlagende und zutreffende Zurechtweisung, daß er schwer verwundet „auf das Marterbett sank, das er sich selbst bereitet." In den folgenden Briefen geht Junius dem Premierminister Grafton zu Leibe, indem er alle Ungerechtigkeit und Parteilichkeit, alle Rechts- und Verfassungsverletzungen vorführt, die in dem Wilkes'schen Prozeßverfahren zu Tage traten. „Wie die wüthende Meute ein Wild verfolgt und es nicht eher freigibt, als bis es zusammengebrochen, so stürzt sich Junius auf den Herzog, jagt ihn durch alle Irrgänge seiner Politik, durch alle Erinnerungen seines lasterhaften Privat-, seines an Verrath und Treulosigkeit reichen politischen Lebens, packt ihn bei jeder Schwäche, bald mit dem natürlichen Pathos des um sein Vaterland tief besorgten Patrioten, bald verhöhnt er ihn im Tone eines Mannes, der sich nur ungern mit einem so niedrigen Gesellen abgibt, bald läßt er der wilden Kraft seines leidenschaftlichen Hasses freien Lauf und erschüttert den Leser durch die Macht einer Sprache, die wie der Fluch eines Propheten klingt." Junius hat für Wilkes keine Sympathien, aber dem Minister, an dessen Genußleben der Demagog früher Theil genommen, ruft er zu: „Wäre ich jemals so schwach gewesen, Mr. Wilkes Freund zu sein, so wäre ich nicht

so niederträchtig gewesen, ihn zu verrathen." — Auch die servilen Juristen, die in dem Verfahren gegen Wilkes ihre eigene bessere Ueberzeugung verriethen, um der von allen Seiten angegriffenen Regierung beizustehen, trifft seine schonungslose Polemik, besonders Blackstone, der mit seinem eigenen berühmten Werke über das englische Recht geschlagen wird. „Das Ministerium hat die compendiöse Idee Caligula's verwirklicht: es weiß, daß die Freiheit und die Gesetze eines Engländers in Wahrheit nur Einen Nacken haben, und daß die Verletzung der Wahlfreiheit sie alle in ihrem Lebensnerv trifft." Junius begnügt sich nicht damit, die Schaale seines Unwillens und seiner Invectiven über die regierenden Minister auszuschütten, er wagt sich noch höher hinauf: der Herzog von Bedford, der durch mächtige Familienverbindungen und fürstlichen Reichthum sich zu dem höchsten Range im Staatsleben aufgeschwungen, der den Pariser Frieden abgeschlossen, in dem Ministerium Grenville die erste Stellung eingenommen hatte und auch jetzt noch als Haupt der Bedford-Partei auf den Gang der Regierung großen Einfluß übte, wird nach Charakter und Privatleben so sehr blosgestellt, daß die nachgebornen Familienglieder noch gegen die ihrem Ahnherrn widerfahrenen zum Theil unwahren Beschuldigungen Protest erheben zu müssen glaubten. Und selbst an den König wagt sich der „große Unbekannte." In Form einer Adresse hält er ihm in ernster feierlicher Sprache wie ein alttestamentlicher Prophet ein Bild seiner Mißregierung und politischen Fehler vor Augen: die ganze innere und äußere Politik, die Haltung gegenüber den amerikanischen Colonien, die unwürdige Umgebung des mißleiteten Fürsten, die bis zur Erbitterung gesteigerte Entfremdung des Volkes — dies Alles wird in ruhiger edler Sprache vorgeführt und am Schluß wie ein Richterspruch die warnende Lehre ertheilt: „Wie die Krone durch eine Revolution gewonnen wurde, so kann sie durch eine andere verloren gehen." Dieses kühne Schriftstück, das wie das Urtheil eines verborgenen Dämons klang, konnte nicht unbeachtet gelassen werden. Aber da die Geschworenen, gewarnt durch die Wilkes'sche Prozeßgeschichte, die Adresse nicht für eine strafbare Schmähschrift erklärten, so konnte das Gericht nur über den Drucker und Herausgeber Woodfall, der selbst den Verfasser nicht persönlich kannte, eine leichte Gefängnißstrafe verhängen. Der Autor blieb unbekannt. Junius rächte sich in zwei Briefen (von 14. Nov. 1770 und vom 21. Jan. 1772) an Lord Mansfield, worin er mit großer juristischer Sachkenntniß dem Oberrichter alle Verstöße vorhält, deren er sich in seinen Libellprozessen gegen das englische Recht und Gerichtsverfahren schuldig gemacht. Er forderte das Parlament auf, eine Untersuchung gegen den Verächter der Gesetze zu veranlassen und den früheren Oberrichter Camden in Anklage zu stellen.

Der Prozeß.

„Wie ein körperloses unverwundbares Gespenst ist Francis auf dem Kampfplatz erschienen", so schließt Brockhaus seine Abhandlung über die Juniusbriefe; „und als er mit offenem Visir focht, verhüllten Ehrgeiz und Hochmuth seine Tugenden. Vergessen wird aber das englische Volk die unheimliche Gestalt des Junius nicht und nicht die Leidenschaft, mit der er für die höchsten Güter seines Vaterlandes, für die Freiheit und die Verfassung kämpfte. Er hatte ein gutes Recht auf die bescheiden stolze Devise, die er seinen Briefen voransetzte: **Stat nominis umbra**, der Schatten meines Namens bleibt."

Oppositionelle Kundgebungen in London.

Die innere Bewegung, welche durch die Juniusbriefe und durch die Anhänger Wilkes' unterhalten und gesteigert wurde, machte dem Ministerium Grafton-North das Leben recht schwer und drängte die Streitigkeiten mit den Colonien ein wenig in den Hintergrund. Daß die Grafschaft Middlesex fest zu

ihrem Gewählten stand und die Einberufung des Regierungscandidaten laut für einen Verfassungsbruch erklärte; daß die Londoner Bürgerschaft den verfolgten Wilkes in den Stadtrath berief und in einer feierlich überreichten Adresse den König anging, seine Minister und Räthe zu entfernen und das Parlament, das nicht länger als die wahre Repräsentation der Nation angesehen werden könne, aufzulösen; daß der Lordmayor Beckford, nachdem der Bescheid gegeben worden, „der Inhalt der Adresse sei beleidigend für den König, schimpflich für das Parlament und den Grundsätzen der Verfassung zuwider", an der Spitze der städtischen Beamten und Rathsherren vor dem König selbst bei einer wiederholten Vorstellung der „glorreichen und nothwendigen Revolution" gedachte, aus welcher die „glückliche Constitution" hervorgegangen: das Alles erinnerte so sehr an frühere Vorgänge, stimmte so sehr zu dem in den Juniusbriefen angeschlagenen Ton, daß man in den Regierungskreisen ein Einlenken und Beschwichtigen für nothwendig erachtete. Diesseit wie jenseit des Oceans wehte ein revolutionärer Geist, der als Widerhall der französischen Aufklärungsphilosophie gelten konnte. Dazu kam noch, daß die auswärtige Politik keineswegs der öffentlichen Meinung der englischen Nation entsprach. Bei der herrschenden Eifersucht und Rivalität, mit der man fortwährend auf Frankreich blickte, erregte es große Verstimmung in England, daß die Regierung in dem Kampfe der Korsen gegen die französischen Armeen sich theilnahmlos verhielt (XII, 877), eine Stimmung, die sich in den Ehrenbezeugungen kund gab, womit der corsische Freiheitsheld als Flüchtling in England empfangen ward. Auch die wenig rühmliche Weise, wie sich die Regierung in den mit Spanien entstandenen Streitigkeiten wegen Manila und den Falklandsinseln aus Furcht vor neuen kriegerischen Verwickelungen mit den bourbonschen Höfen benahm und die politische Niederlage mit dem Schein einer diplomatischen Genugthuung verschleierte, war nicht geeignet, die Mißstimmung des Volks gegen die herrschende Aristokratie zu verscheuchen.

Streit mit Spanien wegen Manila und der Falklandsinseln.

Im letzten Krieg nämlich hatte der uns aus den Juniusbriefen bekannte William Draper eine Landung auf den Philippinen ausgeführt und der im Sturm eroberten Stadt Manila eine Brandschatzung von vier Millionen auferlegt, welche die Einwohner, um der Plünderung zu entgehen, zu bezahlen sich verpflichteten. Da sie aber nur die Hälfte in baarem Gelde aufzubringen vermochten, so stellten sie für die andere Hälfte Wechsel auf Madrid aus. Nach dem Friedensschluß weigerte die spanische Regierung die Auszahlung der Wechsel; alle Mahnungen des englischen Ministeriums blieben erfolglos, und da man deshalb nicht einen neuen Krieg anfangen wollte, so suchte man Draper, seine Offiziere und Soldaten durch Versprechungen zu vertröſten oder durch andere Mittel zu beschwichtigen. Die Restsumme der „Manila-Ranzion" wurde nicht abgetragen. — Noch weniger ehrenhaft endigte der Streit über die Falklandsinseln, wo in den Jahren 1764 und 1766 der Weltumsegler Bougainville die französische Colonie Port Louis auf der östlichen, die Engländer Port Egmont auf der westlichen Seite angelegt hatten. Beide Niederlassungen wollten die Spanier nicht dulden. Choiseul ließ daher die französischen Ansiedler wegführen, die englischen wurden gewaltsam durch den Statthalter von Buenos-Ayres vertrieben. Und auch diese Beleidigung, die

noch durch die rücksichtslose Ausführung der Maßregel verschärft ward, nahm Lord North hin, aus Furcht ein Krieg mit Spanien würde auch einen Krieg mit Frankreich zur Folge haben. Unter Vermittelung des Duc d'Aiguillon, der im Jahre 1771 an Choiseuls Stelle das Ministerium des Auswärtigen übernahm, wurde daher ein diplomatisches Spiel eingeleitet, durch welches die spanische Regierung von dem französischen Minister bewogen ward, zum Schein England eine Genugthuung zu geben, damit sich das Kabinet vor Volk und Parlament rechtfertigen könne. Spanien räumte nämlich das Fort Egmont und die Engländer gaben sich die Miene, als wollten sie sich daselbst behaupten; aber kurz nachher gaben sie die Colonie wieder auf, weil sie zu viel Kosten mache und den Spaniern ein stetes Aergerniß sei. Der Unterhändler dieses geheimen Uebereinkommens Sir William Gordon wurde dafür reichlich belohnt. Es ist begreiflich, daß Junius diesen „Verrath an der Ehre und Würde der Krone" dem Ministerium nicht ungerügt hingehen ließ.

e. Die englische Regierung und die Krisis in Amerika.

Der Theezoll und das Rechtsprinzip. In diese aufgeregte Zeit fiel nun die Besteuerungsfrage der amerikanischen Colonien als neuer Zündstoff. Regierung und Parlament waren bald einig, daß Townshends Zollgesetz vom J. 1767 abgeschafft werden müsse, da es nur Schaden und Entzweiung gebracht. Selbst der Einfuhrzoll auf den Thee, welchen englische Zwischenhändler auf den großen Auctionsmärkten erstanden und in die Colonien verbrachten, war durch Schleichhandel und durch die Enthaltung vom Gebrauche des fremden Getränkes umgangen worden. Um jedoch dem König zu Gefallen zu leben, der von der Abstellung einer Beschwerde nur dann hören wollte, wenn sie „im Geiste des Gehorsams" angebracht werde, und „um das Recht nicht einschlafen zu lassen", geschah die Aufhebung nur unvollständig. König Georg und die herrschende Bedford-Partei hielten an dem Besteuerungsrecht fest; in ihm erblickten sie die Grundlage der Souveränetät des Mutterlandes. „Die Einleitung zu der Akte und der Theezoll müssen aufrecht erhalten werden", sagte Lord North, „als ein Kennzeichen der Obergewalt des Parlaments und seines Rechts, die Colonien zu regieren." Wie sehr auch im Oberhause Lord Chatham, der wieder zu den Ansichten seiner Jugend zurückgekehrt war, im Unterhause die whiggistische Opposition unter Edmund Burke gegen die Besteuerung ankämpften; die Regierung trug den Sieg davon: es wurde ein Eingangszoll auf Thee von drei Pence für das Pfund beschlossen. Der niedrige Satz sollte den Widerstand in den Colonien brechen. Es war ein diplomatisches Spiel wie bei dem Streit über die Falklandsinseln: durch Hinterlist und Winkelzüge wollte man den Rechtsstandpunkt umgehen, den Prinzipienkampf durch Scheinzugeständnisse verhüllen. Aber die Absicht wurde nicht erreicht. Die Amerikaner entsagten entweder dem Thee oder verschafften sich denselben auf geheimen Wegen. Und wie man sich in Neuengland und Neuyork nicht durch die Maske täuschen ließ, sondern den Rechtsstandpunkt wahrte, so beharrte auch das Londoner Cabinet auf dem Prinzipe, mit dem nach der Auf-

(Marginal note: März 1770.)

fassung des Königs und der Minister die monarchisch-parlamentarische Autorität stand und fiel. „Eher will ich meine Krone niederlegen", sagte Georg III., „als in die Forderungen der Opposition willigen."

Und in der That lagen in der amerikanischen Streitfrage zwei Prinzipien mit einander im Kampf, die weit über das Besteuerungsrecht hinausgingen: die Aristokratie und Demokratie, die überlieferten Institutionen und die angeborenen Menschenrechte, das historisch Gewordene und der philosophische Naturstaat. Man stand in London und in Boston in einer revolutionären Luft, in welcher die widerstrebenden Elemente in wilder Gährung wider einander stürmten, ein Kampf, dem ganz Europa mit gespannter Erwartung zuschaute, die Gefühle für und wider nach dem eigenen Herzen oder Interesse, nach den verschiedenen Ueberzeugungen und Parteiansichten bemessend und vertheilend. König Georg III. hatte manche rühmliche Eigenschaften: seine gläubige und kirchliche Frömmigkeit war aufrichtig und ungekünstelt; er besaß häusliche Tugenden und hinreichenden Verstand, Personen und Dinge richtig zu beurtheilen, er war mäßig, pflichtgetreu und von standhaftem Muth. Allein wir haben auch schon andere Eigenschaften angedeutet, welche auf die Politik in diesen Jahren der Aufregung verderblich wirken mußten: Eifersüchtig auf seine Autorität vermochte er keinen Widerspruch zu ertragen und sah in jeder Opposition persönliche Feinde; Naturen von festem folgerichtigen Charakter waren ihm zuwider, er liebte fügsame geschmeidige Personen am Hofe wie im Cabinet; seine Antipathie gegen alle philosophische Aufklärerei, sein Haß gegen Demokratie und republikanische Freiheitsideen erfüllte ihn mit Widerwillen gegen jede Neuerung, verdunkelte sein Verständniß für die öffentlichen Dinge und für die Strömung der Zeit, erzeugte Vorurtheile und Abneigung gegen alle Reformen. Im Gegensatz zu der hannoverischen Hauspolitik wendete er sein Vertrauen und seine Gunst den Tories zu; und wenn auch nach dem im Jahre 1772 erfolgten Tode der Prinzessin von Wales der bisherige Günstling von Mutter und Sohn in seine schottische Heimath, zu seinen botanischen Beschäftigungen zurückkehrte, und sein und seiner Geschöpfe Einfluß nicht mehr die Staatsgeschäfte lenkte; so hielt sich doch der König am liebsten an conservative Männer, welche halbe Maßregeln und kleine Mittel entscheidenden Handlungen vorzogen, die aufsteigenden Stürme mit Winkelzügen und Trugkünsten zu beschwören gedachten, durch die reichen Hülfsmittel der Bestechung und Gnadenerweisung die Beamtenstellen und Parlamentssitze mit feilen ergebenen Creaturen aus den verrotteten Kreisen der oligarchischen Familienaristokratie füllten. Hingebung und Loyalität gegen die Krone waren in seinen Augen die höchste Tugend; über diesen Eigenschaften übersah Georg III., der sonst sehr streng auf ehrbaren sittlichen Lebenswandel hielt, selbst Ausschweifungen und Mätressenwirthschaft. Denn wie in der geistigen und gesellschaftlichen Bildung der französische und englische Adel sich glichen, so auch in der Genußsucht und Leichtfertigkeit des Lebens.

Prinzipielle Gegensätze und König Georg III.

Lage und Stimmung in den Colonien.

Je schärfer im Mutterlande die Gegensätze der bürgerlichen und aristokratischen Elemente, der Reformer und Conservativen hervortraten, desto höher stiegen die Ideen der Freiheit und Unabhängigkeit in den Colonien. Die in den Juniusbriefen und in der Wilkes-Affaire hervortretende Opposition kam auch den Söhnen der Freiheit in den Colonien zu statten, wenngleich die beiden Bewegungen in keinem direkten Zusammenhang standen. Die faulen Zustände in den Parlamentswahlen, die grell genug zu Tage traten, machten die Amerikaner nicht geneigt für den hie und da auftauchenden Gedanken einer organischen Verbindung der Colonien mit der Gesetzgebung des Mutterlandes. Bei der Entfernung und bei dem Einfluß der aristokratischen Geschlechter in beiden Häusern hätte ja doch keine genügende Vertretung der heimischen Interessen obwalten können. Und sollten die Bürger Neuenglands der Corruption und allen gesellschaftlichen Schäden des alten Regimes durch engere Verbindung beider Staaten den Weg in ihr junges Land öffnen, die sittliche Entartung der europäischen Civilisation nach der neuen Welt verpflanzen?*) Der Hauptheerd der politischen Bewegung war Boston, wo die Anwesenheit der englischen Truppen zu vielen Reibungen Veranlassung gab und der brutale und habsüchtige Gouverneur Bernard durch willkürliche Eingriffe in das Verfassungsleben von Massachusetts die Widerstandspartei fortwährend reizte. Derselbe demokratische Geist herrschte in den übrigen Provinzen Neuenglands, in der beweglichen Weltstadt New-York, bei den sonst so friedlich gesinnten Quäkern in Pennsylvanien und selbst in den südlichen Staaten, wo der englische Royalismus weiter verbreitet war. In Nordcarolina hatte sich die Reformpartei der „Regulatoren" gebildet, entschlossen selbst mit den Waffen die Freiheit gegen den englischen Oberbeamten Tryon zu vertheidigen; in Virginien, wo der Gouverneur Botetourt, ein ritterlicher Mann von feinen Manieren mit den Farmern lange in gutem Einvernehmen gestanden, hatte der Landtag, in welchem Washington, Jefferson, Lee, Patrick Henry, „der Demosthenes des Waldes" und andere freiheitsliebende Patrioten saßen, sich scharf gegen die Zollgesetze ausgesprochen, und in den westlichen Landschaften, wo damals am Kentucky und in Illinois die ersten Ansiedelungen gegründet wurden, hatten die kühnen Jäger, die sich in der heulenden Wildniß niederließen, oder die verfolgten Flüchtlinge, welche die Alleghanies übersteigend in den fruchtbaren Thälern von Tenessee sich ansiedelten, keine Sympathien mehr für die fremdgewordene Urheimat der Väter in Europa. Es half

---

*) „Hier in Neuengland", so schildert Bancroft die sittlichen und häuslichen Zustände jener Tage, „herrschte die strengste Moralität; das Ehegelübde war heilig; kein demoralisirter Hof befleckte die Unschuld, keine ausschweifende Aristokratie suchte sich hier in Excessen zu überbieten. Fleiß und Arbeit schufen hier Reichthum und theilten ihn unter alle Kinder. Hier war jeder Mann frei und ansässig oder hoffte es zu werden; der Besitzer des Bodens führte den Pflug; der welcher den Pflug führte, führte auch das Schwert, und die Freiheit, welche die Frucht der Opfer und Leiden der Vorfahren war, deren Andenken in Segen ruhte, ward als ein heiliges Vermächtniß für die Nachkommenschaft mit der größten Wachsamkeit gehütet."

nicht viel, daß Bernard abberufen und Hutchinson, ein in Massachusetts geborner Beamter zu seinem Nachfolger ernannt ward: bei den unversöhnlichen Gegensätzen, die in Betreff des Besteuerungsrechts diesseit und jenseit des Oceans obwalteten, konnte es nicht an Streitigkeiten fehlen. Der Widerstand der Einwohner gegen den Verkauf des Thees rief in Boston und New-York Volkstumulte hervor, wobei von den über die fortwährenden Beschimpfungen und Insulte erbitterten Soldaten auf die Menge geschossen ward. Dies gab dann wieder zu aufreizenden Reden, zu demonstrativen Begräbnissen Veranlassung. Die Bewegung wurde in Boston so drohend, daß der Gouverneur die Regimenter aus der Stadt nach dem Castell entfernte. Aber in den Räumen der Festung waren die Besatzungstruppen bald eine gefährlichere Macht als zuvor. Gestützt auf die Kriegsschiffe im Hafen hielten sie Boston gleichsam in Belagerungszustand. In diesen kritischen Tagen wurde Benjamin Franklin, damals vierundsechzig Jahre alt, auch für Massachusetts zum Geschäftsträger in London ernannt.

5. März 1770.

Okt. 1770.

Die Politik der Schwäche.

Die englische Besteuerungspolitik gegenüber den Colonien war ein Ausfluß der Schwäche, die dem Mutterlande selbst die größten Nachtheile brachte. Während die Regierung jährlich für Schiffe und Soldaten Hunderttausende ausgab und die ostindische Compagnie für drittehalb Millionen Dollars weniger Waaren im Jahr absetzte, betrug die durch den Thee- und Weinzoll und andere Verzehrungssteuern eingebrachte Summe kaum fünfundachtzig Pfund. Denn mit beharrlicher Consequenz verhinderte man den Verkauf des englischen Thees: während holländische Schleichhändler unter Begünstigung der Bevölkerung heimliche Absatzwege fanden und sich weitverzweigte Enthaltungsvereine bildeten, suchte man auf jede Weise die Ausschiffung oder den Verkauf und Verbrauch der auf englischen Frachtschiffen eingeführten Waaren zu hintertreiben. In Volksliedern sagte man Lebewohl dem lieblichen Getränke, das man der Freiheit zum Opfer bringe. Die Colonialpolitik der Regierung erfuhr daher in England selbst die heftigsten Widersprüche, sowohl von Seiten der liberalen Opposition eines Chatham, Burke u. a., welche die Besteuerung der Colonien durch englische Parlamentsgesetze verwarfen, als von Seiten Grenville's und seiner Anhänger, welche den Trotz und den Ungehorsam der amerikanischen Unterthanen mit Gewalt brechen wollten, in den halben Maßregeln des Ministeriums North nur Unheil und Verderben erblickten. Auch der Versuch, den Nöthen und Klagen der Handelswelt dadurch abzuhelfen, daß man der ostindischen Compagnie einen Rückersatz gewährte, so daß ihre Agenten die Waaren zu demselben Preis liefern konnten, wie die Schleichhändler, blieb erfolglos. Es handelte sich ja nicht um ein merkantiles Interesse, sondern um ein Prinzip.

Correspondenz-Comité u. conspiratorische Briefe. November 1772.

Die Erbitterung wuchs mit jedem Tag. Um dieselbe Zeit, als in Boston auf Anregung und unter Leitung der Häupter der vaterländischen Partei, eines John und Samuel Adams, eines Otis, eines Joseph Warren sich ein Actions- oder Correspondenz-Comité bildete, mit dem Zwecke in populären Adressen und

Flugschriften die Rechte und Verfassungen der Colonien und die von der englischen Regierung wider dieselben geführten Schläge und Eingriffe zu beleuchten, kam in London Franklin in den Besitz einer Anzahl von Briefen, aus denen deutlich hervorging, daß die Führer der Beamten- und Royalistenpartei in Massachusetts, Hutchinson, Oliver, Paxton schon seit Jahren alle die Zwangsmaßregeln angerathen hatten, welche so viel Aergerniß gegeben: eine royalistische Verschwörung, von hochgestellten Personen in der Mitte der Colonien zu deren Unterdrückung geplant. Die Briefe waren an das Parlamentsmitglied Whately gerichtet, der sie Grenville, seinem Gönner und durch diesen dem Lord Temple mitgetheilt hatte. Nach Whately's Tod waren sie in Franklins Hände gekommen, man weiß nicht wie, und von diesem nach Amerika geschickt worden, um die Leute zu entlarven, „welche die Freiheiten ihres Vaterlandes um selbstsüchtiger Zwecke willen verkaufen, die Eifersucht und den Zorn der Krone reizen und Juni 1773. Feindschaft säen zwischen den beiden verwandten Ländern." Im Juni wurden die Briefe in der Provinzialversammlung von Massachusetts verlesen, welche darin die Tendenz erkannte, die Constitution umzustoßen und willkürliche Gewalt einzuführen. Bald war der Inhalt in aller Mund. Wenn Franklin die Absicht hatte, die Verständigung zwischen dem Mutter- und Tochterland zu erleichtern, indem die Schuld des Mißverhältnisses auf wenige Häupter geladen ward, so trat das Gegentheil ein. In London wie in Boston nahm die feindselige Stimmung zu. Während man Franklin zur Verantwortung vor den geheimen Staatsrath zog, forderte der thätige Samuel Adams in der Presse und in dem Correspondenz-Comité zur Errichtung eines Convents aller Colonien auf. In Philadelphia, in Boston, in New-York, in Charleston u. a. O. bildeten sich Bürgerausschüsse, zunächst in der Absicht, das Landen und den Verkauf des von der ostindischen Handelsgesellschaft exportirten Thees zu verhindern, dann aber auch Mittel und Wege zur völligen Losreißung von England zu berathen. Wehe den Agenten und Waarenempfängern, die sich weigerten den Befehlen der geheimen Vereine nachzukommen! Die Parteihäupter führten eine Sprache, die Der Ausschlag. das siegessichere Gefühl verrieth. Das Correspondenz-Comité, dessen Vorsitzender Cushing von den thätigeren Mitgliedern Samuel Adams, Hancock, Molineux, Warren vorwärts getrieben ward, beherrschte Massachusetts. Als im Winter ein Frachtschiff der ostindischen Compagnie mit einer Theeladung anlangte und unter dem Schutze der Garnison von Fort William in den Hafen von Boston einlief, untersagte der Magistrat die Ausschiffung und ertheilte dem Capitän die Weisung, sofort nach London zurückzukehren. Als derselbe zögerte, besetzten Söhne der Freiheit mit Musketen bewaffnet die Ausgänge des Hafens. Denn man war entschlossen, keinen zollbaren Thee in die Stadt zu lassen. Aber wenn es gelänge, die Waare im Castell unterzubringen und sie von da in die Hände der Spediteure und Verkäufer zu liefern? Um dies zu verhindern, kam ein junger feuriger Patriot Namens Josiah Quincy auf den Gedanken, durch

eine entschlossene That eine Entscheidung herbeizuführen. Unter seiner Leitung bemächtigte sich eine Schaar von vierzig bis fünfzig Männern, sämmtlich als Indianer verkleidet, des im Hafen liegenden Schiffes Dartmouth und warf die ganze Ladung, dreihundert und vierzig Kisten Thee im Werthe von 18,000 Pf. St. ins Meer. Um nicht ein ähnliches Schicksal zu erleiden, segelten die andern nach New-York und Philadelphia bestimmten Schiffe mit ihren Ladungen heimwärts. 18. Decbr. 1773.

3. Abfall der amerikanischen Colonien von England.

a. Die Boston-Hafenbill und der Delegirten-Congreß in Philadelphia.

Eindruck der That. Franklin vor den geheimen Rath geladen.

Das verwegene Attentat auf englisches Kaufmannsgut war eine Kriegsparole. Die Einwohner von Massachusetts erkannten klar, „daß sie den Fluß überschritten und die Brücke hinter sich abgebrochen.“ Hatte man schon bisher in London die Vorgänge in Amerika als „Rebellion“ bezeichnet und so wenig Neigung zum Nachgeben in der Besteuerungsfrage bewiesen, daß man in Boston sagte, „das Herz des Königs sei verstockt wie das Pharao's“: was mußte man erst erwarten, wenn der von Haß und Rachsucht erfüllte Gouverneur Hutchinson über die jüngsten Vorgänge berichten werde? Darum wurde schon damals der Ruf nach einer allgemeinen Verbündung laut, „die von Florida bis zu den Eisfeldern Canada's reiche“, und die Bostoner Presse sagte: „Es ist keine Zeit zu verlieren; ein Congreß oder eine Versammlung der amerikanischen Staaten ist unumgänglich nöthig, und was das Volk will, das wird geschehen.“ Noch ehe der Bericht Hutchinsons über die Vorgänge in Boston nach England gelangt war, fand die berühmte Sitzung des geheimen Rathes statt, in welcher Franklin in Gegenwart von fünfunddreißig Lords und einer zahlreichen Zuhörerschaft, darunter Priestley und Burke, über das Gesuch der Repräsentanten von Massachusetts um Entfernung des verrätherischen Gouverneurs und Oberrichters vernommen werden sollte. Die Verhandlung nahm den Charakter eines Anklageprozesses an, wobei der Generalfiscal Wedderburne die Beschwerde und Petition der Vertreter von Boston als ungerechtfertigt zurückwies, das ganze Auftreten der Colonien als eine Kette von Ungesetzlichkeiten, Verrätherei, Ungehorsam und Illoyalität in den gehässigsten und verletzendsten Ausdrücken hinstellte und Franklin selbst, den Vertreter von Pennsylvanien, New-Jersey, Massachusetts und Georgien mit Schmähungen und Vorwürfen überhäufte, ihn einen „echten Aufwiegler“ nannte, welcher Privatbriefe, die er durch Bestechung sich verschafft, veröffentlicht habe, in der Absicht den getreuen Gouverneur zu verdrängen und dessen Amt zu erwerben. Franklin hörte ruhig und gelassen die gehässige Rede des Staatsanwalts an, die sich des lauten Beifalls der Lords zu erfreuen hatte, und antwortete, „wie es ihm sein gutes Gewissen eingab.“ An- 29. Jan. 1774.

statt sich wegen Veröffentlichung der Briefe zu entschuldigen, erklärte er sie für eine der besten Handlungen seines Lebens, die er unter gleichen Umständen wieder begehen werde. Der Ausspruch des geheimen Raths, dem der König seine Zustimmung gab, verwarf das Gesuch als ein Erzeugniß der „Lüge und Bosheit", berechnet in der Provinz Unfrieden und Aufruhr zu erzeugen; die Regierung entzog dem greisen Franklin das Amt eines Oberpostmeisters, das erst durch ihn einige Bedeutung erlangt hatte. Dafür hatte er das ganze liberale Europa, die große Masse der für Freiheit, Natur und Aufklärung schwärmenden gebildeten Welt auf seiner Seite. Denn bereits hatte der große Meinungs- und Prinzipienkampf, der sich in der neuen Welt abzuspielen begann, in der alten reformdurstigen Gesellschaft mächtigen Widerhall gefunden.

Fox geb. 24 Jan. 1749. Zu gleicher Zeit fiel noch ein anderer Mann bei den damaligen Staatslenkern Englands in Ungnade, der bald durch seine Beredsamkeit und seine staatsmännischen Talente die Bewunderung der Zeitgenossen auf sich ziehen sollte — Charles James Fox, zweiter Sohn des ehemaligen Staatssecretärs Lord Holland. Geistreich, gewandt, durch Studien und Reisen gebildet, war er trotz seines ausschweifenden Lebens, seines Hanges zu Spiel und sinnlichen Genüssen von den Tories in die Verwaltung gezogen und zum Lord des Schatzes erhoben worden. Jetzt aber trat er mit Burke zur Opposition über und verlor deshalb sein Amt; um so gewaltiger war seitdem der geniale Mann auf der Rednerbühne. Er hatte sein väterliches Vermögen durchgebracht, durch sein verschwenderisches Leben und seine Ausschweifungen sich einen bösen Leumund zugezogen und durch seine Hinneigung zur Aufklärung und Freigeistigkeit die Abneigung des orthodoxen Königs auf sich geladen; „aber bei allen seinen Lastern war kein menschliches Wesen freier von dem Makel der Böswilligkeit der Eitelkeit, oder der Lüge." „Ihm hatte die Natur verliehen, was Burke mühsam durch Arbeit bei der Lampe suchte; er hatte nicht blos Leben, sondern auch Seele und schöpfte aus seinem Innern und dem Studium der Klassiker das, was Cicero die einzig wahre Beredsamkeit nennt (pectus facit disertum). Fox ersetzte was ihm an Kenntnissen mangelte, reichlich durch natürliche Einfachheit und durch wahre, nicht theatralisch erkünstelte Begeisterung." Von freien weitherzigen Ideen und Anschauungen erfüllt bewegte er sich auf der Höhe der Zeit und herrschte über die Traditionen einer veralteten Staatskunst durch die Genialität seines Geistes. Ueber den parlamentarischen Kämpfen behielt er stets die allgemeinen Prinzipien im Auge. Er erkannte zuerst die Nothwendigkeit einer durchgreifenden Parlamentsreform.

Stimmung u. Ansichten. März u. April 1774. In den heißen Parlamentsschlachten, welche im Frühjahr in beiden Häusern geliefert wurden, als man über die Maßregeln zur Unterdrückung der „Rebellion" von Massachusetts in Berathung ging, waren Fox und Burke die Hauptredner der Opposition, welche die beantragten Zwangsgesetze gegen die Amerikaner bekämpften. Burke wollte zwar die Autorität des englischen Parlaments nicht in Frage gestellt wissen, es müsse wie vom Throne des Himmels herab Alles beherrschen und leiten; allein er verlangte, daß man auch den Colonien gleiche Rechte zugestehe, daß man keine Steuern und Auflagen ohne Zustimmung der Provinziallandtage beschließe, daß man ihnen die Autonomie in der Gesetzgebung und im Gerichte gestatte, die in den Freibriefen gewährleistet worden. Und Fox rief aus: „Wenn Ihr auf dem Rechte beharret, die Ameri-

kaner zu besteuern, so werdet Ihr sie zu offener Empörung treiben." — In Boston fehlte es nicht an Stimmen, welche den Patrioten den Rath gaben: „Stoßt mit Eurem Boote nicht eher ab, als bis Ihr wißt, wo ihr landen wollt"; allein die Söhne der Freiheit sprachen: „Wir müssen unser Boot abstoßen, auch wenn wir nicht wissen, wo wir landen werden. Gott wird uns schon in einen sichern Hafen führen." Eine ähnliche kriegerische Stimmung gab sich in England kund: Vom König bis zu den unteren Volksklassen war Alles einig, daß man die Autorität des Mutterlandes gegen die ungetreuen Söhne aufrecht erhalten müsse. Die Opposition war in kleiner Minorität gegenüber dem Willen der Nation.

So wurden denn auf Antrag der Regierung in beiden Häusern eine Reihe von Beschlüssen gefaßt, die man mit Recht als Uebergang über den Rubico bezeichnet hat. Durch die erste Bill wurde der Hafen von Boston seiner Privilegien beraubt und vom 1. Juni an für gesperrt erklärt; die zweite beschränkte die bisherige Verfassung von Massachusetts, indem sie der Executivgewalt die Macht einräumte, alle Bürgerversammlungen zu verbieten, die Mitglieder des Raths und die Sheriffs zu ernennen und alle peinlichen Rechtsfälle, zu deren Aburtheilung die Landesgerichte nicht zuverlässig erschienen, nach Neu-Schottland oder Großbritannien zu verweisen. Die Geschwornengerichte sollten von den Sheriffs zusammengesetzt werden. Eine dritte Zwangsbill erklärte die Einquartierung der Truppen innerhalb der Stadt Boston für gesetzlich; durch einen vierten Beschluß wurde die Grenze von Canada nach dem Colonialgebiet erweitert und dadurch die dort herrschende absolute Verfassung auch über die weiten Landschaften von den Seen bis zum Mississippi ausgedehnt. Darauf wurde General Gage, der schon früher an der Spitze der Heere gestanden und wegen seines leutseligen Charakters und heiteren geselligen Naturels sich Liebe und Achtung erworben hatte, zum Obercommandanten in sämmtlichen Colonien und zugleich zum Civilgouverneur von Massachusetts ernannt und mit vier Regimentern über den Ocean gesandt, um die Unterwerfung zu erzwingen. Er sollte den Hafen von Boston einschließen und die Führer der Rebellion, vor Allen Samuel Adams, den patriotischen Schriftsteller und Politiker als Hochverräther zur Strafe ziehen. Die Boston-Hafenbill.

Die Boston-Hafen-Akte wirkte wie ein Blitzstrahl in schwüler Atmosphäre. Die Gemüther wurden theils betäubt, theils erregt. An manchen Orten wurden die Beschlüsse wie eine Trauerbotschaft in schwarzrandigen Zeitungen bekannt gemacht, an andern von der entrüsteten Menge verbrannt. Als Gage landete, wurde er achtungsvoll empfangen. Allein seine Maßregeln deuteten sogleich an, daß er als Strafer und Rächer gekommen sei. Er verlegte die Provinzialversammlung nach Salem, ohne die Protestationen der Mitglieder zu beachten; er ließ die Regimenter Stellung in und um Boston nehmen und auf der Landzunge, welche den einzigen Zugang zu der Stadt von der Landseite bildet, Wirkungen in Amerika. 17. Mai 1774.

Festungswerke errichten; um den „Demagogen" jede Gelegenheit zu revolutionären Reden oder Handlungen zu nehmen, untersagte er alle öffentlichen Zusammenkünfte und löste nach einiger Zeit den unbotmäßigen Landtag in Salem auf. Aber ehe die Deputirten auseinander gingen, erließen sie Rundschreiben an die übrigen Colonien mit der Aufforderung, Bevollmächtigte zu einem allgemeinen Congreß zu wählen, auf dem man über gemeinsame Schritte berathen und beschließen möge. Man wählte Philadelphia zum Versammlungsort, obwohl Pennsylvanien, wo in Abwesenheit Franklins der reiche und kluge, aber unschlüssige und energielose Dickinson den größten Einfluß übte, nur zögernd in die Action eintrat. Um so eifriger zeigte sich New-York, wo die „Söhne der Freiheit", von den Royalisten die „presbyterianische Junta" genannt, den Beschluß herbeiführten, die Sache Bostons zu der eigenen zu machen und wie dieses allen Handel mit England abzubrechen. In London hatte man gehofft, die Sonderinteressen würden an den meisten Orten überwiegen. Aber mit großem Verdruß bemerkten die Royalisten, daß der ganze amerikanische Continent „wie ein einziger großer Staat" auftrat. In dem Stammlande Virginien, in der vornehmen, reichen, gebildeten Handelsstadt Baltimore beschlossen die Repräsentanten, bei denen glänzende Redner und Staatsmänner wie Patrick Henry, Jefferson, Lee, Patrioten wie Washington den Impuls gaben, den 1. Juni als Trauer- und Bußtag mit Fasten und Beten zu begehen; selbst Nord-Carolina, wo sich der ganze Handel von Charleston in den Händen britischer Factoren befand, wurde für die Sache der Freiheit gewonnen, deren Fahne Boston und Neuengland aufgepflanzt.

Delegirten-Versammlung in Philadelphia. Sept. 1774.

Zu Anfang September trafen fünfundfünfzig patriotische Männer, Delegirte der einzelnen Provinzialversammlungen in Philadephia ein, um auf einem „Congreß" über die schwierige Lage des Vaterlandes Berathung zu pflegen und Beschlüsse zu fassen. Es waren Männer, die in ihrer Heimat durch Talent und Rechtskunde wie durch würdiges Leben eine hervorragende gesellschaftliche Stellung erworben hatten. Da sah man neben Patrick Henry aus Virginien, dem man den Vorsitz übertrug, seine Landsleute Washington und Jefferson, aus Boston Samuel und John Adams, aus Süd-Carolina den beredten Rudlege, aus New-York John Jay, einen jungen Anwalt von einem hugenottischen Flüchtlingsgeschlecht herstammend und verwandt mit der einflußreichen Familie Livingston. Für ihn hatte besonders Alexander Hamilton gewirkt, der aus Westindien nach New-York übergesiedelt war und damals zum ersten Male seinen politischen Verstand und seine hohe Rednergabe vor dem Volke kund gab. Bei Eröffnung der Sitzungen, welche in einem verschlossenen Raume gehalten wurden, waren nur elf Provinzen vertreten; während der Berathung fanden sich noch die Delegirten von Nord-Carolina ein und im folgenden Jahre trat auch Georgien bei, so daß der Congreß von Philadelphia als die Vertretung sämmtlicher dreizehn Coloniestaaten gelten konnte. Ob aus einer Provinz mehr oder weniger Abgeordnete zugegen

waren, jede sollte nur Eine Stimme haben. Der Psalm (35, 1—3), mit dessen, Verlesung durch einen Geistlichen der Hochkirche die Sitzung eröffnet ward: „Herr, hadere mit meinen Haderern, streite wider meine Bestreiter; Ergreife den Schild und Waffen und mache dich auf mir zu helfen; Zücke den Spieß und schütze mich wider meine Verfolger. Sprich zu meiner Seele: Ich bin deine Hülfe;" machte einen desto tieferen Eindruck als zugleich das Gerücht verbreitet ward, Boston würde beschossen. Nachdem die Versammlung nach reifer und gründlicher Prüfung und Erwägung aller Verhältnisse eine „Erklärung der Rechte" aufgestellt, welche den Colonien theils auf Grund des Naturrechts theils kraft der englischen Verfassung und Volksrechte oder der verschiedenen Freibriefe und Einigungen zuständen, erließ der Congreß eine Reihe von Adressen und Zuschriften an den König, an die englische Nation, an die vereinigten Provinzen, an den General Gage, an die Canadier, die man zum Anschluß an die „Conföderation" einlud. In diesen mit Klugheit und Geschick abgefaßten Schriftstücken war auf das Ueberzeugendste nachgewiesen, daß die Amerikaner, indem sie die Sache der Bostoner Bürgerschaft zu ihrer eigenen machten, nur ihre angebornen oder mühsam erworbenen Rechte auf Freiheit, Leben und Eigenthum gegen die Willkür und die Machtgebote der englischen Regierung und des Parlaments zu vertheidigen unternähmen. Diese Adressen, in denen noch immer die Verbindung mit England als bestehend und dauernd angenommen war, sowie die ruhige und klare Darlegung der menschlichen und staatsbürgerlichen Rechte machten einen gewaltigen Eindruck auf die Zeitgenossen und lenkten die Aufmerksamkeit von ganz Europa nach jenem Lande, wo einfache, charakterfeste und verständige Männer mit der größten Umsicht, Besonnenheit und Entschlossenheit Freiheit und Menschenrechte gegen Gewalt, Uebermacht und Ungerechtigkeit in Schutz nahmen. Die darin entwickelten Anschauungen wurden die Grundlage eines neuen Staats- und Völkerrechts. Nach achtwöchigen Arbeiten trennte sich der Congreß, nachdem er noch den 26. Okt. 1774. Beschluß gefaßt, daß vom 1. Dezember an die Einfuhr von Industrieerzeugnissen aus den englischen und englisch-westindischen Häfen und jede Ausfuhr aus den Colonien nach England aufhören solle, bis ihren Beschwerden abgeholfen wäre, und eine neue Zusammenkunft auf den kommenden Mai angeordnet hatte.

Der Würfel fällt.

Dieses eigenmächtige Vorgehen eines Delegirtencongresses, dessen Beschlüsse und Handlungen von zahlreichen Volks- und Gemeindeversammlungen gebilligt und angenommen wurden, trugen ein revolutionäres Gepräge, wie sehr man auch immer noch den Schein des Gehorsams und der Zusammengehörigkeit mit dem Mutterlande aufrechtzuhalten bemüht war. So faßte man auch die Sache in London auf. Die an den König gerichtete Adresse, welche Franklin und zwei andere Agenten dem Handelsminister Dartmouth überreichten, wurde von dem Cabinet verächtlich zurückgewiesen, und als zu Anfang des Jahres das neugewählte Parlament seine Sitzungen eröffnete, wurden die amerikanischen Angelegenheiten, auf die schon in der Thronrede die Aufmerk-

samkeit gelenkt war, zum Hauptgegenstand der Verhandlungen gemacht. Die Opposition setzte es durch, daß die Beschwerdeschrift der Colonien dem Hause vorgelegt und der ehemalige Gouverneur von Pennsylvanien, Richard Penn, darüber vernommen wurde. Aber eine Ausgleichung konnte weder dadurch noch durch die Vermittelungsvorschläge, welche Lord Chatham gemeinschaftlich mit Franklin entworfen, erzielt werden. Wie beredt immer im Oberhause die Whiglords, Chatham, Richmond, Shelburne, Camden, Temple u. a. Recht und Vernunft vertheidigten, wie sehr immer im Unterhause Burke, Fox und andere Führer der liberalen Opposition vor einem Bürgerkrieg warnten, dessen Ausgang nicht abzusehen sei, die Zurückziehung der Boston-Hafen-Bill und der ungesetzlichen Steuerakte empfahlen und zu Maßregeln der Versöhnung riethen; die öffentliche Meinung war für Zwang und Gewalt und ging mit dem König, der die Rede Chathams „die Posaune des Aufruhrs" nannte. James Otis hatte einst in einer Rede den Satz behauptet, „Besteuerung ohne Vertretung sei Tyrannei". Jetzt suchte der hochbejahrte Samuel Johnson, das Orakel der gebildeten Gesellschaftskreise von London, in einer Flugschrift zu beweisen, daß „Besteuerung keine Tyrannei" sei. Nur die Londoner Bürgerschaft, die durch die Störung des Handels mit Amerika empfindliche Verluste erlitt, ließ durch ihren Lordmayor John Wilkes (S. 108) dem König eine Adresse überreichen, daß er das Parlament entlassen und die Beschwerden der Colonien abstellen möge. Aber die Deputation erfuhr eine scharfe Zurechtweisung wegen ihrer Sympathien mit den „Rebellen". Nach vielen heftigen Debatten und nach wiederholten Zwiegesprächen der Minister und parlamentarischen Führer mit Franklin wurden die Bills angenommen, welche Massachusetts in Aufruhrstand erklärten, allen Handelsverkehr mit Neuengland untersagten, 9. Febr. 1775. jede Einfuhr von Waffen und Kriegsbedarf verboten und die im Aufstand begriffenen Provinzen von den englischen Fischereien ausschlossen. Alle die klassischen Reden, die bei der dreifachen Berathung dieser Gesetze von Fox und Burke gehalten wurden und zu den glänzendsten Erzeugnissen staatsmännischer Eloquenz gezählt werden dürfen, machten auf den König und die monarchisch-conservative Partei keinen Eindruck.

b. Anfang des Bürgerkriegs.

Lexington u. Concord. Vor und während dieser Zeit befand sich das Land an der Massachusettsbay in einem Zustand, der von Krieg und Revolution nicht fern war. Die von dem Obercommandanten aufgelöste Legislatur setzte eigenmächtig ihre Sitzungen fort bald in Cambridge, bald in Concord, riß unter der Leitung von Hancock alle Regierungsgeschäfte an sich und errichtete einen Sicherheitsausschuß; und da Gage alle Vorräthe von Pulver und Munition weggenommen hatte, so verschaffte sie sich durch Schleichhandel aufs Neue Waffen und Kriegsbedarf, verstärkte die Miliz, ordnete Waffenübungen an und bemächtigte sich wo sie konnte der Kassen und Vorräthe der Engländer. Aufreizungen und feindselige Kund-

gebungen steigerten die Erbitterung auf beiden Seiten; mehr als einmal war man nahe daran handgemein zu werden. Das Eintreffen der Aufruhrbill in Boston machte den versteckten Krieg zu einem offenen. Die Assembly hatte in Concord ein Magazin von Waffen und Kriegsbedürfnissen angelegt. Dies wollte der Oberbefehlshaber Gage vernichten und ließ daher einige hundert Mann von der Besatzung ausrücken. Die Miliz von Lexington, einem patriotischen Orte zwischen Boston und Concord widersetzte sich dem Marsch; da gaben die englischen Soldaten Feuer und sieben vaterländische Streiter sanken todt, neun verwundet zu Boden und ihr Blut röthete Feld und Anger. Es waren die ersten Freiheitskämpfer im beginnenden Bürgerkrieg, ihre Namen wurden stets von den Zeitgenossen und den Nachgebornen in dankbarem Herzen bewahrt. „Sie gaben ihr Leben zum Zeugniß für die Rechte der Menschheit und hinterließen ihrem Vaterlande die Verheißung des Erfolgs in dem gewaltigen Kampf, welchen sie begonnen." Nach diesem blutigen Frühlingsmorgen zogen die Truppen in Concord ein; die Beute war gering, da die Einwohner vorher Alles versteckt hatten; bei dem Rückzug kam es wieder zu einem kleinen Gefechte an einer Brücke; der Anführer der Miliz, Isaak Davis und zwei andere „Dorfhelden" fielen und auch auf englischer Seite ließen einige das Leben. Darauf zogen die Truppen zurück, wurden aber bis in die Nähe von Boston verfolgt und da und dort von einzelnen Haufen der Landmiliz angegriffen. An Verwundeten und Todten zählten die Amerikaner etwa hundert, die Engländer mehr als das Doppelte, da jene sich hinter Bäumen, Hecken oder Mauern versteckten. „Dies waren die weltberühmten Treffen von Lexington und Concord", ruft Bancroft aus, „verhängnißvoller als Azincourt und Blenheim."

19. April 1775.

Kriegerische Bewegung in den Colonien.

Und in der That war dieser blutige Zusammenstoß das Signal zum Bürgerkrieg zwischen Altengland und seinen Colonien. Noch hatte man in London nicht das letzte Wort gesprochen und manche Vorschläge zu Ausgleichung und Versöhnung wurden noch in Ueberlegung gezogen, als man in Neuengland bereits Kriegsanstalten traf. Der Provinzialcongreß von Massachusetts kündigte dem Obercommandanten Gage allen Gehorsam auf, da er sich unfähig gemacht, der Colonie ferner zu dienen. In New-Hampshire, Connecticut, Rhodeisland und anderwärts gab sich der größte Eifer zur Waffenbrüderschaft mit Boston kund; allenthalben wurden die Milizen verstärkt und militärisch geübt, so daß in Kurzem ein Bürgerheer von mindestens 20,000 Mann unter die Fahne treten konnte. Auch in Pennsylvanien, wo die Ankunft Franklins den Impuls zu einer entschiedeneren Haltung gab, in Delaware, in Virginien regte sich patriotischer Sinn und Kriegsmuth. Von allen Seiten langten zustimmende Adressen in Boston an. Zugleich zog eine verwegene Kriegsschaar von Massachusetts und Connecticut unter den kühnen Obersten Benedict Arnold und Ethan Allan nach der canadischen Grenze, bemächtigte sich im Namen des Sicherheitsausschusses der Forts Ticonderoga und Crown-Point, der Schlüssel jenes Landes mit Geschütz

5. Mai 1775

und Kriegsvorräthen und nahm auf dem Champlainsee ein englisches Fahrzeug weg.

Der Congreß in Philadelphia. Washington zum Oberbefehlshaber ernannt.

Das geschah in denselben Tagen, da der Congreß aller vereinigten Provinzen zum zweitenmal in Philadelphia zusammentrat (10. Mai 1775). Es war eine Versammlung ohne gesetzliche Autorität, aber die Namen der Abgeordneten gaben die Bürgschaft, daß Freiheit, Recht und Wohlfahrt des Vaterlandes das Ziel ihrer Beschlüsse sein würden. Neben Washington, Patrik Henry und Richard Lee von Virginien und den beiden Adams von Boston war auch Franklin erschienen und seine Anwesenheit flößte seinem behutsamen Landsmann Dickinson mehr Energie und Entschlossenheit ein. Auch jetzt noch gab der Congreß dem Gedanken eines Abfalls von England keinen Raum; mancher der Anwesenden wiegte sich noch in der Hoffnung einer Aussöhnung; der Antrag von Jay aus New-York, noch einmal eine Loyalitätsadresse an den König zu erlassen, fand keinen Widerspruch. Aber die Berichte aus Boston über die Vorgänge an der Massachusettsbai und an der canadischen Grenze, sowie die Kunde, daß die Generale Howe, Clinton und Burgoyne mit neuen Truppen auf der See seien, belebten und stärkten den nationalen Sinn. Man erwählte John Hancock zum Vorsitzenden und machte aufs Neue den Versuch, die Canadier in einer Zuschrift zum Anschluß zu bewegen. Allein die französisch-katholische Bevölkerung, der die englische Regierung in der Quebec-Akte ihre Religion, Sprache und Lebensordnung gewährleistet hatte, ließ sich durch die schönklingenden Worte und die schmeichelhaften Lobreden auf die nationalen Tugenden und Vorzüge nicht verleiten, ihr Schicksal an die Nachbarn zu knüpfen. Ein natürlicher Instinct führte den Gouverneur Carleton nebst der Geistlichkeit und den Feudalherren der monarchischen Ordnung zu. Die Ankunft neuer Truppen in Boston ließ ein energisches militärisches Vorgehen von Seiten Englands erwarten. Daher stellten die beiden Deputirten von Massachusetts, Samuel Adams und Hancock den Antrag, der Congreß möge einen Oberfeldherrn für alle amerikanischen Streitkräfte ernennen. Dieser willfahrte ihrem Ansuchen, indem er dem in ihrer Mitte weilenden George Washington, dessen militärische und politische Fähigkeiten sich längst erprobt hatten, das Ober-Commando übertrug. Hochherzig folgte der vaterländische Mann dem ehrenvollen Rufe des Vaterlandes, ohne eine Besoldung anzunehmen, fest vertrauend daß die göttliche Vorsehung, an die er mit aufrichtiger Seele glaubte, dem redlich strebenden Menschengeschlecht im Ringen nach sittlicher Freiheit hülfreich zur Seite stehen werde. Dem glücklichen Griffe in der Wahl dieses verständigen Mannes, der mit sicherem instinctiven Urtheile die Dinge in ihrer Wahrheit und Wirklichkeit anschaute und ohne geniale Wagnisse nur auf der Basis des Gegebenen mögliche Zwecke verfolgte, beobachtend, schweigsam und klug überlegend, war das Gelingen des großartigen Ereignisses, der Befreiung Amerika's zu danken. Den zweiten Rang unter Washington sollten Artemas Ward aus Massachusetts, Charles Lee, ein erfahrener Militär aber von zweideutigem un-

lauterem Charakter und schmutziger Habsucht, Philipp Schuyler, ein rechtschaffener reicher Mann aus New-York, aber ohne besondere Befähigung für Krieg und Schlachten, Isaak Putnam, ein tapferer aber ungebildeter Kriegsmann aus Connecticut als Generalmajore und Horatio Gates als Generaladjutant einnehmen, lauter Leute von untergeordneten Talenten. Zur Bildung und Unterhaltung einer „Continentalarmee" beschloß der Congreß eine Anleihe von 6000 Pfd. St. zu machen. Doch wurde als Zweck der kriegerischen Rüstung nur eine „bewaffnete Vertheidigung" aufgestellt. Neue Adressen aus der Feder des gewandten Jefferson an den König, die englische Nation, die Stadt London legten in klaren Worten den Standpunkt der Amerikaner und die Gründe ihrer Haltung dar.

Schlacht bei Bunkerhill. 16. Juni 1775.

Aber an demselben Tage, da Washington den Oberbefehl von dem Congreß empfing und annahm, zerstörte die Schlacht von Bunkerhill den letzten Schein von Frieden und machte dem heuchlerischen Spiel ein Ende. Auf Befehl des Sicherheitscomité hatte Oberst William Prescott von Pepperell mit einigen Bataillonen dürftig gekleideter und schlecht bewaffneter Landmiliz im Angesichte englischer Kriegsschiffe mit erstaunlicher Kühnheit in einer dunkeln Nacht die Anhöhe Bunkerhill besetzt, welche die beiden Halbinseln von Boston und Charleston beherrschte, und einige Erdwälle und Verschanzungen aufgeworfen. Diese wichtige Position durfte Gage nicht im Besitz des Feindes lassen. Er ertheilte daher dem General Howe den Befehl von Charleston aus den steil ansteigenden Hügel zu ersteigen, während die Kriegsschiffe mit ihren Kanonen von der See her die Höhe bestreichen sollten. Die Zahl der Amerikaner mochte sich auf 1500 Mann belaufen; sie trugen großentheils ihre ländliche Kleidung und waren bloß mit Musketen bewaffnet; sechs Stücke Geschütz, die sie bei sich hatten, kamen kaum zur Anwendung. Gegen diese durch angestrengte Schanzarbeiten, Wachen und Hunger abgematteten Wehrmänner führte Howe, nachdem er das Dorf Charleston in Flammen gesetzt, eine trefflich ausgerüstete, mit allen Bedürfnissen reichlich versehene Armee von mindestens 4000 Mann, die mit hochmüthiger Verachtung auf die zusammengelaufenen, jeder militärischen Disciplin ermangelnden Freischaaren und Landsoldaten herabsahen und bald mit ihnen fertig zu werden vermeinten. Fast schämten sie sich mit einem solchen Gegner handgemein zu werden. Wie groß war jedoch ihr Schrecken und ihre Enttäuschung, als ihre vordersten Reihen durch die sicher treffenden Rohre der geübten Scharfschützen, die hinter einer schwachen Brustwehr hervorschossen, auf den Boden gestreckt wurden! Zweimal wiederholten sie den Angriff. Aber ihr Mühen, sich der Höhe zu bemächtigen war vergeblich; zu Hunderten lagen die Leichen auf den frischgemähten Wiesen umher. Erst bei einem dritten Angriff, als General Clinton britische Verstärkungen herbeigeführt hatte, die Amerikaner dagegen an Pulver und Kugeln Mangel litten, gelang es den Engländern, den Hügel zu besetzen. Doch machten die tapfern Männer Neuenglands, dank den Hülfsschaaren, die Oberst Putnam ihnen zuführte, einen geordneten Rückzug. „Der Sieg ist uns

theuer zu stehen gekommen" meldete General Gage an den Minister Dartmouth; „das schwere Stück Arbeit, das wir zu verrichten gehabt, beweist, daß die Rebellen nicht das verächtliche Gesindel sind, für welches so Viele sie gehalten haben." Die Zahl der Gefallenen betrug auf englischer Seite mehr als tausend; dreizehn Offiziere waren getödet, siebzig verwundet. Auch die Amerikaner, obwohl ihre Verluste nicht halb so groß waren, hatten manchen tapferen Freiheitskämpfer zu beklagen, vor Allen den muthigen Patrioten Joseph Warren, der mit Wort und Feder so oft die Rechte der Colonien verfochten hatte. Den größten Ruhm bei Mit- und Nachwelt trug Oberst Prescott davon, dessen besonnener und standhafter Muth bewirkt hatte, daß der Tag von Bunkerhill ein Ehrentag für die Amerikaner geworden ist. „England hat seine Colonien auf immer verloren", schrieb Franklin an einen Freund in London.

Boston geräumt. Und in der That war das Treffen auf Bunkerhill von der größten Wirkung; es weckte in den Amerikanern Zuversicht und Selbstvertrauen und machte dem Zustande der Unentschiedenheit und halben Maßregeln ein Ende. Die Wehrmannschaften von Neuengland gewannen mit jedem Tage mehr Uebung und militärische Disciplin, namentlich seitdem Washington den Oberbefehl führte und eben so energische als umsichtige Reformen traf, so daß die englischen Truppen nirgends festen Fuß fassen konnten und sich auf die Vertheidigung von Boston beschränken mußten. Im Oktober wurde Lord Howe zum Befehlshaber ernannt und General Gage von seiner Stelle abberufen, aber auch der neue Feldherr war nicht glücklicher in seinen Unternehmungen. Mochte er auch Falmouth und andere Küstenorte in Asche legen, einige Schiffe wegnehmen oder in Grund bohren und einzelne feindliche Heeresabtheilungen durchbrechen und zurückschlagen: die Kriegführung der Milizen war der Art, daß es zu keiner entscheidenden Feldschlacht kommen konnte. Und als die Amerikaner im nächsten Frühjahr unter 4. März 1776. Washingtons Führung die Höhe von Dorchester besetzten und von da aus Boston von der Landseite abschlossen und bedrängten, hielt es Howe für rathsam, die Hauptstadt von Massachusetts, den eigentlichen Heerd der revolutionären Bewegung aufzugeben und unter Zurücklassung eines großen Theils seiner Kriegsbedürfnisse mit seinem auf 7000 Mann zusammengeschwundenen Heer nach Neuschottland überzusetzen. Gegen fünfzehnhundert Königlichgesinnte, Royalisten oder Loyalisten genannt, folgten den Abziehenden.

Winterfeldzug in Canada. Darauf nahm der Obergeneral Washington Besitz von Boston und entsandte in Uebereinstimmung mit dem Congreß eine Heerabtheilung unter den Generalen Montgomery, Shuyler und Arnold gen Norden, um die Canadier zum Anschluß zu bringen. Das Unternehmen hatte jedoch keinen Fortgang: es ist uns bekannt, daß die Landschaften am St. Lorenzstrom und um die Seen an der englischen Herrschaft festhielten. Zwar eroberte der tapfere Montgomery, ein ritterlicher Mann, der einst in englischen Heeren im siebenjährigen Kriege gedient, dann nach New-York auswandernd Farmer geworden und durch Heirath in die patriotische

Familie Livingston eingetreten war, die Grenzfesten und zwang Montreal zur Capitulation; als er aber selbst am Schlusse des Jahres bei einem Sturm auf 12. Nov. 1775. Quebec die Todeswunde empfing, mußten die Soldaten und Wehrmannschaften, 31. Decbr. 1775. durch Frost, Hunger und Strapazen aufgerieben einen verlustvollen Rückzug antreten.

c. Der Soldatenhandel in Deutschland und die Unabhängigkeitserklärung Amerika's

Das Jahr 1776 ist von großer Wichtigkeit in der Entwickelungsgeschichte Prinzipielle Gegensätze der polit. Weltanschauung. der Menschheit und der staatlichen Lebensordnungen. In diesem Jahre geriethen die neuen Ideen von demokratisch-republikanischer Freiheit und Selbstbestimmung mit den monarchisch-conservativen Mächten in Kampf, erlangte die Frage, ob die souveräne Gewalt vom Volk ausgehe oder durch Gottes Gnade den erblichen Dynastien verliehen sei, zum erstenmal eine praktische Lösung, traten die streitigen Probleme über das Wesen und den Ursprung des Staats- und Gesellschaftslebens, die bisher nur in der Theorie verhandelt worden waren, in die Wirklichkeit. Zwei große Prinzipien wurden aufgestellt, welche von der Zeit an die gesammte Culturwelt in zwei weite Heerlager schieden: in dem einen standen die Freunde und Förderer des Fortschritts und der Aufklärung, im andern die Anhänger der Autorität, der überlieferten Ordnung, der conservativen Anschauungen. In Amerika begegneten sich die beiden Prinzipien in der Frage: sollen die Colonien mit dem Mutterlande in der bisherigen Verbindung bleiben oder ein unabhängiges selbständiges Gemeinwesen bilden? Thomas Paine, der vor zwei Jahren aus England nach Pennsylvanien eingewandert und Meister eines eigenthümlich klaren einfachen Stils war, verfaßte auf Franklins Anregung eine Schrift: „Der gesunde Menschenverstand", worin er zu beweisen suchte, daß das Volk der Quell und Ursprung aller Macht sei, „Freiheit und Sicherheit" als den Zweck alles staatlichen Zusammenlebens aufstellte und die Amerikaner zur Gründung eines unabhängigen republikanisch-demokratischen Staatenbundes aufmunterte.

Mit der Entfernung der englischen Truppen und Beamten aus Boston war Kriegerische Stimmung in England. thatsächlich die königliche Herrschaft in den nördlichen Provinzen beseitigt. Aber schon vorher hatte Georg III. seine Absicht, die rebellischen Unterthanen in Amerika mit Gewalt zum Gehorsam zurückzuführen, so deutlich ausgesprochen, daß an einen Ausgleich nicht mehr zu denken war, daß das kriegerische Vorgehen der Milizen Neuenglands nur als der erste Schritt der Nothwehr gegen bevorstehende Feindseligkeiten angesehen werden durfte. Als Antwort auf die Adresse des Generalcongresses hatte eine königliche Proclamation die „Unterdrückung von 23. Aug. 1775. Aufruhr und Empörung" verkündigt, Alle die in England selbst den Rebellen das Wort redeten oder sie mit Rathschlägen unterstützten, mit Strafe bedroht. Bei Eröffnung des Parlaments im Oktober sagte der König in der Thronrede, 26. Okt. die Ehre der Nation verlange die Anwendung von Zwangsmaßregeln gegen die

Colonien, die sich empört hätten, um ein unabhängiges Reich zu gründen, und forderte kräftigen Beistand. Er übertrug die Leitung des Colonialdepartements einem wenig befähigten und nachlässigen Manne, dem uns bekannten Lord George Sackville-Germain, der durch kriegsrichterliches Urtheil aus der Armee gestoßen worden war (S. 91), und ließ durch denselben dem Parlamente eine „Prohibi-
1. Decbr. 1775. tivbill" vorlegen, wodurch die Zwangsmaßregeln der Boston-Hafen-Bill auf das gesammte Coloniegebiet ausgedehnt wurden.

Fremde Truppen in Dienst genommen.

Es war somit kein Zweifel mehr vorhanden, daß der König, die Regierung und das Parlament einig und entschlossen seien, die Herrschaft Englands wieder aufzurichten und den Unterworfenen ein schwereres Joch aufzulegen. Um diesen Plan aber rasch und energisch durchzuführen bedurfte man einer größeren Landmacht, als man in England selbst aufzubringen vermochte. Man knüpfte zuerst mit Rußland Unterhandlungen an, um eine Hülfsarmee von zwanzig oder fünfzehntausend Mann zu erlangen; allein die Kaiserin zeigte wenig Neigung; sie hielt den englischen Gesandten mit vagen Vertröstungen hin, antwortete dann ausweichend, daß ihr Reich jetzt erst anfange sich des Friedens zu erfreuen und der Ruhe bedürfe, und rieth zur Versöhnung. Aber lag denn nicht Deutschland näher und bequemer? Schon seit Jahren hatten die Holländer aus dem Reiche die Truppen gezogen, die für sie die tödtlichen Kriegsdienste in Batavia, auf dem Cap, in den Morästen der Niederlande versahen. Schubarts rührendes Caplied: „Auf auf! ihr Brüder und seid stark", war im Hessenlande im Munde des ganzen Volkes. So lag denn der Gedanke nahe, mit den deutschen Fürsten, die mehr Soldaten hatten als sie brauchten und stets in Geldnoth waren, Verträge zu Truppenlieferungen gegen Bezahlung abzuschließen. König Georg III. ging als Kurfürst von Hannover mit dem Beispiele voran. Er überließ der englischen Nation fünf Bataillone seiner deutschen Landeskinder gegen Rückerstattung der Auslagen. Sie wurden nach Gibraltar und Port Mahon eingeschifft, damit die dort in Garnison liegenden englischen Kriegsmannschaften in Amerika verwendet werden könnten. Und wie bereitwillig gingen die deutschen Landesherren auf die Vorschläge der britischen Regierung ein! Am meisten beeiferten sich die prachtliebenden, verschwenderischen Fürsten von Braunschweig und Hessen-Kassel, dem reichen England zu Willen zu sein. Der Landgraf Friedrich II. stellte nach und nach zwölftausend Mann (XII, 946) und häufte aus dem Blutgeld unermeßliche Schätze. Die Fürsten von Anhalt-Zerbst, von Waldeck, von Anspach folgten dem Beispiel; der Landgraf von Hessen-Hanau war seinem Blutsverwandten in Kassel an Bereitwilligkeit zuvorgekommen. Auch mit dem Herzog Karl Eugen von Würtemberg wurde unterhandelt. Aber man konnte sich nicht über die Bedingungen einigen. Daher entgingen diesmal die Würtemberger dem Schicksale der Hessen. Allein zehn Jahre später wurden tausend Mann an die Republik Holland für ihre indischen und afrikanischen Besitzungen verkauft, von denen nur wenige die Heimath wiedersahen.

Der Soldatenhandel deutscher Fürsten.

Man hat sich in der Folge mit Recht über den „Soldatenhandel deutscher Fürsten" mit Entrüstung und Unwillen ausgesprochen; und auch damals schon ließen sich verdammende Stimmen bald zürnend, bald wehmüthig über die Schmach vernehmen, daß treue deutsche Seelen von deutschen Landesherren schnöden Gewinnes halber für eine fremde Sache in Kampf und Tod geschickt wurden, um jenseit des Meeres ihre europäische Kriegskunst an den freien Söhnen der neuen Welt zu erproben. Ist auch die Angabe, daß Friedrich d. Gr. von den Durchziehenden den Viehzoll habe erheben lassen, weil sie ja wie Vieh verkauft würden, nur ein historischer Mythus, so hat er doch stets und mit ihm der ganze gebildete Theil der Nation den größten Unwillen über den gewissenlosen Menschenhandel an den Tag gelegt und sich bemüht denselben zu verhindern. Selbst in dem englischen Parlament sprach die liberale Opposition ihre Entrüstung aus über den Seelenverkauf der deutschen „Landesväter von Gottes Gnaden." Aber Eigennutz und Gewinnsucht auf der einen, engherzige Politik auf der andern Seite machten die Herzen verstockt und bewirkten, daß die elegischen Klagetöne der Dichter wie der Schmerzensschrei oder die zürnenden Strafreden der Menschenfreunde unerhört verhallten. Die Sache wird nicht besser, wenn man zur Entschuldigung anführt, die Regimenter seien durch Werbungen zusammengebracht worden, da damals noch keine Conscription oder Wehrpflicht bestanden habe, die Soldaten seien also freiwillig unter die Fahne getreten. Wenn man erwägt, wie sehr damals der Wille des Landesfürsten von den Unterthanen als höchstes Gebot angesehen ward, wenn man in Anrechnung bringt, wie viele durch die schändlichen Verführungskünste der Werber und Seelenverkäufer, durch List und Gewalt, durch lügenhafte Vorspiegelungen in die Schlinge gelockt, dem Verderben und Tod zugeführt wurden, so wird das Aergerniß und der Unwille noch stärker. Im Waldeck'schen wurden die Werbungen von der Kanzel herab empfohlen. In Hessen ließ der frivole Friedrich II., der, obwohl ein Freund Voltaire's, zur katholischen Kirche übergetreten war, um den vornehmen Freigeistern der Zeit beigezählt zu werden, den schamlosesten Menschenraub anstellen, so daß es in ganz Hessen fast nicht eine einzige Familie gab, welche nicht eines ihrer Glieder betrauert hätte, daß Frohsinn und Heiterkeit bei dem Landvolke verschwunden war. Wohl war der Landsknechtedienst und das Reislaufen in Deutschland wie in der Schweiz ein altes Erbübel; aber die früheren Kriege waren von kürzerer Dauer; man verpflichtete sich für einen einzigen Feldzug, man blieb in Europa; man wußte aus Erfahrung, daß die meisten Ausziehenden in Kurzem wieder zurückkehrten, oft mit reichlicher Beute. Jetzt aber schickte man die Angeworbenen in die Wildniß, in ein ungesundes, ungewohntes Klima, wo die Meisten umkamen; und wenn sie mit siechem oder verstümmeltem Körper zurückkehrten, sahen sie sich dem Elende preisgegeben, mußten nicht selten als Bettler auf den Landstraßen ihre Tage beschließen. In Braunschweig kam es vor, daß man sich über die Rücksendung der Invaliden und solcher Kriegsgefan-

genen, welche gegen das Versprechen nicht mehr wider die Amerikaner zu dienen, in Freiheit gesetzt worden, bei der englischen Regierung beschwerte. Man solle sie in Britisch-Westindien oder anderwärts verwenden; ihre Klagen bei der Rückkehr würden sonst die Werbungen beeinträchtigen. Man hat ausgerechnet, daß im Ganzen nahezu 30,000 Mann eingeschifft wurden, wovon 12,000 umkamen, und daß die von England dafür bezahlten Summen sich auf sieben Millionen Pf. St. beliefen. Die Geschichte des deutschen Volkes in den siebenziger und achtziger Jahren ist eine erschütternde Tragödie. Wohl mag mancher Abenteurer, mancher Taugenichts, mancher ungerathene Sohn bei der Gelegenheit von der vaterländischen Erde und Gesellschaft entfernt worden sein; aber wie viele Bethörte und Verirrte, welche durch Trug und List und durch andere unehrliche Mittel verlockt wurden oder im Leichtsinn, in momentaner Aufwallung über unglückliche Privat- und Familienverhältnisse, in der Leidenschaft oder im Bewußtsein eines Fehltritts den Werbern und gewissenlosen Unterhändlern folgten, sind am gebrochenen Herzen, voll Reue und Verzweiflung zu Grunde gegangen!

Der Congreß ohne Autorität. Als England sich anschickte durch seine überlegene See- und Landmacht die aufständischen Colonien mit Gewalt in das frühere Unterthanenverhältniß zurückzuzwingen, war die Lage der Amerikaner so wenig hoffnungsreich, daß man in London mit einem kurzen Feldzug fertig zu werden glauben durfte. Der Generalcongreß war eine Privatvereinigung patriotischer Männer ohne alle legale Autorität, abhängig von der Stimmung und dem guten Willen ihrer Auftraggeber, außer Stand Geld oder Truppen zu beschaffen. Und wenn er gleich in seiner Gesammtheit als Vertreter der dreizehn Provinzen gelten konnte, so waren doch die Provinzen selbst keineswegs einig und gleichgesinnt, so waren die Mitglieder des Congresses doch nur die Bevollmächtigten der liberalen Partei, doch nur berufen zu berathen und Vorschläge zu machen. Die Royalisten und Conservativen waren in den mittleren und südlichen Landschaften sehr zahlreich und hatten an den Statthaltern und Beamten einen starken Rückhalt. In Virginien kam es zum offenen Kampf, wobei der heftige, leidenschaftliche Gouverneur Dunmore kein Bedenken trug, selbst Neger zu bewaffnen und die Hafenstadt Norfolk in Brand zu stecken. Auch in Nordcarolina wurden die Parteien handgemein. Da und dort wurden Stimmen gegen eine Trennung vom Mutterlande laut. Franklins Vorschlag zur Bildung einer Conföderation wurde selbst im Congreß als verfrüht zurückgewiesen. Nur in Neuengland, wo thatsächlich keine Regierung mehr bestand, gab man einzelnen Landschaften den Rath, auf eigene Hand unabhängige Obrigkeiten zu errichten, die im Namen von „Regierung und Volk" für das Wohl und die Sicherheit des gemeinen Wesens sorgen sollten, und in Südcarolina wurde durch John Rutledge eine neue constitutionelle Regierungsform eingeführt.

Schlimme Lage des Heeres. Wenn aber der Congreß selbst eine so unsichere Existenz hatte, welche Macht konnte er dem Ober-Commandanten Washington übertragen? Dieser war lediglich

auf sein eigenes Genie und auf den Patriotismus seiner Landsleute angewiesen. Und in der That war seine Lage eine sehr schwierige. Der Versuch, Canada in die Bewegung hereinzuziehen, war mißlungen und hatte große Verluste und den Tod eines der tüchtigsten Generale herbeigeführt. Die Canadier standen auf der Seite des Königs und der Gouverneur war bemüht, die kriegerischen Indianerstämme über den Seen in den königlichen Dienst zu ziehen. Die Wehrmannschaften und Milizen in den einzelnen Colonien waren wohl tapfer und bereit für die Freiheit und Unabhängigkeit Alles einzusetzen; allein sie bildeten keine Gesammtarmee, jedes Contingent handelte für sich; sie entbehrten der militärischen Zucht und Disciplin, waren dürftig ausgerüstet und bewaffnet und konnten nur kurze Zeit im Felde dienen. Denn wer sollte die Aecker bestellen, die Ernte heimthun, wenn die jüngeren kräftigen Männer im Lager standen? Der Antrag des Obergenerals, jeden Soldaten auf die Dauer des Kriegs zu verpflichten, fand bei dem Congreß nicht allgemeine Zustimmung. Und woher sollte Washington Geld für Sold und Unterhalt nehmen? Der Congreß konnte keine Steuern auflegen und hatte keinen Credit um Anlehen zu machen, sein Papiergeld, das er allmählich auf die Summe von zehn Millionen Dollars brachte, fand wenig Vertrauen. Fügt man zu diesen Schwierigkeiten noch hinzu, daß die meisten Unterfeldherren unfähig oder von zweifelhafter Treue und Hingebung an die vaterländische Sache waren, so wird man begreiflich finden, daß während der drei ersten Monate eine unsichere, niedergeschlagene Stimmung in Amerika herrschte.

Nur allmählich ermannte man sich zu einigen entscheidenden Beschlüssen. Als Antwort auf die Parlamentsakte, wodurch die Wegnahme und Confiscation amerikanischer Schiffe und Ladungen gestattet ward, erließ der Continentalcongreß die Erklärung, daß die Häfen der Colonien allen Nationen offen ständen, und brach somit den Bann, der bisher auf Handel und Schiffahrt gelastet hatte. Auch sollte die Einfuhr von Negersclaven, die nur den englischen Monopolisten zu gute komme, für die Zukunft eingestellt werden. Im nächsten Monat setzte John Adams den Beschluß durch, daß es mit dem Gewissen und der Vernunft der Colonisten unvereinbar sei, der englischen Krone und ihren Beamten noch ferner den Eid der Treue und des Gehorsams zu leisten, und daß jeder Provinz gestattet sein solle, eine selbständige Regierung einzusetzen zur Erhaltung der Ordnung und zur Vertheidigung wider die Feinde. Von diesem Rechte machte das reiche und mächtige Virginia, Washingtons Geburtsland, kurz nachher Gebrauch, indem das Volk den bisherigen Senat für aufgelöst erklärte, die feudalen Institutionen sammt dem Majoratsrechte abschaffte und einen „Convent" einsetzte, dem die legislative und executive Gewalt zustehen sollte. Dieser entwarf eine Verfassung, der als Einleitung eine Erklärung der Menschenrechte voranging, gegründet auf das Prinzip bürgerlicher und religiöser Gleichberechtigung. Bald nachher wurde auch in Pennsylvanien und Maryland das bisherige grundherrliche Regiment trotz des Widerstandes Dickinsons und der Conservativen gestürzt und auf Grund der Unabhängigkeit und Volkssouveränetät eine ähnliche Ordnung geschaffen wie in Virginien.

Einzelne Verfassungsveränderungen.

6. April 1776.

10. Mai.

Zugleich legte sich der Congreß das Recht bei, mit auswärtigen Mächten auf eigene Hand Bündnisse zu schließen. Denn im Cabinete des französischen

Beziehungen zu Frankreich.

Königs Ludwig XVI., welcher zwei Jahre vorher den Thron bestiegen, wurden bereits die Gründe erwogen, ob man die Amerikaner unterstützen solle. Graf Vergennes, der damals die auswärtigen Angelegenheiten leitete, glaubte die Stunde gekommen, um an England, das der einzige und ewige Feind Frankreichs sei, Rache zu nehmen für die Schmach des Pariser Friedens, die im siebenjährigen Kriege verlorene militärische Ehre wieder herzustellen und dem Königreiche die frühere Stellung in der Colonialwelt und im Seehandel zurückzugewinnen, aus der es durch das neidische Albion verdrängt worden sei; und Turgot, der weitsichtige Staatsmann, der sich in der geistigen Atmosphäre des aufgeklärten nach Reformen und Freiheit dürstenden Zeitalters bewegte, sagte voraus, daß der gegenwärtige Krieg mit der Unabhängigkeit der Colonien enden und daß dieses Ereigniß die größte Revolution in dem Handelsleben und der Politik von ganz Europa bewirken werde. Man beschloß, den Amerikanern den Ankauf von Munition und Waffen in Frankreich zu gestatten und unter der Hand ihnen durch ein französisches Handlungshaus eine Million Francs vorschießen zu lassen. Der spanische Minister Grimaldi wurde insgeheim bewogen, den Madrider Hof zu einem gleichen Verfahren zu bereden. Es war der erste Schritt einer gemeinsamen Politik der bourbonischen Staaten gegenüber England und seinen Colonien. Der Dichter Beaumarchais, der in achtzehn Monaten acht mal die Reise zwischen Paris und London machte, war der vertraute Agent in der amerikanischen Sache.

Der Landkrieg. Während der Congreß in Philadelphia sich in heißen Redekämpfen abmühte, die Grundlinien einer neuen Staatsverfassung zu finden, segelte eine englische Armada unter Admiral Howe, dem Bruder des Befehlshabers der Landarmee mit einer Streitmacht von 40,000 Mann über den Ocean und ankerte bei Halifax. Washington hatte mit Zustimmung des Congresses den amerikanischen Continent in drei Militärdepartements getheilt und unter eigene Anführer gestellt. Auf gleiche Weise ordnete der Oberfeldherr Howe seinen Angriffsplan. Clinton sollte in die südlichen Colonien eindringen, Bourgoyne Canada und die nördlichen Distrikte vom Feinde reinigen, Howe selbst mit der Hauptarmee über 20,000 Mann stark, darunter die Hälfte hessische und andere deutsche Söldlinge, New-York besetzen und nach Pennsylvanien vorrücken, um das Feuer des Aufruhrs
28. Juni 1776. auf dem eigenen Heerd zu ersticken. Aber der Angriff von Clinton und Cornwallis auf die Seestadt Charleston in Süd-Carolina wurde tapfer zurückgeschlagen und endete mit einem namhaften Verluste von Schiffen und Mannschaft. Der glorreiche Ausgang war weniger dem Befehlshaber Lee als dem standhaften Muth Moultrie's und der heldenmüthigen Tapferkeit der patriotischen Streiter zu danken. Der Ort, wo das Strandlager sich befand, wurde seitdem Fort Moultrie genannt.

Der vierte Juli. Die Nachricht von diesem glorreichen Kampfe gab dem Congreß den Muth
4. Juli 1776. zu einem kühnen Schritt. Am 4. Juli, jenem wichtigen Tage, der noch jetzt als die Geburtsstunde der amerikanischen Republik gefeiert wird, sprach die Ver-

sammlung die Unabhängigkeit der Colonien vom Mutterlande aus. Nicht die ganze Zahl der fünfzig Vertreter, die sich aus den verschiedenen Provinzen zum Generalcongreß in Philadelphia versammelt hatten, trat sogleich der Erklärung bei, daß die „Vereinigten Colonien freie und unabhängige Staaten sind und von Rechtswegen sein müssen;" es waren zunächst nur diejenigen, welche sich bereits eine neue Verfassung und Regierung, theilweise nach dem Vorbilde von Virginien gegeben hatten; aber im Laufe der nächsten Woche ertheilten auch die andern ihre Zustimmung, so daß die Unabhängigkeitsakte, „womit die Vergangenheit abschloß" und die Declaration der Grundrechte, „auf welche gestützt die neue Bahn eröffnet ward", als die Grundsteinlegung der Union sämmtlicher dreizehn Staaten Nordamerika's gelten konnten und als solche ihre weltgeschichtliche Bedeutung erhielten. Die Unabhängigkeitserklärung, die von Jefferson entworfen, unter Mitwirkung von John Adams und Franklin ausgearbeitet ward, war nicht das Ergebniß einer leidenschaftlichen revolutionären Aufwallung, sondern das Werk besonnener Staatsmänner von reiferem Lebensalter, bei denen „Mäßigung mit Energie gepaart war", patriotischer Männer, welche die schwierige und gefahrvolle Lage der Gegenwart vollkommen erkannten, aber „durch all diese Nacht hindurch auch die Strahlen des Lichts und des Ruhmes erblickten." Die Declaration, mit ihrer Einleitung über die unveräußerlichen Rechte jedes Staatsbürgers „fand in ganz Europa unbedingten Beifall bei allen denen, welche der Militärregierung müde oder von Montesquieu auf Rousseau vorbereitet und von seiner und seiner Anhänger Schwärmerei ergriffen waren."

Schwierige Lage.

Noch war jedoch die Lage der Dinge der Art, daß nur Seelengröße und Vertrauen auf die Macht idealer Kräfte den Muth zur Durchführung des begonnenen Werkes verleihen konnte. Washington, dessen Gesammtheer mit Einschluß der neu einberufenen Milizen nicht über 17,000 Mann betrug, war ohne Geld, ohne genügende Munition und Kriegsbedürfnisse, ohne die nöthige Autorität, die Truppen bei der Fahne zu halten. Wenn die Zeit, für welche sich die Wehrmänner zum Dienst verpflichtet hatten, verlaufen war, zogen sie massenweise, heim, um den Arbeiten in Feld und Haus nachzugehen. Man mußte den Rekruten ein Handgeld bieten, das oft Hunderte von Dollars betrug. Dazu allenthalben Parteiung zwischen Patrioten und Loyalisten, die bei der bevorstehenden Landung Howes in New-York zu solcher Höhe stieg, daß sich Complotte bildeten und das Leben des Oberfeldherrn von Verschwörern bedroht ward. Die Furcht, daß ein stehendes Heer sich bilden möchte, lähmte jede durchgreifende militärische Organisation, und die Eifersucht jeder Provinz auf ihre Selbständigkeit ließ den für eine kriegerische Action unentbehrlichen Geist der Subordination nicht aufkommen.

Das englische Hauptquartier in New-York. Ende August 1776.

Die Folgen machten sich bald fühlbar. Als Lord Howe mit seinen geübten aufs Trefflichste ausgerüsteten Truppen gegen Longisland heransegelte, den Einwohnern von New-York Verzeihung und Gnade als Preis der Unterwerfung

verheißend, oder mit Schwert und Verwüstung für den Fall des Beharrens im Widerstand drohend, vermochten die schlechtbewehrten und unerfahrenen Mannschaften hinter den dürftigen Schanzwerken von Brooklyn der Uebermacht nicht zu widerstehen. Nach tapferster Gegenwehr und empfindlichen Verlusten mußten sie den Rückzug antreten und New-York dem Feinde preisgeben. Eine Feuersbrunst, zufällig entstanden, legte einen großen Theil der meistens von Holz gebauten Häuser in Asche. Die Feinde vermutheten eine böswillige Absicht, um ihnen die Winterquartiere zu zerstören, und nahmen Rache an den Gefangenen. Washington, der während der Tage des Kampfes und Rückzugs sich den größten Anstrengungen und Gefahren ausgesetzt hatte, nahm eine feste Stellung in White-Plains, mehr auf die Natur des Landes, auf Wälder, Sümpfe und Buschwerk, auf Felsenhöhen, Schluchten und gefällte Baumstämme sein Vertrauen setzend, als auf sein Heer, von dem noch vor dem Winter ganze Regimenter die Waffen niederlegten. Nur der Trägheit und den geringen militärischen Gaben des britischen Oberfeldherrn William Howe und der Zuchtlosigkeit seiner Offziere und Soldaten, welche ihre Zeit mit Spiel und Gelagen verbrachten, war es zu danken, daß die Feinde nicht größere Fortschritte machten. Nach zwei blutigen Gefechten in
Nov. 1776. der Ebene von White-Plains und auf den benachbarten Höhen, wobei die Deutschen unter General Knyphausen das Feld behaupteten, ging Washington über den Hudson nach New-Jersey und zog sich dann hinter den Delaware zurück, zunächst nur auf Vertheidigung bedacht, bis der Congreß, sein Vorurtheil gegen stehende Heere ablegend, zu der von ihm vorgeschlagenen Organisation einer Nationalarmee schreiten würde. Die geringen Erfolge, an denen seine unzuverlässigen Generale Sullivan und Charles Lee die meiste Schuld trugen, wurden ihm zur Last gelegt und minderten seine Autorität. Lee, ein geborener Engländer, der insgeheim sich stets mit dem eiteln Wahn trug, er könne den Ruhm eines Vermittlers und Versöhners erringen, und nach den Kämpfen bei Charleston nichts Eiligeres zu thun hatte als sich von dem Congreß eine namhafte Entschädigung für mögliche Verluste im alten Vaterlande gewährleisten zu lassen, trachtete selbst nach dem Obercommando und kam den Befehlen Washingtons nicht nach. Damals sagte dieser zu einem Freunde: „Meine Lage ist derart, daß wenn ich gegen einen Feind diesseit des Grabes einen recht harten Fluch ausstoßen sollte, ich ihn an meine Stelle wünschen würde.“ New-York und New-Jersey unterwarfen sich den Engländern. Unter dem Hohngelächter der Tories verlegte sich der Congreß, der sich in Philadelphia nicht mehr sicher glaubte, nach Baltimore. Im Hauptquartier Howes feierte man Freudenfeste, in London herrschte Frohlocken und Triumphgeschrei in den Reihen der Ministeriellen.

12. Dec. 1776. Kriegsplan der Engländer.

Die Hessen hatten, nachdem sie den General Charles Lee überrascht und zum Gefangenen gemacht, in der Stadt Trenton sich festgesetzt, wo sie zu überwintern trachteten. Inzwischen hatte auch der britische General Bourgoyne mit deutschen und englischen Truppen und verbündeten Indianerhorden an der canadischen

Grenze siegreiche Fortschritte gemacht, die Generale Gates und Shuyler bis an den Champlain getrieben auf dem See die amerikanische Flotille zerstört und Crown-Point besetzt. Die Absicht war, nach dem Hudson zu marschiren, auf dem Flusse bis Albany vorzubringen und sich mit dem Hauptheer in Verbindung zu setzen. Im Besitze der sämmtlichen Küstenstaaten des Nordostens hätten sie dann die Amerikaner von der See abschneiden und die Rebellion unterdrücken können, ehe noch die republikanische Staatsform feste Wurzel geschlagen.

„Aber in dem Augenblick, da das Leben der Vereinigten Staaten wie eine erlöschende Flamme emporflackerte, vernahm der Herr der Heerschaaren das Geschrei der Elenden und sandte einen Engel zu ihrer Erlösung", schrieb der Vorsteher der Lutheraner in Pennsylvanien. Die Nordarmee, wo der erfahrene Feldherr Carleton durch den unbesonnenen Bourgoyne vom Obercommando verdrängt ward, vermochte den Plan nicht auszuführen, und der kühne Winterfeldzug Washingtons, dem der Congreß in Baltimore Vollmacht zu neuen Aushebungen ertheilt hatte, war der Anfang einer neuen Aera in der amerikanischen Kriegführung. Washington setzte über den gefrornen Delaware und überraschte die englischen Miethtruppen in dem Städtchen Trenton. Tausend Gefangene, meistens Hessen wurden eingebracht und Waffen, Geschütz und Feldzeichen erbeutet. Wenige Tage nachher überschritt er abermals den Fluß und gewann, während Howe die Feiertage in Trägheit, Genuß und geselligen Vergnügungen zu New-York verbrachte, bei Princeton einen zweiten Sieg über Cornwallis, den besten General der englischen Armee. „Dieser Sieg verwandelte den Schatten des Todes in Morgen." Ganz New-Jersey, mit Ausnahme von New-Brunswick und Amboy, schloß sich nun wieder der vaterländischen Sache an, empört über die Mißhandlungen und Brutalitäten, welche die Einwohner von den europäischen Soldaten erlitten, und auch der Congreß ermannte sich zu energischen Beschlüssen. Er übertrug dem Obergeneral so ausgedehnte Vollmachten, daß man sie als eine „militärische Dictatur" ansehen konnte. Washington wurde ermächtigt, achtundachtzig Bataillone als Kern einer Nationalarmee zu formiren, die Kriegsbedürfnisse selbst mit Gewalt zu entnehmen und Reformen im Heer einzuführen, wie er sie für zweckmäßig erachte. Wer das vom Continentalcongreß beschlossene Papiergeld anzunehmen sich weigere, sollte zur Strafe gezogen werden, für den nächsten Bedarf wurden von Washington und seinen patriotischen Freunden die erforderlichen Summen durch freiwillige Beiträge und Vorschüsse zusammengebracht. Und schon hatte sich Franklin eingeschifft, um in Frankreich für einen Waffenbund zu wirken, und an andere europäische Höfe ergingen Einladungen zu Handelsverträgen.

Washingtons Siege bei Trenton und Princeton.

26. Dec. 1776.

3. Jan. 1777.

4. Erweiterung des englisch-amerikanischen Kriegs.

a. Amerika, England und Frankreich bis zur Capitulation von Saratoga.

Die Stimmung in Frankreich. Als die Unabhängigkeitserklärung in Versailles bekannt wurde, entwickelte Vergennes in einer Ministersitzung aufs Neue seine Ansicht, daß man die Gelegenheit nicht vorübergehen lassen sollte, an England Rache zu nehmen. Ein Bündniß mit Amerika würde für Frankreichs Handel die größten Vortheile bringen; ein europäischer Krieg könne daraus nicht entstehen, da die Höfe von Wien, Petersburg und Berlin kein Interesse hätten, sich in einen Kampf zwischen England und den bourbonischen Staaten einzumischen, und Holland mit Freuden die Gelegenheit ergreifen würde, die britische Seedictatur niederzuwerfen. Die Politik des Ministers fand bei dem französischen Adel und in den gebildeten Gesellschaftskreisen von Paris einen beistimmenden Widerhall, weniger aus Lust zu Krieg und Feldzügen als aus patriotischem Nationalstolz, aus Sympathie für die Ideen von Freiheit und Menschenrechten. Der ganze liberale Theil der für Reformen und Aufklärung schwärmenden französischen Nation begeisterte sich für den Gedanken, daß Frankreich die Fahne der neuen Zeitbildung vorantragen, die Söhne der Natur in der westlichen Welt von dem Uebel einer monarchisch-aristokratischen Zwingherrschaft des entarteten Europa befreien sollte. Das ganze junge Frankreich, so empfänglich für neue Lebensanschauungen, begrüßte mit Begeisterung die Freiheitskämpfe jenseits des Meeres, durch welche die erregbaren Geister Rousseau's Ideale in die Welt der Wirklichkeit eingeführt zu sehen hofften. Sie erfreuten sich an dem Lichte, wie die Motte an der lodernden Fackel, ohne zu ahnen, daß die Flamme sie einst verzehren könnte. Noch waren die meisten der großen Schriftsteller am Leben, welche den neuen Ideen Ausdruck verliehen: Wie sollten nicht die Herzen entflammt werden für die Verwirklichung ihrer Lehren? Der König selbst war zu stumpfsinnig und zu sehr versenkt in die veralteten Vorstellungen des absoluten Königthums und der solidarischen Interessen aller Souveräne, als daß er sich hätte von der Begeisterung fortreißen lassen, republicanischen Staatsformen Vorschub leisten sollen, aber er war auch zu schwach und ohnmächtig um den Strom des nationalen Willens eindämmen zu können. Man sah dem Gange der Dinge noch einige Zeit zu, gewährte aber unter der Hand den Amerikanern allen möglichen Vorschub. Silas Deane, Arzt und Naturforscher, aber von zweifelhafter Redlichkeit und mehr Intrigant als Diplomat, war auf Franklins Empfehlung vom Congreß nach Paris gesandt worden und diente als Zwischenträger und Unterhändler.

Lafayette. Schon damals faßte der neunzehnjährige Marquis de Lafayette, Besitzer eines jährlichen Einkommens von 200,000 Livres und seit einem Jahr mit einer geistreichen liebevollen Gattin vermählt, den Vorsatz, mit einigen andern jungen Edelleuten über den Ocean zu segeln, um den Amerikanern in ihrem Freiheits-

kampfe beizustehen. Als er dem Herzog von Broglie sein Vorhaben mittheilte, suchte dieser ihn zurückzuhalten: „Ich habe Ihren Oheim in den italienischen Kriegen sterben sehen; ich war zugegen, als Ihr Vater in der Schlacht bei Minden fiel; ich will keine Mitschuld haben an dem Untergange des einzigen Zweiges der Familie." Aber der hochherzige junge Mann ließ sich nicht abbringen; ihm war die Liebe für Freiheit und Volksrecht in Fleisch und Blut gedrungen und er hat die Begeisterung seiner Jugend bis an sein Lebensende im Herzen bewahrt. Er ließ sich bei Silas Deane einführen und seiner und seiner Freunde Verwendung hatten es die Amerikaner zu verdanken, daß die Regierung unter dem Schein eines Verkaufes dem Unterhändler drei Schiffladungen Munition und Geschütz aus ihren eigenen Zeughäusern ablieferte und die Auswanderung französischer Freiwilligen gestattete. Lafayette selbst fuhr auf einem eigenen wohlausgerüsteten Schiffe über den Ocean, begleitet von dem Baron Kalb, der schon als Unterhändler Choiseuls in Amerika gewesen war und dem jungen Marquis als Adjutant und Mentor zur Seite stand, sowie von zwölf andern französischen Offizieren. Bald mehrte sich die Zahl der Freiwilligen. Neben ritterlichen Männern, die aus Liebe zur Freiheit sich den Gefahren und Beschwerden des Krieges in dem fernen überseeischen Lande aussetzten, schifften sich auch Abenteurer und Glücksritter, entlassene Offiziere, neuerungssüchtige Auswanderer, heimathmüde Unzufriedene in Menge nach der fremden Welt ein.

Und wie stieg erst der Enthusiasmus in Frankreichs erregbarer Hauptstadt, als am Ende des Jahres der staatskluge, welt- und menschenkundige Franklin als Vertreter des Nationalcongresses in Paris anlangte! Die Erscheinung des schlichten verständigen Mannes im einfachen Quäkerkleide ohne Orden und Stern, im weißen natürlichen Haar ohne Puder und Perrücke, mit dem milden freundlichen Ausdruck und dem demuthvollen bescheidenen Wesen, erzeugte einen Sturm von Beifall und Bewunderung. Man betrachtete den berühmten Fremdling als das Urbild jener Welt der Natur und Unschuld, die Rousseau und St. Pierre so entzückend dargestellt, als den Repräsentanten einer idealen Demokratie der Freiheit und Gleichheit. Der Congreß hatte ihm noch Arthur Lee und Deane beigeordnet; aber Franklin war der eigentliche Vertreter Amerika's; ihm gab Vergennes die Zusage, „der König sei geneigt als Beweis seines Wohlwollens und seiner Gewogenheit den Amerikanern geheime Fonds auszuwerfen, damit sie ihren Kredit und ihre Ankäufe sichern und ausdehnen möchten." Und diese Zusage wurde sofort ausgeführt; alle drei Monate wurde an den Banquier der Commissare eine halbe Million Livres ausgezahlt, und französische Schiffe gingen mit Kriegsvorräthen und Armeebedürfnissen aller Art unter Segel. Der polnische Edelmann Casimir Pulawski, wegen einer Verschwörung heimathflüchtig, wurde von Vergennes und Franklin in Stand gesetzt, seine Schulden zu bezahlen und nach Amerika auszuwandern. Ein anderer polnischer Patriot berühmten Namens, Stanislaus Kosciuszko, war ihm bereits vorangegangen.

Franklin in Paris.

21. Dec. 1776.

Holland u. Spanien. Die hochmögenden Herren im Haag theilten die Sympathien des Nachbarvolks, wurden aber durch eine englische Drohnote zu einer vorsichtigeren Haltung gezwungen. In Spanien wurde König Karl III. durch verschiedene Eindrücke in schwankender Gemüthsstimmung gehalten. Wenn ihn einerseits die ererbte Feindschaft und Rivalität wider das britische Inselreich, das den Spaniern in den Colonien und zur See stets den Rang abzugewinnen bemüht war, zum heimlichen Gönner der Amerikaner machte, so trug er andererseits eine tiefe Abneigung, Rebellen und Republikaner gegen die Heiligkeit souveräner Fürstenmacht zu unterstützen. Arthur Lee durfte daher nur bis Burgos kommen, als er wegen eines Bündnisses unterhandeln wollte. Doch brachte er es unter Vergennes' Fürsprache dahin, daß das neue Ministerium Florida Blanca, unter dem der entschlossene und freisinnige Staatsmann Aranda den Gesandtschaftsposten in Paris inne hatte, in Folge der alten Familienallianz der bourbon'schen Höfe die gleiche Politik wie Frankreich befolgte, nur daß das Versailler Cabinet auch zugleich für das Madrider eintrat, damit England keinen Anlaß zu direkten Klagen wider Spanien erhalte.

Liberale Opposition in England. Jenseit des Kanals gewahrte man mit Erbitterung und Unruhe die Sympathien des Festlandes für Amerika. Man beeiferte sich daher durch verdoppelte Anstrengungen den transatlantischen Aufstand niederzuschlagen, ehe der versteckte Krieg sich zu einem offenen entwickeln möchte. Die warnende Stimme der Opposition, eines Fox und Burke, eines Chatham und Rockingham, daß die Regierung den Bogen nicht zu straff spannen, daß man zu einem Ausgleich mit den Colonien zu kommen suchen solle und sei es selbst mit Anerkennung ihrer Unabhängigkeit, vermochte nicht durchzudringen gegen den gereizten Nationalstolz, gegen die unter allen Ständen herrschende Erbitterung wider die ungerathenen, treulosen Söhne. Mit feurigen Zungen griffen Fox und Burke eine Politik an, welche mit deutschen Söldnerbanden und indianischen Horden die stammverwandten Brüder über dem Meere bekriege; als Antwort darauf wurden neue Regimenter angeworben und abgesandt, wurden Bourgoyne und Carleton ermuntert, die Wilden an den Seen, die ihre Gefangenen zu scalpiren pflegten, in Dienst zu nehmen.

Der Krieg am Delaware u. am Hudson. Das Sternbanner. So konnte denn im Norden und in den Landschaften der Mitte der Krieg mit neuer Kraft in Gang gesetzt werden. Man wollte im Laufe des Sommers zu Ende kommen, ehe Europa sich einmische. Neben den Waffen wandte man auch die Kunst der Verführung und Unterhandlung an, wobei der gefangene

Juni 1777. General Charles Lee eine sehr zweideutige Rolle spielte. Im Juni rückte der Oberfeldherr Howe mit einem zahlreichen und trefflich ausgerüsteten Heer an den Delaware, in der Absicht die Stadt Philadelphia, wohin der Congreß wieder seine Sitzungen verlegt hatte, in seine Gewalt zu bringen; aber er fand das Ufer durch Washington so gut besetzt und bewacht, daß er seinen Plan nicht auszuführen vermochte. Er schiffte seine Truppen ein, um von der Chesapeakebai

aus sein Glück zu versuchen. Der Congreß aber entfaltete am ersten Jahresfest der Unabhängigkeitserklärung zum erstenmal das neue Banner der Union, dreizehn weiße Sterne auf blauem Felde mit Streifen durchzogen, „eine neue Constellation darstellend.“ Vier Wochen nachher wurde die Versammlung durch die Nachricht erfreut, daß General Schuyler mit Wehrmannschaften aus Neuengland, unter denen insbesondere die Ansiedler des Mohawkthales, meistens Söhne von Deutschen aus der Pfalz, unter dem heldenmüthigen Oberst Herckheimer, bei Oriskany unweit des Fort Stanwix auf der Hochebene, welche die Wasserscheide zwischen dem Hudson und S. Lorenz bildet, einen glänzenden Sieg gewonnen habe, wodurch Bourgoyne und Carleton zum Rückzug gezwungen worden. Der brave Nicolaus Herckheimer, von dem Washington sagte, „daß er zuerst den trüben Gang des Nordfeldzugs gewendet“, fand den Tod im ruhmvollen Kampfe. Weniger glücklich waren die Amerikaner im Stromgebiete des Delaware. Als Howe, der durch ungünstige Winde lange auf der Chasepeake-Bucht zurückgehalten worden, endlich mit seinem zahlreichen wohlgerüsteten Heere an das Land stieg, um seinen Plan gegen Philadelphia ins Werk zu setzen, und eine Abtheilung der Truppen unter Cornwallis und dem hessischen General Knyphausen durch New-Jersey nach Westen vordrang, vermochte Washington der feindlichen Uebermacht nicht zu widerstehen. Er wurde von den britisch-deutschen Truppen unter dem umsichtigen und kriegskundigen Cornwallis am Brandywine, einem Nebenflusse des Delaware, mit empfindlichen Verlusten zurückgeschlagen und mußte sich nach den dichten Waldungen hinter Philadelphia zurückziehen. In diesem Treffen wurde Lafayette, den der Congreß „in Rücksicht seiner Hingebung für die Sache der Freiheit und seines Ranges und seiner Familienverbindungen“ zum Generalmayor ernannt hatte, am Bein verwundet, harrte aber dennoch bis zum Ende auf dem Schlachtfelde aus. Auch Louis de Fleury, Pulawski und andere Freiwillige kämpften mit großer Tapferkeit. Vierzehn Tage nachher zogen die englischen Truppen in Philadelphia ein. Der Congreß hatte sich in aller Eile nach Lancaster geflüchtet. Vergebens hoffte Washington, der am Schuylkill sich festgesetzt und einige zerstreute Abtheilungen an sich gezogen, den Feind wieder nach New-Jersey zurückzuwerfen; das Treffen von Germantown endigte wie das am Brandywine mit einer Niederlage der Amerikaner. Washington, welcher mit großer Umsicht zu Werke gegangen, aber von Groone und Sullivan nicht rechtzeitig in seinen Operationen unterstützt worden war, mußte den Rückzug anordnen, der jedoch mit aller Ordnung bewerkstelligt ward. Nun schien es als ob sich die Engländer in Pennsylvanien wie in New-York und auf der ganzen Ostküste dauernd behaupten würden.

4. Juli 1777. 6. Aug. 1777. August 1777. 11. Sept. 1777. 25. Sept. 1777. 3. Okt.

Aber gerade in diesen Tagen bereiteten sich im Norden Dinge vor, die dem ganzen Krieg eine andere Wendung gaben. Bourgoyne war durch das Treffen von Oriskany nicht entmuthigt worden. Er hatte das Fort Tigonderoga zwischen dem Champlain- und George-See in seine Gewalt gebracht und gedachte

Capitulation von Saratoga. 1777.

von dort aus nach dem oberen Hudsonthal zu ziehen, wo sich General Henry Clinton mit einer englischen Flotille und Seemannschaft mit ihm vereinigen sollte. Der Marsch war beschwerlich: die Soldaten mußten Wege bahnen, Bäume fällen, Brücken über Abgründe, Sümpfe, Moräste schlagen, und dabei noch mit den amerikanischen Truppen kämpfen, die Washington unter General Gates nach dem Norden gesandt und denen sich die tapfern Wehrmänner aus Neuengland angeschlossen hatten. Darüber ging die für das Zusammentreffen bestimmte Zeit vorüber. Clinton kehrte um und Bourgoyne gerieth auf dem Rückzug in eine so schlimme Lage, daß er, ohne Aussicht auf Ersatz von Albany her und nur noch auf wenige Tage nothdürftig mit Lebensmitteln versehen, mit der amerikanischen Armee, die ihn rings umstellt hatte, eine Uebereinkunft treffen mußte. Diese kannte die Vortheile ihrer Lage und bestand auf unbedingter Ergebung. Und so mußte denn Bourgoyne in die Capitulation von Saratoga willigen, kraft deren die ganze canadische Armee, Deutsche, Engländer, Loyalisten aus den Provinzen, Canadier, wenigstens 6000 Mann, Offiziere und Gemeine in Kriegsgefangenschaft gerieth und der gesammte Vorrath an Munition und Waffen, darunter 42 Bronzegeschütze in die Hände der Amerikaner fiel.

17. Okt. 1777.

General Gates. Washington in Valley Forge. Steuben.

Durch diese Capitulation, die mehr das Resultat der Terrainschwierigkeiten, der Planlosigkeit, des Mangels an Einverständniß und Zusammenwirken von Seiten der englischen Feldherrn war als das Werk geschickter Kriegführung und überlegter Strategie von Seiten der Amerikaner erlangte Gates, sonst ein wenig befähigter Militär einen unverdienten Ruhm. Anstatt nunmehr seine Truppen oder doch einen Theil derselben mit dem Hauptheer zu vereinigen und dadurch Washington in den Stand zu setzen, den Feind von Philadelphia und aus dem Delawaregebiet zu vertreiben, hielt er aus Rivalität gegen den Oberfeldherrn das Heer in Albany und in der Umgegend zurück, so daß die Engländer sich in ihren Positionen behaupten konnten. Selbst das Fort Red Bank, vor dessen Mauern und Wällen General Donop und vierhundert brave Hessen bei einem Sturmangriff ihr Leben ließen, mußte einige Zeit nachher geräumt werden. In seiner Ueberhebung und Selbstüberschätzung strebte Gates sogar nach dem Obercommando. So ging für Washington das Jahr unter trüben Eindrücken und bittern Erfahrungen zu Ende. Während Howe und seine Umgebung in Philadelphia ein lustiges Leben führten, die Wohnungen der Einwohner den Offizieren und Gemeinen behagliche Winterquartiere gewährten, verbrachte der amerikanische Oberfeldherr mit seinen Mannschaften die kalte Jahreszeit in den Wäldern Pennsylvaniens, wo sie in Valley Forge am Schuylkill sich Blockhäuser errichteten, ohne wärmende Kleider und Decken, ohne genügenden Mundvorrath. In diesen schweren Tagen erschien der preußische Baron Steuben in dem Waldlager und bot Washington seine Dienste an. Ein erfahrener Offizier von fünfundvierzig Jahren, der unter Friedrich II. im siebenjährigen Kriege gedient hatte und nun mit Empfehlungen von Vergennes und Franklin versehen

22. Okt. 1777.

von dem Congreß zum Generalmajor ernannt worden, war Steuben durch seine militärischen Kenntnisse dem Oberfeldherrn ein nützlicher Rathgeber.

Bündniß zwischen Frankreich u. Amerika. Franklin vor dem König.

Im Frühjahr 1778 trat ein Umschwung zu Gunsten Amerika's ein. Die Nachricht von der Capitulation von Saratoga machte in ganz Europa einen mächtigen Eindruck. Man fing an zu glauben, daß die Colonien ihre Unabhängigkeit erringen würden. Besonders sprach sich in Frankreich die öffentliche Meinung so laut für die Freiheit und Unabhängigkeit der Amerikaner aus, daß die Regierung nicht umhin konnte, dieselbe anzuerkennen. Damals war Franklin, der eine ländliche Wohnung in Passy bezogen hatte, der Löwe des Tages. An allen Schaufenstern von Paris war sein Porträt zu sehen; wo er sich zeigte, im Theater, in Parlamentssitzungen, bei Zusammenkünften war er der Gegenstand öffentlicher Ovationen. Der Contrast des schlichten einfachen Mannes in seiner schmucklosen Tracht und Natürlichkeit zu den besternten und gepuderten Herren der eleganten Gesellschaft erzeugte einen begeisterten Beifall. Der achtzigjährige Voltaire, der sich damals auf seiner letzten Reise in Paris befand, empfing Franklin und segnete dessen Enkel mit den Worten: „Gott und Freiheit!" In der Akademie redete ihn, wie früher erwähnt, d'Alembert an als den Mann, „welcher dem Himmel den Donnerkeil und den Tyrannen das Scepter entrissen." Wir wissen, daß die französische Regierung schon seit zwei Jahren die Aufständischen unterstützt hatte. Wie manches Schiff hatte Kriegsbedarf und Geld aus den Häfen der Westküste über den Ocean getragen! Aber das Alles war entweder heimlich oder unter dem Vorgeben von Kaufverträgen geschehen. Die Amerikaner sollten dafür Virginischen Tabak liefern. Weder Franklin noch einer der andern Commissare war bei Hof empfangen worden. Man wollte zuerst abwarten, ob die Colonien die Kraft und Ausdauer besäßen, ihre Unabhängigkeitserklärung auch durch Thaten zu besiegeln. Seit dem Ereigniß von Saratoga schien darüber jeder Zweifel verschwunden. Kurz vor Weihnachten überbrachte der Ministerialsecretär Gérard den Commissaren die Nachricht, daß der König im Staatsrath beschlossen habe, die Unabhängigkeit der Colonien anzuerkennen und sie zu unterstützen. Nach Neujahr wurden den Geschäftsführern drei Millionen Livres aus der Staatskasse zugesagt und die gleiche Summe von Spanien in Aussicht gestellt. Dies war die Einleitung zu dem Schutzbündnisse, das als Freundschafts- und Handelsvertrag nach einigen Wochen zum Abschluß kam. In demselben verpflichtete sich Frankreich, die Vereinigten Staaten mit aller Macht so lange zu unterstützen, bis deren Unabhängigkeit durch einen Frieden fest begründet sei. Großmüthig verzichtete dabei die Regierung auf jeden eigenen Vortheil, so sehr auch der neue Krieg die ohnedies so schwierige Finanzlage zu verschlimmern drohte. Nur mußten die Amerikaner versprechen, daß auch sie keinen Separatvertrag mit England eingehen würden, der diese Unabhängigkeit gefährden und sie aufs Neue zu Unterthanen Englands machen würde. Die Minister Maurepas und Vergennes glaubten, es sei Vortheil genug für Frank-

17. Dec. 1777.

3. Jan 1778.

6. Febr.

reich, wenn die transatlantischen Staaten der britischen Herrschaft entzogen würden und damit die Colonie- und Seemacht des Rivalen, auf die Frankreich schon lange mit Neid und Aerger geblickt hatte, einen empfindlichen Stoß erhielte. Und diesmal war die Kriegspolitik des Versailler Cabinets von der öffentlichen Meinung getragen, während sie im siebenjährigen Krieg die ganze Nation wider sich hatte. Die Freiheitsbegeisterung des Volks ging jetzt Hand in Hand mit der eigensüchtig-patriotischen Politik der Regierung, welche die von dem Nachbar geschädigte Superiorität zur See durch Schwächung des Nebenbuhlers wieder ins Gleichgewicht setzen und Rache für vergangene Niederlagen und Unfälle nehmen wollte. Dem König machte das Bündniß Beklemmungen; es kam ihm wie ein Verrath an der geheiligten Majestät der Monarchie vor. Doch empfing er die 20. März 1778. Commissare in einer feierlichen Audienz und sagte zu Franklin, der in einfachem Gallarock von braunem Manchester-Sammt, einen runden weißen Hut unter dem Arme vor ihm stand: „Der Congreß möge meiner Freundschaft versichert sein!" Es verdroß ihn dabei aber, daß von der Königin und ihrer Umgebung dem Manne ohne Ahnen, dem Demokraten, dem keine äußere Größe oder Vornehmheit imponirte, der mit selbstbewußter Sicherheit und Ruhe seine praktischen Ziele verfolgte, so viel Anerkennung und Lob gespendet ward. In dieser Audienz standen zwei Prinzipien und zwei Welten einander gegenüber: die eine eilte dem Untergang, die andere dem Aufgang entgegen.

b. Chatham und Lafayette. Kriegs- und Geldnoth in Amerika.

England u. der Congreß. In London hatte die Haltung Frankreichs schon lange Mißtrauen erregt; es war kein Geheimniß geblieben, daß die bourbon'schen Höfe den abtrünnigen Colonien Vorschub leisteten. Als nun die Botschaft von dem Unfalle in Saratoga eintraf, entstand die größte Aufregung und die Parteikämpfe und parlamentarischen Redeschlachten erhitzten alle Gemüther. Wie viele schlaflose Nächte brachte Lord North zu, von Ungewißheit gepeinigt, welchen Weg er einschlagen sollte! Wie gerne hätte er einem Andern seinen Platz eingeräumt, aber sollte er den König, der stets treu zu ihm gehalten und noch immer auf ihn vertraute, in der Stunde der Gefahr im Stiche lassen und fahnenflüchtig werden? Die alte Opposition erhob ihre Stimme mächtiger als je; Lord Chatham rieth, man solle Amerika durch einen Ministerwechsel und die Aufhebung des Besteuerungsrechts versöhnen und die Waffen gegen Frankreich kehren. Burke und Fox meinten, man müsse um jeden Preis mit den Colonien sich vergleichen und sei es mit Anerkennung ihrer Unabhängigkeit. Man überlegte, ob man nicht Lord Chatham, dessen Namen den Amerikanern die Garantie einer wohlwollenden versöhnlichen Gesinnung sein würde, an die Spitze des Ministeriums berufen solle. Von allem dem wollte aber der König nichts hören; er meinte: „kein Mensch könne so toll oder so frech sein, dem Mutterlande Unterhandlungen auf der Basis der Unab-

hängigkeit zuzumuthen!“ Als schon der Tractat zwischen Frankreich und Amerika abgeschlossen aber noch nicht veröffentlicht worden war, kamen Regierung und Parlament überein, Commissare nach Amerika zu schicken, welche auf Grund des Aufgebens jedes Besteuerungsrechts Versöhnungsvorschläge machen sollten. Aber es war zu spät. Wie konnte sich der Congreß auf einen Separatfrieden einlassen in dem Augenblick, da die Allianz mit Frankreich abgeschlossen war! Franklin, dem von London aus das Vorhaben mitgetheilt ward, hielt es für zwecklos. Während des Winters hatten die Delegirten fast unter den Augen des englischen Heeres in den „Artikeln der Conföderation und ewigen Union“ die Grundlinien eines Staatenbundes entworfen, in welchem der Generalcongreß als Nachfolger des Königs mit der höchsten staatlichen Autorität ausgerüstet war. Und nun sollten die Urheber dieses Verfassungsentwurfs sich in Unterhandlungen einlassen, durch welche die Unabhängigkeit und republikanische Selbstbestimmung in Zukunft sehr fraglich geworden wäre! Das Schwert des Bürgerkriegs war gezogen worden, nun mußte die Scheide weggeworfen werden. Auch in England erkannte man bald, daß die Zeit der Transactionen vorüber sei. So wenig Gewicht legte man auf die Gesandtschaft, welche dem Congreß die letzten Friedensanerbietungen überbringen sollte, daß nicht einmal ein Waffenstillstand geschlossen ward. Es war von Seiten der Minister nur auf eine Täuschung abgesehen, um das englische Volk für den Krieg günstiger zu stimmen und dem französischen Cabinet Mißtrauen einzuflößen gegen die neuen Verbündeten. Der Congreß merkte die Absicht und wies die Commissare ab. — Als das Schutzbündniß zwischen Frankreich und den Vereinigten Staaten bekannt wurde und ein französischer Gesandter seinen ständigen Sitz am Orte der Congreßversammlung nahm, sah England darin einen Kriegsfall und gab Befehl, die französischen Schiffe als feindliche zu behandeln.

In diesen Tagen des erregten britischen Nationalgefühls erwachte in Lord Chatham noch einmal die tiefwurzelnde Antipathie gegen Frankreich, die einst seine Politik im siebenjährigen Krieg bestimmt hatte. Der Herzog von Richmond stellte im Haus der Lords einen Antrag, der darauf hinauslief, man solle die Souveränetät der dreizehn aufständischen Provinzen anerkennen und auf dieser Basis einen Friedens- und Bundesvertrag abschließen. Dadurch sollte der Krieg mit Frankreich vermieden und die bisherigen Handelsverhältnisse zwischen dem Mutterlande und den Tochterstaaten für die Zukunft erhalten werden. Diese Politik der Schwäche zu hintertreiben erschien der siebenzigjährige gichtbrüchige Staatsmann noch einmal im Oberhaus. Den Körper in Flanell gehüllt, bleich und eingefallen, aber noch das alte Feuer im Auge, trat er in die Versammlung, gestützt auf seinen Sohn William Pitt und auf seinen Schwiegersohn Lord Mahon. Die anwesenden Peers erhoben sich ehrfurchtsvoll, als er hinkend nach seinem Sitze ging. Nachdem der Antrag gestellt war, erhob er sich und sprach, auf seine Krücken gelehnt und unter jedem Arm von einem Freunde gestützt,

Chathams Todesrede.

7. April 1778.

unter lautloser Stille der Versammlung, seine Ansichten und Gefühle in so ergreifenden Worten aus, daß sie einen gewaltigen Eindruck machten. Zurückweisend auf die fehlerhafte Politik vergangener Zeiten, deren unheilvolle Wirkungen er stets vorausgesagt, warnte er mit patriotischem Stolze vor einem schmachvollen Frieden, durch den man einen Fußfall vor dem Throne der Bourbonen machen würde. Wenn der Frieden nicht mit Ehren gewahrt werden kann, warum wird nicht ohne Zaudern Krieg erklärt? Das Land besitzt noch Hülfsquellen genug, um sein gutes Recht zu behaupten. Seine Worte waren wie Blitze in der Finsterniß. Man hörte wieder den „großen Commoner" von ehedem, der mit derselben feurigen Zunge, mit der er einst die Sache der Colonien verfochten, jetzt zum Krieg wider die entarteten Söhne mahnte, die sich mit dem Erbfeinde verbunden. Richmond suchte den Eindruck zu verwischen, indem er es als kluge Staatsweisheit pries, einen Krieg zu vermeiden, in welchem die Amerikaner Spanien und Frankreich zu Verbündeten haben würden. Da erhob sich Chatham noch einmal, um zu erwidern. Aber seine Kräfte waren erschöpft. Wie ein Held auf dem Schlachtfelde stürzte er zusammen. Bewußtlos und im Todeskampfe ringend wurde er fortgetragen. Vier Wochen nachher starb er auf seinem Landgut Hayes in Kent. Das feierliche Leichenbegängniß auf öffentliche Kosten, wobei eine trauernde Britannia dem Sarg vorangetragen ward, gab Zeugniß von der hohen Ehrfurcht des Landes für den großen Staatsmann, Redner und Patrioten William Pitt den ältern. Sein Ausgang war wie der Untergang der Sonne an einem trüben Wintertag, umgeben von Wolken und Nebeldünsten. Was er gewollt hatte, geschah. Die Abneigung der Amerikaner, sich in Unterhandlungen einzulassen, zwang England zur Fortsetzung des Krieges jenseit des Oceans, und als Frankreich und Spanien sich der Verbündeten offen annahmen, erweiterte sich der Kampf zu einem Weltkrieg.

11. Mai 1778.

Der Krieg zu Land u. zur See. 1778.

Im Frühjahr nahm Howe seine Kriegsoperationen wieder auf, aber mit wenig Erfolg. Der Versuch, den jungen Lafayette, der mit einer Abtheilung von 2500 Mann den Schuylkill überschritten und sich weit vorgewagt hatte, von Washingtons Lager in Valley Forge abzuschneiden und gefangen zu nehmen, wurde von dem Marquis durch einen geschickten Marsch vereitelt. Bald nachher übertrug der Lord den Oberbefehl an Sir Henry Clinton und kehrte nach England zurück, gefeiert und betrauert von dem Heer. Denn Howe war trotz seiner geringen strategischen Fähigkeiten, bei der Armee und besonders in den Offizierskreisen sehr beliebt. Sein heiteres Naturel, seine feinen gesellschaftlichen Manieren, seine persönliche Liebenswürdigkeit und Nachsicht gewannen ihm die Zuneigung der Untergebenen. Auch der neue Befehlshaber weilte nicht mehr lange in Philadelphia. Um nicht von den französischen Flotten, die unter d'Orvilliers und d'Estaing von Brest und Toulon nach Amerika abgesegelt waren, eingeschlossen zu werden, zog er mit dem Landheer durch New-Jersey gen New-York, während die Flotte mit vielen Loyalisten Pennsylvaniens auf

20. Mai 1778.

dem Delaware der See zufuhr. Auf die Nachricht von dem Abzuge des Feindes brach Washington von Valley Forge auf, um den Marsch nach New-York zu verhindern; bei dem Dorfe Monmouth geriethen die Heere aneinander. 28. Juni 1778. Washington war im Vortheil; aber durch die verrätherische Insubordination Lee's geschah es, daß die Amerikaner die errungenen Erfolge nicht benutzen konnten und die englische Armee unter Clinton, Cornwallis, Knyphausen ihr Ziel erreichte. Lee wurde von dem Congreß auf ein Jahr suspendirt, dann aus dem Dienst entlassen. Den Sommer und Herbst über maßen die kriegführenden Theile ihre Kräfte zu Land und zur See, ohne daß es zu irgend einer Entscheidung gekommen wäre. Die Erfolge, welche die Amerikaner hie und da zu Lande davontrugen, wurden durch die Verluste zur See, welche die Ungeschicklichkeit d'Estaings herbeiführte, mehr als ausgeglichen. Auch in den europäischen Gewässern hielt die englische Flotte unter Admiral Keppel den Geschwadern d'Orvilliers' und Quichen's das Gleichgewicht. Das Treffen auf der Höhe von Quessant, 27. Juli 1778. gegenüber Brest, blieb unentschieden. Der Duc de Chartres, der sich als Commandirender eines Schiffes die Würde eines Großadmirals zu erwerben gedachte, benahm sich so muthlos, daß er aus dem Seedienst austreten mußte. Die von ihm begehrte Würde wurde dann durch die Gunst der Königin dem Grafen von Artois, ihrem Schwager übertragen.

Zu dieser Zeit befand sich die junge Republik in schlimmer Lage. Die Schwierige Lage. Lafayette nach Versailles. Hauptschwierigkeit war der Geldmangel. Der particularistische Geist, gestärkt durch politische Parteiung in den Einzelstaaten und durch engherzige Selbstsucht, war oft mächtiger als Patriotismus und Nationalgefühl: die vom Congreß auferlegten Matricularbeiträge wurden saumselig oder mangelhaft entrichtet, das in seinem Namen ausgegebene Papiergeld hatte so wenig Credit, daß es auf den Sechstheil seines Nominalwerthes herabsank, namentlich als es den Engländern gelang, falsches Papiergeld in Masse in Umlauf zu setzen. Die Banknoten der Einzelstaaten genossen mehr Vertrauen als die der Unionsregierung. Zwangsmittel standen dem Congreß nicht zur Verfügung. Im Norden wie im Süden waren centrifugale Kräfte in Thätigkeit. Die Canadier ließen sich auch nicht durch die nationalen Sympathien für Frankreich, welche Lafayette und d'Estaing in ihnen zu wecken suchten, zum Anschluß an die Vereinsstaaten fortreißen. Die Feindschaft war zu tief gewurzelt. Sie blieben dem britischen Königthum ergeben. In dieser Bedrängniß war Frankreich die Hauptstütze des Congresses. Er ernannte Franklin zum einzigen bevollmächtigten Minister in 14. Sept. 1778. Paris, damit der staatskluge und diplomatisch gewandte Mann mit desto größerem Nachdruck und Ansehen auftreten könne, und war sehr erfreut, als Lafayette sich entschloß, zum Besuch seiner Familie eine Reise nach Frankreich zu unter- Febr. 1779. nehmen. Nachdem der Marquis zur Strafe daß er ohne Erlaubniß ausgewandert eine achttägige Haft im Hause seines Schwiegervaters in Brest abgehalten, begab er sich nach Versailles, wo er vom König gnädig, von der Königin mit

Zeichen hoher Befriedigung empfangen ward. Dieser Empfang gab ihm den Beweis, daß am Hofe die Sympathien für die Vereinigten Staaten gewachsen seien. Der feurige Anhänger Washingtons versäumte nichts die günstige Stimmung der Regierung und der Nation zum Vortheil der Republik zu verwerthen. „Um die amerikanische Armee zu kleiden", sagte Maurepas, „würde der Marquis Versailles mit Freuden plündern."

c. Weltkrieg und Neutralitätsbund.

England u. die bourbon'schen Königreiche. Frankreichs Politik gegenüber England und Amerika war mehr eine Politik des Gefühls als der Klugheit. Denn während die Regierung den überseeischen Vereinsstaaten Beistand leistete, mehrte sie daheim nicht nur die finanziellen Verlegenheiten, sondern zog auch den Geist der Demokratie und des Republikanismus groß, dem dann die eigene Monarchie erliegen sollte. Und wie große Anstrengungen immer die französische Marine machte, den Engländern die Seeherrschaft zu entreißen, sie konnte die frühere Superiorität nicht wieder gewinnen. In den europäischen Gewässern, wie in den Meeren des westlichen und östlichen Indiens geriethen die Schiffe oft hart genug aneinander, und manches Kriegsfahrzeug, von feindlichem Geschütze durchbohrt, versank in der Tiefe; Neid, Rivalität und Nationalstolz spornten zu kühnen Thaten; aber das britische Königreich wurde nicht aus seiner maritimen Machtstellung gedrängt. Das Meer ist das Element, auf dem sich der Engländer heimisch fühlt, und das Schiff sein Haus: dieser seemännischen Uebung und Erfahrung verdankte die englische Nation ihre Triumphe, nicht dem Geschick ihrer Befehlshaber; denn die Admiräle Howe und Keppel waren den französischen, einem d'Orvilliers und d'Estaing nicht viel überlegen. Auch Spanien ließ sich zu einer Politik hinreißen, die dem Königreich in der Folge schlimme Früchte tragen sollte. Wir wissen, welche Abneigung Karl III. gegen die aufständischen Colonien im Busen hegte; er mochte ahnen, welche Wirkungen eine gelungene Empörung auf die eigenen auswärtigen Besitzungen üben werde, und sollte er solche Mächte, die dem Herzen eines spanischen Monarchen am widerwärtigsten sein mußten, Demokratie, Protestantismus, staatliche und commercielle Freiheit in ihrer Empörung gegen ihren rechtmäßigen Souverän unterstützen? Auch sein Minister Florida Blanca widerstand lange dem Drängen des französischen Gesandten Montemorin, eines Jugendgespielen und Lieblings Ludwigs XVI. Und dennoch wurde auch Spanien in das französisch-amerikanische Bündniß hineingezogen. Religiöse und politische Antipathien wider England, von Geschlecht zu Geschlecht fortgeerbt, der bourbon'sche Familiengeist, die Hoffnung, Gibraltar wieder für das Königreich zu gewinnen und der brennende Ehrgeiz des Ministers, der die Welt mit seinem Ruhme erfüllen wollte, gaben den Ausschlag. Nach langem Zögern und
12. April 1779. Verhandeln wurde zwischen Frankreich und Spanien ein Allianzvertrag vereinbart,

in welchem das Cabinet von Versailles sich verpflichtete, die Invasion Großbritanniens oder Irlands zu unternehmen, dem verbündeten Nachbarstaate zur Wiedererwerbung der ihm durch die Engländer entrissenen Besitzungen in Europa und jenseit des Oceans (Menorca, Florida und das südliche Mississippigebiet) behülflich zu sein und nicht eher Frieden zu machen, bis Gibraltar zurückgegeben sein würde.

Dieser Vertrag barg die Keime einer Politik in sich, welche die Verbündeten mit der Zeit auf getrennte Bahnen führen mußte. Denn während Amerika mit Hülfe Frankreichs nur die Anerkennung seiner Unabhängigkeit von England erzielen wollte und nicht geneigt war auf die Erwerbung neuer Gebiete zu verzichten, waren Frankreich und Spanien durch Sonderinteressen aneinander geknüpft, denen der Congreß fremd gegenüber stand. Es war somit vorauszusehen, daß die drei Bundesmächte nur so lange Hand in Hand gehen würden, als sie gleiche Interessen hatten und gleiche Zwecke verfolgten. Es gab aber unentschiedene Fragen, wie das von allen vier Mächten angesprochene Fischereirecht in den Gewässern von Neufoundland, welche früher oder später Spaltungen erzeugen mußten.

Während Lafayette's Anwesenheit in Frankreich wurde sein Verwandter, der Marquis von Ségur Kriegsminister. Dadurch kam sein Vorhaben, die Absendung einer Hülfsarmee nach Amerika zu erwirken, zur Ausführung. Hatte bisher die französische Regierung die Verbündeten nur mit Geld, Kriegsbedarf und Fahrzeugen unterstützt, so ging jetzt ein Geschwader von sieben Linienschiffen, mehreren Fregatten und einer großen Zahl von Transportschiffen unter Segel, welche eine Armee von sechstausend Mann an Bord hatten. Graf Rochambeau führte den Oberbefehl; unter ihm dienten Männer, deren Namen in der Folge oft genannt wurden, wie der Marquis von Chateluz, Graf Custine, Baron von Viomenil, Charles de Damas, Charles Lameth, Matthieu Dumas, Duportail, der Vicomte de Noailles, Alexander Berthier, Graf Ségur, Sohn des Kriegsministers u. a. m. Auch Lafayette kehrte zurück; in Havre überreichte ihm ein Enkel Franklins im Namen des Congresses einen Ehrendegen nebst einem Dankschreiben seines Großvaters. Die Mannschaft sollte sich in Rhodeisland ausschiffen und unter den Oberbefehl Washingtons gestellt werden, der zu dem Zweck zum französischen Generallieutenant und Admiral ernannt ward. Im Juli erfolgte die Landung bei Newport auf Rhodeisland, welches die Engländer freiwillig geräumt hatten, um sich mit ihrer ganzen Macht nach dem Süden zu wenden.

Eine französische Hülfsarmee nach Amerika.

10. Juli 1780.

Seit dem Waffenbund Frankreichs mit Spanien nahm der Krieg in Europa und auf allen Meeren Englands Streitkräfte mehr in Anspruch; die britischen Unternehmungen in Amerika beschränkten sich daher auf einige mit Plünderungen und Zerstörungen verbundene Landungen an den Küsten der Chesapeakebay und bei Newhaven. Schiffe und Waaren wurden weggeführt, manche Ortschaften in Asche gelegt. Auch Washington vermochte nichts Bedeutendes zu unternehmen; er mußte sich abwehrend und vertheidigend verhalten; doch trug er bei Stony

Die Kriegslage in Amerika.

16. Juni 1779. Point, in der Nähe des Hudson, einige Vortheile über die englischen Truppen davon und führte 543 Kriegsgefangene weg, Offiziere und Gemeine. So verging das Jahr mit kleinen Gefechten zu Land und zu Wasser. Die Engländer beherrschten von New-York aus einen großen Theil der Ostküste, während das innere Land auf beiden Seiten der Alleghanies im Besitze Washingtons und seiner Unterfeldherrn war. Wenn man vor einem Jahr in London die stolze Hoffnung ausgesprochen hatte, „die Colonien würden das Mutterland bald um Verzeihung bitten müssen", so war diese Erwartung eine Täuschung. Aber auch die Amerikaner wären ohne die Hülfe Europa's nicht Meister ihrer Geschicke geworden. Zum Glück für sie nahm gerade um diese Zeit die Kriegspolitik in Europa eine für die Engländer drohende Gestalt an.

Flottenbewegungen in den europäischen Gewässern. An demselben Tag, da Washington bei Stony Point im Felde einige Vortheile errang, erließ Spanien seine Kriegserklärung an England und sandte seine Flotte aus, um sich mit der französischen Armada, die unter d'Orvilliers von Brest aus in den Kanal gesegelt war, zu vereinigen. Es war auf eine Landung in England und auf die Erregung einer Insurrection in Irland abgesehen. Ein katholischer Priester, der als spanischer Emissär die Insel bereiste, sollte die religiösen Leidenschaften der römisch-katholischen Irländer und die alten Sympathien erwecken; unter den Presbyterianern des Nordens suchte ein amerikanischer Agent die puritanischen Gefühle zu Gunsten der Glaubensverwandten jenseit des Oceans aufzustacheln. Aber eine englische Flotte von vierzig Linienschiffen, welche unter Sir Charles Hardy in den britischen Gewässern kreuzte, verbunden mit Freiwilligen und Wachmannschaften aus der Miliz, machte jeden Landungsversuch unmöglich. Uneinigkeit zwischen dem französischen und spanischen Befehlshaber verhinderte zudem ein gemeinsames Vorgehen. Die Irländer aber hielten diesmal treu zum König und mancher tüchtige Kriegsmann ließ sich in die Reihen der englischen Truppen aufnehmen, die bestimmt waren „in Amerika gegen die Freiheit" zu kämpfen. Die Opposition im irischen Parlament unter der Führung des gewaltigen Redners Henry Grattan, der sich Lord Chatham zum Vorbild gewählt, ging damals noch nicht auf eine Trennung von England aus, sondern nur auf freien Handel und Verbesserung der einheimischen Gesetzgebung und Rechtsstellung. Die französischen Seetruppen kehrten
Sept. 1779. nach der Bretagne und Normandie zurück, wo ein großer Theil an der Dysenterie erkrankte; die Spanier richteten ihren Lauf nach Gibraltar, dessen Wiedereroberung ihnen am meisten am Herzen lag, oder sie segelten nach Westen, um Ostflorida und die Posten von Pensacola und Mobile zu besetzen und den britischen Holzhandel in der Campeche-Bai von Honduras zu stören.

Holland während der Minderjährigkeit des Erbstatthalters Wilhelm V. Die bourbon'schen Höfe hofften auch die niederländische Republik in ihren Bund zu ziehen. Aus den früheren Blättern ist uns erinnerlich, daß das holländische Gemeinwesen bei seiner Zwitterstellung zwischen Monarchie und aristokratisch-republikanischem Staatenbund zu keinem einheitlichen starken Verfassungsleben gelangen konnte,

daß die Eifersucht und Rivalität zwischen den Oraniern und der als Patrioten bezeichneten Partei der kaufmännischen Aristokratie die Bevölkerung in zwei Heerlager schied, eine Spaltung, welche das ganze Staatsleben zersetzte. Wilhelm IV., dem wie wir wissen, in einem Momente nationaler Erhebung die Erbstatthalterwürde für sich und seine Nachkommen übertragen worden (S. 54), versäumte es, sei es aus Schwäche, sei es aus Mäßigung die günstige Gelegenheit zur Schaffung eines festeren Staatsorganismus zu benutzen; er vertraute die wichtigsten Aemter seinen politischen Gegnern an, in der eiteln Hoffnung, sich ihre Freundschaft zu erwerben. Als er wenige Jahre nachher in ein frühes Grab sank, trat die Parteiung so scharf als je hervor. Der Erbstatthalter hatte den Prinzen Ludwig Ernst von Braunschweig (XII, 964), einen tüchtigen General, den er bewogen, den österreichischen Militärdienst mit dem holländischen zu vertauschen, zum Generalcapitän der gesammten Kriegsmacht eingesetzt. Und so großes Vertrauen hegte er zu dem deutschen Fürsten, daß er vor seinem Hinscheiden ihn zum Vormund seines dreijährigen Sohnes gleichen Namens ernannte und seiner Gemahlin Anna, der Tochter Georgs III., welche während der Minderjährigkeit Wilhelms V. die Regentschaft führte, die Verpflichtung auferlegte, bei der Erziehung und bei allen Staatsgeschäften die Mitwirkung und den Rath des Herzogs in Anspruch zu nehmen. Dieser Einfluß von Ludwig Ernst wurde noch größer als Anna acht Jahre nach ihrem Gemahl gleichfalls aus der Welt ging, ehe ihr Sohn die Jahre der Mündigkeit erreicht hatte. Von der Zeit an übte der Braunschweiger die volle Gewalt eines Erbstatthalters sowohl im Kriegswesen als in Verwaltungssachen. Der deutsche Geschichtschreiber Schlözer hat in dem apologetischen Bericht über das vormundschaftliche Regiment den Herzog als zweiten Phokion darzustellen gesucht: aber der witzige Einfall Heyne's, der in einer archäologischen Abhandlung bewies, daß der angebliche Phokionskopf auf dem Titelblatt falsch sei, konnte als Maßstab des allgemeinen Urtheils wenigstens in Holland gelten. Die Vorliebe für England, die Ludwig Ernst während des siebenjährigen Kriegs zuerst in Gemeinschaft mit Anna, dann allein an den Tag legte, gab den Generalstaaten wie den Provinzialständen und Stadt-Magistraten großes Aergerniß, da die Engländer den Kriegszustand zum Schaden der holländischen Schiffahrt und des überseeischen Handelsverkehrs benutzten. Der alte Zwiespalt zwischen der aristokratisch-republikanischen Patriotenpartei und der oranischen Regierung trat daher mit jedem Jahr greller hervor. Der Zustand wurde wenig gebessert, als drei Jahre nach dem Pariser-Hubertsburger Frieden Wilhelm V. majorenn ward und das Erbstatthalteramt im eigenen Namen führte. Denn der unselbständige junge Fürst ließ sich bereden, durch einen geheimen gesetzwidrigen Vertrag („Consultations-Akte") die Verpflichtung einzugehen, in allen Staatsangelegenheiten den Rathschlägen seines ehemaligen Vormunds zu folgen und ihn gegen jede Verantwortlichkeit zu schützen. Dadurch wurde die Zwietracht zwischen der Regierung und der patriotischen Partei befestigt und nahm immer schärfere Züge an. Die aristokratischen Geschlechter, welche in den Generalstaaten und in den Provinzen die entscheidende Stimme führten, setzten der Politik des Herzogs eine systematische Opposition entgegen und wiesen insbesondere alle Vorschläge zurück, die eine Verstärkung der Kriegsmacht zu Land und zur See bezweckten. Nur bedacht, die Jahre des Friedens zur Mehrung ihres Handels, ihres Reichthums, ihrer Kaufmannschiffe zu benutzen, steuerten die Rathsherren und Magistrate kurzsichtig und sorglos der Zukunft entgegen, als ob die Welt nie wieder durch Kriege beunruhigt werden könnte. Die holländischen Geschichtschreiber rühmen den Aufschwung, den der Wohlstand, das merkantile Leben, die Wissenschaft und die Künste des Friedens in den sechziger und siebenziger Jahren nahmen; aber der Boden war unsicher; denn die Anstalten der Landesvertheidigung

22. Okt. 1751.

12. Jan. 1759.

März 1766.

wurden schmählich vernachlässigt. Aus den Streitigkeiten der Engländer und Amerikaner zog die holländische Kaufmannschaft große Vortheile; die Handelsmagnaten wünschten daher nichts sehnlicher als die Erhaltung ihrer Neutralität. Aber wie war eine solche Stellung möglich, da der Erbstatthalter, sein herzoglicher Rathgeber und die gesammte oranische Regierungspartei zu England hielten, indeß die Aristokratenhäupter in den Staatenversammlungen aus Haß gegen die übermüthige Seenation zu Frankreich neigten?

Englands Seedespotismus. Noch niemals war das britische Reich in einer so bedrohlichen und isolirten Lage wie im Jahr 1780. Nicht nur daß Oesterreich, wenn gleich ohne alle Sympathien für Amerika und die Unabhängigkeit nicht anerkennend, durch die verwandtschaftlichen Bande der Höfe von Wien und Versailles mehr zu Frankreich und Spanien hinneigte, auch in Holland griff die Vorliebe für den protestantisch-republikanischen Staatenbund jenseit des Oceans weiter um sich, so sehr auch immer der Statthalter Wilhelm V. von Oranien und der Generalcapitän Ludwig Ernst von Braunschweig, sein Rathgeber an der alten Freundschaft mit England festhielten. „Die Kaufleute von Amsterdam erblickten in der Unabhängigkeit der Vereinigten Staaten eine thatsächliche Aufhebung der britischen Schiffahrtsakte, und die theuersten historischen Erinnerungen des holländischen Volkes wurden durch die Erhebung der neuen Republik wiederbelebt.“ Wir wissen, wie oft in früheren Jahren die beiden Seemächte durch nationale Rivalität und durch politische und commercielle Interessen zu feindseligen Actionen wider einander getrieben worden sind: dieser tiefwurzelnde Gegensatz hatte in jüngster Zeit noch sehr an Stärke gewonnen, ja sich zum Nationalhaß gesteigert, seitdem die Engländer ihre maritime Uebermacht zur Schädigung und Beeinträchtigung des niederländischen Handels und Colonialwesens mit Uebermuth und Anmaßung gebrauchten, auf das zwieträchtige sinkende Gemeinwesen der Generalstaaten, wo ein selbstsüchtiger particularistischer Kleingeist jeden Gemeinsinn und politischen Aufschwung niederhielt, mit Verachtung herabsehend. Jetzt wollten sie nicht dulden, daß der Handelsverkehr zwischen Holland und Amerika, der sich während der Streitigkeiten des Mutter- und Tochterlandes besonders schwunghaft entwickelt hatte, fortdauere. Sie lauerten den Kauffahrern auf, die aus den Häfen von Rotterdam und Amsterdam nach den Vereinsstaaten steuerten, und brachten die Güterschiffe auf, welche aus dem aufständischen Lande ihren Lauf nach den holländischen Gestaden oder Colonien richteten. Auch andere Mächte, die sich bisher an dem Kriege der Seestaaten nicht betheiligt hatten, wurden durch die Rücksichtslosigkeit, womit die Briten ihre Seeherrschaft ausübten, in ihrem Handel und selbst in ihrer Ehre schwer geschädigt: amerikanische Schiffe wurden in der Ost- und Nordsee angehalten und als gute Prise weggeführt, bis nach Bergen, bis in die Eisregionen von Archangel verfolgten englische Kreuzer die fremden Fahrzeuge. Selbst die unter neutraler Flagge segelnden Schiffe wurden angehalten und untersucht, ob sie nicht Waaren führten, welche den amerikanischen „Rebellen“ in ihrem Kriege nützlich wären. Und was konnte man nicht Alles als Contre-

bande bezeichnen! Die spanischen und französischen Kriegsschiffe übten Vergeltung, so daß alle Meere unsicher waren und aller Handelsverkehr stockte.

Wer sollte diesem Uebelstande abhelfen? Die drei europäischen Großmächte waren in den Krieg unmittelbar verflochten; Oesterreich durch persönliche Interessen zur indirekten Parteinahme für die Bourbonen hingezogen; der König von Preußen durch die neuen Verwickelungen mit Oesterreich in Folge des baierischen Erbfolgestreits auf nähere Anliegen gewiesen. Nur wenn Rußland die außerhalb des Krieges stehenden europäischen Staaten zu einem Bunde unter seiner eigenen mächtigen Führung vereinigte, war die Möglichkeit gegeben ein neues Seevölkerrecht zu gründen und dem Grundsatze Geltung zu verschaffen: „Neutrales Schiff, neutrales Gut." Preußen war dem Plane nicht abgeneigt, Friedrich hatte nicht vergessen, wie schmählich er im siebenjährigen Kriege von England im Stich gelassen worden; seitdem hatte er sich allen Versuchen Georgs III., ihn zu einer neuen Allianz zu bringen, standhaft widersetzt. Die kleineren Seestaaten, im Norden Dänemark und Schweden, in den südlichen Halbinseln Portugal und Neapel konnten sich nur freuen, wenn sie unter der Aegide einer Großmacht von den Widerwärtigkeiten und Belästigungen eines ihnen fremden Kriegs frei blieben. Am 8. März (26. Febr. a. St.) unterzeichnete die Kaiserin Katharina II. und ihr Minister Panin eine Erklärung, welche folgende Grundsätze feststellte: „Neutrale Schiffe sollen von einem Hafen zum andern und an den Küsten der kriegführenden Mächte freie Schiffahrt genießen. Freie Schiffe machen alle Güter frei, mit Ausnahme der Contrebande. Contrebande sind Waffen und Kriegsmunition, sonst nichts. Kein Hafen ist blockirt, wenn nicht die Schiffe des Feindes nahe und zahlreich genug sind, um das Einlaufen zu verhindern oder zu gefährden." Dieser große Plan, vermittelst eines bewaffneten Bundes ein Völkerrecht für neutrale Staaten in einem Seekriege zu schaffen, ein Plan, dem auch Friedrich II. und Kaiser Joseph für Belgien zustimmten, hatte bei der gegenwärtigen Lage der Dinge nur dann Aussicht auf praktische Verwirklichung, wenn Holland, das vermöge seiner Lage und Seemacht allein im Stande war, im atlantischen Meere wie in der Nordsee den Rechtsgrundsätzen Folge zu geben, dem bewaffneten Seebund beitrat. Nach der vorherrschenden Stimmung, die wir vorhin angedeutet, war kein Zweifel, daß die Generalstaaten sich mit Freuden an einen solchen Schutzverein anschließen würden; allein die Maschinerie der Regierung war durch die Eifersucht der Provinzen und Stadtgemeinden auf ihre Autonomie und ihr Zustimmungsrecht so unbehülflich geworden, daß die Hochmögenden Herren im Haag erst nach Monaten einen entscheidenden Beschluß fassen konnten. Mittlerweile wurden die englischen Minister durch die oranisch-braunschweig'schen Parteigenossen von allen Vorgängen so rasch und zuverlässig unterrichtet, daß sie Zeit hatten, sich auf alle künftigen Eventualitäten gefaßt zu machen und Vorkehrungen dagegen zu treffen. Denn im Gegensatz zu den andern kriegführenden Mächten, Spanien, Frankreich, Amerika, versagte die

Der Neutralitätsbund und die Holländer.

8. März 1780.

englische Regierung der bewaffneten Neutralität jede Anerkennung; das hieße ja so viel als zugestehen, „daß die britische Suprematie auf hoher See gebrochen sei", das Manifest sei eine gefährliche willkürliche Neuerung, die jede Grundlage des Völkerrechts zerstöre. Sie war entschlossen, die Ausführung des Gesetzes in Holland selbst mit Gewalt der Waffen zu verhindern. Ehe die Beitrittserklärung der Staatenversammlung im Haag, welche endlich von den Hochmögenden be-
4. Decbr. 1780. schlossen ward, durch den Kurier nach Petersburg gelangen konnte, fand man in London einen Grund, der Republik Holland den Krieg anzukündigen. Man warf ihr vor, sie hätte dem britischen Reiche den durch frühere Verträge festgesetzten Beistand nicht geleistet und die Stadt Amsterdam habe mit dem amerikanischen Gesandten wegen eines Freundschafts- und Handelsvertrages Unterhandlungen gepflogen. Den Entwurf dieses Vertrags brachten die Engländer bei der Gefangennahme des amerikanischen Bevollmächtigten Henry Laurens auf der Ueberfahrt nach Europa durch Gewalt und List in ihre Hände. Sie sammelten die Fetzen der zerrissenen Urkunde im Meere auf, um sie als Beweisstücke zu gebrauchen. Vergebens erklärten die Generalstaaten, daß dieser Vertrag nur das Privatabkommen einer einzigen Stadt sei, und sprachen ihre Mißbilligung darüber aus; in London ergriff man mit Begierde den Anlaß zur Kriegserklärung. Dadurch schieden die Generalstaaten aus der Reihe der neutralen Mächte und konnten folglich dem bewaffneten Schutzverein nicht mehr beitreten. Dies versetzte dem ganzen Unternehmen den Todesstoß. Die Kaiserin selbst bezeichnete den Neutralitätsbund als Nullitätsbund. Die Engländer aber fielen noch vor der Bekanntmachung der Kriegserklärung über die alten Rivalen her, deren Fahrzeuge den Amerikanern während des Theestreits so viel Vorschub geleistet, und brachten durch ihre Kreuzer zweihundert holländische Schiffe auf mit Ladungen von fünfzehn Millionen Gulden an Werth.

Stürmische Volksauftritte in England. Lord George Gordon. 1779. 80. Diese Vorgänge erzeugten in England selbst große Gemüthsaufregung und riefen Scenen herbei, die einen revolutionären Charakter an sich trugen. Im Parlamente ging es oft so stürmisch zu, daß ein Mitglied dasselbe mit dem polnischen Reichstag verglich, und mehr als einmal sah man einzelne Männer der Gesetzgebung und der Regierung im Zweikampfe die Waffen gegen einander kehren. Wie viele bittere Reden und gehässige Beschuldigungen mußten die Minister von den scharfen Zungen eines Fox und Burke über sich ergehen lassen. Auch die Ausbrüche des Fanatismus, die wie eine gespenstige Erscheinung aus vergangenen Jahrhunderten in die Zeiten der Aufklärung hereindrangen, hatten ihre Quelle in der allgemeinen Aufregung der Gemüther und in dem Hasse gegen die beiden katholischen Großmächte, die sich mit den Feinden Englands zum Verderben der britischen Nation verbunden hatten. Eine Anzahl englischer Katholiken hatte eine Bittschrift eingereicht, worin sie um Abschaffung der veralteten Strafgesetze gegen papistische Priester und die Angehörigen der römisch-katholischen Kirche baten, sich auf ihre loyale Haltung gegen König und Staat berufend. Auf Grund dieser Adresse stellte Sir George Saville im Hause der Gemeinen einen Antrag auf Beseitigung einiger für die Bekenner des katholischen Glaubens entwürdigenden gesetzlichen Bestimmungen, die zwar in der Praxis selten oder nie

mehr angewendet wurden, die aber doch noch immer als Reichsgesetze fortbestanden. Es entspreche dem Geiste der Reformation und dem aufgeklärteren Zeitalter, daß man keine Religionsgenossenschaft in ihren bürgerlichen Rechten verkürze. Die Aufhebung verjährter Gesetze, kraft deren alle Cultushandlungen römisch-katholischer Priester als Hochverrath bestraft und die Güter der Papisten von ihren protestantischen Verwandten und Erben jederzeit in Anspruch genommen werden könnten, sollte den Weg bahnen zu völliger Religionsfreiheit, wie sie die Vereinigten Staaten verkündigt hatten. Burke und die gesammte liberale Opposition unterstützten den Antrag. Dies gab den schottischen Eiferern Veranlassung, den alten No-Popery-Ruf wieder zu erheben, die Fahne der presbyterianischen Rechtgläubigkeit von Neuem zu schwingen und wie in den Tagen Cromwells einen puritanischen Bund und Covenant gegen offenen und geheimen Papismus diesseit und jenseit des Tweed ins Leben zu rufen. Ein verschrobener schottischer Edelmann, Lord George Gordon, ein jüngerer Sohn des Herzogs gleichen Namens und Mitglied des Unterhauses, diente den Zeloten als Führer, theils angespornt durch den eigenen engherzigen Confessionsgeist, theils fortgetrieben durch eine rohe aufgeregte Volksmasse, die unter der religiösen Fahne andere gemeinere Motive verbarg. Zunächst wurden in Edinburg und Glasgow Associationen gebildet, um das Gesetz von Schottland fern zu halten und in der Presse, auf der Kanzel, in Versammlungen der Fanatismus der Menge aufgestachelt. Katholische Einwohner wurden auf den Straßen Edinburgs bedroht und mißhandelt, einige Kapellen zerstört. Bald faßte die Aufregung und die religiöse Agitation auch in England Boden. Gordon berief ein Meeting aufrichtiger Protestanten nach St. Georgs Fields bei London, um eine Adresse an das Mai 1779.
Parlament zu richten. An sechzigtausend Menschen fanden sich ein; sie steckten auf den Vorschlag des Agitators blaue Cocarden auf die Hüte und setzten ihre Namen oder Kreuze unter die Bittschrift. In Kurzem betrug die Zahl der Unterzeichner zwanzigtausend. Eine ungeheure Menschenmasse, Engländer und Schotten, trugen, in vier Reihen getheilt unter der Anführung Gordons die Adresse nach dem Parlamentspalaste. 2. Juni 1780.
Man hatte keinerlei Vorsichtsmaßregeln angewendet, obwohl der Tag der Ueberreichung vorher angekündigt worden war und die früheren Vorgänge in Edinburg gewaltthätige Auftritte befürchten lassen mußten. Die Menge stellte sich auf den Vorplätzen auf und hielt die Ein- und Aufgänge besetzt, während Gordon mit der Adresse in den Sitzungssaal hinaufstieg, um die vereinigten Lords und Gemeinen zu veranlassen, sofort über dieselbe zu berathen und zu beschließen. Die unten harrenden Volkshaufen sollten, wie er beabsichtigte, die Versammlung einschüchtern und zur schleunigen Erledigung willig machen. Wurden doch mehrere Lords, bei denen man katholische Sympathien voraussetzte, wie Mansfield, Northumberland, Boston, einige Bischöfe schon bei ihrer Ankunft insultirt. Als die Sitzung eröffnet war, verlangte Gordon, daß das Haus sofort in Form eines Ausschusses über die Adresse Beschluß fasse. Die Mehrheit weigerte sich unter dem Druck der Masse, die in den Vorsaal eingedrungen war und den Ruf ertönen ließ: „Kein Papstthum! Widerruf!" dem Antrag Folge zu geben. Da rief der erhitzte Abgeordnete, der sich in der Versammlung so geberdete, daß man ihn für verrückt halten konnte, der Menge zu, daß für das schottische Volk keine Abhülfe zu hoffen sei, bis es alle papistischen Kapellen niedergerissen hätte. Dies war die Losung zu Auftritten, die ganz den Pöbelexcessen bei revolutionären Volksaufständen glichen. Alsbald stürzte die rasende Menge nach den Kapellen des sardinischen und baierischen Gesandten und steckte sie in Brand. Das Einschreiten der Garde und einige Verhaftungen schafften für den nächsten Tag Ruhe; aber am vierten, einem Sonntage begannen die 4. Juni.
Zusammenrottungen von Neuem und wuchsen in den darauf folgenden Tagen zu solcher Höhe, daß London in einzelnen Theilen einer vom Feinde eroberten Stadt glich. In

Moorsfield und in andern Quartieren wurden wie einst zur Zeit von John Knox Kapellen, Altäre und Ornamente zerstört. Die städtische Polizei- und Schutzmannschaft reichte nicht hin und da das Unterhaus seine Sitzungen auf einige Tage ausgesetzt hatte, so konnten keine außerordentlichen Maßregeln beschlossen werden. Darüber mehrte sich die Frechheit und Zügellosigkeit des Pöbels. Die Wohnungen einiger Kaufleute, welche Zeugniß gegen die Aufrührer vom Freitag abgelegt hatten, wurden verwüstet und ausgeplündert, eben so das Haus von Saville, der den Antrag auf Abschaffung der Strafgesetze eingebracht hatte. Am sechsten versammelten sich etwa hundert Mitglieder des Unterhauses, ohne sich durch die drohende Gefahr abschrecken zu lassen, und faßten den Beschluß, die Bittschrift in Erwägung zu ziehen, sobald die Tumulte aufgehört haben würden. Aber die wüthenden Haufen fragten nicht mehr nach Gesetz und Ordnung. Ganz London stand während der nächsten Tage unter einer Pöbelherrschaft. „Vierzigtausend Puritaner", schrieb Gibbon, ein Augenzeuge dieser Vorgänge, „wie Cromwells Zeit sie gesehen, waren aus ihren Gräbern aufgestiegen." Die ehrlichen Zeloten des protestantischen Vereins zogen sich zurück, aber ihre Stellen wurden mehr als ausgefüllt durch wildere Gesellen aus der Hefe des Volks. Die Masse wälzte sich nach dem Newgate-Gefängniß, wohin einige ihrer Genossen in Haft gebracht worden waren: trotz der Festigkeit der Mauern wurde das Gebäude durch Werkzeuge und Feuer zerstört. Dreihundert Gefangene, unter ihnen vier zum Tode verurtheilte Verbrecher entrannen den Händen der Justiz. Dieselben Auftritte wiederholten sich in Clerkenwell und in den andern Gefängnissen der Stadt: die Zellen wurden erbrochen, die Gefangenen befreit, die Wohnungen der Aufseher niedergebrannt. Das Haus des Lordoberrichters Mansfield wurde gänzlich verwüstet, Hausrath, Gemälde, Bücher und Schriften vernichtet; mit Noth rettete man die Bank vor den Stürmenden, bei Blackfriars wurde das Zollhaus angezündet, die Kasse geraubt. In einer einzigen
6—7. Juni 1780. Schreckensnacht sah man von sechsunddreißig Häusern die Flammen emporlodern. London glich einer in Sturm eroberten Festung; alle Läden waren geschlossen, alle Geschäfte standen still. Die Regierung zögerte das Aufruhrgesetz ohne Einwilligung des Parlaments auf eigene Hand verkündigen zu lassen; sie hatte in der Wilkes'schen Affaire so viel Widerwärtigkeiten erfahren, daß sie lange zu keinem durchgreifenden Entschluß kam. Erst als der König selbst in einer Cabinetssitzung auf entscheidende Maßregeln drang, wurde die Miliz der benachbarten Grafschaften, etwa 10,000 Mann einberufen und die Stadt unter Kriegsrecht gestellt. Nun wurden von den mit guten Waffen und Geschütz versehenen Landwehrtruppen, die in verschiedenen Abtheilungen die aufrührerischen Quartiere durchzogen, die stürmenden Haufen zu Paaren getrieben. Und jetzt war London völlig einer vom Feind eroberten Stadt gleich: in den Straßen, auf den freien Plätzen, an den Brücken hörte man Waffenlärm, Gewehrfeuer, wilde Schreckenslaute gemischt mit Schmerzenstönen der Sterbenden und Verwundeten, mit den Hülferufen der in den Wellen der Themse Dahintreibenden. Die Zahl der Getödteten oder auf den Tod Verwundeten wird auf etwa fünfhundert angegeben; aber wer konnte ermitteln, wie viele Leichname unter den Trümmern der eingestürzten oder niedergebrannten Häuser verborgen lagen, von den Wellen des Stromes ins Meer getragen wurden, wie viele Verwundete von Freunden und Genossen heimlich weggebracht in Scheunen und verborgenen Ecken starben! Um für die Zukunft solche Auftritte fern zu halten, bildeten sich Vereine „zur Vertheidigung der Freiheit und des Eigenthums." Nach hergestellter Ordnung übten die Richter ihr Werk an den zur Haft gebrachten Ruhestörern. Einundzwanzig büßten mit dem Leben; der Haupturheber aber George Gordon, der während der ganzen Begebenheit weder Muth noch gesunden Menschenverstand gezeigt hatte, wurde in Folge des eigenthümlichen englischen Gerichts-

wesens nach längerer Untersuchungshaft im Tower schließlich für straflos erklärt und in Freiheit gesetzt. Man hatte ihn auf Hochverrath angeklagt, ein Verbrechen, dessen er nicht überwiesen werden konnte. Von dem Zustande seines Geistes kann man sich einen Begriff machen, wenn man erfährt, daß er zuletzt zum Judenthum übertrat und sich in Birmingham beschneiden ließ. Neun Jahre nach den eben beschriebenen Londoner Auftritten beschloß er sein Leben im Gefängniß von Newgate, wohin er wegen eines Pasquills gegen die Königin von Frankreich gebracht worden war. Im Parlament nahm man auf die einst so stürmisch eingebrachte Bittschrift gegen die Zunahme des Papismus keine Rücksicht, sondern beharrte bei den Grundsätzen religiöser Duldung.

d. Der transatlantische Land- und Seekrieg und das Arnold-André'sche Complot.

Um diese Zeit, da auf allen Seiten Feinde gegen England aufstanden und im Innern tumultuarische Volksauftritte und revolutionäre Ausschreitungen von der allgemeinen Aufregung der Gemüther Zeugniß gaben, entfaltete das Inselreich eine ungewöhnliche Kraft und Energie in allen Erdtheilen. Schon vor mehr als einem Jahre war eine britische Heerabtheilung unter Oberst Campbell in Georgien eingedrungen und hatte sich, zahlreiche Loyalistenhaufen unter ihre Fahne aufnehmend, über Süd-Carolina ausgebreitet. Die geringe Zahl von Wehrmannschaften, welche Benjamin Lincoln, unterstützt von Pulawski und den Patrioten Moultrie und Rutledge im Felde entgegenzustellen vermochte, war nicht im Stande den Marsch der Briten aufzuhalten. Im Oktober fiel Savannah in ihre Gewalt. Darauf rückten sie Verwüstung und Schrecken verbreitend nach Charleston vor. Hier stieß der Obergeneral Henry Clinton mit einer Armee von 8500 Mann zu ihnen und übernahm die Führung. Er hatte den Oberbefehl über die in New-York zurückgelassene Besatzung an Knyphausen übertragen und war nach dem Süden geeilt, um Rache zu nehmen für die Niederlage, die ihm einst die Republikaner in Charleston zugefügt. Bald nachher stießen noch weitere 3000 Mann unter General Cornwallis dazu, so daß Clinton über ein Heer von mehr als 13,000 Mann gebot. Dieser Uebermacht vermochten die Amerikaner nicht zu widerstehen; Lincoln mußte die schwach befestigte Stadt Charleston übergeben. Die Engländer machten große Beute und Clinton konnte dem Minister Germain melden, daß er 5000 Gefangene eingebracht habe und daß die Einwohner von Süd-Carolina sich beeilten, ihren Gehorsam gegen den König zu erklären. Aber das System des Schreckens, durch das er die völlige Unterwerfung Georgiens und Süd-Carolina's zu erzwingen hoffte, reizte den Widerstand der verzweifelten Einwohner.

[Randnotizen: Fortschritte der Engländer im Süden. 1779–81. — 17. Decbr. 1778. — Okt. 1779. — Weihnachten 1779. — 12. Mai 1780.]

Bald nachher kehrte Clinton auf die Kunde von dem Anzug der französischen Armada mit einem Theil der Truppen nach New-York zurück, die Vollendung des Werks der Rückeroberung dem General Cornwallis übertragend. Cornwallis war ein tapferer unternehmender Mann, aber hart und gewaltthätig. Ergrimmt über die grausame Kriegführung, deren sich besonders Lord

[Randnotiz: Cornwallis und Baron Kalb. Juni 1780.]

Rawdon, der Unterfeldherr von Cornwallis schuldig machte, schaarten sich die Patrioten unter die Fahne des Oberst Sumpter und organisirten den kleinen Krieg, bis ihnen von der Hauptarmee Hülfe käme. Washington that sein Möglichstes: er schickte den wackern und vorsichtigen Baron Kalb mit einigen Regimentern ab, um sich durch Maryland und Virginien dem Kriegsschauplatz zu nähern. General Greene sollte ihm nachfolgen und den Oberbefehl übernehmen. Aber der Congreß durchkreuzte den Plan, indem er den eiteln hochfahrenden Gates zum Anführer der Südarmee unabhängig von dem Oberbefehlshaber
16. Aug. 1780. ernannte. Die Niederlage bei Camden war die Folge dieses Mißgriffs. Die amerikanischen Truppen, größtentheils Miliz ohne Kriegsübung, wurden geschlagen und liefen in wilder Flucht nach den Wäldern, Geschütz und Gepäck fielen in die Hände der Sieger. Kalb, der allein die Ehre des Gefechts aufrecht erhalten, sank unter seinen Wunden zusammen. In Anerkennung seiner Verdienste ließ ihm der Congreß in der Folge zu Annapolis ein Denkmal setzen. Gates floh nach Charlotte, verachtet und nicht weiter verwendet; dort ritt auch einige Tage später Sumpter ein, dessen Schaar überfallen und gefangen worden war. Er allein entkam ohne Hut und Sattel. Wie wurde damals in London der Name Cornwallis gefeiert; er war der Stolz und die Hoffnung des Ministers Germain; mit Vergnügen vernahm dieser, daß sein General die entflohenen Beamten und Loyalisten zurückführte und mit ihrem Rath und Beistand ein Regiment des Schreckens und der Reaction aufrichtete; dies sei das beste
Sept. 1780. Mittel der Rebellion das Haupt zu zertreten. Als Cornwallis im Spätherbst nordwärts zog, um in Nordcarolina und Virginien einzudringen, wo wie man ihn glauben machte, bei seinem Erscheinen die Einwohner sich für den König erklären würden, belegte er in den südlichen Landschaften alle Güter der Patrioten mit Beschlag. Durch Zuzüge aus New-York unter Leslie verstärkt, rückte er unter fortwährenden Gefechten mit den einheimischen Wehrmannschaften, welche die Obersten Williams, Sumpter, Marion gesammelt hatten, nach Charlotte
8. Okt. 1780. und Salisbury vor. Aber schon das hitzige Treffen in der Nähe von Concord zwischen diesen beiden Städten, wo auf Seiten der Briten der Oberst Ferguson, auf Seiten der Amerikaner der tapfere und redliche Vaterlandsfreund James William auf dem Waffenfelde blieben und die Verluste der Engländer größer waren als die der Eingebornen, konnte dem General die Ueberzeugung geben, daß die schmeichelnde Hoffnung, welche die Loyalisten in seiner Brust geweckt, nicht in Erfüllung gehen würde. Er ließ daher den Gedanken nach Virginien
Nov. 1780. vorzudringen fahren und kehrte nach Charlotte und von da nach Camden zurück, während General Greene, dem jetzt der Congreß auf Washingtons Vorschlag das Commando der Südarmee übertrug, mit Continentaltruppen Nordcarolina besetzte und die Landwehr an sich zog. Zu Anfang des neuen Jahres schickte Greene den Oberst Morgan mit einer Abtheilung des Heeres und der Milizen ab, um auch Süd-Carolina wieder zum Anschluß an die Vereinsstaaten zu

bringen. Steuben sollte in Virginien zurückbleiben, Kosczinszko die Vorhut führen. Da zog der englische Oberst Carleton mit einigen Regimentern Reiterei und Fußvolk den Amerikanern entgegen, wurde aber, als er sich zwischen den Flüssen Enorre und Broadriver auf einer grasreichen von Tannen und Eichen des Urwalds begrenzten Ebene in der Nähe von Spartanburg voreilig in ein Treffen einließ ohne die Ankunft der Hauptarmee abzuwarten, vollständig geschlagen. Dreihundert Todte und Verwundete blieben auf dem Platze, fünfhundert Gefangene, Offiziere und Gemeine und über zweihundert Pferde wurden weggeführt. Cornwallis, der nur einige Meilen von dem Schlachtfelde entfernt war, setzte, nachdem er die von Carleton zurückgelassenen Vorräthe, Wagen und Gepäck den Flammen übergeben, auf Eilmärschen den Amerikanern nach, um für die Niederlage bei den „Kuhhürden" Rache zu nehmen; aber dem ortskundigen Morgan gelang es, auf schwierigen Wegen, gedeckt durch Wälder und Moräste die Hauptarmee Greene's zu erreichen. Als Cornwallis an dem Flusse Dan dem vereinten amerikanischen Heere nahe kam, wagte er nicht sich mit seinen ermüdeten Truppen in eine Schlacht einzulassen. Er schlug den Weg nach Hillsborough ein, um den Frühling abzuwarten, die Loyalisten in einem Manifest zum Anschluß an die königliche Armee auffordernd, den Republikanern Verzeihung als Preis des Abfalls anbietend.

16. Jan. 1781.

14. Febr. 1781.

General Arnold u. Oberst André.

Als General Greene von Washington und dem Congreß zum Anführer der Südarmee ernannt ward, hatte er gerade ein trauriges Geschäft vollendet — die kriegsgerichtliche Untersuchung über ein verrätherisches Complot. General Arnold hatte sich früher bei der Nordarmee als tüchtiger Militär gezeigt und war daher nach dem Abzug der Engländer aus Philadelphia von dem Congreß mit einem wichtigen aber für einen verschwenderischen und geldbedürftigen Mann, wie er war, gefährlichen Amte betraut worden. Er sollte als Stadtcommandant ein Untersuchungsgericht über das Verhalten der Bürgerschaft während der englischen Occupation abhalten. Bei diesem Geschäfte machte er sich mancher sträflichen Handlungen schuldig, so daß er wegen Unterschleif, Käuflichkeit und Erpressung vor ein Kriegsgericht gestellt ward, das auf Verweis und Suspension erkannte. So schonend das Strafurtheil ausgeführt ward, so reizte es den ehrgeizigen Mann, der ohnedies glaubte, daß er zurückgesetzt und seine Verdienste nicht genug gewürdigt worden, doch zur Rache. Er theilte heimlich dem Oberbefehlshaber Clinton in New-York seine Absicht mit, den amerikanischen Dienst mit dem englischen zu vertauschen. Dieser bestärkte ihn in dem Vorhaben und eröffnete ihm im Namen des Ministers Lord George Germain Aussichten auf Belohnung und Beförderung. Bald nachher berief Washington, der Arnolds militärische Eigenschaften stets anerkannt hatte, denselben in seine Nähe, um sich seines Beistandes bei einem beabsichtigten Unternehmen gegen New-York zu bedienen. Der Krieg hatte nämlich die ganze Zeit über in den Landschaften östlich und südlich vom Hudson fortgedauert und zwischen Washington und Knyphausen

waren manche Gefechte geliefert worden, die jedoch keine andern Folgen hatten, als die Verwüstungen und Kriegsleiden zu mehren. Jetzt aber, da die französische Flotte und Armee in Rhodeisland gelandet war und Clinton wieder den Oberbefehl in New-York übernommen hatte, sollten energischere Angriffe versucht werden. Zu dem Ende hatte Washington eine Stellung gewählt, von wo aus er mit den Franzosen den Verkehr unterhalten, die Verbindung mit den nördlichen und mittleren Provinzen sichern und zugleich die Bewegungen des Feindes beobachten konnte. Den Mittelpunkt dieser Stellung bildete der Posten West-Point am Hudson, welcher sämmtliche amerikanische Forts in den Hochlanden umfaßte. Diesen Posten übertrug der Oberbefehlshaber dem General Arnold, der ihn darum gebeten hatte. Und nun traf dieser durch geheime Correspondenz mit Clinton Verabredungen, den Engländern die wichtige Stellung in die Hände zu spielen, wofür ihm eine Geldentschädigung und Generalsrang versprochen ward. Die Verbindung wurde mittelst des Kriegsschiffes „Vulture" auf dem nördlichen Flusse unterhalten und um die Verrätherei zu erleichtern die Parlamentärflagge mißbraucht. Major André, den Clinton zu seinem Generaladjutanten ernannt, diente als Unterhändler. In einer mondhellen Herbstnacht fuhr
20./21. Sept. 1780. André, seine Uniform mit einem weiten blauen Mantel umhüllend, in einem Boote nach einem Punkte des rechten Hudsonufers, wo Arnold im Gebüsch auf ihn wartete. Washington hatte sich gerade, begleitet von Lafayette und Hamilton, nach dem französischen Hauptquartier begeben, um Rochambeau zu begrüßen. André und Arnold überlegten nun, wie man das Fort Defiance, das für uneinnehmbar galt und von 120 Geschützen vertheidigt ward, in die Hände Clintons bringen könne. Nachdem alle Verabredungen getroffen waren, wollte der Major zurückkehren; aber während der mehrstündigen Unterredung hatte der „Vulture", von amerikanischen Kugeln bedroht, die Anker gelichtet. André mußte daher den Rückweg nach New-York zu Lande machen. Nachdem er die Uniform mit einem bürgerlichen Gewande vertauscht, kam er in Begleitung eines in die Verschwörung eingeweihten Mannes Namens Smith auf die hohe Straße, die nach New-York führt. Hier verließ ihn sein Begleiter, weil er nun sicher zu den englischen Vorposten gelangen könne. Aber plötzlich wurde der Major von Paulding, dem Führer einer Freischaar und zwei andern Bewaffneten angehalten. André, ein gerader militärischer Mann, besaß nicht die Gewandtheit und Geistesgegenwart, um sich aus der kritischen Lage zu ziehen, obwohl er einen Paß von Arnold vorzeigte. Sein unsicheres Benehmen, seine wachsende Verlegenheit, sein Erbieten, hundert Guineen für seine Freilassung zu geben, mehrten den Argwohn. Man untersuchte ihn und fand in seinen Strümpfen drei Pakete mit Papieren. Da keiner der ländlichen Wehrmänner den Inhalt lesen konnte, so lieferten sie die Schreiben nebst dem Gefangenen an den nächsten Militärposten ab. Es war ein Plan der Festungswerke von West-Point mit Angabe der Besatzung, Vorräthe und Armatur und einem Memorial, wie man sie nehmen

und behaupten könne. André wurde darauf in Old Salem eingeschlossen. Arnold sollte von dem Vorfall in Kenntniß gesetzt werden; aber dieser hatte sich auf die Kunde von der Verhaftung auf dem „Vulture" nach New-York eingeschifft und damit selbst die Wahrheit seiner Verrätherei bestätigt. Wenige Stunden nachher kam Washington zurück. Er stellte sofort ein Kriegsgericht unter dem Vorsitze des General Greene auf, an welchem außer mehreren amerikanischen Offizieren auch Lafayette und Steuben Theil nahmen. Vergebens berief sich André auf seine makellose Vergangenheit und seine ehrenhafte militärische Laufbahn und betheuerte, daß er kein anderes Motiv gehabt als seines Königs Dienst und wider Willen zum Betrüger geworden; das Kriegsgericht fällte den Spruch, daß Major André als Spion zu betrachten sei und das Leben verwirkt habe. Vergebens suchte Clinton durch Vorschläge von Austausch gegen andere Gefangene und durch Drohungen von schwerer Vergeltung im Fall der Verweigerung das Leben des Unglücklichen zu retten; Washington bestätigte das Urtheil: nur wenn Arnold selbst ausgeliefert werde, solle André seine Freiheit erhalten. Der harte Spruch wurde mit unerbittlicher Strenge vollzogen. Nicht einmal die Bitte einer militärischen Execution durch Pulver und Blei gewährte der zürnende Feldherr; André mußte am Galgen sterben. Denn diese Todes- 2. Okt. 1780.
strafe hatten die Engländer in Süd-Carolina zuerst in Anwendung gebracht. Während der Hauptschuldige straflos ausging und in England den Sündenlohn erntete, wenn auch mit Schande und Verachtung gebrandmarkt, büßte der Minderschuldige seinen ersten und einzigen Fehltritt mit dem schwersten Geschick. Der König sah in ihm einen Märtyrer für seine Sache und ließ in der Westminster-Abtei ein Denkmal setzen zum Gedächtniß André's, „der als Opfer seines Eifers für König und Vaterland fiel"; seiner Mutter und seinen Schwestern gewährte er Leibrenten und dem Bruder einen ehrenvollen Rang.

Bei dem Plan, durch den Verrath Arnolds sich der Festungswerke von Admiral Rodney.
West-Point zu bemächtigen und dadurch Meister des ganzen Küstengebiets am Hudson und Delaware zu werden, hatte Clinton auf die Mitwirkung des neuen Flottenführers Sir George Rodney gerechnet, der damals in den westindischen Gewässern die englische Flagge zu Ehren und Ansehen brachte. Rodney hatte sich schon bei früheren Gelegenheiten als einen geschickten talentvollen Seemann von scharfem Blick und rascher Entschlossenheit gezeigt, aber durch ein wüstes Leben, durch Hang zu Spiel und Verschwendung seinen Namen in Unehre gebracht. Bei dem Ausbruch des französisch-englischen Krieges lebte er in Paris, wohin er sich vor seinen Gläubigern geflüchtet hatte. Da befand er sich eines Tages, so wird erzählt, bei dem betagten Marschall de Biron zu Tische und ärgerte alle Anwesenden durch seine prahlerischen Reden. Wenn ihn nicht seine Schulden von London fern hielten, so würde er die französisch-spanische Flotte bald überwunden haben. Biron, in seinem Nationalstolz beleidigt, wird dann weiter gemeldet, schoß ihm sofort das Geld zur Befriedigung seiner Gläubiger

vor, indem er sagte: nun machen Sie Ihre Rede wahr! Rodney ging nach London und erlangte, da man der bisherigen schlaffen Kriegführung zur See überdrüssig war, das Commando über ein Geschwader. Um die Jahreswende stach er in See und in wenigen Wochen war ganz England voll seines Ruhmes.
8. Jan. 1780. Am 8. Januar nahm er in der Bai von Biscaya eine reiche spanische Handels-
16. Jan. flotte weg. Am 16. desselben Monats traf er in der Höhe des Vorgebirges St. Vincent auf das Geschwader des spanischen Admirals Don Juan de Langara, gewann in einer heißen Seeschlacht, die bis nach Mitternacht dauerte, einen vollständigen Sieg und brachte, nachdem er das Admiralschiff und drei Linienschiffe in seine Gewalt bekommen, drei andere in Grund gebohrt, den in Gibraltar und Port Mahon eingeschlossenen Engländern Unterstützung und Verstärkung. Darauf richtete er seine Fahrt nach Westindien, wo er den französisch-spanischen Geschwadern unter den Admiralen Quichen und Solano bald einzeln, bald vereinigt die Wage hielt oder Vortheile über sie errang. „Jedermann ist über deine Erfolge entzückt und erstaunt", schrieb ihm seine Frau aus London. Das
Juni 1780. Parlament sprach ihm den Dank der Nation aus. Im Juni segelten die französischen Schiffe nach Europa zurück; die spanischen führte Solano nach der Havanna; Rodney aber ankerte auf der Höhe von Sandyhook, von wo aus er New-York zur See bewachen und beherrschen und die Annäherung der französischen Schiffe verhindern konnte. Zu diesem unternehmenden Manne hegte Clinton das Vertrauen, daß er ihn bei der Wiedereroberung der mittleren Provinzen kräftig unterstützen werde. Der „Vulture" gehörte zu Rodney's Flotte. Wäre Arnolds Verrätherei gelungen, so konnte von New-York aus die englische Herrschaft in den Gebieten des Hudson und Delaware und weiter hinab nach Süden aufs Neue befestigt werden. Denn Washingtons Heer litt an Allem Mangel, so daß Insubordination und Meuterei eintrat. Diese stolzen Hoffnungen sollten
August 1780 aber bald zerrinnen. Kurz vor der Entdeckung der conspiratorischen Umtriebe Arnolds hatten die Amerikaner von der nach Canada bestimmten englischen Quebec-Flotte vierzehn Schiffe erbeutet, und fast um dieselbe Zeit wurden die Kauffahrer, die nur von zwei Kriegsschiffen geleitet theils nach Westindien theils nach Ostindien segeln sollten, durch ein großes spanisches Geschwader auf der Höhe der Azoren angegriffen und bis auf wenige weggenommen. Sechzig Fahrzeuge, beladen mit kostbaren Waaren und mit Kriegsvorräthen wurden nach Cadix geführt. „Jener Hafen soll noch nie zuvor eine so reiche Beute aufgenommen haben."

Rodney auf S. Eustatius. Diese Verluste wurden im nächsten Jahr ausgeglichen durch die Erfolge, welche Rodney über die Holländer davon trug, und die unermeßliche Beute auf der Insel S. Eustatius. Wir wissen, aus welcher Veranlassung England der Republik Holland den Krieg ansagte. Noch ehe die Kunde davon nach den An-
3. Febr. 1781. tillen gelangt war, erschien Rodney mit der britisch-westindischen Flotte vor dem Eilande S. Eustatius und forderte die Uebergabe. Sie konnte nicht verweigert

werden. Der Reichthum der Insel, welche ein Freihafen aller Nationen war, setzte selbst diejenigen in Erstaunen, deren Erwartungen aufs höchste gespannt gewesen. „Das Ganze war ein einziges ununterbrochenes Waarenlager von französischem, amerikanischem, holländischem wie auch englischem Eigenthum." Denn die englischen Kaufleute hatten sich die Neutralität der Insel zu Nutze gemacht, um ihre Handelsgüter sicher zu bergen. Nach Rodney's eigenem Bericht waren sämmtliche Magazine und Waarenhäuser gefüllt, ja selbst der Strand mit Tabak und Zucker bedeckt. Der Werth wurde auf mehr als drei Millionen Pf. St. geschätzt. Außerdem wurden in der Bucht über hundertfünfzig Kauffahrteischiffe, eine Fregatte, fünf kleinere Kriegsschiffe und dreißig andere reichbeladene Fahrzeuge, welche zwei Tage vorher abgesegelt waren, eingeholt und zurückgebracht. Und um noch andere in die Falle zu locken, ließ man die holländische Flagge wehen, so daß noch siebenzehn weitere Schiffe erbeutet wurden. Dieser räuberische Ueberfall der Insel Eustatius erfuhr sogar im englischen Parlament heftigen Tadel. Burke's beredter Mund schleuderte schneidende Worte wider den „modernen Barbarossa."

Auch in Südamerika, am Cap der guten Hoffnung und in der ostindischen Insel- und Küstenwelt erlitten die Holländer manche Verluste. Nur eine einzige Kriegsthat erinnerte an die Tage eines Tromp und de Ruyter, die Seeschlacht an der **Doggersbank**, in welcher der Admiral Zoutmann und der tapfere Seecapitän Kinsbergen, der in der russischen Marine sich Erfahrungen gesammelt, dem englischen Admiral Hyde Parker, als er einer großen Handelsflotte das Geleite gab, mit rühmlicher Ausdauer die Wage hielten. Die Schlacht blieb zwar unentschieden, aber es war doch wieder ein Ehrentag in den Annalen der Republik. Eine Denkmünze und eine Menge patriotischer Gedichte gaben Zeugniß, wie sehr sich die Gemüther in Holland gehoben fühlten, daß nach so manchen Schlägen und Niederlagen wenigstens Eine kräftige Ruhmesthat vollführt ward. Der Kampf wider England bewirkte, daß die Vereinigten Staaten Hollands sich mehr und mehr mit der verwandten amerikanischen Conföderation befreundeten. Im nächsten Jahr erkannten die Regenten im Haag die Unabhängigkeit des transatlantischen Staatenbundes an, empfingen John Adams als Gesandten des Congresses in ihrem Lande und schlossen einen Handelsvertrag.

Holland u. die Schlacht bei der Doggersbank.

5. Aug. 1781.

e. Die Katastrophe von Yorktown und der englische Ministerwechsel.

So wechselte das Kriegsglück ohne Entscheidung und die Lage der Amerikaner war noch keineswegs hoffnungsreich und siegesgewiß. Das Hauptübel war die Ohnmacht des Congresses. Wie sehr die Vertreter der dreizehn Staaten in Philadelphia sich abmühten, eine Centralmacht mit kräftiger Autorität zu gründen, der Particularismus der Einzelstaaten widerstrebte jeder einheitlichen Regierungsgewalt. Die vereinigten Staaten bildeten noch keine

Schwierige Lage der Vereinigten Staaten.

Union, sondern nur einen Bund souveräner Landschaften, die sich vom Congreß nichts vorschreiben lassen wollten. Er konnte nur vorschlagen und empfehlen, nicht gebieten. Alles hing von der Zustimmung und dem guten Willen der Legislaturen ab. Kein Wunder, wenn unter solchen Umständen nicht das nöthige Geld für die Kriegskosten zusammengebracht werden konnte, wenn ganze Regimenter nach abgelaufener Dienstzeit heimkehrten, wenn die im Felde verbleibenden Truppen in einen solchen Zustand von Elend geriethen, daß Lafayette an seine Frau schreiben konnte: „Keine europäische Armee würde den zehnten Theil des Ungemachs erdulden, das die amerikanischen Soldaten zu leiden haben. Nur so abgehärtete Bürger wie die Amerikaner können in dem Maße Hunger, Blöße, Mühsal und gänzlichen Mangel an Löhnung ertragen", und daß Washington dem Congreß meldete: „Wir sind ohne Geld, Zufuhr, Munition und Kleidung und werden nächstens ohne Mannschaften sein." Bei dieser verzweifelten Lage waren Heerführer und Regierung auf auswärtige Hülfe angewiesen, und wie schmählich es immer für ein so reiches und großes Land sein mochte, Andere um Almosen anzugehen, sie wandten sich abermals durch eine eigene Gesandtschaft an Frankreich; und der Staat, der selbst am Rande des Abgrunds schwebte und in einen kostspieligen Krieg verwickelt war, gewährte abermals ein Darlehn von zehn und ein Geschenk von sechs Millionen Livres, damit die amerikanische Armee wieder feldtüchtig gemacht werden könne. Zugleich erhielt Admiral de Grasse, der das Flottencommando in Westindien führte, die Weisung sich ganz nach den Rathschlägen Washingtons und Rochambeau's zu richten. So wurde es dem amerikanischen Feldherrn möglich, einen strategischen Plan ins Werk zu setzen, der die Lage der Dinge wesentlich veränderte und auf den Ausgang des ganzen Krieges bestimmend einwirkte.

Der Krieg in den Carolinen. Wir wissen, daß General Cornwallis im Anfang des Jahres unter steten Kämpfen mit der Continentalarmee Greene's und den südländischen Milizen nach Nord-Carolina vorgedrungen war und in Hillsborough Halt gemacht hatte. Feldherrn und Truppen hielten einander das Gleichgewicht; wenn den Amerikanern die größere Ortskunde und die Natur der Gegend zu Statten kam, so war auf britischer Seite mehr Uebung und Erfahrung. So wurde denn den
März 1781. ganzen März hindurch mit abwechselnden Erfolgen gekämpft, bis endlich nach dem scharfen Treffen bei Guildford-Courthouse Cornwallis den beabsichtigten Marsch nach Virginien aufgab und sein Heer nach Wilmington führte, der einzigen Stadt, die den Engländern in Nord-Carolina geblieben war. Allein schon im nächsten Monat brach der unternehmende Mann von Neuem auf, um sein Vorhaben gegen Virginien auszuführen. Er gedachte über Halifax und Petersburg nach dem Küstenlande an der Chesapeakebay vorzubringen, um vermittelst der britischen Flotte mit der Hauptarmee in New-York in Fühlung zu kommen. Seine Unterfeldherren Rawdon und Campbell sollten mit einigen Regimentern, zumeist Irländern, zurückbleiben und gestützt auf Camden, Ninety Six und

Charleston Süd-Carolina behaupten. Aber dieser Kriegsplan nahm einen für die Engländer unglücklichen Ausgang. Greene drang sofort nach Süden vor, zwang die festen Orte nach einigen glücklichen Gefechten mit dem wegen seiner Grausamkeit verhaßten Oberst Rawdon zur Uebergabe und warf den Feind nach Charleston, wo der britische Anführer einen reichen Pflanzer Isaac Hayne, der als Gefangener eingebracht worden, am Galgen sterben ließ. Juni u. Juli 1781.

Noch schlimmer war das Schicksal der Armee, die Cornwallis in den Sommerwochen nordwärts bis an den Jamesfluß führte. Wie sehr der britische Feldherr auch auf diesem Zug seine militärische Tüchtigkeit bewährte, so schadete er doch seinem Unternehmen durch die verheerende Kriegsweise, welche die Virginier zur Rache anspornte, und durch die Uneinigkeit mit dem Oberbefehlshaber Clinton, dessen Stelle er einzunehmen begehrte. Washington hatte Lafayette und Steuben mit einer geringen Heerabtheilung nach Virginien gesandt, um in der Gegend von Richmond den Feind von weiterem Vordringen abzuhalten, indeß er selbst nach seiner Verbindung mit Rochambeau mit der Hauptarmee die Höhen um New-York besetzt hielt und die französische Flotte unter Admiral de Grasse in den Gewässern von Longisland kreuzte, so daß General Clinton einen combinirten Angriff zu Land und zur See erwarten mußte und daher alle seine Aufmerksamkeit auf New-York, das Hauptlager der englischen Streitkräfte richtete. Cornwallis wandte sich gegen Lafayette, in der sichern Hoffnung, denselben mit seinem geringen Heerhaufen überwinden und gefangen nehmen zu können; aber der ritterliche junge Mann, der in Baltimore die zur Beschaffung der Heerbedürfnisse nothwendigen Geldsummen aufgenommen und aus Maryland und Virginien Freiwillige herangezogen hatte, leistete dem Feinde bei „Springs Farm", oberhalb Jamestown erfolgreichen Widerstand. Cornwallis gegen Virginien. 6. Juli 1781.

Cornwallis beharrte jedoch bei dem Plane, Virginien zu unterwerfen; er wußte, daß derselbe von dem König und Lord Germain begünstigt ward, als der sicherste Weg zur Bewältigung der Rebellion. Er nahm daher sein Hauptquartier in Yorktown, auf der Halbinsel oberhalb der breiten Mündung des Jamesflusses. Aber schon hatte Lafayette den Oberfeldherrn Washington von der Kriegslage in Kenntniß gesetzt und seine Hülfe angerufen. Dieser säumte nicht lange mit dem vereinigten amerikanisch-französischen Heere vom Hudson aufzubrechen und nach Süden vorzurücken. Und so sicher zählte Clinton auf den Angriff gegen New-York, daß der Abzug unbemerkt vor sich gehen konnte. Zugleich fuhr de Grasse in die Chesapeakebay ein und ließ dreitausend Mann Landtruppen unter dem Marquis St. Simon ausschiffen. Die englischen Flottenführer Graves und Hood, die an Rodney's Stelle getreten, hatten theils aus Unverstand, theils aus Uneinigkeit so lange gezögert, daß sie das Einlaufen der französischen Schiffe und Mannschaften nicht zu verhindern vermochten. Einige Tage nachher trafen Washington, Lafayette, Rochambeau und de Grasse in Wil- Die Kapitulation von Yorktown. Aug. 1781. 2. Sept. 5. Sept.

helmsburg zusammen und verabredeten den gemeinsamen Kriegsplan. Dem englischen General war das Gefährliche seiner Lage nicht entgangen; er hatte sich deshalb an Clinton um Verstärkungen gewandt, und von diesem die Zusicherung erhalten, bis Ende Oktober sollten neue Truppen eintreffen. Aber ehe diese Zeit herbeikam, hatte sich das Schicksal der Cornwallis'schen Armee entschieden. Wie tapfer immer Feldherr und Soldaten dem amerikanisch-französischen Belagerungsheer Widerstand leisteten, die Festungswerke waren nicht stark genug, den ununterbrochenen Angriffen und Stürmen auf die Dauer Stand zu halten. Mit unwiderstehlicher Bravour erstiegen die Franzosen die Brustwehren, Graben und Palissaden und nahmen die Redouten. Charles Lameth wurde dabei von zwei Musketkugeln in das Knie verwundet. Als Cornwallis die Unmöglichkeit einsah, den Posten zu halten oder ins Land zu entkommen, bot er die Uebergabe an.
18. Okt. 1781. Darauf wurde von Oberst Laurens und dem Vicomte von Noailles einerseits und zwei höheren englischen Offizieren andererseits die Capitulation von Yorktown unterzeichnet, in Folge deren Cornwallis mit seiner ganzen Armee, 7247 Mann, zu Gefangenen gemacht und alle Kriegsvorräthe, Geschütze und Waffen ausgeliefert wurden. So verlor England die Blüthe seiner Heere und einen seiner tüchtigsten Feldherrn. In Philadelphia feierte man den Triumph mit einer Stadtbeleuchtung und einem Dankgottesdienst. Als der Duc de Lauzun in
19. Nov. 1781. Versailles die Nachricht überbrachte, daß in Yorktown „der Sieg einen doppelten Kranz um die Banner von Frankreich und Amerika gewunden", lag Maurepas im Sterben; doch vernahm er noch die frohe Botschaft. Der König und die ganze Nation freuten sich und alle Welt rühmte Washington, Lafayette und die andern Tapfern.

Ministerwechsel in England. Ganz andere Gefühle erregte die Kunde von dem Unglück bei Yorktown in England. Hatte schon vorher William Pitt, damals zweiundzwanzig Jahre alt im Geiste seines Vaters den amerikanischen Krieg einen gottlosen, barbarischen und unnatürlichen genannt, „der in Ungerechtigkeit empfangen, in Thorheit geboren und gesäugt worden und dessen Fußstapfen mit Mord und Verwüstung gezeichnet seien"; hatte Fox wiederholt geweissagt, daß Amerika für das englische Reich unwiderbringlich verloren sei, so ertönte jetzt in allen Klassen der Bevölkerung der Ruf, daß man alle weiteren Versuche zur Unterwerfung der aufständischen Colonien aufgeben, dem unglücklichen und unnatürlichen Krieg ein Ende
26. Nov. 1781. machen müsse. Denn zu gleicher Zeit langten auch Hiobsposten aus Westindien an. Marquis de Bouillé, Statthalter von Martinique, ein unternehmender ritterlicher Mann, war in der Stille auf der Insel Eustatius gelandet, hatte die von Rodney daselbst zurückgelassene Besatzung nebst dem Commandanten Cockburn zu Gefangenen gemacht und das Eiland sammt den im Freihafen noch vorhandenen Gütern wieder für Holland zurückerobert, durch Großmuth und edle Uneigennützigkeit die frühere Raubsucht des englischen Befehlshabers in ein um so grelleres Licht setzend. Lord Germain legte nun sein Amt nieder und

nahm als Viscount Sackville seinen Sitz im Oberhause, erfuhr aber die Beleidigung, daß eine Anzahl Peers gegen seinen Eintritt Protest erhoben. Nur den König vermochte die Botschaft nicht auf andere Gedanken zu bringen. Aber im nächsten Jahre wurden so viele Hebel in Bewegung gesetzt, daß auch Georg III. seinen harten Sinn erweichen, der allgemeinen Stimme der Nation Folge leisten mußte. Es kostete viele Mühe den eigenwilligen hohen Herrn zum Nachgeben zu bewegen. North war noch immer der Minister nach seinem Herzen und in der Kriegführung gegen die treulosen Colonien wollte er von keiner weiteren Aenderung wissen, als daß Lord Clinton von New-York zurückberufen und der Oberbefehl an Sir Guy Carleton übertragen ward mit der Weisung, vorerst sich in der Defensive zu halten. Allein im Parlamente gewann die Opposition mehr und mehr an Boden, so daß eine Aenderung des bisherigen Systems zur Nothwendigkeit wurde. Alles was man aus der transatlantischen Welt vernahm, die Einnahme der Insel Christoph durch Bouillé, die Eroberung von Pensacola durch die Spanier, lieferte der Widerstandspartei neue Waffen. Als nun im Unterhaus der Antrag durchging, den König in einer Adresse zu ersuchen, daß 4. März 1782.
er mit Amerika einen Frieden oder Waffenstillstand schließen möge, als Fox, dem sich um diese Zeit ein neuer berühmter Parlamentsredner, der Dramendichter Richard Brinsley Sheridan anschloß, in einer stürmischen Sitzung die Minister als Männer „ohne Treue und Ehre" bezeichnete, als der Antrag, das Parlament solle aussprechen, daß das Ministerium das Vertrauen des Landes verloren, nur mit einer einzigen Stimme abgelehnt wurde, da glaubte Lord North sein hohes Amt nicht länger fortführen zu können. Schon war der Tag festgesetzt, an welchem der Antrag eines Mißtrauensvotums von Neuem gestellt werden sollte, als Lord North zum großen Erstaunen der Versammlung am vorhergehenden Tag erklärte, die Verhandlung sei nicht mehr nöthig, da er soeben seine Ent- 19. März 1782.
lassung eingereicht habe. Nun trat eine Ministerkrisis ein, die nach langen Unterhandlungen zwischen dem König und den liberalen Parteiführern endlich dadurch erledigt ward, daß die neuen Räthe der Krone aus der bisherigen Opposition gewählt wurden. Neben Lord Rockingham, der den Vorsitz im Cabinet führte, traten Fox als Staatssecretär, Cavendish, Richmond, Shelburne, Camden u. A. in das Ministerium ein, so daß die conservative Torypartei nur einen einzigen Vertreter, den Kanzler Lord Thurlow bei der Regierung hatte. Burke, der nicht den großen Whigfamilien angehörte, erhielt nur die Stelle eines Kriegszahlmeisters, Sheridan wurde von Fox als Unter-Staatssecretär ausersehen. Rockingham hatte als Grundbedingung seines Eintritts das Verlangen gestellt, daß der König der Unabhängigkeit Amerika's kein absolutes Veto entgegensetze. Shelburne, dem jetzt die amerikanischen Angelegenheiten übertragen wurden, war ein alter Freund von Franklin. Daher konnte leicht zwischen beiden ein vertraulicher Briefwechsel eingeleitet werden, der den Friedenstendenzen zu statten kam. Der Schotte Richard Oswald, der mehrere Jahre in Amerika

6. April 1782. zugebracht hatte, wurde von dem Minister als geheimer Agent nach Paris gesandt und dem alten Freunde warm empfohlen.

f. Fortgang des Kriegs. Die Belagerung von Gibraltar.

Der französisch-englische See-Krieg. Schlacht bei Dominica. Während so die Bahn zu einer Pacification „zwischen den beiden Zweigen der englischen Nation" vorbereitet und geebnet ward, standen die bourbon'schen Reiche noch mitten im Krieg gegen Großbritannien. Um dieselbe Zeit, da Oswald nach Paris gesandt ward, erlitt die französische Flotte des Admirals de Grasse, als sie den Engländern die Insel Jamaica entreißen wollte, durch den Admiral Rodney, der aufs Neue das Obercommando in den westindischen Gewässern erhalten hatte, in der großen Seeschlacht bei Dominica eine vollständige Niederlage. Es war ein doppeltes Zusammentreffen. Am ersten Tag hatte sich de Grasse ohne namhafte Verluste zurückziehen können; aber bei einer Erneuerung glückte es dem englischen Flottenführer, indem er die feindliche Linie in der Mitte
12. April 1782. durchschnitt und in zwei Hälften trennte, einen glänzenden Seesieg zu erkämpfen. Die „Stadt Paris", das schönste und größte Linienschiff und fünf andere große Kriegsschiffe wurden genommen, zwei weitere gingen während der Action zu Grunde. De Grasse vertheidigte sich mit Heldenmuth, er übergab sein Admiralschiff, das nach Rodney's Ausdruck über die ganze Armada hervorragte wie ein Homerischer Held über die Reihe gemeiner Krieger, erst als das ganze Verdeck mit Todten und Verwundeten angefüllt war und nur noch drei Mann auf dem „bewegungslosen Rumpf" aufrecht standen. Die Zahl der Gefangenen betrug fünftausend, da die französischen Schiffe sehr viele Landtruppen an Bord hatten; die Beute an Munition, Geschütz, Geld und Vorräthen aller Art war unermeßlich. In Frankreich fiel der Admiral trotz seiner bewährten Tapferkeit bei Hof und bei der Nation in Ungnade. Die Damen trugen goldene Kreuze à la Grasse, die kein Herz hatten. — Mit einem so glänzenden Erfolg begann die Whigregierung. Allein diesem Anfang entsprach keineswegs der Fortgang; auch das neue Ministerium war nicht vom Glück begünstigt. Die erbeuteten Schiffe fanden in der nächsten Zeit ihren Untergang und im Hafen von Portsmouth versank auf eine unbegreifliche Weise der Royal George, ein Linienschiff von einhundertacht Kanonen, frisch ausgerüstet, wobei gegen tausend Menschen das Leben verloren.

England u. Spanien. Wie sehr immer beide Staaten des Friedens bedurften, bei einer so gespannten Kriegslage konnten noch keine ernstlichen Anstalten dazu getroffen werden. Die Dinge mußten zuvor der Klärung und Entscheidung näher gebracht sein. Und in noch höherem Grade war dies mit Spanien der Fall. Florida Blanca konnte sich nicht mit dem Gedanken befreunden, daß die Unabhängigkeit der Vereinigten Staaten das einzige Resultat eines Völkerkriegs sein sollte, für den Spanien und Frankreich so große Opfer gebracht. Er erkannte mit politischem Scharfblick, welche Wirkung ein solches Ereigniß auf das ganze Colonial- und Handelsleben

üben würde, daß dem Beispiele des nördlichen Continents bald auch der Süden und die westindische Inselwelt folgen könnte. Es war ihm unheimlich bei der Sache, wenigstens sollte die Anerkennung erst dann erfolgen, wenn Spanien für seine Anstrengungen einen entsprechenden Lohn erhalten hätte. Einen solchen erblickte er in der Wiedervereinigung von Gibraltar, Menorca und Florida mit dem Pyrenäenreiche.

Wie uns bekannt hatte England im spanischen Erbfolgekrieg die beiden Seeburgen Gibraltar und Port Mahon in seine Gewalt gebracht und im Utrechter Frieden behauptet (XII, 811. 826). Beide waren dem Inselreiche von großem Werthe als Emporien britischer Waaren zum Schleichhandel und als Bollwerke des Land- und Seekriegs. Eben deshalb war es auch das wichtigste Anliegen der Spanier, diese abgerissenen Glieder wieder mit dem Gesammtkörper zu vereinigen. Hatte ja doch König Karl III. als Bedingung seiner Allianz mit Frankreich die Forderung gestellt, daß dieses keinen Frieden mit England schließe, außer auf Grund einer Rückerstattung der meerbeherrschenden Festungen an Spanien. Darum wurden auch die größten Anstrengungen gemacht, dieses Ziel zu erreichen. Schon seit zwei Jahren wurde Gibraltar zu Land und zu Wasser von einer spanischen Blockade bedrängt. Die kleine meist aus Hannoveranern bestehende Besatzungsmannschaft hätte kaum auf die Dauer widerstehen können, wenn es nicht dem Admiral Rodney gelungen wäre, nach dem Seesiege bei St. Vincent die Festung mit neuen Truppen, mit Lebensmitteln und Kriegsvorräthen für eine längere Belagerung zu versehen. Auch hatte die Stadt in dem General Elliot einen eben so geschickten und umsichtigen, als tapfern und standhaften Vertheidiger.

Der Belagerungskrieg vor Port Mahon u. Gibraltar.

Da man voraussah, daß die Festung nur durch eine längere Einschließung zu gewinnen sei, so richtete der Herzog von Crillon, ein in Frankreich gebildeter Militär, der in spanische Kriegsdienste getreten war, zunächst seine Angriffe auf das minder feste Port Mahon. Er trennte von dem Belagerungsheer vor Gibraltar achttausend Mann ab und schiffte sich mit denselben nach Menorca ein. Mit Hülfe der spanisch gesinnten Einwohner brachte er in Kurzem die ganze Insel bis auf die Hauptstadt und das Fort Felipe in seine Gewalt. Hier aber traf Crillon auf den heftigsten Widerstand. Unter der Anführung des heldenmüthigen Befehlshabers Murray vertheidigte die kleine Zahl der englisch-hannover'schen Besatzungsmannschaft, die noch dazu aus Mangel an frischen Nahrungsmitteln am Scorbut litt, Stadt und Fort mehrere Monate lang gegen die Spanier und die von ihnen herbeigerufenen französischen Hülfstruppen in gleicher Stärke mit der größten Tapferkeit und Ausdauer. Als endlich Stadt und Insel dem übermächtigen Feinde übergeben ward unter der Bedingung freien Abzugs mit allen militärischen Ehren, waren die Belagerer selbst erstaunt, daß eine Garnison von kaum tausend Mann, krank und abgezehrt, solchen Widerstand zu leisten vermocht hatte. So kam die Insel Menorca, nachdem sie

Uebergabe von Menorca.

Juli 1781.

5. Febr. 1782

achtzig Jahre lang im Besitze der Engländer gewesen und nur vorübergehend im Anfang des siebenjährigen Krieges in die Hände der Franzosen gefallen war, wieder unter spanische Herrschaft.

Belagerung von Gibraltar. Durch die vereinten Anstrengungen der bourbonischen Hauptmächte war die Insel Menorca den Engländern entrissen worden; sollte denselben nicht auch die

1. Erste Periode. 1779–81. Wiedereroberung Gibraltars gelingen? König Karl III. hatte seinen ganzen Sinn darauf gestellt. Die Ehre beider bourbonischen Reiche schien an die Wiedervereinigung der Felsenburg, welche die wichtige Meerstraße beherrschte, mit der spanischen Monarchie geknüpft zu sein. Aber auch England sah in der Erhaltung der berühmten Seefestung, die einst durch einen Handstreich mit leichter Mühe erobert und bei allen Friedensschlüssen behauptet worden, eine Ehrensache. Daher wurden Angriff und Vertheidigung mit solcher Energie durchgeführt, daß der Belagerungskrieg von Gibraltar zu den merkwürdigsten Begebenheiten gehört, die das an militärischen Großthaten so reiche achtzehnte Jahrhundert aufzuweisen hat, daß Jahre lang die Blicke und die Aufmerksamkeit von ganz Europa auf diese Vorgänge gerichtet waren. Schon seit 1779 hatten die Spanier durch das Lager von San Roque die Stadt von der Landseite bedrängt und durch ein Geschwader jede Annäherung zur See zu verhindern gesucht. Doch konnten sie ihren Zweck nicht erreichen. Wie viele Mühe und Kosten sie auf die Errichtung von Batterien, auf die Anlegung von Laufgräben verwandten, dem erfahrenen, kenntnißreichen General Elliot, der eben so entschlossen und unternehmend als wachsam und vorsichtig war, der Alles persönlich leitete, und der tapfern, meistens aus Hannoveranern bestehenden Garnison gelang es stets, die Befestigungsanstalten der Feinde zu vernichten. Noch weniger Erfolg hatten sie zur See. Der Versuch, die beiden englischen Kriegsschiffe, welche den Hafen vertheidigten, durch Brander in Flammen zu setzen, mißlang, und die spanische Flotte war so wenig im Stande eine enge Blockade

Jan. 1780. durchzuführen, daß es, wie erwähnt, dem Admiral Rodney gelang, die Festung mit Verstärkungen, Kriegsbedarf und Lebensmitteln zu versehen, so daß von der Zeit an die Besatzungsmannschaft und die Vertheidigungsfähigkeit viel größer war. Der Admiral Don Juan de Langara wurde selbst als Gefangener in der Festung eingeschlossen. Der Noth an Lebensmitteln und Kleidung, die zeitweise bitter hervortrat, wurde durch maurische Schaluppen, die sich einzuschleichen wußten, abgeholfen. Während des Sommers wurden von Seiten der Spanier die Belagerungswerke so ausgedehnt und armirt, daß man mit Sicherheit den Fall der Seeburg erwartete. Aber dem wachsamen Commandanten gelang es bei

27. Nov. 1781. einem nächtlichen Ausfall durch seine trefflich bediente und geschickt angebrachte Artillerie die Anstalten völlig zu zerstören und in einer Stunde die Arbeiten mehrerer Monate zu vernichten. Ungefährdet kehrten die Engländer in die Felsenveste zurück, nachdem sie sämmtliche Kanonen vernagelt und Pulvergänge gelegt hatten, mittelst deren sie die Werke und Magazine in die Luft sprengten

und die Verwüstung vervollständigten. Die Bestürzung der Spanier war so groß, daß sie erst nach Wochen Hand an die Wiederherstellung der noch immer dampfenden Trümmer legten.

Nach der Unterwerfung Menorcas segelte Crillon mit der spanisch-französischen Flotte nach der Meerenge, um als Oberbefehlshaber der gesammten Streitmacht auch Gibraltar zu bezwingen, und nun nahm der Belagerungskrieg eine Gestalt an, die nach der Bemerkung eines neueren Historikers an des Xerxes Heerfahrt gegen die Griechen und den Brückenbau über den Hellespont erinnert. Als Crillon den Oberbefehl übernahm, betrug die Gesammtzahl der vor der Felsenküste vereinigten Franzosen und Spanier 33,000 Mann mit 170 schweren Geschützen. Truppen und Heerführer waren von dem Gefühle des errungenen Sieges erfüllt und hofften ihre Lorbeeren zu mehren. Aber auch die Belagerten waren voll Zuversicht; sie konnten mit stolzem Selbstgefühl auf ihre bisherigen Leistungen zurückblicken und brannten vor Begierde, den erworbenen Kriegsruhm im neuen Riesenkampf zu bewähren. Durch Zufuhren und Verstärkungen war die Festung in guten Vertheidigungszustand gesetzt worden. Auf den Wällen standen achtzig große Kanonen und die Truppen zählten einschließlich einer Marinebrigade mehr als 7000 Streiter, welche, meistens an Mühe und Entbehrung gewöhnte Veteranen, den Entschluß ihres Führers theilten, das Bollwerk für Altengland und den König zu erhalten. Ein neuer Angriffsplan wurde entworfen, bei dem man besonders auf die Wirkung der von dem französischen Kriegs-Ingenieur d'Arçon erfundenen „schwimmenden Batterien" rechnete. Nach d'Arçons Plane sollte eine Anzahl entmasteter Schiffe, mit Lagen von dickem Korkholz und nassem Sande bedeckt und mit einem schrägen elastischen Dach von glatten Häuten versehen, der Festung ohne Gefahr sich nähern, indem, wie man hoffte, die feindlichen Kugeln an den Dächern von Häuten abprallen würden. Ganz Europa blickte mit gespannter Erwartung auf den Ausgang. Ein Neffe des korsischen Generals Paoli diente mit einigen sechzig Freiwilligen in den Reihen der Besatzung, während zwei Prinzen von Geblüt, der Graf von Artois und der Herzog von Bourbon, im Lager der Verbündeten sich einfanden. Es war ein Wettkampf zwischen großen Nationen um die Palme der Waffenehre. Auch an Beweisen ritterlicher Courtoisie fehlte es nicht. Crillon schickte dem englischen Commandanten einst ein Geschenk von Früchten, Wildprett und Gemüse für die eigene Tafel. Elliot dankte, verbat sich aber jede weitere Sendung, da er nichts vor seinen Waffengefährten voraus haben wolle.

2. Zweite Periode 1782.

Sept. 1782.

Es sei uns gestattet, den Verlauf des Angriffs mittelst der schwimmenden Batterien, auf welche Crillon seine ganze Hoffnung setzte, mit den Worten Lord Mahons darzustellen: Die schwimmenden Batterien, welche der Ritter d'Arçon, ein französischer Ingenieur von bedeutendem Ruf, in dem benachbarten Hafen Algesiras bauen ließ, sollten sowohl undurchdringlich als unverbrennbar sein. An der Oberfläche gänzlich bombenfest, waren sie an den Seiten durch große Balken von einer Dicke von sechs bis sieben Fuß geschützt, mit Holzwerk verschränkt und mit rohen Häuten belegt. Sie

Die schwimmenden Batterien.

sollten schwere Geschütze führen und innerhalb eines halben Kanonenschusses vor den Wällen an eisernen Ketten vor Anker gelegt werden. Man hoffte, daß sie das englische Feuer zum Schweigen bringen und mittelst des Vorschiebens von Blendungen französische Truppen ans Land setzen würden, so daß ihr Angriff in Verbindung mit der Thätigkeit der Landbatterien und unter dem Schutz einer Flotte von Kriegsschiffen nothwendig dahin führen müsse, daß der Platz mit Sturm genommen werde. — Mehrere Monate lang ertönte der Hafen von Algesiras von dem Lärme gewaltiger Arbeiten. Zehn große Schiffe wurden so weit abgesägt, daß sie zu Grundlagen der schwimmenden Batterien dienen konnten. Zum Bau verwendete man 200,000 Kubikfuß Holz und besetzte die Fahrzeuge mit 142 Geschützen. So furchtbar diese Rüstungen aussahen, welche man täglich vor Augen hatte, ließ sich der Gouverneur doch durchaus nicht entmuthigen. Er setzte seine Vertheidigungsmaßregeln mit ungeschwächter Energie fort und vertraute namentlich auf ein System glühender Kugeln, das der Vicegouverneur Boyd erfunden und empfohlen hatte. Um diese Geschosse in hinreichender Anzahl bereiten zu können, wurde allen englischen Truppentheilen eine Menge von Oefen und Rosten zugewiesen. Die Soldaten wurden mit diesem neuen Zerstörungsmittel so vertraut, daß sie es „geröstete Kartoffeln" zu nennen pflegten. — Zu Anfang des Septembers waren die Vorbereitungen der Spanier und Franzosen fast beendet, und in der zweiten Woche segelte ihre vereinigte Flotte, welche noch eben den englischen Canal bedroht hatte, in die Bucht von Algesiras. Man hielt es für wünschenswerth, sofort zu dem großen Angriff zu schreiten, um der Ankunft Lord Howe's zuvorzukommen. Am Morgen des dreizehnten September wurde demnach das Zeichen gegeben, und während die sämmtlichen Küstenbatterien das furchtbare Feuer, das sie seit einigen Tagen eröffnet hatten, fortsetzten, begaben sich die zehn schwimmenden Batterien von Algesiras aus in bewunderungswürdiger Ordnung in die vorher bestimmten Stellungen. Vor zehn Uhr ankerten sie in regelmäßigen Abständen innerhalb einer Entfernung von sechshundert Ellen vor den englischen Werken. Nun begann auf beiden Seiten aus einer solchen Anzahl von Geschützen ein so heftiges und anhaltendes Feuer, daß man seit der Erfindung des Schießpulvers nie etwas Aehnliches gehört haben soll. Mehrere Stunden lang wurden der Angriff und die Vertheidigung beharrlich fortgesetzt, und auf keiner Seite verrieth sich eine Ueberlegenheit. Das englische Feuer wurde so wenig zum Schweigen gebracht, als es auf der andern Seite die großen und starkgebauten Seethürme zu besiegen vermochte. Die schwersten Wurfgeschosse prallten von der Oberfläche der letzteren ab; die rothglühenden Kugeln schienen auf ihre Seiten keinen Eindruck zu machen, oder wenn auch ja einmal für den Augenblick Funken hervorsprühten, so wurden sie durch die Spritzen, die man an Bord hatte, sofort erstickt. Am Nachmittag ließ endlich das Feuer ihrer Geschütze merklich nach, und es zeigte sich nun, daß verschiedene der letzten glühenden Kugeln, welche die Häuteüberdachung durchbohrt hatten, nicht gelöscht werden konnten. Vor Mitternacht standen der „Geschnitzte Stein", die stärkste der schwimmenden Batterien und das daneben liegende Flaggenschiff „die Schäferin", in vollen Flammen, bei deren Schein die Geschütze der Besatzung ihr Feuer wieder aufnehmen und mit größter Sicherheit zielen konnten. „Der Felsen und die benachbarten Gegenstände", sagt ein Augenzeuge, „waren hell beleuchtet und bildeten mit den beständigen Blitzen unserer Geschütze ein Schauspiel, das eben so schrecklich als erhaben war." Noch sechs der schwimmenden Batterien fingen Feuer, und für die auf ihnen befindlichen Franzosen und Spanier handelte es sich nicht länger um Sieg und Eroberung, sondern um Rettung des Lebens. In den Zwischenräumen zwischen den Schüssen hörte man von den Unglücklichen, welche in den Flammen oder in den Wellen umkamen, entsetzliche Hülferufe, und sah viele von ihnen an den Seiten der brennenden

Schiffe hängen oder auf Balken der Wracks treiben. Mehr als 1600 Feinde sollen den Tod gefunden haben. Der Menschenverlust würde ohne die Menschlichkeit der Engländer und namentlich des Capitains Curtis mit den Matrosen der Marinebrigade noch viel größer gewesen sein. Diese Wackern sahen nicht sobald den Sieg entschieden, als sie jeden Nerv anstrengten, um die Besiegten zu retten. Durch ihre Bemühungen wurden zwischen drei- und vierhundert Menschen an die Küste geschafft. Acht der schwimmenden Batterien waren bereits vernichtet oder dem Untergang nahe, und man hoffte wenigstens die beiden noch übrigen als Trophäen erhalten zu können, aber unerwarteter Weise gerieth die eine in Brand und flog in die Luft, während die letzte nach genauer Besichtigung von den Engländern selbst verbrannt wurde. So blickte die Morgensonne, statt diese gewaltigen Seethürme, welche noch eben die Wellen stolz, wie mit Leben und Bewegung begabt, durchfurcht hatten, in ihrer früheren Gestalt zu beleuchten, bloß auf zerschmetterte Schiffsrümpfe oder auf gestrandete Bruchstücke der Wracks. So vereitelten die Säulen des Herkules, die als Embleme im Wappen Kaiser Karls V. mit ihrem alten Wahlspruch: nec plus ultra so berühmt gewesen waren und bei seinen Kriegen gegen König Franz I. auf seinen Bannern geprangt hatten, in britischen Händen die ganzen vereinigten Anstrengungen der Erben Karls V. und Franz' I. — Der Ritter d'Arçon, der Erfinder des ganzen so kläglich gescheiterten Plans, war bis nach Mitternacht an Bord des „geschnitzten Steins" gewesen und schrieb dem französischen Gesandten in den ersten Augenblicken seiner Verzweiflung: „Ich habe den Tempel von Ephesus in Brand gesteckt. Alles ist verloren und durch meine Schuld! Mein einziger Trost bei diesem Unglück ist der, daß die Ehre der beiden Könige nicht gelitten hat"! Gewiß war die Ehre der beiden Könige und ihrer Unterthanen bewahrt worden. Wo man tapfer kämpft, da kann die Ehre nie leiden.

8. Der Friede von Versailles. Die Republik Holland und der amerikanische Staatenbund.

Mit dem Scheitern dieses großartigen Angriffs, der mit so unendlichen Kosten ins Werk gesetzt worden war, sank die Hoffnung des spanischen Königs, die südliche Felsenstadt, den Schlüssel zum mittelländischen Meer wieder an sein Reich zu bringen, zumal als bald darauf Admiral Howe mit einer Flotte in die Straße einfuhr und ohne sich durch die feindliche Uebermacht abschrecken zu lassen, mit eben so viel Kühnheit als Geschick die zahlreichen von seinem Kriegsgeschwader geleiteten Transportschiffe mit Munition und Vorräthen aller Art in die Festung einbrachte und die Besatzungsmannschaft mit einigen frischen Regimentern verstärkte. Von der Zeit an hörte der Krieg thatsächlich auf; man beschränkte sich auf Vertheidigung oder Behauptung der Stellungen, die Jeder im Felde oder in der Colonial- und Seewelt inne hatte. Nur die Südstaaten Nordamerikas wurden noch von einigen Bandenführern durchzogen, welche Raub und Gewaltthat auf eigene Hand verübten. Unterdessen wurden in Paris Unterhandlungen wegen eines Friedens angeknüpft. Zu dem Ende fügte der Minister Shelburne dem erwähnten Agenten Oswald einen zweiten Vertrauten in der Person des Thomas Grenville, eines Sohnes des Urhebers der Stempelakte bei, und Franklin rief aus dem Haag John Adams und

Versöhnliche Tendenzen.

Anfang Oktober 1782.

John Jay aus Madrid in seine Nähe. In England herrschte eine großmüthige Stimmung, seitdem durch den Sieg Rodney's bei Dominica und den Vertheidigungskampf Elliots in Gibraltar die Waffenehre so glänzend hergestellt worden. Das Ministerium verleugnete nicht seinen liberalen Ursprung. Daß der Friede mit Amerika auf der Basis der Unabhängigkeit hergestellt werde, unterlag keinem Zweifel mehr. Man war auch nicht abgeneigt, den Holländern milde Bedingungen zu gewähren. War doch die oranisch gesinnte Partei einflußreich genug gewesen, die von den Generalstaaten beabsichtigte Theilnahme der Republik an dem Belagerungskrieg von Gibraltar so lange zu verzögern, bis die Entscheidung gefallen war. Auch im Innern wurden Reformen angebahnt: die Beschränkungen, die bisher in dem Gerichtswesen und in der Gesetzgebung Irlands bestanden, sollten in Zukunft wegfallen und das Dubliner Parlament im Namen des Königs eben so selbständig handeln und beschließen wie das Londoner; man stellte zum erstenmal Untersuchungen an, wie eine gerechtere und allgemeinere Nationalvertretung in England geschaffen werden möchte. Fox sprach sich zu Gunsten der Neutralen im Sinne der Kaiserin von Rußland aus, ohne jedoch bei dem König oder den altenglischen Aristokraten Gehör zu finden.

Friedensunterhandlungen zwischen England u. Amerika.

Diesen versöhnlichen Charakter behielt das Ministerium auch dann, als Rockingham in einem Alter von zweiundfünfzig Jahren rasch aus der Welt ging (1. Juli 1782) und einige Personaländerungen vorgenommen wurden. Fox, der in schroffer Eigenwilligkeit nur seine eigenen Ideen durchführen wollte, schied aus und trat wieder an die Spitze der Opposition; aber Shelburne setzte seine Friedensunterhandlungen fort, wobei er sich besonders auf den jüngern Pitt stützte, den Erben der Politik und des Anhangs seines Vaters, der jetzt im Alter von dreiundzwanzig Jahren Schatzkanzler ward. Die amerikanischen Commissare, vor Allen Franklin, gaben sich das Ansehen als ob sie nur Hand in Hand mit Frankreich vorgehen wollten; sie ließen es nicht an Betheuerungen ihrer dankbaren Gefühle gegen den großmüthigen Bundesgenossen fehlen und wiesen jedes eigenmächtige Abschließen eines Sonderfriedens von sich; aber im Grunde des Herzens dachten sie nur an sich selbst. Die eigensüchtige Politik eines Jay und John Adams gewann bald die Oberhand bei den Berathungen in Versailles und überflügelte Franklin, der mehr auf ein Zusammengehen mit Frankreich hinarbeitete. — Der Congreß in Philadelphia meinte, er könne auch Canada und Akadien für die Conföderation gewinnen; aber die englische Regierung schlug diese Forderung so entschieden ab, daß man den Gedanken fallen ließ. Dafür ließ Franklin auch eine Forderung der Engländer scheitern; die Agenten Shelburne's verlangten nämlich, daß die Loyalisten, welche für die britische Herrschaft die Waffen getragen und den Abziehenden gefolgt waren, aus ihrer Verbannung straflos zurückkehren dürften; Franklin erwiderte, dies sei Sache der Regierungen in den Einzelstaaten, die einem solchen Ansinnen ohne Zweifel

willfahren würden, wenn die Emigranten Ersatz leisten wollten für das von ihnen zerstörte oder beschädigte Eigenthum der Gegenpartei. Eine solche Bedingung, die eine endlose Reihe von Klagen und Prozessen zur Folge gehabt haben würde, war schlimmer als eine Versagung; daher ließen die Engländer diesen Punkt ganz fallen, so nahe er auch die nationale Ehre berührte, und begnügten sich, die flüchtigen Schützlinge der Humanität und Nachsicht des Congresses zu empfehlen. Auch über die Freiheit der Fischerei in den Gewässern von Neufundland wurde eine Uebereinkunft getroffen. Schon im September, während das Schicksal Gibraltars noch in der Schwebe stand, waren die Verhandlungen zwischen den englischen und amerikanischen Bevollmächtigten so weit gediehen, daß im November ein vorläufiger Vertrag, als „Provisionalartikel" bezeichnet abgeschlossen werden konnte, in welchem die „Republik der Vereinigten Staaten" nicht allein die Anerkennung ihrer Unabhängigkeit, sondern auch vortheilhaftere Grenzen gen Norden und Westen und das Recht der Fischerei in den Gewässern von Neufundland erhielt. In Betreff der flüchtigen Loyalisten sollte der Congreß den Legislaturen der Einzelstaaten Amnestie und Restitution des confiscirten Eigenthums anempfehlen.

Der Abschluß der Provisionalartikel war der erste Schritt zur Auflösung des Bundes der vier gegen England vereinigten Mächte, ein provisorisches Abkommen als Vorläufer eines allgemeinen Friedens sämmtlicher westeuropäischen Staaten. Die englische Regierung war nicht abgeneigt auch mit Holland ein ähnliches Separatabkommen zu treffen. Aber die Generalstaaten, wo die aristokratisch-republikanische Partei das Wort führte, trugen dem herrschsüchtigen Nachbarn zu tiefen Groll, als daß sie ihre Sache von der Frankreichs hätten trennen mögen. Selbst mit Spanien wurden besondere Unterhandlungen eingeleitet: man machte dem König Karl III. Hoffnung auf die Erfüllung seines Lieblingswunsches, die Abtretung Gibraltars. Allein die englische Regierung überzeugte sich bald, daß die ganze Nation einen solchen Ausgang des ruhmvollen Kampfes mit Unwillen aufnehmen und daß das Parlament niemals seine Zustimmung geben würde. So zogen sich denn die Verhandlungen über eine allgemeine Pacification der westlichen Staaten noch eine Zeitlang hin. Aber diesseit und jenseit des Kanals sehnte man sich nach Beendigung des Krieges, daher die Bemühungen Vergennes' endlich mit Erfolg gekrönt wurden. Man stimmte auf allen Seiten die Forderungen herab. England gab zu, daß das Fischereirecht auf der Höhe von Neufundland auch den Franzosen eingeräumt ward, willigte in eine Ausgleichung der auswärtigen Besitzungen, die während des Krieges in Ost- und Westindien und an der Küste Afrika's eine Veränderung erlitten hatten, indem es in der östlichen Welt Pondichéry, die Factorei Surate u. a. O. zurückgab, in der westlichen Tabago gegen die Erwerbung anderer Inseln, Grenada, St. Vincent, Dominica u. a. abtrat, und gestattete, daß die Festungswerke von Dünkirchen wieder hergestellt werden durften (XII, 826).

Frieden von Versailles.

Spanien entsagte seinen Ansprüchen auf Gibraltar, blieb aber im Besitz von Menorca und erhielt die in Fontainebleau an England überlassenen Landschaften von Florida zurück. Auf Grund dieser Abmachungen wurden im folgenden
20 Jan. 1783. Jahr die Präliminarien von Versailles abgeschlossen, welche, sobald sie von den verschiedenen Regierungen ratificirt sein würden, die Basis einer neuen Friedenspolitik bilden sollten. Holland weigerte lange die Zustimmung zu dem Präliminarvertrag, kraft dessen es Negapatnam, den niederländischen Hauptort auf Coromandel und Mittelpunkt des Baumwollehandels, an Großbritannien überlassen sollte; aber von keiner Seite nachdrücklich unterstützt, mußte die Republik
Mai 1784. endlich gleichfalls in den Frieden mit England willigen. Die Aristokratie hatte sich durch eigene leidenschaftliche Gefühlspolitik und durch französische Einflüsterungen und Aufreizungen auf falsche Bahn treiben lassen; nun trug sie selbst den Schaden aus dem unheilvollen Krieg, welcher der ostindischen und westindischen Gesellschaft unermeßliche Verluste gebracht, dem Handel unheilbare Wunden geschlagen und dem Staate seine Bedeutung und sein Ansehen als Seemacht geraubt hatte.

Die Lage Hollands nach dem Krieg u. der Streit mit Kaiser Joseph II. Die innere Zwietracht und die Parteiwuth zwischen der Aristokratie und der Oranischen Regierungspartei dauerten fort; die Hinneigung der letzteren zu England gab um so mehr Aergerniß, als der dreijährige Krieg die Gemüther gegen den seemächtigen Rivalen im höchsten Grade erbittert hatte. Daher fiel es dem französischen Gesandten, dem Herzog de la Vauguyon und seinem „politischen Adjutanten", dem Exjesuiten Marchand nicht schwer, bei der republikanischen Partei die alten Sympathien für Frankreich neu zu beleben und eine scharfe Opposition gegen die statthalterische Regierung und ihre Anhänger ins Leben zu rufen. Für den Augenblick trug diese Freundschaft den Generalstaaten gute Früchte. Kaiser Joseph II. hatte unter dem Namen eines Grafen von Falkenberg die holländischen Städte bereist und mit Neid auf die mercantile Thätigkeit und den Wohlstand geblickt, aber auch die politische Zerfahrenheit und Schwäche wahrgenommen. Er faßte den Gedanken, aus der Bedrängniß der Republik Vortheile für das österreichische Nachbarland zu ziehen. Die eigensüchtigen Handelsherren hatten in früheren Jahren die kriegspolitische Lage oft zum Nachtheil der belgischen Landschaften im eigenen Interesse ausgebeutet. Wir wissen, daß sie durch den Barrièretractat das Recht hatten, mehrere feste Orte an der Südgrenze durch Besatzungsmannschaften zu sichern, deren Unterhalt hauptsächlich durch die österreichisch-niederländische Regierung bestritten werden mußte; sie hatten durch die Forts Lillo und Lieffenshoek den Ausfluß der Schelde gesperrt und dadurch den Seehandel von Antwerpen unterbunden; sie hatten bei früheren Friedensschlüssen sich manche Besitzungen zu verschaffen gewußt, die ursprünglich belgische Gebietstheile gewesen waren. Wenn nun Joseph in diesen Verhältnissen eine Aenderung wünschte, so war das ganz natürlich: zu allen Zeiten haben Fürsten und Regierungen aus der mißlichen Lage der Nachbarstaaten für sich selbst Gewinn zu ziehen gesucht. Aber das Verfahren, das der Kaiser und sein Reichskanzler Kaunitz dabei einschlugen, gab allenthalben gerechten Anstoß. Das Auftreten war ein Beweis, daß das Wiener Cabinet sich unbedenklich über alte Verträge wegsetzte, wenn dieselben den rechtsphilosophischen Anschauungen oder dem politischen Systeme des Kaisers und seines Ministers widerstrebten. Man konnte es dem Monarchen kaum verdenken, wenn er die Aufhebung des Barrièrevertrags

verlangte, der unter den jetzigen Verhältnissen seine Bedeutung verloren hatte und zu fortwährenden Vexationen und Erpressungen in den umliegenden Provinzen Belgiens Veranlassung gab. Denn welchen Sinn konnte es haben, daß holländische Garnisonen Grenzfestungen bewachten, die als Schutzwehr gegen Frankreich dienen sollten zu einer Zeit, da Holland und Frankreich im innigsten Bunde standen? Daher hatte schon Maria Theresia die für die Unterhaltung stipulirten Subsidien verweigert. Es war aber doch ein eigenmächtiges Vorgehen, als Joseph die holländische Regierung in einem Momente, da sie von ihren Verbündeten verlassen war, durch Drohungen nöthigte, ihre Besatzungen zurückzuziehen, und somit sich über den Barrièretractat hinwegsetzte. Die Republik ertrug es leicht, wenn auf diese Weise die Vormauer gegen Frankreich gebrochen ward; um so mehr wurden die Gemüther aufgeregt, als das Wiener Cabinet, wahrscheinlich auf Anrathen Antwerpener Kaufleute, die Oeffnung der Schelde verlangte. Was sollte aus dem holländischen Zwischenhandel werden, wenn der günstig gelegenen Handelsstadt Antwerpen die freie Ausfahrt nach dem Meere offen stand, ja wenn, wie verlautete, sie zu einem Freihafen erhoben und dadurch zum Markt und Stapelplatz für alle Nationen gemacht ward? Und noch ein anderes bedenkliches Projekt schwebte damals in der Luft. Wir werden bald erfahren, daß zwischen Kaiser Joseph und dem Kurfürsten von Baiern über einen Ländertausch unterhandelt ward. Belgien sollte zu einem Königreich Burgundien erhoben und auf Karl Theodor gegen das Kurland an der Isar und Donau übertragen werden. Zu dem Zweck wünschte der Kaiser eine bessere Grenzabrundung und machte daher Ansprüche auf Mastricht und einige andere Landstrecken, ohne sich um frühere Abtretungsverträge zu kümmern. Es war eine Rückwirkung der philosophischen Zeitideen, daß das geschichtlich Gewordene gegen die Forderungen der Natur und Vernunft zurückstehen müßte. War man doch kurz zuvor bei der Theilung Polens von ähnlichem Standpunkte ausgegangen und die amerikanischen Staaten hatten ja so eben nach demselben Prinzip ihre Unabhängigkeit erlangt. Es erregte daher im Haag nicht geringen Schrecken, als österreichische Truppen in der Nähe des Forts Lieffenshoek zwei Grenzdörfer besetzten und die holländischen Soldaten mitten im Frieden aus ihren Quartieren jagten, als die kaiserliche Regierung zugleich eine Reihe von Forderungen einreichte, unter denen die Abtretung der Stadt und Festung Mastricht und einiger angrenzenden Landstrecken so wie die freie Schiffahrt auf der Schelde in erster Linie standen. Als die holländische Regierung die Forderungen zurückwies und zwei belgische Brigantinen, welche im Vertrauen auf die Brüsseler Regierung die Fahrt wagten, mit Gewalt zur Rückkehr nach Antwerpen gezwungen wurden, rief der Kaiser seinen Gesandten Reischach ab und verstärkte die österreichische Aug. 1784.
Militärmacht in Belgien. Alles schien auf einen neuen Krieg hinzudeuten. Aber wie hätte die geschwächte Republik, die so eben aus einem verlustvollen Seekrieg hervorgegangen war, nun sich wieder auf einen Landkrieg mit Oesterreich einlassen können? Die ganze Handelswelt Hollands war in Aufregung und die Presse widmete der Frage große Aufmerksamkeit. Unter den politischen und diplomatischen Rechtsgutachten für und wider, war die Schrift des Grafen von Mirabeau, der damals als Flüchtling in Amsterdam lebte und in seinen „Bedenken über die Freiheit der Schelde" die Sache der holländischen Kaufmannsaristokratie vertheidigte, die merkwürdigste. Die Generalstaaten wandten sich an Frankreich um Hülfe. Der Beistand wurde von Versailles in derselben Weise gewährt wie man Anfangs die Amerikaner unterstützt hatte: man erlaubte französischen Freiwilligen, Offizieren und Gemeinen in niederländische Kriegsdienste zu treten und lieferte Geschütz und Munition. Dadurch konnten die Staaten eine kriegerische Haltung annehmen, die es der kaiserlichen Regierung bedenklich erscheinen ließ, zu Waffengewalt zu schreiten. Als nun Ludwig XVI. seinen Schwager in eigenhändigen Briefen

ermahnte, seine Ansprüche nicht auf die Spitze zu treiben, ließ sich Joseph die Vermit=mittelung Vergennes' gefallen und willigte in einen Ausgleich, kraft dessen er gegen Entrichtung einer namhaften Entschädigungssumme und Aufhebung des Barrièretraktats von seiner Forderung in Beziehung auf Mastricht und die Oeffnung der Schelde abstand. Es war kein rühmliches Nachspiel des vor Kurzem beendigten großen Kampfes, daß zwischen dem Kaiser und der Republik Holland ein Abkommen getroffen ward, wobei es wesentlich auf den Geldpunkt ankam, und es wurde noch unwürdiger durch das Handeln und Markten um die Höhe der Summe, worüber Monate lang zwischen Versailles und Wien correspondirt und gefeilscht ward. Der Kaiser verlangte Anfangs fünfzehn Millionen Thaler, die Holländer boten zuerst drei, dann fünf. Um einen Krieg zu vermeiden, bei dem Frankreich nicht unbetheiligt hätte bleiben können und der bei der verwandtschaftlichen Stellung beider Höfe der königlichen Familie sehr widerwärtig hätte sein müssen, legte sich Vergennes ins Mittel. Er brachte es dahin, daß der Kaiser mit zehn Millionen sich zufrieden gab, und entrichtete die Hälfte aus der französischen Staatskasse. Eine bewaffnete Intervention wäre höher zu stehen gekommen. So konnte denn endlich im November 1785 der Friedenstraktat zum Abschluß geführt werden. Die Republik zahlte die fünf Millionen, ließ den Barrièrevertrag fahren und lieferte Lillo, Lieffenshoek und zwei andere Forts in die Hände der Brüsseler Regierung, behielt aber Mastricht und das alleinige Recht der Scheldeausfahrt. Der Herzog Ludwig Ernst von Braunschweig, der noch immer in österreichischen Diensten geblieben war, hatte sich während dieser Vorgänge so sehr die Abneigung des niederländischen Volkes zugezogen, daß er sich nicht länger zu halten vermochte. Man beschuldigte ihn eines Verfassungsbruches, weil er ohne Befragung der Stände den Erbstatthalter durch die „Consultationsakte" in der Freiheit seines politischen Handelns zu beschränken gesucht, und bedrohte ihn mit einer gerichtlichen Untersuchung. Er legte daher seine Aemter nieder und kehrte nach Deutschland zurück. Seine Entfernung war das Zeichen, daß die Politik Vergennes' den Triumph erzielt hatte, die Republik Holland mit England und Oesterreich vollständig zu entzweien und
12. Nov. 1785. zum Verbündeten Frankreichs zu machen. Der Allianz=Traktat zwischen Frankreich und der Republik, der wenige Tage nach dem Versöhnungsakt in Fontainebleau zum Abschluß kam und von der Patriotenpartei mit Freudenmahlen gefeiert ward, besiegelte den Bund. „Man kannte den Rohrstab nicht, worauf man sich stützte."

Die Vereinigten Staaten nach dem Frieden. Der Versailler Friede, der erst im September 1783 seinen endgültigen Abschluß und die allseitige Bestätigung erlangte, erweckte in den europäischen Staaten nirgends eine freudig gehobene Stimmung. Nur in Amerika konnte man mit Befriedigung auf die Errungenschaft der vergangenen Kämpfe blicken, wenn gleich die Schwierigkeiten der Gegenwart ahnen ließen, welche Klippen noch zu umschiffen sein würden, bis der junge republikanische Staat in den Hafen politischer Ruhe und Sicherheit einlaufen könnte. Nachdem das britische Heer New=York geräumt hatte, die fremden Truppen im amerikanischen Dienst verabschiedet und entschädigt worden, legte Washington seine Oberbefehlshaberstelle in die Hände des Congresses nieder und kehrte, ein zweiter Cincinnatus, auf sein Landgut Mount Vernon zurück, das er auf seinem Feldzug gegen Cornwallis zum erstenmale nach vielen Jahren wieder gesehen hatte. Im folgenden Jahr wurde John Adams als erster Gesandter der Vereinigten Staaten Nordamerika's im
1. Juni 1785. St. James=Palast von König Georg III. in feierlicher Audienz empfangen,

nachdem auch das „Coalitionsministerium“ North-Fox, das in stürmischen Tagen den bisherigen Räthen der Krone das Regiment abnahm, den Frieden von Versailles bestätigt hatte. Bei dieser Gelegenheit sagte der König: „Ich war der letzte, der in die Trennung willigte, aber seit dieselbe unvermeidlich geworden und vollzogen ist, will ich auch der erste sein, die Freundschaft der vereinigten Staaten als unabhängiger Macht entgegenzunehmen.“ — Nun galt es die errungene Freiheit auch wider die feindlichen Elemente im Innern zu wahren und zu festigen, die einzelnen Staaten durch eine Unionsverfassung zu einem organischen Ganzen, zu einem Gesammtstaat zu vereinigen. Wir haben in früheren Blättern die Schwierigkeiten kennen gelernt, unter denen der Congreß zu Philadelphia während des Krieges zu kämpfen hatte: Die Eifersucht der einzelnen Staaten auf ihre politische Selbständigkeit und den engherzigen Particularismus, dem jedes Opfer an die Gesammtheit zu viel war. Alle die erwähnten Uebelstände traten nach der Beendigung des Krieges noch greller zu Tage. Es fehlte am guten Willen der Einzelstaaten, die Unionsschuld, welche der Congreß in Frankreich und Holland contrahirt hatte, zu tilgen oder nur zu verzinsen, die nöthigen Truppen zum Schutze der Gesammtheit zu stellen, die demokratisch-repräsentativen Verfassungen und Freiheiten einem gemeinsamen Regiment, den Machtbefugnissen einer Centralregierung unterzuordnen. Spanien hemmte den Handelsverkehr an den Mississippimündungen; in einzelnen Staaten herrschte Geldnoth, Creditlosigkeit und ein rechtloser Zustand, der Bund war ohne Vertrauen und ohne Kraft. Als der Congreß sich an Washington wandte, auf daß er seinen Einfluß zur Abstellung der Mißbräuche geltend mache, antwortete er: „was ihr braucht, ist Regierung, nicht Einfluß!“ Da traf Alex. Hamilton, der als Washingtons Adjutant im Befreiungskriege mitgefochten, dann Advocat und Mitglied des gesetzgebenden Körpers in New-York geworden war, die rechte Form. Er führte die Idee durch, daß die Einzelstaaten mit ihren Eigenthümlichkeiten und Rechten weiter bestehen sollten, daß aber zugleich für alle wirklich gemeinsamen Interessen eine einheitliche Gesammt-Gesetzgebung, Regierung und Rechtspflege gegründet werden müßte. Mit unermüdlicher Thätigkeit suchte er in Verbindung mit dem Virginier James Madison, einem eifrigen Verfechter nationaler Freiheit und Einheit und dem redegewandten Morris von Pennsylvanien die Einzelstaaten zur Anerkennung eines solchen Staatsorganismus zu bewegen; er stieß lange auf großen Widerstand, und nur unter heftigster Opposition der Particularisten vereinigten sich endlich in einem unter Washingtons Vorsitz in Philadelphia versammelten „Verfassungsrath“ im J. 1787 die meisten Staaten zu einer Organisation des Gemeinwesens, aus welcher die noch jetzt bestehende Staats- und Rechtsordnung der Union sich herausbildete.

Die republikanische Verfassung der Vereinsstaaten.

Danach steht die gesetzgebende Gewalt und die oberste Bundesregierung einem Congresse und einem alle vier Jahre neuzuwählenden verantwortlichen Präsidenten zu. Jener zerfällt in den Senat, in den jeder Einzelstaat zwei Abgeordnete sendet und

worin der Bundes-Vicepräsident den Vorsitz führt, und in das Haus der Repräsentanten, die alle zwei Jahre von sämmtlichen Bürgern der Föderativ-Republik in der Art gewählt werden, daß auf je 70,000 Einwohner ein Abgeordneter kommt. Das Wahlrecht ist durch keinen Census bedingt und die Presse frei. Regelmäßige Militärausbebung, sei es durch Conscription oder allgemeine Wehrpflicht, besteht in dem republikanischen America so wenig wie im monarchischen England. Die Abneigung gegen stehende Heere haben die Tochterstaaten mit dem Mutterlande gemein; die Kriegsmacht wird durch Anwerbung von Freiwilligen gebildet. Nur eine kleine Anzahl besoldeter Truppen hütet und schützt die Grenzen. — Die richterliche Gewalt liegt in höchster Instanz in den Händen eines obersten Bundesgerichts, das aus einem Oberrichter und acht Beisitzern besteht, über Staatsprozesse und Bundesangelegenheiten entscheidet und zugleich als Appellationsgericht dient. Unter ihm besteht noch eine Anzahl von Bezirksgerichten, in jedem Staat eins oder mehrere, mit Geschwornen, und sogenannte umgehende Gerichte, ebenfalls mit Geschwornen. Die richterliche Gewalt ist getrennt von der Administration, die Habeas-Corpusakte, die feste Schutzwehr britischer Freiheit, ist auch in den Vereinsstaaten in Geltung, und überall herrscht vollkommene Religionsfreiheit ohne Staatskirche. Jeder einzelne Staat hat eine eigene Verfassung, eine freie selbständige Regierung zur Leitung seiner innern Angelegenheiten nebst einem Landtag und besitzt die volle Souveränetät in allen Dingen des öffentlichen Lebens, die nicht an die Union „delegirt" sind. Dem Congreß stehen das Recht der Gesetzgebung für das Vereinsreich, Zoll- und Handelsbestimmungen, der allgemeine Staatshaushalt und die Verhältnisse der Nationalbank, Kriegserklärung, Friedensschlüsse, Staatsverträge u. A. zu. Der Präsident, der ein Jahrgehalt von 25,000 Dollars bezieht und das „weiße Haus" in Washington als Staatswohnung inne hat, ist Oberbefehlshaber der Land- und Seemacht, ernennt alle Beamten, jedoch nur mit Zustimmung des Senats, vollzieht die Beschlüsse des Senats und des Repräsentantenhauses, schickt und empfängt Gesandte, schließt Verträge u. dgl. m. Acht Jahre lang (bis 1797) bekleidete der würdige Washington diesen Ehrenposten, zu dem ihn die allgemeine Anerkennung seiner Mitbürger zuerst berief. Während dieser Zeit ordnete er unter hitzigen Parteikämpfen die Verwaltung, Rechtspflege und Volksbewaffnung, regulirte und fundirte die Staatsschuld durch einige Zölle, die er trotz großen Widerspruchs von Seiten der Particularisten und Demokraten durchsetzte, sicherte das Staatseinkommen durch eine Erwerbs- und Vermögenssteuer und schuf eine Nationalbank. Er galt als der eigentliche Schöpfer des Vereinigten Bundesstaates, daher auch die Hauptstadt auf dem zwischen Maryland und Virginien neu geschaffenen Gebiet Columbia, wo das neue Capitol mit dem Sitze der Regierung aufgeschlagen ward, nach seinem Namen genannt wurde. Franklin starb 1790 als vierundachtzigjähriger Greis allgemein betrauert. Wir haben den Mann, der neben Washington das meiste Verdienst um die Gründung der amerikanischen Unions-Republik hatte, in verschiedenen Lebenslagen und von verschiedenen Seiten kennen gelernt. Er war ein praktisch-kluger Mann ohne hohe Ideale, dem in seinem Thun und Handeln wie in seiner schriftstellerischen Thätigkeit immer etwas von dem Kleinlichen und Sachlichen seines ersten Gewerbes anklebte. In seinem „Kalender des armen Richard" erscheint er als eine jener Naturen, die da meinen, der Mensch lebe vom Brod allein. Trotz vieler Vorzüge und guter Eigenschaften kann er darum keineswegs als Vertreter dessen gelten, was die menschliche Natur im Großen bedarf und was sie zu erreichen wohl hoffen mag.

5. England und Ostindien.

a. England nach dem Frieden von Versailles.

Hatte schon vor zwanzig Jahren der Pariser Frieden bei der englischen Nation große Erbitterung hervorgerufen und tiefgehende Volksbewegungen erzeugt, wie mußte erst die öffentliche Meinung über den jetzigen Frieden von Versailles aufbrausen, welcher mit den Opfern an Geld und Menschen und mit den Kriegsthaten so wenig in Uebereinstimmung war! In beiden Häusern des Parlaments wurde die Regierung heftig angegriffen, und wenn auch die Ratification des Friedenstraktats schließlich nicht verweigert werden konnte, so vermochte doch das Ministerium, das denselben zu Stande gebracht, den Stürmen nicht zu widerstehen. Zuerst fiel Shelburne selbst, der ohnedies im Rufe stand, daß er in Staatspapieren ein gewinnsüchtiges Spiel getrieben, dann Pitt, den auch die Gunst des Königs nicht halten konnte. Und nun mußte sich Georg III. ein Ministerium gefallen lassen, das aus sehr ungleichen Elementen zusammengesetzt war und einige Mitglieder in sich faßte, die dem Monarchen sowohl wegen ihrer Politik als wegen ihrer Grundsätze und ihres Lebenswandels in der Seele zuwider waren. Das war das berüchtigte Coalitionsministerium North-Fox, in welchem auch Burke und Sheridan wieder ihre früheren Stellen als Zahlmeister und als Secretär der Schatzkammer einnahmen. Wenn man erwägt, mit welcher Leidenschaft früher Fox gegen Lord North in die Schranken getreten war, wie oft er ihn als Unterdrücker der Freiheit und als Feind des Vaterlandes angegriffen hatte, so kann man es nur als eine unmoralische Staatskunst bezeichnen, daß dieselben Männer sich nun die Hände zum Bunde reichten, um gestützt auf die feilen Anhänger im Parlamente eine Cabinets-Oligarchie zu gründen, in der Absicht das Staatsruder nach eigenem Ermessen und im Interesse der Factions- und Parteigenossen zu führen, ohne sich um die Abneigung des Königs zu kümmern. Der Herzog von Portland gab als Lord der Schatzkammer dem Coalitions-Ministerium den Namen, die Seele desselben waren jedoch North und Fox, jener für die inneren Angelegenheiten, dieser für das Auswärtige. Georg III. weigerte sich lange, die unmoralische Allianz einiger ehrgeizigen Männer gutzuheißen; er ging sogar mit dem Plane um, nach Hannover abzureisen; erst als er die Unmöglichkeit einsah, für ein anderes Ministerium die Mehrheit des Parlaments zu erlangen, und alle Staatsgeschäfte ins Stocken kamen, fügte er sich in das Unvermeidliche. Aber er blieb kalt und zurückhaltend; selbst Lord North, den er früher so sehr begünstigt hatte, verlor durch seinen Bund mit Fox das Vertrauen des Monarchen. Wie sehr der König die hohen Talente des letzteren anerkannte, das genial-frivole Wesen des Mannes war ihm stets unheimlich und widerwärtig.

Das Coalitionsministerium North-Fox.

Die ostindische Compagnie u. die Regierung.

Das Coalitions-Ministerium konnte seiner Natur nach nicht von langer Dauer sein; es scheiterte an dem Versuch von Fox, die Angelegenheiten Indiens in die Hände der Regierung zu bringen, das große reiche Land zur Domäne einer nach Geld und Macht begierigen Minister-Oligarchie zu machen. Wir werden sogleich die Verhältnisse und Zustände Ostindiens kennen lernen, wo um diese Zeit die Fundamente zu dem indo-britischen Reiche gelegt wurden, das in unserem Jahrhundert eine so wunderbar großartige Entwickelung nehmen sollte. Die ostindische Compagnie, ursprünglich eine republikanisch organisirte Actiengesellschaft, war im Laufe der Zeit aus einem kaufmännischen Verein eine politische Macht geworden, welche gleich der deutschen Hansa Städte und Territorien besaß, ihre Beamten eigenmächtig ernannte und Kriegsvolk und Hauptleute in Dienst nahm. Sie hatte Privilegien und Rechte, die ihr den Charakter eines selbständigen unabhängigen Gemeinwesens inmitten des monarchischen Staates verliehen. Es konnte nicht fehlen, daß mit der Zeit die Interessen der Gesellschaft und des Staates so sehr in einander liefen, daß eine vollständige Scheidung der Handelssachen von den politischen und kriegerischen Angelegenheiten der Nation nicht mehr möglich war. Während des großen britisch-romanischen Völkerkriegs wegen Amerika kam auch die ostindische Handelswelt in kriegerische Bewegung; die Marine und die Militärmacht der englischen wie der französischen Nation machten gemeine Sache mit den ostindischen Compagnien; die commerziellen Angelegenheiten einer Privatgesellschaft vermischten sich mit der Kriegs- und Eroberungspolitik ihrer Staatsregierung. Daraus ergaben sich manche Schwierigkeiten: der englischen Regierung mußte es widerstreben, daß die Beamten und Offiziere der Handelsgesellschaft von dem Directorenhof ernannt und besoldet wurden; und die Compagnie sah sich zu so großen ihren Zwecken zum Theil fremdartigen Anstrengungen genöthigt, daß sie die Kräfte einer wenn auch noch so mächtigen und reichen Privatgesellschaft überstiegen. Die letztere mußte daher von Zeit zu Zeit, wenn sie in Noth und Verlegenheit gerieth, zum Staat ihre Zuflucht nehmen und die britische Regierung verlangte dann für ihre Unterstützung Theilnahme und Mitwirkung bei der Organisation und Lebensthätigkeit der Körperschaft. So hatte schon vor zehn Jahren Lord North durch die „Regulationsbill" die Einrichtung getroffen, daß die Regierung als Preis einer Entlastung der Gesellschaft von einer vertragsmäßigen Abgabe und eines beträchtlichen Darlehns das Recht erlangte, bei der Besetzung der höchsten Verwaltungsbehörde und des Obergerichts mitzuwirken. Nur mit Einwilligung und Bestätigung des Königs und seines Ministeriums sollten fortan die Statthalterschaft, das Rathscollegium und der Gerichtshof in Calcutta besetzt werden, und alle Erwerbungen an Land und Gebiet britisches Staatseigenthum sein.

Die Fox-Burke'sche Indiabill.

Wir werden im folgenden Abschnitt erfahren, wie wenig dieses Regulativ-Gesetz im Stande war die Uebelstände zu heben. Die Beschwerden über schlechte Verwaltung, Erpressung, ungerechtes Gericht, über Despotismus und

Gewaltthat gegen die eingebornen Clientelfürsten mehrten sich, so daß schon im J. 1782 eine doppelte Prüfungscommission bestellt ward. Aber ehe diese mit neuen Vorschlägen hervortreten konnte, entwarf Fox eine Reform, wodurch die bisherige Organisation und Machtstellung der ostindischen Compagnie gänzlich geändert, das Directorenregiment zu einem Schatten herabgedrückt und die Leitung der ostindischen Angelegenheiten einer oligarchischen Faction aus den herrschenden parlamentarischen und ministeriellen Kreisen in die Hände gespielt werden sollte. Nach den von Fox eingebrachten zwei Gesetzesvorschlägen „zur Nov. 1783. besseren Regierung der englischen Besitzungen in Indien" sollten an die Stelle des bisherigen Directorenhofes sieben in der Indiabill namentlich aufgeführte Commissare treten, die von dem König d. h. von der damals im Parlament und im Cabinet allmächtigen Coalitions-Oligarchie ernannt und mit der dictatorischen Vollmacht ausgestattet werden sollten, die Besitzungen, die Einnahmen und den Handel Indiens zu verwalten und alle Beamten der Compagnie in England wie in Indien zu ernennen und abzusetzen. Die Namen der für dieses hohe senatorische Collegium bestimmten Mitglieder, die von dem König nur in Folge einer Adresse beider Häuser ihres Amtes sollten enthoben werden können, bewiesen deutlich die Tendenz, die damals herrschende Familienaristokratie zu Herren des ganzen großartigen Instituts, zu Gebietern in der indischen Handelswelt zu machen und die Macht der Coalition für alle Zukunft sicher zu stellen. Für die Besorgung der Handelsgeschäfte im Kleinen war ein untergeordnetes Collegium von neun Directoren in Aussicht genommen, bei dessen Zusammensetzung, wenigstens für die Folge, der Wille der Actiengemeinde eingeholt werden sollte. Die zweite Vorlage enthielt Anträge zur Beseitigung herrschender Mißstände. Die ganze Indiabill sollte nur vier Jahre bestehen und dann von einem neuen Parlament nochmals darüber berathen werden. Durch diese Bestimmung wollte man die oligarchische Faction, die bei dem Gesetz ihren Vortheil fand, an die Coalition fesseln und zu energischen Anstrengungen bei künftigen Neuwahlen für das Unterhaus anspornen. Es war also darauf abgesehen, das dermalige Ministerium gegen alle Wechselfälle sicher zu stellen, durch einen kühnen Griff König, Parlament und Nation an die herrschende Whig-Oligarchie zu knüpfen und ihrem Regiment durch die indische Patronschaft Dauer zu verleihen. Georg III. ließ der Sache ihren Gang, weil er den Plan und die Tragweite nicht durchschaute, und so wurde denn die Bill schon nach einigen Wochen im Haus der Gemeinen mit großer Majorität angenommen. Auch im Oberhaus 9. Decbr. 1783. hatten die Verhandlungen einen günstigen Verlauf. Obwohl Lord Temple, das Haupt der antiministeriellen Partei, laut Protest einlegte gegen ein Gesetz, das er als „infam" bezeichnete, obwohl Lord Thurlow nachzuweisen suchte, daß Eigenthum und verbriefte Rechte dadurch gefährdet würden; die Gesetzesvorlage wurde bei der ersten und zweiten Lesung mit Stimmenmehrheit angenommen. Da wandten sich die Gegner an den König und brachten ihn durch Darlegung

der bedenklichen Folgen, welche die Fox-Burke'sche Indiabill für Krone und Reich haben würde, zu einem ungesetzlichen verfassungswidrigen Schritt. Er ertheilte dem Lord Temple die schriftliche Vollmacht, den Peers in seinem Namen zu erklären, daß er jeden, der für die Indiabill seiner Minister stimmen werde, als seinen persönlichen Feind ansehe. Dadurch wurde eine Anzahl geistlicher und weltlicher Lords, die bisher für die Vorlagen gestimmt hatten aber es doch nicht mit dem Monarchen verderben wollten, auf die andere Seite gezogen, so
17. Decbr. 1783. daß die Bill bei der dritten Lesung verworfen ward.

Minister-wechsel und Agitation. Dieses im parlamentarischen Leben unerhörte Vorgehen brachte das ganze Regiment in Unordnung. König und Ministerium, Lords und Gemeine lebten im offenen Krieg; im Unterhause wurden Reden gehalten und Anträge gestellt, die einen revolutionären Anstrich hatten und an die Zeiten der Stuarts erinnerten. Fox verglich die Peers der Opposition mit den Prätorianern des Tiberius, mit Janitscharen, die auf Befehl des Sultans die Indiabill strangulirt hätten. Lord Temple wurde als Staatsverbrecher, als Werkzeug der Tyrannei bezeichnet. Der König erwartete und wünschte nach solchen stürmischen Scenen, daß die Minister um ihre Entlassung einkommen würden; als sie zögerten, ließ er ihnen um Mitternacht die Siegel abfordern, die Lord Temple einstweilen in Verwah-
19. Decbr. 1783. rung nahm, und enthob dann alle Mitglieder des Cabinets ihres Amtes. Ein neues Ministerium wurde gebildet, von welchem der vierundzwanzigjährige William Pitt die Seele war. Er hatte im Unterhause die Fox'sche Indiabill am eifrigsten bekämpft. Nun trat er als erster Lord der Schatzkammer an die Spitze der Regierung und gab durch einen vollständigen Wechsel in allen Hof- und Staatsämtern zu erkennen, daß nunmehr ein anderes politisches System zur Anwendung kommen werde. Umsonst suchte die Opposition im Unterhause durch eine scharfe Adresse an den König die Veränderung rückgängig zu machen, indem sie ihn beschwor, den Ansichten und Beschlüssen des Parlaments, nicht den Rathschlägen einiger von eigennützigen Interessen geleiteten Personen Gehör zu geben und nicht die so nothwendigen Reformen in den Angelegenheiten Indiens in Frage zu stellen oder zu verzögern; die zahlreiche Deputation wurde bei der Ueberreichung von dem leitenden Minister mit einer höflichen aber ausweichenden Antwort verabschiedet. Während der Feiertage waren die Sitzungen ausgesetzt;
12. Jan. 1784. als sie im neuen Jahr wieder eröffnet wurden, wiederholten sich dieselben Auftritte: im Unterhause ging eine Erklärung durch, die einem Mißtrauensvotum sehr ähnlich sah, und einige Tage nachher erhielt ein solches wirklich eine Majorität. Aber der kluge Staatsmann ließ sich nicht einschüchtern: das Oberhaus stand auf seiner Seite und rügte das unberechtigte einseitige Vorgehen eines Theiles der gesetzgebenden Macht gegen die Prärogative der Krone in Betreff der Wahl der Großbeamten und Räthe; bei den Gemeinen wurde die Majorität der Opposition bei jeder Abstimmung geringer; in Zeitungen und Flugschriften erfuhr die Fox-Burke'sche Indiabill eine scharfe Kritik; man fing an in den außerparla-

mentarischen Kreisen die oligarchische Coalition mit anderem Maßstabe zu messen als in dem bestochenen Unterhaus. In der Bürgerschaft, insbesondere in der Handels- und Finanzwelt hatte man wenig Vertrauen zu einem Manne wie Fox, der als Verschwender und Hazardspieler bekannt war. Alle diese Symptome bestärkten Pitt in der Ansicht, daß sich die öffentliche Meinung nach einiger Zeit ändern werde. Er verschob daher absichtlich die Auflösung des Parlaments, zu der ihn Lord Temple zu bewegen suchte: die Furcht vor einem solchen Ereigniß führte die Opposition zu einer gemäßigteren Haltung; inzwischen konnte das Volk mehr und mehr für eine conservative Politik bearbeitet und gewonnen werden. Noch war die Coalition stark genug, im Februar und März mehrere Erklärungen und Resolutionen gegen das Ministerium durchzusetzen, des Inhalts, den König zu ersuchen, daß er durch Entlassung desselben den Grund zu einer starken und dauerhaften Regierung legen möge. Die Adressen wurden abermals höflich, aber ablehnend beschieden. Die letzte von Fox selbst eingebrachte war nur mit der Mehrheit von einer einzigen Stimme durchgegangen; daraus konnte der Whiggische Staatsmann erkennen, daß er nicht mehr völlig Herr der Situation sei und daß er das Unterhaus nicht zu den äußersten Schritten einer Verweigerung des Budget oder der Mannschaften für die Armee fortreißen könne. März 1784.

Mittlerweile hatte sich Pitt überzeugt, daß die Volksstimmung in so weit zu Gunsten einer conservativen Politik umgeschlagen sei, daß er es wagen könne, sich an die Nation zu wenden und daß, wenn die Regierung die bereits zur Gewohnheit gewordenen Mittel der Wahlbeherrschung in Anwendung bringe, ein ministeriell gesinntes Unterhaus erzielt werden könnte. Daher wurde noch im März das Coalitionsparlament aufgelöst und die Vornahme neuer Wahlen angeordnet. Es gelang der Regierung, Fox aus dem wichtigen Wahlbezirk Westminster zu verdrängen; er konnte nur als Vertreter eines kleinen schottischen Kreises eintreten. Als das neue Parlament einberufen ward, zeigte es sich bald, daß das Ministerium über eine bedeutende Stimmenzahl zu gebieten hatte. Inzwischen waren die indischen Angelegenheiten immer mehr zur brennenden Frage des Tages geworden: der nationale Instinkt erkannte in der östlichen Colonialwelt den einzigen entsprechenden Ersatz für die verlornen Tochterstaaten in Nordamerika; die parlamentarische Opposition fand daher immer in der Volksstimmung Sympathien bei ihren Beschwerden und Agitationen gegen das neue conservative Ministerium. Wollte Pitt sich auf die Dauer in seiner Stellung behaupten, so durfte er die Dinge in Indien nicht in der unbestimmten und unsichern Lage belassen, in die sie gerathen waren; so mußte er durch Reformen der öffentlichen Meinung entgegenkommen. Die Fox'sche Indiabill enthielt, von den politischen Nebentendenzen abgesehen, manche zweckmäßige Vorschläge. Wenn es nun dem Minister gelang, die guten Seiten sich anzueignen und unbeschadet der Selbständigkeit und Autonomie der Handelsgesellschaft eine innigere Verbindung derselben

Neues Parlament und Pitts Indiabill.

25. März 1784.

mit dem englischen Staat herbeizuführen, so durfte er auf Zustimmung und Befriedigung von Seiten des Volkes wie der Betheiligten rechnen. Diesen Vermittelungsweg betrat Pitt durch seine berühmte „Indiabill", welche im August

13. Aug. 1784. von beiden Häusern angenommen ward und durch die Bestätigung des Königs Gesetzeskraft erhielt. Nach diesem Statut behielt die Compagnie ihre bisherige selbständige Rechtsstellung und Organisation, wurde aber in Beziehung auf Politik, Verwaltung und Rechtspflege einem Control-Rath untergeordnet, der ein besonderes Collegium für die indischen Angelegenheiten im Ministerium bildete. Der Directorenhof und die Actiengemeinde, die „Versammlung der Eigenthümer" wurden beibehalten und behaupteten ihre autonomischen Rechte und Privilegien für alle Handelssachen; aber die höchste Gewalt und Autorität stand bei der Oberaufsichtsbehörde, die aus zwei Ministern und vier weiteren Mitgliedern des geheimen Raths gebildet die Compagnie überwachte, ihre Anordnungen prüfte und controlirte, die Anstellung aller höheren Beamten, Richter und Heerführer entweder unmittelbar verfügte oder ihrer Genehmigung vorbehielt, auf alle Handlungen und Unternehmungen, auf die Gouverneure und Räthe der drei Präsidentschaften Calcutta, Madras und Bombay bestimmend einwirkte und die Ausdehnung der Territorien und Lehnstaaten der Compagnie zu einem indobritischen Reiche anbahnte und durchführte. Zur Erleichterung des Geschäftsganges wählte der Directorenhof einen Ausschuß von drei Mitgliedern, mit welchem die Controlbehörde, bei der Henry Dundes den meisten Einfluß übte, einen amtlichen Verkehr unterhielt. Von der Zeit an bildeten die Angelegenheiten Indiens eine Abtheilung der englischen Staats- und Regierungsgeschäfte, die ostindische Compagnie gab ihre bisherige Souveränetät an die Krone Großbritannien ab, der Directorenhof trat in den Dienst des Ministeriums. Bald nachher wurde die Aufmerksamkeit der englischen Nation und die Thätigkeit des Parlaments durch eine Gerichts- und Staatsaction gegen den Generalgouverneur Warren Hastings in Anspruch genommen, ein Ereigniß, das an den Prozeß gegen Verres, den räuberischen Proprätor von Sicilien im alten Rom erinnert. Wie dort Cicero so hat hier Burke die Palme oratorischen Ruhms an seinen Namen geheftet.

b. Entstehung des indobritischen Reiches.

1. Lage und Zustände Ostindiens.

Das Mogulreich in Delhi. Timur der Mongole hatte seinen Nachfolgern den Weg nach den reichen Indus- und Gangesländern gezeigt und zuerst Delhi zum Herrschersitz für den „Großmogul" ausserkoren (VIII, 646 f.). Sein Enkel **Baber**, ein waffenkundiger und gebildeter

Baber † 1530. Fürst, mehrte und befestigte in einem wechselvollen Leben die Macht seines Hauses durch unaufhörliche Kämpfe mit den Hindu wie mit den ältern mohammedanischen Dynastengeschlechtern. Seinem Sohne **Hamajun** fiel es schwer, die weiten Ländergebiete von

Hamajun † 1555. Afghanistan, im Lande der fünf Ströme und in den alten Brahmanenstaaten am

Ganges und an der Jamuna zusammenzuhalten; er lag in unaufhörlichem Streit bald mit dem Schah von Persien, bald mit den Stamm-Fürsten von Afghanistan und den unbotmäßigen Häuptlingen von Pundschab, Sindh und Guzerat. Als Flüchtling mußte er nach der väterlichen Residenz Samarkand zurückkehren. Gegen das Ende seines Lebens war ihm jedoch das Glück günstiger. Er konnte wieder in Delhi einziehen, wo er in Folge eines Sturzes von der Treppe seines Palastes starb.

Hamajuns Sohn von einer schönen Perserin war jener Akbar, den wir früher (X, 54) als Förderer der Bildung und Wissenschaft kennen gelernt. Er war kaum den Knabenjahren entwachsen, als er den von allen Seiten bedrohten Thron von Delhi bestieg, aber eben so unternehmend und tapfer als verständig und hochsinnig, überwand er die aufständischen Häuptlinge, zu denen selbst sein Bruder Hakim in Kabul gehörte, sowie die feindlichen Nachbarstaaten und wurde der eigentliche Begründer des Mogulreiches im nördlichen Hindostan mit Einschluß von Kaschmir und den Indusländern nebst der Halbinsel Guzerat, dem Hauptsitz der kriegerischen Radschputen, eines großen Stammes, der in einer patriarchalischen Lehnsverfassung lebte und sich durch Ahnenstolz und romantisch-ritterliche Neigungen auszeichnete. Akbars Geschichte führt uns ein würdiges Regentenleben vor, worin Waffenthaten und Eroberungskriege mit civilisatorischem Schaffen und gesetzgeberischer Thätigkeit verbunden sind. Nach der Einnahme der Seestadt Surate schloß er mit den Radschputenfürsten Bündnisse und Rechtsverträge mit ebenbürtigen Ehrechten. — Behar und Bengalen standen unter Afghanenfürsten, welche sich unter Hamajun von der Herrschaft des Großmoguls losgerissen und unabhängige Reiche gegründet hatten. Akbar zog in der Regenzeit von Agra mit einem großen aus verschiedenen Völkerschaften gemischten Söldnerheer wider sie aus und gewann die fruchtbaren Landschaften im Süden des Ganges dem Reiche von Delhi zurück. Seitdem verschwanden die Afghanendynastien in Hindostan. — Die reizende Thalebene Kaschmir, am Fuße der schneebedeckten Alpen des Himalajahgebirges, das frucht- und pflanzenreiche Paradies der Erde und das Land Peschaur am obern Indus waren vor Jahren von mohammedanischen Abenteurern erobert worden, welche die Eingebornen gewaltthätig beherrschten; Akbar zwang sie zur Unterwerfung und Zinspflicht. Auch der Beherrscher von Sindh, welcher portugiesische und arabische Söldnerschaaren in seinen Dienst genommen, mußte die Oberhoheit des Kaisers von Delhi anerkennen. — Am Ende des sechzehnten Jahrhunderts erstreckte sich die Herrschaft des Großmogul Akbar von den Grenzen Persiens bis an die östlichen Marken von Bengalen, von dem Meere und dem Windhyahöhenzug bis zu dem gewaltigen Himalajahgebirge. Bald faßten die Mogulen auch im Dekhan festen Fuß. Hier herrschten seit zwei Jahrhunderten die Nachkommen eines afghanischen Häuptlings Hussun Gangu Bahmeni in viele Linien getheilt. Die Eingebornen waren meistens Hindu, während die Bahmeni-Dynasten und ihre Amt- und Hofleute sich zum Islam bekannten. Aber in politische und religiöse Factionen geschieden lebten die Höfe beständig in Hader und Zwietracht. Im J. 1595 stritten vier Bewerber um den Thron von Ahmednugur. Da wandte sich einer der Dynasten an Akbar um Hülfe und dieser säumte nicht, ein Heer einrücken und die Hauptstadt belagern zu lassen. Aber die Sultana Tschand Bibi, eine anmuthige Amazone, vertheidigte als Vormünderin ihres Neffen die Festung mit solcher Umsicht und Tapferkeit, daß alle Stürme vereitelt wurden. Geharnischt, ein bloßes Schwert in der Hand und verschleierten Antlitzes stürzte sie in die Breschen und hielt die Stürmenden auf. Erst als sie in ihrem Frauengemach von einigen aufgereizten Soldaten ermordet worden war, wurde Ahmednugur eingenommen und im Laufe der nächsten Jahre der größte Theil der Halbinsel Dekhan von Akbar und seinem berühmten Großwesir Abul Fasl unterworfen. Wir wissen, daß dieser gebildete und frei-

Blüthe des Reichs unter Akbar 1555—1605.

1572.

1576.

1585.

denkende Staatsmann und Feldherr die Geschichte seines Gebieters in dem „Akbar-nameh" dargestellt hat. Abul Fasl wurde zwei Jahre vor Akbars Tod von einer bewaffneten Bande überfallen und ermordet, wie man glaubte auf Anstiften des ausschweifenden und grausamen Selim, des erstgebornen Sohnes des Großmoguls, den dieser zum Statthalter der neugegründeten Residenz Allahabad am Zusammenflusse des Dschumna und des Ganges eingesetzt und zum Nachfolger bestimmt hatte. Akbar war eine reformatorische Natur. In religiösen Dingen duldsam und frei, verbot er in seinen Staaten allen Glaubenszwang, so daß Mohammedaner und Hindu mit gleichen Rechten ihrer Religion nachleben und Staatsämter verwalten konnten; ja er berief sogar einige portugiesische Jesuitenväter an seinen Hof und ließ sie in seiner Gegenwart ihre Doctrinen vortragen und vertheidigen (XI, 20). Er befreite die Nichtmohammedaner von der in allen Islamstaaten gesetzlich eingeführten Abgabe, hob das Gebot der Wallfahrten für Moslemen und Hindu auf, untersagte die gezwungenen Wittwenverbrennungen und gestattete die Wiederverheirathung. Auch im Steuerwesen und in der Staatsverwaltung ging Akbar mit Hülfe seines Wesirs reformatorisch vor. Er ordnete eine Vermessung aller culturfähigen Grundstücke im Reiche an, ließ sie nach ihrer Fruchtbarkeit in Klassen eintheilen und traf die Einrichtung, daß von dem Durchschnittsertrag zwei Drittel der Gemeinde und ein Drittel der Regierung zugewiesen wurden. Das Reich wurde in fünfzehn Subahs oder Provinzen getheilt, zwölf in Hindustan, drei im Dekhan. An der Spitze jeder Provinz stand ein Statthalter oder Vicekönig, Subahdar (Subah), mit voller Civil- und Militärgewalt. Ihm waren alle Beamten, Steuererheber und Kreisvorsteher, in der Folge Nabob (Nawab) d. h. Stellvertreter genannt, untergeben. Mit der Zeit wurde der Nabob des einen oder andern Kreises dem Subahdar gleichgestellt, wie in den ersten Jahrzehnten des Mittelalters der Graf in den Marken dem Herzog. An das römische Reich deutscher Nation erinnert das Mogulenreich auch dadurch, daß die Nachfolger Akbars nicht im Stande waren, diese Provinz- und Kreis-Vorsteher in Gehorsam und Unterwürfigkeit zu halten, so daß die Subahdars und Nabobs so wie die Radschah oder tributpflichtigen Lehnfürsten der Hindu auf eigene Hand wirthschafteten. „Die Statthalter gehorchten nur dann wenn es ihnen Vortheil brachte, die Radschah zahlten nur so viel Abgaben als ihnen beliebte; die Subah und ihre untergeordneten Beamten regierten als selbständige Herren und vererbten den Länderbesitz auf ihre Nachkommen." Akbar liebte einen glänzenden Hofstaat; es machte einen imponirenden Eindruck, wenn man ihn auf dem Kaiserthron sitzen sah umgeben von seinem Adel „von Diamanten funkelnd wie das Firmament."

Das Reich von Delhi im Niedergang. Nach Akbars Tod treten in dem Reiche des Großmoguls von Delhi dieselben Erscheinungen zu Tage, wie in den übrigen orientalischen Reichen, in Konstantinopel und Ispahan, Aufruhr und Bürgerkrieg, Haremsintriguen, zerrüttete Familienverhältnisse, Weiberherrschaft und Günstlingseinflüsse, Ausschweifung und Verschwendung, Laster und Wollust. Alle diese Uebel stellten sich schon unter Selim ein, der sich den Titel Dschihangir d. i. Eroberer der Welt beilegte. Unter ihm beherrschte die schöne Mhir-en-Nissa, welche Selim auf ähnliche Weise gewann, wie König David das Weib des Uria, Hof und Reich. Selims Sohn und Nachfolger, der sich Schah Dschihan, König der Welt nannte, war ein prachtliebender Fürst. Man erzählt, daß der sogenannte „Pfauenthron" durch die Masse von Edelsteinen einen Werth von mehr als sechs Millionen Pf. St. gehabt habe. Seine Prachtpaläste in Delhi und das Mausoleum, das er seiner Gemahlin in Agra errichtete, werden als Wunder der Kunst und Herrlichkeit geschildert. Aber seine Regierung war durch häusliches Unglück verdüstert. Noch bei seinen Lebzeiten erhob sich, wie einst im Frankenreich unter Ludwig

Selim Dschihangir 1605—1627.

Schah Dschihan 1627—1658.

dem Frommen, ein Bruderkrieg zwischen seinen vier kraftvollen aber leidenschaftlichen Söhnen. Die drei jüngeren, Schudschah, Aurungsib und Morad mißgönnten dem Erstgebornen Dara Schiko die ihm vom Vater zugedachte Thronfolge. Sie erklärten sich für unabhängig in den ihnen zugewiesenen Statthalterschaften und legten sich den Königstitel bei. Schah Dschihan selbst wurde mit den Waffen überwunden und beschloß sein Leben als Gefangener. Nach langen Kämpfen erlangte der schlaue und heimtückische Aurungsib, ein eifriger Anhänger des Koran, den Kaisersitz in Delhi, nachdem er den ältesten Bruder durch Verrätherei hatte tödten, die beiden andern in Kerker einschließen lassen. Er nannte sich Alumgir d. i. Welteroberer. Aber er ist diesem an- Aurungsib
spruchsvollen Namen nicht gerecht geworden. Allerdings ist die fünfzigjährige Regie- Alumgir 1658—1707.
rung des gewaltthätigen und tyrannischen Großmoguls Aurungsib eine fortwährende Reihe von Kriegen und Feldzügen gewesen und das Schwert kam selten aus seiner Hand; aber bei seinem Tode hinterließ er ein zerrüttetes Reich, von dem mehrere der werthvollsten Provinzen in Aufruhr standen oder bereits an andere Herrscher gekommen waren. Die mohammedanischen Schriftsteller sind voll Bewunderung für Aurungsib; sie stellen ihn über Baber und Akbar. Allein gerade die Eigenschaften, um derentwillen sie ihn so sehr rühmen, sein religiöser Eifer für den Islam und die harte Bedrückung der Andersgläubigen, haben die Mogulenherrschaft erschüttert. Nicht nur daß die Radschputen, die Akbars gemäßigte und weise Politik an den Kaiserthron von Delhi gefesselt hatte, erbittert über ihre Zurücksetzung das Schwert zur Vertheidigung ihrer nationalen Selbständigkeit erhoben und den Mogulenheeren viele Treffen lieferten; im Dekhan, in den Gebirgsthälern der Ghats und in dem Küstenlande Konkan bis an das portugiesische Colonialgebiet von Goa sammelte ein tapferer, kluger und unternehmender Bandenführer, Sewadschi († 1680), aus dem kriegerischen Volke der Mahratten einige Schaaren unter seiner Fahne und legte den Grund zu einem eigenen unabhängigen Staate. Die Mahratten, die sich zu der alten Hindureligion bekannten und meistens den niedern Kasten angehörten, waren abgehärtete rührige Leute von kleinem Wuchs, einfach und rauh in ihrer Lebensweise, behende und leicht beritten, in einzelne Stämme getheilt unter eingebornen Häuptlingen ein Kriegs- und Räuberleben führend. Zunächst im Kleinkrieg sich versuchend, brachte Sewadschi die Zahl seiner bewaffneten Anhänger bald zu solcher Höhe, daß er ein Heer von 30,000 Reitern und 40,000 Mann Fußvolk mustern und der wider ihn ausgesandten Mogularmee eine siegreiche Schlacht liefern konnte. Von der Zeit an mehrte sich sein Ansehen und seine 1672.
Unternehmungsluft. Er bekämpfte den König von Golkonda, der in dem prachtvollen Bergschlosse unweit Heiderabad seinen Sitz hatte, er überfiel die reiche Seehandelsstadt Surate und widerstand mit Glück und Erfolg den Heeren des Kaisers. Sein Bruder und Nachfolger, der sich den Namen Ram Radscha (Oberkönig oder Großfürst) beilegte, nahm seinen Sitz in Sattara und setzte die Kriegs- und Beutezüge fort, so daß im Anfang des achtzehnten Jahrhunderts das Hindureich der Mahratten den ganzen mittleren Theil Vorderindiens umfaßte. Aber ohne kräftige Centralgewalt trug das Mahrattenreich nicht die Bürgschaft langer Dauer in sich. Streitigkeiten zwischen dem Ram Radscha und dem Vorsitzenden im königlichen Rath, der den Namen Peischwa führte und zu Puna seinen prunkvollen Hof hielt, sowie daran sich knüpfende Kabalen und Complotte führten nach einigen Jahrzehnten zu einer Theilung in einen westlichen und östlichen Mahrattenstaat, Puna und Berar und zu weiteren Spaltungen kleinstaatlicher Dynastien und Clientelfürstenthümer, welche die Engländer im Interesse ihrer Herrschaft zu nutzen verstanden. Am höchsten standen die Häuser Sciendiahs und Holkars und der Guicowar, welcher in Guzerat herrschte.

Bahader Schah 1707—1712. und die Sikh. Aurungsibs Sohn und Nachfolger Bahader Schah, der erst nach einer siegreichen Schlacht mit seinem Bruder und Mitbewerber Azim den Thron erlangte, setzte nicht nur den Mahrattenkrieg fort, sondern hatte auch gegen einen neuen Feind, den theokratischen Militärstaat der Sikh zu kämpfen. Am Ende des fünfzehnten Jahrhunderts hatte Nanak, ein Hindu aus der Kriegerkaste in der Gegend von Lahore im Pendschab, der im Koran und in den Veden bewandert war, die indische und mohammedanische Glaubenslehre zu vereinigen gesucht, indem er einen einfachen Monotheismus und eine gereinigte Sittenlehre, worin beide Lehrsysteme übereinstimmten, als die höchste gemeinsame Religion aufstellte, eine Religion des Friedens und der Menschenliebe. Bald bildete sich eine Sekte, an deren Spitze ein geistliches Haupt als Lehrer stand. Mit der Zeit erhielt die einfache Lehre Nanaks durch die dogmenbildende Thätigkeit seiner Jünger eine mystische Gestalt. Der Stifter selbst wurde für eine Incarnation Wischnu's, einen Atawar oder Gottmenschen erklärt, seine Lehre in eine phantastische Sprache gekleidet und ihm Wunder und Weissagungen zugeschrieben. Mit der Verbreitung der Lehre wuchs die Macht und das Ansehen des geistlichen Oberhaupts oder Guru, so wie der Haß der Mohammedaner und der Brahmagläubigen wider eine Sekte, welche den Koran wie die Veden verwarf, alle Kasten- und Religionsunterschiede abschaffte und eine besondere Tracht einführte. Ardschun, der gefeiertste Guru, von dem der älteste Theil der heil. Schriften der Sikh verfaßt war, starb im Gefängniß als Märtyrer (1606). Dies war der Anfang heftiger Kriege zwischen den Sikh und Mohammedanern. Aus einer philanthropischen Sekte wurde ein militärisch-politisches Gemeinwesen auf theokratischer Grundlage mit einem sichtbaren Oberhaupte. Vom Pendschab vertrieben, suchten die Sikh in den Gebirgen des Nordens Schutz gegen die Verfolgung. Die Ermordung des Guru Gowind, des letzten Abkömmlings von Ardschun durch einen Afghanen (1708) gab dem Staatswesen der Sikh einen andern Charakter: nach einem Priesterfürsten von solcher Heiligkeit war Niemand würdig die erhabene Stelle einzunehmen. Auch hatte ja Guru-Gowind die heiligen Schriften durch ein zweites Buch vollendet: Gottes Wille und Gebot war somit Jedermann offenbar. Banda, der Freund des Ermordeten, hielt die Gemeinde äußerlich zusammen, fachte ihren kriegerischen Muth an und suchte sich zum weltlichen Oberhaupte mit politisch-militärischer Gewalt aufzuschwingen. Von ihren geschützten Wohnsitzen zwischen dem Sutledsch und dem Gebirge aus unternahmen sie verheerende Streifzüge nach allen Richtungen bis Lahore und Delhi. Da zog der Mogul Bahader gegen sie zu Felde; Rachsucht und Fanatismus stärkten die Kräfte seiner Armee. Die Sikh wurden geschlagen und in die
1712. Gebirge gejagt. Mit Noth entging Banda durch die List eines getreuen Anhängers der
Furokhsir 1712—19. Gefangenschaft. Aber wenige Jahre nachher, als Furokhsir seinem Vater Bahader auf
1716. dem Throne gefolgt war, wurden die Sikh von einer neuen Niederlage betroffen. Der Häuptling Banda mußte mit siebenhundert seiner Glaubensgenossen nach Delhi wandern, wo sie sämmtlich hingerichtet wurden. Inmitten der blutigen Häupter, die auf eisernen Stangen auf ihn herabgrinzten, wurde Banda mit glühenden Zangen zerrissen. Von diesem Schlage konnten sich die Sikh lange nicht erholen. In kleine Rotten getheilt bargen sie sich in den Thälern und Schluchten des Himalaja, die Nachbarländer von Zeit zu Zeit mit Raubzügen heimsuchend.

Verfall des Mogulreichs. Bisher hatte sich das Mogulenreich trotz der zahlreichen Feinde immer noch aufrecht erhalten. Allein mit der Ermordung Furokhsir's durch Hussun Ali, Statthalter von
Mohammed Schah 1719—1784. Behar, und der Thronbesteigung seines Sohnes Mohammed Schah ging es rasch abwärts. Schwache Fürsten, ränkevolle und grausame Wesire und Feldherren, Weibereinfluß und Wollust brachten das Reich rasch an den Rand des Untergangs. In der Nähe von Heiderabad richtete der Statthalter Asof Dschah, ein unternehmender Mann

von türkischer Herkunft, eine selbständige Herrschaft auf, ohne sich um den Kaiser zu kümmern, bald in Hader, bald im Bunde mit den Mahratten, besonders der Familie Baladschi, in welcher das Amt eines Peischwa des Radschah erblich war. Schon damals sagte man im Mahrattenland von den Mogulen in Hindustan: „Wir müssen den welken Stamm treffen, dann fallen die Zweige von selbst". Noch ehe jedoch die Mahratten ihr Vorhaben ausführten, erlitt Delhi von einer andern Seite die härtesten Drangsale. Jener Nadir Schah, der in Ispahan seine Gewaltherrschaft aufgerichtet (XII, 888), trug Verlangen nach den reichen Schätzen Indiens. Nachdem er Kandahar und Kabul bezwungen, rückte er nach dem Indus vor, überwand den Groß- 1739.
mogul Mohammed Schah in einer blutigen Feldschlacht und zog mit dem Gefangenen in die Hauptstadt Delhi ein. Ein Aufstand der Mogulen gab ihm Gelegenheit, seine Wuth und seine Raubgier zu sättigen. Die Zahl der Erschlagenen ward auf 30,000 angegeben, die geraubten Schätze, die er nach Persien führte, auf 30 Millionen Pf. St. Mohammed behielt den Thron, nachdem er alles Land westlich vom Indus an den Perserkönig vertragsweise abgetreten. Ein Jahr nachdem Nadir Schah durch eine Schaar verschworner Perser in seinem Zelte ermordet worden, starb Mohammed 1747.
in einem Augenblick, da das Mogulenreich im Westen durch den Afghanenhäuptling Ahmed Khan, im Süden durch die Mahratten, im Norden durch die Sikh, im Osten durch den wilden Volkstamm der Rohillas zwischen Ganges und Audh bedroht war, und im Innern Aufstände und Parteikämpfe wütheten. Diesen Schwierigkeiten war der neue Mogul **Ahmed Schah** nicht gewachsen. Nach einer elfjährigen von Waffen- Ahmed Schah 1748–59.
getöse und Insurrectionen beunruhigten Regierung wurde er auf Befehl eines Rebellenhäuptlings ermordet, während die Mahratten, bald von dieser, bald von jener Partei zu Hülfe gerufen das hindustanische Land von einem Ende zum andern mordend, raubend und verwüstend durchzogen. Um den kriegerischen Hinduhhorden, deren Peischwa aus allen Theilen des Reichs einen Tribut erhob, kräftigeren Widerstand zu leisten, schlossen mehrere mohammedanische Fürsten und Statthalter ein Bündniß zu Schutz und Trutz. Doch konnten sie nicht verhindern, daß Delhi von den Mahratten eingenommen und die Residenz abermals ausgeplündert ward. Aber im nächsten Jahr 1760.
erlitten sie in der Schlacht von Panipat an der Grenze von Audh durch den streitbaren Jan. 1761.
Ahmed Durani, Statthalter von Pendschab, eine vollständige Niederlage. Sie zogen eilig nach dem Süden zurück, auf der Flucht von den Verfolgern und Einwohnern massenhaft erschlagen. Unter den erschütternden Eindrücken dieser Niederlage starb der Peischwa, nun ging das Mahrattenreich durch die Uneinigkeit der Häuptlinge und innere Kämpfe bald seiner Auflösung entgegen.

3. Die europäischen Niederlassungen in Vorderindien.

In diese Hindu- und Mohammedanerwelt griffen im achtzehnten Jahrhundert die englischen Handelsherren der ostindischen Compagnie mit geschickter Hand ein und erlangten Erfolge, welche die kühnsten Erwartungen übertrafen. Es ist uns aus früheren Blättern bekannt, daß schon im sechzehnten Jahrhundert die Portugiesen in Indien festen Fuß gefaßt und an günstig gelegenen Küsten Niederlassungen und Factoreien gegründet, die in dem Stadtgebiet von Goa ihren Mittelpunkt hatten (IX, 551 ff.). Es ist uns ferner bekannt, daß als Portugal unter die Herrschaft von Spanien kam, die Holländer in die Ostwelt eindrangen und in Ceylon, Malacca und auf den Sunda-Inseln Colonien und Handelsplätze ins Leben riefen (XI, 674 ff.). Neben der spanischen Großmacht und der meerbeherrschenden Republik der Generalstaaten hatte England Mühe aufzukommen. Die inneren Verfassungskämpfe während

Aeltere Niederlassungen u. die englisch-ostindische Compagnie

des siebenzehnten Jahrhunderts hemmten die maritime und mercantile Machtentfaltung. Zwar war schon in den letzten Regierungsjahren der Königin Elisabeth eine ostindische Handelsgesellschaft mit ansehnlichen Kapitalien gegründet und von der Krone mit wichtigen autonomischen Rechten ausgestattet worden; aber Portugiesen und Holländer suchten durch List und Gewalt die neuen Rivalen fern zu halten; sie reizten die mohammedanischen Fürsten wider sie auf, indem sie die Briten als Seeräuber hinstellten, und mit welcher empörenden Grausamkeit die Holländer die englischen Niederlassungen auf den Gewürzinseln zu verhindern suchten, ist schon erwähnt worden (XI, 679). Die englischen Kaufherren mußten daher sehr bescheiden auftreten. Sir Thomas Roe, der unter Jacob I. zwei Jahre lang in Delhi verweilte, bewirkte bei dem Großmogul Dschihangir, daß der Compagnie gestattet ward, in Surate, Cambaja und Ahmedabad
1613. Märkte zum Verkauf ihrer Waaren zu errichten. Dieser Gesandte gab auch den Leitern der Comgagnie, bestehend aus einem Gouverneur und zwanzig Directoren, den weisen Rath, ihre Geschäftsführer in den Colonien genügend zu besolden, ihnen aber jede Betheiligung an den Handelsunternehmungen zu verbieten. Erst unter Karl II. nahm die ostindische Compagnie einen frischen Aufschwung. Hatte sie schon vorher auf der Küste Coromandel festen Fuß gefaßt und in Madraspatam ein Fort zum Schutze ihres Marktes errichtet; so erlangte sie jetzt auf der andern Seite eine wichtige Station, als der König die Insel Bombay, die seine Gemahlin Katharina von Portugal zur Mitgift
1668. erhalten, der Handelsgesellschaft gegen einen jährlichen Pachtzins von zehn Pf. St. überließ. Zugleich erwarb sie sich die Gunst des Großmoguls durch die tapfere Verthei-
1670. digung von Surate gegen den Mahrattenhäuptling Sewadschi. Auch wurden durch Karl und seinen Bruder Jacob II. die Corporationsrechte erweitert. Die Compagnie durfte nicht nur ihre Vorsteher und Beamten selbständig ernennen, sie erhielt auch eigene Gerichtsbarkeit und das Recht Truppen auszuheben, Festungen anzulegen, mit den Ungläubigen Krieg zu führen und Verträge zu schließen u. a. m. Solche Bevorzugung einer Gesellschaft, welche alle Concurrenz fern zu halten bemüht war, erregte den Neid der übrigen Handelswelt. Unter König William bildeten daher die Londoner Kaufleute eine neue ostindische Compagnie, welche, da sie dem Staate in einer bedrängten Zeitlage mit einem namhaften Darlehn unter die Arme griff, die Bestätigung der Regierung und des Parlaments erhielt. Nun entstand die große Gefahr, daß die beiden Gesellschaften im Eifer der Concurrenz und Rivalität sich bekämpfen würden, daß wie früher Portugiesen und Holländer die britischen Niederlassungen zu verhindern bestrebt waren, so jetzt ein feindseliger Wetteifer in derselben Nation Platz greifen möchte und daß Frankreich, wo Colbert ebenfalls eine ostindische Compagnie ins Leben gerufen (XII, 358), dem Inselvolke, mit dem es damals in Krieg lag, den Rang ablaufen könnte. Diese Klippe wurde glücklich vermieden. Man sah ein, „daß zwei ostindische Compagnien in England eben so wenig neben einander bestehen könnten als zwei regierende Könige in Einem Reiche." Wir haben früher erfahren (XII, 791), daß beide Gesellschaften sich verständigten. Sie verbanden sich zu einer einzigen „vereinigten Compagnie der nach Ostindien handeltreibenden Kaufleute", vermehrten das Aktiencapital und erhöhten die Zahl der Directoren auf vierundzwanzig. Sie wurden von der Gesammtheit der Aktieninhaber aus der Zahl der Höchstbetheiligten gewählt, so daß sie einen aristokratischen Rath zwischen der Eigenthümergemeinde (dem Board of Proprietors) und dem Gouverneur bildeten.

Engländer u. Franzosen in Carnatic. Nun konnte der Gedanke an Gebietserwerbungen, „um eine Nation in Indien zu werden", erfolgreicher ins Leben treten. Im achtzehnten Jahrhundert erscheinen die Kaufherren der ostindischen Compagnie, die sich wie die deutsche Hansa im Mittelalter zu einem selbständigen Gemeinwesen mit einer festen Organisation entwickelte, als Eroberer.

Sie erweiterten ihre Niederlassungen allmählich zu einem Reiche, das an Umfang und Volkszahl das Mutterland weit überstieg. Bei diesem Unternehmen erschienen die Häupter der Compagnie zugleich als Herrscher und Kaufleute. Zunächst rangen die Handelsherren, welche europäische Miethtruppen aller Nationen in Sold nahmen und sie unter die Führung englischer Offiziere stellten, mit den Franzosen um den Besitz der vorderindischen Küstenländer. Am Ende des siebenzehnten Jahrhunderts hatte die französische Compagnie an der Küste Koromandel das Dorf Pudutscheri von einem eingebornen Häuptling erworben und es in Kurzem durch Bauten und Befestigungswerke so erweitert, daß das Stadtgebiet von „Pondichery" bald der Mittelpunkt des östlichen Handels wurde. Es konnte daher nicht fehlen, daß die Kriege, welche beide Nationen in Europa führten, auch auf Indien zurückwirkten; daß das Carnatic der Schauplatz heftiger Kämpfe zwischen den Engländern in Madras und den Franzosen in Pondichery ward und daß die Einen wie die Andern unter den benachbarten Häuptlingen, Mohammedaner und Hindu Verbündete zu gewinnen suchten. Es ist uns bekannt, daß während des österreichischen Erbfolgekriegs der Seeheld Labourdonnay im Verein mit dem klugen und unternehmenden Dupleix, Gouverneur von Pondichery, die Seestadt Madras einnahm und eine Zeitlang im Besitz hielt (S. 56). Aber im Aachener Frieden wieder an England zurückerstattet, wurde sie durch Erweiterung und Befestigung des Stadtgebietes bald zum Bollwerk der britischen Niederlassungen im Dekhan. Schon bei dieser Gelegenheit machte sich ein englischer Lieutenant Robert Clive, den die Aussicht auf Ehre und Reichthümer in die Dienste der Compagnie geführt hatte, durch Muth und militärisches Talent einen Namen. Er wurde zum Hauptmann befördert und gewann großen Ruhm durch die erfolgreiche Vertheidigung von Arcot (Arkadu), der Hauptfestung des Landes, welche die Engländer durch die Unterstützung eines rebellischen Mahrattenhäuptlings gegen den Nabob von Carnatic in ihre Gewalt gebracht hatten und Dupleix vergeblich für den mohammedanischen Landesherrn wieder 1750.
zu erobern versuchte.

Und schon hatte die Compagnie ihre Blicke auch nach den Gangesländern, ins- *Bengalen u. Dekhan.* besondere nach dem reichen Bengalen gerichtet, wo bereits zu Ende des siebenzehnten Jahrhunderts das Fort William zum Schutze einer Niederlassung am Fluß Hughly errichtet worden war und in Calcutta sich ein neuer Mittelpunkt der englisch-ostindischen Colonialwelt zu bilden begonnen hatte. Wir haben oben erfahren, in welchem zerrütteten Zustande sich das Mogulreich um die Mitte des Jahrhunderts befand: auf allen Seiten von Feinden bedrängt, konnte der Kaiser das Reich nicht mehr zusammenhalten; nicht nur daß die Mahratten und Sikh die Grenzen bedrohten, daß Delhi wiederholt erobert und ausgeplündert ward; auch die Statthalter der Provinzen und Kreise, die Subahdars und Nabobs machten sich unabhängig; die unterjochten Völker fingen an ihre Ketten abzuschütteln; Glieder der herrschenden Dynastie fielen ab; Bandenführer und kühne Abenteurer gründeten selbständige Herrschaften; im Dekhan stand Alles unter Waffen; von Tandschore bis zur Nerbudda wütheten kleine Kriege zwischen eingebornen Stammhäuptern und herrschsüchtigen Statthaltern; und alle Parteien nahmen ihre Zuflucht zu den Europäern mit ihrem Geschütz und ihren geübten Heermannschaften. Engländer und Franzosen mischten sich ein, so daß die Kämpfe der Eingebornen zugleich in London und Paris ihren Wiederhall fanden. Aber wie am Mississippi und am Lorenzstrom trugen auch im Dekhan die Engländer die meisten Vortheile davon. Die Franzosen haben niemals viel Geschick zu Colonisationen gezeigt und wie so oft wurde auch Dupleix, unstreitig der fähigste und unternehmendste der französischen Gouverneure in Ostindien abberufen und mit Undank belohnt. Die 1755.
französischen Statthalter machten gerne Aufwand: Bussy, der Nachfolger von Dupleix,

trug stets ein Gewand von reichem Brocat, Hut und Schuhe mit Gold besetzt; an seiner üppigen Tafel saß er auf einer Art von Thron mit dem königlichen Wappen geschmückt; wenn er ausritt, war er von Sängern und Musikern begleitet, die seine ritterlichen Thaten verherrlichten. Alle diese Umstände kamen der englischen Compagnie zu Statten. Ihre Beamten und Hauptleute, bald von der einen, bald von der andern Partei um Hülfe angerufen oder auch freiwillig ihre Dienste anbietend, mischten sich gerne in die heimischen Fehden und knüpften dann diejenigen, die dem britischen Interesse am nützlichsten schienen, durch Verträge an die Statthalterschaften von Madras, Bombay oder Calcutta. Bald nach der Abberufung von Dupleix ereignete sich eine tragische Begebenheit in Bengalen. Der Subahdar des Landes, Suradsch-ed-Daulah, ein leidenschaftlicher gewaltthätiger junger Mann, der die Engländer haßte, bemächtigte
Juni 1756. sich des Fort William und ließ die Besatzung, hundertundsechsundvierzig Mann in ein dunkles Gemach werfen, „das schwarze Loch" genannt, ein Arrestlocal das etwa zwanzig Personen zu fassen vermochte. In diesem schauerlichen höhlenartigen Raum erlitten die Eingeschlossenen in einer einzigen verzweiflungsvollen Schreckensnacht einen entsetzlichen Tod durch Verschmachten und Ersticken. Am Morgen sah man noch dreiundzwanzig gespenstige Gestalten herauswanken, der elende Ueberrest der unglücklichen Gefangenen. Die Nachricht von dieser Katastrophe und von der Einnahme Calcutta's durch den mohammedanischen Tyrannen verbreitete in Madras Schrecken und Zorn. Alles was britisches Blut in sich hatte, dürstete nach Rache. Auch gegen die Franzosen und Holländer, welche der Besatzung die erflehte Hülfe versagt hatten, entbrannte glühender Haß, nur wenige Meilen davon lag das französische Fort Tschandernagore, und doch konnte die verruchte That geschehen!

Robert Clive. Gerade damals lag Clive, dem die Gesellschaft den Rang eines Obersten verschafft hatte, mit den seeräuberischen Angrias auf der Küste Konkan in Krieg. Es gelang ihm mit Hülfe der Mahratten im inneren Lande den Piratenstaat zu vernichten. Als ihm die Trauerbotschaft vom Falle Calcutta's und von der Gräuelthat in Fort William überbracht war, schiffte er sich sogleich nach Madras ein, um einen Rachezug nach Bengalen zu unternehmen. Die Vorsteher der Colonie übertrugen ihm das Ober-
Okt. 1756. commando über die aus 900 Europäern und 1500 Eingebornen (Sipahi) bestehende Armee, die sofort auf zehn Schiffen, zur Hälfte der Compagnie, zur Hälfte der königlichen Marine angehörend unter Segel ging. In den ersten Tagen des neuen
2. Jan. 1757. Jahres war Calcutta wieder in den Händen der Engländer; bald ergab sich auch die Stadt Hughly, etliche Meilen stromaufwärts. Clive war entschlossen, Bengalen für die Compagnie zu erwerben, sich aber zugleich Schätze zu gewinnen, sei es durch Kriegsbeute oder durch Verträge. Es war kein leichtes Unternehmen, da Suradsch-ed-Daulah über eine Streitmacht von 40,000 Bewaffneten gebot, während der englische Feldherr selbst kaum den zehnten Theil unter seiner Fahne hatte. Dazu kam noch, daß der Subahdar die Franzosen begünstigte und nichts von ihrer Ausweisung hören wollte. Aber Clive setzte alle Hebel ein, um sein Ziel zu erreichen. Er entriß den Franzosen ihre Hauptveste Tschandernagore; er wußte den Subahdar durch kleine Gefechte und Tractate hinzuhalten, bis er Zeit gefunden, in seiner Umgebung Abfall und Verrath anzustiften; er schloß mit den Mahratten insgeheim einen Kriegsbund und drohte dem Herrscher, „er werde in seinem Lande eine solche Flamme anzünden, daß alles Wasser des Ganges sie nicht auszulöschen vermöge." Clive erreichte seinen Zweck. Als
Juni 1757. es zu der Schlacht bei Plassey kam, wurde Suradsch-ed-Daulah in Folge der Verrätherei seines stammverwandten Anführers Mihr Dschaffier geschlagen und auf der Flucht in Murschidabad auf Befehl des treulosen und grausamen Stadtdirectors hingerichtet, ein junger Mann von kaum zwanzig Jahren und ebenso schlau als gewalt-

thätig. Siebenhundert Kisten mit Geld und Kostbarkeiten wurden unter Trompetenschall nach Calcutta gebracht; Clive's Antheil an Beute und Gewinn soll sich auf 230,000 Pf. St. belaufen haben. Dies war der Anfang der englischen Herrschaft in Bengalen. Wie die römischen Proconsuln, so hat auch Clive alle Mittel angewandt, Gewalt und List, Betrug und Verrath, um zu seinem Ziel zu kommen. Der neue Nabob Mihr Dschaffier und sein Sohn Mirum waren gänzlich von den Engländern abhängig, die Schutz gegen die Mahrattenhäuptlinge wie gegen den Kaiserhof von Delhi gewährten. Clive wurde von dem Directorenhof zum Präsidenten von Calcutta ernannt und erwarb der Compagnie den Alleinhandel mit Salpeter und für sich unermeßliche Reichthümer, mit denen er sich einige Jahre später nach England einschiffte, nachdem er noch die holländische Factorei Tschinsura durch eine drohende Haltung gezwungen hatte, die englische Herrschaft nicht ferner durch Umtriebe und Ränke zu beunruhigen. Febr. 1760.

Mittlerweile war in Europa der Krieg zwischen Frankreich und England ausgebrochen, dessen Wechselfälle sich auch in Ostindien bemerkbar machten. Der Vertreibung der Franzosen aus Bengalen folgten die bereits angedeuteten Verluste in Carnatic (S. 95). Wenn es im Juni dem französischen Befehlshaber Lally Tollendal gelang, das mit Munition und Besatzungsmannschaft schlecht versehene Fort St. David zur Uebergabe zu zwingen, so wurde er dagegen genöthigt die Belagerung von Madras, die er zwei Monate lang fortgesetzt, mit Verlust aufzugeben. Und nun folgte ein zweijähriger wechselvoller Krieg im Süden der Halbinsel, an welchem die Radschah von Tandschore, Tritschinopoti, Masulipatam auf der einen oder andern Seite Theil nahmen. Nach der verlustvollen Schlacht von Wandewash, wo der tapfere Oberst Bussy in Gefangenschaft gerieth, und der englische Anführer Coote, den Clive aus Bengalen nach Carnatic entsandt hatte, sich des feindlichen Lagers mit allem Geschütz bemächtigte, sammelte Lally Tollendal alle französischen Streitkräfte und Miethtruppen in Pondichery, um dieses Bollwerk der französischen Herrschaft zu vertheidigen. Aber Erschöpfung und Mangel an Lebensmitteln zwangen den General und Gouverneur nach einer mehrmonatlichen Belagerung Stadt und Citadelle von Pondichery den Engländern vertragsweise zu übergeben. Damit zerrannen die glänzenden Träume eines französischen Reichs im Osten für immer; zwei Factoreien auf der Malabarischen Küste waren jetzt die einzigen Besitzungen der Franzosen in Indien. Von der Zeit an nahm auch in Carnatic und im ganzen Süden des Dekhan die englische Herrschaft immer größere Dimensionen an. Die eingebornen Subahdars, Nabobs und Radschahs traten in die Bundesgenossenschaft und bald in die Zins- und Dienstpflicht der Compagnie. Lally Tollendal aber, ein übermüthiger und barscher, jedoch auch tapferer und energischer Mann, starb wie früher berichtet, auf dem Schaffot. Compagnie und Regierung forderten ein Opfer und das Pariser Parlament war servil genug, der Rachsucht durch einen Justizmord zu genügen. In den Präliminarien von Fontainebleau, auf Grund deren bald nachher der Friede von Paris zum Abschluß kam, wurde wie uns bekannt, Pondichery an Frankreich zurückgegeben; aber mit der französischen Herrschaft in Dekhan war es eben so vorbei, wie mit der Herrschaft am Mississippi. Pondichery blieb eine Factorei und Niederlassung für den französischen Handel wie Goa für den portugiesischen. Die politische Macht dagegen ging gänzlich an England über.

Englands Uebergewicht in Indien. 2. Juni 1758. Febr. 1759. 22. Jan. 1760. 18. Jan. 1761.

3. Die englisch-ostindische Handelsgesellschaft unter Lord Clive und Warren Hastings.

Clive hatte in Bengalen den Weg gezeigt, wie man durch Hinterlist, treulose Politik, verbunden mit Waffengewalt zu Herrschaft und Reichthum gelangen könne. Englische Politik in Indien.

Dieses Verfahren wurde nun in Indien systematisch ausgebildet und in Anwendung gebracht. Der Kaiserhof von Delhi, wo nach der Ermordung Ahmed Schahs sein Sohn Schah Sada den Mogulsitz einnahm, hatte zu wenig Macht und Ansehen, um die Einheit des Reiches aufrecht zu halten. Alle Versuche, die abgefallenen Statthalter, Kreisvorsteher oder Bandenhäuptlinge zum Gehorsam zu bringen, schlugen zum Vortheil der Europäer aus, welche mit großer Klugheit sich in die inneren Streitigkeiten einmischten. Religionshaß zwischen Hindu und Mohammedanern, die in der orientalischen Welt so gewöhnlichen Familienfehden, Ehrgeiz, Habsucht und Leidenschaften aller Art boten schwache Seiten in Menge dar, in welche die Briten ihre scharfen Waffen einsetzen konnten. Bald unterstützten sie die Abtrünnigen gegen das kaiserliche Oberhaupt oder dessen Wessire; bald warfen sie sich zu Schiedsrichtern in den inneren Kämpfen auf. Zeigte sich Meuterei oder Aufruhr im Heer, in das man immer mehr Eingeborne (Sipahi, Sipoys) aufzunehmen genöthigt war, so wurde mit unerbittlicher Strenge und grausamer Bestrafung die Disciplin hergestellt. Die Directoren der Compagnie billigten und begünstigten die Eroberungspläne ihrer Hauptleute und Angestellten, weil damit zugleich vortheilhafte Handelsverträge und Monopolrechte erzielt wurden. Die Binnenzölle mußten häufig zu Gunsten der englischen Kaufmannschaft aufgehoben werden. Bald nach Clive's Abgang machten die Vorsteher der Compagnie in Calcutta weitere wichtige Eroberungen. Als Mirum, der Sohn des englischen Schützlings Mihr Dschaffier während eines Feldzugs in seinem Zelte vom Blitz erschlagen ward, entstand im Hause des Nabob ein Streit um die Nachfolge, indem der Bruder Dschaffiers, Mihr Kossim, seine jüngeren Neffen von dem hohen Amte auszuschließen suchte. Die Engländer bewogen nun Mihr Dschaffier ihnen seine Rechte gegen ein Jahrgehalt abzutreten, der erste fürstliche Pensionär der Gesellschaft. Mihr Kossim rüstete sich zur Gegenwehr; er stellte einen Schweizer Namens Somru, der in französischen Diensten gestanden hatte, an die Spitze seiner Armee und begann seine Feindseligkeiten mit der Ermordung aller englischen Gefangenen in seiner Hauptstadt Patna, eine Gräuelthat, die mit der Grausamkeit des Suradsch-ed-Daulah im Fort William auf gleicher Stufe steht. Die Zahl der auf Veranstaltung Somru's Ermordeten wird auf zweihundert angegeben. Bald rückten die Engländer in Behar ein und näherten sich Patna. Der Nabob wagte es nicht, trotz seiner Ueberlegenheit an Truppen, sich allein dem Feinde entgegenzustellen. Er wandte sich nach Allahabad an den Nabob von
22. Okt. 1761. Audh um Hülfe. Dieser willfahrte seiner Bitte; aber in der Schlacht von Buxar erlag das vereinigte Heer der beiden indischen Großbeamten der europäischen Kriegskunst. Noch nie waren so zahlreiche Streitkräfte in dem Colonielande einander gegenübergestanden. Die indische Armee soll sich auf 40,000 Mann belaufen haben, während die britischen Befehlshaber nur 1200 Europäer und 8000 Sipoys ins Feld führen konnten. Der Sieg, der mit einem Verluste von 847 Todten und Verwundeten auf Seiten der Engländer erkauft ward, begründete die Herrschaft der Compagnie im Norden des Vindjagebirges. In Patna wurde ein jüngerer Sohn Mihr Dschaffiers als Nabob eingesetzt, nachdem er sich verpflichtet hatte, die Hut des Landes den englischen Befehlshabern zu überlassen und bei der Regierung sich nach dem Rathe der Compagnie zu richten. Die Urheber des Blutbads aber, Mihr Kossim und Somru entkamen durch die Flucht und fanden ein unbekanntes Ende. Selbst der Mogul Schah Alum, der mit dem Nabob-Wessir von Audh in Feindschaft lebte, ließ sich mit dem Directorenhof in Calcutta in Verhältnisse ein, die in Kurzem den Abkömmling Timurs und Babers zu einem Schützling der Handelsgesellschaft machten. Die Engländer gewährten allen Statthaltern und Dynasten, die sich unterwarfen, reiche Einkünfte und befreiten sie von der Last des Regierens. Der Nabob von Nisamut war über die ihm

gewährten Bedingungen so erfreut, daß er ausrief: „Gott sei Dank, nun kann ich mir so viele Tänzerinnen halten, als ich Lust habe!" Zu diesem Geschäfte bedurfte man eines zuverlässigen und erprobten Mannes. Daher wurde Clive von dem Directorenhof in London zum zweitenmal nach Calcutta geschickt, wo er am 3. Mai 1765 anlangte. 3. Mai 1765.

Wie hatte man den berühmten Eroberer bewundert, als er vor vier Jahren mit Schätzen zurückkam, die ihm eine Jahreseinnahme von 40,000 Pf. St. eintrugen! Er wurde zum Lord erhoben und in das Unterhaus gewählt. Graf Bute suchte ihn für seine Partei zu gewinnen, aber Clive schloß sich Pitt an. Doch fehlte es auch nicht an Neidern und Gegnern. Sulivan, der Vorsitzende im Directorenhof, ein Anhänger Butes und mehr auf den Handel als auf den Staat bedacht, suchte Clive's Namen und Ansehen zu untergraben. Es gelang ihm nicht; vielmehr kam die Compagnie, beunruhigt über Berichte aus Calcutta zu dem Entschluß, ihm abermals die Führung der Dinge in Bengalen zu übertragen, in der Ueberzeugung, daß nur ein so erfahrener und energischer Mann im Stande sei, das begonnene Werk mit Geschick und Erfolg zu Ende zu führen. Nachdem der Directorenhof durch neue Wahlen umgestaltet worden, gab man dem Lord die von Mihr Dschaffier empfangenen Geschenke, die man ihm gerichtlich streitig gemacht, zurück und ernannte ihn zum Gouverneur und Oberbefehlshaber in Bengalen, und Clive besaß Ehre und Nationalgefühl genug, die Interessen des Landes einem bequemen Leben in der Heimath vorzuziehen. Clive in England 1761—65.

Während seiner zweiten indischen Periode entfaltete Clive die größte organisatorische Thätigkeit, um die britische Herrschaft am Gangeslande sicher zu stellen und zugleich die bestehenden Uebelstände in der Armee und Verwaltung zu beseitigen. In einer persönlichen Zusammenkunft in Benares brachte er den Nabob-Wessir von Audh dahin, daß er mit der Compagnie einen Freundschaftsbund schloß und die Gebiete von Allahabad und Korah abtrat. Mit dem Kaiser von Delhi, der aufs Neue von einem Angriff der Mahratten bedroht war, wurde ein Vertrag geschlossen, kraft dessen der Großmogul gegen eine hohe Jahresrente die Provinzen Bengalen, Orissa und Behar als Lehnstaaten der Compagnie übertrug, wofür diese ihn gegen die Mahratten und andere Feinde zu schützen sich verpflichtete. Dem Kaiser in Delhi blieb der Schein der Hoheit und Majestät; die Macht und Herrschaft aber kam an die Handelsgesellschaft. „In der indischen Staatsweisheit", schrieb Clive an die britische Regierung, „besteht das Wesen zum großen Theil in der Form. Seitdem wir die Steuern erheben, sind wir in der That auch die Herren des Landes. Dem Kaiser und den Statthaltern bleibt bloß der Name und Schatten der Herrschaft. Uns geziemt es aber und nutzt es, diesen Schatten in Ehren zu halten." Während Clive's Abwesenheit in England waren bei dem Heer und unter den Beamten in Bengalen große Mißstände eingetreten. Offiziere hatten sich von den eingebornen fürstlichen Häuptern eine bedeutende Gehaltszulage, „die doppelte Batta" ausbedungen, zu deren Fortzahlung sie dann auch den Rath von Bengalen anhielten; die Beamten wußten den kärglichen Gehalt, den der Directorenhof gewährte, zu erhöhen, indem sie sich bestechen ließen oder im Handel übervortheilten. „Fast jeder Engländer in Bengalen", sagt Mahon, „begann seine schleunige Bereicherung als ein Recht und die unterworfenen Eingebornen als seine Beute zu betrachten." Clive suchte diese Uebel zu beseitigen. Die Civilbeamten mußten sich schriftlich verpflichten, künftig von den eingebornen Fürsten keine Geschenke mehr anzunehmen und sich von Handelsgeschäften fern zu halten. Dafür bewirkte Clive, daß die Compagnie ihnen gegen eine geringe Abgabe das Salzmonopol überließ, das beträchtlichen Gewinn abwarf. Schwieriger war der Versuch, den Militärbeamten die doppelte Batta zu entreißen. Als die erste Kunde sich verbreitete, daß der Gouverneur auf Grund eines Clive's zweite Statthalterschaft u. Ausgang.

Beschlusses des Directorenhofes die Auszahlung der Zulage nicht länger gestatten werde, machten die Offiziere in Monghir ein geheimes Complot, an einem bestimmten Tag sämmtlich ihre Entlassungsgesuche einzureichen. Sie hielten sich für unentbehrlich und wollten durch diesen einmüthigen Schritt den Statthalter nöthigen, auf ihre Bedingungen einzugehen. Sir Robert Fletcher, der nächste im Commando, galt als der geheime Anstifter. Aber durch Klugheit und Energie zerriß Clive den conspiratorischen Plan. Er traf die Anordnung, daß für den Fall des Austritts aus dem Dienst von Madras eine genügende Anzahl Offiziere nach Calcutta eingeschifft wurde, um an die Stelle zu treten. Zugleich versicherte er sich der Anhänglichkeit der Gemeinen und insbesondere der eingebornen Sipoys. So von allen Seiten gedeckt, schritt er gegen die Meuterei mit Kraft und Entschlossenheit ein. Die Schuldigen wurden verhaftet und in Calcutta vor Gericht gestellt. Die Rädelsführer büßten mit Gefangenschaft oder Dienstentsetzung, die jüngeren, die um Gnade und Verzeihung baten, kamen gelinder weg. Die doppelte Batta wurde abgeschafft, aber als Entschädigung errichtete Clive aus der Summe, die ihm der kürzlich verstorbene Nabob Mihr Dschaffier vermacht hatte, eine Unterstützungskasse für invalide Offiziere und Soldaten der ostindischen Compagnie. Der Governor selbst bewies während dieser zweiten Periode seiner indischen Verwaltung große Uneigennützigkeit und wies alle Geschenke von der Hand, so daß er später im Parlament sich rühmen konnte, daß er sein zweites indisches Commando ärmer verlassen als angetreten habe. Seine Feinde konnten ihm dann freilich entgegnen, daß die Tugend der Uneigennützigkeit nicht schwer zu üben sei, wenn man sich bereits ein Einkommen von 40,000 Pf. St. erworben habe. Aber wie sehr auch der Vorwurf mit Recht gegen den Befehlshaber Clive erhoben werden konnte, daß er während seines ersten indischen Aufenthalts seine Hände nicht rein gehalten habe von schmutziger Gewinnsucht und in den Händeln mit den eingebornen Fürsten und Amtleuten auch unehrliche und unmoralische Künste in Anwendung gebracht, so hat die englische Nation doch stets den „Baron von Plassey“ als den Grundleger des indobritischen Reiches in Ehren gehalten. Als Jan. 1767. zu Anfang des Jahres 1767 seine zerrüttete Gesundheit ihn zur Rückkehr nach Europa nöthigte, konnte die Geschichte von ihm rühmen, „daß sein zweites Commando durch seine Reformen eben so wichtig gewesen, wie das erste durch seine Eroberungen.“ Er empfahl dem Directorenhof in London mehr Freigebigkeit gegen die Angestellten, wodurch manche Unterschleife, manche Versuchungen zu gewinnsüchtigen Frevelthaten und Gesetzesübertretungen vermieden würden, aber die engherzigen Kaufherren hatten nur den eigenen Vortheil, die eigene Bereicherung im Auge. Sie wollten ihre hohen Dividenden nicht vermindert sehen. Ja der Neid über den reich gewordenen Lord und seinen großen Aufwand ging so weit, daß seine Feinde, die an Gewinnsucht ihm nicht nachstanden, wohl aber von seiner „fürstlichen Großmuth im Geben“ weit entfernt waren, im Parlamente eine Anklage gegen ihn erhoben, er habe seine Macht mißbraucht, den öffentlichen Dienern ein böses Beispiel gegeben und dem englischen Staat Schaden und Unehre zugefügt. Der Angeklagte vertheidigte sich in mehreren Sitzungen mit solcher Kraft und Würde, daß der Antrag mit den Worten abgewiesen ward, Clive habe zugleich dem Vaterland große und rühmliche Dienste geleistet. Dennoch war die Anklage ein Nagel zu seinem Sarge; sein stolzer Geist fühlte sich gekränkt und beleidigt. Von jeher melancholischen Temperaments, wurde er von der Zeit an noch trübsinniger. In seinen prächtigen Hallen zu Claremont oder unter den stattlichen Cedern seines Parks war er weit weniger glücklich als früher im Lager von Carnatic und in den Rathszimmern Bengalens. Seine Gesundheit hatte in dem tropischen Klima gelitten; er hatte heftige oft wiederkehrende Krämpfe, gegen die er bloß im Opium eine vorübergehende verrätherische Hülfe fand. Als die Leiden unerträglich wurden, macht

er seinem Leben selbst ein Ende, erst neunundvierzig Jahre alt, ein geborner Staats- 22. Nov.
mann und Militär, nicht durch Studien, sondern in einer praktischen Lebensschule 1774.
herangebildet.

Um die Zeit, da Clive nach London zurückkehrte, begann im südlichen Dekhan Haider Ali.
ein Abenteurer von großer Schlauheit, treulosem Gemüthe und unternehmendem Geiste seine wunderbare Laufbahn, die ihn vom Sohne eines armen Fakirs und Räuberhauptmanne zum Beherrscher eines Reiches emporführte, das die beiden Küsten des südlichen Indiens berührte und in Maissur und dem Herrschersitz Seringapatam seinen Mittelpunkt hatte. Dieser Mann war Haider Ali. Durch seinen Bruder, der bei dem Radscha des Hindureiches Maissur ein Hofamt bekleidete, in die Dienste dieses Fürsten gezogen, schwang er sich durch Tapferkeit und Verstand wie durch Gewissenlosigkeit, Grausamkeit und Hinwegsetzen über alle Gebote der Sittlichkeit bald zu einer Stellung auf, in der er nicht nur über den Radscha selbst, sondern über mehrere andere eingeborne Fürsten souveräne Gewalt übte. Die Engländer in Madras wurden bald durch den vorstrebenden Ehrgeiz des Mannes beunruhigt: sie hofften in Nisam Ali, dem Subahdar des Dekhan, und in den Mahratten Bundesgenossen gegen ihn zu finden: allein der intrigante Haider wußte diese für sich selbst zu gewinnen; und wenn auch
Nisam sich als eine schwache Stütze erwies, indem er in der Schlacht von Trinomali, Sept. 1767.
wo er mit dem Maissorier vereint der britischen Armee gegenüberstand, die Flucht ergriff und dadurch dem Feinde zu einem entscheidenden Sieg verhalf, so wußte doch Haider die einheimischen Kräfte viel erfolgreicher zu verbinden und den europäischen Handelsherren einen viel nachdrücklicheren Widerstand entgegenzusetzen, als irgend einer der andern Häupter, Hindu wie Mohammedaner, mit denen sie bisher in Conflict gekommen. Die Angestellten in Bombay hatten sich der Seestadt Mangalore bemächtigt; aber ganz unerwartet stürzte Haider Ali mit seinen abgehärteten Schaaren von den
Ghats herunter und zwang die Engländer zum raschen Abzug. Im nächsten Jahr Mai 1768.
stand er wieder in den südlichen Ebenen des Carnatic, bedrängte den Nabob von 1769.
Arcot, den Verbündeten der Engländer und rückte bis an die Grenzen des Stadtgebiets von Madras. Ein glühender Feind der englischen Nation war er stets bereit mit den Mahrattenhäuptlingen zu Puna oder mit den französischen Statthaltern von Pondichery ein Bündniß gegen sie zu schließen. Ohne alle Kenntnisse — er konnte weder lesen noch schreiben — aber mit naturwüchsigem Verstand und Scharfsinn begabt, traf er im Felde wie in der Verwaltung mit instinctivem Takte die zweckdienlichen Anordnungen und seine Neigung zu Genuß und Sinnlichkeit wurde nie so mächtig, daß er darüber seine ehrgeizigen Pläne aus dem Auge verloren hätte. Wie viel Zeit er bei Wein und Tänzerinnen verbrachte, er fand stets die rechte Stunde zu Listen und Ränken, zu Krieg und Waffenthaten. So furchtbar erschien sein Auftreten in der Ferne, daß im Frühling 1769 die indischen Papiere innerhalb weniger Tage um mehr als sechzig Procent fielen. Selbst die englische Regierung wußte er günstig für sich zu stimmen, indem sein Agent Macpherson durch unrichtige Darstellung des Sachverhalts das Ministerium gegen die Compagnie einzunehmen verstand. — Mit seiner Hülfe leisteten die Mahratten von Puna und Sattara so erfolgreichen Widerstand, daß in der Präsidentschaft Bombay die ostindische Hansa viele Jahre lang keine bedeutenden Fortschritte machen konnte. Der Hauptmann Hartley wurde zu dem Vertrag von Wargam gezwungen, den man in England mit Recht als die größte Beschimpfung der englischen Waffenehre betrachtete, ein Saratoga im Kleinen. Die Gewalt der Engländer blieb auf die Hauptstadt nebst der Insel Salsette und einigen Orten auf der Küste Koncan beschränkt, bis der Generalstatthalter Warren Hastings von Bengalen aus durch den Oberst Goddard und den Hauptmann Popham energischer und erfolgreicher eingriff. Jener stellte die durch den

21*

Vertrag von Wargam befleckte Ehre des anglo-indischen Namens durch glänzende Waffenthaten her und dieser erwarb sich großen Ruhm, als er die „bethürmte Klippe" Gwalior, die für uneinnehmbar geltende Felsenburg auf Leitern erstieg.

Lord Norths Regulative. 1770. Lord Clive war noch am Leben, als in Bengalen in Folge einer Dürre eine Mißernte eintrat, die eine furchtbare Hungersnoth erzeugte. Tausende von Menschen starben täglich auf den Straßen, an vielen Orten erlag ein Drittheil der Bewohner dem gräßlichen Elend. Man beschuldigte die Diener der Gesellschaft, sie hätten durch Wucher mit Reis den Nothstand vermehrt. Dies gab der Regierung und dem Parlament Ver-
Febr. 1773. anlassung, Einsicht von den Dingen zu nehmen und durch ein „Regelungsgesetz" die ostindische Hansa unter eine gewisse Controle des Staats zu stellen. Die Dividende sollte sechs bis acht vom Hundert im Jahr nicht übersteigen, das Wahlrecht der Aktieninhaber wurde durch Erhöhung der Einlagesumme auf tausend Pf. beschränkt und der Krone die Macht eingeräumt, in Calcutta ein Obergericht zu bestellen und dem von dem Directorenhof ernannten Gouverneur nebst den Räthen die Bestätigung zu ertheilen. Der auf diese Weise eingesetzte Statthalter von Bengalen sollte zugleich Generalgouverneur von ganz Indien sein.

Warren Hastings, erster Generalstatthalter. Dieses erweiterte Amt wurde **Warren Hastings** übertragen, dem Sprößling einer alten aber in ihren Vermögensverhältnissen heruntergekommenen Familie aus der Grafschaft Worcester, der schon mehrere Jahre in Indien gelebt und in der Armee wie in der Verwaltung der ostindischen Hansa hervorragende Dienste geleistet hatte; ein Mann von kleiner unscheinbarer Gestalt aber von fester Entschlossenheit, von unwandelbarer Willenskraft und Beharrlichkeit und von wissenschaftlich gebildetem Geiste. Unter den Räthen befand sich Sir Philipp Francis, der Verfasser der Juniusbriefe. Hastings hatte ein schweres Amt: von dem Directorenhof abhängig und zugleich der Regierung verantwortlich, mußte er Zwecke zu vereinigen suchen, die nach verschiedenen Richtungen auseinander gingen. Ueber Mohammed Reza Khan, der sieben Jahre lang in Murschidabad das wichtige Amt eines Naib Dewan oder Finanzministers versehen hatte, waren viele Klagen wegen Betrug und Unterschleif erhoben worden: Hastings ließ ihn zur gerichtlichen Untersuchung nach Calcutta bringen und übertrug das Steuer- und Finanzamt unmittelbar den Beamten der Gesellschaft. Dem Nabob, dem unmündigen Sohn Mihr Dschaffiers wies er eine Jahresrente an und übergab die Vormundschaft nicht der Mutter, sondern der Munny Begum, einer ehemaligen Tänzerin aus dem Harem des Nabob, einer „erklärten Feindin" von Mirza Khan. — Schah Alum von Delhi knüpfte mit den Mahratten geheime Verbindungen an, in der Absicht den Engländern die Provinzen wieder zu entreißen, womit er Lord Clive belehnt hatte. Hastings vereitelte das Vorhaben und entzog zur Strafe dem Mogul die bisher genossene Jahresrente. — Wir wissen, daß einst die Rohillas, ein kräftiger Afghanenstamm sich in dem Lande zwischen dem Ganges und dem Gebirge in „Rohilkand" niedergelassen. Mit diesen lag der Nabob-Wessir von Audh, Sudscha Daula in fortwährenden Kämpfen. Seine eigenen Truppen, feig und unkriegerisch, vermochten den abgehärteten Nachbarn nicht zu widerstehen. Da schloß der Nabob auf einer Zusammenkunft in Benares mit Hastings einen Vertrag ab, des Inhalts, daß der Statthalter mit englischem Kriegsvolk zu Hülfe kommen, der andere dafür eine hohe Geldsumme in die
April 1774. Hansa-Kasse von Calcutta zahlen sollte. Die Rohillas wurden geschlagen; ihr greiser Häuptling Hafiz, der von einem Hügel aus die Seinen zum Kampf ermuthigt, suchte und fand den Tod durch eine britische Lanze; die Soldaten des Nabob, die sich während des Treffens schmachvoll benommen hatten, zeigten desto mehr Eifer im Plündern und Verwüsten des Landes. Hastings führte ein neues System der Grundbesteuerung ein, das auf fünfjährigen Verpachtungen beruhte, und sorgte für bessere Rechtspflege und

Verwaltung durch Einführung von Bezirksgerichten und Bezirksämtern. Der Hindufürst Schehte Sing, der die an Affen und Büßern reiche Gangesstadt Benares bewohnte, mußte den Tribut, den er bisher nach Audh entrichtet hatte, nach Calcutta bezahlen.

Es konnte nicht fehlen, daß so durchgreifende und eigenmächtige Maßregeln Angriffe und Widerspruch hervorriefen. Das Verfahren gegen die Rohillas hatte im Parlament viele Gegner. Die meiste Opposition jedoch fand Hastings in der nächsten Umgebung, bei den neuernannten Räthen, insbesondere dem reizbaren, leidenschaftlichen und unverträglichen Francis. Sie sandten gehässige Berichte nach London, suchten alle Anordnungen des Generalgouverneurs rückgängig zu machen und griffen auch in die ihnen ganz fremden Angelegenheiten von Bombay ein, das jetzt nach dem neuen Gesetz eine untergeordnete Präsidentschaft bildete. Ja sie nahmen die Anklage des Radscha Nuncomar, eines dem Statthalter feindlich gesinnten Brahmanen entgegen, wonach dieser zu seinen eigenmächtigen Handlungen durch Bestechung vermocht worden, mußten aber erleben, daß ein Schwurgericht in Calcutta unter dem Oberrichter Impey, einem Studienfreund von Hastings, den Ankläger wegen Fälschung einer Urkunde zum Tode verurtheilte und daß das Haupt der Brahmanen Bengalens, ein siebenzigjähriger Greis an dem Galgen starb. Es war natürlich, daß die Opposition sich nunmehr auch gegen Impey richtete. Oberrichter und Generalgouverneur, hieß es, sind Schulfreunde und spielen unter Einer Decke. In Calcutta aber hatte das energische Vorgehen die Wirkung, daß die Autorität des Statthalters stieg und seine Befehle und Anordnungen Gehorsam fanden. Der Schrecken erstickte jede gerechte wie ungerechte Beschwerde. Francis wurde bald nachher wegen eines anstößigen Liebeshandels mit einer verheiratheten Dame von demselben Oberrichter Impey zu einer beträchtlichen Geldstrafe verurtheilt. — In England waren die Stimmen für und gegen Hastings getheilt. Lord North hätte ihn gerne abberufen; aber das Gesetz bestimmte eine fünfjährige Amtsdauer; nur wenn die Directoren einen förmlichen Antrag in diesem Sinne an die Regierung richteten, konnte die Abberufung früher geschehen. Allein weder in dem Directorenrath, noch bei der Actiengemeinde konnte ein solcher Antrag durchgesetzt werden. Da reichte Oberst Maclean, erschreckt durch einige Drohreden des Ministers gegen die Gesellschaft und den Gouverneur, im Namen Hastings', seines Freundes und Gönners ein Entlassungsgesuch ein, ein Schritt, zu dem er sich durch einen ältern Brief des Generalstatthalters, den dieser jedoch später ausdrücklich widerrufen hatte, für ermächtigt hielt. Die Directoren nahmen das Gesuch an. Wie erstaunte man in Calcutta, als im Juni ein englisches Paketschiff im Hughly Anker warf und die Nachricht überbrachte, daß der Generalstatthalter auf sein Ansuchen seines Amts entlassen sei. Gerade damals war Hastings mit weiteren Reformen beschäftigt: er hatte eine eigene Behörde errichtet, um eine neue Abschätzung der Grundsteuer vorzunehmen, er hatte in Audh seine volle Autorität hergestellt, er hatte einen großartigen Plan zu Subsidienverträgen mit eingebornen Fürsten entworfen. Und nun sollte er seinen Feinden weichen? Er protestirte gegen den Beschluß. Allein Clavering, neben Francis sein erbitterter Gegner im Rathscollegium, übernahm sofort die Würde eines Generalstatthalters. Ganz Bengalen spaltete sich in zwei Parteien; doch stand die Mehrheit zu Hastings. Man rief die Entscheidung des Gerichts an. Dieses fällte unter dem Vorsitz Impey's das Urtheil: „Hastings' Amtsentsetzung sei ungültig und Clavering nicht berechtigt die höchste Gewalt an sich zu reißen." Diesem Ausspruche des Oberrichters, sagte Hastings später, verdankte ich die Rettung meines Vermögens, meiner Ehre, meines Rufes. Jetzt aber wollte er seinen Sieg noch weiter treiben; er erklärte, daß Clavering durch sein anmaßendes Auftreten seine Stelle im Rath und sein Commando im indischen Heer verwirkt habe. Da entschied jedoch das Gericht, daß das Collegium nicht berechtigt sei,

Randnotizen: Hastings u. seine Gegner in Calcutta — 5. Aug. 1775. — Oktbr. 1776. — Juni 1777.

Aug. 1777. eines seiner Mitglieder auszustoßen. Einige Wochen nachher starb Clavering; die Vorgänge hatten den strengen heftigen Mann in seiner Gesundheit angegriffen. Doch hatte er sich zuvor mit Hastings ausgesöhnt und der Hochzeit desselben mit Marianne Imhoff, der geschiedenen Frau eines deutschen Miniaturmalers beigewohnt. Imhoff, mit einer reichlichen Geldsumme abgefunden, begab sich nach Weimar, wo er mit einer Schwester der Goethe'schen Frau von Stein eine zweite Ehe einging. Sir Philipp Francis lebte noch drei Jahre in Calcutta, ohne sich mit Hastings aufrichtig auszu-
17. Aug. 1780. söhnen. Vor seiner Abfahrt nach Europa sandte er dem Statthalter eine Herausforderung; zum großen Erstaunen der neugierigen Hindu fand der Zweikampf in einer Ebene am heiligen Gangesstrom wirklich statt und Francis erhielt eine leichte Verwundung. Nachdem er geheilt war schiffte er sich nach London ein.

Hastings gegen Haider Ali und Tippu Saib. Die Opposition im Rath von Calcutta war durch die Abreise Francis' und durch den Tod seiner beiden Collegen niedergeworfen und Hastings konnte nun seine ganze Thatkraft nach Außen richten. Und bald merkte man sowohl in Bombay als in Madras daß ein kräftiger Geist und ein starker Arm das Ruder führte. Der ganze Süden des Dekhan war in kriegerischer Bewegung. Zwischen dem Nabob von Carnatik in Arcot und dem Radscha von Tandschore war Feindschaft und Fehde entstanden, in welche sich die Angestellten der Compagnie mischten; der zwischen Frankreich und England wegen Amerika ausgebrochene Krieg hatte sich auch nach Indien ausgedehnt und die Eroberung aller französischen Besitzungen, Pondichery, Tschandernagore in Bengalen und Mahé an der Küste von Malabar durch die Engländer zur Folge gehabt; in Madras herrschten ähnliche Streitigkeiten zwischen dem Statthalter Pigot und den Räthen und Hauptleuten wie vordem in Calcutta, die auf den Gang der politischen und militärischen Dinge lähmend und verwirrend einwirkten. Pigot, der einst als Schreiber nach Madras gekommen und sich im Laufe der Zeit ein Vermögen von 400,000 Pf. St. und den Titel eines Lords erworben, war von Oberst
Aug. 1776. Stuart bei einem Mittagessen verhaftet worden und wenige Monate nachher in Folge fieberhafter Aufregung gestorben. Ein Wucherer, Paul Benfield, ursprünglich ein geringer Diener der Compagnie, dem Burke's Rede „von den Schulden des Nabobs von Arcot" einen Namen verschafft hat, wie im Alterthum Cicero dem Verres, hatte eine Geldforderung von 162,000 Pf. St., die ihm der Nabob und von 72,000 Pf., die ihm einige Einwohner von Tandschore schuldig seien, eingereicht. Wie trefflich wußte der schlaue Haider Ali alle diese Wirren zu seinem Vortheil zu verwerthen! Er hatte sein Heer nach und nach zu einer Stärke von 100,000 Mann gebracht, in ihm dienten mehrere hundert Franzosen und es war mit europäischer Artillerie versehen, so daß er als Gebieter in der ganzen Halbinsel auftreten konnte. Gleich einer „dunkeln Wolke" stürzte er sich mit seinen Schaaren von den Bergen herab und bedrohte die schönen Landhäuser um Madras mit Verwüstung. Sein Sohn Tippu Saib hatte eine Abtheilung der britischen Armee unter
10. Sept. 1780. Oberst Baillie angegriffen und durch seine Uebermacht erdrückt, so daß sechsunddreißig Offiziere auf dem Kampfplatz blieben, die Ueberlebenden, Führer wie Gemeine in Gefangenschaft geriethen und eine barbarische Behandlung erdulden mußten. Da beschloß Warren Hastings die Intervention, zu der er vermöge seiner Stellung als Generalstatthalter sowohl berechtigt als verpflichtet war, nicht länger zu verzögern. Hatte er doch im vorher-
Jan. 1779. gehenden Jahr den erwähnten schmachvollen Vertrag von Wargam in der Statthalterschaft Bombay gerächt. Nun sandte er den General Sir Eyre Coote, der kurz zuvor zum zweitenmal in Indien angelangt war, von der Regierung zum Befehlshaber und Collegienrath ernannt, mit einigen tausend Mann nach dem Dekhan, um dem gefährlichsten und mächtigsten Feind des britischen Namens entgegenzutreten. Dieser lieferte, nachdem er Verstärkungen aus Madras an sich gezogen, den beiden Häuptlingen Vater

und Sohn bei Wandewasch oder Porto Novo eine Schlacht, worin die Engländer über 1. Juli das zehnmal stärkere Heer des Sultan von Maisore einen vollständigen Sieg davon 1781. trugen. Der Feind floh mit einem Verluste von 10,000 Mann, während die britische Armee nur 300 Todte und Verwundete zählte. Auch ein zweites Treffen, das nach dem Dorfe Pollilur genannt ward, endete mit einem Sieg. Das offene Land wurde wieder erobert, das Carnatik war gerettet. Haider Ali und sein Sohn verloren aber darum weder den Muth noch die Kampflust. Im Bunde mit den Franzosen, die ihren berühmtesten Admiral Suffrein, den ehemaligen Bailli des Malteserordens, eben so kühn und unternehmend als umsichtig und verständig, mit einer Flotte in die indischen Gewässer geschickt hatten, setzten sie ihre Kriegszüge fort. Den Engländern, die um diese Zeit in Lord Macartney einen erfahrenen Gouverneur für Madras erhielten, gelang es, die Stadt Kalikut in Malabar in ihre Gewalt zu bringen, die reiche Febr. 1782. holländische Handelsstadt Negapatam an der Mündung des Kaveri zur Uebergabe zu zwingen, schwere Beute an Gütern und Munition und viele Gefangene nach Madras zu führen; dagegen erlitt Oberst Braithwaite bei Tandschore eine Niederlage durch Tippu Saib, die mit dem Unfall Baillies verglichen werden konnte. Was nicht im blutigen Kampfe fiel, wurde nachträglich niedergehauen oder in die Kerker von Seringapatam geschleppt. Gegen Ende des Jahres starb Haider Ali in hohem Alter an einer Decbr. 1782. Krankheit und nun trat sein gleich befähigter und gleich energischer Sohn Tippu Saib selbständig die Regierung von Maisur an. Die scharfe Belagerung von Mangalore bewies den Engländern bald, daß der junge Regent den Spuren des Vaters folgend den Krieg mit List und Gewalt fortzusetzen gedenke. Der schlachtenreiche Seekrieg, der zu gleicher Zeit das ganze Jahr hindurch zwischen den beiden berühmten Seehelden Suffrein und Sir Edw. Hughues mit abwechselndem Erfolge geführt ward, kam dem Sultan bei seinen Unternehmungen zu Statten. Doch hielt er es, als die Franzosen nach dem Abschluß des Versailler Friedens ihm ihren Beistand entzogen, für zweckmäßig, sich vorläufig mit den Engländern zu vertragen und günstigere Zeiten abzuwarten. So kam denn im Mai 1784 zwischen der Compagnie und dem Sultan von Maisur ein Mai 1784. Friede zum Abschluß auf der Basis gegenseitiger Herausgabe der Eroberungen. Daß auch den Franzosen Pondichery und die andern Besitzungen, die während des Krieges verloren gegangen, zurückgegeben wurden, haben wir früher erfahren. Kurz zuvor war der tapfere Feldherr Coote, der nie sein Schwert aus der Hand gelegt, den An- 26. April strengungen und dem Klima in Madras erlegen. 1783.

Der Generalstatthalter von Bengalen hatte während dieser schweren Zeit, da die Hastings' britische Herrschaft in Indien von allen Seiten bedroht war und innere Spaltungen Verwaltungssystem. und Zerwürfnisse die feindlichen Anschläge von Außen förderten, eben so viel Unternehmungsgeist und Muth als Staatskunst und Vaterlandsliebe bewiesen. Er hatte den Nisam und die Mahratten vom Bunde mit Haider Ali abgehalten; er hatte den Präsidentschaften Bombay und Madras rechtzeitig Hülfe geschickt; er hatte durch entgegenkommendes Wesen den mürrischen und starrsinnigen General Coote, „dem man den Hof machen mußte wie einer Geliebten und zu Willen sein wie einem Kinde", zum Kriegszug nach dem Dekhan vermocht. Aber die Anstrengungen und Opfer überstiegen die Kräfte der Compagnie. Es gab im Handel große Störungen und Verluste und doch wollten die Glieder der Gesellschaft nichts von ihren Dividenden missen. Schon vor zehn Jahren hatte die Regierung durch die erwähnte Regulationsbill von Lorth North dem Directorenhof ein Darlehn von einundeinhalb Million Pf. St. gemacht und auf den Bezug von jährlich 4000 Pf. verzichtet, dafür aber sich die Mitwirkung bei der Anstellung der oberen Beamten, der Heerführer und der höchsten Richter ausbedungen. Jetzt war die Geldnoth und die Schuldenlast wieder sehr hoch gestiegen;

sollte die Regierung der ostindischen Hansa abermals unter die Arme greifen, so mußte diese auf neue Beschränkungen ihrer Privilegien und autonomischen Gewalten gefaßt sein. Warren Hastings suchte zunächst in Indien selbst neue Hülfsquellen zu öffnen, die einheimischen Lehnsfürsten zu größeren Leistungen anzuhalten. Gleich den Despoten des Orients machte er von dem Rechte des Stärkeren Gebrauch und suchte Geld bei denen die welches hatten. Er verlangte von dem Hindu-Radscha Scheyte Sing von Benares, der dem Statthalter sich stets abhold gezeigt hatte, einen Geldbeitrag, den er zuletzt auf eine halbe Million Pf. St. festsetzte. Scheyte Sing nahm nach der Landessitte zur Bestechung seine Zuflucht; er machte dem Gouverneur ein Geschenk von etwa 23,000 Pf. Hastings nahm das Geld, bestand aber nichts destoweniger auf der früheren Forderung und lieferte erst nach einiger Zeit die empfangene Summe an die Gesellschaftskasse ab. Damit beginnt eine der dunkelsten Seiten in Hastings' Verwaltungsleben zu einer Zeit, wo das Rathscollegium verwaist und der Generalgouverneur im Besitze unbeschränkter Macht war. Als der Radscha zögerte, zog Hastings mit einer Schaar Sipoys nach Benares und stellte denselben in seinem Palaste unter Aufsicht. Empört über die dem Fürsten zugefügte Schmach, überfielen einheimische Bewaffnete die Wache und ermordeten sie, während Scheyte Sing durch eine Hinterpforte sich nach der Festung Tschunar flüchtete. Als bald nachher Major Popham, der Sieger von Gwalior mit starker Mannschaft in das durch Volksbewegungen und tumultuarische Auftritte beunruhigte Land einrückte, entwich der Bedrohte aus dem Felsenschloß Bisschegur, wo er seine Schätze verborgen hielt, über die Grenze, worauf seine Gemahlin die Veste vertragsweise übergab. Die Bedingungen wurden jedoch nur unvollkommen eingehalten, indem sich die Armee den vorhandenen Schatz von 250,000 Pf. als Beute zueignete. Hastings leugnete in der Folge, daß dies auf seinen Befehl geschehen sei, meinte aber doch, die Züchtigung des Radscha sei gerechtfertigt gewesen durch dessen feindseliges conspiratorisches Treiben und die Verpflichtung jedes Vasallen dem Lehnsherrn in der Bedrängniß durch außerordentliche Hülfeleistung beizustehen. Und doch hatte die Compagnie dem Großmogul den bedungenen Tribut entzogen. Selbst William Pitt, der Vertheidiger Hastings', nannte das Verfahren willkürlich, ungerecht und tyrannisch. Das Strafmaß sei weit über das Vergehen gewesen. In Benares wurde ein junger Verwandter Scheyte Sings zum Radscha erhoben und der Tribut gesteigert. Der Nabob Wesir von Audh Asaph ed Daula, der seine Residenz nach der aufstrebenden Stadt Laknau verlegt hatte, beeilte sich durch ein zu rechter Zeit gereichtes Geschenk von etwa 100,000 L. St. sich einem ähnlichen Schicksal zu entziehen. Dafür leistete ihm der Generalgouverneur Vorschub, als der lasterhafte und verschwenderische Fürst, um seine Rückstände an die Compagnie zu entrichten, den beiden Begums, seiner eigenen Mutter und Großmutter, die im Palaste von Faizabad lebten und durch Sparsamkeit und guten Haushalt ihr Vermögen auf drei Millionen Pfd. vermehrt hatten, die ihnen von
Jan. 1782. der englischen Hansa gewährleisteten Einkünfte, Schätze und Ländereien entriß. Es wurde gegen die betagten fürstlichen Frauen geltend gemacht, daß das Vermögen nicht der Wittwe, sondern dem Sohne gebühre und daß die Diener der Begums bei den Unruhen in Benares das Volk gegen die Engländer aufgereizt hätten. Die Beraubung ging in der härtesten Weise und unter Mitwirkung des englischen Gesandten in Audh vor sich. Indem man die Dienerschaft auf Hungerkost setzte, zwei alte Eunuchen gefangen nahm, vielleicht folterte, erpreßte man den Unglücklichen im Laufe des Jahres 1782 eine Summe nach der andern.

Warren Hastings' Prozeß u. Ausgang. Schon lange waren in England Gerüchte über Mißbräuche in Indien im Umlauf. Man sprach von Streitigkeiten in den Rathscollegien, von räuberischen Statthaltern, von ungerechten Richtern und ungerechtfertigten Kriegen. Solche Reden und

Anschuldigungen gaben dem Ministerium North Veranlassung zwei Prüfungscommissionen über die indischen Angelegenheiten aufzustellen. In der einen führte General Richard Smith den Vorsitz, in der andern Henry Dundas, Generaladvocat von Schottland. Zu den thätigsten Mitgliedern gehörte Edmund Burke. Auf ihren Antrag wurde der Oberrichter Sir Elijah Impey zurückgerufen, um sich wegen verschiedener Anschuldigungen zu rechtfertigen. Auch Hastings sollte von seinem Amte entfernt werden, „da er bei verschiedenen Gelegenheiten auf eine Weise gehandelt habe, welche der Ehre und Politik der englischen Nation zuwiderlaufe." Der Directorenhof wollte der Forderung der Regierung nachgeben, allein die Actiengemeinde erhob Einsprache. Erst als durch den Friedensschluß von Versailles auch in Indien die Angelegenheiten in einen ruhigeren Gang gekommen und mittlerweile das Ministerium North-Fox an der indischen Frage gestrandet war, legte Warren Hastings seine Stelle nieder und schiffte sich nach England ein. Er wußte, daß er viele Gegner hatte, aber er fühlte sich stark genug, ihnen die Stirn zu bieten. Er trug das Bewußtsein in seiner Brust, daß er bei allen seinen Handlungen stets das Interesse der ostindischen Compagnie und die Macht und Ehre Englands im Auge gehabt habe, ja er durfte sich auch sagen, daß trotz seiner willkürlichen nnd eigenmächtigen Eingriffe in die öffentlichen Zustände und Rechtsverhältnisse der indischen Vasallenstaaten und trotz der drückenden Lasten, die er den Häuptern auferlegt, die Lage des Volkes gebessert worden sei. Während man in England Clive und Hastings allgemein als Tyrannen schmähte, sagt Mahon, pries man sie in Indien als Wohlthäter. In diesem Gefühle forderte er seine Gegner in die Schranken und provocirte selbst die gerichtliche Untersuchung, die sieben Jahre lang (1788—1795) die Gemüther in England wie in Indien gewaltig aufregte. Die von einer Commission des Unterhauses, bei welcher die Häupter der Whigs, Fox, Burke, Sheridan in erster Linie standen, bei dem Hause der Lords erhobene Klage gegen den Generalgouverneur gestaltete sich durch das wachsende Interesse und die Betheiligung so vieler ausgezeichneten und hochgestellten Männer zu einer Gerichts- und Staatsaction ersten Rangs. Allein wie sehr Burke die Anklagen berghoch aufthürmte, mit gewaltigem Redeschwall die Leidenschaften zu erregen suchte und mit glühender Phantasie Bilder des Schreckens und der Tyrannei heraufbeschwor, welche die Gefühle empörten und die Sinne überwältigten, so endete doch der große Prozeß, in welchem eine zahllose Menge von Zeugen aus Indien und England vor die Schranken des Hauses gerufen wurden, schließlich mit einer Freisprechung des Generalstatthalters. Die meisten Anklagen erwiesen sich als unhaltbar; und wenn auch nicht geleugnet werden konnte, daß er in seinen Handlungen häufig genug der Willkür und Leidenschaft gefolgt, sich aus Rücksicht einer vermeintlichen Staatsnothwendigkeit über die Gebote der Moral und Humanität weggesetzt und während seiner Amtsführung manche krumme Wege gewandelt, mancher Bedrückung und Gewaltthätigkeit Vorschub geleistet, bei vielen Gelegenheiten aus persönlichen Motiven parteiisch oder ungerecht gehandelt habe: selbst die Ankläger konnten nicht in Abrede stellen, daß er sich um die englische Herrschaft in Indien große Verdienste erworben, daß er bei seinen Unternehmungen Einsicht, Muth und Vaterlandsliebe bewiesen, daß die Geldsummen, die er von den eingebornen Dynastenfamilien erpreßt, für die Interessen der Compagnie oder des Staats verwendet worden. Seine Vertheidigung würde einen bessern Eindruck hervorgebracht haben, wenn er, anstatt zu Ausreden, Kunstgriffen, Verdächtigung der Zeugenaussagen und dergleichen zweideutigen Mitteln seine Zuflucht zu nehmen, die ganze Sachlage offen dargelegt hätte. Im großen politischen Leben ist die Staatsnothwendigkeit in der That eine anzuerkennende Macht, sind Gründe der Staatsvernunft nie ganz zu entbehren; sie werden nur dann verwerflich und unsittlich, wenn sie zu eigennützigen Zwecken, zur Befriedigung selbstischer Triebe und

Mai 1782.

8. Febr. 1785.

Leidenschaften mißbraucht, wenn persönliche Laster und Frevel durch höhere allgemeine Rücksichten verhüllt und beschönigt werden. In wie weit dieser Makel auf Warren Hastings' Leben und Charakter haftete, darüber war die englische Welt damals und in der Folge getheilter Meinung. Der ehemalige Generalstatthalter überlebte seine Freisprechung noch über zwanzig Jahre. Da die Kosten des Prozesses sein Vermögen weit überstiegen, gewährte ihm die Compagnie ein Jahrgehalt von 4000 Pf. St. und schoß ihm 50,000 Pf. ohne Zinsen vor, eine Summe, deren Rückbezahlung ihm in der Folge großentheils erlassen ward.

III. Das öffentliche Leben unter dem Einfluß der Aufklärungsideen.

Geschichtsliteratur. 1. Zu Portugal: Neben dem schon mehrfach angeführten Werk von Schäfer (IX, 411) kommen für diese Periode besonders in Betracht: John Smith, memoirs of the marquis of Pombal cet. Lond. 1843. 2 voll. 8. — Vita di Seb. Gius. di Carvalho e Mello, march. di Pombal cet. Deutsch v. Jagemann. Dessau 1782. — Balbi, Essai statist. sur le royaume de Port. et d'Alg. Paris 1822. — C. G. von Murr, Gesch. der Jesuiten in Port. unter der Staatsverw. des Marq. v. Pombal. Nürnb. 1787 f. 2 Thle. — Ueber Alles, was den Jesuitenorden in dieser Zeit und dessen Aufhebung betrifft, Theiner, Gesch. des Pont. Clem. XIV. Paris und Leipzig 1852, zugleich in franz. Sprache v. P. de Geslin. 2 voll. — 2. Frankreich: Zu den schon öfters angeführten Werken (XII, 349. 775) von Martin, Sismondi, Michelet, Schlosser, Voltaire, Lacretelle u. a. Barbier, chronique de la Régence et du règne de Louis XV. Par. 1866. 8 Bde. — Desodoards, hist. de L. XV. Par. 1798. 3 Bde. — Capefigue, Louis XV. et la société du 18me siècle. Par. 1842. 4 Bde. — Tocqueville, hist. philos. du règne de L. XV. Par. 1847. 2 Bde. — Ueber Ludwig XVI. Soulavie, mémoires de L. XVI. Par. 1801 ff. 6 voll. — Droz, hist. du règne de L. XVI. Par. 1839 f. 3 voll. — Ueber die socialen Zustände vor der Revolut. Tocqueville, L'ancien Régime et la révolution. Par. 1866. — Taine, les origines de la France contemporaine. Deutsch von Katscher „die Entstehung des modernen Frankr." Leipz. 1877. — 4. Zu Spanien und Italien: Außer den schon mehrmals erwähnten Werken von Lafuente, Rosseeuw-St. Hilaire, Tapia (XI, 82 f.), Coxe (XII, 775), Viollet, hist. des Bourbons d'Esp. Paris 1843. — G. Moore, Lives of Alberoni, Ripperda, Pombal. Lond. 1814. — Briand, hist. d'Esp. Par. 1808. 4 voll. — Bigland, hist. d'Esp. trad. de l'Angl. p. le comte Matth. Dumas. Par. 1823. 3 voll. — H. Baumgarten, Gesch. Spaniens vom Ausbr. der franz. Revolut. (in „Staatengeschichte der neuesten Zeit") Leipz. 1865—71. 3 voll. — Colletta, storia del reame di Napoli dal 1734 sino al 1825. Par. 1833. 2 voll. Auch deutsch von Leber. Grimma 1848 u. a. (Fortsetzung von Giannone [VIII, 319]). — 4. Niederlande: 1. Holland: Kampen, Gesch. d. Nied. (XI, 131). — Harris (Lord Malmesbury), An introduction to the hist. of the Dutch republ. cet. Lond. 1788. — Das schon erwähnte Buch von Schlözer, Ludw. Ernst Herz. v. Br. u Lüneb. Gött. 1787. — Jacobi, vollständ. Gesch. der siebenjährigen Verwirrungen in den vereinigten Niederl. Halle 1789. 2 voll. — 2. Belgien: Rapédius de Berg, mém. et docum. cet. par Gérard. Brux. 1842. 4°. — Borgnet, hist. des Belges à la fin du 18me siècle. Brux. 1844. — Adam Wolf, Maria Christine Erzh. v. Oest. Wien 1863. 2 voll. — Lorenz, Joseph II. u. d. belg.

Revolut. — W. A. Arendt, die brabant. Revolution 1789—1790 in Raumer's hist. Taschenb. Jahrg. 1843, wo auch die zahlreichen Sammlungen v. Aktenstücken u. Briefen angegeben sind. — Dohm, Die Lüttticher Revolution im J. 1789. Berl. 1790.

I. Die Staaten im westlichen und südlichen Europa und die Kämpfe gegen die Jesuiten.

1. Portugal unter Pombals Ministerium.

a. Johann V. und Joseph. Pombals Anfänge.

Als König Pedro II. während des spanischen Erbfolgekriegs aus dem Leben schied, trat in Portugal eine Friedenspolitik ein. Sein Sohn und Nachfolger João V. betheiligte sich nur an den diplomatischen und pacificatorischen Geschäften der hadernden Regierungen und beobachtete eine neutrale Haltung. Dennoch ging das Königreich immer mehr seinem Verfall entgegen. Während die Gold- und Diamantengruben Brasiliens unermeßliche Schätze nach Lissabon lieferten, verarmte die Nation, geriethen Handel und Schiffahrt ins Stocken, erlahmte die Industrie des Landes, sanken Heer und Marine zu einem kümmerlichen Zustand herab. Denn die Reichthümer des überseeischen Tochterstaats kamen nicht dem portugiesischen Lande zu gute, sondern den Engländern, welche kraft des Methuenvertrags (XII, 801) die Häfen und Märkte mit ihren Waaren füllten und das ganze Königreich an ihren Staatswagen gekettet hielten, dem römischen Hofe, der von dem klerikal gesinnten König unermeßliche Summen zog, den geistlichen und weltlichen Günstlingen, Gelehrten und Künstlern, die Johann V. mit Gnadenerweisungen überhäufte, oder sie fielen der verschwenderischen Pracht des Hofes und den kostspieligen Unternehmungen und Gründungen des Königs zum Opfer. Die größte Schuld an allen Mißständen trifft den Monarchen selbst. Nicht ohne natürliche Begabung, aber durch jesuitische Lehrer dürftig und einseitig erzogen, wollte er Alles nach seinem Sinne lenken, stellte an die Spitze der Regierung nur solche Staatsmänner, die seinem zu Willkür und Despotismus geneigten Willen keinen Widerstand boten, unterließ die Einberufung der Cortes und huldigte dem absolutistischen Regierungssystem und dem glanzvollen Hofleben, wie es Ludwig XIV. in Versailles begründet hatte. Aber wie wenig glich der portugiesische König in seinem ganzen Wesen und Wirken dem französischen Herrscher! Wohl trachtete auch König João V. nach dem Ruhme als Kunstfreund und Mäcen gefeiert zu werden: aber seine Freigebigkeit brachte den Wissenschaften und der Literatur keinen Nutzen. Seine Akademie für portugiesische Geschichte und andere Anstalten waren nur schwache Nachbildungen der französischen Institute, die keine dauernden Früchte trugen. Und wie sollte auch ein Fürst, der so blindlings dem Klerus ergeben war, seine Gunst nur Geistlichen und Mönchen zu Theil werden ließ, auf dem Gebiete der

König Johann V. 1706—1750.

Wissenschaft und der Geistesthätigkeit einen belebenden Einfluß, eine ersprießliche Wirksamkeit üben! Sein ganzes Leben hindurch widmete der König den kirchlichen und religiösen Dingen die größte Aufmerksamkeit. Es war sein höchstes Interesse, den hierarchischen Glanz seines Landes zu mehren, Klöster und kirchliche Institute zu gründen und königlich auszustatten, die Krone mit der Kirche und dem Pontificat in die innigste Verbindung zu setzen. Wie freute es ihn, daß Clemens XI. für hohe Geldsummen sich bereit finden ließ, von dem Erzbisthum Lissabon einen Theil abzulösen und zu einem zweiten Patriarchat zu erheben mit dem Range eines Cardinals für den jedesmaligen Inhaber des geistlichen Sitzes und einem Capitel von vierundzwanzig Domherren unter dem eigenen Patronat des Königs! Er schmückte die Kirche mit kostbaren Steinen aus, er belebte seine Hauptstadt mit Prozessionen und Kirchenfesten und machte seine Umgebung zu einem kleinen Rom. Die Krone aller seiner geistlichen Stiftungen war der Prachtbau von Mafra, das schönste architektonische Denkmal des neueren Portugal, zugleich Palast, Kirche und Kloster, mit allen Schätzen der Kunst ausgeschmückt. Die Kosten für dieses portugiesische Escorial, an welchem vierzehn Jahre lang gearbeitet wurde, werden auf fünfundvierzig Millionen Kreuzgulden (Cruzados) geschätzt. Auch den Jesuiten erwies sich der König gnädig, indem er in ihrer Kirche S. Roque die Johanneskapelle aufs kostbarste und glänzendste ausschmücken ließ. Es ist begreiflich, daß ein solcher Fürst, welcher nicht nur den größten Eifer für kirchlichen Pomp, für Klöster und Mönche, für die Mehrung und Rangerhöhung des geistlichen Standes an den Tag legte, sondern auch die Regierungsgeschäfte durch priesterliche Männer besorgen ließ, zuerst durch den Cardinal da Motta, dann durch die Patres Gaspard und Guzman, sich der Gunst und Gnade des heil. Vaters in hohem Grade zu erfreuen hatte. Nur vorübergehend trübte sich das freundschaftliche Verhältniß zwischen Rom und Lissabon, als der strenge mönchisch gesinnte Benedict XIII. (XII, 874) den päpstlichen Stuhl inne hatte und rechthaberisch auf seinen hierarchischen Ansprüchen bestand. Der König wollte die Inquisition nur mit der Einschränkung dulden, daß ihre Beschlüsse dem Staatsrath zur Bestätigung vorgelegt würden. Als Benedicts beide Nachfolger Clemens XII. und Benedict XIV. Klugheit genug besaßen, dem Verlangen des auf seine Prärogative eifersüchtigen Königs nachzugeben, zeigte es sich, daß der kirchlich gesinnte Fürst nicht etwa „aus Mitleid mit den Ketzern" die Allmacht des geistlichen Gerichtshofes bestritten hatte, sondern „weil er selbst das Verdienst haben wollte, sie zu verbrennen." Denn im November 1742 wurde ein ansehnliches Autodafé abgehalten. Für alle diese Tugenden und Verdienste verlieh der Papst dem ergebenen Schirmherrn der Kirche den neuen Titel „Allergetreueste Majestät." Bald darauf verfiel João V. in Krankheit und Melancholie; er ließ aus allen Klöstern und heiligen Stätten Reliquien in das Schloß bringen, um durch die Wunderkräfte derselben geheilt zu werden. Aber trotz der reichen Spenden, die dafür be

heiligen Orten gewährt wurden, blieb die Cur wirkungslos. Er starb am 31. Juli 1750 an der Wassersucht.

Resultate seiner Regierung.

„Die lange Regierung João's V.", so lautet das Urtheil eines zeitgenössischen Staatsmannes bei Schäfer, „war für Portugal sehr unglücklich. Ein Fürst von großen Talenten aber im schrecklichsten Aberglauben erzogen. Seit seiner Thronbesteigung zeigten sich die Wirkungen davon. Brasiliens reiche Goldminen, die unter der Regierung seines Vaters entdeckt waren, pflegten diesen Aberglauben noch mehr. Er erbaute Klöster und verschwendete ungeheure Geldsummen dabei; er gründete eine patriarchalische Kirche, deren Glieder die Rolle der Cardinäle mit dem Papste an ihrer Spitze spielen mußten. Diese Thorheiten kamen ihm theuer zu stehen. Rom machte das Joch des Aberglaubens noch drückender und suchte seine Herrschaft über das Königreich weiter auszubreiten. Der Ackerbau ward vernachlässigt; die Industrie schwand; der Durst nach Geld ward immer größer; Unwissenheit und Aberglauben herrschten überall; das Land sank in tiefes Unglück, und am Ende des Jahres 1750 waren die Einkünfte des Königs und der Nation gleichsam erloschen."

König Joseph I. 1750—1777.

Die Lage des Reichs bei dem Thronwechsel.

Das Haus Braganza war einst, wie uns bekannt (XII, 296 ff.) durch einen Akt des Nationalwillens auf den portugiesischen Thron erhoben worden. Diesen Ursprung seiner Macht hatte João V. aus dem Auge verloren und als absoluter „König von Gottes Gnaden" regiert, nur den Clerus und den hohen Adel begünstigend. Ein solcher Rückschritt zu überlebten Formen, eine solche ausschließliche Anlehnung der souveränen Monarchie an zwei bevorrechtete und bevorzugte Stände, welche zu der herrschenden Zeitrichtung und Zeitbildung in schroffem Gegensatz standen, konnte den noch kaum befestigten Staat von Neuem den Stürmen der Anarchie entgegentreiben, von Neuem bürgerliche Bewegungen hervorrufen, die den lauernden, neidischen Nachbarstaat leicht zur Wiederaufnahme der früheren Feindseligkeiten anspornen mochten. War doch die Colonie del Sacramento, auf einem felsigen Vorgebirge am Nordufer des Rio de la Plata, welche die Portugiesen im J. 1678 angelegt und seitdem gegen viele Anfechtungen behauptet hatten, ein steter Erisapfel zwischen den beiden pyrenäischen Königreichen. Die Colonie trieb einen schwungvollen Schleichhandel mit dem gegenüberliegenden Buenos Ayres, wodurch die spanischen Zolleinnahmen erheblich geschmälert wurden. Portugals Staatswesen bedurfte einer dem Geiste der Zeit entsprechenden Reform, sollte es nicht hinter andern Ländern zurückbleiben, sondern aus dem gegenwärtigen Zustande des Verfalls sich emporarbeiten.

Carvalho, Graf v. Oeyras, Marquez v. Pombal, geb. 13. Mai 1699, gest. 8. Mai 1782.

Diese Reform sollte dem Reich in glänzender Weise zu Theil werden durch einen Mann, der dem neuen König Joseph Emanuel zur Seite stand wie einst Richelieu dem französischen König Ludwig XIII. Dieser Mann war Sebastian Joseph de Carvalho e Mello, Graf von Oeyras, bekannter unter seinem späteren Titel Marquis de Pombal. Abkömmling eines alten Adelsgeschlechts von mäßigem Vermögen, hatte er nach vollendeten Studien in Coimbra durch einflußreiche Verwandte in Lissabon eine Anstellung erhalten, war dann von König João V. mit diplomatischen Aufträgen nach London und

Wien gesandt worden, hatte auch in Paris einige Zeit verweilt und kannte somit die wichtigsten Städte Europa's, die seinem fähigen und empfänglichen Geiste Belehrung geben konnten über Staatsverwaltung und Volkswirthschaft, über kirchliche und religiöse Dinge, über moderne Zeitbildung und priesterlich-jesuitische Weltanschauung. Und je mehr er sich mit den Ideen der Aufklärungsphilosophie befreundete, desto mehr kam er zu der Ueberzeugung, daß die öffentlichen Zustände in Portugal nur dann einer Besserung entgegengeführt werden könnten, wenn die hierarchisch-aristokratische Atmosphäre, die wie ein tödtlicher Mehlthau über alle Lebensfunctionen gelagert war, durchbrochen und weggefegt würde. Und so mächtig und überwältigend war die Persönlichkeit des Mannes, daß, sobald er nach dem Tode des alten Königs durch den Einfluß der königlichen Wittwe, einer österreichischen Kaisertochter, von dem Sohn und Nachfolger in das Ministerium berufen ward, die alten klerikalen Räthe bald weichen mußten, daß Carvalho mit souveräner Machtfülle das Regiment führte und der Politik und Staatsverwaltung Portugals einen andern Charakter aufprägte. Der neue Minister, bereits einundfünfzig Jahre alt und in zweiter Ehe mit einer Tochter des Feldmarschalls Daun vermählt, wird geschildert als ein Mann von ungewöhnlich hoher Gestalt, dabei wohlgebaut und schön, seine Gesichtsbildung geistreich und ausdrucksvoll, sein Benehmen gewinnend, seine Sprache leicht und fließend, von einer melodischen, überaus anmuthigen Stimme unterstützt. Sein Einfluß in Lissabon war mächtiger und gebieterischer als der seines Zeitgenossen Choiseul in Versailles, weil König José dem französischen Monarchen nur in dem Hange zur Sinnenlust, zu einem genußreichen Hofleben, zu Jagd, Musik und Theater ähnlich war, ihm aber nicht gleichkam in der Willenskraft, in dem despotisch-autokratischen Herrscherſinn, in der rücksichtslosen Selbstsucht, in dem hochmüthigen Souveränetätsgefühl. Arbeitsscheu, wenig befähigt und dürftig unterrichtet, überließ König Joseph die Staatsgeschäfte und die Last der Regierung dem gewandten Minister, welcher gegenüber seinem Fürsten stets die Formen eines Cavaliers und Hofmannes beachtete, während er seine Gegner mit despotischer Hand niederwarf. Um so mehr Zeit konnte der König auf seine Liebhabereien verwenden, um so ungestörter für seine Opern und seine Kapelle, für den Bau und die Einrichtung eines prachtvollen Theaters sorgen; um so häufiger dem Waidwerk nachgehen oder schönen Frauen den Hof machen, so viel es die Eifersucht seiner spanischen Gemahlin, einer Tochter Philipps V. gestattete. Joseph ließ den Minister auch darum gewähren, weil die ganze Persönlichkeit des muthigen durchgreifenden Mannes seiner eigenen schwachen und furchtsamen Natur imponirte, so daß er ihm nicht entgegenzutreten wagte. Dabei erkannte er mit richtigem Instinkt, daß Pombal, indem er die nationalen Kräfte sammelte und entwickelte, die Standes- und Sonderinteressen der feudalen und klerikalen Elemente bändigte und niederhielt, zugleich die Königsgewalt und die Prärogative der Krone hob und stärkte.

König José u. Pombal.

Der hohe Adel, der sich im unbeschränkten Besitz aller wichtigen Hof-, Regierungs- und Richterstellen befand, sich einen großen Theil der Krongüter angeeignet oder durch den verstorbenen König hatte zutheilen lassen, sah mit Mißtrauen und Abneigung auf den Landedelmann, „den einzigen und wahren Inhaber der Macht der königlichen Autorität", der alle Aemter und Geschäfte einer sorgfältigen Aufsicht und Controle unterwarf, mit einer Menge von Reformplänen sich trug, in unheimlicher Vielgeschäftigkeit und mit spähendem Blick Alles prüfte und Vieles änderte. Von ähnlichen Gefühlen war der Prälatenstand durchdrungen. Jener fürchtete für seine Sinecuren, seine einträglichen Stellen, seine usurpirten Domänen und Jahrgelder, dieser für seine Vorrechte, seine Einkünfte und Emolumente, seine reichen Institute und Pfründen; beide für ihren Einfluß, ihre Machtstellung, ihre Herrschaft. Ihre Befürchtungen waren nicht ungegründet. Nachdem Carvalho, oder wie wir ihn schon jetzt vorgreifend nennen wollen, Pombal die Regierungsgewalt in seine Hände gebracht, sich des Königs versichert und die Hof- und Staatsämter mit zuverlässigen Leuten, mit Verwandten und Creaturen gefüllt, begann er mit der Lebhaftigkeit und Beweglichkeit eines Südländers das gesammte öffentliche Leben zu reformiren. Durch eine Fluth von Verordnungen suchte er die Mißstände in der Verwaltung zu beseitigen, die zerrütteten Finanzen zu ordnen, Industrie und Handel zu beleben. Selbst das große Nationalunglück, das Erdbeben von Lissabon, das die Gemüther der Zeitgenossen so mächtig erschütterte und von der Geistlichkeit als ein Strafgericht Gottes gedeutet ward, wurde von dem energischen Staatsmann zu reformatorischen Werken benutzt.

Pombal u. die aristokratisch-hierarchische Opposition.

Es ist allbekannt, daß an dem Festtage Allerheiligen, an einem heitern sonnigen Novembermorgen plötzlich ein Naturereigniß eintrat, welches in dem Zeitraume von einer Viertelstunde den größten Theil der stolzen Stadt Lissabon in Trümmer legte, Tausende von Menschen unter den einstürzenden Gebäuden begrub und da zugleich die Wogen des Tajo zu einer Höhe von mehr als zwanzig Fuß emporstiegen, da eine Feuersbrunst ausbrach und mehrere Tage fortwüthete, Tod und Verderben in jeglicher Gestalt über die entsetzten Einwohner brachte. Das königliche Schloß, der neuerbaute Palast des Patriarchen, zahllose Kirchen, Klöster und Wohnhäuser fielen in Trümmer zusammen. Die Zahl der Unglücklichen, die an diesem Tage des Schreckens und der Verwüstung unter den Ruinen oder durch Feuer oder Wasser umkamen, wird auf 30,000 geschätzt. Und zu den empörten Elementen gesellten sich die Leidenschaften und wilden Triebe der Menschen: aus den Gefängnissen stürzten Verbrecher und Räuber hervor und verübten unterstützt von dem Abschaum der Bevölkerung, den jede große Stadt in ihrem Schooße birgt, Frevel und Missethaten aller Art, die rohen Begierden durch Handlungen thierischer Lust, durch Mord und Diebstahl, durch Verruchtheit und Zügellosigkeit sättigend. Auch über andere Küstenorte, über Setubal, Oporto, Algarve dehnte sich die wilde Naturgewalt aus. Der

Das Erdbeben von Lissabon 1. Nov. 1755 und Pombals Haltung dabei.

König, der sich mit seiner Familie in dem Lustschloß Belem befand und dadurch dem Verderben entging, ließ sofort den Minister zu sich rufen und richtete in der Angst seiner Seele die Frage an ihn: „Was ist zu thun, um diesem göttlichen Strafgerichte zu begegnen?“ Fest und ruhig antwortete der Graf: „Herr, die Todten begraben und für die Lebenden sorgen.“ Voll Bewunderung blickte der Monarch auf den muthigen standhaften Mann und sein Vertrauen zu ihm war seitdem unerschütterlich. Er würdigte dessen hohen Genius, der seiner Regierung Glanz und Ruhm zu verleihen versprach, und schützte ihn gegen alle Anschläge und Kabalen der Gegner und Neider. Und nie hat ein Staatsmann mit mehr Umsicht und Entschlossenheit in Tagen der Noth und des Schreckens gehandelt als damals Pombal. Sein Wagen, in dem er die Unglücksstätte besuchte, war mehrere Tage und Nächte sein steter Aufenthaltsort, sein Arbeitszimmer: mit wunderbarer Energie traf er Maßregeln zur Erhaltung der Ordnung, zur Unterbringung des Volkes, zur Vertheilung von Lebensmitteln. Er selbst hat in wenigen Tagen gegen zweihundert Decrete erlassen. Die Todten wurden begraben, verbrannt, ins Meer gesenkt, damit nicht auch noch die Pest das Elend mehre; die Verwundeten wurden in Sicherheit gebracht und verpflegt; zur Aufnahme der Obdachlosen wurden Hütten und Bretterbuden errichtet; durch Oeffnen der königlichen Kornspeicher und durch Herbeischaffung fremden Getreides steuerte er der Noth und trug Sorge, daß kein Armer durch Hunger umkam; er ließ Militär aus den Provinzen herbeikommen, um die Sicherheit zu erhalten, und wehrte durch strenge und rasche Justiz den Dieben und Uebelthätern. Niemand durfte die Hauptstadt verlassen, damit kein geraubtes Gut verschleppt werde. Die beschädigten Wasserleitungen wurden in Stand gesetzt, den Fanatikern, welche die Gemüther ängstigten und aufreizten, wurde Einhalt gethan. Die Prozessionen und öffentlichen Andachtsübungen mußten eingestellt werden. Er vergaß es nie, daß der Jesuitenpater Gabriele Malagrida das Nationalunglück für eine himmlische Züchtigung wegen des gottlosen Regiments erklärte. Und als die Ruhe in die Gemüther zurückgekehrt war und man zu dem Wiederaufbau der Stadt schritt, da bestand Pombal darauf, daß breite Straßen angelegt und zweckmäßige ansehnliche Wohnhäuser errichtet würden, damit das Volk sich an Reinlichkeit gewöhne und Lissabon schöner und gesunder würde. Zu dem Ende ließ er auch prachtvolle gemeinnützige Gebäude aufführen wie Börse, Kaufhaus, Arsenal, freie Plätze und einen öffentlichen Garten anlegen, die Wasserleitungen verbessern u. A. m. Wäre der Plan zu Stande gekommen, am Ufer des Tajo bis nach Belem eine Promenade mit Baumpflanzungen auszuführen, so würden die Reize der portugiesischen Residenzstadt noch wesentlich erhöht worden sein. Hatte er zuerst die Staatsmittel zur Linderung des Elends verwendet, so bediente er sich jetzt derselben zu Anlagen im allgemeinen Interesse.

b. Die portugiesische Regierung im Kampf gegen Jesuiten und Papstthum.

Pombals Name hat eine weltgeschichtliche Bedeutung erhalten durch sein kühnes Vorgehen gegen die Jesuiten. Es ist uns bekannt, welchen Einfluß die Gesellschaft Jesu seit ihrer Gründung in den beiden Königreichen der pyrenäischen Halbinsel erlangt hatte, und wie sehr insbesondere João V. sein Vertrauen und seine Gunst den Ordensbrüdern zugewendet: sie waren nicht bloß die Beichtväter und Gewissensräthe der ganzen königlichen Familie, der Häupter des Adels und der Hofwelt, auch in den Angelegenheiten der Politik wurden sie um Rath gefragt; die wichtigsten Aemter und Hofstellen gingen gleichsam durch ihre Hände; Schulen und wissenschaftliche Anstalten standen unter ihrer Leitung und Pflege, die Missionen in den Colonien wurden von ihnen besorgt. Es war ein eigenthümliches Zusammentreffen, daß die Ordensglieder gerade um die Zeit, da die Spitzen der Gesellschaft den Aufklärungsideen huldigten und die Gemüther der Gebildeten den religiösen und kirchlichen Dingen abgewendet waren, sich mehr wie je mit fremdartigen weltlichen Geschäften abgaben, daß sie in Nachahmung der englisch-ostindischen Compagnie in Handels- und Geldsachen sich einließen, nach einem selbständigen politischen Staatsorganismus trachteten, sich nur zum Schein einer höheren Autorität unterwarfen, in Wirklichkeit aber durch allerlei sophistische Künste und Umgehungen nicht nur der weltlichen Obrigkeit, sondern selbst den Gesetzen und Verboten des Papstes sich zu entziehen wußten. Von Westen und Osten trugen ihre Kaufmannschiffe Colonialwaaren nach den europäischen Seeplätzen. Die Handelsunternehmungen gingen freilich nur von einzelnen Mitgliedern aus; aber der Gewinn kam dem ganzen Orden zu gute. Wir werden in einem der nächsten Abschnitte des Prozesses gedenken, den ein Marseiller Handelshaus gegen die Gesellschaft anstrengte, als diese sich weigerte, die von dem Generalprocurator der Missionen in Westindien ausgestellten und von dem Hause angenommenen Wechsel anzuerkennen und zu bezahlen. Unter diesen Umständen, als die ganze Welt mit Spannung dem Ausgange der gerichtlichen Untersuchung entgegensah und mit Indignation auf das unredliche Treiben des Ordens blickte, war es ein gewagter Schritt, als die Jesuiten auch gegen die Regierung des kühnen Staatsmannes in Lissabon feindselig auftraten. *Der Jesuitenorden in Portugal.*

Wir haben früher den Missionsstaat kennen gelernt, den die Ordensbrüder in Paraguay gegründet hatten (XI, 21). Die Hoheit Spaniens war bei der großen Hingebung des königlichen Hauses in Madrid an die Gesellschaft nur ein Schein und Schatten; die Väter der Mission benahmen sich als selbständige Herren und Gebieter des schönen und reichen Landes, hielten alle Europäer fern und regierten über die Indianer, die sie aus Wäldern und Wüsten in ihren Niederlassungen am Uruguay gesammelt und in Dörfern und Flecken zur Gemeinschaft der Arbeit, der Güter, der Zucht und des Lebens herangezogen hatten, wie Hirten über ihre Heerden. Da wurde zwi- *Der Jesuitenstaat Paraguay.*

schen den verwandten Höfen von Madrid und Lissabon ein Tauschvertrag abgeschlossen, in Folge dessen die Portugiesen die viel umstrittene Colonia del Sacramento gegen sieben Missionsbezirke (Reductionen) in Paraguay abtraten. Die Jesuiten setzten alle Hebel ein, um den Ländertausch zu verhindern; ihr Einfluß und ihre diplomatischen Künste waren jedoch nicht ausreichend. Da reizten die geistlichen Väter ihre indianischen Schützlinge zum Widerstand, versahen sie mit Waffen und stellten französische Offiziere, die sie in Dienst nahmen, an ihre Spitze. So erhob sich ein mehrjähriger Bürgerkrieg, der erst nach großen Anstrengungen, Kosten und Beschwerden von Seiten der vereinigten spanisch-portugiesischen Armee beendigt ward. Die Indianer wurden
1756. durch Gomez Freire de Andrada, Statthalter von Rio Janeiro besiegt und theils als Sclaven behandelt, theils in die Urwälder und Wüsteneien zurückversetzt, aus denen die Missionare sie einst hervorgezogen. Was sie unter der patriarchalischen Regierung geschaffen, ging wieder der Verödung entgegen. Wir werden im Verlaufe der Geschichte erfahren, welche Angriffe von der Zeit an in Portugal und in den Bourbon'schen Staaten wider den Jesuitenorden geführt wurden, bis derselbe zu Fall gebracht ward. So nothwendig die Auflösung endlich für die europäische Gesellschaft geworden war, so segensreich die Ausweisung der Väter für die Fortbildung und Hebung der weißen Bevölkerung in Amerika sich erwies, indem dieselbe jetzt erst anfing sich den Studien zu widmen und sich an dem geistigen Leben Europa's zu betheiligen, ein so großes Uebel war sie in Beziehung auf die Indianer. „Am Marannon, in den östlichen Ebenen des heutigen Ecuador verkamen, in Californien verschwanden die aufblühenden Missionen der Jesuiten; am Paraguay erfolgte Zerrüttung und Verwilderung nach ihrem Abgange; den Eingebornen ging ihr gewohnter Unterricht, der Sporn ihrer Thätigkeit, die Zucht der Sitte verloren; die Indianerschulen auch in den Städten verfielen."

Pombal u. die Jesuiten. Der Krieg in Paraguay hatte der Krone Portugal viele Millionen gekostet; es war daher begreiflich, daß man in Lissabon gegen die Anstifter und Urheber desselben in den heftigsten Zorn gerieth. Zugleich hatten die geistlichen Herren keine Gelegenheit unterlassen, das Volk wider die Regierung aufzureizen. Nicht genug, daß sie wie erwähnt das Erdbeben zu agitatorischen Zwecken verwertheten; als Pombal in der Umgebung von Oporto den Weinbau in den für Rebland weniger geeigneten Gegenden zu beschränken suchte, theils um mehr Boden für Getreide und andere Produkte zu gewinnen, theils um die Qualität und damit die Preise des Portweins zu steigern, und dann den Weinhandel in Oporto einer privilegirten Handelsgesellschaft übertrug, wandten auch hier die Jesuiten alle Mittel an, um das Vorhaben des Ministers zu vereiteln oder zu verkümmern. Es kam sogar zu einem Volksaufstand, der militärisches Einschreiten nothwendig machte und nur durch strenge Strafgerichte unterdrückt werden konnte. Und nun hielt sich Pombal für berufen und berechtigt, gegen den feindlich gesinnten Orden mit aller Energie vorzugehen. Er wußte, daß ihn sein Monarch in Allem gewähren lassen, ihm in Nichts entgegentreten
19. Sept. 1757. würde. Es war ein ganz unerhörtes Ereigniß, als in einer Septembernacht die Beichtväter des Königs, der Königin, der Infanten in das Jesuitenkloster gebracht wurden und allen Religiosen des Ordens verboten, ohne ausdrückliche Erlaubniß bei Hofe zu erscheinen. Bald darauf legte der portugiesische Gesandte

in Rom dem Papste eine Reihe von Aktenstücken vor, worin die Entartung und Verweltlichung der Gesellschaft Jesu dargethan war, ihre Handelsunternehmungen, ihre Wucher- und Geldgeschäfte, ihre Betheiligung am Verkauf von Sclaven und am Schleichhandel, ihre politischen Umtriebe im Königreich wie in den Colonien. Der Minister erreichte seinen Zweck. Papst Benedict XIV. betraute den Cardinal Saldanha mit der Visitation und Reformation der Gesellschaft Jesu in den Königreichen Portugal und Algarve sowie in den portugiesischen Colonien Ost- und Westindiens. Dieser verbot darauf den Mitgliedern der Gesellschaft Jesu alle Art von Handelsgeschäften und beschränkte ihre Thätigkeit im ganzen Umfang seines Patriarchats. Allein noch in demselben Jahr starben Benedikt XIV. und Cardinal Saldanha, und nun strengten die Jesuiten alle Kräfte an den päpstlichen Stuhl im Interesse ihres Ordens zu besetzen. Der Nachfolger war Clemens XIII., ein frommer und wohlmeinender, aber in den Dingen der Zeit wenig erfahrener Kirchenfürst, eifrig beflissen, die Autorität des Pontificats unverletzt und ungeschwächt zu halten. Diesem überreichte sofort der Ordensgeneral eine Denkschrift, worin er die der Gesellschaft vorgeworfenen Vergehen und Unordnungen in Abrede stellte und auf die Verlegung der Untersuchung nach Rom drang. Clemens XIII., der in den Jesuiten die treuesten Verfechter des Papstthums und der Religion sah, schenkte ihnen vollen Glauben. Damit wären wohl Pombals Reformpläne begraben worden, hätte sich nicht ein Ereigniß zugetragen, das ihn rascher zum Ziele führte, als durch den geistlichen Gerichtsgang je möglich gewesen wäre.

1. April 1758.

Als einst der König in Begleitung seines Kämmerers und Günstlings Pedro Tereira von einem nächtlichen Besuche, den er der Gemahlin des Marquis Luis Bernardo de Tavora abstattete, von Belem nach dem Schloß Ajuda fuhr, fielen zwei Schüsse in den Wagen, durch welche Joseph am Arm und in der Seite leicht verwundet ward. Die Sache wurde sehr geheim gehalten, um alles Aufsehen zu vermeiden und Vorkehrungen zur Entdeckung und Haftnahme der Urheber zu treffen. Der König hielt sich vor aller Welt verborgen, während der Minister mit rastloser Thätigkeit die Untersuchung betrieb. Der Verdacht fiel auf den Herzog von Aveiro und die Familie Tavora. Man war überzeugt, daß eine Verschwörung zum Umsturz der Regierung bestehe, deren Fäden sich in die höchsten Adelskreise zu verlaufen schienen. Schon waren über drei Monate seit dem mysteriösen Attentat verflossen, als plötzlich die drei Edelleute, die man für die Häupter des Complots hielt, der Herzog von Aveiro, der Marquis von Tavora und sein Schwiegersohn der Graf von Atougia ins Gefängniß geführt und ihre Papiere mit Beschlag belegt wurden. Unter den Schriftstücken waren einige Briefe, in denen man räthselhafte und dunkle Andeutungen eines verbrecherischen Vorhabens zu finden glaubte. In einem derselben las man die Worte: „Um die Autorität des Königs Sebastião (Sebast. Jos. de Carvalho) zu zerstören, müssen wir die des Königs José vernichten.“ Bald befanden sich

Der Mordanfall auf den König u. die Blutgerichte. 3. Sept. 1758.

13. Decbr. 1758.

alle Glieder der zahlreichen und angesehenen Familie Tavora, Männer wie Frauen an verschiedenen Orten unter Schloß und Riegel; die Frauen in Klosterkammern, die Männer, mit Ketten beschwert in Kerkerlöchern und ehemaligen Thierbehältern. Und da man die nahen Beziehungen dieses Adelsgeschlechts zu den Jesuiten kannte, wurden auch mehrere Ordensbrüder in Haft genommen und ihre Klöster und Collegien durch Soldaten abgesperrt. Darauf wurden die Verhafteten auf Grund von Aussagen und Geständnissen, die man ihnen durch Torturen und Zwangsmittel abgepreßt, von einem besondern Gerichtshofe des Hochverraths und Majestätsverbrechens schuldig erkannt und zu den entehrendsten und martervollsten Strafen verurtheilt. Acht Glieder des reichsten ältesten Adels, welche die höchsten Ehrenämter bei Hof und im Militär bekleidet hatten,
13. Jan. 1759. starben auf dem Schaffot; ihre Leichen wurden auf das Rad geflochten, ihre Güter eingezogen, ihr Name geschändet. Antonio Alvarez Ferreira, der die Stutzbüchse abgefeuert hatte, wurde an einen Pfahl gebunden und lebendig verbrannt. José Mascarenhas, Herzog von Aveiro, ein Verwandter des königlichen Hauses, in dessen Familie das Amt des Mordomo oder Oberhofmarschalls erblich war, der Marquis von Tavora, ehedem Vicekönig in Ostindien, seine stolze Gemahlin, einst eine gefeierte Schönheit und auch jetzt noch trotz ihrer vorgerückteren Jahre eine stolze Edeldame von körperlichen und geistigen Vorzügen ihr Sohn José Maria, ein trefflicher talentvoller junger Mann von einundzwanzig Jahren und sein älterer Bruder Luis Bernardo, mit dessen schöner Gemahlin Therese der König das heimliche Liebeverhältniß unterhalten hatte, der Graf von Atougia, Schwiegersohn des Marquis und mehrere Diener des Hauses mußten die Bitterkeit eines gewaltsamen Todes erleiden. Nur die Marquise Therese selbst wurde in einem Frauenkloster untergebracht, ihrem Stande gemäß behandelt und dann in Freiheit gesetzt. Die Verurtheilten, über deren verbrecherische Pläne und Handlungen ein amtlicher Bericht veröffentlicht ward, waren alle erklärte Feinde des Ministers, den sie als einen weit unter ihnen stehenden Emporkömmling haßten und beneideten, der sie um die Gunst des Monarchen gebracht, dessen Reformen so tief in die kirchlichen, politischen und gesellschaftlichen Traditionen einschnitten, der ihrem Ehrgeize, ihrer bisherigen Machtstellung Einhalt zu gebieten gewagt, der die Jesuiten, mit denen das Haus Tavora von jeher durch Bande der Pietät, der Religion, des Vertrauens verknüpft war, vom Hofe und vom Beichtstuhl verdrängt hatte. Eine große Anzahl Verwandter, Freunde und Gesinnungsgenossen wurden in gräßlichen Kerkern gefangen gehalten.

Die Jesuiten in Anklage u. Bedrängniß. Bei der Abneigung, welche Carvalho, der um diese Zeit wegen seines Verdienstes um die Entdeckung des Complots zum Grafen von Oeyras erhoben ward, gegen den mächtigen Jesuitenorden hegte, stand zu erwarten, daß man die gerichtliche Verfolgung auch über diese geistliche Brüderschaft ausdehnen würde. Man hatte bereits zehn Mitglieder, die man als Anstifter und Mit-

schuldige betrachtete, unter ihnen den Pater Gabriel Malagrida, einen gebornen Mailänder in Gewahrsam gesetzt und ihre Papiere und Briefschaften weggenommen. Man fand bald manche verdächtige Anzeichen, die auf conspiratorische Anschläge gedeutet werden konnten. Ihre zuversichtliche Haltung, ihr herausfordernbes Benehmen, ihre Dreistigkeit gegen die öffentliche Autorität vor dem Mordversuch, die Aussagen Aveiro's bei seinem Verhör, verfängliche Aeußerungen, daß der König nicht lange leben und die Tyrannei des Grafen bald ein Ende nehmen würde, aufgefangene Briefe nach Rom, worin die Lage des Reiches und die Bedrängniß der Ordensbrüder in grellen Farben dargestellt waren; diese und andere Dinge wurden als Beweise ihrer Schuld und bösen Absichten gedeutet. Schon einige Wochen nach dem Blutgerichte konnte der französische Gesandte in Lissabon an den Minister Choiseul berichten, „man behauptet, die Jesuiten hätten das Volk aufwiegeln sollen, im Falle der König getödtet worden wäre"; und einige Wochen später meldete er nach Paris, man habe entdeckt, daß drei der verhafteten Ordensgeistlichen in die Verschwörung verflochten gewesen, und daß Mitglieder der Gesellschaft Jesu als die Anstifter des Mordanfalls angesehen würden. Sie hätten die gereizte Stimmung und den verletzten Ehrgeiz des Herzogs von Aveiro und der Familie Tavora über widerfahrene Zurückweisungen von Seiten des Königs benutzt, um sie zu dem verbrecherischen Unternehmen anzuspornen. Auf Grund solcher Schuldbeweise wurde im Laufe des Jahres 1759 eine Reihe von Maßregeln gegen die Gesellschaft Jesu in Anwendung gebracht, die ihrer Existenz und Wirksamkeit in allen der portugiesischen Krone unterworfenen Ländern ein Ende machten. Febr. 1759.

Nachdem in einer an Papst Clemens XIII. gerichteten Denkschrift die Entartung des Ordens von den ursprünglichen Grundsätzen, das ungesetzliche und aufrührerische Betragen seiner Mitglieder in Paraguay und Brasilien, die conspiratorischen Umtriebe des vorigen Jahres dargelegt und der heil. Vater ersucht worden, das gerichtliche Vorgehen gegen die des Hochverraths verdächtigen Ordensbrüder zu gestatten, damit sie nach den Gesetzen bestraft würden, ergingen königliche Ausschreiben, welche den Jesuiten das Verlassen ihrer Klosterwohnungen und den Verkehr mit Weltlichen untersagten, ihre Wirksamkeit im Beichtstuhl und auf der Lehrkanzel hemmten, das Vermögen der Gesellschaft und ihre Schriftstücke mit Beschlag belegten. Der Papst ließ geschehen was er nicht zu verhindern vermochte: der Zeitgeist, die öffentliche Meinung, die Vorurtheile und Abneigungen der Regierungen und der herrschenden Klassen waren mächtiger als die kirchliche Autorität. Clemens mußte sich begnügen, die Beschuldigten und Angegriffenen der Milde des Königs zu empfehlen. Doch konnte man sich in Rom nicht entschließen, die Jesuitenväter in Portugal einem weltlichen Tribunal zu unterwerfen; man fürchtete, es möchte eine Wiederholung des Prozesses gegen die Tempelherren in Scene gesetzt werden. Auch hatten mehrere hundert Bischöfe und Cardinäle Deutschlands und Italiens ein Schreiben an den Papst gerichtet, mit dem Ersuchen sich der bedrängten Ordensbrüder anzunehmen, und in allen Ländern wurde von den Jesuiten selbst und ihren Freunden und Anhängern eine Fluth von Schmähschriften, verleumderischen Beschuldigungen, feindseligen Nachreden und Angriffen wider die Tyrannei der portugiesischen Regierung losgelassen. Das Breve, welches die Erlaubniß zu dem Haltung des Papstes.

Gerichtsverfahren gegen die angeschuldigten Kleriker ertheilte, war daher mit so vielen Cautelen versehen, daß es zu einem umfassenden Prozeß, wie ihn der Minister beabsichtigte, nicht hinreichte. Nur gegen bestimmte Personen und unter dem Vorsitz eines Geistlichen sollte die Untersuchung vor sich gehen. Auch war der Nuntius angewiesen, das Schriftstück dem König selbst einzuhändigen. Man hoffte, der salbungsvolle Curialstil werde auf das Gemüth des der Kirche und dem römischen Stuhle mit Ehrfurcht ergebenen Fürsten seines Eindrucks nicht verfehlen. Aber Pombal, von dem Inhalt des Schreibens unterrichtet, bewog seinen Monarchen, die Annahme des Breve zu verweigern. Es wurde als ein Eingriff in die Prärogative der Krone angesehen, daß man Leute, welche Unterthanen zur Empörung verleitet und sich in hochverrätherische Complotte eingelassen, dem Arme der Gerechtigkeit entziehen wolle.

Deportation der Jesuiten. Dieser Kriegserklärung gegen Rom ließ der Minister einen Gewaltakt folgen, welcher die ganze Welt in Erstaunen setzte und bald auch in andern Ländern Nachahmung fand. Ermuthigt durch die ungünstige Stimmung, die gleichzeitig in den bourbon'schen Staaten gegen die Jesuiten zu Tage trat, gab 13. Sept. 1759. er den Befehl, daß alle Religiosen der Gesellschaft Jesu aus ihren Ordenshäusern und Klöstern abgeholt und zu Schiffe nach dem Kirchenstaate geführt würden. Dieser Befehl wurde mit großer Härte vollstreckt. Zwei ragusanische Schiffe, die kaum den nöthigen Raum hatten, führten etliche hundert meistens bejahrte und an ein gemächliches Leben gewöhnte geistliche Männer nach Civita vecchia, wo sie über zwei Monate in kalter Jahreszeit in den Cajüten ausharren mußten, bis Vorkehrungen zu ihrer Aufnahme getroffen waren. Nur diejenigen Jesuitenväter, welche als Mitschuldige oder Mitwisser der Verschwörung bereits in Haft gebracht waren, blieben im Fort S. Julião an der Mündung des Tajo eingeschlossen, wo das Volk sie in ihrer Ordenstracht vom Gestade aus sehen konnte. Zugleich wurde von Amtswegen eine Reihe von Schriftstücken gedruckt und bei allen Gerichts- und Regierungsstellen niedergelegt, um in Zukunft als authentische Documente der Schuld und der verderblichen Grundsätze und Handlungsweise der Jesuiten so wie zur Rechtfertigung der über sie verhängten Ausweisung zu dienen.

Bruch mit dem römischen Stuhl. Dies war die Einleitung zu einem gänzlichen Bruch mit Rom. So schwer es dem kirchlich und gläubig gesinnten König fiel, mit dem heil. Vater in Unfrieden zu leben, der Einfluß des gewaltigen Mannes, der den schwachen unselbständigen Fürsten mit Verschwörungsplänen und Nachstellungen der Jesuiten ängstigte, war mächtiger als die Furcht vor dem Kirchenhaupte und seinen geistlichen Waffen. Zehn volle Jahre dauerte das feindselige Verhältniß zwischen Lissabon und Rom; neue Kränkungen und Zwistigkeiten schärften den Streit; gehässige Flugschriften und Druckwerke, von beiden Seiten in die Oeffentlichkeit geworfen, führten der Flamme fortwährend neuen Brennstoff zu. Im folgenden 6. Juni 1760. Jahr wurde bei Gelegenheit der Vermählung des Infanten Pedro mit des Königs Tochter, der Thronerbin ein großes Nationalfest veranstaltet. Da blieb allein der Palast des Nuntius Acciajuoli unbeleuchtet, weil man unterlassen

hatte, ihn offiziell von dem Fest in Kenntniß zu setzen. Einige Tage nachher wurde der Cardinal genöthigt, Lissabon und das ganze Königreich in größter Eile zu verlassen. Dies hatte die Ausweisung des portugiesischen Gesandten Almada aus Rom zur Folge. Er begab sich nach Florenz, wo er Flugschriften in kirchenfeindlichem Sinne verbreitete, die dann in der Tiberstadt verdammt und verbrannt wurden. Nun folgten neue Zwangsmaßregeln: alle Portugiesen wurden aus dem Kirchenstaat, alle päpstlichen Unterthanen, Geistliche wie Laien, aus Portugal ausgewiesen. Die Regierung in Lissabon untersagte jede Ausführung von Geld und Gut nach Rom ohne königliche Erlaubniß und jede Einholung oder Annahme von Bullen oder Breven. Die gehässigen Schriften, Libelle, verleumderischen Flugblätter, die in allen Ländern gegen Pombal und den König ausgestreut wurden, hatten zur Folge, daß der Minister auf der eingeschlagenen Bahn immer energischer vorging. Er wollte die Gesellschaft Jesu für alle Zeiten in Portugal vernichten. Zu dem Zweck wurde im Febr. 1761 verfügt, daß alles Vermögen, welches der Orden an Gütern, Häusern, Geldrenten, Waaren in Portugal besitze, dem Fiscus verfallen sei und alle Ländereien, die einst von der Krone verliehen worden, an dieselbe zurückerstattet werden sollten. Und bald erregte ein neues Schauspiel die Aufmerksamkeit von ganz Europa. Der wegen Theilnahme an dem Complot verhaftete Pater Malagrida, der als Beichtvater der Familie Tavora und vieler adeligen Häuser großes Ansehen in den aristokratischen Kreisen genoß und als Prophet und Heiliger verehrt ward, der aber seit dem Erdbeben gegen das herrschende Regiment eine feindselige Sprache geführt, viel von göttlichen Offenbarungen, Visionen und Weissagungen geredet hatte, wurde auf Pombals Befehl vor das Inquisitionstribunal gestellt, und als ihn dieses wegen Gotteslästerung, falscher Prophezeiungen und Irrlehren als Ketzer und Feind des katholischen Glaubens verurtheilt und dem weltlichen Gerichte überantwortet hatte, im Angesichte einer großen Menschenmenge von dem Henker zuerst erdrosselt, dann verbrannt. Der Verurtheilte, ein achtzigjähriger Greis, bei dem Phantasie und religiöse Schwärmerei weit über seine Vernunft und Einsicht gingen und auf dessen Geist die aufregenden Ereignisse und die lange Gefangenschaft verwirrend eingewirkt zu haben scheinen, hielt die Wahrheit seiner Prophezeiungen bis zum letzten Augenblick aufrecht. Die Jesuitenfreunde sahen in ihm einen wunderthätigen Märtyrer, der dem Hasse Pombals zum Opfer gefallen, Andere betrachteten ihn als einen Fanatiker, dem Verstand und richtiges Urtheil verloren gegangen. Daß die Regierung die Inquisition, deren Jurisdiction und Machtbefugnisse Pombal selbst im Anfang seiner Verwaltung beschränkt hatte, nun zu ihren ordensfeindlichen Zwecken gebrauchte, den Pater als Ketzer den Flammen überlieferte statt ihn wegen Hochverraths durch das Gericht verurtheilen zu lassen, machte natürlich in Rom und in der ganzen katholischen Welt böses Blut und erweiterte die Kluft zwischen den beiden Mächten. Der König besetzte den erzbischöflichen Stuhl von Bahia ohne die

[Margin notes: 25. Febr. 1761. — Pater Malagrida. — 20. Sept. 1761.]

Bestätigung der Curie einzuholen, und als der Bischof von Coimbra in einem Hirtenbrief sich in feindseligen Aeußerungen gegen die Gottlosigkeit und unkirchliche Richtung der Regierung erging und neues Unheil für die Nation daraus prophezeite, wurde er seines Amtes entsetzt und ins Gefängniß gebracht, der Hirtenbrief öffentlich verbrannt, das Bisthum unter andere Verwaltung gestellt und das königliche Censoramt oder „Tribunal des Gewissens" zu strenger Ueberwachung aller klerikalen Schriftstücke angehalten. Wie in den Blüthetagen der Inquisition füllten sich die Gefängnisse mit Schuldigen, Unzufriedenen, Verdächtigen. Auf der Bühne sah man den ins Portugiesische übersetzten „Tartüffe" im Jesuitenornat erscheinen.

Regierung u. Kirche im Widerstreit. Mit richtigem Urtheil erkannte der Minister, daß nur durch Hebung und Verbreitung der Volksbildung die Nation von der Macht der Hierarchie und von den Banden des Aberglaubens und der priesterlichen Einwirkung befreit werden könnte. Darum war er unermüdlich bestrebt, durch Aufklärungsschriften, durch Errichtung von Volksschulen und Unterrichtsanstalten aller Art, durch Herbeiziehung fremder Lehrer und Buchdrucker der geistlichen Herrschaft auf immer zu steuern, im Gegensatz zu den unfruchtbaren Mönchsschulen praktische Anstalten für das Leben und für nationale Bildung zu gründen. Wir werden später die Reformthätigkeit des Ministers auf allen Gebieten des Staats und der Volkserziehung kennen lernen, durch welche ein neues Portugal geschaffen werden sollte, würdig den übrigen Culturstaaten an die Seite zu treten. Zunächst benutzte Pombal die Zeit der Mißhelligkeiten mit Rom zur Beschränkung der klerikalen und kirchlichen Machtbefugnisse. Als ein Canonicus gegen das Urtheil einer Staatsbehörde in einer Pensionssache Einspruch erhob und mit der
10. März 1746. Excommunication drohte, wurde diese Anmaßung durch ein königliches Decret zurückgewiesen und dabei in scharfen Worten betont, daß die Krone die Macht und Pflicht die Unterthanen zu schirmen unmittelbar von Gott habe, und daß es eine Mißachtung der souveränen Fürstengewalt sei, die in zeitlichen Dingen keinen Höheren anerkenne, wenn die Kirche, statt das Erbe und den Weinberg des Herrn zu vertheidigen die königliche Autorität angreife. Darauf wurde verfügt, daß keine Excommunication über Behörden oder Beamten ohne die unmittelbare Cognition des Königs verhängt werden dürfe. Um der Vermehrung des Kirchenvermögens und den erbschleicherischen Künsten des Klerus Schranken zü setzen, erging die Verordnung, daß alle Ordensleute, weibliche wie männliche, bei ihrem Eintritt in eine geistliche Körperschaft von jedem väterlichen und mütterlichen Erbtheil ausgeschlossen seien. Schenkungen, fromme Legate und Vermächtnisse für Seelenmessen wurden beschränkt und durften einen bestimmten Vermögenstheil nicht übersteigen. Eine große Zahl von Mönchs- und Nonnenklöstern wurde aufgehoben und die Aufnahme von Novizen vor ihrem fünfundzwanzigsten Lebensjahr und ohne ausdrückliche Erlaubniß des Königs verboten. Alle ohne königliches Placet bekannt gemachten päpstlichen Bullen und Bre-
1768. ven, insbesondere die von den Jesuiten heimlich eingeführte Bulle „in Coena Domini" gegen Irrlehrer, Ketzer und Schismatiker wurden für ungültig erklärt, die Unterscheidung zwischen „Neuen Christen" und „Alten Christen" aufgehoben und dadurch die Rechtsungleichheit, die bisher die ersteren von den öffentlichen Aemtern ausgeschlossen hatte, beseitigt. Feiertage und Prozessionen wurden vermindert. Durch diese Gesetze und Verordnungen wurden auch die Befugnisse und der Geschäftskreis des Inquisitiontribunals eingeschränkt, wenn gleich das Amt selbst noch fortbestand, und mehr im

Dienste der Regierung als der kirchlichen Rechtgläubigkeit angewendet ward. Doch kamen keine Autosdafé mehr vor, man begnügte sich mit Gefangenhaltung. Die Todesstrafe wurde überhaupt unter Pombals Regierung selten verhängt, „dagegen war es nichts Ungewöhnliches zu gleicher Zeit zwanzig oder dreißig, die in eine Verschwörung oder in aufrührerische Bewegungen verwickelt waren, ins Gefängniß geführt zu sehen." Aber um Uebelstände und Gewohnheiten, die durch hundertjährige Tradition und Uebung zur Volksnatur geworden, zu vertilgen, reichen die Kräfte eines einzigen Mannes, und wäre er noch so kühn und gewaltig im Aufräumen, nicht hin. Zum Niederreißen war Pombal der rechte Mann, zum Aufbauen hätte es einer ruhigeren besonneneren Persönlichkeit und einer längeren Dauer der herrschenden Zeitrichtung bedurft.

Die Jesuiten glaubten die feindselige Stimmung, welche in Portugal und in den Bourbon'schen Ländern gegen den Orden sich so scharf kund gab, durch die Autorität des von ihnen beherrschten Papstes Clemens XIII. niederhalten zu können. Sie erwirkten daher durch ihren Einfluß im Vatican, daß insgeheim eine Bulle entworfen ward, worin nicht nur die Gesellschaft Jesu aufs Neue bestätigt, sondern auch die in den letzten Jahren ausgestreuten gehässigen Angaben und Berichte als böswillige Verleumdungen erklärt wurden. Diese Bulle, bekannt unter dem Namen Apostolicum pascendi munus, ward durch die Nuntien allen Bischöfen der Christenheit zugestellt. Sie sollte den Angriffen gegen den Orden ein Ziel setzen, hatte aber den entgegengesetzten Erfolg, sie forderte die Feinde zu Gegenmaßregeln heraus: in Neapel und Venedig wurde die Bekanntmachung und Verbreitung verboten, in Frankreich übergab man das Schriftstück an manchen Orten den Flammen, in Portugal, wohin es auf Schleichwegen gelangte, wurde auf Antrag des Kronanwalts in einer durch Beiziehung der angesehensten Theologen und Juristen verstärkten Staatsrathssitzung die Erklärung abgegeben, die Bulle, welche die Jesuiten durch unwürdige Kunstgriffe erschlichen hätten, verletze die Rechte der Krone, gefährde die Ruhe des Reichs und störe den Frieden der Kirche. Ein eigenes Gesetz belegte daher das Besitzen, Drucken und Verbreiten derselben mit schweren Strafen. So löste sich mehr und mehr das Band auf, das Rom bisher mit den katholischen Staaten so innig verbunden hatte. Schon wurden zwischen Lissabon und Paris Schriftstücke gewechselt, wie man bei dem päpstlichen Stuhle die Aufhebung des Jesuitenordens am nachdrücklichsten betreiben könne. Auch das Madrider Cabinet suchte man zur Mitwirkung zu gewinnen. Wenn die drei Kronen, meinte Pombal, mit einmüthigen Forderungen sich an die Curie wendeten, so könnte sie weder die Aufhebung der Gesellschaft Jesu noch die Abstellung anstößiger Mißbräuche in Religionssachen verweigern. Ein neues königliches Manifest erklärte, daß jeder Jesuit, der in Portugal betroffen werde, als Hochverräther und Majestätsverbrecher bestraft werden würde. „Die Ordensglieder und ihre Freunde und Beschützer seien die unverbesserlichen und gemeinsamen Feinde aller weltlichen Macht, der höchsten gesetzmäßigen und von Gott eingesetzten Obrigkeit, der Ruhe und des Lebens der christlichen Fürsten und des öffentlichen Friedens

Die Bulle Apostolicum pascendi munus und ihre Folgen.

7. Jan 1765.

6. Mai 1765.

28. Aug. 1767.

der Staaten." Alle Portugiesen sollten sich durch einen vor den Magistraten abzulegenden Eid feierlich verpflichten, mit der Gesellschaft Jesu in keinerlei Verbindung zu stehen oder ihre Lehren zu theilen. Als Antwort auf die Bulle richtete König Joseph ein Schreiben an Clemens XIII., worin er unter Versicherung seiner Ehrfurcht für den heil. Vater selbst sein Bedauern ausspricht, daß derselbe einen Orden in Schutz nehme, der sich die Ermordung der Fürsten, die Aufwiegelung der Unterthanen, die Störung des öffentlichen Friedens durch Schriften und Thaten zum Ziele seines Strebens gesetzt.

6. Decbr. 1767.

Vereintes Vorgehen der Mächte gegen den päpstl. Stuhl und Clemens XIII. Ausgang

Wir werden bald erfahren, welche Maßregeln man kurz zuvor in Spanien und noch früher in Frankreich gegen die Ordensglieder ergriffen hatte. Dem Nuntius in Madrid wurde bereits die Andeutung gemacht, wenn Clemens XIII. sich noch länger weigere die Säcularisation der Gesellschaft Jesu vorzunehmen d. h. die Mitglieder von ihren Gelübden loszusprechen und in den Weltpriesterstand eintreten zu lassen, so könnte es leicht geschehen, daß dem päpstlichen Stuhle einige seiner Besitzungen entrissen würden. Die Kirche selbst und die Autorität ihres Oberhauptes litten unter den Schlägen gegen die Jesuiten. In Portugal fing man an sich an den Gedanken einer Trennung von Rom zu gewöhnen. Die Erzbischöfe ertheilten kirchliche Dispensationen auf eigene Hand; erledigte Pfründen wurden durch die Regierung besetzt; die Frage über den Primat des römischen Bischofs wurde geschichtlich erforscht und die Selbständigkeit des Landesepiscopats nachgewiesen; die portugiesische Geistlichkeit machte sich mit dem Gedanken vertraut, daß Kirche und Staat einen unauflöslichen Bund mit einander schließen, Krone und Episcopat wie in England zu einem einheitlichen Organismus zusammenwachsen möchten. Wie sehr immer der in seinem Gewissen geängstigte König eine Aussöhnung wünschte und anstrebte, der Papst selbst machte sie unmöglich durch das eigensinnige Beharren auf der Rückberufung der ausgewiesenen Jesuiten. Wie hätte Pombal auf eine solche Bedingung sich einlassen können? So dauerte das feindselige Verhältniß fort und erweiterte sich zu einem Kampf aller romanischen Völker gegen das Pontificat. Wir werden bald hören, wie heftig Clemens XIII. um diese Zeit gegen den Herzog von Parma auftrat. Der darüber entzündete Streit wurde in Lissabon als eine allen Souveränen gemeinschaftliche Angelegenheit betrachtet. Pombal war der Ansicht, man müsse durch vereintes Vorgehen den Papst aus den Banden befreien, in welchen ihn die Jesuiten gefangen hielten, seine ganze Umgebung bestehe aus Gliedern dieses Ordens, so daß der wenig erleuchtete und schwache Greis im Vatican die Dinge der Welt nur nach ihrer einseitigen und egoistischen Darstellung erführe. Der portugiesische Minister erblickte in der Auflösung der Gesellschaft das einzige Mittel, sie für immer von dem Königreiche auszuschließen. Ohne diese entscheidende Maßregel war zu fürchten, daß der Infant Dom Pedro, der ganz andere Ansichten hegte und die antiklerikale Richtung des Grafen verabscheute, nach dem Tode Josephs die Rückberufung der geistlichen Brüderschaft

anordnen würde. Aber Choiseul war der Meinung, man solle warten, bis die Tiara auf ein anderes Haupt käme und dann bei dem Nachfolger die Sache mit mehr Energie betreiben. Größeren Eifer entwickelte Karl III. von Spanien, der sich besonders verletzt fühlte durch das scharfe Vorgehen der Curie gegen seinen Neffen, den Herzog von Parma. Er bewirkte durch seinen Minister Aranda, daß Frankreich das päpstliche Gebiet an der Rhone besetzte, daß Neapel Besitz von Benevent und Pontecorvo nahm und daß die Gesandten der Bourbon'schen Höfe im Vatican Denkschriften einreichten, in welchen unter andern Forderungen Juni 1768.
auch die Auflösung der Gesellschaft Jesu dringend verlangt ward. Dieser entscheidende Schritt war ein Herzstoß für den kranken Papst, der Nagel zu seinem Sarg. Noch ehe das zur Berathung über die schwierige Lage einberufene Consistorium zusammentreten konnte, starb Clemens XIII. Schmerzerfüllt und 2. Febr. 1769.
kummervoll fuhr er in die Grube hinab. „Sein elfjähriges Pontificat war eine ununterbrochene Kette von herben Mißgeschicken, Unfällen und Demüthigungen. Das Gebäude der Hierarchie war innerlich erschüttert, aus seinen Fugen gerissen, allen Stürmen der Zeit preisgegeben".

Auf die Kunde von dem Ableben des Papstes Clemens XIII. kehrte der Aussöhnung der Curie mit Portugal.
portugiesische Gesandte Almada von Florenz nach Rom zurück und verband sich mit den Botschaftern der drei Bourbonschen Höfe von Frankreich, Spanien und Neapel, um bei dem neuen kirchlichen Oberhaupte die von dem Vorgänger so beharrlich verweigerte Auflösung des Jesuitenordens zu betreiben und damit den Weg zur Wiederherstellung des Verkehrs zwischen der Krone Portugal und dem heil. Stuhle anzubahnen. Seine Bemühungen waren von dem glänzendsten Erfolg gekrönt. Cardinal Ganganelli, der mit seinem Vorgänger nur den Namen nicht aber die Gesinnung und die Politik gemein hatte, gab den Abgesandten unter der Hand zu verstehen, daß er, sobald die Umstände es gestatteten, dem Verlangen der Höfe nachkommen würde. Zugleich gab er dem König und dem Minister von Portugal solche Beweise von friedfertiger und versöhnlicher Gesinnung, daß bald eine vollständige Ausgleichung der Streitigkeiten erwartet werden durfte. Im Juni 1770 hielt der neue Nuntius, Innocenz Conti, einer 28. Juni 1770.
altrömischen Grafenfamile entstammend, seinen Einzug in Lissabon, vom Hofe und von dem ganzen Lande feierlich empfangen. Bei dem allseitigen Wunsche einer aufrichtigen Versöhnung fand man schnell Mittel und Wege die kirchenfeindlichen Edikte wirkungslos zu machen, ohne die königliche Autorität zu schwächen, so daß schon im August der päpstliche Botschafter nach Rom be- August 1770.
richten konnte: „Jegliche Angelegenheit geht gegenwärtig hier in der besten Ordnung und Ruhe vor sich. Die ganze Vergangenheit ist vergessen und Alles wieder ins alte Geleise gebracht. Die Nuntiatur übt ihre Rechte aus ohne die geringste Beeinträchtigung; die ganze Bevölkerung jubelt, indem sie den Verkehr mit Rom auf rechtskräftige Weise wieder eröffnet sieht." Auch im Vatican empfand man große Freude, daß die Scheidewand endlich gefallen war. Der

Papst feierte das glückliche Ereigniß mit einem Tedeum und die Bevölkerung der Tiberstadt durch eine Beleuchtung ihrer Häuser. Der Erzbischof von Coimbra, der seiner Würde nicht entsagen wollte, wurde „wegen vorgerückten Alters und anderer Gründe“ seines Amtes enthoben, die erledigten Bisthümer mit würdigen Prälaten besetzt, alle Folgen des zehnjährigen Schisma auf entgegenkommende Weise ausgeglichen.

Clemens XIV. und Pombal. Der Minister hatte alle Ursache mit dem Gange der Dinge zufrieden zu sein. Er brauchte nicht mehr zu fürchten, daß die Jesuiten wiederkehren und seine Reformen durchkreuzen oder rückgängig machen würden. Der König bewies ihm seinen Dank und seine Anerkennung durch die Verleihung des Ranges eines Marquis von Pombal. Um so unzufriedener waren die Jesuiten selbst und ihre ultramontangesinnten Parteigenossen und sie unterließen nichts, um durch Verdächtigungen, Verleumdungen, unheilverkündende Prophezeiungen den neugeschlossenen Bund zwischen Rom und Lissabon wieder zu zerstören. Aber ihre Tage waren gezählt. Pombal erlebte noch das Aufhebungsbreve, in welchem Clemens XIV., nachdem er sich durch längere Zurückgezogenheit und Samm-
August 1773. lung für den wichtigen Schritt vorbereitet, die Gesellschaft Jesu für aufgelöst erklärte und zugleich in Rom selbst alle ihre Collegien und Ordenshäuser schließen ließ. In Lissabon wurde das Ereigniß mit Dankgottesdienst, Illumination und Freudenfeuer begrüßt. „Der Marquez von Pombal“, schrieb damals der englische Gesandte in Portugal nach London, „ist besonders vergnügt über die Vernichtung einer Körperschaft, mit welcher er so viele Jahre in Streit gelegen. Man muß ihm das Verdienst zugestehen, daß er der erste in diesem Jahrhundert war, der es wagte, eine Gesellschaft offen anzugreifen, die an manchen Höfen und zumal an dem portugiesischen so großen Einfluß besaß.“

c. Pombals Reformthätigkeit und Ausgang.

Der productive Geist des Ministers. Wie sehr immer die kirchlichen Angelegenheiten die Arbeitskraft des Ministers in Anspruch nahmen, dennoch fand der energische Mann noch Zeit, auch den übrigen Seiten des öffentlichen Lebens eine großartige Reformthätigkeit zuzuwenden. Man blickt mit Erstaunen auf die Schöpfungen, die sein fruchtbarer Geist ins Leben rief, wenn dabei auch nicht geleugnet werden soll, daß er bei der Einfügung seiner gesetzgeberischen Ideen in das Gewebe der Wirklichkeit oft mit despotischer und gewaltthätiger Hand in die bestehenden Zustände, Rechte und Ueberlieferungen eingriff. „Ohne Finanzen, ohne Credit, ohne Handel, ohne Industrie, ohne Landheer und Seemacht“, so urtheilt ein Zeitgenosse, „kämpfend gegen feindselige Elemente, welche alle weise berechneten Maßregeln zur Herstellung der zerrütteten Staatsmaschine lähmten, gelang es dem großen Manne Finanzmittel zu schaffen, der Regierung wieder Vertrauen zu erwerben, Handel und Schiffahrt ansehnlich zu erweitern, den Fischereien in Algarve neues Leben

zu geben, eine große Anzahl Fabriken und Manufacturen zu errichten, die Literatur und die Wissenschaft aufzumuntern durch die Neugestaltung der Universität Coimbra und Errichtung verschiedener Anstalten für den öffentlichen Unterricht, das Landheer zu ordnen, neue Festungen aufzuführen, die alten herzustellen, eine Achtung gebietende Flotte zu schaffen, dem Königreiche das Ansehen, worin es ehedem im Auslande gestanden, zurückzugeben und aus den Trümmern von Lissabon eine prächtigere, größere und volkreichere Stadt als die alte gewesen erstehen zu lassen." Mag Pombal bei dieser vielgeschäftigen Thätigkeit auch manche Mißgriffe gethan, auch manches Angefangene unvollendet gelassen, Manches versucht und unternommen haben, was sich in der Folge nicht bewährte, so ist es doch lediglich seiner Arbeit, seiner Einsicht und Energie, seinem Scharfblick und weiten Gesichtskreise zu verdanken gewesen, wenn Portugal aus der Abhängigkeit vom Ausland, aus den Ketten einer hierarchisch-aristokratischen Zwingherrschaft erlöst ward und in die Reihe der übrigen Culturstaaten eintrat.

Handel u. Industrie.

Daß Pombal der Häufung der Güter in unproduktiven Händen Grenzen setzte, indem er die Erwerbsucht der Kirche beschränkte, die Ausdehnung der adeligen Besitzungen auf Kosten der Krone und des freien Bauernstandes hemmte, daß er dem Weinbau ungeeignete und unergiebige Bodenstrecken entzog, war ein großer Schritt zur Hebung und Verbesserung der Landwirthschaft und zur Mehrung des Getreidebaues. Doch lag ihm vorzugsweise die Förderung der mercantilen und gewerblichen Interessen am Herzen. Sowohl die Errichtung einer großen Compagnie zur Cultur der Weinberge in der Umgegend von Oporto, die wie erwähnt zu agitatorischen Umtrieben benutzt ward, als die Beförderung der Seidenzucht, wozu man gegen 20,000 Maulbeerbäume aus Frankreich kommen ließ, hatte in erster Linie den Aufschwung des Handels und der Industrie zum Zweck. Auch Wollemanufacturen und andere Fabriken und Gewerbe wurden durch Staatsmittel gefördert und fremde Arbeiter und Handwerker zur Einwanderung aufgemuntert. Wie freute sich der Minister als er in seinem Dorfe Oeyras, das er mit herrlichen Baumanlagen und Ziergärten geschmückt, einst dem König eine Ausstellung inländischer Industrieerzeugnisse vorführen konnte! Er gründete eine Handelsjunta, deren Statuten er selbst entwarf, und errichtete in Lissabon eine Schule, worin zweihundert Zöglinge in allen Zweigen des Handelswesens und der Schiffahrtskunde unterrichtet wurden. Er selbst und andere Minister und Beamten wohnten der öffentlichen Prüfung bei, um der neuen Schöpfung mehr Ansehen zu geben. „Manufacturen und Handel", sprach er einst, „bereichern und civilisiren eine Nation und machen den Staat mächtig. Die Seele des Handels aber liegt in der Freiheit des Volks."

Unterricht u. Volksbildung.

Die Krone setzte Pombal seiner Reformthätigkeit auf durch die Fürsorge und Pflege, die er der Volksbildung und den Unterrichtsanstalten zuwendete. Von der niedern Elementarschule bis zur Universität machte sich der hohe Sinn und der weite wissenschaftliche Gesichtskreis des Ministers bemerkbar. Hunderte von Schulen aller Art wurden gegründet, in denen alle Unterrichtsgegenstände in einer pädagogisch organisirten Stufenfolge unentgeltlich gelehrt wurden; hunderte von Professoren und Lehrer auch aus dem Auslande fanden Verwendung und Anstellungen; für die adelige Jugend wurde in Lissabon „das königliche Adelscollegium" gegründet mit trefflichen Lehrern für alle Wissenszweige humanistischer und realistischer Art; die Universität Coimbra

erfuhr eine gänzliche Umgestaltung, die einer Neuschöpfung gleichkam. Durch Vermehrung der Lehrstühle, durch Anstellung wissenschaftlich-philosophisch gebildeter Professoren, durch Errichtung akademischer Gebäude für Studienzwecke und Instrumente, durch eine Sternwarte und durch einen auf freier humaner Grundlage aufgebauten Organisationsplan wollte Pombal ein Werk ins Leben rufen, das die Jesuitenanstalten gänzlich in Schatten stellen sollte. Sein Helfer und Rathgeber bei der Einrichtung war ein Priester vom Oratorium Manoel do Cenaculo de Villas Boas, später Erzbischof von Evora, ein Mann von vielseitigem Wissen, „ein Brunnen ohne Grund und Schlamm", dem wieder Antonio Pereira de Figueiredo, ein grundgelehrter freisinniger Theolog zur Seite stand. Auch bei den Mittelschulen wurden vorzugsweise Priester vom Oratorium verwendet. Neben den Sprachen des Alterthums sollten auch die portugiesische Sprache und Literatur, neben dem römischen Rechte die heimischen Gesetze und Institutionen zur Geltung gebracht werden; den philosophischen und mathematischen Wissenschaften wurde besondere Aufmerksamkeit gewidmet. Die Reform der Universität Coimbra war das „Signal zur Wiedergeburt der Wissenschaften" in Portugal. Neue Lehrbücher und Lehrmethoden verdrängten die scholastisch-jesuitische Unterrichtsweise und eine großartige königliche Druckerei nebst Schriftgießerei sollte dazu dienen „die Wissenschaften zu beleben und durch die Druckerzeugnisse dem Gemeinwesen nützlich zu sein."

Rechtspflege Zugleich richtete Pombal sein Augenmerk auf Verbesserung der Rechtspflege und des Gerichtsverfahrens und schuf nach reifen Berathungen mit Richtern und rechtskundigen Männern ein Gesetzbuch, das der größte portugiesische Jurist „ein wahrhaft goldenes Gesetz" genannt hat, ein aus älteren Ordonnanzen, Gewohnheiten und Rechtsbestimmungen zusammengestelltes und im Geiste der Zeit und der modernen Wissenschaft redigirtes Landrecht, klar und bündig und mit strenger Scheidung der Justiz und Verwaltung. Eine neue wachsame Polizei unter einem thätigen Intendanten führte in Portugal, insbesondere in den südlichen Gauen einen Zustand öffentlicher Sicherheit herbei, wie er bisher noch nie bestanden. Diebe, Müssiggänger, Pasquillanten verschwanden mehr und mehr.

Staatshaushalt. Auch das Finanz- und Steuerwesen und der gesammte Staatshaushalt wurden mit Verstand und Umsicht geordnet. Die Errichtung von vier Rechnungskammern erleichterte die Uebersicht und Controle über Einnahmen und Ausgaben; die Einführung eines Schatzamtes als Obersteuerbehörde vereinfachte die Erhebung der öffentlichen Abgaben und gewährte größeren Schutz gegen Betrug, Unterschleif und Bedrückung. Selbst über die Hofhaltung und des Königs Hauswesen erstreckte sich die
Brasilien. Aufmerksamkeit des Ministers. Und noch niemals war Brasilien eine so ergiebige Quelle des Reichthums für die Portugiesen wie unter Pombals Verwaltung. Jahr aus Jahr ein trugen reichbeladene Schiffe Gold, Edelsteine und kostbare Waaren in den Hafen von Lissabon. Zwei Handelsgesellschaften vermittelten und beförderten den Verkehr; Directoren leiteten die Verwaltung, die Rechtspflege und das Unterrichtswesen in den einzelnen Provinzen des großen Landes, Missionen wurden in die entlegenen Gegenden gesandt, um die Eingebornen zu bekehren, zu unterrichten und zu cultiviren, an Fleiß und geordnetes Leben zu gewöhnen.

Stellung zu England. Nicht bloß in den inneren Zuständen Partugals schuf die Verwaltung des Marquis von Pombal eine neue Aera; er wußte auch nach Außen die Ehre und Würde des Königreichs zu wahren und ihm die Achtung der größeren Staaten zu verschaffen. Als
Aug. 1759. während des siebenjährigen Krieges ein englisches Geschwader einige französische Schiffe in die Bucht von Lagos verfolgte und sie ohne Rücksicht auf die Neutralität des Landes wegnahm oder zerstörte (S. 95), trat Pombal als Rächer des verletzten Völkerrechts und der Ehre der portugiesischen Flagge auf. Er konnte freilich keine Kriegsflotte gegen

die erste Seemacht Europa's unter Segel gehen lassen, nicht durch einen Gegenakt der englischen Nation zu Gemüthe führen, wie ungroßmüthig es sei, gegen einen kleinen befreundeten Staat ihr Uebergewicht geltend zu machen; aber seine Noten an das englische Ministerium athmeten das Selbstgefühl eines Mannes, der nicht ruhig hinnehmen wollte, daß England das Land am Tajo als einen Vasallenstaat, als ein von ihm abhängiges Territorium behandle. Seit fünfzig Jahren, sagte er, sei Großbritannien durch vortheilhafte Handelsverträge im Besitze solcher Vorrechte und Befreiungen in Portugal, daß die Kaufmannschaft des Inselreichs jährlich einen Gewinn von einer Million Pf. St. aus dem Lande ziehe, daß der Bedarf des Volks an Getreide, an Kleidungsstoffen, an Fabrikwaaren aller Art zu zwei Drittheilen von England geliefert werde. Diese Handelsgesetze und Monopole könnten gekündigt und aufgelöst werden, Frankreich würde mit Freuden dem portugiesischen Volke unter die Arme greifen und seinen Bedürfnissen mit dem eigenen Ueberfluß an Naturprodukten und Kunsterzeugnissen abhelfen. An der Themse verstand man den Wink und die versteckte Drohung, und der Minister Pitt war klug genug nachzugeben und die verlangte Genugthuung zu gewähren. Dadurch wurde das gute Einvernehmen wieder hergestellt und die Engländer konnten nach wie vor ihre reichen Goldladungen einbringen. Allein sie blickten mit unheimlichen Gefühlen und mit Aerger auf die schöpferische Thätigkeit Pombals, die Portugal unabhängig von dem Auslande zu machen suchte. Die Klagen der britischen Kaufleute wurden immer lauter und bitterer; die Zeitungen und Flugschriften nahmen einen gereizten Ton an; in der Gründung der Handelsgesellschaften, in den industriellen Unternehmungen, in dem Bemühen, die Portugiesen auf ihre eigenen Füße zu stellen, erblickten die Engländer Eingriffe in ihre so lange genossenen commerciellen Vorrechte, eine Beeinträchtigung ihrer Monopole und Begünstigungen.

Der portugiesisch-englische u. der spanisch-französische Krieg. Der Reichsgraf von Lippe.

Diese Stimmungen traten zeitweise zurück, wenn die politische Lage Europa's der englischen Regierung das enge Bündniß mit Portugal vortheihaft machte. So im Anfang der sechziger Jahre, als Choiseul durch den erwähnten „Familienpakt" alle Zweige des Bourbonischen Hauses zu einem ewigen Bund vereinigte in der Absicht, Englands maritimes Uebergewicht zu brechen. Portugal wurde eingeladen der Convention beizutreten, der neutralen Stellung, welche bisher der britischen Seeherrschaft so nachdrücklichen Vorschub geleistet, zu entsagen. Als das Cabinet von Lissabon der Aufforderung widerstand und dem Freundschaftsbund mit England treu blieb, wurde in Paris und Madrid der Plan gefaßt, sich der portugiesischen Seehafen zu bemächtigen und durch Besetzung des Königreichs ein reales Unterpfand zu erwerben, das man seiner Zeit gegen Großbritannien verwerthen könne. In Spanien mochten auch die alten Eroberungsgedanken wieder auftauchen. Man hatte in Madrid nicht vergessen, daß Portugal nur durch einen revolutionären Handstreich aus einer spanischen Provinz ein selbständiges Königreich geworden war. In dieser drohenden Zeitlage entfaltete Pombal wieder eine ähnliche Thätigkeit und Energie, wie nach dem Erdbeben. Die Festungen wurden in Stand gesetzt und mit reichlichem Geschütz versehen, die Armeen verstärkt, Waffenvorräthe gesammelt. Vom Fort Julião starrten 120 Kanonen auf den Tajo herab. Als das Lissaboner Cabinet in einer höflich aber festgehaltenen diplomatischen Note der spanischen und französischen Regierung erklärte, daß Portugal dem Angriffsbund der verwandten Höfe nicht beizutreten, sondern in seiner bisherigen Neutralität und Freundschaft zu beharren entschlossen sei, erfolgte die Kriegserklärung und das Einrücken einer spanischen Occupationsarmee in Tras-os-Montes. Pombal hatte das portugiesische Heer bis zu einer Stärke von 60,000 Mann gebracht; allein er konnte sich bald überzeugen, daß die der Waffen und des Kriegs entwöhnten Truppen der feindlichen Uebermacht nicht gewachsen seien, daß das vaterländische Gefühl und der Nationalhaß

Mai 1762.

gegen Spanien, wovon die portugiesische Jugend durchdrungen war, den Mangel an Uebung und Disciplin nicht zu ersetzen vermöchte, daß auch die englischen Offiziere, die ihm die Londoner Regierung zur Verfügung stellte, und einige Regimenter Hülfstruppen unter Lord Tirawley, einem sarkastischen Irländer, nicht genügten. Er richtete daher seinen Blick nach dem an militärischen Kräften so fruchtbaren deutschen Reich und übertrug mit Zustimmung Englands dem Grafen Wilhelm von Lippe-Schaumburg, einem erfahrenen Kriegsmann, der in London geboren, eine Zeitlang in der englischen Garde gedient, dann unter Ferdinand von Braunschweig mehrere Feldzüge im siebenjährigen Krieg mitgemacht (S. 92. 104) und in seinem Stammlande militärisches Organisationstalent an den Tag gelegt hatte, den Oberbefehl über das portugiesische Heer und die englischen Hülfstruppen. Der Prinz Karl von Mecklenburg-Strelitz erhielt das Mitte Juli 1762. Commando über die Artillerie. Im Juli sammelte sich das französisch-spanische Heer unter dem Oberbefehl des Grafen von Aranda über 42,000 Mann stark in der Umgegend von Ciudad Rodrigo und rückte in Beira ein, um in das Herz des Landes vorzudringen. Das portugiesisch-englische Heer, bei welchem unter dem reichsgräflichen Oberbefehlshaber, der den Rang eines Feldmarschalls hatte, die englischen Anführer Bourgoyne, Townsend, Lennox, Clarke das Meiste leisteten, war kaum halb so stark als der Feind, da ein großer Theil der Truppen in den Festungen lag oder die Nordgrenze hütete. Die Spanier und Franzosen machten daher Anfangs rasche Fortschritte. Aug. 1762. Sie zwangen die Festung Almeida zur Uebergabe, brachten das Gebirgsland im Osten der Sierra Estrella, zwischen Mondego und Tajo in ihre Gewalt und schlugen ihr Sept. Hauptquartier bei Castello-Branco auf. Bald änderte sich jedoch die Lage. Der Reichsgraf und die englischen Obersten besetzten die steilen Gebirgspässe und hemmten das weitere Vordringen des Feindes: die Bergbewohner, empört über die grausame und verheerende Kriegsweise der Spanier und entflammt von Nationalhaß, schaarten sich in Banden zusammen und organisirten gegen die Eindringlinge den kleinen Krieg in Schluchten und Wäldern; Townsend führte mit großem Geschick einen vielbewunderten Marsch über die Höhen der Estrella aus, wobei die Portugiesen viel Ausdauer bewiesen, indem sie in zerfetzten Kleidern und Schuhen die felsigen Wege hinanschritten, „häufig Spuren der blutenden Füße zurücklassend." Im Herbst, als noch Regen und Kälte eintrat und Mann und Roß vor Hunger und Ermattung zusammensanken, sah sich Aranda genöthigt, einen Theil seiner Truppen über die Grenze zu führen und in Okt. 1762. Alcantara unterzubringen. Im nächsten Monat folgte er selbst mit dem Reste des Heeres, die Kranken und Verwundeten in den Lazarethen von Castello-Branco zurücklassend. Aber auch die Portugiesen und Engländer bedurften dringend der Erholung; daher willigte der Reichsgraf-Marschall ein, daß sie in verschiedenen Grenzstädten Winterquartiere bezogen. Neun Regimenter wurden nach Portalegre verlegt, um das Ein-Febr. 1763. dringen der Feinde in Alemtejo zu verhindern. Der Abschluß des Friedens von Fontainebleau zu Anfang des nächsten Jahres machte auch dem Krieg in Portugal ein Ende und stellte die Zustände her, wie sie vor dem Feldzug gewesen.

Militärische Verdienste des Reichsgrafen. Nach dem Frieden kehrten die englischen Hülfstruppen zurück. Der reichsgräfliche Oberfeldherr aber blieb noch einige Zeit in Portugal und unterstützte den Minister in seinen Bemühungen, die einheimischen Truppen feldtüchtig zu machen, die Milizen zu organisiren, die Festungen in Vertheidigungsstand zu setzen, mit Rath und That. Elvas wurde durch ein Fort verstärkt, das noch jetzt den Namen „Lippe" führt. Als er endlich das pyrenäische Land, das Sept. 1774. ihm seine ganze militärische Disciplin und Kriegszucht zu danken hatte, verließ um über England nach Deutschland zurückzukehren, schlug er alle Geldbelohnungen aus und begnügte sich mit dem Ruhme und dem Danke der Nation. Er war kein Condottiere. Auch in seinem Stammlande Lippe-Bückeburg blieb er seinen militärischen Neigungen getreu; er legte auf

einer Insel im Steinhuder Meer die kleine Festung Wilhelmstein an und bildete aus den jungen Bauernsöhnen seines Landes tüchtige Soldaten durch kräftige Mannszucht. Doch hatte er auch geistige Interessen, wie Herder und Abt erfuhren.

Dieser Verbesserung des Heerwesens und der gleichzeitigen Verstärkung der Marine hatte es Portugal zu danken, daß sich nicht zehn Jahre später dieselben kriegerischen Vorgänge zwischen den beiden pyrenäischen Staaten und ihren Verbündeten wiederholten. Ein Grenzstreit in Südamerika hatte zu Feindseligkeiten zwischen den beiden Gouvernadoren von Brasilien und Buenos-Ayres geführt, wobei die spanischen Kriegsmannschaften in zwei Gefechten den Kürzeren zogen. Dieser Streit der Colonien schien sich nach dem europäischen Mutterlande hinüberspielen zu wollen. Schon besetzten abermals portugiesische und spanische Truppen die Grenzlandschaften. Die englische Regierung, die bei ihrem bevorstehenden Kampfe mit Nordamerika nicht auch noch in pyrenäische Kriegsangelegenheiten verwickelt sein mochte, suchte den Streit zu vermitteln. Allein sie erreichte nur so viel, daß in den portugiesisch-spanischen Grenzlanden das bereits gezückte Schwert nicht wirklich zum Kampfe geschwungen ward. Desto hitziger entbrannte der Krieg im Gebiete des Rio Grande. König Karl III. hatte den früher geschlossenen Tauschvertrag verworfen, wollte aber doch nicht gerne auf die Colonia del Sacramento verzichten. Er schickte eine große spanische Flotte mit 12,000 Seesoldaten unter Pedro de Cevallos nach Buenos-Ayres in einem Augenblick, da König Joseph schwer erkrankt war und seine Gemahlin, Karls Schwester die Regentschaft in Lissabon übernahm, somit Pombals Einfluß auf die Regierungsgeschäfte unsicher und schwankend ward. Dieser Constellation hatte es der König von Spanien zu danken, daß der Streit zu seinem Vortheil endete. In dem zwischen der Königin-Regentin und ihrem Bruder abgeschlossenen Präliminarfrieden von San Ildefonso, dem dann einige Monate nachher der Allianzvertrag zu Pardo folgte, wurde die Grenze am La Plata und Uruguay festgesetzt und die Colonia del Sacramento den Spaniern überlassen. Seitdem hörte der Schleichhandel mit Buenos-Ayres auf und ihr Wohlstand sank.

Spanisch-portugiesischer Krieg in Amerika.

1. Okt. 1777. 11. März 1778.

Als der Friedensvertrag von Pardo zwischen Spanien und Portugal abgeschlossen ward, war König Joseph Emanuel nicht mehr unter den Lebenden. Er hatte noch die Freude dem großen dreitägigen Feste beizuwohnen, das der Minister bei der feierlichen Enthüllung der prachtvollen Reiterstatue des Monarchen auf dem „Handelsplatze" in Lissabon veranstaltete, ein wahres Volksfest mit Umzügen, Feuerwerk, Banketten und Belustigungen aller Art. Aber sein Gemüth war verdüstert: ein zweiter Anfall auf sein Leben bei Gelegenheit eines Jagdrittes, Mißstimmungen und Intriguen in der königlichen Familie, Mißtrauen gegen seine Umgebung hatten die Heiterkeit seiner Seele, apoplektische Anfälle die Gesundheit seines Körpers untergraben. Der Staatssecretär Seabra, der thätigste Mitarbeiter Pombals in allen civilisatorischen Arbeiten, wurde plötzlich in Ungnade entlassen und auf ein Landgut verwiesen, ohne daß man genau die Ursache erfuhr. Es ward behauptet, er habe seine Stellung zu eigennützigen Zwecken mißbraucht. Seine Entfernung war das erste Zeichen, daß es den Ränken und Kabalen der dem Minister feindseligen Hofpartei bald gelingen werde, auch Pombals Machtstellung zu erschüttern. Der König selbst bewahrte jedoch dem großen Manne, der fünfundzwanzig Jahre lang das Staatsruder mit so kräftiger und geschickter Hand geleitet, sein Vertrauen bis zum letzten Athemzuge.

König Josephs Ausgang.

6. Juni 1775.

Er freute sich mit allen Freunden der neuen Ordnung, daß der Mordplan eines Italieners, der den ersten Minister bei dem erwähnten Nationalfeste mit einer Art Höllenmaschine aus der Welt schaffen wollte, vor der Ausführung entdeckt und vereitelt ward, und der Verbrecher, der sein Vorhaben eingestand, dem blu-
6. Okt. 1775. tigen Strafgericht überliefert werden konnte. Bald nachher traten wiederholte Krankheitsanfälle ein, die den König nöthigten sich von allen Staatsgeschäften zu-
29. Nov. 1776. rückzuziehen und seine Gemahlin Maria Anna zur Regentin zu ernennen. Drei Monate nachher machte ein wiederholter Schlaganfall seinem leidensvollen Leben
24. Febr. 1777. ein Ende. Seine älteste Tochter Maria, die wie uns bekannt mit ihrem Oheim Dom Pedro vermählt war, erbte die Krone. Der päpstliche Stuhl, der vor dem Streite die Dispensation zu der Verwandtenehe gegeben, hatte auch nach dem Wunsche des sterbenden Monarchen eingewilligt, daß der Sprößling dieser Ehe, der sechzehnjährige Enkel des Königs Joseph Prinz von Beira, mit seiner einunddreißigjährigen Muhme Donna Maria Francisca Benedicta, Josephs zweiter Tochter vermählt ward, zwei dynastische Heirathen, die fast als blutschänderisch gelten konnten und dem Herrscherhause kein Glück brachten.

Pombals Entlassung u. das neue System.

Ehe noch des Königs letzte Stunde gekommen war, reichte Pombal, der wohl wußte, daß, wenn der königliche Stützpfeiler gesunken wäre, die zahlreichen Gegner des Allgewaltigen mit leidenschaftlichem Hasse wider ihn losbrechen würden, der Regentin ein Entlassungsgesuch ein. Alter, Anstrengungen und Körperleiden hätten seine Kräfte erschöpft. Sie möge andere Männer ihres Vertrauens ernennen, die er in die Geschäfte einführen wolle, und ihm gestatten, seine noch kurze Lebensfrist auf seinen Gütern in der Zurückgezogenheit zuzubringen. Er fügte dem Gesuch einen Rechenschaftsbericht über seine Verwaltung und den Zustand der Finanzen bei, der an Sully's Beispiel erinnert (XI, 490) und mit Recht allgemeine Bewunderung erregte. Er wies nach, daß außer dem Diamantenvorrath im Staatsschatz und in der königlichen Kasse achtundsiebenzig Millionen Cruzados vorräthig seien, ein in der portugiesischen Finanzgeschichte unerhörter Fall. Ehe die Regentin eine Entscheidung getroffen, starb der König
1. März 1777. und Donna Maria bestieg den Thron. Da wiederholte der Minister sein Gesuch und die neue Königin gewährte ihm vier Tage nachher den erbetenen Abschied in der gnädigsten Form. Und nun trat ein völliger Umschwung in System und Personen ein. Maria war schwachen Geistes und zeigte schon Spuren von Seelenstörungen, die in der Folge zur Unheilbarkeit sich steigerten; ihr Oheim-Gemahl war so sehr in kirchlicher Gläubigkeit befangen, daß er jeden Morgen mehrere Male die Messe besuchte und jeden Abend dem Gebetsgottesdienst andächtig beiwohnte. Beide hatten daher nichts Eiligeres zu thun, als die Gefängnisse zu öffnen und die wegen Theilnahme an den Verschwörungen oder wegen Widersetzlichkeit gegen die Maßregeln der Regierung in Haft befindlichen Geistlichen und Edelleute in Freiheit zu setzen. Der Bischof von Coimbra eilte aus dem Gefängniß in den Palast, wo ihn Dom Pedro umarmte; mehrere

geistliche Stellen kamen nach dem Vorschlage des Nuntius an andere Kleriker; die wichtigsten Staats- und Hofämter wurden adeligen Herren übertragen, welche als die entschiedensten Gegner des Marquis bekannt waren. Zuerst wurde ausgestreut, Pombal habe seine Stellung zu seiner eigenen Bereicherung benutzt: da wies er aktenmäßig nach, daß er während seiner ganzen Verwaltung nur sein Ministergehalt und geringe andere Emolumente bezogen und niemals königliche Donationen, Gratificationen oder sonstige Gnadenerweisungen, wie sie von den Souveränen an begünstigte Personen verliehen würden, angenommen habe. Desto eifriger war man bestrebt, die von Pombal getroffenen Reformen und Einrichtungen in Schatten zu stellen oder rückgängig zu machen. Der Gerichtshof, der die Jurisdiction des Nuntius in Schranken halten sollte, wurde beseitigt; der Papst erhielt eine halbe Million Gulden zur Entschädigung für die Unkosten, welche dem römischen Stuhle einst durch die Ueberführung der Jesuiten nach Civita vecchia erwachsen waren; dem Patriarchat wurden alle Güter und Einkünfte, die ihm der Marquis entzogen hatte, zurückgegeben, und während man den Vorsteher der königlichen Druckerei aus dem Lande jagte, wurden die aus dem Kalender gestrichenen Feiertage, so wie die Brüderschaften, Prozessionen u. a. D. hergestellt.

Pombal hatte sich durch seine despotische Verwaltung zu viele Feinde gemacht, als daß diese nicht alle Hebel zu seinem Verderben hätten einsetzen sollen. Adelige, Geistliche, Jesuiten entstiegen aus den Gefängnissen wie aus Gräbern und vereinigten ihre Angriffe gegen den früher so gewaltigen Mann. Es genügte ihnen nicht, daß durch eine Revision der Prozesse sie für unschuldig erklärt und in ihrer Ehre, ihrem Rang, ihrer gesellschaftlichen Stellung hergestellt, daß die gegen die Familie Tavora gefällten Richtersprüche als ungerecht und nichtig cassirt, daß die Bestraften von jeder Schuld und Makel freigesprochen wurden; Viele verlangten Entschädigung von ihrem Verfolger; Alle dürsteten nach Rache. Aus dem Fußgestell des Reitermonuments wurde in einer Nacht das bronzene Medaillonbildniß des Ministers herausgenommen und an seine Stelle das Stadtwappen gesetzt. Pamphlete und polemische Flugschriften drängten einander; eine derselben, das berüchtigte „Libell" aus der Feder eines Adligen, ging so weit in Verleumdung und Verunglimpfung, daß der Minister eine scharfe Widerlegung der boshaften Schmähschrift ausgehen ließ. Zugleich sammelte er in seinem Palaste zu Pombal, wohin er sich zurückgezogen, die Materialien zu einer Rechtfertigungsschrift über seine Verwaltung, nicht um sich zu rächen, wie er selbst sagte, sondern um die beleidigte Wahrheit offenbar zu machen. Die Königin wurde unruhig; in ihrem Innern entstand ein Kampf zwischen ihrer Hinneigung zu den kirchlichen und politischen Traditionen und dem Gefühle der Pietät gegen ihren Vater, in dessen Namen und mit dessen Zustimmung und Unterschrift doch alle Verfügungen des Reformministers erlassen waren. Sie glaubte den Sturm dadurch beschwören zu können, daß sie beide

Angriffe u. Verfolgungen gegen Pombal.

April 1777.

3. Sept. 1779. Flugschriften, das „Libell" wie die „Vertheidigung" durch ein Dekret unterdrückte. Als aber die Stimmen der Widersacher immer lauter ertönten, die Klagen und Beschuldigungen immer mehr anwuchsen, wurden zwei königliche Commissare Okt. 1779. mit ausgedehnten Vollmachten nach Pombal abgeordnet, welche den Marquis über eine Menge Fragen gerichtlich vernehmen sollten. Vor diesen mußte sich der achtzigjährige Greis fünfzig Tage hindurch täglich fünf bis acht Stunden lang verantworten, bis man ihn krank und erschöpft zu Bette brachte. Auf 16. Aug. 1781. Grund dieser schriftlichen Aufzeichnungen erklärte die Königin nach Anhörung ihrer Räthe, daß der Marquis für schuldig und strafwürdig zu erachten sei, daß sie aber aus Rücksicht auf sein Körperleiden und seine Altersschwäche „mehr der Milde als der Gerechtigkeit eingedenk", keine Bestrafung über ihn verhängen wolle. Doch solle es den Beschädigten unverwehrt sein, bei den Gerichten Klagen auf Ersatz zu erheben. So schwebte das Damoklesschwert noch ferner über Pombals Haupte.

Pombals Tod und Verdienste. Aber er sollte bald durch eine höhere Macht von allen weiteren Verfolgungen und Bedrängnissen befreit werden. Am 5. Mai 1782 verschied er in 5. Mai 1782. den Armen seiner Gattin im dreiundachtzigsten Lebensjahr. „Das Beste meines Königs war stets mein Zweck", waren seine letzten Worte, „wo ich gefehlt habe geschah es aus Mangel an Einsicht, nie mit Willen." Unstreitig darf Pombal den größten Staatsmännern des Jahrhunderts beigezählt werden: er war zum Herrschen geboren, klar im Erkennen, von höheren politischen Ideen getragen, energisch und entschlossen bei der Ausführung. Nach seinem Tode gingen seine Schöpfungen allmählich unter; Priester und Mönche herrschten wieder am Hofe und in der Schule; statt der Anstalten für Kunst und Wissenschaft wurden Klöster und fromme Stiftungen errichtet und gepflegt; Aberglaube, Unreinlichkeit und Unwissenheit kehrten wieder bei dem Volke ein und die Nation sank zurück in den Zustand der Abhängigkeit und Hülflosigkeit, aus dem sie Pombals kräftige Hand zu reißen gesucht. Aber noch in den nächsten Jahrzehnten waren die wohlthätigen Wirkungen der Reformthätigkeit des großen Ministers sichtbar. Reformator auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens hatte er viele neue Anschauungen geweckt, viele neue Richtungen angebahnt; diese Spuren konnten nie wieder ganz verwischt werden, wie wenig auch die zu schwärmerischen Religionsübungen geneigte, dem heiligen Stuhl und der Geistlichkeit streng ergebene Königin und ihr beschränkter „sehr devoter" Gemahl den Zeitgeist begriffen und würdigten, unter dessen Einflüssen Pombal gehandelt. Trübsinn, Seelenangst und Schwermuth wurden endlich so mächtig in der unglücklichen, von Zweifeln und Beängstigungen gequälten Frau, daß zuletzt ihr Geist von der Nacht des Wahnsinns verdunkelt ward, so daß, da ihr Erstgeborner Joseph bereits im J. 1788 gestorben war, ihr zweiter Sohn Johannes bis zum Tode der Mutter die Regentschaft übernahm.

2. Die Bourbon'schen Staaten.

A. Frankreich in den letzten Jahrzehnten des vorigen Jahrhunderts.

a. König Ludwig XV. und der Versailler Hof.

Als Ludwig XV. selbständig die Regierung zu führen begann, gingen die Wogen des royalistischen Enthusiasmus, den sein Vorgänger in der Nation zu wecken gewußt, noch sehr hoch. Man nannte den jungen Monarchen den „Vielgeliebten", und als er während des österreichischen Erbfolgekrieges von dem flandrischen Feldzug zurückkehrend in Metz gefährlich erkrankte, gerieth das ganze Land in Trauer und Bestürzung. Täglich ja stündlich trugen reitende Stafetten die Nachrichten über sein Befinden nach der Hauptstadt und in die Provinzen; in Paris wurden sechstausend Seelmessen abgehalten, um von Gott seine Herstellung zu erflehen, und als endlich die Genesung erfolgte, wurde die frohe Botschaft von der ganzen Nation mit unermeßlichem Jubel vernommen und das glückliche Ereigniß mit begeisterten Freudenbezeugungen gefeiert. Aber diese Volksliebe schwand bald dahin und verwandelte sich allmählich in Haß und Verachtung, als sich der König den schamlosesten Ausschweifungen hingab, als er den Genossen seiner Lustschwelgereien und den Dienern seiner Wollust und Sinnlichkeit die Regierung des Landes, die Leitung der Heere, die Bestimmung über Recht und Politik überließ und als Buhlerinnen ohne Sitte und Scham Hof und Reich beherrschten. Wir haben diese Wandlung des Königs schon früher angedeutet: Anfangs noch zögernd und zurückhaltend, schritt er rasch weiter auf der schlüpfrigen Bahn. Von den vier Schwestern, die sich abwechselnd seiner Gunst erfreuten, wurden die zwei jüngsten, die Herzoginnen von Chateauroux und Lauraguais bei Gelegenheit der Krankheit auf fünfzig Lieues von Metz verwiesen, als es einer frommen Partei in der Umgebung des Königs, den Bischof von Soissons und den Herzog von Chartres an der Spitze gelang, das Gewissen des Kranken mit den zu erwartenden Höllenstrafen zu ängstigen. Die Königin wurde herbeigerufen, um statt der Chateauroux die Pflege zu übernehmen. Aber nach der Genesung bereute Ludwig seine Schwäche; die Geliebte kehrte an den Hof zurück, während der Bischof und alle, welche zu der Entfernung beigetragen, in Ungnade entlassen wurden.

Ludwig der Vielgeliebte.

Aug. 1744.

Bald nachher starb die Herzogin von Chateauroux, und nun trat die junge, schöne, ehrgeizige Gattin des Unterfinanzpächters Lenormand d'Etioles, die auf Veranstaltung eines Kammerdieners bei Gelegenheit einer Jagd des Königs Bekanntschaft machte, an die Stelle einer begünstigten Mätresse. Sie erhielt den Rang einer Marquise von Pompadour und bezog die Prachtzimmer im Versailler Schloß, die ihr neben den königlichen Gemächern angewiesen wurden; der Ehemann wurde durch ein einträgliches Staatsamt abgefunden. Die Marquise hatte in ihrer Jugend eine sorgfältige Erziehung erhalten, sie war sehr musika-

Frau von Pompadour u. Minister Choiseul.

lich, sie malte, sie besaß Geschmack und Verstand, Sinn für Kunst und Wissenschaft und war Meisterin der Buhlkünste, durch die sie den König an ihre Person gefesselt hielt, auch nachdem sich dessen Neigung bereits von ihr abgewandt hatte. Sie wußte seinen schlaffen Geist mit Zerstreuungen und Unterhaltungen zu beschäftigen und seine Sinnlichkeit zu befriedigen, indem sie ihm stets jüngere Schönheiten zuführte. Wir sind dieser merkwürdigen Frau, welche in den letzten Jahren der unumschränkten Königsmacht Frankreichs eine so verhängnißvolle weltgeschichtliche Rolle spielte, in den früheren Blättern öfters begegnet. In ihrem glänzenden Palaste zu Versailles fanden in der Regel die Staatsrathssitzungen statt, durch welche die Geschicke Europa's entschieden wurden. Zwanzig Jahre lang, bis zu ihrem Tod im März 1764, hat sie den größten Einfluß auf die öffentlichen Angelegenheiten geübt: als der Cardinal Bernis, der ihr Anfangs ganz zu Willen gewesen, sich mehr und mehr von ihr abwandte und ihre Macht zu beschränken suchte, verdrängte sie ihn aus dem Ministerium des Auswärtigen und brachte ihren Freund, Günstling und Verehrer, den Herzog von Choiseul an dessen Stelle, den uns bekannten Staatsmann, der durch seine politische Gewandtheit, durch seine Talente als Cavalier, Hofmann und Diplomat bald die entscheidende Stimme im Cabinet führte und in der Folge, als er das Kriegsministerium übernahm, in den Gang der Ereignisse bestimmend eingriff. Im Verein mit diesem ergebenen dienstbeflissenen Manne war die königliche Mätresse die eigentliche Lenkerin der Staatsgeschäfte; sie besetzte die wichtigsten Aemter mit ihren Günstlingen und Geschöpfen, nach ihren Vorschlägen und Weisungen wurden die Befehlshaberstellen bei der Armee vergeben, der Herzog von Richelieu, der geniale Wüstling, ein schonungsloser Plünderer und Landverwüster, ein Don Juan im Kreise der Damen, ein Cavalier, Hofmann und Duellant im Gesellschaftsleben, verdankte ihr seinen Marschallstab. Wir wissen, wie sehr die Allianz mit Oesterreich gegen Preußen ihr Werk war. Sie verfügte über die Staatsgelder wie über ihre eigene Kasse und von ihr hing Gnade und Ungnade bei Hof, hingen Belohnungen und Zurücksetzungen, Pensionen, Würden und Ehrenstellen ab. Ihre eigenen Einkünfte waren durch Jahrgelder, Schenkungen und Verleihungen so bedeutend, daß sie, als sie nach einem in Pracht, Luxus und Ueppigkeit verbrachten Leben mitten im Glanze der Herrlichkeit ins Grab sank, von dem König wenig betrauert, von der Nation verabscheut und gehöhnt, noch Millionen zurückließ. Sie selbst und ihre Creaturen nährten Ludwigs Sinnlichkeit und Genußsucht, damit er sich immer tiefer in den Pfuhl des Lasters stürze und die Leitung der Staatsgeschäfte ihnen überlasse. Die Orgien, die damals in den Hofkreisen gefeiert wurden, die Verführungskünste und Liebeshändel eines Richelieu, eines Moriz von Sachsen und anderer genialen Cavaliere, das ganze sittenlose und ausschweifende Leben der vornehmen Pariser und Versailler Welt jener Tage, wurde oft genug von französischen Federn geschildert. Man lebte wie in einem Rausch; man ergötzte sich an Freudenfesten auf einem gährenden

Vulcan, man behandelte die wichtigsten Dinge des öffentlichen Lebens mit derselben Frivolität wie die gesellschaftlichen Vergnügungen. Wir haben gesehen, mit welcher Leichtfertigkeit die politischen und kriegerischen Angelegenheiten unter solchen Händen geleitet wurden und wie sehr in den beiden großen Kriegen, in welche sich Frankreich unbesonnen hineinstürzte, die Waffenehre und die Wohlfahrt der Nation zu Schaden kamen. Selbst auf den Feldzügen wechselten Schauspiele, Opern und Bälle mit mörderischen Gefechten ab. „Alles ward leerer Schein, das Leben eine Komödie für den Adel, eine Tragödie für das Volk.“ Es ist eine bekannte Erzählung, daß vor dem Tage von Raucoux die Schauspielerin Favar die Aufführung mit den Worten schloß: „Morgen wird nicht gespielt, wegen der Schlacht; übermorgen findet statt u. s. w.“ Ist es unter solchen Umständen zu verwundern, daß die royalistische Begeisterung für die Bourbonische Dynastie mehr und mehr abnahm? Als zu Anfang des Krieges mit Friedrich II., gegen welchen der König und die Pompadour die französischen Heere ins Feld rücken ließen, während die tonangebenden Schriftsteller und die geistreichen Gesellschaftskreise denselben als den Ihrigen feierten, in der allgemeinen Aufregung der Gemüther ein Mordanfall auf Ludwig XV. unternommen ward, war die Theilnahme der Nation viel geringer als einst bei der Krankheit in Metz. Der Verbrecher, ein halbverrückter Mensch, Namens Damiens, welcher den König, als er gerade seinen Wagen besteigen wollte, mit einem Taschenmesser in der Seite verwundete, wurde von der großen Kammer des Parlaments zum Tode verurtheilt und auf die martervollste Weise hingerichtet; allein es wird gemeldet, daß die Seelmessen, die zum Dank der Errettung veranstaltet wurden, nur den zehnten Theil der Zahl betrugen, die damals die fromme Hingebung gefeiert hatte. 5. Jan. 1757. 25. März.

Uebrigens war die Pompadour eine Frau von Geist, Verstand und Talent, welche ihre Stellung und ihren Einfluß noch mit einiger Würde, mit Takt und Umsicht gebrauchte und den Glanz der französischen Krone nicht ganz erbleichen ließ; als aber Marie Jeanne, die schöne und muntere Tochter eines verarmten Steuerbeamten, die während einer leichtfertigen Jugend bei einer Modehändlerin von ihren zahlreichen Liebhabern den Namen L'Ange erhalten hatte, von einem alten Roué dem König zugeführt ward und nach ihrer Scheinvermählung mit einem durch Trunk und Spiel heruntergekommenen Edelmann als Gräfin Dubarry nach Versailles kam, verlor der Hof alles Ansehen, alle Achtung und alle Würde. Das Laster wurde zur Sitte, die Frivolität zum Modeton in der Umgebung des alten abgestumpften Monarchen, der seit dem im vorhergehenden Jahr erfolgten Tode seiner Gemahlin sich jeder Rücksicht auf Anstand und ehrbares Leben enthoben glaubte. Ungebildet und nur der Vergnügungssucht hingegeben, ließ sich die Gräfin leicht bewegen, mit der dem Minister Choiseul feindseligen Hof- und Priesterpartei gemeinsame Sache zu machen, um den einflußreichen Staatsmann, welcher der neuen Mätresse die Huldigung versagte, die er

Die Gräfin Dubarry u. das Regiment der Lüste.

1769.

der verstorbenen Marquise so willig dargebracht, und dessen freisinnige Politik und Aufklärungsideen den Anhängern des alten Systems verhaßt waren, aus seiner Stellung zu drängen. Denn trotz der herrschenden Sittenlosigkeit war der König selbst, seine Familie und ein Theil des Hofes sehr kirchlich gesinnt. Ludwig besuchte regelmäßig die Messe; er beichtete, ging mit den Prozessionen, betete zu den Heiligen, beobachtete gewissenhaft alle religiösen Pflichten und stand auf Seiten des jesuitisch-papistischen Theiles des Klerus gegen Jansenismus, Parlament und Freigeisterei. Es ist uns bekannt, daß Choiseul gegen
24. Decbr. 1770. Ende des Jahres 1770 plötzlich entlassen und aus der Nähe des Hofes verbannt ward, zu einer Zeit, da er bei der Nation mehr galt als je, daher auch sein Name vom Glanze des Märtyrerthums umstrahlt war. An seine Stelle trat der Herzog von Aiguillon, ein Schmeichler und Wohldiener der königlichen Geliebten, ein vieljähriger Theilnehmer der luftschwelgerischen Gesellschaften im Versailler Schloß, ein Wüstling und Despot der schlimmsten Art, den das Pariser Parlament seines Pairsranges für unwürdig erklärte. Neben ihm waren seine Gesinnungsgenossen der Kanzler Maupeou, ehedem Präsident des Parlaments und der gewandte, praktisch kluge aber wenig gewissenhafte Abbé Terray, zwei energische aber zu Willkürmaßregeln und Ausschweifungen geneigte Männer, die einflußreichsten Mitglieder des Cabinets. Und nun griff wieder ein Regierungssystem Platz, welches sich auf die alten verbrauchten Gewalten und Doctrinen stützte, während in der Nähe des Throns die Weltanschauung eines rohen Materialismus, „nach welcher nichts als der Sinnengenuß und die Eigensucht wirklich, alles Andere aber ein leeres Spiel der Einbildung ist", immer mehr zur Geltung kam. Die Gräfin nahm ihre Wohnung im Schlosse selbst, unterhielt den König durch ihre Munterkeit und ihr leeres Salongerede, mischte sich aber weniger als die Marquise in die Angelegenheiten des Staats. Ihr Feld war das Vergnügen, ihre Leidenschaft ein starker Hang zu Pracht und Verschwendung, zu dessen Befriedigung ihr der König mit großer Freigebigkeit die Mittel gewährte.

Der Absolutismus u. die Volksstimmung. Ludwigs XV. Regierung war eine Herrschaft der Lüste, der sittlichen Versunkenheit, der Erniedrigung. Der frühere Kriegsruhm ging zu Grabe, die auswärtigen Besitzungen in Nordamerika und Ostindien kamen großentheils in die Hände der Engländer, das politische Uebergewicht wurde verzettelt und verbraucht und sank so tief, daß Polen, Frankreichs alter Bundesgenosse ungestraft getheilt werden konnte. Ob dafür die Erwerbung der Insel Corsica (XII, 877) ein Ersatz war, ist sehr zweifelhaft, da die Kosten den Werth weit überstiegen. Die düsterste Seite dieses Regiments der Entartung und Unmoralität bildet die leichtfertige Vergeudung der Staatseinkünfte. Durch den Mangel einer ständischen Vertretung, eines allgemeinen Reichstags, fehlte der Nation das Organ, auf gesetzlichem Wege zeitgemäße Verbesserungen und Reformen in Vorschlag zu bringen, und dem gebildeten aufgeklärten Bürgerstand die Gelegenheit, die ihm

gebührende Stellung zu erringen. In einer Zeit, da von Montesquieu und andern staats- und rechtskundigen Schriftstellern eine ständische Verfassung als die einzig würdige Staatsform für Culturvölker dargestellt ward, hielt die Regierung an dem starren Absolutismus fest, wie er durch Ludwig XIV. begründet worden. In einer Zeit, da J. J. Rousseau und seine Gesinnungsgenossen einen Staatsvertrag mit Rechtsgleichheit aller Bürger als neues politisches Evangelium verkündeten, beharrte Ludwig XV. bei einem monarchischen System, worin die größte Ungleichheit herrschte, der zucht- und sittenlose Adel im Besitz aller Ehrenstellen und Aemter und der ungerechtesten Privilegien war, die Geistlichkeit an den Lasten des Staats sich nur mäßig und nach eigenem Willen betheiligte, die städtische Verwaltung durch Kauf und Protection in wenigen Familien sich forterbte und der Bauer, Pächter und Taglöhner schutzlos der Willkür der Gutsherren preisgegeben war. In einer Zeit, da man von Menschenrechten und bürgerlicher Gleichheit redete und schrieb, verkaufte der König die höheren Militärstellen nur an Edelleute, die mindestens vier Ahnen aufzuweisen hatten, und ließ in der Armee eine unübersteigliche Kluft zwischen Offizieren und Gemeinen sich aufthun, wurden alle Staats- und Hof-Aemter nicht nach Verdienst und Würdigkeit verliehen, sondern um Geldsummen erworben. Mußte unter solchen Umständen nicht jede Spur von Ehrfurcht und Anhänglichkeit gegen den Thron und seine privilegirten Stützen aus den Herzen der Unterthanen schwinden? Vergebens schritten Regierung und Gerichte gegen die Schriftsteller, welche die bestehenden Zustände mit der Fackel der Vernunft und der Aufklärung beleuchteten, mit Gefängnißstrafen und Verbannung ein; was sie aussprachen dachte und fühlte die ganze gebildete Welt. Der Glanz der Krone und die Majestät des Herrschers waren dahin; ein tiefer Abgrund gähnte zwischen Regierung und Volk; jedes innere Band des Staatsorganismus war gelöst; unheilbare Gegensätze hielten die Stände getrennt. Die bestehende Ordnung war bereits geistig untergraben und wurde nur noch durch äußere Gewalt und durch die Macht der Gewohnheit aufrecht erhalten. In beißenden Satiren, in anonymen Pamphleten, in Volksliedern und Spottgedichten sprach sich der Haß und die Verachtung gegen das herrschende Regiment aus. Die liberale Opposition war in alle Stände eingedrungen, sie gehörte zum guten Ton in der Gesellschaft. Aber bei Hofe setzte man sich über die öffentliche Meinung weg, der König beharrte bei seiner frivolen Lebensweise wie bei seiner absolutistischen Willkürherrschaft, ohne zu bemerken, wie morsch die Fundamente und Stützen des Staatsgebäudes geworden.

b Staat und Kirche.

Der Staatsorganismus und seine Glieder. 1. Provinzialstände u. Magistrate.

Durch die beiden Minister-Cardinäle des siebenzehnten Jahrhunderts und durch den vierzehnten Ludwig war Frankreich eine unbeschränkte Monarchie geworden; der König, der sein Amt als „mystische Vollmacht von Gottes Gnaden“

betrachtete, war die Quelle aller legitimen Macht und Autorität. In dem königlichen Conseil liefen alle Fäden der Staatsgeschäfte zusammen, der Wille des Königs galt als das höchste Gesetz, Paris war der Mittelpunkt einer despotisch-monarchischen Centralisation. Dennoch gab es noch manche selbständige Gewalten, mit welchen sich die Krone vertragen mußte. Wir wissen, daß in mehreren Provinzen, die erst spät in den nationalen Reichsverband eingetreten waren, besondere Ständeversammlungen bestanden, die das Recht besaßen, die von der Regierung geforderten Steuern zu genehmigen und auszutheilen. Auch die Magistrate der Städte mußten ihre Einwilligung geben. Dieses Recht war freilich mit der Zeit zur bloßen Form, zu einem Schein und Schatten geworden; die Provinzialstände wie die Stadtobrigkeiten bewilligten, wenn auch mit Seufzen, was von ihnen verlangt ward; aber die Möglichkeit einer Neubelebung war vorhanden und legte der Regierung gewisse Schranken und schonende Rücksichten auf. — Die feudalen Geschlechter und Familien, die in früheren Jahren der Dynastie ihre Souveränetät sehr erschwert hatten, waren von ihrer ehemaligen Opposition abgekommen und standen in loyaler Hingebung um den Thron geschaart. Allein die bourbonischen Könige hatten es für nothwendig oder rathsam erachtet, diese loyale Gesinnung durch Vorrechte und Gnadenerweisungen zu belohnen und zu erhalten. Der Adel war, mit geringen Ausnahmen und Beschränkungen von der Taille befreit, d. h. er zahlte für seinen Landbesitz keine Grundsteuer und war der Kopf- oder Personalsteuer nicht unterworfen; er allein durfte in den Wäldern und Feldern dem Waidwerk nachgehen, Jagdreviere anlegen und den Wildstand hegen, in den Flüssen und Seen fischen; er durfte auf seinen Besitzungen Brücken- und Wegezölle auflegen, gutsherrliche Mühlen und Backöfen halten, Marktgelder und Kaufgefälle erheben, gewisse Bann- und Feudalrechte üben oder sich dafür entschädigen lassen, die Uebertretungen mit strengen Strafen ahnden; die Staats- und Hofämter und die Offizierstellen bei dem Heere waren ihm vorbehalten. Auch die Bischofstühle und alle hohen Kirchenämter wurden in der Regel Gliedern des Adels zu Theil. Von dem König ernannt, erhielten die geistlichen Herren gegen eine Abgabe von dem päpstlichen Stuhl die canonische Bestätigung. Bei solcher Bevorzugung kann man sich nicht wundern, daß viele Bürgerliche von Vermögen Geld und Mühe aufwandten, um in die privilegirte Klasse aufgenommen zu werden und an der Ehre und der Begünstigung Theil zu haben. Die Regierung, stets in Geldnoth und nur für den Augenblick sorgend, erleichterte den Kauf der adeligen Titel und Rechte. Dadurch erwarb sie manche Summe für die Staatskasse, minderte aber die Reihen der Steuerzahler. Die grundherrlichen Rechte waren ursprünglich der Lohn für wirkliche Dienste gewesen, jetzt waren sie die Quelle unerträglicher und ungerechter Mißbräuche geworden, Privilegien ohne Gegenleistungen an die Gesammtheit. Die meisten Gutsherren verbrachten nur einen kleinen Theil des Jahres in ihren ländlichen Schlössern, theils um den Freuden der Jagd zu

2. Der privilegirte Herrenstand.

leben, theils um durch Sparsamkeit, ärmlichen Haushalt, Bedrückung der bäuerlichen Bevölkerung, unbarmherziges Eintreiben von Ausständen Geldsummen zusammenzuscharren, die sie dann verwendeten um in der Hauptstadt den Freudenbecher bis zum Boden zu leeren, zu prassen und zu schwelgen. Mittlerweile bewirthschaftete ein Maier oder Pächter in der Regel gegen die Hälfte des Rohertrags die Güter in einer Weise, daß er selbst den größten Vortheil davon zog, der kleine Colone, der Bauer und Taglöhner aber kaum die spärlichsten Lebensbedürfnisse aufbrachte und Grund und Boden immer mehr vernachlässigt, immer werthloser ward. Zwei Drittheile des gesammten Landbesitzes befanden sich in den Händen großer Grundherren, des Adels, des Klerus, des städtischen Patriciats, das andere Drittel bestand in kleinen zerstückelten Bauernhufen, welche die Eigner nur dürftig nährten. Ein ländlicher Mittelstand fehlte gänzlich. Auch die gutsherrliche Gerichtsbarkeit, die dem Adel zustand, wurde, da sich der Grundherr selbst nicht um die Rechtssicherheit der Insassen bekümmerte, sondern sich mit der Anstellung eines Gutsrichters begnügte, zur Plage, zur Bedrückung und Ungerechtigkeit der Landbevölkerung, und während in früheren Jahren die adeligen Familienhäupter mit patriarchalischem Sinn für ihre Untergebenen besorgt waren, stand jetzt Alles unter der Leitung hartherziger Intendanten. Verschiedenartige Gesetze und Rechte, je nachdem das römische Recht, oder Lehnsrecht oder Gewohnheitsrecht oder königliche Ordonnanzen zur Geltung kamen, erschwerten die Rechtspflege und öffneten der richterlichen Willkür Thür und Thor. — Aehnliche Mißstände walteten in den Städten ob. Die Communalämter, nicht durch freie Wahl besetzt, sondern zum Besten des Staatsschatzes meist zu erblichem Besitz verkauft, waren in den Händen weniger reichen Familien, welche die Lasten und Abgaben so vertheilten, daß sie selbst dabei am wenigsten betroffen wurden. Und wie eifrig waren die Vorsteher und Meister der Zünfte und Innungen bedacht, die gewerblichen Schranken immer enger zu ziehen, Neulinge von dem Mitgenuß der Handwerkerrechte auszuschließen und die Monopole zu vervielfältigen! Allenthalben Privilegirte im Gegensatz zu einer rechtlosen, gedrückten, darbenden Menge. Dieser Gegensatz, die Verachtung und Vernachlässigung der unteren Volksklassen von Seiten der höheren Stände, war nach Tocqueville die Hauptursache, daß der französische Bauer des achtzehnten Jahrhunderts, obwohl weitaus der größte Theil persönlich frei war und im Besitz eines kleinen Grundeigenthums, sich doch in schlimmerer Lage befand als ehedem, hülfloser und verlassener war als in manchem andern Lande. Eine gähnende Kluft trennte die höheren Gesellschaftsklassen von dem untern Volke, feindlicher Zusammenstoß mußte daher zermalmend wirken! 3. Stadtobrigkeiten.

Nicht minder mächtig als der Adel war der Klerus, dessen Spitzen aus jenem hervorgingen, daher beide durch Standes- und Familieninteressen mit einander verbunden, eine Solidarität, die viele Ungerechtigkeiten und Mißstände zur Folge hatte. Wie oft bezogen Glieder adeliger Geschlechter die Einkünfte von Kirchen- 4. Klerus.

ämtern ohne dem geistlichen Stande anzugehören! Auch der Klerus entrichtete für seinen ausgedehnten Grundbesitz keine Steuern. Wenn er von seinen Reichthümern, die ihm die Zehnten, die kirchlichen Gefälle und Emolumente, die religiösen Verrichtungen eintrugen, dem Staat einen kleinen Theil abgab, so wahrte er dabei doch sorgfältig seine Immunität. Die von den geistlichen Conventen bewilligten und nach eigenem Ermessen repartirten Beiträge wurden als „freiwillige Gaben" bezeichnet. Unter Ludwig XV. erfreuten sich Kirche und Geistlichkeit noch größerer Begünstigung als unter seinem Vorgänger. Durch ihre Absolution und ihren Segen hoffte er den Höllenstrafen zu entgehen für sein gottloses Leben. Daher wurde die Rechtgläubigkeit von Hof und Regierung eifrig unterstützt.

Ketzerverfolgungen u. Bigoterie. Als sich in den vierziger Jahren in den südlichen Landschaften die Reformirten wieder aus ihrer Verborgenheit hervorwagten und in Languedoc heimlich
Aug. 1744. eine Synode zusammentrat, wurden die alten Verfolgungen erneuert. Die Zeitphilosophie mochte noch so sehr religiöse Toleranz als Tugend preisen, die Intendanten und Gerichte verhängten die schwersten Strafen über die Schuldigen. Man schickte sie auf das Schaffot, auf die Galeere, in die Verbannung; man belegte oder bedrohte Convertiten, deren katholische Rechtgläubigkeit verdächtig
1746. war, mit hohen Geldbußen; drei reformirte Prediger starben durch das Schwert; Dragoner durchstreiften das Land und wiederholten die Gräuel von ehedem. Bei diesen Maßregeln des Fanatismus handelte die Regierung in Uebereinstimmung mit der Bevölkerung und mit den Gerichten. Die Masse des französischen Volkes war noch so bigot und so abergläubisch wie in den Tagen der Ligue: zu ihm drang kein Strahl von dem Lichte, das damals die Welt zu erleuchten begann; von der Geistlichkeit abhängig, unfähig sich durch Erzeugnisse der Presse zu belehren, erblickte das Volk in den Dörfern und Landstädten das Wesen der Religion nur in den Aeußerlichkeiten des Cultus, in der Messe und Beichte, ergötzte sich an Kirchenfesten und Prozessionen, richtete seine Gebete mit unverstandenem Lippendienst an Maria und die Heiligen, hielt Protestanten und Freimaurer für Anhänger des Satan. Von derselben Religionswuth waren auch die Gerichte durchdrungen; das Parlament von Grenoble verurtheilte über dreihundert Reformirte als Verbrecher zu entehrenden Strafen, und um dieselbe Zeit, da der unglückliche Calas in Toulouse als Opfer des Fanatismus fiel (S. 145), ließ das Parlament der nämlichen Stadt einen reformirten Prediger Franz Rochette
1762. am Galgen sterben, der letzte Märtyrer des evangelischen Glaubens.

Die Jansenistischen Streitigkeiten. Anders war die Stellung der Gerichte zu den Jansenistischen Streitfragen. Wir haben früher diese in das kirchliche Leben Frankreichs so tief eingreifende Glaubensspaltung kennen gelernt (XII, 423). Die päpstlich-jesuitische Geistlichkeit wollte die letzten Spuren der Opposition gegen die Kirchenautorität austilgen und schreckte zu dem Zweck nicht vor einer Gewissenstyrannei zurück. Christoph von Beaumont, Erzbischof von Paris, befahl den Geistlichen seiner

Diöcese, an alle Beichtkinder die Frage zu richten, ob sie die Bulle „Unigenitus" annähmen und allen, welche die Antwort oder die Annahme verweigerten, die Sacramente zu versagen. Einen solchen Glaubenszwang erklärte das Pariser Parlament, in welchem die Mehrzahl der Mitglieder sich zu den Jansenistischen Apr. 1752. Ansichten bekannte, für gesetzwidrig und drohte, die Geistlichen welche das erzbischöfliche Gebot vollziehen würden, als Ruhestörer zu bestrafen. So erhob sich denn ein Conflict zwischen der weltlichen und geistlichen Gesetzgebung; wiederholte Sacramentverweigerungen führten zu Prozessen; die Streitfrage wurde in der Presse eifrig behandelt und spitzte sich zu einer heftigen Polemik zu. Der König und die Regierung hielten einige Zeit mit ihrer Meinung zurück. Endlich gelang es der klerikalen Partei ein Decret zu Gunsten der kirchlichen Autorität zu erwirken, die weltlichen Richter hätten nicht das Recht sich in die Sache der Seelsorge zu mischen. Allein das Parlament verweigerte die Annahme des Decrets und stellte alle Amtsgeschäfte ein. Selbst Verhaftung und Verweisung einzelner Räthe vermochten den Widerstand der Körperschaft nicht zu beugen. Jahre lang dauerte der Streit zwischen den höchsten Gewalten fort; bald traten noch andere Conflicte hinzu; die große Kammer wurde wiederholt in ihrer Machtbefugniß beschränkt, bis endlich ein Compromiß zu Stande kam, der die ganze Streitfrage 1756. mit dem Schleier des Schweigens bedeckte.

5. Die Parlamente.

Es war nicht etwa der Geist der Aufklärung oder die Hinneigung zu freisinnigen oder gar religionsfeindlichen Ideen, was die Parlamente in die Opposition trieb, sondern nur das lebhafte Rechts- und Standesgefühl, der Corporationsgeist, das stolze Selbstbewußtsein, daß sie allein die rechtmäßigen Wahrer und Interpreten der Reichsgesetze, die Hüter der legitimen Rechtsordnungen im Staat, der gallicanischen Freiheiten in der Kirche seien. Die Parlamentsräthe waren allen Reformen, allen Abweichungen vom Herkommen abhold, ihre Götzen waren Pergamente, verbriefte Handfesten und Verleihungsurkunden, ihr Palladium der Particularismus der Provinzen und Städte, der Stände und Corporationen, den sie mit Argusaugen bewachten und gegen jede Anfechtung vertheidigten. Nach ihrer Ansicht „waren alle Franzosen in feste Körperschaften getheilt, deren Kette vom Throne an bis zum niedrigsten Handwerker ein Ganzes bilde, unentbehrlich zur Existenz des Staates, unauflöslich, wenn nicht alle gesellschaftliche Ordnung zu Grunde gehen sollte." Von solchen Anschauungen und conservativen Prinzipien geleitet, stand das Pariser Parlament in der Jesuitenfrage auf Seiten der Regierung, in dem Kampfe gegen die freigeistige Literatur auf Seiten der Kirche. Wir wissen, daß Rousseau's „Emil" kraft reichsrichterlichen Urtheils öffentlich verbrannt ward. Den Romanisten des Parlaments schwebte der römische Senat zur Zeit der Cäsaren vor Augen. Und in der That bot das Bourbon'sche Frankreich manche Aehnlichkeiten dar mit dem Imperatorenreich der Julier.

Verbannung der Jesuiten. Das energische Vorgehen Pombals gegen die Jesuiten in Portugal wirkte auch auf Frankreich zurück. Es ist schon erwähnt worden, daß P. Lavalette, Generalsuperior der Missionen in den französischen Inseln Westindiens, große Handelsgeschäfte nach den Seeplätzen seiner Heimath trieb. Einst hatte er bei einem Marseiller Haus bedeutende Geldsummen auf Wechsel bezogen, die durch Colonialwaaren gedeckt werden sollten. Aber die Schiffe mit der Ladung wurden während des Krieges von den Engländern weggefangen, was den Fall des Hauses zur Folge hatte. Nun stellten die
1756. Marseiller Kaufleute und andere Gläubiger Lavalette's an den Orden die Forderung, daß derselbe für den Schaden aufkomme, da der Handel mit Gutheißung der Gesellschaft Jesu und zu ihrem Vortheil von dem Missionsvorsteher viele Jahre lang unterhalten worden. Das Consulargericht der Seestadt fand die Forderung begründet; allein der General und seine Berather in Rom verweigerten die Zahlung und boten den Kaufleuten dafür Seelenmessen an. Sie rechneten auf ihren Einfluß bei Hofe; war doch der Beichtvater des Königs, Pater Perusseau, ein Mitglied des Ordens. Dort war aber eine ihnen ungünstige Wendung eingetreten. Perusseau hatte von dem König verlangt, daß er die Marquise Pompadour aus dem Schlosse entferne. Die Mätresse machte umsonst geltend, daß sie zu dem Monarchen nur noch in einem Verhältniß der Freundschaft lebe, frei von jeder unreinen Leidenschaft, und daß ihr Rath und Einfluß dem König unentbehrlich, für Staat und Kirche vortheilhaft sei; der Beichtvater beharrte bei seinen Ermahnungen. Die Pompadour trug daher dem ganzen Orden Groll und ihre Gesinnung wurde von Choiseul getheilt. Dem Voltärianer war ja ohnedies das ganze jesuitische System aus Grundsatz verhaßt. Unter solchen Umständen war es ein unüberlegter Schritt, daß der Orden, statt auf eine Ausgleichung bedacht zu sein darein willigte, daß der Prozeß vor der großen Kammer des Parlaments verhandelt ward. Die Sache erregte das größte Aufsehen: während der Gerichtsverhandlungen wurde in Gegenwart einer zahlreichen Zuhörerschaft, die sich zu den Sitzungen drängte, so viel Nachtheiliges über die schlaffe Moral und die verderblichen Grundsätze der Gesellschaft Jesu vorgebracht, daß das Urtheil, der Orden sei nicht nur zur Bezahlung der Wechsel und der Gerichtskosten, sondern auch zum Schadenersatz verpflichtet, mit allgemeinem Jubel vernommen ward. Damit war die Angelegenheit jedoch
April 1761. noch nicht zu Ende. Das Parlament verlangte, daß die Constitutionen des Ordens vorgelegt würden, und ernannte eine Commission zur Prüfung derselben. Der Bericht,
8. Juli 1761. den diese über das Gesetzbuch vortrug, bewog den Gerichtshof zu dem Ausspruch, daß die Statuten des Ordens mit den Gesetzen des Reichs und den Privilegien der Nation unverträglich seien. Die Gesetzlichkeit seines Bestehens überhaupt sei zweifelhaft, seine Beseitigung könne jederzeit verfügt werden. Die Gerichtshöfe der Provinzen traten diesem Ausspruche bei, ja einige gingen noch weiter in ihrer Verdammung. Eine Anzahl jesuitischer Schriften wurden als gefährlich für die christliche Sitte und monarchische Staatsordnung erklärt, die eingeforderten und abgelieferten Exemplare zerrissen oder verbrannt. Eine Menge von Flugschriften für und wider brachten die Sache vor die Nation und mehrten die Aufregung. Man machte aus ihren Schriften Zusammenstellungen ihrer bedenklichen Moraldoctrinen und casuistischen Entscheidungen; man schrieb Annalen, worin die verderbliche Wirksamkeit der Brüderschaft in grellen Farben dargestellt war. Die öffentliche Meinung sprach sich allgemein für die Auflösung aus; selbst gemäßigte Stimmen konnten nicht verschweigen, daß für die französischen Ordensglieder eine Abänderung der Statuten und eine von dem römischen Ordensgeneralat unabhängigere Constituirung nothwendig sei. Es war nicht leicht, den König zu entscheidenden Schritten zu bewegen: er war zu lange unter der Macht jesuitischer Beichtväter gestanden, als daß nicht sein religiöses Bewußtsein vor einem Gewaltstreiche

zurückgebebt hätte. Er holte die Gutachten der französischen Geistlichkeit ein; er verbot den Parlamenten, ihre Beschlüsse auszuführen oder öffentlich bekannt zu machen; er verhinderte oder sistirte die gegen die Collegien verhängten Beschränkungen. Erst als die dem Orden feindlich gesinnte Umgebung des Königs dem seit dem Attentat Damiens' ängstlich gewordenen Fürsten bewies, daß nach jesuitischen Doctrinen der Königsmord in gewissen Fällen erlaubt sei, und ihn mit der Besorgniß erfüllte, das Parlament könne, wenn man in der Jesuitenfrage seinen Beschlüssen und Willensäußerungen noch länger widerstehe, die Eintragung neuer Finanz- und Steueredikte verweigern und dadurch der Regierung die Möglichkeit entziehen die Kriegsgelder aufzubringen, wurde er endlich bewogen, den von der öffentlichen Meinung so hart verurtheilten Orden nicht länger unter seinen Schutz zu nehmen. Er machte zunächst den Versuch, eine Abänderung der Statuten für Frankreich zu erzielen: dem Ordensgeneral Lorenzo Ricci wurde der Vorschlag gemacht, er möge einen Vicar ernennen, welcher in Frankreich seinen Sitz haben und auf die Landesgesetze verpflichtet werden sollte. Als aber Ricci, ein Mann der Autorität und des strengen Kirchenregiments, das Verlangen zurückwies mit dem bekannten Ausspruch sint ut sunt aut non sint, gab Ludwig endlich seine Einwilligung zu einem Regierungsbeschluß, worin erklärt war, daß das Bestehen der Gesellschaft Jesu in ihrer dermaligen Verfassung unvereinbar sei mit dem Staatswohl, indem sie die Autorität aller Souveräne untergrabe; ihre Collegien und Ordenshäuser sollten daher geschlossen, ihr Vermögen mit Beschlag belegt, und theils zu Unterrichtsanstalten, theils zu andern Zwecken des Staats oder der Kirche verwendet werden. Die einzelnen Mitglieder durften als Weltgeistliche kirchliche Dienste verrichten; als man aber wahrnahm, daß sie fortfuhren nach den Regeln des Ordens zu leben, wurde ihnen durch Parlamentsbeschluß der Eid abgefordert, daß sie ferner den Constitutionen entsagen und keine Verbindung mehr mit dem General unterhalten wollten. Weitaus die Mehrzahl verweigerte den Eid und mußte daher das Land verlassen. Bei der Ausweisung mögen manche harte Maßregeln in Anwendung gekommen sein, doch vermied Choiseul die strengen Wege, die vorher Pombal in Portugal und nachher Aranda in Spanien einschlugen. Einige Monate später erfolgte ein neues königliches Edikt, welches die Gesellschaft Jesu für immer in Frankreich aufhob, alle gerichtlichen Klagen niederschlug, dem Erzbischof von Paris, der wegen einer heftigen Pastoralinstruction zu Gunsten des Ordens verbannt worden war, die Rückkehr gestattete, die ausgewanderten Jesuitenväter, wenn sie sich als Weltgeistliche verwenden lassen wollten, zuließ und allen Parteien Schweigen auferlegte. Die erwähnte Bulle „Apostolicum pascendi", welche der Ordensgeneral Ricci im nächsten Jahr dem Papste Clemens XIII. heimlich abnöthigte, verschlimmerte die Lage der Gesellschaft in allen Ländern, schwächte die Autorität der Kirche und bereitete den Weg zur Auflösung.

6. Aug. 1762. — *22. Febr. 1764.* — *Nov. 1764.*

Regierung u. Parlament.

Kaum war der Hader über die Jesuiten oberflächlich beigelegt oder zugedeckt, so entbrannte aufs Neue der Kampf zwischen König und Parlament über die weit wichtigere und tiefer einschneidende Geld- und Besteuerungsfrage, ein Kampf, der fast die ganze Regierung des fünfzehnten Ludwig durchzieht, und manchmal die Zeiten der Fronde zurückzuführen drohte. Der Generalprocurator La Chalotais, auch als Schriftsteller über Erziehung und Unterricht bekannt, und manches andere Parlamentsmitglied mußten die Opposition gegen die Regierung mit Kerkerhaft und Gerichtsverfolgungen büßen. Wie oft sah sich die Krone zu gewaltsamem Einschreiten gegen die trotzige Körperschaft genöthigt, die

in mehrere Kammern mit Präsidenten und rechtsgelehrten Räthen getheilt, von einem Schwarm von Schreibern, Procuratoren, Advocaten, Gerichtsbeamten umgeben, den mächtigsten Stand neben Adel und Klerus bildete. Wie oft wurden mißfällige Beschlüsse cassirt, gereizte Verhandlungen durch das Gebot gezwungenen Stillschweigens niedergeschlagen, einer Einstellung der Justiz und Amtsgeschäfte durch drohende Cabinetsbefehle ein Ende gemacht!

Streit mit dem Pariser Parlament über Steuerедicte und Haftbriefe.

Wir haben in früheren Blättern die Stellung und Organisation dieser Richter- und Beamtenwelt, dieser „Aristokratie der Robe" bei verschiedenen Gelegenheiten kennen gelernt. Das Pariser Parlament, dessen Mitglieder ihre Stellen durch Einzahlung einer vertragsmäßigen Geldsumme an die Staatskasse zu einem erblichen Besitzstand ihrer Familien gemacht, und, da sie die Prinzen und Pairs bei wichtigen Veranlassungen zu ihren Sitzungen beiziehen konnten, die Souveränetät gleich der Krone ansprachen, bildete die Spitze der Magistratur oder Amtshierarchie, welche tief in das Staatsleben, in die Gesetzgebung und Verwaltung eingriff, insbesondere das Finanz- und Steuerwesen unter Obhut nahm und bei der Unbestimmtheit der eigenen Befugnisse und dem Schuldbewußtsein einer grundsatzlosen Regierung nicht selten die Competenzen überschritt, aus Formen und Herkommen Rechtstitel ableitend. Auch den zerrütteten Staatshaushalt, die mißliche Finanzlage, den Steuerdruck und die Verarmung des Landes in den ersten Jahrzehnten des achtzehnten Jahrhunderts haben wir zum öfteren erwähnt. Diese Nothstände und wirthschaftlichen Verlegenheiten sind unter der Regierung Ludwigs XV. noch schlimmer geworden. Der Luxus des Hofs, die hohen Pensionen und Gnadengelder, die kostspieligen nutzlosen Kriege erschöpften die Staatskasse und mehrten die Schuldenlast. Steuern und Anleihen waren die einzigen Mittel, das mit jedem Jahre zunehmende Deficit zu decken; aber beide waren für das Land drückend. Denn da die Regierung ohne Vertrauen und Credit war, so wurden die Darlehen nur gegen hohe, die Finanzverlegenheit stets mehrende Interessen dargereicht, und was die Steuern und Auflagen betrifft, so waren zwar die dadurch erlangten Summen im Vergleich mit der heutigen Besteuerung gering, allein sowohl deren Erhebung durch die Generalpächter und ihre blutsaugenden Unterbeamten, als ihre Vertheilung auf den Bürger- und Bauernstand, da wie wir wissen die Privilegirten von den meisten Steuern ausgenommen waren, machten sie für die unteren Stände, die ohnedies mit Zehnten, Frohnden und andern ihren Gutsherrn schuldigen Abgaben schwer belastet waren, höchst drückend. Die Grund- und Vermögenssteuer (Taille), die Kopfsteuer, die Häusersteuer (der Zwanzigste), die Zölle, die Salzauflagen, die Accise oder Verbrauchssteuer u. A. m. entrissen dem geringen Manne die Früchte seines Erwerbs und hinderten das Aufkommen eines wohlhabenden Mittelstandes in den Städten und auf dem Lande, indeß die Generalpächter, denen die Regierung alle Abgaben gegen bestimmte Summen überließ, solchen Gewinn machten, daß sie in Kurzem Millionäre wurden. Dazu kam noch, daß die Intendanten, die unter den adeligen Gouverneuren in den Provinzen die ganze Verwaltung, Justiz und Besteuerung in Händen hatten, sich durch Rücksichtslosigkeit, Uebermuth und Härte allgemein verhaßt machten. — Nun bestand die Sitte, daß alle Steueredicte und königliche Verordnungen bei dem Pariser Parlament in Register eingetragen werden mußten um gesetzliche Kraft zu erhalten. Daraus folgerte dieses, daß in Ermangelung der Generalstände des Reichs, die seit 1614 nicht mehr einberufen worden, die Gültigkeit der Auflagen und Verordnungen von seiner Bestätigung abhänge und daß es somit auch die Befugniß habe, durch Verweigerung der Eintragung sich den Gesetzen und Steueredicten zu widersetzen

oder aus Gründen des Rechts und des Gemeinwohles Beschwerden dagegen zu erheben. Dies erzeugte bei jeder Aufstellung des Budget, bei jeder neuen Auf- oder Umlage einen heftigen Streit zwischen dem Parlamentshof und der Regierung, der gewöhnlich dadurch geendigt wurde, daß der König eine Thron- oder Kissensitzung (lit de justice) hielt und den Widerstand niederschlug. Auf diese Weise wurden schon während des siebenjährigen Krieges von dem Minister Silhouette allerlei Auflagen, die er unter dem Namen „Subvention" zusammenfaßte, eingeführt zum großen Aerger aller Steuerzahler, die seinen Namen in Schattenrissen brandmarkten. Ludwig XV. war nicht gewillt, die königliche Machtvollkommenheit, wie sie sein Vorgänger geschaffen und geübt, vermindern, zwischen sich und die Nation eine controlirende Behörde eintreten zu lassen. „Mir allein gehört die legislative Gewalt", äußerte er sich einst, „unabhängig und ungetheilt, von mir haben die obersten Höfe ihre Autorität; in mir persönlich hat die souveräne Macht ihren Sitz; man will in der Nation eine von dem Monarchen abgesonderte Gemeinschaft erkennen, aber ihre Interessen und Rechte sind mit den meinen identisch und ruhen allein in meiner Hand." — Außer diesen Steueredicten waren besonders die willkürlichen Haftbriefe (lettres de cachet), welche in die Gerechtsame des Parlaments eingriffen, ein Gegenstand des Haders zwischen dem Gerichtshofe und der Regierung. Diese furchtbaren Siegelbriefe, die sich nicht nur die Minister, sondern auch Unterbeamte, Bischöfe, Familienväter, Alle, die am Hofe einigen Einfluß hatten, leicht verschaffen konnten, waren ein despotischer Eingriff in die persönliche Freiheit, indem dadurch Jedermann ohne Verhör und Gericht in Haft gebracht werden konnte. Zehn Jahre lang kämpften das Pariser Parlament und die mit ihm verbundenen Gerichtshöfe der Provinzen gegen den Hof und die Regierung, aber nicht für Freiheit und Volksrechte, sondern für Privilegien und Corporationsrechte. Sie waren die standhaften Verfechter aller bestehenden Ordnungen und bekämpften mit demselben Eifer wohlthätige Reformen wie die Willkürmaßregeln einer despotischen Regierung. Nur wo ihr eigner Vortheil mit den Forderungen des Volks zusammentraf, huldigten sie den neuen Ideen. In solchen Fällen galten die Parlamente als Vertheidiger der nationalen Rechte gegen königliche Willkür und erfreuten sich einer vorübergehenden Popularität, die jedoch kein solides Fundament im Volksgeist hatte. Daher konnte in den letzten Regierungsjahren Ludwigs XV. das Ministerium Aiguillon-Maupeou zu einer Umgestaltung der ganzen Körperschaft schreiten, ohne daß daraus Aufstände oder Ruhestörungen hervorgegangen wären. Als nämlich der König, des beharrlichen Widerstandes müde, nach mehreren vergeblichen Versuchen durch Verweisung oder Verhaftung einzelner Räthe oder durch Beschränkung der Befugnisse die Opposition zu brechen und die fortwährenden Eingriffe in den Gang der Regierung zu verhindern, dem Pariser Gerichtshof eine neue Organisation gab, die Versammlung auflöste und die widerstrebenden Mitglieder durch das Militär gefangen wegführen ließ, fanden die Herren der höchsten Magistratur so wenig Theilnahme bei dem Volke, daß sie es für gerathen hielten den Staatsstreich über sich ergehen zu lassen, sich demüthig in die Beschränkung zu fügen und eine Einrichtung und Geschäftsvertheilung zuzulassen, die ihnen weniger Macht, dem Hofe weniger Verdruß und dem Volke schnellere Justiz gab.

3. März 1766.

Haftbriefe.

April 1771.

c. Die Regierung Ludwigs XVI.

1. Der Hof und das Ministerium Turgot-Malesherbes.

Ludwig XVI. und Marie Antoinette.

Als Ludwig XV. in Folge seiner Ausschweifungen mitten in der Sünde von einer schrecklichen Krankheit dahingerafft (10. Mai 1774) und seine Leiche unter

den Schmähungen und Spottreden des Volks zur Beisetzung nach St. Denys gebracht wurde, war die Staatskasse erschöpft, das Reich mit einer Schuld von viertausend Millionen Livres beladen, der Credit verloren, das Volk von Lasten schwer gedrückt, der Staat aus den Fugen. Unter so schwierigen Verhältnissen wurde das Scepter der unbeschränktesten Monarchie in die Hände eines Fürsten gelegt, der ein gutes Herz aber einen schwachen Kopf besaß, der den besten Willen hatte, die Uebelstände zu heben und die Lage des Volkes zu bessern, aber weder die Einsicht und die Herrschergaben, um die rechten Mittel und Wege zu ergreifen, noch die Festigkeit und Charakterstärke, um den Einflüssen seiner nächsten Umgebung mannhaft zu widerstehen. Ludwig, geboren den 23. August 1754, hatte bei dem Tode seines Vaters im J. 1765 als elfjähriger Knabe den Rang eines Dauphin erhalten, fünf Jahre später vermählte er sich mit Marie Antoinette, der jüngsten Tochter der Kaiserin Maria Theresia. Das traurige Hochzeitfest in Paris, bei welchem gelegentlich eines Feuerwerks auf dem Platze Louis-Quinze, da wo in der Folge die Guillotine aufgestellt ward, sich ein solches Gedränge erhob, daß mehrere hundert Menschen erdrückt und zertreten wurden, war eine verhängnißvolle Vorbedeutung ihres sturmbewegten Lebens. Im zwanzigsten Jahr seines Alters bestieg er als Ludwig XVI. den Thron, im bangen Gefühle, daß seine glücklichen Tage damit ihr Ende erreicht hätten. Seine Gemahlin (geb. 2. Nov. 1755) war ein Jahr und einige Monate jünger. Am 11. Juni des nächsten Jahres erfolgte die Krönung in Rheims. Ludwig war von dem Lasterleben des Versailler Hofes nicht befleckt worden, er hatte reine Sitten, frommen Sinn und häusliche Tugend bewahrt, und zu seinen ersten Regierungshandlungen gehörte die Beseitigung des verhaßten Ministeriums und die Reinigung des Hofes von den unwürdigen Genossen seines Großvaters. Aber die Tage der royalistischen Begeisterung waren dahin, und das junge Königspaar besaß nicht die Eigenschaften, das entschwundene Gefühl wieder zu wecken. Trotz seiner wohlwollenden und gutmüthigen Natur war Ludwig XVI. nicht der geeignete Mann, das sturmumtoste Staatsschiff mit fester Hand zu lenken: er war von beschränktem Verstande, dürftig unterrichtet, für geistige und politische Fragen wenig empfänglich, träge zur Arbeit und von den Rathschlägen seiner Umgebung abhängig. Er liebte die Jagd, beschäftigte sich gerne mit der Schlosserei, mit Hammer und Feile und überließ seiner Gemahlin das Hof- und Gesellschaftsleben, seinen Räthen die Regierungsgeschäfte und die Politik.

(Randnotizen: 10. Mai 1770. — 11. Juni 1775.)

Der Ministerwechsel.

Das ministerielle „Triumvirat“ Aiguillon, Maupeou, Terrai, verhaßt und verbraucht, konnte die neue Aera, die man allgemein erwartete, nicht begründen helfen, sie wurden entlassen. Der Herzog von Aiguillon, der sich einst als Feldherr bei einer Landung der Engländer in einer Mühle versteckt hatte, so daß der Volkswitz von ihm sagte, er habe sich weniger mit Ruhm als mit Mehl bedeckt, der seine hohe Stellung der Gunst der Dubarry und seiner Virtuosität in der

Schwelgerei, in den galanten und frivolen Hof- und Gesellschaftskünsten verdankte, trat in das Dunkel eines verachteten Privatlebens zurück. Maupeou, der den Staatsstreich gegen die Parlamente in Scene gesetzt, und Terrai, der unter der liberalen Maske von Handelsfreiheit ein System von Kornwucher zu Gunsten der königlichen Kasse eingeführt hatte, das man mit Anspielung auf den Bourbon'schen „Familienpakt" als „Hungerpakt" (pacte de famine) bezeichnete, fielen als Opfer des öffentlichen Hasses. Aber unglücklicherweise ließ sich Ludwig nach einigem Schwanken von seiner Tante Adelaide bereden, einem Manne sein Vertrauen zuzuwenden, dessen Hauptverdienste in den gewandten und gefälligen Manieren eines Höflings und Cavaliers bestanden. Dieser Mann war der Marquis von Maurepas, Aiguillons Oheim, der einst wegen seiner scharfen Zunge und seiner skeptischen und satirischen Ausfälle von der Pompadour verdrängt worden, seitdem aber trotz seiner dreiundsechzig Jahre weder ernster noch weiser und besonnener geworden war. Ludwig stellte ihn an die Spitze des Cabinets und folgte in allen Dingen seinem Rathe. Und wie wenig war dieser Edelmann, der geckenhafte Repräsentant einer leichtfertigen, frivolen wenn auch geistreichen und witzigen Gesellschaft geeignet, in der schwierigen Zeitlage als Rathgeber des Monarchen am Steuer zu sitzen! Es heißt, Ludwig XVI. habe den ehemaligen Minister Machault, einen erfahrenen geschäftskundigen Finanzmann berufen wollen, aber im entscheidenden Moment den Namen auf der Adresse geändert. Dem Rathe dieses „Mentor" war der erste große Fehlgriff des jungen Königs zuzuschreiben, nämlich die Wiederherstellung der Magistratur in ihre alte Gewalt und Einrichtung. Maurepas glaubte durch die Restitution einer Körperschaft, welche in den Augen des Volks als Verfechter der nationalen Rechte gegen den Despotismus der Regierung galt, sich selbst und dem neuen Königthum die Glorie der Popularität zuzuwenden; aber klügere Männer, welche die Verquickung der Justiz und Politik als ein Uebel betrachteten, sahen voraus, daß mit der Herstellung des alten Organismus Nov. 1774.
trotz der beigefügten Cautelen und Beschränkungen die Parlamente auch wieder die alten Kämpfe und die oppositionelle Stellung gegen Krone und Ministerium beginnen würden. Glücklicher war Ludwig XVI. in der Wahl der übrigen Cabinetsräthe, welche die verschiedenen Zweige der Staatsgeschäfte zu leiten hatten: Turgot, den wir schon früher als den eifrigen Anhänger des physiokratischen Systems der politischen Oeconomie kennen gelernt, Malesherbes, ein eben so edelmüthiger und humaner als gebildeter und aufgeklärter Rechtsgelehrter und Staatsmann, Vergennes, der uns als umsichtiger Minister des Auswärtigen schon früher bekannt geworden ist, und St. Germain, ein tapferer Militär von rauhen Sitten, der nach einem wechselvollen Kriegsleben zuerst in Dänemark während Struensee's Machtstellung das Heerwesen organisirt hatte, dann entlassen und durch den Bankerott eines Hamburger Hauses seines Vermögens beraubt, im Elsaß von einer kleinen Pension lebte, und ein zweiter Cincinnatus

von der ländlichen Arbeit in seinem Gemüsegarten zum Kriegsminister berufen ward.

Der König, die Königin u. der Hof. Unter der Leitung solcher Männer, deren reformatorische Thätigkeit wir sogleich kennen lernen werden, hätten die Schäden und Gebrechen des kranken Staatswesens geheilt und gerechtere und erträglichere Zustände geschaffen werden können, wären ihren Plänen und Reformen nicht zu mächtige Hindernisse entgegengeworfen worden. Diese Hindernisse gingen nicht von dem König, sondern von den privilegirten Ständen und der Magistratur aus und fanden Unterstützung in den Hofkreisen. Ludwig XVI. ist uns nach den Hauptzügen seines Charakters bereits bekannt: wie sehr auch in der Folge Royalisten und Legitimisten ihn als Märtyrer gefeiert haben: eine ruhige Natur, eine gutmüthige von allen bösartigen Trieben und heftigen Leidenschaften freie Seele, ein ehrbares häusliches Leben, unbefleckt von den Sünden, Lastern und Ausschweifungen der Vorgänger waren Eigenschaften, die im stillen Lauf eines bürgerlichen Daseins mit Recht hoch angeschlagen werden, die aber keine große Begeisterung, keine heißen Gefühle loyaler Hingebung und Liebe, keine opferfreudige Loyalität zu erwecken vermögen. Tugenden in Haus und Familie, eine natürliche Anlage und Neigung Böses zu vermeiden und Niemanden zu schädigen geben Ehre bei Gott und den Menschen, erzeugen aber keine brennende Liebe, keine Gluth des Herzens, nicht die Begeisterung, die eine Heldenseele einflößt. Erblickt man eine solche Persönlichkeit in der Abhängigkeit von Andern, so schwindet vollends der Nimbus, der ein Herrscherhaupt umgibt. Und in dieser Lage haben wir Ludwig XVI. bereits kennen gelernt: die Glieder des königlichen Hauses, die Damen und Herren des Hofes, die hohe Gesellschaft von Versailles übten auf den Gang der Regierung, auf Politik und Verwaltungssystem, auf die herrschenden Richtungen und Ideen einen bestimmenden Einfluß und hintertrieben alle durchgreifenden Umgestaltungen, die sie in ihren Rechten, Gewohnheiten, Genüssen beeinträchtigen konnten. Unter diesen feindseligen Einflüssen hatte auch die Königin Marie Antoinette zu leiden, die schöne junge Habsburgerin, welche den freieren Geist, den sie in der Wiener Hofburg eingeathmet, auch in das Versailler Hofleben verpflanzen wollte. Ihre Mutter Maria Theresia hatte sich von dem steifen Ceremoniel der spanischen Etikette, die unter ihrem Vater herrschend gewesen, allmählich frei gemacht. In den engern Hofcirkeln bewegte man sich in ungezwungeneren vertraulicheren Formen. Diese Sitte führte die junge Königin auch in Versailles ein; sie setzte sich über die herkömmlichen Schranken und Rangverhältnisse weg, beobachtete nicht mit ängstlicher Sorgfalt die feststehenden Ceremoniegesetze und zeichnete aus oder vernachlässigte nach Gunst und Laune. Dadurch machte sie sich eine Menge Feinde in den aristokratischen Hofkreisen, die ihr durch üble Nachreden, Verleumdungen und Lästerungen das Leben erschwerten und verbitterten. Sie war überhaupt bei dem französischen Volke nicht beliebt; man betrachtete sie stets als Fremde, als „Oesterreicherin.“ Durch ihr

stolzes Wesen, durch ihr rücksichtsloses, launenhaftes Benehmen, das sich bald in abstoßender Zurückhaltung, bald in überschwänglichen Gunst- und Freundschaftsbezeugungen äußerte, durch die unvermittelte rasche Kundgebung ihrer Gefühle und Eindrücke, durch ihre Mißachtung des französischen Nationalcharakters zog sie sich die Ungunst des Volkes zu, daher dieses nur zu geneigt war die Freiheiten, die sie sich im Privatleben gestattete, mochten sie auch noch so unschuldig sein, übel zu deuten. War man doch schon lange gewohnt, nur Unsittlichkeit am Hofe zu sehen, und in der Lebhaftigkeit ihres Geistes, in der Unmittelbarkeit ihrer Empfindungen, ihrer Sympathien und Antipathien, vermied Marie Antoinette nicht immer den bösen Schein. Ihre Putzsucht, ihre Neigung zu Pracht und Aufwand erschöpfte ihre Kasse und bereitete ihr manche Verlegenheiten. Zu den Personen, die sie besonders auszeichnete, gehörte die Prinzessin von Lamballe, Wittwe des Prinzen von Bourbon-Penthièvre, geborne Fürstin von Savoyen-Carignan und der Graf von Artois, Ludwigs XVI. Bruder, ein junger Cavalier von ritterlichen Manieren, ein Freund von Pferden und Wettrennen, galant, lebensfroh und sorglos im Geldausgeben, sehr verschieden von seinem mehr phlegmatischen und schwerfälligen Bruder. Der zweite Prinz, Graf von Provence, spielte in der Gesellschaft eine weniger glänzende, aber auch weniger herausfordernde Rolle. Die Unbeliebtheit der Königin nahm mit den Jahren zu und verbreitete sich über alle Stände und Klassen. Ihre Feinde und Widersacher, zu denen in erster Linie der bösartige ausschweifende Duc de Chartres, nachmals Herzog von Orleans gehörte, waren beflissen, gehässige Nachreden, Gassenlieder, Caricaturen, Pasquille in Umlauf zu setzen, geeignet, die letzte Spur von Ehrfurcht gegen die „Oesterreicherin" und den ganzen Hof aus dem Herzen des Volkes zu tilgen. Der König war seiner Gemahlin mit großer Zärtlichkeit zugethan, besonders seitdem die Ehe wirklich vollzogen worden und bald mit mehreren Kindern gesegnet ward. Ihr Einfluß auf die Staatsgeschäfte, auf die Wahl der Minister, auf das Hofleben wurde immer größer. Durch ihre Neigung, in Alles handelnd und thätig einzugreifen, bewirkte Marie Antoinette, daß man ihr alle unvolksthümlichen Maßregeln zuschrieb, ihren Namen überall einmischte, aus allen unvorsichtigen Reden und Handlungen Beweise von Schuld und Fehltritten schöpfte. Wie wurde nicht in dem berühmten Prozeß über die mysteriöse Halsbandgeschichte die öffentliche Meinung zu ihren Ungunsten aufgeregt!

Die Halsbandsache.

Ein kostbarer Halsschmuck war der Königin zum Kauf angeboten, aber als zu theuer zurückgewiesen worden. Dies benutzte eine Abenteurerin, Namens Valois, die nach ihrer Verheirathung mit einem Leibgardisten sich Gräfin Lamotte nannte, zu einem Gewebe von Betrug und Intrigue. Durch gefälschte, im Namen Marie Antoniens ausgestellte Handbillete machte sie den sittenlosen verschwenderischen Cardinal Rohan, Bischof von Straßburg, der früher Gesandter in Wien gewesen war und den dann die Ungnade der Königin von der ersehnten Ministerstelle fernhielt, glauben, durch den Ankauf dieses Schmucks würde er die verscherzte Hofgunst wieder erlangen.

Der unter dem Namen eines Grafen von Cagliostro ganz Europa durchreisende italienische Abenteurer, der mit Zauberkünsten, Geisterbeschwörungen und einer vorgeblichen Geheimlehre die leichtgläubige vornehme Welt betrog, unterstützte durch Weissagungen die Absichten der Gräfin, die den bethörten Cardinal zuletzt noch durch eine geheime Audienz mit einer als Marie Antonie verkleideten Buhlerin vollends sicher machte. Der Schmuck wurde gegen einen Wechselbrief gekauft und der Gräfin eingehändigt, die die Edelsteine durch ihren Gemahl, den angeblichen Grafen Lamotte in England einzeln verkaufen ließ. Der Fürstbischof wunderte sich wohl, daß Marie Antoinette sich nie mit dem Schmuck zeigte, faßte jedoch keinen Zweifel. Als aber im Verlauf von zwei Jahren weder die versprochene Zahlung von Seiten der Königin eintraf noch die gehoffte Ministerstelle ihm zu Theil ward und der Cardinal den fälligen Wechsel der Juweliere nicht lösen konnte, kam der Betrug durch einen ärgerlichen Prozeß an den Tag. Rohan wurde während einer großen Kirchenfeier in Haft genommen und vor Gericht gestellt aber nach einem langen aufregenden Prozeß endlich freigesprochen, die
1785. Gräfin wurde gebrandmarkt und zu lebenslänglicher Einsperrung verdammt, entkam aber durch die Flucht. Das Volk glaubte gern an die Mitschuld der unbeliebten Königin und wurde durch verschiedene Denkschriften Uebelwollender, besonders der schwerbeleidigten Familie Rohan, in seiner Meinung und in seinen Vorurtheilen bestärkt.

Turgot u. Malesherbes. Als Maurepas, der Mann des alten Systems, der Meister in den Künsten eines frivolen und leichtfertigen, dabei aber geistreichen und witzigen Hof- und Gesellschaftslebens, den König bewog, den Rechtsgelehrten und Oekonomisten Turgot, früher Parlamentsrath in Rouen, dann Intendant in Limoges, in das Cabinet zu berufen und nach der Entfernung Terrais als Generalcontroleur an die Spitze der Finanzverwaltung zu stellen, war man in den privilegirten conservativen Kreisen betroffen und verwundert. Die philosophischen Anschauungen und reformatorischen Ideen, die derselbe in seinen bisherigen Wirkungskreisen kund gegeben und einzuführen gesucht, machten die Anhänger des alten Regimes unruhig. Maurepas wollte durch die Berufung eines Mannes, der sich während seiner Verwaltung einen guten Namen gemacht hatte, Popularität erwerben und die Erfolge von dessen Wirksamkeit sich selbst beimessen. Denn ohne Protection am Hofe würde Turgot, wie er meinte, ganz und gar auf ihn gewiesen, ganz von ihm abhängig sein. Allein der König faßte rasch Vertrauen zu dem Manne, der ihm offen und klar seine Meinung und Absichten mittheilte. Mehr als Maurepas gewollt und erwartet hatte, wurde Turgot die Seele des Cabinets, namentlich seitdem **Malesherbes**, aus der berühmten Magistratsfamilie Lamoignon, der schon als Parlamentsrath und Präsident der Steuerkammer den Ideen der Aufklärung und des Fortschritts gehuldigt, als Minister des Innern dem Gesinnungsgenossen zur Seite trat. Beide Männer waren einig in dem Gedanken, durch gründliche Reformen den rathlosen Staatshaushalt zu ordnen, die monarchische Staatsform auf neuen Fundamenten aufzurichten, die morsch gewordenen Stützen des Thrones durch neue Grundpfeiler zu ersetzen.

Turgots Reformpläne. Wir haben schon früher Turgots staatswissenschaftliche Stellung kennen gelernt (S. 171). Die neuen Minister brachten eine gänzliche Umwandlung der Verwaltung

mittelst einer Gliederung des Volks im Sinne der Selbstverwaltung nach Gemeinden, Kreisen, Provinzen in Vorschlag; sie drangen auf Zulassung der Bürgerlichen zu den höhern Aemtern und Gerichtsstellen, auf Beseitigung der geheimen Polizei und der Beamtenwillkür, auf Abänderung der Besteuerungsart, auf Sparsamkeit im Staatshaushalt und auf Vernichtung aller den Ackerbau, Handel und Gewerbfleiß beengenden Schranken, namentlich auf Milderung der engherzigen Zunftrechte, welche der individuellen Thätigkeit und Betriebsamkeit hemmend entgegenstanden. Nach ihrem Plane sollten die bestehenden Steuern allmählig durch eine neue, auch den Adel und Klerus umfassende und auf einer Landesvermessung (Kataster) beruhenden Besteuerungsweise verdrängt werden; die Abstellung der Frohnden und Loskaufung der Feudallasten, die Aufhebung der Zünfte, Innungen und Binnenzölle, die Einführung von gleichem Maß und Gewicht sollte die Hebung des Bürger- und Bauernstandes befördern; Toleranz gegen die Reformirten und Aufhebung der Verfolgungsedikte, Beschränkung der Klöster, Verbesserung des Unterrichtswesens und Freigebung der Presse sollte eine zeitgemäße Volksaufklärung begründen und die falsche Aufklärerei verdrängen; Verminderung oder Abstellung der Haftbriefe, deren über tausend jährlich ausgegeben wurden, sollte der Beamtenwillkür steuern und Vertrauen zu der Regierung wecken; durch Beschränkung des Mißbrauchs bei den Pensionen, durch Verminderung des Zinsfußes der Staatsschuld und durch Sparsamkeit sollte Ordnung in die zerrütteten Finanzen eingeführt werden. Ein allgemeines Gesetzbuch sollte den Schlußstein bilden. Der Kriegsminister St. Germain wollte die Käuflichkeit der Offizierstellen und den Vorrang der königlichen Garden vor den übrigen Heerabtheilungen abschaffen.

Turgot hatte vorausgesehen, welche Stürme er durch seine reformatorischen Pläne auf sein Haupt herabziehen würde; nur wenn der König ihn mit seiner Autorität decken würde, konnte er hoffen den Widerstand zu überwinden. Voll männlichen Muthes und getragen von dem Bewußtsein seiner volksbeglückenden Absichten betrat er den Kampfplatz. Aber schon das erste Edikt, das die Freiheit des Getreidehandels im Innern anordnete, den Kornwucher einiger vornehmen Herren, welche die Wechselfälle der Ernten in den einzelnen Provinzen zum Aufkaufen und Ansammeln von Vorräthen und zur Steigerung der Preise mißbrauchten, verhindern wollte, durch Aufhebung aller Getreidezölle im Inlande, durch feste Marktpreise und Beschränkung der Ausfuhr nach Außen die nachtheiligen Folgen von Mißernten in diesem oder jenem Landstrich wegzuräumen beabsichtigte, rief eine solche Opposition hervor, daß man daraus einen Schluß auf das Schicksal des ganzen Reformplans machen konnte. Nicht nur die Parlamente, deren Herstellung Turgot umsonst widerrathen und bekämpft hatte, zeigten sich feindselig, Alle welche durch die Neuerung Verluste zu erleiden fürchteten, traten gegen die Verordnungen in die Schranken und bestritten ihre Zweckmäßigkeit und Gerechtigkeit. Die Theuerung, die im Frühjahr eintrat, wurde von den Uebelwollenden zur Erregung von Volksaufständen benutzt. Das neue Korngesetz, hieß es, ist an allem Elend Schuld. Da und dort zogen Banden mit drohenden Gesichtern umher. Sie plünderten die Kornmärkte und Kornmagazine, sie bedrohten und beraubten die Bäckerläden, sie fingen Getreidewagen auf. Es kam auch vor, daß sie Vorräthe in die Seine schütteten. Sie drangen

Das Korngesetz u. der „Mehlkrieg.“

13. Sept. 1774.

April u. Mai 1775.

in Versailles ein und setzten den Hof in solchen Schrecken, daß der König sofort gebot die Brodpreise niedriger zu stellen. Turgot zweifelte nicht daran, daß der ganze „Mehlkrieg" (guerre des farines), wie man die tumultuarischen Auftritte bezeichnete, durch Anstifter aus den höchsten Kreisen künstlich erzeugt worden sei, und er war nicht der Mann sich einschüchtern zu lassen. Durch energische Maßregeln und durch militärisches Einschreiten wurden die Excesse verhindert, die Volkshaufen zerstreut, die Verordnungen durchgeführt; aber die Schwäche und Unsicherheit, welche der König bei dieser Gelegenheit gezeigt, gaben den Beweis, daß es ihm gänzlich an Muth und Entschlossenheit fehle.

Reform-edikte. Dennoch fuhren die drei Minister Turgot, Malesherbes und St. Germain in ihrer reformatorischen Thätigkeit fort, ohne sich weder von den Einsprachen Maurepas' und seiner Creaturen im Cabinet, noch von den Verdächtigungen und Lästerungen der Anhänger des Alten irre machen zu lassen. Eine Reihe von Verordnungen, wodurch allerlei Uebelstände weggeräumt und die Bahnen zu freiheitlicher Entwickelung geebnet wurden, diente als Einleitung zu Gesetzesvor-
Jan. 1776. schlägen von größerer Tragweite. Im Januar unterbreitete Turgot dem König sechs Edikte, wovon zwei, Aufhebung der Wegfrohnden und der Zünfte von durchgreifender Bedeutung waren. Die reactionäre und conservative Partei erhob eine heftige Polemik gegen die modernen Doctrinen, die Erzeugnisse einer revolutionären Philosophie; in mehreren Flugschriften wurden die feudalen Rechte vertheidigt, deren Abschaffung, wie das Gerücht ging, durch die vorliegenden Edikte eingeleitet werden sollte. Dennoch gab Ludwig XVI. seine Zustimmung und als das Parlament nach vielen heftigen Verhandlungen und pathetischen Reden die Eintragung verweigerte, hielt er ein Lit-de-Justice und
12. März 1776. erzwang die Annahme. So feierte Turgot einen Triumph über seine heftigsten Widersacher.

Rücktritt des Ministeriums. Aber der Triumph war von kurzer Dauer. Die Opposition gegen die Reformminister griff immer weiter um sich: Nicht nur die Männer des Rechts, die Verfechter der bestehenden Institutionen grollten dem kühnen Neuerer, selbst in den Hofkreisen der Königin und der Prinzen war man ungehalten, daß man in den Ausgaben beschränkt, daß der Verschwendung durch Sparen und Herabsetzung der Bezüge Einhalt gethan werden sollte. Der Klerus trug dem Anhänger der Aufklärungsphilosophie bösen Willen; selbst praktische Geschäftsleute, wie Necker zogen gegen den Physiokraten zu Gunsten des Mercantilsystems zu Felde. Daß der alte Voltaire in Ferney für den geschmähten Staatsmann und seine Pläne in die Schranken trat, reizte die Gegner nur um so mehr, wie man aus den zahlreichen Flugschriften der Zeit erkennen konnte. Turgot sah ein, daß der König nicht die Kraft und Energie habe, ihm gegen die Anfeindungen und Verdächtigungen der Gegner den nöthigen Rückhalt zu bieten. Er bat um
12. Mai 1776. seine Entlassung und erhielt sie. Ludwig war ehrlich genug einzugestehen, daß er und sein Minister die Einzigen seien, die ein Herz für das Volk hätten, und

den Scheidenden mit den Worten zu entlassen, „Sie sind glücklicher als ich, Sie können abdanken.“ Allein in praktischen Dingen war er ein gebrechlicher Rohrstab. Auch Malesherbes nahm seinen Abschied und einige Zeit nachher folgte St. Germain, ein wunderlicher Mann, dessen militärische Neuerungen, insbesondere die beabsichtigte Einführung der preußischen Disciplin und die Verminderung der Offiziersstellen, ihn bei Adel, Hof und Armee verhaßt machten.

„Zwanzig Monate war Turgot im Amt gewesen, dreiundzwanzig Gattungen lästiger Auflagen hatte er abgeschafft, die Frohnden und Zünfte beseitigt, die Steuererhebung reformirt und erleichtert, den Handel mit Lebensmitteln, Getreide, Fleisch und Wein von unsinnigen Abgaben befreit, viele alte Mißbräuche abgestellt, den Stellenverkauf eingeschränkt, versäumte Verpflichtungen des Staats erfüllt und endlich ein erträgliches Verhältniß zwischen Ausgabe und Einnahme erzielt.“ Unter dem Streite der Parteien wurden seine Verdienste verkannt; erst in der Folge sah man ein, daß er den richtigen Weg eingeschlagen hatte, durch zeitgemäße Reformen den drohenden Einsturz des monarchischen Staatsorganismus zu verhüten. Die besten Errungenschaften, welche die französische Nation durch die Revolution gewann, hatte er ihr durch zeitgemäße Reformen auf dem Wege gesetzgeberischer Entwickelung verleihen wollen. Turgot schied mit trüben Ahnungen über das Schicksal der Monarchie aus dem Amte. Voltaire, der in der „Reise der Vernunft“ die französische Regierung beglückwünscht hatte, daß sie in die Reihe der philosophischen Reformstaaten getreten sei, bezeugte dem scheidenden Minister in der „Epistel an einen Mann“ seine Hochachtung. Als er in das Privatleben zurücktrat, um sich fortan mit wissenschaftlichen Arbeiten zu beschäftigen, sank das Vertrauen in die Regierung immer tiefer. Er war der letzte Minister, „an dessen fleckenlose Redlichkeit ganz Frankreich glaubte.“ Turgots Verdienste.

2. Schwierige Finanzlage. Necker und Calonne. Reichsstände.

Turgots Nachfolger in der Finanzverwaltung war Clugny, bisher Intendant von Bordeaux, ein Mann des alten Systems, der nichts Eiligeres zu thun wußte, als die Wegefrohnden und Zünfte wiederherzustellen. Nach einer kurzen Verwaltung, die ein Zeitgenosse als „vier Monate Plünderungen, von denen der König allein nichts wußte“ bezeichnet, starb er und nun griff man zu dem Manne, von dem das Volk hoffte, daß er die glücklichen Zeiten Colberts zurückbringen werde, zu Jacques Necker, dem in Genf gebornen Sohne eines deutschen Rechtsgelehrten. Necker hatte in Paris ein Bankgeschäft gegründet, das ihm während des Krieges großen Reichthum eingetragen. Sein Name hatte in der Handelswelt einen guten Klang, auch in der Literatur war er durch eine Lobrede auf Colbert und durch eine Abhandlung über den Kornhandel mit Erfolg aufgetreten: im Gegensatz zu dem einseitigen System der Oeconomisten hatte er bei Gelegenheit der Auflösung der ostindischen Compagnie im J. 1769 den Doctrinen der Mercantilisten wieder mehr Bedeutung beigelegt. Ein gewandter, vielseitig gebildeter Mann, der gerne in der großen Welt eine Rolle spielte, hatte er mit Hülfe seiner Frau und seiner geistreichen Tochter sein Haus zum Sammelplatz und Mittelpunkt der ausgewähltesten Gesellschaft zu erheben

Neckers erstes Ministerium. 1776—81.

18. Okt. 1776.

Necker, geb. 30. Sept 1732.

gewußt, so daß viele bedeutende und angesehene Leute der gebildeten Kreise bei ihm ein- und ausgingen. Necker wurde zum Finanzdirektor ernannt, da man einem bürgerlichen Mann reformirten Glaubens, der nicht der französischen Aristokratie angehörte, nicht das hohe Amt eines Generalcontroleurs übertragen wollte. Damit begann die politische Laufbahn des Mannes, der in der Folge so viel gepriesen und so sehr geschmäht ward. Er war einsichtsvoll, thätig, uneigennützig und empfänglich für die philanthropischen Ideen des Tages, aber seine Eitelkeit und die Bewunderung, die ihm von Frau, Tochter und Hausfreunden gezollt ward, führten zu einer Ueberschätzung seiner Gaben. Vor Allem fehlte ihm Entschlossenheit und Energie des Geistes. Uebrigens war es unter den obwaltenden Umständen keine unglückliche Wahl; wenigstens bewirkte Neckers Name, daß die Regierung wieder Credit erhielt, daß die Handelswelt des In- und Auslandes zu Darlehen gegen mäßige Zinsen sich willig finden ließ. Dadurch sah sich der Minister in Stand gesetzt, die laufenden Ausgaben zu decken und manche lästige Verpflichtung abzulösen. Aber indem er die Finanzkünste eines Bankhauses auf die Staatshaushaltung anwandte, griff er nur zu Palliativmitteln, welche die Zukunft nicht sicher stellten. Wohl war er bemüht, durch Beseitigung von Mißbräuchen in der Steuererhebung, durch Verminderung der Jahrgelder und Pensionen, durch Beschränkung des Aufwandes für die Hofhaltung, durch strengere Ueberwachung und Controlirung der öffentlichen Kassen, durch Minderung der Unzahl von Steuer- und Finanzbeamten, die wie Blutsauger das Volk peinigten, durch allerlei Verbesserungen und Ersparungen die Ausgaben und Einnahmen ins Gleichgewicht zu setzen, Ordnung und Vertrauen herzustellen, selbst für den ausbrechenden Krieg mit England die Geldmittel herbeizuschaffen ohne die Steuerlast zu mehren; aber gründliche Heilung konnte nur durch eine gänzliche Umgestaltung des staatlichen Organismus erzielt werden. Zu einer solchen Gewaltcur aber fehlte dem bürgerlichen Finanzminister der männliche Muth und der Rückhalt in den herrschenden Kreisen. Ausgeschlossen von den Staatsrathssitzungen, am Hofe wenig angesehen wegen seiner Selbstgefälligkeit und pathetischen Redseligkeit, vom Klerus angefeindet, hatte er keine Waffen, um den Ränken und Intriguen eines Maurepas und anderer Gegner siegreich zu widerstehen. Wie hätte unter solchen Umständen Necker es wagen dürfen, die Hydra der Opposition durch eingreifende Reformen gegen sich zu reizen! Daher war seine Hauptsorge während seiner fünfjährigen Amtsführung zunächst dahin gerichtet, einzelne Mißstände im Finanzwesen zu beseitigen, mittelst Prüfung und Richtigstellung von Verträgen, Kaufbriefen, Schenkungsakten und andern Urkunden angebliche Rechte und Ansprüche wegzuräumen, der Krone entfremdete Besitzungen und Einnahmequellen zurückzugewinnen, durch Umwandlung von Schuldforderungen und neue Anleihen zu günstigeren Bedingungen der Staatskasse Vortheile zu verschaffen, durch Schutzzölle die innere Industrie zu heben, den Klerus zur Erhöhung seiner „freiwilligen Gaben" zu bewegen, durch Erre-

gung der vaterländischen Gefühle die Opferwilligkeit der Nation zu wecken. Er bewirkte, daß der König auf allen Krongütern die Leibeigenschaft aufhob, aber so weit reichten seine Kräfte nicht, daß er durch einen allgemeinen Akt der Gesetzgebung auch den gutsherrlichen Adel zu einer solchen zeitgemäßen Freilassung hätte nöthigen können. Er berief in verschiedenen Gegenden Provinziallandtage ein, wodurch die Machtbefugnisse der Intendanten und ihrer Subdelegirten eingeschränkt wurden, und erinnerte die Nation, daß sie ein Interesse und ein Recht habe, an dem Staatsleben mitzuwirken; er griff zu dem alten Reformplane Turgots zurück, durch Aufhebung der Wegfrohnden und Zünfte den Bürger- und Bauernstand zu erleichtern und für allgemeine Zwecke fähiger und dienstwilliger zu machen.

Je mehr aber Necker in die Bahnen der Reformpartei einlenkte, desto stärker wurde der Widerstand der Männer des alten Regime. Den Hofkreisen war sein Sparsystem widerwärtig, die Aristokratie sah mit Unruhe auf die Versuche, die absolutistisch-feudalen Ordnungen zu durchbrechen, und als nun gar der Minister, um für eine neue Anleihe Vertrauen zu erwecken, einen an den König gerichteten Rechenschaftsbericht (Compte rendu) veröffentlichte, worin er durch gewandte Gruppirung der Einnahmen und Ausgaben und geschickte, wenn auch nicht ganz ehrliche Aufstellung der Zahlenverhältnisse den finanziellen Zustand des Reiches und seine eigene Verwaltung in einem möglichst günstigen Lichte erscheinen ließ, so erregte diese der öffentlichen Meinung dargebrachte Huldigung den größten Unwillen in den conservativen Kreisen. Was man so sorgfältig bisher als Staatsgeheimniß bewahrt hatte, sah man nun vor profanen Augen blosgestellt und der kritischen Prüfung preisgegeben. Zum erstenmale wurde deutlich dargelegt und mit Zahlen bewiesen, daß der Staatsschatz für Interessen in Anspruch genommen werde, die mit dem öffentlichen Wohle nichts gemein hatten, daß die Verschwendung des Hofes und die ungeheuern Ausgaben für die dem Throne nahestehende Aristokratie die Hauptursachen der finanziellen Nothstände, die wundeste Stelle am kranken Staatskörper seien. Kein Wunder, daß der Rechenschaftsbericht eine unerhörte Verbreitung fand, zum großen Aerger der Männer des alten Regiments, insbesondere Maurepas', der die Schrift mit dem blauen Umschlag als Conte bleu, „das blaue Märchen" bezeichnete und durch sarkastische Bemerkungen die Wahrhaftigkeit der Angaben in Zweifel stellte. Aber wenn der große Erfolg der Broschüre der Eitelkeit und Selbstgefälligkeit Neckers schmeichelte, so mehrte er auch die Zahl seiner Widersacher. Gekränkt und verletzt durch die Angriffe und Schmähreden, verlangte er vom König, daß er ihn zum wirklichen Generalcontroleur ernenne und ihm Sitz und Stimme im königlichen Cabinet ertheile. Als seinem Begehren nicht willfahrt wurde, erkannte er, daß seine Zeit vorüber sei. Er forderte in einem kurzen, nicht im Hofstil gehaltenen Billet seine Entlassung und empfing sie. Die Theilnahme und Achtung der Nation folgte ihm. Denn hatte er auch, wie sich später herausstellte, die

Neckers Fall.

19. Mai 1781.

Schuldenlast des Staats um mehr als fünfhundert Millionen Livres vermehrt, und ein beträchtliches Deficit künstlich verdeckt, so war doch sein Ministerium eine Zeit des Ruhmes nach Außen und verhältnißmäßig frei von stürmischen Bewegungen im Innern. Wir haben die Theilnahme Frankreichs an den englisch-amerikanischen Kämpfen früher kennen gelernt: zum erstenmale hörte man wieder von Siegen der französischen Flotte in Ostindien und Westindien, der Landarmee in Amerika. Die Namen eines Suffren, Bouillé, Grasse, eines Rochambeau, Lafayette u. a. erinnerten an vergangene glorreiche Tage. Mit ihnen war im Herzen des Volkes Neckers Namen verbunden. Seine Entlassung war Maurepas' letzter Triumph.
21. Nov. 1781. Wenige Monate nachher setzte der Tod seiner traurigen Wirksamkeit ein Ziel.

Ministerium Calonne 1783–87. Neckers Abgang befreite den Hof von langweiliger Sparsamkeit, die Privilegirten von drohenden Reformen, mehrte aber die Unordnung im Staatshaushalt. Die Ausgaben überstiegen jedes Jahr die Einnahmen um viele Millionen; Anleihen konnten bei dem geschwächten Credit und der schon sehr hohen Staatsschuld nur unter den unvortheilhaftesten Bedingungen erlangt werden und brachten bloß eine kurze Erleichterung, ohne das Uebel zu heben. Der amerikanische Krieg verschlang die Einkünfte von drei Jahren und schuf dem Throne außer der finanziellen Verlegenheit mächtige unbekannte Feinde durch Erweckung des Bürgerstolzes und des Freiheitsgefühls, durch Verbreitung republikanischer und demokratischer Ideen. Wir wissen, daß die Schlagwörter „Freiheit und Gleichheit" in der transatlantischen Welt ihre Entstehung genommen. Und gerade jetzt wurde das wichtigste Staatsamt verwegenen Händen anvertraut. Nach der kurzen Finanzverwaltung von Joly de Fleury und d'Ormesson wurde nämlich Charles Alexander de Calonne, Intendant von Lille, der talentvolle, geistreiche aber leichtfertige und verschwenderische Sprößling einer alten Juristenfamilie durch den Einfluß von Artois und Vergennes zum Generalcontroleur des Schatzes ernannt, in demselben Jahr, als der Versailler Friede dem großen Weltkriege ein Ende gemacht hatte und das öffentliche Leben wieder mehr um die inneren Anliegen sich bewegte. Wie ganz andere Wege schlug der neue Minister ein! Calonne wich von dem Sparsystem des Genfer Bankiers ab, kam den Wünschen des Hofes und der Königin, den Bedürfnissen der Prinzen und der vornehmen Herren und Damen in Versailles willig entgegen und täuschte die Welt durch verheißene Finanzreformen, die aller Noth ein Ende machen sollten. Die glänzendsten Feste wurden veranstaltet, die Schlösser St. Cloud, Rambouillet und andere Besitzungen durch Kauf für die Krone erworben, die Holländer in ihrem Streit mit Kaiser Joseph freigebig unterstützt (S. 300 f.), „in dem ganzen Strahlenkreise des Hofes ein mährchenhafter Glanz verbreitet", Fülle und Ueberfluß in ostentativer Weise zur Schau gestellt. Denn nach Calonnes Ansicht waren Aufwand, Luxus und der Schein des Reichthums die geeignetsten Mittel, der Regierung Ansehen und Credit zu verschaffen und die Finanzwelt zu weiteren Darlehen geneigt zu machen. Manche Unternehmungen

erinnerten an die Schwindelzeit unter der Regentschaft. Calonne's Talente wurden bewundert und hochgepriesen. Aber bald trat es zu Tage, daß er wie ein gewissenloser Haushalter nur von der Hand in den Mund wirthschaftete, daß er durch zweifelhafte Finanzkünste, durch Anlehen, durch kleine Mittel für den Augenblick die nöthigen Summen aufbrachte, dabei aber die Staatsschuld um hunderte von Millionen vermehrte und das jährliche Deficit immer größer machte. Und nun kam auch er zu der Einsicht, daß dem Staatsschatze nur mit volkswirthschaftlichen Reformen, wodurch fortdauernde Hülfsquellen geöffnet würden, geholfen werden könne. Von dem erschöpften Volke war nichts mehr auszupressen, nur die privilegirten Klassen konnten dem Nothstande abhelfen. Zu dem Ende stellte er ein Programm mit Vorschlägen im Geiste Turgots, Neckers und anderer älteren Finanzmänner auf, durch welche die Entlastung des Bürger- und Bauernstandes, die Aufhebung der Steuervorrechte des Adels und Klerus, zweckmäßigere Handelsverträge und Zollgesetze und eine Ausgleichung der Leistungen aller Staatsbürger herbeigeführt werden sollten.

Die Notablenversammlung u. Calonne's Sturz.

Solche durchgreifende Veränderungen wagte Calonne jedoch nicht durch königliche Cabinetsdekrete zu bewerkstelligen. Denn wenn man auch hoffen konnte vermittelst einer Thronsitzung die vorauszusehende Opposition der Parlamentshöfe niederzuhalten, so war doch schon so oft der Ruf nach Reichsständen laut geworden, daß sich ein nationaler Beirath wohl nicht umgehen ließ. Doch wagte man noch nicht, die alten Generalstände aus ihrem langen Todesschlaf aufzuwecken; die öffentliche Meinung war eine solche Macht geworden, die Ideen von Freiheit, von republikanischem Selbstregiment, von Demokratismus waren seit dem amerikanischen Unabhängigkeitskampf so sehr in die ganze Nation eingedrungen, daß man mit Recht Scheu trug, durch Volkswahlen unbekannte Kräfte und Geister ins Leben zu rufen. Daher rieth Calonne dem König, zu dem Aushülfsmittel einer Notablenversammlung zu greifen. Nach dem Aufhören der Generalstände hatte man in schwierigen Zeitlagen die Spitzen der Nation zu Rathe gezogen, bestehend aus Vertretern des Adels und des Klerus, aus hohen Staatsbeamten, Parlamentsräthen und einigen Mitgliedern der städtischen Magistraturen (XII, 33). Sie wurden von dem König aus eigener Machtfülle ohne jegliche Wahlbetheiligung einberufen. Ludwig XVI. ging nach einigem Bedenken auf den Vorschlag ein, und so sahen denn die Zeitgenossen wenige Tage nach dem Tode Vergennes' eine Versammlung zusammentreten, wie sie seit 1626 nicht mehr getagt hatte und ihnen nur aus der Geschichte in Erinnerung war. Die Notablenversammlung faßte etwa 140 Mitglieder, Personen des höchsten Ranges, Prinzen, hohe Adelige, Erzbischöfe, Männer der Beamten- und Richterhierarchie, aber nur acht Bürgerliche, der Mehrheit nach Anhänger und Verfechter der absolutistisch-feudalen Ordnungen und Standesrechte, einige, wie Lafayette den neuen Ideen zugethan, fast alle Gegner der Calonne'schen Vorschläge. Wie wenig Vertrauen der neue Versuch in der öffentlichen Meinung

22. Febr. 1787.

genoß, konnte man aus einem in Versailles angeschlagenen Theaterzettel ersehen, auf welchem zu lesen war, Calonne habe eine neue Schauspielertruppe angeworben, welche sein allegorisches Ballet- und Pantomimenstück „das Faß der Danaiden" aufführen werde. Nachdem der König in einer Eröffnungsrede die Aufgabe angedeutet, welche die Versammlung lösen helfen solle, entwickelte Calonne selbst mit großer oratorischer Gewandtheit und mit der vollen Zuversicht und Keckheit, die er während seiner ganzen Amtsführung gezeigt, seine Reformpläne. Aber anstatt der erwarteten Zustimmung und Unterstützung stieß er auf den heftigsten Widerstand. Wenn Lafayette und seine liberalen Parteigenossen die Ursachen des Uebels rügten und als Heilmittel die Einberufung der Reichsstände befürworteten, so zogen die Privilegirten im Adel und Klerus gegen seine Vorschläge einer allgemeinen Besteuerung auf neuer Grundlage zu Felde und bekämpften die Mißbräuche und Fehlgriffe der Verwaltung. Calonne konnte nicht in Abrede stellen, daß die Staatskasse ein Deficit von mehr als hundert Millionen habe, und als er zu beweisen suchte, daß der größte Theil von seinen Vorgängern herrühre, trat Necker in einer scharfen polemischen Schrift wider ihn auf, zog sich aber dadurch die Ungnade des Hofes in solchem Grade zu, daß er auf zwanzig Meilen von Paris verwiesen ward. Wie verschieden immer die Ansichten und Tendenzen der Versammlung sein mochten, gegen den Generalcontroleur und seine volkswirthschaftliche Verwaltung und Politik bildete sie eine geschlossene oppositionelle Phalanx. Da sah man Lafayette Hand in Hand gehen mit dem hierarchisch-feudalen Erzbischof von Toulouse, Lomenie de Brienne. Je länger die Berathungen und Discussionen dauerten, desto schärfer wurden die Angriffe, desto erregter die Sitzungen, so daß der Finanzminister, als er sich auch noch mit Breteuil, einem Günstling der Königin entzweite und somit seine Stellung noch durch Hofränke untergraben ward, den wider ihn losgelassenen Stürmen weichen mußte. Er begehrte und empfing seine Entlassung, und für so bedenklich hielt er seine Lage, daß er sich nach einem kurzen Aufenthalt in Lothringen nach London begab, um der ihm drohenden Anklage zu entgehen.

Neuer Streit mit dem Parlament. Nun wurde Calonne's eifrigster Gegner **Lomenie de Brienne** an die Spitze der Finanzverwaltung gestellt. Die Erfahrung hatte ihn gelehrt, daß mit der Notablenversammlung nichts anzufangen sei. Er bewog daher den König, sie
25. Mai 1787. zu entlassen und es wieder mit den Parlamenten und der alten Methode zu versuchen. Da aber ohne Aenderung des bestehenden Steuersystems die zerrüttete Finanzlage nicht zu heilen war, so hatte er bei den Männern des geltenden Rechts und Herkommens einen harten Stand. Als er zwei neue Verordnungen, eine Grund- und Stempelsteuer betreffend, bei dem Parlamente einzeichnen lassen wollte, stieß er auf so hartnäckigen Widerstand, daß der König zuerst zu dem
6. Aug. 1787. gewohnten Zwangsmittel eines Lit-de-Justice schritt und als selbst dies nichts fruchtete, die kühnsten Räthe nach Troyes verwies. An diesen Streitigkeiten

nahm das durch die Notablenversammlung mit dem Zustande der Staatskasse bekannt gewordene französische Volk, das seit dem amerikanischen Kriege für die Ideen der Freiheit und Menschenrechte schwärmte, den eifrigsten Antheil. Es umstellte lärmend das Sitzungshaus, begrüßte mit Jubel die Redner der Opposition und mit Schmähworten die Regierungspartei; schon jetzt konnte Recht und Gericht nicht mehr gehandhabt werden. Im Parlament wie auf den Straßen wurde der Ruf nach Generalständen laut. Umsonst schloß der Minister mit den ältern bedächtigen Gliedern des nach Troyes verwiesenen Parlaments eine Uebereinkunft, wonach die Steueredicte zurückgenommen, dagegen aber eine Anleihe von 440 Millionen bewilligt werden sollte; kaum wurde in einer „königlichen 19. Nov. 1787.
Sitzung" auf Bestätigung des Anlehens angetragen, als mehrere Mitglieder, vor allen der Herzog von Orleans, dessen Haus der Sammelplatz der Liberalen und Fortschrittsmänner war, gegen die Maßregel protestirten und nach des Königs Entfernung sich in so heftigen Reden ergingen, daß der Hof zu neuen Verhaftungen zu schreiten beschloß, dadurch aber nur die Erbitterung und den Widerstand mehrte. In einer von dem Parlamentsrath Duval d'Eprémenil Mai 1788.
entworfenen und von allen seinen Collegen angenommenen Erklärung wurde die seit Richelieu herrschende Ansicht, daß dem Monarchen die gesetzgebende und ausübende Gewalt inwohne, erschüttert und sowohl das Steuerbewilligungsrecht der Stände als die Ungesetzlichkeit der Haftbriefe und die Gültigkeit der Rechte und Privilegien der Magistrate und Provinzen so klar und energisch dargethan, daß der König und die Minister, ergrimmt über die Vermessenheit und beunruhigt über den neuen Geist, von dem der ganze Gerichtshof erfüllt zu sein schien, mit den Parlamenten eine ähnliche Umwandlung wie unter Ludwig XV. vorzunehmen beschlossen. Zu dem Ende wurden die kühnsten Räthe verhaftet, die übrigen durch aufgestellte Truppen und eine Thronsitzung zur Annahme der neuen Organisation gezwungen. Nach dieser sollte statt des Pariser Parlaments eine aus dem hohen Adel und einigen Hofleuten gebildete Cour plenière die Eintragung der Gesetze und Steuererlasse vornehmen; die Parlamente der Provinzen wurden in ihrem richterlichen Geschäftskreise verkürzt, indem fast alle bürgerlichen Streitigkeiten und alle peinlichen Sachen, bei denen weder Geistliche noch Edelleute betheiligt waren, mittlern Gerichtshöfen (Oberämtern) zur Erkenntniß anheimgegeben wurden. Allein sowohl die kühne Protestation der Räthe gegen die erzwungene Zustimmung als die Unzufriedenheit des Volks, das seine Gesinnung durch Aufstände und wilde Excesse in der Provence, Languedoc, Dauphiné und besonders in Bretagne, und durch Verbrennung des Ministers im Bilde kund gab, hätte eine einsichtsvolle Regierung überzeugen müssen, daß die Zeit der Machtherrschaft und Autokratie vorüber sei.

Der stets zunehmende Sturm gegen den Minister nöthigte endlich den Hof in Brienne's Entlassung zu willigen (Aug. 1788), zu einer Zeit, da die Geldnoth so groß geworden, daß alle Baarzahlungen eingestellt werden mußten und ein

Die Einberufung der Reichsstände beschlossen.

Staatsbankbruch unvermeidlich schien. Nun erfolgte die Uebertragung des Finanzministeriums abermals an den volksbeliebten Necker, woraus man schloß, daß der König gesonnen sei, der mehrfach verheißenen und von allen Seiten mit Ungestüm geforderten Einberufung der Stände nunmehr Folge zu geben. Kaum hatte daher Necker durch Freilassung der gefangenen Räthe und durch Zurücknahme der Edicte gegen die Parlamente die Aufregung beruhigt und der Regierung wieder Zutrauen verschafft, als er die zu dem wichtigen und folgenreichen Ereigniß nöthigen Anordnungen traf. Nun zeigte sich bald, daß die Parlamente nur insofern dem Geiste des Fortschritts huldigten, als dieser ihre Standesinteressen nicht gefährdete: denn sowohl sie als die von Necker abermals befragten
Novbr. 1788. Notablen waren der Meinung, die neue Versammlung sollte sich in der Zahl der Abgeordneten und in dem Geschäftsgange nach den Ständen des Jahres 1614 richten, indeß Necker dem dritten Stande (Tiers Etat) die doppelte Anzahl zugestanden und nach Köpfen, nicht nach Ständen abgestimmt haben wollte, eine Ansicht, der die talentvollsten Wortführer der Nation in einer Menge von Flugschriften beitraten. Unter diesen hat keine größern Eindruck gemacht als die
Decbr. 1788. Schrift von Abbé Sieyes: „Was ist der dritte Stand?" Graf und Geistlicher zugleich, sprach er doch sowohl gegen den Adel wie gegen den Klerus und stellte den Hauptsatz der Revolution auf, „daß der dritte Stand die Nation selbst sei, die Nation in ihrer wahren Souveränetät und Machtvollkommenheit." Der französische Staat gleiche in seiner jetzigen Beschaffenheit einer auf die Spitze gestellten Pyramide; man müsse ihm die naturgemäße Stellung zurückgeben, indem man ihn auf seine Basis, das Volk, stütze. Mehr Denker und Theoretiker als Redner, hat Sieyes dennoch durch seine ausgebreiteten Kenntnisse, seinen klaren Verstand und seine „meisterhafte Geschicklichkeit in der Anordnung und Gruppirung politischer Gedanken" sich eine bedeutende Stellung unter den strebsamen Geistern der Zeit zu erringen vermocht. — Neckers Meinung siegte. Eine königliche Verfügung bestimmte die Zahl der adeligen und geistlichen Mitglieder auf je dreihundert, die der bürgerlichen auf sechshundert und setzte den 1. Mai des folgenden Jahrs als Zeitpunkt der Eröffnung fest. Zu spät bereute das von der Ungunst des Volks betroffene Parlament seinen Widerstand und suchte durch Nachgiebigkeit gegen die öffentliche Meinung seine frühere Stellung wieder zu gewinnen: die Volksgunst war verscherzt und der Glanz, in dem bald die neue Versammlung strahlte, verdunkelte das Parlament so sehr, daß dessen spätere Auflösung fast unbemerkt vorüberging. Necker war der Held des Tages, aber er war nicht der Lenker des Staatsschiffs, sondern „trieb nur mit dem Winde." Ohne Plan und Vorbereitung trat der kurzsichtige Vertreter der Regierung den von den kühnsten und mannichfachsten Ansichten erfüllten Volksvertretern entgegen. Durch eine mangelhafte und nach den Provinzen verschiedene Wahlart war der Grundbesitz in dem neuen Reichstag ungenügend vertreten, und durch die von den alten Generalständen beibehaltene Einrichtung, daß die

Wählercorporationen ihren Abgeordneten Instructionen und Wünsche schriftlich (in Cahiers) mitgaben, kamen viele übereilte Reformvorschläge in die Versammlung. Diese Cahiers enthielten die Summe alles dessen, was unter dem alten Regime die Menschen drückte und was sie im neuen abgestellt wissen wollten. Vernichtung des absoluten Königthums, Aufhebung der Feudalverhältnisse, Verbesserung der Rechtspflege durch Vereinfachung der Proceduren und Verringerung der Particular- und Gewohnheitsrechte, Minderung der Macht und des Reichthums der Hierarchie standen in erster Reihe. „In ganz Frankreich war nur der eine Gedanke, daß von hier an ein neues Zeitalter für das Volk und das Reich beginne, und, trete in den Weg wer da wolle, sich vollenden müsse." Die bürgerlichen Unruhen in mehreren Nachbarländern hatten viele Emigranten demokratischer und republikanischer Gesinnung dem aufgeregten Reiche zugeführt, die nun eine agitatorische Thätigkeit entfalteten. So aus Holland, aus Belgien, aus Lüttich und insbesondere aus Genf, wo kurz zuvor mit Hülfe der französischen Regierung das Aristokratenregiment neu befestigt worden war.

Der beredteste Wortführer, der dem liberalen Reformgedanken den rechten Ausdruck gab, war Honoré Gabr. Victor Riquetti Graf von **Mirabeau**, geb. 9. März 1749. Während der italienischen Parteikämpfe hatte sich eine florentinische Ghibellinenfamilie, Arrighetti, in der Provence niedergelassen und von dem Lehngut, das sie mit der Zeit erworben, den Grafentitel Mirabeau angenommen. Schon im sechzehnten und siebenzehnten Jahrhundert hatten einige Glieder der Familie Riquetti in den bürgerlichen Kämpfen eine hervorragende Rolle gespielt. „Die Riquetti sind südliche, leidenschaftliche Naturen", sagt Häusser, „von ungebrochener Energie und hohem Selbstgefühl, Persönlichkeiten, die ungeachtet einer scharf gezeichneten Individualität auch wieder einen starken Familienzug kundgeben; trotzige, bisweilen unbändige Menschen, derb und beredt in Worten, energisch in Thaten und schwer zu bemeistern in ihrem Widerspruch." Jean Antoine Riquetti, ein Mann von gewaltiger Körperkraft, machte unter Vendome die Feldzüge im spanischen Erbfolgekrieg mit und kehrte mit Wunden bedeckt in die provenzalische Heimath zurück, wo er sich die Hand einer der schönsten Frauen gewann. Von seinen Söhnen ist uns der Erstgeborene, Victor Marquis von Mirabeau schon als Anhänger des physiokratischen Systems begegnet (S. 170), der zweite, Johann Anton, war Malteserritter und Kriegsmann von hervorragenden Verdiensten und Eigenschaften. Der Marquis von Mirabeau, ein geistreicher gebildeter Herr, der mehrere nationalökonomische Werke unter dem Namen „Ami des Hommes" veröffentlichte, aber von heftigem leidenschaftlichen Charakter, war ein Despot in seiner Familie. Während er als Gutsherr gegen seine Bauern sich in Wahrheit als „Menschenfreund" zeigte, lebte er mit Frau und Kindern in ewigem Hader und Unfrieden. Die Eindrücke, die der junge Mirabeau im Elternhause empfing: „ein jähzorniger Vater, eine heißblütige Mutter, die die Kinder gegen den Vater aufhetzt, und eine Mätresse, die zwischen Beiden intriguirt", dazu noch eine mit den Jahren zunehmende Zerrüttung der Vermögensverhältnisse, erklären die Verirrungen seines spätern Lebens. Der Vater fühlte gegen den Sohn, den Erben und Stammhalter, der in seinem dritten Jahre von den Blattern zerrissen und zu einem „Fratzengesicht" entstellt ward, eine innere Abneigung, die in demselben Grade zunahm als der Sohn in dem häuslichen und ehelichen Zwiste mehr zur Mutter hielt. Ueber dieser inneren Abnei-

Mirabeau 1749–91. Vorgeschichte seines Lebens.

gung übersah er bisweilen selbst die großen Anlagen des Knaben, die wunderbare Gabe sich rasch und leicht Kenntnisse aller Art anzueignen, „Alles klein zu kriegen" und die Gewalt und Anziehungskraft, die er auf alle Menschen ausübte, die in seine Nähe kamen. In seinem fünfzehnten Jahre wurde Honoré in eine strenge Militärschule gebracht und dann in ein Reiterregiment, das in dem Städtchen Saintes in Garnison lag. Langeweile, sinnliche Neigungen und jugendliche Unbesonnenheit führten ihn bald auf Lebenswege, die ihn mit seinem Vater noch mehr entzweien mußten. Er zechte und spielte, er hatte eine Menge Ehren- und Liebeshändel, er machte Schulden, bis er endlich mit seinem Obersten entzweit sich nach Paris flüchtete. Wüthend über diesen Schritt des Sohnes, „der zum Kummer seiner Eltern und zur Schande seines Hauses geboren sei", wirkte der Vater eine Lettre de cachet aus, in deren Folge Mirabeau auf die Insel Rhé gegenüber Larochelle gebracht und der Zucht eines strengen Gouverneurs unterstellt ward (1768), bis die Expedition gegen Corsica, als die von den Genuesen erworbene Insel zur Unterwerfung unter die französische Herrschaft gebracht werden sollte (XII, 877. XIII, 360), den Marquis zu dem Entschluß bewog, dem Sohne eine Lieutenantstelle zu kaufen und ihn an dem Feldzuge Theil nehmen zu lassen. Er mochte vielleicht glauben, derselbe werde nicht mehr zurückkehren. Aber er kehrte zurück und zwar mit militärischen Ehren bedeckt; er hatte sich rühmlich gehalten und in den Soldaten Gehorsam und Liebe zu wecken gewußt. Sein Oheim, der sich nach der Provence zurückgezogen und an dem kräftigen gescheidten Neffen Wohlgefallen gefunden hatte, bewirkte eine Versöhnung; Mirabeau kehrte heim in das Vaterhaus (1770). Er wünschte bei der Armee zu bleiben, wozu er Neigung und Fähigkeiten in sich spürte, aber der Marquis bestimmte ihn zur Landwirthschaft. Auf seinem Gute in Limousin sollte sich Honoré als Physiokraten bewähren. Und auch in diese Arbeiten, so wenig sie seiner Natur entsprachen und seinen Geist befriedigten, fand sich der junge Edelmann; wie auf alle Menschen, mit denen er zu verkehren hatte, übte er auch auf die Gutsleute einen bezaubernden Einfluß. Selbst der alte Marquis konnte nicht umhin, die großen Gaben des Sohnes anzuerkennen. Da die Vermögensverhältnisse nicht mehr glänzend waren, so sollte eine reiche Heirath dem Hause aufhelfen. Zu dem Zwecke bewarb sich Honoré um die Hand einer schönen vielgefeierten Dame aus der vornehmen Familie derer von Marignan, einer Familie, die gleich den Mirabeaus für reicher galt als sie in Wirklichkeit war, und er durfte sich rühmen, trotz seines „Fratzengesichts" über alle Mitbewerber den Sieg davon zu tragen. Die Ehe wurde geschlossen (1772), eine von beiden Theilen aufgebrachte Ausstattung gewährte den Neuvermählten die Mittel, einige Zeit herrlich und in Freuden zu leben, ein glänzendes Haus und großen Aufwand zu machen. Es war ein unglücklicher Ehebund, von den Eltern gefördert unter falschen Voraussetzungen, von den Kindern geschlossen ohne Herzensneigung und innere Sympathie. Bald waren die Mittel erschöpft; der junge Ehemann machte Schulden und verfiel wieder in das leichtfertige Leben von ehedem. Der Marquis gerieth außer sich, und da in seinem eigenen zerrütteten Familienleben der Sohn stets gegen ihn war, so folgte er ganz seinem zornigen Gemüthe. Er verschaffte sich aufs Neue eine Lettre de cachet und ließ auf Grund dieses königlichen Haftbefehls den ungerathenen und unverbesserlichen Sohn wie einen Verbrecher in Festungsmauern einschließen, zuerst in Manosque, dann in Schloß If und endlich in Fort Joux. Während dieser zweijährigen Gefangenschaft beschäftigte sich Honoré eifrig mit Studien und bildete die Ansichten und Ideen aus, die er in der Folge in seinen publicistischen Arbeiten niederlegte. Durch die Gunst des Befehlshabers in Fort Joux, die er sich zu erwerben gewußt, wurde seine Haft milder, er durfte das benachbarte Städtchen Pontarlier besuchen. Hier fand er Zutritt in dem Hause des Präsidenten Monnier, eines alten abgelebten Edelmannes, der eine

achtzehnjährige Dame, Sophie Ruffey, geheirathet hatte. Es währte nicht lange, so entspann sich ein heißes Liebesverhältniß. Mirabeau sah ein, daß er auf dem Wege sei, auf eine verbrecherische ziellose Lebensbahn zu gerathen; er schrieb an seine Frau, sie möchte zu ihm kommen und mit ihm nach der Schweiz ziehen, wo er durch schriftstellerische Arbeiten den nöthigen Lebensunterhalt sich verschaffen werde; so hoffte er dem Abgrunde zu entgehen. Kalt zurückgewiesen von der egoistischen gefallsüchtigen Weltdame, die keine Lust hatte, das Elend eines Exils zu theilen, verlassen von Vater und Freunden, stürzte Mirabeau in sein Verderben. Er brach seine eigene Ehe und sein Ehrenwort; er entführte die Frau eines Andern. Sophie Monnier vereinigte sich mit Mirabeau auf Schweizer Boden und folgte ihm dann nach Amsterdam (Aug. 1776). Hier lebten sie in der Verborgenheit; literarische Arbeiten und Uebersetzungen gewährten nothdürftig den Bedarf zu einem ärmlichen Dasein. Unterdessen wurde Mirabeau von dem Gerichte in Pontarlier „wegen Verführung und Entführung" in Contumaciam zum Tode verurtheilt und sein Bildniß an den Galgen geschlagen, Sophie Monnier zu lebenslänglicher Haft verdammt. Der alte Marquis setzte alle Hebel in Bewegung, den Aufenthalt der Flüchtigen zu entdecken. Endlich gelang es ihm. Die Generalstaaten sahen sich gezwungen, den Verurtheilten, der unter fremdem Namen ein Jahr in ihrem Lande gelebt, auszuliefern. Durch eine neue Lettre de cachet wurde darauf Honoré Mirabeau in die schauerlichen Festungsräume von Vincennes gebracht, Sophie in ein Kloster, das zugleich als Strafanstalt für Frauen diente (7. Juni 1777). Anfangs ohne Bücher und Schreibmaterial seiner ganzen Leidenschaft und Verzweiflung in furchtbarer Einsamkeit hingegeben, gelang es ihm mit der Zeit das Herz seines Kerkermeisters Lenoir zu erweichen und dessen Theilnahme zu erwecken. Er erhielt nicht blos alles was er zu seinen Studien und literarischen Arbeiten bedurfte, Lenoir bestellte auch die Briefe an Sophie, jene merkwürdigen Denkmale seines inneren Lebens, „neben den zärtlichsten Liebesergüssen der Wertherperiode Anfälle einer schäumenden Wuth gegen das alte Regiment" enthaltend, ideale Züge mit Lascivität und Leidenschaft gepaart. Und nun wurde das Gefängniß eine Werkstätte für seinen Geist, die Einsamkeit die Erweckerin seiner genialen Gedanken. „In der dumpfen Kasemattenluft dieses Kerkers, wo die alte Monarchie ihre ultima ratio ausspielte, hat sie sich auch ihren Rächer großgezogen; als er die Wände seines Gefängnisses hinter sich hatte, war über den Charakter seiner politischen Zukunft unwiderruflich entschieden." Nach vierjähriger Haft erlangt Mirabeau seine Freiheit wieder und bewirkte dann durch seine Beredsamkeit, daß bei Wiederaufnahme des Prozesses in Pontarlier das Urtheil cassirt, er selbst mit einer kurzen Gefängnißstrafe belegt, der Sophie Monnier von ihrem Gatten ein Unterhalt gewährt ward. In der Folge entzweite er sich mit der ehedem so heiß geliebten Frau, deren späteres Leben den Beweis lieferte, daß ihre Gunst nicht schwer zu erwerben war. Die Leidenschaft führte sie endlich zum Selbstmord. Nachdem Mirabeau noch durch seine Selbstvertheidigung in der Anklage gegen seine Gemahlin die ganze Provinz in Bewunderung und Aufregung versetzt, und der vornehmen Gesellschaft Frankreichs ihr abschreckendes Zerrbild gezeigt, begab er sich, um nicht wegen seiner in Holland verfaßten Schrift „über den Despotismus", in der ein Stück seines eigenen Lebens enthalten war, eine neue Verhaftung zu erleiden, nach England, wo er als Schriftsteller lebte und sich mit den Zuständen des Landes bekannt machte. Nach seiner Rückkehr bereiste er Deutschland und hielt sich längere Zeit in Berlin auf. Ein bedeutendes Werk über die preußische Monarchie, wie sie bei Friedrichs II. Tod dem prüfenden Auge sich darstellte, war die Frucht der unmittelbaren Eindrücke. Durch diese und andere politische Schriften war der Name des Grafen Mirabeau in weiteren Kreisen bereits bekannt geworden, als ihn die Revolution auf einen größeren Schau-

platz führte. „Jetzt kommt meine Zeit!“ rief der Mann, der im Kerker von Vincennes den Absolutismus in seiner schrecklichsten Gestalt kennen gelernt. Von dem Adel zurückgewiesen, trat er als Bewerber für den dritten Stand auf und wurde der eifrigste Gegner der privilegirten Stände des absoluten Königthums. Er brauchte nicht erst Tuchhändler zu werden, wie man gefabelt hat, der Enthusiasmus des Volks trug ihn empor. „Bittere Lebenserfahrungen hatten ihn gereift“, heißt es bei Häusser, „er hatte im dreißigsten Jahre mehr erlebt als irgend Einer seines Alters, und auch das durfte er von sich sagen: Vielleicht haben wenige Menschen mit größerer Anstrengung an sich gearbeitet als ich. Seine Schicksale hatten ihn bunt genug herum geworfen, seine Studien von früher Zeit her sich mit Vorliebe politischen Dingen zugewendet, er kannte die Verfassungen der Völker aus den Büchern wie aus dem Leben; umfassender und gründlicher, als dies den meisten Menschen zu gelingen pflegt und namentlich als irgend einem Franzosen der Zeit, kannte er die Welt aus eigener Anschauung. Er hatte in der Schweiz, in England, in Holland, in Deutschland gelebt und beobachtet, sein Horizont war in politischen Dingen der weiteste und reichste. Seit er selbständig zu denken angefangen, hatte Staat und staatliches Leben ihm im Vordergrund gestanden, als dreiundzwanzigjähriger Jüngling begann er in der Haft zu Manosque den **essai sur le despotisme**, im Kerker zu Vincennes die **lettres de cachet** und seit 1783 gehörte fast all sein Thun der Politik an. Und welche Politik das sein mußte, das lehrt sein Leben. Er stand am Ausgang einer despotischen Ordnung, die das Gericht des Himmels herausgefordert; seit seinen jungen Tagen liebte er, ein echter Riquetti, die Freiheit mehr als das Leben und unter dem Fluch des alten Despotismus hatte er geblutet wie Keiner; daher die glühenden erschütternden Ausbrüche seines Despotenhasses.“

B. Spanien und Italien.

a. Spanien unter Philipp V. und Ferdinand VI. Neapel unter Karl III.

Philipp V. 1700—1746. Zwei Jahre vor dem Ende des österreichischen Erbfolgekriegs war Philipp V., der erste Bourbon in Spanien, aus der Welt gegangen. Er hatte erlebt, daß aus dem alten Erbreich wenigstens Neapel-Sicilien wieder an einen Infanten gekommen war, an Don Carlos, seinen ältesten Sohn zweiter Ehe, bei dessen Nachkommen es als unabhängiges selbständiges Königreich verbleiben sollte, ohne je wieder mit der Krone Spanien vereinigt zu werden. Im Frieden von Aachen erhielt sein zweiter Sohn, Don Philipp, das Herzogthum Parma-Piacenza (S. 59). Für Spanien selbst bildete die lange Regierung des bourbon'schen Königs eine neue Aera im gesammten öffentlichen Leben. Konnten auch die alten Uebel, die uns aus früheren Blättern bekannt sind, nur langsam und stückweise gemildert werden, blieb auch die Uebermacht der Kirche ungeschwächt, dauerten auch die socialen Mißstände, ein heruntergekommener Adel, ein träges unwissendes Volk, das seine Industriebedürfnisse vom Auslande bezog, eine drückende Besteuerung, unverständig und ungleich aufgelegt, noch lange fort; so fanden doch in Folge des Krieges, des Dynastiewechsels, der politischen Beziehungen zum Auslande manche neuen Ideen und Einflüsse Eingang, welche allmählich die abgeschlossene Eigenartigkeit und das starre nationale Wesen des

spanischen Pyrenäenlandes zersetzten und ermäßigten. Die ständischen Sondervertretungen, die trotz des despotischen Regiments der habsburgischen Könige noch immer fortbestanden, wenn auch zu einem Schatten herabgedrückt, schwanden nun ganz dahin, seitdem auch die östlichen Landschaften ihre uralten Landesrechte eingebüßt hatten und die Scheidewand zwischen Castilien und Aragonien gefallen war (XII, 828 f.). Ein „absolutes Dominium", wie es Philipp in seiner französischen Heimath kennen gelernt hatte, wurde nun, zum Theil mit Hülfe und unter Einwirkung fremder Staatsmänner auch in der spanisch-bourbonischen Monarchie durchgeführt und die vollständige Reichseinheit begründet. Im königlichen Ministerrath war das gesammte Staatsleben concentrirt und Männer wie Alberoni, Ripperda, Patiño konnten durch Anstrengung aller nationalen Kräfte der Madrider Regierung wieder das Ansehen verschaffen, das sie längst eingebüßt hatte, dem gesammten Staatsorganismus wieder neue Lebenskraft einhauchen (XII, 867 ff.). Aber freilich nahm die Eroberungspolitik verbunden mit einer kostspieligen Hofhaltung die Staatseinnahmen in solchem Grade in Anspruch, daß für die andern Zweige des öffentlichen Lebens, für Verwaltung, Rechtspflege, innere Sicherheit wenig übrig blieb. Und mit den fremden Menschen kamen auch fremde Ideen ins Land. Schon konnte man an einzelnen Versuchen, die Uebermacht der Hierarchie einzuschränken, dem Staat und der Krone eine selbständigere Stellung gegenüber der Kirche zu verschaffen, der Literatur und Wissenschaft eine praktischere Richtung zu geben, die Spuren der Aufklärungsphilosophie wahrnehmen. Vielleicht hätten bereits unter Philipp V. eben so durchgreifende Reformen Wurzel fassen mögen, wie damals in andern Staaten und wie einige Jahrzehnte später in Spanien selbst; allein dazu fehlte dem König die nöthige Kraft und Energie und auch seine Gemahlin Elisabeth (Isabella Farnese), obwohl voll Herrschsucht und Ehrgeiz, zeigte mehr Interesse für die auswärtige Politik als für das innere Staatsleben. Dazu standen beide unter priesterlichem Einflusse, der in demselben Grade wuchs, als Philipp V. mit den zunehmenden Jahren in einen apathischen, melancholischen Zustand verfiel, der ihn für die Geschäfte und Anliegen des Tages fast ganz unfähig machte. Wir wissen, daß er schon früher einmal in einem Anfall von Trübsinn sich von der Regierung zurückgezogen und nur ungern sie wieder übernommen hatte (XII, 870); diese Stimmung kehrte wieder: er brachte ganze Tage im Bette zu, redete mit Niemand, wohnte keiner Audienz bei und war kaum zum Unterschreiben seines Namens zu bringen. Nur für Musik und Gesang war er empfänglich. Dies bewog seine Gemahlin, den Castraten Carlo Farinelli aus Neapel, der als Opernsänger in London und Paris großes Entzücken erregt hatte, nach Madrid kommen zu lassen. Als dieser zum ersten Male in einem 1737.
an die königlichen Zimmer anstoßenden Gemache seine Stimme ertönen ließ, machte der Gesang auf das von Schwermuth ergriffene Gemüth des Monarchen solchen Eindruck, daß er aufstand, sich ankleiden ließ und an den Geschäften

wieder Theil nahm. Von der Zeit an war Farinelli der beständige Gesellschafter des Königs; doch besaß er Anfangs nicht den Trieb und den Ehrgeiz sich in Staatsangelegenheiten zu mischen.

Ferdinand VI. 1746—1759. Der Sohn und Nachfolger Philipps V., König Ferdinand VI., besaß dasselbe trübsinnige, ängstliche, zur Melancholie geneigte Temperament wie sein Vater, und dieselbe Neigung für Musik. So kam es, daß der neapolitanische Sänger und Operndirector Farinelli bei dem neuen Hofe eine noch bedeutendere Stellung erlangte als an dem alten, da auch Ferdinands Gemahlin Maria Barbara, die Tochter Johanns V. von Portugal, die Gemüthsart ihres Gatten theilte. Und wenn gleich der Günstling auch jetzt noch sein Kunstinteresse in die erste Linie stellte, so war doch sein Einfluß auf Politik und Staatsgeschäfte so sichtbar, daß auswärtige Höfe und Diplomaten seine Verwendung und Unterstützung zu erlangen suchten. Er neigte zu Oesterreich und zu England und suchte die französischen Sympathien, welche bisher am Madrider Hof vorherrschend gewesen, zurückzudrängen. Daher wurde der Krieg, der bei dem Thronwechsel noch in vollem Gange war, mit weniger Eifer betrieben und das Ministerium Ensenada-Carvajal konnte im Aachener Frieden nichts weiter erlangen, als daß dem jüngeren Halbbruder des Königs das Farnesanische Erbe in Oberitalien mit der erwähnten Beschränkung zu Theil ward. Von der Zeit an nahm Spanien an den politischen und kriegerischen Angelegenheiten des übrigen Europa wenig Antheil und die Regierung konnte daher mit mehr Eifer und Erfolg sich mit den Reformen im Innern befassen. Wie sehr immer die beiden Minister, der Marques de la Ensenada und Don José de Carvajal ihrer ganzen Bildung und Anschauung nach noch dem alten System angehörten, von einem Pombal und Choiseul keine Ader hatten, so waren sie doch bedacht, die herrschenden Mißstände zu entfernen oder zu mindern und insbesondere die wirthschaftlichen Schäden nach Möglichkeit zu bessern und zu heilen. „So wurde die verderbliche Steuerverpachtung vollkommen beseitigt, die drückende Last der sog. Provinzialrenten, der Alcavala und der indirekten Steuern erleichtert, das Zollsystem, welches bisher lediglich dem Interesse der unproduktiven Klassen gedient hatte, nach dem Bedürfniß des Ackerbaues und der Industrie reformirt, Regelmäßigkeit in der Verzinsung der Staatsschulden und der Baarzahlung der Beamten eingeführt, ein innerer Verkehr durch Wegebauten und Herstellung einer gewissen öffentlichen Sicherheit erst wieder möglich gemacht, der auswärtige Handel, namentlich der mit Amerika durch Hafenbauten, Vermehrung der Marine, Beförderung des Schiffbaues, Reform der alten Ordnungen in höchst erfreuliche Blüthe gebracht." Dank dem langen Friedenszustand, der eine starke Verminderung der Militärkräfte gestattete, stiegen die Einnahmen des Staats sehr erheblich, und während unter der früheren Regierung das Budget jährlich ein beträchtliches Deficit aufwies, hatte man am Ende der Regierung Ferdinands einen Ueberschuß von mehr als fünfundachtzig Millionen. Aber

wie konnte eine gründliche Besserung der wirthschaftlichen Verhältnisse auf die Dauer erzielt werden, so lange die Hälfte des gesammten Staatsvermögens im Besitz des Klerus war! Jeder Krieg, dem doch ein großes über zwei Erdhälften ausgedehntes Reich nicht entgehen kann, jeder Unglücksfall mußte wieder in die alte Zerrüttung zurückführen. Das erkannte man auch in Spanien; das Concordat vom J. 1753 kann als der erste erfolgreiche Versuch der Regierung angesehen werden, der Uebermacht der Kirche einen Damm entgegenzuwerfen: die Krone erlangte dadurch das Recht, die meisten Kirchenstellen zu besetzen und die Curie mußte sich eine große Beschränkung ihrer Geldbezüge aus Spanien gefallen lassen. Der Zeitgeist stand auch in Spanien der weltlichen Macht zur Seite und nöthigte das Papstthum zur Nachgiebigkeit. Selbst aus dem Schooße der Kirche erstanden Verfechter freisinniger Ideen: Freyjoo, der mit den kritischen Waffen der Aufklärungsphilosophie die Scholastik, den Aberglauben, den religiösen Fanatismus bekämpfte, war ein Benedictiner; der „Bruder Gerundio", eine scharfe Satire gegen das Mönchthum, rührte von einem Jesuiten her. Die Inquisition mußte sich mit wenigen Opfern begnügen. Da der König in seinen späteren Jahren ganz in denselben apathischen Zustand verfiel, wie sein Vater und kaum den äußern Schein einer selbstbewußten Lebensthätigkeit zu bewahren vermochte, so hatten die Minister ganz freie Hand. Es gelang ihnen daher auch lange, sich der Intriguen zu erwehren, die einerseits von England, andererseits von Frankreich gesponnen wurden, um den Madrider Hof zur Theilnahme an dem siebenjährigen Krieg zu bewegen. Als aber Carvajal starb und Ensenada durch den Irländer Wall, der bisher spanischer Gesandter in London gewesen und Pitts Politik theilte, aus dem auswärtigen Amte verdrängt ward, schien auch der spanische Hof dem sich vorbereitenden neuen Weltkriege beitreten zu müssen. In diesem Augenblick starb zuerst die Königin, die trotz ihres eigenen Trübsinns ihren Gemahl noch einigermaßen aufrecht gehalten hatte, und König Ferdinand 27. Aug. 1758.
folgte ihr im nächsten Jahr ins Grab, nachdem er acht Monate in völliger 10. Aug. 1759.
Geistesstörung, die jedoch vor dem Volke verborgen gehalten wurde, sein Dasein verbracht hatte. Da die Ehe kinderlos geblieben war, so folgte ihm sein Halbbruder Karl, der bisherige König von Neapel auf dem Thron. Die Herrschaft in Neapel übertrug Karl in einer feierlichen Versammlung seinem dritten Sohne Ferdinand und ernannte, da derselbe erst acht Jahre alt war, bis zu dessen Volljährigkeit einen Regentschaftsrath, an dessen Spitze der aufgeklärte Staatsmann Tanucci stand. Karls ältester Sohn, Philipp, wurde als blödsinnig von der Thronfolge ausgeschlossen, der zweite, Karl Anton, zum Prinzen von Asturien erhoben. Nach beendigter Ceremonie überreichte Karl dem jungen König von Neapel den Degen, den er selbst einst von seinem Vater und dieser von Ludwig XIV. erhalten hatte, mit den Worten: „Führe ihn zur Beschützung des Glaubens und deiner Unterthanen", und schiffte sich dann mit seiner Familie auf der spanischen Flotte ein, die man zu seiner Einholung abgeschickt hatte.

Karl als König von Neapel-Sicilien. Die Neapolitaner sahen Karl mit Trauer scheiden. Er hatte während seiner mehr als zwanzigjährigen Regierung viel zur Verschönerung und Verbesserung des Landes gethan. Besonders wird man noch jetzt durch Anlagen und Bauwerke in der Hauptstadt und ihrer Umgebung an seinen Namen erinnert. Das Meiste freilich war zunächst nur für die Befriedigung seiner Jagdlust und seiner Kunstliebe berechnet, wie die Landhäuser in Portici und Capodimonte, das großartige Theater S. Carlo mit einem bedeckten Gange nach dem Residenzschlosse, der Prachtbau von Caserta, das für Neapel sein sollte was Versailles und S. Ildefonso für Frankreich und Spanien; doch wurden auch Brücken und Straßen angelegt, ein dichtbevölkertes Stadtviertel am Meeresufer, das oft von Ueberschwemmungen heimgesucht war, durch den Molo oder Hafendamm geschützt und zu einem der schönsten Quartiere umgeschaffen und andere gemeinnützige Werke, wie das große Asyl für arme und verwahrloste Kinder errichtet. Auch war Karls Regierung denkwürdig durch die Entdeckung und Ausgrabung von Herculaneum und Pompeji sowie durch die Anstalten für Kunst und Wissenschaft, das bourbonische Museum und die herculanische Akademie, zu denen das merkwürdige Ereigniß den Anstoß gab. Karl selbst war ein durch mathematische und geschichtliche Studien gebildeter, mit der französischen und italienischen Literatur bekannter und den Ideen der Aufklärung zugewandter Fürst, bedacht die Volksbildung zu heben, so weit der böse Wille der Geistlichkeit, die Unwissenheit und der Aberglaube der Menge es gestatteten.

Karls und Tanucci's Reformthätigkeit. Von Karls aufgeklärtem Geiste liefern die Reformen, die er während seiner Regierung theils versucht, theils ausgeführt hat, den sprechendsten Beweis. Er bediente sich dabei hauptsächlich der Rathschläge und Beihülfe des Rechtsgelehrten Tanucci, den er noch während seines Aufenthaltes in Toscana (XII, 878) von der Universität Pisa an seine Seite gerufen hatte und der ihm dann nach Neapel gefolgt war. Karls Ziel war die Begründung eines monarchischen Absolutismus, wie er in Frankreich und Spanien bestand. Wenn gleich bereits unter den Vicekönigen in diesem Sinne viel geschehen war, so wissen wir doch aus der Darstellung der öffentlichen Zustände des vereinigten Königreichs auf beiden Seiten des Faro im elften Bande S. 98 ff., daß das sociale und politische Leben noch wesentlich auf feudal-hierarchischen Grundlagen beruhte. Die unsichere Lage und der wiederholte dynastische Wechsel in der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts konnte die Macht und die Ansprüche der Geistlichkeit und des Adels nur mehren und stärken. Wie sollte aber ein mächtiges und glänzendes Königthum bestehen, wenn die privilegirten Stände sich den öffentlichen Lasten entzogen, der Papst als Oberherr des Staats und der Kirche jährlich einen großen Theil der Einnahmen an sich riß, der Klerus, insbesondere die zahlreiche Klostergeistlichkeit und der grundherrliche Adel die Früchte des Landes und den Erwerb des Volkes zu ihrem Vortheile ausbeuteten! Auf die Beseitigung oder Minderung dieser Uebelstände war daher das Hauptbestreben des Königs und seines Ministers gerichtet. Da man aber während des österreichischen Erbfolgekriegs, welcher die Heere Maria Theresia's an die Grenze des Königreichs führte (S. 22 f.), weder den Papst noch den eingebornen Herrenstand verletzen durfte, so mußte man langsam und schonend zu Werke gehen. Erst als die
2. Juni 1746. Kriegsgefahr vorüber war, konnte Tanucci auf Grund eines mit Benedict XIV. abgeschlossenen Concordats an die klerikalen Mißbräuche Hand legen und der Staatsgewalt zu ihrem Rechte und ihrer Autorität verhelfen. Die Vorrechte der Geistlichkeit in ihrer dreifachen Form als örtliche Freiheiten mit dem verderblichen Asylrecht der kirchlichen und klösterlichen Gebäude und Bezirke für alle Sträflinge und Verbrecher, als dingliche oder Realgerechtsame, kraft deren alle Häuser und Güter geistlicher Körperschaften abgabefrei waren, und als persönliche Befreiung von den meisten Landesgesetzen, wurden wesentlich beschränkt und theilweise aufgehoben; die bischöfliche Jurisdiction wurde

vermindert und die der Staatsgerichte erweitert; der Vermehrung des priesterlichen Standes und der Häufung der Güter in todter Hand wurden Schranken gesetzt, von den kirchlichen Besitzungen ein Steuerkataster angelegt, die Gültigkeit päpstlicher Bullen an das königliche Placet gebunden, der Eintritt in den Jesuitenorden und andere klösterliche Institute auf eine gewisse Zahl abgegrenzt, das Inquisitionsgebäude, das der Cardinal-Erzbischof Spinelli eigenmächtig errichtet und mit der Ueberschrift Santo Uffizio versehen, in Folge eines gegen das verhaßte Tribunal gerichteten Volkstumultes geschlossen u. A. m. Manche hätten gewünscht, daß die Freistätten und die geistliche Gerichtsbarkeit ganz aufgehoben, die Bischofsitze vermindert, die Zehnten und Gefälle abgeschafft, die Zahl der Weltpriester und Conventualen noch mehr verringert worden wäre; aber Karl wollte nichts überstürzen; er zog es vor, behutsam vorzugehen und nicht nachzulassen. Und so darf man ihm zum Ruhme nachsagen, bemerkt Colletta, „daß er in den Beziehungen zur Kirche zuerst durch Verträge oder Gesetze die Hindernisse einer höheren Cultur beseitigte und hierauf durch die That den Weg zu neuen Fortschritten bahnte." — In ähnlicher Weise verfuhren Karl und Tanucci gegen den grundherrlichen Feudaladel. Man trat ihren Besitzungen, Einkünften und materiellen Interessen nicht zu nahe, aber man beschränkte ihre politische Macht; von den Baronialgerichten durfte fernerhin Berufung an den königlichen Gerichtshof eingelegt werden; die Zahl ihrer Haustruppen wurde verringert; die adeligen Herren selbst wurden von dem König bewogen sich in der Hauptstadt niederzulassen, wo sie durch übermäßigen Aufwand bald in Armuth und Abhängigkeit geriethen; bei der Verleihung neuer Lehen wurde die peinliche Gerichtsbarkeit nicht mit übertragen; in streitigen Fällen zwischen Gemeinden und Gutsherren über einzelne Gerechtsame wurde meistens zu Gunsten der Communitäten entschieden.

Tanucci's vormundschaftliche Regierung unter Ferdinand IV. 1759—1767.

Durch diese und andere Verordnungen that Karl den ersten erfolgreichen Schritt zur Erschütterung des kolossalen Gebäudes der Lehnsverfassung, das sich unter der spanischen Herrschaft so mächtig ausgebildet hatte. Ueber alle Gebiete des öffentlichen Lebens verbreitete sich die reformatorische Fürsorge des Königs und seines Ministers. Durch Verbesserung des Steuerwesens und der Zollgesetze wurden die Einnahmen des Staats vermehrt, ohne daß eine größere Belastung des Volks eingetreten wäre; durch Handelsgerichte und Handelsverträge wurde der commercielle Verkehr im Innern und nach Außen gefördert. Auch zur Aufstellung eines allgemeinen Gesetzbuches auf Grund der zahlreichen Einzelgesetze wurden Schritte gethan. Diese organisatorische Thätigkeit der Regierung fand trotz der Opposition der malcontenten Privilegirten mehr und mehr Anerkennung. Eine Anzahl patriotisch gesinnter aufgeklärter Männer und Freunde des Fortschritts, versichert Colletta, schloß sich an die Regierung an, weil Karls Reformen der allgemeinen Freiheit förderlich waren und der Uebergang aus der Feudalmonarchie zum absoluten Königthum als eine nothwendige Stufe im Leben der Völker erschien. Diese bildeten den Kern der Partei, auf die sich Tanucci während seiner achtjährigen Regentschaft bis zur Volljährigkeit Ferdinands IV. bei der Durchführung weiterer Reformen im Königreich beider Sicilien stützte. Und auch als der junge König selbständig die Regierung antrat, blieb Tanucci noch längere Zeit an der Spitze der Staatsgeschäfte und setzte mit voller Zustimmung Karls das System fort. Der Huldigungs- und Lehnseid, den Ferdinand dem Herkommen gemäß dem päpstlichen Stuhle leistete, hielt den Minister nicht ab, eine große Anzahl von Klöstern diesseit und jenseit des Faro aufzuheben und ihr Vermögen dem Staate zuzuwenden. In Sicilien allein wurden achtundzwanzig Ordenshäuser säcularisirt; die Erwerbungen der todten Hand, die Vermächtnisse an Kirchen, Kapellen, Bruderschaften u. drgl. wurden verboten, die Einkünfte geistlicher Stellen während der Erledigung der Staatskasse zugewiesen, die

päpstlichen und geistlichen „Rechte" in engere Grenzen gebannt, die weltlichen Gerichte und Staatsgesetze mit erweiterten Befugnissen ausgestattet, Alles was unter Karl in dieser Richtung angebahnt worden, zur Entwickelung und Einführung gebracht. Die Ehe wurde für einen bürgerlichen Vertrag erklärt, Ehesachen sollten vor den weltlichen Gerichten entschieden werden. Durch die ganze Gesetzgebung der Tanuccischen Zeit wehte bereits der Geist der revolutionären Aufklärungsperiode. Kirchenstrafen, Bücherverbote und andere Handlungen geistlicher Censur mußten von der weltlichen Obrigkeit bestätigt werden; dem Aberglauben und der Unwissenheit des Volkes suchte man durch belehrende Schriften entgegenzuwirken. Allein diese und andere Reformen konnten in einem seit Jahrhunderten verwahrlosten, gedrückten und mißhandelten Lande nur dann gedeihliche Früchte tragen, wenn ein dauerndes Regierungssystem in derselben Richtung wirkte. Welche Zukunft stand aber in Aussicht unter einem Fürsten, der nur an körperlichen Uebungen, an Jagd und Fischerei Behagen fand, der mit den rohen Genossen seiner verwegenen Vergnügungen im Volksdialekt sich unterhielt, dem alle geistigen Interessen und jede ernste Beschäftigung zuwider waren! Wir werden die Schicksale des Königreiches unter Ferdinand IV. und der Erzherzogin Marie Caroline, mit der er sich unter großen mehrwöchigen Freudenfesten im Frühjahr 1768 vermählte, an einem andern Orte kennen lernen. Nach einer kurzen hoffnungsreichen Morgenröthe wurde Neapel-Sicilien wieder unter das Joch der härtesten Tyrannei gebeugt, die ein gefühlloser König und eine leidenschaftliche Königin dem Volke auferlegten.

b. König Karl III. und die Aufhebung des Jesuitenordens.

Karl III. und seine Minister.

Karl hatte bis zu seiner Ankunft in Madrid seine Mutter Elisabeth, die vom Hofe entfernt mit ihren großen Einkünften auf einem prachtvollen Landhaus wohnte, zur Regentin ernannt und dadurch ihren ehrgeizigen Sinn mit der Hoffnung erfüllt, sie könne den verlornen Einfluß wieder gewinnen. Aber die Rolle der alten intriganten Fürstin war ausgespielt; andere Ideen und Tendenzen waren in die Höhe gekommen und forderten neue Menschen. Dem unruhigen thatendurstigen Geiste Karls III. sagte die Politik des Friedens und der Neutralität, die unter Ferdinand VI. in Madrid befolgt worden, nicht zu, er wollte in die großen Welthändel seiner Zeit eingreifen, er wollte Spanien wieder Geltung verschaffen unter den europäischen Großstaaten. Es fiel daher dem Minister Choiseul, zu welchem Karl schon in Neapel sich hingezogen fühlte, mit dem er die Abneigung gegen die Uebermacht der Hierarchie gemein hatte, nicht schwer, den von Herrscherstolz und souveränem Selbstbewußtsein erfüllten Monarchen in seine politische Atmosphäre zu ziehen. Auf seinen Rath entließ der König den Minister Wall, der bisher im Interesse Englands gewirkt hatte, und umgab sich mit neuen Staatsmännern, welche mehr dem in Frankreich herrschenden System und den modernen Anschauungen huldigten. Neben Squillace, den Karl aus Neapel mitgebracht und der mit Umsicht und Geschick das Finanzwesen leitete, und dem Genuesen Grimaldi, der die auswärtigen Geschäfte im Sinne Choiseuls besorgte, standen dem König gleichgesinnte spanische Männer von hervorragender Bedeutung zur Seite, wie Pedro Pablo Abaraca de Bolea, wie Graf Aranda, ein aragonischer Grande

von scharfem militärischen Charakter, welcher die Welt kannte, mit Voltaire und andern literarischen Größen der freigeistigen Richtung in Verkehr stand und mit der durchgreifenden Entschlossenheit eines Kriegsmannes die weltmännische Bildung eines Cavaliers verband, wie D. Pedro Rodriguez Campomanes, „ein asturisches Dorfkind", der bedeutendste Schriftsteller seines Landes auf dem Gebiete der Staats- und Rechtswissenschaft und der Volkswirthschaftslehre, ein gründlicher Kenner der spanischen Geschichte und Gesetze, ein aufrichtiger Freund der Freiheit, von uneigennütziger Vaterlandsliebe, begeistert für den Beruf, sein Volk aus der Versunkenheit zu heben und ihm die Güter moderner Civilisation zurück zu erobern, dabei mehr Achtung hegend vor den Traditionen und nationalen Eigenthümlichkeiten als der französisch gebildete Aranda. Auch Paul Olavidès, Figeroa, ein freisinniger Weltgeistlicher, der das erwähnte Concordat zwischen Rom und Madrid zu Stande gebracht, und in der Folge D. José Moñino, der als Graf Floridablanca während der späteren Regierungszeit Karls den inneren Angelegenheiten Spaniens vorstand, verfolgten dieselbe geistige Richtung, die damals in den höheren Gesellschaftskreisen von Paris und London und am Berliner Hofe herrschend war.

Der Wechsel im Ministerium und der wachsende Einfluß der französischen Ideen und Sympathien war zunächst kein Vortheil für Spanien; er bildete die Einleitung zu dem uns bekannten folgenschweren Familienvertrag der bourbon'schen Staaten, durch welchen das Pyrenäenreich an das Rad der Versailler Politik gefesselt und zum Krieg gegen England und Portugal fortgerissen ward. Wir wissen, welche Nachtheile dem Königreiche aus diesem Kriegsbunde erwuchsen. Er warf den finanziellen Zustand Spaniens, der sich unter Ferdinand so erfreulich gehoben hatte, wieder in die alte Verwirrung und schwierige Lage zurück. Der Krieg gegen Portugal brachte, wie wir gesehen haben, dem Reiche keinen Gewinn (S. 351 ff.); bei der Eroberung von Havana (S. 104) durch die Engländer fielen unermeßliche Vorräthe von Schiffs- und Kriegsbedürfnissen und Staatseigenthum im Werthe von fünfundvierzig Millionen Gulden den Siegern in die Hände; das große Schiff Hermione, das elf Millionen Gulden in edlen Metallen nach Spanien führen sollte, wurde kurz vor dem Einlaufen in den Hafen erbeutet; die Santa Trinidad, die stattliche königliche Galleone, welche den Austausch der Reichthümer zwischen Manila und der mexicanischen Hafenstadt Acapulco vermittelte, ging an die Engländer verloren; selbst die Eroberung von San Sacramento hatte trotz der reichen Beute, die Spanien dabei aus den Waarenlagern des englischen Schleichhandels machte, doch auch wieder den Nachtheil, daß dadurch die Feindseligkeiten gegen Portugal stets lebendig erhalten wurden. Wie uns bekannt, hatte die Beendigung des Krieges durch den Pariser Frieden für Spanien die Abtretung von Florida an England zur Folge (S. 105). Um so bedeutender waren die Errungenschaften des französischen Bündnisses für die innere Entwickelung. Der Zeitraum, der zwischen dem

Aeußere und innere Politik.

Pariser Frieden und dem neuen Krieg wider England verlief, war für die spanische Nation eine Periode fruchtbarer Arbeiten und Pflanzungen, indem der bourbon'sche Herrscher dieselbe Reformthätigkeit, die er vorher mit Tanucci in Neapel entfaltet hatte, nunmehr mit Hülfe seines aufgeklärten Ministeriums und der Männer seines Vertrauens auch in dem Pyrenäenreich in Anwendung brachte. Karl war in allen wahrhaft religiösen Dingen von so warmer Gläubigkeit wie sein Zeitgenosse Joseph in Portugal, und doch wurde er gleich diesem zur schroffen Opposition gegen Papstthum und Kirche getrieben. Wenn in Neapel die pontificale Lehnshoheit, die festgewurzelten Traditionen des Landes, die Nähe und bedrohliche Haltung Oesterreichs dem König Schonung und Vorsicht auferlegten, so sah er sich jetzt in die Lage gesetzt, die Grenzlinien zwischen weltlicher und geistlicher Macht schärfer zu ziehen, und gedeckt durch das befreundete Cabinet Choiseul die hierarchischen Uebergriffe in das Staatsleben einzudämmen, dem Throne und dem Altare die gebührende Stellung anzuweisen. So wurde wie in Neapel das Kirchenvermögen einem Steuerkataster unterworfen, der Mehrung der Kirchengüter in todter Hand, deren Nachtheile und Gefahren Campomanes in seinem volkswirthschaftlichen Werke so klar darlegte, Einhalt gethan und die Verordnung erlassen, daß keine päpstlichen Bullen oder Breven ohne Genehmigung der Krone veröffentlicht werden dürften.

Die Reactionspartei und die Jesuiten. Bald griff der reformatorische Geist in der höheren Gesellschaft Madrids um sich. Die Anhänger des Alten, voran die Priesterschaft und Ordensgeistlichkeit geriethen in Sorge und strengten alle Kräfte an, der Strömung eine rückläufige Bewegung zu geben. Sie benutzten daher die Unzufriedenheit des unteren Volks über einige Neuerungen des Ministers Squillace, um durch geheime Einflüsterungen, durch Hetzen und Schüren Aufstände und Tumulte zu erregen. Auf diese Weise hofften sie einen Wechsel im Ministerium und im Regierungssystem zu bewirken, dem kirchenfeindlichen Zeitgeiste und der Aufklärungsphilosophie den Zugang in das heilige spanische Reich zu verschließen. An der Spitze dieser Streiter für das klerikale mittelalterliche System standen die Jesuiten. Was war daher natürlicher als daß die Reformpartei den auf seine Herrschermacht und seine Souveränetätsrechte eifersüchtigen Monarchen zu überzeugen suchte, daß eine würdige Machtstellung der Krone oder ein Fortschritt im wirthschaftlichen und staatlichen Leben nicht möglich sei so lange ein Orden bestehe, welcher das Papstthum über jede Staatsgewalt zu setzen strebe, sich jeder weltlichen Gerichtsbarkeit entziehe und dabei die Beichtstühle und Lehrkanzeln beherrsche. Wir erinnern uns, wie erfolgreich kurz zuvor Pombal in Portugal die Gesellschaft Jesu angegriffen hatte und mit welcher Heftigkeit das Pariser Parlament mit geheimer Billigung und Unterstützung des Ministers Choiseul um dieselbe Zeit gegen die staatsgefährlichen Doctrinen des Ordens vorging. Noch schärfer wurde jetzt in Spanien gegen die Vorkämpfer der klerikalen Ideen und des pontificalen Supremats eingeschritten.

Schon vor Jahren hatten die Jesuitenväter in Mexico sowohl den Verfügungen des Erzbischofs Palafox als den Entscheidungen der weltlichen Gerichte und den Befehlen der obrigkeitlichen Behörden offenen Trotz und Ungehorsam entgegengesetzt, und den Namen des allgemein verehrten Prälaten noch im Grabe geschändet, weil er es gewagt hatte, ihr eigennütziges und herrschsüchtiges Treiben aufzudecken. Der König beantragte bei der Curie die Heiligsprechung des Verstorbenen, aber die Jesuiten wußten eine solche Auszeichnung ihres Feindes zu hintertreiben. Zugleich wurde Spanien selbst von einer Fluth anonymer Flugschriften, Libelle und Satiren in Prosa und Versen überschwemmt, worin die Regierung und die Träger und Förderer des neuen Systems geschmäht und verspottet waren. Campomanes und seine Freunde rächten sich, indem sie die Grundsätze und Wirksamkeit des Ordens und vor Allem die verderblichen Einflüsse der jesuitischen Schulanstalten auf die Volksbildung mit grellen Farben schilderten. So war der „Culturkampf" schon im Gange, als die Constitution „Apostolicum pascendi" erschien. Wir kennen den Inhalt und Zweck dieser Jesuitenapologie aus der portugiesischen Geschichte. Das Schriftstück, das der öffentlichen Meinung der katholischen Welt eben so schroff entgegentrat wie hundert Jahre später die Encyclica des neunten Pius, sollte den freien Geist des Zeitalters niederdrücken und durch die herausfordernde Sprache den Glauben erwecken, daß man sich in Rom ganz sicher fühle und von einer Concession an den Liberalismus keine Rede sein könne. Allein das Kriegsmanifest, von dem die Jesuiten große Erfolge für ihre Sache erwarteten, war ein wirkungsloser Streich in die Luft. Es ist erwähnt worden, mit welcher Entrüstung die Bulle an den meisten Orten zurückgewiesen, ja hie und da verbrannt wurde. Auch in Neapel und Sicilien hatte Tanucci ihre Verbreitung verboten. Was die Jesuiten und Clemens XIII. beabsichtigt hatten, schlug in das Gegentheil um. Die Schutzrede wurde zum Signal eines Kampfes auf Tod und Leben. Die übrigen Orden, welche den anmaßenden und übermüthigen Jesuiten feindlich gesinnt waren, und ein großer Theil des Episcopats und der Weltgeistlichkeit wirkten ihnen vielfach entgegen und bestärkten die Regierung in ihrem Argwohn.

Die Jesuiten u. die spanische Regierung. — *7. Jan. 1765.*

Zu den entschiedensten Fortschrittsmännern in der Umgebung Karls III. gehörte Squillace, ein energischer Staatsmann, der sich seit vielen Jahren der besonderen Gunst des Königs erfreute. Dagegen haßte ihn das Volk als Fremdling und die Reactionspartei als durchfahrenden Neuerer. Als er nun ein Monopolsystem für die Versorgung der Hauptstadt mit Oel, Brod und anderen Lebensbedürfnissen einführte und im Interesse der öffentlichen Sicherheit ein Polizeigebot erließ, daß die niedergekappten Hüte und langen Mäntel, durch welche sich Mörder und Räuber unkenntlich zu machen pflegten, abgelegt werden müßten, entstand am Palmsonntag des Jahres 1766 in Madrid ein Volksaufruhr. Die Menge machte einen Angriff auf den Palast des Ministers, so daß derselbe sich nur durch schleunige Flucht zu retten vermochte; sie umstellte das königliche Schloß und forderte laut die Entlassung des verhaßten Italieners. Vergebens begab sich der König unter dem Schutze seiner Garde mit dem Bedrohten nach Aranjuez; die Bewegung nahm solche Dimensionen an, daß es Karl für gerathen hielt, dem Unwillen des Volks ein Opfer zu bringen. Squillace wurde seiner Stelle enthoben und kehrte nach Neapel zurück. Wie mußte dieser Vorfall das stolze Selbstgefühl des Monarchen verletzen! Die ganze Haltung des Volks

Volkstumult in Madrid. — *23. März 1766.*

während des Tumultes ließ deutlich erkennen, daß der Aufstand gut organisirt und von unsichtbaren Händen geleitet war. Es waren keinerlei Excesse begangen worden, mitten in der Bewegung hatte man Versicherungen der Treue gegen den König gehört. Die Vermuthung lag daher nahe, daß die Häupter der Rückschrittspartei, daß vor Allem die Jesuiten und ihre Gönner, der alte Minister Ensenada, die Bewegung in Scene gesetzt hätten, um ihre reactionären Tendenzen zu erreichen. Eine gerichtliche Untersuchung unter der Leitung Aranda's, den der König zum Präsidenten des Raths von Castilien, der höchsten Reichsbehörde und zum Generalcapitän ernannt und mit hohen Machtbefugnissen ausgerüstet hatte, brachte manche Beweisstücke einer regierungsfeindlichen, staatsgefährlichen Gesinnung der Jesuiten zu Tage, und bestärkte den Verdacht, daß der Aufstand durch sie angestiftet worden. Man machte den König glauben, sie hätten den Plan gehabt, seinen Bruder Don Luis an seiner Statt zum Throne zu befördern. Auf Grund dieser Beweisstücke wurden dann drei Mitglieder des Ordens mit Gefängniß bestraft, Ensenada aus Madrid verwiesen.

Ausweisung der Jesuiten. Dies war das Vorspiel zu einem Schlage gegen die gesammte Gesellschaft Jesu in Spanien, der an Härte und Rücksichtslosigkeit Alles übertraf was bisher gegen sie verhängt worden war. Noch ehe das königliche Decret, welches in den schroffsten Ausdrücken die Auflösung des Jesuitenordens im ganzen Bereiche der Monarchie anordnete, veröffentlicht ward, traf Aranda, eben so entschlossen und energisch wie Pombal, in aller Stille die nöthigen Vorkehrungen, daß in einer einzigen Nacht sämmtliche Glieder des Ordens, etwa fünftausend an Zahl, in allen Provinzen des Reiches aus ihren Häusern geholt, ohne Rücksicht auf Alter, Rang und Lebensgewohnheit gleich Verbrechern nach der Küste gebracht und dort auf bereit liegenden Fahrzeugen nach dem Kirchenstaat eingeschifft wurden. (1. April 1767.) Als das spanische Volk durch das Manifest erfuhr, daß der König, um Ordnung, Frieden und Gerechtigkeit im Reiche zu erhalten, in Uebereinstimmung mit seinen weisen Räthen beschlossen habe, die Gesellschaft Jesu aufzuheben und die Mitglieder nach dem Kirchenstaat zu schaffen, wo jeder Priester hundert, jeder Laienbruder neunzig Piaster jährlich zum Lebensunterhalt von ihm empfangen sollte, waren die Schiffe schon auf hoher See. Die Deportation der spanischen Jesuiten ist ein dunkler Punkt in der Geschichte menschlicher Drangsale. In enge Schiffsräume eingeschlossen, ohne alle häusliche Bequemlichkeit, mit Speise und Trank dürftig und elend versorgt, wurden Tausende von geistlichen Männern, viele darunter von hoher Geburt und Gelehrsamkeit, manche alt, krank und gebrechlich, alle an ein gemächliches Leben gewöhnt, zuerst nach Civita vecchia übergesetzt und dann, als ihnen hier die Aufnahme verweigert ward, monatelang auf dem Meere herumgeführt, bis sie auf Veranstaltung Choiseuls auf der Insel Corsika landen durften, wo sie ein armseliges Asyl voll Entbehrung fanden. Dem Papste überbrachte ein Courier ein Schreiben, worin der König in einem wie Ironie lautenden Tone demselben anzeigte, daß er sich genöthigt gesehen, die

in Spanien lebenden Jesuiten in den Kirchenstaat überführen zu lassen unter die unmittelbare Leitung des heil. Vaters, welcher der gnädigste Vater und Herr aller Gläubigen sei. Für den Unterhalt dieser als seine Unterthanen gebornen Religiosen habe er durch Jahrgehalte gesorgt. Damit meinte er das Almosen, das er den Einzelnen ausgesetzt. Wie im Mutterlande wurden auch in den spanischen Colonien ihre Convente und Anstalten geschlossen, ihre Güter eingezogen. Einige Monate nachher ahmte Tanucci in dem Königreiche beider Sicilien das Nov. 1767. Beispiel seines ehemaligen Gebieters nach, indem er kraft der souveränen Gewalt, die Gott dem König verliehen, alle Mitglieder des Ordens diesseit und jenseit des Faro aus Staatsgründen nach dem päpstlichen Gebiete fortschaffen ließ.

Wie Colletta berichtet, folgte dabei Tanucci ganz dem Beispiele Aranda's: „Mitten in der Nacht vom dritten auf den vierten November wurden alle Häuser, Klöster und Schulanstalten der Jesuiten von königlichen Beamten und Gensdarmen umstellt, die Thüren geöffnet oder eingeschlagen, die Zellen überfallen und bewacht. Darauf versammelte man die Mitglieder des Ordens, so wie die Schüler und Diener in einem Saale, nahm alle bewegliche Habe weg, so daß jeder nur ein Kleid behielt, und schaffte sie dann truppweise nach dem Hafen oder nächsten Küstenort, wo sie sofort eingeschifft wurden. Nicht einmal Greise oder Kranke durften zurückbleiben. Und mit solcher Eile ging man dabei zu Werke, daß die Jesuiten der Hauptstadt bereits auf dem Wege nach Terracina waren, ehe noch der Tag graute.“ Auch hier wurden alle Güter und Vermögensbestände vom Staat in Besitz genommen und zu Zwecken der Wohlthätigkeit und Christenliebe oder zur Errichtung von Volksschulen verwendet. Selbst auf der Insel Malta wurden die Jesuiten durch den Großmeister der Johanniter, einen Lehnsträger Neapels, zur Abreise genöthigt.

Papst Clemens XIII. und seine jesuitische Umgebung geriethen in den heftigsten Zorn über das rücksichtslose und eigenmächtige Vorgehen der Regierungen. Aber welche Waffen hatte der Kirchenfürst gegenüber den ersten Monarchen der katholischen Christenheit! Bann und Interdict anzuwenden schien bei der herrschenden freigeistigen und kirchenfeindlichen Zeitrichtung bedenklich. Sollte man aber nicht doch noch einen Versuch wagen, mit der kirchlichen Autorität der Vermessenheit der weltlichen Mächte entgegenzutreten? Mit den großen Potentaten freilich wollte man sich nicht in offenen Kampf einlassen; da bot sich aber eine günstige Gelegenheit dar, mit einem kleinen anzubinden. Im J. 1765 war der Infant Philipp, welcher für sich und seine männliche Nachkommenschaft im Aachener Frieden das Herzogthum Parma mit Piacenza und Guastalla erhalten hatte, aus der Welt geschieden. Sein Erbe war sein unmündiger Sohn Don Fernando, den ihm eine Tochter Ludwigs XV. geboren hatte. Bis zu seiner Volljährigkeit führte ein französischer Edelmann Wilhelm du Tillot, ein freisinniger Staatsmann im Geiste Choiseuls die vormundschaftliche Regierung. Wir wissen, daß man in Rom das Herzogthum noch immer als päpstliches Lehen ansah. Man war daher im Vatican höchlich ergrimmt, als die herzogliche Regierung durch die sog. pragmatische Sanction eine Reihe von Anordnungen traf,

Clemens XIII gegen Parma.

wodurch die geistliche Uebermacht eingeschränkt und die Souveränetätsrechte des Herzogs und des Staats gemehrt wurden. Danach sollte der Rechtsgang nach Rom in geistlichen Streitsachen aufhören, die Anhäufung des Grundbesitzes in todter Hand begrenzt, die Verleihung von Pfründen an Nichteingeborne untersagt sein, von neuerworbenen geistlichen Gütern eine Steuer entrichtet, jeder päpstliche Erlaß der Kenntnißnahme und Bewilligung der Regierung unterworfen werden u. A. Clemens XIII. erließ daher ein heftiges Breve, worin die
30. Jan. 1768. Rücknahme der herzoglichen Verordnungen verlangt ward, mit Berufung auf die Nachtmahlsbulle (In coena domini), in welcher dem Klerus verboten sei, in geistlichen Dingen der weltlichen Macht zu gehorchen. Im Falle der Weigerung wurde mit der Excommunication gedroht. Dieses feindselige Vorgehen gegen einen von allen europäischen Mächten als souverän anerkannten Fürsten erregte allgemein Mißbilligung, und da man wußte, daß der altersschwache Papst ganz von den Jesuiten geleitet wurde, so mehrte sich der Haß gegen den herrschsüchtigen Orden. Du Tillot ließ sich so wenig schrecken als Tanucci: stand ja doch der Herzog kraft des Familienvertrags wie durch die blutsverwandtschaftlichen Bande unter dem Schutze der bourbonischen Großmächte! Nachdem er mit schalkhafter Ironie Zweifel über die Echtheit des Breve ausgesprochen, erwiderte er die Drohung mit der Ausweisung aller Jesuiten aus dem Herzogthum und der Einziehung ihres Eigenthums. Wie in Spanien und Neapel wurden hundertundsechzig Glieder der Gesellschaft Jesu in Haft genommen und durch Mi-
7. Febr. 1768. litär nach dem Kirchenstaat gebracht. Es ist uns bekannt, daß die Höfe von Lissabon, von Madrid und Versailles die Sache des Herzogs zu ihrer eigenen machten; von allen Seiten kamen Couriere nach Rom mit Noten, worin die Regierungen gegen die Gültigkeit der Nachtmahlsbulle Protest einlegten, die Zurücknahme des Breve gegen Parma verlangten und auf die Säcularisirung der Gesellschaft Jesu drangen. Endlich besetzten sie sogar die päpstlichen Territorien an der Rhone und in Neapel. Selbst Maria Theresia, deren Beistand Clemens in einem flehentlichen Schreiben anrief, wollte nicht als Vertheidigerin päpstlicher und priesterlicher Uebermacht und Anmaßung gegen weltliche Herrschaft auftreten. Unter dem Drängen und Stürmen einer kirchenfeindlichen Zeit schied Clemens XIII. aus dem Leben, ein Jahr nach der Vertreibung der Jesuiten aus Parma. Die Resultate seines Pontificats haben wir bereits angedeutet (S. 346 f.).

Papst Clemens XIV. und die Jesuiten.

Es war eine schwierige und kritische Zeitlage, als die Cardinäle in Berathung traten, auf wessen Haupt die dreifache Krone gesetzt werden sollte. Aus einem Angriff gegen den Jesuitenorden war ein Krieg gegen das Papstthum und die Kirche selbst erwachsen: die bourbonischen Mächte standen mit gezücktem Schwerte in drohender Haltung dem Vatican gegenüber. Das Conclave war gespalten: die Anhänger des strengen Prinzips wollten Beibehaltung der bisherigen Politik, die Gemäßigten waren der Ansicht, eine weise Nachgiebigkeit

gegen die weltliche Gewalt gereiche der Kirche zum Heil. Beide Parteien vereinigten sich endlich auf den Franziscaner Lorenzo Ganganelli, einen Mann, 9. Mai 1769.
der edle Sitte und menschenfreundlichen Sinn mit philosophischer und theologischer Bildung vereinigte, von christlicher Tugend und Frömmigkeit erfüllt war. „In seiner Jugend hat einer seiner Lehrer von ihm gesagt, es sei kein Wunder, wenn er die Musik liebe, in ihm selber sei Alles Harmonie.“ Er kannte die Werke der alten Philosophen, war mit den Scholastikern und Kirchenvätern vertraut und hatte durch eifriges Forschen in den heil. Schriften in sein Gemüth aufgenommen „jene stille und reine Mystik, die in allen Dingen Gott sieht und sich dem Dienste des Nächsten widmet.“ Man war im Anfang keineswegs sicher, welche Wege er einschlagen würde, ja der Umstand, daß er sich den Namen seines Vorgängers beilegte, schien eher darauf hinzudeuten, daß der vierzehnte Clemens dem Systeme und der Kirchenpolitik des dreizehnten treu bleiben werde. Bald ließen jedoch versöhnliche und ausgleichende Schritte und Zusagen gegenüber den weltlichen Mächten errathen, daß er der Zeitrichtung und der öffentlichen Meinung Rechnung zu tragen gedenke, und daß er die Gesellschaft Jesu, die so viel Anfechtung erfuhr und deren sich keine Regierung mit besonderem Eifer annahm, nicht als ein Institut ansehe, mit dessen Bestehen die Autorität des Papstthums und der Kirche unauflöslich verknüpft sei. Die Untersuchungen über die Lehren und die Wirksamkeit der Jesuiten, die er anstellte oder anstellen ließ, überzeugten ihn, daß die meisten Anklagen, die man gegen sie vorgebracht, begründet seien, daß insonderheit ihre Einmischung in die weltlichen Angelegenheiten, ihre Herrschsucht, ihr Streben nach Reichthum und Gewinn, ihr Hader und ihr neidvolles, gehässiges Auftreten gegenüber den andern Orden und den Jansenisten den Frieden und die Wohlfahrt der Kirche vielfach gestört, wie auch die Regierungen mit Mißtrauen und Feindschaft gegen die gesammte Hierarchie erfüllt habe. Durch verleumderische und lügenhafte Schriften, welche von Jesuiten ausgingen oder verbreitet wurden, durch Ränke und Umtriebe, die sie überall ins Werk setzten, verschlimmerten sie ihre Sache und verschärften die Opposition. Auch die Behauptung, der Orden könne nur durch ein ökumenisches Concil aufgelöst werden, da er seiner Zeit in Trient bestätigt worden sei, war nicht stichhaltig. Es stellte sich heraus, daß man der Trienter Kirchenversammlung nur Mittheilung von dem Bestehen der Gesellschaft Jesu gemacht hatte.

Dennoch kam Clemens lange zu keinem festen Entschluß. Es schien dem Aufhebung des Ordens.
Grundsatze von der Unfehlbarkeit des obersten Hirtenamtes zu widerstreben, daß ein Papst aufheben sollte, was seine Vorgänger anerkannt. Endlich waren die inneren Kämpfe des gewissenhaften und schweigsamen Greises überwunden. Und so erfolgte denn die schon mehrfach erwähnte Katastrophe. In dem Breve Dominus ac redemptor verkündete Clemens XIV. der Welt den päpstlichen 21. Juli 1773.
Spruch folgenden Inhalts: „Angehaucht von dem göttlichen Geiste, wie wir vertrauen, durch die Pflicht getrieben die Eintracht der Kirche zurückzuführen,

überzeugt, daß die Gesellschaft Jesu den Nutzen nicht mehr leisten kann, zu dem sie gestiftet worden, und von andern Gründen der Klugheit und Regierungsweisheit bewogen, die wir in unserem Gemüthe verschlossen behalten, heben wir auf und vertilgen wir die Gesellschaft Jesu, ihre Aemter, Häuser, Institute." Mit diesem folgenschweren geistlichen Manifest, das wir in den kurzen Worten Ranke's angeführt haben, gab die katholische Kirche die Friedensparole im Reiche der Gedanken und des Glaubens. In einem Zeitalter, da die ganze gebildete Welt Humanität, Duldung und Menschenliebe als die höchsten Tugenden pries, war ein Institut, das eine streitende Kirche zum Ziel und zur Werkstätte hatte, nicht mehr am Platze. Die Aufhebung des Jesuitenordens war die bedeutendste Errungenschaft des liberalen, auf Geistesfreiheit und Fortschritt gerichteten Genius des philosophischen Aufklärungsjahrhunderts. Clemens XIV. versöhnte damit die gegnerischen Mächte und gab dem Pontificat und dem Kirchenstaat den Frieden zurück. Aber er sollte die Folgen seines Werks nicht lange erleben.
22. Sept. 1774. Schon im nächsten Jahr hauchte er nach vielen Leiden und Schmerzen sein Leben aus, mit vollem Bewußtsein und frommer Fassung. Der Bericht des Leibarztes Salicetti über die Krankheit und den Tod des Kirchenfürsten war nicht vermögend den Glauben an eine Vergiftung aus der Welt zu bannen. Ein Jahr nachher, unter dem Pontificat Pius VI., wurde der greise Ordensgeneral Lo-
29. Nov. 1775. renzo Ricci durch den Tod von der Haft und gerichtlichen Untersuchung befreit, die er über zwei Jahre in der Engelsburg zu erdulden gehabt. Man hatte ihm conspiratorische Umtriebe und Unterschlagung von Ordensgeldern schuld gegeben.

c. Karls III. letzte Regierungsjahre.

Freisinnige Reformen in Spanien. So lange der Kampf gegen den Jesuitenorden und den päpstlichen Stuhl im Gange war, lag die Leitung der Staatsangelegenheiten ganz in der Hand Aranda's, und der Graf benutzte seine vorwiegende Stellung, um in Verbindung mit Campomanes und andern Gesinnungsgenossen zeitgemäße Reformen einzuführen, welche die Verhältnisse von Staat und Kirche im Sinne des Fortschritts ordnen, überlebte Mißstände beseitigen, das Uebergewicht des Klerus brechen und der Krone größere Autorität verleihen sollten. Wie in den bourbon'schen Staaten Italiens wurde auch in Spanien die Berufung an das geistliche Obertribunal in Rom wesentlich eingeschränkt und die Entscheidung in kirchlichen Fragen einem einheimischen geistlichen Gerichtshof zugewiesen; die Ordenshäuser wurden unter spanische Obere gestellt und einer strengeren Aufsicht und Zucht unterworfen, das Asylrecht, das jede ernste Strafgerechtigkeit illusorisch machte, in engere Grenzen eingeschlossen oder aufgehoben, die täglichen Prozessionen untersagt, der geistlichen Censur ihre ausgedehnten Befugnisse entzogen, das königliche Placet für alle päpstlichen Schriftstücke vorbehalten, an Stelle der bisherigen Jesuitenschulen neue Unterrichtsanstalten im Sinne des

Fortschritts und der Aufklärung gegründet und der Leitung von Weltgeistlichen oder Lehrern aus dem Laienstande übertragen; den Ketzergerichten der Inquisition wurde Einhalt gethan u. A. Wie triumphirten die Encyclopädisten in Paris über den Gesinnungsgenossen und seine praktische Thätigkeit im Pyrenäenlande! Durch Aranda und Pombal wurde die Halbinsel, die bisher das Bollwerk des Ultramontanismus und der katholischen Rechtgläubigkeit gewesen, wo Priester und Ordensgeistliche unter Roms Führerschaft nicht bloß das ganze geistige Volksleben beherrscht, sondern auch im weltlichen Regiment die Richtung bestimmt hatten, wo Kirche und Klerus im Besitze unermeßlicher Reichthümer waren, der Heerd des Liberalismus, der Aufklärung, der Freigeistigkeit.

Olavidès u. die Colonisirung der Sierra Morena.

Der Peruaner Olavidès, der durch glückliche Handelsunternehmungen zu großem Vermögen gelangt war, abwechselnd in Paris und Madrid lebte, Opern und Theaterstücke im leichtfertigen französischen Geschmack der Zeit verfaßte und aufführen ließ, ein Weltkind und Anhänger der Philosophie und Modebildung des Tages, wurde von Aranda zu seinen reformatorischen Zwecken benutzt. Zum Lohn für die Dienste, die ihm der reiche, bewegliche, prachtliebende Peruaner im Culturkampf gegen die Jesuiten geleistet, erhob er denselben zum Generalintendanten von Andalusien, damit er diese herabgekommene und entvölkerte Landschaft durch wirthschaftliche Reformen im Geiste der französischen Oekonomisten zu neuem Leben und Wohlstand erwecke. Es geschah in guter Absicht, wenn Olavidès nunmehr Anstalten traf, die öde, unbebaute Sierra Morena mit fremden Ansiedlern zu bevölkern, im Namen des Königs Auswanderer aus den Rheingegenden und andern Ländern für die neue Colonie „La Carolina" herbeizog und ihnen unter andern Vortheilen auch Freiheit des Glaubens verhieß: aber was vielleicht in seinem amerikanischen Heimathlande gelungen wäre, erwies sich in Spanien als ein verfehltes Unternehmen. Nicht allein, daß eine Menge verkommener Leute und Abenteurer, durch die marktschreierischen Versprechungen betrügerischer Werber verlockt, sich in dem zu Ansiedelungen angewiesenen Gebirgslande niederließ, daß Handwerker und Fabrikarbeiter an Orte gerufen wurden, wo nur Bauern und Taglöhner zu brauchen waren: durch die Verführungskünste eines gewissenlosen Seelenverkäufers, Namens Thürriegel, waren auch viele Protestanten aus Deutschland, insbesondere aus der Pfalz und aus den Niederlanden beredet worden, in den „Glückshafen oder reichen Schatzkasten" einzukehren, der ihnen im Namen des spanischen Monarchen dargeboten ward. Als es nun der altgläubigen reactionären Partei gelang, durch den königlichen Beichtvater, einen strengen Dominicaner den bourbon'schen Monarchen gegen den freigeistigen Staatsmann Aranda einzunehmen und dessen Entfernung aus dem Ministerium zu erwirken, kam allmählich ein anderes System auf. Aranda wurde als spani- 1773. scher Gesandter nach Paris geschickt, wo er, wie uns bereits bekannt, während des amerikanischen Krieges die Interessen seines Vaterlandes und das Bündniß mit Frankreich eifrig pflegte und beförderte. Ohne den mächtigen Schutz des Grafen war Olavidès nicht im Stande gegenüber einer mehr und mehr hervortretenden rückläufigen Strömung seine liberale civilisatorische Thätigkeit mit Erfolg fortzusetzen. Die Colonisationen, in deren Hauptort La Carolina er selbst sich eine Sommervilla mit einem prachtvollen Park angelegt, kamen nicht in die Höhe, und bald gelang es einem bairischen Capucinerpater Namens Romald, der von dem Orden zur Wahrung seiner kirchlichen Interessen nach Sevilla gesandt worden und von dem Generalintendanten in seinem gastfreien und geselligen Hause aufgenommen, dessen Ankläger und Verräther ward, den Sturz des Freundes von Aranda zu bewirken. Von den Capuzinern und

Dominicanern dem Inquisitionsgericht angezeigt, daß er fremde Häretiker auf spanischem Boden angesiedelt und das heilige Land der katholischen Glaubenseinheit befleckt habe, daß er mit den Atheisten und Materialisten Frankreichs Verbindungen unterhalte und ihre Ansichten theile, wurde Olavidès nach Castilien berufen und nach einiger Zeit, als man den König durch geistliche Mahnreden von den verbrecherischen Tendenzen und Gesinnungen des Mannes überzeugt, in die Kerkerräume des heiligen Nov. 1776. Officium eingeschlossen. Nun lebten Inquisition und Mönchthum von Neuem auf. Während Missionare Andalusien durchzogen, um gegen das Gift der Ketzerei und die profanen Opern und Theaterstücke zu eifern, erlebte das Zeitalter der Aufklärung wieder einmal in Cadiz ein Auto-da-fé und in Madrid feierte das Inquisitionsamt sein hohes Jahresfest wie in alten Tagen. — Olavidès wurde zwei Jahre lang im Gefängniß gehalten, und sollte dann, nachdem ihn das geistliche Gericht wegen Unglaubens verurtheilt und zu einem bußfertigen Sündenbekenntniß vor einer zahlreichen Versammlung 1778. geistlicher und weltlicher Würdenträger gezwungen, im Kloster unter mönchischen Andachtsübungen sein Leben verbringen. Nach einiger Zeit glückte es ihm jedoch nach Paris und von da nach Genf zu entkommen. Bei Ausbruch der französischen Revolution trat bei dem früheren Generalintendanten eine Sinnesänderung ein. Er schrieb ein Buch, „Triumph des Christenthums", durch das er sich die Erlaubniß zur Rückkehr in die Heimath erwarb, wo er im J. 1803 starb. Seine Schöpfung in der Sierra Morena ging allmählich zu Grunde.

Karls III. Ausgang. Doch kam die Reaction unter Karl III. nicht zu ihrer vollen Blüthe. Wie sollte ein Monarch, der im Bunde mit Frankreich für die Unabhängigkeit der Amerikaner stritt, ganz zu dem alten System zurückkehren! So blieb Aranda auch während seines Pariser Aufenthaltes doch noch immer die Seele der Regierung, indem sein Freund Figeroa und vor Allem der kenntnißreiche und aufgeklärte Staatsmann Campomanes so viel als möglich in dem bisherigen Geiste fortwirkten. Vorsichtig und gemäßigt vorgehend hat Campomanes durch seine literarische und administrative Thätigkeit segensreich gewirkt. „Er war es, der den eigentlichen Schäden des spanischen Volkslebens an die Wurzel griff, den verkehrten Lebensansichten, dem bettelhaften Adelsstolz, dem frommen Müßiggang, der Verachtung bürgerlicher Arbeit und nützlicher Kenntnisse. Er war es, der als Schriftsteller und Präsident der Academie der Geschichte, als Fiscal und Gouverneur des Raths von Castilien das gesammte öffentliche Leben mit seinen Untersuchungen und Decreten reinigte, dem übermäßigen Besitz der todten Hand, der Ausdehnung der Klöster, der kirchlichen Protection des Bettels, den schädlichen Privilegien der Heerdengesellschaften, der Zünfte und einzelner Häfen, der Verkommenheit der Universitäten, der Vernachlässigung der mathematischen, ökonomischen und naturwissenschaftlichen Kenntnisse erfolgreich entgegentrat". Im Strafrecht suchte er die philanthropischen Grundsätze Beccaria's zur Geltung zu bringen. Auch Moñino, dem der König auf die Empfehlung Grimaldi's im Jahre 1777 das auswärtige Amt und den Vorsitz im Ministerium übertrug, und der sich bald als Graf Florida Blanca einen weltberühmten Namen erwarb, förderte im Anfang die freisinnigen und popularen Bestrebungen, wenn auch weniger durchgreifend als Aranda und mit weniger Folgerichtigkeit als Campo-

manes. Mit der Zeit jedoch, als er glaubte, daß die unbeschränkte Fürstenmacht, der er mit glühendem Eifer ergeben war, weniger von der kirchlichen Hierarchie als von dem emporstrebenden Democratismus zu fürchten habe, wurde er ein Gegner des Liberalismus und aller auf Volksbefreiung und Selbstbestimmung gerichteten Bestrebungen. Ein unternehmender thätiger Mann, war Florida Blanca eifrig beflissen, das öffentliche Leben in Fluß zu halten und zu verbessern; „aber seine Verbesserungen beschränkten sich auf solche Dinge, wodurch entweder der Einfluß der Regierungsgewalt vermehrt ward oder womit man in der Ferne glänzen konnte.“ Er nahm den Cortes von Castilien noch den letzten Rest von Ansehen und wurde somit der eigentliche Begründer der absoluten Fürstengewalt in Spanien. In den auswärtigen Angelegenheiten hatte er weniger Glück, als bei seinen administrativen Unternehmungen. Wir wissen wie wenig Gewinn Spanien aus seinen kriegerischen Anstrengungen gegen England davon trug; auch zwei Expeditionen gegen Algier nahmen einen kläglichen Ausgang. Nur der Seekrieg gegen Portugal endete, wie wir gesehen haben, mit der Eroberung der Colonie San Sacramento (S. 353). „Florida Blanca war ein Staatsmann ganz nach dem Schnitt des achtzehnten Jahrhunderts“, urtheilt Baumgarten, „rastlos thätig für die Förderung der materiellen Interessen, für die Entwickelung der Staatskräfte, für durchgreifende und wirksame Ordnung, aber immer in der Art des Gebieters, mit bureaukratischen und polizeilichen Mitteln. Er war dabei ein echter Spanier, von glühender Leidenschaft, argwöhnischem Ehrgeiz, ein Meister der Kabale.“ Er wurde als Mäcenas gepriesen, weil er Wissenschaft und Gelehrte begünstigte, Künste hob und die Hauptstadt verschönerte. König Karl III. war ihm so sehr gewogen, daß er bei seinem Tode seinem Sohn und Erben gleichen Namens den Wunsch aussprach, man möge den Grafen noch ferner an der Spitze der Staatsgeschäfte lassen. Karl IV. folgte dem väterlichen Rath; noch vier Jahre behauptete sich Florida Blanca auch unter der neuen Regierung, bis es der Königin, welche in allen Dingen das entscheidende Wort führte, und den zahlreichen Gegnern des Grafen gelang, seinen Sturz zu bewirken, gerade als die Furie des französischen Revolutionskrieges mit ihrer Fackel auch das Pyrenäenland entzündete. Florida Blanca erlebte noch die tiefste Erniedrigung seines Vaterlandes. Er starb erst am 20. November 1808, fünf Monate nach der Abdankung des Königs Karl IV.

14. Decbr. 1788. Karl IV. 1788–1808.

3. Die Niederlande.

a. Holland und die revolutionären Vorgänge in den Jahren 1786. 87.

Parteistellungen.

Während der äußeren und inneren Kämpfe, die wir in den früheren Blättern kennen gelernt haben, erwachte in den vereinigten niederländischen Staaten ein neuer politischer Geist. Man fing an, die Gebrechen in Verfassung und Verwaltung näher zu betrachten; die Ideen von Freiheit, Gleichheit, Demokratie, die in der

amerikanischen Staatenunion zur praktischen Geltung gekommen, zu denen sich in dem befreundeten Frankreich die literarisch gebildeten Kreise bekannten, fanden auch in der Republik der Niederlande einen fruchtbaren Boden. Es bildeten sich neue Parteien mit verschiedenen Tendenzen. Nicht nur daß die alte Spaltung zwischen der aristokratisch-republikanischen Partei, die sich als die patriotische bezeichnete und in den Ständen der Provinz Holland namentlich in der Hauptstadt Amsterdam die Oberhand hatte, und der oranisch-monarchischen Partei, zu der sich die Ritterschaft, die Mehrzahl des Volkes und die Provinzen Seeland und Geldern bekannten, ungeschwächt fortdauerte und einen schärferen Charakter annahm; in vielen Städten bildeten sich demokratische Vereine, welche das oligarchische Regiment der Magistrate zu beseitigen und Reformen im Sinne der Freiheit und Gleichberechtigung aller Bürger einzuführen trachteten. Das ganze Staatsleben war durch Factionen zersetzt; aber die Ziele waren unklar; man fühlte wohl die kranken Zustände, aber auf welche Weise und mit welchen Mitteln die Heilung herbeizuführen sei, darüber herrschten die verschiedensten Meinungen; Egoismus und Particulartendenzen verbargen sich häufig unter angeblich patriotischen Zwecken. Die hochmögenden Herren im Haag und die oligarchischen Familien, die in Amsterdam und in den Provinzstädten das Regiment führten, wollten ihre Verbindung mit Frankreich zur Mehrung ihrer Macht und Autorität, zur Erhaltung und Erweiterung der republikanischen Institute und Rechte benutzen. Dies war nun zwar keineswegs nach dem Sinne der Demokraten; aber beide Theile hatten doch wieder ein gemeinsames Gebiet, auf dem sie sich vereinigten — die Unzufriedenheit mit den bestehenden Verhältnissen, die Opposition gegen eine Regierung, welche die Ehre und die Interessen des Staates so wenig zu wahren gewußt, die Antipathie gegen den Nationalfeind England und die mit demselben befreundete statthalterische Regierung. Und so durchdrang denn eine allgemeine Gährung, eine tiefeinschneidende Parteiung, eine Mißstimmung über die öffentlichen Zustände die ganze Nation. Das Beispiel von Nordamerika, wo so eben eine demokratische Revolution erfolgreich durchgeführt worden, und eine zügellose Presse vermehrten die unzufriedene Stimmung in den aufgeregten Gemüthern des Volkes. Die Worte „Freiheit, Republik, eigene Wahl der Repräsentanten, constitutionelle Reform" waren Zauberformeln, die auch die Ruhigen und Bedächtigen fortrissen. Man suchte Hülfe ohne genau zu wissen, worin sie bestehen sollte.

Oranier u. Patrioten in Holland u. Utrecht.

Wir haben in früheren Blättern häufig genug gesehen, mit welchen Schwierigkeiten ein Staatenbund von so centrifugaler Natur wie die holländische Republik zu kämpfen hatte: aus Furcht und Mißtrauen, der Statthalter möchte als Oberbefehlshaber über Heer und Flotte die monarchische und centrale Gewalt allzusehr stärken, suchten die aristokratischen Staaten, Stände und Magistrate die nationale Wehrkraft zu schwächen. Mit Milizen und Landwehr, die man mit einigen Söldnermannschaften verband und durch fremde Militärpersonen

einüben ließ, wollte man die innere Ordnung und Sicherheit erhalten und zugleich der Gefahr der Militärherrschaft entgehen. So wurden in allen Provinzen und Städten, vorab in Holland selbst Landwehrbataillone organisirt, bestehend aus Dienstleuten der kaufmännischen Aristokratie, aus Handwerkern, aus Freiwilligen der niedern Volksklassen und aus geworbenen fremden Söldnern. Bei diesen durch die Landesgesetze gestatteten militärischen Einrichtungen waren französische und deutsche Offiziere behülflich, in Amsterdam der General Maillebois, in Utrecht der Rheingraf von Salm-Grumbach. Beide genossen das Vertrauen der Aristokratie und galten in Verbindung mit Gyzelaer, dem Pensionarius von Dordrecht als die Häupter der den Oraniern feindlichen Patriotenpartei. Die Patrizier in den großen Handelsstädten Hollands machten mit den Demokraten gemeine Sache; in ihrem Groll gegen das statthalterische Regiment verkannten sie die Gefahr, die ihnen aus einem solchen Bunde erwachsen mußte. In Utrecht, dem Hauptheerde der demokratischen Agitation, wo die gelesenste Zeitung „die Post am Niederrhein" erschien, verbrannte man die oranische Fahne, und verlangte zugleich Erneuerung des Stadtraths auf Grund allgemeiner Wahlen. Ueberall ertönte der Ruf: „Kein Kriegsvolk". Bald war ganz Holland in zwei Heerlager getheilt: Oranier und Patrioten. In den Städten, wo die letzteren die Oberhand hatten, wurde das Tragen von Oranienfarben als Verbrechen behandelt; in Rotterdam und im Haag, wo die Mehrheit der Einwohner der oranischen Partei angehörte, erfolgten feindselige Auftritte zwischen Bürgern und Freiwilligen. Davon nahmen die Staaten von Holland Veranlassung, die militärische Polizei der Residenz den statthalterischen Armeebeamten zu entziehen und unter die Leitung eines patriotisch gesinnten Befehlshabers zu stellen, und als darauf Wilhelm V. aus Verdruß über diesen Eingriff in seine Befugnisse den Haag verließ und seinen Sitz in andere zuverlässigere Orte verlegte, zuletzt nach Loo in Geldern, so übertrugen sie den Oberbefehl Sept. 1785.
über die in den Hauptstädten der Provinz liegenden Besatzungstruppen einem General ihrer Farbe. Und nun erfolgte eine Reihe von Anordnungen, welche alle die Tendenz verriethen, die erbstatthalterische Würde in den Augen des Volks herabzudrücken und die Ansicht zu erzeugen, daß die souveräne Gewalt und Staatshoheit nicht bei dem Hause Oranien, sondern bei den Generalstaaten ruhe. Die Maßregeln waren meistens kleinlicher Natur, geeignet persönliche Eitelkeit zu befriedigen und die Gegenpartei zu reizen. Dahin gehörte auch, daß das Vorrecht des Prinzen, allein durch das sogenannte „Statthalterthor" nach dem Binnenhof einzuziehen, dem Orte wo der Palast und die Staatscollegien sich befanden, verletzt ward, indem zwei Abgeordnete, Gevaerts und der erwähnte Gyzelaer, beide patriotische Eiferer und Rädelsführer, durch das Thor in das Sitzungshaus 17. März 1786.
einfahren wollten. Der Versuch wurde dadurch vereitelt, daß ein französischer Haarkräusler, Namens Morand den Pferden in die Zügel fiel und ein Volkshaufe einschritt. Dies ward für Hochverrath erklärt und Morand zum Tode

verurtheilt. Auf die Fürbitte Gyzelaers wurde jedoch der dem Tode Verfallene zu ewiger Gefangenschaft begnadigt, wofür der Abgeordnete von Utrecht allgemein von seinen Gesinnungsgenossen als großmüthiger und humaner Herr gepriesen ward.

Regierung u. Opposition. Immer schärfer traten nunmehr die Parteien einander gegenüber, alle Provinzen waren gespalten: in Utrecht hatten die Demokraten durchgesetzt, daß die städtische Verfassung umgeändert und der Magistrat durch Volkswahl neu bestellt ward; dem widerstrebten jedoch die Stände der Provinz und andere Städte; ähnliche Spaltungen entstanden in Friesland, in Ober-Yssel und selbst in Geldern, obwohl hier der zahlreiche Adel und die Stadt Nymwegen für die alte Ordnung aufs Eifrigste eintraten. Als die Städte Hattem und Elburg im Norden dieser Provinz nach dem Vorgange von Utrecht die aristokratischen Stadtobrigkeiten durch neue Bürgerwahlen veränderten, bewirkten die geldrischen Staaten, daß oranisches Kriegsvolk ausrückte, welches die beiden Städte nicht
Sept. 1786. ohne Gewaltthätigkeit zur Uebergabe zwang und die Neuerung abstellte. Durch dieses Einschreiten des erbstatthalterischen Militärs wurden die Demokraten aller andern Städte gegen Wilhelm V. aufgereizt; und so wenig die Patriotenpartei mit den Neuerern bisher in allen Dingen einverstanden war, so gingen jetzt doch beide Hand in Hand. Dadurch erhielt die Opposition gegen das erbstatthalterische Regiment einen revolutionären Charakter. Utrecht blieb der Mittelpunkt der Bewegung; die Stände verlegten daher ihren Sitz nach Amersfort. Die Parteien gaben ihren Ansichten so scharfen Ausdruck in der Presse, daß die Staaten von Friesland in einem drohenden Schreiben an die holländischen Staaten die Journale als einen „stehenden Pfuhl von Lügen und Verleumdungen“ bezeichneten. Die Demokraten verglichen den schwachen, unbedeutenden aber gutmüthigen Wilhelm V. mit König Philipp II. von Spanien: vor Allem aber richtete sich ihr Groll gegen die stolze, kräftige Erbstatthalterin, Friederike Wilhelmine von Preußen, Nichte Friedrichs des Großen, die am Hofe und in allen politischen Fragen den größten Einfluß besaß.

Stellung der Parteien zum Ausland. Diese Lage in Holland war um so bedenklicher, als sich beide Parteien bereits an die befreundeten Mächte Frankreich und Preußen um Vermittelung oder Intervention gewendet hatten. So lange Friedrich II. am Leben war, suchte er die Streitigkeiten friedlich zu lösen: er ermahnte seine Nichte, sich stets innerhalb der Gesetze und der Verfassung zu halten und entfernte aus den Schreiben, die Hertzberg an die Generalstaaten richtete, manchen zu scharfen Ausdruck. Er wußte, daß Frankreich, welches für die republikanische Patriotenpartei offen eintrat, durch unkluges Vorgehen der statthalterischen Regierung an Einfluß gewinnen würde. Im August desselben Jahres aber ging der alte König zu Grabe und der Bruder der Erbstatthalterin bestieg als Friedrich Wilhelm II. den preußischen Thron. Nun änderte sich bald die Stimmung am Berliner Hofe. Der Minister von Hertzberg und der Oberbefehlshaber der Armee, Ferdinand von Braunschweig, ein naher Verwandter

des ehemaligen Generalcapitäns Ludwig Ernst, waren der Ansicht, man müsse die Ehre des Königs und das politische Ansehen des preußischen Staates durch energisches Eingreifen in die niederländischen Händel wahren und mehren. Die offene Widersetzlichkeit der Demokraten und Republikaner in Utrecht und Geldern gegen die erbstatthalterische Regierung, die feindselige Haltung der Staaten von Holland, welche dem Aufstande Vorschub leisteten, gab dem preußischen Monarchen Veranlassung, seinem Schwager Beistand zu gewähren. Die Demokraten machten sogar der oranischen Partei den Vorwurf, sie habe den Waffenkampf in Geldern hervorgerufen, um dem Auslande gegenüber dem König von Preußen einen Vorwand zur Einmischung in die niederländischen Angelegenheiten zu geben. Bei der herrschenden Gährung und Factionswuth bedurfte es keiner künstlichen Hebel, um die Sache zum offenen Aufruhr zu treiben. Ging doch die Patriotenpartei in den großen Städten Hollands so weit, daß die Stände ohne Rücksicht auf die Abgeordneten der Ritterschaft und ohne die Einwilligung der Generalstaaten einzuholen, dem Statthalter den Oberbefehl über die Militärmacht 22. Sept. 1786.
gänzlich entzogen und das Commando dem Rheingrafen von Salm-Grumbach übergaben, mit dem Auftrage, die Utrechter Patrioten selbst mit Gewalt gegen die oranischen Truppen zu vertheidigen. Da und dort kam es zu Excessen und April u. Mai 1787.
blutigen Händeln zwischen Bürgern und Soldaten, zwischen republikanischen Patrioten und oranisch-statthalterischen Factionsgenossen. Hader und Parteiwuth drangen in die Häuser und Familien; Alles deutete auf Bürgerkrieg. Bei dem Flecken Vreeswyck in der Nähe von Utrecht fand ein blutiger Zusammenstoß statt, in dem die Patrioten die Oberhand behielten. Ludwig Ernst von Braunschweig, der seinen Wohnsitz von Aachen nach Eisenach verlegt hatte, mehrte durch Intriguen und Aufstachelungen an den Höfen von Berlin und London den Groll und Argwohn gegen die demokratisch-republikanische Patriotenpartei mit ihren französischen Sympathien und Anzettelungen. Harris, nachmals Lord Malmesbury, ein erfahrener, gewandter Staatsmann und Diplomat, den der Minister Pitt zum Gesandten bei dem erbstatthalterischen Hof ernannt hatte, handelte in Uebereinstimmung mit Hertzberg und dem preußischen Feldherrn. Sein entschiedenes Auftreten zu Gunsten Wilhelms V. und die deutliche Absicht der englischen Regierung, im Einvernehmen mit Preußen die revolutionäre Bewegung in den Niederlanden durch Vermittelung oder Waffengewalt niederzuschlagen, hielt Frankreich ab, durch kriegerische Einmischung die politische Lage zu erschweren. Man begnügte sich eine Anzahl Truppen nach Givet zu entsenden, um der französisch gesinnten Patriotenpartei mehr Zuversicht einzuflößen und den Gang der Dinge zu betrachten. Zugleich wurden zwischen dem Grafen Görz und dem Baron von Rayneval, dem preußischen und dem französischen Bevollmächtigten in den Niederlanden, Unterhandlungen über eine friedliche Ausgleichung gepflogen. Die politischen und wirthschaftlichen Verhältnisse Frankreichs, wo nach dem Tode Vergennes' im Februar Calonne an die Spitze des Ministeriums

getreten war, mußten die Lenker des Staats mit dem gerechten Bedenken erfüllen, die Schwierigkeiten durch eine bewaffnete Intervention derart zu vermehren, daß daraus ein neuer Krieg hervorgehen möchte. Denn bereits stand Ferdinand von Braunschweig mit einem Heerhaufen von 20,000 Mann am Niederrhein, um von Cleve aus in die Niederlande einzurücken, falls man sich weigern würde, den Erbstatthalter in seine militärische und politische Stellung wieder einzusetzen.

Aufstände u. Einmarsch der Preußen. In welche Zerrüttung war damals die holländische Republik gerathen! Während im Osten und im Süden fremdes Kriegsvolk an der Grenze stand, um für die statthalterische oder die republikanische Partei mit den Waffen einzuschreiten, und England seinen Einfluß im Innern aufs Neue zu begründen suchte: war das niederländische Gemeinwesen selbst zerrissen und gespalten. Das eigenmächtige Vorgehen der Provinz Holland, die dem Erbstatthalter den ihm verfassungsmäßig zustehenden Oberbefehl über die Truppen entzogen, sich mit der revolutionären Demokraten- und Patriotenpartei in Utrecht und anderen Provinzen und Städten verbunden, den Rheingraf und den General Ryssel mit der Vertheidigung der Grenzen beauftragt hatte, rief bei den Generalstaaten, der Ritterschaft, den aristokratischen Stadtobrigkeiten Verstimmung und Widerstand hervor. Die Fluth der Opposition war viel mächtiger und ausgedehnter geworden, als man in diesen Kreisen gewollt hatte. In Amsterdam, im Haag, in Rotterdam bildete sich eine gemäßigt-republikanische Partei, welche nach einer Verständigung mit dem Statthalter strebte. Wilhelm V. war nach den ersten offenen Feindseligkeiten an der Spitze der oranischen Truppen in Arnheim
26. Mai 1787. eingerückt, nachdem er in einem Kriegsmanifest verkündet hatte, daß eine Partei von Unruhstiftern die gesetzlichen Rechte der Magistrate, des Erbstatthalters und der Generalstaaten vernichtet und ihn dadurch genöthigt hätte, mit Hülfe seiner Getreuen die Zwangsmittel anzuwenden, die ihm vermöge der Verfassung zukämen. Bei dieser Lage der Dinge, da die beiden Armeen einander gegenüber standen und man jeden Tag einen Zusammenstoß erwarten konnte, war es ein gewagter Schritt, daß die Erbstatthalterin, auf welcher der Verdacht ruhte, daß sie bei ihrem Bruder die Absendung der preußischen Truppen betrieben hatte, und die wegen ihres stolzen absolutistischen Sinnes den Republikanern besonders verhaßt war, eine Reise von Nymwegen nach dem Haag unternahm, um, wie sie angab, mit den Häuptern der Gutgesinnten Berathung zu pflegen. Daß diese Reise, welche die Prinzessin durch die feindlichen Linien führte, bei der in den Reihen der Aufständischen herrschenden erbitterten Stimmung für die hohe Frau leicht Kränkungen und Beleidigungen hervorrufen konnte, war vorherzusehen: es lag daher nahe, daß man in den gegnerischen Kreisen die Behauptung aussprach, die Reise sei in der Absicht unternommen worden, solche Auftritte hervorzurufen, daß der König von Preußen sich veranlaßt sehen möchte, aus seiner zögernden Haltung herauszutreten, mit Heeresmacht die Rechte seines Schwagers herzustellen und sich zum Rächer der verletzten Ehrerbietung gegen seine Schwester

aufzuwerfen. Wie dem auch sei, die Folge war wie man vorausgesehen. Als die Statthalterin in Begleitung des Grafen von Bentink Rhoone, der wegen seines 28—30. Juni 1787. oranischen Eifers bei den Patrioten sehr verhaßt war, und einer kleinen Dienerschaft zwischen Schoonhoven und Gouda an die Grenzwache kam, wurde sie auf der Landstraße angehalten und von einem Landwehrhauptmann in der Kammer eines Bauernhauses als Gefangene behandelt, bis er weitere Verhaltungsbefehle von den Staaten eingeholt. Mehr aus Unkenntniß der gesellschaftlichen Formen und Lebensart als aus Uebermuth oder demokratischer Ungezogenheit hielt der unerfahrene Milizencapitän den blanken Degen in der Hand. Die hochmögenden Herren von Holland waren der Ansicht, die Reise durch eine Gegend, wo das gemeine Volk meistens oranisch gesinnt war, sei nicht in ihrem Interesse; die Prinzessin mußte daher nach Nymwegen zurückkehren. Dieser Vorfall, der von der oranischen Partei und dem erbstatthalterischen Hof als Verletzung der Verfassung und als tiefe Beleidigung der Prinzessin aufgefaßt und dargestellt ward, schien dem Nachfolger Friedrichs des Großen die königliche und ritterliche Pflicht aufzulegen, für die seinem Hause und seiner Verwandtschaft zugefügte Ehrenkränkung Genugthuung zu verlangen. Die Stände von Holland wiesen die von dem Berliner Cabinet gestellten Forderungen von der Hand, in der Hoffnung, die Franzosen würden den Einmarsch fremder Truppen in das befreundete Land nicht dulden. In der That wurden auch von Givet aus einige militärische Demonstrationen gemacht und der Minister Montmorin sprach in Versailles die Ansicht aus, daß man die Verbündeten im Nachbarlande nicht im Stiche lassen dürfe: allein die Rücksicht auf die mißliche Finanzlage des eigenen Staats, die Drohung des englischen Gesandten, daß man in London jeden Versuch, den Preußenkönig zu hindern, sich die gerechte Genugthuung zu verschaffen, als einen Kriegsfall ansehen würde, hielt den schwachen für nationale Ehre unempfindlichen Loménie de Brienne, den damaligen Ministerpräsidenten ab, energische Schritte zu Gunsten der holländischen Republikaner zu thun. Hörte man doch selbst in den Versailler Hofkreisen die Ansicht aussprechen, daß König Friedrich Wilhelm berechtigt sei, Satisfaction zu fordern. Und sollte denn Frankreich für die republikanisch-demokratische Partei gegen die Statthalterschaft und die Generalstaaten ins Feld rücken? Die Allianzverträge waren ja doch mit dem Gesammtstaat abgeschlossen; wem sollte man bei den verwirrten Verhältnissen und Parteispaltungen in der Republik selbst Beistand leisten?

So ließ man denn in Frankreich der Sache ihren Lauf, und der Ausgang Ausgang. erfolgte, wie zu erwarten war. Wie hätte die aus ungeübten Milizen und vaterlandlosen Söldnern bestehende Patriotenarmee, die auf die Dauer kaum den statthalterischen Truppen die Wage hätte halten können, vor dem kriegstüchtigen Preußenheer unter dem berühmtesten Feldherrn der Zeit bestehen sollen! Fast ohne auf Widerstand zu stoßen, rückten die Preußen in drei Heerabtheilungen in Holland ein, drangen bis Amsterdam vor, das sich nach kurzer Gegenwehr

3. Okt. 1787. vertragsweise übergab, und stellten die Provinz als überwundenes Land dem Statthalter zurück, der mittlerweile Utrecht zur Unterwerfung brachte. Die Anführer der Patriotenpartei flohen über die Grenze; unter den ersten, welche sich aus dem Staube machten, war der Rheingraf von Salm, der zugleich die Kriegskasse heimlich mit sich nahm. Die meisten Flüchtlinge begaben sich nach Givet und suchten dann Schutz und Zuflucht in Frankreich, namentlich in St. Omer und Dünkirchen. Die übrigen legten die Waffen aus der Hand und ließen es ruhig geschehen, daß der Erbstatthalter wieder Besitz ergriff von allen ihm zustehenden Rechten, und seinen Anhängern und Freunden in Holland, in Utrecht und in den andern republikanisch gesinnten Orten das Regiment zurückgab. Die ganze Reaction würde ohne Gewaltthätigkeit und Blutvergießen vor sich gegangen sein, hätten nicht die oranischen Parteigenossen durch Zügellosigkeit und Brutalität an ihren Gegnern sich zu rächen gesucht, so daß die preußischen Soldaten selbst den Mißhandlungen Einhalt thun mußten. Am heftigsten äußerte sich die Parteiwuth in Seeland. Noch vor Ende des Jahres war Ruhe und Frieden hergestellt und die Preußen konnten wieder heimziehen. Nur dreitausend Mann blieben nach dem Wunsche des Statthalters im Dienste der Generalstaaten noch einige Zeit zurück. Unter dem Jubel des Volkes hielt das statthalterische Paar seinen Einzug im Haag. Im April des folgenden Jahres schlossen England und Preußen mit Holland ein Schutzbündniß zur Erhaltung der bestehenden Verfassung und der oranischen Regierung in den vereinigten Staaten der Niederlande. Großmüthig verzichtete der preußische König auf die Rückerstattung der Kriegskosten. Eine schlimme Wirkung hatte indessen der schnell und leicht errungene Sieg: er erfüllte das preußische Militär und namentlich die adeligen Offiziere mit allzugroßem Selbstvertrauen, mit Uebermuth, mit Verachtung des Bürgerthums und der aus seinem Schooße hervorgehenden Wehrmannschaften.

b. Die österreichischen Niederlande unter Joseph II. und die Vorgänge in Lüttich.

Die Niederlande unter Maria Theresia. Um dieselbe Zeit wurde auch das stammverwandte Land im Süden, das seit dem Utrechter Frieden unter habsburgisch-österreichischer Herrschaft stand, von bürgerlichen Unruhen heimgesucht. Wenige Monate vor dem Tode der Kaiserin Maria Theresia war ihr Schwager Karl von Lothringen, der über dreißig Jahre in ihrem Namen als Statthalter in Brüssel regiert hatte, aus der
Juli 1780. Welt geschieden, ein Fürst, der trotz seiner wenig hervorragenden Herrschergaben doch im Lande beliebt war, so daß die Stände von Brabant ihm noch bei Lebzeiten ein Standbild errichteten. Die Belgier hatten in den schweren Kriegsjahren treu zu Oesterreich gehalten und manche Opfer an Geld und Soldaten gebracht. Zum Dank dafür ließ die Kaiserin die alten Einrichtungen, Rechte und Gewohnheiten unverändert fortbestehen. Die Reformen, die sie in den östlichen Theilen

ihres Reiches im Staat und in der Kirche vornahm, wurden nicht über das Land im Westen ausgedehnt. So eifrig die Herrscherin bemüht war, in den österreichischen Erblanden eine festere centrale Staatsordnung zu schaffen, die unter ihrem Scepter vereinigten Länder und Volksstämme zu einer monarchischen Einheit zusammen zu fassen, die kirchlichen Organe näher an den Staat zu knüpfen; so sehr vermied sie es in den Niederlanden die überlieferten Verfassungen, Gesetze, Einzelrechte zu verändern, so sehr schonte sie den Particularismus, der sich von der Väter Zeiten auf die Gegenwart fortgeerbt hatte. Ihrem Schwager hatte sie den Rath gegeben: er solle sich begnügen „der erste Hahn im Dorf zu sein und die Dinge gehen zu lassen, wie sie gehen."

Wir haben das vielgestaltige Staatsleben der niederländischen Provinzen bei verschiedenen Gelegenheiten kennen gelernt (XI, 134 ff.). Wie in den Tagen der spanischen Herrschaft bestand in Brüssel eine statthalterische Regierung mit einem Hof, einem bevollmächtigten Minister und drei hohen Räthen als Conseil oder Staatsrath. Die Statthalterwürde war ein Ehrenamt, wozu in der Regel Männer oder Frauen fürstlichen Geblütes, meistens Glieder der kaiserlichen Familie oder Verwandtschaft berufen wurden; der Staatsrath (Conseil) leitete die öffentlichen Angelegenheiten in den herkömmlichen engbegrenzten Formen; die gesetzgebende Gewalt stand bei den Ständen der einzelnen Provinzen, die alle Steuern, Abgaben, Subsidien zu bewilligen und deren Erhebung und Auftheilung zu bestimmen hatten, und unter denen die Stände von Brabant das meiste Ansehen genossen. Ein permanenter Ausschuß wachte über den Vollzug der Beschlüsse und nahm gleichsam Theil an der Regierung. Die Rechtspflege wurde in jeder Provinz von selbständigen Obergerichten nach altem Recht und Herkommen geübt; unter diesen besaß der Große Rath von Mecheln die höchste Autorität, so daß von den meisten höheren Provinzialgerichten an ihn appellirt werden konnte. Die Verordnungen der Regierung erlangten nur dann allgemeine Gültigkeit, wenn diese souveränen Gerichtshöfe sie geprüft und bestätigt hatten. Alle Richter und Beamten mußten Eingeborne sein, und kein Belgier sollte außer Landes oder nach fremdem Recht gerichtet werden. Die bewaffnete Macht bestand aus Milizen oder Landwehr, und aus wenigen österreichischen Regimentern, die den Landesfestungen zur Besatzung dienten. Nur eine Ehrengarde zur Zier und Sicherheit des Hofes war dem unmittelbaren Oberbefehl des Statthalters untergeben. Die südlichen Niederlande bildeten somit einen ähnlichen Staatenbund wie die nördlichen, und in beiden war der Particularismus in einer Ausdehnung entwickelt, daß der einheitliche Organismus nur in abgeblaßten Umrissen sich erkennen ließ. Eine Menge von Gesetzen und Rechten, Gebräuchen und Gewohnheiten, Aemtern und Instituten, nach Landschaften und Städten geschieden, durchzog die Provinzen und zerbröckelte das öffentliche Leben. Die alte Ordnung schleppte sich in trägem Gange fort. Der Staat war ein Gefüge der einzelnen Provinzen in lockerem Verbande. Lagen in dem nördlichen Staatenverein in der vorwiegenden Autorität des Erbstatthalters und Oberbefehlshabers der bewaffneten Macht Keime und Ansätze zu einem monarchischen Organismus verborgen, die, wie wir gesehen haben, zeitweise schärfer hervortraten und im Volke eine starke Unterlage hatten, so war im Süden die Staatsmacht von den Einzelgewalten und in noch höherem Grade von dem mächtigen und zahlreichen Klerus überwuchert, der, wie in den romanischen Ländern, in seinen Spitzen den vornehmen Adelsgeschlechtern angehörte. Dieser Klerus, der große Reichthümer und Einkünfte besaß und in der Universität Löwen sein Centrum und seine Bildungsstätte hatte, beherrschte und lenkte das ganze

Belgisches Staatswesen.

religiöse und geistige Leben. Auf der dem Erzbischof von Mecheln unterstellten Hochschule von Löwen, wo Ordensgeistliche und ehemalige Jesuiten den Unterricht im mittelalterigen scholastischen Geiste ertheilten, machten alle Angestellten, Kleriker wie weltliche Beamten ihre Studien, so daß alle Glieder der höheren Stände von derselbeu strengkirchlichen Gesinnung durchdrungen waren.

Joseph II. u. die Niederlande. 1. Kirchliche Reformen u. klerikale Opposition.

Dieses klerikal-particularistische Staatswesen mußte einem Monarchen von so durchgreifendem Charakter und Reformeifer, wie Kaiser Joseph II. höchst widerwärtig sein. Wir werden diesem merkwürdigen Fürsten, der ein echter Sohn der philosophischen Zeitrichtung sich über das historisch Gewordene wegsetzte und die Welt nach rationalistischen Doctrinen gestalten wollte, bald auf einem größeren Arbeitsfelde begegnen. Als er die Regierung übernommen, besuchte er auch die flandrisch-brabantischen Staaten und beschwor, wie es das Herkommen mit sich brachte, in der „Joyeuse Entrée“ alle Freiheiten, Rechte, Gebräuche und Herkommen des Landes, wie sie seit Jahrhunderten trotz alles Wechsels der Herrschaft fast unverändert bestanden hatten. Seine Mutter hatte kurz vor ihrem Tode ihre mit dem Herzog Albert von Sachsen-Teschen vermählte Tochter Marie Christine zur Statthalterin ernannt. Joseph bestätigte die Ernennung und stellte dem Ehepaar, das wie früher in Ungarn, die höchste Würde gemeinschaftlich führen sollte, den Fürsten von Starhemberg als ersten Minister zur Seite, einen Mann von vornehmem Hause, der aber nicht die zu dem hohen Posten erforderlichen Geistesgaben besaß und die Leitung der Geschäfte einem schlauen Manne von zweideutigem intriganten Charakter, dem Regierungsrath Crumpipen überließ, der die Pläne und Reformen, mit denen der Kaiser umging, zu vereiteln oder zu durchkreuzen bemüht war. Schon bei diesem Besuche vernahm nämlich Joseph so viele Klagen über den langsamen Gang der Justiz, über die schlechte Verwaltung, über den Zustand des Landvolks, über die große Zahl der Abteien und Mönche, daß der Gedanke in ihm erwachen mußte, durch eine staatliche Reorganisation die souveränen Rechte zu stärken und der Regierung mehr Einheit und Gewalt zu verleihen. Uebrigens hatten die Niederlande alle Ursache sich über die ersten Schritte des neuen Regiments zu freuen. Wir wissen ja, wie eifrig Joseph die Kriegslage der Zeit für die commerciellen Interessen der flandrischen Handelsstädte auszunutzen trachtete (S. 300 f.). Der Ausgang freilich entsprach keineswegs ihren stolzen Erwartungen; daß Joseph sich mit einem Stück Geld abfinden ließ, mußte ihre Begeisterung bedeutend herabstimmen, und als nun gar der Plan auftauchte, die Provinzen zu einem neuen burgundischen Königreich umzugestalten und gegen Baiern einzutauschen, wurde ihnen bange vor der Neuerungssucht des an Entwürfen reichen beweglichen Habsburgers. Wie empörte sich aber erst der klerikal-fanatische und particularistisch-engherzige Geist der Bevölkerung und insbesondere des Herrenstandes, als der Kaiser mit seiner reformirenden Unruhe die veralteten unzeitgemäßen Einrichtungen verändern, den Schlendrian des Gerichtswesens und die Mißstände in

der Kirche und im Unterricht im Sinne des Fortschritts beseitigen, Justiz und Erziehung zeitgemäß umformen wollte! Mit welchem Entsetzen vernahm der Erzbischof von Mecheln und der päpstliche Nuntius, vernahmen die Bischöfe und die ultramontanen Heißsporne des Adels und Klerus, daß die Verordnungen, welche der Kaiser für seine österreichisch-ungarischen Erblande erlassen, auch in den Niederlanden Geltung haben sollten, daß in die dunkeln Räume des veralteten morschen Staats- und Kirchengebäudes die Fackel des modernen Zeitgeistes eindringen, Rechtspflege und Lehrmethode an der Hand der Erfahrung und Vernunft verbessert werden sollten! Einst hatten die Vorfahren die Waffen gegen Inquisition und Gewissenstyrannei ergriffen, um religiöse und bürgerliche Freiheit zu schützen, jetzt vertheidigten die Nachkommen die Institutionen des Obscurantismus und des geistigen Stillstandes. Mit der größten Entrüstung wurden in den klerikal-aristokratischen Kreisen die kaiserlichen Verordnungen aufgenommen, kraft deren auch in Belgien, der Burg der katholisch-ultramontanen Rechtgläubigkeit, die geistliche Jurisdiction und die Berufungen nach Rom beschränkt, die Hirtenbriefe und alle päpstlichen und bischöflichen Erlasse vor der Veröffentlichung den Staatsbehörden vorgelegt, Ehesachen vor weltlichen Gerichten verhandelt, die Zahl der Klöster vermindert, die Feiertage, Prozessionen, Wallfahrten eingeschränkt, die religiösen Bruderschaften aufgehoben werden, alle Confessionen Duldung und Rechtsgleichheit genießen und an die Stelle der bischöflichen Seminarien ein General-Seminar in Löwen und eine Filialanstalt in Luxemburg unter Staatsaufsicht treten sollten, um die Studien zu leiten und zu überwachen, die Prüfungen abzuhalten und „der herrschenden Sittenverderbniß und Unwissenheit" Einhalt zu thun. Daß die Regierung den Unterricht und die Lehrmethode der klerikalen Universität mit der Wissenschaft und Zeitbildung in Uebereinstimmung setzen, den mönchisch-scholastischen Charakter der katholischen Hochschule verändern, den Studiengang und die wissenschaftlichen Leistungen der Zöglinge durch weltliche Vorschriften regeln und der Alleinherrschaft des Klerus entziehen wollte, wurde als ein unerträglicher Eingriff in die Rechte der Kirche, als eine Schädigung der Religion dargestellt; und wie sollte man zugeben, daß in dem Lande der Glaubenseinheit auch solche, die nicht der alleinseligmachenden Kirche angehörten, der Duldung und bürgerlichen Rechte theilhaftig würden! Die Ultramontanen entwickelten eine agitatorische Thätigkeit, die bald alle Klassen des bigoten Volkes in Aufregung brachte. In der Presse, im Beichtstuhl, auf der Lehrkanzel, wurden die Reformen als Angriffe gegen die Religion, der Kaiser und seine Räthe als Feinde des heiligen Glaubens dargestellt. Die jungen Kleriker in Löwen, „die meist aus reichen Familien stammten und in der angenehmen Hoffnung auf fette Pfründen mit der möglichst geringen Anstrengung ein behäbiges und sorgenloses Leben suchten", die verwöhnten Jünger der bischöflichen Seminarien revoltirten gegen die neue Anstalt und ihre Professoren, und reichten eine Beschwerdeschrift ein, worin sie sich nicht nur über die verderblichen

Okt. 1786.

6. Decbr. 1786.

und unchristlichen Lehren, sondern auch über schlechtes Bier und Brod beklagten. Der Studententumult wurde von dem neuen Minister Belgiojoso, den Joseph an die Stelle des abberufenen energielosen Grafen von Starhemberg nach Brüssel geschickt hatte, mit unnöthiger Kraftentfaltung durch Waffengewalt unterdrückt. Die dabei vorgekommenen Mißhandlungen und Verwundungen mehrten die Aufregung; die jungen Leute wurden als Streiter Gottes, als Märtyrer einer geheiligten Sache betrauert. Laut wurde die Aufhebung der neuen Studienordnung verlangt; in Kurzem war das Generalseminar fast ganz verwaist. Der Klerus bildete eine geschlossene Phalanx gegen die Neuerungen in der Kirche und Universität. Die alte agitatorische Losung der Hierarchie, „man müsse Gott mehr gehorchen als den Menschen", lief durch alle Provinzen. Die Landesregierung in Brüssel, ohnedies mit dem reformatorischen Vorgehen des Kaisers nicht einverstanden und mit innerem Widerstreben gehorchend, verlor den Muth und das Selbstvertrauen; sie ließ sich auf Unterhandlungen ein und stärkte dadurch die Opposition. Um so mehr war der Kaiser entschlossen, seine Reformen durchzuführen. Er versah den Grafen Belgiojoso, der nach dem Tumult nach Wien gereist war, mit neuen Instructionen. Aber der unzuverlässige Crumpipen behielt seine einflußreiche Stellung und benutzte sie, um unter der Hand die kaiserlichen Pläne zu vereiteln oder ihre Wirkung zu lähmen und abzuschwächen.

2. Aenderung der Verfassung und Justiz. Hatten schon die kirchlichen Neuerungen und die Universitätsreformen die Gemüther mächtig aufgeregt und zum Widerstand gereizt, so stiegen die Wogen der Opposition zu einer drohenden Höhe, als der Kaiser auch die staatliche Zerbröckelung, unter deren Schatten der engherzige und selbstsüchtige Particularismus sich so behaglich fühlte, aufzulösen und eine neue einheitliche Staatsordnung an deren Stelle zu setzen unternahm, und als er in den Wust veralteter Gerichts- und Rechtsformen eine organisch gegliederte Justizverfassung einzuführen begann.

1. Jan. 1787. Im Anfang des Jahres 1787 wurde durch Belgiojoso eine Reihe von Edikten veröffentlicht, durch welche im Interesse einer größeren Centralisation und Gleichförmigkeit die seit Jahrhunderten bestehenden Zustände in der Verwaltung und im Gerichtswesen umgestaltet werden sollten. An die Stelle der bisherigen Provinzialverbände mit ihren überlieferten Rechten, Aemtern, Collegien und Instituten sollte eine neue Territorialeintheilung mit kaiserlichen Oberbeamten treten. Die Verordnungen theilten das ganze Land in neun Kreise mit eben so vielen Intendanten, und jeden Kreis in eine Anzahl von Bezirken mit Commissarien; sie concentrirten die Gewalt der Regierung in einem einzigen Rathe, dem einige Deputirte aus den Provinzen zur Seite stehen sollten, und schufen ein bureaukratisches Verwaltungssystem. In entsprechender Weise sollte der Gerichtsgang vereinfacht und organisch geordnet werden; alle Sondergerichtsbarkeit, die Territorial-, Lehns- und geistlichen Gerichtshöfe, mit Ausnahme der Stadtgerichte, sollten in Wegfall kommen, und dafür ein höchster Justizhof nebst zwei Appellationsgerichten in Brüssel und Luxemburg des Rechts walten.

Agitatorische Bewegungen. Wie sehr immer diese Einrichtungen, welche eine einheitliche Staatsverwaltung und Rechtspflege begründen, den Feudalismus und Föderalismus für

immer abthun, und die Kraft des Gesetzes und gleiches Recht als höchstes Princip aufstellen sollten, den Zeitbedürfnissen und der Wohlfahrt des Landes entsprechend sein mochten, sie verletzten zu viele Privatinteressen und widerstrebten zu sehr den Gewohnheiten und Traditionen, als daß sie nicht auf den heftigsten Widerstand hätten stoßen sollen. Wenn solche in das Verfassungsleben so tief einschneidende Gesetze ohne Mitwirkung der Stände gegeben werden, ist dann die beschworene Staatsordnung, die Joyeuse Entrée mehr als Schein und Schatten? Der Adel, der seine erblichen Ehrenrechte und Privilegien bedroht sah, die Advocaten und Procuratoren, die sich in ein neues Rechtsverfahren einstudiren sollten, die Stadträthe, die gesammte Richter- und Beamtenwelt erhoben lauten Protest gegen die Abstellung der alten Einrichtungen. Nur langsam und unvollständig und unter fortwährendem Widerspruch konnten die Reformen hie und da ins Leben treten. Die klerikale Partei erhielt durch den allgemeinen Unwillen neue Kräfte; das Volk, dessen religiöser und geistiger Gesichtskreis gänzlich unter priesterlichen und mönchischen Einflüssen stand, gewöhnte sich, den Kaiser als Tyrannen und Feind der Kirche zu betrachten; Leidenschaft und Vorurtheil waren stärker als Einsicht und Verstand. Die Reformen wurden geschildert als eine Gefährdung des Eigenthums, der Familie, der Religion. Als der Kaufmann Hondt wegen Betrügereien bei Armeelieferungen gefangen nach Wien geführt wurde und dort in Eisen die Straßen kehren mußte, war ein Lärm im ganzen Lande. Es wurde als Justiztyrannei, als willkürliche Verletzung der staatsbürgerlichen Rechte jedes Niederländers erklärt, daß man einen Verbrecher den einheimischen Gerichten, wo das Urtheil voraussichtlich sehr gelinde ausgefallen wäre, entzog und vor das kaiserliche Tribunal in Wien stellte. Das belgische Volk glaubte für Freiheit, für persönliches Recht, für nationale und vaterländische Güter zu streiten, während es doch nur den selbstsüchtigen Zwecken der privilegirten Klassen diente, zur Erhaltung kirchlicher und staatlicher Mißbräuche seine Hülfe bot! Die revolutionären Vorgänge, von denen um dieselbe Zeit das nördliche Nachbarland heimgesucht war, wirkten auf die Belgier zurück, so verschieden auch die Beweggründe und Ziele waren. Man verglich die Gegenwart mit den Zeiten Philipp's II.; man zog die alten Freibriefe und Verfassungsurkunden hervor; man brachte in Erinnerung, daß die „Joyeuse Entrée" von Brabant den Unterthanen gestattet, für den Fall einer Verletzung der Verfassung dem Fürsten den Dienst zu versagen, bis das Recht hergestellt sei.

Die Brüsseler Landesregierung erschrak über die allgemeine Gährung: sie suchte durch beruhigende Erklärungen die Gemüther zu beschwichtigen und zugleich den Kaiser zu bewegen, daß er von seinem Vorhaben abstehe oder wenigstens die Ausführung verschiebe. Joseph, damals gerade mit den russisch-türkischen Kriegsangelegenheiten beschäftigt und dadurch außer Stand gesetzt, persönlich in den Niederlanden zu erscheinen, gab seine Zustimmung, daß man mit den politisch-administrativen Reformen allmählig vorgehe, dagegen sollten alle die Haltung der Landesregierung.

Kirche und Universität betreffenden Verordnungen unverzüglich ausgeführt werden. Aber gerade die kirchlichen Neuerungen lieferten den geeignetsten Zündstoff für demagogische Umtriebe, wobei die verschiedenartigsten Elemente und Tendenzen zusammenwirkten: klerikale und feudale Sonderinteressen, particularistische Selbstsucht und demokratisch-republikanische Freiheitsideen. Proteste und Adressen wurden von Haus zu Haus getragen. Die agitatorischen Aufstachelungen, von der unschlüssigen schwachen Landesregierung mehr gefördert als gehemmt, erreichten ihren Zweck. Im Frühjahr war die Gährung schon so allgemein und mächtig, daß die Stände von Brabant sich nicht nur der Bekanntmachung der kaiserlichen Edikte widersetzten, sondern mit Berufung auf den „frohen Einzug" die Steuern verweigerten, bis den von ihnen eingereichten Beschwerden und Vorstellungen abgeholfen sein würde. Eine revolutionäre Bewegung durchzog das ganze Land. Der Rath von Brabant erklärte, daß er die von den neuen Gerichten gefällten Urtheilssprüche nicht als rechtsgültig anerkennen würde; in den Städten bildeten sich bewaffnete Wehrmannschaften; aus den Provinzen wurden stürmische Adressen eingebracht, worin die Entfernung der neuen Einrichtungen und der dabei betheiligten Männer verlangt ward; Volkshaufen mit den dreifarbigen brabantischen Fahnen durchzogen die Straßen; in Antwerpen und Namur wurden die Besatzungstruppen bedroht und geschmäht; in Brüssel kam es zu einem von rohen Excessen begleiteten Aufstand. Die Statthalter Albert und Christine geriethen in Schrecken und da sie von dem in weiter Ferne weilenden Kaiser keine Befehle einholen konnten, so gaben sie den Bescheid, daß mit den Neuerungen eingehalten werden solle, und versprachen zugleich in Wien die Zurücknahme der Verordnungen zu bewirken. Diese Antwort erregte einen unbeschreiblichen Jubel unter der Bevölkerung. War es doch ein Triumph der nationalen Opposition über die Regierung. Die Ovationen, die dem statthalterischen Paar im Theater dargebracht wurden, das Läuten der Glocken, die glänzende Illumination der Hauptstadt, diese und andere Kundgebungen einer festlichen Stimmung waren weniger Beweise von Loyalität und Huldigung, für welche sie gelten sollten, als Aeußerungen des Siegesbewußtseins. Albert und Christine feierten die Niederlage ihrer eigenen Sache. Die Rührung der Erzherzogin über die Auszeichnungen war mit dem Gefühle der Bangigkeit gemischt, wie wohl der kaiserliche Bruder die Nachricht aufnehmen werde.

(Margin: 19. April 1787.; 30. Mai 1787.)

Der Kaiser und die Opposition. Joseph empfing die Berichte aus Brüssel auf einer Reise, die er mit der Kaiserin Katharina nach der Krim unternommen hatte. Er beschleunigte so viel als möglich die Rückkehr aus Cherson nach Wien. Der Reichskanzler Kaunitz konnte sogleich aus der Heftigkeit gegen ihn selbst, weil er der Statthalterschaft auf seine eigene Verantwortung die Billigung ihres nachgiebigen Verhaltens ausgesprochen, den Schluß ziehen, daß der Kaiser nimmermehr die Concessionen seiner Schwester und seines Schwagers gutheißen werden. Wie einst Philipp II. so sah auch Joseph in dem Vorgehen der Niederländer „die direktesten Angriffe

gegen seine Souveränetät". In sein Arbeitszimmer eingeschlossen prüfte er mit dem ihm eigenen Fleiß alle Schriftstücke über die Lage der Dinge. Der Entschluß, die Nachgiebigkeit der niederländischen Landesregierung zurückzuweisen und auf der Durchführung seiner Reorganisationspläne zu beharren, wurde wesentlich bestärkt durch die Nachrichten von weiteren ungesetzlichen Vorgängen. Wie vorauszusehen war gab die furchtsame Schwäche der Statthalter den Führern der Opposition, den klerikal-revolutionären Demagogen, den feudal-particularistischen Malcontenten neuen Muth zu agitatorischen Umtrieben. Nicht nur die Herstellung und Erhaltung des alten Systems sollte dem Kaiser abgetrotzt werden; man wollte die Provinzen von der österreichischen Herrschaft loslösen. Wie in Holland bezeichnete sich die Oppositionspartei als „Patrioten"; immer zahlreicher wurden die freiwilligen Wehrmannschaften in den Städten; Nationalkokarden wurden aufgesteckt; wer das Zeichen der vaterländischen Gesinnung nicht trug, sah sich Insulten ausgesetzt; selbst Belgiojoso wagte nicht sich ohne ein solches Abzeichen sehen zu lassen. Die Häupter der Widerstandspartei, vorab van der Noot und Vonck, zwei Advocaten am souveränen Rath von Brabant, waren mächtiger als die Regierung und die Beamten; sie geboten über die klerikale und demokratische Menge, an die sich dann wieder die Altconservativen und Particularisten anschlossen. Klerus und Adel gaben durch Geldbeiträge der Bewegung Nachdruck.

Am 6. Juli langten in Brüssel Depeschen aus Wien an, welche die Statthalter nebst dem Minister Belgiojoso und zugleich Delegirte aus den Ständen sämmtlicher Provinzen nach der Donaustadt beriefen. Der Kaiser wolle mit ihnen in Ueberlegung ziehen, hieß es darin, wie die Wohlfahrt des Landes am besten wahrgenommen werden möge. Es sei durchaus nicht seine Absicht, die Landesverfassung umzuwerfen, wie von böswilligen Leuten, die nur ihren Eigennutz im Auge hätten, ausgestreut werde; er wolle nur die Mißstände beseitigen, die ihm in vielen Bittschriften als nachtheilig für das Landeswohl dargestellt worden. Die Verbesserung der Justizverwaltung solle eine kürzere und weniger kostspielige Rechtspflege begründen, die Kreishauptmannschaften eine sorgfältigere Ausübung und Beobachtung der Gesetze ermöglichen. Er wolle die ungesetzlichen Schritte, die bisher vorgefallen, väterlich verzeihen, in der Voraussetzung, daß die Abgeordneten vertrauensvoll mit ihm und seinen Stellvertretern die Maßregeln berathen und beschließen, die zum allgemeinen Besten gereichen. Sollte diese Erwartung nicht in Erfüllung gehen, so hätten sie sich die Folgen ihres Ungehorsams selbst zuzuschreiben.

Ein kaiserliches Rescript. 6. Juli 1787.

So gemäßigt und verständig die kaiserlichen Schreiben gehalten waren, so regten sie die Gemüther doch gewaltig auf. Von einer Rücknahme der Erlasse war darin keine Rede und die Zusammenziehung von Kriegsvolk, das der General Graf Joseph von Murray zur Verstärkung der Garnisonen nach den Niederlanden führen sollte, deutete nicht auf Nachgiebigkeit und Versöhnung. Man überlegte in den Oppositionskreisen, ob man die Deputirten nach Wien schicken, ob man das Statthalterpaar aus Brüssel abziehen lassen sollte; die Brabanter Stände beriethen, ob sie nicht die Vermittelung Frankreichs anrufen sollten

Graf Murray Generalgouverneur.

Man fügte sich jedoch in die Lage. Die fürstlichen Hoheiten und die Deputirten langten im Juli in Wien an. Aber welchen Schrecken erregte die Mittheilung des Reichskanzlers, daß Graf Murray, der zum interimistischen Generalgouverneur ernannte Commandant der niederländischen Militärmacht, den Befehl überbringe, die kaiserlichen Edikte auszuführen, alle Steuern nachzuzahlen, die Freiwilligencompagnien aufzulösen, das Generalseminar unwiderruflich vor dem 1. November zu eröffnen. Man wurde an Alba erinnert; und doch hatte der General von schottischer Abkunft so wenig Aehnlichkeit mit dem spanischen Grande. Anstatt wie dieser eiserne Herzog das Land unter die Gewalt des Schwertes zu beugen, suchte der neue Militärgouverneur die Aufregung durch milde und versöhnliche Mittel zu beschwichtigen, flößte aber durch das ängstliche Bestreben den Bürgerkrieg zu vermeiden der Opposition nur mehr Muth und Selbstvertrauen ein, sodaß er nicht einmal die tumultuarischen Auftritte zu unterdrücken vermochte, daß die Freicorps, die Bürgergarden, die patriotischen Abzeichen fortbestanden, daß in Brüssel Barrikaden gebaut und Anstalten zu einem Straßenkampf getroffen wurden. Und als er gar, um die Stände zu bewegen, die ihm ganz unentbehrlichen Subsidien zu bewilligen, eine Proclamation erließ, worin er „im Namen des Kaisers" das Fortbestehen der bisherigen Landesver-
20. Sept. 1787. fassung, aller Grundgesetze, Privilegien, Freiheiten garantirte und die Herstellung der kirchlichen und staatlichen Zustände in der früheren Form versprach, da sah man in Wien ein, daß Murray der wichtigen Aufgabe nicht gewachsen sei. Er wurde daher in ungnädigen Ausdrücken der Stelle eines General-
8. Okt. gouverneurs enthoben.

Es scheint, daß Joseph selbst unsicher und schwankend geworden war; die Vorstellungen seiner Schwester und seines Bruders Leopold von Toscana mochten Zweifel und Bedenken in seiner Seele erregt und ihn zu Aeußerungen gebracht haben, die verschiedenartiger Deutung fähig waren und den Militärgouverneur auf den Gedanken führten, der Kaiser wolle in der That von seinen Reformplänen in den niederländischen Provinzen abstehen. Dies war jedoch keineswegs Josephs Absicht.

Neues Regiment und wachsende Bewegung. Hätte Murray den Anschauungen seines Herrn mehr entsprochen, so wäre vielleicht Christine und ihr Gemahl, wie einst Margaretha von Parma nicht mehr nach Brüssel zurückgekehrt; aber unter den jetzigen Umständen schien ihre Anwesenheit in den Niederlanden das zweckmäßigste Auskunftsmittel. Sie trafen
Jan. 1788. daher im neuen Jahr wieder in Brabant ein, begleitet von General d'Alton, einem ehrgeizigen entschlossenen Militär, der den Oberbefehl über die Kriegsmacht führen sollte, und von dem Grafen Trautmannsdorf, einem leutseligen aber wenig energischen Edelmann, der die Stelle von Belgiojoso übernahm. Die Statthalter fanden bei ihrer Rückkehr die Lage und Stimmung viel schlimmer als bei ihrer Abreise. Die schwankende Politik der letzten Monate hatte die Gemüther in der Hoffnung bestärkt, durch fortdauernden Widerstand schließlich doch die Zurücknahme der Edikte erwirken zu können. Der Befehl des neuen Mini-

sters, daß alle im vorhergehenden Jahr erlassenen Ordonnanzen vollzogen werden sollten, stieß daher auf den heftigsten Widerspruch. Die Opposition der Geistlichkeit gegen die Neuerungen in der Kirche und in dem Unterrichtssystem, der Widerspruch der Stände gegen die Reformen im Staats- und Gerichtsleben dauerte nicht nur fort, sondern trat, ermuthigt durch die erbitterte Volksstimmung immer offener und kühner zu Tage. Die Regierung selbst war getheilter Meinung: Trautmannsdorf war für gelinde und hinhaltende Maßregeln, d'Alton für scharfes Vorgehen. Unter solchen Umständen konnten Conflicte nicht lange ausbleiben. Als das Generalseminar in Löwen aufs Neue geöffnet, die bischöflichen Lehranstalten in Antwerpen und Mecheln geschlossen, die weltlichen Facultäten der Landesuniversität nach Brüssel verlegt wurden, entstand in der klerikalen Welt eine allgemeine Bewegung. Die Geistlichkeit, an ihrer Spitze der Erzbischof von Mecheln, Cardinal van Frankenberg, die Studenten, die fanatisirte Bevölkerung der größeren Städte ergingen sich in Protesten und Demonstrationen gegen die neuen Professoren und die Umgestaltung der bisherigen Lehrordnung. Es bildeten sich insgeheim patriotische Vereine von klerikaler und demokratisch-revolutionärer Färbung, Serments genannt, welche die Opposition gegen die Regierung bis zum bewaffneten Widerstand organisirten und lebendig erhielten. Aufrührerische Schriften wurden verbreitet, die „Royalisten" insultirt oder mißhandelt, da und dort tumultuarische Auftritte in Scene gesetzt. Van der Noot sollte verhaftet werden, er entkam aber nach Holland und wirkte dann vom Haag, von London, von Berlin aus den Josephinischen Plänen entgegen, theils durch diplomatische Umtriebe bei den fremden Höfen, theils durch Aufstachelung des belgischen Volks. Alle Patrioten sollten die alten Rechte und Einrichtungen der Väter als heiliges Palladium schützen und wahren. Er war ein ehrgeiziger, herrschsüchtiger Intrigant ohne alle hervorragende Talente, und ein fanatischer Anhänger des Herkömmlichen und Bestehenden, während Vonck, sein Mitarbeiter in den Werken der Demagogie, erfüllt war von den Ideen der demokratischen Freiheit und Volkssouveränetät, die von Amerika und Frankreich in die Welt drangen. Der letztere wollte die Befreiung des Landes durch die nationale Kraft und die Selbsthülfe des Volkes erringen, van der Noot setzte sein Vertrauen auf den Beistand des befreundeten Auslandes. — Von der Zeit an herrschte eine Art Krieg in den belgischen Landen, der aber von keiner Seite mit Begeisterung und gutem Gewissen geführt ward. Die Erzherzogin und ihr Gemahl waren in ihrem Innern den Reformen abgeneigt; sie lebten noch in den politischen und religiösen Gesichtskreisen Maria Theresia's und hätten sich gerne mit dem Klerus und Adel vertragen; selbst Trautmannsdorf stand nur aus Gehorsam und Loyalität gegen seinen Herrn und Gebieter zu den Neuerungen. Aber auch auf Seiten der nationalen Gewalten hatte man nicht den Muth, zur offenen Auflehnung fortzuschreiten. In der Brabanter Ständeversammlung wiesen wohl die bürgerlichen Abgeordneten der Städte die meisten Steuervorlagen zurück und bewilligten nur Nov. 1788.

die für die Hofhaltung der Erzherzogin und ihres Gemahls bestimmten Abgaben, um diesen ihr Vertrauen zu beweisen; dagegen gaben Adel und Klerus ihre Zustimmung zu den vollen Zuschüssen. Aehnliches geschah in Hennegau, sonst einer loyal gesinnten Provinz. Dies wurde in Wien als ein Akt der Rebellion an-
7. Jan. 1789. gesehen und der Minister Trautmannsdorf mußte den Ständen erklären, daß Brabant den Freibrief der Joyeuse Entrée verwirkt habe und daß fortan die Steuerhebung ohne ständische Bewilligung stattfinden werde. Aus Furcht vor Gewaltmaßregeln gab der Ständerath nachträglich seine Einwilligung und erlangte dadurch die Suspension der Ordonnanz, in Hennegau wurde die Bewilligung militärisch durchgesetzt, die übrigen Provinzen fügten sich freiwillig. Dem äußern Schein nach hatte somit die Regierung ihren Zweck erreicht; die Geschäfte konnten einige Monate lang ohne Störung fortgeführt werden. Nun glaubte der Kaiser den günstigen Augenblick gekommen, um mit aller Entschiedenheit seine Reformpläne durchzuführen und den Widerstand des Klerus und der Patrioten für immer niederzuschlagen. Den Generalständen wurde eine kaiserliche
16. Juni 1789. Ordonnanz mitgetheilt, kraft deren die Vertretung des dritten Standes neu organisirt, die Steuererhebung, um die Staatseinnahmen von den periodischen Bewilligungen unabhängig zu machen, ein für allemal festgesetzt, der Rath von Brabant des Rechts der Einsprache bei kaiserlichen Edikten beraubt werden sollte. Als die Stände den Forderungen hartnäckigen Widerstand entgegensetzten, wurde das Sitzungshaus von d'Alton mit Militär umstellt, die Versammlung aufgelöst, auf alle Papiere und Urkunden Beschlag gelegt. Zugleich wurde der Cardinal-Erzbischof von Mecheln zur Verantwortung vorgeladen wegen des unbotmäßigen Geistes auf der Universität Löwen und der agitatorischen Umtriebe der Priester und Mönche.

Anfang des Bürgerkriegs. Es herrschte in den Niederlanden ein Zustand, der von einem Bürgerkrieg nicht weit entfernt war und bald genug zu demselben fortschreiten sollte. Aber welchen Ausgang konnte man erwarten, da der Kaiser in Wien krank lag, die Statthalter wegen offenkundiger Mißbilligung der Politik Josephs von den Geschäften fern gehalten wurden, Trautmannsdorf und d'Alton in Zwietracht lebten und einander entgegenwirkten, die revolutionären Factionen in Frankreich und Holland die Belgier aufstachelten und ihnen Vorschub und Hülfe leisteten, selbst die Regierungen im Haag, in London, in Berlin aus Mißtrauen gegen den ehrgeizigen Absolutismus des österreichischen Herrschers und aus Gründen der eigenen Politik die aufständische Bewegung der niederländischen Provinzen begünstigten? Die Auswanderungen nahmen trotz der strengen Verbote und Strafedikte während des Sommers einen solchen Umfang an, daß in Lüttich und Breda sich Emigrantenausschüsse bildeten, mit dem Zweck, Waffen und Kriegsbedarf zu einem Volksaufstand zu beschaffen. In Lüttich leitete Vonck, der die republikanische Gesellschaft „für Altar und Heerd“ gegründet hatte, die agitatorischen Intriguen, in Breda unterhandelte van der Noot als „bevollmächtigter

Agent des Volks von Brabant" mit den fremden Regierungen und nährte zugleich den Widerstand im eigenen Lande mittelst ausgedehnter Geheimbünde. Schon im Juli kam es in verschiedenen Städten, in Tirlemont, in Mons, in Juli 1789.
Löwen, in Antwerpen u. a. O. zu tumultuarischen Auftritten zwischen den Genossen der patriotischen Vereine und den kaiserlichen Militär- und Polizeimannschaften. Einen ernsteren Charakter nahm die Bewegung an, als Vonck einige Haufen Auswanderer in dem fürstbischöflichen Gebiet von Lüttich sammelte und Sept. 1789.
in Verbindung mit andern Flüchtlingen von den holländischen Grenzlanden aus einen Einfall in Brabant unternahm. Da weder Vonck noch van der Noot die militärische Führung übernehmen konnten, so beriefen sie einen ehemaligen Offizier, van der **Meersch**, der sich nach Flandern zurückgezogen hatte, nach Breda, wo sich die beiden patriotischen Heerhaufen vereinigt hatten, damit er den Oberbefehl übernehme. Die Insurgentenarmee bestand aus etlichen tausend schlechtbewaffneten und ungeübten Leuten, ohne Geschütz und Uniformen, die einige österreichische Regimenter ohne Mühe hätten überwältigen und in die Flucht schlagen können, hätte nicht in den regierenden Kreisen Rathlosigkeit, Unschlüssigkeit und Uneinigkeit geherrscht. Auf die Nachricht, daß van der Meersch in Brabant eingedrungen sei und in Hoogstraten im Namen der Stände eine Proclamation erlassen habe, wonach Joseph II., weil er die beschwornen Rechte verletzt habe, durch den Willen des souveränen Volkes der herzoglichen Krone beraubt und alle Unterthanen von dem Treueid entbunden sein sollten, entsandte d'Alton den General Schröder, um die Aufständischen zurückzuschlagen. Bei dem Anblick der kaiserlichen Truppen verloren die Insurgenten den Muth; sie machten eine Rückwärtsbewegung und verschanzten sich dann in Turnhout. Schröder, begierig den Aufstand so schnell als möglich zu unterdrücken, war so unvorsichtig, einen Angriff auf die Stadt zu unternehmen, wo van der Meersch eine 26. Okt. 1789.
durch Verhaue, Erdwälle und Barrikaden befestigte Stellung inne hatte, und die Einwohner, Frauen wie Männer, von den Dächern und aus den Häusern mit Wurfgeschossen und Waffen aller Art den Stürmenden Widerstand leisten konnten. Die Folge war, daß die Oesterreicher nach einem fünfstündigen Kampfe einen verlustvollen Rückzug antreten mußten.

Dieser Ausgang des unbedeutenden Gefechtes war von unberechenbaren Folgen. Er gab das Signal zu einer allgemeinen Erhebung der Niederländer gegen das kaiserliche Regiment. In Gent verjagte ein patriotisches Freicorps mit Hülfe der städtischen Bürgerwehr die österreichische Garnison und bemächtigte sich der Citadelle; bald stand ganz Flandern, Brabant und Hennegau unter den Waffen. Die Kopflosigkeit, die unsichere und schwankende Haltung, die Anwendung halber Maßregeln, alle die Fehler, die wir in den regierenden Kreisen gerügt haben, hatten auch die Armee gelähmt. Die Wallonen in österreichischen Diensten rissen massenweise aus und vereinigten sich mit den patriotischen Heerhaufen unter van der Meersch. Noch nie ist die reguläre Kriegsmacht

Die Insurrection im siegreichen Vorgehen. 18. Nov.

eines militärischen Großstaats so unwürdig von Milizen und Freischaaren überwunden worden. Und welchen Eindruck mußte es auf die Insurgenten und die Patriotenpartei hervorbringen, als Trautmannsdorf in der Angst seiner Seele
Nov. 1789. eine Reihe von Edikten erließ, in denen er die Herstellung der Constitution, Aufhebung des Generalseminars, Amnestie und Einstellung der militärischen Maßregeln verhieß? Mußten diese Erlasse nicht als Zeichen von Furcht und Schwäche angesehen werden und die Aufständischen ermuthigen? Und wer bürgte denn dafür, daß die Verheißungen diesmal zuverlässiger und erfolgreicher sein würden, als die früheren? Der Kaiser war ja noch am Leben, wenn auch auf dem Krankenlager hinsiechend. Schon waren die Stände der bedeutendsten Provinzen zu einer Generalversammlung in Brüssel zusammengetreten, um im Einverständniß mit van der Noot und den Emigranten von Breda die Unabhängigkeit der belgischen Niederlande von Oesterreich ins Werk zu setzen. Preußen, wegen der Wirren im Fürstbisthum Lüttich mit der kaiserlichen Regierung zerfallen, und die Republik Holland begünstigten insgeheim die Revolutionspartei. Als die Insurgentenschaaren von allen Seiten sich der Hauptstadt Brüssel näherten, bewirkte Trautmannsdorf die Abreise der Erzherzogin und ihres Gemahls. Mit schweren Herzen und bangen Gefühlen schieden die Statthalter aus dem gährenden Lande und langten nach langsamen Tagemärschen in Bonn an, wo der Kurfürst Maximilian Franz ihnen in Poppelsdorf eine Wohnung herrichten ließ.

Die Oesterreicher räumen Brüssel. Die Abreise des statthalterischen Ehepaares beschleunigte den Abfall der Provinzen. Der Commandant d'Alton war hinlänglich mit Streitkräften versehen, um Brüssel nachdrücklich gegen die Freischaaren und die städtische Bürgerwehr zu vertheidigen; allein die zwischen ihm und dem Minister herrschende Zwietracht lähmte alle Unternehmungen. Um einem Angriff auf die Hauptstadt vorzubeugen, schloß der Befehlshaber mit den Insurgentenführern einen Waffenstillstand auf zehn Tage und gab dadurch der Revolutionspartei Gelegenheit, Alles mit Muße für ihre Zwecke vorzubereiten. Die städtischen Wehrmannschaften wurden für die Unabhängigkeit gewonnen, die kaiserlichen Soldaten belgischer Abkunft zur Untreue verführt. Der Waffenstillstand war noch kaum zu
10–12. Decbr. 1789. Ende, so brach in Brüssel der allgemeine lange vorbereitete Aufstand los. Nur durch ein energisches militärisches Vorgehen konnte der Sitz der österreichischen Herrschaft erhalten werden. Aber Trautmannsdorf hielt den Befehlshaber ab, auf die Bürger zu feuern; er wußte, wie man in den höchsten Kreisen gesinnt war, und fürchtete nachträglich zur Verantwortung gezogen zu werden. So sah sich denn d'Alton, als ganze Compagnieen aus den kaiserlichen Heeren zu den Patrioten übergingen, nach einer zweitägigen zwischen kriegerischen Anstalten und Unterhandlungen schwebenden Frist genöthigt, die Stadt zu räumen und die sonst tapfern Soldaten, die so gerne von ihren Waffen Gebrauch gemacht hätten, wie geschlagene Flüchtlinge nach Namur und Luxemburg zu führen. Die

kaiserlichen Beamten folgten ihnen auf dem Fuße, nichts mit sich führend, als 23. Decbr. 1789.
was sie auf dem Leibe trugen; auch Trautmannsdorf floh nach Aachen. Am folgenden Tag hielt van der Meersch seinen Einzug in Brüssel. Der königliche Schatz mit drei Millionen Gulden, die Kriegskasse, die Archive mit wichtigen Schriftstücken über die neuesten Vorgänge, Kanonen und viele tausend Gewehre fielen in die Hände der Insurgenten. „Die prächtige Armee war wie in regellose Banden aufgelöst; die kaiserliche Herrschaft schien in Brabant vernichtet."

Nun führte das Brüsseler Revolutions-Comité das Regiment. Van der Der republikanische Staatenbund.
Noot wurde als Freiheitsheld mit königlichen Ehren gefeiert. An den Straßenecken las man ein Manifest, welches den Kaiser aller Souveränetätsrechte verlustig erklärte. Der Vicekanzler Philipp Kobenzl, den Joseph als Friedensboten mit großen Vollmachten nach den Niederlanden gesandt hatte, wurde von Brüssel ferngehalten. Zu Anfang des neuen Jahres constituirten sich die in der Hauptstadt versammelten Generalstände aller Provinzen als „vereinigte belgische 7. Jan. 1790.
Staaten" mit einem souveränen „Congreß" als oberster Landesregierung, gesetzgebende und vollziehende Gewalt in sich vereinigend. Es war ein unglücklicher Versuch, neuen Wein in alte Schläuche zu gießen. Denn während den demokratischen Vonckisten eine Republik vor Augen schwebte, wie sie in Amerika eingeführt, in Frankreich in Vorbereitung war, strebten die Anhänger des alten Systems, an ihrer Spitze van der Noot und der Abbé van Eupen, nach einer Herrschaft der aristokratisch-klerikalen Stände mit allen Sonderrechten, corporativen und particularistischen Einrichtungen und strengkatholischer Glaubenseinheit. Die Nachricht von diesen Vorgängen war für den kranken Kaiser ein Stoß ins Herz. „Ihr Land hat mich getödtet", sagte er sterbend zu dem Fürsten Karl Joseph von Ligne, der von der kaiserlichen Armee mit der schlimmen Botschaft nach Wien geeilt war: „das verlorene Gent war mein letzter Seufzer; das verlassene Brüssel ist mein Tod." Am 20. Februar 1790 hörte er auf zu leben. 20. Febr. 1790.
Sein Bruder und Nachfolger Leopold war eifrig bemüht, die abgefallenen Provinzen wieder für die österreichische Herrschaft zu gewinnen. Sein Streben wurde durch die Belgier selbst gefördert. Denn ehe noch das republikanische Regiment Wurzel schlagen konnte, löste sich der unnatürliche Bund. Die Vonckisten, an die sich auch van der Meersch mit seinen Freiheitskämpfern anschloß, waren nicht geneigt, statt des abgeworfenen monarchischen Absolutismus das feudal-klerikale Joch van der Noots und des Cardinals von Frankenberg, des Vorsitzenden im Congreß auf sich laden. Sie wollten, wie ihre Pariser Gesinnungsgenossen, eine neue Constitution einführen, zu deren Ausarbeitung eine allgemeine Nationalversammlung einberufen werden sollte. Vonck suchte in einer Schrift „Unparteiische Betrachtungen über den gegenwärtigen Zustand von Brabant" nachzuweisen, daß nur auf Grund der Volkssouveränetät eine rechtmäßige Obrigkeit mit Trennung der drei Gewalten errichtet werden könne. Da zeigte es sich aber, wie wenig Halt die belgische Revolution in der Nation hatte. Van

der Noot und seine priesterlich-feudalen Gefährten reizten die bigote Masse gegen die Liberalen auf, so daß in Brüssel ein Pöbelaufstand erfolgte, in welchem die
16. März 1790. Vonckisten bedroht, mißhandelt, ihre Häuser geplündert wurden. Van der Meersch, den man auf dem Feldzug wider die Kaiserlichen ohne Unterstützung ließ, dem van der Noot seinen Bruder als Kriegscommissär und Beobachter zur Seite gestellt hatte, wurde zurückgesetzt und ein preußischer Offizier, Schönfeld, mit dem Oberbefehl des republikanischen Heeres betraut, und als der gekränkte General im Namen der Armee ein scharfes Schreiben an den Nationalcongreß richtete und mit einer Gegenrevolution drohte, wurde er überwältigt und mußte als Gefangener nach der Citadelle von Antwerpen wandern, wo er den Schmähungen und Insulten roher Wächter ausgesetzt war. Der Klerus und die Anhänger des alten Systems herrschten im Lande und verfolgten mit gleicher Wuth die Josephinischen Parteigänger wie die demokratischen Patrioten. Man sah Mönche, ein Crucifix in der einen, den Degen in der anderen Hand von blindem Eifer fortgerissen, die Gläubigen zum Kampfe führen. „Die Gefängnisse waren bald überfüllt mit Bürgern, die man ohne alle richterliche Formen einkerkerte, die Unverletzlichkeit des häuslichen Heerdes, das Briefgeheimniß, die kostbarsten Garantieen der Verfassung wurden frech mit Füßen getreten. Ein System des Schreckens und der Unterdrückung herrschte in der Hauptstadt." Der Kardinal von Frankenberg und die hochkirchliche ultramontane Priesterschaft feuerten zu einem Kreuzzug an, sowohl gegen die kaiserlichen Truppen, die seit d'Alton's Absetzung und bald darauf erfolgtem Tod unter General Bender vom Luxemburgischen aus die Wiedereroberung des Landes unternahmen, als gegen die liberalen Vonckisten, die unter dem Einfluß Jacobinischer Emissäre einer demokratischen Republik zusteuerten. „Wie Schade", rief Camille Desmoulins in seinem Wochenblatt über die Vorgänge des Nachbarlandes aus, „daß diese Pfaffen die brabantische Revolution so verderben". Wie in Frankreich hatte auch in Belgien die sociale Umwälzung hochgeborene Gönner; so den Herzog von Ursel, den Grafen von der Marck aus dem Hause Aremberg, Mirabeau's Freund, den Vicomte von Walckiers u. a.

Wiedereroberung des Landes durch Oesterreich. Bei so weit auseinander gehenden Tendenzen konnte das neue republikanische Regiment keinen Bestand haben. Von ihm galt wie von der Josephinischen Regierung der Spruch: So ein Reich mit ihm selbst uneins wird, mag es nicht bestehen. Wir werden die Wechselfälle, denen das belgische Land entgegenging, in einem andern Zusammenhang erfahren. Leopold II. ließ dem Congreß die Wiederherstellung der früheren Verfassung im ganzen Umfang und die Aufhebung der Reformordonnanzen seines Bruders unter Garantie von Holland, England und Preußen anbieten und volle Amnestie für alles Vergangene, wenn er sich auflösen, die Unabhängigkeitserklärung zurücknehmen und sich wieder der österreichischen Herrschaft fügen würde. Als aber der ständische Convent das Anerbieten von der Hand wies, rückten die österreichische Truppen in Belgien ein. Die phrasenreichen Auf-

rufe an das belgische Volk zur freiwilligen Bewaffnung vermochten keine disciplinirten Heere aus der Erde zu stampfen. Nach einem leicht errungenen Sieg über Schönfelds Heerhaufen, drangen die Kaiserlichen ohne namhaften Widerstand nach Brabant vor und führten die Statthalter Christine und Albrecht nach Brüssel zurück. Die Häupter der Staatenpartei, van der Noot und van Eupen, hatten auf den Beistand der Holländer und Preußen gerechnet; aber der Reichenbacher Vertrag vom Juli 1790 hatte die politische Stellung der Mächte verändert. Der Einmarsch der kaiserlichen Heere fand keinen Widerspruch, und das alte Regiment konnte ohne Schwierigkeit in der Hauptstadt Brabants noch einmal aufgerichtet werden. Der Cardinal-Erzbischof selbst feierte die Rückkehr der Habsburger Herrschaft mit einem Tedeum. Die republikanischen Mitglieder der Stände flüchteten über die Grenze und die Revolution endete wie ein Traum, der nichts hinterläßt als eine verworrene Erinnerung. Vonck und van der Meersch fanden Gelegenheit nach Frankreich zu entkommen, wo sie in Verbindung mit den holländischen und Lütticher Emigranten für die Verbreitung der neuen Ideen in der Heimath wirkten. Dort sind sie bald darauf gestorben. Auch Leopold II. wurde im nächsten Jahr zu seinen Vätern versammelt; und ehe noch zwei Jahre vergangen, waren die Franzosen im Besitze sämmtlicher Niederlande. Wurden sie doch in den südlichen und nördlichen Provinzen, vorab in Lüttich von allen Liberalen und Patrioten als Befreier mit offenen Armen aufgenommen. 1. März 1791.

Unter dem Eindruck der Ereignisse in den Nachbarlanden hatte die heißblütige Wallonische Bevölkerung von Lüttich den zum deutschen Reich gehörigen Fürstbischof zur Abstellung einiger Mißstände und zu einer Reform der Verfassung gebracht. Nachdem nämlich die Lütticher Bürgerschaft Jahre lang vor dem Reichskammergericht gegen die Uebergriffe der geistlichen Gewalt Beschwerde geführt hatte, ohne ein entscheidendes Urtheil erlangen zu können, griff endlich, aufgeregt durch den Bastillensturm, wo die Lütticher Amazone Théroigne von Méricourt als schwungreiche Volksrednerin eine hervorragende Rolle gespielt, die Bevölkerung in Stadt und Land zu den Waffen und zwang den Bischof, einen durch Volkswahl ernannten neuen Stadtmagistrat zu bestätigen und andere liberale Forderungen zu bewilligen. Der Fürstbischof Constantin Franz gewährte was er nicht verweigern konnte, aber mit dem Hintergedanken, die Zugeständnisse zurückzunehmen, sobald die Umstände es gestatten würden. Nachdem er durch seine scheinbare Nachgiebigkeit die Stadt in Sicherheit gewiegt, verließ er heimlich das Land und widerrief von Trier aus Alles was er in der Noth bewilligt hatte. Er wandte sich um Hülfe an das Reichskammergericht in Wetzlar, und dieser Justizhof, dessen Bedächtigkeit und Verschleppungskunst zum Sprichwort geworden war, zeigte auf einmal eine überraschende Energie. Er verdammte das „verabscheuungswürdige Unterfangen" der bischöflichen Unterthanen und drohte mit einer Reichsexecution. Als die Lütticher von den Neuerungen nicht lassen wollten und Anstalten zur Vertheidigung trafen, erhielten die benachbarten Reichsfürsten, die Kurfürsten von Köln und von der Pfalz, der Bischof von Münster und der König von Preußen als Herzog von Cleve, den Auftrag, das Executionsurtheil mit Gewalt auszuführen. Während die Truppen an die Grenze rückten, suchte Preußen, dessen Contingent von 7000 Mann unter dem

Die revolutionäre u. reactionäre Bewegung in Lüttich.

General von Schlieffen den Kern der Executionsarmee bildete, durch seinen besonnenen und gerechten Commissarius, den Herrn von Dohm, eine Verständigung und Vermit-
26. Nov. 1789. telung zu erzielen. Die Lüttscher sollten den Magistrat zum Rücktritt bewegen und den Bischof als ihren legitimen Landesherrn wieder annehmen; dafür verhieß er ihnen Abhülfe der Beschwerden und allgemeine Amnestie. Die Einwohner waren geneigt auf diese Bedingungen einzugehen; aber die Bevollmächtigten von Pfalz und Köln arbeiteten der Uebereinkunft entgegen und der Bischof erwirkte bei dem Reichskammergericht
4. Decbr. ein neues Mandat, worin die preußische Vermittelung zurückgewiesen, die stricte Vollziehung der Execution und die unbedingte Wiederherstellung des früheren Zustandes geboten war. Nun entstand eine Spaltung unter den Commissarien. Preußen beharrte
9. März 1790. bei seiner versöhnenden Politik; der König erklärte dem Fürstbischof in einem Briefe, „daß er lieber seine Truppen zurückziehen und eine Mission aufgeben wolle, die er nicht glaube mit Gerechtigkeit und Ehren durchführen zu können, wenn jener sich nicht zu verständigen Concessionen herbeilasse." Als die Reactionspartei siegte, rief Friedrich
16. April 1790. Wilhelm II. in der That sein Heer ab und entsagte großmüthig jeder Entschädigung. Nun wurden neue Reichstruppen in das Land geschickt, erlitten aber die Schmach einer Niederlage durch die Lüttscher Freiwilligen. Noch einmal bot Preußen seine Vermittelung an; doch der Fürstbischof und das Reichsgericht beharrten auf ihrem Sinn, aus Furcht, durch Nachgiebigkeit möchten die revolutionären Elemente in den deutschen Grenzlanden ermuthigt werden. Sie setzten ihren Willen durch, aber zum größten Schaden für sich selbst. Nachdem die Reichenbacher Convention den Preußen die Hände gebunden und die Brabanter Republik unterdrückt war, ertheilte das Reichskammergericht der österreichischen Regierung in Brüssel den Auftrag, als Vertreter des burgundischen Kreises die Execution zu vollstrecken. Und nun rückte kaiserliches Kriegsvolk in das Bisthum ein, und Preußen mußte geschehen lassen, daß die Lüttscher, die sich auf
Jan. u. Febr. 1791. seine Vermittelung und Fürsprache verlassen, durch die Uebermacht erdrückt wurden und eine Million Kriegsentschädigung bezahlen mußten. Darauf kehrte der Fürstbischof
13. Febr. 1791. zurück, erklärte in einem Manifeste, daß er Land und Leute als Eigenthum seiner Kirche wieder in Besitz nehme, und verfolgte die Urheber der Bewegung und alle Freisinnigen mit furchtbaren Strafgerichten. Während Flüchtlinge und Auswanderer nach Frankreich zogen und dort in Verbindung mit den Vonckisten Belgiens und den Patrioten Hollands für die Aufwiegelung der niederländischen Provinzen thätig waren, hütete eine österreichische Garnison die Stadt und das Bisthum Lüttich. So wurden die Länder am Niederrhein und an der Maas und Schelde für die französische Herrschaft vorbereitet.

II. Deutschland und die deutschen Großmächte.

Geschichtsliteratur: 1. Zur Reichsgeschichte im Zeitalter Fr. d. Gr. und der franz. Revolution: L. Häußer, Deutsche Gesch., 3. Aufl. Berlin 1861—63, 4 Bde. — Perthes, Das deutsche Staatsleben vor der Revol., Hamb. und Gotha 1845. — W. A. Schmidt, Gesch. der preuß.-deutschen Unionsbestrebungen seit Fr. d. Gr., Berlin 1851. — C. A. C. v. Hoff, Deutschl. vor der Revol. und nach dem Lünev. Frieden, Gotha 1801—5, 2 Bde. — Dazu die schon erwähnten Werke von K. A. Menzel (Neuere Gesch. d. Deutschen, Bd. 6) u. von Berghaus: Deutschl. vor hundert Jahren (XII, 923). — C. Reimann, Gesch. des bair. Erbfolgekrieges, Leipz. 1869. — Das Actenmaterial in: Vollst. Sammlung von Staatsschriften zum Behuf der bair. Gesch. nach Absterben Churf. Max. III., Frankf. 1778.

— v. Dohm, Ueber den deutschen Fürstenbund, Berl. 1785. — Joh. v. Müller, Zur Gesch. des deutschen Fürstenb. (Bd. 24 s. sämmtl. W.). — L. v. Ranke, Die deutschen Mächte und der Fürstenb., 2. B., Lpzg. 1871. 72. — 2. Zur Geschichte von Oesterreich: Arneth, Maria Theresias letzte Regierungszeit, bis jetzt zwei Bände (Bd. 7. 8, in dem schon S. 1 erwähnten Werke: Gesch. Mar. Th.). — A. J. Groß-Hoffinger, Lebens- und Regierungsgesch. Josephs des Zweiten und Gemälde seiner Zeit, 4 Bde., Stuttg. 1842, 2. Ausg. — Die älteren Geschichtswerke über Kaiser Joseph II. von Huber (1792, 2 Bde.), von Burckhardt (Meißen 1835, 2 Bde.), von Heyne (Leipz. 1848, 2 Bde.) sind durch die neueren Arbeiten von A. Jäger: Joseph II. und Leopold II., Reform u. Gegenreform, 1780—1792, Wien 1869, von Alf. Huber, Die Politik Kaiser Josephs II., beurtheilt von seinem Bruder Leopold, Innsbr. 1877, von H. Meynert, Kaiser Jos. II., ein Beitrag zur Würdigung des Geistes s. Reg. (Wien 1862) überholt worden. — Reiches Licht über Persönlichkeiten und Sachen verbreiten die zahlreichen Briefsammlungen, sowohl die ältern (Briefe Josephs II., Leipz. 1822, 2 Bde.) als die in neuerer Zeit herausgegebenen Correspondenzen Josephs u. Leopolds von A. v. Arneth (Maria Ther. u. Jos. II. Ihre Corresp. sammt Briefen Jos. an seinen Bruder Leop., Wien 1867. 68, 3 Bde. — Joseph II. u. Kath. v. Rußland. Ihr Briefwechsel, Wien 1869. — Joseph II. u. Leop. v. Toscana. Ihr Briefw. von 1781—90, 2 Bde. Wien 1872), von Beer (Jos. II., Leop. II. u. Kaunitz. Ihr Briefw., Wien 1873. — Leop. II., Franz II. u. Katharina. Ihre Corresp., Leipz. 1874) und von Seb. Brunner (Corresp. intimes de l'Emp. Jos. II. avec le comte de Cobenzl et le prince de Kaunitz, Mayence 1871), so wie das schon erwähnte Buch von Ad. Wolf, Marie Christ. Erzherzogin v. Oest., Wien 1863, 2 Bde. — Ueber Leopolds Wirksamkeit in Toscana: das oben (XII, 285) angeführte Werk von Reumont, Gesch. Toscana's, Bd. 2. — 3. Zur Geschichte von Preußen: Zu den mehrfach (XII, 594, 922. XIII, 1) genannten Werken zur Gesch. Preußens und Friedr. d. Gr., von Ranke, Droysen, Stenzel, fügen wir hinzu: die Biographien von J. D. E. Preuß, Friedr. d. Gr., 4 B., Berlin 1832 ff., Carlyle (vgl. XIII, 1), F. Förster (Lpzg. 1842), Kugler (Lpzg. 1860). — Sodann die Oeuvres de Fréderic le Grand, in versch. Ausgaben, besonders der unter Friedr. Wilh. IV. durch die Berliner Academie veranstalteten (Berlin 1846—57, 30 Bde. fol.), dazu: Preuß, Fr. d. Gr. als Schriftsteller, Berl. 1837. — Pröhle, Fr. d. Gr. und die deutsche Lit. — Manso, Gesch. des preuß. Staates vom Fr. zu Hubertsburg bis zur zweiten Pariser Abkunft, 3 Bde., Frankf. 1819 und Lpzg. 1835. — Chr. W. v. Dohm, Denkwürdigkeiten meiner Zeit (1778—1806), 5 Bde., Lemgo 1814—19. — Riedel, Der brandenb.-preuß. Staatshaushalt in den letzten beiden Jahrhunderten, Berl. 1866. — Rödenbeck, Finanzsystem Fr. d. Gr., Berl. 1838. — Mirabeau, de la monarchie pruss. sous Fréd. le Gr. Lond. 1788 und sonst und dessen Hist. secrète de la cour de Berlin (1786—1787), 2 Bde., 1789. — O. Klopp, Fr. II. und die deutsche Nation, u. das Sendschreiben L. Häußers dagegen, Heidelb. 1862. — M. Duncker, Aus der Zeit Fr. d. Gr. und Fr. Wilh. III., Lpzg. 1876. — K. A. Menzel, Zwanzig Jahre preuß. Gesch. (1786—1806), Berl. 1849. — Ségur, Hist. des princip. événements du règne de Fréd. Guill. II., 3 Bde., Par. 1800, auch deutsch.

I. Das deutsche Reich unter Kaiser Joseph II.

1. Politische Zustände in Deutschland.

Wir kennen die Verfassung und die öffentlichen Zustände des deutschen Reichs, wie sie aus dem westfälischen Frieden hervorgegangen waren und *Der Verfall im Reich.*

rechtlich bis zur Auflösung des Reichs bestanden (XI. S. 1019 ff.). Die Unfähigkeit und Ohnmacht, die wir früher in allen Lebensäußerungen der Gesammtheit nachgewiesen, hatte sich im weiteren Verlauf der deutschen Geschichte keineswegs zum Bessern gewendet. Je kräftiger sich einzelne Territorien aus dem Chaos der Schwäche und Zersplitterung heraushoben, je mehr sie selbstgenügsam und selbstbewußt sich auf ihre eigene Macht stützten, ihre eigenen Interessen verfolgten, je mehr sie sich vom Reiche lösten oder gar ihm feindlich gegenüberstellten, um so trostloser und unhaltbarer wurde die Lage derjenigen souveränen Gewalten in Deutschland, welche in sich selbst nicht die Fähigkeit trugen, einen Staat im würdigen Sinne des Wortes darzustellen. Und doch lebte über die Hälfte der deutschen Nation in solchen Mißgebilden! Wir haben in früheren Blättern die Entwickelung der größeren und kräftigeren deutschen Fürstenthümer dargestellt (XII. S. 923 ff., 935 ff.). Wie sehr auch in manchen von ihnen der fürstliche Despotismus auf das Volk drücken mochte: dennoch muß man nicht dahin den Blick wenden, wenn man den ganzen Jammer des nationalen, politischen und materiellen Lebens in dem zu Ende gehenden heil. römischen Reich begreifen will, sondern nach den erstorbenen und erstarrten kleinen Territorien, die als seltsame und verwitterte Ueberreste einer vergangenen Entwickelung, als patriarchalische Gutsherrschaften, als geistliche Landeshoheiten, als republikanische Gemeinwesen in die neue Zeit der großen absoluten Monarchien hereinragten. Wir kennen die traurigen politischen Gebilde, die als Reichsritter- und Reichsgrafschaften, als Bisthümer und Abteien, als Reichsstädte und selbst als Reichsdörfer ihre Souveränetät in das Zeitalter Friedrichs d. Gr. hineinretteten (XI. 1031 ff.). Es sei hier noch gestattet, das in Umrissen angedeutete Bild dieser für Deutschland so charakteristischen Staatswesen mit einigen weiteren Zügen auszuführen.

Reichsgrafschaften. Auch in den winzigsten **Reichsfürsten- und Reichsgrafenthümern**, sagt Häußer, „in diesen Gebieten, in denen höchstens für eine patriarchalisch-einfache Verwaltung Raum war, versuchte man zu herrschen, bestand ein Hof, existirten Minister, wurden Rechtspflege, Kirchen- und Schulwesen, Finanzen und Militärsachen wie umfassende Departements gesondert, und je mehr die Kleinheit der Mittel einen Zweifel an der fürstlichen Herrlichkeit erwecken mochte, um so eifersüchtiger ward auf die Machtvollkommenheit der von Gottes Gnaden eingesetzten Souveränetät gehalten. In den meisten dieser Gebiete war in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts das Alles in voller Blüthe, was anderwärts schon besseren Staatsmaximen und humanerer Sitte gewichen war. Hier war noch jene prahlende Armseligkeit eines großen Hof- und Beamtengefolges heimisch, hier war noch das Eldorado der fremden Abenteurer und Schmarotzer, hier gab es zu einer Zeit, wo die größeren Territorien, geistliche wie weltliche, eine Reihe trefflicher Fürsten aufwiesen, kleine Tyrannen, Jagdwüthериche und Bauernquäler, oder auch Persönlichkeiten, die in Trunk und Unsittlichkeit auf die traurigste Weise verkommen waren. In solchen Händen war die souveräne Gewalt ein furchtbares Spielwerk, ein schneidend Schwert in der Hand des schwachen Kindes, zum Ernst zu wenig, zum Scherz zu viel“.

Noch trauriger und armseliger ging es in den Gebieten der **Reichsritterschaft** her: Auch in diesen anderthalbtausend reichsritterschaftlichen Territorien, die sich in Schwaben, Franken und am Rhein in unendlicher Zersplitterung und Parcellirung über ein Gesammtgebiet von kaum 200 Quadratmeilen ausdehnten, übten die Gutsherren Gesetzgebungs- und Besteuerungsrecht, die Regalien der Münze, des Zolls, des Geleits, der Posten, der Jagd, der Gerichtsbarkeit und Polizei. Aber mit dem Umfang dieser Hoheitsrechte standen die realen Machtverhältnisse und die Bedeutung der Reichsritterschaft im Leben der Nation in einem schrillen Mißklang. In den größeren fürstlichen Territorien war die Ritterschaft längst der Landeshoheit erlegen und hatte sich im Dienste des Staates als eine werthvolle und tüchtige Kraft bewährt. Nur im Süden und Westen, wo das Landesfürstenthum zu keinem überragenden Ansehen gelangte, bewahrte sie ihre Freiheit, von den Kaisern sorgfältig geschützt und mit mancherlei Vorrechten ausgestattet; denn die Ritterschaft bildete im Verein mit den andern kleinen Reichsständen ein Gegengewicht gegen die Landeshoheit, sie war dem Kaiserthum in alter Ergebenheit zugethan und gewährte ihm durch die freiwilligen „Charitativsubsidien", die sie statt der Matricularbeiträge leistete, eine werthvolle finanzielle Unterstützung. Eine gewisse Gesammtorganisation nach Kantonen und Kreisen vereinigte die ritterschaftliche Korporation und erhöhte ihre Widerstandskraft und ihren Einfluß. Aber die hartnäckig festgehaltene Souveränetät gereichte den Rittern nicht zum Segen und noch weniger den Unterthanen. Während die ersteren in einem thatund zwecklosen Leben, im vergeblichen Ansturm gegen die neuen Ordnungen des Staates und der Gesellschaft verkamen und verwilderten, boten ihre Herrschaften ein abschreckendes Bild der Anarchie und des tiefsten wirthschaftlichen Verfalles. Steuern und Frohnden in jeglicher Gestalt zehrten am Mark des Volkes und dabei entbehrte es aller der Vortheile, die anderwärts aus einer größeren Gemeinschaft und aus einem straffen obrigkeitlichen Regiment erwuchsen. Verschuldung, unordentliche Wirthschaft, verderbliche und betrügerische Finanzkünste zeichneten allenthalben den ritterschaftlichen Haushalt aus; in thörichter Nachahmung der großen Herren, in Schwelgerei und Prunk wurde der ökonomische und sittliche Ruin beschleunigt und das Ansehen dieses privilegirten Standes in der Nation aufs Schwerste geschädigt. Vom Verkehr und Handel ausgeschlossen, aller öffentlichen Anstalten zur Sicherheit und materiellen Wohlfahrt ermangelnd, unfähig sich aus den primitivsten Lebenszuständen zu erheben, zeigten diese spannengroßen Besitzungen ein höchst unwürdiges und klägliches Ansehen. In manchen Gegenden, sagt Moser, braucht man sich gar nicht nach der Ortsherrschaft zu erkundigen, man sieht es dem ganzen Dorfe an, daß es ritterschaftlich ist. Und dabei waren diese kleinen Gebiete, die sich überall als störende Enclaven zwischen die größeren Territorien einschoben, ein Hemmniß auch für deren Entwickelung, und die Streitigkeiten, gegenseitigen Uebergriffe und Vexationen nahmen kein Ende. „Laut klagte man, daß sie den Verkehr störten, die öffentliche Sicherheit beeinträchtigten, daß durch sie jede strenge Handhabung der Justiz und Polizei unmöglich werde. In den ritterschaftlichen Gebieten, hieß es, kann keine Commerz- und Zollordnung aufkommen, dort findet man die trefflichen Schulen nicht, die überall ringsum bestehen. Wohl aber hausen dort die Vagabunden, Zigeuner, Betteljuden und Afterärzte".

Reichsritterschaft.

Auch von den einst blühenden und stolzen **Reichsstädten** waren nur noch wenige in einer gedeihlichen Lage. Noch bestanden im 18. Jahrhundert neunundfünfzig reichsunmittelbare Städte, und bildeten, in die rheinische und schwäbische Bank getheilt, ein eigenes Collegium auf dem Reichstag, allein ihre Bedeutung für das politische Leben der Nation war längst dahin und im Inneren waren die alten Sitze regen Bürgerfleißes in geistigen und materiellen Verfall gerathen; ein kleinliches spießbürger-

Reichsstädte

liches Treiben ohne jeglichen Aufschwung der Seele, ein beengter Gesichtskreis, pedantische Schwerfälligkeit und dumpfe Trägheit herrschte allenthalben in diesen Republiken und ließ voraussehen, daß auch sie bei jedem kräftigen Anstoß von den lebensfähigeren und mächtigeren fürstlichen Staatswesen verschlungen werden würden. Mühsam erwehrten sie sich schon jetzt der Landeshoheit und hielten die alten stolzen Formen der Reichsunmittelbarkeit aufrecht, aus denen freilich jede Lebenskraft entwichen war. Erstarrte Verfassungen, Familienoligarchien und engherziges Coteriewesen, schlechte Verwaltung und Rechtspflege, Mißwirthschaft mit dem Staatsvermögen und Bestechlichkeit, Streitigkeiten zwischen Magistrat und Bürgerschaft, Ueberschuldung und ökonomische Bedrängnisse herrschten in allen diesen Gemeinwesen, die mehr und mehr durch die fürstlichen Residenzstädte überflügelt wurden. Das früher so blühende bürgerliche Gewerbe war verfallen; der handwerktreibende Theil der Bevölkerung theils in eine tiefe Erschlaffung gerathen, theils durch eine verkehrte Zunftgesetzgebung gehindert, sich zu einer freien und selbständigen Thätigkeit zu entwickeln. Und mit der materiellen Kraft war auch zugleich das Selbstvertrauen und der kühne Freiheitsstolz der alten Zeit verloren gegangen. Die städtischen Contingente der Reichsarmee waren der Gegenstand des Spottes und Gelächters. „Ein Zustand solcher Art konnte eine größere Erschütterung nicht mehr überdauern. Von der geistigen Bewegung der Nation abgesperrt, aller der Vortheile entbehrend, welche das Staatsleben auf einem größern Raum gewährte, in materiellem Wohlstande tief herabgekommen, und zugleich in Schlaffheit und Verknöcherung befangen, ohne lebendigen Trieb aus der Zerrüttung sich emporzuarbeiten, sondern eben nur von dem Schatten alter Größe und Herrlichkeit zehrend — so konnten die Reichsstädte wohl noch in friedlichen Zeiten fort vegetiren, aber dem Sturm nicht mehr trotzen, der eine neue Weltepoche brachte. Sie theilten mit den geistlichen Staaten und den Gebieten der kleinen reichsunmittelbaren Herren das Loos, von Stoffen der Gährung am stärksten erfüllt und jeder revolutionären Berührung am meisten ausgesetzt zu sein. Darum erlagen sie auch mit jenen am raschesten dem ersten Einflusse der neuen Zeit".

Geistliche Herrschaften.

Nicht minder als die geschilderten Territorien, waren die **geistlichen Herrschaften** ein wunder Fleck in der politischen Verfassung Deutschlands, eine seltsame Schöpfung der hierarchischen Ideen des Mittelalters, die wie eine zerfallene Ruine in die moderne Zeit hereinragte. Wir haben (XI, 1034) die tiefen Schäden angedeutet, an denen diese kirchlich-weltlichen Staatsgebilde litten. Immer mehr wurden sie zu bequemen Versorgungsanstalten des Adels und meist nicht einmal des einheimischen; die fetten Pfründen waren das einzige Interesse, welches geistliche Fürsten und Domcapitel an der Regierung ihres Landes hatten; das Volk litt unter einem geistigen und materiellen Druck, der noch heute seine Nachwirkungen zeigt. „Hier drängte nicht, wie in den weltlichen Staaten die Sorge um Dynastie und Nachkommenschaft darauf hin, die Hülfsquellen des Landes sorgfältig zu pflegen, die Lasten des Volkes zu erleichtern, den Druck der Aristokratie und Feudalität zu mildern, die Kräfte des Bürgers und Bauers zu heben, einen geordneten und sparsamen Haushalt herzustellen; vielmehr war die Erhaltung der aristokratischen Mißbräuche, das Verharren im alten Wuste hier durch die Zusammensetzung der herrschenden Klasse von selber begünstigt." Trat einmal ein wohlmeinender und energischer geistlicher Fürst auf, so fand er gewiß an der selbstsüchtigen und abgeschlossenen Familienoligarchie der Domcapitel den zähesten Widerstand, und die naturgemäße Kürze der meisten geistlichen Regierungen stand durchgreifenden Reformen ohnehin im Weg. Die Darstellungen von Häusser und Perthes in den oben angeführten Werken öffnen einen düstern Einblick in die verlotterten und verkommenen Zustände dieser geistlichen Fürstenthümer. Allein der Einfluß der

friedericianischen und josephinischen Zeit machte sich doch auch in den geistlichen Stiftern bemerkbar, freilich zu spät, um den unheilbaren Verfall noch aufzuhalten. Der Reformeifer, der aufgeklärte Absolutismus, die freie Geistesregung der Zeit drang in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts auch in die Hochstifter ein. Während noch in der ersten Hälfte des Jahrhunderts die geistlichen Staaten an Bildung und Wohlstand hinter den andern Ländern zurückstanden, die bischöflichen Regenten, ohne Liebe und Interesse für das Volk, die meistens kurze Frist ihrer Herrschaft in genußreichem Müßiggang zubrachten, jede Neuerung fern hielten, politisch und kirchlich die alten engherzigen unduldsamen Traditionen pflegten, und statt das Ehrgefühl der Arbeit in der Bevölkerung zu wecken und Handel, Ackerbau und Industrie zu fördern, die Trägheit und das arbeitlose Leben so sehr nährten, daß man auf 1000 Menschen, die in geistlichen Landen die Quadratmeile bewohnten, 50 Geistliche und 260 Bettler zählte: gab sich in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts sowohl in den geistlichen Kurfürstenthümern am Rhein, als in den fürstbischöflichen Staaten in Westfalen, am Main und anderwärts ein eifriges Streben kund, das Volk aus der Verdumpfung und Unthätigkeit zu reißen, der Bildung und der Betriebsamkeit Wege zu bahnen, die Tugend der Toleranz in den Gemüthern zu wecken und die Stätten der Unwissenheit und der Verfinsterung mit den Strahlen des geistigen Lichts zu durchdringen. In Köln, wo Clemens August von Baiern siebenunddreißig Jahre lang (1724—61) mit königlichem Glanze regiert, Schlösser und Prachtbauten errichtet und seine aristokratische Umgebung mit freigebiger Hand beglückt und bewirthet hatte, widmeten seine beiden Nachfolger, der sparsame Max Friedrich von Königsegg (1761—84) und Maximilian Franz (Kaiser Josephs Bruder), ihre Sorgfalt der Verbesserung des Schulwesens und der Rechtspflege und suchten durch Verminderung der Feiertage und Beförderung der Gewerbthätigkeit den Wohlstand des Landes zu heben. — In Münster, das seit längerer Zeit in dem Kurfürsten von Köln zugleich seinen Bischof hatte, übte der Domherr Friedr. Wilh. Franz v. Fürstenberg, der seit dem siebenjährigen Krieg dort leitender Minister und einer der trefflichsten geistlichen Staatsmänner war, eine höchst wohlthätige Wirksamkeit im Sinne Friedrichs II. „Das durch den Krieg schwer heimgesuchte Land ward gehoben, die Schuldenlast erleichtert, Ackerbau und Industrie mit wachsamer Fürsorge gefördert, in allen Kreisen des kleinen Staats Leben und Bewegung geweckt, für bessere Schulen und tüchtige Erziehung der Geistlichen gesorgt und in Verwaltung, Rechtspflege und Polizei ein Zustand hergestellt, wie er sonst in keinem dieser kirchlichen Gebiete existirte." — In Kur-Trier, wo nach dem schlichten, altväterischen Franz Georg v. Schönborn und dem prachtliebenden, verschwenderischen Johann Philipp von Waldersdorff ein sächsischer Prinz Clemens Wenceslaus den erzbischöflichen Stuhl bestieg (1768), lag die alte und neue Richtung im Kampfe mit einander. Altgläubig und den vornehmen und künstlerischen Neigungen seines Hauses hingegeben, war er zwar innerlich den neuen Ideen fremd, konnte aber doch nicht umhin, zur Hebung der Industrie und Arbeitskraft allerlei Verbesserungen einzuführen, im Unterrichtswesen Reformen zu unternehmen und durch ein Toleranzedict vom J. 1783 die Niederlassung protestantischer Handelsleute und Fabrikanten in seinem Gebiete zu erleichtern. — Kur-Mainz wurde vom Jahr 1763 an elf Jahre lang von Emmerich Joseph von Breidbach regiert, einem edlen, einsichtsvollen Mann, „den die Tugenden des reinsten Wohlwollens und unbegrenzter Herzensgüte schmückten, freigebig ohne Verschwendung, ein frommer Bischof und zugleich ein rühriger, wachsamer Regent." Er ließ neue Straßen anlegen und die Fesseln, die auf den Handel drückten, erleichtern; und ohne in Glaubenssachen die Aufklärermeinungen zu theilen, aber von den humanen und milden Ansichten des

Köln. Münster. Trier. Mainz.

Zeitalters beherrscht, legte er an das Kirchenthum und Klosterwesen reformirende Hand, verbesserte das Schulwesen und übte edle Duldung gegen Andersgläubige. Aber in einem Staate, wo auf 320,000 Einwohner 2928 Personen geistlichen Standes und 2200 besoldete Beamte kamen, vermochte auch der wohlwollendste und edelste Fürst nicht die Uebelstände zu heilen. Nur wer wenigstens sechzehn Ahnen zählte, durfte in dem Erzstift, das von dem edeln Willigis, dem Sohne des Radmachers, sein Wappen führte, im Domcapitel sitzen. Der Nachfolger Friedrich Karl Joseph von Erthal, ein Prälat von französischer Bildung und französischen Sitten, welcher der voltaire'schen Aufklärung huldigte und die Toleranz mit einer gewissen Ostentation übte, so daß er mehrere literarische Berühmtheiten protestantischen Glaubens, wie Johannes Müller, Forster, Sömmering, Heinse, um sich sammelte, war dennoch in seinem ganzen Thun ein kraftloser Fürst, der sich von Weibern und Höflingen leiten ließ und sich bloß dem stiftsfähigen Adel, Priestern und Mönchen huldvoll zeigte. „Die Bedürfnisse und der Luxus eines zahlreichen Adels und einer nicht minder zahlreichen Priesterschaft ernährten in Mainz eine ungeheure Menge geschäftiger Müßiggänger, Vermittler oder Werkzeuge ihrer Ueppigkeit, und das Vorbild von Nichtsthun, Unwissenheit und sinnlichem Genusse, das oben gegeben ward, zog auch im Volke die Weichlichkeit, Leere und den Leichtsinn groß, der zur Physiognomie der geistlichen Bevölkerung gehörte." In dem letzten Jahrzehent seiner Regierung stand ihm Karl Theodor v. Dalberg als Coadjutor zur Seite, für dessen Wahl die von dem preußischen Minister Hertzberg den Domherren verabreichten Geschenke von nachdrücklicher Wirkung waren. — In den fränkischen Hochstiften Bamberg und Würzburg führte von 1779—1795 Franz Ludwig von Erthal eine aufgeklärte wohlthätige Regierung nach dem Beispiele Friedrichs II. Zahlreiche Mißbräuche wurden beseitigt, Verwaltung und Rechtspflege trefflich bestellt, die Finanzen umsichtig geordnet, das Armenwesen musterhaft geführt, die Schulen gehoben, die Universität in freisinnigem und duldsamem Geiste gefördert. In den geistlichen Kreisen zu Würzburg herrschte heitere Geselligkeit, ein aufgeklärter ungezwungener Ton und wissenschaftliches Interesse. — Gegen diese geistlichen Staaten mit einem milden patriarchalischen Priesterregiment bildeten andere süddeutsche Fürstbisthümer, wo man mit der geistigen Aufklärung auch alle materielle und moralische Verbesserung fernhielt, einen grellen Contrast. Aber hier wie dort gab sich im Volke ein unbestimmtes Sehnen nach neuen Zuständen kund; die Ueberzeugung, daß die geistlichen Herrschaften nicht länger haltbar seien, hatte unter allen Ständen Eingang gefunden. Die Reformen brachten die Schäden erst recht zu Tage und weckten eine fortwuchernde Neuerungssucht. Keine deutschen Staatswesen erlagen dem Ansturm der französischen Revolutionsereignisse leichter als die geistlichen, der Reformdrang war nur eine Abendröthe, die ihren Untergang beleuchtete.

Bamberg. Würzburg.

Reformversuche Josephs II.

Wie unheilbar die Mißstände und wie erstorben die Formen der Reichsverfassung waren, zeigte sich im klarsten Lichte als Joseph II., der im Jahre 1764 die römische Königswürde und im folgenden Jahre nach dem Tode seines Vaters Franz I. die Kaiserkrone erlangt hatte, noch einmal den Versuch machte, dem erstarrten Körper Kraft und Leben einzuflößen. Wir werden bald den überspannten Reformeifer, die fast krankhafte Neuerungssucht kennen lernen, welche der junge Herrscher, auf den Flügeln seiner menschenbeglückenden Ideale emporgetragen, in seinen österreichischen Erblanden entfaltete. Damals hielt noch Maria Theresia die Zügel der Regierung in Oesterreich in der Hand und der strebsame Fürst sah sich mit seinem Ehrgeiz und Thatendrang nur auf den dürf-

tigen Wirkungskreis des Kaiserthums angewiesen. Sein Versuch, im Reich zu reformiren, konnte nur für alle Zeiten von einer Erneuerung abschrecken. Er fing mit der Reichsjustiz an, er suchte den Reichshofrath von den offenkundigsten Schäden der Bestechlichkeit, Parteilichkeit, Geschäftsverschleppung zu reinigen, er bewirkte die Niedersetzung einer Prüfungscommission für das Reichskammer- 1767. gericht. Allein die Macht eingewurzelter Gewohnheiten erwies sich stärker als der aufflackernde Eifer eines wohlmeinenden Fürsten. Die Reichsjustiz wurde nicht besser; die Visitationscommission ging nach neunjähriger nutzloser Arbeit in gegenseitiger Erbitterung auseinander und in Josephs Charakter lag es nicht, durch alle Widerwärtigkeiten hindurch ein vorgestecktes Ziel energisch zu verfolgen. Er gab den undankbaren Versuch, diesem erstarrten Wesen Leben einzuhauchen, bald auf und faßte die Politik der territorialen Machterweiterung ins Auge, welche durch die Verhältnisse in Baiern sehr begünstigt wurde.

2. Der bairische Erbfolgekrieg und der Fürstenbund.

Mit dem Kurfürsten Maximilian Joseph (XII, 957) starb die bairische Der bairische Erbfall. von Kaiser Ludwig abstammende Linie des wittelsbachischen Hauses aus und † 30. Decbr. 1777. der pfälzische Zweig kam mit Karl Theodor zur Regierung. Diese Gelegenheit ersah sich die österreichische Staatskunst, um ihre längst gehegten Vergrößerungsabsichten gegen Baiern ins Werk zu setzen. Mühsam wurden alte Rechtsansprüche zusammengesucht. Wir kennen (IX, 124) jenen Straubinger Erbfall, welcher durch den kaiserlichen Spruch vom Jahre 1429 beendigt wurde, und die Erbansprüche, die damals Herzog Albrecht von Oesterreich erhob. In dem Erkenntnisse von 1429 war Herzog Albrecht gänzlich übergangen worden und kein Mensch hatte seitdem daran gedacht, diesen dreihundertjährigen Archivstaub wieder aufzuwühlen. Jetzt sollte mit dem Aussterben der bairischen Linie jenes Erkenntniß hinfällig geworden sein, und ein angeblicher, in seiner Echtheit noch heutigen Tages zweifelhafter Lehnbrief vom Jahre 1426, worin Kaiser Sigmund dem Herzog Albrecht seine Rechte wahrte, in Kraft treten. Wir können hier das mühselige Gebäude staatsrechtlicher Deductionen, welches auf Grund zweifelhafter, jedenfalls aber längst verjährter Urkunden zum Beweis und zur Widerlegung der österreichischen Ansprüche von beiden Seiten aufgerichtet wurde, nicht im Einzelnen darlegen: genug die Mit- und Nachwelt war darüber einig, daß die habsburgischen Ansprüche durchaus nichtig und unhaltbar waren; der Wiener Hof selbst hatte ein böses Gewissen bei der Sache und kam nur allmählich und auf unabweisbares Drängen mit seinen staatsrechtlichen Darlegungen heraus. Allein so schlecht begründet auch die österreichischen Forderungen waren, der ländersüchtige Kaiser Joseph glaubte doch mit diesen verjährten Urkunden seiner Eroberungs- und Abrundungspolitik einen Schein von Recht geben zu können. Der leichtfertige Kurfürst Karl Theodor, ohne rechtmäßige Nachkommen

und ohne Liebe für das ererbte Land, hatte sich, von der schlauen österreichischen Diplomatie überrumpelt und in die Enge gedrängt, durch Drohungen eingeschüchtert und mit Besorgniß erfüllt, die Oesterreicher möchten wohl gar ganz Baiern in Besitz nehmen und auch andere Mächte ihre begehrlichen Hände ausstrecken, zu einem Vertrag bewegen lassen, worin Josephs Ansprüche auf Niederbaiern, die Herrschaft Mindelheim in Schwaben und die böhmischen Lehen in der Oberpfalz als gültig anerkannt wurden. Dafür wurde nur das Erbrecht der rudolfinischen Linie des Hauses Wittelsbach auf den übrigen Theil von Baiern bestätigt; man stellte wohl auch dem Kurfürsten Vortheile und Rangerhöhungen für seine zahlreichen natürlichen Kinder in Aussicht. Das beanspruchte Gebiet wurde alsbald von österreichischen Truppen in Besitz genommen und trotz des Widerspruchs der Stände gegen diese Zergliederung des Landes hatte es bei der damaligen Weltlage allen Anschein, als ob das Unternehmen ohne sonderliche Mühe gelingen sollte. Das Ausland war in seine eigenen Angelegenheiten verwickelt; von dem Reiche als solchem war kein Widerstand zu besorgen, so sehr auch das gewaltthätige Vorgehen des Kaisers die Sicherheit aller Reichsglieder bedrohte.

3. Jan. 1778.

Widerstand Preußens gegen die österreich. Ansprüche.

Allein da erhob sich wiederum die Eifersucht und der Widerspruch der rivalisirenden deutschen Großmacht. Die Annäherung, welche Joseph bald nach seiner Kaiserwahl an den großen preußischen Nebenbuhler gesucht, die persönlichen Zusammenkünfte zu Neiße (August 1769) und Mährisch-Neustadt (September 1770) hatten doch ein dauerndes und aufrichtiges Freundschaftsverhältniß der beiden Monarchen nicht herzustellen vermocht. Mit einem aus Bewunderung und Neid, Ehrfurcht und Haß gemischten Gefühl schaute Joseph zu dem genialen greisen König auf; aber die Eifersucht und das Mißtrauen wich nicht aus seiner Seele, ebenso wenig wie sich Friedrich schmeichelte, jemals an Oesterreich einen aufrichtigen Freund zu finden. Die bedrohliche Vergrößerung des Hauses Oesterreich, die dessen Stellung in ganz Süddeutschland ungemein verstärkte, mochte der König um keinen Preis dulden; er sah darin eine Störung des Gleichgewichts, einen Angriff auf die Freiheit und Verfassung des Reichs und beschloß den habsburgischen Uebergriffen mit allen Mitteln der Diplomatie, Jurisprudenz und wenn nöthig auch der Waffen entgegenzutreten. Er vermochte im Einverständniß mit der energischen Pfalzgräfin Anna Maria, der Wittwe des Herzogs Clemens von Baiern, den Herzog Karl von Zweibrücken, den nächsten Erben nach dem bevorstehenden Tode des mit legitimen Kindern nicht gesegneten Kurfürsten Karl Theodor, die Hülfe Frankreichs als Bürgen des westfälischen Friedens anzurufen und beim Regensburger Reichstag gegen die Abtretungsconvention zu protestiren. Auch mit Friedrich August III. von Sachsen, der als Sohn der Schwester des verstorbenen Kurfürsten von Baiern Ansprüche auf die Allodialhinterlassenschaft hatte und von Oesterreich in mancherlei Weise gekränkt worden, setzte sich der preußische König ins Einvernehmen und verstärkte

seine Truppen mit den sächsischen. Es begann nun ein langwieriges Spiel von Unterhandlungen und Vergleichsvorschlägen, ein Austausch von diplomatischen Noten und publicistischen Deductionen, dem auch die immer umfassender betriebenen Rüstungen und der Ausbruch der offenen Feindseligkeiten kein Ende machten. Der Federkrieg über die baierische Erbfolge förderte hunderte gelehrter Abhandlungen ans Licht und regte den Scharfsinn der zünftigen Juristen und Diplomaten zu einer wahrhaft erschreckenden Fruchtbarkeit an.

Die vorsichtig und zaghaft gewordene Kaiserin Maria Theresia hätte gerne die Hand zum Frieden geboten, aber der stolze und ehrgeizige Kaiser trieb in den Krieg hinein. Er selbst ging zu der Armee, die sich in Böhmen angesammelt hatte, und im Juli drangen auch die Preußen wieder in das Gebirgsland ein, wo so oft zwischen ihnen und Oesterreich die Entscheidung gefallen ist. Aber wie die Feldherrengestalten von ehedem, König Friedrich selbst, sein Bruder Heinrich, der Feldmarschall Laudon, die frühere Thatkraft und Schneidigkeit eingebüßt hatten, so war auch dieser bairische Erbfolgekrieg nur ein trauriges Seitenstück zum siebenjährigen Krieg. So gewaltige Heeresmassen man auch aufgeboten hatte und so ernst die Entscheidung schien: es fehlte auf beiden Seiten an Muth und Entschlossenheit, um einer doch so geringfügigen Angelegenheit willen den alten Völkerkampf aufs Neue in voller Gluth zu entfachen. Mühsame Märsche, lauerndes Gegenüberliegen, kleine Vorpostengefechte und Scharmützel bildeten den ganzen Inhalt dieses einjährigen Krieges oder dieser „bewaffneten Unterhandlung“. Die aufreibende Mühsal des Lagerlebens, die kleinmüthige Stimmung Maria Theresia's, die Besorgniß, trotz aller Anstrengungen den vereinigten Preußen und Sachsen doch nicht gewachsen zu sein, die Erschöpfung seines Landes, alles das machte auch den kriegslustigen Sinn Kaiser Josephs zum Frieden geneigt. Es kam hinzu, daß die Rechnung auf französische Unterstützung sich als eine Täuschung erwies, während dagegen die russische Einmischung, die Preußen anrief, demnächst zur Thatsache zu werden drohte und sich bereits in sehr wirksamen Erklärungen an den Wiener Hof äußerte. Wenn gleich auch die Preußen einen entscheidenden Schlag nicht unternahmen, vielmehr bei Eintritt des Winters aus ihren böhmischen Quartieren nach Sachsen und Schlesien zurückkehrten, so war das militärische und das politische Uebergewicht doch unverkennbar auf ihrer Seite und diese Wahrnehmung verstärkte die Friedensströmung am Wiener Hofe. Gleichwohl gingen die kriegerischen Operationen noch den ganzen Winter über fort, noch am 28. Februar wurde das preußische Neustadt hart an der Grenze ganz unnöthiger Weise von den Oesterreichern furchtbar in Brand geschossen.

Der bair. Erbfolgekrieg.

Juli 1778.

28. Febr. 1779.

Allein die Verhandlungen unter französischer und russischer Vermittlung waren während des Winters doch so weit gediehen, daß man über die Präliminarien einig ward. Seit dem 10. März tagte ein Friedenscongreß in Teschen und gleichzeitig wurde ein Waffenstillstand angeordnet. Nach mehr-

Frieden v. Teschen.

wöchiger Thätigkeit gelang es denn auch, alle Anstände aus dem Wege zu
13. Mai 1779. räumen und den Frieden von Teschen zum Abschluß zu bringen. Oesterreich entsagte darin den weitgehenden Ansprüchen, welche es gegen Baiern auf Grund seiner vorgeblichen Erbrechte und des Abkommens vom 3. Januar 1778 erhoben, und erhielt einen bescheidenen Theil der angestrebten Erwerbung durch Abtretung des Innviertels mit Braunau. Gegenüber dem König von Preußen entsagte Oesterreich jedem Widerspruch gegen die Vereinigung der fränkischen Fürstenthümer Ansbach und Baireuth mit Brandenburg; deren bevorstehende Erledigung hatte die habsburgische Eifersucht schon lange erregt und die Frage hatte in den Friedensverhandlungen eine bedeutende Rolle gespielt. Sachsen erhielt für seine Allodialansprüche die Landeshoheit über die Schönburg'schen Herrschaften, die seit Alters als böhmische Reichsafterlehen in ärgerlichen Hoheitsstreitigkeiten mit der Krone Sachsen lagen, sowie eine Entschädigung von 4 Mill. Thaler von dem Kurfürsten Karl Theodor. Die beiden vermittelnden Mächte, Rußland und Frankreich, gewährleisteten den Frieden, und das war der häßlichste Flecken dieses Werks. Denn zu dem althergebrachten französischen Einfluß im Reich war nun auch noch der russischen Staatskunst die dauernde Gelegenheit geboten, sich in die deutschen Vorgänge einzumischen.

Mißtrauen gegen Josephs Politik. Auch nach diesen Ereignissen ließ es Kaiser Joseph nicht an Versuchen fehlen, das Reich in österreichischem Interesse auszubeuten. Zahlreiche Verletzungen der Reichsverfassung, fortgesetzte Handlungen der Eigenmächtigkeit und Gewalt gegen schwächere Reichsstände erbitterten die Gemüther, erregten die Besorgniß, der Kaiser trage sich mit umfassenden Plänen zum Umsturz der bestehenden Verhältnisse in Deutschland, und arbeiteten dem Bestreben Friedrichs in die Hände, den traditionellen Einfluß zu untergraben, den das habsburgische Kaiserthum noch immer im Reich hatte. Es war eine merkwürdige Umwandlung, Preußen, das recht eigentlich im Widerspruch mit den alten Reichsformen emporgekommen war, jetzt als Schützer und Hort derselben auftreten, den Kaiser die Bahnen revolutionären Umsturzes wandeln zu sehen. Die Klagen über kaiserliche Uebergriffe nahmen kein Ende und es waren nicht immer kleinliche Dinge, welche zu Beschwerden Anlaß gaben, sondern auch offenkundige Symptome, wie weitumspannende ehrgeizige Ziele das neue Kaiserthum verfolgte. Die Wahl seines Bruders Maximilian zum Coadjutor von Köln und Münster, die Joseph durchzusetzen wußte, erregte gegründete Besorgnisse vor der Ueberhandnahme des österreichischen Einflusses im Norden und Westen; man sah schon die deutschen Hochstifter, eines nach dem anderen, in die Hände der kaiserlichen Dynastie übergehen und damit deren Herrschaft über den Reichstag überwältigend anschwellen. Die umfassenden Säcularisationen von Kirchengütern, die recht- und formlosen Abtrennungen der österreichischen Gebiete von der geistlichen Jurisdiction auswärtiger Stifter, namentlich im Passauer Sprengel, zeigten, wie energisch der Kaiser sich über die herkömmliche Ergebenheit an die Kirche hinwegsetzte, und ließen ähnliche

Gewaltschritte auch im Reiche befürchten. Die geistliche Fürstenschaft, sonst naturgemäß auf Seiten des katholischen Kaiserthums stehend, gerieth darüber in die höchste Unruhe und Mißstimmung. Man gewöhnte sich immer mehr in dem sonst so conservativen Kaiserthum einen gefährlichen, zu rücksichtslosen Eingriffen und gewaltthätigem Umsturz geneigten Feind der Reichsverfassung zu sehen und auf Schutz dagegen bedacht zu sein. Die Besorgniß und Erregung stieg noch höher, als es offenkundig wurde, daß Joseph die Absichten auf Baiern noch keineswegs aufgegeben hatte, sondern im Begriffe stand, diese Erwerbung seinem Hause auf eine andere Weise zu sichern.

Das niederländ. Tauschproject

Auf den Besitz der fernen belgischen Niederlande legte der Kaiser einen verhältnißmäßig untergeordneten Werth. Waren sie doch einer fortwährenden Bedrohung von Frankreich ausgesetzt und von den Holländern vertragsmäßig durch Schließung der Scheldemündung und das „Barrieresystem" der Besetzung der Grenzfestungen mercantil und militärisch unterdrückt. Sie hatten ganz andere Interessen als die Gesammtmonarchie und hemmten die österreichische Politik häufig durch die Rücksicht auf die Westmächte in der freien Bewegung. Das Land war, wie wir wissen (S. 67, 76), von der Wiener Staatskunst schon öfters als leicht verschmerzliches Tauschobject betrachtet worden. Wie ganz anders lockte dagegen die Abrundung Oesterreichs durch die Erwerbung Baierns, die Ausdehnung des kaiserlichen Machtbereichs im südlichen Deutschland, die nähere Verbindung mit den italienischen Besitzungen! Der Gedanke dieses Tausches beschäftigte Joseph unaufhörlich und nahm allmählich greifbare Gestalt an. Der Kurfürst Karl Theodor war geneigt, auf den Plan einzugehen. In Baiern fühlte er sich stets als Fremdling, während seine Jugenderinnerungen in das belgische Land führten; dazu lockten ihn die reicheren Einkünfte, die er zu erwarten hatte, und der Glanz eines „burgundischen Königthums". Zwar dachte der Kaiser, Luxemburg, Limburg und Namur abzuzweigen und um diesen Preis Salzburg zu erwerben, das in dem großen Arrondirungsproject nicht fehlen durfte, aber auch auf diese Beschränkung wäre der Kurfürst, der seine Stammlande Pfalz und Jülich-Berg mit der neuen Erwerbung zu einem großen rheinischen Territorium zu verschmelzen hoffte, wohl eingegangen. Zugleich wurde der Herzog Karl von Zweibrücken, der nächste Agnat, bearbeitet, seine Zustimmung zu dem abzuschließenden Vertrag zu geben; allein hier stieß man auf entschiedenen Widerspruch.

Die Weltlage günstig für Oesterreich.

Als die Kunde von diesen geheimen Unterhandlungen in die Oeffentlichkeit drang, erzeugte sie eine gewaltige Bewegung. Die Besorgniß vor den weitausgreifenden Tendenzen des ehr- und ländersüchtigen Kaisers erwachte wieder in voller Stärke. Auch in den Streitigkeiten mit Holland (S. 300 f.), dem gegenüber Joseph die Aufhebung der Scheldesperrung und des Barrierechts, der Handfesseln Belgiens, erzwingen wollte, zeigte sich wieder die gewaltthätig durchfahrende, die Verträge mißachtende Art des Kaisers. Und wenn man auf

die allgemeine Weltlage blickte, so war dieselbe so günstig wie nur je für Oesterreich. Die Annäherung, die Kaiser Joseph in der persönlichen Zusammenkunft zu Mohilew mit der Kaiserin Katharina (Juni 1780) angebahnt, hatte zu einer Allianz geführt, die für das ganze Jahrzehnt die politischen Combinationen wesentlich bestimmte. Obwohl der Bund seine Spitze vorzugsweise gegen die Türkei richtete, ließ er sich doch auch sehr wohl in den abendländischen Verwicklungen zu Gunsten Oesterreichs verwerthen, und insbesondere fühlte sich Preußen bedroht und beunruhigt. Mit guter Berechnung ließ es Joseph geschehen, daß die Russen Besitz von der Krim nahmen, ohne für sich einen Gewinn zu verlangen. Dadurch sicherte er sich die Willfährigkeit der russischen Politik gegenüber seinen deutschen Vergrößerungsplänen. Frankreich stand noch immer in alten guten Beziehungen zu Oesterreich, war durch die innere Lage, den englischen Krieg und seine Nachwirkungen in der Action gelähmt und konnte überdies hoffen, bei dem Tauschgeschäft etwas für sich zu erwerben, oder doch den neuen niederländischen Staat seinem Einfluß zu unterwerfen. Auf ein unmittelbares Eingreifen Englands in die continentalen Wirren war zu jener Zeit noch weniger zu rechnen. So hätte Joseph seine Pläne ohne Einspruch von Außen durchführen können. Allein um so energischer regte sich der Widerstand der deutschen Fürstenschaft.

Gründung des Fürstenbundes. Es war kein neuer Gedanke, den Schutz, den die schwerfälligen Formen des Gesammtreichs nicht mehr zu bieten vermochten, durch engere Verbindungen einzelner Reichsglieder zu schaffen, aus dem großen, unbehülflichen, durch die verschiedenartigsten Gegensätze und Interessen getrennten Körper kleinere Vereinigungen zu bestimmten Zwecken auszusondern. Der wesentlichste Unterschied der jetzt im Entstehen begriffenen Verbindung gegen frühere bestand nur darin, daß das confessionelle Element keine Rolle mehr spielte; der protestantische Charakter des Bundes trat um so weniger hervor, als ja der hauptsächlichste Zweck die Erhaltung eines katholischen Kurfürstenthums und der Integrität der Reichsstifter war. Die Uebergriffe und expansiven Gelüste Kaiser Josephs brachten die schon öfters aufgetauchten fürstlichen Associationsprojecte in rascheren Fluß. Nachdem aus dem Schooße der kleinen und mittleren Reichsstände, namentlich von dem Markgrafen Karl Friedrich von Baden und dem Zweibrücker Hof, wiederholt der Gedanke einer reichsständischen Union weltlicher und geistlicher Fürsten zum Schutz gegen die Vergrößerungstendenzen des Kaisers mit Anschluß an Frankreich oder Preußen ausgegangen, griff Friedrich II. diese Projecte mit vollstem Eifer auf. In der völligen Isolirung, dem Mangel an jedem europäischen Rückhalt erschien ihm das Reich als eine Stütze. Am Abend seines Lebens kehrte er zu den Versuchen zurück, die er schon während der schlesischen Kriege unternommen und in der Frankfurter Union (S. 30) theilweise und ungenügend verwirklicht hatte, zu den Versuchen nämlich, der österreichischen Leitung des Reichs, dem altherkömmlichen habsburgischen Einfluß ein Gegengewicht in einem engeren Bund deutscher Reichsglieder unter preußischer Führung entgegen-

zustellen. Die Politik des westfälischen Friedens trat noch einmal gegen das Bestreben in die Schranken, der kaiserlichen Monarchie einen realen Inhalt zu geben und sie auf Kosten des souveränen Landesfürstenthums zu stärken. „Zwei politische Richtungen, die in der deutschen Geschichte bereits eine verhängnißvolle Bedeutung erlangt haben, geriethen hier noch einmal ernstlich an einander: auf der einen Seite das habsburgisch-österreichische Bemühen, Deutschland auszubeuten für die Vergrößerung und Abrundung der eigenen Hausmacht, auf der andern das Bestreben des Landesfürstenthums, diese wiederauflebenden Kaisergelüste auf ein geringstes Maß zurückzuführen, nöthigenfalls ganz aus dem Reich hinauszudrängen." Das Werk entsprang Friedrichs eigenster Initiative und nur sein Eifer vermochte es zum Abschluß zu führen. Zunächst aus Unterhandlungen zwischen Preußen, das der Minister Hertzberg vertrat, Hannover und Sachsen hervorgegangen, breitete sich der **Fürstenbund** bald ansehnlich aus. Es traten in der Folge Sachsen-Weimar und Gotha, Zweibrücken, Kurmainz, Braunschweig, Baden, Hessen-Kassel, Anhalt, Mecklenburg u. a. Reichsglieder bei. In der Gewinnung von Kurmainz, das wegen seiner Stellung im Kurcollegium und der Reichserzkanzlerwürde von besonderer Wichtigkeit war, hat der Freiherr vom Stein die ersten Proben seiner staatsmännischen Befähigung abgelegt, und die günstige Aufnahme des Antrags von Seiten Hannovers war vorzugsweise der Thätigkeit Karl August von Hardenbergs zu danken, des späteren preußischen Staatskanzlers, damals in braunschweig'schen Diensten. 23. Juli 1785.

Der Associationstractat war eine Vereinbarung zur Aufrechterhaltung des bestehenden Staatensystems und der Reichsverfassung; man versprach sich einträchtiges Zusammenwirken auf dem Reichstag, Abwehr von Willkür und Neuerung, Schutz der Reichsgerichte gegen kaiserliche Eigenmächtigkeiten und Wahrung sämmtlicher Reichsstände in ihren Rechten und ihrem Besitzstand. In geheimen Artikeln wurde insbesondere abgemacht, dem beabsichtigten Ländertausch und ähnlichen Projecten, Säcularisationen und Zergliederungen kräftig entgegenzutreten und sich nöthigenfalls mit gemeinsamer Waffengewalt zu widersetzen. Der Bund war sonach in seinem Grundbestreben, der Aufrechterhaltung der reichsverfassungsmäßigen Ordnung, des deutschen und europäischen Gleichgewichts, durchaus conservativer Natur; er wollte noch einmal die landesfürstliche Unabhängigkeit, die „deutsche Freiheit" im Sinne des westfälischen Friedens sicher stellen. Wenn er die Keime zu einer neuen politischen Organisation innerhalb des Rahmens der alten Reichsverfassung in sich trug, zu einer bundesstaatlichen Vereinigung unter preußischer Hegemonie mit entscheidender Einwirkung auf die Reichsangelegenheiten, im Gegensatz zum kaiserlichen Machteinfluß, so kamen doch diese Keime nicht zur Entfaltung. Eine bundesstaatliche Fortentwickelung dieser Association, die für augenblickliche Bedürfnisse und Gefahren berechnet war, die ungeschwächte Fortdauer der vollen fürstlichen Landeshoheit in sich schloß, durch die mannigfachsten Gegensätze und Sonderbestrebungen

Inhalt u. Bedeutung des Fürstenbundes.

gelockert wurde, war nicht zu erreichen. Als die Gefahr der österreichischen Vergrößerungssucht vorüber und Friedrich d. Gr., der Stifter des Bundes, gestorben war, verlor sich mehr und mehr das Interesse an dieser Vereinigung; die Versuche des patriotischen Herzogs Karl August von Weimar, aus dem Bund eine eingreifende Reform der Reichsverfassung, ein nationales Einigungswerk hervorgehen zu lassen, ein allgemeines deutsches Gesetzbuch für Civil- und Strafrecht, eine einschneidende Verbesserung der Reichsjustiz, eine Belebung der gesammten Reichsgesetzgebung und der Thätigkeit des Reichstags zu bewirken, kamen doch nicht über löbliche Anläufe hinaus. Auch der Kurfürst von Mainz und sein Coadjutor Dalberg arbeiteten an der Fortbildung des Bundes, aber wieder auf anderen vorsichtigeren Wegen. Am Ende blieb doch Alles bei Entwürfen und Anregungen. Immerhin aber war der Bund für Preußen ein Gewinn, indem er dem rastlosen Ehrgeiz des kaiserlichen Rivalen Zügel anlegte, Friedrich d. Gr., der bisher doch immer als Rebell gegen die heiligen Satzungen des Reichs dagestanden, zu deren Schirmherrn erhob, den preußischen Einfluß in Deutschland steigerte, den österreichischen untergrub und fortan jede Anwandlung zum Rückfall in die Ideenkreise Karls V. und Ferdinands II. dem habsburgischen Kaiserthum verleidete.

II. Oesterreich seit dem Hubertsburger Frieden.

1. Maria Theresia's letzte Regierungszeit und Josephs II. Jugend und Grundsätze.

Maria Theresia's innere Reformen.

Die thatendürstende Seele und der reformatorische Feuereifer des jungen Kaisers vermochten das in Formen erstarrte deutsche Reichswesen nicht in Bewegung und Fluß zu setzen. Ein um so fruchtbareres Feld boten ihm die österreichischen Erbstaaten, wo die in ihren Rechten und Befugnissen beschränkten Landstände der souveränen Macht des Monarchen keinen unüberwindlichen Widerstand entgegenstellten. Wie wir in den obigen Blättern bei verschiedenen Gelegenheiten (z. B. S. 61 ff.) erfahren, hat schon Maria Theresia während ihrer vierzigjährigen Regierung in Verbindung mit ihrem verständigen und aufgeklärten Minister Kaunitz mancherlei Mißstände abgestellt, manche zeitgemäße Aenderungen getroffen, manche Reformen mit den bestehenden Einrichtungen vorgenommen. Das Heer- und Kriegswesen hatte unter den Händen der Grafen Daun, Lascy und anderer militärisch und strategisch gebildeten Männer eine gänzliche Umwandlung erfahren, wobei man sich die preußischen Einrichtungen zum Vorbild nahm. Die Rechtspflege war durch Verbesserung der Gesetze und Gerichtsformen, durch Abschaffung der Folter und durch manche Aenderungen im Geiste der Zeit umgestaltet worden. In die Finanzverwaltung und den Staatshaushalt hatte Maria Theresia's Gemahl, Kaiser Franz I., der sich auf Handel und Oekonomie trefflich verstand und mit kaufmännischen Talenten besser ausgerüstet

war als mit diplomatischen und kriegerischen Gaben, Ordnung und Sparsamkeit eingeführt, ohne jedoch dem herkömmlichen Glanz und Aufwand am Hofe zu nahe zu treten, und in Verbindung mit dem Grafen Haugwitz (S. 62) die Erhebung der Steuern und Abgaben in bessern Gang gebracht. Dennoch reichten bei den kostspieligen Kriegen die regelmäßigen Staatseinkünfte nicht aus, so daß man nicht nur zu fremden Hülfsgeldern greifen, sondern auch zur Einführung von Papiergeld schreiten mußte. — Wie uns bekannt (S. 64) war Maria Theresia bemüht, durch Gründung von Academien und Schulen, durch Beförderung wissenschaftlicher Anstalten, die Bildung der höheren Stände wie die des Volkes zu heben und einen tüchtigen Beamtenstand zu erziehen. Ebenso suchte die österreichische Regierung unter ihrer Leitung in den Gemeindeverfassungen, in dem Gewerb- und Zunftwesen Ordnung und Gleichförmigkeit zu begründen und sie der Aufsicht der Staatsbehörde zu unterstellen, die, wenn auch nicht dem Namen nach, so doch thatsächlich noch bestehende Leibeigenschaft der Bauern in den deutschen Landestheilen zu lösen, die Frohndienste zu beschränken und Ackerbau, Industrie und Handel in Aufschwung zu bringen. Selbst auf die kirchlichen Dinge erstreckte sich Maria Theresia's reformatorische Thätigkeit, so wenig sie auch, wie wir des öfteren erwähnt, die freieren religiösen Anschauungen der Zeit, die Ideen der Toleranz und der weitherzigen Menschenliebe in ihre Seele aufnahm. Das landesherrliche Placet wurde gewahrt und aufrecht erhalten, das Unterrichtswesen dem Einfluß der Geistlichkeit mehr und mehr entrückt, die Zahl der Feiertage gemindert, die Steuerfreiheit des Klerus beschränkt und manche Klostereinrichtung zeitgemäß umgestaltet. Es ist uns bekannt, daß die Kaiserin auch das päpstliche Breve, welches über die Gesellschaft Jesu die Auflösung verhängte, nach einigem Zögern in ihren Staaten zur Ausführung brachte, nachdem man ihr bewiesen, daß ihre Beichtgeheimnisse nach Rom berichtet worden.

Maria Theresia und die Ungarn.

In Ungarn erfuhr das staatliche Zusammenleben mit Oesterreich keine namhaften Störungen. Maria Theresia vergaß es nicht, welche Dienste ihr die Magyaren am Anfang ihrer Regierung geleistet, und stattete ihren Dank dadurch ab, daß sie nach Kräften für Aufrechthaltung von Recht und Gerechtigkeit besorgt war. Und wenn auch in einzelnen Fällen die alten Gesetze und Verfassungsbestimmungen nicht genau beachtet wurden, wenn die Akatholiken unter der religiösen Antipathie des „Königs" Maria Theresia und einiger zelotischen Magnaten und Prälaten zu leiden hatten, wenn in den letzten Regierungsjahren das absolutistische System auch in dem ungarischen Staatswesen mehr zur Geltung gebracht ward, nach dem Tode des Grafen Ludwig Batthyany (1765) kein Palatin mehr ernannt, kein Reichstag mehr einberufen wurde und der Wiener Hof beflissen war, deutsche Sitte, deutsche Bildung, deutsche Lebensgewohnheiten auch den Magyaren zuzuführen; so hegte die ungarische Nation doch zu viel Vertrauen zu dem guten Willen, zu der Weisheit, Gerechtigkeit und Billigkeit der

Kaiserin, als daß die alten Leidenschaften wieder hervorgebrochen wären, das aufrührerische anarchische Treiben früherer Tage sich wieder an die Oeffentlichkeit gewagt hätte. Ohne daß man den Rechten und Privilegien der höheren Stände zu nahe getreten wäre, wurden auch die bäuerlichen Verhältnisse durch die Aufstellung allgemeiner Normalrechte in dem großen „Urbarialgesetz" einer heilsamen Umgestaltung und Entwickelung entgegengeführt. Dieses Gesetz bestimmte, daß jedem Eigenthümer oder Besitzer das Maß seiner Berechtigung am Grundbesitz abgemessen, dem Hörigen aber die ungemessene Robot in eine gemessene verwandelt und auf bestimmte Wochentage beschränkt werde.

Joseph als Mitregent.

Nach dem Tode ihres Gemahls, am 18. August 1765 setzte Maria Theresia den Sohn Joseph, nachdem er von den Kurfürsten zum Nachfolger auf dem deutschen Kaiserthron erhoben worden, auch in das väterliche Amt eines Mitregenten in den habsburgischen Erbstaaten ein, gestattete ihm aber eben so wenig Einfluß auf die Regierung und die Staatsgeschäfte wie dem verstorbenen Kaiser-Gemahl; nur daß wie dieser bei den Finanzen, so der Sohn bei dem Heer- und Kriegswesen in hervorragender Weise betheiligt war. Das hastige neuerungssüchtige Wesen des hochbegabten aber mit allzu großer Eile und Reformlust vorwärts strebenden Sohnes war ihr unheimlich. Dennoch traten in den letzten Regierungsjahren der Kaiserin manche Anzeichen hervor, daß Joseph und der Reichskanzler Kaunitz immer mehr Einfluß auf Politik und Staatsleben in dem Donaureich erlangten. Wenn Oesterreich, wie wir später erfahren werden, sich an der Zerstückelung Polens betheiligte, ja durch die unberechtigte „Recuperation" der Zipser Städte sogar den ersten Anstoß zu dem verhängnißvollen Gewaltakt gab, wenn dann während der Türkenkriege das Wiener Cabinet die Pforte zur Abtretung der Bukowina nöthigte und Temesvar sammt dem Banat wieder mit Ungarn vereinigte, so war diese Vergrößerungspolitik mehr das Werk Josephs und des Reichskanzlers, als das der Kaiserin, der man nachsagte, sie habe mit Thränen den Antheil an der polnischen Beute, Galizien und Lodomirien, hingenommen. Wie wenig die Annexionsgelüste ihres Sohnes auf Baiern nach ihrem Sinne waren, haben wir gesehen. Aber dem Kaiser Joseph war der Gedanke, sein Reich durch das wittelsbacher Land abzurunden, so sehr in Mark und Bein gedrungen, daß seine ganze auswärtige Politik, insonderheit seine Allianz mit Rußland, von der Begierde, Baiern als Kampfpreis zu erwerben, eingegeben und geleitet war. Den durch Friedrich von Preußen zerstörten Plan hoffte er durch Katharina zu erreichen.

Maria Theresia u. ihre Familie.

Am 29. November 1780 schied Maria Theresia aus dem Leben, eine Fürstin von hervorragenden Eigenschaften sowohl als Herrscherin auf dem ersten Thron der Christenheit in einem tiefbewegten Zeitalter, wie als Frau und Mutter im Kreise ihrer Familie und in der hohen Gesellschaft. Die edle Sitte und die häuslichen Tugenden, die wir schon früher gerühmt haben, beobachtete sie bis zu ihrem Ende. Dem verstorbenen Gemahl bewahrte sie die Liebe und Treue, die sie ihm im Leben erwiesen, über das Grab hinaus in einem fünfzehnjährigen Wittwenstand. Von ihren sechs Töchtern

haben wir drei kennen gelernt: die zweite, Marie Christine als Statthalterin der Niederlande, die beiden jüngsten, Marie Antoinette und Karolina als Königinnen von Frankreich und von Neapel; zwei hatten den Schleier gewählt und waren Aebtissinnen in Prag und Innsbruck; die vierte war mit dem Herzog von Parma vermählt. Auch von ihren Söhnen sind uns drei bereits bekannt, Joseph, der bisherige Mitregent und nunmehr ihr Nachfolger, Leopold, Großherzog von Toscana, und Maximilian, der letzte Kurfürst-Erzbischof von Köln und Münster, ein vierter, Erzherzog Ferdinand, war an die Erbtochter des Hauses Este verheirathet. Seine Anwartschaft auf das Herzogthum Modena wurde, wie wir später erfahren werden, durch Napoleon zerschnitten, doch trat in der Folge sein Sohn in das mütterliche Erbe ein.

In den letzten Lebensjahren Maria Theresia's konnte man eine starke Spannung zwischen Mutter und Sohn erkennen, eine natürliche Wirkung ihrer verschiedenartigen Anschauungen und Grundsätze. Denn während die Kaiserin in ihrem Alter mehr und mehr in conservative Bahnen einlenkte, einer Camarilla von hochkirchlichen und aristokratischen Männern und Frauen, insbesondere dem Cardinal Migazzi, Erzbischof von Wien, ihr Ohr lieh, stand Joseph an der Spitze einer Oppositionspartei, welche die Zeitideen und -reformen auch den Habsburger Landen zuführen, die moderne Staatseinheit, die Preußen so stark machte, auch in dem mittelalterigen Gefüge seines Erbreiches zur Geltung bringen wollte. Maria Theresia beklagte sich über den Mangel an Liebe und kindlicher Pietät von Seiten des Sohnes und dieser beschwerte sich, daß ihm die Mutter so wenig Vertrauen beweise. Nur der Gewandtheit des Reichskanzlers Kaunitz, der obwohl mehr mit der vorwärtsstrebenden Natur Joseph's übereinstimmend, doch auch bei der hohen Frau sich in der alten Stellung zu halten wußte, gelang es die Gegensätze zu mildern, so daß die Spannung nicht zum Bruch gesteigert ward. Aber wer das bisherige Auftreten und die Eigenschaften des jungen Fürsten beobachtet hatte, der konnte voraussagen, daß mit der Leiche der Kaiserin auch das seitherige System in die Gruft gesenkt werden, daß der Fortschritt, der bisher gezügelt und gehemmt worden, die Fesseln zerreißen und in einem beschleunigten Tempo vorwärts eilen würde. Mutter und Sohn.

Joseph war neununddreißig Jahre alt, als ihm die Alleinherrschaft im österreichischen Gesammtreich zu Theil ward und seiner nach Ruhmesthaten dürstenden Seele ein weiter Wirkungskreis sich öffnete. Man hat Joseph II. mit Recht den ächten Sohn seiner Zeit genannt, denn in ihm spiegeln sich alle die Züge ab, die wir in den obigen Blättern kennen gelernt haben. „Das 18. Jahrhundert", sagt ein neuerer Historiker, „mit seiner Philanthropie und Humanität, und doch wieder seiner Härte und Gewaltthätigkeit, wo es galt, die theuern Theorien durchzuführen, die Zeit voll wunderlicher Widersprüche, bald für die Freiheit schwärmend, bald brutal-despotisch, hier von einem höheren Bewußtsein des Rechts erfüllt, dort wieder jedes Recht mißachtend, tolerant und doch auch wieder unfähig eine fremde Meinung zu toleriren, diese seltsame Zeit war kaum in einer bedeutenden Persönlichkeit so scharf ausgeprägt, wie in Joseph II." Er Joseph's Grundanschauung.

war, wie er selbst einmal versicherte, „von Fanatismus für das Wohl des Staates erfüllt", aber er sah in den verschiedenen Völkern eine willenlose Masse, die man nach Belieben formen könne; er konnte es nicht begreifen, daß nicht ein und dasselbe Gesetz für alle Provinzen und für alle Menschen passen sollte. Das Gute ist doch nur eines, sagte er in einer Verordnung, also dürfen Nation, Religion, Stand u. s. w. keinen Unterschied machen. „Die Monarchie", schreibt er seinem Bruder, „muß eine einzige, in allen Einrichtungen und Lasten gleiche Provinz bilden", „eine einzige Masse, welche auf gleiche Weise gelenkt wird." Die militärischen Centralisirungs- und Uniformirungsbegriffe, an die er sich als oberster Leiter des Heerwesens unter Maria Theresia gewöhnt hatte, auf den Staatsorganismus übertragend, suchte er alle seine Länder und Völker unter dem Bande einer gleichförmigen Verfassung, Gesetzgebung und Verwaltung zu vereinigen, als „philosophischer Monarch" seine Unterthanen zu einer vernünftigen Lebensführung und Seelenordnung anzuhalten.

Josephs Erziehung u. Jugend. Joseph verdankte seine Bildung und Geistesrichtung weniger seinen Lehrern als seiner eigenen Wißbegierde und Strebsamkeit. Der ungarische Graf Batthyany, dem Maria Theresia die erste Erziehung des Sohnes anvertraute, war ein rauher Kriegsmann, der durch strenge militärische Disciplin das aufbrausende Temperament seines Zöglings zu bändigen suchte; der uns bekannte Staatssecretär Bartenstein, ein kenntnißreicher Herr, der den gelehrten Unterricht leitete, ermüdete den lebhaften beweglichen Geist des Prinzen durch pedantische Weitläufigkeit und Trockenheit. Hat er doch zum Zweck seines Unterrichts eigene Geschichtswerke in vielen Folianten angefertigt. Am meisten Einfluß hatte Karl Anton Martini, Professor des Naturrechts an der Wiener Hochschule, auf die Geistesrichtung Josephs. Von diesem berühmten Rechtsgelehrten, der im Geiste der rationalistischen Zeitphilosophie die Begriffe des Rechtslebens aus den abstracten Prinzipien eines der Menschheit angebornen Naturrechts herleitete und entwickelte, empfing der junge Fürst die Ansicht, daß das Bestehende und historisch Gewordene zurückstehen müsse gegenüber den Gesetzen der Vernunft und des natürlichen Rechtszustandes. Man konnte schon in dem Knaben alle die Grundzüge und Eigenschaften erkennen, die dem Fürsten auf dem Throne sein geschichtliches Gepräge gaben: einen gewandten Körper, rasch und lebhaft in allen Bewegungen, jedem Stillsitzen abgeneigt, in gymnastischen Uebungen hervorragend, ein Herz gefühlvoll und von edler Menschenliebe erfüllt, einen regsamen eigenwilligen Geist, ein sanguinisches für alles Ideale empfängliches Temperament, aber auch ein ungeduldiges, hastiges Wesen und große Eigenwilligkeit. „Jenes unaufhörliche Herrschen, Wirken, Zerstören und Bauen, jenes rasche und aufbrausende Wesen", sagt Jäger, „das aber eben so schnell wieder zurücktrat, wenn es auf Schwierigkeiten stieß, jener unermüdliche Drang nach äußerer Thätigkeit, der seine Regierung kennzeichnet, erschien im Keime schon am raschen Gang, in der raschen Geberde, noch mehr in dem Eigensinn und in dem Aufbrausen des Knaben gegen seine Lehrer und Erzieher, weshalb Maria Theresia zu sagen pflegte: „Mein Sohn Joseph kann nicht gehorchen."

Leben und Denkweise. Für eine solche Natur ist das Leben selbst, ist die eigene Anschauung des menschlichen Treibens die beste Schule; und diese hat Joseph wie wenige Fürsten durchgemacht. Er hat die meisten Länder Europa's bereist, nicht um sich an Festlichkeiten zu ergötzen und zu zerstreuen, sondern um die Welt und die Menschen kennen zu lernen. Unter dem Namen eines Grafen von Falkenstein hat er ohne Gepränge und Aufsehen

mit geringem Gefolge alle bedeutenden Städte Europa's besucht. In Paris verkehrte er mit den Koryphäen der geistreichen Gesellschaftskreise, mit den hervorragendsten wissenschaftlichen und staatsmännischen Größen, und erregte durch seinen Verstand, sein liebenswürdiges Wesen und seine Belesenheit allgemeine Bewunderung. Nach der Zusammenkunft in Mährisch-Neustadt rühmte Friedrich d. Gr. den strebsamen Geist des jungen Fürsten, der sich von dem Aberglauben seines Hauses freigemacht und Voltaire's Schriften mit Eifer lese. Wie gerne hätte Joseph den „Weisen von Ferney" selbst von Angesicht zu Angesicht gesehen, allein Maria Theresia hatte ihrem Sohne verboten, „den Patriarchen der Toleranz" zu besuchen. In der apenninischen und pyrenäischen Halbinsel machte Joseph sich mit der Kunst und dem öffentlichen Leben vertraut. Und als ob das Schicksal selbst ihn über die persönlichen und häuslichen Interessen hinausheben und auf die großen Fragen und Anliegen des Völker- und Staatslebens hinweisen wollte, war sein eheliches Leben ohne Freude und von kurzer Dauer. Seine erste Gemahlin, Isabella von Parma, eine Prinzessin von jugendlicher Schönheit aber zarter Gesundheit, starb frühe dahin; eine zweite Gattin, Josepha von Baiern, vermochte sein Herz nicht zu gewinnen, und folgte der ersten bald nach; eine einzige Tochter sank im achten Lebensjahr ins Grab. So lebte denn Joseph ganz dem Staate und seinen Ideen. Er wollte die Menschheit frei und glücklich machen und vom Uebel erlösen, aber er trug den Maßstab und das Urbild seiner Schöpfungen und Reformen allzusehr in der eigenen Seele, in dem eigenen Willen und schöpferischen Triebe. Und doch stand dieser schöpferische Trieb so vielfach unter der Macht der wechselnden Anschauungen des Tages, war so vielfach abhängig von wandelbaren Menschengebilden, die nur auf bedingte, begrenzte Wahrheit Anspruch hatten. „Großgezogen in den naturrechtlichen Anschauungen Martinis", urtheilt ein neuerer Historiker, „besaß der Kaiser kein Verständniß und keine Achtung vor geschichtlicher Entwickelung. Er scheute sich nicht althergebrachte Institutionen der Kirche und des Staats über den Haufen zu werfen, wenn sie dem Ideal seiner Staatsform widersprachen, jener absoluten Regierung, welche durch das Licht der Aufklärung das Volk durchdringen, den Willen des Herrschers als verkörperte Staatsraison betrachtet und alle Fäden des Regiments in die Hand des Landesfürsten gelegt wissen wollte."

2. Kaiser Joseph II. als Alleinherrscher.

a. Josephs Stellung zu Kirche und Papstthum.

Als Kaiser Joseph im Jahre 1777 die Schweiz bereiste, wurde ihm ein Buch überreicht, welches in der Form einer Lobschrift Unterweisung gab, wie Oesterreich kirchlich und politisch im Sinne der damaligen Philosophie umzugestalten sein möchte. Der Verfasser war ein Franzose Joseph von Lanjuinais, von dem weiter nichts bekannt ist, als daß er ursprünglich Benedictinermönch, dann Lehrer an einer reformirten Erziehungsanstalt zu Moudon im Canton Waadt war. Die in diesem Buche aufgestellten Ansichten und Theorien stimmen so sehr mit den von Joseph nach seinem selbständigen Regierungsantritt getroffenen Anordnungen und Reformen überein, daß man denselben einen großen Einfluß auf die Handlungsweise des Kaisers zugeschrieben hat. Aeußere Anregung und Umgebung.

In der Schrift wird die hohe Bedeutung der Religion für das staatsbürgerliche Leben hervorgehoben und die Freigeisterei verabscheut, diese Religion aber über die

confessionelle Beschränkung, die ihr die Kirche aufgedrückt, weit hinaus auf die Höhe einer philosophischen Naturreligion gehoben, in welcher Sittlichkeit, Tugend und Menschenliebe höher stehe als Dogma und Mysterien. Für einen „philosophischen Monarchen" sei es gleichgültig, in welcher Form die Religion auftrete, Gott erlaube sie alle. Aber er dürfe nicht dulden, daß von einem Heer fanatischer Priester eine Summe von abergläubischen Lehren und Gebräuchen als die alleinberechtigte Religion verkündet werde und ein fremdes Kirchenhaupt die Autorität der Regierung entkräfte und hohe Taxen aus dem Lande ziehe. Er müsse verfahren wie ein geschickter Arzt, der eine chronische Krankheit mit Vorsicht und Bedacht und mit stufenweiser Verminderung des Uebels zu heilen suche. Er solle daher zunächst die Zahl unnützer Klöster verringern, dann wie die protestantischen Fürsten die Kette zerreißen, die den Staat an Rom knüpfe, und die Geldbezüge einschränken, durch Verbesserung der Polizei die religiösen Uebungen entbehrlicher machen und der weltlichen Macht gleiches unparteiisches Verhalten gegen jede Religionsform auferlegen. Der Grundsatz, „außer der Kirche kein Heil" und die Lehre von der doppelten Gewalt und den zwei Schwertern müsse unterdrückt, die staatliche Einheit und die Suprematie der weltlichen Gesetze und Obrigkeit begründet werden, keinem Geistlichen dürfe gestattet sein, kirchliche Strafen ohne Autorisation des Souveräns zu verhängen. Die weltliche Obrigkeit müsse die Eheschließung und die Ehescheidung an sich nehmen, müsse darüber wachen, daß die Kanzel nicht zu agitatorischen Zwecken mißbraucht, das kirchliche Begräbniß nicht als Mittel geistlicher Zucht benutzt werde.

Diese und andere Ansichten im Sinne der damaligen Aufklärungsphilosophie schienen auf den Kaiser großen Eindruck gemacht zu haben. Wenigstens ist nicht zu verkennen, daß seine kirchlichen Reformen der Sache nach mit den in dem Buche aufgestellten Grundsätzen übereinstimmten und die praktische Ausführung der empfohlenen Methode entsprach. Zwar war Joseph ein viel zu selbständiger Geist, als daß er sich mit Bewußtsein in seinem Thun von fremden Einflüssen hätte leiten lassen; aber seine ganze Umgebung huldigte denselben Anschauungen; er lebte in einer Atmosphäre, wo jede andere Strömung fern gehalten ward. Alle die Männer, die durch ihre gesellschaftliche, durch ihre amtliche oder wissenschaftliche Stellung in dem Josephinischen Wien von Einfluß waren, wie der durch seine Theaterstücke bekannte Vicekanzler von Gebler, wie Gottfried von Swieten, Präsident der obersten Studienbehörde, wie der Rechtsgelehrte Eybel, der Prälat Rautenstrauch, der geistreiche, gelehrte und witzige von Born, Naturforscher und Mineralog, huldigten der Zeitphilosophie und führten die Grundsätze der Humanität und Aufklärung gegen das priesterliche und kirchliche Altösterreich ins Feld. Die Freimaurer gründeten in Wien die Loge „zur wahren Eintracht"; der Illuminatenbund faßte Boden. Durch die strenge Centralisation der Verwaltung, durch die Ueberwachung und Controlirung des Beamtenstandes mittelst
28. Decbr. 1780. der schon im ersten Jahre angeordneten Einführung jährlicher „Conduitelisten" wurde dem ganzen Staatsorganismus und Regierungssystem ein einheitliches Gepräge aufgedrückt. „Der Beamte war durch eine militärische Disciplin an seine Fahne gebunden. Ueber alle Abstufungen und mitten durch alle Gliederungen der Bureaukratie liefen die Fäden unmittelbar in die Hand des Kaisers zurück, wie sie von dort ausgegangen".

Selbstbekenntnisse in Briefen.

Aus den Briefen Josephs an Kardinal Herzan, seinen Gesandten in Rom und an den Erzbischof von Salzburg, Hieronymus Graf Colloredo, „St. Ruprechts würdigsten Nachfolger“, welche Groß-Hoffinger im zweiten Bande seines Geschichtswerkes abgedruckt hat, ersieht man, wie fest entschlossen der Kaiser schon im Jahr 1781 die Reformation der Kirche und des Staats in Angriff nahm. An den ersteren schrieb er: „Seitdem ich den Thron bestieg und das erste Diadem der Welt trage, habe ich die Philosophie zur Gesetzgeberin meines Reiches gemacht. Zufolge ihrer Logik wird Oesterreich eine andere Gestalt bekommen. Da ich den Aberglauben und die Sadducäer verachte, so will ich mein Volk davon befreien. In dieser Absicht werde ich die Mönche verabschieden, die Klöster aufheben und sie den Bischöfen ihres Bezirks unterwerfen“. In Rom wird man es für einen Eingriff in die Rechte Gottes erklären, sagt er weiter, wenn solches „ohne Gutheißung von dem Knechte der Knechte geschieht“, man wird sagen, „die Herrlichkeit Israels ist gefallen“, wenn durch Gesetze verhindert wird, „daß die Kinder Levi mit dem Menschenverstand ein Monopolium treiben“. In dem zweiten Brief heißt es: „Die innere Verwaltung meiner Staaten erfordert eine Umschaffung ohne weiteres. Ein Reich, das ich regiere, muß nach meinen Grundsätzen beherrscht, Vorurtheil, Fanatismus, Parteilichkeit und Sclaverei des Geistes unterdrückt und jeder meiner Unterthanen in den Genuß der angeborenen Freiheiten eingesetzt werden“. Damit hat der Kaiser in scharfen Umrissen das Programm seiner Regierung im Innern aufgestellt. Sein regsamer und thatendürstender Geist faßte gleichzeitig alle Gebiete des öffentlichen Lebens ins Auge.

Kirchliche u. religiöse Reformen.

Zunächst jedoch sollten die kirchlichen und religiösen Zustände im Geiste der Zeit umgestaltet, der Katholicismus aus seiner Alleinherrschaft gedrängt, der Staat und sein souveränes Oberhaupt aus der unwürdigen Stellung der Dienstbarkeit emporgehoben werden. Es war ein scharfer Schnitt in die habsburgischen Traditionen, in das System der Ferdinande, als Joseph II. durch eine Reihe von Verordnungen die Geistlichkeit seiner Reiche fast gänzlich von Rom loslöste und sie der Staatsgewalt unterordnete, als er viele Klöster aufhob, die Ordensgeistlichkeit verminderte, den Nichtkatholiken Duldung gewährte, die äußeren Cultushandlungen in Schranken wies, der kirchlichen Werkheiligkeit die Gebote praktisch thätiger Menschenliebe entgegenstellte, den Aberglauben des Volkes zu brechen suchte.

Beschränkung der päpstlichen Gewalt. 26. März 1781.

So wurde schon in den beiden ersten Jahren der Josephinischen Alleinherrschaft allen Erzbischöfen, Bischöfen und geistlichen Oberen der österreichischen Erblande aufs Strengste verboten, päpstliche Bullen und Breven oder Erlasse und Verordnungen ausländischer Vorgesetzten anzunehmen, ohne sie vorher der weltlichen Landesstelle vorgelegt und das landesfürstliche Placet dafür erlangt zu haben. Auch die Anordnungen, Belehrungen und Hirtenbriefe der Bischöfe an ihre Diöcesanen mußten vor ihrer Bekanntmachung die Bewilligung der Landesstelle erhalten haben. Sodann wurden die vom päpstlichen Stuhle den Bischöfen ertheilten Vollmachten zum Absolviren und

14. April 1781. Dispensiren aufgehoben, die päpstlichen Bullen „In Coena Domini" und „Unigenitus", die „als Quelle und Schild der Rechte des päpstlichen Stuhles" galten, für
4. Mai. ungültig erklärt, den Bischöfen das Recht ertheilt, kraft landesfürstlicher Ermächtigung
4. Okt. in Ehesachen von canonischen Hindernissen zu entbinden, wobei nicht die kirchlichen Verwandtschaftsgesetze, sondern die Gesetze der Natur zu berücksichtigen seien. Die Recurse
März 1782. von bischöflichen Consistorien nach Rom wurden untersagt und den weltlichen Appellationsgerichten und den höchsten Hofstellen zugewiesen. Neuerwählte Bischöfe sollten vor
1. Okt. 1781. der päpstlichen Confirmation einen Eid ablegen, daß sie Sr. Majestät getreu und unterthänig sein und das Beste des Staats fördern wollten, „um zu verhüten, daß der dem Papst zu leistende Eid den Souveränetätsrechten und den Unterthanspflichten wider-
12. Okt. 1781. streite." Zugleich wurde der Besuch des Collegium Germanicum, wo die adelige Jugend Oesterreichs und Ungarns ihre Vorbildung zum priesterlichen Stande zu holen pflegte, verboten und in Pavia zu dem Zweck ein neues Collegium gegründet. Den Schluß
Anfang 1782. der Verordnungen über die Stellung des Klerus bildete eine Instruction, wonach dem geistlichen Stande nur die Predigt des Evangeliums, der Gottesdienst, die Verwaltung der Sacramente und die kirchliche Zucht zustehen, jedes andere Recht oder Privilegium wegfallen sollte.

Beschränkung des Klosterwesens. „Ich habe ein schweres Geschäft vor mir", schrieb Joseph an den Erzbischof von Salzburg im Febr. 1781: „ich soll das Heer der Mönche reduciren, soll die Fakirs zu Menschen bilden, sie, vor deren geschornem Haupte der Pöbel in Ehrfurcht auf die Knie niederfällt und die sich eine größere Herrschaft über das Herz des Bürgers erworben haben, als irgend Etwas, welches nur immer einen Eindruck auf den menschlichen Geist machen konnte." Er betrachtete die Klöster und das Ordenswesen nicht nur als etwas unvernünftiges und unnützes, sondern auch wegen ihrer Verbindung mit auswärtigen Vorgesetzten als „staatsgefährliche Institute"; sie galten ihm als unvereinbar mit seinen staatsökonomischen Grundsätzen, „da sie nur Staatskräfte consumirten und Nichts producirten." Er beschloß daher, dieses „todtliegende Menschen-Capital" für
24. März 1781. den Staat nutzbar zu machen. Die Einleitung war eine Verordnung, welche die Verbindung der österreichischen Klöster mit dem Auslande aufhob, die Ordenshäuser von den auswärtigen Vorstehern, Oberen und Generalen unabhängig machte und sie unter ihre inländischen Provinziale und unter die Aufsicht der Bischöfe stellte. Hierauf folgten einige Decrete, welche die Entfernung ausländischer Mönche aus den österreichischen Ordenshäusern befahlen, die Aufnahme von Novizen auf zehn Jahre untersagten, die Bischöfe ermächtigten, „kraft ihrer Amtsgewalt" die Conventualen von dem Gelübde des Gehorsams gegen ihre Oberen zu entbinden, Verzeichnisse aller Stiftungen und Brüderschaften mit Angabe des Vermögensstandes einforderten. Nach diesen einlei-
30. Okt. 20. Decbr. 1781. tenden Schritten erfolgte der Hauptschlag. Durch zwei allerhöchste Handschreiben verfügte der Kaiser die Aufhebung aller jener Orden und Klöster in seinen Erblanden, welche ein „blos beschauliches Leben" führten. „Ich verstehe darunter", heißt es in dem Handschreiben vom 20. Decbr., „alle jene Orden beiderlei Geschlechts, welche weder Schulen halten, noch Kranke bedienen, noch predigen, noch den Beichtstuhl versehen, noch Sterbenden beistehen, noch sonst in Studien sich hervorthun, alle Karthäuser, Camaldulenser, Eremiten und alle weiblichen Orden der Karmeliterinen, Clarissinen, Capuzinerinen u. dgl. Alle diese sollen von nun an allgemein in allen meinen
12. Jan. 1782. Staaten aufgehoben sein " Am 12. Januar erfolgte die Auflösung. Die Mönche und Nonnen erhielten Leibrenten, oder wenn sie außer Landes gehen wollten, ein Reisegeld; die meisten wurden in andern Klöstern untergebracht, manche Ordensbrüder wurden als Weltgeistliche angestellt und von den Bischöfen bei der Seelsorge verwendet. Aus dem Vermögen der eingezogenen Ordenshäuser wurde ein „Religionsfond" gegründet,

der im Laufe der Jahre durch neue Säcularisationen, durch die Einziehung von Stiftungen und Wallfahrtsorten mit reichen Kapellen, durch die Auflösung von Bruderschaften und Congregationen fort und fort vermehrt und von Staatsbeamten verwaltet, theils zur Unterstützung und Versorgung der ausgetretenen Conventualen, theils zur Errichtung neuer Pfarreien und Schulen und zur Verbesserung des Unterrichtswesens, theils zur Gründung und Unterhaltung gemeinnütziger Anstalten der Wohlthätigkeit und Menschenliebe verwendet wurde. Wo die Volkszahl zu groß oder die Kirchorte zu weit von einander entfernt waren, wurden neue Pfarrstellen oder Kaplaneien mit Schulen errichtet, damit der Unterricht und die geistliche Seelsorge sich weiter verbreiten könnte. Die Zahl solcher neugegründeten geistlichen Stationen betrug über 1500. An die Stelle der aufgehobenen kirchlichen Vereine sollte die „Bruderschaft der thätigen Nächstenliebe in Bezug auf die hülflosen Armen" unter der Leitung des Cardinal-Erzbischofs von Wien treten und über ganz Oesterreich sich ausdehnen.

„Durch diese kirchlich-administrativen Verordnungen", sagt Groß-Hoffinger nach amtlichen Urkunden, „hob Joseph II. in acht Jahren 700 Klöster auf und verminderte die Zahl der Ordensleute um 36,000. Doch blieben noch sehr viele Klöster, nämlich 1324, in welchen noch 27,000 Mönche und Nonnen hausten. Es blieben auch die reichsten, was den Vorwurf des Eigennutzes vernichtet. Die Aufhebung der vielen Klöster brachte ihre oft schlecht bebauten Güter und Gründe um wohlfeile Preise in die Hände von Bürgern und Bauern, welche eine verhältnißmäßige Steuer bezahlten und zahlreiche Familien ernährten. Was von Gütern, Gülten und Gründen nicht verkauft wurde, kam unter die Verwaltung der Domänen-Administrationen, welche den Unterthan zu billigem Jahreszins oder Erbpacht verpflichteten."

Die Urtheile über diese Maßregel lauteten natürlich sehr verschieden. Während die Klerikalen sich in Schmähungen und Verdächtigungen ergingen, priesen die Aufgeklärten den energischen Kaiser, „der das hierarchische Gebäude erschütterte und ein Joch abwarf, welches der mittelalterliche Despotismus des Aberglaubens den Nationen auferlegt hatte." Und während der Nationalökonom Schlettwein durch den Eingriff in das Ordenswesen alles Eigenthumsrecht gefährdet sah und der Erzbischof Migazzi in einer unmittelbaren Vorstellung an den Kaiser sich der Religiosen eifrig annahm, verfaßte der witzige und sarkastische Born als Antwort auf die apologetische Schrift des Erzbischofs das satirische Buch „die Naturgeschichte des Mönchthums" (Monachologie), worin er die Ordensleute nach ihrer äußeren Erscheinung und mit denselben Kunstausdrücken beschrieb wie Linné die Insecten und Käfer. Die Welt war in zwei Heerlager getheilt, die Losung „Hie Welf, hie Waibling" hatte von Neuem Geltung gewonnen. — Ignaz Feßler aus Ungarn, damals Kapuzinermönch in Wien, hatte dem Kaiser Mittheilungen gemacht über die in seinem Orden herrschenden Mißbräuche und Gräuel. Deshalb von den Ultramontanen angefeindet und verfolgt, fand er Schutz bei Baron Kresel, Präsident der Hofstiftungscommission. Seine weiteren Erlebnisse in Lemberg als Professor, in Schlesien, wo er zur protestantischen Kirche übertrat und in Rußland, wo er als lutherischer Geistlicher und Superintendent eine vielseitige Wirksamkeit übte und mehrere Schriften, meistens historische Romane verfaßte, hat er selbst in seiner Biographie; „Rückblicke auf meine siebenzigjährige Pilgerschaft", anschaulich und ergreifend dargestellt. *Stimmen für u. wider. Feßler.*

Der Aerger der Klerikalen steigerte sich, als der Eifer für Reformen im Sinne der Aufklärung sich auch an den Cultus, an die gottesdienstlichen Formen, an die Gebräuche und Ceremonien wagte; als eine „Andachtsordnung" festsetzte, wie es bei der Messe und den Liturgien gehalten werden solle, als Verordnungen über die Ausschmückung der Altäre, der Kirchen und Kapellen ergingen, als die Heiligenbilder, die *Reformen im äußeren Cultus.*

Votivtafeln, die Reliquienausstellungen, die Ablässe und anderes „Gepräng und Flitterwerk" verboten und die Prozessionen und Wallfahrten auf wenige Tage und Orte beschränkt wurden, als man das Wetterläuten, das Weihen und Einsegnen von Brod, Wasser, Wein, Früchten u. drgl. untersagte und sogar aus wirthschaftlichen Rücksichten die Verwendung der Särge bei Begräbnissen vermindern wollte. Gerade in diesen äußerlichen Gebräuchen, Sitten und Gewohnheiten, welche die Verstandesaufklärung als Aberglauben und Thorheit verwarf, erblickt ja die große Menge das Wesen der Religion, den Kern der Andacht und Frömmigkeit. Daher war ja auch die Priesterschaft von jeher so sehr beflissen, die Volksphantasie durch solche äußerliche Zeichen und kirchliche Handlungen zu fesseln und der Andacht durch sinnliche Mittel zu Hülfe zu kommen.

Vandalismus. Es war ein natürlicher Rückschlag, wenn die Verstandesaufklärung ihren Sieg über Aberglauben und frommen Betrug auch mitunter mißbrauchte, wenn wie in den Tagen der Reformation und bald darauf in der französischen Revolution mit der Aufhebung von Klöstern und kirchlichen Anstalten auch Handlungen des Vandalismus gegen Schätze der Kunst, gegen Hülfsmittel der Wissenschaft, gegen Denkmäler der Pietät vollführt wurden. Die Studienhofcommission unter der Leitung des Freiherrn Gottfr. van Swieten zeigte wenig Sinn für die Ueberreste einer vergangenen Zeit, für die Produkte einer veralteten Bildung, einer überwundenen Geistesrichtung, für den „Gelehrtenluxus" und die Hülfsmittel theologischer Studien.

Das Duldungsgesetz. Die Krone setzte Kaiser Joseph seinen kirchlichen Reformen auf durch das berühmte „Toleranz-Patent", durch welches den Protestanten beider Confessionen und den nicht-unirten Griechen freie Religionsübung und bürgerliche Rechte unter gewissen Beschränkungen in allen österreichischen Ländern eingeräumt werden sollten. Durch dieses Gesetz, das am 13. und 27. Okt. 1781 für Oesterreich, Böhmen und Mähren, am 12. Nov. für die belgischen Provinzen, am 21. Decbr. für Ungarn erlassen ward, wurde die Politik, die von Ferdinand II. bis zum Tode Maria Theresia's in dem Habsburger Herrscherhaus strenge eingehalten worden war, in das Reich der Todten gewiesen. Der im westfälischen Frieden anerkannte Grundsatz der Gleichberechtigung der Confessionen war in den deutsch-böhmischen Ländern nie zur Geltung gekommen; wir haben gesehen, mit welcher Härte sogar die große Kaiserin die nicht katholischen Unterthanen aus den katholischen Landschaften zur Auswanderung nach Ungarn oder Siebenbürgen zwang; selbst in den größeren Städten wurden Protestanten nur unter der Bedingung geduldet, daß sie sich mit Hausandacht begnügten.

Josephs Ansichten über religiöse Toleranz. Aus einem Briefe an Gottfried van Swieten vom December 1787, worin der Kaiser seine Ansichten und Grundsätze mit der ihm eigenen Schärfe und Klarheit darlegte, erkennt man, daß seine Absichten ursprünglich noch viel weiter gingen, und daß er nur aus Scheu vor der Opposition der ultramontanen Eiferer nicht die volle Gleichberechtigung aller Religionsgenossenschaften aussprach. „Bis nun war die evangelische Religion in meinen Staaten niedergedrückt", schreibt er, „die Bekenner derselben wie Fremde behandelt, bürgerliche Rechte, der Besitzstand von Gütern, Würden und Ehrenstellen, alles war ihnen geraubt. Schon beim Anfang meiner Regierung war ich entschlossen, das Diadem mit der Liebe meines Volkes zu zieren, Grundsätze in dem Verwaltungssystem zu äußern, die ohne Unterschied großmüthig und gerecht wären. Demzufolge erließ ich Duldungsgesetze und nahm das Joch hinweg, welches die Protestanten Jahrhunderte lang gebeugt. Der Fanatismus soll künftig in meinen Staaten nur durch die Verachtung bekannt sein, die ich dafür habe; Niemand soll mehr seines Glaubens wegen Drangsalen ausgesetzt, kein Mensch künftig genöthigt sein, das Evangelium des Staates anzunehmen, wenn es wider seine Ueberzeugung geht und wenn er andere Begriffe von der Glückseligkeit hat. Die Scenen der abscheulichen Intoleranz

sollen ganz aus meinem Reiche verbannt sein. Glücklich daß es noch keine Opfer wie Calas und Sirvan gegeben und dieser Schandfleck keine vorhergegangene Regierung getroffen hat. Die Toleranz ist eine Wirkung jener wohlthätigen Aufklärung, welche nun Europa erleuchtet, welche die Philosophie zum Grunde und große Männer zu Stiftern gehabt hat. Sie ist ein redender Beweis von den Fortschritten des menschlichen Geistes, der durch die Macht des Aberglaubens sich kühn einen Weg gebahnt, welchen Jahrtausende zuvor die Zoroaster und Confuze gewandelt und der zum Glück der Menschheit zur Heerstraße der Monarchen geworden ist."

Bedeutung u. Wirkung des Toleranzgesetzes.

In diesem Umfang konnte die religiöse Gleichstellung nicht bewirkt werden. Der katholischen Religion blieb der Vorzug des öffentlichen Cultus; doch durften Nichtkatholiken eigene Bethäuser und Schulen errichten, Geistliche anstellen, Consistorien und Superintendenten halten. Auch sollten sie in allen bürgerlichen und Ehrenrechten den Katholischen gleich stehen. Die Rechte waren kurz gemessen, so daß auch in protestantischen Kreisen unzufriedene Stimmen laut wurden. Es ist bekannt, wie sehr der Berliner Nicolai die Lobgesänge der Enthusiasten mit Mißtönen störte. Vor Allem beschwerten sich in Ungarn die Bekenner der Augsburgischen wie der helvetischen Confession, daß ihre von den Reichsgesetzen „recipirte" Religion nunmehr zu einer „tolerirten" erniedrigt sei. Dennoch traten die Wirkungen bald so auffallend zu Tage, daß die Katholischen laut zu murren und zu klagen begannen: die Glaubenseinheit, das ererbte Kleinod aus den Zeiten der Väter, sei dem Lande entrissen worden, der Kaiser sympathisire mit den Ketzern und begünstige den Unglauben. Als in allen Städten und Provinzen heimliche Protestanten aus der Verborgenheit hervorkamen und gestützt auf das Toleranzpatent sich zu Gemeinden bildeten, als viele, die um des Glaubens willen vertrieben worden oder ausgewandert waren, zurückkehrten, als manche Unzufriedene aus der herrschenden Kirche sich den Andersgläubigen beigesellten, als in der Nähe der Kaiserburg an der Stelle des aufgehobenen Dorotheenklosters zwei Bethäuser errichtet wurden, durch freiwillige Beiträge fremder Confessionsverwandten reichlich ausgestattet, da mehrten sich die Vorwürfe und der Groll der Zeloten, so daß sich der Kaiser bewogen fühlte, einige nachträgliche Einschränkungen ausgehen zu lassen, durch welche wenigstens der Uebertritt erschwert werden sollte. Auf solche Motive ist wohl auch der Erlaß in Betreff einer böhmischen Separatistengemeinde im Kreise Pardubitz zurückzuführen, den man so oft als Beweis der despotischen Natur des „philosophischen Monarchen" vorgebracht. In einem Decret vom 10. Juni 1783 wurde nämlich einer sektirerischen Bauerngemeinde in Böhmen, die sich ehedem Abrahamiten nannte, dann sich als Deisten bezeichnete, der Befehl ertheilt, sich einer der drei christlichen Hauptconfessionen anzuschließen, „da sie sich für etwas ausgebe, von dem sie nicht wisse was es sei". Als sie sich weigerte, wurden die Männer, 247 an der Zahl, in die siebenbürgischen Grenzregimenter eingereiht, die Kinder weggenommen.

Der Kaiser u. die klerikale Opposition.

Die katholische Welt, vor Allem der hohe Klerus gerieth in Schrecken über das neue System in Wien. Seit mehr als zwei Jahrhunderten waren die Habsburger die Fahnenträger des Katholicismus gewesen und nun sah man den Sohn der Maria Theresia in die Wege der reformatorischen Fürsten des sechszehnten Jahrhunderts einlenken. Es war natürlich, daß man in hochkirchlichen Kreisen kräftige Anstrengungen machte, den Kaiser von seinem kirchenfeindlichen Verfahren abzubringen. Wie der Kardinal-Erzbischof von Wien, so richtete auch der Primas von Ungarn, Graf Joseph Batthyany im Namen seines Klerus Vorstellungen und Ermahnungen an den Herrscher des österreichischen Staats

und der Kurfürst-Erzbischof von Trier, Clemens Wenceslaus hielt sich durch die Bande der Blutsverwandtschaft berechtigt, das „großmüthige kaiserliche Herz" mit väterlichen Bitten und Mahnworten zu bestürmen. Die größte Erregung aber gab sich im Vatican kund. Als die Ordensgenerale den heil. Vater kniefällig anflehten, den verderblichen Säcularisationen Einhalt zu thun, richtete
14. April 1781. Pius VI. ein Breve an Joseph, worin er ihn beschwor, von den Neuerungen abzustehen und ertheilte dem Nuntius Garampi den Auftrag, deshalb mit dem Reichskanzler in Unterhandlungen zu treten. Die Antwort, welche Kaunitz dem päpstlichen Botschafter in Betreff „des Verhältnisses der weltlichen zur geistlichen Macht" im Auftrag des Kaisers ertheilte, bewegt sich ganz in den Anschauungen, die der „Culturkampf" unserer Tage der denkenden Menschheit nahe gebracht hat. „Seine Majestät", so äußerte sich der kluge Staatsmann, „wird sich niemals der Ausübung der gegründeten und gesetzmäßigen Gerechtsame des heil. Stuhles und der allgemeinen Kirche in dogmatischen und blos die Seele betreffenden Gegenständen widersetzen, wird aber auch niemals eine fremde Einmischung in Angelegenheiten gestatten, welche Allerhöchstdieselbe als offenbar der landesfürstlichen Machtvollkommenheit zustehend ansieht, die ohne Ausnahme alles dasjenige in sich begreift, was in der Kirche nicht von göttlicher, sondern nur von menschlicher Erfindung und Einsetzung ist, und das, was es ist, allein der Einwilligung und Gutheißung der oberherrlichen Gewalt zu verdanken hat. Dieser steht es daher zu und muß ihr zustehen alle dergleichen freiwillige und willkürliche Bewilligungen so wie andere dieser Art nicht nur allein abzuändern und einzuschränken, sondern sogar ganz aufzuheben, so oft solches Staatsursachen, Mißbräuche oder veränderte Zeiten oder Umstände erheischen mögen". Nach der Kirchenlehre war der ganze kirchliche Organismus eine göttliche Institution, eine Schöpfung des heiligen Geistes, hier wird er in seiner äußern Entwickelung und Erscheinung als menschliche Erfindung und Einsetzung bezeichnet, als ein geschichtlich Gewordenes, das die Staatsgewalt abändern und theilweise beseitigen könne. Bisher hatte man von Rom aus gelehrt, der Staat sei der weltliche Arm der Kirche, berufen die Gebote und Strafurtheile der letzteren zu vollziehen; hier erscheint der Staat als die höchste Autorität in allen der Zeitlichkeit und der Erscheinungswelt angehörenden Dingen. Dem Erzbischof von Trier antwortete Joseph selbst mit einschneidender Schärfe: „Ew. Hoheit nehmen die Form für die Sache, ich halte mich in der Religion genau an die Sache und wehre nur den Mißbräuchen, die sich in dieselbe eingeschlichen und ihre Reinigkeit entstellt haben."

Papst Pius VI. in Wien. Als alle Vorstellungen, Bitten und Ermahnungen erfolglos blieben, faßte Papst Pius VI. den Entschluß, eine Reise nach Wien zu unternehmen, um im persönlichen Verkehr mit dem Kaiser die kirchlichen Angelegenheiten zu ordnen. Vergebens widerriethen viele den gewagten Schritt, der leicht dem pontificalen Ansehen nachtheilig werden könnte; vergebens suchte man in der Wiener Hof-

burg das Vorhaben zu hintertreiben, indem der österreichische Botschafter zu verstehen gab, daß der Kaiser sich durch nichts von dem einmal betretenen Pfade der kirchlichen Reformen abbringen lassen würde; Pius VI. vertraute auf die Macht seiner Persönlichkeit, auf die der katholischen Welt innewohnende Ehrfurcht vor seinem erhabenen Hirtenamte und auf den imponirenden Eindruck, den eine so unerhörte Erscheinung auf Gemüth und Phantasie hervorbringen würde. Die einnehmende Gestalt und die edlen Gesichtszüge des ehrwürdigen Greises, die Majestät seines Auftretens, der Ausdruck von Sanftmuth und Milde in seinen Mienen, die überwältigende Würde beim Segenspenden, diese und andere Eigenschaften, so hoffte man, könnten ihre Wirkung nicht verfehlen. Auch entsprach die Reise von Rom über Venedig, Görz, Laibach nach Wien und die 27. Febr. bis 22. März 1782.
Aufnahme in der Kaiserstadt allen Erwartungen. Joseph empfing den Kirchenfürsten höchst ehrenvoll, wies ihm in der Hofburg seine Gemächer an und weder er selbst noch seine Umgebung ließen es an Beweisen von Ehrfurcht und Hochachtung fehlen; allein über die Angelegenheiten, um derentwillen der Papst die Reise unternommen hatte, wurde nichts zwischen ihnen verhandelt, ungeachtet die beiden Häupter der Christenheit fast täglich zusammenkamen, und als in einer Staatsconferenz über die brennenden Fragen des Tages verhandelt werden sollte, entschuldigte sich der Kaiser, daß er zu wenig vom canonischen Recht verstehe, bat um eine schriftliche Aufzeichnung, damit er sie seinen Theologen vorlege, und schloß mit den Worten: „Alles was ich bis jetzt gethan, alles was noch künftig geschehen wird, beabsichtigt das Wohl meiner Unterthanen. Unumgänglich nothwendig waren die beschlossenen Einrichtungen; mit desto mehr Standhaftigkeit werde ich sie aufrecht halten, da keine derselben die kirchliche Lehre auch nur im Geringsten beeinträchtigt." Es schien als habe man dem Papste darum eine Wohnung in der Kaiserburg angewiesen, damit sein Verkehr desto leichter überwacht werden könne. Welch einen eigenthümlichen Eindruck mußte es auf den heiligen Vater hervorbringen, daß Fürst Kaunitz, den er auf seiner prachtvollen Villa besuchte, ihn wie einen gewöhnlichen Ehrengast behandelte, nach kurzer Begrüßung seiner Gewohnheit gemäß den Hut aufsetzte, „weil er einen schwachen Kopf habe", und ihn, dem man sonst nur mit Kniebeugungen und mit Zeichen der tiefsten Devotion nahte, beim Besichtigen des Palastes und der Gemälde am Arm nahm und bald dahin bald dorthin führte. Um so größer waren die Ehrfurchtsbezeugungen und die heilige Begeisterung des Volkes, sobald sich Pius öffentlich sehen ließ oder die Messe feierte. Und als er nach einem Aufenthalt 22. April 1782.
von vier Wochen die Kaiserstadt verließ und über Baiern und Tirol zurückkehrte, strömten wie bei seiner Herreise die Leute aus der Nähe und Ferne herbei und warfen sich neben der Straße, auf welcher Se. Heiligkeit einherfuhr, knieend auf die Erde. Wie wenig dagegen die Anwesenheit des Papstes auf den Kaiser und seine Räthe Einfluß hatte, bewies der ungeschwächte Fortgang der Säcularisationen in allen Staaten der österreichischen Monarchie.

Ehegesetze u. General-seminarien. 16. Jan. 1783. Zu Anfang des folgenden Jahres erschien das „Ehepatent", durch welches die Ehe ihres kirchlichen Begriffes und sacramentalen Charakters völlig entkleidet, dem kirchlichen Boden entrückt und einfach auf den Boden des bürgerlichen Vertrages gestellt, Ehescheidung und Wiederverheirathung Geschiedener gestattet ward. Und um die kirchlichen Dinge in Oesterreich von jeder fremden Einwirkung frei zu machen und die künftigen Geschlechter für die Staatsreligion heranzubilden, entzog Joseph den ausländischen Bischöfen, z. B. dem Hochstift Passau, dem Fürstbisthum Salzburg u. a. jene Theile ihrer Diöcesen, welche sich auf österreichisches Gebiet erstreckten, gründete neue Bischofsitze ohne päpstliche Mitwirkung, verlieh das erledigte Erzbisthum Mailand „aus eigener landesherrlicher Vollmacht" mittelst eines Handbillets dem Propste Filippo Visconti und errichtete General-Seminarien, welche unter der Leitung aufgeklärter Directoren einen durch Sittenreinheit und Wissenschaft hervorragenden Priesterstand heranbilden sollten, der an den Thron geknüpft und den neuen religiösen und philosophischen Ideen ergeben sein würde. Solche General-Seminarien wurden in Wien, Pest, Pavia und Löwen gegründet und ihnen eine Anzahl Filialanstalten untergeordnet. Wir haben früher erfahren, zu welchen Auftritten diese Einrichtung in den Niederlanden geführt hat.

Kaiser u. Papst. Papst Pius VI. fühlte bei seiner Rückkehr in den Vatican einen tiefen Stachel in der Seele. Während seines Aufenthaltes in Wien waren mehrere Broschüren so verletzenden Inhalts erschienen, daß sogar ein protestantischer Historiker, Johannes Müller von Schaffhausen, damals Professor der Geschichte in Kassel, in einer Schrift „die Reisen der Päpste" als Apologet des Pontificats aufzutreten sich veranlaßt sah. Die fortdauernden Eingriffe Josephs in die bisherigen Rechte und Ordnungen der Kirche in Oesterreich mußten den Schmerz und Unwillen noch mehren; gereizte Briefe zwischen Rom und Wien gossen Oel in die Flamme: man befürchtete einen Bruch, wie er unlängst in Portugal bestanden. Um so mehr war die Welt erstaunt als der Kaiser mitten im Winter 23. Decbr. 1783. eine Reise nach Italien unternahm und ganz unerwartet in Rom erschien. Bei einem Manne wie Joseph II. konnte man nicht an eine „Reise nach Canossa" glauben; es war somit zu vermuthen, daß er die Absicht habe, entweder die Zustimmung des Papstes zu seinen Reformen zu ertrotzen oder die kirchlichen Angelegenheiten des Kaiserreichs der päpstlichen Oberherrschaft gänzlich zu entziehen. Und es scheint wirklich als habe ihm ein Zustand vor Augen geschwebt wie das englische Kirchenwesen, nur daß Glauben und Dogma keine Aenderungen erfahren sollten. Aber den Vorstellungen des französischen Cardinals Bernis und des spanischen Geschäftsträgers Azara gelang es, den Kaiser von einem so gewaltsamen Schritte abzubringen. Er verständigte sich mit Pius VI. über das Ernennungsrecht der lombardischen Bischöfe und traf mit ruhigerem 20. Jan. 1784. Gemüthe wieder in Wien ein. Bald zogen andere Sorgen und Anliegen seinen Geist von den kirchlichen Dingen mehr ab. Er verfuhr schonender und rücksichtsvoller; „und wenn auch kirchliche Reformen nicht ganz unterblieben, so wurden sie doch nicht mehr mit der früheren Feindseligkeit und Ueberstürzung vorgenommen; sie glichen fast nur Nachschwingungen einer nicht völlig zum Stillstande gekommenen Bewegung."

b. Reformen im Unterrichtswesen, im Staatsleben und in den bürgerlichen Verhältnissen.

Kaiser Joseph war ein doctrinärer Geist, der Alles centralisiren, Alles nach einem überdachten Plan und System einrichten, dem Staate, der ihm als der Inbegriff aller Macht und Lebensthätigkeit, als der höchste Zweck alles organisatorischen Schaffens und Wirkens galt, ein uniformes Gepräge aufdrücken wollte. Es war daher natürlich, daß sich seine Reformthätigkeit nicht auf Kirche und Religion beschränkte, sondern gleichzeitig sich über alle Gebiete der Staatsverwaltung und des öffentlichen Lebens erstreckte. Dabei faßte er, dem Geiste der Zeit entsprechend, zunächst praktische und gemeinnützige Zwecke ins Auge. Die Volkskräfte zu wecken, zu beleben und für das Staatsganze dienstbar und fruchtbringend zu machen, war sein wichtigstes Bestreben. Daß er dabei in allen Dingen von rationalistischen Motiven ausging, war bei seiner Geistesrichtung und bei dem Charakter der Zeit ganz folgerichtig. Praktischer Doctrinarismus.

Seine Hauptsorge war der Volkserziehung zugewendet. Es wurde schon erwähnt, daß ein großer Theil des „Religionsfonds" auf die Gründung von Volksschulen verwendet ward. Unter allen Schöpfungen Josephs war keine so segensreich und so fruchtbringend wie die Verbesserung und Erweiterung des Volksunterrichts. Während Maria Theresia in erster Linie für die Erziehung des Adels Sorge trug, wurden unter Joseph in Stadt und Land Schulen errichtet, in denen auch die unteren Klassen herangebildet werden sollten. Dieser Plan kam in solchem Umfange zur Ausführung, daß z. B. in Böhmen die Zahl der Schulkinder auf dem flachen Lande innerhalb zehn Jahren von 14,000 auf 117,000 stieg. Dabei wurde sowohl der Kaiser als der Präsident der Studienhofcommission, van Swieten, von praktischen Rücksichten geleitet. Durch die Verbreitung der nothwendigsten Kenntnisse unter den Volksmassen versprach man sich einen rationelleren Betrieb der Gewerbe und des Ackerbaues, „wodurch der höchste Staatszweck, Vermehrung der Production, Vermehrung der Volkszahl, Erhöhung der Steuer- und Staatskraft und in letzter Instanz Vermehrung des materiellen Volkswohles erreicht werden sollte." Aus der großen Bedeutung, die man auf die praktische und materielle Nützlichkeit, auf das „Utilitätsprincip" legte, erklärt sich auch die geringere Pflege der höheren Unterrichtsanstalten. Die Gymnasien wurden wesentlich in dem Zustande belassen, wie sie unter Maria Theresia eingerichtet worden, nur daß man den mönchischen und klerikalen Charakter abstreifte; auf den Universitäten hatte man weniger die wissenschaftliche Ausbildung als die sogenannten „Brodstudien" im Auge; nicht die freie Geistespflege, sondern die Bedürfnisse des Staatsdienstes galten als Hauptzweck; an Stelle der bisherigen mittelalterig-scholastischen Studien, die vorzugsweise von Geistlichen und Ordensleuten geleitet und darum dogmatisch und theologisch gefärbt waren, wurden nun die realistischen, dem praktischen Leben und dem Staate dienenden Wissenschaften begünstigt und cultivirt, die Hochschulen selbst ihres klerikal-corporativen Charakters entkleidet und in Staatsanstalten verwandelt, mit Beseitigung des Eides, den bisher die Professoren dem päpstlichen Stuhle zu leisten gehabt. Volkserziehung und Unterrichtswesen.

Wenn bei diesen Reformen im Schulwesen mit dem Zweckmäßigen auch manche Mißgriffe verbunden waren, so trugen dagegen die großartigen Humanitätsanstalten, zu denen Joseph während seines Aufenthaltes in Paris die erste Anregung erhielt, ganz den Stempel edelster Menschenliebe und verherrlichten seinen Namen bei Mit- und Humanitätsanstalten.

Nachwelt. Dahin gehört in erster Linie das allgemeine Krankenhaus in Wien, das in seinen verschiedenen Abtheilungen als eigentliches Krankenhaus, als Gebär-, Findel-, Siechen- und Irrenhaus sowohl der leidenden Menschheit ein Asyl als dem ärztlichen Studium einen weitern Belehrungskreis darbieten sollte, sowie das „Josephinum" zur Heranbildung von Militärärzten und Feldchirurgen; dahin gehört das Taubstummen-Institut nach dem Muster der von dem Abbé de L'Epée in Paris gegründeten großartigen Anstalt; dahin gehört das Armen-Institut, durch welches mittelst Zusammenwirken der Polizei, der Gemeinden und der Ortsseelsorger für die arbeitsunfähigen Armen gesorgt, dem Bettel- und Vagantenwesen gesteuert werden sollte.

Freie Presse. Und welch schönes Zeugniß für seinen wahrheitsliebenden Geist und sein Vertrauen in die literarische Welt legte Joseph durch sein berühmtes „Hofdecret über das Censurwesen" ab, worin er der Presse eine so freie Bewegung einräumte, wie sie in keinem andern Lande genoß. Daß der Mißbrauch der Gabe eine Fluth von schlechten Schriften und Broschüren hervorrief, kann dem Geber nicht zum Vorwurf gemacht werden. Der Gedanke, der ihn bei der Verleihung der Preßfreiheit leitete, gereicht ihm zur höchsten Ehre. „Er wollte dem wissenschaftlichen Leben in seinen Staaten einen Sporn geben, die Geistesträgheit aufrütteln, das Capital der Nationalehre und Nationalkraft durch Erschaffung einer Literatur vermehren, die neben dem neuerwachten Geistesleben des nördlichen und protestantischen Deutschland eine würdige Stelle einnehmen könnte". Aber edle Saaten setzen einen cultivirten Boden voraus.

11. Juni 1781.

Aufhebung der Leibeigenschaft. War Joseph in seinen kirchlichen Reformen und in seinen Bemühungen, den Volksunterricht zu heben und die allgemeine Wohlfahrt zu fördern, der Sohn seiner Zeit, so eilte er in socialen und bürgerlichen Reformen, in seinem Bestreben für alle Stände ein gemeinsames Recht und volle Gleichheit vor dem Gesetze zu schaffen, seinem Jahrhundert voraus. Ein Gegner des Feudalsystems und der darin wurzelnden Vorrechte des Adels suchte Joseph einen staatsbürgerlichen Gesellschaftszustand zu schaffen, in welchem die Gegensätze der Geburtsstände möglichst ausgeglichen, die Staatslasten gleichmäßiger vertheilt, die Staatsgewalt und das Volkswohl gehoben würden. Nachdem durch das „Unterthan-Patent" die Verhältnisse zwischen den Unterthanen und ihren Herrschaften genau bestimmt, durch das „Straf-Patent" das Strafrecht der Gutsherren beschränkt und den Kreisämtern eine große Machtbefugniß eingeräumt worden, erfolgte das wichtige Gesetz über die Aufhebung der Leibeigenschaft in deutschen, ungarischen und slavischen Ländern, ein Gesetz, das in Verbindung mit den weiteren Erlassen über die Abschaffung der Fideicommisse, der Majorate und der gutsherrlichen Rechtspflege dem Adelsstand und seinen Privilegien einen tödtlichen Schlag versetzte. Durch diese gesetzgeberischen Akte, welche dem Bauer persönliche Freiheit, das Recht der freien Eheschließung, der Freizügigkeit u. A. gewährten, den Grundherrn zwangen dem nunmehr Freigewordenen Grund und Boden als wahres Eigenthum gegen angemessenes Entgelt zu überlassen, und die Zerstückelung und Vertheilung der Güter unter alle Kinder und Erben zu gestatten, bahnte Joseph eine Social-Reform an, wie sie einige Jahre nachher in größerem Maßstabe in Frankreich zur Durchführung kam. Es ist begreiflich, daß der Kaiser in ganz Europa gepriesen ward als „ein zweiter Moses, der das Volk aus der Knecht-

1. Sept. 1781.

schaft befreite." Auch die Juden wurden in ihren bürgerlichen Rechten besser gestellt. Es war des Kaisers Wunsch sie mehr und mehr der christlichen Bevölkerung zu nähern, indem er sie nöthigte, sich Familiennamen beizulegen, und sie zu Gewerben und zum Ackerbau anhielt.

Mit diesen Anordnungen über persönliche Freiheit und staatsbürgerliche Rechte standen im engsten Zusammenhang die Reformen im Steuerwesen, bei deren Entwurf der Kaiser seine den französischen Physiokraten entnommenen philosophisch-staatswirthschaftlichen Ansichten zu verwirklichen bemüht war. Das „Steuer-Regulirungsgesetz" vom 15. April 1785 muß als sein eigenstes Werk angesehen werden und kann als Beweis gelten, wie sehr Joseph beflissen war, auch die materiellste Seite des Lebens, wo sich die menschliche Selbstsucht am offensten kund gibt, mit dem Maßstabe eines philosophischen Idealisten zu regeln, wie sehr er aber auch leichten Herzens sich über bestehende Verhältnisse und historisches Recht, über Standesinteressen und geschichtliche Entwickelungsformen hinaussetzte. Steuergesetze.

Ausgehend von dem Grundsatze, daß die Wohlfahrt des Staats und das Heil der Gesammtheit Zweck und Aufgabe jeder Regierung sei, hielt Joseph eine richtige Besteuerungsmethode mit billiger und gerechter Vertheilung aller Lasten auf sämmtliche Staatsbürger für die Seele der Verwaltung. Wie den französischen Nationalökonomen erschien auch ihm der Grund und Boden als die wahre Quelle des Nationalreichthums, daher eine mit möglichst gleichem Maßstabe bemessene und veranschlagte Grundsteuer das einzig richtige Fundament eines gerechten und zweckmäßigen Contributionssystems sei. Zu dem Zweck ordnete das Steuerregulirungspatent eine genaue Ausmessung der Gründe und Erhebung der wahren Erträge im Durchschnittsmaß an, damit auf dieser Basis die Deckung der Staatsbedürfnisse festgestellt werde. Zugleich sollte durch Beseitigung der Zwischenmauthen der Handel mit Naturproducten und Fabrikerzeugnissen unter den einzelnen Provinzen des Reiches freigegeben werden, die Consumsteuern und Salzgefälle wegfallen, die Aus- und Einfuhr durch Zollgesetze und Prämien geregelt, die Gewerbthätigkeit durch Aufhebung der zunftmäßigen Vorrechte in den Städten gefördert werden. Wer sollte nicht solchen vom Throne ausgehenden Grundsätzen seine Bewunderung zollen? Aber die Ausführung des großartigen Werkes stieß auf unüberwindliche Schwierigkeiten. Die Angaben der Grundmaße und durchschnittlichen Bodenerträgnisse wurden aus Eigennutz, Betrug und bösem Willen unrichtig vorgebracht, so daß, als selbst die strengen Strafandrohungen nicht zum Ziele führten, man zu einer provisorischen Anordnung griff, welche auf der Annahme beruhte, „daß von 100 Gulden Brutto-Ertrag der Bauer für seine Wirthschaft 70 Gulden brauche, von den übrigen 30 Gulden 12 fl. 14 kr. dem Staate, 17 fl. 46 kr. dem Grundherrn entrichtet werden sollten". Und als man zu der Ausmessung der Ländereien schritt, fehlte es an Geometern, so daß man Beamte als Feldmesser verwenden mußte, zum Schaden ihrer eigenen Amtsführung, oder Leute einstellen, die von dem Geschäfte nichts verstanden. Der ganze Plan, sagt ein neuerer Historiker, kann bezeichnet werden als „eine Mischung philanthropischer Grundsätze, wohlmeinender Rechtschaffenheit und jenes fanatischen Irrthums, mit welchem man damals die Welt nicht blos verbessern, sondern neu aufbauen wollte".

Das historische Recht und die gesellschaftliche Ordnung, von Geschlecht zu Geschlecht sich „wie eine ew'ge Krankheit" forterbend, waren für den Enkel zur Reform des Justizwesens.

Plage geworden; nun sollte an der Hand des Rechtes, „das mit uns geboren ist", die natürliche Ordnung wieder hergestellt werden. Diese Anschauung gab sich auch bei Josephs Reformen im Justizwesen kund. Vor dem Grundsatze: „Ein Gesetz für Alle", konnten die verschiedenen Rechtsbücher und Gerichtsinstitute nicht bestehen, und im Zeitalter der Humanität, deren Stimme durch Beccaria auch in die Gefängnisse und in die Tribunale des Strafrechts gedrungen war, konnten die barbarischen Strafen mittelalterlicher Justiz nicht fortdauern.

Schon unter Maria Theresia waren durch eine neue „peinliche Gerichtsordnung" die fürchterlichen Strafarten der Carolina gemildert worden; aber selbst da war noch Gotteslästerung mit Ausreißen oder Abschneiden der Zunge, ja selbst mit dem Feuertode, Zauberei und ein Pakt mit dem Teufel mit den schwersten Leibesstrafen bis zum Scheiterhaufen belegt. Joseph veranstaltete zuerst ein bürgerliches Gesetzbuch, das sich durch Einfachheit, Bestimmtheit und Kürze auszeichnete, und ließ dann ein „Gesetzbuch über Verbrechen und deren Bestrafung" anfertigen, das in vielen Dingen den Geist der Humanitätszeit erkennen läßt, der auch im Verbrecher den Menschen nicht verkennen wollte, wenn gleich die entehrenden Strafen des Schiffziehens und Gassenkehrens oder die Verschärfung der Kerkerhaft durch Anschmieden viel Tadel erfuhren. Daß dabei auf den Stand des Verbrechers keinerlei Rücksicht genommen, der Edelmann wie der Lastträger für dasselbe Verbrechen mit derselben Strafe belegt ward, giebt zwar Zeugniß für Josephs Gerechtigkeitssinn, mußte aber oft tief verletzen. Die veränderten Gesetze und Rechtszustände machten auch Veränderungen in der Gerichtseinrichtung und Rechtspflege nothwendig. Durch eine „allgemeine Gerichtsordnung und Justizverfassung" wurde daher in allen österreichischen Staaten das Justizwesen auf gleichem Fuße eingerichtet, so daß sechsundsechzig neuerrichtete Tribunale die Strafrechtspflege in bestimmten Gerichtskreisen zu üben hatten, über welchen in jeder Provinz ein Appellationsgericht und in höchster Instanz drei Oberappellationsgerichte oder Gerichtssenate stehen sollten. Damit stand auch eine neue Gemeindeordnung im Zusammenhang, vermöge deren an die Stelle der alten „Communalverfassungen in den Städten und Märkten" „Magistrate" mit bürgerlichen und rechtskundigen Räthen traten, welche die gesammte städtische Verwaltung und Justiz besorgen sollten, eine Neuerung, welche mit der Zeit dahin führte, daß die bürgerlichen Elemente mehr und mehr aus den städtischen Collegien verdrängt und durch juristisch gebildete Beamte ersetzt wurden und daß das Gemeindeleben einen büreaukratischen Charakter erhielt.

[Margin: Gesetzbücher. — Gerichtsorganisation. — Gemeindeordnung.]

c. Beziehungen zum Ausland und die Vorgänge in Ungarn.

[Margin: Beförderung des Handels und der Industrie.]

Denselben beweglichen, neuerungssüchtigen, thatendurstigen Geist, welchen Joseph II. in den österreichisch-böhmischen Landen an den Tag legte, zeigte er auch nach Außen. Aber während dort manche Saaten zu Früchten reiften, erntete er hier fast lauter Mißerfolge. Wir wissen, welch kläglichen Ausgang sein Streit mit Holland nahm (S. 300 ff.). Die Einmischung in die orientalischen Angelegenheiten, deren wir später gedenken werden, vorab die Allianz mit Rußland gegen die Türkei, erweckte das Mißtrauen der europäischen Westmächte und brachte dem Kaiserstaat keine Vortheile. Wohl hatte Joseph bei dieser Politik wie bei seinem ganzen Thun, neben der Macht- und Ländervergrößerung auch die Wohlfahrt seiner Völker im Auge: er wollte dem Handel neue Verkehrswege

öffnen, für die Produkte der reichen ungarischen Erde in den Donaulandschaften und in den überseeischen Ländern neue Märkte und Gelegenheiten zu größerem Absatz schaffen, Handel und Industrie beleben und in Aufschwung bringen, den Reichthum der Nation mehren; aber die kriegerischen Unternehmungen in fernen ungesunden Gegenden hatten auch große Verluste zur Folge. Wenn nicht geleugnet werden kann, daß Oesterreich unter Joseph einen mächtigen Anlauf zur Betheiligung an dem allgemeinen Welthandel nahm, daß durch die Anlegung neuer Handelsstraßen und schiffbarer Canäle, durch Zoll- und Handelsverträge mit der Pforte und mit Rußland dem Produktenreichthum Ungarns weite Länder erschlossen wurden, daß durch den erfahrenen Gouverneur von Triest, Karl von Zinzendorf die maritimen und commerciellen Angelegenheiten einen großen Aufschwung nahmen, daß österreichische Schiffe zum erstenmal in der Levante und in den ost- und westindischen Gewässern mit denen der andern europäischen Seemächte in Concurrenz traten, daß Ansätze zu überseeischen Kolonien gemacht wurden: so gab sich doch auch hiebei wieder dieselbe Hast und Ueberspannung kund, die allen Unternehmungen dieses vielgeschäftigen Fürsten den Keim des Siechthums und einer mangelhaften Lebensfähigkeit aufprägten. Als der Tod vor der Zeit der schöpferischen Thätigkeit ein Ende machte, gingen die meisten seiner Werke ihrem Untergang entgegen.

Nur das unheilvolle Zollsystem, durch welches die einheimische Industrie gehoben, die Erzeugnisse des Auslandes fern gehalten werden sollten, galt noch lange nach Josephs Hingang im österreichischen Kaiserreich als die zweckmäßigste Anstalt handelspolitischer Weisheit. Als der Kaiser sein berüchtigtes „Zoll-Patent" ausgehen ließ, welches die Einfuhr aller fremden Waaren theils gänzlich verbot, theils mit Zöllen belegte, die einem Verbote gleich kamen, und für den Verkauf der in einheimischen Magazinen gelagerten Vorräthe einen Termin festsetzte, wurde er von den herrschenden Ansichten der Zeit und dem Beispiele des Auslandes, insbesondere Friedrichs II. geleitet. Wir kennen ja die in Frankreich als Orakel geltende nationalökonomische Theorie, nach welcher derjenige Staat der glücklichste sei, welcher den größten Ueberfluß an Producten und Fabrikaten an das Ausland abgebe und am wenigsten vom Auslande einführe, so daß der Geldreichthum im Lande ohne Abfluß nach Außen sich anhäufen müsse. In Folge dieses Systems wurde Oesterreich gegen fremde Einfuhr durch einen Mauthcordon abgesperrt, der das Reich wie mit einer chinesischen Mauer umgab, eine Vertheuerung der ausländischen und Verschlechterung der inländischen Erzeugnisse herbeiführte und dem Schleichhandel und jeder Art von Bestechung Thür und Thor öffnete.

Schutzzölle. *24. Aug. 1784.*

Wie wenig Josephs baierische Pläne von Erfolg begleitet waren, haben wir vor Kurzem erfahren. Und selbst die Bestrebungen der deutschen Kurfürsten, ihre Interessen als Landesfürsten und ihre Autorität als geistliche Würdenträger gegen den römischen Primat zu vertheidigen und ihre Erklärung zu Ems, „geschrieben mit einer Feder, die in die Galle Paul Sarpi's getaucht war", führten nicht zu einer näheren Verbindung und zu einem besseren Verständniß des deutschen Reichsfürstenthums mit dem Kaiser, so sehr auch beide Theile in ihren antipäpstlichen Tendenzen übereinstimmten.

Stellung zu den deutschen Reichsfürsten. *Nov. 1786.*

Josephs Haltung gegenüber den Ungarn. Die uniformirenden und centralisirenden Bestrebungen des Kaisers fanden den heftigsten Widerspruch in denjenigen Staaten, wo die Ausübung der landesherrlichen Souveränetät durch verbriefte Freiheiten und ständische Rechte, die bei jedem Regentenwechsel beschworen und bestätigt werden mußten, beschränkt war, in den österreichischen Niederlanden und in dem Königreich Ungarn. Die Vorgänge in Belgien, wo sich die Opposition bis zu revolutionären Bewegungen, bis zum Bürgerkrieg und zum Abfall von der Habsburger Dynastie steigerte, haben wir in früheren Blättern genauer kennen gelernt (S. 412 ff.). Die schmerzlichen Eindrücke, die Joseph von dort aus empfing, verbitterten seine letzten Lebensjahre. Aber auch der Widerstand, den die Ungarn den Neuerungen des Kaisers entgegensetzten, ging dem Herzen Josephs sehr nahe, um so mehr, da er im Anfang bestrebt war, das gute Einvernehmen, das unter Maria Theresia zwischen den beiden Staaten bestanden hatte, zu erhalten. Die ersten Regierungsmaßregeln fanden bei den Magyaren den vollsten Beifall. Bald änderte sich jedoch die Stimmung unter allen Klassen, zunächst bei dem Klerus und Adel, als Joseph die bisherigen Rechtszustände in Staat und Kirche zu reformiren begann, dann bei allen Ständen, als er das ungarische Nationalgefühl durch Unterlassen der Krönung und Einführung der deutschen Sprache als Amts- und Geschäftssprache verletzte und die herkömmlichen Einrichtungen behufs einer neuen Besteuerung und Militärordnung umgestaltete.

Unterlassene Krönung. Wir haben gesehen, daß nicht einmal die Religionsfreiheit in der gewährten Gestalt mit allgemeiner Zufriedenheit in Ungarn aufgenommen ward. Und wie tief fühlte sich gleich Anfangs das magyarische Nationalgefühl verletzt, als Joseph die herkömmliche Krönung in Preßburg sammt der damit verbundenen eidlichen Verpflichtung zur Aufrechthaltung der Verfassung und der überlieferten Rechtszustände vor dem Reichstag unterließ und die Krone des heil. Stephan, die dem Magyaren stets als das Symbol aller Rechte und alles Besitzthums, als der Inbegriff aller Hoheit galt, aus dem sichern Gemache des Preßburger Schlosses wegnehmen und nebst den Kronhütern nach Wien bringen ließ, in der Absicht auf diese Weise den Eid auf die Constitution zu umgehen!

Verletztes Nationalgefühl. An dem guten Willen des Kaisers, das ungarische Königreich recht blühend und groß zu machen, war nicht zu zweifeln; die Beförderung des Handels durch Verkehrserleichterungen, deren wir oben gedachten, kam hauptsächlich den ungarischen Landschaften und Städten zu gute: allein das Mißtrauen, daß König Joseph, indem er die Krönung und den Eidschwur vermied und die Einberufung des Reichstages unterließ, die bestehenden Rechte und Einrichtungen zu verändern gedenke, verschloß die Gemüther jedem Gefühle der Anerkennung und Sympathie. Und die weiteren Anordnungen des Königs waren nicht geeignet, diese Ungunst und dieses Mißtrauen niederzuschlagen, wie zweckmäßig und vortheilhaft auch manche derselben für das unter dem Druck der Feudalherren und der Hierarchie leidende Land erscheinen mußten. Der ungarische Nationalstolz, der um so lebhafter sich regte, je weniger Grund dazu vorhanden war, wurde tödtlich beleidigt, als Joseph deutsche Colonisten auf ungarischem Grund und Boden ansiedelte, um dem Ackerbau und der Gewerbsamkeit einen frischen Aufschwung zu geben; als er den Befehl erließ, daß anstatt der bisher eingeführten lateinischen Sprache fortan die deutsche als Amts- und Geschäftssprache in Anwendung

6. Mai 1784.

kommen sollte und jeder Beamte sich dieselbe innerhalb drei Jahren so vollständig aneignen müsse, um sich ihrer in Schrift und Rede bedienen zu können.

Volkszählung u. Conscription.

Die Unzufriedenheit über diese aus der Centralisirungstendenz des Kaisers hervorgegangene Neuerung gab sich in vielen Comitatsversammlungen kund: man hob hervor, welche tiefe Wunde dem Nationalitätsgefühl eines Volks geschlagen werde, das stets so treu zu Oesterreich gehalten, und forderte zu gemeinsamer Opposition dagegen auf. Die Aufregung steigerte sich, als einige Monate nachher eine Volkszählung und eine Aufzeichnung und Numerirung der Häuser angeordnet ward: man erblickte darin die Einleitung zu einer neuen Besteuerung und Militärconscription. Durch alle Comitate ergingen Rundschreiben zur Wahrung der adeligen Rechte. Um die Bewegung niederzuhalten wurden Truppen über das Land vertheilt, eine Maßregel, die während des russisch-österreichischen Türkenkriegs leicht ausführbar war, und um den Magyaren ein Beispiel zu geben, was ihnen bei längerem Widerstand begegnen könne, wurde in Siebenbürgen die Comitats-Verfassung aufgehoben. Dieser Schritt verfehlte die beabsichtigte Wirkung: die Unruhe wuchs; eine Vorstellung wurde an den König gerichtet, daß die Ungarn, „die im Schoße der unschätzbaren Freiheit geboren seien, in die traurige Lage der Knechtschaft geschleudert und der unconstitutionellen Regierungsform der deutschen Provinzen unterworfen werden sollten", mit der versteckten Drohung, „daß sie bereit seien ihr Leben zu opfern und lieber sterben wollten in der süßen Freiheit als leben in niedriger Knechtschaft."

16. Aug. 1784.

Aufhebung der Comitats-Verfassung.

Neue Truppenzusammenziehungen gaben den Ungarn den Beweis, daß Joseph entschlossen sei, den Widerstand gegen die Volkszählung und Häuseraufnahme, der bereits zu Angriffen gegen die Vollzugsbeamten fortgeschritten war, mit Gewalt niederzuschlagen. Im nächsten Jahr erschien ein königliches Rescript, welches die uralte Comitats-Verfassung Ungarns für aufgehoben erklärte und das Königreich in zehn Districte oder Kreise unter der Oberleitung königlicher Commissare theilte. Neue Vorstellungen „gegen die Aufhebung einer so alten Institution und eines so alten Rechts der Nation" beantwortete der Monarch mit einer wegwerfenden Bemerkung über ihre „monströse Verfassung" und mit der Einführung des neuen Steuersystems.

18. März 1785.

Decbr. 1785.

Aufhebung des Feudalsystems u. der Leibeigenschaft.

Einige Wochen später erfolgte die Verordnung „über Vermessung und Schätzung der liegenden Güter". Den Bauern leuchtete bald ein, daß die Josephinischen Gesetze die Erleichterung ihres Looses bezweckten und daß der Adel nur aus eigensüchtigen Beweggründen der Neuerung widerstebte. Die nächste Folge war, daß das walachische Landvolk in Siebenbürgen sich gegen die Gutsherren empörte und in einem gräulichen Bürgerkrieg, in dem 132 Edelhöfe in Flammen aufgingen, 62 Dörfer zerstört und 4000 Menschenleben geopfert wurden, blutige Rache nahm für langjährige Leiden und Drangsale. Als sich auch in den ungarischen Gespanschaften die bäuerliche Bevölkerung zu regen begann, da fühlten die bevorrechteten Stände, daß sie nur an dem König einen starken Rückhalt hätten gegen viel drohendere Gefahren, und fügten sich, wenn auch grollenden Herzens in das geringere Uebel. So konnten denn die Gesetze über die Beziehungen zwischen Unterthanen und Herrschaften, über Ablösung der Leibeigenschaft und der Feudalverhältnisse, über Freizügigkeit und persönliche Rechte der an die Scholle gebundenen Volksklasse, wie sie für die deutsch-böhmischen Provinzen angeordnet worden, auch in Ungarn in Ausführung und Geltung gesetzt werden. Aber der Adel trug tiefen Ingrimm im Busen und sah mit leidenschaftlicher Begierde dem Zeitpunkte entgegen, der ihm die alten Zustände zurückbringen würde.

Aufstände u. Zurücknahme der Verordnungen.

Die Schwierigkeiten, die sich gegen das Ende der achtziger Jahre über dem Haupte des Kaisers emporthürmten, erfüllten die Führer der Magyaren mit neuem Muthe. Als Joseph während des Türkenkrieges an alle Gutsbesitzer weltlichen und geistlichen

Standes die Forderung ergehen ließ, für die Armee Getreide und neue Kriegsmannschaft zu liefern, stieß er auf starken Widerspruch. Zu einem Kriege, der ohne Befragung und Zustimmung des Reichstages unternommen worden, erklärten die Ungarn, seien sie nicht zu Opfern verpflichtet. Die Rekrutenaushebung und die Getreidelieferung mußte mit Gewalt durchgesetzt werden. Auch die Verbringung der verschiedenen Landesarchive, worin die Documente der Besitzrechte enthalten waren, aus den bisherigen kirchlichen Aufbewahrungsorten nach Ofen erregte Mißstimmung. Schon wurde hier und da eigenmächtig die alte Ordnung wieder eingeführt. Wie in Frankreich ertönte allenthalben der laute Ruf nach einem Reichstag. Als es dergestalt überall in seinem Lande gährte, als selbst in Böhmen und Tirol die Opposition in drohender Weise sich regte und die Einberufung von Landtagen zur Beilegung der Klagen und Wirren forderte, als Preußen in seiner feindseligen Haltung gegenüber den beiden Kaisermächten, der herrschenden Unzufriedenheit und Mißstimmung allenthalben Vorschub leistete und er selbst schon auf dem Krankenlager dahinsiechte, da sah sich der Kaiser genöthigt, die meisten seiner Reformen zu widerrufen. In Beziehung auf Belgien entschloß er sich sogar den Papst Pius VI., den er früher so tief gekränkt hatte, um Vermittelung anzugehen; den Ungarn bewilligte er die Herstellung der alten Landes- und Gerichtsverfassung, wies den Comitaten wieder den vorigen Wirkungskreis an, gab die Krone des heil. Stephan zurück und versprach die Einberufung eines Reichstages. Nur die Verordnungen über die kirchliche Toleranz und über das Verhältniß der Unterthanen zu den Gutsherrschaften sollten fortbestehen.

28. Jan. 1790.

3. Josephs Ausgang und Charakter. Kaiser Leopold II.

Josephs Krankheit und Tod. Seine geschichtliche Stellung. † 20. Febr. 1790.

Noch waren die Gemüther nicht überall beruhigt und in den Niederlanden tobte bereits der revolutionäre Aufruhr in Stadt und Land, als der Kaiser gebrochenen Herzens aus der Welt schied, erst neunundvierzig Jahre alt. Das Mißlingen seiner menschenbeglückenden Pläne, die Mißkennung und Mißdeutung seiner edeln Absichten nagten an seinem Leben und beschleunigten seinen Tod, dessen Keim er seit dem Türkenkrieg in sich trug, wo er sich in den Niederungen Ungarns ein gefährliches Brust- und Lungenleiden zugezogen hatte. Es war ein wahres aber schmerzliches Bekenntniß, das er sich als Grabschrift wollte setzen lassen: „Hier liegt ein Fürst, dessen Absichten rein waren, der aber das Unglück hatte, alle seine Entwürfe scheitern zu sehen.“ Lange über seinen Tod hinaus wurde sein Name bald gepriesen, bald geschmäht. Aber wie sehr immer bei ihm der Dichterspruch zutrifft: „Von der Parteien Gunst und Haß verwirrt, schwankt sein Charakterbild in der Geschichte“; darüber ist alle Welt einig, daß mit ihm ein edles Menschenherz ins Grab sank. Joseph war der echte Typus jenes idealistisch angelegten Zeitalters, das die Welt von den Ketten des Aberglaubens, der geistigen und socialen Unfreiheit, veralteter Doctrinen und Einrichtungen befreien, der Vernunft und der Natur zu ihrem Rechte verhelfen wollte. War es auch ein vermessenes Unterfangen, das Glück der Menschen nach dem eigenen Rathschluß begründen zu wollen, so war doch die Quelle, aus der seine Motive flossen, rein und lauter, und er durfte mit Recht auf dem Sterbelager

ausrufen: „Herr, der du allein mein Herz kennst, du weißt, daß ich alles, was ich gethan, zum Wohle meiner Unterthanen gethan habe.“ Von Joseph gilt von mehr als von irgend einem Sterblichen der biblische Spruch: „Sein Leben war Mühe und Arbeit.“ Ohne Zweifel hatte der Kaiser bei allen seinen Unternehmungen die edelsten Zwecke, und die Nachwelt, die seine Bestrebungen und Absichten besser zu würdigen vermag, wird seinen Namen stets mit Verehrung nennen; aber er verfuhr mit allzugroßer Hast und Willkür, nahm zu wenig Rücksicht auf historische Rechte, auf bestehende Verhältnisse, Gebräuche und Vorurtheile und gönnte der Aussaat nicht die gehörige Zeit zur Reife. Er wollte auf dem Wege der Ordonnanzen die Welt veredeln und verbessern. So kam es, daß seine Menschen- und Völker-beglückenden Ideen verkümmert und verdächtigt wurden, weil Vorrechte und Gewohnheiten, die Jahrhunderte bestanden, dadurch verletzt und geschädigt werden mußten; sein Bestreben, kirchliche Mißbräuche abzustellen, dem Aberglauben zu steuern, Bildung und Aufklärung unter das Volk zu bringen, wurde Irreligiosität und Freigeisterei gescholten, und seine Bemühungen, eine Staatseinheit mit gleichförmiger Gerichtsverfassung und einfacherer Verwaltung zu begründen, galten für Tyrannei und für Aeußerungen einer despotischen Seele. Seinen edeln Enthusiasmus für die Beglückung der Völker würdigten nur Wenige, und für die Mäßigkeit in seinen Neigungen, die Einfachheit in seinem Wesen, die unermüdliche Thätigkeit und Anstrengung, womit er selbst von Allem Einsicht nahm, dem Hohen wie dem Niedrigen stets freien Zutritt zu seinem Kabinet gestattete, die Beamtenwillkür abstellte und die Unterthanen gegen Gewaltthat schützte, die Wohlthätigkeitsanstalten aus allen Kräften förderte, für alles das hatten seine Zeitgenossen, die sich durch seine Neuerungen in der gewohnten Ruhe und Lebensordnung, in ihren überlieferten Sitten, Gebräuchen und Vorstellungen gestört sahen, nicht die volle Anerkennung. Viele seiner Entwürfe und Schöpfungen sind wie ein Traum vorübergegangen; aber der Josephinische Geist ist geblieben. Ihm war es zu danken, daß Oesterreich in der Folge nicht so gänzlich dem Ultramontanismus und Jesuitismus anheimfiel wie manches andere Land, so sehr auch zu allen Zeiten diese finstern Mächte in den hohen Hof- und Adelskreisen sympathische Herzen fanden. „In Oesterreich“, sagt Meynert, „hat Joseph zu regieren eigentlich nie ganz aufgehört, und wenn er zuweilen momentan in den Hintergrund treten zu wollen schien, immerhin hielten die Völker geistig an seiner Hand fest, und die jeweilig zur Geltung gekommenen Prinzipien haben sich wohl mehr oder weniger, aber nie völlig ihm entfremdet.“

Leopold II., der Nachfolger seines Bruders Joseph auf dem österreichischen Herrscherthron wie in der deutschen Kaiserwürde, hatte fünfundzwanzig Jahre das Großherzogthum Toscana regiert. Wie rühmlich er sich in diesem hohen Amte bewährt, ist uns bereits bekannt (XII, 879). Unter seiner Regierung wurde eine Reihe von Reformen durchgeführt, die in denselben Anschauungen über kirchliche und politische Ver- Leopold als Großherzog von Toscana 1765–1790.

hältnisse wurzelten wie bei Joseph II. „Die alten bunten Gemeindeordnungen", so faßt der Insbrucker Professor Huber auf Grund der Darstellung Reumonts die verschiedenen Seiten seiner Wirksamkeit zusammen, „wurden durch eine einheitliche Gemeindeverfassung mit gleichen Rechten und Pflichten für Alle ersetzt, ein neues Steuersystem nach Maßgabe des Reinertrags eingeführt, die Fideicommisse abgeschafft, die auf den Ländereien haftenden Servituten aufgehoben oder für ablösbar erklärt, die Theilung des Grundeigenthums begünstigt, namentlich die Güter der todten Hand beschränkt, die Umwandlung der Latifundien in kleinere Güter zu Erbpacht gefördert, die Verwandlung der letzteren in freies Eigenthum ermöglicht; es wurden die Binnenzölle beseitigt, die Schranken des Zunftzwanges durchbrochen, die Gerichtsverfassung umgestaltet, die Güterconfiscationen, die Folter, selbst die Todesstrafe gesetzlich abgeschafft. Nicht minder weit gingen die Reformen auf kirchlichem Gebiete. Die Begräbnißplätze wurden aus den Städten hinaus verlegt, die Brüderschaften aufgehoben, für den Eintritt in die Klöster, besonders die Nonnenklöster, beschränkende Verordnungen erlassen, viele Convente ganz aufgehoben und das Vermögen zur Aufbesserung dürftiger Pfarreien verwendet, die übrigbleibenden Ordenshäuser unter die Gerichtsbarkeit der Bischöfe gestellt und deren Visitation durch Fremde untersagt. Ebenso wurden die Inquisition und die Gerichtsbarkeit des päpstlichen Nuntius abgeschafft und die ihnen bisher zustehenden Befugnisse den Bischöfen übertragen. Aber auch die bischöfliche Gerichtsbarkeit ward auf rein kirchliche Angelegenheiten beschränkt und der Clerus unter die weltliche Justiz gestellt. Es wurde für die Heranbildung der Geistlichen ein gleichmäßigeres Studiensystem eingeführt, auf eine Verminderung auch der zahlreichen Weltgeistlichen hingewirkt. Für die Erlasse ausländischer Kirchenbehörden wurde das Exequatur eingeführt, die bisherigen Zahlungen nach Rom für Spolien, Vacanzen u. s. w. verboten, überhaupt auf eine Lockerung der Beziehungen des toscanischen Clerus zu Rom hingearbeitet". Bei allen diesen Reformen handelte Leopold aus voller Ueberzeugung. Von dem Rechenschaftsbericht, worin er die Resultate seiner Regierung offen und aufrichtig seinem Volke vorlegte, haben wir früher gesprochen, und in seinen Briefen an seine Schwester Marie Christine entwirft er ein politisches „Glaubensbekenntniß", das in allen Stücken den Grundsätzen und Theorien Montesquieu's und der andern Staatsrechtslehrer der Aufklärungszeit entspricht und die Allmacht des Staats über Kirche und souveräne Fürstengewalt unumwunden als oberstes Grundgesetz des Herrschers anerkennt.

Kaiser Leopold II. 1790–1792.

Man ersieht aus dieser Darstellung, daß Leopolds bisheriges Regentenleben sich auf kleinerem Gebiete in derselben Richtung bewegte, wie das seines Bruders auf einem größeren Schauplatz. In seinen Briefen spricht er sich mit voller Anerkennung über Josephs Reformeifer, insbesondere auf dem kirchlichen Gebiete aus: „Die Religion wird es Dir verdanken, daß Du Europa aufgeklärt und die wahre Religion von dem Aberglauben und den Mißbräuchen gereinigt hast, die sich eingeschlichen hatten und die Viele beklagten, ohne wie Du den Muth zu haben, sie von vorne und an der Wurzel des Uebels anzugreifen." Er spricht seine Befriedigung aus, daß in Beziehung auf die kirchlichen Angelegenheiten seine eigenen Pläne großentheils mit den Anordnungen Josephs übereinstimmten. Es ist daher begreiflich, daß die Anhänger des alten Systems dem neuen Herrscher mit Mißtrauen und Zurückhaltung begegneten und daß derselbe mit großer Klugheit und Umsicht vorgehen mußte, wenn er die Erregung der

Gemüther beschwichtigen und die Verwirrung der öffentlichen Dinge, die er bei seiner Ankunft in Wien antraf, ordnen sollte. Er that dies mit Verstand, Wohlwollen und Mäßigung und erreichte seine Zwecke, so weit es unter den obwaltenden Umständen möglich war. Wenn dennoch der Name Leopolds hinter dem glänzenden Ruhme seines erlauchten Bruders und Vorgängers weit in Schatten trat, so lag die Ursache theils in seiner kurzen Regierungsdauer, theils in dem historischen Naturgesetz, wonach ein rückläufiges politisches System, mag es auch noch so nothwendig und berechtigt erscheinen, nie sich in dem Grade der Gunst und Anerkennung bei den nachgebornen Geschlechtern erfreut, wie ein dem Fortschritt und einer zeitgemäßen Reformthätigkeit gewidmetes Leben und Wirken, wonach der Urheber einer wenn auch gemäßigten Gegenreformation stets in den Augen der Menschheit zurückstehen wird hinter dem reformatorischen Genius.

Und im Ganzen und Großen war die zweijährige Regierung Leopolds II. eine reactionäre oder restaurirende, durch welche die aus den Fugen gerathene Staatsmaschine wieder in regelmäßigen Gang gesetzt werden sollte. Noch bei Lebzeiten Josephs hatte er in einem Briefe an seine Schwester Marie Christine deutlich erklärt, daß er nicht für Alles einstehen wolle, was Joseph gethan, und daher nicht gesonnen sei, selbst wenn man ihn zum Mitregenten ernenne, sich in die Staatsgeschäfte zu mischen. „Es würden das Volk und die fremden Höfe zur Ansicht kommen, daß ich dieselben Grundsätze und Systeme vertrete, wie der Kaiser und daß ich Alles billige, was er gethan hat; ich würde für immer meinen Credit und das Vertrauen der Höfe und des Volkes verlieren und ohne jeden Nutzen dem Staate schaden, ich müßte mich jeden Augenblick mit dem Kaiser in Widerspruch setzen und mir für die Zukunft die Hände binden.“ Und wahrlich, die Lage war so verwirrt, daß nur ein einsichtsvoller gewandter Geist und eine geschickte erfahrene Hand den Weg aus dem Labyrinthe zu finden vermochten. Im Westen eine Provinz im vollen Aufruhr, der offen und heimlich einerseits von England, Holland und Preußen, anderseits von Frankreich geschürt ward; an der Donau und Theiß ein Königreich, das trotz des Widerrufungserlasses des verstorbenen Kaisers, ja vielleicht sogar durch dasselbe ermuthigt, am Rande der Empörung stand; in Böhmen und in den sonst so getreuen und gehorsamen Erbstaaten des südlichen Oesterreich tiefe Gährung und Unzufriedenheit. In den östlichen Grenzlanden ein Krieg mit den Türken, der bisher den kaiserlichen Heeren noch keine Lorbeeren gebracht hatte; Preußen in drohender Haltung, um im Bunde mit den Osmanen und Polen, unterstützt von England und mehreren Mittelmächten das Gleichgewicht Europa's gegenüber den beiden Imperatorenmächten aufrecht zu halten. Dazu eine ultramontane Hierarchie, welche das erschütterte Kirchenregiment wieder herzustellen bemüht war.

Schwierige Lage.

Allen diesen Schwierigkeiten begegnete Leopold mit eben so viel Klugheit und Umsicht, als Energie und Festigkeit. Herstellung des Friedens mit den

Leopolds restaurirende Thätigkeit.

auswärtigen Mächten sowie der Ruhe und geordneter verfassungsmäßiger Zustände im Innern war das Ziel, nach dem er strebte. Am leichtesten gelang es ihm, in Oesterreich selbst, in den deutschen Erbstaaten des Südens und in Böhmen Ruhe und Ordnung zurückzuführen. War er doch selbst, trotz seiner hohen Verehrung für den kaiserlichen Bruder, mit dem eigenmächtigen Vorgehen desselben nicht immer einverstanden: „Es ist nicht nützlich", hatte er einmal an seine Schwester in Brüssel geschrieben, „den Leuten selbst Gutes mit Gewalt zu thun, wenn sie nicht von der Nützlichkeit überzeugt sind. Durch Gewalt kann man sich die Herzen und Geister entfremden, aber nicht die Ansichten überzeugen, und auf die Dauer gewinnt man dabei nichts." Daher hob er mehrere Verordnungen, welche am meisten verletzt und Unzufriedenheit erzeugt hatten, wieder auf, wie die neuen Strafarten des Gassekehrens und Schiffziehens, und die über alle Beamten zu führenden Conduitelisten, eine Quelle von Bosheit und sittlicher Verderbniß. Er beseitigte das neue Steuersystem mit der damit verbundenen Haftung der Gemeinde für den Gesammtbetrag, „bis ruhigere Zeiten gestatten würden, im Einvernehmen mit den Ständen angemessene Abhülfe der Mißstände zu treffen"; er stellte die landständische Verfassung in den einzelnen Provinzen her und schrieb Landtage aus. Die Bischöfe wurden aufgefordert ihre Beschwerden und Desiderien einzureichen; und wenn auch den hohen Anforderungen derselben, besonders wo es sich um Prinzipien handelte, nicht in Allem entsprochen ward, weil Leopold selbst und noch mehr die von ihm befragte „geistliche Hofcommission" unter dem Vorsitz des Hofkanzlers Kressel den kirchlichen Reformen Josephs geneigt waren, so wurde doch Manches abgeschafft oder gemindert, woran Klerus und Volk Aergerniß genommen. Die General-Seminarien, die Leopold von Anfang an als einen zu weit gehenden Eingriff in die Rechte der Geistlichkeit mißbilligt hatte, wurden aufgelöst und den Bischöfen die Heranbildung des Klerus, die Ordnung des Gottesdienstes, die Einberufung von Synoden u. A. zurückgegeben. Ueber das Ehegesetz sollte weiter berathen werden. Dagegen blieben die Verordnungen Josephs über die Klöster, über das landesherrliche Placet, über geistliche Gerichtsbarkeit, über Toleranz und andere wichtige Fragen in voller Kraft bestehen.

Ungarn beruhigt. Nicht so bald gelang es die hochgehende Bewegung in Ungarn wieder in eine geregelte Strömung zu leiten, obwohl Leopold gerade hier mit den Maßregeln seines Bruders am wenigsten übereingestimmt hatte und daher zu weitgehenden Concessionen bereit war. Es genügte dem magyarischen Adel geistlichen und weltlichen Standes nicht, daß Leopold die Verordnung über die deutsche Sprache als Amts- und Geschäftssprache zurücknahm, in kirchlichen Dingen dem Herkommen große Zugeständnisse machte und Verfügungen über Krönung und Reichstag erließ: mehrere Magnaten wollten die Gelegenheit benutzen, um dem König durch eine vor der Krönung zu beschwörende Capitulation die Hände zu binden und einen verfassungswidrigen Zustand, wie er zehn Jahre lang unter

Joseph bestanden, für die Zukunft unmöglich zu machen; ja man hörte die vermessene Frage, ob nicht durch das verflossene Willkürregiment die Erbfolgeordnung durchbrochen worden sei. Leopold weigerte sich jedoch standhaft, eine andere Urkunde auszustellen, als von Karl VI. und Maria Theresia verlangt worden, und erklärte fest, er werde eben so wenig seine königlichen Rechte wie die Reichsverfassung verletzen lassen. Dank der vermittelnden Thätigkeit einiger einflußreichen Magnatenhäupter kam endlich auch in Ungarn eine Versöhnung zu Stande. Unter den Augen des nach Preßburg berufenen Reichstags fand die Krönung und die Beschwörung der Verfassung statt und der König 15. Nov. 1790.
ernannte seinen Sohn Alexander Leopold zum Palatin, als Unterpfand seiner Liebe und als würdigen Mittler zwischen König und Ständen.

Minder glücklich war Leopold in dem Versuche, die Belgier zu beruhigen. Belgien unterworfen.
Wir wissen, daß sie seine Anerbietungen, die alte Ordnung mit allen Rechten, Privilegien und Gewohnheiten herzustellen, von der Hand wiesen. Und doch konnte es ihnen nicht unbekannt sein, daß Leopold gleich Anfangs die von dem Statthalterpaar beobachtete Politik der Nachgiebigkeit gutgeheißen und später die Gewaltschritte des Kaisers mißbilligt hatte, daß er also aufrichtig und ohne Hintergedanken die Wiederherstellung der alten Verfassung gewähren konnte. Sie glaubten mit Hülfe Englands, Hollands und Preußens ein selbständiges republikanisches Gemeinwesen wie die Vereinsstaaten der Niederlande oder Amerika's aufrichten zu können. Allein Leopold wußte die Schutzmächte zum Aufgeben ihrer bisherigen Politik zu bringen, indem er ihnen ein mögliches Bündniß Oesterreichs mit Frankreich als Schreckbild vorhielt. England und Holland traten hierauf von dem Bunde mit Preußen zurück und neigten sich dem Kaiserstaat zu. Dies hatte auch in Berlin eine politische Wandlung zur Folge. Man gab die Hertzberg'sche Gleichgewichtstheorie auf und verständigte sich nach dem Congreß österreichischer und preußischer Staatsmänner zu Reichenbach in Schle- Juni 1790.
sien mit dem Wiener Cabinet. Bald nachher wurde Leopold in Frankfurt zum Kaiser gewählt und gekrönt. Die zwischen Oesterreich und der Pforte eingelei- 9. Okt. 1790.
teten Unterhandlungen nahmen nunmehr einen günstigen Verlauf, so daß im folgenden Jahr der Friede von Szistova auf Grund der Territorialverhältnisse, 4. Aug. 1791.
wie sie vor dem Kriege bestanden, zum Abschluß kam. Nun konnte Leopold mit mehr Macht und Energie die Unterwerfung der von Parteiwuth und Zwietracht zerrissenen belgischen Republik in Angriff nehmen. Der Congreß in Brüssel, von wüthenden Volkshaufen umdrängt und bedroht, glaubte sich dadurch aus der schwierigen Lage retten zu können, daß er den Erzherzog Karl, dritten Sohn Leopolds als Souverain und erblichen Großherrn der Niederlande proclamirte unter der Bedingung, „daß die Krone des neuen Staats nie mit dem Hause Oesterreich oder sonst mit irgend einer fremden Macht vereinigt werden sollte." Allein schon waren kaiserliche Heere unter General Bender im Anmarsch. Nach ihrem Einzug in Brüssel wurde im Haag die Pacificationsurkunde unterzeichnet, 10. Decbr. 1791.

kraft deren die niederländischen Provinzen, nachdem ihnen Amnestie und die Herstellung der früheren politischen und kirchlichen Zustände zugesichert worden, unter die Herrschaft Oesterreichs zurückkehrten. Es war ein kurzer Triumph, denn wir werden bald erfahren, daß auch die in der Friedensurkunde gewährleistete Garantie von England, Holland und Preußen der Habsburger Dynastie die schönen Provinzen an der Maas und Schelde nicht zu erhalten vermochte. Der Strom der Revolution war bereits losgebrochen, dessen Fluthen sich bald über die Niederlande des Südens wie des Nordens ergossen und sie verschlangen.

Leopolds Tod. Sein Nachfolger Franz II. In dem Augenblick, da Leopold in Verbindung mit Friedrich Wilhelm II. diesem wilden Strom entgegentreten, den französischen König aus seiner unfreien Lage erlösen und der Revolution mit den Waffen Einhalt gebieten wollte, schied er aus dem Leben. (1. März 1792.) Wir werden der Zusammenkunft der beiden Monarchen zu Pillnitz und des daraus hervorgegangenen Schutz- und Trutzbündnisses an einem andern Orte gedenken. Sein Sohn und Nachfolger Franz erbte mit dem Throne auch den bereits beschlossenen Krieg des Vaters, ein junger Fürst, der mit wenig Verständniß der großen Zeitaufgaben und mit wenig Sympathie für die reformatorischen Tendenzen seines Oheims und in gewissem Sinne auch seines Vaters in einem ereignißvollen Momente die Leitung des österreichischen Staates übernahm, mehr für sich und seine Souveränetät als für die Wohlfahrt seiner Völker besorgt.

Franz II. 1792—1806 als Franz I. Kaiser von Oesterreich 1806—1835. Wir werden diesem Monarchen im Laufe der folgenden Blätter noch oft begegnen. Hier wollen wir vorgreifend die Urtheile und Charakterschilderungen anführen, welche einige hervorragende neuere Historiker über den Nachfolger Leopolds II. und das von ihm befolgte Regierungssystem gefällt haben, gleichsam zur Einleitung in die Zeitgeschichte Oesterreichs in den nächsten zwei Jahrzehnten. Eifersüchtig auf seine unbeschränkte Fürstenmacht und von dem „eigenliebigen Wahn" erfüllt, daß die Erhaltung seiner Person das wichtigste Augenmerk des ganzen Staats sein müßte, verfolgte Franz Alles, was dieser absoluten Herrschermacht entgegentrat und die Heiligkeit seiner Person zu gefährden schien; die Herzenshärte und Gefühllosigkeit, die er bei einzelnen Gelegenheiten an den Tag legte, wo seine Eigenliebe verletzt oder sein Mißtrauen gereizt ward, stellten nicht selten die Züge von Gutmüthigkeit und Popularität, den „Rest von dem großen Schatze von Volksglück, Liebe und Treue, den er mit dem Reiche von seinem Vater überkommen hatte", in Schatten. Ein natürlicher Feind der Josephinischen Neuerungen ließ er in inneren Dingen den verderblichen Einfluß des finstern Thugut walten, „des Mannes byzantinischer Schule, der von Leopolds II. mäßigern Einlenkungen schroff zu dem alten Systeme der Ferdinande zurücksprang, und an die Stelle jener schwunghaften Josephinischen Thätigkeit den todten Mechanismus der Centralisation, der Amtsformen und der polizeilichen Ueberwachung zurückbrachte." „Kaiser Franz II. schätzte die Wissenschaft nicht als reine, freie und gesunde Blüthe des menschlichen Geistes, sondern nur als Dienerin äußerer Zwecke; er verlangte keine gelehrten, sondern gute Bürger; daher gewährte sie auch nur spärliche Früchte und konnte das Leben nicht durchdringen und veredeln. In Erziehung, Unterricht, Verwaltung herrschten die überkommenen Formen vor; mechanisches Getriebe ersetzte und verdrängte die lebendige Bewegung der Geister, welche selbständige Glieder des Staatsverbandes in wohlgeordneten Grenzen zu einem gemeinschaftlichen Ziele treibt; das Unterrichten ward ein Abrichten, das Regieren ein Erfüllen bestimmter Vorschriften. Mit beson-

derer Vorliebe bildete der Kaiser die Hinterlassenschaft seines Vaters, die italienische geheime Polizei aus; sie ward vorsichtshalber in verschiedene Zweige getrennt, um jeden durch die andern zu überwachen, mit gesonderten Personen und Geschäften, welche in des Kaisers Person zusammenliefen und den Fluch des Aushorchens und Angebens unglaublich vervielfältigten. Kein Papier in den Wohnungen war sicher". — „Die natürliche Folge dieser kurzsichtigen Politik, welche jede geistige und sittliche Höhe fürchtet und dem Streben der Nation seine edelsten Ziele nimmt, war die allgemeine Richtung auf sinnlichen Genuß, das Einreißen einer sittlichen Verderbniß, welche nachhaltiger als politische Bewegung die Grundlagen der gesellschaftlichen Ordnung unrettbar zerstört. Der sittenreine Kaiser duldete in seiner nächsten Umgebung übelberüchtigte Leute, und zog sie, als abhängig, edleren Naturen vor. Die Entsittlichung der höchsten Stände durfte ungehindert wuchern und warf in Wien selbst die äußere Scham ab."

III. Preußen unter Friedrich II. und Friedrich Wilhelm II.

1. Innere Regierung und Ausgang Friedrichs des Großen.

Wir haben Friedrich den Großen in den vorigen Blättern als den ruhmgekrönten Feldherrn und Schlachtensieger kennen gelernt; jetzt liegt es uns ob, seine nicht minder bedeutsame Regententhätigkeit ins Auge zu fassen, seine innere Staatsverwaltung, der er in der zweiten Hälfte seiner Herrschaft fast ununterbrochen seine Fürsorge zuwenden konnte. Von dem Wesen und den Aufgaben den Staats hatte Friedrich die höchsten Begriffe, und er hat das alte absolute monarchische Prinzip noch einmal mit vollster Strenge und Folgerichtigkeit durchgeführt, ehe es unter der Einwirkung der französischen Revolution mehr und mehr zersetzt wurde. Wenn er gleich in seinen theoretischen Betrachtungen von den naturrechtlich-rationalistischen Anschauungen der französischen Aufklärungsphilosophen ausging und den Ursprung der Monarchie von einem Willensacte des Volks herleitete, so war er doch weit entfernt, die gefährlichen Consequenzen für das bestehende Staatssystem und für die Thatsachen der historischen Entwicklung daraus zu ziehen, am wenigsten in seiner preußischen Monarchie. Seine philosophischen und dichterischen Ideale standen überhaupt häufig mit seiner absoluten Praxis nicht gerade im Einklang. Von irgend einer Theilnahme des Volks am Staatsleben und der Gesetzgebung, von selbständigen Organen neben dem Königthum, von Selbstverwaltung und Gemeindefreiheit ist in seinem Staat nicht die Rede; seine Herrschaft ist eine vollständig durchgeführte absolute Kabinetsregierung, der aber der sittliche Ernst und die erhabenen Ziele dieses großen Mannes eine höhere Idee einflößten, als sie irgendwo in den unumschränkten Monarchien des achtzehnten Jahrhunderts vorhanden war. So groß ihm die Macht des Landesherrn ist, ebenso groß sind seine Pflichten. Das Wohl der Gesammtheit ist ihm der Zweck des Staats und die Aufgabe des Monarchen. In seinem Versuch über die Regierungsform sagt er selbst: „die Völker sind nicht um der Regenten, sondern diese um jener willen vorhanden. Um ihre

Friedrichs Ansichten vom Staat.

hohen Pflichten zu erfüllen, müssen die Regenten unablässig thätig sein und beständige Aufmerksamkeit anwenden, welcher nichts entgehen darf, was auf das Wohl der Unterthanen näheren oder entfernteren Einfluß haben kann." Nicht ein Spiel willkürlicher Tyrannenlaunen sollen die Unterthanen sein, sondern über dem Monarchen steht der Staat, das Recht, das Gesetz. Das Gesetz ist dem Unterthan eine Schutzwehr, dem Fürsten eine Schranke gegen Willkür, eine höchste sittliche Macht, die über der ganzen Staatsgemeinschaft schwebt. Friedrich betrachtete sich als den ersten Diener des Staats, und hat es durch sein ganzes Regentenleben bewiesen, daß ihm diese Hingebung an das Wohl des Ganzen nicht eine Phrase war. „Die Pflicht ist mein höchster Gott", sagt er einmal, und mit diesem Geist wußte er alle Diener des Staats, seinen ganzen Beamtenstand zu erfüllen, der seitdem die vielbewunderte Hingebung, Gewissenhaftigkeit und Selbstlosigkeit besaß, die seinen höchsten Ruhm bildete. Aus diesem Gefühle der Berufspflicht, welche die Einsetzung aller Körper- und Geisteskräfte, des gesammten Daseins im Dienste der Nation erfordere, entsprang jene wunderbare rastlose Thätigkeit Friedrichs, welche von Allem Einsicht nahm, alle Verhältnisse des öffentlichen Lebens überwachte und leitete, jene nie wieder erreichte sich selbst aufopfernde königliche Pflichterfüllung.

Die ständische Gliederung. In dem strengen Beamtenstaat Friedrichs d. Gr. hatte das ständische Element, das noch in den Kreis-, Communal- und Provinziallandständen dürftig fortlebte, keinerlei politische Bedeutung und keine Verwendung im öffentlichen Dienst. Der Staat, der die Gesammtheit der Unterthanen darstellte, und das ständische Wesen, welches die besonderen Interessen einzelner Klassen zum Ausdruck brachte, standen in prinzipiellem Gegensatz zu einander. Wenn aber im Staat die Ständeunterschiede aufgehen und der Gesammtheit sich einfügen mußten, gesellschaftlich glaubte Friedrich die historische Entwicklung der ständischen Gliederung und Trennung nicht antasten zu dürfen. Die Sonderung der Stände schien ihm erforderlich, um die verschiedenen Aufgaben des Staats allseitig zu erfüllen. Die Erhaltung des Adels, des Bürgerthums, des Bauernstandes in ihrer besonderen Stellung schien ihm nöthig; denn jeder dieser Stände hat seinen eigenthümlichen Beruf in der Staats- und Gesellschaftsordnung, den der andere nicht erfüllen kann. Der Adel hat die Offiziere und höheren Beamten zu stellen; in ihm wurzelt das Heer; der Bürger hat Handel und Gewerbe zu pflegen; der Bauernstand hat die ursprünglichste Aufgabe der materiellen Production. Jeder Uebergriff in die Sphäre des anderen Standes verletzt die Bedingungen, unter denen die staatliche Gesellschaft ihre vielseitigen Lebensaufgaben erfüllen kann. Darum heißt es im „Landrecht": die Bauern sollen niemals Rittergüter besitzen, die Edelleute niemals die Bauergüter einziehen, aus dem Grunde weil jene nicht als Offiziere dienen können, die Edelleute aber wenn sie Vorwerke aus den Bauergütern machen, die Zahl der Einwohner verringern. Auch die Bürger sollen keine Güter der Edelleute kaufen; sie würden dadurch nur gehindert werden, ihr Vermögen in Handel und Wandel anzulegen.

Die Justizreform. Eines der wesentlichsten Verdienste Friedrichs liegt auf dem Gebiet der Rechtspflege; er steht recht eigentlich als der Schöpfer der preußischen Justiz da. Was der Vater auf diesem Gebiete erstrebte, war über wohlmeinende Versuche oder vereinzelte Maßregeln nicht hinausgekommen. Die Rechtspflege, wie Friedrich sie vorfand, war durch die häßlichsten Mißbräuche entstellt; parteiisch und schleppend, in den Händen

schlechtbesoldeter, auf Nebenverdienste angewiesener Richter oder auch gänzlich rechtsunkundiger Männer, überall von der Verwaltung abhängig, dem Volke durchaus unverständlich, erstarrt in veralteten Formeln, ein Tummelfeld für Chicanen, Bestechungen und Willkür. An der Reform dieser trostlosen Zustände arbeitete Friedrich sein ganzes Leben. Es ist schon erwähnt worden (XII, 935), daß er gleich nach seinem Regierungsantritt die Folter aus dem Criminalverfahren, diesen Schandfleck der mittelalterlichen Strafrechtspflege beseitigte. Dieser einzelnen Maßregel folgte bald eine Umgestaltung der gesammten Justiz. Nachdem er ein kaiserliches Privileg „de non appellando", das sonst nur den Kurlanden zustand, für sein gesammtes Gebiet und damit die völlige Unabhängigkeit von der heillos verfallenen Reichsjustiz erworben, war der Boden für die Reform frei gemacht, die sich gleichermaßen auf die Gerichtsverfassung, den Prozeß und das materielle Recht beziehen sollte. Von den Grundbedingungen einer guten Justizpflege hatte Friedrich die höchsten und idealsten Vorstellungen und that sein Möglichstes, sie praktisch zu verwirklichen. Der Richterstand sollte von jeder Abhängigkeit frei, eine Einwirkung der Parteien, der Verwaltung, des Königs selbst auf den ordentlichen Gang des Rechts ausgeschlossen sein; „man soll auf keine Rescripte, wenn sie schon von unserem Cabinet herrühren, die geringste Reflexion machen". Gesetzkundige, auskömmlich besoldete, lediglich ihrem Amte lebende Männer sollten die Gerichte besetzen; ein schleuniger Rechtsgang, eine geordnete Untersuchung, ein gerechtes Urtheil ohne irgend welche Rücksicht sollten die Grundpfeiler der Justiz sein. In diesem Sinne wurden gleich nach den schlesischen Kriegen die Gerichtscollegien umgestaltet und entfalteten in der neuen Form bald eine sehr ersprießliche Thätigkeit. Dem König stand bei diesen Reformen ein tüchtiger, verdienter und energischer Mann zur Seite: Samuel von Cocceji, der Sohn des früher genannten Staatsrechtslehrers (XI, 1031), schon unter der vorigen Regierung zum Justizminister, im Jahre 1748 zum Großkanzler ernannt. Die Cocceji'sche Prozeßordnung (codex Fridericianus) und sein Civilgesetzbuch (corpus juris Fridericianum) blieben zwar Entwürfe oder traten doch nur sehr theilweise und beschränkt in Geltung, wie sie denn in vielen Punkten übereilt und undurchführbar waren und allzusehr die Spuren der herrschenden naturrechtlichen Experimente trugen; allein sie hatten doch die Bahn gebrochen, die in den letzten Lebensjahren des Königs mit dem entschiedensten Erfolge weiter beschritten werden sollte. „Als die Summe und den Haupterfolg der Coccejischen Reform darf man ansehen, daß sie den preußischen Juristenstand gleichsam neu begründete. Cocceji wies ihn auf seine wesentliche Bestimmung an und verschaffte ihm die Möglichkeit, derselben zu leben; er gab ihm die Rechtspflege zurück, die ihm großentheils abhanden gekommen war, und forderte für die Ausübung derselben wissenschaftliche Befähigung". Das Bewußtsein der Unabhängigkeit und gewissenhafter Pflichttreue erfüllte bald den preußischen Richterstand, rascher als es der oft mißtrauische König selbst voraussetzte. Das zeigte sich u. A. in dem durch ganz Europa berühmten Müller Arnold'schen Prozeß, wo der König, im Argwohn, das Kammergericht habe ein voreingenommenes parteiisches Urtheil gefällt, sich in ungerechtfertigtem Eifer zum Eingriff in die Rechtsprechung verleiten ließ, das Erkenntniß umstieß und die Richter, die nach bestem Gewissen geurtheilt, auf die Festung schickte. Und wie das Gefühl der Rechtssicherheit im Volke sich verbreitete, das zeigte sich in dem allbekannten Vorgange mit dem „Müller von Sanssouci", dessen Mühle noch heute als Denkmal des Rechtssinnes preußischer Könige bei Potsdam steht.

31. Mai 1746.

Sam. v. Cocceji 1679—1755.

Was Cocceji angeregt, wurde Jahrzehnte später von einem andern Manne aufgenommen und durchgeführt: von dem in der preußischen Rechtsgeschichte hochgefeierten Grafen Carmer, der das prozessualische und materielle Recht gründete, wie es der

Carmer 1721—1801.

Grundlage nach bis in die neuesten Zeiten gültig war. Zum Großkanzler an Stelle des Herrn von Fürst ernannt, nahm Carmer die Justizreform energisch in die Hand und fand einen vortrefflichen verdienstvollen Gehülfen an dem Geh. Rath Suarez. Friedrich erlebte die Vollendung des Werkes nicht; erst unter seinem Nachfolger wurde es publicirt, gleichwohl aber muß es als ein Ruhmesdenkmal des großen Königs, als ein Vermächtniß seiner humanen Anschauungen betrachtet werden. Die Carmer'sche Justizreform besteht in einer Prozeßordnung und in einem „allgemeinen Gesetzbuch", dem nach vierzehnjähriger Durcharbeitung und Revision im Jahre 1794 eingeführten preußischen Landrecht, der größten Codification seit Justinian, der bald darauf der französische Code und das österreichische Gesetzbuch folgten. Das „Landrecht" umfaßt neben dem Privatrecht, welches den hauptsächlichsten Inhalt bildet, auch sämmtliche Theile des öffentlichen Rechts, Staats-, Kirchen- und Strafrecht und ist ein würdiges Denkmal der damaligen Rechtswissenschaft, das Werk eines höchst kenntnißreichen rechtschaffenen Mannes, trotz aller Mängel, welche durch den Stand der Wissenschaft, die abstract naturrechtliche Richtung der Zeit und den herrschenden Doctrinarismus, dem die praktische Erfahrung wenig zur Seite stand, bedingt waren.

Das preußische Landrecht.

In Bluntschli's Staatswörterbuch urtheilt Arndts: „Ein Erzeugniß gründlicher Rechtskenntniß und gewissenhaften Fleißes, worin mit selbständiger Herrschaft über den gewaltigen Stoff die verschiedenartigen Elemente des damaligen Rechts zu einem ins Einzelne ausgeführten Ganzen verarbeitet sind, war diese Civilgesetzgebung ein Gegenstand gerechten Stolzes der Preußen. Es war das erste Beispiel eines vollständig durchgeführten Systems deutscher Gesetzgebung, das, auch in sprachlicher Beziehung im Ganzen lobenswerth, schon als ein Versuch der Emancipation von der formellen Herrschaft recipirter fremder Rechte, mit bewundernder Freude begrüßt wurde. Aber leider war das große Werk nicht frei von erheblichen Fehlern in Anlage und Ausführung, welche dessen Wirkung für das Leben wesentlich beeinträchtigt und die Erwartungen größtentheils getäuscht haben. Anstatt die mannichfaltigen Privatrechtsverhältnisse nach ihrer charakteristischen Verschiedenheit zu gruppiren und für jedes die leitenden Grundsätze und nähern gesetzlichen Bestimmungen übersichtlich und klar zusammenzustellen, baut das Landrecht, von allgemeinen Abstractionen ausgehend, in doctrinärer Weise, an Definitionen und Eintheilungen nicht sparsam, ein künstliches in sich verfehltes System auf, in welchem die verschiedenartigen Rechtsinstitute vielfach verwirrend durch einander schwimmen, das innere Wesen und die Structur derselben oft nicht in klaren Zügen hervortritt, und die sie betreffenden Normen nicht selten nur mit Mühe aus zerstreuten allgemeinen und besondern Vorschriften in dem weitläufigen Werke zusammenzufinden sind." — Ueber die staatsrechtlichen Grundsätze des Gesetzbuchs sagt Schulze in seinem „preuß. Staatsrecht": „Der Staatsabsolutismus, in welchem sich die Autokratie des achtzehnten Jahrhunderts mit den Ideen der französischen Revolution begegnet, ist der Grundzug dieses Gesetzbuchs, welches alle corporativen Elemente im Staate aufgehen läßt, die Gemeinden als Staatsanstalten, ihre Diener als mittelbare Staatsdiener behandelt und selbst der Kirche gegenüber diesen Standpunkt festhält. Ein bureaukratisches Bevormundungssystem zieht sich durch alle Sphären des öffentlichen und privaten Lebens. Und während der Staat sich in seinen obern Regionen ganz als moderner Beamtenstaat darstellt, ist in den untern Kreisen der ständische Feudalstaat des Mittelalters erhalten. Friedrich II. hatte die damals noch in ganz Deutschland bestehende Unfreiheit der Bauern zu beseitigen nicht gewagt. Gutsherrlichkeit und Gutsunterthänigkeit werden auch im Landrecht festgehalten. Auch ist die Trennung der Geburtsstände so schroff hingestellt, wie in keinem neuern Gesetzbuche. So zeigt das preußische Landrecht einen wunderbaren Januskopf, der mit dem einen Gesicht zurück in die feudalen Ordnungen des Mittelalters, mit dem andern vorwärts in die modernen Zeitgedanken blickt. Aber trotz aller Mängel hat dieses Gesetzbuch für das preußische wie für das gesammte deutsche Staats- und Rechtsleben die segensreichsten Folgen gehabt. Zum ersten-

male wurde hier der Staat als die Alles überragende und beherrschende Persönlichkeit gesetzlich anerkannt, ein Gedanke, welcher in dem Chaos reichsfürstlicher Patrimonialherrschaften mit vorwiegend privatrechtlichem Charakter fast ganz verloren gegangen war."

Wenn auf der einen Seite die Rechtssicherheit dem großen König als eine der wesentlichsten Aufgaben des Staats erschien, so auf der andern Seite die Hebung der materiellen Wohlfahrt des Volkes, der Landescultur, der Industrie. Er wandelte in diesen erfolgreichen Bestrebungen ganz in den Wegen des Vaters. Der Einsicht und dem Wohlwollen der Regierung war es vorzugsweise zu verdanken, wenn das Land sich aus dem tiefen Ruin des siebenjährigen Krieges verhältnißmäßig so rasch erhob und an Volkszahl, Arbeitsertrag und Wohlstand mit jedem Jahre zunahm. Durch des Königs beständige Anregung und pecuniäre Unterstützung wurde Ackerbau und Landwirthschaft gefördert, technische Fortschritte aller Art wurden eingeführt, die Landesmelioration planmäßig betrieben, Obst- und Gartencultur veredelt, wüste Plätze mit Ansiedlern besetzt, Sümpfe ausgetrocknet, Kanäle angelegt, der Wasserlauf durch Deiche geregelt. In diesen Dingen stand der verdienstvolle Finanzrath von Brenckenhoff dem König zur Seite. Dem Forst-, Berg- und Hüttenwesen wurde große Sorgfalt und rationelle Pflege zugewandt; die mineralischen Reichthümer Preußens, die Schätze an Eisen und Kohlen begann man eigentlich erst damals zu erkennen. Man berechnete, daß durch Friedrichs Thätigkeit 300,000 Morgen Landes urbar gemacht, 500 neue Dörfer gegründet, 50,000 Colonistenfamilien angesiedelt worden. Durch ein geordnetes landschaftliches Credit- und Pfandbriefsystem wurden die großen Grundbesitzer in Stand gesetzt, ihre Güter in die Höhe zu bringen. Eine durchgreifende Verbesserung der materiellen Lage des Bauernstandes war freilich nicht möglich, so lange er in Erbunterthänigkeit an die Scholle gebunden und durch feudale Abgaben, Frohnden und Herrendienst gedrückt war. In diese Verhältnisse der Gutshörigkeit wagte Friedrich, aus Scheu vor der gewaltigen socialen Umwälzung, nicht entscheidend einzugreifen, die eingewurzelten Zustände erwiesen sich stärker als sein Wille; auch beruhte die militärische Verfassung viel zu sehr auf den gutsherrlich-bäuerlichen Verhältnissen, als daß der König eine solche Organisation hätte antasten mögen. Einzelne Versuche, die er unternahm, aus erbunterthänigen Hörigen freie Leute zu machen, die Rechtsverhältnisse festzusetzen und zu reguliren, hatten wenig Erfolg und fanden selbst bei den Bauern keinen Anklang. Soweit er im Einzelnen durch menschenfreundliche Verordnungen, obrigkeitliche Ueberwachung, Feststellung der rechtlichen Ansprüche, Mißhandlung, Druck und Ueberbürdung von dem Bauernstande abwehren konnte, hat er es nie versäumt. Noch war die Zeit für eine durchgreifende sociale Reform nicht reif; aber fern waren die Tage der großen Agrargesetzgebung und Bauernbefreiung nicht mehr.

Landescultur u. bäuerliche Verhältnisse.

Die preußische Industrie verehrt den großen König recht eigentlich als ihren Schöpfer. Vieles von dem, was der Vater ins Leben gerufen, war in den Kriegsjahren wieder zu Grunde gegangen. Mit Schmerz gewahrte Friedrich, wie der Gewerbfleiß in seinem Lande zurückgekommen, wie das Volk mit seinen wichtigsten Bedürfnissen an die Industrie des Auslandes gewiesen war, wie massenhaftes Geld dahin abströmte. Da war es nun sein eifrigstes Bestreben, den Gewerbfleiß, die technische Fertigkeit, die Unternehmungslust zu heben. Um neue industrielle Anstalten ins Leben zu rufen, Verbesserungen im Gewerbebetrieb einzuführen, Versuche zur Einbürgerung ausländischer Industrien anzustellen, spendete er hohe Kapitalien aus Staatsmitteln, und viele Gewerbszweige, wie die Leinwand-, Woll- und Baumwollindustrie, die Glas- und Porzellanmanufactur, die Zuckerraffinerie u. a., blühten unter des Königs Fürsorge gedeihlich empor. Es war der oberste staatswirthschaftliche Gesichtspunkt der Zeit: so wenig Geld wie möglich ins Ausland gehen zu lassen, und Friedrich hat es in

Industrie u. Handel.

der That erreicht, die fremde Einfuhr beträchtlich einzuschränken, die Ausfuhr seiner Industrieproducte zu erhöhen, so daß die Handelsbilanz bald einen ansehnlichen Ueberschuß zu Gunsten der letzteren ergab. Freilich war auch auf diesem Gebiete die Freiheit der Bewegung stark eingeengt; die Einmischung der Behörden ging außerordentlich weit und der bureaukratische Eifer führte auch zu vielen verkehrten und unpraktischen Maßregeln. Die ganze Arbeit war von Staatswegen organisirt, die Aufsicht über Handwerker und Künstler bis ins Einzelste durchgeführt, ihre Vermehrung und Verminderung, ihre Versetzung nach andern Landestheilen von Regierungswegen geordnet. Dabei wurde das Schutzzoll- und Absperrungssystem in der alten Strenge aufrecht erhalten, die Einfuhr fremder Waaren, die Ausfuhr einheimischer Rohproducte aufs Aeußerste erschwert. Die Absperrung der Landesgrenze sollte der einheimischen Industrie den inländischen Markt sichern, ihr billiges Rohmaterial liefern und die Concurrenz mit dem Ausland erleichtern; die Schranken gegen den Export von Landesfrüchten, namentlich Getreide, sollten einen geringen Preis für die Lebensmittel sichern. Freilich hatte dies System auch die Rückwirkung, den Handel zu lähmen und der Landwirthschaft den Vertrieb ihrer Erzeugnisse zu erschweren. Das Mercantilsystem Friedrichs war ohne Zweifel überspannt und einseitig, und die Physiokraten konnten mit Recht einwenden, daß auf die Industrie ein übermäßiger Werth auf Kosten anderer Erwerbszweige gelegt werde. Es konnte auch nicht fehlen, daß in diesem System des Schutzzolls und der directen Staatssubventionen viele Gewerbe ins Leben gerufen wurden, die keinen natürlichen Boden im Lande hatten und nur mühsam und mit nutzlosen Kosten aufrecht erhalten werden konnten, wie z. B. die Seidenzucht. Viele andere aber entwickelten sich auch in verheißungsreicher Blüthe; es erwuchs ein fleißiger und tüchtiger Gewerbestand, der dem Lande seitdem erhalten blieb. Das von oben geregelte, durch Schranken geschützte aber auch eingeengte Wirthschaftssystem entsprach nun einmal dem Zeitgeist und war für einen so jungen und unentwickelten, der Ausbildung, des Capitals, der Absatzquellen entbehrenden Gewerbfleiß, wie den damaligen preußischen, von überwiegendem Vortheil. In einer spätern Entwicklung freilich, als die preußische Industrie erstarkt und lebenskräftig geworden, war diese beschränkte Politik nicht mehr haltbar. Die freien und großartigen volkswirthschaftlichen Lehren der Neuzeit brachten bald auch die herkömmliche Wirthschaftspolitik in Preußen zu Fall. Trotz der Schwierigkeiten, welche das System der Absperrung dem commerciellen Verkehr mit dem Auslande bereitete, hob sich doch auch der preußische Handel. Der König war unermüdlich, fremde Absatzquellen zu erschließen und Handelsverbindungen anzuknüpfen, der Erwerb von Ostfriesland und der polnischen Seeküste förderte die maritime Stellung Preußens wesentlich. Eine heilsame Unterstützung fand der Handelsverkehr und ein geregelter Geldumlauf durch die Gründung der beiden großen Finanzinstitute, der Seehandlungsgesellschaft und der preußischen Bank.

Finanz- u. Steuerwesen. Obwohl Friedrich für Alles, was das materielle Gedeihen seines Landes fördern konnte, eine offene Hand hatte und Millionen dafür verwendete, obwohl die langen Kriege, bei denen ihm lediglich die unzulänglichen englischen Subsidien und einzelne Kriegscontributionen zu Statten kamen, ungeheure Summen erforderten, obwohl das Heer auch im Frieden in einer fast über die Kräfte des Staates gehenden Stärke erhalten wurde, obwohl großartige Bauten, namentlich in der Residenz (Opernhaus, die Parkanlagen des Thiergartens, Dom u. a.), denen meistens die Entwürfe des talentvollen Knobelsdorf zu Grunde lagen, unter der königlichen Munificenz erstanden: war doch das Finanzwesen in bester Ordnung. Der sparsame, umsichtige wirthschaftliche Geist, der Friedrichs Finanzverwaltung beherrschte, wußte allen Anforderungen gerecht zu werden, und dabei wurde noch alljährlich ein baarer Staatsschatz gesammelt, der sich bei dem Tode

des Königs auf über siebzig Millionen Thaler belief, eine an sich freilich wenig rationelle Kapitalansammlung, die aber durch die Nothwendigkeit einer steten Kriegsbereitschaft geboten war. Allerdings hatte das fiscalische System Friedrichs auch seine sehr großen Härten und erzeugte viel Unmuth im Volke. Die indirekten Abgaben (auf Kaffee, Bier, Salz u. s. w.) wurden empfindlich in die Höhe getrieben und verkümmerten den Genuß unentbehrlicher Lebensmittel; drückende Monopole steigerten die fiscalischen Einnahmen, riefen aber auch ein unwürdiges, der öffentlichen Moral höchst nachtheiliges Spionir- und Ueberwachungssystem auf der einen Seite, Schmuggel- und Schleichhandel und Gesetzumgehung aller Art auf der andern Seite hervor. Der Unmuth wurde noch durch die Art der Erhebung der Steuern gesteigert. Der berühmte französische Philosoph und Generalpächter Helvetius hatte die neue Zoll- und Accisеverwaltung (Regie) angeregt, und auch bei ihrer Durchführung wurden ausschließlich Franzosen herangezogen. Reich besoldete, hochmüthige französische Finanzkünstler leiteten diese Verwaltung, die als selbständiges Departement, als „Generaladministration der königlichen Gefälle“ ausgesondert wurde. Die fremden Beamten, mehrere Hunderte an Zahl, steigerten allerdings die Einnahmen, machten sich aber auch durch ihre gehässige Controle, durch ihren brutalen Uebermuth und das kränkende Gefühl, daß das preußische Volk nicht fähig sein solle, sein Steuerwesen selbst zu ordnen, außerordentlich verhaßt. Der König sah selbst mit der Zeit ein, welch unwürdige Männer er ins Land gezogen hatte. Auch die Einführung einer Staatslotterie war eine bedenkliche fiscalische Maßregel.

Als eine seiner wichtigsten Aufgaben betrachtete Friedrich, der alten preußischen Ueberlieferung entsprechend, die Fürsorge für die Armee, und in der That beruhte auch in der Mitte so vieler Feinde die Sicherheit und Zukunft des jungen Großstaats in der steten militärischen Schlagfertigkeit und einer allezeit bereiten Machtentfaltung nach Außen. Die eiserne Wehr, die den Staat im Kriege groß gemacht, auch im Frieden gegen künftige Gefahren bereit zu stellen, war ein Gebot der Selbsterhaltung. Freilich legte diese militärische Kraftanspannung, der Unterhalt einer Armee, die am Ende der Regierung Friedrichs bis auf 200,000 Mann gestiegen, dem doch immer noch armen und gering bevölkerten Lande gewaltige Opfer auf. Ungefähr zwei Drittel der ordentlichen Staatseinnahmen wurden auf das Heer verwendet, und die Recrutirung war für den Bauernstand eine um so härtere Last, je mehr die gebildeten Klassen und die industrielle Bevölkerung der Städte von der Wehrpflicht befreit waren. Die Armee beruhte noch immer auf den von Friedrich Wilhelm geschaffenen Grundlagen; sie bestand zur Hälfte aus geworbenen Ausländern, zur Hälfte aus der nach dem Kantonssystem (XII, 926) geordneten Recrutirung. Und so sehr der König die vielfachen Härten, Ungerechtigkeiten und Willkürlichkeiten dieses Systems zu mildern bestrebt war, er konnte doch nicht hindern, daß es als drückende Last der landbauenden Stände empfunden wurde, und ebenso wenig konnte er den Uebelstand des Werbesystems beseitigen, welches naturgemäß fremde, zuchtlose, von keinem nationalen Interesse erfüllte Elemente ins Land zog. Alle Strenge der Disciplin und das unausgesetzte Bemühen des Königs, den sittlichen Geist, die militärische Ehre in seinem Soldatenstande zu erhöhen, vermochten die Uebel des Werbesystems nicht ganz zu beseitigen, und in den langen Friedensjahren verlor die Armee viel von dem innern Werth und sittlichen Gehalt, der sie im siebenjährigen Krieg so unwiderstehlich gemacht. Auch die Praxis, die Offiziersstellen möglichst ausschließlich mit Adeligen zu besetzen und selbst mit großer Härte die bürgerlichen Elemente daraus zu entfernen, that der Tüchtigkeit dieses Standes Eintrag, vergrößerte die Kluft zwischen der Armee und der bürgerlichen Gesellschaft und verschuldete zum Theil den raschen Verfall, dem das preußische Heer ent-

Heerwesen.

gegenging, als der Geist Friedrichs d. Gr. entwichen war. Noch war diese Armee unstreitig die gediegenste, bestdisciplinirte und schlagfertigste. Der altbewährten Infanterie hatte erst Friedrich eine ebenbürtige Reiterei zur Seite gestellt. Unausgesetzte Exercitien, Musterungen, Uebungen in der Handhabung der Waffen und der Präcision der Bewegungen bereiteten zum Kriege vor und erzeugten Fertigkeit und Gewandtheit; die Berliner Ritteracademie und mehrere Cadettenhäuser wurden errichtet, um den Offizierstand heranzubilden. / Allein ein scharfsichtiges Auge mochte doch schon den einreißenden Verfall erkennen.

Friedrich u. die nationale Bildung u. Literatur. Ueber der Pflege der materiellen Kräfte des Staats gewann Friedrich nicht in dem Maaß die Muße und die Mittel zur Hebung der geistigen Bildung, wie man es von einem Fürsten erwarten dürfte, der selbst so tief in die Wissenschaften eingedrungen. Während er selbst an den Arbeiten der Academie, die er aus dem tiefsten Verfall erhoben, regen Antheil nahm, geschah zur Förderung des eigentlichen Volksunterrichts nicht gerade viel. Wir werden diese Seite seiner Thätigkeit im Zusammenhang mit dem Umschwung der Pädagogik der Aufklärungszeit näher kennen lernen. Oft genug mußten die Schullehrerstellen zur Versorgung verabschiedeter Invaliden dienen oder sie wurden gerade sich darbietenden, auf das dürftigste bezahlten Handwerkern als Nebenbeschäftigung übertragen, ohne viel zu fragen, ob deren eigene Kenntnisse sich auch nur über die elementarste Stufe erhoben. Ueberhaupt ist die Stellung des Königs zu der nationalen Bildung und dem deutschen Volksgeiste eine befremdliche und vielgetadelte Erscheinung. Seit den Tagen der teutonischen Bardenbegeisterung Klopstocks und Arndts herbem Deutschthum sind viele bittere Worte über diesen Zug aus dem Wesen Friedrichs geäußert worden. Und doch wie leicht erklärt sich derselbe aus dem Geist der Zeit und dem Bildungsgang des Königs. Die Eindrücke seiner Jugend waren ihm für das ganze Leben maßgebend. Als er den Thron bestieg, beherrschte Gottsched und seine Schule die deutsche Poesie und den Geschmack; ihre geistlosen Nachahmungen und Uebersetzungen französischer Dichtungen konnten dem hochstrebenden Fürsten nicht genügen. Er wendete sich der klaren und glatten, aber hohlen und phantasielosen Kunstpoesie der Franzosen zu, bewunderte Voltaire als Dichter und Philosophen auch dann noch, als sie sich in Feindschaft getrennt und einander die bittersten Dinge gesagt hatten, und unterhielt mit den literarischen Notabilitäten Frankreichs einen ununterbrochenen Briefwechsel. Die Vorliebe für französische Sprache und Literatur, die er sich wie selten ein Ausländer zu eigen gemacht, beherrschte seinen ganzen Geschmack; doch besaß er Einsicht genug, auch die literarischen Verirrungen in Frankreich zu erkennen und manch bitteres Wort darüber zu äußern. Allein aus der Geschmacksrichtung und Kunstanschauung, die ihm die fortgesetzte Beschäftigung mit den französischen Classikern einflößte, vermochte er sich nicht loszureißen. Für die ursprüngliche Kraft und Natur Shakespeare's hatte er ebenso wenig Verständniß wie für die Poesie des deutschen Mittelalters, die damals neu belebt wurde. Bekannt ist sein Urtheil über die letztere, sie sei nicht einen Schuß Pulver werth und in seiner Büchersammlung würde er solch elendes Zeug nicht dulden. Er hielt sein Volk noch nicht für fähig und reif, mit den Geistesschöpfungen anderer Nationen zu wetteifern. Seine merkwürdige Abhandlung „über die deutsche Literatur" beweist, wie geringschätzig er von den damaligen literarischen Leistungen seiner Landsleute dachte, zugleich aber auch, mit welchem patriotischen Interesse und welch tiefer Ahnung er sich dem Gedanken und Vertrauen hingab, daß Deutschland auch im Reiche der schönen Künste einst würdig unter den Nationen dastehen werde. Für den hohen Aufschwung aber, den gegen Ende seines Lebens thatsächlich bereits die Kunst und Wissenschaft genommen, fand er nicht mehr das Verständniß. Und doch war er selbst es vorzugsweise, der durch seine leuchtenden Thaten

den schlummernden deutschen Genius geweckt und die geistige Erhebung der Nation bewirkt hat. Denn, wie Goethe sagt: der erste wahre und höhere eigentliche Lebensgehalt kam durch Friedrich d. Gr. und die Thaten des siebenjährigen Krieges in die deutsche Poesie. — Und nicht bloß in der Literatur war Friedrich ein Verehrer des französischen Geschmacks: das ganze Thun und Treiben dieser Nation wurde bewundert und nach Möglichkeit nachgeahmt. Französische Abenteurer fanden zu Hunderten in Preußen Ehre und Unterhalt, und da diese Bewunderung des Fremden auch an andern Höfen zum guten Ton gehörte, so wimmelte es in allen Gegenden Deutschlands von luftigen Franzosen. Pariser Friseurs, Sprachlehrer und Tanzmeister wurden gar oft bei Besetzung hoher Hof- und Verwaltungsämter den verdientesten Inländern vorgezogen. Ihre Leichtfertigkeit und modische Genußsucht brachte der altdeutschen Einfachheit und Ehrbarkeit der Sitte tiefe Wunden bei, vergiftete das öffentliche Leben und den gesellschaftlichen Ton der größeren Städte.

Daß Friedrich die traditionelle Duldsamkeit der preußischen Könige in kirchlichen Dingen auch zum Grundsatz seiner Politik machte, ist bei seinen weitherzigen Anschauungen selbstverständlich. Wir haben diese Geistesrichtung schon früher erwähnt (XII, 934) und werden dieselbe im Zusammenhang mit der Gesammtcultur noch näher kennen lernen. Das Prinzip, daß der Staat eine über dem Bekenntniß stehende Gemeinschaft sei, hielt auch er in vollem Umfang aufrecht und gestattete der römischen Kirche eine Freiheit der Bewegung, die damals unerhört und um so anerkennenswerther war, als gegen ihn das katholische Gemeingefühl noch häufig genug aufgeboten wurde. Der ansehnliche Zuwachs an katholischen Unterthanen durch die schlesischen und polnischen Erwerbungen mußte das Bestreben noch verstärken, in dem Gedanken der gemeinsamen Staatsangehörigkeit die confessionellen Gegensätze sich verwischen zu lassen. Der König vermied es, sich in lange theoretische Erörterungen über die Stellung der katholischen Kirche in einem nach seinem überwiegenden Bestandtheil, seiner Entstehung und seiner monarchischen Spitze protestantischen Staate zu vertiefen; er ließ das Leben ausgleichen, was prinzipiell damals vielleicht nicht auszugleichen war, und erzielte damit in der That den Erfolg, daß die neuerworbenen katholischen Unterthanen sich bald als ebenso gute Preußen fühlen lernten wie die Brandenburger oder Pommern. In Berlin erstand die katholische Hedwigskirche und zu den treuesten Dienern des Königs gehörten Männer römischer Confession; selbst die Jesuiten wurden in Preußen geschützt, als eine päpstliche Bulle den Orden auflöste. Um das friedfertige Nebeneinanderleben der Bekenntnisse zu fördern, that Friedrich auch dem Fanatismus und der zelotischen Verketzerungssucht von protestantischer Seite nach Kräften Einhalt. In Schlesien kam der Cardinalerzbischof Graf Sinzendorf seinen versöhnlichen Bestrebungen entgegen. Auf der andern Seite wußte aber Friedrich auch alle Energie zu entfalten, wo sich landesverrätherische und staatsgefährliche Umtriebe unter religiöser Maske regten. Wie er allen Kirchen und Secten und jedem Einzelnen die Freiheit der religiösen Ueberzeugung und Lehre beließ, so trat er doch jedem Uebergriff der hierarchischen Ansprüche in die Wirkungssphäre und das Machtbereich des Staats mit bewußter Entschiedenheit entgegen. Von einer politischen Rolle der Geistlichkeit konnte keine Rede sein, und selbst dem Anspruch auf die Leitung der Erziehung hielt er den Grundsatz entgegen: die Schulen sind Veranstaltungen des Staats, ein Grundsatz, der auch im Landrecht zum Ausdruck kam und seitdem maßgebend geblieben ist, freilich auch von kirchlichen Fanatikern stets angefochten wurde. *Kirchliche Grundsätze.*

Von der umfassenden Vielseitigkeit und hohen Begabung dieses eigenartigen feinen Geistes, seiner unbestechlichen Wahrheitsliebe, seinem Drang nach Erkenntniß, seinem Sinn für alle wissenschaftlichen und geistigen Interessen, seiner hervorragenden Dar- *Friedrich d. Gr. als Schriftsteller.*

stellungsgabe zeugt der reiche, dreißig Folianten füllende literarische Nachlaß Friedrichs d. Gr. Einen bedeutenden Bestandtheil seiner durchgängig in französischer Sprache verfaßten Schriften bilden zunächst die historischen Werke: die „Mémoires pour servir à l'histoire de la maison de Brandebourg", ein Abriß der preußischen Geschichte bis auf des Königs eigne Zeit, voll treffender Urtheile und ungeschminkter historischer Treue, ein biographischer Regentenspiegel voll Pietät und patriotischer Anerkennung der fürstlichen Vorfahren; als Fortsetzung dazu: die „Histoire de mon temps", die Zeit der schlesischen Kriege umfassend, ein nach den antiken Mustern, mit bewundernswürdigem Freimuth verfaßtes Geschichtswerk; als weitere Fortsetzung die „Histoire de la guerre de sept ans", unmittelbar nach dem Frieden auf Grund der eigenen Erfahrungen des Königs und der zuverlässigsten Berichte der Truppencommandeure verfaßt, voll liebevoller Anerkennung für seine tapfern Kampfgenossen und ehrenden Dankes für die Ruhmesthaten seiner wackern Truppen und Offiziere. Von einem weitern Abschnitt seiner Regierung legt der König Rechenschaft ab in den „Mémoires depuis la paix de Hubertsbourg jusqu'à la fin du partage de la Pologne" und endlich in den „Mémoires de la guerre de 1778." So hat Friedrich fast seine ganze lange Regententhätigkeit mit eigener Feder dargestellt, und wenn auch in den großentheils nach der Erinnerung niedergeschriebenen Werken manche Unrichtigkeiten und Flüchtigkeiten mit unterlaufen mögen: der Schönfärberei und absichtlichen Entstellung hat er nie gehuldigt; seine historiographischen Arbeiten entsprangen dem aufrichtigen Wunsche, sich selbst, den Zeitgenossen und der Nachwelt ehrliche und klare Rechenschaft über seine Thaten zu geben, wie es einst Xenophon und Cäsar gethan. Den historischen Werken reihen sich eine Anzahl von „Elogen" an, Lobreden auf seine alten Rheinsberger Genossen, auf Voltaire und andere verdiente Männer, voll zarter und liebevoller Anerkennung derer, die sich seinem Herzen theuer zu machen gewußt. In Verbindung damit stehen auch seine über die verschiedensten Zweige der Staatsverwaltung und manchfaltige psychologische Themata sich erstreckenden philosophischen und staatswissenschaftlichen Schriften, aus deren Reihe ganz besonders die Jugendarbeit des Königs, der berühmte unmittelbar vor der Thronbesteigung verfaßte „Anti-Machiavel" hervorragt. In dieser Schrift, die den „Feind der Menschheit und den Lästerer der Fürsten" zu widerlegen sich vorsetzte, stellte der König gegenüber dem klassischen Tyrannenegoismus des italienischen Staatsphilosophen seine Auffassung von dem Ideal der Königspflicht dar, ein politisches Glaubensbekenntniß voll schöner Humanität, voll aufgeklärter Regentenweisheit und edler landesväterlicher Gesinnung, durchdrungen von dem Bewußtsein der hohen Pflichten, denen der königliche Verfasser entgegenging. Gerechtigkeit, sagt er, müsse die erste Aufgabe eines Königs sein; das Wohl seines Volkes müsse er jedem andern Interesse vorziehen. Ein begeisterter jugendlicher Idealismus ist der Grundzug des Werks. Aehnliche Grundsätze und Lehren enthält auch der „Fürstenspiegel", eine Ermahnung an den jungen Herzog Karl Eugen von Würtemberg. Und trotz der edlen und humanen Regierungsmaximen, die Friedrich in diesen Schriften niederlegte und im Leben bethätigte, hat man gewagt, ihm ein Werk unterzuschieben wie die berüchtigten „Matinées Royales" oder Morgenstunden über die Regierungskunst, angebliche Belehrungen des Königs an seinen Neffen und Nachfolger. In diesem Pasquill, das öfters und auch noch in neuerer Zeit zur Verunglimpfung des großen Königs reproducirt wurde, sollte Friedrich seine innersten Gedanken über Staat, Religion und Leben niedergelegt, die verborgensten Triebfedern seiner Handlungen enthüllt, ein Geständniß und politisches Vermächtniß hinterlassen haben, dessen Veröffentlichung natürlich nicht beabsichtigt gewesen sein sollte. Die machiavellistischen Grundsätze,

Historische Werke.

Philosoph. und staatswissensch. Schriften.

die hier empfohlen werden, bestehen in nichts als Selbstsucht und Ehrgeiz, cynischer Heuchelei und unwürdiger Menschenverachtung; die Politik ist nichts als Schurkerei; ihr Wesen liegt darin, daß man um seines eigenen Vortheils willen die Nachbarn betrügt und vergewaltigt. Das nicht ohne Geschick untergeschobene Werk ist eine Schmähschrift auf Friedrich, hervorgegangen aus Pariser Hofkreisen, vielleicht auf Grund eines kurzen Berichts eines zurückgesetzten Berliner Höflings und manchfacher aus dem Zusammenhang gerissener und entstellter, oder auch erfundener Aeußerungen des Königs.

Militär. Schriften.

Eine andere Seite der literarischen Thätigkeit des Königs sind seine militärischen Schriften, wegen des praktischen Zwecks in deutscher Sprache, theils bloße Instructionen für die Offiziere, Disciplinvorschriften und Dienstreglements, theils auch strategische und taktische Fragen und Gegenstände aus der Kriegsgeschichte behandelnd, ein Denkmal der Bestrebungen des Königs, seinen Truppen zu der bloß mechanischen Uebung, wie sie unter Friedrich Wilhelm I. gepflegt worden, die nothwendige Ergänzung der geistigen und kriegswissenschaftlichen Ausbildung zu verleihen.

Gedichte u. Briefe.

Des großen Königs innerliches Gefühls- und Gemüthsleben spricht sich am unmittelbarsten in seinen zahlreichen Gedichten und Briefen aus. „Fünfzig Jahre hindurch", sagt sein Biograph Preuß, „bezeugen Friedrichs Gedichte die ergreifendsten Momente seines Lebens: in den Krämpfen singt er, welche seine blühende Jugend der Bahre nahe brachten, an dem Sterbebette seines Vaters, in der gefährlichsten Krise des siebenjährigen Krieges, unter den fünfwöchentlichen Gichtqualen im sechzigsten Lebensjahre und im Angesichte des Todes. Beide, die Gedichte wie die Briefe des Königs zeigen die ungewöhnliche Fruchtbarkeit seines Geistes, eine seltene Fülle historischer Bildung, einen tiefen Schatz von Welt- und Menschenkenntniß. Sollten wir auch der Philosophie des Monarchen nicht überall beipflichten; sein edles Herz wird uns immer rühren, er mag die Tugend erheben oder das Laster geißeln, die Thorheit belachen oder Wahn und Heuchelei enthüllen: denn was den Menschen irgendwie berührt, bietet ihm Stoff zu dichterischer oder brieflicher Mittheilung, in der immer das eigene Herz sich auf die liebenswürdigste Weise öffnet." Die Gedichte des „Philosophen von Sanssouci" umfassen die verschiedenartigsten poetischen Gegenstände und Formen, Komödien und Tragödien, feierliche Heldengesänge, wie die Kriegskunst, und schlüpfrige witzige Epopöen, wie das wilde ungezügelte Phantasiestück „Palladium", Oden und poetische Episteln, Todtengespräche und Satiren, von oft schonungsloser Schärfe gegen die damaligen fürstlichen und diplomatischen Größen, fliegende Blätter und „Facetien" gegen politische und literarische Koryphäen und ernste historische Lieder mitten aus den Drangsalen des Kriegs. In heitern und sorgenvollen, freudigen und traurigen Stunden drängte es den König, ein anmuthiges, pikantes, ergreifendes, bitteres, zürnendes Wort je nach der augenblicklichen Stimmung in poetischer Form auszusprechen; er hat seine Feinde oft nicht minder scharf mit der Feder als mit dem Schwerte geschlagen. Ebenso frisch und unmittelbar wie aus diesen poetischen Productionen tritt uns das geistige Leben, das Fühlen und Denken des großen Königs aus seinen zahllosen Briefen entgegen, nicht sowohl aus seinen geschäftlichen Cabinetsschreiben, die uns nur den Monarchen, freilich in der ganzen Vielseitigkeit seiner landesväterlichen Fürsorge, in der ganzen Umsicht und Rastlosigkeit seiner amtlichen Thätigkeit zeigen, als aus der vertraulichen Correspondenz mit Verwandten, Freunden und ausgezeichneten Männern. In diesen durch einen Zeitraum von mehr als sechzig Jahren reichenden Briefen wird uns der treuste, ungeschminkteste Aufschluß über alle Seelenstimmungen und Eindrücke, alle frohen und traurigen Empfindungen dieses vielseitigen, lebhaften Geistes aus allen Phasen seines inhaltreichen Daseins, zugleich ein schönes Zeugniß von der Freimüthigkeit und Wahrhaftigkeit, der Herzlichkeit und dem Freundschaftsbedürfniß ihres Verfassers. Dieser umfangreiche

Briefschatz ist von hohem historischen Interesse als competentestes Urtheil über gleichzeitige geschichtliche Vorgänge und Personen, und eröffnet zugleich in seinen lediglich familiären Theilen einen Einblick in den liebenswürdigen und feinen Charakter des Königs.

Lebensweise und Ausgang Friedrichs d. Gr.

Die übermenschliche Anstrengung des Geistes und Körpers, die sich Friedrich II. im Krieg und im Staatsdienst zumuthete, zehrte frühe an seiner Lebenskraft und alterte ihn vor der Zeit. Die erschütternden Wechselfälle und unerhörten Mühseligkeiten des siebenjährigen Kriegs brachen seine Gesundheit vollends; schwere Körperleiden, insbesondere Gichtanfälle, quälten ihn seitdem und gaben ihm ein über seine Lebensjahre gealtertes Ansehen, und doch hielt noch mehr als zwei Jahrzehnte die gebrechliche Greisengestalt Stand, mit unbeugsamer Energie die Schwächen des Leibes überwindend. Wie sie in den letzten Lebensjahren erschien, hat sich seine Gestalt der Erinnerung des Volkes tief eingeprägt und ist in zahlreichen Bildnissen auf die Nachwelt übergegangen: das hagere, eingefallene, scharf geschnittene Gesicht mit dem großen klaren durchdringenden Auge, die hohe gedankenvolle Stirne, das geistreiche sarkastische Lächeln um den feinen Mund, der vorgebeugte Körper, gestützt auf den historischen Krückstock, in fast gesucht nachlässiger Kleidung und einer Einfachheit des Auftretens, die anzudeuten schien, daß dieser zum Herrschen geborne Mann äußern Prunk und Glanz zur Wahrung seiner Würde nicht nöthig habe. Und wie sein Aeußeres, einfach, schmucklos, geistig durchdrungen, war auch sein Leben. Vom frühsten Morgen an war es der angestrengtesten und gewissenhaftesten Pflichterfüllung gewidmet. An allen Zweigen des öffentlichen Dienstes nahm der König das persönlichste Interesse; er überwachte, leitete, entschied Alles selbst; einen einflußreichen Minister gab es nicht, des Königs rechte Hand, der Cabinetsrath Eichel, war doch nur ein gewissenhafter, arbeitsamer, kenntnißreicher Subalternbeamter, der die Befehle seines Herrn ausführte. Audienzen der Minister und der Bittsteller, Durchsicht der eingegangenen Briefschaften, Manöver und Revuen füllten den Tag aus, wenn sich der König nicht auf seinen Reisen befand, auf denen er unausgesetzt die Zustände und Bedürfnisse seiner verschiedenen Landestheile zu ergründen suchte. Das einförmig stille Leben rastloser Berufserfüllung wurde durchbrochen und gehoben durch sokratische Gastmähler in angeregtem Freundeskreise, durch geistreiche Conversation, durch ernste Lecture und literarische Arbeiten, durch das Flötenspiel, dessen der König selbst in hohem Grade Meister war, durch musikalische und dramatische Productionen. Aber es wurde oft still und einsam in den schönen Räumen des kunstgeschmückten Sanssouci; die alten Freunde, die theuersten Angehörigen starben einer nach dem andern hinweg, und eine gewisse Menschenverachtung, Bitterkeit und Schwermuth verscheuchte in den letzten Lebensjahren die Heiterkeit aus der Seele des Königs. Das reizbare und sarkastische Wesen des Monarchen, sein Mißtrauen und seine Verschlossenheit ließen am Ende auch vertraute Freundschaft, für die Friedrich sonst so sehr em-

pfänglich gewesen, nicht mehr aufkommen. Seine Gemahlin hatte ihm keine Kinder gegeben, und bei aller Achtung und zarten Rücksicht standen sich die Gatten zeitlebens fern und waren fast immer getrennt; sein Neffe war der Erbe des Thrones. Was ihm an häuslichem Glück gemangelt, hat er sich durch die volle, selbstaufopfernde, man kann sagen heilige Hingabe an seinen großen Lebensberuf ersetzt. Als der Tod ihn von seinen langen Leiden erlöst hatte, ging durch ganz Europa ein schmerzliches Zucken, das Gefühl, daß einer der größten, edelsten und weisesten Fürsten der Geschichte dahingegangen; dem preußischen Volke insbesondere blieb sein Andenken ein Heiligthum, an dem sich die patriotische Begeisterung der ganzen Folgezeit aufrichtete. Soviel auch nachmals die politische und kirchliche Reaction an dem Freisinn des Königs, anderseits die demokratischen Verkünder der Volksrechte an seiner streng monarchischen Praxis zu tadeln hatten, so sehr die Freunde der löblichen Reichsverfassung und des deutschen Staatenparticularismus die Wege hassen mochten, die Friedrich der preußischen Politik gewiesen, so sehr ein phrasenhaft verschwommener oder heuchlerischer Patriotismus die deutschen Ziele dieses „lediglich preußischen Eroberers" in Abrede stellte: die Nation wird sein Andenken stets in dankbarer Verehrung halten. Der unermüdlich thätige und wachsame König in seiner schlichten anspruchslosen Erscheinung, mit seinem scharfen Auge, seinem unverwüstlich gesunden Sinne, seiner durchgreifenden Willenskraft, seiner Verachtung des Scheins, der Lüge, der Schmeichelei, seiner Gerechtigkeitsliebe: ist in zahllosen Geschichten, Erzählungen und Anekdoten in die Erinnerung des Volkes eingedrungen und wie kein anderer Mann unserer Geschichte das lebendige Eigenthum der Nation geworden.

17. Aug. 1786.

Die preußische Monarchie war unter Friedrich d. Gr. durch die schlesischen, polnischen und ostfriesischen Erwerbungen von einer Volkszahl von $2\frac{1}{4}$ auf $5\frac{1}{2}$ Millionen und von einem Flächenraum von 2160 auf 3540 Quadratmeilen gestiegen: sie hatte ihre Kraft mit halb Europa siegreich gemessen und eine Geschichte voll unvergänglicher Ruhmesthaten hinter sich; sie war zum Großstaat geworden und hatte unter den europäischen Mächten ihre Stellung genommen. Freilich war dieser Aufschwung nur möglich gewesen dadurch, daß Friedrich entschieden und rücksichtslos mit den abgelebten politischen Formen des Reichs brach, daß er bewußter und durchgreifender als seine Vorgänger die Gemeinschaft mit Kaiser und Reich löste. Es wäre ein kurzsichtiges Urtheil, wollte man ihn darum des Mangels an nationalem Sinne anklagen. Denn indem der preußische Staat seine eigenen Wege ging, außerhalb der ausgefahrenen Geleise der Reichsverfassung und Reichspolitik, erfüllte er zugleich die Nation mit einem neuen patriotischen Aufschwung und richtete die Hoffnungen der vaterländisch Gesinnten auf eine politische Zukunft, welche die werthlosen und untauglichen Formen des erstorbenen heiligen römischen Reichs verlassend auf neuen, natürlichen und gesunden Grundlagen sich aufbaute. Denn das war doch nach-

Das Ergebniß der Regierung Friedrichs d. Gr.

gerade jedem Einsichtigen zum Bewußtsein gekommen, daß auf den morschen Fundamenten des westfälischen Friedens eine gedeihliche Entwicklung nicht mehr möglich war. Dieses reindeutsche Preußen mit der frischen Regsamkeit aller Kräfte, dem wirthschaftlichen und geistigen Aufschwung, der Energie und dem Eifer der gesammten Verwaltung, der Gediegenheit der materiellen Grundlagen der Macht, der Freiheit des Glaubens und der Meinungsäußerung, stach gegen die großen alten absoluten Monarchien ebenso bedeutend ab wie gegen die politische Unfähigkeit und Mißwirthschaft der deutschen Kleinstaaterei. Wir haben gesehen, daß auf dem Gebiete der Verwaltung, der staatlichen und gesellschaftlichen Organisation die Regierung des großen Königs nicht gerade schöpferisch gewesen ist; das alte Schema wurde in seinen Grundbestandtheilen beibehalten und nur im Einzelnen reformirt. Weder die Gutshörigkeit, noch die Patrimonialgerichtsbarkeit oder die Bevorzugung des Adels wurde im Wesentlichen angetastet; die Gebundenheit des bürgerlichen Gewerbes, der städtischen Selbstverwaltung, die Allmacht des Beamtenthums, der Druck des fiscalischen Systems, der Schutzzölle und Monopole sind dem fridericianischen Regiment in vollem Maße eigen, und es dauerte noch ein Menschenalter, bis diese Fesseln unter dem Einfluß gewaltiger Umwälzungen fielen. Allein auch in jenen Formen der ständischen Gebundenheit, der bureaukratischen Allmacht, des monarchischen Absolutismus leuchtete doch Jedem ein, daß hier dem fürstlichen Despotismus, der in der Befriedigung der Launen und Gelüste der Herrschenden den einzigen Zweck des Staats und in den Unterthanen willenlose Sclaven sah, ein Staat des Rechts und Gesetzes entgegentrat, ein Königthum, das an sich selbst die höchsten Anforderungen stellte, das seine Berechtigung in der gewissenhaftesten Fürsorge für das Wohl der Gesammtheit erblickte, das der vollen Summe der Macht ein ebenso großes Maß der Pflicht gegenüberhielt, das entgegengesetzte oder auch nur gesonderte Interessen der Krone und des Volks nicht kannte. Nicht als ein mystischer übernatürlicher Zauber, als ein Ausfluß göttlicher Gnade erscheint Friedrich d. Gr. das Wesen der Monarchie: sie ist eine menschliche Einrichtung, die durch ihre Leistungen ihre Berechtigung nachzuweisen hat, die, wenigstens moralisch, den Bürgern zur Rechenschaft verpflichtet ist; kein Mensch sei dazu bestimmt, sagt er, der Sclave des Andern zu sein; nur als dem Schirmer der Gesetze leisten die Unterthanen dem Herrscher Gehorsam. Diese hohe und edle Auffassung vom Regentenberuf bezeichnete einen Wendepunkt der politischen Anschauungen in ganz Europa, und am fühlbarsten in Deutschland. „Eine Persönlichkeit wie die des Königs, so außerordentlich überlegen den leeren Copien des Siècle de Louis XIV., von denen die deutschen Fürstenhäuser und ihre Höfe noch erfüllt waren, so gesund und einfach und, ungeachtet seiner französischen Politur, so kerndeutsch, war an sich schon ein Ereigniß. Das Fürstenthum nach Versailler Muster erhielt erst jetzt in Deutschland den tödtlichen Stoß, nachdem in Friedrich der Gegensatz hervorgetreten, der Gegensatz eines tüchtigen

deutschen Fürsten, an dessen Erscheinung sich die persönliche Achtung und Liebe wieder aufrichten und nähren konnte." Zum erstenmale ging wieder eine Ahnung durch Deutschland, daß es über der trostlosen Zersplitterung und Zerklüftung ein gemeinsames nationales Leben gebe, daß das deutsche Volk nach aller Schmach und Demüthigung noch fähig sei, aus sich selbst eine staatliche Macht zu bilden, welche die alte deutsche Ehre und Kraft dem herkömmlichen Uebermuthe der Nachbarn gegenüber zur Geltung bringe. Es gab wieder einmal eine Gestalt, an der sich das nationale Selbstgefühl, das patriotische Bewußtsein erheben konnte, und das machte den „alten Fritz" in allen Schichten des Volks zu einer populären Lieblingsfigur, wie keine andere aus der neueren deutschen Geschichte. Freilich brach nicht gar lange nachher unter der Einwirkung der französischen Revolution und der gewaltigen Umwälzung aller überlieferten politischen und socialen Formen auch die Staatsschöpfung Friedrichs d. Gr. zusammen: jenem Ansturm widerstanden nirgends die bestehenden Einrichtungen, und der kunstvolle Mechanismus des fridericianischen Staats war zu sehr von Einer Hand geleitet, von Einem Geiste beseelt, als daß er nicht in allen Fugen den Abgang des umsichtigen Werkmeisters hätte verspüren sollen. Die Kräfte des doch immer noch kleinen Staates waren zu übermäßig angespannt, um unter schwächerer Leitung nicht zu erschlaffen. Der glänzende Aufschwung der Nation hatte, namentlich in der Hauptstadt, eine Selbstzufriedenheit und Ueberhebung erzeugt, die dem eigenen Verdienst beimaß, was doch nur das Werk eines großen Herrschers war; die französische Sitte und Aufklärung hatte in weiten Kreisen die altväterische Zucht gelockert, die nüchterne, arbeitsame, strenge Art durch moderne Leichtfertigkeit und Genußsucht verdrängt. Es bedurfte schwerer leidvoller Prüfungen, um dem heranwachsenden Geschlechte den Ernst des Lebens, Selbsterkenntniß und Pflichtgefühl wieder zum Bewußtsein zu bringen und im tiefen Ruin der nachfolgenden Zeit die Volkskraft, den patriotischen Sinn, den sittlichen Ernst so zu schärfen, um eine gründliche Wiedergeburt zu ermöglichen.

2. Die Anfänge der Regierung Friedrich Wilhelms II.

Ein Mann von weicherem Stoff, als die drei großen Herrscher, die Preußen in einem Jahrhundert besessen, bestieg nach Friedrichs d. Gr. Tod den Thron, Friedrich Wilhelm II., der Sohn jenes Prinzen August Wilhelm, der sich im siebenjährigen Krieg die Ungnade seines königlichen Bruders zugezogen (S. 79) und früh gestorben war. Der neue Herrscher wurde von dem leichtfertigen Geschlechte mit um so größerem Jubel begrüßt, je mehr das drückende fiscalische System Friedrichs d. Gr. und seine durchgreifende eigenmächtige Art oft Unwille und Erbitterung erregt hatte. Die übermäßige Schmeichelei, die man dem „Vielgeliebten" entgegenbrachte, artete dann freilich in eine ebenso maßlose Schmähung aus. Von der milden und gutmüthigen, im Grunde edlen und

Friedrich Wilhelm II. 1786–1797. geb. 1741.

wohlwollenden Natur des Königs durfte man sich ein leichteres und gelinderes Regiment versprechen. In einer Aufsehen erregenden Denkschrift legte Mirabeau dem neuen Monarchen seine Aufgaben und Pflichten dar unter bitterer Verurtheilung des vorigen Regierungssystems; die großen politischen und socialen Ideen, welche damals die Welt durchdrangen, wurden von einem ihrer kühnsten Verfechter an der Schwelle des neuen Regiments in voller Schärfe enthüllt. Es fehlte dem König nicht an guten Zügen des Geistes und Herzens, wohl aber an Willensstärke, Charakterfestigkeit und Schärfe des Urtheils. So gerieth er frühe in die Hände von Günstlingen und Schmeichlern, die seine Schwäche mißbrauchten, in die Gewalt von Rosenkreuzern, wundergläubigen Schwärmern und frömmelnden Geisterbeschwörern, die seinen natürlichen Hang zur Mystik und seine Freigebigkeit in der schnödesten Weise ausnutzten. Seine stark ausgeprägte Richtung zur Sinnlichkeit, die durch zwei unglückliche Ehen verstärkt wurde, führte ihn in die Bande von Buhlerinnen und intriganten Weibern, und es begann eine Mätressenwirthschaft, die an dem strengen und einfachen Berliner Hofe noch nicht gesehen worden. Das Beispiel wechselnder Liebschaften und Trauungen zur linken Hand untergrub die gute Sitte in den höheren Gesellschaftskreisen und selbst im Volke. Die königlichen Ehen zur linken Hand wurden eine Einrichtung, an der man kaum mehr Anstoß nahm; ein Fräulein von Voß (Gräfin Ingenheim), eine Gräfin Dönhoff standen in diesem Verhältniß zum Monarchen; die letztere ist die Mutter des nachmaligen Ministerpräsidenten Grafen Brandenburg. Unter des Königs Mätressen hat keine sich die Gunst des Monarchen länger zu erhalten gewußt und einen verhängnißvolleren Einfluß geübt als die intrigante, habgierige und schlaue Gräfin **Lichtenau**, die berüchtigte „preußische Pompadour", die an den anmaßenden und übermüthigen Kammerdiener Rietz verheirathete Tochter des Hofmusikus Enke, an die der König fast sein ganzes Leben gefesselt war.

Beginn der neuen Regierung.

Eine gewisse Popularitätssucht, wie sie neuen Regierungen eigen zu sein pflegt, zeichnete auch die Anfänge Friedrich Wilhelms II. aus. Gleich zu Beginn des neuen Regiments kamen einige wohlthätige Maßregeln zur Ausführung: die französische Regie sammt dem Tabaks- und Kaffeemonopol wurde beseitigt, die französischen Beamten wurden durch preußische ersetzt, die Armeeverwaltung erfuhr durch Errichtung eines Kriegsdirectoriums, durch einzelne Verbesserungen im Werbe- und Cantonswesen, durch Milderung der barbarischen Disciplin der Soldaten, eine oberflächliche Reform, das Erziehungs- und Unterrichtswesen wurde planmäßiger und freigebiger gefördert, die nationale Literatur und Bildung aufgemuntert. Zur Unterstützung der Industrie, der Landwirthschaft, des Handels und Verkehrs, zu öffentlichen Bauten und Straßenanlagen wurden ansehnliche Mittel verwendet; die begonnene Justizreform wurde, wie wir oben gesehen, zu Ende geführt. Allein durchgreifend und tiefgehend waren diese Reformversuche nicht: sie dienten mehr dazu, die straffe Organisation, das berech-

nete Verwaltungssystem des Vorgängers zu lockern, als dessen Schwächen und Fehler zu beseitigen. Die Klagen über Abgabendruck, Beamtenwillkür, Polizeichicanen, Zollbelästigungen ertönten bald lauter als zuvor. Ueberdies geriethen die schüchternen Experimente bald ins Stocken, die alten Minister der früheren Regierung mußten unwürdigen Günstlingen und Emporkömmlingen weichen, und es wurden neue Wege eingeschlagen, die nur zum Verderben führen konnten. Manches Wohlthätige, was Friedrich II. angeregt und begonnen, fiel gänzlich zu Boden, z. B. das Bestreben, der willkürlichen Belastung des Bauernstandes durch Aufstellung geordneter Urbarien und genaue Regelung der Dienstpflicht Schranken zu setzen. Ganz besonders glaubte die neue Regierung der rationalistischen Geistesrichtung der Zeit und der religiösen Aufklärung, die unter Friedrich II. so weit um sich gegriffen, entgegentreten zu müssen. Freilich war diese Aufklärung vielfach in so flache Frivolität und Trivialität ausgeartet, daß sich tiefere und ernstere Geister davon angewidert fühlten. Nur bestand die Reaction, die sich jetzt dagegen erhob, nicht in einer gesunden Belebung des religiösen Gefühls, der innern Gläubigkeit und der strengeren Sitte, sondern in einer von Oben gepflegten mystisch-frömmelnden, süßlich-sentimentalen Richtung, zu der die Unsittlichkeit des äußern Lebens am Hofe einen keineswegs wohlthuenden Gegensatz bildete. Der König hatte, wie so oft sinnliche und schwache Naturen, von selbst eine Neigung zu Pietismus und schwärmerischem Wunderglauben, und wurde darin von seiner schlauen berechnenden Umgebung bestärkt. Unter denen, die Friedrich Wilhelm dauernd zu leiten und ihn am tiefsten in diese krankhafte religiöse Richtung hineinzutreiben wußten, standen neben der Rietz der Major von Bischoffswerder und der geheime Finanzrath von Wöllner obenan.

„Hans Rudolf von Bischoffswerder", heißt es in Häussers Deutscher Geschichte, „ums Jahr 1741 im thüringischen Sachsen geboren, dann in militärischen und höfischen Diensten verschiedener Herren, hatte seit dem baierischen Erbfolgekrieg sich näher an den Prinzen von Preußen herangedrängt und war seitdem sein unzertrennlicher Begleiter und Rathgeber geworden. Von feinem intriguanten Geiste, einer unergründlichen Zurückhaltung, mit dem Höflingstalente ausgestattet, unbedeutend zu erscheinen, und doch auch wieder sehr geschickt, durch eine geheimnißvolle mystisch-feierliche Außenseite zu imponiren, voll Herrschsucht, ohne sie äußerlich an den Tag zu legen, hatte er die arglose und offene Natur Friedrich Wilhelms völlig umstrickt, und höchstens der Einfluß der Rietz war im Stande, vorübergehend den seinigen zu durchkreuzen." — „Johann Christoph von Wöllner, 1738 zu Döberitz bei Spandau geboren, von Hause aus Theolog und seit 1755 Pfarrer zu Behnitz, hatte seit 1759 diesen Beruf aufgegeben und war der Gesellschafter eines märkischen Adeligen, seines früheren Zöglings, geworden; bald ward der Begleiter des jungen Itzenplitz der Mitpächter der Behnitz'schen Güter, später dessen Schwager. Früher nur durch gedruckte Predigten als Schriftsteller hervorgetreten, warf er sich nun völlig auf Land- und Staatswirthschaft; seine literarischen Versuche machten ihn sogar zum Mitarbeiter der Nicolaischen „allgemeinen deutschen Bibliothek." Seit 1782 unterrichtete er den preußischen Thronfolger in denselben Fächern, war dann unter der großen Zahl derer, an die der König 1786 den

Bischoffswerder und Wöllner.

Adelstitel verschwendete, und erhielt neben der Stelle eines geheimen Oberfinanzraths zugleich die Intendantur über die königlichen Bauten, sammt der Aufsicht über die sogenannte Dispositionskasse. Dies bunte Leben zeugte von ähnlicher Geschicklichkeit, Menschen und Verhältnisse zu lenken und auszubeuten, wie bei Bischoffswerder; nur mischte sich in Wöllner die Natur eines Intriguanten mit Frömmelei und pfäffischer Herrschsucht. Beide, Bischoffswerder und Wöllner, waren seit Jahren befreundet, dieser zum Theil durch die Unterstützung des Anderen emporgekommen, beide in die mystischen Gesellschaften verflochten, deren Geheimbündelei, deren Geisterfehen und anderer Spuk einen so wunderlichen Gegensatz zu der Aufklärungssucht jener Tage bilden. Es wird immer schwer zu ergründen sein, wie weit diese Männer und ihre Genossenschaft das weiche Gemüth des Königs und seine reizbare Phantasie zu rosenkreuzerischem Betrug mißbrauchten; unter den Zeitgenossen bestand eine reiche Ueberlieferung über das frevelhafte Gaukelspiel dieser Art, womit sie sich ihre Gewalt über Friedrich Wilhelms Gemüth gesichert haben sollen."

Religions- und Censuredict. Jetzt hatte die geistige und kirchliche Reaction freien Spielraum. Wöllner erließ alsbald nach seiner Ernennung zum Minister der Justiz und der geistlichen 9. Juli 1788. Angelegenheiten das berüchtigte Religionsedict, welches sich in heftigster Weise gegen die zügellose Freiheit und Aufklärung, die Verbreitung kirchlicher Neuerungen und Irrthümer aussprach. Den Geistlichen wurde bei Strafe der Absetzung jede Abweichung vom kirchlichen, durch die symbolischen Bücher festgestellten Lehrbegriff verboten, die Prediger und Lehrer wurden einer strengen Aufsicht und vor ihrer Anstellung einer Prüfung ihrer Rechtgläubigkeit unterworfen; dem Einzelnen wurde die Gewissensfreiheit nur gestattet, so lange er ruhig als guter Staatsbürger seine Pflichten erfülle, seine jedesmalige besondere Meinung aber für sich behalte. Der Sturm des Unwillens, der sich über diesen Glaubenszwang einer heuchlerischen Hofcoterie erhob, überzeugte die Urheber keineswegs von der Nutzlosigkeit und Verwerflichkeit des Versuchs, durch Polizeimittel eine scheinheilige, pharisäische Gläubigkeit zu erzwingen. Im Gegentheil, um den Widerspruch verstummen zu machen, legte man nun auch Hand 19. Decbr. 1788. an die Freiheit der Presse. Es erfolgte das anstößige Censuredict, welches der freimüthigen Besprechung politischer Fragen in der Tagespresse, wie der ernsten wissenschaftlichen Literatur die schwersten Fesseln anlegte, ohne doch verhindern zu können, daß eine Fluth boshafter und schmutziger Pasquille sich über das Land ergoß.

Auswärtige Politik. Auch die auswärtige Politik Preußens wich vielfach von den klaren Zielen und der entschlossenen Thatkraft Friedrichs d. Gr. ab. Die Einmischung in die holländischen Wirren, die wir früher kennen gelernt haben, brachte einen sehr wohlfeilen Triumph, der die Selbstüberhebung und den Dünkel der Armee in einer gefährlichen Weise steigerte und sie mit einem Gefühl der Unüberwindlichkeit erfüllte, das sich später bitter rächte. Als einziger Ersatz für diesen moralischen Nachtheil und die großen finanziellen Opfer konnte die engere Verbindung mit England und Holland gelten, die sich in der Tripleallianz vom J. 1788 kundgab und in der That eine Zeitlang eine glänzende Stellung Preußens im

europäischen Staatsleben bezeichnete, in der Folge aber in eine bedenkliche Abhängigkeit von der Politik und den Subsidien des britischen Reichs umschlug.

Die oriental. Politik Preußens.

Das wichtigste Ereigniß in der großen europäischen Politik zu Ende der achtziger Jahre waren die Eroberungspläne, welche Rußland gegen die Türkei hegte und im Verein mit Oesterreich ins Werk setzte. Wir werden diesen Türkenkrieg und die gleichzeitigen Vorgänge in Polen an einem andern Orte kennen lernen. Die russisch-österreichische Allianz stammte noch aus den Tagen Friedrichs II. und hatte schon diesem schwere Sorge bereitet, ohne daß er doch aus seiner beobachtenden Zurückhaltung herausgetreten wäre und ein unmittelbares Eingreifen in die orientalischen Wirren für angemessen erachtet hätte. Wohl zuckte einmal durch den beweglichen Geist Josephs der Gedanke, den Thronwechsel in Preußen zur Herstellung eines aufrichtigen Freundschaftsbündnisses benutzen zu können. Allein die beiden Staatsmänner, die der auswärtigen Politik in den beiden Reichen vorstanden, Kaunitz und Hertzberg, waren zu tief von der alten Tradition des natürlichen Antagonismus und unvereinbaren Gegensatzes der Interessen erfüllt. Dem österreichisch-russischen Bündniß gab in den Augen Josephs die Beziehung zu den deutschen Fragen den hauptsächlichsten Werth; für die Unterstützung der russischen Interessen im Orient hoffte er dereinst dadurch belohnt zu werden, daß die Allianz ihre Spitze gegen Preußen richten und sich zur Durchführung der kaiserlichen Pläne in Deutschland verwerthen ließe. Denn der Gedanke Baiern mit Oesterreich zu vereinigen war noch nicht aufgegeben. Aus diesem Verhältniß entsprang naturgemäß eine Verbindung Preußens mit den Gegnern der russisch-österreichischen Allianz. Im Verein mit England, Holland und Schweden wollte man das System des europäischen Gleichgewichts aufrecht erhalten und die bedrängte Pforte und das bedrohte Polen gegen die beiden Kaisermächte beschützen. So trat dem österreichisch-russischen Bund, der des französischen Einverständnisses sicher war, der preußisch-englisch-türkische gegenüber. Es war ein wichtiger Moment für die preußische Politik, und als die österreichischen Waffen den Türken gegenüber doch nicht die erwarteten Erfolge errangen, als die belgischen und ungarischen Unruhen den Kaiserstaat bedrängten, hätte sich die günstige Constellation und die überlegene politische Stellung Preußens wohl zu namhaftem Vortheil benutzen lassen. Es fehlte auch weder dem König, noch dem leitenden Minister Hertzberg an der richtigen Erkenntniß der Situation. In der österreichisch-russischen Allianz, in dem Macht- und Länderzuwachs, der für die beiden Kaiserreiche in Aussicht stand, erkannte man am Berliner Hofe von Anfang an eine gefährliche Verschiebung des europäischen Gleichgewichts und eine Bedrohung für die deutsche Stellung Preußens. Allein die vollen Consequenzen aus dieser Erkenntniß zu ziehen, fehlte die Entschlossenheit. Hertzberg hatte den Plan entworfen, aus der orientalischen Verwicklung einen namhaften territorialen Gewinn für Preußen einzuernten. Sein in allen Verhandlungen wiederkehrender Gedanke war der, Oesterreich solle als Kaufpreis

für die zu erlangenden türkischen Abtretungen Galizien an Polen herausgeben und das letztere dafür Danzig und Thorn an Preußen. Allein dieser fein ausgeklügelte und zäh verfolgte Plan stieß auf die Abneigung aller Betheiligten, und Hertzberg glaubte mit diplomatischen Mitteln oder doch mit militärischen Demonstrationen zum Ziele kommen zu können und scheute sich vor einem ernstlichen Angriffskrieg gegen Oesterreich. Während einflußreiche Stimmen, wie z. B. die des preußischen Gesandten v. Diez in Constantinopel, ein energisch aggressives Vorgehen gegen die gefährliche russisch-österreichische Machtentfaltung anriethen und selbst der König, der die Verhältnisse mit klarerem und weiterem Blick übersah als der Minister, zum Kriege entschlossen war, spann Hertzberg seine künstlichen Pläne aus, die orientalische Frage auf diplomatischem Wege zu lösen, dem preußischen Staat für seine schiedsrichterliche Rolle ohne thätiges Eingreifen die erwünschte Abrundung mit den alten deutschen Städten und Gebieten an der Weichsel zu verschaffen. Allein schwankend, unschlüssig und bedächtig, ergriff die preußische Politik doch nicht die richtigen Mittel, diesen Plan auszuführen. Wohl kam nach unendlichen Ausflüchten und diplomatischen Ränken
20. Jan. 1790. ein preußisch-türkisches Bündniß zu Stande, in Schlesien und Böhmen standen sich die Heere schlachtbereit gegenüber, es schien unvermeidlich, daß die preußischen Waffen sich mit den türkischen gegen Oesterreich vereinigten: als aber in diesem Augenblick Kaiser Joseph II. starb und der viel geschmeidigere und friedliebendere Leopold II. den Thron bestieg, nahm die Situation bald ein durchaus verändertes Ansehen an. Leopold theilte weder die weitausgreifenden Entwürfe noch die alte Feindschaft gegen Preußen mit dem Bruder. Die österreichische Politik verzichtete jetzt auf türkische Erwerbungen wie auf die Uebergriffe in Deutschland und führte eine versöhnlichere Sprache gegen Preußen; sie trat gewissermaßen den Rückzug aus einer vorgeschobenen herausfordernden Position an. Herstellung des Standes vor dem Krieg wurde das Losungswort der Friedensbemühungen, die auch England auf dieser Grundlage unterstützte.

Vertrag von Reichenbach. In seiner zaghaften und unschlüssigen Weise glaubte nun auch Friedrich Wilhelm II. nicht mehr an den Vergrößerungs- und Entschädigungsplänen für Preußen festhalten zu können; er scheute vor den weitaussehenden Verwicklungen, den Schwierigkeiten und Widerwärtigkeiten zurück und bot, als Leopold sich persönlich in einem offenen und zutraulichen Schreiben an den König wandte, die Hand zum Frieden. „In Friedrich Wilhelm II. war ein starker Zug von Hingebung und Bestimmbarkeit; je höher das Bewußtsein seiner Würde in ihm war, desto leichter ließ er sich durch einen ersten Schritt des Vertrauens gewinnen, und hielt sich dann manche große Unvorsichtigkeit zu Gute, die er seinem Minister nie verziehen hätte.“ So willigte er denn jetzt in den schon erwähnten
27. Juli 1790. vielgetadelten Vertrag von Reichenbach. Die hohen Kosten, die für das bereits in Schlesien zusammengezogene preußische Heer aufgewendet waren, wurden ohne Ersatz preisgegeben, und Friedrich Wilhelm fand in der Rolle eines

uneigennützigen edelmüthigen Friedensstifters eine Befriedigung, die in jener Zeit der selbstsüchtigen Staatskunst wenig am Platze war. Nicht einmal das Verhältniß zu Oesterreich gestaltete sich durch diese Vorgänge aufrichtig freundschaftlich, den russischen Eroberungsgelüsten im Süden war nun erst vollends freier Lauf gelassen, den Türken schaffte die Verbindung mit Preußen keine dauernde Erleichterung und dieses selbst ging nach einem kühnen Anlauf schwer geschädigt an seinem Ansehen im europäischen Staatensystem aus der Verwicklung hervor. Es war der erste Rückzug von der großen und energischen Politik Friedrichs II., und es sollten bald weitere folgen, die Preußens Weltstellung in den Grundfesten erschütterten. Hertzberg war bei diesen Vorgängen bereits durch die neuen Lichter, die Grafen Lucchesini und Haugwitz verdunkelt worden und trat bald vom Schauplatz ab, ein ehrenwerther und trotz mancher Mißgriffe verdienstvoller Staatsmann aus der guten alten Schule, von hohem Pflichtgefühl und unermüdlichem Eifer erfüllt, nicht immer frei von Eigensinn, Selbstüberschätzung und zu weit ausgreifenden Ideen, aber von selbstlosester und aufrichtigster Hingebung an das Vaterland und das Königthum, nicht unwürdig des hohen Vertrauens, das er unter zwei Monarchen genossen. Unter dem Einfluß der charakter- und systemlosen Intriganten, die jetzt hervortraten, schlug der altherkömmliche Gegensatz zu Oesterreich mehr und mehr in eine Abhängigkeit von dem Kaiserhof um, die der preußischen Politik weder zur Ehre noch zum Vortheil gereichte. Wir werden die Wirkungen der neuen Richtung am Berliner Hof in der Haltung Preußens gegenüber den französischen Revolutionsereignissen bald kennen lernen.

Haugwitz. Lombard. Lucchesini.

Graf Heinrich Christian von Haugwitz, ein kleiner Mann mit freundlichem Gesicht und verbindlichem Wesen, aber dem Ausdruck der Oberflächlichkeit und Unzuverlässigkeit, so schildert Häusser in seiner deutschen Geschichte den neuen Rathgeber des Königs, „besaß einen gewandten, biegsamen, schlauen Verstand, seinem Charakter fehlte Reinheit, Stätigkeit und alle Wahrheit. Er hatte im Laufe seines Lebens mannichfaltige und einander widersprechende Formen angenommen: ein süßlicher Student, dann Nachahmer der sogenannten Genies, deutscher Schöngeist mit dem Streben nach dem Schein ungebundener Sonderlinge, dann Landwirth, Theosoph, Geisterseher, Frömmler, Anhänger der Herrnhuter, bei denen er erzogen war, in deren Sinn er ein Gebetbuch schrieb. Zuletzt ausschweifend und genußliebend bis zur Erschöpfung, mit oberflächlicher schönwissenschaftlicher und Weltbildung, die er durch Lesen und auf Reisen erworben hatte, leer an gründlichen Kenntnissen, ohne Geschäftserfahrung, faul, abgespannt, zerstreut. Mit solchen Eigenschaften flößte er weder Achtung noch Vertrauen ein, noch war er fähig einen großen Gedanken zu ergreifen und im Kampfe mit großen Hindernissen in die Wirklichkeit zu führen. Er war abhängig von den Umgebungen des Königs, besonders vom Cabinetsrath Lombard, mit dem er in einer der cynischen Gemeinheit nahe kommenden Vertraulichkeit stand; seine Verbindung mit dessen jüngerem Bruder, Peter Lombard, war von der verworfensten Art." — Lucchesini, geb. zu Lucca 1752, zuerst Bibliothekar und Vorleser bei Friedrich II., dann von Friedrich Wilhelm II. bei verschiedenen diplomatischen Geschäften verwendet und in Reichenbach bei dem Abschluß des Vertrages besonders thätig, „war ein Mann von

vielem, durch wissenschaftliche Kenntnisse und Welterfahrung entwickeltem Geist, höchst fein und schlau, ein vollkommener, scharf berechnender Egoist, der immer bereit war, seine Meinung aufzugeben, um nicht anzustoßen, und der nach dem Genuß des höchsten Vertrauens damit endigte, eine Kammerherrnstelle bei der Elise Bacciochi anzunehmen."

Polnische u. fränkische Erwerbungen.

Trotzdem unter Friedrich Wilhelm II. durch die umfassenden Landerwerbungen der zweiten und dritten polnischen Theilung die Monarchie einen äußern Zuwachs erhielt, wie unter keiner frühern Regierung: so gewann dadurch der Staat keineswegs an innerer Kraft. Wir werden diese Erwerbungen an einem andern Orte kennen lernen: großentheils waren es fremde, widerspenstige, zu einem Gesammtstaat mit dem deutschen Preußen nicht zu verschmelzende Gebiete, die mehr Opfer kosteten als Gewinn brachten und nach kurzer Vereinigung wieder verloren gingen. Gerade dies ungesunde Anschwellen des preußischen Staats durch fremdartige Bestandtheile, verbunden mit der Erschlaffung der Formen der alten absoluten Monarchie, der Zerrüttung der gesammten Verwaltung und insbesondere des Staatshaushalts, trug viel dazu bei, daß die politische Erbschaft Friedrich Wilhelms II. der Zusammenbruch des ganzen Reiches war, der ein Jahrzehent später erfolgte. — Auch die Erwerbung der alten brandenburgischen Markgrafschaften in Franken, Ansbach und Baireuth, war nicht von Dauer. Der letzte kinderlose Markgraf Karl Alexander († 1806), der die beiden Fürstenthümer vereinigt hatte, überließ sie noch bei seinen Lebzeiten durch den Vertrag vom 2. December 1791 gegen eine Leibrente an Preußen, das damit auch den Rothen Adlerorden erwarb. Der Markgraf zog mit seiner Gemahlin, Lady Craven nach England. Karl Aug. von Hardenberg, der bei dem Abschluß des Vertrags besonders thätig gewesen war, nahm dann als preußischer Staats- und Cabinetsminister von dem Lande Besitz. Allein schon nach zwei Jahrzehnten ging das Stammland der brandenburgischen Monarchen an Frankreich verloren und wurde dann an Baiern abgetreten.

III. Der Norden und der Osten und die Unfälle Polens.

Geschichtsliteratur. 1. Dänemark. Zu den XII, S. 594 f. und S. 776 angeführten Werken von Allen, Philippi, Waitz (VIII, 423), Schlosser: J. Kragh Höst, König Christians VII. Leben u. Regierung. Kopenh. 1813—16, und von demselb. Verf.: Der dänische Cabinetsminister J. F. Struensee u. sein Ministerium. Kopenh. 1826 f. — Falkenskiöld, Mémoires sur l'époque du minist. et de la catastrophe du comte de Str. publ. par Secretan. Par. 1826. — Jenssen-Tusch, Die Verschwörung gegen die Königin Carol. Math. u. die Gr. Struensee u. Brandt. Leipz. 1864. — Hegewisch, Rede zum Andenken des Gr. A. B. v. Bernstorff. Kiel 1801, und Eggers, Denkw. aus d. Leben des Min. v. Bernst. Kopenh. 1800. — Roman, Abbé, mémoires hist. sur les revolutions en Danem. et Suède dans les années 1770. 71. 72. Par. 1807. — 2. Schweden: vgl. XII, S. 594. Dazu: Sheridan, Hist. of the late revolut. in Sweden.

Lond. 1778. Deutsch, Berl. 1781. — Canzler, Nachrichten zur genaueren Kenntniß der Gesch. ꝛc. v. Schweden. Dresd. 1778. — E. L. Posselt, Gesch. Gustavs III. cet. Karlsr. 1792. — Collect. des écrits polit. lit. et dram. de Gust. III. roi d. S. suivie de sa correspond. Stockh. 1803. 5 voll. — Des Königs Gust. III. nachgelassene Papiere von E. G. Geijer. Aus d. Schwed. Hamb. 1843. — E. M. Arndt, Schwed. Geschichten unter Gustav III. u. s. w. Leipz. 1839. — Herrmann, Schweden in der sog. Freiheitszeit und die polit. Katastrophen unter Gust. III. in Raumers hist. Taschenb. Jahrg. 1856. 57. — 3. Rußland, Polen, Türkei: Zu den schon öfters angeführten Werken über Rußland (insbesondere den von E. Herrmann, VI Bde. u. Ergänzungsbd., und Bernhardi XII, 595), über Polen (Lelewel, Hist. de Pol. Par. 1844, Deutsch, Leipz. 1846) und über die Türkei (v. Hammer, Zinkeisen VIII, 620), ist über die folgende Periode eine reiche Geschichtsliteratur hinzugekommen. So sind die älteren Werke von Rulhière (XII, 776) und seinem Fortsetzer Ferrand, Hist. des trois demembr. de Pol. 1820. 3 voll.; von Goertz-Schlitz, Mémoires et actes relatifs aux négociat. qui ont précédé le demembr. de Pol. 1810. — Die Biographie Peters III. Tübingen 1808. 2 Bde. und Russische Günstlinge. Ib. 1809 (von Helbig?). — von Castéra, Hist. de Cath. II. impérat. de Russie. Par. 1799. — (Bernhardi) Züge zu einem Gemälde des russ. Reichs unter der Reg. Kath. II. in vertrauten Briefen 1798. — Schlözer, Neuverändertes Rußland oder Leben Kath. II. Riga 1769 und als Fortsetzung: Denkwürdigkeiten der Reg. Kath. II. Riga 1780. — Jekel, Darst. der Staatsveränderungen Pol. Wien 1794. — Tooke, Hist. de l'empire de Russie sous le règne de Cath. II. trad. de l'Angl. Paris 1801. 6 voll.: diese und andere ältere Werke sind in neuerer Zeit, seitdem die Archive zu freierer Benutzung geöffnet wurden, mit einer Reihe von Schriften und Abhandlungen vermehrt worden, welche viel Neues zu Tage förderten. So hat E. Herrmann im 6. Bd. seiner Gesch. des russ. Staats Gebrauch gemacht von den Berichten des sächs. Gesandten v. Essen, und seine Auffassung, die er dort und in einigen Abhandlungen der Preuß. Jahrb. vom J. 1859 (Bd. III. IV) vorgetragen, gegen die Ausstellungen v. Sybels (Gesch. der Revolutionszeit und verschiedene Aufsätze in der hist. Zeitschr. u. einzeln) aufrecht erhalten (Forschgn. zur d. Gesch. IV. und „Die österr. preuß. Allianz v. 7. Febr. 1792 und die zweite Thlg. Pol." Gotha 1861). — So hat Fr. v. Raumer aus den engl. Staatsarch. „Beitr. zur neueren Gesch." geliefert. Leipz. 1836—39. 5 voll. u. in dem Histor. Taschenb. vom J. 1831 eine Abhandlg über „Polens Untergang". — Ferner: Graf Oginski, Denkw. über Polen vom J. 1788—1815. Leipz. 1827. 2 voll. — Fr. de Smitt, Fréd. II., Cath. et le partage de Pol. Par. 1861. — Janssen, Zur Genesis der ersten Theilung Polens. Freib. i. Br. 1865. — Kurd v. Schlözer, Friedr. d. G. u. Kath. II. Berl. 1859. — (Prince de Ligne) La cour de Russie il y a cent ans (1725—1783) extr. des dépêches des Ambass. Fr. et Angl. Berl. 1858. — Rich. Roepell, Polen um die Mitte des 18. Jahrh. Gotha 1876, und Leop. Prowe, Polen in den Jahren 1766—68. Berl. 1870. — v. d. Brüggen, Die erste Theil. Polens u. d. Const. vom 3. Mai 1791 (Pr. Jahrb. v. 1873 u. 1875). — Ssolowjoff, Gesch. des Falles von Polen. D. v. Sporer. Gotha 1865. — Ad. Beer, Erste Theilg. Polens. Wien 1872. — „Die Besitzergreifung Westpreußens" in der früher erwähnten Schrift v. M. Duncker und einzelne Kapitel in Ranke's „Die deutschen Mächte u. der Fürstenbund." — K. L. Blum, Ein russischer Staatsmann (des Grafen J. J. Sievers Denkwürdigkeiten). Leipz. und Heidelb. 1857 f. 4 voll. im Auszug. Ib. 1864. Die in verschiedene Sprachen übersetzten Mémoires de l'imp. Cath. II. ecrits par elle-même, herausg. v. A. Herzen. Lond. 1858 umfassen nur die Jahre vor ihrer Selbstherrschaft. Andere monographische Werke findet man verzeichnet am Schlusse des kürzlich erschienenen Buches von Dr. Arthur Kleinschmidt: Rußlands Geschichte und Politik dargestellt in der Gesch. des russischen hohen Adels. Cassel 1877.

I. Skandinavien.

1. Dänemark im achtzehnten Jahrhundert. Struensee's Größe und Fall.

König Friedrich IV. 1700—1730.

Die Revolution von 1660 hatte die Schranken niedergerissen, welche bisher dem dänischen Königthum einen sehr engen Wirkungskreis angewiesen. Wir haben erfahren, welchen Gebrauch schon Christian V. von seiner neuen Stellung gemacht hat (XII, 660 f.). In noch höherem Grade erntete sein Nachfolger Friedrich IV. die Früchte der absoluten Herrschaft (XII, 831. 898). Er regierte ganz im Geiste der andern Souveräne des achtzehnten Jahrhunderts. Er trieb Politik auf eigene Hand, er nahm an den Kriegen und Friedensschlüssen der europäischen Mächte Theil, ohne das Land zu fragen, er verband Schleswig mit dem Königreich und dehnte das Königsgesetz über das Herzogthum aus; er entfaltete in seiner Residenzstadt Kopenhagen eine glänzende Hofhaltung, förderte die Volksbildung, liebte schöne Frauen und erließ allerlei Verordnungen im Sinne des Zeitalters. Auf den Staatsgütern in Seeland und auf den kleineren Inseln wurde die Leibeigenschaft aufgehoben, „damit deren Bewohner mit der Zeit gleiche Freiheiten genießen möchten, wie die Unterthanen in den übrigen Provinzen und mehr Lust und Muth bekämen, arbeitsam, fleißig und betriebsam zu sein und bereitwilliger wären im Falle der Noth das Leben für König und Vaterland zu wagen;" die Gutsbesitzer wurden angehalten, ihre Bauern und Pächter menschlich zu behandeln, sie nicht gegen ihren Willen von ihren Hufen zu treiben oder zu verkaufen und ihnen gegen eine Entschädigung von dreißig bis fünfzig Reichsthalern Freizügigkeit zu gewähren; und wenn auch die Wirkung dieser Verfügung wieder bedeutend abgeschwächt wurde durch eine neue Organisation der Landwehr, kraft deren alle waffenfähigen jungen Männer während der Dauer ihrer Dienstpflicht auf den Gütern oder in den „Lagen", wo sie eingetragen waren, zurückgehalten werden konnten, so war doch die Verordnung vom 21. Februar 1702 für die gutshörigen Bauernschaften der Anfang eines menschenwürdigeren Daseins, der erste Schritt zur Befreiung aus den Ketten einer lebenslänglichen Knechtschaft. Auch in andern Dingen zeigte sich Friedrich IV. als Sohn des reformlustigen beweglichen Zeitalters. Er errichtete ein Commerz-Collegium zur Beförderung des Seehandels; eine grönländische Compagnie setzte die Fahrten nach dem fernen Nordlande wieder in Gang und unterstützte die Heidenmissionen, die Hans Egede mit religiöser Begeisterung unternahm. Zur Hebung der Industrie wurden geschäftskundige Ausländer ins Land gerufen und bei der Gründung von Fabriken und Manufacturen unterstützt; das Postwesen ging aus Privathänden an die Regierung über und erfuhr wesentliche Verbesserungen. Der Volksunterricht, der bisher auf dem Lande so gut wie gar nicht bestanden hatte, nahm einen erfreulichen Aufschwung, indem der König die Dorfgemeinden und Gutsherrschaften zum Bau von Schulhäusern und zur Anstellung von Lehrern anhielt.

Durch Zollgesetze und durch Verleihung eines Monopols für Wein, Branntwein, Salz und Tabak an die Stadt Kopenhagen suchte der König die öffentlichen Einnahmen zu mehren und den Schleichhandel zu verhindern. Ueberhaupt war Friedrich IV. ein verständiger und umsichtiger Haushalter, so daß trotz mancher Unglücksschläge, welche während seiner Regierung das Land und insonderheit die Hauptstadt betroffen, und trotz mancher kostspieligen Neubauten bei seinem Tode die Finanzen des Reichs sich in gutem Stand befanden. Er war fleißig und thätig, ein Freund der Ordnung und Arbeitsamkeit. Mit seinem Sohn und Nachfolger Christian lebte er viele Jahre in Unfrieden, weil er nach dem Tode seiner Gemahlin Luise von Mecklenburg mit Anna Sophia, der ehrgeizigen, ränkevollen Tochter des verstorbenen Großkanzlers Konrad Reventlow, mit der er schon vorher im innigsten Liebesbund gestanden, eine zweite Ehe einging. Eine der ersten Handlungen des neuen Königs war daher die Verbannung der unebenbürtigen Stiefmutter nach dem Schlosse Klausholm in Jütland und die Entlassung vieler Beamten und Hofleute, welche durch die Gunst und Protection der herrschsüchtigen Fürstin in die Höhe gekommen waren.

Ging schon aus diesem Verfahren Christians VI. gegen die königliche Wittwe und aus der Wahl seiner Räthe, unter denen Ivar Rosenkranz und die Gebrüder Ludwig und Karl Pleß den größten Einfluß erlangten, deutlich hervor, daß das neue Regiment einen andern Charakter annehmen, ein von dem vorhergehenden verschiedenes System befolgen würde, so sollte dies bald auch in andern Maßregeln und Erscheinungen zu Tage treten. Der König und seine Gemahlin Sophia Magdalena von Brandenburg-Kulmbach waren der strengkirchlichen pietistischen Glaubensrichtung zugethan, die damals in Deutschland gegenüber dem starren Dogmatismus und der wachsenden Verstandesaufklärung ein christlich-religiöses Leben unter den evangelisch-protestantischen Glaubensverwandten zu erhalten und zu pflanzen suchte. Am Hofe verschwand daher rasch die heitere weltliche Lebensweise, die unter Friedrich IV. geherrscht hatte; der Hofprediger Bluhme gelangte zu großem Ansehen und bewirkte durch seinen Einfluß, daß die ganze Regierung einen hochkirchlichen Charakter erhielt, daß in den Hof- und Beamtenkreisen christliche Frömmigkeit und Sitte gepflegt und geachtet wurde und daß die religiöse Gläubigkeit des Volks durch rigorose Regulative in die Fesseln einer äußerlichen Kirchlichkeit geschlagen ward. Durch eine „Sabbathsordnung" wurde geboten, daß an Sonn- und Feiertagen Jedermann zweimal den Gottesdienst besuchen müsse. In den Städten sollte die Versäumniß mit Geldbußen, auf dem Lande mit dem Halseisen bestraft werden. Lustpartien und Vergnügungsreisen sollten an solchen der Ruhe und religiösen Andacht geweihten Tagen gänzlich unterbleiben und daher die Thore der Städte während der Zeit geschlossen sein. Schauspiele, Tänze, Maskeraden, alle lauten und rauschenden Belustigungen mußten eingestellt werden. Ein „General-Kirchen-

Christian VI. 1730—46.

1. Kirchlichkeit.

Inspections-Collegium" hatte dafür zu sorgen, daß die Kirchenzucht strenge gehandhabt und der Gottesdienst überall in „erbaulicher und übereinstimmender Weise" gehalten würde. Fluchen, Schwören und alle gottlosen Reden waren mit Strafen bedroht und Jedem zur Pflicht gemacht, alle derartigen Vergehen zur Anzeige zu bringen. Eine strenge Censur wachte über alle Erzeugnisse der Presse. Das Theater, für welches unter Friedrich IV. der geniale Dichter Ludwig Holberg, der Vater der neueren dänischen Literatur, seine volksbeliebten Comödien gedichtet, wurde geschlossen, dafür die geistliche Lyrik eines Brorson und Stub begünstigt.

Diese einseitige streng religiöse Richtung des Hofes trug höchst bedauerliche Früchte, bemerkt Allen; „allenthalben verbreitete sich Scheinheiligkeit, Frömmelei und Heuchelei, da diejenigen, welche eine gottselige Miene zur Schau trugen, den Kopf hängen ließen und über die Eitelkeiten der Welt seufzten, zu Aemtern befördert wurden, während die Andern, die sich zu dergleichen nicht erniedrigen wollten, zurückstehen mußten." Und anstatt daß durch das oberkirchenräthliche Regiment eine religiöse Uebereinstimmung und Gleichförmigkeit erzielt worden wäre, kam bald da bald dort eine Opposition zu Tage, die zur Bildung von Sekten und Separatistengemeinden Veranlassung gab. Die Gewissen der Schwächeren wurden verwirrt und geängstigt, schwere Gemüther von Lebensüberdruß und Seelenangst erfüllt.

2. Hof- und Gesellschaftsleben. Man hätte erwarten sollen, daß eine so christlich gesinnte Königsfamilie und Obrigkeit, welche das Missionswesen in Grönland so eifrig beförderte und die Frömmigkeit und den kirchlichen Sinn der dänischen Nation so sorgfältig pflegte, auch die christlichen Gebote der Menschenliebe, der Gleichheit und Brüderlichkeit aller Gläubigen geübt und eingeschärft haben würde. Davon war aber bei Christian VI. und seiner stolzen Gemahlin keine Spur vorhanden. Beide sahen in den Worten des Apostels: „Seid unterthan der Obrigkeit, die Gewalt über euch hat", das vornehmste Gebot des Christenthums. Ihnen und ihren Räthen schien es das wichtigste Anliegen zu sein, das Gefühl der Unterwürfigkeit und des Gehorsams bei dem Volke lebendig zu erhalten, den Unterthanen zum Bewußtsein zu führen, daß die bürgerliche Ungleichheit der Menschen, der Unterschied der Stände und Rechte, die Scheidung in Herren und Knechte, in Herrscher und Unterthanen eine göttliche Anordnung sei. Die Königin hatte aus ihrer Heimath die Anschauungen der kleinen deutschen Fürstenhöfe, die Neigungen und Gewohnheiten der dynastischen Despoten des heiligen römischen Reiches nach Dänemark mitgebracht, und ihr Einfluß auf den schwachen unbedeutenden König war mächtig genug, um auch an dem Hof von Kopenhagen das steife, pedantisch-vornehme Wesen zur Geltung zu bringen und das ganze Hof- und Gesellschaftsleben in die Fesseln eines Formenzwanges, einer Abgeschlossenheit und eines Etikettengesetzes zu schlagen, wie sie nur in Wien und Madrid bestanden. Die Rangstufen wurden genau beobachtet und die Eitelkeit in den Adels- und Beamtenkreisen durch Verleihung von Titeln und Orden genährt. Die dänische Sprache kam bei Hofe selten in Anwendung; die

Königin und der König sprachen und schrieben nur deutsch und französisch. Das Schloß war mit zahlreichen Wachen besetzt und mit einer Kette umgeben. Wer über den Schloßhof ging, wird erzählt, mußte den Hut in der Hand tragen; wenn die königliche Carosse begleitet von Reitern, Heiduken und Lakaien durch die Straßen fuhr, mußten alle, die zu Pferde oder Wagen der Staatskutsche entgegenkamen, absteigen und ihre Ehrfurcht bezeigen. Daß mit diesem Stolz auch Prachtliebe und Verschwendung sich vereinigte, war natürlich. Der Christiansbau des Kopenhagener Schlosses wurde mit einem Luxus aufgeführt, der weit über die Verhältnisse des kleinen armen Staates ging; mehrere der ältern Schlösser wurden verschönert und vergrößert. So kam es, daß trotz der ansehnlichen Subsidiengelder, welche der König während der kriegerischen Verwickeungen der europäischen Mächte von England bezog, nicht nur die Ersparnisse der vorhergehenden Regierung verschlungen, sondern auch die Staatsschulden vermehrt wurden.

Bäuerliche Verhältnisse.

Ueberhaupt wich die Regierung Christians VI. von der seines Vaters weit ab. Die Hebung und Besserung des Bauernstandes, die Friedrich IV. angestrebt, war nicht nach dem Sinne des Sohnes und seiner Gemahlin: ein königlicher Erlaß verbot jedem bäuerlichen Unterthan ohne Erlaubniß und Geleitsbrief seines Grundherrn das Gut, dem er durch seine Geburt angehöre, zu verlassen, bei Strafe für „friedlos“ erklärt zu werden. Flüchtlinge wurden von Wächtern aufgefangen und ausgeliefert. Wohl hatte Christian im ersten Jahr seiner Regierung die von Friedrich errichtete Landwehr aufgehoben; aber die Freude der Bauern über diese Erleichterung war von kurzer Dauer. Denn zwei Jahre nachher wurde die Verpflichtung zum achtjährigen Kriegsdienst wieder hergestellt in einer Weise, die der Habsucht und Tyrannei der Gutsherren und ihrer Verwalter und Vögte den größten Spielraum öffnete. „So hinterließ Christian VI. den ganzen dänischen Bauernstand, den er beim Antritt seiner Regierung im Besitz einer obgleich beschränkten Freiheit vorfand, und den er selbst vier Monate lang die Freiheit ganz und ungeschmälert hatte kosten lassen, bei seinem Tode als einen Haufen an die Heimat gefesselter Sclaven.“

Wissenschaft und Industrie.

Im Gegensatz zu diesen Schattenseiten rühmen dänische Historiker die Sorgfalt, welche Christian VI. den Wissenschaften und dem Unterrichtswesen sowie den industriellen und commerciellen Angelegenheiten widmete. Die Universität Kopenhagen wurde aus dem Verfall, in den sie in Folge eines Brandes (1728), gegen das Ende der vorhergehenden Regierung gerathen war, zu neuem Leben erweckt sowohl durch Anlegung zweckmäßiger Gebäude als durch Besetzung der Lehrstühle mit trefflichen Lehrkräften. Dank der Fürsorge des Kanzlers Ivar Rosenkranz und des gelehrten Hans Gram, wurde das Rechtsstudium in der wirksamsten Weise gepflegt und dadurch zu einer Verbesserung des Gerichtswesens und der barbarischen Strafgesetzgebung der Weg gebahnt. Durch kenntnißreiche und erfahrene Juristen wie Andreas Hojer, Kofod Ancher, Heinrich Stampe

wurden alle Rechtsgebiete nach der wissenschaftlichen wie nach der praktischen Seite angebaut und befruchtet. Zwei gelehrte Gesellschaften wurden gegründet, zu dem Zweck, die Sprache, Geschichte und Alterthümer Dänemarks zu erforschen. Die Arbeiten eines Hans Resen, eines Torfäus, eines Arne Magnussen über die dänische und isländische Vorzeit lieferten den Beweis, daß die Gesellschaft ihre Aufgabe richtig erfaßte. Zur Heranbildung von Predigern und Schulmännern wurde ein Seminar errichtet. Auch die Mittelschulen erfuhren zweckmäßige Reformen. Aber der Geist der Freiheit durfte sich nirgends vorwitzig regen. Das Censurcollegium überwachte mit Argusaugen Unterricht und Lehrbücher, und als der in der Folge so berühmte Geschichtsforscher Langebek es wagte, an der dänischen Kirchengeschichte des Professors und Hofpredigers Erich Pontoppidan seine kritische Kunst zu zeigen und mehrere Irrthümer darin rügte, wurde er gezwungen dem Verfasser vor dem Consistorium Abbitte zu thun. Gerne hätte der fromme König auch den Volksschulunterricht auf dem Lande gehoben, um in der Bauernjugend religiöse Belehrung zu verbreiten; aber diesem Vorhaben widerstrebte der Eigennutz und die Hartherzigkeit der Gutsbesitzer, welche die Ausgaben für Schulen und Lehrer so niedrig wie möglich zu halten suchten und von den Hütten der Armuth jeden Strahl von Erkenntniß und Aufklärung entfernt wünschten. Die Einführung der Confirmation durch den Hofprediger Bluhme war ein geringer Ersatz für die mangelnde Schulbildung. — Die rühmlichste Seite der Regierung Christians VI. war das Interesse des Königs für Handel und Industrie. Während er sonst in seiner ganzen Politik hinter dem Zeitgeiste zurückblieb, begünstigte er mit allen Mitteln die Handelsgesellschaften, die sich nach dem Vorbilde der übrigen Seestaaten auch in Kopenhagen bildeten, um durch einen regeren Verkehr mit der ostindischen und westindischen Welt dem mercantilen und maritimen Leben mehr Impuls zu geben und überseeische Besitzungen zu erwerben. In Kopenhagen wurde eine Wechsel- und Leihbank gegründet, eine Waarenhalle für inländische Industrieerzeugnisse errichtet, die Einwanderung gewerbkundiger Ausländer gefördert, die Marine unter der Leitung des energischen aber herrschsüchtigen und despotischen Grafen Friedrich Danneskiold-Samsöe und des Admirals Suhm gehoben und vermehrt. Dieses Interesse wurde durch die Friedensliebe des Königs wesentlich gefördert. Denn wie drohend sich manchmal die Zeitlage gestaltete als zwei Fürsten des herzoglich-gottorpschen Hauses zu Thronerben in Rußland und in Schweden erklärt wurden, Christian VI. wußte jede kriegerische Verwickelung fern zu halten und sich doch im Besitze von Schleswig zu behaupten.

Charakter Christians VI.

König Christian VI. besaß manche gute Eigenschaften und Tugenden, urtheilt Allen, „allein er war schwach und unselbständig und nicht im Stande seiner stolzen und verschwenderischen Gemahlin, dem Hofprediger Bluhme und dem Einflusse der adeligen Gutsbesitzer zu widerstehen, wodurch er zu Beschlüssen verleitet wurde, die Unglück über den Bauernstand, Verwirrung in die Kirche und Unordnungen in die

Finanzen des Staats brachten und ihn minder beliebt machten als er es verdiente. Sein gutes Herz und sein redlicher Wille, seine Sorgfalt für die Wissenschaften und die Volksaufklärung, für das Seewesen, den Handel und die Schiffahrt müssen ihm ein ehrenvolles Andenken bei der Nachwelt sichern." — Die Dänen verargten der Königin besonders ihre Vorliebe für Deutschland. „Ihre armen Verwandten, sagten sie, nebst einer ganzen Schaar anderer deutschen Edelleute strömten nach Dänemark wie nach dem gelobten Lande und erhielten Geschenke, Ehrenstellen und Jahrgelder. Schulin, ein Deutscher von großen Kenntnissen und Fähigkeiten, wurde Mitglied des geheimen Conseils und hatte während der letzten Regierungsjahre Christians neben Johann Ludw. Holstein den größten Antheil an der Staatsverwaltung.

Auch bei dem Sohn und Nachfolger Christians VI. behauptete sich der talentvolle und kenntnißreiche Schulin bis zu seinem Tode (1750) in derselben bedeutenden Stellung. Und wie verschieden war doch das neue Regiment von dem alten, wie rasch gewann das ganze öffentliche und sociale Leben einen andern Anstrich, als Friedrich V. den Thron bestieg! Schon bei Lebzeiten der Eltern wurde er von der Mutter wegen seiner Vorliebe für die Landessprache und die vaterländischen Sitten spottend als „dänischer Prinz" bezeichnet. Diese Bezeichnung war nur insoweit zutreffend, als der neue König die Sympathien seines Volkes zu gewinnen bestrebt war, nicht aber wenn man daraus auf eine Abneigung gegen das Ausländische hätte schließen wollen. Denn kein anderer dänischer Monarch zeigte so viel Sinn und Empfänglichkeit für fremde Kunst, Wissenschaft und Literatur wie Friedrich V. Die starre Einseitigkeit, die bisher in der Hauptstadt geherrscht hatte, wich rasch einem heiteren gehobeneren Leben; die Kette, welche bisher das königliche Schloß festungsartig vom Volke getrennt hatte, wurde weggenommen; die Kluft zwischen Hof und Nation und die strenge Scheidung der Stände nach Rang und Geburt wurde ausgeglichen; an die Stelle der steifen pedantischen Umgangsformen trat ein freieres Gesellschaftsleben; die düstere religiöse Weltbetrachtung wurde verdrängt durch eine weitherzigere Anschauung, welche auch der Freude, der Lebenslust, der heitern Seite des Daseins ihre Berechtigung gönnt. Die Theater wurden wieder geöffnet und neben den Holberg'schen Stücken kamen auch französische Schauspiele und italienische Opern zur Aufführung, Bälle und Concerte ergötzten wieder die Hof- und Adelskreise; die Bauern durften wieder wie ehedem an Sonn- und Feiertagen „in das Dorf reiten." Der König selbst war ein leutseliger für die Schöpfungen des Genius und die Bereicherung der Wissenschaft empfänglicher Herr, und wurde darin bestärkt durch seine englische Gemahlin Luise und durch gleichgesinnte Männer, denen er sein Vertrauen zuwandte. Unter diesen nahmen neben dem erwähnten Holstein der hochsinnige Ernst Hartwich Bernstorff, Schulins Nachfolger, und Friedrichs Günstling Adam Gottlob Moltke, die erste Stelle ein. Graf Bernstorff war nicht nur ein ausgezeichneter Staatsmann, der nach Außen durch geschickte diplomatische Unterhandlungen den Frieden zu erhalten wußte und im Innern durch Beförderung des Handels, der Landwirthschaft, des Industrie-

Friedrich V. 1746—1766. Charakter der Regierung

Der ältere Bernstorff.

lebens, der Volksbildung die Wohlfahrt und das Ansehen der Nation hob; er gab auch durch Freilassung der leibeigenen Bauern auf seinen Gütern dem gesammten grundherrlichen Adel ein Vorbild, auf welche Weise das dänische Volk und Staatswesen gründlich und dauerhaft von den tiefwurzelnden Schäden geheilt werden könne. Indem er nämlich auf seinem Gute Bernstorff bei Kopenhagen die Ländereien auftheilen ließ und sie den Bauern in Erbpacht gab mit Dienst- und Zehntenfreiheit, stellte er ein Beispiel auf, das, da die segensreichen Wirkungen der Maßregel bald sichtbar wurden, allmählich von mehreren andern Grundherren nachgeahmt wurde.

Hausvertrag mit der Holstein-Gottorp'schen Linie. Die Erhaltung des Friedenszustandes in Dänemark war ein schwieriges Werk zu einer Zeit, da das ganze übrige Europa in Weltkriege verflochten war und in Schweden und Rußland holsteinische Fürsten zur Herrschaft kamen, welche es dem verwandten Königshause in Kopenhagen nicht verzeihen konnten, daß der größte Theil der gottorp'schen Territorien mit der Krone Dänemark vereinigt worden. Friedrich kam daher mehrmals in eine bedrohliche Lage, die ihn nöthigte, die Hand am Schwert zu halten und durch Ausrüstung einer beträchtlichen Land- und Seemacht sich die Möglichkeit zu schaffen, jeden feindlichen Angriff abzuwehren. Am größten war die Gefahr als Peter III. den russischen Thron bestieg und sich anschickte, die Besitzungen seiner Vorfahren mit gewaffneter Hand zurückzufordern. Schon standen in Mecklenburg russische und dänische Heere einander gegenüber und in der Ostsee kreuzten Kriegsschiffe beider Nationen, begierig sich im Kampfe zu messen; da änderte die blutige Katastrophe in St. Petersburg die politische Situation. Katharina, die nicht durch dynastische Interessen bestimmt ward, gab den Krieg gegen Dänemark auf und zeigte sich geneigt, durch eine Ausgleichung „die in dem Oldenburgischen Haus obwaltenden Uneinigkeiten mit der Wurzel auszurotten." Nach langen Unterhandlungen mit dem geschäftskundigen ehr- und geldsüchtigen Saldern und dem Generallieutenant Filosofoff, den einflußreichen Bevollmächtigten der russischen Kaiserin, brachte denn auch Graf Bernstorff
April 1767. ein Jahr nach Friedrichs V. Tod einen Hausvertrag zum Abschluß, durch welchen Peters III. Sohn, der Großfürst Paul, allen Ansprüchen des Gottorp'schen Hauses auf Schleswig an die Krone Dänemark abtrat und seinen Antheil von Holstein gegen die Grafschaften Oldenburg und Delmenhorst vertauschte. Durch diesen Vertrag, den
1773. Paul nach erlangter Volljährigkeit bestätigte, wurde der Zwist zwischen der ältern und jüngern Linie des Oldenburger Hauses, der über ein Jahrhundert gedauert, zum endgültigen Austrag gebracht und ganz Schleswig-Holstein unter der Regierung des königlichen Hauses vereinigt. Dabei wurde dem Herzogthum, der Universität Kiel und allen Ständen und Einwohnern die Fortdauer ihrer Rechte und Freiheiten zugesichert. Bald darauf übergab Paul die zu einem „Herzogthum Oldenburg" vereinigten Besitzungen zu ewigen Zeiten an den Fürstbischof Friedrich August von Lübeck und seine Nachkommen, die jüngere Linie des holstein'schen Hauses.

Industrie u. Landwirthschaft. Auf allen Gebieten des Staatslebens nahm Dänemark unter Friedrich V. an den Richtungen und Bestrebungen des Zeitgeistes den regsten Antheil. Denn das war nun einmal der eigenthümliche Charakter dieses strebsamen, reformatorischen und civilisatorischen Jahrhunderts in seinen letzten Decennien, daß in allem Schaffen und Thun gleichartige Auffassungen, Ziele und Tendenzen obwalteten. Hatte schon Christian VI. trotz seiner abwehrenden Haltung gegen den freisinnigen Geist der Zeit sich bewegen lassen, von den Fortschritten des

Auslandes auf dem commerciellen, industriellen und wissenschaftlichen Gebiete Gebrauch zu machen, so geschah dies noch in viel höherem Maße unter seinem Sohne. Friedrich V. und seine Räthe Bernstorff, Schimmelmann, Danneskiold, Moltke u. a. widmeten der Gewerbeindustrie, dem Handel, der Schiffahrt solche Aufmerksamkeit und Sorgfalt, daß Dänemark den größeren Culturstaaten ebenbürtig sich zur Seite stellen konnte. Seiden- und Tuchmanufacturen traten ins Leben, Eisen- und Gewehrfabriken wurden angelegt, kunsterfahrene Ausländer zur Niederlassung ermuntert und bei der Gründung industrieller Unternehmungen unterstützt, die gewerbliche Production durch strenge Zollgesetze gegen die fremde Concurrenz geschützt. Eine allgemeine Handelsgesellschaft gab dem mercantilen Leben einen größeren Aufschwung: in Ost- und Westindien, in den Gewässern des westlichen Afrika erblickte man Kaufmannsschiffe mit dänischer Flagge. Die Schiffahrt im Mittelmeer wurde durch Tractate mit den angrenzenden Staaten gesichert und belebt. In den dänischen Städten wurden Schritte zur Entfesselung des drückenden Zunftzwanges gethan. — Dagegen blieb der Bauernstand, die erwähnten Fälle ausgenommen, in derselben unfreien und gedrückten Lage, wie unter der vorhergehenden Regierung. Ja als Friedrich V., um die durch die Kriegsrüstungen und die Entschädigungsgelder an die holsteinisch-gottorp'sche Linie entstandene Finanznoth zu mindern, die Krongüter auftheilen und verkaufen ließ, wurden die Zustände noch schlimmer. Nur wenige Bauern waren im Stande ihre Pachthöfe selbst zu erwerben und Eigenthümer zu werden, der größte Theil gerieth in die Hände eigensüchtiger Gutsherren, die durch Vermehrung der Frohndienste, Erhöhung der Pacht und andere harte Maßregeln möglichst große Vortheile aus den erkauften Gütern zu ziehen suchten. Dazu kam noch, daß durch die Prohibitivzölle gegen die Einführung fremder Industrieerzeugnisse alle inländischen Waaren dem geringen Mann theurer zu stehen kamen. War es unter solchen Umständen zu verwundern, daß die an die Scholle gefesselten Landleute sich durch Flucht und Auswanderung dem harten Joche zu entziehen strebten, daß viele Ackerstellen verödeten? Umsonst suchte man den Feldbau durch Beförderung fremder Einwanderung aus Deutschland zu heben; die hessischen und pfälzischen Bauern kehrten nach wenigen Jahren wieder heim; doch ließen sie dem nördlichen Lande als segensreiche Errungenschaft den Kartoffelbau zurück. Erst als die Gutsbesitzer einsahen, daß die Verarmung und Verkümmerung des Bauernstandes ihnen selbst zum Schaden gereichte, wurden hier und da Maßregeln zur Erleichterung und Verbesserung der Lage der ländlichen Bevölkerung getroffen. Die Macht der öffentlichen Meinung, die sich in der Presse immer kräftiger aussprach, bahnte auch in Dänemark Reformen an im Sinne persönlicher Freiheit und persönlichen Eigenthums, wie sie dem Zeitgeiste angemessen waren.

Wie sollten auch der König und seine erleuchteten Räthe ihre Ohren verschlossen halten gegen die allgemeine Stimme der europäischen Culturwelt, da sie *Förderung der Künste u. Wissenschaften.*

doch so lebhaften Antheil nahmen an den Fortschritten der Wissenschaft, an dem Flug des Genius, der sich in der Poesie und der gesammten Literatur zeigte? Denn es ist ja bekannt, daß die Regierung Friedrichs V. als das goldene Zeitalter der Künste und Wissenschaften in Dänemark gepriesen ward. Wer weiß nicht, daß der König dem deutschen Dichter Klopstock zur Vollendung seiner Messiade einen Jahrgehalt zuwies! Hat der Sänger doch selbst gerühmt, „daß Daniens Friedrich ihm mit Blumen die Höhen bestreut, die er noch steigen mußte, daß er dem stummen Verdienste winkte, das in der Ferne stand und lächelnden Blickes auf die herabsah, die der Muse sich weihn." Die wissenschaftliche Reise, welche Carsten Niebuhr mit mehreren Gelehrten auf Kosten des Königs nach dem Orient unternahm, gab einen mächtigen Impuls zu der Erforschung der arabischen und persischen Alterthümer. Auch noch andere namhafte Männer, wie der Naturforscher Oeder, der Pädagog Basedow, die Geschichtschreiber J. H. Schlegel und Mallet, der Schweizer Reverdil, wurden nach Dänemark gezogen und verbrachten dort einen Theil ihres Lebens. Die Akademie in Kopenhagen hatte unter Friedrich V. ihre blühendste Periode; gelehrte Gesellschaften und wissenschaftliche Anstalten, ein botanischer Garten, ein Naturaliencabinet und andere Mittel zur Förderung nützlicher Kenntnisse wurden durch die freigebige Unterstützung des Königs ins Leben gerufen. Der Dichter Holberg feierte seine letzten Triumphe. Auch in den Herzogthümern entfaltete sich ein lebendiges literarisches Interesse durch Gerstenberg, Claudius, Boie, Voß, die Grafen Stolberg u. A. Dieser Aufwand für Zwecke der Kunst und Wissenschaft, die glänzende Hofhaltung, die prachtvollen Festlichkeiten, an denen der König Gefallen fand, verbunden mit den schon erwähnten Ausgaben für Heer und Flotte und für Entschädigungsgelder an die holsteinischen Verwandten, erschöpften die Finanzkräfte des kleinen Staates. Die Regierung sah sich daher genöthigt, zu einer drückenden Besteuerung zu schreiten und durch Anlehen Geld zu schaffen. So kam es, daß bei dem Tode Friedrichs V. die Staatsschuld 20 Millionen betrug und die Zinsen von 100,000 auf mehr als 900,000 Reichsthaler gestiegen waren.

Fremde Einflüsse und altdänische Reaction.

Unter Christian VI. und Friedrich V. war das Fremdländische, besonders das Deutsche und Französische mit Vorliebe begünstigt und ausgezeichnet worden. Die deutsche Wissenschaft und Literatur wurde in Kopenhagen gepflegt; in den Hof- und Adelskreisen fand die französische Aufklärungsphilosophie und die deutsche Poesie Eingang und Bewunderung; ein französischer General, St. Germain, derselbe, der in der Folge als Kriegsminister nach Versailles berufen ward (S. 371), befehligte die dänischen Truppen, als der Krieg mit dem Großfürsten Peter ausgebrochen war, und führte das preußische Militärwesen ein. Als nun diese Begünstigung des Ausländischen unter der Regierung Christians VII., des erstgebornen Sohnes und Nachfolgers Friedrichs V. sich dauernd zu befestigen und die überlieferte monarchisch-bureaukratische Adelsherrschaft zu

durchbrechen drohte, als das altdänische Staatswesen nach dem Vorbilde der andern europäischen Länder durch reformatorische Neuerungen eine durchgreifende Umgestaltung erfahren sollte, da bildete sich eine reactionäre Opposition, die durch persönliche Leidenschaften und Hofkabalen verstärkt in einer gewaltthätigen blutigen Katastrophe sich Luft machte.

Der neue König Christian VII. war ein geistesschwacher, durch eine verfehlte Erziehung auf Abwege und verkehrte Richtungen verleiteter Fürst, der durch seinen Hang zu sinnlichen Ausschweifungen und toller Ausgelassenheit schon in jungen Jahren Gegenstand der Besorgnisse für alle Wohlmeinenden war. Die Vermählung mit Karoline Mathilde, der Schwester des englischen Königs Georg III., einer lebhaften, geistesregen, an geselligen Vergnügungen, an Reiten und Jagen Gefallen findenden Fürstin, vermochte den sonderbaren, launenhaften, unberechenbaren König nicht auf andere Wege zu bringen. Er setzte mit seinen Begleitern und Gesellschaftern, unter denen der zum Hofmarschall erhobene Graf Holck den größten Einfluß hatte, seine rohen Lebensgewohnheiten und Ausschweifungen fort, die ihn endlich aller Manneskraft beraubten. Trotz der zerrütteten Finanzlage und eines von dem hartherzigen, habsüchtigen Minister Schimmelmann geübten empfindlichen Steuerdrucks unternahm Christian VII. bald nach der Geburt des Kronprinzen Friedrich eine so unvernünftige, kostspielige und für das arme Land nachtheilige Reise nach London und Paris, daß die für den Aufwand der hohen zahlreichen Reisegesellschaft und die unsinnige Verschwendung des Königs erforderlichen Kosten durch eine drückende, selbst auf Dienstboten ausgedehnte Kopfsteuer aufgebracht werden mußten. Von dieser Reise kam der König geschwächt an Körper und zerrüttet an Geist zurück. Daher fiel es dem deutschen Arzte Johann Friedrich Struensee, einem schönen, gebildeten jungen Manne aus Halle gebürtig, der die Reise mitgemacht, sich durch seine geistvolle Unterhaltung und gesellige Gaben die Gunst des Königs erworben hatte und nun als Leibarzt angestellt wurde, nicht schwer, sich unentbehrlich zu machen und mit Hülfe der Königin von Stufe zu Stufe zu steigen, bis er als Reichsgraf und allmächtiger Minister den Monarchen und den Staat ganz nach seinem Willen leitete und mit der unerhörten Vollmacht ausgerüstet wurde, daß alle von ihm unterzeichneten und mit dem Kabinetssiegel versehenen Verordnungen dieselbe Gültigkeit haben sollten, als wenn der König sie selbst unterschrieben hätte. Struensee hob das geheime Conseil auf, entfernte die bisherigen Minister und adeligen Räthe sowie den Hofmarschall Holck aus der Nähe des Königs, verschaffte der hochsinnigen Königin, die dem Fremdling mit ungewöhnlicher Neigung und höchstem Vertrauen zugethan war, größern Einfluß bei ihrem Gemahl und umgab den Monarchen, dessen Geistesschwäche immer sichtbarer wurde, mit zuverlässigen Leuten, unter denen besonders der gleich Struensee in den Grafenstand erhobene Gesellschafter des Königs, Enevold Brandt, durch seinen Einfluß wie durch sein tragisches Ende merkwürdig geworden ist. Struensee, der

Christian VII. 1766–1808.

Struensee.

aus dem fromm und orthodox erzogenen Sohne eines deutschen Pastors in Altona ein Weltkind und ein Freigeist im Sinne Voltaire's und der Encyclopädisten geworden, führte nun eine Reihe höchst wichtiger Neuerungen in Dänemark ein. Bisher waren die meisten Beamtenstellen von den Edelleuten, die höheren an ihre Standesgenossen, die niedern an ihre Bedienstete vergeben worden, jene mit übergroßen, diese mit kärglichen Besoldungen. Diesem Uebelstande steuerte Struensee gründlich und auf eine Weise, daß die Verwaltung besser, die Beamten angesehener und die Ausgaben geringer wurden. Kein Diener, der einem Herrn aufgewartet, durfte ferner zu einem Amte vorgeschlagen werden. Ebenso machte er den Gerichtsgang einfacher und weniger kostspielig, indem er den Richtern die Sporteln untersagte und feste Einnahmen aus der Staatskasse zuwies, den Prozeßgang verkürzte und die Zahl der Gerichtshöfe verminderte. Er beseitigte die „scharfe Examination" oder die Unsitte, mit der Knute Geständnisse zu erzwingen, schaffte die übergroße Menge von Titeln, Ehrenauszeichnungen und Pensionen ab, lohnte Fähigkeiten, Kenntnisse und Verdienste durch Aemter und Beförderungen und minderte die Befugnisse des adeligen Staatsraths; er hob die Monopolien, Zünfte und Innungen auf, stellte durch Regelung der Frohndienste den Bauer unter den Schutz der Gesetze, verwandelte alle Lieferungen von Naturalien in Geldabgaben und änderte die städtische Verwaltung und Polizeiordnung in Kopenhagen. Während diese und ähnliche Einrichtungen, wodurch die Gewalt der Regierung erhöht, bürgerliche Gleichheit begründet und Ersparungen im Staatshaushalt eingeführt werden sollten, den mächtigen Adel verletzten, beleidigte Struensee durch die Anwendung der deutschen Sprache in seinen Edicten und im Verwaltungs- und Gerichtswesen das Nationalgefühl der auf das deutsche Element ohnedies stets eifersüchtigen Dänen und durch Aufhebung der dritten Feiertage, durch Milderung der strengen Kirchenzucht und mehrerer engherzigen Kirchengesetze die orthodox-lutherische Geistlichkeit. Unter diesen Umständen war die Aufhebung der Censur sehr bedenklich, indem die Presse nun ihre Angriffe hauptsächlich gegen den Minister selbst richtete. Ueber dem Haupte Struensees, der im königlichen Schlosse in fürstlicher Weise lebte, und der mit ihm verbundenen Königin zog sich daher bald ein unheilvolles Gewitter zusammen, dessen Ausbruch er selbst durch Mangel an Muth und Entschlossenheit beschleunigte. Ein von dreihundert Matrosen erregter Tumult setzte ihn so sehr in Schrecken, daß er mit dem Hofe entfloh und den Tobenden ihre Forderungen gewährte. Die berittene Leibgarde, die er unter andere Regimenter vertheilen wollte, empörte sich und trotzte ihm ihren Abschied und Geldgeschenke ab. Die bei diesen und anderen Gelegenheiten bewiesene Unentschlossenheit und Muthlosigkeit Struensee's erfüllte die herrschsüchtige, rachgierige Stiefmutter des Königs, Juliane Marie von Braunschweig, und ihre Vertrauten, den ehemaligen Lehrer ihres Sohnes, des Erbprinzen Friedrich, Ove Guldberg und den entlassenen ränkevollen Reichsrath Ranzau-Ascheberg mit dem Gedanken, den

Sturz des verhaßten Cabinetsministers zu bewirken. Der Oberst Köller-Banner sicherte ihnen den Beistand der Garde. Durch eine nächtliche Ueberraschung nach einem Hofballe und durch Schilderung bevorstehender Gefahren brachten sie den König dahin, daß er die gegen Struensee, Brandt und zwölf andere einflußreiche und mit dem herrschenden Regimente befreundete Männer bereits ausgefertigten Verhaftsbefehle unterzeichnete und die Königin, deren Ehre und eheliche Treue durch Lästerzungen verdächtigt worden war, durch ein Handbillet nach der 17. Jan. 1772.
Festung Kronenburg verwies. Hierauf wurden Struensee und Brandt gefesselt in modrige Kerker geworfen, nach einer unter Angst und Entbehrung fünf Wochen lang ertragenen Haft, gebrochen an Geist, vor ein außerordentliches, größtentheils aus ihren Gegnern zusammengesetztes Gericht gestellt und verurtheilt als Hochverräther Ehre, Leben und Gut verwirkt zu haben. Nun erfolgte ein Justizmord, in der empörendsten Weise vollzogen. Nachdem der Scharfrichter ihre gräflichen Wappen zerbrochen, wurde beiden Männern zuerst die rechte Hand, dann der Kopf abgeschlagen, der Körper geviertheilt und aufs Rad gepflanzt, 28. April 1772.
das Haupt auf einen Pfahl aufgesteckt. Die Königin Karolina Mathilde, durch Struensee's Schwäche verrathen, wurde von dem König geschieden. Sie lebte fortan in Celle, eine liebevolle Helferin der Armen und Bekümmerten, starb aber 1775.
schon nach drei Jahren vor Gram, vierundzwanzig Jahre alt. Der Justizrath K. A. Struensee, Bruder des Ministers und die thätigsten Gehülfen desselben, Gähler und Falkenskiöld, wurden in Gefangenschaft gehalten bis auswärtige Verwendung ihre Freilassung erwirkte. Nach Struensee's Sturz bemächtigte sich Juliane der Regentschaft und ließ durch Guldberg, der zum geheimen Cabi- Ministerium Guldberg.
netssecretär, dann zum Staatsminister ernannt und in den Adelstand erhoben ward, alle mißfälligen Neuerungen abstellen. Die tüchtigen Männer, welche der deutsche Staatsmann zu Amt und Einfluß erhoben hatte, wurden sämmtlich beseitigt und durch Anhänger des altdänischen Systems und Creaturen des „frömmelnden Schleichers" Guldberg ersetzt; die „scharfe Examination" und die Censur kehrten wieder, in der Verwaltung, in der Rechtspflege, in der Hofhaltung wurden die alten Zustände und Gebräuche von Neuem eingeführt, alles Ausländische wurde verbannt, die dänische Sprache und Literatur ausschließlich begünstigt und durch eine „Indigenatsverordnung" festgesetzt, daß nur Inländer zu Aemtern und Ehrenstellen befördert werden könnten. Der Bauernstand blieb in seiner gedrückten Lage, so daß man das Guldberg'sche Regiment das „Zeitalter der Gutsbesitzer" nannte. Denn nach der Ansicht des Ministers sei die Freiheit des Bauernstandes nicht möglich, ohne daß Dänemark in seinen Grundfesten erschüttert werde. Erst nach zwölf Jahren wurde das Guldberg'sche Ca- 1784.
binet durch den Kronprinzen Friedrich entfernt, der alsdann im Namen des mittlerweile in gänzliche Geistesschwäche und Unzurechnungsfähigkeit versunkenen Königs Christian VII. die Regierung führte, und die Leitung des Ministeriums und der Verwaltung dem jüngeren Bernstorff, dem Neffen des früher ge-

nannten Edelmannes übertrug. Dieser ausgezeichnete Staatsmann stand bis zu seinem Tod dem hohen Posten mit Kraft und Klugheit vor und war auf Hebung des Ackerbaues, der Industrie, des Handels und der Wissenschaft rühmlichst bedacht. Er bewies, daß selbst in einer absoluten Monarchie Preßfreiheit bestehen könne, wenn die Verwaltung sich in tüchtigen Händen befindet und die Regierung das Volkswohl gewissenhaft im Auge hat.

2. Schweden unter der Adelsoligarchie und König Gustav III.

Schweden unter Friedrich I. 1720—1751.

Um die nämliche Zeit als in Kopenhagen die altdänische Adels- und Hofpartei durch eine blutige Palastrevolution der Reformthätigkeit eines verhaßten Ausländers ein Ende machte und den Bund zwischen dem unumschränkten Königthum und der aristokratischen Geschlechterherrschaft aufs Neue befestigte, wurde in dem benachbarten Schweden durch einen ähnlichen Staatsstreich, doch ohne Justizmord eine unwürdige in sich selbst zerfallene Familienoligarchie zu Fall gebracht, die Krone aus einer vieljährigen Erniedrigung emporgehoben und die Monarchie in eine Verfassung gesetzt, daß sie mit den übrigen europäischen Culturstaaten in eine Linie treten und den verschwundenen Glanz früherer Zeiten wieder herzustellen unternehmen konnte. Wir kennen die revolutionären Vorgänge, durch welche nach Karls XII. blutigem Ausgange in der Unglücksnacht vor Friedrichshall das schwedische Staatswesen gänzlich umgewandelt wurde (XII, 896 f.). Unter Ulrike Eleonore und ihrem Gemahle Friedrich von Hessen war das schwedische Reich nur dem Namen nach eine Monarchie; Krone und Scepter waren nur ein äußerlicher Schmuck, nicht die Symbole der Herrschaft. Denn diese lag gänzlich in den Händen der großen Adelsfamilien, aus denen der Reichsrath und die Regierungscollegien zusammengesetzt waren, die in den Reichstagen, wo die Vertreter der vier Stände von Zeit zu Zeit sich versammelten, das entscheidende Wort führten und ein Oligarchenregiment begründeten, in welchem der König kaum so viele Befugnisse hatte als der Präsident eines republikanischen Gemeinwesens. Sein Name war „gleichsam nur ein Siegel auf die Beschlüsse der Machthaber." Und nie ist die Machtstellung einer Partei im Staate so schmachvoll, so sehr im Geiste und zum Vortheil eines rücksichtslosen Egoismus geübt worden, wie von den Adelshäuptern, welche nach dem Tode des Heldenkönigs die Herrschaftsrechte an sich rissen und den gebrochenen Muth des Volkes, die Zerrüttung des Landes durch die wilde Kriegs- und Eroberungslust Karls XII. zu eigensüchtigen Zwecken mißbrauchten. „Diese Herren, die sich nun Reichsherren und des Reiches und Königs Rath nannten und nichts als Freiheit, Gesetzlichkeit, Vaterland auf der Zunge hatten, theilten die Macht und die Ehren des Landes auf die schamloseste Weise unter sich und ließen das Volk jene Königsgewalt bald wieder zurück wünschen, welche sie als

die Quelle alles Unheils und aller Tyrannei verrufen hatten.“ König Friedrich I., träge, wollüstig und vergnügungssüchtig, fügte sich in das unrühmliche Scheinregiment, dem der Name einer Monarchie nur als eine „antike Verzierung“ anhaftete. Wenn die eingebornen Magnaten keinen Sinn für den alten Ruhm und die Ehre der schwedischen Nation zeigten, wie sollten einem deutschen Fürsten diese idealen Güter besonders am Herzen liegen? So ward denn unter ihm und seinem schwachen charakterlosen Nachfolger die schwedische Geschichte zu einer Periode der Schmach und Erniedrigung. Die herrschende Aristokratie oder Oligarchie bestand aus Leuten ohne Ehrgefühl und Patriotismus, die sich fremden Staaten verkauften und denjenigen Höfen dienten, von denen sie die größten Summen zogen; des Landes Ehre und Wohlfahrt kam dabei nicht in Betracht. Nach dem Abschlusse der erwähnten schmachvollen Friedensschlüsse, wodurch die Eroberungen ihrer großen Könige bis auf ein Flecken deutscher Erde geopfert wurden, verkauften sich die einen, Graf Karl Gyllenborg an der Spitze an Frankreich, die andern unter dem Paniere des Grafen Arwid von Horn, an Rußland. Jene bezeichnete man als Hüte, diese schalt man Mützen, zwei Parteinamen, welche mehrere Jahrzehnte hindurch die schwedischen Adelsgeschlechter in ähnlicher Weise in zwei feindliche Heerlager schieden, wie einst in Italien die Namen Guelfen und Ghibellinen. Beide Parteien haßten und verfolgten einander bis aufs Blut und machten die Reichstage zum Schauplatze ihrer feindlichen Angriffe. Käuflichkeit und Bestechung waren offenkundige Laster des Tages. Beim Ausbruch des österreichischen Erbfolgekriegs wünschte die französische Regierung Rußland zu beschäftigen, um es vom Anschluß an Maria Theresia abzuhalten. Sie bewirkte daher durch ihre Anhänger in Schweden, daß die Reichsstände an Rußland den Krieg erklärten, wozu die Ermordung 1741.
eines schwedischen Gesandten durch russische Soldaten die Veranlassung bot. Da aber der herrschende Adel die von Frankreich gewährten Subsidiengelder unter sich getheilt hatte, so war das Heer in der erbärmlichsten Verfassung. Die Schweden wurden daher bei Willmanstrand in Finnland schimpflich aufs 1742.
Haupt geschlagen und bei Helsingfors so eingeschlossen, daß sie in ihrer Rathlosigkeit ganz Finnland den Russen hätten preisgeben müssen, hätte nicht die Kaiserin Elisabeth unter der Bedingung, daß das Unrecht an der Holstein-Gottorp'schen Linie des Oldenburger Hauses wieder gut gemacht werde, in dem Frieden von Abo ihre Forderungen herabgestimmt. Die Schweden er- 1743.
nannten nun den Herzog von Holstein-Gottorp, Adolf Friedrich, den nächsten Verwandten des russischen Großfürsten, zum Thronerben und willigten in die Abtretung Finnlands bis zum Flusse Kymene. Empört über die Schmach des Landes machte unter der folgenden Regierung eine Hofpartei den Versuch, dem Thron die alte Macht zurückzugeben. Das Unternehmen mißlang und führte die 1756.
Urheber Brahe, Horn und andere angesehene Edelleute aus der Partei der „Mützen“ auf das Blutgerüst. Die herrschende Oligarchie wollte durch Terrorismus vor

jedem Umsturzversuch abschrecken. Die Absicht wurde erreicht. Unter der Regierung des schwachen Königs Adolf Friedrich, „den selbst seine Gemahlin Luise, welche sich als Schwester des großen Friedrich von Preußen fühlte, zu keiner Kühnheit aufstacheln konnte", gelang es dem schwedischen Adel, die Königsrechte noch mehr zu beschränken und die Krone vollends um alle Macht und jedes Ansehen zu bringen. Der Reichsrath mischte sich in die inneren Angelegenheiten der königlichen Familie und in die Erziehung der Prinzen; er riß die Befugniß an sich, die wichtigsten Staatsämter zu besetzen und Beschlüsse, denen der König zweimal seine Zustimmung versagt, eigenhändig mit dessen Unterschrift und Siegel zu versehen. Seit dem verfehlten Staatsstreich der „Mützen" hatten die „Hüte" das Regiment im Reichsrath und in den Reichscollegien. Die Folge davon war, daß Schweden als Bundesgenosse Frankreichs gegen den Willen des mit dem preußischen Hofe verwandten Königs in den siebenjährigen Krieg gezogen wurde, wodurch das ohnedies verarmte Land in die traurigste Lage kam. Und wie sehr das sonst so tapfere Volk bei dieser Gelegenheit durch die erbärmliche Kriegführung den letzten Rest seines alten Waffenruhmes einbüßte, haben wir früher erfahren. Diese schmachvolle Haltung der „Hüte" führte zwar nach dem Frieden den Sturz der französischen Adelsrotte herbei, aber die neue Oligarchie der russischen Partei tyrannisirte König und Volk nicht minder als ihre Vorgänger, so daß Adolf Friedrich zuletzt, als Bauernaufstände und anarchische Zustände den Staat in die äußerste Gefahr stürzten, durch die Drohung, die Krone niederzulegen, die Machthaber zwang, einen außerordentlichen Reichstag einzuberufen. Dieser entließ den größten Theil der dem Monarchen widerstrebenden Räthe und gab dem Throne wieder einiges Ansehen zurück; aber eine gänzliche Umgestaltung der bestehenden Ordnung, wie der kühne und staatskluge Kronprinz sie gewünscht, scheiterte an der Friedensliebe und Rechtlichkeit des Vaters. Grollenden Herzens blickte der zweiundzwanzigjährige Königssohn, der vom Grafen Tessin und von dem General Scheffer eine einsichtsvolle Erziehung erhalten hatte und ein lebhaftes Gefühl seiner Herrscherwürde in sich trug, auf den verblichenen Glanz der schwedischen Krone. Eine Reise, die er im vorhergehenden Jahr durch Schweden gemacht, hatte ihn überzeugt, daß das Volk ihm anhing und der selbstsüchtigen Oligarchie in hohem Grade abgeneigt war.

Adolf Friedrich 1751–1771.

„Schneller und tiefer Verstand", so schildert Posselt die Eigenschaften des Kronprinzen, „ein Witz, bereit jeden Augenblick aufzuflammen, reiche Kenntniß der Politik und Geschichte, eine Beredsamkeit, die schon in gewöhnlichen Menschen ausnehmend gefallen mußte und in einem Königssohn bezauberte, eine herzgewinnende Volksfreundlichkeit, verbunden mit dem Selbstgefühl einer großen Seele — das war der Zusammenfluß angeborener und erworbener Vorzüge, der Gustav in Stand setzte, jede Rolle, in die er sich werfen wollte, als Meister zu spielen."

Gustav III. 1771–92.

Bald nachher unternahm Gustav in Begleitung seines jüngeren Bruders Friedrich Adolf eine Reise nach Frankreich, wozu der Reichstag seine Einwilli-

gung ertheilt und die nöthigen Gelder angewiesen hatte. Da traf ihn in Paris, wo er mit der größten Auszeichnung behandelt ward, die Nachricht von dem Ableben seines Vaters Adolf Friedrich. Er faßte alsbald den Plan, die Verfassung umzustürzen, und empfing von dem französischen Hofe, der seinen gesunkenen Einfluß in dem nördlichen Reiche wieder herzustellen hoffte, Mittel und Rath dafür, leistete aber dennoch den Eid auf die bestehende Ordnung. Nach einem Besuche bei seinem mütterlichen Oheim Friedrich II. in Berlin, langte er von Stralsund, wo ihn eine eigene Gesandtschaft aus Schweden bewillkommnete, in Stockholm an. Gustav war ein für französische Sitten und Bildung eingenommener Fürst, beredt, klug, entschlossen, tapfer und bei dem schwedischen Volke als eingeborner König sehr beliebt. Die Zwietracht des übermüthigen Adels, der Haß des rechtlosen Volkes gegen die herrschende Oligarchie und die traurige Lage des Landes bestärkten den jungen, in der Kunst der Verstellung geübten Monarchen nach seiner Rückkehr in dem Vorsatz, der Krone ihre frühere Macht wieder zu geben. Dabei ging er mit einer Vorsicht zu Werke, wie sie Niemand bei einem lebhaften thatendurstigen Manne von sechsundzwanzig Jahren erwarten konnte. Galt es doch, den Reichsrath, der Heer und Flotte zu seiner Verfügung hatte und in seiner überwiegenden Mehrheit der russischgesinnten Partei der Mützen angehörte, sicher zu machen und in Unthätigkeit zu halten, bis die Ernte reif war. Darum unterschrieb er von Neuem die „Versicherungsakte", die der Reichstag nach achtmonatlicher Berathung festgesetzt hatte und ihm überreichen ließ. Erst nach seiner Krönung, die nicht, wie er gewünscht hatte, nach alter Väter Weise auf den Morasteinen in einer grasreichen Ebene bei Upsala, sondern in der Hauptstadt mit großer Pracht und Herrlichkeit vollzogen ward, und wobei der Bischof Filenius den bedeutungsvollen Text wählte: „Laß dir nicht grauen und entsetze dich nicht, denn der Herr dein Gott ist mit dir in allem was du thun wirst", wurde der Plan ins Werk gesetzt. In einem Augenblick, da die Oligarchie mehr als je gespalten war, die Männer der Hutpartei vollends aus dem Reichsrath und aus allen einflußreichen Aemtern verdrängt wurden und im ganzen Lande in Folge Getreidemangels große Unzufriedenheit herrschte, kündigte in Christianstadt verabredetermaßen der Hauptmann Hellichius mit seiner Mannschaft den versammelten Reichsständen den Gehorsam auf, weil sie, wie ein Manifest aussagte, das Land ins Elend gebracht und die Majestät des Königs geschändet. Während nun die Bedrohten Anstalten trafen, die Vermessenheit zu bestrafen und den Aufruhr im Keime zu ersticken, glückte es dem ritterlichen König, durch eine wohlgesetzte Rede die in der Hauptstadt liegenden Garden zu gewinnen und zu einem Eide, der sie nur ihm verpflichtete, zu bewegen. Leicht brachte er dann das Volk, das dem freundlichen leutseligen König ebenso gewogen als der stolzen Adelsaristokratie abgeneigt war, auf seine Seite, indeß seine Brüder in den Provinzen die Truppen zu gewinnen wußten. Unter solchen Umständen blieb dem am 20. August zusam-

Der revolutionäre Staatsstreich.

30. Mai 1771.

5. März 1772.

29. Mai 1772.

mengetretenen Reichstag nichts übrig, als die vom König vorgelegte Verfassung anzunehmen, zumal das Sitzungshaus mit Militär und Geschütz umstellt war. Durch diese unblutige Revolution, bei der Gustav große Umsicht, Mäßigung und kalte Entschlossenheit zeigte, wurde dem schwedischen Throne Ehre und Macht zurückgegeben. Es war ein denkwürdiger Moment in Schwedens Geschichte, als Gustav III. umgeben von seinen Offizieren vom Throne herab mit eindringlichen ergreifenden Worten das Elend und die Schmach schilderte, die das Rottenwesen über das Land gebracht, und die Versicherung gab, daß er gestützt auf das neue Grundgesetz, Recht, Freiheit und Ehre zurückführen werde.

In diesem neuen Verfassungsgesetz, bei dessen Aufstellung Gustavs ehemaliger Lehrer Scheffer seine Hand hatte, wurde der Reichsrath, bestehend aus siebenzehn von dem König zu ernennenden Edelleuten in die Schranken einer berathenden Behörde gewiesen und ihm nur das Vorschlagsrecht bei der Besetzung erledigter Rathsstellen gelassen. Die Stände durften sich nur in Folge einer königlichen Einberufung versammeln und bloß mit dem befassen, was der König ihnen vorlegen würde, wogegen sich dieser verpflichtete, keinen Krieg ohne ihre Zustimmung anzufangen. Die ausübende Gewalt aber, die Verfügung über die Land- und Seemacht, die Anstellung aller Staats- und Kriegsbeamten und das Recht, mit fremden Nationen Verträge zu schließen, lag gänzlich in der Hand des Monarchen. Ja sogar die Besteuerung war seinem Willen fast ganz anheimgestellt, indem er nur einen von ihm abhängigen Ausschuß der Stände zu Rathe zu ziehen brauchte, eine bei einem so prachtliebenden und verschwenderischen Fürsten, wie Gustav III., höchst bedenkliche Bestimmung.

Gustavs III. Regierung.

Nachdem der Reichstag die neue Regierungsform beschworen, legte der König die Krone ab und stimmte ein geistliches Danklied an, das die ganze Versammlung voll Andacht mitsang. So endete das merkwürdige Ereigniß, das in der schwedischen Monarchie eine neue Aera begründete. Die Urtheile darüber lauten sehr verschieden. Während die Einen den Muth, die kluge Ueberlegung und den fürstlichen Sinn hervorheben, rügen Andere den Wortbruch, die Verstellung, die Hinterlist. Eine solche Verschiedenheit der Ansichten und Urtheile wird jedes gewaltthätige Umstoßen bestehender Staatsformen und Rechtsordnungen hervorrufen. Von Seiten der bürgerlichen Moral betrachtet ist jeder Staatsstreich ein Verbrechen; aber er kann zu einer politischen Nothwendigkeit werden, wenn das öffentliche Wesen in einen Zustand der Fäulniß und Zerrüttung gerathen ist, daß Staat und Nation nur durch eine entschlossene That vom Untergang gerettet werden können. In solchem Falle nimmt im Menschen- und Gesellschaftsleben ein Staatsstreich denselben Charakter an, wie im Naturleben mächtige Phänomene und erschütternde Katastrophen, und das Urtheil der kommenden Geschlechter wird dann wesentlich bedingt durch die Folgen, die daraus für die Allgemeinheit hervorgingen, und durch den Gebrauch, den die Urheber und Vollstrecker von der durch die „rettende That“ geschaffenen Stellung machten. Und da läßt es sich nicht leugnen, daß in dem ersten Jahrzehent der neubegründeten monarchischen Staatsordnung viel Rühmliches im Geiste der Zeit und zum Wohle des Volkes geschah, daß der König seine Souve-

ränetät nicht in einer Weise ausdehnte oder anwendete, welche die nationalen Rechte und Freiheiten völlig vernichtet oder mißachtet hätte. Wie sehr er immer nach dem Vorbilde der anderen Fürsten seiner Zeit in allen Regierungshandlungen sich als Selbstherrscher zu zeigen liebte, so ließ er doch den Reichsständen das Recht, bei der Aufstellung neuer Gesetze und bei der Einführung neuer Steuern und Auflagen in gewissem Umfang mitzuwirken, und gab ihnen das Versprechen, ohne vorausgegangene Berathung mit ihnen keinen Angriffskrieg zu beginnen. Die zur Erinnerung des großen Tages geprägte Schaumünze, „das gerettete Schweden", worauf ein von Wellen umhergeworfenes Schiff mit zerbrochenem Maste dargestellt war und Gustav als Steuermann mit emporgehobener Hand die aufgehende Sonne begrüßend, entsprach ganz der Gesinnung des schwedischen Volkes. Das Lied „Gustav Heil dem besten König", war ein echtes Volkslied, das durch alle Gauen bei Familienfesten und geselligen Freuden gesungen ward. Seit dem großen Wasa war kein Fürst so populär als der dritte Gustav. „Denn wer stellte wie er den Schein der Dinge dar, welcher den Schweden doch so sehr gefällt?" heißt es bei Arndt. „Er war leicht, liebenswürdig, freundlich, witzig, beredt, liebte Vergnügungen und Feste, ehrte Wissenschaften und Künste, die er verstand; er war ein herrlicher Gesellschafter und Spieler und wußte alle Verdienste hervorzuheben, aller Schwächen zu schonen und allen Eitelkeiten zu schmeicheln." Diesen persönlichen Eigenschaften entsprachen auch die Regierungshandlungen, die Reformen und Einrichtungen, die unter seiner Alleinherrschaft ins Leben traten. Einige derselben bezweckten die Wohlfahrt des Volks, wie die Reform des Gerichtswesens, wobei die Folter abgeschafft wurde, die Anlegung von Hospitälern und Waisenhäusern, die Beförderung des Getreidebaues, des Hüttenwesens, der Eisen- und Stahlmanufacturen, die Verordnung zu Gunsten einer freien Presse, die Verbesserung der Finanzwirthschaft und der Geldverhältnisse durch den Freiherrn von Lilienkranz, die Hebung des Handels und der Industrie u. A. m., zum großen Theil aber gingen die Schöpfungen des Königs auch aus Prachtliebe, aus Nachahmungssucht französischer Sitten und aus Anhänglichkeit an verschwundene Ritterzeiten hervor. Die Gründung einer Akademie nach französischem Zuschnitt, die Errichtung von Theatern und Opernhäusern, die Wiederherstellung der Turniere und Ringelrennen, eine längere Reise durch Italien und Frankreich in den Jahren 1783 und 84 brachten dem Lande nicht den geringsten Vortheil und kosteten weit mehr Geld, als durch die Abstellung alter Mißbräuche erspart wurde. Des Königs unzeitgemäße Heldenträume, die Wiederbelebung einer untergegangenen Ritterlichkeit, die versuchte Einführung einer allgemeinen Nationaltracht u. dgl. m. lenkten seine Thätigkeit und seinen Sinn auf nichtige Dinge und betrogen die Welt um die großen Hoffnungen, die sie von seinen Talenten gehegt. Seine oft unüberlegten Neuerungen erbitterten den gegen ihn aufgebrachten Adel immer mehr und das Gesetz, welches das Branntweinbrennen für ein königliches Vorrecht erklärte und allen

Schweden die Verpflichtung auflegte, das gewohnte, sonst von jeder Familie selbst bereitete Getränk um theures Geld den königlichen Brennereien abzukaufen, erregte auch bei den untern Ständen große Unzufriedenheit.

Gustavs Ausgang. 1788. Die feindselige Stimmung gab sich zuerst kund, als Gustav, ohne bei den Ständen anzufragen, einen Krieg gegen Rußland unternahm. Der Wunsch, die schwedischen Besitzungen früherer Jahrhunderte zurück zu erobern, der Ehrgeiz, eine kriegerische Rolle zu spielen, das Vertrauen auf den Beistand der gegen die russisch-österreichische Eroberungspolitik verbündeten Mächte Preußen und England, der feste Wille, die heimlichen Gespinnste der russischen Zettelungen mit seinen Unterthanen zu zerschneiden und dem Einfluß des Zarenhofes auf einen großen Theil des schwedischen Adels ein Ende zu machen, diese und andere Gründe führten Gustav III. zu einer Kriegspolitik, die ihm schlimme Früchte eintrug. Bei dieser Gelegenheit „wurde sein Verderben oder doch seine Schande beschlossen; hier sollte Ehre, Zucht, Vaterland vergessen und dem Erbfeinde verkauft werden, um persönliche und adliche Rache zu befriedigen.“ Die finnische Armee, durch russische Unterhändler verführt, erklärte sich nach einigen Gefechten vor der Festung Friedrichshamm gegen den verfassungswidrigen Krieg. Die Obersten schlossen den „Bund von Anjala“ und wandten sich an die Kaiserin in Petersburg, daß sie als Mitbürgin für die alte Verfassung Schwedens sie und ihr Vaterland gegen tyrannische Gewalt beschütze. Zugleich wurden die Dänen von Rußland verhetzt, daß sie mit Heer und Flotte Schweden von Südwesten her angriffen. Der König, der bisher den Krieg wie ein Turnierfest betrieben, erkannte auf einmal die ihn umgebende Gefahr und fand rasch seinen alten Muth wieder. Er verließ sofort das Heer und wendete sich, wie einst sein Ahnherr Wasa, mit seiner eindringlichen Beredtsamkeit an das Volk, besonders die kräftigen Dalekarlen im nördlichen Gebirgsland, die ihn bald in Stand setzten, an seinen Widersachern Rache zu nehmen und den ersten Staatsstreich durch einen zweiten zu ergänzen. Febr. bis April 1789. Als sich auf dem Reichstag vom J. 1789 eine heftige Opposition zeigte, ließ er dreißig Häupter der Ritter und Edlen, darunter den Grafen Axel Fersen und den Freiherrn von Geer, in Haft nehmen und zwang dann die eingeschüchterte Versammlung, indem er die zürnenden Worte sprach: „eher soll diese Hand verdorren, als ich die Erniedrigung des Reichs unterschreibe“, die „Vereinigungs- und Sicherheitsakte“ anzunehmen. Durch diesen neuen Verfassungsbruch riß der König das Recht an sich, ohne Befragung der Stände Krieg zu führen, hob den Reichsrath und alle bei der Aenderung der Verfassung noch übrig gelassenen Schranken der Souveränetät auf und gewährte dem Bürgerstand den Zutritt zu allen Aemtern und die Befugniß, Rittergüter zu erwerben. Durch eine neue drückende Steuer mit dem nothwendigen Gelde versehen, setzte jetzt Gustav den Krieg zu Wasser und zu Lande mit Ernst gegen Rußland fort; allein so viele Proben er auch von persönlicher Tapferkeit ablegte und so glänzend immer der Waffenruhm der Schweden durch Stedingk

und andere Führer sowohl auf der finnischen Erde als durch die Scheerenflotte in den baltischen Gewässern erneuert wurde, so ließ der Friede von Werelä 14. Aug. 1790. doch die früheren Grenzen bestehen und der kostspielige Krieg blieb ohne allen Gewinn. Noch bluteten die Wunden, welche die Feldzüge und Seekämpfe gegen das Moskowiterreich geschlagen, und eine schwere Schuldenlast drückte das Land, als Gustav, nunmehr im Bunde mit Rußland, auf einen neuen Krieg mit Frankreich sann, um der Verbreitung der Revolutionsideen entgegenzutreten und im Verein mit einigen tausend französischen Emigranten einen Ritterkreuzzug zur Rettung des unglücklichen Ludwig XVI. zu unternehmen. Schon hatte der Schwedenkönig eine Reise durch Deutschland nach den Bädern von Spaa angetreten, um für diesen, die Kräfte seines Volks weit übersteigenden Krieg Bundesgenossen zu werben und Vorbereitungen zu treffen, als sein Unternehmen zuerst an der hartnäckigen Weigerung des Reichstags von Gefle, die nöthigen Geldmittel zu bewilligen, scheiterte. Um nun aber nicht einen neuen Gewaltstreich zu erleiden, bildeten einige tiefgekränkte Edelleute eine Verschwörung, in Folge deren Gustav III. auf einem Maskenballe von dem ehemaligen Gardeoffizier Ankarström eine tödtliche Schußwunde empfing, an welcher er zwölf 17. März 1792. Tage nachher starb, ein Fürst von ungewöhnlichen Anlagen, von großem per- † 29. März. sönlichen Muth, von idealer heroischer Seelenrichtung, reich begabt mit romantisch-ritterlichen Zügen, über welche jedoch der Schatten stolzer selbstherrlicher Eigenwilligkeit und einer zum Ungewöhnlichen, Phantastischen hinneigenden Ruhm- und Ehrbegierde gelagert war. Sein Sohn Gustav IV., der bis zu Gustav IV. 1792—1809. seiner Volljährigkeit unter der Leitung seines Oheims Karl von Südermanland stand, erbte von dem Vater das romantisch-ritterliche Wesen und den hochfahrenden eigenwilligen Sinn, führte aber, wie wir später erfahren werden, durch seinen unverständigen und unpolitischen Widerstand gegen die Zeitverhältnisse den Sturz des alten Königshauses herbei.

II. Rußland, Polen und die Türkei.

1. Polnische Zustände und Parteien.

In demselben Jahr, welches die blutige Katastrophe in Kopenhagen und Die monarchische Adelsrepublik Polen. den Umsturz der oligarchischen Verfassung in Schweden sah, wurde auch in der Republik Polen, die so lange durch dynastische Bande und politische Beziehungen mit der schwedischen Nation in Wechselverkehr gestanden, ein Gewaltstreich vollzogen, welcher weit tiefer in die Lebensadern des Staatskörpers einschnitt als die beiden revolutionären Vorgänge in den skandinavischen Reichen. Hier waren alle Institute, auf denen das staatliche Gemeinwesen aufgebaut war, durch die leidenschaftliche Parteiwuth und rücksichtsloseste Selbstsucht des zuchtlosen Adels in solche Zerrüttung gerathen, das ganze öffentliche Leben in einen solchen Zu-

stand von Anarchie und Zerfahrenheit gefallen, daß keine Wiedergeburt aus eigener nationaler Kraft und Selbsthülfe mehr möglich war. Unter der kraft- und haltlosen Regierung Augusts III., die wir früher kennen gelernt haben (XII, 918), hatte dieser anarchische Zustand seinen Höhepunkt erreicht. Die Krone war durch die beschränkendsten Wahlcapitulationen (pacta conventa) aller Macht entkleidet. Es nützte dem König wenig, daß man ihn als „Quell aller Gnaden" bezeichnete; denn die mit Landgütern reich ausgestatteten Reichsämter und hochkirchlichen Würden waren in den Händen des hohen Adels, „der Herren", die sie als ein erbliches Anrecht ihres Standes betrachteten und fast unabhängig von der Krone auf Lebenszeit verwalteten. Sie verliehen dem Inhaber Macht und große Einkünfte, daher eine tödtliche Rivalität unter den Magnatengeschlechtern um ihren Besitz. Die Kanzler, Kronfeldherren, Schatzmeister, Woiwoden u. s. w. nahmen von dem König nur solche Befehle an, die nach ihrem Sinne waren, legten nicht ihm, sondern nur dem Reichstag, der fast regelmäßig vor dem Ende der Berathungen „zerrissen" ward, Rechenschaft ab und sahen die Aemter und Richterstellen nur als Mittel zur Vermehrung ihrer Einnahmen an. Die Starosten, welche die Krongüter inne hatten, entrichteten eine sehr geringe Abgabe von dem Reinertrag an die Staatskasse und betrieben aus Eigennutz oder Leichtsinn die Bewirthschaftung höchst nachlässig. Der niedere Adel, die Szlachta, stand zu Hunderten und Tausenden an den Höfen, bei den Haustruppen, bei der Güterverwaltung dieser „Herren" in deren unmittelbarem Dienst; andere hingen als Pächter, Pfandinhaber einzelner Güter, als Schuldner oder Gläubiger von ihnen ab, so daß jede Magnatenfamilie eine ganze Clientel aus dem Massenadel zur Verfügung, unter ihrer „Protection" hatte, mit deren Hülfe sie sich über Gesetz und Recht wegsetzen konnte. Aber trotz der Ungleichheit der Einzelnen an Gütern, Rang und Machtstellung genossen alle Adeligen gleiche politische Rechte und gleiche persönliche Freiheit; alle bildeten die Gemeinde der „Herren Brüder", die allein die staatsbürgerlichen Rechte und Pflichten übte. Die Verfassungsform der Adelsrepublik ist uns aus früheren Blättern zur Genüge bekannt. Das „Liberum Veto", das die auf Einzellandtagen gewählten Landboten als Grundlage der gleichen Berechtigung Aller festhielten und als „Augenstern der Freiheit" rühmten, und das Recht der bewaffneten Conföderationen machten zeitgemäße Reformen auf friedlichem Wege unmöglich und riefen die leidenschaftlichen Factionskämpfe hervor, durch welche der polnische Reichstag sprichwörtlich geworden. Die Wahlverfassung hatte längst die Nation der Käuflichkeit zugänglich gemacht und den benachbarten Staaten alle Mängel und Schwächen aufgedeckt. Die Städte, von der Regierung schutzlos dem Uebermuth des Landadels preisgegeben, hatten ihre alten Freiheiten und Privilegien längst eingebüßt und waren verarmt und ohnmächtig. Der Bauer schmachtete unter dem Drucke der Leibeigenschaft in thierischer Stumpfheit und in einer Unwissenheit, welche fast die „letzte Spur der Denkkraft" ver-

tilgte und ihn für alle höheren Güter, für alle Mißgeschicke des Vaterlandes unempfänglich machte. Das polnische Reich war ein morscher Bau, der nur durch die Zwietracht und Eifersucht der Nachbarstaaten, nicht aber durch eigene Kraft sein Dasein fristete.

Die Republik Polen, so urtheilt ein einsichtsvoller Kenner der polnischen Geschichte (Röpell), lag um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts im tiefsten Verfall. „Das sociale wie politische Leben all ihrer Glieder war durch und durch krank. In den höheren Ständen, den gebildeten „Herren" herrschten Stolz und Ehrgeiz und ein Selbstgefühl vor, welches fast nur darauf bedacht war, den Einfluß und die Macht, welche ihre Stellung ihnen im öffentlichen Leben gab, zur Befriedigung ihrer Leidenschaften, der Herrschsucht und des Genusses, nach Willkür auszubeuten. Der Massenadel, im Durchschnitt ungebildet und roh, gewaltthätig und unterwürfig zugleich, dem Müssiggang und zügelloser Genußsucht hingegeben, lebte ohne viel Besinnung von einem Tag zum andern; die Bauern, in fürchterlicher Versunkenheit, Unterdrückung und Noth; die Städte in Trümmern und verarmt, ohne Gewerbe und Handel; Erziehung und Unterricht in der größten Vernachlässigung; Schulen und Universitäten in den Händen einer unwissenden weltlichen und Ordensgeistlichkeit, welche sich zu keiner lebendigen Theilnahme an dem Fortschritte der Wissenschaften und Kenntnisse ihrer Zeit zu erheben vermochte; das religiöse Leben in äußeren Formen und bigotter Devotion erstarrt, und endlich bei allem dem der naive Glaube, daß der polnische Edelmann der freieste Mann auf der Welt sei, und die Republik durch ihre Anarchie bestehe. Die Finanzen lagen in tiefster Unordnung; die kleine Armee, oft genug unbezahlt, war eben deshalb ohne Zucht, ohne Uebung, in halber Auflösung, die Gerichte eine Verspottung jeder Gerechtigkeit. Ein polnisches Sprichwort sagte, das Recht gleiche einem Spinngewebe, welches der Sperling zerreiße, in dem aber die Mücke sich fange." — Nirgends war die Kluft zwischen Adel und Volk, nirgends die Tyrannei des Herrenstandes über die gutshörigen Bauernschaften so groß wie in dem Slavenlande an der Weichsel. Schon der königliche Schriftsteller Stanislaus Lesczinski entwarf davon ein drastisches Bild; Polen, sagt er, ist das einzige Land, wo die Masse des Volkes aller Rechte der Menschheit entbehrt. Ein Edelmann verdammt hier seinen Unterthanen selbst ohne irgend einen legitimen Grund, noch häufiger ohne rechtliches Verfahren und ohne alle Förmlichkeit. Man betrachtet die Bauern als Geschöpfe einer ganz andern Art und verweigert ihnen fast die Luft die sie einathmen; zwischen ihnen und den Thieren, die die Felder pflügen, ist kaum ein Unterschied.

Reformatorische Bestrebungen.

Es hatte nicht an Vorschlägen zu einer Reform der Staatsverfassung gefehlt. Schon im Anfang des Jahrhunderts hatte der Senator Dunin Karwicki in einer Schrift dargethan, daß die Mischung von Monarchie, Aristokratie und Demokratie, wie sie in Polen bestehe, den staatlichen Organismus zerstöre, daß man entweder zur reinen Monarchie oder zur reinen Republik greifen müsse; und Stanislaus Lesczinski hatte bei seiner Werbung um die Königskrone eine Verfassung nach dem Vorbilde Englands empfohlen, worin „Majestät und Freiheit" neben einander bestehen könnten. Auch bei der adeligen Jugend, die durch Reisen und Studien die Culturstaaten Europa's und die Ansichten der französischen und englischen Schriftsteller der Zeit kennen gelernt, traten reformatorische Ideen zu Tage. Alle stimmten darin überein, daß man das Liberum Veto aufheben,

den Geschäftsgang auf den Land- und Reichstagen verbessern, die Machtfülle der großen Kronämter vermindern, die Armee vermehren und sicher stellen, das Gerichtswesen umgestalten müsse.

Die Partei Czartoryski-Poniatowski oder die „Familie".

An der Spitze dieser Reform- und Fortschrittspartei standen hochangesehene Adelshäupter, vor allen die Czartoryski, ein altes litthauisches Fürstenhaus, aus dem schon viele in der Kriegsgeschichte berühmte Männer hervorgegangen waren und dem besonders gegen Ende des siebenzehnten Jahrhunderts Florian Czartoryski, Senator und zuletzt Erzbischof von Gnesen und Posen, Ruhm und Glanz verlieh. Ursprünglich der griechisch-katholischen Confession zugethan, waren die Czartoryski in der Folge der römischen Kirche beigetreten und eifrige Anhänger und Beschützer der Jesuiten geworden. Ein Brudersohn des Erzbischofs, Kasimir, führte den Glanz des Hauses auf die Spitze durch seine Vermählung mit Isabella Morstyn, einer geistreichen, anmuthvollen polnischen Edeldame von Rang und Vermögen, welche nach dem Vorbilde von Paris, wo sie ihre Erziehung empfangen hatte, in Warschau einen Salon eröffnete, in dem sich bald die ganze vornehme Welt, Minister, Hofleute, Adel zu versammeln pflegten. Unter ihren Söhnen erlangten die beiden älteren, Michael Friedrich und August Alexander, mit der Zeit einflußreiche Stellungen im Staat, ein dritter, Theodor Kasimir, wurde Bischof; ihre Tochter Constantia heirathete den General Stanislaus Poniatowski, Vater des nachmaligen Königs. Die Vermählung Augusts, der eine Zeitlang im österreichischen Heere gedient, mit der schönen, reichen, vielumworbenen Wittwe des Woiwoden Denhof von Poloczk, geborenen Sieniawa, stellte die Czartoryski in die Reihe der ersten und mächtigsten Familien Polens. Stanislaus Poniatowski, obwohl durch Geburt dem kleineren Adel angehörend, erhielt durch die Gunst der sächsischen Könige wichtige Aemter und Einfluß bei Hofe und stand den Schwägern treu zur Seite. Die Czartoryski, Poniatowski und einige nähere Verwandte bildeten die „Familie", von welcher die Reformidee genährt nnd fortgepflanzt ward. Sie trugen sich mit dem Gedanken, Polen zu einem Erbkönigreich umzuschaffen. In dem Wahlkampf zwischen Lesczinski und dem Kurfürsten von Sachsen waren sie Anfangs bei der französischen Partei gestanden; aber nach der Eroberung von Danzig und der Flucht des Königs Stanislaus hatten sie sich „dem göttlichen Willen" gefügt. Seitdem gaben sie die lange gehegten französischen Sympathien auf und dienten den Interessen Rußlands. Dabei hofften sie für ihre reformatorischen Pläne, die sie in schweigsamer Brust bewahrten und pflegten, und für ihren hochfliegenden Ehrgeiz dermaleinst bei dem Petersburger Hofe Unterstützung zu finden. Zugleich wußten sie sich die Gunst Augusts III. zu erwerben und dadurch nicht nur selbst die höchsten Ehrenstufen zu erklimmen, sondern auch ihre Verwandten, Freunde und Clienten in Aemter und Würden zu bringen. Im Familienrath wurden alle wichtigen Staatsangelegenheiten besprochen und Beschlüsse gefaßt, wie man sich dabei zu verhalten habe. Die Verheirathung der Töchter des älteren Bruders, des Kanzlers Michael an den reichen Grafen Flemming und an den Fürsten Michael Sapieha, der Tochter des jüngeren, des Wojewoden August an den Fürsten Lubomirski und der Tochter Poniatowski's an Jan Clemens Branicki, vermehrte die Macht und den Einfluß der „Familie." In der Stille schwebte der stolze Gedanke vor ihrer Seele, daß die polnische Krone wohl einmal einem der Ihrigen zu Theil werden möchte. Ragten doch die beiden Brüder Czartoryski durch Bildung, Talente, gesellschaftliche Gaben und geordnete Vermögensverhältnisse vor den meisten ihrer Standesgenossen hervor und geboten über eine mächtige weitverbreitete Clientschaft.

Die Machtstellung der Czartoryski und Poniatowski erregte den Neid der andern Magnaten. Es bildete sich eine Opposition, welche dem Einfluß wie der Politik der „Familie“ entgegentrat. An ihrer Spitze stand der Krongroßfeldherr **Potocki**, ein heftiger Feind der Russen. Erzürnt über das rücksichtslose Betragen der moskowitischen Heerführer, welche Polen wie einen Vasallenstaat behandelten, in ihren Feldzügen polnische Landschaften durchzogen ohne sich um Regierung und Reichstag zu bekümmern, knüpfte er mit allen Feinden des Petersburger Hofes geheime Unterhandlungen und Intriguen an, um dessen Einfluß zu brechen. Im österreichischen Erbfolgekrieg trat der Gegensatz der Parteien scharf hervor. Während Potocki und seine Anhänger die sächsisch-polnische Politik im Sinne Frankreichs und Preußens lenken wollten, schrieb Poniatowski den berühmten „Brief eines polnischen Edelmannes“, worin er die Mehrung der Armee und die Einführung von Reformen als das einzige Heilmittel hinstellte, „das Vaterland aus der deplorablen Lage zu reißen.“ Die Parteiwuth machte die Abhaltung des Reichstags unmöglich. „In zwei Linien, die silberne und die goldene getheilt, übertrafen die Potocki durch ihren Grundbesitz, ihre Verwandtschaft und ihren alten Ruhm die Gegner. Sie besaßen in der Ukraine, Podolien, Rußland und Kleinpolen zahllose Güter und hatten ihre fürstlichen Paläste. Ihr Hofstaat war dem königlichen nachgebildet: sie hatten ihre Hofmarschälle, Jäger, Stallmeister, Kammerherren u. s. w., alle aus guten Familien, hielten nicht nur Dragoner und Kosaken und Infanterie als Leibgarden, sondern auch eine zahlreiche Miliz und Artillerie, deren Offiziere, von dem König patentirt, mit den Offizieren der Kronarmee gleichen Rang hatten.“ In den östlichen Landschaften konnte ohne die Protection der Potocki Niemand ein Amt erlangen, einen Prozeß gewinnen, in den Reichstag gewählt werden. Der polnische Krongroßfeldherr besaß fast unumschränkte Gewalt. Soll doch einst Friedrich August gesagt haben, wenn er gewußt hätte, was hier im Lande ein Krongroßfeldherr sei, würde er sich lieber um dieses Amt als um die Krone beworben haben. Während sich die Czartoryski auf den Hof stützten, hielten sich die Potocki zu dem mittleren und niederen Adel, lebten mit den „Herren Brüdern“ auf vertraulichem Fuße, übten die „altsarmatische“ Tugend der Gastfreundschaft und bewahrten in Tracht und Lebensweise die altpolnischen Sitten und Bräuche. Unter ihren Parteigängern ragten vornehmlich der Woiwode von Krakau, **Lubomirski** und die beiden **Tarlo** aus altberühmtem Geschlechte, Oheim und Neffe hervor, jener Woiwode von Sandomir, dieser, Adam, ein lebenskräftiger feuriger Mann, Woiwode von Lublin. Der letztere wurde schon im J. 1744 durch den Grafen Kasimir Poniatowski im Duell erschossen und seitdem loderte die Flamme der Feindschaft um so stärker hervor. Auch die **Radziwil**, **Sapieha**, **Oginski**, mächtige litthauische Herren, hielten meistens zu den Potocki. So groß war die Wuth der Parteien, daß durch die Adelsconföderationen alle Reichstage zerrissen wurden und der oberste königliche Gerichtshof nicht besetzt werden konnte, daß mithin Gesetzgebung und Rechtspflege in Stillstand geriethen.

Die Potocki.

Um die Mitte des Jahrhunderts, als bereits der neue Weltkrieg in Aussicht stand und die europäische Diplomatie alle ihre Künste entfaltete, erreichte das factiöse Treiben in Polen die höchste Stufe. Alle Höfe setzten die wirksamsten Hebel der Bestechung ein, um Parteigänger zu gewinnen, welche die polnische Republik zur Theilnahme am Krieg auf der einen oder andern Seite bringen sollten. Schon damals wurde die künftige Königswahl in Aussicht genommen: Frankreich wünschte dem Fürsten von Conti, Oesterreich dem Herzog Karl von Lothringen die Krone zu verschaffen; in Polen selbst tauchte unter den Magnaten der Gedanke auf, einen Piasten aus ihrer Mitte auf den Thron zu erheben; Graf Brühl arbeitete für das sächsische Kurhaus; in Rußland hielt man die Frage offen, um sie nach Umständen im eigenen Interesse zu verwerthen. Um

Branicki u. die Patriotenpartei.

diese Zeit gelangte vor Allen Jan Clemens Branicki zu großem Einfluß, besonders als ihm nach dem Tode des bejahrten Joseph Potocki die Würde eines Krongroßfeldherrn zu Theil ward. In jüngeren Jahren hatte er in französischen Kriegsdiensten gestanden und trug die Sympathien für den Versailler Hof und die Pariser Bildung und Sitten „wie eine alte Jugendliebe" sein ganzes Leben hindurch im Herzen. Seine gewöhnliche Residenz war Bialystock, wo er in einem prachtvollen Schlosse mit fürstlichem Glanze lebte. Denn sein Jahreseinkommen wurde auf 1,200,000 Livres geschätzt. Schon bejahrt hatte er die schöne Isabella Poniatowska als Gemahlin heimgeführt und war dadurch der „Familie" nahe gekommen. Doch schmeichelte es seiner Eitelkeit, eine gewisse Selbständigkeit zu bewahren, um nach der Lage der Dinge als Vermittler oder Schiedsrichter auftreten zu können. Sein Vertrauter, der gewandte, männlich schöne Mokranowski, der auch die Gunst der Gräfin besaß, theilte seine französischen Neigungen. Oft sah man den kleinen Grafen Broglie mit den feurigen Augen, den Gesandten Ludwigs XV. und seinen Rivalen Sir Hanbury Williams, den Freund Robert Walpole's in Bialystock verkehren. Dem Krongroßfeldherrn war es in erster Linie zuzuschreiben, daß im J. 1754 der Plan der Czartoryski, mittelst einer Generalconföderation sich zu Herren der Situation zu machen und die Republik zu einer Allianz mit Rußland und England fortzureißen, vereitelt ward und der Einfluß der „Familie" sich minderte. Mehrere Adelshäupter, die bisher zu den Czartoryski gestanden, wie Radziwil, Sapieha, der Unterkronfeldherr Rzewuski trennten sich von ihnen und schlossen sich an Branicki und Mokranowski an. So bildete sich eine „Patriotenpartei", welche die drohende Uebermacht Rußlands fern zu halten suchte.

Polen im siebenjährigen Krieg. Stanisl. Poniatowski.

Bei dieser Zerfahrenheit der Parteien und der Unmöglichkeit den Reichstag zu einem einmüthigen Beschluß zu bringen, ist es begreiflich, daß bei Ausbruch des siebenjährigen Krieges der polnische Staat in eine Lage kam, die ihn vollends alles Ansehens berauben mußte. Die Veränderungen der politisch-diplomatischen Stellung der europäischen Höfe, die dieser Krieg herbeiführte, übten auch in den polnischen Adelskreisen ihre Nachwirkung aus, erzeugten neue Verbindungen und Auflösungen. Die Allianz des Hofes, der nunmehr seine dauernde Residenz in Warschau nahm, mit Rußland brachte auch die Czartoryski wieder in die Höhe. König August III. und sein Minister Brühl willigten ein, daß Stanislaus Poniatowski, der schon bei einer früheren Anwesenheit die Gunst und Liebe der Großfürstin Katharina gewonnen, als Gesandter nach Petersburg geschickt ward, um die Freundschaft zwischen den beiden Nachbarstaaten lebendig zu erhalten. Selbst der Hof von Versailles, der den zunehmenden Einfluß Rußlands in Polen stets mit Mißtrauen betrachtete und den Gedanken an eine französische Thronfolge noch nicht aufgegeben hatte, mußte andere Saiten aufziehen. Die Abberufung Broglie's war ein Sieg der Czartoryski'schen Politik. Und Niemand war geeigneter als der neue Gesandte, zwischen Rußland und Polen ein festes Band zu schlingen. Stanislaus Poniatowski, der am 3. Jan. 1757 in Petersburg eintraf, der vierte Sohn seiner Eltern, war ein junger Mann von dreiundzwanzig Jahren, der Deutschland, Frankreich, England und die Niederlande durchreist hatte und mit seltener körperlicher Schönheit eine vielseitige geistige Bildung vereinigte. Heiter, witzig, ein feiner Gesell-

schafter, der mit gleicher Correctheit in mehreren Sprachen sich zu unterhalten vermochte, über Literatur und Kunst mit Kenntniß und Geschmack urtheilte, dabei von großer Herzensgüte, besaß er alle Vorzüge eines gewandten Weltmannes. Kein Wunder, daß zwischen ihm und der schönen lebhaft fühlenden Großfürstin Katharina sich ein warmes Liebesverhältniß bildete, dessen Eindrücke nie ganz aus seinem Herzen verschwanden, wie sehr auch in der Folge die eiserne Hand der Politik die Empfindungen der Jugend niederdrückte. Gerne hätte der Hof die Republik zum Anschluß an den Kriegsbund gegen Friedrich II., zur solidarischen Theilnahme an dem großen Weltkampfe fortgerissen; aber so weit ließen sich die Magnaten im Senat und im Reichstag nicht treiben. Sie zogen es vor wie einst in dem nordischen Krieg die Sache des Staats und des Königs zu trennen und eine neutrale Stellung zu behaupten, in der Voraussetzung, die Eifersucht und Rivalität der Großmächte sei für die Adelsrepublik die sicherste Garantie ihres Bestandes, und die Erhaltung der geltenden Verfassung und eines gewissen Gleichgewichts der Parteien in Aller Interesse. Durch einen aufrichtigen Anschluß an Preußen hätten sich die Polen vielleicht der drohenden Uebermacht Rußlands erwehren können, und von einigen Patrioten wurde auch wohl der Plan heimlich in Erwägung gezogen; aber Parteisucht, nationale Vorurtheile und kurzsichtige Verblendung ließen eine solche Politik nicht aufkommen. Eine kühle Neutralität erschien den selbstsüchtigen Adelshäuptern als die gefahrloseste und einträglichste Staatskunst. Aber wie hätte die in der Achtung des Auslandes so tief gesunkene anarchische Adelsrepublik mit ihrem verfallenen Kriegswesen eine solche Neutralität mit einiger Würde und Kraft behaupten können? Wir wissen, daß die russischen Heere ohne Umstände das polnische Gebiet durchzogen als ob sie die Herren des Landes wären, Lieferungen ausschrieben, Adel und Bauern höchst „indiscret" behandelten, „selbst mit Prügel und Todschlag", und auch Friedrich II. trug kein Bedenken russische Magazine auf polnischem Grund und Boden überfallen und zerstören zu lassen, in Großpolen Contributionen einzutreiben und schlechte Münze mit polnisch-sächsischem Stempel in Dresden geprägt massenhaft zu verbreiten. Der Graf Lubomirski, der auf eigene Hand mit seinen Haustruppen an dem Kriege Theil nahm, wurde durch eine preußische Kriegsschaar auf polnischem Grund und Boden aufgehoben. Dies waren die Früchte der Neutralität.

Den „Patrioten" war die russische Freundschaft wohl unheimlich. Branicki schrieb im J. 1762 an den französischen Gesandten: „wer bürgt uns, daß unsere gierigen Nachbarn, sobald der Friede geschlossen sein wird, nicht aus unserer Schwäche und Anarchie für sich Vortheil ziehen werden?" Er suchte der Republik für diesen Fall den Beistand Frankreichs zu sichern. Choiseul erkannte die Wahrheit der Bemerkungen des Krongroßfeldherrn an, meinte aber in seiner Antwort an den Gesandten, es gebe für jetzt keine Heilmittel gegen dieses Uebel. „Es sei besser, daß Polen in seiner gegenwärtigen Lage verbleibe, als daß wir dasselbe zu einer Thatkraft anfeuern, welche nicht zu unserm Vortheil gereichen dürfte."

Polen beim Tode Augusts III. Bald darauf änderte der Tod der Kaiserin Elisabeth, die Katastrophe Peters III. und die Thronbesteigung Katharina's die politischen Situationen in raschem Wechsel und damit zugleich die Parteistellungen der polnischen Magnaten. Während die sächsischen Hoffnungen sanken, wuchsen die Aussichten der Czartoryski. Die neue Kaiserin versicherte ihren Günstling Poniatowski ihrer fortdauernden Huld und Neigung, hielt ihn aber von Petersburg fern. Denn fortan galt bei ihr die Staatsraison mehr als die Stimme des Herzens. Ihre Politik gegenüber Preußen war wesentlich durch die Rücksicht auf Polen bedingt. Im Bunde mit Friedrich II. konnte sie mit Zuversicht erwarten und bewirken, daß das künftige Schicksal der Republik in ihrem Cabinet entschieden würde. Noch bei Lebzeiten des Königs äußerte sich die Antipathie eines großen Theiles der Adelsgemeinde gegen die Herrschaft der Fremden so stürmisch, daß im Reichstag die Säbel gezogen wurden und nur die Zerreißung desselben durch das offen eingelegte Veto eines Landboten blutige Gewaltthätigkeiten verhinderte. Die Vorgänge in Kurland, wo der sächsische Prinz Karl hinter Biron zurückstehen mußte (XII, 912), konnten als Vorspiel dessen gelten, was bei dem Hingang des bereits seit längerer Zeit dahinsiechenden Königs August III. zu erwarten sei. Die Protestation Brühls und seiner polnischen Anhänger gegen das in Kurland getroffene Abkommen zerrann eben so erfolglos wie ihre Hoffnung, daß das Regiment der Kaiserin nicht von Dauer sein werde. Bald nach Abschluß des Hubertsburger Friedens kehrte August III. krank nach Dresden zurück, um in der Hauptstadt seiner Ahnen seiner letzten Stunde entgegenzugehen. Am 5. Oktober 1763 hörte er auf zu leben. In demselben Jahr erschien ein Buch in polnischer Sprache, worin es hieß: „die weit verbreitete Meinung, daß die Nachbarn den Untergang Polens nicht zugeben würden, sei eine durchaus irrige; vielmehr sännen sie schon auf Theilung und hätten daher alle den Wunsch, die Republik in ihrer Agonie zu erhalten. Nur durch die Abschaffung des Liberum Veto, der Conföderationen, der Wahlcapitulationen und durch eine gründliche Reform des gesammten Staatslebens könnte das polnische Reich und Volksthum gerettet werden.“ Es war ein Cassandraruf. Polen stand am Rande eines Bürgerkriegs, als die Nachricht von dem Ableben Augusts III. in Warschau anlangte. Die Russen hatten in drei Heerabtheilungen die Grenze überschritten, um der Partei Czartoryski-Poniatowski, die eine Conföderation zur Durchführung ihrer Reformideen ins Leben rufen wollte, einen Rückhalt zu geben; in Litthauen sammelte Radziwil seine Anhänger, die „Weißhemden“ unter seiner Fahne und traf Rüstungen zum bewaffneten Widerstand; in allen Landschaften waren stürmische mit Ausbrüchen wilder Leidenschaften verbundene Wahlen zu einem neuen Reichstag in Gang; Graf Keyserlingk, der russische Gesandte in Warschau leitete die Volksbewegung nach den Weisungen seiner Kaiserin. Diese hatte sich eine Zeitlang den Reformbestrebungen der Czartoryski geneigt gezeigt und die Bildung einer Generalconföderation begünstigt, ging aber bald auf die

Ansicht ihres Bundesgenossen in Berlin ein, daß die Fortdauer der polnischen Anarchie den Nachbarn vortheilhafter sei, als ein starker Einheitstaat und suchte dem Eifer ihrer Freunde Einhalt zu thun. Diese Parteitendenzen erhielten nun durch die Thronerledigung neue Ziele und Richtungen.

2. Rußland unter Elisabeth und Peter III.

Durch die Kaiserin Elisabeth war das Altrussenthum wieder in die Höhe gekommen, daher auch ihre Regierung den Eingebornen, insbesondere den unteren Volksklassen nicht in so dunkelm Lichte erschien, wie in den Berichten und Schilderungen der Ausländer, welche die häßlichen und corrupten Zustände mit andern Augen anschauten. Vor Allem war die russische Geistlichkeit mit dem Regiment der frömmelnden, den orthodoxen Kirchengebräuchen mit Devotion sich hingebenden Zarin zufrieden; sie feierte ihre glänzendsten Triumphe. Wir haben in früheren Blättern das russische Hof- und Staatsleben während der mehr als zwanzigjährigen Regierung der Tochter Peters des Großen von verschiedenen Seiten kennen gelernt. Ohne Bildung, Tugend und Sitte und jeder ernsten Arbeit abgeneigt, überließ Elisabeth das Regiment den Günstlingen und Emporkömmlingen, die ihren Launen und Leidenschaften fröhnten, oder durch Kabalen und Hofintriguen sich Einfluß und Ansehen zu verschaffen wußten. Es wurde erwähnt (XII, 912 f.), wie unverhüllt und schamlos das Laster und die Wollust sich zeigen durften, und wie die Verschwendung, die Genußsucht und die sinnlichen Ausschweifungen der Kaiserin sich allen Hof- und Beamtenkreisen mittheilten. Ein ukränischer Bauernsohn, Chorsänger in der Hofkirche, der keine andern Vorzüge hatte als daß er ein hübscher Mann war, wurde der Günstling der Kaiserin und dann zum Feldmarschall und Grafen Rasumowski erhoben, ihr Ehegemahl, bis ein schöner Kammerpage Iwan Schuwalow ihm in der Gunst der Gebieterin den Rang ablief, und im Bunde mit zwei ehrgeizigen Vettern, mit dem Vicekanzler Woronzow und einigen andern russischen Großen einen überwiegenden Einfluß gewann, der besonders gegen Bestuscheff gerichtet war. Bestechung und Käuflichkeit drangen in alle Klassen ein und hielten das öffentliche Leben in Bewegung, beherrschten die politischen Allianzen wie die innere Verwaltung. Die ganze Regierung war ein Gewebe conspiratorischer Umtriebe und Parteicomplotte, denen eine Kette von Willkürhandlungen, von politischen Katastrophen, von Verbannungen und grausamen Strafgerichten zur Seite lief. Die „Kanzlei der geheimen Angelegenheiten" unter dem ruchlosen Uschakow und seinem Nachfolger Alexander Schuwalow entfaltete eine schreckhafte Thätigkeit, und die Knutenschläge und Stockstreiche, die an die Stelle der von Elisabeth aufgehobenen Todesstrafe traten, waren eine viel schrecklichere Todesqual als jede Hinrichtung. Die Zahl der unter ihr nach Sibirien Verbannten soll achtzigtausend betragen haben. Wir wissen, wie sehr im österreichischen Erbfolgekrieg die Haltung des

Elisabeths letzte Regierungszeit.

Petersburger Cabinets zu den streitenden Mächten durch persönliche Eindrücke, Launen und Vorurtheile von Seiten der Kaiserin sowie durch die Ränke und Parteiinteressen in den oberen Adels- und Regierungskreisen bestimmt ward (S. 8 f., 56 f.). Auch der Eintritt Rußlands in die große Allianz gegen Preußen und die ganze Kriegspolitik des Zarenhofes (S. 75. 80. 85 u. a.) bis zum Tode der Kaiserin (S. 102) ging von solchen persönlichen Motiven und Gemüthsregungen aus. Denn welches Interesse konnte die russische Regierung bewegen, auf eine Schwächung Preußens zu Gunsten Oesterreichs hinzusteuern? Und daß die Schweden trotz ihrer geringen Waffenerfolge im Felde doch schließlich einen leidlichen Frieden erlangt hatten (S. 103), verdankten sie in erster Linie dem Umstande, daß sie einen nahen Verwandten des russischen Thronfolgers zum König wählten. Elisabeth hatte nämlich den Sohn ihrer älteren Schwester, Karl Peter Ulrich von Holstein-Gottorp (XII, 904), den in Kiel am 21. Febr. 1728 geborenen Enkel Peters des Großen zum Großfürsten und Thronfolger ernannt und ihn bewogen, seine Residenz in der Hauptstadt Rußlands zu nehmen und in die griechisch-katholische Kirche einzutreten. Aber das Herz des jungen Fürsten schlug stets für sein deutsches Heimathland, und Friedrich II. von Preußen war der Gegenstand seiner höchsten Bewunderung und Verehrung. Die schlechten Erfolge der russischen Waffen während des Krieges mehrten bei ihm die Geringschätzung des moskowitischen Staats- und Militärwesens. Nach seiner Ansicht konnten die russischen Heere fremder, insbesondere deutscher Führung nicht entbehren. Darum war sein ganzes Sinnen dahin gerichtet, Rußland dermaleinst nach preußischem Vorbilde einzurichten. Selbst bei der Wahl seiner Gattin mochte ihm dieser Gedanke vor Augen schweben. Bestuscheff, vom Dresdener Hof erkauft, wirkte für die Vermählung Peters mit einer sächsisch-polnischen Königstochter; aber auf Friedrichs Rath und Vermittelung verehelichte sich der Großfürst in seinem achtzehnten Lebensjahr (Nov. 1745) mit Sophie Auguste, der schönen Tochter des Fürsten von Anhalt-Zerbst, die in Stettin, wo ihr Vater, preußischer Generalfeldmarschall, als Gouverneur stand, am 2. Mai 1729 geboren, also ein Jahr jünger war als der Großfürst. Nach ihrem Uebertritt zur orthodoxen Nationalkirche nahm sie den Namen Katharina an, unter dem sie eine so bedeutende geschichtliche Stellung erlangen sollte.

Die Schuwalows. Noch bei Lebzeiten der Kaiserin Elisabeth hatte sich die Partei Bestuscheff mit dem Gedanken einer Umänderung der Thronfolge getragen. Danach sollte Peter, von dem man Neuerungen im antinationalen Sinn fürchtete, vom Thron ausgeschlossen werden und sein Erstgeborner Paul unter der Regentschaft seiner Mutter der Großfürstin Katharina die Herrschaft übernehmen. Der Plan scheiterte theils an der Abneigung der Zarin, eine auf ihr eigenes Lebensende sich beziehende Bestimmung zu treffen, theils an dem Widerstand und den Intriguen der Schuwalows. Der Sturz Bestuscheffs und seine Entfernung von der Armee, deren wir oben Erwähnung gethan (S. 85), hatte hauptsächlich seinen Grund in diesem conspiratorischen Treiben. Seitdem war der Schuwalow'sche Einfluß ungebrochen, und unter den obwaltenden Umständen war

derselbe nicht von der schlimmsten Wirkung. Wenigstens rühmen die russischen Historiker Iwan Schuwalows Interesse für Literatur, Kunst und Wissenschaft. Er gründete die Universität in Moskau, welche im Gegensatz zu der universellen Petersburger Akademie vorzugsweise die russischen Studien und Wissenschaften pflegen sollte, er war der Schöpfer der Akademie der Künste und rief in der Hauptstadt manche bedeutende Bauwerke ins Dasein, wie den Winterpalast. Durch die Gunst, welche er dem großen russischen Gelehrten Lomonossow und andern literarischen Männern zuwendete, erwarb er sich den Ruhm eines russischen Mäcenas. Neben ihm war Kirilla Rasumowski, der Bruder jenes Alexei, den Elisabeth unter allen ihren Liebhabern allein zu ihrem Gemahl erhoben, ein Förderer der Wissenschaft. Ein Bauer und Rinderhirt in der Ukraine, war er durch den mächtigen Bruder nach Petersburg berufen, und nachdem er sich unter Leonhard Eulers Leitung in Berlin ausgebildet, zum Präsidenten der Akademie ernannt, zugleich auch zum Hetman der Kosaken gewählt und bestätigt worden. Schuwalow war ein Freund und Bewunderer der französischen Literatur und Salonbildung, daher die Sitten und gesellschaftlichen Künste von Versailles und Paris mehr und mehr in die hohen Kreise der Petersburger Welt Eingang fanden und die Wirkung hatten, daß die innere Rohheit und Verderbniß durch den Schein und Firniß einer äußerlichen Cultur oberflächlich überdeckt ward, daß die Laster und die Barbarei sich in die Formen und Manieren einer wesenlosen Civilisation hüllten und daß die Kluft zwischen den höheren Ständen und der Masse der Nation sich immer mehr erweiterte.

Zu Anfang des Jahres 1762 starb die Kaiserin Elisabeth, kaum vierundfünfzig Jahre alt. Trunksucht, sinnliche Ausschweifung aller Art und die Leidenschaftlichkeit ihrer Seele hatten ihren von Natur kräftigen Körper vor der Zeit geschwächt und ihre Gesundheit und frühere Schönheit untergraben. Ihrer Anordnung gemäß bestieg nunmehr ihr Neffe Peter Fedrowitsch den russischen Thron. Wie die Dinge damals lagen, hätte der neue Kaiser Peter III. bei einiger Vorsicht und Klugheit sich in der hohen Stellung behaupten mögen: Bestuscheff lebte in der Verbannung, die Schuwalows waren dem Thronfolger zugethan, ebenso der Großkanzler Woronzow, dessen Brudertochter Elisabeth Romanowna eine wohlbeleibte, keineswegs schöne Dame, war die erkärte Geliebte des neuen Zar: in ihren Familienkreisen trug man sich sogar mit der Hoffnung, Peter werde seine Gemahlin Katharina, mit der er stets in Unfrieden gelebt, in ein Kloster verweisen und Fräulein Woronzow an ihre Stelle erheben. Die einflußreichsten Räthe, wie Melgunow, Wolkow, Glebow, waren kluge und talentvolle Männer, wenn auch nicht unbescholten von Charakter; die hohen Generale, Fürst Trubetzkoi und Rasumowski hielten zu ihm; die Naryschkin waren seine Verwandten. Aber bald zeigte es sich, daß der Enkel Peters des Großen nicht die Fähigkeiten besitze, sich auf dem Herrscherthron zu behaupten. Daß er ohne Bildung und höhere Interessen war, nur an Trinken, Rauchen und andern rohen Vergnügungen Gefallen fand, hätte ihm in der öffentlichen Meinung weniger geschadet, aber daß er das deutsche Wesen vor dem russischen so sehr begünstigte, erzeugte große Erbitterung. Hatte er schon als Großfürst durch Bevorzugung seiner holstein'schen Garde in seinem Schlosse Oranienbaum Anstoß gegeben, so erregte es starke Mißbilligung, daß seine ersten Handlungen mehr Neigung für Preußen und

Zar Peter III. 1762.

für seine eigenen persönlichen Interessen verriethen als für die russischen. Man nahm es in Petersburg sehr übel auf, daß er plötzlich den bisherigen Kriegsbund vertauschte ohne irgend einen Vortheil für Rußland auszubedingen, daß er durch seine feindselige Haltung gegenüber der Krone Dänemark den Verdacht erweckte, die Interessen seiner deutschen Besitzungen lägen ihm mehr am Herzen als das Moskowiterreich, er gedenke die Macht Rußlands in erster Linie zu benutzen, um an dem dänischen Verwandten Rache zu nehmen für die seinen Vorfahren zugefügte Rechtsverletzung und den Gottorp'schen Antheil von Schleswig zurückzuerobern (S. 500).

Peters Neuerungen. Diese ungünstigen Eindrücke wurden vermehrt, als Peter einige Veränderungen im Militärwesen vornahm, die seine geringschätzige Meinung über die russische Heertüchtigkeit anzudeuten schienen: er löste die Leibgarde, die unter Elisabeth zu einer aller Zucht und Ordnung entwöhnten „Prätorianerbande" geworden war, auf und machte das holstein'sche Kuirassierregiment, das er schon als Großfürst um sich gehabt, zu seiner Leibwache, unter dem Oberbefehl seines Vetters Georg Ludwig von Holstein; auch die übrigen Garderegimenter wollte er anders organisiren; das ganze russische Heer sollte nach preußischer Weise gekleidet, eingerichtet und geübt werden, wobei er gleich den deutschen Fürsten auf die Aeußerlichkeiten eines kleinlichen pedantischen Exercir- und Kamaschendienstes besonderen Werth legte; er selbst trug preußische Uniform, wie steif und unbehülflich er sich auch darin ausnahm. Vornehme Herren, welche Titel und Rang von Offizieren hatten, ohne jedoch an dem wirklichen Militärdienst Theil zu nehmen, wie Kirilla Rasumowski, von dem wir wissen, daß er als Präsident der Akademie zugleich die Würde eines Kosakenhetman und Feldmarschalls bekleidete, mußten zur Parade und zum Exerciren ausrücken. Die durch solche Neuerungen erzeugte Verstimmung wurde nicht wieder gut gemacht durch die gleichzeitigen wohlthätigen Maßregeln des Kaisers, welche manche Mißbräuche abstellen, manchem Unrecht steuern, den Unterthanen manche Erleichterung bringen sollten. Und doch waren es Anordnungen im Geiste der Zeit. Entsprach es nicht den Forderungen der Humanität, daß Peter die Verbannten, die in Sibirien und an andern unwirthlichen Orten im Elend lebten, darunter Münnich, Biron, L'Estocq zurückrief und ihnen so viel als möglich zum Wiederbesitz ihres früheren Eigenthums behülflich war? Handelte er nicht im Sinne der Aufklärung und der staats- und völkerrechtlichen Prinzipien jener Tage, als er den russischen Adel von der Verpflichtung persönlicher Heeresfolge lossprach und ihm die Freiheit gab zu reisen wohin er wolle und zu dienen wo er wolle, als er denselben aus einer privilegirten Ministerialen- und Dienerschaar zu einem wirklichen selbständigen Stande im Staate erhob und ihn von körperlichen Strafen, Knute und Peitschenhieben befreite? Entsprach es nicht dem Genius der Zeit, welcher die Härte und Barbarei vergangener Geschlechter zu beseitigen bestrebt war, daß Peter die Tortur und die geheime Polizei abschaffte, jenes furchtbare Institut des Despotismus, nach welchem jeder Angeber, der „das Wort" gesprochen, unter dem unmittelbaren Schutze des Selbstherrschers stand und der Beschuldigte rechtlos der härtesten Gerichtsverfolgung, Kerkerstrafe und Inquisition preisgegeben war? Er ahnete freilich nicht, daß er sich durch diese „ritterliche" Uebereilung seinen eigenen Untergang bereitete. Auch die Herabsetzung des Salzpreises und die Beseitigung der Handelsmonopole, die eine Quelle des Betrugs, der Käuflichkeit, der Bedrückung geworden waren, stimmten mit den volkswirthschaftlichen Reformversuchen anderer Staaten überein. Und selbst als der Kaiser, getreu seinem Krönungseid, „in allen Stücken in die Fußstapfen des weisen Monarchen, seines Großvaters zu treten",

die Vorrechte der Geistlichkeit minderte, die Güter der Bisthümer und Klosterbrüderschaften unter die Verwaltung des Staates stellte, und den Ueberschuß der Einkünfte, der über den Bedarf für kirchliche Zwecke hinausging, dem Staatsschatze zuwies, verfuhr er nicht anders als die großen Staatsmänner und Fürsten anderer Länder. Aber gerade diese Verordnung erzeugte ihm die meisten Feinde. Die Geistlichkeit, erbittert daß sie den gewohnten Reichthum und Einfluß und die Herrschaft über mehr als eine Million Leibeigener verlieren sollte, stellte den Kaiser als Feind der orthodoxen Kirche, als heimlichen Lutheraner dar, eine Beschuldigung, die um so mehr Glauben fand, als Peter durch Vernachlässigung mancher Kirchengebräuche, durch die Nichtbeachtung der Fastengebote an seinem Hofe und andere Dinge auch sonst vielfach Aergerniß gab und seine Mißachtung der griechisch-katholischen Religionssatzungen an den Tag legte. Dmitry Setschenow, Erzbischof von Nowgorod, der früher bei Elisabeth stets für den Großfürsten Partei genommen, trat jetzt in die Reihe seiner Gegner ein. Und auch die Bauern waren unzufrieden über eine Maßregel, die ihnen statt der milden geistlichen Herrschaft das Joch habgieriger und unredlicher Beamten auferlegte.

Peter III. u. Katharina.

Aus Allem was Peter III. unternahm und ausführte ging hervor, daß er zum Herrscher über ein Reich und eine Nation wie die russische nicht befähigt war; seinem beschränkten Geiste fehlte die rechte Einsicht; in ungeduldiger Neuerungssucht vermochte er nicht zu unterscheiden, was zweckmäßig oder ungeeignet sei; von Herzen gutmüthig und wohlmeinend, aber im Kopfe schwach und unklar, stürzte er sich mit fieberhafter Hast in eine Reformthätigkeit, welche Freund und Feind bedenklich machen mußte. „Bei aller gutmüthigen Leutseligkeit des Kaisers", heißt es in Brühls Denkschrift bei Herrmann, „verfehlen selbst seine besten Intentionen des beabsichtigten Zweckes, weil bei der Leidenschaftlichkeit, die sich in allen seinen Handlungen ausspricht, selbst seine vernünftigsten Anordnungen weniger die Frucht der Ueberlegung als der Sprudel einer ihn plötzlich ergreifenden Laune zu sein scheinen." Vergebens suchte ihn Friedrich II. durch verständige Rathschläge von übereilten Schritten zurückzuhalten, ihn von dem dänisch-holsteinischen Kriege, der die allgemeine Verwirrung noch zu vermehren drohte, abzubringen, ihn zur Besonnenheit und Mäßigung anzuhalten; dem Kaiser fehlte das Gleichmaß und die Ordnung der Seelenkräfte, das Verständniß für ein großes Staatswesen und der Halt eines moralischen Lebens und einer fürstlichen selbstbewußten Würde. Damit haben wir die dunkelste Seite in Peters Regentenleben berührt. Wie sehr die altrussische Opposition über die deutschen Sympathien, über die antinationalen Reformen des Monarchen zürnen und eine Reaction im Geiste der verstorbenen Kaiserin herbeiwünschen mochte; ohne die Familienzerrüttungen im Herrscherhause selbst würde sein tragisches Schicksal und Ende sich nicht so rasch vollzogen haben. Selten mögen so ungleiche Personen in einer Ehe verbunden gewesen sein als Peter und Katharina: welchen Contrast bildete die schöne stattliche Fürstentochter mit dem vollen lichtbraunen Haar, mit der liebebedürftigen, zu den Sinnenreizen unwiderstehlich hingerissenen Natur, mit der genialen Anlage und Empfänglichkeit für Schönheit und Genuß geistig-künstlerischer wie leiblich-sinnlicher Art, mit dem Hange für Pracht und

Verschwendung, mit dem Durst nach Ruhm und Verherrlichung zu dem pedantischen unfeinen Wesen des holsteinischen Prinzen, der in seinen Sitten und Gewohnheiten sich nie über den Horizont eines kleinen deutschen Dynasten erhob, dessen Lebensweise weder den Fürsten noch den Cavalier verrieth, der in Haltung und Tracht den großen Friedrich sklavisch nachahmte, in seiner ganzen Erscheinung eine fast komische Figur darstellte und weder Ehrerbietung noch Furcht einzuflößen vermochte! Die Ehe war denn auch demgemäß ohne Harmonie und häusliches Glück. Wie sollte Katharina, deren wißbegieriger Geist sich mit Studien und den Erzeugnissen der Literatur beschäftigte, deren lebhafte Phantasie ihr die kühnsten Bilder künftiger Größe vorgaukelte, Gefallen finden an dem leeren Zeitvertreib und der kleinlichen Soldatenspielerei ihres Gemahls? Jedes suchte seine eigenen Wege, das Zusammenleben wurde immer äußerlicher und seltener und ging endlich in völlige Trennung über. Katharina war nicht zurückhaltend mit ihrer Gunst für schöne Männer. Noch ehe der Pole Stanislaus Poniatowski die Neigung der Großfürstin gewonnen, hatte der junge gewandte Kammerherr Soltikow in intimen Beziehungen zu ihr gestanden und bald waren andere gefolgt. Man wunderte sich, daß Katharina wiederholt in die Wochen kam, da doch böse Zungen behaupteten, ihrem Gemahl sei die Fähigkeit der Kindererzeugung von der Natur versagt. Als Peter schon den Thron bestiegen, befand sich die Kaiserin in interessanten Umständen, die sie vor ihm und vor der Welt zu verbergen bemüht war. Sie gab dann einem Sohn das Leben, der später als Graf Bobrinsky in der Gesellschaft auftrat. Aber auch Peter war, wie wir gesehen, kein Musterbild ehelicher Treue und häuslicher Tugend. Wie viele Nächte verschwelgte er im Kreise seiner Günstlinge und Genossen und seiner Geliebten Woronzow!

Conspiratorische Umtriebe und Complotte.

Die Zerwürfnisse in der großfürstlichen Familie wuchsen mit den Jahren. Es wurde erwähnt, daß schon vor dem Tode der Kaiserin Elisabeth ein Complot geschmiedet ward, um die Thronfolgeordnung zu ändern. Peter glaubte sichere Beweise zu haben, daß seine Gemahlin von den Umtrieben Bestuscheffs Kenntniß gehabt; darum wurde auch der Feldmarschall, vor dessen Ränken Elisabeth ihren Neffen gewarnt, von der Begnadigung der Verbannten ausgeschlossen. Die Fehlgriffe des Kaisers nach seiner Thronbesteignng riefen bald neue conspiratorische Pläne ins Leben, denen Katharina nicht fremd bleiben konnte. War doch ihre ganze Haltung der Art, daß sich ihr die Gunst der Großen, der Geistlichkeit, des Volkes in demselben Maße zuwenden mußte, wie sich Peter verhaßt machte. Während er das russische Nationalgefühl durch viele seiner Handlungen verletzte, war Katharina auf alle Weise bemüht, als Russin zu erscheinen. Mit welcher Beflissenheit erfüllte sie alle religiösen Pflichten und Obliegenheiten, die der griechisch-katholische Cultus vorschrieb; mit welcher ostentativen Andacht beugte sie ihre Knie vor den Heiligenbildern, sie die doch im Herzen den französischen Aufklärungsideen so aufrichtig ergeben war, Voltaire und Diderot so sehr verehrte;

mit welcher Sorgfalt beobachtete sie die Fasten, die Kirchenfeste und Ceremonien, über die sich der Kaiser wegsetzte, ja die er verspottete und beschränken wollte! Während Peter im Umgang nie das rechte Maß fand, bald taktlos vertraulich, bald verletzend zurückstoßend sich zeigte, vereinigte Katharina leutselige Liebenswürdigkeit mit Würde und Majestät, und setzte selbst der rücksichtslosen Behandlung ihres Gatten Anstand und bewußtes Selbstgefühl entgegen. Es war daher ganz natürlich, daß die Altrussen sich immer mehr zu der Zarin der Moscowiter hingezogen fühlten, daß der Kreis der Nationalgesinnten in ihrer Umgebung immer größer ward, daß die conspiratorischen Umtriebe zum Zweck einer Thronveränderung aufs Neue Leben und Gestalt gewannen, namentlich seitdem, wie erwähnt, unter den Vertrauten in Oranienbaum das Gerücht ging, Katharina solle in ein Kloster gebracht und Elisabeth Woronzow zur Gemahlin Peters erhoben werden. Man durfte daher nicht lange zögern. Und Niemand verstand mehr die Kunst Personen und Verhältnisse zu ihrem Vortheil zu nützen, als Katharina. „Für sie gab es kein Laster und kein Verbrechen, das sie nicht ihrer Herrschsucht dienstbar machte, und weil sie mit unvergleichlicher Feinheit die Leidenschaften, die Neigungen und Vorurtheile der Menschen, die sie brauchte, für ihre Zwecke in Rechnung zu bringen und zu benutzen verstand, erreichte sie was sie erreichen wollte." Die Seele der Verschwörung war die neunzehnjährige Fürstin Katharina Romanowna Daschkow, die geistreiche Schwester der corpulenten Geliebten des Kaisers, die vertraute und unzertrennliche Gefährtin Katharina's, mit der sie die Frivolität der Sitten wie den Geschmack an der französischen Literatur und der neuen Bildung gemein hatte. Im Gegensatz zu ihrer Familie hatte sich die junge Frau mit leidenschaftlicher Hingebung in die Arme der Großfürstin geworfen. Unter Vermittelung des geldgierigen verschmitzten Piemontesen Odar, den die Kaiserin zu ihrem Privatsecretär ernannt, brachte die Fürstin mehrere einflußreiche Männer auf ihre Seite, wie den uns bereits bekannten Hetman Kirilla Rasumowski, einen genußsüchtigen Schwelger, der aber durch fürstliche Freigebigkeit sich bei den Garden Gunst und Ansehen erworben hatte, wie den Oberhofmeister des Großfürsten Paul, den Grafen Panin, der früher in Stockholm Gesandter gewesen und in der Folge sich als kluger und erfahrener Staatsmann bewährte, wie den Generalprocurator Glebow, der bisher Peters ganzes Vertrauen genossen. Auch der Erzbischof von Nowgorod schloß sich, wie erwähnt, der Verschwörung an, „und streute durch die ihm untergebenen Popen die wuchernde Saat des Hasses gegen den religionsverachtenden Kaiser aus." Die thätigsten und entschlossensten Werkzeuge aber gewann Katharina selbst unter den Genossen ihrer Wollust. Von den Buhlen, welche die Kammerfrau Tscherokowskoja ihrer Gebieterin zuführte, hatte ein Artillerieoffizier von großer Schönheit, Gregor Orlow, besonders Gunst gefunden. Er und seine Brüder, von denen zwei, Alexei und Wladimir, gleichfalls in der Armee dienten, waren jeder ruchlosen That fähig. Nachkommen eines von Peter

dem Großen hingerichteten Strelizen, waren die Orlows durch die Schuwalows aus dem Dunkel niedriger Geburt emporgehoben und in angesehene Stellungen gebracht worden. Durch sie und zwei andere befreundete Offiziere, Bibikow und Passek, wurde die Verschwörung in die Armee getragen. Auch Fürst Wolkonski, Oberstlieutenant der berittenen Garde, ein Neffe Bestuscheffs, wirkte aus Rachsucht dem Zaren entgegen.

Militärverschwörung in Petersburg. In dem Ziele des Complots, der Beseitigung Peters, waren alle einig, dagegen waren die Beweggründe und Zwecke sehr verschieden. Panin soll den früheren Plan Bestuscheffs, Uebertragung der Herrschaft an den jungen Großfürsten, seinen Zögling unter der vormundschaftlichen Regierung Katharina's wieder aufgegriffen und dabei die Einführung einer Verfassung nach einem bereits ausgearbeiteten Entwurf bezweckt haben. Andere folgten nur den Eingebungen ihrer Selbstsucht, ihrer Leidenschaft, ihres Ehrgeizes, ihren persönlichen Interessen und Trieben. Gerade deshalb lag Gefahr im Verzug. Wie leicht konnte aus der großen Zahl der Mitwissenden einer zum Verräther werden! Man hatte Anfangs die Absicht, die bevorstehende Abreise des Kaisers zu dem Feldzug gegen die Dänen abzuwarten und dann in seinem Rücken die Revolution auszuführen. Dieser Plan erschien aber zu unsicher und bedenklich. Wenn die Armee dem Kaiser treu blieb und diesem nach Petersburg folgte, war Alles verloren. Man beschloß daher zur raschen That zu schreiten, namentlich da bereits einer der Theilnehmer, der durch unvorsichtige Reden Verdacht erregt, in Haft gebracht war. Während die Daschkow in männlicher Kleidung und Gregor Orlow sich in die Kasernen begaben, um die Garden aufzuwiegeln, eilte Alexei Orlow in der Nacht vom 8./9. Juli nach Peterhof und entführte die Kaiserin in einer bereitstehenden Kutsche aus dem Pavillon Monplaisir nach der Hauptstadt. Alles ging nach Wunsch. Als Katharina am Morgen in die Kaserne des Ismailow'schen Regiments eintrat, wurde sie mit der Nachricht empfangen, daß das Garderegiment gewonnen sei. Eine Ansprache an das Militär und Volk, worin sie behauptete, daß man ihr und ihrem Sohne nach dem Leben trachte, hatte die Wirkung, daß die Soldaten, durch neue Zuzüge verstärkt, auf das Crucifix der Regimentspopen der neuen Herrscherin Treue schwuren. Dann fuhr Katharina nach der Kasan'schen Kathedrale, wo der Erzbischof und die hohe Geistlichkeit sie unter religiösen Gesängen als Regentin begrüßten und weiheten, indeß außerhalb der Kirche Gregor Orlow und die versammelte Volksmenge sie zur Kaiserin ausriefen. Von der Kirche eilte sie nach dem Kaiserpalast an der Newa, wo die Spitzen der Behörden, des Hofstaats und die Senatoren sich einstellten und der neuen Machthaberin ihre Huldigung darbrachten. Nachdem ein rasch entworfenes Manifest, das aus der Feder des niederträchtigen Staatsraths Teplow, eines natürlichen Sohnes des Bischofs von Pskow geflossen, den „Söhnen Rußlands" kund gethan, daß die Kaiserin und Selbstherrscherin aller Reußen durch Gottes Gnaden den Thron bestiegen und das Reich von großer

Gefahr gerettet habe, da dem wahren Glauben und der orthodoxen Kirche der Umsturz gedroht und der Waffenehre durch einen schmählichen Frieden mit dem ärgsten Feinde Schimpf und Schande bereitet worden, stieg Katharina zu Pferde, um an der Spitze der ihr ergebenen Regimenter, etwa 15,000 Mann nach Peterhof zu ziehen und ihrem Gemahl Krone und Scepter zu entreißen. Der ereignißvolle Tag hatte sich schon geneigt, die Sommernacht war im Anbruch, als Katharina, damals dreiunddreißig Jahre alt und im Glanze der Schönheit strahlend, auf ihrem weißgrauen tigergefleckten Streitroß bei den Truppen erschien und in eine Gardeuniform von altem Schnitt gekleidet, die langen fliegenden Haare mit einer Schleife umwunden, dem Zuge voranritt, ihr zur Seite die „Heroine" Daschkow in gleicher Tracht und die Feldmarschälle Rasumowski und Schuwalow. Bei der „rothen Schenke", anderthalb Meilen stromabwärts, wurde Halt gemacht; in einer kleinen Stube ruhte die Zarin aus von den großen Anstrengungen des ereignißvollen Tages.

An demselben Morgen war der Kaiser mit einem zahlreichen Gefolge adeliger Herren und Frauen von Oranienbaum nach Peterhof gefahren. Er wollte am folgenden Tag das Fest Peter und Paul gemeinschaftlich mit Katharina unter großer Pracht feiern. Er gerieth in Aufregung und Bestürzung, als er vernahm, daß seine Gemahlin nicht anwesend sei, und trieb sich unruhig im Park von Peterhof und im Lustschloß Oranienbaum umher, unkundig der Ereignisse, die sich mittlerweile in der Hauptstadt vollzogen. Denn alle Brücken, Wege und Zugänge waren besetzt und bewacht worden. Dennoch erhielt er durch einen getreuen Diener Kunde von den Vorgängen. Bei einiger Entschlossenheit hätte er sich wohl noch retten können. In Oranienbaum standen einige tausend Mann Holsteiner und Russen, die ihm gefolgt wären, in Kronstadt lag die Kriegsflotte; der größte Theil der Armee war dem conspiratorischen Treiben fremd geblieben; noch hatten nicht alle Großen ihren Eid vergessen. Allein Peter war durch die Vorgänge in der Hauptstadt so überrascht, daß er alle Fassung und Besonnenheit verlor und zu keinem Entschluß zu kommen vermochte. Anstatt wie der alte Feldmarschall Münnich ihm rieth, sich rasch in die Festung Kronstadt zu werfen und von dort aus mit Hülfe der Seesoldaten eine Gegenrevolution zu versuchen, zögerte und schwankte er so lange, bis seine Gegner Zeit gefunden, die Truppen, die sich noch nicht erklärt hatten, durch Verführung, Geschenke, Bewirthung mit Branntwein zum Abfall zu bringen, den Oberbefehl über die Flotte in sichere Hände zu legen und den Boden durch Verrath und Meineid zu unterwühlen. Die Gesandten der gegen Preußen vereinigten Mächte waren dabei besonders thätig, da sie in einer Thronveränderung das sicherste Mittel eines Umschwungs der ihnen so widerwärtigen Kriegspolitik Peters erblickten. Sie streuten Geld mit vollen Händen aus, damit die Branntweinbuden für die Soldaten geöffnet wurden. Als sich der Kaiser endlich nach Kronstadt begab, war es zu spät. Man verweigerte ihm den Gehorsam. Münnich gab ihm den Rath, er solle als

Die Katastrophe in Peterhof.

Herrscher auftreten und durch ein mannhaftes Vorgehen die Schiffsmannschaft zur Pflicht und Treue zurückführen, denn die Verschwörung sei noch nicht weit fortgeschritten; aber Peter hatte so sehr allen Muth und alle Geisteskraft verloren, daß er sich zu einem so kühnen Unternehmen nicht aufzuschwingen vermochte; auch der Vorschlag Münnichs, er solle sich nach Reval einschiffen und von da aus die noch in Deutschland stehende russische Armee zu erreichen suchen, drang bei dem entmuthigten Fürsten nicht durch. Rathlos und bestürzt kehrte er nach Oranienbaum zurück und schlug den Weg der Bitte und Unterhandlung ein. Er schrieb seiner Gemahlin, daß er sein Betragen gegen sie bereue und in Zukunft die Herrschaft mit ihr theilen wolle. Die Kaiserin empfing das Schreiben, erzählt Schlosser, als sie eben im Kloster des heil. Sergius eine Andacht gehalten, ohne dabei an Jesajas Worte zu denken, der den Juden zuruft, „und wenn ihr gleich viel betet, höre ich euch doch nicht, denn eure Hände sind voll Bluts." Ohne eine Antwort zu geben, ging sie nach Peterhof zurück. Da sandte der Kaiser dem ersten Brief einen zweiten nach. Er wußte nicht, daß er von Verräthern umgeben sei, die ihn um Judaslohn den Feinden auszuliefern bereit waren. Der Kammerherr Ismailow, auf den er sein ganzes Vertrauen gesetzt und den er zum Sendboten gewählt, ließ sich in Peterhof in ein schändliches Complot mit den Orlows ein, durch das er seinen Herrn und Meister um schnöden Gewinn an Katharina und ihre schrecklichen Gefährten verkaufte. Man versprach ihm Geld, Rang und Orden, wenn er den Kaiser zur Entsagung bringe oder als Gefangenen einliefere. Der treulose Sendbote leistete beides und empfing den Sündenlohn. Er kehrte nach Oranienbaum zurück und brachte den unglücklichen Monarchen durch Schrecken und Drohungen dahin, daß er das mitgebrachte Aktenstück, das Document seiner Selbstentehrung als „Herzog von Holstein" unterschrieb. Darin erklärte Peter, daß er nicht die Kraft und Fähigkeit besitze, das russische Reich weder als Selbstherrscher noch unter irgend einer andern Form zu regieren. Hierauf nahm ihm Ismailow den Degen ab und ließ ihn mit Elisabeth Woronzow und einem Kammerherrn in einer alten Staatskutsche nach dem Schlosse Peterhof bringen. Er bat, daß man ihn nach Holstein zurückkehren lasse; aber dieser Wunsch wurde ihm nicht gewährt. Er mußte in denselben Räumen, die er einst als Großfürst bewohnt, alle Schmach, alle Erniedrigung und Demüthigung über sich ergehen lassen, und wurde dann, aus einer langen Ohnmacht erwacht, am Abend auf das kaiserliche Landgut Ropscha gebracht und sorgfältig bewacht.

Ausgang der Palastrevolution. Einige Stunden vorher war Katharina nach Petersburg zurückgekehrt, wo sie einen glänzenden Triumpheinzug hielt. Die Daschkow und Fürst Woronzow ritten vor ihr her und ihr zur Seite Gregor Orlow. Vor dem Winterpalais war die Geistlichkeit in großer Anzahl versammelt. Zum Zeichen ihrer Huld und Verehrung küßte sie die Angesehensten auf die Stirn. Die Urheber und Theilnehmer der Revolution wurden mit Gnaden und Belohnungen über-

schüttet. Panin wurde zum ersten Minister ernannt; die Orlows erhielten den Grafenrang und hohe Aemter, die Gardeoffiziere Landgüter mit einigen tausend leibeigenen Bauern. Dem Gregor Orlow wurde eine eigene Wohnung in den kaiserlichen Palästen angewiesen; er war der erklärte Günstling und Buhle der Gebieterin. Aber der Ehrgeizige trachtete nach noch Höherem; er wollte, wie einst Rasumowski, der Gatte der Kaiserin werden. Zu dem Zweck beschloß man der Entthronung Peters die Ermordung folgen zu lassen. So lange er lebte war er für die Urheber der Staatsumwälzung ein zu gefährlich Haupt. Konnten nicht Ereignisse im Krieg oder ein Umschwung der Meinungen seine Befreiung bewirken, war nicht zu erwarten, daß Friedrich II. sich seiner annehmen würde? So drängten viele Umstände zu einer gewaltsamen Entscheidung. Sieben Tage hatte Peter zu Ropscha in einer elenden Kammer als Gefangener zugebracht, auf die härteste und unwürdigste Weise behandelt, während Katharina sich in ihrer Macht befestigte. Da erschienen die Orlows begleitet von Feodor Bariatinski, Teplow, Engelhard und andern Eingeweihten auf dem Landgute. Sie nahten sich dem unglücklichen Fürsten mit freundlichen Worten, machten ihm Hoffnung auf baldige Freilassung und baten um die Erlaubniß seine Mahlzeit theilen zu dürfen. Als Peter zu trinken verlangte, wurde ihm vergifteter Burgunderwein gereicht, den Alexei Orlow mitgebracht hatte. Der Kaiser fühlte sogleich die Wirkung, aber die Kraft des Giftes wurde durch heiße Milch und darauf folgendes Erbrechen geschwächt. Erschöpft doch noch lebend wurde er zu Bette gebracht. Da drangen die Mörder hinzu und ihrer vereinten Anstrengung gelang es den unglücklichen Mann, der sich verzweiflungsvoll wehrte und um Hülfe schrie, zu erdrosseln. So starb Peter III. in einem Alter von vierunddreißig Jahren und einigen Monaten. 17. Juli 1762. Die Frevler suchten Anfangs der Ermordung den Schein eines natürlichen Todes zu geben; aber die Wahrheit drang bald genug in die Oeffentlichkeit. Die Thäter selbst rühmten sich in der Folge ihres schrecklichen Werkes. Brachte ihnen dasselbe doch alle Erdengüter, wonach das Herz der Menschen gelüstet. In der Folge soll Alexei Orlow, als sich die Gunst der Kaiserin von der Familie abgewendet, in einer Gesellschaft in Wien geäußert haben, er habe nur ausgeführt was man ihm aufgetragen; allein zur Ehre der Menschheit mag man glauben, daß Katharina die Ermordung ihres Gemahls weder befohlen noch den Hergang gekannt hat. Aber auf seinem Tod beruhte die Sicherheit ihres eigenen Lebens und ihrer usurpirten Herrschaft. Die Mörder hatten daher weder ihren Zorn noch ihre strafende Hand zu fürchten. Katharina erfuhr den Tod des Kaisers durch Alexei Orlow in einem Augenblick, da sie gerade eine Abendgesellschaft bei sich hatte. Nach kurzer Ueberlegung wurde beschlossen, das Ereigniß bis zum folgenden Tag geheim zu halten. Unbefangen bewegte sie sich in den Prunkgemächern und entfaltete alle Anmuth und Liebenswürdigkeit. Am Morgen verbreitete sich die Nachricht, in der Nacht sei der Kaiser an einem Uebel gestorben, das ihn schon öfter befallen. Da sah man

die Herrscherin am Hofe in Thränen zerfließend und aufgelöst in Schmerz. Unter Panins Führung erschien zwei Tage später der Senat in der Audienz, um sie zu bitten, sie möchte aus Liebe zum russischen Vaterland ihre Gesundheit schonen und ihren Schmerz mildern.

Rußland bietet dermalen ein wunderbares Schauspiel dar, meldete der französische Gesandte Breteuil seinem Hofe, der Enkel Peters des Großen sei vom Throne gestoßen und ermordet, der Enkel des Zaren Iwan Alexejewitsch schmachte lebendig begraben im Kerker — und eine Fremde trage die Krone und herrsche unumschränkt über Rußland.

3. Katharina II. als Selbstherrscherin.

Situation und Ziele. Durch einen revolutionären Gewaltstreich, wobei altrussische Leidenschaft, Nationalhaß und Corruption, persönlicher Ehrgeiz und Herrschsucht zum frevelhaften Bunde sich vereinigt hatten, war Katharina auf den Zarenthron erhoben worden. Nicht als Regentin und Vormünderin ihres neunjährigen Sohnes Paul Petrowitsch, sondern als Selbstherrscherin im eigenen Namen erfaßte sie die Zügel

Sept. 1762. der Regierung mit starker und geschickter Hand. Eine feierliche Krönung in Moskau, der altrussischen Metropole, verlieh ihr die Weihe und umgab sie mit der Glorie geheiligter Majestät. Sich in dieser erhabenen Machtstellung zu behaupten, dieselbe zur Befriedigung ihres hochstrebenden Ehrgeizes und zugleich zur Vergrößerung und Verherrlichung der russischen Nation zu gebrauchen, bei Mit- und Nachwelt als große Herrscherin bewundert und gefeiert zu werden, war das Ziel ihres Lebens. Sie fühlte sich zu der Mission berufen, das russische Reich in die Reihe der Weltmächte einzuführen, Petersburg zum politischen Areopag zu erheben. Sie selbst hat in großartiger Kürze den Gedanken ihrer Herrscherseele angedeutet in dem prachtvollen Reiter- und Felsendenkmal, das sie Peter dem Großen, dem Gründer des Reiches errichtete (Catharina II. Petro I.); sie wollte als seine echte Nachfolgerin gelten, sein Werk weiter führen. Aber welche Schwierigkeiten und Hindernisse stellten sich ihr im Anfang entgegen! Als Fremde mit Vorurtheil und Argwohn betrachtet, von übermüthigen und trotzigen Magnaten umgeben, die sie als Urheberin und Mitschuldige des Verbrechens kannten und im Gefühl ihrer wichtigen Dienste anmaßend und anspruchsvoll auftraten, ob ihrer Sinnenlust und genialen Ausschweifung von bösen Nachreden und Lästerungen getroffen, bedurfte sie der ganzen Klugheit und Energie einer zum Herrschen gebornen Natur, der ganzen menschenverachtenden Rücksichtslosigkeit eines auf der erhabenen Höhe sich sicher fühlenden Machthabers, der ganzen Einsicht in die Labyrinthe der Leidenschaften, von denen die große Welt geleitet und bewegt wird, um festen Schrittes und mit richtiger Wahl der Mittel und Personen die gewaltige sturmvolle Lebensbahn eines unbeschränkten Souveräns zu vollenden und mit dem Schein einer Repräsentantin des alt-

nationalen Russenthums zugleich die Reformthätigkeit des Zeitalters und die civilisatorischen Bestrebungen Peters des Großen zu vereinigen. Katharina hat diese einander widersprechenden Aufgaben gelöst: indem sie das slavisch-byzantinische Wesen und die nationale Naturanlage des russischen Volkes achtete, hat sie zugleich der westeuropäischen Cultur, den Staats- und Rechtsformen und den Aufklärungsideen ihres Zeitalters Eingang zu verschaffen gesucht. Sie kannte die Triebe, Laster und Leidenschaften, welche die Menschenbrust durchwühlen, und verstand es mit genialem Blick und Takt die rechten Mittel und Hebel anzuwenden. Sie wußte, um welchen Preis jeder Dienst zu erlangen war. „Vom ersten Tage ihrer Thronbesteigung entfaltete sie alle jene Eigenschaften, die sie während der glänzenden Jahre ihrer Herrschaft auszeichneten: Muth und Schlauheit, energische Thatkraft und kluge Berechnung, Selbständigkeit des Willens und gefügige Unterordnung, je nachdem Zeit und Umstände es erheischten."

Zuerst mußte Katharina als eifrige Russin sich zeigen, ohne jedoch einem Parteiregiment zu verfallen. Zwei Tage nach der Ermordung Peters enthüllte ein Manifest alle die schlimmen Pläne und Absichten, welche der verstorbene Kaiser gegen das Reich und die russische Kirche, gegen die Kaiserin und den Thronfolger im Schilde geführt; um dieses Unheil abzuwenden, habe Katharina den Thron ihres Vaterlandes bestiegen, „wobei die Erwählten Gottes allein ihre Gehülfen gewesen." Darauf wurden die Holstein'schen Soldaten eingeschifft, um in die Heimath zurückgebracht zu werden; die Ueberführung wurde aber in so gehässiger und rücksichtsloser Weise ins Werk gesetzt, daß die meisten dabei umkamen. Der Geistlichkeit, welche zu dem Gelingen des Complottes so wesentlich beigetragen, mußte man Erkenntlichkeit zeigen; man hob also die Anordnung Peters in Betreff der Kirchengüter auf. Doch nur für sehr kurze Zeit. Nachdem der Erzbischof Setschenow und andere einflußreiche Kirchenhäupter durch Geld und persönliche Vortheile gewonnen worden, benutzte die Kaiserin eine Bauernbittschrift, die man zu dem Behufe in Scene gesetzt, um dieselbe Verfügung zu erneuern und die Besitzungen der Kirche wieder der Verwaltung eines „Oeconomie-Collegium" zu überweisen. Denn Katharina erkannte recht wohl, welche Mehrung an Macht und Ansehen der Krone erwachse, wenn das Kirchenvermögen unter die Leitung und Controle der Staatsregierung gestellt und nach Ausscheidung des für den Cultus und für den Unterhalt der Geistlichkeit, der Klöster und Gotteshäuser erforderlichen Aufwandes der Ueberschuß zu Zwecken des Staates und der Gesellschaft verwendet würde. Bei dieser wie bei jeder andern Gelegenheit wußte sie es so einzurichten, daß alle Maßregeln von eingebornen Russen auszugehen schienen, daß man glauben konnte, im Staats- und Hofleben, in der Politik wie in der Kriegführung seien nur russische Rathschläge maßgebend, herrsche nur russische Einsicht und russischer Wille. An der Spitze des Cabinets wie im Obercommando der Armeen sah man nur vornehme Eingeborne, und die Kaiserin mußte nicht selten schlimme Eindrücke und Erfahrungen übersehen, um nicht die Zahl ihrer Gegner zu mehren und neue Complotte hervorzurufen; denn die öffentliche Volksmeinung war ihr nicht gewogen, sondern blieb fortwährend dem Thronfolger Paul, dem Urenkel Peters des Großen, ja selbst dem todten Kaiser zugewendet. Katharina konnte oder wollte nicht verhindern, daß Gregor Orlow in den Hofkreisen einen so übermüthigen und anmaßenden Ton annahm, als ob er Mitregent wäre; bei der Fürstin Daschkow, die sich nicht nach Verdienst belohnt und bevorzugt

Staatskluges Regiment.

glaubte, übersah sie manche Intriguen und Umtriebe; bei Complotten unzufriedener Offiziere begnügte sie sich mit der Bestrafung untergeordneter Werkzeuge und vermied es, allzu tief auf den Grund zu gehen. Sie wußte, daß Neid und Rivalität der Einen gegen die Andern keine gefährlichen Coalitionen unter den Großen aufkommen lassen würden, und hatte stets das Mittel zur Hand, durch persönliche Bevorzugung und Auszeichnung die Ehrgeizigen, durch Geld und einträgliche Aemter die Habgierigen und Genußsüchtigen zu verlocken und dienstwillig zu machen. Als Panin den Vorschlag wagte, sie möchte sich mit einem Reichsrath nach schwedischem Vorbild umgeben, trat sie demselben nicht direkt entgegen, so wenig auch ein solches Institut mit ihrem Streben nach souveräner Selbstherrschaft übereinstimmte, sondern sie ließ sich von General Villebois ein Gutachten ausstellen, worin dieses oligarchische Projekt als staatsgefährlich dargestellt war. Panin aber tröstete sich leicht über die Abweisung durch die hohe Auszeichnung, die ihm als Leiter des auswärtigen Amtes zu Theil ward. Als die Partei Orlow, zu welcher auch der wieder an den Hof zurückgekehrte Bestuscheff gehörte, mit Hülfe der hohen Geistlichkeit die Kaiserin zu einer Vermählung mit dem Günstling zu bewegen suchte, holte Katharina, die nicht gesonnen war, einen Mann von so herrischem unbändigen Charakter mit unlösbaren Banden an sich und den Thron zu knüpfen, den Rath vertrauter Staatsmänner ein und vernahm es gern, daß Panin, Woronzow und der alte Rasumowski dem ehrgeizigen Plan einer Familie von niederer Herkunft widersprachen. So konnte sie, ohne gegen die Orlows undankbar zu erscheinen, ein Vorhaben vereiteln, das den Neid der andern Adelsgeschlechter gereizt hätte und eine Quelle von Kabalen und agitatorischen Umtrieben geworden wäre. Aehnlich verfuhr sie in der äußeren Politik, die uns aus früheren Blättern bekannt ist. Durch die Auflösung des preußischen Bündnisses trug sie dem russischen Nationalgefühl und ihrem Haß gegen Peter III. Rechnung: dann aber förderte sie den Abschluß des allgemeinen Friedens und trat bald mit Friedrich II. in ein Freundschaftsbündniß.

Großfürst Iwan Antonowitsch. Dennoch fehlte viel, daß Katharina's Thronbesteigung allgemeine Billigung gefunden, daß das russische Volk die schreckliche Katastrophe und die unrechtmäßige Besitzergreifung des Thrones durch eine fremde Fürstin ruhig hingenommen hätte. Peters III. blutiger Schatten verfolgte sie ihr ganzes Leben lang und erzeugte von Zeit zu Zeit neue erschütternde Auftritte. Ein Jahr nach dem Friedensschluß, als die Kaiserin auf einer Reise nach Riga begriffen war, machte ein Lieutenant des Smolenskischen Infanterie-Regiments, Wassily Mirowitsch, der Abkömmling einer heruntergekommenen Kosakenfamilie, den Versuch, jenen unglücklichen Iwan Antonowitsch, der statt des Thrones, zu dem er in seiner Kindheit bestimmt gewesen, einen Kerker gefunden hatte, aus seiner düstern Zelle in Schlüsselburg zu befreien und zum Zaren ausrufen zu lassen. Es gelang ihm mit einer Schaar Soldaten, die er für sein Unternehmen gewonnen, in einer 15|16. Juli 1764. hellen Julinacht in die Festung einzubrechen, den Commandanten zu verhaften und mittelst der demselben abgenommenen Schlüssel bis zu den Casematten vorzudringen, wo der längst in Blödsinn verfallene Unglückliche sein Leben in fast thierischer Weise verbrachte. Schon waren die Bewaffneten dem Gemache nahe, als die Wächter, welche den strengen Befehl hatten bei dem ersten Befreiungsversuch den Gefangenen zu tödten, den Fürstensohn im Schlaf überfielen und ihn wie er aufwachte und sich wehrte mit Wunden bedeckten, bis er todt

zu Boden stürzte. Als die Befreier eindrangen fanden sie einen Leichnam. Sie trugen den Entseelten auf ein Kasernenbett vor der Hauptwache. Dort küßte ihm Mirowitsch die Hände, indem er der anrückenden Mannschaft zurief: „Das ist unser Kaiser Iwan Antonowitsch" und ließ sich dann ohne Widerstreben verhaften. Vor Gericht behauptete er standhaft, keine Mitschuldigen zu haben: einer der Richter stellte den Antrag, man solle Geständnisse durch die Folter erzwingen, aber der kaiserliche Generalprocurator und Hüter der Gesetze, Fürst Wasemsky, gab es nicht zu, wie man glaubte aus Furcht es möchten hochgestellte Namen als Mitwisser oder Anstifter genannt werden. Mirowitsch, der bis zum letzten Athemzug zuversichtlich auf Begnadigung hoffte, starb auf dem Schaffot; die von ihm verführten Soldaten wurden strenge bestraft; aber im Volke blieb die Vorstellung herrschend und wurde von der grollenden Geistlichkeit genährt und lebendig erhalten, „daß Katharina selbst das Gaukelspiel veranstaltet habe, das mit Iwans Tod enden sollte und mußte." Mit Mirowitschs Leiche sei zugleich das Geheimniß ins Grab gesenkt worden. Iwan hätte als „Phantom eines legitimen Selbstherrschers" zu einer gefährlichen Waffe für Verschwörungen mißbraucht werden können, darum habe er als Opfer eines heimtückischen Verbrechens einer grausamen Staatsraison fallen müssen. Noch nach zwei Jahren wurde von der altrussischen Popenpartei an das Beispiel von Kain und Abel erinnert und an die Worte Jehovahs „die Stimme des Blutes deines Bruders schreit von der Erde zu mir."

Von der Zeit an lenkte Katharina mit mehr Muth und Selbstvertrauen in die Herrscherbahn Peters des Großen ein. Durch innere Reformen wollte sie die russische Nation auf eine höhere Stufe der Cultur erheben, durch bessere Organisation der Staatsgewalten und Centralisirung der Herrschermacht einen aufgeklärten Absolutismus schaffen und durch Eroberungskriege und diplomatische Künste die Grenzen des Reichs erweitern. Wir wissen, wie sehr die nordische Kaiserin den philosophischen Zeitideen und ihren Verkündigern huldigte: sie hatte als Großfürstin viel gelesen; sie stand mit den berühmtesten Schriftstellern Frankreichs in brieflichem Verkehr; Voltaire brachte ihr seine Huldigungen dar und lenkte durch seine Geschichte Peters des Großen die Aufmerksamkeit der vornehmen Welt auf das ferne unbekannte Land; sie ließ sich durch Grimm Bericht abstatten über Alles, was in den geistreichen Pariser Kreisen vorging; sie förderte auf alle Weise die Herausgabe der großen „Encyclopädie" und bewog Diderot auf einige Zeit seinen Aufenthalt in Petersburg zu nehmen; sie war nach ihrem eigenen Geständniß „Republikanerin in der Seele." Was war bei solcher Gesinnung natürlicher als daß sie im Geiste Friedrichs d. Gr. und anderer aufgeklärten Staatsmänner und Regenten durch Reformen ihre civilisatorische Mission zu bethätigen suchte? Sie war verständig genug, zunächst an der Hand praktischer Einrichtungen und Verbesserungen die staatlichen und gesellschaftlichen Zustände zweckmäßiger und den Anforderungen der Zeit entsprechender zu gestalten. Sie

Katharina's Reformthätigkeit.

suchte bei der Geistlichkeit, die seit der Einführung des „Oeconomie-Collegium" der unberechtigten Selbstherrscherin bösen Willen trug und im Volke stets die Sympathien für den Kaiser Peter, für den Großfürsten Paul, für den unglücklichen Iwan durch gehässige Ausstreuungen und Prophezeiungen lebendig erhielt, die feindselige Gesinnung und die Neigung zur Opposition zu unterdrücken, indem sie den höheren Prälatenstand durch Bestrafung oder Auszeichnung gefügig und willfährig zu machen, den niedern Klerus aus der dumpfen Atmosphäre der Unwissenheit und des Aberglaubens emporzuheben bedacht war. Der widerspenstige Arseny Matzejewitsch, Erzbischof von Rostow, der gegen die Einziehung der Kirchengüter einen schneidenden Protest eingelegt und einen neuen Heiligendienst eingeführt hatte, mußte, durch den Synod verurtheilt als Staatsverbrecher in die Verbannung wandern; manche jüngere Kleriker wurden zum Studium nach englischen und deutschen Hochschulen gesandt; Bilderdienst und Ceremonienwesen sollten beschränkt werden. Die Kaiserin trug Sorge, daß durch öffentliche Erziehungsanstalten unter den höheren Ständen eine freiere Anschauung geweckt, eine edlere Bildung geschaffen würde, daß ein aufgeklärteres Geschlecht die Begriffe und Ansichten der Zukunft beherrsche. Hat sie doch selbst in einer Denkschrift die Nothwendigkeit dargethan, durch verbesserte Erziehung eine neue Generation zu erzielen, geeignet und willig, edlere Grundsätze und sittlicheres Leben zu wecken, und durch Gründung einer großen Schulanstalt im kressenskischen Nonnenkloster an der Newa für Töchter adeligen und bürgerlichen Standes ein schönes Beispiel aufgestellt. Sie förderte die Einführung der Pockenimpfung, ließ durch einheimische und fremde Gelehrte die unbekannten Länder im Osten erforschen und beschreiben, rief in den Städten Schulen und Wohlthätigkeitsanstalten ins Leben. Für Volksunterricht freilich konnte wenig geschehen, so lange der Bauernstand in der drückendsten Leibeigenschaft schmachtete und der grundherrliche Adel mit leidenschaftlicher Heftigkeit jeder Maßregel widerstrebte, die eine Lockerung der Sklavenketten, eine Milderung der Knechtschaft der gutshörigen Leute, eine Auftheilung der gemeinschaftlich benutzten Dorffluren zu Sondereigenthum herbeiführen oder erleichtern konnte. Doch suchte die Kaiserin auch in die düstere Lage der Landbevölkerung einige Keime eines menschenwürdigen Daseins zu verpflanzen, theils indem sie deutsche Einwanderer zu Ansiedelungen in den unbebauten Gegenden an der Wolga und Ssamara ermunterte, damit sie den Eingebornen als Beispiel und Vorbild dienen möchten, theils indem sie selbst auf einigen Krongütern die Fesseln der Leibeigenschaft löste und einen oder den andern der ihr ergebenen Großen zur Nachahmung bewog. Im Allgemeinen aber blieb das Loos der Bauern so hart und trostlos wie zuvor; die philosophischen und philanthropischen Ideen, für welche die Kaiserin und ihre Umgebung so große Empfänglichkeit zeigten, brachten den Hütten der Armen und Unfreien keine Hülfe und Besserung. Katharina verbot, in amtlichen Schriftstücken das Wort „Sklave"

zu gebrauchen, und regte zur Beantwortung der Preisfrage an, wie die Befreiung der Bauern am zweckmäßigsten bewirkt werden könnte; Gregor Orlow und andere „Patrioten“ gründeten mit ihrer Unterstützung „die St. Petersburger freie ökonomische Gesellschaft“, aber weder die Zarin noch die Fürstin Daschkow oder andere Favoriten und Höflinge trugen Neigung, von ihrer philosophischen und weltmännischen Höhe in die Tiefen der gemeinen Wirklichkeit und des menschlichen Elends herabzusteigen. Die erwähnte Gesellschaft blieb unfruchtbar und von den Ansiedelungen ging die Mehrzahl zu Grunde. Ja der ausgedehnte Gebrauch, den die Kaiserin in ihren Finanzverlegenheiten von dem der Krone zustehenden Monopol des Branntweinverkaufs machte, trug wesentlich bei die Trunksucht des Volks, die Hauptquelle der sittlichen Verkommenheit zu steigern. Den Kosaken in der Ukraine verbot sie später das „Umherschweifen“ d. h. die Freizügigkeit, und verschaffte dadurch den adeligen Gutsherren die Möglichkeit auch dort die Leibeigenschaft zu begründen. Dagegen erfuhr die Verwaltung, die Rechtspflege, Industrie und Städtewesen zweckmäßige Reformen.

Umgestaltung des Senats und der höheren Regierungsbehörden.

Der wahre Krebsschaden des russischen Staats war das unter der herrschenden Klasse weitverbreitete Laster der Corruption: Alles war feil, Aemter und Gerichtsstellen wurden zu Bestechungen und Gelderpressungen mißbraucht; das Recht war käuflich. Die Kaiserin hatte dieses Uebel erkannt und glaubte demselben durch Umgestaltung des Regierungs- und Staatswesens im Sinne einer größeren Centralisation am sichersten zu begegnen. Ohnedies stand eine größere Gliederung der Organe des öffentlichen Lebens mit ihren Ideen von der Macht und Souveränetät eines Selbstherrschers mehr in Einklang als ein Collegium wie der Senat, der einen wichtigen Theil der Staatsgewalt an sich gebracht hatte und in dem manche oppositionelle Regungen zum Vorschein kamen, manche Bestrebungen sich zeigten, das absolut-monarchische Regiment durch eine oligarchische Körperschaft zu zügeln und zu beschränken. Katharina beschloß daher diese oberste Regierungsbehörde in der Art umzugestalten, daß der Geschäftsgang mehr in Fluß und die monarchische Oberleitung mehr zur Geltung käme. Sie zerlegte nämlich den Senat, der bisher als ein einheitliches Ganze berathen und gehandelt hatte, in sechs Abtheilungen mit getrennten Geschäftskreisen, vier in Petersburg und zwei in Moskau, und stellte zwei Collegien über und neben sie, den „geheimen Staatsrath“, in dem sie selbst den Vorsitz führte, für alle Reichsangelegenheiten und das „Cabinet“, für die Privatsachen der Kaiserin, die Einkünfte der Schatulle, die Bittschriften u. A. Diese beiden hohen Behörden standen in inniger Verbindung und Wechselbeziehung sowohl zu dem Ministerium in seinen einzelnen Departements oder Collegien als zu den Gubernatoren in den Provinzen. Vergebens machte der Senat durch den Feldmarschall Peter Panin, Bruder des Ministers, Vorstellungen gegen eine Reform, die ihn aller politischen Bedeutung entkleidete; Katharina ließ ihm nur die Befugniß, den durch die „Autoritätsukase“ kund gegebenen Willen der Souveränin zu sanktioniren und zu veröffentlichen ohne jegliche Berathung und Discussion. Seitdem war der Senat nur noch der höchste Gerichtshof des Reichs, die Kaiserin aber die mächtige Selbstherrscherin, der die russische Adelsaristokratie zu Füßen lag, das Ausland huldigte.

Der gesetzgebende Reichstag in Moskau. 1767.

Diese Erfolge reizten Katharina's Reformeifer und Ehrgeiz; sie wollte in den Augen ihrer Bewunderer auch als Gesetzgeberin glänzen, in Rußland einen Rechtszustand im Geiste der Zeitphilosophie begründen. Es fällt den nachgebornen Geschlechtern schwer zu glauben, daß es der so verständigen und klugen Zarin wirklich Ernst mit

dem Gedanken gewesen sei, einer Nation, die noch auf einer so niedern Stufe der Cultur stand, wo ein roher herrschsüchtiger Adel voll Frivolität und Eigennutz und eine in thierischer Stumpfheit und unwürdiger Knechtschaft dahin lebende Bauernbevölkerung weitaus die Mehrheit bildeten, wo die Bürgerschaften der Städte von so geringer Macht und Bedeutung waren, und Volksstämme von verschiedener Abstammung, Sprache, Religion und Sitte neben einander hergingen, ein allgemeines Rechtsgebäude nach den Grundsätzen eines Montesquieu und Beccaria zu schaffen. Man fragt sich, ob nicht die Versammlung, die zum Zweck der Abfassung eines solchen gemeingültigen russischen Gesetzbuches im J. 1767 aus allen Provinzen nach Moskau entboten ward, nur ein „theatralischer Pomp", nur eine blendende Schaustellung der Eitelkeit gewesen ist, ob mehr Selbsttäuschung oder mehr Gefallen an Schein und Gepränge dabei obwaltete. In der That glich es mehr einer Komödie als einer ernsthaften überlegten Handlung, als Katharina eine Versammlung, bei welcher alle Stände und Stämme ihres weiten Reiches vertreten waren, aber nicht ein einziger methodisch und wissenschaftlich gebildeter Rechtsgelehrter sich befunden zu haben scheint, mit einer legislatorischen Arbeit betraute, wozu sie selbst die Instructionen nach den philosophischen Anschauungen der Aufklärungszeit entworfen hatte. Selbst eine so intelligente Frau wie Katharina konnte nicht der Versuchung widerstehen, die Welt nach abstracten Doctrinen zu construiren! Freilich sah sie bald genug ein, daß die Realitäten mächtiger seien als Systeme. Die Grundbedingung der Durchführung des Gesetzbuches wäre die Aufhebung der Leibeigenschaft gewesen; aber die leiseste Andeutung einer solchen Maßregel wurde von dem grundherrlichen Adel mit schneidender Schärfe zurückgewiesen. Und auch aus andern Kreisen erhob sich Widerspruch: Ein tatarischer Abgeordneter fragte, ob es nach Vollendung des Gesetzbuches auch noch kaiserliche Ukase geben werde, und auf die bejahende Antwort erschien ihm ein Gesetzbuch überflüssig. Die Vertreter der baltischen Provinzen baten, man möge ihnen ihr altes „Ritter- und Landrecht" nebst den übrigen herkömmlichen Rechtsinstituten lassen. Die Deputirten der Samojeden sagten, sie seien genügsam und gerecht und weideten friedlich ihre Rennthierheerden, brauchten also kein neues Rechtsbuch, wohl aber Gesetze für die russischen Nachbarn und die Gubernatoren, damit sie ihre Räubereien einstellten. Das Vorhaben erwies sich denn auch bald genug als unausführbar. Doch erreichte Katharina was ihre stolze Seele begehrte: Die Abgeordneten legten ihr Ehrentitel bei, unter denen sie den einer „Mutter des Vaterlandes" annahm; in ganz Europa begrüßte man die gesetzgebende Ständeversammlung in Moskau mit Erstaunen und Bewunderung und verherrlichte die erleuchtete Regentin, die auf der Höhe der Zeit stehe. Selbst Friedrich II. erkannte ihr den „wohlverdienten Ruhm einer Gesetzgeberin" zu. Aber nach einem Jahr wurde die Versammlung entlassen, ohne daß irgend ein praktisches Resultat erzielt worden wäre. Die zur Fortsetzung der Arbeiten ernannte „Commission" sollte nur den Schein retten.

4. Türkenkrieg und erste Theilung Polens.

a. König Stanislaus Poniatowski und die Parteikämpfe in Polen.

Die russisch-preußische Allianz und die Lage der Dinge in Polen.

Von dem leeren Schaugepränge einer russischen legislativen Versammlung wandte sich Katharina einer praktischeren Politik zu. Sie hatte sich von Panin überzeugen lassen, daß Rußland einen Fehler beging, als es im siebenjährigen Krieg die Rolle einer Hülfsmacht zweiten Ranges übernahm und mit russischem

Blute den Zwecken Oesterreichs und Frankreichs diente. In diesen Fehler sollte unter ihrer Herrschaft das Moskowiterreich nicht wieder verfallen; sie wollte mit gebieterischer Hand als Schiedsrichterin in die europäische Politik eingreifen und insbesondere über die Nachbarstaaten einen vorherrschenden Einfluß üben. Sie sah ein, daß sie diese Stellung am sichersten durch einen Bund mit Preußen erringen könne, und Friedrich II. zögerte nicht, sich durch die russische Freundschaft den Rücken zu decken für den Fall, daß seine alten Rivalen und Gegner sein erschöpftes Reich aufs Neue bedrohen oder feindlich anfallen würden. Insbesondere waren die Zustände in Polen der Art, daß ein gemeinsames Handeln in Beider Interesse lag. Dem König von Preußen konnte es nicht erwünscht sein, daß das sächsische Kurhaus die polnische Krone noch ferner trage, und daß auch die Zarin den Wettinern nicht hold war, bewies sie dadurch, daß sie noch bei Lebzeiten Augusts III. durch polnische Truppen den Herzog Ernst Johann Biron nach Kurland zurückführte und den sächsischen Prinzen Karl zum Abzug nöthigte (S. 520). Wir kennen die Parteistellung der polnischen Magnaten bei dem Hingang des Kurfürst-Königs: Die „Familie" Czartoryski-Poniatowski stand schon lange mit dem Petersburger Hof in Verbindung und bezog von dort die Jahrgelder, die ihr zur Durchführung ihrer Parteizwecke und zur Bestreitung ihres Aufwandes nöthig waren; auch russische Truppen waren bereit auf ihren Ruf in Polen einzurücken. Als in Litthauen der Landtag die Wahlen für das Obertribunal vornehmen sollte, besetzte General Keyserlingk mit etlichen tausend Russen die Umgegend von Wilna, um den Czartoryski zum Sieg zu verhelfen. Im Gegensatz zu der altpolnischen Adelspartei der Potocki, Branicki, Radziwil, welche den sächsischen Prätendenten, den Kurfürsten Friedrich Christian auf den polnischen Thron erheben wollten, suchten die Czartoryski die Krone einem „Piasten", einem eingebornen fürstlichen Geschlechtshaupte zuzuwenden und zugleich die Verfassung der Republik in der Weise zu ändern, daß das Königthum mächtig und wehrhaft genug wäre, um die Selbständigkeit des Reiches zu wahren. Katharina und Friedrich begünstigten die Wahl eines Piasten, wollten aber nichts von einer Reform der Constitution in dem angegebenen Sinne wissen. Vielmehr wurde in dem erwähnten Bundesvertrag, worin 11. April 1764.
sich beide Mächte ihr Gesammtgebiet gegenseitig verbürgten und einander für den Fall eines feindlichen Angriffs Hülfe versprachen, in Beziehung auf Polen ein Artikel folgenden Inhaltes aufgeführt: Man wolle mit gemeinschaftlichen Kräften dahin wirken, daß die polnische Krone nicht einem fremden Fürsten zu Theil werde, daß die dermalige Verfassung der Republik erhalten und gewahrt bleibe und daß die Dissidenten in ihre früheren bürgerlichen und kirchlichen Rechte wieder eingesetzt oder wenigstens gegen die bisherigen „Ungerechtigkeiten und Bedrückungen" geschützt würden, Zwecke, welche im Zeitgeiste ihre Begründung hatten und als berechtigt angesehen werden mußten, hätten sie nicht zugleich einer treulosen Staatskunst, einer Politik der Einschüchterung, der Corruption,

der Ueberlistung, einem heuchlerischen Trugspiele zur Folie gedient. Daß der polnische Adelsstaat unter den bestehenden anarchischen Mißständen nicht die Kraft der Selbsterhaltung besitze, daß er rettungslos unterliegen müsse, sobald ein Stärkerer über ihn käme, war schon längst allen Einsichtigen klar geworden, aber daß man ihm die Möglichkeit einer Verjüngung und Wiedergeburt durch Selbsthülfe und Ermannung abschnitt, daß man sich die Miene eines Beschützers und Erhalters der Freiheit gab, während man doch nur Zwecke der Selbstsucht und eigenen Machtvergrößerung verfolgte, hat der polnischen Nation die Sympathien der Völker damals und in der Folge erworben. Wir haben aus früheren Blättern die Ueberzeugung gewonnen, daß der Fall Polens unvermeidlich und selbstverschuldet war; denn, wie Herrmann richtig bemerkt, keine Nation hat Freiheit und Vaterlandsliebe mehr im Munde geführt als die polnische, und keine hat durch tausendfältigen Verrath gegen diese ersten Gebote staatsbürgerlicher Tugend aus Partei- und Privatinteressen sich schwerer versündigt.

Die Königswahl. Der Wahlkampf gestaltete sich für die Piastenpartei dadurch sehr günstig, daß der neue Kurfürst schon nach zwei Monaten seinem Vater in die Gruft nachfolgte und daß der sächsische Thronerbe, Friedrich August, ein dreizehnjähriger Knabe war. Und auch über die Persönlichkeit, der die polnische Krone zu Theil werden würde, blieb man nicht lange im Unsichern; denn die Kaiserin, der Friedrich II. die Entscheidung anheimgegeben, hatte bereits ihrem ehemaligen Geliebten Stanislaus Poniatowski brieflich ihre Unterstützung zugesagt, und dem Fürsten Repnin, einem Verwandten Panins, den sie dem Grafen Keyserlingk als vertrauten Bevollmächtigten zur Seite gestellt, die Weisung ertheilt, in diesem Sinne zu wirken. Die Czartoryski, die am liebsten einem der Ihrigen, dem Fürsten Adam Casimir die hohe Ehre zugewendet hätten, sahen ein, daß sie ohne den Beistand Rußlands nicht durchzudringen vermöchten; sie kamen daher überein, sich von der Kaiserin selbst den Mann ihrer Wahl bezeichnen zu lassen. So wurde Katharina's Plan durch ihre polnischen Parteigänger selbst gefördert. Sie empfahl ihnen Poniatowski und die Czartoryski gaben sich zufrieden. Vielleicht hofften sie im Stillen den unvermählten kinderlosen Neffen dereinst zu beerben. Als die Häupter der sächsischen oder altpolnischen Partei, der Kronfeldherr Branicki und Fürst Karl Radziwil mit der geringen heimischen Kriegsmacht auf die Wahl der Landboten zum „Convocations-Reichstag" einen Druck üben wollten, riefen die Czartoryski russische Truppen ins Land, welche mit Hülfe ihrer zu einer Conföderation vereinigten polnischen Factionsgenossen nach einem kurzen Kampf die Gegner überwanden und zur Flucht zwangen. So wurde unter der Macht der fremden Bajonette und der anderthalb Millionen Rubel, die man geschickt zu vertheilen wußte, Stanislaus Poniatowski auf dem 7. Sept. 1764. Feld von Wola einstimmig zum König gewählt und am 25. Nov. in Warschau gekrönt.

In Wien sah man mit einiger Beklemmung auf die Vorgänge in Warschau, begnügte sich aber damit, in Petersburg den Wunsch aussprechen zu lassen, das russische Cabinet möge zur Beruhigung der andern Mächte seine Heere aus Polen zurückziehen. Zugleich überlegte Kaunitz mit seiner Gebieterin und mit Joseph, wie sich Oesterreich zu verhalten hätte, wenn es zu einer Theilung der polnischen Länder kommen sollte. Katharina versicherte, daß sie die Republik bei ihren Gesetzen, Freiheiten und in ihrem Besitzstand schützen und aufrecht erhalten werde. An der Aufrichtigkeit dieses Vorsatzes war nicht zu zweifeln. Die von den Czartoryski beabsichtigte Reform der Verfassung, insbesondere die Abschaffung des Liberum Veto wurde durch die Einsprache Rußlands und Preußens vereitelt, und wenn auch das von der Kaiserin in Vorschlag gebrachte Schutz- und Trutzbündniß zwischen dem Zarenreich und der Republik nicht zum Abschluß kam, so benahm sich doch schon jetzt der rohe und brutale Fürst Nikolai Wassiljewitsch Repnin, Gemahl von Nikita Panins Nichte, der seit Keyserlingks Tod († 30. Sept. 1764) das Amt eines Botschafters in Warschau bekleidete, wie ein Dictator und übte im Namen seiner Gebieterin eine Art Protectorat in Polen, das er zur Befriedigung seiner Habsucht und seiner Ausschweifungen zu verwerthen verstand. Poniatowski, wie uns bekannt, ein Mann von liebenswürdigem Charakter im Privatleben und ein feiner Kenner und Beschützer der Literatur und Künste, aber als König schwach, haltungslos, ohne Willenskraft und Ehrgefühl, mußte schon auf dem Krönungsreichstag einwilligen, daß Rußland zur Abrundung seiner Grenze eine Strecke Landes, die ihm bisher streitig gemacht worden, von Polen abriß. Der eitle Fürst, von Feinden, Neidern und Ränkemachern umgeben, konnte auf dem hohen Posten nur durch die mächtige Hand gehalten werden, die ihn darauf erhoben und mußte daher ihre Hülfe durch Fügsamkeit und gute Dienste sich erwerben. Katharina trug sich damals mit kühnen welterobernden Plänen. Das Moskowiterreich sollte wachsen; sie ließ durch den Holsteiner Saldern, einen Mann von Fähigkeiten aber zweideutigem Charakter, bei Friedrich dem Gr. den Plan eines „nordischen Bundes" anregen, welcher dem Familienvertrag der Bourbon'schen Staaten ein Gegengewicht bieten könnte; durch diplomatische Künste, worin die russischen Staatsmänner zu allen Zeiten große Gewandtheit entfalteten, suchte sie in den Nachbarstaaten ihren Einfluß zu befestigen und dem Petersburger Kaiserhof eine schutzherrliche Autorität zu verschaffen. Mit besonderer Aufmerksamkeit verfolgte sie jedoch die Dinge in Polen, wo die Dissidentenfrage ihr die günstige Gelegenheit bot, unter der Fahne der Toleranz und Gewissensfreiheit zugleich die Zwecke selbstsüchtiger Machtvergrößerung zu verfolgen.

Katharina's polit. Machtstellung.

Decbr. 1764.

Wir haben in früheren Blättern erfahren, wie sehr unter dem Einfluß der Jesuiten und Ultramontanen sich der engherzigste Religionseifer in den Gemüthern des polnischen Adels und Volks festsetzte, zur fanatischen Bedrückung und Verfolgung aller Andersgläubigen sich steigerte. Die polnische Adelsrepublik, bemerkt Sybel, glaubte sich im Osten dieselbe Aufgabe gestellt, der einst Philipp II. im Westen nachgestrebt, nämlich die Beherrschung der Welt im Namen des katholischen Glaubens zu übernehmen. Nicht nur daß alle protestantischen Confessionsverwandten und Socinianer als rechtlose Heloten behandelt wurden, auch die Bekenner der griechisch-katholischen Kirche, welche der mit Gewalt und List betriebenen Vereinigung mit der römisch-papistischen Gemeinschaft widerstanden, waren von bürgerlichen Rechten ausgeschlossen. Die Kirchen und Gotteshäuser waren den Bekennern nichtkatholischer Lehrbegriffe im Laufe der Jahre

Die Dissidenten.

fast alle entrissen worden. Kaum daß der religiöse Zelotismus den Dissidenten Privatgottesdienst und Freiheit des Gewissens im Haus und in der Familie gestattete. Vergebens hatte man in Oliva für Polnisch-Preußen freie Uebung der evangelischen Religion ausbedungen, vergebens in allen Friedensschlüssen des achtzehnten Jahrhunderts dem Grundsatz der Toleranz Ausdruck gegeben; die Thorner Gräuel und andere Akte der Unduldsamkeit gaben den Beweis, daß die polnische Nation, sonst überall zwieträchtig und zerrissen, in der religiösen Intoleranz einig und geschlossen sei. Nun geschah es, daß unmittelbar nach der Erledigung des Thrones eine Deputation der unterdrückten griechischen Glaubensgenossen vor der Zarin in Petersburg erschien mit einer Bittschrift um ihren Schutz; in dem Vertrage mit Friedrich II. war, wie erwähnt, die Sache aller Dissidenten als eine gemeinschaftlich zu behandelnde Angelegenheit aufgestellt worden. Erinnert man sich noch, wie sehr es im Interesse der Kaiserin lag, in den Augen des russischen Volkes als eifrige Anhängerin und Dienerin des orthodoxen Glaubens zu gelten, und wie sehr es wieder mit ihrer Hinneigung zu den Aufklärungsideen, mit ihren Sympathien für die Encyclopädisten in Einklang stand, als Fahnenträgerin der Toleranz und Humanität aufzutreten, wie sehr es ihrem Stolze und ihrer Ruhmsucht schmeicheln mußte, wenn man sie als die Vorkämpferin der freien philosophischen Zeitbildung in Paris verherrlichte, so wird man es nicht bloß als Vorwand, als heuchlerische Maske einer niedrigen Eroberungspolitik ansehen, wenn sie sich der Dissidenten annahm und ihnen religiöse Freiheit sowie bürgerliche und politische Rechtsgleichheit mit den Katholiken zu verschaffen suchte. Wenn der polnische Fanatismus es so weit brachte, daß die treulose und egoistische Politik der russischen Kaiserin sich mit der Tugend der Toleranz und Menschenliebe verhüllen konnte, so zeugt dies eben so sehr von der Verblendung und Entartung der Führer der Nation wie das ganze ziellose, leidenschaftliche und unverständige Treiben. Jede Schuld rächt sich auf Erden.

Der Toleranzvorschlag verworfen. 6. Okt. 1766.

Bei der herrschenden Aufregung der Gemüther und den entgegengesetzten Tendenzen der Parteien war vorauszusehen, daß der außerordentliche Reichstag, der Anfangs Oktober in Warschau eröffnet ward, zu stürmischen und tumultuarischen Scenen führen würde. Sollten doch Fragen zur Verhandlung und Entscheidung kommen, welche einen Kampf der Factionen auf Leben und Tod in Aussicht stellten. Es war kein Geheimniß, daß Repnin die Weisung erhalten hatte, auf der Erlassung eines Toleranzgesetzes zu bestehen. Nicht nur Rußland und Preußen, auch die protestantischen Regierungen von Dänemark, Schweden und England hatten in diesem Sinne Noten nach Warschau gerichtet. Die Anwesenheit russischer Truppen in der Hauptstadt und anderwärts gab der Forderung Nachdruck. Stanislaus August, dem es vor Allem darum zu thun war, einen Beschluß zu erzielen, daß fortan im Gegensatz zu dem Liberum Veto alle die Finanzen und das Heer betreffenden Fragen durch einfache Stimmenmehrheit entschieden werden sollten, war geneigt um diesen Preis der Kaiserin zu Willen

zu sein. Da zeigte sich nun aber die polnische Zerfahrenheit und Parteileidenschaft in ihrer ganzen Grundsatzlosigkeit. Der größte Theil der Bischöfe, vor Allen Kajetan Soltyk von Krakau, ein heftiger Feind Rußlands, waren entschiedene Gegner jeder Toleranz. Durch Hirtenbriefe und Rundschreiben, durch wandernde Predigermönche wurde der Fanatismus der Menge aufgeregt und zugleich der Haß gegen den König, den Schützling der Zarin geweckt. In allen Kirchen wurden Kreuzpredigten gegen die Dissidenten gehalten. Und dieselben Leute, welche aus Religionswuth und Intoleranz den russischen Plänen so leidenschaftlich entgegenwirkten, hielten wieder zu Repnin, wo es galt den reformatorischen Tendenzen des Königs und der Czartoryski entgegenzutreten. So nahm denn der Reichstag nach vielen sturmvollen Sitzungen und wilden an Gewaltthätigkeiten streifenden Auftritten ein klägliches Ende. Unter der Leitung der 24. Nov. 1766. Bischöfe Soltyk und Zaluski wies die Versammlung mit großer Mehrheit den Antrag auf kirchliche und politische Gleichstellung der Dissidenten mit den Katholiken zurück, bestätigte aufs Neue die harten Gesetze und Verordnungen früherer Jahre und erklärte alle für Landesverräther, die den Schutz fremder Mächte angerufen hätten. Zugleich wurde jeder Versuch, die bestehende Verfassung im Sinne einer Stärkung der monarchischen Gewalt umzuändern, niedergeschlagen. So lehnte die Adelsrepublik Alles ab, was Polen hätte kräftigen und wehrhaft machen können, und beleidigte zugleich Rußland und die öffentliche Meinung des aufgeklärten Europa. Schon damals wurde von einsichtsvollen Männern der Untergang der Republik Polen vorausgesagt. Die Czartoryski verloren durch diesen Ausgang ihre bisherige dominirende Stellung. Rußland schrieb ihnen das Scheitern des Toleranzantrags zu und die altpolnisch-klerikale Partei haßte sie wegen ihrer Reformpläne.

Die Conföderation von Radom und König Stanislaus August.

Und bald sollte die Verwirrung noch größer werden. Die Dissidenten, sowohl die Protestanten als die nichtunirten Griechisch-Katholischen schlossen Conföderationen zur Durchführung ihrer Sache, die von Rußland begünstigt und unterstützt wurden. Und nun erlebte man, daß die Vorfechter des altpolnischen Wesens, die als „Malcontente“ sich von dem Piastenkönig und seinen Anhängern fern hielten und immer an die Möglichkeit einer dereinstigen sächsischen Thronfolge glaubten, mit Rußland und den Dissidenten gemeinsame Sache machten. In allen Theilen des Landes, versichert Lelewel, gaben sich Symptome von Zwietracht, Erbitterung und Haß kund; Vorurtheile und Betrügereien nahmen überhand; abergläubischer Fanatismus und Verleumdung bedeckten sich mit dem Schleier der Religion; allenthalben entflammten sich die Leidenschaften des Ehrgeizes, der Habsucht, des Hochmuthes und des Grolles. Fürst Karl Radziwil, der durch die Czartoryski zur Flucht nach Dresden gezwungen worden, trug, nach Polen zurückgekehrt, kein Bedenken, aus Haß gegen die „Familie“ mit Rußland einen Bund zu schließen und an die Spitze der Dissidenten und Unzufriedenen zu treten. Russische Subsidien setzten ihn in Stand, unter dem hohen und

niedern Adel Genossen zu werben. Alle dem König und seinen Verwandten feindlich gesinnten Elemente vereinigten sich zu einer großen Liga, der „General-
23. Juni 1767. Conföderation von Radom", die von Panin und Repnin ihre Parole empfing und im Namen der „verletzten Nation" den Zwecken Katharina's und der eigenen Selbstsucht zu dienen bereit war. In einem von russischen Soldaten umringten Versammlungshaus wurde die „Constitution" der Conföderation aufgestellt und unterzeichnet. Ueber das ganze Land verbreitet und alle Hauptgegner der „Familie" in sich fassend, führte der bewaffnete Bund von Radom das gebietende Wort nach dem Commando des Auslandes. Der König hätte dieser Macht nicht widerstehen können, wäre es nicht Katharina's Wille gewesen, gerade einen so halt- und energielosen Mann in diesen sturmvollen Tagen am Steuer des Staatsschiffes zu erhalten. So ließ sie denn dem ehemaligen Geliebten, der im geselligen Freudenleben und im Verkehr mit schönen Frauen sich über die Schwierigkeiten und Nothstände des Reiches leicht wegsetzte, den Schein und Schatten der Herrschaft, nahm aber keinen Anstand, ihn den Becher der Demüthigung, der Schmach und Ohnmacht bis auf den Boden leeren zu lassen. Er sollte die Sklavenketten, die er einst im großfürstlichen Schloß zu Petersburg getragen, nun auch im königlichen Palaste zu Warschau tragen.

Das Duldungsgesetz vom Reichstag angenommen. Durch den Abschluß der Conföderation von Radom war nicht Poniatowski, sondern Repnin der eigentliche König von Warschau. Und wie geschickt wußte dieser russische Staatsmann, der sich seiner Macht bewußt war und rücksichtslos die Mittel der Einschüchterung in Anwendung brachte, die zerfahrene Weltlage zu benutzen, um seine Gebieterin auf der schiedsrichterlichen Höhe zu erhalten! Der fanatische Bischof Soltyk von Krakau, der in seinem agitatorischen Treiben gegen die Toleranz unermüdlich arbeitete, und einige seiner eifrigsten Gesinnungsgenossen unter dem Adel und der hohen Geistlichkeit, wie der Bischof Joseph Andreas Zaluski, wie Wenzeslaus Rzewuski, Palatin von Krakau, der Starost
13/14. Okt. 1767. Severin Rzewuski u. A. wurden in der Nacht aufgehoben und in das innere Rußland, nach Kaluga, deportirt. Dem Nuntius des gerade damals von Pombal und den bourbon'schen Regierungen so hart bedrängten Papstes Clemens XIII. wurde zu verstehen gegeben, daß ein agitatorisches Auftreten gegen das beabsichtigte Duldungsgesetz leicht Maßregeln zur Beschränkung der römisch-katholischen Kirche in Rußland zur Folge haben könnte; ängstliche Gewissen beruhigte man durch die Versicherung, es werde nicht zum Aeußersten geschritten werden; die altpolnischen Factionshäupter wurden durch die „Garantie der Verfassung" von Seiten der Kaiserin gewonnen; der Anblick der russischen Truppen in Warschau machte die Furchtsamen gefügig. Durch diese und andere Mittel
Okt. 1767. erreichte Repnin seinen Zweck. Ein neuer Reichstag bewilligte den Dissidenten freie Religionsübung, getheilte Gerichtshöfe, Zutritt zu allen Aemtern, Sitz und Stimme in der Nationalversammlung, die Befugniß vollberechtigte gemischte Ehen einzugehen und die im J. 1717 innegehabten Kirchen. Umringt von

russischen Soldaten unterzeichneten die Landboten unter dem Bildniß der Kaiserin die Toleranzakte, welche in ganz Europa mit Jubel begrüßt ward, aber mehr ein Denkmal der Ohnmacht Polens als des Sieges religiöser Aufklärung war. Und damit diese Schmach dauernd bliebe, mußte derselbe Reichstag die Beibehaltung des Liberum Veto und aller Uebelstände der alten Verfassung beschließen. Ohne die Zustimmung Rußlands sollte die von der Kaiserin gewährleistete Constitution der Republik Polen durch keine Reichstagsbeschlüsse verändert werden können. Mit den Reformplänen der „Familie" war es nun aus. Stanislaus August getröstete sich mit den Dotationen und Geschenken, die ihm von Petersburg zuflossen und ihn in Stand setzten, sein Gesellschaftsleben genußreicher und prächtiger zu gestalten; Radziwil erhielt die sehnlich begehrte Palatinswürde sammt großen Entschädigungssummen und erstickte das Gefühl seiner Schmach im Freudenbecher. „Noch am selben Tage, an welchem die Conföderation aufgelöst wurde, trank er sich beinahe zu Tode." So wußte Rußland die unvernünftige Intoleranz der Priester und Altgläubigen im Namen religiöser Duldsamkeit zu seinen egoistischen Zwecken auszubeuten, um die obrigkeitlichen Gewalten und die Autorität der Gesetze immer mehr in den Staub zu ziehen und alles Ungesunde und Verworrene des polnischen Adelsstaates unter seinen Schutz zu nehmen.

Gegenconföderation von Bar. Bürgerkrieg.

Das gebieterische Gebahren Rußlands war zu verletzend, trat zu sehr alle nationale Freiheit und Autonomie mit Füßen, als daß es nicht im Inlande eine Reaction hätte hervorrufen, im Auslande Anstoß geben und Mißtrauen erwecken sollen. In den südlichen Provinzen, vorab in Podolien regte sich das polnische Selbstgefühl und der katholische Glaubenseifer. Die Nähe der Türkei erweckte die Hoffnung, die Pforte würde die Unterjochung Polens, wodurch die Macht des nordischen Großstaats bedeutend wachsen und auch den Osmanen selbst Gefahr drohen würde, nicht ruhig vor sich gehen lassen. In Kurzem bildete sich auf Betreiben des Bischofs von Kaminiec, Adam Krasinski eine katholisch-nationale Gegenconföderation, die in der dem Fürsten Lubomirski gehörenden Stadt Bar ihren Mittelpunkt hatte. An der Spitze standen einige Edelleute zweiten Febr. 1768. Ranges, Joseph Pulawski und seine drei Söhne, der Graf Krasinski, Bruder des Bischofs; bald schloß sich auch Joachim Potocki, Schwiegersohn des Kronfeldherrn Branicki an, und im Palatinat Lublin sammelte Marschall Rajewski einige Kriegshaufen. Ihr Ziel war Herstellung der polnischen Freiheit, Abschüttelung der russischen Uebermacht, Vernichtung der Toleranzakte. In ihrer Fahne führten sie auf der einen Seite das Bildniß der heiligen Jungfrau, auf der andern einen zerrissenen weißen Adler mit der Unterschrift: „vincere aut mori." Ausgehobene Bauern und Freischaaren, von Priestern und Mönchen aufgereizt, bildeten die Mannschaften. „Das Mittelalter feierte in den Gefilden Polens seine Auferstehung, von den Kanzeln wurden Gebete zur Erhaltung der katholischen Kirche verlesen, der König wurde darin nicht mehr erwähnt." Maria

Theresia, deren katholisches Bewußtsein durch die den Dissidenten gewährten Rechte beleidigt war, und Frankreich, dessen alte Sympathien für die polnische Nation durch die Brutalität Rußlands aufgerüttelt wurden, leisteten dem katholisch-patriotischen Bund Vorschub. Auch in Konstantinopel erregte die Ausbreitung der russischen Macht Besorgniß. Als die Bewegung weiter um sich griff, stellten König und Senat an Repnin die Bitte, er möge bei der Kaiserin bewirken, daß sie als Bürgin von Freiheit, Gesetz und Recht der Republik gestatte, die in Polen stehenden russischen Truppen zur Niederwerfung der „Rebellen" zu verwenden. Die Bitte wurde gewährt; und nun erhob sich ein wüthender Bürgerkrieg, in welchem Religionswuth, Parteihaß, Rachsucht und Verzweiflung zusammenwirkten, um die Furien menschlicher Leidenschaften zu reizen und zu wilden Thaten zu entflammen. In allen Provinzen, vorab in Podolien und der Ukraine wüthete ein gräuelvoller Parteikampf, begleitet von Raub, Mord und Unthaten aller Art. Die Russen unter dem unmenschlichen Oberst Drewitsch und ihre polnischen Schützlinge hatten die Oberhand. Das Kloster Berdiczow, der heiligste Wallfahrtsort in den östlichen Theilen, wo die reichen Gutsherren ihre Schätze zu bergen pflegten, wurde eingenommen und ausgeplündert; die herrschaftlichen Gebäude der „Rebellen" wurden durch die „Vertheidiger von Gesetz und Ordnung" niedergebrannt; die ausgeplünderten Landleute flüchteten zu Tausenden in die Wälder; die Zahl der getödteten Katholiken und Juden schätzte man auf mindestens zehntausend. Im Süden, wo die Bischöfe von Krakau und Kaminiec die Flamme des Fanatismus schürten, übten die Conföderirten gleiche Frevel. Bis in die Umgegend von Warschau dehnten die verwilderten Soldaten- und Bauernhaufen ihre Raubzüge aus, weder Eigenthum noch Menschenleben schonend. König und Regierung, durch Geldnoth und Zwietracht gelähmt, überließen den Russen die Arbeit, das Land zu „pacificiren"; das Kronheer nahm sehr geringen Theil an den Feldzügen. Dennoch kamen die Conföderirten bald in die äußerste Bedrängniß. Schaaren von Flüchtlingen wandten sich nach Preußen und Schlesien; und als im Sommer ihre festen Hauptsitze Bar und Krakau erstürmt wurden, suchten die Besiegten
Juli 1768. Zuflucht auf türkischem Gebiet. Die Russen folgten ihnen über die Grenze und, da die Feinde auf neutralem Boden Schutz gefunden und sich zur Gegenwehr gerüstet hatten, so enthielten auch sie sich nicht in dem türkischen Grenzlande feindseliger Handlungen. Die Kosaken zündeten die größtentheils von Tataren bevölkerte kleine Stadt Balta an, mordeten an tausend Männer, Weiber und Kinder und zerstörten ein mohammedanisches Bethaus. Die Kunde von diesem Bruch des Friedens und des Völkerrechts brachte in Konstantinopel die alttürkische Kriegspartei in die Höhe. Frankreich, das schon lange auf die Fortschritte der Russen in Polen mit Mißtrauen und Verdruß geblickt und gestattet hatte, daß einige Offiziere sich zu den Conföderirten begaben, nahm die Gelegenheit wahr, um durch seinen Botschafter den Grafen von St. Priest den Fanatismus und

das Kriegsfeuer zu schüren. Auch Oesterreich wirkte in demselben Sinn. Die öffentliche Meinung, in drohenden Volksdemonstrationen sich äußernd, zwang den Sultan seine so lange aufrecht erhaltene Friedenspolitik aufzugeben. Ein neuer Großwessir, Mohammed Emin wurde ernannt, der russische Gesandte Obreskoff als Gefangener in das Schloß der Sieben Thürme gebracht und der Krieg an Rußland erklärt. Mit erregter Freude und Siegeshoffnung begrüßten die Conföderirten diese politische Wendung bei der Pforte und benutzten die Unruhe und Bestürzung ihrer Gegner zu blutigen Rachethaten an den Dissidenten. Okt. 1768.

b. Der erste Türkenkrieg.

Katharina mochte mit einiger Sorge auf einen Krieg schauen, der bald die größten Dimensionen annahm und an mehreren Orten zu gleicher Zeit geführt werden mußte. Die russischen Heere waren keineswegs mehr in so günstiger Verfassung und so strammer Disciplin wie einst unter Münnichs Leitung; der siebenjährige Krieg hatte den militärischen Ruhm der Moskowiter nicht vermehrt, und die Palastrevolutionen, welche meistens unwissende und unfähige Günstlinge in die Höhe brachten, waren nicht geeignet, einen militärischen Geist zu schaffen; dazu kam, daß das Finanzwesen durch Verschwendung und ungetreue Verwaltung sich in zerrüttetem Zustand befand. Aber die staatskluge, unternehmende und hochbegabte Fürstin, welche mit entschlossenem Sinn und fester Hand den Herrscherstab führte, wußte mit Kraft und Energie alle Schwierigkeiten zu überwinden, den europäischen Mächten durch ihre sichere rücksichtslose Kriegs- und Eroberungspolitik zu imponiren, das Ansehen und die Machtstellung des russischen Reiches zu erhöhen. Durch Erneuerung des Bündnisses mit Preußen deckte sie sich den Rücken; dem Mangel an fähigen Befehlshabern suchte sie durch die Berufung ausländischer Offiziere abzuhelfen, die sich mit untergeordneten Stellungen begnügten und doch durch ihre strategische Einsicht und Erfahrung auf den Gang der Operationen einen guten Einfluß übten. Dies bewies sogleich das erste Kriegsjahr, in welchem mit Hülfe des geschickten Generals Bauer aus Hannover der Obercommandirende Fürst Galitzyn, der keine andern Verdienste aufzuweisen hatte, als daß er vornehm, alt und von den Orlows begünstigt war, dennoch einen nächtlichen Sieg über eine türkische Heerabtheilung gewann und dann die fast ganz verlassene Festung Choczim besetzte. Auch als Galitzyn, dessen Unfähigkeit die Kaiserin bald einsah, seinen ehrenvollen Abschied erhielt und ein anderer Mann aus der hohen Adelsaristokratie, der tapfere Fürst Peter Alexandrowitsch **Rumanzow**, „der Turenne Rußlands" an die Spitze des Heeres trat, waren die glänzenden Erfolge des Feldzugs an der Donau weniger dem Oberfeldherrn zu danken, der zwar muthig und unternehmend, aber mehr geistreicher Weltmann denn Stratege war, als den ihm untergeordneten Führern, den Hannoveranern Bauer und Bennigsen und dem fähigen, entschlossenen,

Die russische Armee zu Anfang des Krieges.

12. Okt. 1769.

17. Sept. 1769

aber von der Kaiserin stets mit Argwohn und Ungunst behandelten General Peter Panin, vor Allem jedoch dem gänzlichen Verfall des türkischen Militärwesens.

Verfall des türkischen Kriegswesens. Wir haben bei früheren Gelegenheiten dargethan, wie sehr die Osmanen von der kriegerischen Kraft und Uebung, die sie in den ersten Jahrhunderten zu Herren der östlichen Welt gemacht, herabgekommen waren, wie bei den Janitscharen mit der Lockerung der kastenartigen Abgeschlossenheit auch der militärische Geist und die stramme Disciplin sich verloren hatte. Die lange Ruhe, die seit dem Belgrader Frieden (XII, 921) unter Mahmud, seinem Bruder Osman und Mustafa III., dem Sohne Ahmeds III. dem türkischen Reiche zu Theil geworden, hatte die Erschlaffung und Zuchtlosigkeit vermehrt und das ganze Kriegswesen, Heer und Flotte tiefer Verwahrlosung entgegengeführt. Ein Willkürregiment ohne System und Festigkeit, unfähige launenhafte Großherren auf dem unbeschränktesten Thron, ungetreue Staatsverwalter, innere Zerrüttungen, käufliches Recht, Habgier, Raubsucht und Tyrannei der Statthalter und Beamten, diese und andere Uebelstände trieben das Osmanische Reich immer weiter abwärts auf der abschüssigen Bahn zum Verderben. Von den Fortschritten und Verbesserungen der europäischen Culturvölker in der Kriegskunst hatten die trägen Morgenländer keinen Nutzen gezogen; in der Bewaffnung, im Artillerie- und Geniewesen, in der ganzen militärischen Organisation waren sie zurückgeblieben. Wenn der Fanatismus geweckt, die heilige Fahne des Propheten entfaltet ward, bezeichneten die türkischen Truppen ihre Feldzüge mit Thaten barbarischer Rohheit, wie denn gleich zu Anfang des Krieges der Tatarenkhan Krimgirai raubend und verheerend die Gegend am Dnepr durchzog, die Dörfer in Asche legte, die Heerden wegtrieb und die Menschen in Knechtschaft führte. Nach seiner Rückkehr starb er an dem Gift, das ihm ein griechischer Arzt beigebracht.

Mahmud I. 1730—54. Osman III. 1754—57. Mustafa III. 1757—74.

Russische Kriegspolitik u. die Feldzüge an der Donau. So wird es erklärlich, daß die russischen Heere unerwartete Erfolge errangen, namentlich wenn man dabei in Rechnung bringt, daß die Unternehmungen im Feld durch die Künste der Verführung, der Bestechung und Verhetzung, die von Petersburg aus in Anwendung kamen, nachdrücklich unterstützt wurden. Russische Emissäre, reichlich mit Geld versehen, durchzogen die türkischen Vasallenstaaten an der Donau, die griechischen Länder im alten Hellas und Peloponnes, die Gebirgsgegenden im Osten des schwarzen Meeres, und reizten die christliche Bevölkerung zum Abfall von der mohammedanischen Glaubenstyrannei und Zwingherrschaft, kräftig unterstützt von der byzantinischen Geistlichkeit. Es war dies der Anfang einer Politik, welche Rußland gegenüber der Türkei seitdem standhaft verfolgt hat. So konnte die russische Armee nach einem siegreichen Gefecht unweit Giurgewo unter General Stoffeln die Moldau und Wallachei besetzen. Der Hospodar Gregor Ghika wurde als Gefangener nach Petersburg geführt und in der Hauptstadt Bukarest schwuren die Einwohner der rechtgläubigen Herrin der Moskowiter den Eid der Treue. Vergebens rückte im nächsten Jahr

der Großwessir mit einem mächtigen Heer von Türken und Tataren über die Donau, um die Vasallenstaaten wieder einzunehmen; Rumanzows Sieg am Kaghul, der die Feinde zur wilden Flucht bis in die Ebene von Kartal trieb, 1. Aug. 1770. vollendete die Eroberung der Moldau und Wallachei und trug den Russen große Beute ein. Einige Wochen später erstürmte General Panin die Festung 27. Sept Bender, wobei Tausende moslemitischer Einwohner erbarmungslos niedergemacht wurden.

Mit Grauen und Schrecken blickte das Abendland auf den Kriegsschauplatz Morea und das Mittelmeergeschwader. im Osten. Zu gleicher Zeit fuhr eine russische Flotte aus den baltischen Gewässern durch den Sund und die Seestraße von Gibraltar nach dem östlichen Mittelmeer, um die griechisch-christliche Bevölkerung auf Morea und den Inseln zum Kampf gegen die tyrannische Osmanenherrschaft zu reizen und dabei zu unterstützen. Admiral Spiridow und zwei Brüder Orlow hatten den Oberbefehl; aber englische, dänische und holländische Seeoffiziere, welche für den russischen Dienst gewonnen worden, leiteten das Unternehmen und die Arbeit. Von Italien aus hatte Alexei Orlow, der die blutige Katastrophe gegen Peter III. ins Werk gesetzt, durch russisches Geld und schlaue Agenten die Völkerschaften, insbesondere die wilden von Seeraub und Menschenhandel lebenden Mainotten zum Aufruhr verleitet. Als nun die russischen Schiffe in die Nähe kamen, griffen die griechischen Einwohner zu den Waffen und überfielen die türkischen Besatzungstruppen: in Kalamata und Misitra erwürgten die Mainotten gegen tausend Mohammedaner unter unmenschlichen Gräueln. Dafür nahmen die Türken und Albanesen in Tripolizza und Patras blutige Rache an den Griechen und ihren russischen Beschützern. Was nicht in den Flammen der angezündeten Häuser oder durch das Schwert umkam, wurde in Ketten und Banden auf den Sklavenmarkt geführt. Ganze Landstrecken waren mit Trümmern und Leichenhaufen bedeckt. Orlow hatte in einem Manifest verkündet, daß seine Kaiserin die griechische Nation von dem Joche der Ungläubigen befreien wolle; nun ward der Druck unleidlicher als zuvor. Tausende flohen als Bettler aus dem Lande des Schreckens. Von Napoli di Romania aus segelte die russische Armada ostwärts. Die türkische Flotte, dem Oberbefehl des feigen und unfähigen Kapudan Pascha unterstellt, barg sich in dem Hafen von Tschesme, gegenüber der Insel Chios. An diesem Orte wurde die türkische Seemacht von einem Schlage betroffen, wie sie seit der Schlacht von Malta keinen erlitten. Durch einen einzigen Brander wurde die ganze Flotte, fünfzehn Linienschiffe und neun Fregatten, in Flammen 5. Juli 1770. gesetzt, wobei über achttausend Menschen umkamen. So gewaltig war die Katastrophe, daß in Smyrna die Erde bebte und das Meer wie von einem Sturm bewegt ward. Das Verdienst dieser Kriegsthat gebührte einzig und allein den englischen Seeoffizieren, insbesondere dem Contreadmiral Elphinstone; Alexei Orlow hatte sich eben so feig und ungeschickt benommen wie sein türkischer Gegner. Er hatte auf einer Fregatte sich von dem Schauplatz entfernt und während der

Aktion in einer Cajüte zagend den Ausgang abgewartet. Dennoch wurde der Bruder des Günstlings der Kaiserin als der Sieger gefeiert und mit dem Beinamen Tschesmensky und einer Ehrensäule in Zarskoe Selo ausgezeichnet.

Schlimme Lage der Pforte. Die Krim. In ganz Europa erscholl der Ruhm der russischen Waffenthaten, die Kaiserin wurde von ihren Verehrern „die Große" genannt; das türkische Reich schien seinem Untergang entgegen zu gehen. Denn wenn auch der kühne Vorschlag Elphinstone's, den Eindruck von Tschesme zu einer Fahrt gen Konstantinopel zu benutzen, an der Muthlosigkeit des russischen Oberbefehlshabers Orlow scheiterte, so rüttelten doch in allen Vasallenstaaten die Einwohner an ihren Ketten nnd der Bey von Aegypten hielt den Zeitpunkt für günstig, dem Sultan den Gehorsam aufzukündigen und mit der Beherrscherin der Moskowiten in Verbindung zu März 1771. treten. Und als es im folgenden Frühjahr den Russen gelang, sich der Krim zu bemächtigen und damit die Herrschaft über das schwarze Meer zu gewinnen, da hatte die Pforte Ursache, besorgt in die Zukunft zu blicken. Geld und agitatorische Umtriebe hatten auch bei den Tataren die gehoffte Wirkung gethan. Zwei Parteien lagen mit einander in blutiger Fehde; die Einen hielten zu dem vom Sultan ernannten Chan, die Andern hatten einen Oberherrn gewählt, der die Halbinsel unter die Schutzherrschaft Rußlands stellen wollte. Da erschien Fürst Dolgoruki an den Linien von Perekop, ihm zur Seite als Rathgeber General Bauer. Und nun errang Katharina die Früchte, nach denen schon Peter d. Gr. und Münnich vergebens getrachtet. Dolgoruki zog als Sieger in Jenikale, Kertsch und Kaffa ein, erhob den Clienten der Russen zum Tatarenchan und schickte die ergebenen Volkshäupter nach Petersburg, um der Zarin zu huldigen und den Eid der Treue zu leisten. Im vollen Glanze der Majestät empfing die Kaiserin die Deputation und bestätigte den Bundesvertrag.

Haltung der europ. Mächte u. der poln. Factionshäupter. Sollten aber die europäischen Mächte die drohende Machtvergrößerung Rußlands ruhig vor sich gehen lassen? Denn gleichzeitig mit diesen Erfolgen gegen die Türkei war auch in Polen der russische Einfluß gewachsen. Die Kriegserklärung der Türken hatte den Conföderirten von Bar neuen Muth gemacht. Die antirussische Partei trug ihr Haupt höher; der charakterlose Fürst Karl Radziwil, der von Repnin bisher mit großer Auszeichnung behandelt worden war und daher den litthauischen Adel vom Anschluß an die „Rebellen" abgehalten hatte, wurde schwankend und unsicher; selbst die Czartoryski meinten, die Zarin sollte den Reichstagsbeschluß in Betreff der Dissidenten und die Garantien der polnischen Constitution aufgeben; dann wollten sie eine „Pacificationsconföderation" ins Leben rufen und die Ruhe und Ordnung im Reiche herstellen. Die Barer Liga wurde von Oesterreich und Frankreich begünstigt: das Wiener Cabinet gewährte den Flüchtlingen ein Asyl zuerst in Teschen, dann in der ungarischen Stadt Eperies; Choiseul gestattete, daß französische Militärs, darunter die Generale Dumouriez und Viomenil sich zu den Conföderirten begaben, um die Kriegsoperationen in besseren Gang zu setzen. Er trug sich mit dem

Gedanken, eine europäische Coalition gegen Rußland aufzubringen. Die Zuversicht der Conföderirten steigerte sich als Repnin im Januar 1769 in Ungnade abberufen und Fürst Wolkonski zum Gesandten in Warschau ernannt ward. Sie gingen mit dem Plane um, ihren Bund von Bar durch Heranziehung neuer Mitglieder im ganzen Reich zu einer Generalconföderation zu erweitern, die Russen gänzlich aus dem Lande zu schlagen und den Thron neu zu besetzen. Aber wie wenig waren die Führer im Hauptquartier von Eperies zu einer Regeneration des Staatswesens befähigt! „Das Geld, das die Magnaten mitbrachten, Frankreich gewährte, oder die Raubzüge nach den Salzwerken von Wieliczka eintrugen, wurde in leichtsinnigem Wohlleben verthan, die Zeit in endlosem Hader unter einander, in Gastereien, am Spieltisch, und da sich auch Damen eingefunden hatten, in Liebesintriguen vergeudet." Zugleich wurde der Bürgerkrieg in Polen selbst mit der größten Grausamkeit und Zerstörungswuth fortgeführt. Oesterreich machte sich die Verwirrung zu Nutze, indem es auf Grund verjährter Ansprüche einen polnischen Landestheil, die sogenannte Zips „recuperirte" und in Galizien die Salinen von Wieliczka und Bochnia sowie gegen fünfhundert Ortschaften in Besitz nahm, zur Ausgleichung für die Vergrößerung Rußlands im Osten. Friedrichs II. Blicke waren auf das Bisthum Ermeland gerichtet. Unter dem Vorwand, das Vordringen der Moskauer Pest zu verhüten, ließ er Polnisch Preußen durch einen Cordon absperren und von preußischen Truppen bewachen. Es waren die ersten Symptome von geheimen Theilungsgedanken. Daß dieselben unter den rauhen gewaltthätigen Händen der Russen bald eine greifbare Gestalt annahmen, davon trifft die Polen selbst die Hauptschuld. Okt. 1770.

Der Krieg wurde immer grausamer und barbarischer: die Bauern aus der Ukraine und die Kosaken aus den Morästen des Dnepr nahmen blutige Rache an den katholischen Polen für alte Frevel und Bedrückungen, welche diese einst den Bekennern der griechischen Kirche zugefügt; weithin rauchte das Land und Tausende wurden erhängt, ermordet, in die Erde gegraben. Ganze Länderstrecken waren verwüstet und menschenleer; Brandstätten und Leichenhaufen bezeichneten die Wege, welche die feindlichen Heerhaufen durchschritten. In der langen Zerrüttung hatten sich Banden gebildet, sagt Lelewel, die unter dem Namen Conföderationen das ganze Land von dem Innern Litthauens bis Preußen durchstreiften und von Plünderung lebten. Parteiwuth, Selbstsucht und rohe Leidenschaften traten immer rücksichtsloser hervor; die Häupter der Conföderirten wetteiferten an Härte und Brutalität mit dem General Weymarn, dem rohen ungestümen Oberfeldherrn der Russen. Die Auswanderung griff immer mehr um sich; die fremden Heere recrutirten sich mit polnischen Flüchtlingen oder verkauften Kriegsgefangenen. Die Republik drohte sich in ihre ursprünglichen Landschaften und Völker aufzulösen. Und nicht bloß in Polen und in den östlichen Grenzlanden wütheten Tod, Krankheit und Verderben und forderten zahllose Opfer; um das Elend noch größer zu machen, erzeugten sich in den Sümpfen an der Donau böse Fieber; es entstand eine Pest, die vom russischen Heerlager in der Moldau in die alte Hauptstadt des Reichs verschleppt ward. Das Uebel steigerte sich durch Vernachlässigung und verkehrte Maßregeln zu solcher Höhe, daß in Moskau und in den umliegenden Dörfern in Der Bürgerkrieg in Polen und die Pest in Moskau. Weihnachten 1770.

kurzer Zeit 90,000 Menschen, ungefähr ein Viertel der ganzen Bevölkerung dahingerafft wurden. Alles suchte Hülfe bei einem Muttergottesbilde, das nach althergebrachter Weise über einem Thor in die Wand eingefügt war. Das Gedränge vermehrte die Ansteckung, und als der Metropolit das Bild entfernte, richtete sich die Wuth des Volkes wider den „Ketzer". Er wurde während des Gottesdienstes aus einer Klosterkirche herausgerissen und vor der Thüre ermordet. Die Masse stürmte die Lazarethe, mißhandelte oder tödtete die Aerzte, denen man die Schuld beimaß, darunter auch mehrere deutsche, die den „Rechtgläubigen" als „Lutheraner" oder „Calviner" besonders verhaßt waren. Die Beamten entflohen, alle Bande der gesellschaftlichen Ordnung schienen sich zu lösen.

Das Attentat gegen König Stanislaus. Die Erfolge der russischen Waffen gegen die Türken, der Sturz des den polnischen „Patrioten" günstigen Ministers Choiseul, wodurch die französischen Hülfsgelder ins Stocken kamen, die Ohnmacht der Pforte und die zweideutige Haltung Oesterreichs und Preußens, minderten die Hoffnungen und die Zuversicht der Conföderirten von Bar auf den Sieg ihrer Sache. Der russische Gesandte Saldern, der im April 1771 an Wolkonski's Stelle trat und an barschem rücksichtslosem Benehmen alle seine Vorgänger übertraf, herrschte wie ein Dictator über die Hauptstadt und den König. Da tauchte in den Reihen der altpolnischen Patrioten der Gedanke auf, sich der Person des Königs zu bemächtigen und dadurch den russischen Intriguen und Gewaltthaten den legalen Rückhalt und das wichtigste Werkzeug zu entreißen. Die Ausführung des Attentats übernahm Strawinski, ein verwegener von religiösem und politischem Fanatismus durchdrungener Mann. Im Einverständniß mit Pulawski, einem der Häupter der Conföderirten, begab er sich mit einer Anzahl Verschworner, darunter der riesenstarke Kosinski, nach Warschau in einem Augenblick da der größte Theil der russischen Besatzungstruppen nach andern Orten entsandt war. Als der König in
3. Nov. 1771. der Nacht aus einer Gesellschaft heimfuhr, wurde er plötzlich überfallen, aus dem Wagen gerissen und mißhandelt, hierauf am Kopf verwundet zuerst zu Fuß, dann zu Pferde vor das Thor nach der Heerstraße geschleppt. Nur dem Zufall daß sein Pferd stürzte, als die Mehrzahl der Verschwornen vorausgeeilt war, um den an einem bestimmten Orte aufgestellten Wagen herbeizuholen, verdankte der König seine wunderbare Rettung. Kosinski ließ sich durch die beredte Zunge Poniatowski's und durch Versprechungen bewegen, den Gefangenen auf heimlichen Pfaden nach dem Schlosse zurückzubringen. Diese „schwarze Unthat" der Conföderirten, die Stanislaus den Verhetzungen und conspiratorischen Umtrieben der römisch-katholischen Fanatiker unter Klerus und Laien zuschrieb, beschleunigte den Fall Polens. Die auswärtigen Höfe schracken zurück vor dem factiösen Treiben einer Partei, welche sich nicht scheute an die geheiligte Majestät die Mörderhände zu legen. Was die Kaiserin schon längst gewünscht und geplant hatte, kam jetzt zur Ausführung; und sie hatte dabei den Triumph, daß Andere an der bösen That sich betheiligten. Die längst vorausgesagte und im Stillen überlegte Theilung Polens wurde nunmehr zur Thatsache.

c. Die erste Theilung Polens und der Frieden von Kutschuk-Kainardsche.

Der Theilungsgedanke gewinnt Realität.

Schon lange schwebte die Möglichkeit, ja Wahrscheinlichkeit, daß die Republik Polen einmal die Beute der angrenzenden Großstaaten werden möchte, wie ein unheilschwangeres Meteor in der Luft. Hatte doch bereits vor einem Jahrhundert König Johann Casimir den Reichsständen ein solches Schicksal vorausgesagt und den patriotischen Wunsch beigefügt, er möge als falscher Prophet erfunden werden: „Moskau wird sich Litthauens bemächtigen, der Brandenburger sich nach Großpolen vergrößern und über Preußen sich entweder mit den Schweden verständigen oder mit ihnen darum kämpfen, und auch Oesterreich wird sich nicht vergessen, sondern nach Krakau und den benachbarten Palatinaten greifen." Zu einer derartigen Lösung drängten nunmehr die Zeitumstände. Die Russen waren thatsächlich die Herren von Polen: in Warschau führte der russische Gesandte das entscheidende Wort, dem der König gehorchen mußte; es bestand keine polnische Regierung, sondern eine auf Moskowitische Bajonette sich stützende Dictatur, welche die Republik nach dem Willen und den Interessen der Kaiserin lenkte. Die Türkei war niedergeworfen und mußte um ihre eigene Existenz ringen, wie hätte sie den verbündeten Polen zu Hülfe kommen sollen? Dem österreichischen Kaiserreich war mehr daran gelegen, daß Rußland nicht im Gebiete der unteren Donau festen Fuß fasse, als daß Polen nicht ein russischer Vasallenstaat werde. Wohl mag der kirchlich gesinnten Maria Theresia der Sieg der russisch-preußischen Toleranzpolitik über die katholisch-patriotische Conföderation von Bar nahe gegangen sein und ihrer strenggläubigen Seele manche Bekümmerniß bereitet haben; aber der Reichskanzler Kaunitz und ihr Sohn Joseph waren von anderem Schlag, und der österreichische Gesandte in Berlin, der uns bekannte van Swieten, war ein geschickter Vermittler ihrer Politik. Mußte doch die Besetzung der Zips und die Aufpflanzung der kaiserlichen Adler in den „recuperirten" Grenzlanden als erster Versuch gelten, von dem zerrissenen polnischen Staatskörper ein günstig gelegenes Stück loszutrennen! Bei der Lage der Dinge im Anfang der siebenziger Jahre hing das Schicksal Polens gänzlich von der Kaiserin Katharina ab. Für Oesterreich und Preußen konnte somit nur die Frage entstehen, ob sie Rußland mit Waffengewalt verhindern wollten, seine Herrschaft oder Suzeränetät über die jeder politischen Selbstbestimmung ermangelnde und unfähige Republik fest und dauernd zu begründen, oder ob sie sich über die künftigen Geschicke der Nation verständigen, zu einer gemeinschaftlichen Action vereinigen wollten. Mit ganz unnöthigem Eifer hat man die Streitfrage zu erforschen und zu beantworten gesucht, wer der eigentliche Urheber des Theilungsplanes gewesen. Der Gedanke war nicht neu, er hatte schon seit einem Jahrhundert unter dünner Decke geschlummert und war bei mehreren Gelegenheiten besprochen und erwogen worden. Erst das Zusammentreffen verschiedener Umstände brachte den Gedanken zur Reife, und dabei trifft alle drei Theil-

nehmer die gleiche Schuld. Gott wollte nach dem Ausspruch eines berühmten Historikers die Moralität der Mächtigen auf die Probe stellen. Selbst in Frankreich, wo sich in der Folge eine so große moralische Entrüstung über das räuberische Vorgehen kund gab, hatte man in Ueberlegung gezogen, ob nicht Polen behufs einer allgemeinen Pacification im Osten, unter eine Art Curatel der Nachbarmächte gestellt und das Königthum in Warschau abgeschafft werden sollte. Wie gerne hätte Choiseul dem König von Preußen zum Besitz von Ermeland und Kurland verholfen, wenn Friedrich von seinem Bündniß mit Rußland hätte zurücktreten wollen! Die Zusammenkunft des preußischen Königs mit
Sept. 1770. Joseph und Kaunitz zu Neustadt in Mähren hatte nicht bloß eine militärische Truppenschau zum Zweck, sondern wurde auch zu Besprechungen politischer Art benutzt: eine Machtvergrößerung Rußlands in der Moldau und Wallachei und ein Protectorat in Polen mußte beiden bedenklich erscheinen. Bald nach den österreichischen „Recuperationen" stattete Prinz Heinrich von Preußen seiner Schwester in Stockholm einen Besuch ab und reiste dann nach Petersburg. Er
Jan. 1771. wurde am Hof mit großer Auszeichnung behandelt. In einer Abendgesellschaft bei der Kaiserin kam die Rede auf die Occupation der polnischen Grenzgebiete durch Oesterreich und das Verhalten Friedrichs II. in polnisch Preußen. Da warf Katharina die Worte hin: „Aber warum sollte nicht Jedermann etwas nehmen!" Prinz Heinrich suchte auf seinen königlichen Bruder in dieser Richtung einzuwirken. Die Lage des Weichsellandes, welches Ostpreußen von der übrigen Monarchie trennte, machte den Vorschlag, die Occupationen Oesterreichs nachzuahmen, sehr verlockend. Graf Lynar, ein bekannter Diplomat jener Zeit hatte schon vorher in Berlin einen Theilungsentwurf vorgelegt, der jetzt, nachdem er von dem preußischen Gesandten in St. Petersburg dem Fürsten Panin mitgetheilt worden, mehr Beachtung fand. Friedrich hatte der russischen Regierung während des Krieges namhafte Subsidien geliefert, für die er wohl eine Entschädigung ansprechen durfte. Wenn man Rußland in Polen freie Hand ließ, so konnte es zur Rückgabe der Moldau und Wallachei an die Pforte bewogen und dadurch die Herstellung des Weltfriedens erleichtert werden. Gegenüber den parteiischen und unrichtigen Darstellungen eines Smitt und Janssen faßt Ranke die Genesis der Theilung in folgende Sätze zusammen: „Man würde Friedrich mit Unrecht als den ersten Urheber einer den drei Mächten gemeinschaftlichen Gebietserweiterung auf Kosten Polens betrachten; dieser Gedanke ist, von Oesterreich veranlaßt, in den Salons von Petersburg ergriffen worden: daß derselbe aber so große Dimensionen annahm und zu einer Umgestaltung der Machtverhältnisse im Norden und Osten führte, dazu hat Friedrich ohne Zweifel den Anstoß gegeben."

Die Theilung vollzogen. Es war keine leichte Sache, dem Petersburger Cabinet, das am liebsten ganz Polen als Vasallenstaat in der alten Weise fortregiert und zugleich die eroberten Länder am schwarzen Meer behalten hätte, diese Vorschläge annehmbar zu machen; aber die Lage des russischen Reiches, wo die Einführung von Papiergeld, die Erhö-

hung der Kopfsteuer, die Aushebungen für die Armee die Unzufriedenheit des Volkes gesteigert und Krieg und Pestilenz unter der männlichen Bevölkerung große Lücken erzeugt hatten, erforderte einige Berücksichtigung. Man durfte die Saiten nicht zu scharf spannen. So wurde denn nach vielen geheimen diplomatischen Verhandlungen und nach einer Reihe von Vorschlägen und Gegenvorschlägen ein Einverständniß zwischen den drei Cabineten in Beziehung auf Polen und die Türkei erzielt. Ein Theilungsvertrag, der von Panin entworfen, von Kaunitz formulirt in Petersburg, Wien und Berlin zugleich unterzeichnet ward, setzte die Länder fest, die von der bisherigen Republik Polen getrennt werden und den drei Vertragsmächten zufallen sollten, zugleich wurde unter Vermittelung des preußischen und österreichischen Gesandten in Konstantinopel zwischen Rußland und der Türkei ein Waffenstillstand geschlossen und in Fokschani ein Friedenscongreß eröffnet. Dadurch konnten für den Fall, daß die Theilungspläne auf Widerstand stoßen würden, die russischen Streitkräfte in Polen verstärkt werden. Während die Oesterreicher in die südlichen Landschaften der Republik vorrückten, die Preußen die Weichselländer besetzten, entrissen die Russen den Conföderirten, die sich unter der Führung des französischen Generals Choisy wieder der Stadt Krakau bemächtigt hatten, diese letzte Festung und erzwangen die Auflösung des Bundes. Pulawski gab seinen Waffengefährten den Rath, sich nicht durch unnützen Kampf gegen die Uebermacht ins Verderben zu stürzen, und verließ dann sein unglückliches Vaterland, um im Lande der Freiheit jenseit des Oceans sein Leben zu beschließen. Die Conföderirten befolgten den Rath: viele wanderten aus; andere traten in die Dienste des Königs; manche unterwarfen sich den Russen; die übrigen legten die Waffen nieder oder lieferten sie aus. Eine Bekanntmachung der drei Mächte, daß alle Conföderirten, welche im Aufruhr beharrten, als Räuber, Mörder und Brandstifter behandelt werden würden, schlug jeden Widerstand im Felde nieder. In Kurzem kam das „nordische System" in ganz Polen zur Geltung; und aus einer Reihe von Manifesten und öffentlichen Erklärungen erfuhr das erstaunte Europa die Resultate der geheimen Abmachungen der Cabinete.

Aug. u. Sept. 1772.

In den Manifesten und Declarationen wurde verkündigt, daß die drei Mächte sich behufs der Wiederherstellung und Erhaltung der Ruhe und Ordnung in Polen sowie der Sicherstellung der alten Verfassung und Freiheit der Nation zu gemeinsamer Wirksamkeit vereinigt hätten; zugleich wurde darin dargethan und nachgewiesen, daß jede der drei Vertragsmächte alte Rechtsansprüche auf gewisse jetzt zur Republik Polen gehörige Länder habe, die sie zur Geltung zu bringen entschlossen wären, damit ihre Reiche eine natürliche und sichere Abrundung erhielten. Nach dem Manifeste Katharina's, worin auf die Bemühungen der Kaiserin bei der Königswahl besonderer Nachdruck gelegt war, sollte das von den Flüssen Düna, Dnepr und Drudsch eingeschlossene Gebiet, gegen 2000 Quadratmeilen mit fast zwei Millionen Einwohnern den Russen rechtlich zustehen; das preußische Schriftstück wies nach, daß das Land an der unteren Weichsel sammt dem Netzdistrikt, die Städte Elbing, Marienburg, Culm u. a. m. umfassend, ein Gebiet von 644 Quadratmeilen mit etwa 600,000 Einwohnern, das

einst die Deutschherren besessen, rechtlich und geschichtlich zu Preußen gehöre; nur die Städte Danzig und Thorn sollten unabhängig bleiben und selbständige Stadtgemeinden bilden. Das Manifest der Kaiserin Maria Theresia nahm Ostgalizien und Lodomirien, 1280 Quadratmeilen, ein reich bevölkertes Land von drei Millionen Einwohnern mit 300 Städten und Flecken und den unschätzbaren Salzbergwerken von Wieliczka kraft „rechtmäßiger" Ansprüche für Oesterreich in Besitz.

Die Theilung vom Reichstag bestätigt. Den Manifesten folgte die Ausführung auf dem Fuße. Ohne sich durch die Gegenerklärungen des Königs und Senats beirren zu lassen, besetzten die drei Mächte sofort die als ihr Eigenthum in Anspruch genommenen Länder und ließen sie durch ihre Beamten verwalten, durch ihre Truppen sichern und den Einwohnern den Treueid abnehmen. Zugleich betrieben die drei Höfe durch ihre Gesandten die Einberufung eines Reichstags, welcher das Geschehene gutheißen und den veränderten Verhältnissen entsprechende Anordnungen treffen sollte. Da war es denn sehr günstig, daß an die Stelle des anmaßenden Saldern ein Mann von
Sept. 1772. humaner Gesinnung, feiner Bildung und diplomatischen Talenten trat, der Freiherr von Stackelberg. Durch ihn wurde der König, von dem man nach dem Ausspruche Friedrichs „einige romantische Scenen" sich gefallen lassen mußte, und eine Anzahl Senatoren dahin gebracht, daß sie von dem beabsichtigten Proteste abstanden und die gesetzlichen Schritte zur Versammlung der Reichsstände thaten. Glatte Worte, Jahrgelder und Versprechungen bewirkten, daß die Poniatowski, Czartoryski, Lubomirski und einige andere Magnaten sich in die Zeiten schickten; die Bischöfe wurden durch die Drohung einer Säcularisation der geistlichen Güter von der Opposition abgeschreckt. Aber die geringe Zahl der Willfährigen im Senat konnte doch als Beweis gelten, daß bei dem hohen Adel noch nicht alles Ehr- und Vaterlandsgefühl erloschen sei; und als im Frühjahr der Reichstag in Warschau zusammentrat, war er nur ein Schatten der früheren gesetzgebenden Körperschaft. Wie sehr immer die fremden Truppen, die über das ganze Land zerstreut lagen und in großer Zahl die Hauptstadt besetzt hielten, entmuthigend und einschüchternd auf die ganze Bevölkerung wirken mußten, wie sehr die Bestechungskünste der drei Gesandten, denen eine gemeinsame „Operationskasse" zur Verfügung gestellt war, auf die käuflichen Seelen ihren Einfluß übten, wie sehr die Drohungen mit weiteren Zwangsmaßregeln und die schweren Einquartierungen die Widerspenstigen schreckten und fügsam machten; dennoch war der Reichstag, der am 19. April 1773 eröffnet wurde, so geringzählig besetzt, wie kein früherer, und selbst unter den Anwesenden zeigte sich eine scharfe Opposition. Die Sitzungen gestalteten sich mitunter so stürmisch, daß der Bischof von Wilna einst äußerte, es komme ihm vor als befinde er sich im zweiten Tage der Schöpfung und der Entwickelung des Chaos. Die Weltgeschichte bietet kaum ein zweites so klägliches und unwürdiges Schauspiel von Terrorismus, Ohnmacht und Niederträchtigkeit, wie die Vorgänge in Warschau in den Jahren 1773 und 1774. Es waren weniger die Theilungsverträge der Großmächte,

wodurch die Leidenschaften entflammt wurden: diejenigen Senatoren und Landboten, die sich überhaupt zu der Versammlung eingestellt, hatten sich von vorn herein mit verzweifelnder Resignation in die Nothwendigkeit gefunden; sie begnügten sich mit einem feierlichen Protest vor Gott und vor der Welt gegen den Mißbrauch der Uebermacht, gegen eine Politik, die Treue und Glauben umstoße, da die angeblichen Rechtsansprüche, wie durch eine Schrift des gelehrten Loiko nachgewiesen ward, nichtig oder durch frühere Verträge und Verzichtleistungen aufgehoben seien. Was besonders zu stürmischen Sitzungen Veranlassung bot, waren die Parteiinteressen, war die Selbstsucht der einzelnen Betheiligten, die wenigstens für sich aus dem nationalen Schiffbruch einige Güter zu retten suchten. Zunächst ertheilte man dem Reichstag den Charakter einer Conföderation, damit einzelne Magnatenhäupter größeren Einfluß auf die Berathungen und Beschlüsse üben möchten und mehr Einmüthigkeit unter den Mitgliedern erzielt würde; auch stellte man den Grafen Poninski und den Fürsten Michael Radziwil als Marschälle an die Spitze, zwei Männer, die gänzlich unter Rußlands Einfluß standen. Dann bewirkten die drei Theilungsmächte, daß eine „Delegation" ernannt und mit der Vollmacht ausgerüstet ward, im Namen der „conföderirten Republik" vollgültige Beschlüsse zu fassen sowohl in Bezug auf die Gebietsabtretungen als auf Veränderungen in Verfassung und Verwaltung. Trotz der Einsprache des Königs, der sich durch die Bildung einer als Reichstag handelnden Conföderation vollends aller Macht und Autorität entkleidet und durch den permanenten Ausschuß in seinen verfassungsmäßigen Rechten bedroht sah, wurden beide Anordnungen durchgeführt. Die Androhung, daß im Falle längeren Widerstandes in das königliche Schloß und in die Paläste seiner Oheime starke Einquartierungen gelegt würden, und andererseits die Aussicht, daß die durch die Auflösung des Jesuitenordens in Polen frei gewordenen Güter der Gesellschaft dem König und seinen Freunden zur Verfügung gestellt werden könnten, wiesen den schwachen Fürsten bald in die Schranken des Gehorsams und der Fügsamkeit. So trat denn die Delegation ins Dasein. Während ihrer Berathungen im Radziwil'schen Palast lebte die vornehme Welt in Warschau in Saus und Braus; Feste und Bälle drängten einander, am Pharotisch rollten die Goldstücke; im Rausch des Lebens suchte man das Unglück des Vaterlandes zu vergessen; das Gefühl für Tugend, Recht und Ehre schwand immer mehr dahin. Selbst der Pole Lelewel fällt ein scharfes Verdammungsurtheil über den corrumpirten Adel jener Tage: „Man kann sagen, daß die Geschichte Polens zu keiner Zeit unter schwärzeren Farben sich darstellt; es war eine Zeit der schmählichsten Erniedrigung und der empörendsten Verderbniß. Alle Hochgestellten waren verkäuflich, raubsüchtig, unersättlich." So wurde denn nicht nur die Theilung gut geheißen, Sept. 1773.
sondern auch ein von Poninski vorgelegter Entwurf, wie in Zukunft die Verfassung und Regierung eingerichtet werden sollte, angenommen, ein Werk, welches die Gewalt und die Rechte der Krone vollends zu einem Schatten herab-

würdigte. Nicht nur daß darin der Fortbestand der „freien und unabhängigen Republik“ mit dem gewählten Oberhaupte, mit der ganzen alten Verfassungsform sammt dem Liberum Veto als Grundgesetz aufgeführt war; es sollte auch zur schärferen Begründung des Gleichgewichts der executiven und ständischen Gewalten ein „permanentes Conseil“ errichtet werden, das unter dem Vorsitz des Königs die Vertheilung der Aemter und der Gnadenverleihungen zu bestimmen habe. Dadurch kam die ganze ausübende Macht an einen oligarchischen Rath, der von Senat und Ritterschaft gewählt dem König die Vorschläge für die Besetzung der Würden der Bischöfe, Generale, Palatine und aller höheren Behörden zu machen hatte.

Schluß des Reichstags. Von der Zeit an war der russische Gesandte in Warschau der eigentliche Gebieter der polnischen Republik. Der Versuch Poniatowski's, der Krone noch einen schwachen Schimmer von Majestät zu retten, zog ihm im Reichstag den hämischen Spott des Fürsten August Sulkowski zu. Zum Dank für so viele Hingebung von Seiten des Adels und der Bischöfe, willigte denn auch die Kaiserin in eine Beschränkung des Toleranzgesetzes: Die Dissidenten sollten vom Senat und den Ministerstellen ausgeschlossen und im Reichstag nur durch drei Landboten ihres Bekenntnisses vertreten sein, sonst aber alle kirchlichen und bürgerlichen Rechte genießen. Nach zweijähriger Dauer wurde der Reichstag geschlossen, welcher der Existenz des Polenreichs die Axt an die Wurzel gelegt hatte. (12. April 1775.) Der Adel, verschuldet, käuflich, sittenlos und von keiner höhern Idee getragen, ging durch die eigene Entartung zu Grunde. Die Männer, die sich wie die Poninski, Radziwil, Branicki u. a. als Werkzeuge der russischen Politik hatten gebrauchen lassen oder wie die Czartoryski sich beeilten, der Kaiserin ihre fortdauernde Ergebenheit zu bezeugen, trugen Reichthümer, einträgliche Aemter, Güter und Privilegien davon. Das stumpfsinnige Volk, das unter der unmenschlichen Herrschaft barbarischer Edelleute ein thierisches Dasein verbrachte, sah dem Untergang des Vaterlands mit trägem Gleichmuth zu.

Erneuerung des russisch-türkischen Kriegs. Mittlerweile war der Türkenkrieg von Neuem ausgebrochen, da man sich in Fokschani nicht über die Friedensbedingungen hatte einigen können. Beide Theile strengten an der unteren Donau ihre Kräfte an, die Russen unter Rumanzow um ihre Eroberungen im Süden dieses Flusses auszudehnen, die Osmanen, um die Moldau und Wallachei wieder zu besetzen; mehrmals wurde der Strom von der einen und von der andern Armee überschritten. Auf russischer Seite verloren die tapfern Generale Weißmann und Weymarn ihr Leben auf dem Schlachtfeld; der von der Pforte abgefallene Ali Bey von Kairo, der sich in Syrien mit einigen aufständischen Statthaltern zum Kampf gegen den Großherrn vereinigt hatte, wurde von seinem eigenen Schwiegersohn gestürzt (Mai 1773.) und starb als Gefangener an seinen Wunden oder an Gift. Im folgenden Jahr hatten die Russen mehr Glück. Sultan Mustafa, der während seiner langen Regierung wohl vielerlei unternommen aber dabei wenig Kraft und Fähigkeit an

den Tag gelegt hatte, ging im December 1773 aus der Welt und hatte seinen Bruder Abdul Hamid zum Nachfolger, einen Mann, der seit dem Tode seines Vaters Ahmed III. dreiundvierzig Jahre lang in enger Kerkerhaft gehalten worden war. „Ohne Talent", sagt Hammer, „ohne Geschäftserfahrung, ohne andere Kenntnisse von der Welt, als die er sich durch die Lesung osmanischer Reichsgeschichte erworben, und daher im höchsten Grade aufgeblasen, war er ein Muster türkischer Unwissenheit und Einbildung, übrigens ohne Charakter die Zügel der Herrschaft in schlaffen Händen haltend." Die Russen, die nun in Polen ihre Zwecke erreicht hatten und durch den Aufstand der Kosaken unter Pugatschew von einem inneren Krieg bedroht waren, zeigten sich bereit, den Türken günstigere Friedensbedingungen zu gewähren als früher in Fokschani und dann in Bukarest; allein der unselbständige Sultan, ganz abhängig von den in fanatischer Verblendung verstockten Ulemas, wies übermüthig alle Friedensvorschläge und die von dem österreichischen und dem preußischen Gesandten Thugut und Zegelin angebotene Vermittelung von der Hand und bestand auf der Fortsetzung des Krieges. Dieser Uebermuth trug den Osmanen schlimme Früchte. Im Heer war alle Disciplin und Kampflust gewichen, sodaß als eine Abtheilung der türkischen Truppen von den russischen Generalen Kamenskoi und Suwarow bei Basardschik angegriffen wurde, die ganze Armee, Reiterei und Fußvolk wie von panischem Schrecken erfaßt in wilder Flucht auseinander jagte, das ganze Lager und neunundzwanzig Kanonen im Stiche lassend. Die Kunde davon erzeugte auch im Hauptheer, das unter dem Großwessir Mahinsade Mohammed Pascha in der Nähe von Schumla stand, den Geist des Aufruhrs, so daß, noch ehe der Feldmarschall Rumanzow zum Angriff schritt, die Türken zu Tausenden das Weite suchten. Dies benutzte der russische Oberbefehlshaber, um den Feinden alle Verbindung mit Varna abzuschneiden und den Großwessir in solche Bedrängniß zu setzen, daß er von allen Seiten eingeschlossen und über zuchtlose Soldaten gebietend, eine Uebereinkunft unter jeder Bedingung suchen mußte. Rumanzow gewährte den erbetenen Waffenstillstand nur für den Fall eines Friedensschlusses; und so blieb denn dem Großwessir nichts übrig als den Resmi Ahmed Effendi, der den Russen stets gewogen gewesen, zum Bevollmächtigten zu ernennen. Dieser traf mit dem Fürsten Nicolaus Repnin in **Kutschuk Kainardsche**, unweit Silistria, zusammen, und in wenigen Stunden kam ein Friede zum Abschluß, wie ihn die Russen vorschrieben.

Abdul Hamid 1774–1789.

16. Juni 1774.

21. Juli 1774.

In dem Frieden von Kainardsche wurden die Tataren der Krim und des Kuban für ein von der Pforte unabhängiges Volk erklärt, mit dem Rechte, sich selbst ihren Chan aus dem Geschlechte Dschengischans zu wählen. Kertsch und Jenicale in der Krim und Kinburn, an der Mündung des Dnepr, sollten den Russen verbleiben, dagegen alle andern Eroberungen, insbesondere die Moldau und Wallachei wieder in das frühere Verhältniß zurückkehren, jedoch mit dem Zugeständniß an die christliche Bevölkerung dieser Fürstenthümer, daß sie in der freien Ausübung ihrer Religion, in dem Bau von Kirchen und Klöstern in keiner Weise beschränkt, in Beziehung auf Tribut

Friede von Kutschuk-Kainardsche.

und Abgaben mit Schonung behandelt werden sollte, und daß die bei der Pforte beglaubigten russischen Gesandten den Fürstenthümern ihren Schutz und ihre Verwendung angedeihen lassen dürften. Auch sollte den Bekennern der russisch-griechischen Religion der öffentliche Cultus in einer in der Vorstadt Galata zu erbauenden Kirche ihres Glaubens so wie der Besuch des heiligen Grabes und der andern heiligen Stätten in Jerusalem ohne irgend eine Abgabe gestattet sein, und den Ministern des russisch-kaiserlichen Hofes das Recht zustehen, bei jedem Anlaß in diesen religiösen Beziehungen der Pforte Vorstellungen zu machen. Außer diesen die Abgrenzung der beiderseitigen Reiche und die Rechte der christlichen Unterthanen der Pforte betreffenden Artikeln wurde noch in dem Friedensvertrag festgesetzt, daß den russischen Handelsschiffen die freie Durchfahrt durch die Dardanellen, freie Schiffahrt auf den türkischen Meeren und auf der Donau, sowie das Einlaufen in türkische Häfen gesichert sein und dem Inhaber des russischen Thrones der Titel eines Padischah zustehen sollte. Zwei geheime Artikel legten der Pforte die Entrichtung von vier Millionen Rubel und die schleunige Räumung des Archipels auf. Der Republik Polen, der Hauptursache des Kriegs wurde mit keiner Silbe gedacht.

Bedeutung des Friedens. Der Friede von Kutschuk Kainardsche war der Anfang einer neuen Aera in der Kriegs- und Eroberungspolitik Rußlands. Die Erwerbung der Thäler des Kuban und Terek war der erste Schritt zur Unterwerfung der Tscherkessen; der Besitz von Asow, der Krimschen Küstenstädte und der Feste Kinburn öffnete den Russen den Weg nach den euxinischen Gewässern; er gewährte ihnen die Möglichkeit sich an dem Asow'schen und schwarzen Meer auszubreiten und festzusetzen, wenn gleich Oczakow auf dem rechten Stromufer noch in den Händen der Türken gelassen ward. Und wie sollte der Khan der Tataren, abgeschlossen von dem türkischen Reich und eingeschnürt von den russischen Besitzungen, seine Souveränetät auf die Dauer behaupten? Die Bestimmung in Betreff der Moldau und Wallachei, daß der russische Botschafter in Konstantinopel berechtigt sein sollte, wo es nöthig scheine, sich für die Fürstenthümer zu verwenden, und der Artikel zu Gunsten der christlichen Unterthanen gab dem Petersburger Cabinet Gelegenheit, sich jederzeit in die inneren Angelegenheiten der Türkei zu mischen, die tausend Mittel und Wege einer wühlerischen Staatskunst, welche die russische Diplomatie so meisterhaft zu handhaben versteht, in Anwendung zu bringen. Seitdem schauten die europäischen Mächte mit Mißtrauen und Besorgniß auf das „von Bajonetten und Eiszapfen starrende" Rußland, und die offiziellen Versicherungen aus St. Petersburg, daß es nicht auf Eroberung und Ländergewinn abgesehen sei, fanden wenig Glauben mehr.

5. Katharina's Hofleben und die altrussische Opposition. Pugatschew.

Organisatorische Thätigkeit. Durch diese kriegerischen und politischen Triumphe erwarb sich Katharina in ganz Europa den Ruhm einer großen Herrscherin, nach dem ihr stolzes Herz so sehr Verlangen trug. Sie wurde bewundert und verherrlicht. Die französischen Schriftsteller nannten sie die „Semiramis des Nordens", eine Bezeichnung,

die nach allen Seiten zutreffend war. Theilte sie doch alle die Eigenschaften, die man jener Mythenkönigin von Assyrien beilegte: Herrschergröße und Eroberungssucht, Schönheit und Wollust, den Durst nach kriegerischen Großthaten und den Ehrgeiz, ihren Namen durch Werke der Kunst und des Geistes der Nachwelt im Gedächtniß zu erhalten. Eifersüchtig auf den Ruhm einer Selbstherrscherin, hielt sie ihren Sohn Paul Petrowitsch von allen Staatsgeschäften fern, vernachlässigte seine Erziehung und ließ ihn aufs Sorgfältigste überwachen, damit er nicht die Hand nach der ihm gebührenden Krone ausstrecken möchte. Zugleich suchte sie durch civilisatorische und organisatorische Thätigkeit, durch Vergrößerung des Reichs und der Zarenmacht in der russischen Nation die Ueberzeugung zu erwecken, daß unter ihrem Scepter der Moskowitische Name zu Größe, Glanz und Wohlfahrt erhoben werde. Es wurde schon angedeutet, welche Reformen Volksbildung, Verwaltung, Gerichtswesen erfahren haben; dauernde Verdienste erwarb sich die Kaiserin durch Hebung des Handels, wobei ihr die neueroberten Länder am schwarzen Meer sehr zu Statten kamen, durch Beförderung der Industrie, durch Begünstigung des Kaufmannsstandes, der Schiffahrt und des Seewesens, durch Beseitigung vieler Monopole. In diesen Bestrebungen stand ihr ein einsichtsvoller Staatsmann, Graf Johann Jacob von Sievers als Statthalter von Nowgorod hülfreich zur Seite. Er arbeitete unabläßig an der Herstellung von Verbindungswegen, Wasser- und Landstraßen, beförderte Colonisationen und Städtegründungen, wirkte für Besserstellung des Bauernstandes, für Erleichterung der Leibeigenschaft und für andere nützliche und humane Zwecke. Dabei blieb fortwährend Katharina's ganze Sorgfalt der Verbesserung und Ausbildung des Kriegswesens, als der Grundlage des russischen Eroberungsstaates zugewendet. Die Eintheilung des gesammten Reiches in Gubernien oder Provinzen mit einer weiteren Zerlegung in Kreise, wobei ihr Sievers' Vorschläge einer „Statthalterschaftsverfassung" zweckmäßige Anhaltspunkte boten, war sowohl für die militärischen Aushebungen und Organisationen als für Rechtspflege, Finanzen und Verwaltung förderſam. Dem Landadel wurde dabei im Sinne der Selbstregierung ein bedeutenderer Einfluß und Wirkungskreis zugewiesen.

Dennoch gelang es der Kaiserin nie, sich die Zuneigung des russischen Volkes zu erwerben; sie wurde stets als Fremde angesehen, die sich auf gewaltthätige, usurpatorische Weise einen Herrscherthron angemaßt, der nicht ihr, sondern ihrem Sohne gebührte. Der Zarowitsch selbst fügte sich mit unterwürfigem Sinn dem überlegenen Geist und dem starken Herrscherwillen der Mutter; dagegen trug seine erste Gemahlin, Wilhelmine von Hessen-Darmstadt, in der griechischen Kirche und am Hofe Natalie Alexejewna genannt, die untergeordnete Stellung sehr schwer. Sie bildete den Mittelpunkt einer malcontenten Hofpartei, zu der mehrere hochgestellte Adelige gehörten, wie Graf Andrey Rasumowsky, der Sohn des Hetman, der als besonderer Verehrer der Großfürstin galt, wie der uns Die großfürstliche Oppositionspartei.

bekannte Herr von Saldern aus Holstein, wie der Feldmarschall Panin; ja selbst der Reichskanzler Nikita Panin, der seine Sympathien für einen oligarchischen Reichsrath noch nicht verwunden hatte, war dem frondirenden Kreise nicht fremd. Die Kaiserin erhielt Kunde von den Umtrieben durch einen Secretär des Kanzlers Namens Bakunin. Sie gab dem Großfürsten ihr Mißfallen zu erkennen. Paul gestand demüthig sein Unrecht und bat um Verzeihung. Katharina begnügte sich damit und legte, ihrem Grundsatze getreu, der Sache keine weitere
1775. Bedeutung bei. Die Großfürstin starb bald darauf, unmittelbar nach der Geburt eines todten Kindes. Pauls zweite Gemahlin, Maria von Würtemberg, fand sich leichter in die untergeordnete Stellung und hielt sich von allen Intriguen fern. Der Großfürst durfte es bei dem unbestimmten Staatsrecht Rußlands und der mangelhaften Rechtsbildung der höhern Stände nicht wagen, durch oppositionelle Haltung gegen seine Mutter seine Zukunft in Gefahr zu setzen. Der Hauptheerd der Unzufriedenheit gegen die „Selbstherrscherin" war die alte Hauptstadt Moskau, der Sitz des russischen Adels. Aber gerade dort schwebte man damals in Angst und Furcht vor einer Volksbewegung, wie seit den Tagen des falschen Demetrius keine zweite das Reich bedroht hatte.

Der Kosakenaufstand unter Pugatschew. 1774. 75.

In dem Heere, welches unter General Panin Bender erstürmte, befand sich ein Kosak Namens Jemelka **Pugatschew**, ein kräftiger Soldat von stämmigem Wuchs. Des Kriegsdienstes überdrüssig, verließ er heimlich die Armee und kam nach manchen Abenteuern zu seinen Stammesgenossen, die seit ihrer Unterwerfung unter die russische Herrschaft am Jaik und am Ural die Grenzlande gegen die räuberischen Stämme der Kalmyken, Kirgisen, Baschkiren beschützten und auch in den kaiserlichen Heeren dienten. Sie waren unzufrieden, daß man ihnen ihre alten Freiheiten entrissen, insbesondere die Wahl ihres Hetman, sie den russischen Beamten unterworfen, welche sie durch Bedrückung, Willkür und Unredlichkeit zur Verzweiflung brachten, und ihnen die Löhnung für ihre Kriegsdienste vorenthielt oder mangelhaft entrichtete. Schon im J. 1770 war es zu einem Aufstand gekommen. Man hatte ihnen befohlen die in ihrer Nähe wohnenden Kalmyken, welche um derselben Ursachen willen wieder nach der Mongolei, ihrer ursprünglichen Heimath, zurückkehren wollten und 30,000 Familien stark mit ihren Weibern, Kindern, Knechten, mit ihren Heerden, Zelthütten und aller Habe aufgebrochen waren, an ihrem Vorhaben zu verhindern. Sie weigerten sich, und als die Russen sie zwingen wollten, ergriffen sie die Waffen, erfochten einen Sieg und erschlugen den General Traubenberg an der Pforte seiner Wohnung. Bald erlagen sie jedoch den aus Moskau gegen sie ausgeschickten Truppen und mußten furchtbare Strafgerichte über sich ergehen lassen. Die Rädelsführer wurden zur Knute verurtheilt, viele nach Sibirien verwiesen. Noch war Alles in Gährung als Pugatschew am Jaik erschien und sich für Peter III. ausgebend, der den Händen der Mörder entflohen sei, bald das ganze aufgeregte Volk zum Aufstand brachte. Als Taglöhner verkleidet von Hütte zu Hütte wandernd,

beredete er die handfesten Bauern und Kriegsmänner ihm zu folgen. In Kurzem stand er an der Spitze einer bewaffneten Schaar; wenn er vor den Grenzfestungen erschien, ging die Besatzung größtentheils zu ihm über. Ob alle an die Wahrheit seiner Aussage glaubten, mag zweifelhaft sein, aber entschlossen, die gewaltsame Verkümmerung ihrer Lebensgewohnheiten nicht länger zu dulden, sahen die Kosaken mit dem Instinkt roher Naturvölker in dem kühnen militärisch geschulten Landsmann den geeigneten Anführer zum Kampf für eine erträglichere Existenz. Bald schlossen sich die räuberischen Horden der Steppe, Baschkiren, Kirgisen, Mordwinen u. a., die Arbeiter der Bergwerke am Ural, entlaufene Sträflinge dem Aufruhr an. Vor Allem traten die gedrückten und zurückgesetzten Altgläubigen (Raskolniken) auf Pugatschews Seite und die unzufriedenen Popen und Mönche schürten das Feuer. Die Kosaken empfingen den angeblichen Kaiser mit Glockengeläute, mit Salz und Brod. Er versprach ihnen ihre alten Freiheiten und Gebräuche zurückzugeben; wer ihm widerstand starb am Galgen. Schon wälzte sich die aufständische Menge mordend, raubend und verwüstend gegen die Wolga heran; die Leibeigenen, denen der Rebellenhäuptling die Freiheit versprach, erhoben sich, verjagten ihre adeligen Dränger oder ermordeten sie; die Raskolniken und Sektirer nahmen Rache an den Priestern der herrschenden Kirche.

In Moskau vernahm man mit Zittern und Grauen die Nachrichten von der unheimlichen Bewegung, welche, wenn sie weiter nach Westen vordringen sollte, den ganzen gesellschaftlichen Bau umzustürzen drohte. So weit sollte es jedoch nicht kommen. Pugatschew rückte nicht gegen Moskau vor; er wüthete an der Wolga und suchte Orenburg und Kasan zu erobern. Dadurch erhielt die Regierung Zeit, den Aufständischen, welche die ersten unzulänglichen Streitkräfte im Felde überwunden hatten, mit größerer Macht und Energie entgegenzutreten. Am Hofe fürchtete man, es möchten höher gestellte Männer dem Kosakenführer als geheime Rathgeber zur Seite stehen und der Bewegung Plan und Richtung geben. Darum wendete die Kaiserin der Sache volle Aufmerksamkeit zu. Die barbarische Zerstörungswuth Pugatschews, der die Städte Kasan, Pensa u. a. O. ausplündern, dann in Brand stecken ließ und durch die grausamsten Unthaten seine thierische Rohheit verrieth, kam ihr dabei zu Statten; denn die gemeinsame Gefahr führte alle Besitzenden auf ihre Seite. General Panin, der nach der Eroberung von Bender den Oberbefehl niedergelegt hatte, weil er sich nicht nach Verdienst belohnt glaubte und als Malcontenter in Moskau sich aufhielt, von der mißtrauischen Kaiserin mit Spähern umgeben, bot jetzt seine Dienste an, und als Katharina mit Freuden darauf einging, rückte er nach dem Schauplatz des Aufruhrs. Er fand jedoch das Hauptwerk bereits vollbracht. Dem tapfern Oberst Michelson und dem General Alexander Suwarow war es gelungen, die Insurgentenhaufen aufs Haupt zu schlagen und zu zerstreuen. Während die Sieger die Ueberwundenen nach den Steppen verfolgten, rettete sich Pugatschew

Die Aufrührer im Wolgagebiet.
Pugatschews Ausgang.
Frühjahr 1774.
August 1774.

mit dreißig Waffengefährten auf das andere Ufer der Wolga. Aber seine Rolle war ausgespielt. Seine Begleiter kamen überein, ihre eigene Rettung durch die Auslieferung des Führers zu erkaufen. Sie überfielen ihn als er gerade an einem Pferdebein seinen Hunger stillte und riefen ihm zu: „Du bist nun lange genug Kaiser gewesen!" Pugatschew setzte sich zur Wehr, wurde aber übermannt und dem Commandanten von Jaizk ausgeliefert. Dieser ließ ihn nach Simbirsk schaffen, wo Graf Panin sein Hauptquartier hatte. Von da wurde der furchtbare Volkshäuptling in einem hölzernen Zwinger nach Moskau geführt, wo er
21. Jan. 1775. enthauptet und sein Leichnam geviertheilt ward. Mehrere seiner Gehülfen wurden hingerichtet, andere geknutet und nach Sibirien verbannt. In Moskau athmete der Adel auf und freute sich, daß dieser drohende Sturm vorübergezogen. Aber die Stimmung gegen die „Selbstherrscherin" wurde darum nicht besser. Die Moskowitische Aristokratie fuhr fort zu grollen und zu schmollen.

Katharina's Günstlinge. Gab das Staatsleben und die kriegerische Kraftentfaltung Rußlands unter Katharina II. trotz der treulosen Politik gegenüber den Polen den Zeitgenossen Stoff zur Bewunderung der Herrschergröße der Zarin, so waren ihre Ausschweifungen, ihr sittenloses Hofleben der Gegenstand des Aergernisses, des Abscheues, der Satire. Hatte Katharina sich schon als Großfürstin über die Schranken der weiblichen Zucht und ehelichen Treue hinweggesetzt, so überließ sie sich als Selbstherrscherin ganz ihren sinnlichen Trieben, so daß an Sittenlosigkeit, Luxus und Wollust der Hof von Petersburg mit dem von Versailles verglichen werden konnte. Wie hier Mätressen das Staatsruder lenkten und die Staatsgelder vergeudeten, so dort Günstlinge. So wenig Rücksicht auf Anstand und öffentliche Meinung legte man sich auf, daß an der Newa die Stelle eines begünstigten Liebhabers wie ein Hofamt vergeben ward, der Auserkorene bestimmte
Gregor Orlow. Prunkgemächer im Kaiserschloß bewohnte. Lange genoß Gregor **Orlow** die höchste Gunst seiner Gebieterin; seine Dienste bei der Katastrophe, welche Katharina auf den Zarenthron führte, wurden reichlich belohnt: er erhielt Reichthümer, hohe Aemter und Ehrenstellen und einen Einfluß im Staat und in der Gesellschaft, wie kein anderer Edelmann. Aber seine Brutalität und Herrschsucht, durch die er sich allgemein verhaßt machte, wurden zuletzt selbst der Kaiserin lästig, und so gelang es einer Hofpartei, den Kanzler Panin und den
Sept. 1772. Fürsten Variatinski an der Spitze, den Sturz des despotischen Günstlings zu bewirken. Als er von Moskau zurückkam, begrüßt als der Befreier von Pest und Aufruhr, fand er seinen Posten besetzt. Ein schöner Gardeoffizier, Alexan-
Wassiltschikow. der **Wassiltschikow**, hatte als Gesellschafter die Prachträume im Palast bezogen. Orlow erhielt die Weisung, auf seinem Landgut Gatschina Quarantäne zu halten. Er geberdete sich wie ein Wüthender, trotzte und drohte. Alles umsonst. Panin behauptete das Feld und Gregor fand sich endlich in die Nothwendigkeit. Nachdem er sich äußerlich mit der Kaiserin ausgesöhnt und von ihr zum Trost und Abschied den Fürstenrang erhalten hatte, begab er sich auf Reisen und nahm

dann seinen Aufenthalt in Moskau, wo er nach zehn Jahren im Wahnsinn starb, wie man behauptete, eines gewaltsamen Todes. Der neue Günstling war zu unbedeutend und ungebildet, als daß er sich lange hätte halten können; Katharina schämte sich des Umganges mit einem so geistlosen Menschen und wählte statt seiner einen Gardeoffizier aus einer verarmten Adelsfamilie von Smolensk, Gregor **Potemkin**, der schon bei der Militärrevolte gegen Peter III. ihre Aufmerksamkeit erregt hatte. Potemkin. Er war von hoher Gestalt und männlichem Charakter, und besaß natürlichen Verstand, wenn er auch ohne Bildung, ohne Kenntnisse und tiefere politische Einsicht war. Er hatte sich im Türkenkrieg hervorgethan und war von Romanzow zum Ueberbringen einer Siegesbotschaft nach Petersburg geschickt worden, wo er durch sein militärisches Wesen, seine nicht ungefälligen Manieren und sein gewandtes Benehmen die Aufmerksamkeit der Kaiserin auf sich lenkte. Zum Kammerherrn ernannt und in die Hofcirkel gezogen, war er bald der erklärte Günstling Katharina's, zu der er in der ersten Zeit ihres intimen Verhältnisses eine aufrichtige ja leidenschaftliche Zuneigung hegte oder wenigstens zu hegen sich die Miene gab. „Potemkin war weit ehrgeiziger als je Orlow, dabei ein trefflicher Menschenkenner und geschickt zur Intrigue; ohne jede Spur von Religion, war er im geeigneten Momente Frömmler; kühn und unternehmend, überließ er gewöhnlich die gefährlichere Ausführung Anderen, und den heftigen Polterer liebte Niemand außer Katharina, während Alle den fürchteten, der durch ihre Liebe allgewaltig schien." Wir werden dem merkwürdigen Manne, der schon nach dem Pugatschew'schen Aufstand zum General und in den Grafenstand erhoben ward, mit der Zeit zum Feldmarschall, Fürsten und allmächtigen Minister emporstieg, noch öfters begegnen. Keiner genoß so dauernd Katharina's Gunst und Vertrauen, keiner benutzte seine Stellung und seinen Einfluß auf die Gebieterin so sehr zur Befriedigung seines Ehrgeizes, seiner Herrschsucht und Geldgier, seines unersättlichen Verlangens nach rohem verschwenderischen Lebensgenuß als Potemkin, „der Fürst der Finsterniß", wie man ihn in der Folge mit Anspielung auf seinen Beinamen „der Taurier" nannte. Sechzehn Jahre lang leitete er die Angelegenheiten des Staats und die Eroberungspläne, lebte während der Zeit mit einer ans Fabelhafte grenzenden Pracht und trug die Reichthümer, womit ihn seine freigebige Gebieterin, der er abwechselnd schmeichelte und trotzte, überschüttete, auf die auffallendste Weise zur Schau. Selbst als sich die Neigung Katharina's Andern zugewendet, blieb der übermüthige Potemkin an der Spitze aller Unternehmungen; ja er führte der Kaiserin selbst Günstlinge zu; sobald aber einer derselben seine Stellung zu Intriguen gegen ihn mißbrauchte, erzwang er dessen Entfernung. So bei Sawadowski, bei Sorizsch, bei Korsakow. Der kühne Unternehmungsgeist des Tauriers, der weder Menschenleben, noch Geld schonte, der ihre Eitelkeit und ihren Ehrgeiz durch Pläne von abenteuerlicher Großartigkeit, durch phantastische Bilder von Ruhm und Macht reizte, imponirte der Kaiserin; nur ein Mann von solchen Eigenschaften und von solcher

Energie war nach ihrer Ansicht fähig, ihrer Regierung den würdigen Glanz und Ruhm und ihrem Thron Sicherheit zu verleihen. „Sein fast riesenhafter Gliederbau schien ein titanisches Wesen anzukündigen.“ Die Leiden, die sein barbarischer Ungestüm, seine maßlose Verschwendung und seine phantastische Eroberungspolitik über das Volk brachten, schlug sie nicht an. Ueber den Gebilden ihres Herrscherstolzes übersah sie die Noth und Bedrängniß der Völker.

6. Fürst Potemkin und die russische Eroberungspolitik im Orient.

Katharina's Eroberungspläne und Bund mit Kaiser Joseph II.

Dem Einfluß und Größenwahn Potemkins war es in erster Linie zuzuschreiben, daß Katharina die Eroberungspolitik im Südosten wieder aufnahm, die durch den Frieden von Kutschuk Kainardsche geschaffenen Verhältnisse zu Gunsten Rußlands neu zu gestalten suchte. Der letzte Krieg hatte die Gebrechen und den Verfall des Osmanenreichs so offen gelegt, hatte so deutlich gezeigt, mit wie lockeren Banden die unterjochten Völkerschaften, insbesondere die griechische Welt an die Hoheit der Pforte geknüpft seien, daß es dem eroberungssüchtigen rücksichtslosen Potemkin gelang, den Geist der Kaiserin mit phantastischen Plänen und Entwürfen zu füllen und sie immer weiter zu treiben auf der Bahn der Eroberung und Machtvergrößerung. Wäre es nicht möglich, die Herrschaft der Türken in Europa zu brechen, das alte byzantinische Reich am Bosporos wieder aufzurichten und als unabhängige griechische Monarchie einem Enkel der Zarin zuzuwenden, die slavischen Völkerschaften an der Donau und am Balkan unter christliche Herrschaft zu bringen, die Länder im Norden des Stromes zu einem neuen „Dacien“ unter russischem Protectorat zu vereinigen und einem christlich-slavischen Vasallenfürsten zu übertragen? Man sieht, es tauchten damals in Petersburg Gedanken und Entwürfe auf, die seitdem nie wieder aus dem Gesichtskreise der russischen Machthaber, Staatsmänner und Diplomaten verschwunden sind. Den alten König Friedrich II. konnte man nicht hoffen für solche weittragende ans Abenteuerliche streifende Pläne zum Bundesgenossen zu gewinnen; die Haltung der russischen Kaiserin im baierischen Erbfolgekrieg, wo sie mehr als Schiedsrichterin zwischen den streitenden Parteien, denn als Verbündete Preußens auftrat, war nicht danach angethan die Allianz zu stärken. Es war nicht nach Friedrichs Sinn, daß Rußland als Bürge des Teschener Friedens neben Frankreich aufgeführt ward und dadurch Anlaß zur Einmischung in die deutschen Angelegenheiten erhielt. Aber bestieg nicht im Jahr 1780 ein thatenfroher, für neue Schöpfungen empfänglicher Fürst den Thron Maria Theresia's, ein Fürst, der es nicht verschmerzen konnte, daß der preußische Monarch seinen Plänen auf Einverleibung Baierns entgegengetreten war und der bereit schien, um das preußisch-russische Bündniß zu zerreißen und den Beistand Rußlands für seine eigenen Interessen zu gewinnen, Hand in Hand mit dem Petersburger Cabinet zu gehen? Graf Cobenzl, der österreichische Gesandte am Zarenhof, hatte die Weisung,

„weder Geld noch Mühe zu sparen, um Rußland von der Allianz mit Preußen abzuziehen und die alte vertraute Freundschaft zwischen den beiden kaiserlichen Höfen wiederherzustellen.“ Die persönlichen Wünsche und Neigungen der Herrscher erleichterten die Annäherung. Es gelang dem Habsburger die Zarin dem preußischen König zu „entführen“, und diese kam dem jüngeren Bewerber huldvoll entgegen. Eine Zusammenkunft der beiden Majestäten zu Mohilew, die mit einer gemeinschaftlichen Reise nach Petersburg schloß, bahnte schnell den Weg zu einem freundschaftlichen Einverständniß. Der klugen Kaiserin, die bald erkannte, von welcher Seite Joseph am sichersten zu fassen sei, fiel es nicht schwer, den lebhaft fühlenden Fürsten so für sich einzunehmen, daß er im ersten Jahr seiner selbständigen Regierung in tiefstem Geheimniß durch einen eigenhändigen Brief an Katharina ein Bündniß einging, worin er sich verpflichtete, falls Rußland von der Pforte oder einem andern Staat angegriffen würde, der Kaiserin mit seiner ganzen Macht beizustehen und ohne sie weder einen Sonderfrieden noch einen Waffenstillstand zu schließen. 18. Mai 1781.

Daß beide die Vergrößerung ihrer Macht im Auge hatten, unterliegt keinem Zweifel, mag auch immerhin das in Dohms „Denkwürdigkeiten“ erwähnte Projekt einer Wiederherstellung des alten Zustandes der Welt, wonach ein griechisches und ein römisches Kaiserreich wieder aufgerichtet werden sollte, jenes unter russischer, dieses unter österreichischer Hegemonie, ein Plan, der in Petersburg zwischen Joseph und Katharina verabredet worden sein sollte, nur ein Phantasiegebilde des preußischen Staatsmannes gewesen sein.

Resultate des russisch-österreichischen Bündnisses. Sept. 1782.

Katharina wußte die Hingebung Josephs zu ihren Zwecken zu benutzen. Während sie den Habsburgischen Herrscher für die angedeuteten Pläne zu gewinnen suchte, „welche ebenso das Wohl ihrer beiderseitigen Monarchien, wie den Nutzen der ganzen Christenheit bezweckten“, und um den Schein des Eigennutzes fern zu halten, für Rußland selbst nur geringfügige Erwerbungen zur Sicherung der Grenzen, des Handels und der Schiffahrt in Anspruch nahm; wurden zugleich erfolgreiche Schritte gethan, um die Halbinsel Krim, deren sie in ihren Briefen mit keinem Wort gedachte, unter die russische Botmäßigkeit zu bringen. Dem Kaiser wurde die Vergrößerung seines Reichs durch venetianisches Gebiet und den nordwestlichen Theil der Türkei südlich von Belgrad, wie er sie mit genauerer Angabe der einzelnen Gebiete verlangte, in Aussicht gestellt, damit er die russischen Pläne auf die ponteuxinischen Länder nicht durchkreuze. Katharina wagte wenig bei der Zusage, denn sie konnte sicher sein, daß die übrigen europäischen Mächte niemals eine solche Umgestaltung des Territorialsystems, eine solche Störung des politischen Gleichgewichts zugeben würden. Dem hochfliegenden Geiste Josephs mochten Entwürfe von solcher Tragweite wohl ausführbar erscheinen; der weltkluge Reichskanzler dagegen erblickte darin nur „luftige und leere Träume“, die man indessen immerhin im Interesse Oesterreichs verwerthen könne. Hatte doch schon unter Maria Theresia das Wiener

Cabinet die Zerwürfnisse Rußlands und der Türkei über die Vollziehung des Friedens von Kutschuk Kainardsche zu seinem Vortheil ausgebeutet, indem es sich „zur bessern Verbindung Galiziens und Siebenbürgens" das während des Krieges besetzte Grenzgebiet Bukowina von der Pforte „zu ewigem Eigenthum" abtreten ließ und somit seine polnischen Erwerbungen noch vergrößerte. Auch Katharina benutzte die guten Beziehungen zu Oesterreich zunächst zu sehr realistischen Zwecken. Auf Anrathen Potemkins, der, seitdem es ihm gelungen war den Sept. 1781. Reichskanzler Nikita Panin zu verdrängen, auf dem Höhepunkt seiner Macht und seines Einflusses stand, traf sie Anstalten, die Bedingungen des Friedens von Kainardsche zur Vergrößerung ihres Reiches im Südosten auszunutzen.

Russische Politik im Orient. Im Divan hatte man lange Anstand genommen, die Friedensartikel zu ratificiren; es dauerte fast ein ganzes Jahr, bis Katharina die Pacification des Reichs mit Juli 1775. einem glänzenden Feste in Moskau feiern konnte. Die europäische Diplomatie hatte während dieser Zeit alle Hände voll zu thun, um in Konstantinopel die streitigen Fragen auszugleichen und die Pforte zum Nachgeben zu bringen. Durch die vermittelnde Thätigkeit von Preußen und Oesterreich, die damals noch gemeinschaftliche Wege mit Rußland gingen, wurde der durch französische Einflüsterungen genährte Widerstand der Osmanen niedergeschlagen und ihr Mißtrauen beseitigt. Die beiden Gesandten Zegelin und Thugut gingen in ihren friedenstiftenden Arbeiten Hand in Hand. Aber der Frieden von Kutschuk Kainardsche trug zu viele Keime von Zwietracht und feindseliger Politik in sich, als daß derselbe einen lebensvollen Bestand hätte gewinnen sollen. Die Pforte hatte ihn in der Noth und Verzweiflung abgeschlossen und suchte die Ausführung möglichst abzuschwächen oder zu verhindern, indeß die russische Regierung auf dem gewonnenen Boden zu weiteren Eroberungen fortzuschreiten gedachte. Repnin, der zum russischen Gesandten in Konstantinopel ernannt worden, suchte durch Aufwand und Verschwendung sich Freunde und Anhänger zu verschaffen und durch absichtliches Uebersehen der mangelhaften Ausführung einzelner Artikel jedes Mißtrauen, jede Gereiztheit niederzuschlagen, damit die russische Staatskunst Zeit gewänne, am schwarzen Meere die Eroberungspolitik ruhig zu verfolgen. Die kriegerischen Verwickelungen zwischen Oesterreich und Preußen in den letzten Jahren Maria Theresia's waren diesen Plänen förderlich. In dem Asow'schen Gouvernement wurden die Städte Cherson, Katharinoslaw und Marianopel angelegt und christliche Ansiedler aus der Krim und Armenien herbeigezogen. Ein Thor von Cherson trug die Inschrift „Weg nach Kon-1779. stantinopel." Bei der Geburt des zweiten Großfürsten, dem man den bedeutungsvollen Namen Constantin beilegte und Griechen zu Gespielen gab, wurde eine Denkmünze geschlagen, welche die Sophienkirche mit dem herabstürzenden Halbmond zeigte.

Erwerbung der Krim. Ein weites Feld erfolgreicher Eroberungspolitik eröffnete sich der russischen Staatskunst in der Krim, jenem schönen, fruchtbaren, für Handel und Schiffahrt so günstig gelegenen Lande, das inselartig in das schwarze Meer hineinragt und nur im Norden durch die eine Meile breite Landzunge von Perekop mit dem Festlande zusammenhängt. Sonnige Hügel und Thäler auf den Küsten, im Innern Ackerfelder und Steppen, bieten Raum zu Obst-, Wein- und Getreidebau wie zur Viehzucht, und wie vortheilhaft die Lage für mercantile Zwecke, für den Seeverkehr mit dem gesammten Küstengebiet der pontischen Gewässer ist, haben die Kolonien der alten Hellenen wie die Niederlassungen der Italiener im

Mittelalter bewiesen. Dieses schöne Land, das im Frieden von Kainardsche frei und unabhängig von der Pforte erklärt worden, wurde nun durch List und Gewalt unter die Herrschaft Rußlands gebracht.

Die Tataren, in einen grundherrlichen erblichen Lehnsadel verschiedener Klassen und Rangstufen und in zinspflichtige aber freie Vasallen getheilt mit fremdländischen Sclaven, standen unter der Hoheit eines vom Adel aus dem Herrschergeschlechte Dschingischans gewählten Chans, der von dem türkischen Sultan, dem Oberhaupte der mohammedanischen Welt, eingesetzt worden und demselben zu Zins und Kriegsdienst verpflichtet gewesen war. Seit dem Frieden war es nun das Bestreben der russischen Regierung, die Tataren durch Intriguen und Verführungskünste dahin zu bringen, daß sie die erlangte Freiheit und Unabhängigkeit wieder aufgeben und die Rechte, die früher der Padischah von Konstantinopel geübt, nunmehr dem „Padischah von Petersburg" übertragen sollten. Es gelang ihren Agenten, mit Geld und andern Mitteln eine russische Partei zu bilden, welche ihren türkisch gesinnten Glaubensgenossen feindlich gegenübertrat und den russischen Ränken die Brücke schlug. Aufstände zwischen den Factionen, als die Einen sich für den türkisch gesinnten Chan Dewlet-Girai, die Andern für Schahin-Girai, den Schützling Rußlands erhoben, gaben dem Fürsten Prosorowski Veranlassung Perekop zu besetzen. Unter russischem Schutze wurde darauf Schahin-Girai zum Tatarenchan ausgerufen, indeß sein Gegner hülflos und verlassen nach Konstantinopel entfloh. Um der altnationalen Partei gewachsen zu sein, schlug Schahin-Girai die Bahn eines Reformators ein. Er wollte Heer- und Kriegswesen, Marine und andere Dinge nach europäischer Art gestalten, die abendländische Cultur und Lebensweise einführen. Dadurch verlor er das Vertrauen seiner Unterthanen; er war in ihren Augen ein von den Sitten der Vorfahren treulos abgefallener Renegat. In Kurzem trat ein neuer Gegenchan, Selim-Girai auf und fand Anhänger. Dies gab den Russen die erwünschte Gelegenheit, mit ihren Truppen aufs Neue das Land zu überschwemmen, um ihren Schützling zu vertheidigen. Baktschisarai und Kaffa wurden eingenommen und Selim mit seinen Anhängern in die Flucht geschlagen. Im folgenden Jahr vollendete der kriegskundige Suwarow die Unterjochung der Halbinsel, Land und Volk mit Verwüstung und Mord strafend. Schon jetzt drohte der Krieg zwischen Rußland und der Türkei aufs Neue loszubrechen; durch die europäischen Mächte wurde jedoch noch einmal eine Verständigung erzielt. Schahin-Girai wurde als souveräner Chan anerkannt, dem Sultan jedoch als Chalifen seine geistliche Oberherrlichkeit vorbehalten. Im Mai 1782 brach ein neuer Aufstand aus. Schahin-Girai beleidigte das alttatarische Nationalgefühl, indem er sich in der Uniform der preobraschenskischen Garde, zu deren Hauptmann ihn Katharina ernannt, öffentlich zeigte, mit dem St. Annenorden sich schmückte, eine russisch gekleidete Leibwache hielt und den fremden Ansiedelungen allenthalben Vorschub leistete. Bald sah sich Schahin-Girai zur Flucht nach Taganrog genöthigt. Nun erschien der schreckliche Potemkin mit großer Heeresmacht in Cherson, um die bereits beschlossene Besitznahme des Tatarenstaats zu vollziehen. Schahin-Girai wurde bewogen gegen das Versprechen eines Jahrgehalts von 100,000 Rubel alle Länder und Städte an Rußland abzutreten. Sofort rückten Moskowitische Heere in die Halbinsel ein, um kraft dieses Vertrags die Herrschaft Katharina's aufzurichten. Mit barbarischer Grausamkeit brach Paul Potemkin, Bruder des Günstlings den Widerstand des tatarischen Volks. Nachdem 30,000 Menschen jeden Alters und Geschlechts niedergehauen waren, beugte sich das unglückliche Land. Kurz zuvor hatten auch zwei Fürsten des kaukasischen Berglandes Georgien die türkische Oberhoheit mit der russischen vertauscht und dadurch die Küstenländer des

Ende 1776. 1777. 1778. Mai 1782. April 1783. Juli 1783.

kaspischen Sees und die Gebirgslandschaften Tscherkessiens der Eroberungspolitik des Petersburger Cabinets geöffnet. Die ohnmächtige Pforte, außer Stand solchen Uebergriffen mit den Waffen Einhalt zu thun und durch die Aussicht erschreckt, daß Rußland und das verbündete Oesterreich das Osmanenreich mit einem neuen Krieg überziehen möchten, der dann leicht zur Vernichtung der Türkenherrschaft in Europa führen und die Petersburger Projekte verwirklichen könnte, wurde durch die Vorstellungen der fremden Diplomaten in Konstantinopel bewogen, die Herrschaft der Russen über die Krim
8. Jan. 1784. und Kuban anzuerkennen, den Frieden von Kutschuk aufs Neue zu bestätigen und in einen Handelsvertrag zu willigen, durch den Rußland die freie Schiffahrt auf dem schwarzen Meer und auf allen Flüssen des türkischen Gebiets, sowie freien Handel zu Wasser und zu Land erhielt.

Wie freute sich Katharina über diese Erfolge ihrer Politik! Potemkin wurde mit Reichthümern und Ehren überschüttet; alle Staatsmänner und Diplomaten, die bei dem Geschäfte mitgewirkt, empfingen Gnadengeschenke. Nur Einer trug keinen Lohn davon — der Chan Schahin-Girai. Von Potemkin um sein Jahrgehalt betrogen, voll Reue über seinen Verrath, wurde er in Woronesch gefangen gehalten und strenge überwacht. Dennoch gelang ihm endlich die Flucht; er suchte eine Freistätte in der Türkei und richtete flehentliche Bitten nach Konstantinopel; aber statt ihm seine That zu verzeihen, ließ ihn die Regierung nach Rhodos schaffen, wo er unter den Händen abgesandter Henker
1787. eines gewaltsamen Todes starb. In Petersburg aber traf man Anstalten, die neuen Eroberungen zu sichern. Der alte Name Taurien wurde wieder hergestellt, in die menschenleeren Steppen rief man Colonisten aus Deutschland, die Handelsstädte Cherson und Odessa erhoben sich und ein äußerer Schein von Cultur blendete die Welt. „Aber ein noch in den achtziger Jahren zahlreiches, freies, wohlhabendes, in Seidenstoffe gekleidetes, ansehnliches Volk ist ganz zusammengeschwunden und zu einem hungernden Bettelvolke herabgesunken, seine ehemals prächtigen und glänzenden Zeltstädte sind zu Zigeunerlagern geworden und seine von Stein gebauten Ortschaften, Häuser und Paläste sind in Trümmer zerfallen.“ Nur allmählich schufen die Ansiedelungen vornehmer Russen in dem schönen peninsularischen Küstenlande und die festen See- und Hafenstädte Balaklawa, Sebastopol und Feodosia eine neue Blüthe.

Katharina's Reise nach Taurien. In demselben Jahr, da der bethörte Tatarenchan auf Rhodos sein tragisches Ende fand, veranlaßte Potemkin seine Gebieterin die neugewonnenen Länder
Jan. 1787. zu besuchen. Dies war die berühmte Reise über Smolensk, Kiew, den Dnepr hinab nach Taurien, wo schnell aufgeführte künstliche Dörfer, zusammengetriebene Hirten und Heerden und ländliche Feste als Blendwerk gebraucht wurden, um die Kaiserin glauben zu machen, das Land sei blühend und volkreich, um durch wesenloses Schaugepränge, durch Theaterdecorationen, durch huldigende Besuche fürstlicher Herren und Frauen aus Polen, durch unerhörte Verschwendung und Prachtentfaltung dem abenteuerlichen Unternehmen den Glanz eines noch nie gesehenen Fest- und Triumphzuges zu geben. In Cherson traf Kaiser

Joseph bei der Kaiserin ein und begleitete sie nach der Krim und von da nach Pultawa. Wo die Majestäten hinkamen, wurden dieselben Prunkfeste und Schaustellungen aufgeführt. Doch war Joseph scharfsichtig genug, die Taschenspielerkünste Potemkins zu durchschauen. Die stolze Herrscherin ließ sich gern täuschen; sie gefiel sich in dem Schein des Reichthums, der Macht und der Cultur, die unter ihrem Scepter Potemkins Schöpferhand ins Leben gerufen habe, und gab sich dem Wahne hin, „daß hier ein Feenmärchen zur Wirklichkeit geworden sei"; aber der Menschenfreund trauerte über das unwürdige Spiel, das mit Wahrheit und Völkerglück getrieben ward, über das „übertünchte Elend", das durch Zauberkünste verhüllt werden sollte, während Tausende von einer gleichzeitigen Hungersnoth hingerafft wurden und man der Zerrüttung in den Finanzen durch ein unfundirtes Papiergeld mit Zwangscurs begegnen mußte. Katharina führte ihre beiden Enkel Alexander und Constantin auf dem Triumphzuge mit sich, theils als Geißeln, damit nicht während ihrer Abwesenheit eine unzufriedene Partei den Thronfolger zu agitatorischen Schritten bewege, theils in der Absicht, den jüngeren Prinzen das Land seiner künftigen Bestimmung aus der Ferne sehen zu lassen.

7. Der zweite Türkenkrieg und die Zustände in Polen.

Im übrigen Europa sah man mit einiger Besorgniß auf die Aggressionspolitik des Petersburger Kaiserhofes, besonders da das Wiener Cabinet derselben so unumwunden Vorschub leistete und Kaiser Joseph bei seiner zweiten Zusammenkunft mit Katharina die Allianz erneuert hatte. Die englische Regierung, die sich bisher in die politischen Angelegenheiten des Continents wenig eingemischt, die der Theilung Polens ruhig zugesehen hatte, hegte seit dem bewaffneten Neutralitätsbund (S. 277) Groll und Mißtrauen gegen die Zarin. Auch hatte man während des französisch-amerikanischen Kriegs in London die Ueberzeugung gewonnen, daß es England zu großem Nachtheil gereiche, wenn ihm in einem Seekrieg die Unterstützung einer deutschen Macht fehle. Nach dem Frieden von Versailles suchte daher das Londoner Cabinet das frühere Bündniß mit Preußen wieder herzustellen. Friedrich ging um so williger auf den Vorschlag ein, als die russische Politik eine Haltung angenommen hatte, die ein weiteres Zusammengehen als unmöglich erscheinen ließ. Katharina machte kein Hehl daraus, daß sie dem deutschen Fürstenbund unter Preußens Aegide abhold sei, daß sie die staatliche Zerrissenheit, die sie in Polen so trefflich im eigenen Interesse zu verwerthen verstanden, auch in Deutschland erhalten wissen wollte. „Um die Ruhe und Sicherheit des deutschen Reiches am besten zu wahren", so enthüllt ein russischer Staatsmann die damalige Petersburger Politik, „habe die Kaiserin zwischen Oesterreich und Preußen eine dritte Macht gewünscht, welche mit Vereinbarung und Uebereinstimmung Rußlands die Balance von diesen beiden

Die europäische Politik.

Potentaten halten könne." Dieser eigensüchtigen Staatskunst und der Vergrößerungspolitik der beiden kaiserlichen Mächte, denen der Fürstenbund in Beziehung auf Deutschland den Boden entzog, sollte nun durch die Schaffung einer europäischen Mittelmacht ein stärkerer Damm entgegengeworfen werden: Preußen und die deutschen Mittelstaaten sollten im Bunde mit Schweden, unterstützt von England und Holland den russisch-österreichischen Eroberungsplänen Einhalt gebieten und die Türkei sowie die Republik Polen gegen weitere Vergewaltigungen schützen. Der durch Friedrichs Tod herbeigeführte Thronwechsel in Berlin brachte den Plan nicht sofort ins Stocken: wir haben gesehen, daß auch Friedrich Wilhelm II. im Anfang seiner Regierung der Politik seines Oheims treu blieb und Minister Hertzberg an der Idee festhielt, durch ein Föderativsystem des mittleren Europa der Türkei eine Erleichterung zu schaffen und Polen in Stand zu setzen, durch innere Reformen seine politische Selbständigkeit und eine Neugestaltung seines zerfahrenen Staatslebens zu erringen. Aber bald nahmen die Dinge einen andern Gang. In Berlin kamen andere Männer und andere Anschauungen auf. Die Türkei wurde im Stich gelassen und Polen, das sich nicht zu einer rettenden That der Selbsthülfe, nicht zu einer Heilung und Wiedergeburt aufzuschwingen vermochte, trieb seinem verhängnißvollen Todesgeschick entgegen.

Polen von der ersten Theilung bis zum zweiten Türkenkrieg.

Anstatt reuevoll an die Brust zu schlagen und nach dem Nationalunglück der ersten Theilung durch sittliche Erhebung die verlorne Achtung und Ehre herzustellen, fuhr die corrumpirte Aristokratie fort, ihre Macht und ihren Einfluß zu selbstsüchtigen Zwecken auszubeuten, durch factiöses Treiben jedes gemeinsame Handeln zum Wohle des Vaterlandes zu verhindern. „Der Adel war und blieb unfähig sich zu ermannen, und nach wie vor zeigte sich von sittlichem Ernst, von einer redlichen Gesinnung nirgends eine Spur." Die Magnaten, weltlichen wie geistlichen Standes, die als Mitglieder des immerwährenden Rathes neben oder eigentlich über dem König die öffentlichen Angelegenheiten leiteten, standen größtentheils in Rußlands Sold und zeigten für vaterländische Interessen und höhere Ziele keinen Sinn. Die Justiz war feil, die Staatseinkünfte, durch die Weigerung des Adels und der Geistlichkeit, einen angemessenen Theil der Lasten auf sich zu nehmen, ohnedies auf ein unzureichendes Maß herabgedrückt, wurden zu eigennützigen Zwecken verschleudert, die Armee war in solchem Zustand von Verfall und Vernachlässigung, daß der Krongroßfeldherr Branicki selbst durch den russischen Gesandten Stackelberg die Bitte nach Petersburg richtete, man möge doch die russischen Truppen nicht aus Warschau ziehen. Die an der Spitze des Staats stehenden Großen, die Minister, die Marschälle, die Palatine, die Castellane und die Bischöfe waren weit mehr auf ihre Sonderinteressen als auf das Wohl des Vaterlandes bedacht. Die meisten waren unbedingte Anhänger Rußlands, theils erkauft durch Jahrgelder und Leibrenten, theils aus Gründen des Ehrgeizes, der Aemtersucht, des Factions- und Parteieifers gegenüber ihren Widersachern, viele dem Luxus, der Verschwendung, der Ausschweifung ergeben und unter dem Druck zerrütteter Vermögensverhältnisse und eines dissoluten Lebens unsicher der Zukunft entgegensteuernd. Seit einem Jahrhundert geht die Legende durch die Weltgeschichte, die Polen seien als Opfer des Despotismus, der treulosen Staatskunst, der Vergrößerungssucht der Nachbarstaaten gefallen: unsere bisherige Darstellung hat dargethan, daß wir diese Beschuldi-

gung keineswegs in Abrede stellen, daß wir keineswegs leugnen wollen, die Selbstsucht und Ländergier der fremden Potentaten habe die Republik absichtlich in dem Wirrsal der Anarchie, der politischen Leidenschaftlichkeit zu erhalten gesucht, damit sie sich nicht aus dem Zustande der Recht- und Hülflosigkeit emporarbeite. Aber dabei darf nicht übersehen werden, daß die Polen selbst die Versuchung herausforderten, daß sie ihre moralischen und politischen Blößen zu offen legten, um nicht die fremde Begehrlichkeit dadurch zu reizen und zu nähren. Es ist ein angebornes menschliches Gefühl, daß dem Unglücklichen die Sympathien der Zeitgenossen und der Nachwelt sich zuwenden, und diese sind der polnischen Nation in reichlichem Maße zu Theil geworden, man hat ihre Vaterlandsliebe, ihre Tapferkeit, ihre Religiosität gerühmt, damit die Ungerechtigkeit ihrer Unterdrücker desto greller zu Tage trete. Aber diese gerühmten Tugenden waren von häßlichen Flecken entstellt, sie wurzelten im tiefsten Grunde in der eigensüchtigen Natur, in einem scharf ausgeprägten persönlichen Egoismus. Ein Patriotismus, der nicht die Unterordnung des Einzelnen unter die Gesammtheit gebietet und erzielt, eine Tapferkeit, die sich nur im wilden Parteikampf geltend macht, eine Religiosität ohne innere Tiefe und Herzenswärme, ohne eine Spur von dem Flug der Freiheit, der Menschenliebe, der Toleranz, der damals die Welt durchzog, sind nur Schein und Zerrbild wirklicher Tugenden. Ein neuerer Schriftsteller, Herrmann, tritt dieser Auffassung, als ob Polen einzig und allein als schuldloses Opfer fremder frevelhafter Staatsraison und Eroberungslust gefallen sei, welche in selbstsüchtiger Absicht alle Reformen verhindert hätten, entschieden entgegen; vielmehr stelle sich unwiderlegbar heraus, „daß die Versuche Einzelner, den moralischen und politischen Zustand ihrer Nation zu verbessern, selbst wenn sie von reinen und nicht auch wieder nur äußerlich zur Schau gestellten Absichten ausgingen, doch fast spurlos, wie Wassertropfen im glühenden Sandmeer bodenloser Schlechtigkeiten verschwanden." Die alte „Familie" war gespalten: Fürst Adam Czartoryski hatte sich von der Sache des Königs losgesagt und suchte mit Hülfe Branicki's und einiger altpolnischen Magnaten, der Lubomirski, Potocki u. A. für sich selbst die Krone zu erlangen. Ränkevolle Frauen von zweideutiger Vergangenheit, wie die Fürstin Czartoryska, geborene Gräfin Flemming und ihre Schwägerin, die Fürstin Lubomirska, geb. Czartoryska, beide verlassene Geliebten des Königs und darum voll Rachsucht, schürten die Flamme des Hasses und der Zwietracht. Die Einen wie die Andern buhlten um Rußlands Gunst, nur daß Stanislaus August zu dem Gesandten Stackelberg hielt und in dem immerwährenden Rath eine Stütze suchte „gegen den den großen Familien inwohnenden Geist der Ungebundenheit und Petulanz", während die andern in Petersburg selbst durch Potemkin Ränke schmiedeten. Die patriotische Thätigkeit eines Tyzenhaus auf dem Gebiete der Industrie und Volkswirthschaft, eines Zamoiski in der Gesetzgebung und Rechtspflege, vermochte nicht aufzukommen gegenüber den Vorurtheilen und Mißbräuchen engherziger Egoisten. Die Wahlen zum Reichstag waren wie früher der Heerd agitatorischer Umtriebe der Factionen; bei dem Reichstribunal wurden die Untersuchungen gegen alle, die in das Theilungswerk verflochten waren, in so gehässiger und parteisüchtiger Weise geführt, daß die auswärtigen Gesandten mildernd und beschwichtigend eintreten mußten. Die Nation wurde durch Gerüchte von conspiratorischen Attentaten bald gegen das Leben des Königs, bald gegen das des Fürsten Czartoryski fortwährend in Athem gehalten; gerichtliche Untersuchungen in Folge verleumderischer Aussagen einer Frau Ugramow brachten ein Gewebe von Lüge und Meineid zu Tage. Stanislaus Poniatowski glaubte sich nur durch den engsten Anschluß an Rußland in seiner Stellung behaupten zu können. Als die Kaiserin die erwähnte Reise nach dem Süden antrat, eilte er nach Kaniew, um durch Devotion und persönliche Huldigungen wieder die Gunst der

früheren Geliebten zu gewinnen. Eben so machten es die andern Großen, die Potocki und Branicki, die Sapieha und Lubomirski. Die Zarin nahm alle wohlwollend auf; sie bedurfte der Hülfe Polens in dem neuen Krieg gegen die Türkei, der bereits in der Luft schwebte. Sie stellte dem König Erhöhung seiner Prärogative und seiner Einkünfte in Aussicht, sie versprach ihm ihren Schutz gegen die Intriguen und Umtriebe seiner Widersacher; und Stanislaus trug kein Bedenken, ein Schutz- und Trutzbündniß mit der Kaiserin abzuschließen, um persönlicher Vortheile willen sich selbst und sein Königreich in den Dienst Rußlands zu stellen.

Die Türkei zum Krieg gezwungen. Als die Kaiserin Katharina den Polenkönig Stanislaus zu Kaniew aufs Neue an ihren Dienst fesselte und den Beherrscher Oesterreichs zum Zeugen ihrer Triumphe und ihrer souveränen Machtfülle machte, war der Krieg gegen die Türkei bereits eine beschlossene Sache. Die weitgehenden Pläne der Kaiserin und ihres allmächtigen Günstlings waren angebahnt und harrten ihrer Vollendung. Nur sollte die Pforte dahin gebracht werden, daß die Kriegserklärung von ihr ausginge, denn nur für den Fall, daß Rußland feindlich angegriffen würde, hatte Kaiser Joseph seinen Beistand und seine Mitwirkung zugesagt. Darum wurde die Türkei durch eine Reihe rechtsverletzender und ehrenkränkender Handlungen fortwährend gereizt und in Mißmuth gesetzt, bis ihr die Geduld ausging und sie sich der unerträglichen Unbilden und Zetelungen mit den Waffen zu erwehren beschloß. So fand der ungetreue Hospodar der Moldau und Walachei, Maurocordato, in Petersburg Zuflucht und Schutz; so wurde der Mamlukenfürst von Aegypten in seinem aufrührerischen Treiben heimlich ermuntert; so wurde die russische Schutzherrschaft in den Kaukasusländern immer weiter ausgedehnt; so erhob man in Petersburg Ansprüche auf Bessarabien als einen ehemaligen Bestandtheil des Tatarenreiches; so wurden die Bestimmungen über Schiffahrt und Handelsverkehr in den Gewässern und Hafenstationen des schwarzen Meeres zum Vortheil Rußlands ge-
16. Aug. 1788. deutet und verwerthet. Die Absicht der Kaiserin wurde erreicht. Am 16. August erklärte die Pforte den Krieg an Rußland und ließ nach altem barbarischen Herkommen den russischen Gesandten in das Schloß der sieben Thürme einsperren.

Lage Rußlands. Fürst Potemkin ging mit zaghaftem Muthe einem Krieg entgegen, den er doch selbst in erster Linie heraufbeschworen hatte. Er wußte am besten, auf wie hohlem Boden die Macht ruhte, die er vor seiner Gebieterin mit so großer Ostentation vorgeführt, er kannte die verzweiflungsvolle Finanzlage, welche durch seine eigene unbegrenzte Habgier und Verschwendung, durch die Unredlichkeit der Verwaltungsbeamten, durch Unterschleif und Betrügereien der unerhörtesten Art herbeigeführt worden; es war ihm wohl bekannt, in wie mangelhafter Verfassung die Marine sich befand, wie wenig der wirkliche Zustand der Armee den in den Akten und Listen aufgeführten Angaben entsprach. Es überkam ihn ein Gefühl von Verzagtheit und Muthlosigkeit, das er selbst der Kaiserin nicht verhehlte. Die Mittelmächte nahmen eine kriegsdrohende Haltung an: Friedrich Wilhelm II. fürchtete nicht mit Unrecht, daß Kaiser Joseph der russischen Selbst-

herrscherin nur deshalb in ihren Plänen gegen die Osmanen als Verbündeter zur Seite stehe, damit sie ihn dann wieder gegen Preußen unterstütze; England ging mit dem Berliner Hof Hand in Hand, das militärische Einschreiten der preußischen Heere in Holland war in beiderseitigem Interesse; der Land- und Seekrieg des Königs von Schweden in Finnland und in der Ostsee stand in Uebereinstimmung mit der Politik des Berliner und Londoner Cabinets; als die dänische Regierung auf Anstiften Katharina's einen bewaffneten Einfall in Schweden unternahm, wurde sie durch preußisch-englische Drohungen zum Rückzug genöthigt; die Integrität der Türkei wurde als politisches Prinzip im Interesse des europäischen Gleichgewichts aufgestellt, Polen sollte der russischen Hegemonie entzogen und zu seiner staatlichen und nationalen Selbständigkeit zurückgeführt werden. Aber auch diesmal stand das Glück auf Rußlands Seite; ihres klaren Zieles und ihrer absoluten Machtfülle bewußt, verlor Katharina keinen Augenblick ihren standhaften Muth.

Der Versuch der Türken, die Halbinsel Krim wieder zu erobern, da ohne Die Kriegsereignisse des Jahres 1788.
diesen Besitz „das ottomanische Reich einem Hause mit ausgehobener Thüre gleiche", schlug fehl, und ein Angriff, den die Besatzungstruppen von Oczakow aus auf Kinburn unternahmen, wurde von dem kühnen Suwarow zurückgeschlagen. Okt. 1787.
Wir werden diesem genialen Feldherrn noch öfter begegnen. Obwohl ein Mann von Bildung und Kenntnissen, liebte er es als Russe gewöhnlichen Schlages aufzutreten. Er theilte mit den Soldaten die Entbehrungen und Strapazen, die Tracht und Lebensweise, er kniete und betete vor jedem Heiligenbilde. Darum war er auch trotz seiner Strenge und leidenschaftlichen Heftigkeit der Abgott des Heeres. Ein gehorsamer Knecht des Fürsten Potemkin, wetteiferte er mit demselben auch in Schmeichelei und Devotion gegen die Kaiserin. „In seinem Wesen zeigte sich die Halbcultur des Rußland seiner Tage im vollen Lichte, und bei allem Geiste war er Fürstendiener ohne eigenen Willen und Fanatiker für seine Religion." Im Februar des folgenden Jahres erklärte auch Oesterreich 9. Febr. 1788.
der Pforte den Krieg, und wie sollte nun die geschwächte, verkommene Türkei die Kraft besitzen, den beiden Großstaaten das Gleichgewicht zu halten? Wenn das österreichische Heer nicht solche Erfolge davon trug wie das lebhafte Selbstgefühl des Kaisers sie erwartete, so lag die Hauptschuld an dem von Feldmarschall Lascy entworfenen Operationsplan, nach welchem die Truppen, 218,000 Mann stark, in einem 200 Meilen langen Cordon von der Küste des adriatischen Meeres bei Triest durch Croatien, Slavonien, Siebenbürgen, bis an den Dniester in Galizien sich hinzogen. In der Gegend von Fulak, Belgrad gegenüber, war Lascy's Hauptquartier, bei dem sich Joseph selbst befand; in Galizien stand Prinz Josias von Coburg. Von dem russischen Heer sollte die eine Abtheilung, 37,000 Mann stark, unter Rumanzow von Podolien aus gegen die Moldau vorgehen, die zweite von 80,000 Mann unter Potemkin Oczakow einnehmen und die Krim beschützen, ein abgesondertes Corps unter Tökeli die russische Grenze im

Kaukasus und im Kuban decken. So wüthete denn von Triest bis zu den Donaumündungen ein furchtbarer Land- und Seekrieg. In den seichten Gewässern vor Oczakow erlitt der Kapudan-Pascha durch die russischen Flottenführer eine
28. Juni 1788. vollständige Niederlage, wobei das Admiralschiff und ein anderes großes Linienschiff in Flammen aufgingen, und in mehreren darauf folgenden Treffen wurde fast die ganze türkische Seemacht vernichtet. Zu Lande bewährten die osmanischen Heere immer noch ihre alte Tapferkeit und Kriegserfahrung. Wenn die Oesterreicher im östlichen Ungarn und in Siebenbürgen den Großwessir verhinderten, die Siegeszüge der Vorfahren zu erneuern, und durch einige Regimenter
17. Sept. 1788. der Rumanzow'schen Armee verstärkt die Festung Choczim zur Capitulation brachten, so waren diese Erfolge durch den Verlust von nicht weniger als 70,000 Mann, die theils auf den Schlachtfeldern, theils an Erschöpfung und Krankheiten in dem ungewohnten Klima starben oder kampfunfähig wurden, theuer erkauft, und auch in Oczakow vertheidigten sich die türkischen Besatzungstruppen mit einem Muth und einer Ausdauer, daß Potemkins Belagerungsarmee Monate lang nichts auszurichten vermochte und unsägliches Ungemach erlitt. Als alle Lebensmittel und alles Brennholz ausgingen, verlangte das verzweifelnde Heer zum stürmenden Angriff gegen die Stadt geführt zu werden. Der Feldmarschall willfahrte ihrem Verlangen, und nun erfolgte mitten im
6. (17.) Decbr. 1788. Winter, am Tage des russischen Schutzheiligen St. Nicolaus die **Erstürmung von Oczakow**, eine der schrecklichsten Begebenheiten in der menschlichen Leidensgeschichte. Nicht nur daß Laufgräben und Festungswerke mit Blut und Leichen gefüllt wurden, nach der Einnahme der Stadt mordeten die entmenschten Soldaten die Einwohner zu Tausenden ohne Rücksicht auf Alter und Geschlecht und plünderten die Stadt vollständig aus. Potemkin, der während des Sturmes außerhalb Schußweite betend auf der Erde gelegen, wurde von seiner Gebieterin für seine Heldenthaten mit Belohnungen und Ehrenzeichen überschüttet.

Kurz zuvor war es den russischen Verführungskünsten gelungen, die Offiziere der schwedischen Armee zum Abfall und Verrath von ihrem König zu treiben (S. 512). So unüberlegt der Angriff Gustavs III. in Finnland und in den baltischen Gewässern war; er hatte in dem von Truppen entblößten Petersburg große Bestürzung hervorgerufen. Der tapfere Admiral Greigh hatte in der Seeschlacht von Hogland die Todeswunde empfangen und der König großsprecherisch mit einem Besuche in Peterhof gedroht. In der Residenz standen Tag und Nacht fünfhundert Pferde bereit, um die Kaiserin und den Hof im Fall dringender Noth und Gefahr in Sicherheit zu bringen. Katharina hatte alle Ursache um die Jahreswende mit dem Gang ihres Schicksals zufrieden zu sein.

Das Jahr 1789 in der Weltgeschichte. Russisch-österreichische Waffenerfolge. Mit dem Jahre 1789 beginnt eine der denkwürdigsten Epochen in den Büchern der Weltgeschichte. Es ist als ob das so tief bewegte und strebsame Zeitalter seine ganze Kraft und Energie für das letzte Jahrzehent aufgespart hätte, um sie mit concentrischer Intensität wirken zu lassen. Im Westen eine hochgebildete Nation, die sich anschickt ihr Staatsleben in verjüngter Form

aufzubauen; im Osten ein schwer bedrängtes Volk, das mit Schrecken den Abgrund gewahrt, der sich gähnend vor ihm aufgethan hat und vergebens um seine staatliche Existenz ringt; dazwischen und daneben vier Herrschergestalten, die erfüllt von dem Gefühle ihrer monarchischen Machtvollkommenheit und durchdrungen von dem Dichterwort: „Unter allen Erdengütern ist der Ruhm das höchste doch", eine erhabene Stufe im Ehrentempel der Geschichte zu erklimmen, und zugleich die Grenzen ihrer Reiche auszudehnen suchen, theils um Verlorenes zurückzugewinnen, theils um Neues zu erwerben. Die beiden imperatorischen Mächte wünschten und hofften dem zerrütteten Osmanenreich die Eroberungen der Väter in den christlichen Ländern wieder zu entreißen: die Kaiserin Katharina, um in Konstantinopel „die Schlüssel zu ihrem Hause zu holen" und die byzantinische Krone ihrer Dynastie zuzuwenden, wie im Anfang des Jahrhunderts der französische Bourbon in Spanien; Kaiser Joseph aber, um die vielumstrittenen Länder im Süden des deutschen und österreichischen Hauptstromes dem Habsburger Stamme zu erobern. Dort wurden daher auch die kriegerischen Anstrengungen der beiden Kaisermächte im Felde energischer fortgesetzt als im vorhergehenden Jahr, um größere Erfolge als bisher zu erzielen. Zwar trat auch in Konstantinopel eine Wendung zum Bessern ein, als Sultan Abdul Hamid plötzlich starb und sein Neffe Selim III. den großherrlichen Thron bestieg, ein Mann von siebenundzwanzig Jahren, thatkräftig, reformlustig und mit Strenge und Eifersucht seine autokratischen Herrscherrechte übend; allein die tief wurzelnden Gebrechen des Staats, despotische Willkür, schlechte Verwaltung, Zuchtlosigkeit in der Armee ließen sich nicht sofort beseitigen und verbessern. So kam es, daß die Türken auch im zweiten Kriegsjahr keine Lorbeern im Felde ernteten, und daß Potemkin, dem es gelungen war seinen Rivalen Rumanzow von der Ukrainschen Heerabtheilung zu verdrängen und das Obercommando über die „vereinigten südlichen Armeen" allein in seine Hand zu bringen, trotz seiner geringen strategischen und militärischen Befähigung sich aufs Neue mit Kriegsruhm bedeckte. Suwarow, der auch in diesem Feldzuge wieder sein erprobtes Talent und seine rasche Entschlossenheit an den Tag legte, erfocht in Verbindung mit dem österreichischen Corps des Prinzen von Coburg bei Fokschani einen vollständigen Sieg über den Feind, und einige Wochen später gewann derselbe geniale Feldherr, dem sich der österreichische General freiwillig unterordnete, in der Schlacht bei Martineschti am Rymnik, einem Nebenflüßchen des Sereth, solche Erfolge, daß er davon den ehrenden Beinamen Rymnikskii erhielt und vom Kaiser Joseph den Rang eines Reichsgrafen. Mit einem Verluste von 20,000 Mann zog der Großwessir eilig nach Schumla, wo er bald seinen Tod fand. Dieser Schlag wirkte so niederdrückend auf die Türken, daß sich die beiden Festungen Akkerman und Bender dem Feldmarschall Potemkin vertragsweise übergaben, ohne daß ein Schuß abgefeuert worden wäre. Dafür erhielt der Günstling ein Geldgeschenk von 100,000 Rubel und einen Lorbeerkranz von Smaragden und Bril-

[Randnotizen: 7. April 1789. — Selim III. 1789–1808. — 1. Aug. 1789. — 22. Sept. 1789.]

lianten, der an Werth jene Summe noch um die Hälfte überstieg. Um dieselbe Zeit trat Osman-Pascha, Gouverneur von Belgrad, diese berühmte Donau-
8. Okt. 1789. festung durch Capitulation an den hochbetagten Feldmarschall Laudon ab, nachdem vorher der General Clerfait ein nach dem Banat vorrückendes türkisches Armeecorps bei Mehadia zurückgeschlagen hatte. Auch Semendria und Passarowitz öffneten ihre Thore, so daß die Oesterreicher den ganzen Lauf der Donau beherrschten und der zum Feldmarschall ernannte Prinz von Coburg in Bukarest
April 1790. Winterquartiere beziehen konnte. Im nächsten Frühjahr fiel auch Alt-Orsowa in die Hände der Kaiserlichen.

8. Die europäische Politik und das constitutionelle Polen.

Hertzbergs Gleichgewichts-System. In diesen Kriegsgang griff nun die mittelstaatliche Conföderation, an ihrer Spitze der preußische Minister Hertzberg ein, um das europäische Gleichgewicht und die Integrität der Türkei zu erhalten, Rußland und Oesterreich nicht allzu mächtig werden zu lassen. Denn bei der zwischen Wien und Berlin herrschenden Rivalität und der Abneigung Josephs gegen das Hohenzollernsche Königshaus war es zu befürchten, daß der Habsburger seine Machtvergrößerung und die Freundschaft Rußlands zum Nachtheil Preußens anwenden werde. Da übernahm nun Hertzberg, der wohl Geschick und Geschäftsgewandtheit genug besaß, gegebene Gedanken auszuführen und gewiesene Ziele mit Standhaftigkeit zu verfolgen, aber kein Staatsmann war von fruchtbaren Ideen und genialen Auffassungen, eine Aufgabe, deren Lösung über seine Kräfte ging. Es entsprach ganz dem ritterlichen und großmüthigen Charakter Friedrich Wilhelms II., der in Holland und Lüttich als Friedensstifter ohne eigenen Vortheil aufgetreten war, nun auch in Verbindung mit England die Türkei und Polen vor der drohenden Vergewaltigung durch die beiden Großmächte zu schützen: aber Hertzbergs Entwürfe waren zu ausgeklügelt, trugen unter der Hülle einer pacificatorischen, die allgemeine Sicherheit Europa's bezweckenden Politik zu deutlich die Spuren des Eigennutzes und des eigenen Interesses an sich, als daß sie hätten gelingen oder mit Beifall aufgenommen werden sollen. Nicht einmal England stand ihm mit aufrichtiger Bundestreue und mit vollem Vertrauen zur Seite.

Nach dem künstlichen System von Ländertausch und Compensationen, wie es im Haupte des preußischen Ministers Gestalt gewonnen, sollte die Republik Polen an Preußen die Stadtgebiete von Danzig und Thorn abtreten, von Oesterreich dagegen Galizien zurück erhalten und dieses mit türkischen Grenzlanden entschädigt werden (S. 489 f.). In ähnlicher Weise sollte Schweden einen Theil von Finnland gewinnen und dafür Schwedisch-Pommern dem Königreich Preußen überlassen.

Der Waffengang im Osten und Potemkins Ausgang. Alle diese Pläne erwiesen sich bald als Schäume und Träume. Gustav III. mußte einen Frieden annehmen, wie ihn Katharina vorschrieb; Potemkin, damals auf dem Gipfel seiner Macht und von seiner dankbaren Gebieterin mit

allen Ehren und Gütern der Erde überschüttet, betrachtete sich schon als Fürsten der Moldau und Walachei, und wollte nichts von einer pacificatorischen Politik wissen, welche die Integrität der Türkei gewährleisten sollte, vielmehr war nach seiner Meinung ein würdiger Ausgang des Krieges nur auf Grund der „Unabhängigkeit" jener Donaufürstenthümer denkbar. Noch hatte Katharina den Gedanken an ein neues byzantinisches Reich unter einem zweiten Constantin nicht aufgegeben. So hatte denn der Krieg seinen Fortgang, wenn gleich der Thronwechsel in Wien eine baldige Veränderung des bisherigen Waffenbundes voraussehen ließ. Suwarow eroberte an der Spitze einer geringen Streitmacht die Festung Ismail an der Donau, und als Potemkin nach Petersburg eilte, um 22. Decbr. 1790. dort der Kaiserin das weltberühmte Fest im Taurischen Palast zu geben und wo möglich den neuen Günstling Platon Subow aus ihrer Nähe zu verdrängen, benutzte der Fürst Repnin dessen Abwesenheit zu einem Angriff gegen den Großwessir. Sein Sieg bei Matschin an der Donau machte die Russen zu Herrn der Situation. Aber Repnin war keineswegs geneigt, dem Ehrgeize Potemkins als Werkzeug zu dienen. Vielmehr benutzte er die ungünstige Lage der Türken, um eine rasche Beilegung des orientalischen Krieges zu erzielen, die unter den jetzigen Umständen auch der Kaiserin erwünscht war. So kam der Präliminarfrieden 11. Aug. 1791. von Galacz zu Stande, in welchem die Pforte die öde Steppe zwischen Bug und Dniester mit den Trümmern von Oczakow den Russen überließ und deren Herrschaft über die Krim anerkannte. Vergebens eilte Potemkin herbei, um diese Abmachungen, kraft deren ihm das gehoffte souveräne Fürstenthum Dacien entging, zu vereiteln; seine Zeit war abgelaufen; er starb an einem Lagerfieber fern von der Hauptstadt in den Armen seiner Nichte, der an den polnischen 15. Okt. 1791. Krongroßfeldherrn vermählten Gräfin Branicka. Wenige Monate später wurde durch den Frieden von Jassy der zweite Türkenkrieg beendigt, welcher Rußland 19. Jan. 1792. mehr als 400,000 Menschen gekostet und seine Finanzen in die tiefste Zerrüttung gestürzt hatte. Die Resultate entsprachen keineswegs den stolzen Hoffnungen, womit Katharina sich bei Ausbruch des Krieges getragen hatte. Allein was dem Reiche an der Donau entgangen war, sollte ihm in der Nähe zufallen.

Polen während des zweiten Türkenkriegs.

Als Rußlands Heere in dem Doppelkrieg gegen die Türkei und gegen Schweden beschäftigt waren, als gleichzeitig Preußen und England eine feindselige Haltung gegen das übermächtige Moskowiterreich und seinen kaiserlichen Verbündeten einnahmen, da schien für Polen der Augenblick gekommen, sich dem gebieterischen Einflusse des Zarenhofes zu entziehen und wieder seine politische Selbständigkeit zu erringen. Denn in Petersburg sah man die Republik als einen abhängigen Vasallenstaat an. Ohne daß man in Warschau angefragt hätte, zogen russische Heere durch polnisches Gebiet wie durch eigenes Land, richteten daselbst ihre Magazine ein und begannen von dort aus ihre Kriegsoperationen gegen die Türkei. Ihre Anwesenheit in den südöstlichen Provinzen gab der Bauernbevölkerung Volhyniens und Podoliens, besonders den gedrückten und mißhandelten

Bekennern der griechischen Confession das Signal zur Empörung gegen ihre Dränger und Zwingherren, von denen mehrere mit Weib und Kind erschlagen wurden. Und warum sollten die Kaiserin und Potemkin nicht Polen als einen schutzbefohlenen Staat ansehen, da ja der König und die Republik ganz ihrer Winke gewärtig waren! Stanislaus August hatte kein Bedenken getragen in Kaniew mit Katharina ein Bündniß zu schließen zur Vertheidigung gegen den „gemeinschaftlichen Feind". Mit seiner geheimen Zustimmung hatten die russischen Truppen ihren Weg durch das Gebiet der Republik genommen. „Je mehr der Fürst altert", heißt es in den Aufzeichnungen des sächsischen Gesandten Essen, eines mit den Personen und Verhältnissen sehr vertrauten Staatsmannes, „je mehr seine Gesundheit abnimmt, um so mehr schwächen sich auch seine Geisteskräfte ab. Wohlthätig und gefühlvoll, aber dabei weich und schwach, ist er zugleich der Spielball der Weiber, seiner Verwandten und seiner Günstlinge. In Schulden und Geldnoth verstrickt, ist er zu Allem bereit, was zur Erleichterung seiner Lage dienen kann. Man glaubt nicht, daß eine neue Theilung Polens ihn in Verzweiflung bringen würde, vorausgesetzt, daß er eine Provinz als Erbschaft erhielte." Mit der Zeit trat jedoch eine stärkere Opposition gegen Rußland ein. Man fing an seine Hoffnung auf Preußen zu setzen. Wir haben oben gesehen, daß eine Partei, welche sich als die „patriotische" bezeichnete und als solche gelten wollte, dem König entgegenarbeitete; aber wir wissen auch, daß die Häupter derselben, der Krongroßfeldherr oder Hetman Branicki, ein roher, dem Trunk ergebener und mit einer Nichte Potemkins verheiratheter Edelmann kosakischer Herkunft, daß die Radziwil und Oginski, die Lubomirski und Potocki und die mit ihnen verbundenen ränkesüchtigen Weiber, weniger durch Vaterlandsliebe als durch persönliche selbstsüchtige Motive zur Opposition getrieben wurden. Der preußische Gesandte Buchholz in Warschau, dem der König Friedrich Wilhelm vorläufig 100,000 Ducaten zur Verfügung gestellt, wußte sehr gut, mit welchen Mitteln man dem patriotischen Gefühle nachhelfen müsse. Die Sympathien für Preußen, durch das man den russischen Einfluß zu brechen gedachte oder vorgab, ruhten auf ähnlichem Grunde wie
Okt. Nov. 1788. die der königlichen Partei. Wenn auf dem Reichstag bei einigen „Patrioten" das Bestreben hervortrat, im Anschluß an Preußen die russische Uebermacht zu schwächen, indem man auf Abberufung der fremden Truppen vom Boden der Republik, auf Verstärkung der eigenen Streitkräfte drang, auf Schwächung der königlichen Prärogative, auf Einführung der Mehrheitsabstimmung im Reichstag und andere Reformen lossteuerte, so konnte der Gesandte Stackelberg die Besorgnisse in Petersburg mit der Versicherung dämpfen, „er habe den Tarif für den Patriotismus des größten Theils dieser Gesetzgeber in der Tasche", er wisse welche Macht die Imperiale und Rubel auf die Senatoren
Jan. 1789. und Landboten übten. Wohl bewirkte der nächste Reichstag, daß der alte aus lauter Creaturen Rußlands zusammengesetzte „permanente Rath" aufgehoben

und daß Fürst Poninski, der bei der ersten Theilung eine so schmähliche Rolle gespielt hatte, wegen Bestechung und Landesverraths zu entehrender Strafe und zur Landesverweisung verurtheilt ward; aber das langandauernde Gerichtsverfahren enthüllte ein solches Gemälde von Sittenlosigkeit und Corruption, warf solche Schatten von Schuld und Frevel auf die angesehensten Namen, daß der ganze Adel von gleicher Schmach bedeckt erschien.

Dabei regte sich auch wieder der religiöse Fanatismus. Man beschuldigte die griechisch-rechtgläubigen Priester in dem polnischen Kleinrußland, daß sie unter dem Landvolke russische Sympathien erweckten; der Bischof Sadkowski, das Haupt der Orthodoxen, wurde aus der Hauskapelle des Grafen von Stackelberg, wo er Schutz gesucht, herausgerissen und den polnischen Gerichten überliefert. Es tauchten allerlei Pläne auf, wie man die griechisch-nicht-unirten Glaubensverwandten Polens dem russischen Oberkirchenrath (Synod) entziehen möchte, sei es daß man einen eigenen Metropoliten aufstelle oder den Patriarchen von Konstantinopel als Oberhaupt anerkenne.

Im Laufe des russisch-österreichischen Türkenkriegs wuchs der preußische Einfluß: Friedrich Wilhelm II. sei der einzige Mann, hörte man rühmen, der den Polen behülflich sein könne, die Selbständigkeit der Republik wieder herzustellen, die russische Garantie abzuschütteln, die Wiedergeburt der Nation zu bewirken; man versöhnte sich sogar mit dem Gedanken, Danzig und Thorn freiwillig abzutreten als Preis der Bundeshülfe und der in Aussicht gestellten Zoll- und Handelsvortheile, so wenig Vertrauen man auch auf den versprochenen Ersatz, die Rückerhaltung Galiziens, setzen mochte, da das Wiener Cabinet schwerlich zu der Abtretung des reichen bevölkerten Grenzlandes gegen die Moldau und Walachei geneigt sein dürfte. Der neue Gesandte des Berliner Hofes, Marquis Lucchesini, hatte eine Zeitlang größeren Anhang als Graf Stackelberg. In Petersburg verbarg man den Aerger und wartete ruhig und still den Umschlag ab: aus Rücksicht für Preußen zog Katharina ihre Truppen aus Polen zurück; sie forderte keine Genugthuung für die an ihrem Gesandten verübte Verletzung des Völkerrechts und beantwortete die herausfordernden Demonstrationen der Polen mit dessen Abberufung; die militärischen Durchzüge hörten auf. Auch als das Schutz- und Trutzbündniß zwischen der Krone Preußen und der Republik Polen wirklich zum Abschluß kam und der Reichstag nun ernstlich die Verfassungsreform in Angriff nahm, erhob Katharina keine Einsprache. Sie ließ dem Werke freien Lauf. Und nur zu bald konnte man gewahren, daß die Begeisterung für die Wiedergeburt des Vaterlandes dem alten Factionsgeist, der Selbstsucht und Eigenliebe nicht lange die Wage halten werde. Aus den Parteiumtrieben und verschiedenartigen Tendenzen, die während der Verhandlungen über ein neues Staatsgrundgesetz innerhalb und außerhalb des Sitzungssaales zu Tage traten, konnte man die künftigen Stürme voraussehen.

Die Verfassungspartei gewinnt Boden.

27. März 1790.

Daß das Wahlkönigthum, die Quelle aller Corruption und Verderbniß beseitigt und durch eine erbliche Thronfolge ersetzt werde, darüber wurde man bald einig; auch die Streitfrage, ob die Krone einem eingebornen Fürstenhaus zu Theil werden oder ob

Die polnische Constitution. a) Die erbliche Thronfolge.

ein Sprößling einer fremden Dynastie berufen werden solle, wurde nach vielen Partei-manövern zu Gunsten des letztern Falles entschieden: nach dem Tode des dermaligen kinderlosen Königs Stanislaus Poniatowski sollte Kurfürst Friedrich August von Sachsen den polnischen Thron besteigen; da dieser aber auch nur eine Tochter hatte, so wurde die weitere Bestimmung getroffen, daß die sächsische Fürstentochter als „Infantin von Polen" sich mit einem von dem König und der Nation ihr vorgeschlagenen Sprößling einer der eingebornen Magnatenfamilien vermählen und die Nachkommen dieser Ehe den Stamm einer neuen Dynastie polnischer Könige bilden sollten. Es dauerte lange bis man sich über diese immerhin künstliche und unsichere Festsetzung einigte: Adam Kasimir Czartoryski, der im Stillen selbst sich auf die Krone Hoffnung gemacht hatte, stimmte nur mit dem Hintergedanken bei, daß der junge Fürst Adam Georg, sein oder wenigstens seiner Gemahlin Sohn, die Hand der Infantin erlangen werde, indeß der König seinen Neffen Joseph Poniatowski, den nachmaligen französischen Marschall für diese Würde in Aussicht genommen hatte. Auch in Preußen fand man die Uebertragung der erblichen Königskrone auf das sächsische Kurhaus bedenklich. Dennoch wurde in dem berühmten Verfassungsentwurf, den König Stanislaus August selbst
3. Mai 1791. dem Reichstag vorlegte, die erbliche Thronfolge in der erwähnten Gestalt durchgeführt, wenn gleich unter heftigem Widerspruch Einzelner, welche die Abschaffung des Wahl-
b. Andere Fundamentalreformen. königthums als das „Grab der polnischen Freiheit" bezeichneten. Auch die übrigen Fundamentalbestimmungen der in zwölf Artikeln zusammengestellten neuen Constitution wurden von der Versammlung angenommen. Danach sollte die vollziehende Gewalt dem König und seinem verantwortlichen Minister-Conseil, die gesetzgebende dem in einen Senat und eine Kammer der Landboten geschiedenen regelmäßigen Reichstag zustehen, die Gerechtigkeitspflege von den bisherigen Gerichtshöfen frei und unabhängig geübt und eine bewaffnete Macht „zur Beschützung und Sicherheit des Landes und der Gesammtheit" aufgerichtet werden. Andere Artikel hoben das Liberum Veto und die Conföderationen auf, erklärten die römisch-katholische Kirche als die herrschende, doch mit Duldung anderer Confessionen und gewährleisteten dem Adelstand seine bisherigen Privilegien. So wenig konnte man sich selbst in dieser erregten Stunde zu der Begeisterung des vierten August in Versailles aufschwingen, daß man dem Bürgerstand nur spärliche Rechte einräumte, und weit entfernt die Leibeigenschaft aufzulösen, das drückende Verhältniß zwischen Grundherren und Bauern fortbestehen ließ. Sämmtliche Städte sollten fortan vierundzwanzig Abgeordnete zum Reichstag entsenden und Bürgerliche adelige Güter kaufen dürfen. Den Gutsbesitzern wurde die Beobachtung und Festhaltung der Kontrakte, die sie mit ihren Bauern geschlossen, zur Pflicht gemacht d. h. sie sollten den fremden Colonisten, die sie durch Versprechungen ins Land gelockt, ihre Zusagen auch wirklich erfüllen.

Annahme der Verfassung durch König u. Reichstag. Dies war der wesentliche Inhalt der neuen polnischen Verfassung vom 3. Mai, die durch einen Staatsstreich, durch eine Art „Revolution" ins Leben gerufen ward. Man hatte eine Zeit gewählt, da zwei Drittel der Senatoren und Landboten abwesend waren; man hatte Gerüchte von drohenden Gefahren in Umlauf gesetzt, die nur durch eine rasche patriotische That abgewendet werden könnten; die Vorgänge in der constituirenden Versammlung in Frankreich hatten die Gemüther erregt, die Köpfe entflammt; sollten die Polen, „die Franzosen des Ostens", nicht zu einer ähnlichen Regeneration ihres Staatswesens sich aufschwingen können? Der König, sonst ein gehorsamer Knecht der russischen Kaiserin, hatte sich der Patriotenpartei angeschlossen und stand gänzlich unter dem

Einfluß der Tagesparole eines theils natürlichen, theils künstlich erzeugten Enthusiasmus. Der ganze Verlauf des Reichstags trug den Charakter einer Ueberrumpelung. Nachdem der Marschall Malachowski den Entwurf verlesen und als vortrefflich gepriesen, wurde der König aufgefordert, denselben sofort zu beschwören; die Gegner kamen nicht zu Wort oder wurden niedergeschrien. Unter Lärm und Tumult leistete Stanislaus August den Eid und mit ihm die „patriotischen“ Landboten und Senatoren, dann eilte der größte Theil der Versammlung, der König voran, nach der Domkirche, um an geweihter Stätte das neue Evangelium abermals feierlich zu beschwören, während die Unzufriedenen im Palast zurückblieben und einen Protest unterzeichneten.

In ganz Europa begrüßte man die polnische Constitution mit Beifall; man glaubte darin den Anfang einer nationalen Wiedergeburt, einen Akt der Selbstverjüngung wie in Frankreich zu erkennen. Friedrich Wilhelm II. ließ seinen Glückwunsch darüber aussprechen; Kaiser Leopold II. meinte, ein Erbkönigthum werde der bürgerlichen Zwietracht in Polen ein Ende machen und sei mehr geeignet Ruhe und Ordnung zu befestigen als eine durch Wahl übertragene Herrschergewalt; die Vorkämpfer der liberalen Ideen in England und Frankreich sprachen sich günstig aus; selbst die Kaiserin Katharina verbarg ihren Aerger. Sie kannte ihre Leute und wußte, daß die Zeit bald kommen werde, da die Polen selbst ihre Hülfe zur Herstellung der alten von Rußland verbürgten Verfassung anrufen würden. Denn wie sollte die seit Jahrhunderten von Anarchie und Parteiwesen zerrissene Adelsrepublik, die bisher nicht der Stimme der Vernunft und einer gesunden Politik, sondern nur dem Drange der Leidenschaft und dem Ungestüm der Factionswuth gefolgt war, nun auf einmal die zur Begründung neuer Staatsformen erforderliche Eintracht, Kraft und patriotische Tugend entfalten, einer Ordnung sich fügen, die von einer Minderheit in unüberlegter Eile geschaffen war und so vielen gegen den Sinn und gegen ihr Interesse ging? Der päpstliche Nuntius erhielt von Rom die Weisung, Verwahrung einzulegen gegen die den „fremden Confessionen“ in der neuen Verfassung verheißenen Zugeständnisse und zu erklären, daß dergleichen in einem katholischen Lande ganz unzulässig sei; viele Edelleute und Landboten aus den Provinzen, welche bei der „Revolution“ nicht betheiligt waren, legten Protest ein; selbst in Warschau verrauchte bald die helllodernde Begeisterung. Russisches Geld vermehrte die Zahl der Unzufriedenen und steigerte den Widerstandsgeist. Einige malcontente Magnaten, der Kronfeldzeugmeister Felix Potocki und der Krongeneral Severin Rzewuski an der Spitze, riefen die Hülfe der Kaiserin an „zur Erhaltung der polnischen Freiheit“, wie sie in ihrer Verblendung die alte Adelsrepublik nannten.

Die Opposition im Wachsen.

Mittlerweile änderte sich die Lage der europäischen Mächte. In Berlin war seit dem Reichenbacher Congreß, wie uns bekannt, das System des europäischen Gleichgewichts aufgegeben und bald nachher Graf Hertzberg in Ungnaden

Politischer Umschlag.

seines Amtes enthoben worden; nun wurde die Regierung immer kühler und schwankender, zumal da in Polen wenig Neigung für die Abtretung von Danzig und Thorn und für den vorgeschlagenen Handelsvertrag obwaltete. Rußland
11. Aug. 1791. hatte mit der Türkei die Präliminarien von Galacz abgeschlossen und den Friedenscongreß von Jassy eröffnet. Oesterreich, von Frankreich mit einem Krieg in Belgien bedroht, wünschte mit Rußland in gutem Einvernehmen zu stehen; England wollte sich aus Handelsrücksichten mit dem Petersburger Hof nicht verfeinden und hatte sich bereits von dem preußischen Bündniß losgesagt. Selbst Sachsen zeigte sich zurückhaltend. Der Kurfürst wollte die polnische Krone nur annehmen, wenn mit der Verfassung einige Veränderungen vorgenommen und die Erbrechte von seiner Tochter auch auf seine Brüder übertragen wurden. Gustav III. von Schweden stand seit dem Frieden von Werelä auf freundlichem Fuße mit der Kaiserin, die den eiteln Fürsten in dem Vorhaben bestärkte, durch einen Feldzug gegen Frankreich seinen Namen zu verherrlichen und Schwedens weltgeschichtliche Bedeutung wieder herzustellen. So konnte denn Katharina ohne die Gefahr eines Weltkrieges heraufzubeschwören in die alte Politik gegenüber Polen einlenken. Eine hingeworfene Aeußerung, die bald bekannt wurde, kündigte ihre Absicht an, die alte Verfassung der Republik, die sie selbst durch feierliche Verträge verbürgt habe und die dem Willen der Nation entspreche, mit bewaffneter Hand wieder herzustellen, und wenn Oesterreich und Preußen Einspruch erheben sollten, ihnen eine Entschädigung oder Theilung anzubieten. Sie
19. Jan. 1792. zögerte daher nicht das durch den Friedensschluß mit der Pforte freigewordene Kriegsheer an die polnische Grenze rücken zu lassen, in einem Augenblick, da die Parteiwuth wieder den ganzen Adelstand getheilt hatte, das königliche Heer in der elendesten Verfassung sich befand und die Aussicht auf fremde Hülfe in nebelhafte Ferne gerückt war.

Die Targowiczer Conföderation. Mai 1792. Es war gerade ein Jahr seit der „ruhmreichen Revolution" verflossen, als ein russisches Heer von der Moldau her über die Grenze rückte, um wie ein vorausgeschicktes Manifest der Kaiserin verkündete, die Verletzung des Völkerrechts zu rächen und ihren Freunden Beistand zu leisten zur Wiederherstellung der alten polnischen Verfassung und Freiheit. Im Vertrauen auf diesen Beistand schloß die altpolnische Partei, voran der Hetman Branicki und die schon erwähnten Magnaten Potocki und Rzewuski in dem ukrainischen Städtchen Targowicz
11. Mai 1792. eine „gesetzmäßige" Conföderation zur Wiederherstellung und Erhaltung der alten Ordnung, im Gegensatz zu der Warschauer Reichstags-Conföderation, die somit als ungesetzlich und revolutionär gestempelt ward. In der Hauptstadt herrschte die größte Aufregung; man übertrug dem König eine Art Dictatur und stellte ihm die Staatsgelder zur Verfügung; man sprach von allgemeiner Volksbewaffnung, von Emancipation der Bauern; Ignaz Potocki, der Hauptheld des dritten Mai, suchte Hülfe im Ausland. Aber so wenig Vertrauen hatte man auf einen günstigen Ausgang des bevorstehenden Kampfes, daß einige Häupter

der Patrioten, darunter selbst der Reichstags-Marschall Malachowski, dem russischen Gesandten ihre Bereitwilligkeit erklärten, die Verfassung und Regierungsform Polens ganz dem Willen und Gutdünken der Kaiserin anheimzustellen, nur möge man nicht durch Einberufung eines neuen Reichstags sie zwingen sich dem Joche ihrer Gegner, der Targowiczer Conföderirten zu beugen; selbst die Einsetzung des russischen Großfürsten Constantin zum Nachfolger des Königs Stanislaus würden sie sich gefallen lassen. Auch Poniatowski richtete an die Zarin in demselben Sinn ein Schreiben, das Katharina's Gesandter in Warschau, Bulgakow, zuvor durchgesehen hatte. Juni 1792.

Allein die Kaiserin wollte ihre Sache nicht von der ihrer Freunde trennen; die Russen sollten nicht als Eroberer und Gebieter erscheinen, sondern als Befreier und Verbündete der Mehrheit der Polen zur Wiederherstellung der alten Freiheit und Herrlichkeit. Warum sollte sie den gehässigen Schein unverschleierter Willkür auf sich laden, da sie doch mit Hülfe ihrer dienstwilligen Werkzeuge Alles erreichen konnte, was sie wünschte? So mußten denn die Waffen entscheiden. Russische Heere rückten in Polen vor, um den Forderungen der Targowiczer Verbündeten Nachdruck zu geben. Die Hoffnungen der Constitutionellen auf preußische Hülfe erwiesen sich als nichtig. Man war in Berlin zu andern Ansichten gekommen: die Vorgänge in Frankreich machten alle monarchischen Höfe bedenklich, einer Verfassung Vorschub zu leisten, die einen revolutionären Ursprung hatte und mit den neufranzösischen Ideen und Staatsformen einige Aehnlichkeit zu haben schien. Auch war unter den obwaltenden Verhältnissen für Preußen mehr Aussicht, Danzig und Thorn von Rußland als von dem constitutionellen Polen zu erwerben. Darum versagte Friedrich Wilhelm II., dessen monarchisch-ritterlichem Sinn und mystisch-religiöser Geistesrichtung der Widerstand gegen die revolutionären Ideen und die Herstellung des legitimen Thrones in Frankreich nunmehr als das wichtigste Anliegen und die heiligste Pflicht aller europäischen Fürsten erschien, jede Hülfe. Auf die Beschwerde der Polen über Treubruch, erklärte der preußische Gesandte, sein König habe mit der Republik Polen einen Bund geschlossen, da diese aber in eine constitutionelle Erbmonarchie umgewandelt worden, sei er seiner Verpflichtung enthoben. Der Kurfürst von Sachsen folgte dem Beispiel Preußens. Und Niemand war so eifrig beflissen den Kampf für das bedrängte Königthum in Frankreich als eine gemeinsame Sache aller Souveräne Europa's, als den solidarischen Beruf aller monarchischen Gewalten darzustellen wie Katharina. „Sie trug deshalb eine überschwengliche Begeisterung für die französische Königsfamilie geräuschvoll zur Schau; keine Worte schienen dem Abscheu zu genügen, den ihr die französische Revolution einflößte, auch als sie noch keine Frevel begangen hatte, und immer von Neuem forderte sie die Fürsten Europa's zu einem Kreuzzug gegen das neue Frankreich und dessen verderbliche Grundsätze auf, ohne sich selbst jemals zur Theilnahme an solchem Zug zu verpflichten.“ Es war ihr ganz recht, wenn die andern

Katharina's politische Haltung.

Mächte für das monarchische Prinzip ins Feld zogen; dadurch erhielt sie freie Hand in der Nähe. Sie trat nicht in den Kriegsbund gegen die französische Revolution ein; aber sie suchte den Glauben zu erwecken, daß die Vertheidigung der conservativen Interessen gegen die polnische Constitutionspartei dem gleichen Zwecke diene, daß es auch hier gelte, Recht und Verfassung gegen eine Umsturzpartei zu beschützen, daß auch sie solidarisch für das erhaltende Prinzip einstehe. Unterdessen richtete sie ihre Blicke auf Wolhinien und Podolien, die so sehr geeignet waren, das altrussische Gebiet mit dem neuerworbenen Landstrich zwischen Dniester und Bog zu verbinden.

Unterdrückung der polnischen Constitution. Der Ausgang der Republik Polen bietet eine der dunkelsten Seiten der Weltgeschichte dar. Ein sterbendes Volk erregt stets die Theilnahme und das Mitgefühl der Menschen, und diese haben auch den Polen nicht gefehlt. Mitleid und Sympathie sind denselben ins Grab gefolgt und ein natürlicher Zug des menschlichen Herzens hat dahin geführt, daß man den letzten Kampf ums Dasein als ein ruhmvolles Ringen gegen Unrecht und Gewaltthat, den Untergang als ein unverdientes tragisches Geschick durch feindselige Mächte dargestellt hat. Allein die neuere Forschung hat urkundlich nachgewiesen, daß dieselbe Leidenschaft, dieselbe Parteisucht, dieselbe Unfähigkeit eines nationalen Aufschwungs, einer mannhaften Selbsterhebung, welche die ganze polnische Geschichte als einen Tummelplatz wilder Triebe und dämonischer Selbstzerstörung erscheinen ließ, auch in den letzten Stunden bei der Mehrzahl der Nation fortgewirkt habe. Wenn man in das Wirrsal schaut, welches die Jahre 1792 und 1793 darbieten, so steht man zweifelnd und rathlos, ob man mehr den Mißbrauch der Stärke und Uebermacht, den Abgrund von Heuchelei und Sophistik, von Arglist, Verstellung und ränkevoller Verführungskunst verabscheuen soll, oder mehr das selbstmörderische Wühlen in den eigenen Eingeweiden, die sittliche Entartung, die Herrschaft des despotischen Ich, die trotzige rücksichtslose Selbstsucht, die schamlose Käuflichkeit so vieler Magnaten beklagen und verachten. Als die Kaiserin die Anträge der Patrioten, daß sie eigenmächtig über das künftige Schicksal Polens verfügen möge, von der Hand wies, da es nicht zu den in ihrer „Declaration" ausgesprochenen „reinen und einfachen Absichten" stimme, beschlossen die Urheber der Mairevolution, ihre Sache mit den Waffen zu verfechten und wenigstens mit Ehren zu fallen. Eine gewisse Begeisterung, wenn auch ohne Tiefe und Dauer, bemächtigte sich der Constitutionspartei. Selbst Stanislaus August stimmte zum Schein in den Enthusiasmus ein; er beschwor nochmals die Verfassung und ernannte seinen Neffen Joseph Poniatowski zum obersten Heerführer; die Bürger boten ihre Arme zur Vertheidigung des Vaterlandes an; Thaddäus Kosciuszko, der Sprößling einer geringen litthauischen Adelsfamilie von mäßigem Vermögen, der wie uns bekannt in Amerika unter Washington für die Sache der Freiheit gefochten, trat mit Ignaz Potocki, Hugo Kollontay u. A. an die Spitze der Patrioten und leistete bei Dubienca der

feindlichen Uebermacht rühmlichen Widerstand. Aber Parteiung, Zwietracht, Verrath, Planlosigkeit, und vor Allem der Geldmangel und die Gleichgültigkeit des leibeigenen Bauernstandes gegen die einheimische Regierung hemmten jede Unternehmung und lähmten die Kräfte. Der König, anstatt die Begeisterung der Vaterlandsfreunde zu benutzen, verfiel in seine alte Unschlüssigkeit und Zaghaftigkeit zurück und ließ sich durch einen mit Vorwürfen und Drohungen angefüllten Brief der Kaiserin so einschüchtern, daß er, um seine Schattenkrone zu retten, sich den schimpflichsten Demüthigungen unterzog. „Er müsse thun", sagte ihm die gestrenge Herrin, „was Vernunft und Gerechtigkeit, was die Eide verlangen, die er geleistet habe, als er die Krone aus der Hand eines freien Volks empfing und zwar unter Bedingungen, auf welche dieses Volk ein Recht hatte; er müsse die polnischen Truppen entlassen, alle diejenigen aus seiner Umgebung entfernen, welche die öffentliche Meinung mit Recht anklage, die Anstifter aller Complotte zu sein, und selbst ohne Zeitverlust der Targowiczer Conföderation beitreten, die allein die Republik repräsentire." Und so sehr hatte Stanislaus alles Gefühl für Ehre und Würde verloren, daß er that was ihm in so demüthigender und vorwurfsvoller Weise befohlen ward. Er trat dem Targowiczer Bunde bei, er verlegte die polnischen Truppen in die Friedensgarnisonen, er untersagte alle Feindseligkeiten gegen die Kaiserin, „die Wiederherstellerin der polnischen Freiheit." Und so leicht wogen bei dem Ministerrath Eid und Pflicht, daß die Mehrheit diesen unmännlichen Beschlüssen beistimmte. Darauf rückten die Russen in Warschau ein, während die Kämpfer für Polens Wiedergeburt das Schwert niederlegten, knirschend vor Wuth und Schmerz. Die Häupter der Patriotenpartei verließen die Heimath, um dem Hohn und der Rache der triumphirenden Gegner zu entgehen. Und so schmachvoll geberdeten sich diese Söldlinge Rußlands, daß sie die polnischen Patrioten als „unsinnige Neuerer" bezeichneten, „die von den Jacobinischen Grundsätzen Frankreichs angesteckt, sich vermessen hätten, die durch so viele Jahrhunderte geheiligten Grundgesetze der Republik anzutasten", und Felix Potocki benahm sich gegen den König in so roher Weise, daß dieser den Schutz Katharina's anrief.

17. Juli 1792.

22. Juli 1792.

Dabei lagen die Häupter der Conföderirten, die Branicki, Potocki, Rzewuski, nach altpolnischer Gewohnheit in fortwährendem Streit und suchten einander bei der Kaiserin und ihrem Günstling Platon Subow zu verdächtigen. Bei der Vertheilung der russischen Einquartirungen und der Lieferungen für die Kriegsbedürfnisse verfuhren sie mit solcher Parteilichkeit und in so selbstsüchtiger Weise, daß unter den Bürgern und Bauern sowie bei dem niedern Adel sich ein bedenklicher Geist der Unzufriedenheit gegen die Wiederhersteller der Freiheit und ihre Beschützer regte.

9. Zweite Theilung Polens und der Reichstag von Grodno.

Bald sollten die Targowiczer Conföderirten gewahr werden, daß sie nur fremder Habgier als Werkzeuge gedient und daß die Kaiserin die Wiederher-

Katharina's zweideutige Haltung.

stellung des alten Zustandes mit allen Mißbräuchen und Verkehrtheiten nur deshalb gefördert, damit sie auf Grund der Zwietracht, der Käuflichkeit und der Factionswuth des polnischen Adels ihre selbstsüchtigen Zwecke desto sicherer erreichen könne. Wenn Katharina beim Einmarsch der russischen Heere den Glauben zu erwecken gesucht, daß die Republik Polen in ihrer Integrität erhalten werden würde, so wollte sie dadurch nur die Begehrlichkeit der Nachbarmächte niederhalten. Denn daß sie selbst von vorn herein die Vereinigung der beiden Provinzen Wolhinien und Podolien mit dem russischen Reich im Auge gehabt und die übrigen Länder zu einem Vasallenstaat unter Rußlands Suzeränetät zu vereinigen gedachte, unterliegt keinem Zweifel. Die Lage und Stimmung des Landes nach dem Siege der Targowiczer Verbündeten schien der Ausführung eines derartigen Planes günstig zu sein. Preußen und Oesterreich, meinte sie, könnten sich dafür jenseit des Rheines auf Kosten Frankreichs ihre Entschädigung holen. Erst als die deutschen Waffen im Westen nicht die gehofften Erfolge hatten und zu fürchten stand, daß die beiden Nachbarstaaten ihren Antheil an der Beute und die Entschädigung für die gegen den gemeinschaftlichen Feind des monarchischen Prinzips aufgewendeten Anstrengungen mit dem Schwerte fordern würden, gab sie dem Gedanken einer zweiten Theilung Raum, wie sie ihn früher in einem vertraulichen Billet an den Fürsten Subow hingeworfen. Die Freude der Polen über die Siege der Franzosen, die unverhohlen ausgesprochenen Hoffnungen auf die Hülfe der alten Freunde machten die Kaiserin bedenklich; nur in dem Bündniß der drei Ostmächte glaubte sie eine sichere Garantie zu finden gegen die Verbreitung revolutionärer Ideen wie gegen die Undankbarkeit und den Leichtsinn des polnischen Volkes. Wenigstens sprach sie sich in diesem Sinne gegen Bulgakows Nachfolger, den neuen Gesandten Sievers aus. Um einen ruhigen und ungefährlichen Nachbar an Polen zu haben, schrieb sie ihm, müsse man es in einen Zustand gänzlicher Machtlosigkeit versetzen; zu dem Zweck empfahl sie ihm Vorsicht und Strenge. Graf Sievers verstand den Wink und handelte demgemäß. Ohne in die geheimen Pläne des Petersburger Hofes eingeweiht zu sein, wußte er die Befehle und Weisungen der Kaiserin in den richtigen Gang zu bringen.

Der Reichstag zu Grodno u. die russischen Tendenzen.

Als die Targowiczer Genossen, welche unter der Aegide der russischen Kaiserin die wiederhergestellte Republik in alter Weise zu regieren gedachten, ja deren Hauptführer Felix Potocki sogar die Krone zu gewinnen hoffte, aus allerlei Anzeichen das bevorstehende Schicksal ahneten, als die Preußen, nachdem sie mit Rußland sich zu einem Waffenbund vereinigt, in die westlichen Grenzlande einrückten, da geriethen die Conföderirten in große Bestürzung. Sie erinnerten die Kaiserin, daß der russische Gesandte ihnen die Integrität der Republik zugesagt, erhielten aber die Antwort, das habe Bulgakow auf eigene Hand gethan; Polen sei ein erobertes Land und müsse sein Schicksal erwarten. Einstweilen blieben die Russen in Wolhinien und Podolien, während die Preußen die Landschaften

an der Weichsel besetzten und nach einem blutigen Auftritt Danzig zur Uebergabe zwangen. Zugleich erklärten die beiden verbündeten Staaten, daß man sich genöthigt sehe, Polen in engere Grenzen einzuschließen, um den Freiheitsschwindel, der von Frankreich aus in die Republik eingedrungen, zu ersticken und die Nachbarstaaten vor jeder Ansteckung durch den demokratischen Jacobinismus zu bewahren. Auf Veranstaltung des Petersburger Cabinets wurde im Frühjahr Frühjahr 1793. von dem wiederhergestellten permanenten Rath ein Reichstag nach Grodno ausgeschrieben. Nun setzten die Agenten der Kaiserin die gewohnten Hebel ein, um gefügige Landboten für die Versammlung zu erlangen. Die russischen Truppen unter dem hochfahrenden General Igelström, und mehr noch die Geldsummen, womit Graf Sievers operirte, die Begünstigungen und Verheißungen, die er gewährte oder in Aussicht stellte, verfehlten ihre Wirkung nicht. Der Gesandte führte eine Namensliste von adeligen Personen mit Beifügung der Preise, um die ihre Stimmen käuflich waren. So kam es, daß meistens „facile Leute" von den Landtagen als Abgeordnete nach Grodno gesandt wurden. Am 27. Juni begannen die Verhandlungen des Reichstags, den man für einen con- 27. Juni 1793. föderirten erklärte, damit nicht Einstimmigkeit zu den Beschlüssen erforderlich sei. Der Vorschlag eines Landboten, man solle Gesandtschaften an die europäischen Höfe, insbesondere nach Wien schicken, um deren Verwendung und Vermittelung anzurufen und bis zu der Rückkehr derselben die Sitzungen einstellen, wurde verworfen, obwohl selbst König Stanislaus dem Antrag zustimmte, und sodann nach dem Wunsche des russischen Gesandten ein Ausschuß von einunddreißig Mitgliedern gewählt, die Sievers seinen Parteigängern zum voraus namhaft gemacht hatte. Daß unter solchen Umständen die Forderungen Rußlands auf keinen hartnäckigen Widerstand stoßen würden, war vorherzusehen. Hatten doch beide Parteien oft genug erklärt, daß sie im Vertrauen auf die Großmuth und das Wohlwollen der Kaiserin, sich ganz dem Willen derselben fügen würden. Ja durch das willfährige Eingehen auf ihre Wünsche hofften die Landboten den zweiten Theilungsvertrag rückgängig machen zu können und Preußen, das sie aus nationaler Antipathie haßten, von dem sie sich verrathen wähnten, um seinen Antheil zu bringen. Und in der That standen die Dinge für die Ansprüche des Berliner Hofes nicht günstig. Die österreichische Regierung, damals unter der Leitung Thuguts, sah mit Neid und Eifersucht auf den Machtzuwachs, den Preußen durch die polnischen Erwerbungen erlangen würde, und suchte das ganze Theilungsgeschäft bis zur Beendigung des französischen Krieges zu verschieben. Wir werden bald erfahren, wie lähmend die Vorgänge an der Weichsel auf den gleichzeitigen Waffengang am Rhein eingewirkt haben. Wie konnten die beiden deutschen Großmächte, die an dem einen Orte Hand in Hand gingen, an dem andern verschiedene Tendenzen verfolgten und einander entgegenarbeiteten, befriedigende Resultate und Waffenerfolge erzielen! Auch in Petersburg war man unschlüssig und zurückhaltend. Während man von dem

Reichstag gebieterisch die Abtretung der ukrainischen und litthauischen Landschaften
22. Juli 1793. begehrte und erreichte, wurden die preußischen Forderungen mit wenig Nachdruck und Aufrichtigkeit unterstützt. War doch der Kaiserin und ihrem Günstling Subow von ehrgeizigen und ränkesüchtigen Edelleuten aus Polen und Litthauen selbst der Wunsch vorgetragen worden, sie möge das ganze Reich unter ihre Schutzherrschaft stellen und keine weitere Theilung zugeben. Auch der kurländische Adel, erbittert daß der Herzog Peter Biron, dem der Vater Ernst Johann im J. 1769 das Regiment überlassen, den Stadtgemeinden erweiterte Rechte verliehen und den Bürgerlichen den Erwerb von Lehngütern ermöglicht hatte, vereinigte sich mit den polnischen Standesgenossen zu denselben Anerbietungen. Wahrlich, die Versuchung trat nahe genug an die Selbstherrscherin heran: Alles beeiferte sich das Joch Rußlands auf sich zu nehmen, um unter demselben die eigenen Leidenschaften und Standesinteressen desto sicherer befriedigen zu können. Katharina wies die Versuchung, die Sache Rußlands von der Preußens zu trennen, nicht von der Hand: ihr Botschafter wurde angewiesen zwischen Polen und Preußen nur als „billiger und unparteiischer Vermittler" aufzutreten, einen „gemäßigten Gang" zu gehen, und Sievers bat sich mehr Geld aus, falls die Kaiserin „ausgedehntere Absichten" auf Polen hege.

Die stumme Sitzung. So schleppte sich die Sache wochenlang hin; der Reichstagsausschuß suchte Ausflüchte und der russische Botschafter leistete nur eine scheinbare Unterstützung. Erst als Preußen nach der Wiedereroberung von Mainz Anstalten traf seine Waffen gegen Osten zu kehren, schien es der russischen Kaiserin räthlich, zur Vermeidung kriegerischer Verwickelungen für die Solidarität des Theilungsvertrags einzutreten, und nun erhielt Sievers Weisung, die Polen willig zu machen und mit Ernst die Vollziehung des Tractats zu betreiben. So erfolgte denn die berühmte „stumme Sitzung" des Reichstags von Grodno. Zuerst zwang der
2. Sept. 1793. Botschafter die Versammlung, indem er den Saal unter dem Vorgeben eines beabsichtigten Attentats auf den König verschließen und das Schloß mit Soldaten umstellen ließ, den Ausschuß zu bevollmächtigen, den von ihm selbst entworfenen Theilungsvertrag mit Preußen zu unterzeichnen, dann als sich neue Schwierigkeiten erhoben, wurde dem ersten Gewaltstreich ein zweiter beigefügt. Nachdem
22. Sept. vier Landboten, die sich besonders in der Opposition gegen Preußen hervorgethan, in Grodno von russischen Soldaten verhaftet und als Gefangene weggeführt waren, ließ Sievers den Palast wieder von Grenadieren umstellen und zwang den unter dem Vorsitz des Königs im verschlossenen Saale versammelten Reichstag die Forderungen Preußens anzuhören und zu genehmigen. Als Alles im tiefsten Schweigen verharrte und keine Stimme weder dafür noch dagegen laut ward, da erklärte endlich nach Mitternacht der Landbote Graf Ankwicz, Schweigen sei Zustimmung. Der Landtagsmarschall Biélinski fragte darauf dreimal in den Saal hinein: „Ermächtigt der Reichstag die Commission zur unbedingten Unterzeichnung des Vertrags mit Preußen?" Da wiederum Alles

stumm blieb, erklärte er den Beschluß für einstimmig gefaßt. Die Scene wäre in der That großartig und tragisch erhaben, wie man sie oft dargestellt hat, hätte nicht die neuere Forschung dargethan, daß das Ganze eine verabredete Comödie war, daß die Landboten, um vor dem Volke den Schein zu wahren, zum Voraus unter einander sich über das „zustimmende Schweigen" verständigt und dafür ihren Lohn in klingendem Golde empfangen hatten. Ankwicz und Biélinski erhielten von Rußland eine fortdauernde Leibrente; der Protest, den einige Landboten gegen die Vergewaltigung einlegten, hielt die Mehrzahl der Reichstagsmitglieder nicht ab, an den Festlichkeiten und Mahlzeiten Theil zu nehmen, womit der preußische und russische Botschafter die glückliche Beendigung ihres pacificatorischen Werks feierten. Das Schauspiel in Grodno, bemerkt ein Historiker der Gegenwart, das man so lange als eine historische Tragödie ansah, ist nur ein großes Intriguenstück gewesen. Durch den zweiten Theilungsvertrag erhielt Rußland die fruchtbaren Provinzen des östlichen Polens, über 4500 Quadratmeilen mit mehr als drei Millionen Bewohner; Preußen außer den Stadtgebieten von Danzig und Thorn die Woiwodschaften Posen, Gnesen, Kalisch und andere Landschaften von Großpolen, einen als „Südpreußen" mit seinen übrigen Besitzungen verbundenen Landzuwachs von mehr als einer Million Einwohner und 1000 Quadratmeilen. Der Republik Polen blieb kaum mehr ein Drittheil ihres ehemaligen Gebiets. Und um diesem armen Ueberreste und seinem ohnmächtigen König die letzten Spuren von Selbständigkeit zu rauben, wurde der immerwährende Rath wiederhergestellt und ein neuer Bundesvertrag mit Rußland abgeschlossen, vermöge dessen die Polen ohne Erlaubniß der Kaiserin keine Veränderungen in der Verfassung vornehmen und mit keiner fremden Macht irgend eine Verbindung oder einen Vergleich abschließen durften, indeß die russischen Truppen das Recht haben sollten, zu jeder Zeit in das Königreich einzurücken. Damit der Vertrag als die einstimmige Willenshandlung der ganzen Nation erscheine, wurden diejenigen Landboten, die denselben nicht annehmen konnten oder wollten, durch Geld bewogen, sich vom Reichstag fern zu halten. So kam das „ewige Bündniß" zu Stande. Von der Zeit an war die „Durchlauchtigste Republik" Polen vollends ein russischer Vasallenstaat, in welchem das Wort von Katharina's Botschafter mehr galt als das des Königs. „Stanislaus August ertrug alle Kränkungen, alle Erniedrigungen, alle Beschimpfungen", heißt es bei Lelewel. „Empfindsam wie alle schwachen Herzen, weinte er über die Republik, und anstatt entschiedene Schritte zu thun, überließ er sich kindischen Klagen." [14. Okt. 1793.]

10. Polens Ende.

Auch nach dem Abschluß des ewigen Bundes blieben russische Truppen in Polen zurück als Schutzmannschaft des Generals Igelström, der an Sievers' [Die Verschwörung.]

Stelle das Botschafteramt in Warschau erhielt. Das brutale Auftreten dieses barschen und übermüthigen Mannes machte den Polen das Schmachvolle und Unwürdige ihrer Lage recht fühlbar und stachelte noch einmal das nationale Bewußtsein auf. Es bildete sich eine geheime über das ganze Land verbreitete Verschwörung, die besonders bei den Bürgerschaften der größeren Städte, bei dem minder begüterten oder besitzlosen Adel und bei der polnischen Armee Anhänger fand. An der Spitze der Unzufriedenen stand der General Dzialinski und der Banquier Kapostas, von Geburt ein Ungar aber von dem Verfassungs-Reichstag in den polnischen Adel aufgenommen. Die flüchtigen Häupter der Patrioten, wie Ignaz und Stanislaus Potocki und Kolontay, die in Leipzig unter sächsischem Schutz lebten, schürten das Feuer, und der tapfere vaterländische Freiheitskämpfer Kosciuszko kehrte von Paris, wo er für sein unglückliches Land zu wirken gesucht, nach der heimathlichen Erde zurück. Bald gab sich im ganzen Lande eine unheimliche Gährung kund. Die Unzufriedenen setzten ihr Vertrauen theils auf den Unwillen der Nation über die fremde Zwingherrschaft und die erlittene Schmach, theils auf auswärtige Hülfe. Aber woher sollte diese kommen? Frankreich, der zuverlässigste Bundesgenosse der Polen, lag unter der Calamität eines Staatsbankrotts und unter den Anstrengungen eines europäischen Krieges; England hatte seine Kraft und Thätigkeit ausschließlich gegen das revolutionäre Frankreich gerichtet; Oesterreich, obwohl voll Neid und Mißtrauen auf die Machtentfaltung Preußens blickend, war mit seinen eigenen Anliegen vollauf beschäftigt; Sachsen ging über Beweise von Wohlwollen und Theilnahme für das mit der eigenen Dynastie einst so innig verbundene Land nicht hinaus. Und wie hätte die Türkei angesichts zweier russischen Heere, die unter Dolgoruki und Suwarow am Dniester und am schwarzen Meere standen, sich in fremde Angelegenheiten mischen sollen? Noch hatte man ja in Petersburg den Gedanken an die Wiederherstellung des christlich-byzantinischen Reiches am Bosporus und in der Balkanhalbinsel nicht aufgegeben.

Die nationale Erhebung. Finis Poloniae. Da es die Polen hauptsächlich auf Preußen abgesehen hatten, dem sie die besetzten Provinzen wieder entreißen wollten, so hätten sie sich leicht mit Rußland verständigt und demselben wenigstens einen Theil des östlichen Gebietes, der zur Verbindung mit den neuerworbenen Landschaften diente, zugestanden, wenn sich die Kaiserin hätte entschließen wollen, in die frühere zurückhaltende Politik gegenüber Preußen einzulenken oder den polnischen Waffen Vorschub zu leisten. Allein wie konnte Katharina, welche den Krieg gegen den französischen Revolutionsstaat so eifrig betrieb, den polnischen Insurgenten die Hand reichen oder durch Förderung des Aufstandes den Waffengang am Rhein lähmen oder unterbrechen? So März 1794. erhielt denn Igelström die Weisung, die Bewegung in Polen sorgfältig zu überwachen und mit Strenge niederzuhalten. Die Verhaftung und Wegführung einiger Verdächtigen und mehr noch die Entlassung eines großen Theils der polnischen Armee, wodurch viele Soldaten und Offiziere brodlos wurden, vermehrte

die Unzufriedenheit und Gährung. Die Reiterbrigade Madalinski, bei Ostrolenka vereinigt, widersetzte sich der Auflösung und zog nach Krakau; an sie schloß sich ein großer Theil des kleineren Adels mit bewaffneten Bauern an. Bald stellte sich Kosciuszko ein, der edle hochgefeierte Nationalheld, der sich rein gehal- 4. April 1794.
ten hatte von der Verderbniß der Großen. Er wurde zum unumschränkten Befehlshaber der Nationalmacht ernannt und brachte militärische Zucht und Ordnung in die Reihen der polnischen Streiter. Auch in Warschau, in Wilna und anderwärts traten patriotische Kundgebungen zu Tage, welche die geringen Besatzungstruppen nicht zu unterdrücken vermochten, namentlich da der Oberbefehlshaber und Botschafter Igelström in der Verwirrung alle Haltung und Entschlossenheit verlor. Unter seinen Augen bildeten sich Wehrmannschaften aus verabschiedeten Soldaten, aus dem Bauernadel, aus Freiwilligen aller Stände. Das Zeughaus in Warschau lieferte Waffen. Die Geistlichen weckten den katholischen Fanatismus, den Leibeigenen wurde Freilassung in Aussicht gestellt. Um so sorgfältiger hielt sich der hohe Adel von der Bewegung fern. Von Krakau aus erließ der neue Dictator Kosciuszko einen Aufruf an das Volk, in welchem er die Wiederherstellung der Freiheit und Unabhängigkeit des Landes, die Wiedereroberung der entrissenen Provinzen und die Einführung der vernichteten Constitution als Ziel des Kampfes darstellte. Ein Sieg der Insurgenten über eine russische Heerabtheilung trieb die Bewohner der Hauptstadt zum Aufstand. Am Gründonnerstag wurde die russische Besatzung in Warschau angegriffen und theils niedergemacht, theils gefangen. Igelströms Palast ging in Flammen auf; vier der vornehmsten Anhänger Rußlands, unter ihnen Ankwitz, starben am Galgen. Wilna und Litthauen folgten dem Beispiel der Hauptstadt; alle Woiwodschaften traten der Krakauer Conföderation bei; selbst der König erklärte sich für die Erhebung der mißhandelten Nation, ohne jedoch Vertrauen zu finden; Alles versprach einen guten Erfolg. Die Preußen, die nach der Einnahme von Krakau und nach dem siegreichen Gefecht bei Rawka über Kosciuszko's lockere 6. Juni 1794
Schaaren mit einer besonderen Heerabtheilung unter des Königs eigener Führung die feste und wohlvertheidigte Hauptstadt Warschau belagerten, wurden, durch einen Aufstand im Rücken, in dem neuerworbenen „Südpreußen" bedroht und durch Krankheit und Nahrungsmangel geschwächt, von den tapferen Generalen Kosciuszko, Dombrowski und Joseph Poniatowski zu einem übereilten und verlustvollen Rückzug gezwungen. Aber das Waffenglück der Polen mehrte 6. Sept.
den Groll der Feinde und reizte die Kaiserin, ihren Namen und die russischen Fahnen mit neuem Kriegsruhm zu verherrlichen. Sie allein wollte als die Ueberwinderin der Polen gefeiert werden. Im Einverständniß mit Oesterreich und Preußen schickte sie daher ihren furchtbarsten Feldherrn Suwarow mit einem großen Heere nach Polen. Kosciuszko, mehr ausgezeichnet durch Heldenmuth und Tugend als durch militärische Begabung, mußte der überlegenen Macht seines kühnen, von den russischen Soldaten eben so geliebten als gefürchteten

10. Okt. 1794. Gegners weichen. Nach einem unglücklichen Treffen bei Maczciejowicze stürzte er mit dem Ausrufe: „Polens Ende!“ verwundet vom Pferd und würde, nachdem er einige Zeit bewußtlos auf dem Schlachtfelde gelegen, in russische Gefangenschaft fortgeführt. Am 4. November wurde die Vorstadt Praga von Suwarow mit großer Kühnheit gestürmt und furchtbare Rache geübt. Zwölftausend Wehrlose wurden theils erschlagen, theils in der Weichsel ertränkt. Das Angstgeschrei der Gemordeten schreckte die Bewohner der Hauptstadt und machte sie willig zur Ergebung. Am 9. November hielt Suwarow als Sieger seinen glänzenden Einzug in Warschau. Stanislaus Poniatowski erhielt Befehl, die Krone niederzulegen. Er lebte bis zu seinem Ende (1798) zuerst in Grodno, dann nach Katharina's Tod in Petersburg von einem Jahrgehalt, der verdienten Verachtung der Nachwelt preisgegeben. Einige Monate später erklärten die drei Mächte, 24. Jan. 1795. sie hätten aus Liebe zum Frieden und um der Wohlfahrt ihrer Unterthanen willen beschlossen, die Republik Polen ganz zu theilen.

Demgemäß erhielt Oesterreich, obgleich es gegen den Aufstand keinen Schwertstreich gethan, durch Katharina's Gunst als Entschädigung für Belgien und als Preis eines geheimen Bundes der beiden Kaiserhöfe im Süden an 700 Quadratmeilen mit Krakau, Preußen das Land links der Weichsel mit der Hauptstadt Warschau und das als „Neuostpreußen“ mit der Monarchie verbundene Gebiet bis zum Niemen, etwa 1000 Quadratmeilen mit einer Million Einwohner; alles Uebrige, über 2000 Quadratmeilen, riß Rußland als seinen Löwenantheil an sich. So schwand das einst ruhmreiche und mächtige Polen aus der Reihe der selbständigen Staaten, ein Opfer selbstverschuldeter Schwäche und fremder, Recht verachtender Gewaltthat. Parteiwuth, Gesetzlosigkeit und die Unterdrückung des Volkes durch einen übermüthigen Adel waren die Quellen des Unglücks. „Der Mangel jedes volksthümlichen Gesammtgefühls, die volle Zersetzung alles dessen, was sonst einen Staat und eine Gesellschaft ausmacht, Verrath und grobe Bestechung ist selten so grell und schamlos hervorgetreten wie in diesen letzten Tagen Polens.“ „Es schien dies Land von der ewigen Vorsicht zum warnenden Beispiel ausersehen, wohin die ungezügelte Herrschaft von Junkern und Priestern ein Volk führen muß.“ — Kosciuszko, von Kaiser Paul I. in Freiheit gesetzt, † 1817. starb als Privatmann in der Schweiz. Sein Leichnam wurde nach Krakau gebracht und unter dem von den Händen der Bürgerschaft freiwillig aufgeführten Kosciuszko-Hügel beigesetzt. — Um dieselbe Zeit reiften auch die Intriguen, welche Rußland mit dem kurländischen Adel angeknüpft hatte. Ritterschaft und Landtag beschlossen die Vereini- 28. März 1795. gung des Herzogthums mit Rußland nachzusuchen. Darauf legte der letzte Herzog Peter Biron gegen eine Leibrente freiwillig die Herrschaft nieder und Kurland wurde eine russische Provinz mit einem kleinen Rest seiner früheren Verfassung.

11. Katharina's II. letzte Regierungszeit und Ausgang.

Mehrung der souveränen Machtfülle. Mehr als je war Katharina in den letzten Jahren ihres Lebens Selbstherrscherin der Moskowitischen Nation und des russischen Reiches. Preußen und Oesterreich waren durch Verträge und Mitschuld an den Kaiserhof in Petersburg geknüpft; die Türkei lag fortwährend unter der Besorgniß eines neuen Kriegs-

sturmes, der die Entstehung eines christlichen Reiches in der Balkanhalbinsel herbeiführen möchte; in den Kaukasusländern waren russische Agenten stets bemüht, unter den eingebornen Stämmen und Häuptlingen Verbindungen anzuknüpfen und zu unterhalten, damit auf Grund von Schutzverträgen russische Heerführer und Gubernatoren Gelegenheit hätten, die Herrschaft des Schah von Persien zurückzudrängen und der mohammedanischen Welt immer mehr Boden zu entziehen. Zugleich verfolgte Katharina im Innern mit standhafter Energie das von Peter d. Gr. angebahnte politische System des streng monarchischen Absolutismus, wobei ihr die Furcht der Fürsten und Großen vor den Gräueln und Ausschreitungen der französischen Revolution zu statten kam.

Seit den polnischen Theilungsverträgen war die Kaiserin eifrig bedacht, auch die Bekenner der katholischen Kirche näher an den Zarenthron zu knüpfen, das mystische Band mit Rom zu lösen. Da war es denn für sie von großer Bedeutung, daß um die Zeit der ersten Theilung der Jesuitenorden, der auf die religiöse Bildung und Anschauungsweise der Polen so starken Einfluß geübt, dem Zeitgeiste zum Opfer fiel. Katharina konnte nun das kirchenpolitische System, kraft dessen päpstliche Verfügungen nur dann Geltung haben sollten, wenn sie mit Genehmigung der weltlichen Obrigkeit erlassen würden, zunächst zu Gunsten der von dem Papste aufgelösten, in den katholischen Ländern bedrängten und verfolgten Gesellschaft Jesu anwenden. Sie verbot die Bekanntmachung des Auflösungsbreve und gewährte dadurch den Ordensgliedern die Möglichkeit, unter dem Vorwande des Zwanges durch die Staatsregierung in den russisch-polnischen Provinzen in alter Weise fortzuleben, ohne sich die Strafe des Ungehorsams gegen die kirchliche Autorität zuzuziehen. Die Jesuitenväter waren daher auch eifrig beflissen der Kaiserin den Eid der Treue zu leisten und ihren polnischen Glaubensverwandten die Pflicht der Unterthänigkeit gegen die Obrigkeit einzuprägen. Die Ordensglieder wetteiferten in den Künsten höfischer Demuth und Schmeichelei gegen die Gebieterin und ihren Günstling Potemkin mit der polnischen Aristokratie. Dadurch wurde Katharina's Plan, die römisch-katholische Bevölkerung des russischen Reiches durch einen eigenen kirchlichen Organismus an das Staatsoberhaupt zu knüpfen und in allen Dingen, die nicht die Glaubenslehre berührten, von dem päpstlichen Stuhle unabhängig zu machen, wesentlich erleichtert. Wie die orthodoxe Kirche von dem heiligen Synod ihre Directive erhielt, so sollten alle Bekenner und Diener der römisch-katholischen Kirche, auch der gesammte Klosterklerus dem Bischof von Mohilew und dem ihn umgebenden „Consistorium" unterworfen sein. Ein litthauischer Edelmann Namens Stanislas Siestrzencewicz-Bogusz, der als Protestant geboren, nach langjährigen Studien und Reisen in reiferen Jahren zur römischen Kirche übergetreten war, ging der Kaiserin bei der Ausführung mit Rath und That an die Hand. Diese in Bischof oder Erzbischof und Consistorium vereinigte Oberkirchenbehörde, die aber dem dirigirenden Senat untergeordnet war, sollte alle Angelegenheiten der

Verhalten u. Stellung zur römisch-katholischen Kirche.

römisch-katholischen Kirche leiten und entscheiden; alle Beziehungen zu Rom behielt sich die kaiserliche Regierung selbst vor; nur durch sie konnten Bischöfe und Ordensvorsteher mit dem päpstlichen Stuhl verkehren. Auch die unirten Katholiken ihres Reiches suchte die Kaiserin durch Errichtung eines erzbischöflichen Stuhles in Polozk für Weißrußland allmählich von Rom unabhängig zu machen und ihre Wiedervereinigung mit der griechisch-orthodoxen Kirche anzubahnen.

Absolutismus und Beamtenhierarchie. In politischen Dingen huldigte Katharina der Zeitrichtung, welche überlieferte Vertrags- und Rechtsordnungen mißachtend das öffentliche Leben, die Einrichtungen und Verfassungen der Staaten nach rationalistischen Gebilden des Verstandes und nach der souveränen Eigenwilligkeit eines aufgeklärten Absolutismus zu gestalten suchte. So wurde den baltischen Städten in Widerspruch mit den Zusicherungen Peters d. Gr. die russische Statthalterschaftsverfassung aufgedrängt; so wurde durch genaue Festsetzung der Rangverhältnisse nach den Dienstjahren eine in acht Klassen und Abstufungen gegliederte Beamtenkaste geschaffen, deren leitendes Lebensprinzip der servilste Gehorsam gegen das Staatsoberhaupt und die Vorgesetzten bildete, eine Beamtenhierarchie ohne persönlichen Willen, ohne eigene Grundsätze, ohne höhere Ideen, sittliche Kraft und selbstbewußtes Ehrgefühl, die wie eine Maschine den Gesetzen der Nothwendigkeit und einer zwingenden Macht blindlings folgte.

Hofleben u. Günstlinge. Wie in den Regierungsmaximen, so blieb die Kaiserin auch in ihrer Lebensführung und in ihren persönlichen Liebhabereien sich stets getreu. Die zunehmenden Jahre setzten ihrer genialen Sinnlichkeit, ihren Neigungen und Antipathien keine Schranken. Bis an ihr Lebensende bewohnten Günstlinge die kaiserlichen Prunkgemächer, und ihr Sohn, der Großfürst Paul, erfuhr stets dieselbe unfreundliche zurückstoßende Behandlung, die wir früher kennen gelernt. — Noch zu Lebzeiten Potemkins wurde die Reihe der begünstigten Liebhaber mit

Lanskoi. zwei weiteren Namen vermehrt, Lanskoi und Yermolow. Alexander Lanskoi, ein junger Mann mit einem „schönen glatten Knabengesicht", wurde von der Kaiserin gebraucht, um einen sentimentalen Liebesroman im Geschmacke der Zeit aufzuführen und der Werther- und Siegwartperiode einen Tribut darzubringen, ein Liebesroman, der durch den frühen Tod des Geliebten einen elegischen Ausgang nahm und der Fürstin und ihren Hofdamen Gelegenheit zum Trauern und

Yermolow. Leidtragen gab. Sein Nachfolger Yermolow war minder harmlos. Er wagte es der Kaiserin die Augen zu öffnen über Potemkins Tyrannei und bodenlose Habgier. Da erschien der „Fürst der Finsterniß" persönlich im Schloß, und sein Einfluß war noch mächtig genug, den gegnerischen Rivalen zu Fall zu bringen. Yermolow ging auf Reisen, reich beschenkt und mit Ehren überschüttet von seiner Gebieterin. Dies war der letzte Triumph des Tauriers. Als er kurz vor dem Frieden von Jassy aus der Welt ging, war bereits der letzte Liebhaber der Kai-

Platon Subow. serin, der uns bekannte Platon Subow in die Prachtgemächer des Palastes eingezogen. Vergebens hatte der Taurier versucht, ihm das Schicksal von Yermolow

zu bereiten; Platon Subow behauptete sich in seiner Stellung und übte bis zum Tode Katharina's in Verbindung mit seinen Brüdern auf den Gang der Regierung und der Politik einen Einfluß, der dem Potemkins fast gleichkam. Die treulose ränkevolle Staatskunst, welche die letzten Tage des polnischen Reiches wie eine unheilvolle Gewitterwolke umschwebte, wurde hauptsächlich durch ihn ins Werk gesetzt. Witzige Spötter sagten, mit Bezug auf den Namen des Günstlings, zuletzt habe Katharina nur noch Platonisch geliebt.

Platon Subow theilte auch die Abneigung und das Mißtrauen seiner Gebieterin gegen den Großfürsten Paul. Wir werden später erfahren, daß er bei der tragischen Katastrophe, welcher dieser unglückliche Fürst zum Opfer fiel, seine Hand im Spiel hatte. Die Kaiserin trug dem Sohne stets den gleichen Haß und dieselbe feindselige Gesinnung, die sie gegen den Vater gehegt. Das Bewußtsein, daß sie ihn aus seinem Rechte verdrängt, und die Wahrnehmung, daß er in den Augen der Altrussen als der rechtmäßige Herrscher galt, mag den Widerwillen und das Mißtrauen verstärkt haben. Sie hielt ihn fortwährend von allen Staatsgeschäften fern, sie machte ihm beleidigende Vorwürfe, sie tadelte und schalt ihn bei jeder Gelegenheit, sie und jeder ihrer Günstlinge bezeigten ihm offen ihre Mißachtung. Diese Erfahrungen verbunden mit der verwahrlosten Erziehung, die man ihm hatte zu Theil werden lassen, mußten für seinen Geist und sein Gemüth die schlimmsten Folgen haben und den Keim einer krankhaften Reizbarkeit in seine Seele senken, die ihn mit der Zeit zu unberechenbaren Handlungen der Hast und Willkür und endlich ins Verderben führten. Keine Demüthigung wurde ihm erspart; die Kaiserin nahm ihm sogar seine Kinder, um sie nach ihren eigenen Grundsätzen erziehen zu lassen. Sie ging mit dem Gedanken um, ob sie ihn nicht von der Thronfolge ausschließen und ihren Enkel Alexander für ihren unmittelbaren Nachfolger erklären sollte, ein Plan, der längere Zeit im engsten Hofkreise Gegenstand ernstlicher Ueberlegung gewesen zu sein scheint. Die zum Krankhaften neigende Gemüthsrichtung Pauls ließ ähnliche Mißgriffe und Verkehrtheiten befürchten, wie bei Peter III. Der Großfürst Paul.

So weit sollte es jedoch nicht kommen. In dem Augenblick, da man mit neuen Kriegsgedanken sich trug, im Osten gegen Persien, im Westen gegen das republikanische Frankreich, starb die Kaiserin an einem Gehirnschlag. Eine kurz zuvor erlittene Kränkung am Hofe mag ihr Ende beschleunigt haben. Die verabredete feierliche Verlobung ihrer Enkelin, der schönen Großfürstin Alexandra mit dem Schwedenkönig Gustav IV. wurde vereitelt, indem der Bräutigam plötzlich aus Petersburg abreiste, erbittert daß man nachträglich in den Heirathscontract die Bedingung eingeschaltet hatte, die Großfürstin solle als Königin von Schweden ihre Religion behalten und im Schloß zu Stockholm griechisch-katholischer Gottesdienst eingerichtet werden, eine Bestimmung, die mit dem schwedischen Reichsgesetz in Widerspruch stand. Tod der Kaiserin. 6. (17.) Nov. 1796.

Katharina's geschichtliche Stellung. Mit dem Tode der Kaiserin Katharina II. ging eine vierunddreißigjährige Herrschaft zu Ende, welche für das russische Reich von ähnlicher Bedeutung war, wie die Peters d. Gr., dessen Spuren sie nachfolgte, dessen Schöpfungen sie weiterführte. Die von dem ersten Kaiser gegründete Hauptstadt Petersburg wurde unter und durch Katharina so vergrößert und verschönert, daß sie jetzt erst zur würdigen Residenz des Selbstherrschers aller Reußen, zum wirklichen Haupt- und Regierungssitz des gesammten Reiches sich gestaltete. Wie Peter d. Gr. war auch Katharina bemüht, die Cultur und die geistigen Errungenschaften des Abendlandes der russischen Nation zuzuführen; und wenn auch das Volk selbst noch wenig Gebrauch von den fremden Gütern machen konnte, so nahmen doch die höheren Stände die Sitten, die Bildung, die Literatur und alle äußeren Lebensformen der civilisirten Völker an und traten somit in demselben Grade den europäischen Gesellschaftskreisen näher, als sie sich von den altrussischen Volksklassen schieden. Wie Peter d. Gr. dehnte Katharina die Grenzen des Reiches nach Süden und Westen aus, förderte Handel und Verkehr zu Wasser und Land, hob die Land- und Seemacht und wies dem Zarenstaat seinen Rang unter den ersten Großmächten an. Und wie sie selbst in die Fußstapfen ihres großen Vorgängers trat, so zeichnete sie ihren Nachfolgern die Grundlinien des Regierungssystems und der Politik vor, welche seitdem als Führer und Leitsterne gedient haben. Ein einheitlicher Organismus in Staat und Kirche, eine sorgfältig und streng gegliederte Verwaltungsmaschinerie, ein blinder Gehorsam und eine fatalistische Ergebenheit der untergeordneteren Klassen gegen die Vorgesetzten, diese und andere Eigenthümlichkeiten des russischen Wesens bilden eine vorwärts drängende Macht, die stetig wenn auch langsam zu neuen Eroberungen fortschreitet. Diese national-russische Eigenartigkeit geweckt und in Fluß gesetzt zu haben, bezeichnet den großen Herrschersinn der Kaiserin, die eine Deutsche von Geburt und von einem starken Theil der Nation stets mit Argwohn und Abneigung betrachtet, theils mit genialem Instinkte, theils durch überlegene Verstandes- und Geisteskraft das der russischen Natur Angemessene und dem Reiche Vortheilhafte erkannte und in Bewegung brachte. Darum wurde auch das Andenken der Kaiserin nach ihrem Tod mit viel größerer Liebe und nationaler Begeisterung gehegt, als sie jemals während ihres Lebens genossen. Die späteren Geschlechter sprachen mit Bewunderung und legendenhafter Ehrfurcht von der „feenhaften Zeit der Kaiserin Katharina."

IV. Literatur und Geistesleben in Deutschland bis zu Ende des achtzehnten Jahrhunderts.

Literarische Hülfsmittel. Ueber kein Geschichtsgebiet hat sich eine so reiche schriftstellerische Thätigkeit entfaltet, als über die deutsche Cultur und Literatur der drei letzten Jahrzehnte des achtzehnten Jahrhunderts. Es würde daher ein ungeeignetes, dem Zwecke dieses Werkes wenig

entsprechendes Unternehmen sein, wollte man aus der unendlichen Menge monographischer Arbeiten über die klassischen Dichter nnd ihre Werke auch nur das Wichtigere anführen, was in Biographien, in Vorträgen, in kritischen und ästhetischen Aufsätzen und Abhandlungen, in Briefsammlungen u. dgl. m. in die Oeffentlichkeit getreten ist. Vieles davon ist zum Gemeingut der Gebildeten geworden und darf als bekannt vorausgesetzt werden. Wir begnügen uns daher in Beziehung auf die deutsche Poesie der klassischen Periode mit der Hinweisung auf die größeren literatur- und culturgeschichtlichen Arbeiten, die zum Theil schon mehrfach erwähnt sind, wie die Werke von Gervinus, Goedeke, Koberstein-Bartsch, H. Kurz, Hettner, Biedermann (XII, 700. 923), Schlosser, Gesch. des achtz. Jahrh. u. A., denen noch beizufügen sind: Loebell, Die Entwickelung der deutschen Poesie ꝛc. in Vorlesungen. Braunschw. 1856—65. 3 Bde. — Jos. Hillebrand, Die deutsche Nationalliteratur ꝛc. Hamb. u. Gotha 1850. 51. 2. Aufl. 3 Bde. — H. Gelzer, Die neuere deutsche Nationalliteratur ꝛc. Leipz. 1847—49. 2 Bde. Bd. 1, 3. Aufl. 1858. — Julian Schmidt, Gesch. des geist. Lebens in Deutschl. von Leibnitz bis auf Lessings Tod. 2 Bde. Leipz. 1862—64 und von demselben: Gesch. der d. Lit. seit Lessings Tod. Leipz. 1858. 3 Bde. 4. Aufl. u. a. W. — In Beziehung auf Wissenschaft u. Prosaliteratur sind den schon früher angeführten Werken von Zeller, Fischer, Ueberweg, Hettner u. A. beizufügen: Die Darstellungen der Gesch. der Pädagogik von R. v. Raumer (4. Aufl. 1874), Karl Schmidt (3. Aufl. 1873 fg.), die Encyklopädie des gesammten Erziehungs- und Unterrichtswesens von Schmid (10 Bde. 1859—75); auch kleinere Arbeiten von A. Trendelenburg, Friedrich der Große uud sein Staatsminister Freiherr von Zedlitz (Kleine Schriften, I, S. 127 fg.), Leyser, C. F. Bahrdt, sein Verhältniß zum Philanthropinismus und zur neueren Pädagogik (Neustadt 1867. 2. Aufl. 1870), Christoffel, M. Planta, der Vorläufer Pestalozzi's und Fellenbergs (1865), Schenkel, J. H. Pestalozzi und dessen Bedeutung für seine und unsere Zeit (Heidelberg 1863), Hundeshagen, Ueber die Natur und die geschichtliche Entwickelung der Humanitätsidee. (Ausgewählte kleinere Schriften und Abhandlungen, Gotha 1874, I, S. 159 fg.), F. Nitzsch, Die geschichtliche Bedeutung der Aufklärungstheologie (Jahrbücher für protestantische Theologie, 1875, S. 39 fg., 248 fg.), Sierke, Schwärmer u. Schwindler zu Ende des 18ten Jahrh. Leipz. 1874. — Zur publicistischen u. historischen Literatur des 18ten Jahrh. wurden benutzt: J. C. Bluntschli, Gesch. des Allg. Staatsrechts und der Politik (Gesch. der Wissenschaften in Deutschl. 1. Band), München 1867 und die einschlägigen Artikel im deutschen Staatswörterbuch von Bluntschli und Brater. — R. von Mohl, Gesch. und Lit. der Staatswissenschaften, 3 Bde. Erlangen 1855—58 (in B. 2 sind eine Reihe deutscher Staatsrechtslehrer eingehend behandelt). — L. Wachler, Gesch. der histor. Forschung und Kunst. Gött. 1812 fg. — Wesendonk, Die Begründung der neueren deutschen Geschichtschr. durch Gatterer und Schlözer. Leipz. 1876. — F. Kreyßig, Justus Möser. Berl. 1857. — Die hervorragendsten der nachstehend behandelten Publicisten haben auch eigene biographische Bearbeitungen gefunden, über welche das genannte Staatswörterbuch genaue Auskunft gibt.

A. Die deutsche Poesie auf ihrer Höhe.

I. Gang der poetischen Kunstbildung.

Ehe wir den mächtigen Strom der französischen Revolution mit seiner Alles überwältigenden und zermalmenden Kraft vorüberrauschen lassen, wollen wir einen Blick auf das Geistes- und Gemüthsleben des deutschen Volkes werfen, wo auch hochgehende Wogen die bisherigen Uferbegrenzungen überflutheten, aber

nur befruchtende und belebende Wirkungen hervorbrachten. In der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts erfuhr die Dichtkunst, die Wissenschaft, das gesammte geistige und literarische Leben der Nation einen so mächtigen Aufschwung, daß die Erzeugnisse der Deutschen, sei es auf dem Gebiete der Phantasie oder der Verstandesthätigkeit den Werken der Engländer und Franzosen, die wir in den früheren Blättern kennen gelernt, ebenbürtig an die Seite traten, ja an Tiefe, Vielseitigkeit und Geist sie häufig übertrafen. Hochbegabte Männer von verschiedenen Anlagen und Richtungen schlugen neue Bahnen ein und begründeten theils durch Bekämpfung und Zerstörung verjährter Irrthümer, Vorurtheile und falscher Ansichten, theils durch geniale Schöpfungen auf dem Felde der Dichtung oder der Wissenschaft einen Höhegrad der Bildung, wie er in der neueren Geschichte kaum seines Gleichen hat. Auch Deutschland durchlebte eine Zeit der Reformen und Revolutionen, in der jedoch nur mit den Waffen des Geistes gekämpft, nur die Idee humaner Menschenbildung, Menschenveredlung und geistiger Freiheit als höchstes Ziel angestrebt ward. Den größten Aufschwung nahm die Dichtung und der Kunstgeschmack, so daß die poetische Bildung jeder andern den Vorrang abgewann, daß Philosophie und Religion im Bunde mit der Dichtung standen, daß Phantasie und Gefühl, der wahre Boden der Poesie, auch auf das Feld der Wissenschaft hinübergetragen ward. Der Dichtkunst wendeten die größten Geister der Nation ihre Talente zu.
Klopstock 1724—1803. Klopstock „hauchte der deutschen Poesie die Seele ein" und weckte Empfänglichkeit und Begeisterung im Volke, indem er sowohl in dem Epos „die Messiade" als in den „Oden" und „Bardieten" seinen christlichen Glauben, seine Gefühlswärme und seinen vaterländischen Freiheitssinn in würdiger, erhabener Sprache der strebsamen Jugend ins Herz legte.
Lessing 1729—81. Lessing schwang seine kritische Geißel über die französische Theaterliteratur und zeigte durch seine eigenen Bühnendichtungen, unter denen die drei Stücke „Minna von Barnhelm", Emilie Galotti", „Nathan der Weise" als helle Sterne hervorleuchten, den Weg, auf dem man zu einer echten dramatischen Poesie gelangen könne; zugleich öffnete er in seinem „Laokoon" den Denkenden die Augen über das Wesen der Dichtkunst und der bildenden Kunst, deren Verständniß gleichzeitig durch Winckelmann auf einem andern Wege erschlossen ward. Als „der Kunsterscheinungen Kenner und Richter, der Wissensmeinungen Prüfer und Sichter", herrschte er wie ein König im Reiche der Geister.
Herder 1744—1803. Lessings Spuren folgte der phantasievolle, geistreiche Herder, der auf den Ursprung aller Sprache und Poesie zurückging, mit feinem Sinn die Schönheiten der morgenländischen Naturdichtung und den tiefen Gehalt des kunstlosen Volksgesanges bei den verschiedenen Völkern enthüllte, die Menschenwelt für die Güter der Humanität zu begeistern suchte, und durch seine Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit eine mächtige Anregung zu weitern Forschungen gab.
Wieland 1733—1813. Wieland, der heitere Lebensphilosoph, redete in seinen Romanen („Agathon", „Aristipp", „Abderiten"), die größtentheils

das altgriechische und orientalische Leben mit moderner Färbung zur Grundlage haben, der Gesinnung und Denkweise der höhern, französisch gebildeten Stände das Wort und lehrte in anmuthiger, mitunter leichtfertiger und lüsterner Sprache weisen Genuß des Lebens; eine Lehre, die den höhern Klassen der Gesellschaft zusagte und der deutschen Literatur jene Kreise öffnete, die bisher nur französische Werke gelesen. Zugleich erneuerte er in seinem „Oberon", einem Epos im Geiste und in der Form Ariosts mit dem Hauche heiterer Ironie, die romantische Heldendichtung des Mittelalters, und in einer Reihe kleiner Erzählungen aus der Ritter-, Zauber- und Märchenwelt entfaltete er ein großes Talent im Erfinden und Ausmalen. Durch diese drei Männer erfuhr die deutsche Prosa eine gänzliche Umgestaltung: Lessing verlieh ihr Kraft, Schärfe und Klarheit, Herder Schwung und Reichthum an Bildern, Wieland Leichtigkeit und Anmuth. — Auf dem von ihnen bestellten Boden führte der größte Genius des Jahrhunderts, Goethe, seine Schöpfungen auf, in denen sich das Geistesleben der Nation und sein eigener Bildungsgang abspiegeln. In der kraftgenialen Zeit der siebenziger Jahre, als die mit Ungestüm vorwärts strebende Jugend alle Regeln der Kunst und Convenienz verschmähte, nur den, wenn auch formlosen Erzeugnissen des Genius Werth beilegte, die Tiefe der Urpoesie und Naturdichtung pries, sich am Volkslied ergötzte, die Rousseau'sche Naturschwärmerei begierig in die Seele aufnahm, und mit staunender Bewunderung auf Ossian und Shakespeare blickte, da erregten „Werthers Leiden" und „Götz von Berlichingen", wobei die aus jenen Dichtern geschöpften Eindrücke und Empfindungen den Untergrund bildeten, einen Sturm von Begeisterung; als Lessing und Winckelmann das Interesse für antike Kunst in Deutschland geweckt, erschienen zur geeigneten Stunde die klassischen Dramen „Tasso" und „Iphigenia", im Geiste und in der klaren harmonischen Form des Alterthums, belebt durch die eigenen Eindrücke und Empfindungen, die Goethe auf seiner Reise nach Italien in sich aufgenommen und die sich auch in den unübertrefflichen Volksscenen des Trauerspiels „Egmont" abspiegeln. Das idyllische Epos „Hermann und Dorothea", zu dem der Dichter durch die „Luise" von Voß angeregt ward, berührte die großartigen politischen Ereignisse der Zeit und die Leiden der Ausgewanderten; der Roman „Wilhelm Meister" worin an die Schilderung des Schauspielerlebens in allen seinen Erscheinungen die reichste und mannichfaltigste Charakterzeichnung voll psychologischer Tiefblicke und feiner Beobachtungen geknüpft ist, und die Novelle „die Wahlverwandtschaften" zeigen den Einfluß der romantischen Poesie mit ihrer Liebe zum Wunderbaren, Geheimnißvollen und Märchenhaften; in „Dichtung und Wahrheit" schildert Goethe seinen eigenen Lebensgang und die Umstände, die zu seiner Bildung beigetragen, und in dem großartigen dramatischen Gedichte „Faust", mit dem wir ihn sein ganzes Leben hindurch beschäftigt finden, hinterließ er der Nachwelt ein Abbild der strebenden und unbefriedigten Menschenseele in geistiger und sinnlicher Schrankenlosigkeit. — Mittlerweile hatte die politische Welt eine

Goethe 1749—1832.

großartige Gestalt angenommen und die Blicke der Völker auf Geschichte, Staatswesen und Gesellschaft gerichtet: da traf Schiller mit seinen historischen Dramen, die der Nation ähnliche Sturmperioden aus der einheimischen und fremden Geschichte vor die Seele führten, und mit seiner Begeisterung für Freiheit, Vaterland und Menschenbeglückung die Saite, die bei dem Volke den stärksten Nachhall fand. Die drei ersten Tragödien, „die Räuber", „Kabale und Liebe" und „Fiesco" gehören der stürmischen Jugendzeit an; mit dem Drama „Don Carlos" beginnt der Dichter eine neue geläutertere Periode, die sich auch in der äußern Form, der gebundenen Redeweise kund gibt; während seines Aufenthaltes in Jena als Professor der Geschichte befaßte er sich mit dem „dreißigjährigen Krieg", mit dem „Abfall der Niederlande" und mit dem dreitheiligen Drama „Wallenstein", und schuf in der lyrischen Dichtung „die Glocke" ein reizendes Gemälde des menschlichen Lebens in seinen glücklichen und traurigen Fällen; in seinen letzten, durch Krankheit viel getrübten Lebensjahren in Weimar verfaßte er: „Maria Stuart", „die Jungfrau von Orleans", „die Braut von Messina" und das herrliche Drama „Wilhelm Tell". Durch die Lauterkeit seiner Gefühle und die Wahrheit seines Strebens erwarb Schiller die Freundschaft Goethe's, so verschieden auch beider Naturen waren, und ihre vereinte Thätigkeit bezeichnet den Höhepunkt der deutschen Poesie; denn durch ihren Bund, von dem ihr „Briefwechsel" ein edles Zeugniß ablegt, waren die beiden ewigen Gegensätze, Idealismus und Realismus, Subjectivität und Objectivität in Eintracht gepaart. Die Entfaltung und Bethätigung der reinen und schönen Menschennatur war Beider sittliches und künstlerisches Ziel.

Schiller 1759—1805.

II. Klopstock und die ihn umgebende Dichtergruppe.

1 Klopstock und die Schweizer.

Klopstocks Leben und Dichtungen.

Mit Friedrich Gottlieb Klopstock beginnt die klassische Periode der deutschen Literatur. Geboren im Jahr 1724 zu Quedlinburg in der lieblichen Gegend des Harzes, da wo einst Heinrich der Finkler als deutscher König begrüßt wurde, verbrachte er seine Jugend unter den Eindrücken einer schönen Natur und einer großen Vergangenheit, an der Hand einer frommen gläubigen Mutter und eines männlich kräftigen Vaters. Die Liebe zur Natur, ein vaterländischer Sinn und ein christliches Gemüth waren die hohen Güter und Gaben, die er aus der Vaterstadt und dem elterlichen Hause mit sich nahm, als er die berühmte Lehranstalt Schulpforte bei Naumburg, in der reizenden Gebirgsgegend des Thüringer Waldes bezog. Hier widmete er sich mit Begeisterung der klassischen Literatur des Alterthums; ihr entlehnte er die Kraft der Rede, die Mannichfaltigkeit des Versbaues, den Schwung und die Musik der poetischen Sprache und den Flug der Phantasie, die sich in seinen „Oden" kund geben; dieser Begeisterung für die Poesie des Alterthums ist es auch zuzuschreiben, daß er in seinen Dichtungen den Reim verschmähte, daß er in dem großen Epos die „Messiade" den Hexameter anwendete, mit dem vor ihm nur Fischart einen schwachen Versuch gemacht hatte, und in seinen Oden sich der antiken Versmaße bediente. In Schulpforte entwickelte sich auch sein Hang zur

Empfindsamkeit, der sich in der Liebe zur Natur und Einsamkeit äußerte und eine elegische Stimmung in ihm erzeugte. In Leipzig, wo er den Studien oblag, führte ihn sein Freundschaftsbedürfniß in den Kreis jener jungen strebsamen Männer, welche sich von Gottscheds Einfluß frei gemacht und, wie erwähnt, die neue Zeitschrift „Bremer Beiträge" gegründet hatten; in diesen machte er (1748) die drei ersten Gesänge seiner Messiade bekannt, die in ganz Deutschland eine so enthusiastische Bewunderung erregten, daß er als der Schöpfer einer neuen Epoche der Literatur, als der Begründer einer neuen Dichtersprache begrüßt wurde. Eine unerwiederte Liebe zu Fanny, der Schwester eines seiner Freunde, erhöhte die schwermüthige und sentimentale Stimmung, ohne jedoch die männlich-kräftige Natur und Gesinnung in ihm zu tilgen, die sich namentlich während seines Aufenthaltes in Zürich bei Bodmer äußerte und in seiner Liebe zum Reiten und Schlittschuhlaufen, das er so begeistert besang, zu erkennen gab. Im J. 1751 bekam er durch die Vermittelung des Grafen Bernstorff von dem dänischen König Friedrich V. ein Jahrgehalt (S. 502), damit er ganz der Dichtkunst leben könne, ohne nach Amt und Brod zu gehen. Nun hielt er sich abwechselnd in Kopenhagen und Hamburg auf. Auch in Karlsruhe, wohin ihn Markgraf Friedrich berief, weilte er kurze Zeit. Die letzten Jahre brachte er ausschließlich in Hamburg zu, und als dort „der Schwan an der Alster", wie er sich gern nennen hörte, im J. 1803 starb, wurde er in dem Dorfe Ottensen bei Altona mit königlichen Ehren neben seiner früh verstorbenen Gattin Meta beigesetzt. Fünfundzwanzig Jahre verflossen, bis das große Epos „Messias" in den zwanzig Gesängen vollendet vorlag, und während dieser Zeit folgte die deutsche Nation mit der gespanntesten Erwartung der erhabenen Dichtung, welche die seit achtzehn Jahrhunderten in der christlichen Menschheit lebende Idee von der Erlösung der Welt durch den Opfertod des Heilands zum Inhalt hat und damit die ganze altchristliche Mythologie von guten und bösen Engeln verbindet; weichmüthige Seelen vergossen Ströme von Thränen und das ganze Volk schwelgte in einer elegischen Stimmung. Aber Klopstock selbst erlebte noch, daß die Zahl der Bewunderer größer war als die der Leser, und daß die letzteren mit jedem Jahr sich verminderten. Die menschliche Natur ist nicht geschaffen, sich in einer ununterbrochenen feierlichen und religiösen Stimmung zu erhalten, und die Phantasie kann sich nicht auf die Dauer in die himmlischen Regionen versenken, die uns die Dichtung vorführt, nicht mit den Heerschaaren der guten und bösen Geister verkehren; die langen Reden und Betrachtungen, die gehäuften Bilder und Schilderungen, wie schön und poetisch sie auch sein mögen, das feierliche Pathos der Sprache ermüden den Leser; er bedarf der Ruhe und Abwechselung, die er hier vergebens sucht. Allein so sehr man mit Recht den Mangel an Handlung und schöpferischer Erfindungskraft und den mehr lyrischen als epischen Charakter der Messiade gerügt hat, so sehr man in der Behandlung der religiösen Gegenstände den Mann der Reflexion in einer dem Religiösen und Christlichen abgewendeten Zeit erkennt, in dem nicht das lebendige Feuer natürlicher Inbrunst glüht, so ist die Dichtung dennoch ein großartiges Werk, und kein Dichter verdient mehr am Eingang des Tempels der klassischen deutschen Literatur als Hüter und Pförtner zu thronen, denn Klopstock. Seine fromme Gesinnung, sein fester Glaube an die christlichen Grundlehren, die sich neben der Messiade auch in vielen seiner Oden, in seinen geistlichen Liedern und biblischen Dramen aussprechen, sein vaterländisches Hochgefühl, das in seinen dramatisch-lyrischen Bardieten den Blick der Zeitgenossen zum erstenmal auf die Großthaten des deutschen Volks in der Vorzeit und auf die nordische Götterlehre hinlenkte, und sein reines sittliches Leben wirkten bestimmend auf den Gedanken- und Empfindungskreis der ganzen Nation. In einer Zeit der religiösen Indifferenz und der politischen Erniedrigung stellte Klopstock dem Unglauben die Verherrlichung

des Christenthums, der Verachtung des Vaterländischen den Stolz auf Deutschland entgegen. Ein warmer Freund der Freiheit, der in der Ode „Fürstenlob" die Schmeichler der Regenten mit Strenge strafte und seinem Geiste dankte, daß er beschlossen, „nie durch höfisches Lob zu entweihn die heilige Dichtkunst", begrüßte der deutsche Sänger mit Enthusiasmus die ersten Erscheinungen der französischen Revolution, wendete sich dann aber mit Unwillen ab von der Herrschaft des Schreckens und sprach offen seinen „Irrthum" aus, da „des goldenen Traumes Wonne dahin" sei. Wir haben im vorigen Band (S. 272 ff.) die epischen Dichtungen Miltons kennen gelernt, die dem Dichter der Messiade vor Auge schwebten. Das „verlorne Paradies" des britischen Sängers, das von Bodmer ins Deutsche übersetzt war (XII, 979) und Händels Oratorium „Messias", von dem später die Rede sein wird, waren ohne Zweifel von großem Einfluß auf den deutschen Dichter. Aber die musikalischen Empfindungen des letzteren kamen bei Klopstock mehr zum Ausdruck als die epische Gestaltungskraft des ersteren.

Klopstocks Stellung in der deutschen Literatur. Wie viel indessen die spätere Kritik an der Messiade auszusetzen fand sowohl in Beziehung auf die Wahl des Stoffes als auf die Ausführung des poetischen und religiösen Grundgedankens, sie war in der Zeit ihres Erscheinens ein epochemachendes Ereigniß, eine schöpferische That auf dem Gebiete der Dichtung, ein neues Evangelium frommer gläubiger Gesinnung und christlicher Sitte und Moral. Drei Jahrzehnte lang bildete der Dichter der Messiade den Mittelpunkt der deutschen Poesie; nur was in seinem Geiste gedichtet war, konnte auf Beifall rechnen. Vom heitern Wein- und Liebesliede bis zum feierlichen Hymnus fand man in ihm das Vorbild; man bewunderte sein Talent im Beschreiben und Ausmalen, seine Meisterschaft auf dem Gebiete der Sprache und Verskunst; seine in der Gelehrtenrepublik niedergelegten Ansichten über Sprache und Literatur erlangten allgemeine Geltung; man zollte ihm eine grenzenlose Verehrung sowohl wegen des Adels seiner Gesinnung und der Trefflichkeit seines Charakters, als wegen seiner Dichtungen, und diese Verehrung verlor sich selbst dann nicht, als er sich in vornehmer Abgeschlossenheit vom Volke zurückzog, sich nur in einem engen aristokratischen, von schöngeistigen Herren und Frauen gebildeten Kreise bewegte, über Grammatik und Orthographie schrieb und an der geistigen Regsamkeit um ihn her keinen Theil mehr nahm. Diesem Einfluß der Klopstock'schen Dichtungen verdankte die deutsche Nation einen sittlichen Aufschwung, einen edlen gehobenen Sinn, wie er sich selten in der Geschichte kund gibt, aber freilich auch eine weiche sentimentale Stimmung, ein Schwelgen in Gefühlen und Empfindungen, eine Entfremdung vom praktischen Leben, vom werkthätigen Handeln. Besonders wurden die idyllischen Erzählungen und Schilderungen des Alten Testaments nach Klopstocks Vorbilde dichterisch behandelt; der Büchermarkt füllte sich mit sogenannten „Patriarchaden" Der Spott eines Zachariä machte die Welt nicht irre.

Die Schweizer. Nirgends wurde Klopstocks Erscheinung mit größerm Jubel begrüßt, als in der Schweiz. Bodmer lud den Sänger der Messiade zu sich ein und wurde durch ihn so jugendlich angeregt, daß er sein früher begonnenes Werk, die Noachide, nunmehr in Klopstocks Manier vollendete und noch andere Werke in ähnlicher Art verfaßte. Klopstock zeigte sich für diese Theilnahme sehr empfänglich und schloß sich mit Innigkeit an Bodmer an, um so mehr, als Gottsched in thörichter Verblendung die neue Richtung der Poesie verdammte, zur Bekämpfung der seraphischen („sehr affischen") Dichtung alle ihm zu Gebote stehenden Waffen, Verdächtigung bei den Orthodoxen und ohnmächtige Verspottung, anwendete und den talentlosesten aller Dichter, den erwähnten Freiherrn von Schönaich, der ein Epos nach altem Schlag und eine satirische Aesthetik gegen Bodmer und Klopstock verfaßt hatte, dem Sänger der Messiade als ebenbürtigen Mitbewerber um die Palme der Dichtkunst gegenüberstellte. Bodmers

Landsmann, der Maler und Buchhändler Salomon **Geßner** von Zürich, legte seinen in ungebundener Sprache verfaßten sentimentalen „Idyllen" oder Hirtenpoesien mit Vorliebe Stoffe und Schilderungen aus dem Alten Testament zu Grunde („der Tod Abels" u. a. m.), aber die Welt, in der sich seine Poesie bewegt, war dem Dichter fremd, daher auch seinen idyllischen Sittengemälden, seinen Schilderungen und Ausmalungen einzelner Scenen eines unschuldigen Natur- und Hirtenlebens nicht nur Kraft, sondern auch Natürlichkeit und Wahrheit abgeht. Seine Hirten sind Menschen der großen Welt, im Schäfergewande auf die Wiese gesetzt. „Es sind fast wesenlose Schatten, die nicht heraustreten aus unbestimmten Umrissen und sich in einer sogenannten Unschuldwelt bewegen, die süßlich, einförmig und langweilig ist". Noch ein dritter Schweizer, Joh. Kasp. **Lavater**, wurde durch Klopstock zur religiösen Dichtkunst angeregt; und wenn auch der berühmte Prediger von Zürich, der in der Folge als Vorkämpfer der strengreligiösen Gläubigkeit gegen Aufklärung und Freigeisterei einen großen Ruf erlangte, sich noch auf anderen Gebieten der Literatur und des geistigen Lebens hervorthat, so war doch seine Wirksamkeit als religiöser Schriftsteller am größten und nachhaltigsten. Seine ersten Producte waren poetischer Art, theils Schweizerlieder, aber immer unter dem christlich-moralischen Gesichtspunkte, theils geistliche Gesänge, in feierlichem salbungsvollen Ton, theils epische Paraphrasen einzelner Theile der Bibel in Klopstock'scher Art. Als Mitglied der für Religion und Vaterland glühenden „patriotischen Gesellschaft" der Schweiz theilte er mit vielen seiner Landsleute das schwärmerische Hochgefühl und Selbstvertrauen, das Klopstock entzündet, aber später überspannte er seinen Geist durch gesteigerte Andachtsübungen, Selbstprüfungen und religiöse Betrachtungen bis zur Schwärmerei. Was die Schweizer Dichter praktisch übten, faßte ihr Landsmann Joh. G. **Sulzer** aus Winterthur theoretisch zusammen, indem er in seiner berühmten „Theorie der schönen Künste" die Erweckung sittlicher Gefühle als Endzweck der Dichtung hinstellte und folglich die Klopstock'sche Poesie, welche Moral mit Schönheit anstrebte, als die einzig wahre pries, wenn er schon andererseits der französischen Verstandespoesie auch ihre Rechte eingeräumt wissen wollte.

Geßner 1736–87.

Lavater 1741–1801.

Sulzer 1719–79.

2. Klopstocks Einfluß auf die deutsche Poesie. Der Göttinger Dichterbund.

Sehr zahlreich waren Klopstocks Verehrer auch in Deutschland. Nicht nur die Leipziger Jugendfreunde, ein **Gärtner**, **Ebert**, **Gisecke**, sonnten sich in dem Ruhme des Dichterkönigs, der einst ihrem Kreise angehört und die Genossen in der Ode „Wingolf" besungen hatte (XII, 980); alle lyrischen Dichter der Zeit, auch solche, die in der Folge andere Wege einschlugen, schlossen sich an Klopstock an und ehrten ihn als ihren Meister und Lehrer. Zu diesen gehörte eine Anzahl strebsamer Männer, welche trotz ihrer freundschaftlichen Beziehungen zu Klopstock doch in die Lyrik einen freieren leichteren Ton und eine größere Mannichfaltigkeit einführten und nach Form wie Inhalt eine selbständigere Stellung zu gewinnen suchten. Sie befreiten die lyrische Dichtungsart, insbesondere die Ode von der sclavischen Nachahmung der antiken Silbenmaße und erhoben sie durch Aufstellung neuer Strophenmaße zur deutschen Dichtung; zugleich trugen sie der heiteren Seite des Daseins mehr Rechnung und gaben der Lebenslust und Fröhlichkeit der antiken Lyriker, insbesondere des Horaz in ihren Versen Ausdruck. Davon erhielten sie den Namen „**Anakreontiker**". Den Mittelpunkt dieses Kreises bildete J. W. Ludw. **Gleim**, mehr hervorragend durch edle Gesinnung und Menschenfreundlichkeit als durch hohe dichterische Begabung. Sein Haus in Halberstadt, wo er beim Domstifte angestellt war, bildete den Sammelplatz der berühmtesten

Deutsche Lieder- und Odendichter.

Gleim 1719–1803

Schriftsteller, mit denen er einen ununterbrochenen brieflichen Verkehr unterhielt; sein edler Charakter, sein hohes Streben, seine Freigebigkeit gegen hülfsbedürftige Talente zogen alle Gleichgesinnten an. Sein Herz schlug nur der Freundschaft und Poesie, und wie weich und tändelnd sich auch manchmal sein Freundschaftsenthusiasmus äußerte, eine solche versöhnende Persönlichkeit war vom größten Vortheil für das Gedeihen der Dichtkunst, die er durch seine Natur und sein Wesen mehr förderte, als durch seine „Anakreontischen Lieder", durch seine „Kriegslieder eines preußischen Grenadiers", Schlacht- und Siegeslieder zu Ehren des preußischen Königs und Heeres im natürlichen Volkston und einfachem Versmaß und durch sein Lehrgedicht Halladat. Die
Uz 1720—96. bedeutendsten lyrischen Dichter, die sich um Gleim schaarten, waren: 1) Peter Uz aus Anspach (Oden, Lehrgedicht und eine Theodicee nach Leibniz-Wolffischen Grundsätzen);
Kleist 1715—59. 2) Ewald Christ. von Kleist, ein patriotischer Kriegsmann, der in der Schlacht von Kunersdorf den Heldentod starb (S. 93). Sein beschreibendes Gedicht, der Frühling, in elegisch-sentimentalem Tone, ist unter seinen Werken das bekannteste; 3) Karl
Ramler 1725—98. Wilhelm Ramler (Professor an der Berliner Cadettenschule und später Theaterdirector), als Odendichter (nach Horaz, gefeilt und glatt, mitunter steif), Uebersetzer und feiner Kritiker, durch seine Kunsturtheile bei den Gedichten seiner Freunde berühmt und ver-
J. Gg. Jacobi 1740—1814. dient; 4) J. Georg Jacobi aus Pempelfort bei Düsseldorf. In seiner ersten Periode, als Canonicus in Halberstadt, trieb er (in seinen anakreontischen Liedern und Briefen an Gleim) die Freundschaftsliebelei und Zärtlichkeit mit Gleim und dessen Kreise auf die Spitze; später, als er sein Taschenbuch Iris herausgab, dichtete er einzelne Lieder, denen religiöser Sinn und Gemüthlichkeit nicht abging („Aschermittwochslied"; „die Morgensterne priesen" u. a.), tändelte aber auch oft nach Art der Minnesänger mit Frauenliebe und verfiel in seinem Gefühlsleben mitunter ins Weichliche und Süßliche, bis zuletzt die Noth der Zeit ihn, der mittlerweile Professor in Freiburg, dann Regierungsrath geworden, ernster und kräftiger stimmte und ihm die Poesie ein
Cronegk 1731—58. Mittel zur Verschönerung seines häuslichen Kreises wurde. Auch Friedr. von Cronegk aus Anspach und Luise Karsch (die Karschin), in ärmlichen Verhältnissen aufgewachsen und unglücklich verheirathet, aber später von Gleim unterstützt, so wie der Oden- und
Willamow 1736—1777. Fabeldichter Willamow aus Mohrungen und die Lyriker Klamer Schmidt, Michaelis, Götz u. A. gehörten diesem Kreise an. Cronegk versuchte sich in verschiedenen Dichtungen (das lyrisch-didaktische Gedicht „die Einsamkeiten"), doch waren seine Tragö-
Karschin 1722—91. dien (Kodrus) am berühmtesten. Die Karsch war als Künstlerin unbedeutend, aber nicht ohne schöne Naturanlagen.

Der Göttinger Hainbund. Auch die jungen strebsamen Männer, die im Anfang der siebenziger Jahre in Göttingen den „Hainbund" gründeten, verehrten den Sänger der Messiade als ihren Führer und Bannerherrn. An der Spitze dieses Dichterbundes stand Johann Heinrich Voß aus Mecklenburg, den der Dichter H. Chr. Boje von Meldorf in Süddithmarschen aus einer ärmlichen Hofmeisterstelle nach Göttingen gezogen, damit er ihm behülflich sei bei der Herausgabe des Musenalmanaches, den er in Verbindung mit Gotter und nach dem Rathe des durch seine Sinngedichte wie durch mathematische und physikalische Schriften berühmten Professor Kästner (XII, 982) gegründet hatte. Neben Voß waren die bekanntesten Glieder des Vereins: L. H. Chr. Hölty, die beiden Grafen von Stolberg, Cramer, Hahn, Miller (Verfasser des Siegwart) u. A. m.; auch die beiden Volksdichter Bürger und Claudius standen mit ihnen in Verbindung, wenn gleich jener durch Richtung und Lebensweise, dieser durch seine Entfernung von Göttingen nicht dem Bunde der Barden angehörte. Sie schwärmten für Freundschaft, Religion, Vaterlandsliebe und alles Edle und Hohe; sie feierten Klopstock als Dichterkönig und verdammten Wielands leichtfertige, sittenverderbliche

Schriften. Wie manches Ueberspannte auch bei ihren Versammlungen unter der deutschen Bundeseiche zum Vorschein kommen mochte, das Streben nach einem hohen, edlen Ziel war sehr ehrenwerth. Klopstock ließ sich in den Bund aufnehmen; er setzte hohes Vertrauen in die begeisterten Jünglinge, die seine Gelehrtenrepublik als einzig richtige Geschmackslehre ansahen, und bei denen sich seine drei Richtungen, das Vaterländische, Antike und Christliche, so entschieden kund gaben. Ergriffen vom Geiste der kraftgenialen Zeit gingen die Göttinger Barden zugleich auf die neue Natur- und Volksdichtung ein, verachteten Gelehrsamkeit und Schulweisheit, setzten sich über Regel und Kunst weg. „Der Gesang der Einfalt, der Natur, des Landlebens stammte aus diesem Kreise, und die Volksdichtung ward hier gleichsam neu geboren." Die bekanntesten Volkslieder drangen von ihnen aus durch die ganze deutsche Erde. Auch als Uebersetzer der klassischen Werke des Alterthums zeichneten sich mehrere der Göttinger Barden in der Folge aus.

1) Gottfr. Aug. **Bürger** aus Molmerswende im Halberstädt'schen war eine hochbegabte Dichternatur; aber ein unsittliches Leben, gedrückte Verhältnisse, Armuth und Nahrungssorgen, drei durch Leidenschaft und Unbesonnenheit zerrüttete Ehebündnisse und Hang zu rohen Genüssen zerstörten seine Anlagen und stürzten ihn kummervoll und frühe ins Grab. Bürger besaß alle Gaben eines Volksdichters; er erfaßte die deutsche Natur mit richtigem Takte, daher seine lyrischen Gedichte, worin niedrig Komisches mit innig Gefühlvollem verbunden erscheint, großen Anklang fanden. Neben seiner Liebeslyrik sind am ausgezeichnetsten und bekanntesten seine nach schottischen Vorbildern verfaßten und zum Theil deutschen Volkssagen entlehnten Balladen und Romanzen, in welchen die Einfachheit, Kraft und phantasievolle Lebendigkeit mächtig ergreifen und hinreißen. Durch diese wurde er der Liebling des Volks, so hart auch Schiller über ihn urtheilte, durch seine „Lenore" gewann er die ganze Nation, und sein wilder Jäger, des Pfarrers Tochter von Taubenheim, der Kaiser und der Abt, das Lied vom braven Mann, Frau Magdalis u. a. sind noch jetzt im Volke bekannter als die meisten neuern Gedichte. — Mit Bürger und andern Mitgliedern des Göttinger Hainbundes befreundet war Leop. Fr. G. **Göckingk**, in der literarischen Welt bekannt durch Epigramme, poetische Episteln und durch seine „Lieder zweier Liebenden".

Bürger 1747—91.

Göckingk 1748—1828.

2) Matth. **Claudius** aus dem Holsteinischen lebte größtentheils in Wandsbeck, daher er sich auch den Wandsbecker Boten (oder Asmus) nannte. Claudius besaß noch entschiedeneres Talent zum Volksdichter als Bürger und war frei von dessen Schwanken zwischen Kunst- und Naturdichtung. Von der Studienzeit in Jena an gehörte er zu den Verehrern Klopstocks, dessen Religionsgefühl und Tugend, dessen Freiheitssinn und Vaterlandsliebe er theilte, und diese Gefühle, namentlich die christliche Frömmigkeit und Heiterkeit, blieben auch stets lebendig in ihm. Die Ansichten der siebenziger Jahre, daß Anlage und Natur über Kunst gehe, entschieden seine Richtung als Volksdichter. Seine Schreib- und Dichtungsart war das Abbild der höchsten Einfachheit in Sitte und Denkweise, daher auch seine Lieder, aus denen Gemüthlichkeit, Treuherzigkeit, frommer Sinn und heitere Laune hervorleuchten, in den Mund und ins Herz des Volkes kamen („Bekränzt mit Laub; Warum sind der Thränen; der Mond ist aufgegangen" u. a.). Eine gewisse aus Ossian und Yorik geschöpfte Empfindsamkeit und Schwermuth herrscht in den meisten seiner Gedichte vor, die in dem Maße mit den Jahren zunahm, als christliche Mystik und Religiosität in ihm die Obermacht erlangten.

Claudius 1740—1815.

3) Ludw. Heinr. Christoph **Hölty**, aus dem Hannöver'schen, ein Jüngling von weicher, empfindsamer Gemüthsart und krankhaftem Körper, der ihn jung ins Grab führte. In seinen lyrischen Gedichten (Oden, Lieder, Idyllen &c.) herrscht neben der stillen Freude an der Schönheit ländlicher Natur, eine schwermüthige, elegische Stim-

Hölty 1748—76.

mung, die aus einer Ahnung seines frühen Todes hergeflossen sein mag. („Das Landleben"; „Der Tod"; „Elegie auf ein Landmädchen"; „Der arme Wilhelm" u. A.) Am bekanntesten ist das schöne Gedicht „Ueb' immer Treu und Redlichkeit". Voll warmer allumfassender Liebe hat er in der Natur umhergeblickt und gesungen was sein Herz empfand.

Christian Stolberg 1748—1821. Fr. Leop. Stolberg 1750—1819. 4) Christian und Friedrich Leopold, Grafen zu Stolberg, zeichneten sich als Dichter (Lyriker und Dramatiker) und Uebersetzer aus und gaben beide ihren Widerwillen gegen die freigeistige Zeitrichtung durch ihren Uebertritt zur katholischen Kirche kund.. Von Christian, dem weniger befähigten, aber auch weniger excentrischen der Brüder, besitzt man Lieder, Schauspiele (Belsazar; Otanes), Balladen (die weiße Frau) und eine noch immer viel gelesene Uebersetzung des Sophokles. — Wichtiger ist der jüngere, phantasiereichere Bruder, Friedrich Leopold, von dem außer lyrischen Gedichten, Schauspielen (Theseus) und Uebersetzungen (Aeschylus; Ilias) auch noch prosaische Werke von Bedeutung vorhanden sind. In Stolberg sind die Eigenschaften der Klopstock'schen Poesie, Begeisterung für Alterthum, Freiheit und Vaterland und für Religion deutlich zu erkennen, nur daß in seinen spätern Jahren das Religiöse in dem Grade die Oberhand erhielt, als die frühere Freisinnigkeit, die ihn zu den patriotischen Liedern (Mein Arm ist stark; Sohn! da hast du meinen Speer; In der Väter Hallen ruhte u. a.) und zu den kräftigen Jamben (Satiren) begeisterte, der Unfreiheit und aristokratischen Vornehmheit wich. Die französische Revolution bewirkte diese Sinnesänderung und sein überspannter Geist übersprang bald alle Schranken der Mäßigung. Der Widerwille gegen die religiöse Freigeisterei und den demokratischen Freiheitsschwindel wurde so mächtig in ihm, daß er mit seiner Familie zur katholischen Kirche übertrat (1800) und nun im Kreise der Fürstin Gallitzin, den wir später werden kennen lernen, jene Werke religiösen Inhalts verfaßte, die seinen beschränkten Glaubenseifer und seinen Hang zu geistiger Verfinsterung beurkunden (Geschichte der Religion Jesu Christi; das Buch der Liebe, wobei er Thomas a Kempis vor Augen hatte u. a. m.). Den Wendepunkt, „wo Friedrich Stolberg von dem Parnasse gejagt ward und dafür ins Himmelreich kam", bezeichnet der idyllische Roman „die Insel", in welchem Stolbergs glühende Phantasie und poetische Natur zum letztenmal sichtbar ist. Die „Reise nach Italien" und die „Gespräche Plato's" leiden schon an jener „vornehmen Seichtigkeit" und „gesuchten Frömmelei", die seit seinem Uebertritt den Grundton seiner Schriften bilden.

Voß 1751—1826. 5) Johann Heinrich Voß stand an poetischer Begabung unter Stolberg, aber an Charakter und männlichem Sinn weit über ihm. Aufgewachsen unter strenger Zucht und ärmlichen Verhältnissen, die ihn nöthigten, auf eigenen Füßen zu stehen, erlangte er frühe Selbständigkeit und Selbstvertrauen. In Göttingen, wo er sich mit Boje's Schwester verheirathete, sog er jene Liebe und Bewunderung für die klassischen Werke des Alterthums ein, ohne die er nie ein so unübertrefflicher Dolmetscher und Uebersetzer derselben geworden wäre. Er drang in den Geist und das innere Wesen des antiken Lebens ein und erschloß durch seine meisterhafte Uebersetzung des Homer, Virgil und anderer griechischen und römischen Klassiker der ganzen gebildeten Welt das Verständniß jener Dichter, in denen Kunst und Natur so harmonisch gepaart sind. Seine Uebersetzung des Homer im Metrum des Urtextes (Hexameter), wobei er neue gelungene Wortbildungen mit veralteten, der lutherischen Bibel und dem Burkard Waldis abgelernten Ausdrücken verband, ist ein Denkmal deutschen Fleißes und deutscher Befähigung, sich Fremdes anzueignen. Die Uebersetzung der beiden großen Epopöen des ionischen Sängers, die „vom reinsten Hauch antiker Kunstidealität und zugleich von frischester Natürlichkeit getragen war", weckte Sinn und Liebe für die große Welt des Alterthums in weiten Kreisen. Diese Liebe zum klassischen Alterthum wich nie aus Vossens Herzen; nächst der Bibel, mit der er von Jugend auf vertraut war, blieben die

antiken Schriftsteller seine liebste Lectüre; ihnen lernte er die Vollendung der Form und des Versbaues, die rhythmische Sprache und den musikalischen Wohlklang ab, wodurch seine Gedichte sich auszeichnen. — Was seine eigenen Dichtungen angeht, so ist er nur in Einer Gattung groß, in der Idylle. Auch hier ging er bei den Griechen in die Schule und lernte ihnen jene echte Naivetät, Wahrheit und gediegene Natur ab, die seine „Luise“ zu einem Lieblingsbuch der Nation gemacht haben. Dagegen fühlt man bei seinen Liedern, Oden und Elegien den Mangel an schöpferischer Phantasie und Schwung; und bei manchen seiner Uebersetzungen, wie Horaz, Shakespeare, Aristophanes, verleitete ihn das Streben nach Genauigkeit und Treue zur Härte und zu undeutschem Sprachzwang. Die Volksdichtung, für die das damalige Geschlecht schwärmte, deutete er um in den Begriff „Dichtung für das Volk.“ — Nach einem mehrjährigen Aufenthalt in Eutin und Jena wurde Voß nach Heidelberg berufen. Hier lebte und wirkte er bis an seinen Tod, ein Muster ehrenhafter, bürgerlicher Hausväterlichkeit, ein treuer Freund den Gleichgesinnten, ein Vorfechter für Licht, Wahrheit und echte Humanität, ein Feind und Verfolger sowohl alles dessen, „was engherzig an Scholle, Zelle und Schule hängt, als was ins Weite ziellos ausschweift“. Als warmer Anhänger der evangelischen Kirche und als nüchterner, besonnener Mann war er ein Feind aller Religionsschwärmerei und jeder Art von Fanatismus; darum brach er mit Stolberg, als dieser zur katholischen Kirche übertrat, und schleuderte das schneidende Büchlein: „Wie ward Fritz Stolberg ein Unfreier?“ gegen den Jugendgenossen. Auch die romantische Literatur mit ihren romanischen und orientalischen Neigungen sagte ihm nicht zu, und über die Deutung der griechischen Götterlehre (Symbolik) führte er einen heftigen Kampf mit seinem Collegen Creuzer.

Was Voß durch seine Idyllen in niederdeutscher Mundart für den Norden sein wollte, das war der Oberländer Peter **Hebel** durch seine „allemannischen Gedichte“ für den Süden. In Karlsruhe, wo er ein hohes Kirchenamt bekleidete, fühlte er eine stille Sehnsucht, eine Art Heimweh nach dem friedlichen Landleben und zu den einfachen, frommen Bewohnern des Schwarzwaldes, wo er aufgewachsen; dies erzeugte in dem gemüthlichen, kindlichen Mann jene halb wehmüthige, halb freudige Stimmung, die den Grundton seiner herrlichen, im allemannischen Dialekte geschriebenen idyllischen Gedichte bildet. Vertraut mit dem Ideenkreis des Volkes, verirrte er sich nie auf fremdes Gebiet; und wie richtig er den Geist, den Witz, den Humor des Volkes kannte, beweisen seine Volksschriften: „der rheinische Hausfreund“, „das Schatzkästlein“ u. a. In ähnlichem Geiste dichtete auch der Schweizer Martin **Usteri** seine ländlichen Sittengemälde, zum Theil in der Mundart seines Volks. Von ihm rührt das bekannte Volkslied her: „Freut euch des Lebens“.

Hebel 1760–1826.

Usteri 1763–1827.

3. Die rationalistische Gegenströmung.

Bisher war Sachsen der Hauptsitz der deutschen Bildung gewesen: in Leipzig wurde die Literatur, in Dresden die Kunst gepflegt; aber mit der Einnahme des Kurfürstenthums im siebenjährigen Krieg scheint auch die Literatur in das Land des Siegers eingewandert zu sein, so wenig auch Friedrich II. dieselbe aufmunterte. Durch ihn und die Thaten des siebenjährigen Krieges kam der erste und wahre höhere Lebensgehalt in die deutsche Poesie. Daß dieser große König den Umschwung der deutschen Literatur während seiner Regierung nicht bemerkte oder nicht bemerken wollte und der französischen Dichtkunst treu blieb, ist oft genug gerügt worden. Freilich konnte einem so nüchternen, verständigen Manne die überschwengliche Gemüthspoesie Klopstocks nicht behagen; die religiöse Dichtung brachte dem freidenkenden König die Tage seiner Jugend

Friedrich II. und die deutsche Literatur.

in Erinnerung, wo er zur Strafe geistliche Lieder lernen mußte; selbst die durch seine Siege gehobene patriotische Begeisterung und die daraus hervorgegangene Barden- und Skaldenpoesie, die auf Klopstocks Anregung durch Heinr. Wilh. v. Gerstenberg aus Schleswig, einen strebsamen lyrischen und dramatischen Dichter der kraftgenialischen Richtung, durch Karl Fr. Kretschmann und den österreichischen Jesuiten Michael Denis in die deutsche Literatur eingeführt ward, fand keinen Anklang bei ihm. Er war unempfänglich für die altgermanische Helden- und Götterwelt, die in dieser Barden- und Skaldendichtung so fremdartig herüberklang, wie für Ossians sentimentale Gefühlspoesie, welche neben der Klopstock'schen Empfindsamkeit die deutschen Gemüther so mächtig ergriff, für jene Schilderungen einer öden, trübseligen, nebelhaften Natur, in der sich eben so farblose gespensterhafte Gestalten bewegen (IV, 724). „Harmonische Durchbildung, Schönheit der Formen ist ihm ein unerläßliches Erforderniß. Mit der Naivetät, die zu solchen Formen nicht durchgedrungen ist, mit der genialen Kraft, die sie verachtet, kann er sich nicht befreunden". Auch Lessings kritischer Geist, der die schwachen Seiten der französischen Poesie so klar und scharfsinnig darlegte, mußte ihm mißfallen. Indessen hat vielleicht diese Abneigung des gefeierten Monarchen der deutschen Literatur mehr genützt, als wenn er sie unter seinen Schutz genommen hätte. Man bestrebte sich in edlem Stolze, auf dem Gebiete der Wissenschaft und Kunst den deutschen Namen eben so zu Ehren zu bringen, wie Friedrich im Felde und in der Politik. Dadurch bewahrte die deutsche Literatur ihre Freiheit und wurde in ihrem selbständigen Entwickelungsgang weder gehemmt noch abgelenkt, was schwerlich der Fall gewesen wäre, wenn sich Friedrich derselben eifriger angenommen hätte; ein Mann von so mächtigem Geiste und so vorherrschendem Einfluß hätte nothwendig der Poesie ein eigenthümliches, vielleicht höfisches und fremdartiges Gepräge aufdrücken müssen. Um so wohlthätiger war der Einfluß, den seine großartige Persönlichkeit, seine Thaten und Grundsätze auf den Bildungsgang und die Anschauungen der Mitlebenden übten. Indem er die in der Zeit liegenden Ideen in seinem Walten als Fürst in hervorragender Weise zur Geltung brachte und die Literatur veranlaßte, sie zu ihrem Inhalte zu machen, gab er der gesammten Zeitbildung und Geistesrichtung einen mächtigen Impuls.

Kretschmann 1738—1809. Denis 1729—1800.

Die Literaturbriefe.

Einen folgenreichen Anstoß erhielt die deutsche Literatur durch eine kritische Zeitschrift — die von dem Berliner Buchhändler Nicolai gegründeten Literaturbriefe (1759—65). Diese Zeitschrift, woran außer dem größten Kritiker der Zeit, Lessing, verständige Männer, wie der treffliche jüdische Kaufmann und Philosoph Moses Mendelssohn, der warme Freund Lessings, dem wir später noch begegnen werden, wie Thom. Abbt, Verfasser der ethisch-philosophischen Abhandlung „Vom Tod fürs Vaterland" u. A. thätig waren, bekämpfte die den Franzosen nachgebildeten Theorien und Schulsysteme, setzte dem Klopstock'schen Gefühls- und Empfindungsleben den gesunden Menschenverstand, Erfahrung und Weltkenntniß entgegen, suchte durch klare und scharfe Kritik das usurpirte Ansehen mittelmäßiger Köpfe zu erschüttern sowie junge Talente zu heben und richtig zu leiten (Wieland) und schuf eine elegante Prosa, wobei Lessing die ersten Proben von der wunderbaren Gabe ablegte, durch Darstellung, Ausdruck und Lebendigkeit der Rede den Leser für jeden, auch noch so trockenen und gelehrten Gegenstand zu fesseln. Nicolai war ein Mann des Lebens, der mit praktischem Sinne die Zeitumstände und Bedürfnisse erfaßte, die Menschen beobachtete und richtig beurtheilte, und so sehr ihn später sein nüchterner prosaischer Geist auf Abwege führte, so sehr er aus Widerwillen gegen jede Art von Uebertreibung alle Sentimentalität und Gefühlspoesie bekämpfte, als flacher Kunst- und Geschmacksrichter alle literarischen Erscheinungen bekrittelte, durch diese Schöpfung hat er sich große Verdienste um die Literatur erworben.

III. Wieland.

Wie zahlreich auch die Verehrer der Klopstock'schen Gefühlspoesie sein mochten, ein großer Renegat verließ ihre Reihen — Christoph Martin Wieland, der Sohn eines Geistlichen in der schwäbischen Reichsstadt Biberach, ein frühreifes Talent von lebhafter erregbarer elastischer Natur. Die strenge, altgläubige Frömmigkeit im elterlichen Hause, seine Erziehung in einer pietistischen Schulanstalt und die herrschende religiöse Empfindsamkeit wirkten mächtig auf ihn ein. Er knüpfte als Knabe den Bund platonischer Liebe mit Sophie Gutermann, der nachmaligen Romanschriftstellerin Laroche, und versuchte sich als schwermüthiger, von Gefühlschwärmerei erfüllter Jüngling auf der Universität Tübingen an Gedichten im Geiste Klopstocks und seiner frommen Schweizer Nachahmer. Darum lud ihn Bodmer als neuen Genossen nach Zürich ein und nahm ihn in sein Haus auf. In Zürich und Bern verlebte Wieland etliche Jahre und verfaßte mehrere dichterische Werke, die seine gänzliche Befangenheit in der seraphischen Gefühlspoesie und christlich-frommen Weltanschauung beurkundeten („Der geprüfte Abraham", eine Patriarchade). Diese religiös-empfindsame Richtung verschwand allmählich, als durch Wielands Anstellung in seiner Vaterstadt Bodmers Einfluß auf den jungen Dichter abnahm und dieser im Hause des Grafen Stadion, ehemaligen kurmainzischen Staatsministers, dessen Pflegesohn Laroche mit Wielands Jugendfreundin Sophie vermählt war, feinere Weltbildung, französische Philosophie und weisen Lebensgenuß kennen lernte. Theils der persönliche Umgang des durch Lebenserfahrung und Menschenkenntniß gebildeten Edelmanns, theils die Bekanntschaft mit der englischen und französischen Aufklärungsliteratur hoben Wieland über den beschränkten Gesichtskreis, in dem er bisher geweilt, und öffneten seine Seele einer freieren, weitherzigeren Lebensanschauung. Er stellte sich mitten in die Strömung des Jahrhunderts und ließ alle Erzeugnisse der Zeitliteratur auf sich einwirken. Zuerst versuchte er sich im Drama (Johanna Gray oder der Triumph der Religion); als ihn aber Lessing in den Literaturbriefen hart anließ und ihm nachwies, daß die Tragödie kein Feld für ihn sei, wendete er seine Thätigkeit dem Zweige der Literatur zu, auf dem sein Talent sich am glänzendsten zeigte — dem Romane und der scherzhaften Erzählung. In dieser literarischen Gattung legte er seine Lebensansichten, seine heitere Weltanschauung und seine anziehenden, in leichte, liebliche Sprache gekleideten, mitunter sinnlichen und schlüpfrigen Schilderungen der Liebe nieder und wurde nun ein ebenso eifriger Gegner der Klopstock'schen Dichtung, wie er früher ein Verehrer derselben gewesen. Aus dem platonischen Idealisten wurde ein aristippischer Lebensphilosoph. Bis zum Jahre 1769, wo er als Professor der Philosophie und schönen Wissenschaften an die Kurmainzer Universität Erfurt berufen ward, erschienen rasch nach einander „Don Sylvio von Rosalva" oder der Sieg der Natur über die Schwärmerei, eine feine Satire gegen die herrschende Uebersinnlichkeit und religiöse Ueberspannung, bei deren Abfassung ihm der Don Quixote als Muster vorschwebte, der philosophische Roman „Agathon", worin französische Lebensanschauungen und moderne Bildung in altgriechischem Gewande erscheinen, ein Spiegelbild seines eigenen inneren Lebens und Bildungsganges, das durch Anmuth und Leichtigkeit der Darstellung ausgezeichnete Gedicht „Musarion", die „Grazien", eine den Göttinnen der Anmuth gewidmete Dichtung, worin Verse mit Prosa abwechseln, „Nachlaß des Diogenes von Sinope" u. a. m. Durch diese und andere Werke aus der Gattung des Lehrromans, in dem leichtfertigen Tone der Franzosen und mit der ihnen abgelernten „Leichtigkeit und losen Lieblichkeit" in Form und Sprache, wurde Wieland „der gesellschaftliche Schriftsteller der Nation" und verschaffte der deutschen Dichtkunst Ein-

Wielands Lebensgang u. Wirkung.

gang in die höheren, gebildeten Kreise, wohin früher nur französische Literatur gedrungen. Aber die Zahl seiner Gegner war groß. Die Frommen verdammten seine Schriften, die Anhänger Klopstocks vergalten dem Abtrünnigen mit ihrem Hasse, der Göttinger Dichterbund verbrannte seine Werke; selbst mildere Beurtheiler fürchteten von dem mitunter schlüpfrigen Inhalte, der sinnlichen üppigen Darstellung und Färbung Gefahr für die deutsche Sittsamkeit und Tugend. Wieland konnte sich auf seine reinen Absichten, auf sein Streben nach Wahrheit, auf seinen musterhaften Lebenswandel berufen; aber die Abwege, auf die mehrere seiner Anhänger und Nachahmer geriethen, rechtfertigten die Besorgnisse der Gegner. Der feine Epikureismus und der um alles Höhere unbekümmerte aristokratische Eudämonismus und Lebensgenuß, dem seine Schriften das Wort redeten, machten dieselben der gebildeten vornehmen Welt angenehm, wirkten aber nachtheilig auf die Sitten und Denkweise des Volks. Wohl zerstörten sie auf religiösem und gesellschaftlichem Gebiete manche engherzigen und spießbürgerlichen Begriffe, aber sie schwächten auch den Sinn für die ernsten Aufgaben des Lebens.

Wielands literar. Thätigkeit in Erfurt u. Weimar.

In Erfurt befaßte sich Wieland neben Horaz und Lucian, mit deren Lebensansichten, Denkart und Darstellungsweise er am meisten übereinstimmte, mit Rousseau und Voltaire, mit Shaftesbury und Sterne und mit den andern französischen und englischen Schriftstellern der Aufklärungsperiode. Aber von Natur allem Gewaltsamen und Heftigen abgeneigt, vermied er die stürmische Ungeduld der Weltverbesserer. „Auf ruhigem und behaglichem Wege, meinte er, könne und solle das menschliche Geschlecht zum höchsten Ziele gelangen, zunächst aus seinem eigenen Innern heraus der einzelne Mensch“. Seine deutsche Gemüthlichkeit und seine große Nachsicht mit den Fehlern, Vorurtheilen und Schwächen der Menschen, die er, statt sie zu geißeln, nur fein verspottet, hielten ihn von Voltaire's Zerstörungstrieb fern und gegen Rousseau suchte er den Grundsatz zu verfechten, daß die Wohlfahrt der Menschheit nicht in einem auf Unkenntniß des Bösen beruhenden Zustande der Unschuld, sondern in Selbsterkenntniß und der dadurch erlangten Beherrschung der zum Bösen führenden Leidenschaften und Begierden bestehe. Die vielfachen Reformen in Kirche und Staat richteten seine Blicke auf Verfassungswesen und Regierungsweise, und in demselben Jahr, da er durch die Berufung als Prinzenerzieher nach Weimar in die für seine Natur geeignetsten Verhältnisse versetzt ward, legte er seine Ansichten über Staatsformen in dem didaktischen Roman „Der goldene Spiegel oder die Könige von Scheschian“ nieder. In diesem politischen Roman wird gelehrt, daß das Glück der Staaten zunächst abhänge von der rechten Stimmung und dem naturgemäßen Streben der Einzelnen nach Glückseligkeit, sodann von der das Ganze zusammenhaltenden Ordnung, der Zügelung der störenden Leidenschaften und falschen Begierden durch gute, weise, pflichtgetreue Regenten. Der „Goldene Spiegel“ war nur die Ausführung von Ansichten, welche Wieland schon früher in einer Abhandlung gegen Rousseau's Auffassung von der Staatsgesellschaft ausgesprochen hatte: „Die gründliche Verbesserung scheint bei einem jeden Volke, das in der Ausbildung schon so weit vorgeschritten ist, um ihrer zu bedürfen und fähig zu sein, demjenigen aufbehalten zu sein, der zu gleicher Zeit Weisheit und Macht genug haben wird, eine Gesetzgebung und Staatsverfassung zu bewerkstelligen, in welcher die Triebfedern der menschlichen Natur auch die Triebfedern des Staates sind, durch welche die möglichste Freiheit mit der wenigsten Ungelegenheit erzielt und keine Gewalt geduldet wird, die ein anderes Interesse hat als das Beste des gemeinen Wesens; wo die verschiedenen Stände und Classen zu ihrer Bestimmung durch die zweckmäßigsten Institute gebildet werden und die Gesetze nicht als Gesetze, sondern als Gewohnheiten ihre Wirkung thun, wo die Religion den großen Zweck der allgemeinen Glückseligkeit immer

befördert, niemals hemmt, wo ihre Diener geehrt und wohl gepflegt werden, aber (gleich den Männchen im Bienenstaate) keinen Stachel haben, wo mehr Bedacht darauf genommen wird, die Tugend zu ehren als zu bezahlen und dem Laster so gut vorgebaut ist, daß die Gerechtigkeit nur selten strafen muß, wo der Wunsch eines jeden Menschenfreundes, öffentliche Glückseligkeit, nicht nur auf Gedächtnißmünzen und Ehrenpforten, sondern in den Gesichtern aller Bürger geschrieben steht". „Die Geschichte des weisen Danischmend und der drei Kalender" nannte Wieland selbst einen „Anhang zur Geschichte von Scheschian"; aber die Schilderung eines unschuldigen sittenreinen Volkes im idyllischen Urzustande nach Rousseau'schem Vorbilde, eines Volkes, das dann durch Despoten und Priester, durch die Uebel der Civilisation und Verfeinerung dem Verfall und Verderben entgegengeführt wird, ist eher als ein Rückschritt zu einem geträumten Idealstaat im Sinne des Genfer Philosophen zu betrachten. — In Weimar, wo Wieland nach Beendigung seines Erziehungswerks in unbeschränkter Muße und mit unermüdlicher schriftstellerischer Thätigkeit seine Zeit verbrachte, gründete er mit Fr. H. Jacobi u. A. eine literarische Zeitschrift, „der deutsche Mercur", die sowohl durch ihre Urtheile und Anzeigen, als besonders dadurch wichtig ward, daß sie als Organ mancher bedeutenden Erscheinungen diente, und wendete sich zugleich dem reichen Felde der Romantik zu, wo er durch sein Heldengedicht „Oberon", dessen nebelhafte Gebilde er aus Shakespeare's „Sommernachtstraum" entlehnte, den größten und dauerndsten Ruhm erlangte; doch blieb der geschichtlich-philosophische Roman mit satirischer und ironischer Färbung das eigentliche Feld seines fruchtbaren Geistes. In diesen Romanen („Geschichte der Abderiten", „Aristipp u. a. m.) legte er seine Lebensanschauungen nieder, die ein neuerer Literarhistoriker (Löbell) in folgenden Sätzen zusammenfaßt: „Der Mensch ist von der Natur nicht darauf hingewiesen, der Sinnenwelt den Rücken zu kehren und in der Richtung seines Geistes auf die übersinnliche Welt und Macht Befriedigung zu suchen. Durch das mühselige Forschen und Grübeln über diese dunkeln, unerreichbaren Gebiete, das ihn in tausend quälende Zweifel stürzt, stört er nur die Seelenruhe, die ihm eine wohlthätige Gottheit so gern gewähren will. Sie bietet seinem Geist und Herzen im unbefangenen Genuß der Lebensgüter, in deren Mitte er sich befindet, eine ganz andere Befriedigung, das wahre Glück dar. Aber damit der Lebensgenuß den Seelenfrieden herbeiführe, muß er von der Vernunft bestimmt und geleitet werden, d. h. er muß mäßig sein, weil er sich sonst selbst vernichtet, auf Gerechtigkeit gegründet, weil sonst Jeder den Ansprüchen der Mitmenschen auf denselben Genuß entgegentreten würde, mit Wohlwollen, Menschenliebe und Edelmuth gepaart, weil in allen edlen Gemüthern Sympathie für diese Tugend lebt und weil ihre Uebung ein freudiges und erhebendes Gefühl hinterläßt, welches wohlgestimmten Seelen den schönsten und feinsten Genuß gewährt. Die sinnlichen Triebe müssen nicht unterdrückt, aber gedämpft und gezügelt, der thierische Theil des Menschen muß vom geistigen überwacht und geleitet werden". Der Zweck der Wieland'schen Dichtungen, in denen die erfundene, meistens der altgriechischen Welt entlehnte Geschichte nur das Gehäuse, das dünne durchsichtige Gewand für jene Lehren bildet, ist somit ein lehrhafter: „die Verherrlichung eines stillen Seelenfriedens durch den rechten Gebrauch der Gaben der Gottheit und Natur im sinnlich erscheinenden Leben." Nach Wielands eigener Angabe hat sein philosophischer Roman Agathon, die Geschichte eines schönen edel angelegten griechischen Jünglings, den sein orphisch-platonisches Tugendideal nicht vor den Verführungen der Welt schützt, und der durch eine Wendung seiner Denkart auf den rechten Weg geführt wird, den Zweck, zu zeigen, „wie weit es ein armer Sterblicher mit den bloßen Kräften der Natur in Tugend und Weisheit bringen könne, wie viel die neuesten Verhältnisse auf uns wirken, und wie man nur weise und gut wird durch Erfahrungen,

Fehltritte, unermüdete Bearbeitung unserer selbst, öftere Veränderungen in unserer Art zu denken, besonders durch guten Umgang und gute Beispiele". Zwischen diesen Romanen mit didaktischer Tendenz und den Uebersetzungen von Horazens Briefen und Satiren, Lucians Werken und Cicero's Briefen finden wir Wielands spätere Thätigkeit getheilt. Auch aus Shakespeare, von dem er die erste deutsche Uebersetzung gegeben hat, zog er in seinen Bereich was ihm verwandt war; zu der großartigen Darstellung des Heroismus, der gewaltigen Leidenschaften, der tragischen Geschicke in den Dramen des britischen Dichters suchte er selbst keine Beziehungen. Für Wielands religiöse Ansichten sind die Göttergespräche, Peregrinus Proteus und vor Allem Agathodämon von Wichtigkeit. Er geht mit den Freigeistern, so lange sie die Außenwerke des Christenthums, kirchliche Institute, Priesterthum, Hierarchie und Aberglauben bekämpfen, aber den Glauben an Gott und Unsterblichkeit und das Wesen der christlichen Religion will er nicht angetastet wissen.

Die romantischen Erzählungen aus der Ritter-, Zauber- und Feenwelt unter dem Hauche einer weichen wollüstigen Luft: „Wintermährchen", „Gandelin oder Liebe um Liebe", „Geron der Adelige", „Idris und Zenide" u. a. sind äußerst graziös, anziehend und reizend, und Nichts beweist mehr die große Gewandtheit des empfänglichen Dichters in leichten lieblichen Schilderungen als diese romantischen Erzählungen aus der Phantasiewelt, und das vollendetste Werk dieser Gattung, das im Ariostischen Geiste gedichtete romantische Epos „Oberon", wo Ironie und Wahrheit, Scherz und Ernst reizend gemischt sind. Die liebliche Sprache, leichte Versification und anziehende Darstellung verschafften dem Oberon Leser unter allen Klassen und machten Wielands Namen populär. In dem heroisch-komischen Gedicht „der neue Amadis" sind die leichtfertigen Verhältnisse und Lebensformen der französisch gebildeten Gesellschaftskreise seiner Zeit auf eine ersonnene morgenländische Ritterwelt übertragen. In den „Abderiten" verspottet Wieland die Thorheiten und das Philisterwesen kleiner Städte und eingebildeter Schwärmer und Idealisten, indem er den Contrast zwischen dem durch Reisen, Welterfahrung und Menschenkenntniß gebildeten Philosophen Demokrit und seinen spießbürgerlichen, beschränkten und engherzigen Landsleuten von Abdera in heiteren Schilderungen lebendig und komisch dem Leser vor die Seele führt. In seinen spätern Werken läßt sich der Einfluß Lucians nicht verkennen. Der „Peregrinus Proteus", ein religiöser Schwärmer, der sich selbst den Flammen übergibt, um mit Göttern und Geistern umgehen zu können, ist wohl nicht ohne Bezug auf Lavater geschrieben. Der „Agathodämon" enthält vortreffliche Bemerkungen über die historische Bedeutsamkeit der christlichen Religion und die Entstellung derselben durch Priesterthum und Kirche. Das darin im Gegensatz zu dem Gaukler Apollonius von Tyana (IV, 366 ff.) enthaltene Charakterbild Jesu ist würdig und edel. In dem geschichtlichen Roman „Aristipp", mit den dazu gehörigen Briefen, schildert Wieland das geistige Leben zu Athen während der Blüthezeit auf interessante Weise, aber wieder mit der subjectiven Färbung, die der Verfasser aus seiner Zeit und Denkweise hineinträgt. Mit diesem Philosophen von Cyrene (II, 670 f.), der die Kunst gemächlich und angenehm zu leben in ein System brachte, dem man die Lehre zuschrieb: „den Weisen müsse seine Denkart dahin führen, daß er sich frei und unabhängig erhält, während die ganze Welt sein ist, daß er Alles genießen und sich in Alles schicken kann", fühlte Wieland die meiste Verwandtschaft und Seelensympathie. Und bot denn nicht die vornehme französisch-gebildete Gesellschaft des achtzehnten Jahrhunderts mit den geistreichen Damenkreisen viele Aehnlichkeiten dar zu dem nachsokratischen Zeitalter mit seinen Hetären? In der Beurtheilung der französischen Revolution, wie sie in seinen dem Lucian nachgebildeten „Göttergesprächen" eingefügt ist, zeigte Wieland eine politische Einsicht und Weisheit, zu der sich nur

wenige seiner Zeitgenossen in Deutschland zu erheben vermochten. Davon geben auch die späteren Ausgaben des „Goldenen Spiegels" und des „Danischmend" Zeugniß, worin der Dichter in vielen Einschaltungen seine Ansichten über die Vorgänge von Versailles und Paris im Anfang der neunziger Jahre andeutete, und die „Gespräche unter vier Augen" im „Neuen deutschen Mercur", in denen mit divinatorischem Blick die Rettung des verwirrten Staates durch einen hervorragenden Genius mit dictatorischer Gewalt als einzige Möglichkeit verkündigt wird.

Heinse 1749—1803.

Daß die Gegner der Wieland'schen Poesie nicht ganz Unrecht hatten, wenn sie derselben einen verderblichen Einfluß auf die Sittlichkeit zuschrieben, beweist dessen Nachahmer Wilhelm Heinse. Sohn eines armen Organisten aus Thüringen, durchlebte er eine kümmerliche dürftige Jugendzeit, bis er bei dem französisch gebildeten Erzbischof Karl Joseph von Mainz die Stelle eines Vorlesers und Bibliothekars erhielt. Indem Heinse den Rousseau'schen Naturalismus im Geiste der Sturm- und Drangperiode auf die Spitze trieb und damit die sinnlich-künstlerische Lebensfülle des Wieland'schen Griechenthums verband, wurde er der Verherrlicher eines Natur- und Kunstlebens, das allen Beschränkungen durch Sittengebote und Herkommen den Krieg erklärte und bis zur „Emancipation des Fleisches" der modernen Communisten fortschritt. „Laidion oder die Eleusinischen Geheimnisse", deren Entwurf noch in seine Studentenzeit fällt, ist der unverhüllteste Ausdruck dieser „Hetärenphilosophie". Dabei besaß Heinse ein tiefes Verständniß für das Wesen der Kunst und eine seltene Geschicklichkeit, Werke der bildenden Kunst wie der Musik anschaulich vor die Sinne zu führen. Begabt mit einer reizbaren Phantasie und mit dem Talente lebendiger, anziehender Darstellung, suchte er durch lüsterne, wollustathmende Natur- und Kunstschilderungen die Einbildungskraft zu fesseln und sinnliches Wohlbehagen zu erregen, stellte aber das abschreckende Beispiel auf „zu welcher Verwahrlosung des Gemüths die Sinnlichkeit führt, wenn sie den Zügel der Sitte abwirft". Ein längerer Aufenthalt in Italien und seine Vertrautheit mit den italienischen Dichtern, besonders Tasso und Ariost, die er in ungebundener Rede übersetzte, waren von großem Einfluß auf seine Kunstrichtung und seinen üppigen Stil, wobei er nach dem melodischen Wohlklang der Südländer strebte. Sein Hauptwerk ist der Roman „Ardinghello und die glückseligen Inseln", bei dem die Erzählung nur als Rahmen dient für seine Schilderungen und Ansichten über Kunst, Wissenschaft und Staat. Gegenüber der Lessing-Winckelmann'schen Theorie, welche nur in der Nachahmung der Antike den richtigen Weg der Kunstbildung erkannte, empfiehlt Heinse das Studium der Natur und redete dem Romantischen der Genre- und Landschaftsmalerei das Wort. Ueber „Ardinghello" fällt ein neuerer Literarhistoriker folgendes Urtheil: „Die Grundidee, das Stürmen und Flammen der Leidenschaft, ist mit rücksichtsloser Energie und mit packender Gewalt ausgesprochen; über den herrlichen Naturschilderungen liegt der leuchtende Farbenzauber der südlichen Sonne; und die eingeschalteten Kunsturtheile sind von so feinsinniger Empfindung und von so eindringendem Verständniß, daß dieser Roman trotz aller seiner künstlerischen Mängel und seiner haltlosen Thorheiten und Ueberstürzungen nichtsdestoweniger eine der denkwürdigsten und geistvollsten Schöpfungen der deutschen Literatur ist". Wie in Ardinghello die bildenden Künste zu Grunde liegen, so in dem Roman „Hildegard van Hohenthal" Betrachtungen und Urtheile über Musik.

IV. Lessing und Winckelmann.

Lessings Leben und Charakter.

„So groß die Wirksamkeit Klopstocks und Wielands auch war, für uns ist sie eine der Vergangenheit angehörende und abgeschlossene. Der Antheil, welchen wir an ihnen

nehmen, ist hauptsächlich ein geschichtlicher. Dagegen steht uns Lessing mit voller Frische und Lebendigkeit gegenüber; seine unmittelbare Wirksamkeit reicht hinein in unsere Tage; wenn wir ihn lesen, fühlen wir, wie sein Geisteshauch uns anregt, ermuntert, fördert auf Schritt und Tritt". Gotthold Ephraim Lessing war der Sohn eines Predigers zu Camenz in der Lausitz. Nach einem fünfjährigen Aufenthalt auf der Fürstenschule zu Meißen, wo seine ungewöhnlichen Anlagen und sein Wissensdurst die Aufmerksamkeit seiner Lehrer erregten, so daß der Rector den sechzehnjährigen Jüngling bei seinem Abgang von der Anstalt mit einem Pferd verglich, das doppeltes Futter haben müsse, bezog er die Universität Leipzig (1746). Die Theologie, der er sich widmen sollte, ward ihm bald zuwider; die Lehrer verstanden es nicht, durch ihre Vorträge den aufstrebenden Geist für diese Wissenschaft zu gewinnen. Er trieb Philosophie und schöne Literatur, lernte tanzen, reiten und fechten und suchte den Umgang von Schauspielern und strebsamen jungen Männern, auch wenn sie, wie Mylius, im Rufe der Freigeisterei standen. Mit seinen Eltern entzweit, begab er sich nach Berlin, wo ihm seine kleinen Schriften und Abhandlungen die Bekanntschaft von Nicolai, Moses Mendelssohn u. A. erwarben. Er nahm Theil an den Literaturbriefen, aber sein unruhiger Geist trieb ihn wieder fort; er wollte das Leben und die Menschen von allen Seiten kennen lernen; seinem Freiheitssinn widerstrebte jede feste Lage und bindende Anstellung, darum finden wir ihn bald in Wittenberg, bald in Breslau (1760—1765), als Secretär des Generals von Tauenzien, bald wieder in Berlin, bald in Hamburg (1767—1770), immer mit neuen Plänen erfüllt, mit neuen Arbeiten beschäftigt, von neuen Menschen umgeben. In Hamburg verlobte er sich mit Eva König, der Wittwe eines Seidenfabrikanten, einer Frau von Geist und Gemüth: aber aus Mangel an einem gesicherten Unterhalt mußte er die Verheirathung sechs Jahre verschieben. Im J. 1770 übernahm er die Stelle eines Bibliothekars in Wolfenbüttel, ein Aufenthaltsort, der ihm zwar reiche wissenschaftliche Schätze zu seinen Studien und manche werthvolle Ausbeute zu Aufsätzen aus dem Gebiete der „Geschichte und Literatur" bot, ihn aber allzusehr von dem Verkehr mit der literarischen Welt abschloß. Daher begab er sich nach einigen Jahren nach Wien in der Hoffnung, bei der beabsichtigten Gründung einer neuen Akademie in der Kaiserstadt eine ehrenvolle, seinen Talenten und geistigen Bedürfnissen entsprechende Stellung zu erlangen. Der Plan kam nicht zu Stande; dagegen erhielt Lessing dort Gelegenheit zu einer Reise nach Italien (1775, 76) als Begleiter des Prinzen Leopold von Braunschweig, eine Reise, die jedoch keinen so erhebenden und begeisternden Eindruck auf ihn hervorbrachte wie früher bei Winckelmann und später bei Goethe. Sein Kunstsinn war weniger scharf und lebhaft, als sein Verstand und sein kritisches Urtheil. Nach seiner Rückkehr verheirathete er sich mit der geliebten Frau und hoffte nun einen ruhigen Hausstand zu begründen und „es auch einmal so gut zu haben wie andere Menschen"; aber „es sollte ihm schlecht bekommen". Schon im nächsten Jahr wurde ihm die Gattin und sein einziges neugebornes Kind durch den Tod entrissen, ein Ereigniß, das seinen Lebensmuth erschütterte. Er suchte durch angestrengte Thätigkeit und einige kleinere Reisen seinen Schmerz zu zerstreuen; allein die inneren Kämpfe verzehrten das Mark seines Lebens. „Damals, in unseren besseren Tagen", schrieb er im December 1780 an Mendelssohn, „war ich ein gesundes, schlankes Bäumchen und bin jetzt ein so fauler, knorrichter Stamm". Er starb zu Braunschweig am 15. Febr. 1781. So zerrissen, wechselvoll und unstät Lessings Leben war, so vielseitig und verschiedenartig erscheint seine Beschäftigung. Unermüdlicher Forschungstrieb und rastloses Streben nach Wahrheit sind die Grundzüge seiner kräftigen, männlichen Natur. Er schrieb einst: „Wenn Gott in seiner Rechten alle Wahrheit und in seiner Linken den einzig inneren regen Trieb nach Wahrheit, obschon

mit dem Zusatze, mich immer und ewig zu irren, verschlossen hielte und zu mir spräche: wähle! ich fiele ihm mit Demuth in seine Linke und sagte: Vater, gib! die reine Wahrheit ist ja doch nur für dich allein!" Sein Leben und Streben war ein unabläſſiges Kriegen und Siegen. Lessing war eben so weit entfernt von Klopstock'scher Empfindsamkeit und Gefühlsüberspannung, wie von Wieland'schem Epikureismus und dessen weltkluger Lebensweisheit; sein Charakter war derb und deutsch, sein Geist genährt an dem gesunden Sinn des klassischen Alterthums, das er an der Quelle schöpfte. Er buhlte nie um die Gunst der Hohen, trachtete nie nach Titeln und Würden, sein männlicher Stolz widerstrebte jeder Abhängigkeit und Unterordnung, und das Gefühl seines wahren Werthes ließ ihn jeden Schein, jede falsche Ehre verschmähen. Mit seinen geistigen Reichthümern wirthschaftete er in fürstlicher Freigebigkeit. „Seine Unterhaltung", schrieb einst Moses Mendelssohn, „war eine ergiebige Quelle, aus welcher man unaufhörlich neue Ideen des Guten und Schönen schöpfen konnte, die er wie gemeines Wasser von sich sprudelte zu Jedermanns Gebrauch". Lessing war mehr Kritiker und Gelehrter als Dichter; Verstand und Urtheilskraft gingen bei ihm über die Phantasie. Dies hat Niemand klarer eingesehen als er selbst. Er spricht es unverhohlen aus, daß er den lebendigen Quell der Poesie, der durch eigene Kraft in so reichen, so frischen, so reinen Strahlen aufschießt, nicht in sich fühle, daß er Alles durch Druckwerk und Röhren aus sich herauspressen müsse, daß Kritik und Reflexion die Stützen seiner Productionskraft seien. Darum hat er auch vorzugsweise solche Dichtungsarten gepflegt, die weder hohen Flug der Begeisterung noch tragisches Feuer erfordern, wie Fabeln, Epigramme und bürgerliche Dramen, und wo er sich höher verstieg, wie in „Emilie Galotti" und „Nathan der Weise", da hat er ältere Stoffe benutzt und umgearbeitet, dort die Erzählung von der Virginia im Livius, hier die wahrscheinlich dem Orient entstammte Parabel „von den drei Ringen" aus Boccaccio. Dennoch gehört Lessing unstreitig zu den ersten Größen der deutschen Literatur, deren hohe Blüthe durch seine vielseitige und anregende Thätigkeit ganz besonders gefördert ward. Er war Dichter, Kritiker, Kunstkenner, theologisch und philosophisch gebildeter Gelehrter und hat in allen diesen Gattungen namhafte Werke von nachhaltiger Wirkung verfaßt. Seine Schriften über Kunst und Alterthum haben eine helle Fackel angezündet, die dramatische Poesie und das Theaterwesen sind durch seine Meisterwerke bereichert, durch seine kritischen und ästhetischen Untersuchungen auf eine neue Stufe der Entwickelung und richtigen Erkenntniß geführt worden, und in der Religionswissenschaft hat er einen mächtigen Impuls zu folgenreichen Forschungen gegeben. Bei allen seinen Studien und Arbeiten schwebte ihm als höchstes Ziel allgemeine Menschenbildung, Feststellung des Wahren auf den Gebieten des Wissens und der Kunst sowie Vernichtung alles Scheines und Irrthums vor Augen. Sein ganzes Leben lang war er ein unermüdlicher Kämpfer gegen jede unberechtigte und unbegründete Autorität, „erfüllt von dem Verlangen, seine Zeitgenossen aufzurütteln aus der Geistesträgheit, die sich bei dem Hergebrachten beruhigt, weil es hergebracht ist, und bei Ueberlieferungen, welche, ohne durch das Feuer läuternder Prüfungen hindurch gegangen zu sein, sich ein unverdientes Ansehen erworben haben". In der kritischen Methode, in Sprache und Darstellung war Lessing der erste Meister. Sein eigenstes Compositionsgeheimniß liegt darin, „daß die Ideen uns nicht als fertige mitgetheilt werden, sondern daß sie sichtbar erst vor unsern Augen entstehen, daß wir sie auch in uns selbst erleben".

1. Ueber Kunst und Alterthum. Winckelmann.

Die wichtige Frage über Wesen und Aufgabe der Kunst und Poesie wurde um dieselbe Zeit von zwei genialen Männern in Schriften behandelt, die eine epochemachende Winckelmann 1717–68.

Bedeutung für die Aesthetik hatten — von Winckelmann und Lessing. Johann Joachim Winckelmann von Stendal, in ärmlichen Verhältnissen aufgewachsen, aber erfüllt von Bewunderung für den hohen Geist der Alten, gelangte bei Beschauung der Dresdener antiken Kunstwerke zum Bewußtsein seiner Bestimmung, der Welt die Größe und Bedeutung der griechischen Kunst zu erschließen. Mitten in der Blüthezeit des Roccocco sprach er in seiner Erstlingsschrift: „Gedanken über die Nachahmung der griechischen Werke in der Malerei und Bildhauerkunst" den Grundsatz aus, daß in der Nachbildung der Alten der einzige Weg zu einem richtigen Kunstgeschmack zu suchen sei. Es waren seine „Reformationsthesen". Durch den Uebertritt zum Katholicismus, der jedoch auf seine antik heidnische Natur keine Wirkung hatte (denn bei ihm fiel der Gottesbegriff zusammen mit der Idee des Schönen, das sich in den schönen Formen der Körperwelt abspiegelt), erwarb er sich die Mittel und wichtige Empfehlungen zu einer Reise nach Rom, wo er zuerst als Bibliothekar des Cardinals Albani, dann als Aufseher aller Alterthümer in und um Rom durch eine Reihe geistreicher Schriften die Wissenschaft der Archäologie begründete und durch die erste, trefflich geschriebene Kunstgeschichte, in welcher alle Strahlen seiner künstlerischen Intuition wie in ihrem gemeinsamen Brennpunkt zusammenliefen, das Reich des Schönen erschloß und ein Licht anzündete, dessen weithin leuchtende Strahlen viele schlummernde Kräfte ins Leben riefen. Die von Winckelmann aufgestellten Gesetze in der Geschichte und Erklärung der alten Kunst sind bis auf den heutigen Tag von unbestreitbarer Geltung. Ihm waren, wie Goethe sagt, die alten Kunstwerke nur die antwortenden Gegenbilder für Alles was die Natur in ihn gelegt hatte. Nach einem mehr als zwölfjährigen Aufenthalt in verschiedenen Städten Italiens faßte er den Vorsatz, in die Heimath zurückzukehren. Kaum hatte er jedoch die Alpen überstiegen, so befiel ihn eine solche Sehnsucht nach dem verlassenen Kunstlande, daß er in Regensburg umkehrte und über Wien nach Triest reiste. Aber hier ereilte ihn der Tod. Ein Bösewicht, der sich in Winckelmanns Vertrauen eingeschlichen, ermordete ihn vermeintlicher Schätze wegen im Gasthause. Wie gerne hätte ich ihm ein paar Jahre von meinem eigenen Leben geschenkt, schrieb Lessing, als er das tragische Ende des großen Mannes vernahm, dessen unsterbliches Werk eben so ausgezeichnet ist durch seinen hohen Inhalt wie durch die einfache Würde und Schönheit der Darstellung. Durch Winckelmann erhielt der Zopfstil den Todesstoß. Es kam Weihe und reges Stilgefühl in das verwilderte Kunstleben.

Laokoon. Die neuen Kunstideen führten den strebsamen Lessing zur Abfassung des merkwürdigen kritisch-ästhetischen Buches: Laokoon oder über die Grenzen der Malerei und Poesie, worin er durch Vergleichung der Gruppe des Laokoon mit dem Drama „Philoktet" von Sophokles, mit Virgils Aeneide und mit zahllosen Stellen alter und moderner Dichter die Grundzüge der Aesthetik und der künstlerischen Stillehre in großartigen Umrissen feststellte. Diese beiden Kunstwerke des Alterthums, in denen der körperliche Schmerz dargestellt ist, dienen ihm als Unterlage für den ästhetischen Grundsatz, daß in der plastischen Kunst körperliche Schönheit und ideale Menschengestalt, in der Poesie ein Ideal der Handlungen das höchste Ziel und Gesetz sei. Demnach müßten die bildende und die redende Kunst getrennt gehalten werden, der alte Wahlspruch, der die Malerei als eine stumme Poesie und die Poesie als eine redende Malerei bezeichnet, sei unrichtig, die Dichtkunst bewege sich auf dem Gebiete des Nacheinander, die Malerei auf dem des Nebeneinander; die beschreibende und malerische Naturpoesie könne somit nicht als echte Kunstform gelten. Einzelne Ergänzungen und Ausführungen dieser Grundzüge legte Lessing in der schönen Schrift „Wie die Alten den Tod gebildet" und in den „Antiquarischen Briefen" nieder, einer Reihe von Untersuchungen und Abhandlungen, worin er seine Ansichten gegen einzelne Ausstellungen des Professors Klotz in

Halle rechtfertigte, eines Mannes, der als lateinischer und deutscher Dichter, Philolog und Alterthumskundiger von den Gelehrten hochgefeiert war und als Herausgeber kritischer Zeitschriften durch klug berechnetes Loben und Tadeln sich einen Namen gemacht, wie einst Gottsched, und viele Anhänger und Verehrer gewonnen hatte. Der Streit war noch nicht zu Ende, als Klotz im besten Mannesalter starb, niedergeschmettert durch den Eindruck der antiquarischen Briefe, deren Polemik sowohl wegen des schlagenden Witzes und der meisterhaften Ironie, als wegen der wunderbaren Beredsamkeit, der Kunst und Kraft der Sprache von vernichtender Wirkung war.

2. Dramen und Dramaturgie.

Das gute Theater in Leipzig hatte Interesse für die dramatische Poesie geweckt, das selbst durch Gottscheds elende Stücke und durch die steifen, dem französischen Geschmack nachgebildeten Tragödien und Komödien seines Freundes Joh. Elias Schlegel nicht unterdrückt werden konnte. Aber wie weit standen noch die deutschen Bühnen in Wien und Berlin hinter den französischen und englischen zurück! Wir wissen welche Kluft damals noch zwischen dem Kunst- und Volksdrama bestand (XII, 978 f.). Diese Kluft ausgefüllt und eine Versöhnung des künstlerisch Idealen und des eigenartig Volksthümlichen herbeigeführt zu haben, ist das große Verdienst Lessings. Wenn gleich seine ersten dramatischen Stücke, sowohl seine „Lustspiele“ als der Trauerspielentwurf „Henzi“, worin er „den Aufrührer im Gegensatz mit dem Patrioten und den Unterdrücker im Gegensatz mit dem wahren Oberhaupte“ darstellen wollte, sich noch streng in allen Förmlichkeiten der französischen Bühnengesetze bewegten, so verrieth doch schon das Lustspiel „der junge Gelehrte“ einen Fortschritt in der dramatischen Kunst, und manche Aussprüche Lessings in den Literaturbriefen und in andern periodischen Schriften lieferten den Beweis, daß er in der Emancipation der deutschen Bühnendichtung von der französischen und in einer Annäherung an die englische den einzigen Weg zum Bessern erblickte. Diesen betrat er selbst, indem er in dem Trauerspiel „Miß Sara Sampson“, einem Stücke, dem es bei aller Ungelenkigkeit in Form und Anlage nicht an tragischen Elementen gebricht, an der Hand der englischen Dramatiker das bürgerliche Trauerspiel einführte, und damit einen neuen Standpunkt gewann. Man kam von dem Vorurtheil zurück, „daß Helm und Diadem den tragischen Helden mache“, man sah ein, „daß das Trauerspiel mehr vermöge als kalte Bewunderung zu erzeugen und frostige Sentenzen zu haranguiren“. Natur und Wirklichkeit war auch der tragischen Muse wieder erobert. Eine frische Anregung wurde gegeben, als Nicolai in seiner neuen Zeitschrift „Bibliothek der schönen Wissenschaften“ (1757) einen Preis für das beste Trauerspiel aussetzte und dadurch das Interesse für Drama und Theater erhöhte. Der „Kodrus“ des jung verstorbenen Cronegk erhielt den Vorzug. Aber in dem gewandten, wenn auch oberflächlichen Christian Felix Weiße, der zuerst Tragödien („Eduard III.“; „Befreiung von Theben“; „Romeo und Julie“ u. A.) und Komödien („Matrone von Ephesus“; „Amalie“ u. A.) dichtete, dann, durch Lessings scharfe Kritik verstimmt und abgeschreckt, zur komischen Oper („Lottchen am Hof“; „der Dorfbarbier“ u. A.) überging und zuletzt Kinderbücher (der „Kinderfreund“; „Lieder für Kinder“) und „scherzhafte Lieder“ verfaßte, herrschte doch im Allgemeinen noch der französische Geschmack, nur daß die Alexandriner hie und da den reimlosen Jamben oder auch der Prosa weichen mußten. Eine selbständige, unabhängige Nationalbühne schien noch in weiter Ferne zu stehen. Selbst Lessings dramatische Dichtung „Philotas“, die von seinen eingehenden Studien in Sophokles und Shakespeare Zeugniß gab, war noch nicht vermögend, die Kunstidealität der französischen Tragik, die Schiller als „des fal-

Das deutsche Theater.

Weiße 1726–1804.

schen Anstands prunkende Geberde" bezeichnete, von der deutschen Bühne zu verdrängen. Da erschien Lessings Lustspiel „Minna von Barnhelm", zu einer Zeit, wo die Schlacht von Roßbach noch in frischem Andenken war, welche Selbstgefühl und Nationalstolz in jeder deutschen Brust geweckt hatte, und regte das Interesse des Volks mächtig an. Der echte deutsche Charakter des wackern preußischen Majors, die meisterhaft gezeichnete Figur des prahlerischen zweideutigen Glücksritters Ricaut de la Marlinière, der glückliche Griff in das Nationalleben und die geschickte dramatische Behandlung wirkten schlagartig auf die ganze Nation. Der Gedanke an ein Nationaltheater faßte Wurzel im Volk. Die Hamburger zogen gute Schauspieler (die Familie Ackermann-Schröder, Eckhof u. A.) in ihre Stadt und beriefen (1767) Lessing als Theaterdichter und Kritiker. Dieser folgte der Einladung und verfaßte die Hamburgische Dramaturgie, die aus einer bloßen Theaterzeitung zu einem klassischen Werke geworden ist. Anknüpfend an die aufgeführten Stücke unterwarf Lessing darin die bisherigen dramatischen Leistungen der Deutschen einer scharfen Kritik, erschütterte das Ansehen Voltaire's und der französischen Theaterdichter mit unwiderstehlicher Kraft, Beredsamkeit und Kenntniß und entwickelte zugleich die Grundgesetze des echten Trauerspiels und Lustspiels mit solcher Klarheit und Reinheit des Geschmacks, daß die Hamburger Dramaturgie die Mutter aller Aesthetik ward und den Glauben an die Ueberlegenheit und Schönheit der französischen Theaterdichtung für immer vernichtete. Statt der Franzosen wird Shakespeare mit begeisterter Anerkennung seiner Meisterschaft auf den Thron gehoben. Nur das „bürgerliche Schauspiel", das von den Engländern geschaffen, von Diderot fortgebildet, in der belehrenden und bessernden Tendenz den Kunstzweck erblickt, fand Gnade vor Lessings Augen, weil er einsah, daß solche „Rührstücke moralischen Inhalts" dem deutschen Charakter mehr zusagen würden, als die heroische Tragödie der Griechen. Was Lessing in der Hamburger Dramaturgie über die Kunst der Charakterzeichnung, über Erfindung und Verflechtung der Handlung, über Strenge der Motivirung und über den Ausschluß alles Wunders in derselben, was er über das Verhältniß des geschichtlichen Trauerspiels zu den geschichtlichen Stoffen und über zahlreiche andere Fragen dieser Art sagt, sind goldene Sätze von ewigem Bestand.

Mehr und mehr verdrängte nun der von Lessing so hoch gefeierte Shakespeare, der um dieselbe Zeit durch die Uebersetzungen von Wieland und Eschenburg in Deutschland heimisch und durch die genialen Schauspieler Schröder und Fleck zur Aufführung gebracht wurde, die dramatischen Dichtungen Corneille's und Voltaire's. Die schauerliche Tragödie „Ugolino" von dem erwähnten Barden- und Skaldendichter Gerstenberg, „Die Laokoonsgruppe zurückübersetzt in den Stil der Tragödie", war der erste Schritt zum englischen Drama. Auch das Trauerspiel „Julius von Tarent" von Leisewitz, einem Genossen des Hainbundes läßt erkennen, daß dem Dichter Shakespeare's Hamlet vor Augen stand. Die Lehre von den Aristotelischen Einheiten wurde nunmehr über Bord geworfen: aber wenn Lessing sich gegen die Art erklärte, wie die Franzosen die Gesetze des griechischen Weltweisen anwandten, so behielt er doch ein offenes Auge für das tiefe Kunstgefühl, aus welchem diese Gesetze hervorgegangen waren und für die künstlerischen Vortheile, welche sie gewährten. Dieses Maßhalten wurde aber von Gerstenberg und andern stürmischen Geistern nicht beachtet, und man gerieth in Gefahr anstatt der „tyrannischen Regelmäßigkeit" der Franzosen eine „zuchtlose Genialitätssucht" aufkommen zu sehen. Diese Gefahr wurde um so dringender, als die Dichter der „Sturm- und Drangperiode", von der sogleich die Rede sein wird, sich vorzugsweise der Theaterpoesie zuwendeten. „Die Bühne, als die gefeierte Phantasiewelt, erschien ihnen als die rettende Zuflucht gegen die Widerwärtigkeiten und Bedrückungen der Wirklichkeit, als der einzige Ort, wo der ungenügsame Wunsch, alle Scenen des Menschenlebens selbst

Gerstenberg 1737—1823.

zu durchleben, Befriedigung finden konnte". Damit nun nicht der Geschmack am Wilden und Rohen Wurzel fasse und wuchernd um sich greife, zeigte Lessing in seinem Meisterstücke „Emilia Galotti", worin er die tragische Geschichte der Virginia zur Zeit der römischen Decemvirn in modernes Gewand kleidete und den antiken Patriotismus durch ein persönliches psychologisches Pathos ersetzte, wie man Shakespeare und die romantischen Dramendichter nachbilden müsse. „Emilia Galotti", sagt Stahr, „ist die Probe zu Lessings Hamburgischer Dramaturgie, sofern diese wesentlich auf seine Theorie der Tragödie hinausläuft. Derselbe Mann, der seine Nation theoretisch von der Herrschaft der französischen Unnatur und des gespreizten Pathos befreit hatte, sollte diese Befreiung auch praktisch vollziehen, indem er ein Werk schuf, das den wesentlichen Forderungen, die er an Inhalt und Form der Tragödie nach dem Vorgange des Aristoteles und mit Berufung auf Shakespeare und die Alten gestellt hatte, vollkommen Genüge leistete"; und in Hettner's Literaturgeschichte heißt es: „Noch bis auf den heutigen Tag bewährt dieses Trauerspiel seine unverwüstliche Anziehungskraft und wird sie für alle Zeit bewähren. Eine solche lebendige, naturwahre, fein individualisirende, bis in das Kleinste ausgeführte Charakterzeichnung war seit Shakespeare nicht mehr gesehen worden". Am Braunschweiger Hofe erregte die naturwahre und ergreifende Darstellung eines fürstlichen Sündenlebens große Verstimmung (XII, 964). Allein wie hoch man mit Recht die Verdienste Lessings um die Entwickelung der dramatischen Poesie anschlagen muß, in seiner Auffassung von dem wahren Wesen der Tragödie, insbesondere von der Wechselbeziehung der tragischen Schuld zur tragischen Katastrophe zeigt sich noch eine bedeutende Schranke. Er vermochte sich nicht zu der Charaktertragödie des britischen Dichters zu erheben, welche den Untergang des Helden aus der eigenen Verschuldung hervorgehen läßt, und entbehrte doch zugleich des höheren Schicksales der Alten; daher mußte er statt eines tieferen Schuldbegriffes zu äußerlichen Motiven seine Zuflucht nehmen. „Dem Dichter", sagt Hettner, „dem der tragische Hintergrund des antiken Schicksals fehlte, und der sich doch eben so wenig zum Bewußtsein erhoben hatte, daß die moderne Tragödie dafür des Schicksals Sterne in der eigenen Brust zu suchen habe, war keine andere Art der tragischen Verwickelung zugänglich als die Verwickelung der Intrigue oder des Zufalls". Hätte Lessing das Drama „Faust", an dem er gleichzeitig mit Goethe eifrig beschäftigt war, zur Ausführung gebracht, so würde er sich ohne Zweifel über diese Beschränkung erhoben haben.

Emilia Galotti.

3. Theologie und Philosophie. Nathan der Weise.

Lessings vielseitiger Geist hatte über der Poesie die große Bewegung der Zeit auf dem Gebiete der Religion und Theologie nicht aus dem Auge verloren. In einer Reihe von Aufsätzen und Untersuchungen („Gedanken über die Herrnhuter"; „Ueber die Entstehung der geoffenbarten Religion"; „Ueber die Fortpflanzung und Ausbreitung der christlichen Religion") hatte er sich im Sinne der englischen Freidenker über das Verhältniß des Glaubens zur Vernunft und Sittlichkeit, über natürliche und positive Religion und andere Fragen ausgesprochen und bei Herausgabe der auf der Wolfenbüttler Bibliothek entdeckten Schrift des Berengarius von Tours über das heilige Abendmahl (1770, vgl. VI, 266) bewiesen, daß er die trockensten theologischen Stoffe interessant zu machen wisse. Ein großer Theil seiner „Rettungen" ist in der Absicht geschrieben, auf dem Gebiete der Religionsgeschichte Aufschluß zu suchen in den auf- und abwogenden dogmatischen Streitigkeiten des Jahrhunderts. Aber er verschmähte es, sich unbedingt einer der herrschenden Richtungen anzuschließen, er wahrte sich auch in

Wolfenbüttler Fragmente. Nathan ꝛc.

diesem wichtigsten Gebiete des geistigen Lebens die Selbständigkeit des Urtheils, der freien Prüfung. Dadurch lud er den Zorn aller Parteien auf sich. Als er den tiefen Forschungen der Scholastiker gegen die flache Aufklärungssucht der Neuerer und gegen die in Berlin herrschende Freigeisterei das Wort redete, beschuldigten ihn die Rationalisten einer Hinneigung zum Katholicismus; als er wagte, die „Fragmente des Wolfenbüttler Ungenannten" bekannt zu machen, entbrannte die Wuth der Orthodoxen wider ihn. Diese Schrift, Auszüge aus einem größeren Werke: „Apologie oder Schutzschrift für die vernünftigen Verehrer Gottes", welches der Hamburger Professor Reimarus im Geiste der englischen Deisten über das Verhältniß zwischen Bibel und Christenthum niedergeschrieben und im engeren Freundeskreise manuscriptlich mitgetheilt hatte, versetzte der christlichen Glaubenslehre heftige Schläge durch die Zweifel, die darin gegen die Echtheit und Wahrhaftigkeit der biblischen Urkunden, gegen die Glaubwürdigkeit der Evangelien, besonders in der Auferstehungsgeschichte, aufgeworfen und mit großer Gelehrsamkeit und Belesenheit begründet wurden. Trotz der Erklärung des Herausgebers, daß er nicht in allen Dingen mit dem Ungenannten übereinstimme, und seiner widerlegenden Anmerkungen erging eine Fluth von Schmähungen, Verdächtigungen und Angriffen über Lessing. Gereizt brachte dieser jetzt durch seine Streitschriften gegen einen Hauptgegner, den Pastor Melch. Göze von Hamburg, die Sache, die anfangs nur für Gelehrte bestimmt war, vor die Nation. Die unter dem Titel „Antigöze" bekannten Streitschriften gehören durch Kraft der Sprache und siegende Beweisführung zu dem Vollendetsten, was in dieser Gattung je geschrieben worden. Sie bekämpften die alte Dogmatik, ohne dem Wesen der christlichen Religion wehe zu thun. Lessing ehrte den Kern des Christenthums, der ihm, wie sein Gespräch: „Das Testament Johannis" beweist, in der Liebe besteht, als dessen höchsten Zweck er in dem „Gespräch für Freimaurer" die Verwirklichung der großen Idee der Humanität erkannte; aber er betrachtete das Alte und Neue Testament nicht als die letzten Offenbarungen Gottes, sondern als eine Vorschule, womit die „Erziehung des Menschengeschlechts" begonnen habe, wie er in der trefflich geschriebenen Abhandlung, die diesen Titel führt, darzuthun suchte. Dies geht auch aus dem Fragment hervor, „Christenthum der Vernunft", einem schon in den fünfziger Jahren angestellten Versuch, die christliche Glaubenslehre von der Dreieinigkeit philosophisch zu begründen, Sätze aus der speculativen Theologie, worin der Keim und Kern der neuesten Philosophie enthalten ist. Er machte kein Hehl daraus, daß er innerlich der religions-philosophischen Auffassung Spinoza's ergeben sei, unterschied aber zwischen einer esoterischen und exoterischen Behandlung der religiösen Grundlehren, und aus verschiedenen Versuchen, den denkenden Geist mit dem Dogma der Kirchenlehre zu versöhnen, erkennt man deutlich, daß ihm stets das Christenthum als die Weltreligion galt und die Bibel als die heilige Urkunde des göttlichen Planes für die Entwickelung der Menschheit. Auf ihrem Grunde will er mit Hülfe der Vernunft das menschliche Geschlecht zu einer solchen Stufe der Herzensreinheit und Verstandesaufklärung bringen, daß die Menschen das Gute um seiner selbst willen thun, nicht weil willkürliche Belohnungen darauf gesetzt sind, daß der Spruch Spinoza's gilt, „die Seligkeit ist nicht die Belohnung der Tugend, sondern die Tugend selbst ist Seligkeit". Diese Zeit der Vollendung zu begründen, dieses „neue ewige Evangelium" herbeizuführen, schwebt ihm als höchster Zweck aller Forschung vor Augen. Durch die Ausbildung geoffenbarter Wahrheiten in Vernunftwahrheiten gelangt die Menschheit zur sittlichen Vollkommenheit. — Die schönste Frucht jener theologischen Streitigkeiten ist Lessings „Nathan der Weise", den er gleichsam als Vermächtniß kurz vor seinem Tod der Nation hinterlassen hat. In diesem durch Versbau, Sprache und Anlage vortrefflichen Drama zeigte der Dichter, welch ein himmelweiter Unterschied sei zwischen

wahrer Religiosität des Herzens und Lebens und kirchlicher Rechtgläubigkeit, zwischen sittlich werkthätigem Handeln und mechanischer Religionsübung. „Das Drama „Nathan der Weise" vertiefte Lessing zum Sinnbild seiner religiösen und philosophischen Grundanschauung, daß nicht der Glaube und der kirchliche Lehrbegriff, sondern einzig die sittliche Kraft, die Lauterkeit der Gesinnung, die werkthätige Liebe das Wesen und Leben der Religion sei." Freilich gab das ungleiche Verfahren, daß das Judenthum und der mohammedanische Glaube durch ideale Charaktere dargestellt werden, indeß die Repräsentanten des Christenthums der Wirklichkeit entnommen sind, den Gegnern Gelegenheit, den Dichter einer gewissen Voreingenommenheit und Bitterkeit gegen die christliche Kirche zu zeihen.

V. Herder.

1. Die genialische Zeit. Hamann und Klinger.

Seit Rousseau war Rückkehr zur Natur und Ursprünglichkeit die Losung der Zeit geworden: alles Herkömmliche, alle überlieferten Formen des gesellschaftlichen wie des geistigen Lebens sollten abgestreift werden; Alle bisherigen Anschauungen und Doctrinen, alle bestehenden Sitten und Glaubenssatzungen, Gewohnheiten und Regeln erschienen als verjährte Irrthümer und Verkehrtheiten; Alles drängte nach Wiedergeburt und Verjüngung; „aus der verrotteten Gegenwart und Wirklichkeit sollte der Mensch wieder zurückkehren zu dem verlornen Paradies seines unverlierbar angebornen Naturzustandes". Wir werden sehen, wie in der Auffassung der religiösen Dinge und im Erziehungswesen die fremden Ideen auch in Deutschland eindrangen; durch Winckelmann und Lessing wurde im Gebiete der Kunst und der Aesthetik eine neue Bahn eröffnet; in der Poesie suchte man die Schranken niederzureißen, welche das geistige Schaffen in bestimmte Regeln bannten, die Schönheit nur im Gewande conventioneller Gesetze gelten lassen wollten. Wir wissen, wie scharf die Hamburgische Dramaturgie die Tyrannei des französischen Formenzwangs bekriegte; als Lessing aber wahrnahm, daß man in der Ungebundenheit über das Ziel hinausging, wurde sein an Maß und Zucht gewöhnter Geist bedenklich. „Mit diesen Regeln der Franzosen", sagte er, „fing man an alle Regeln zu vermengen und es überhaupt für Pedanterie zu erklären, dem Genie vorzuschreiben, was es thun und was es nicht thun müsse. Kurz, wir waren auf dem Punkte, uns alle Erfahrungen der vergangenen Zeit muthwillig zu verscherzen und von den Dichtern lieber zu verlangen, daß jeder die Kunst aufs Neue für sich erfinden solle". Er setzte es sich zur Aufgabe, diese Gährung des Geschmacks, die am wildesten in Gerstenbergs „Ugolino" und in Klingers „Zwillingen" hervortrat, zu hemmen. Aber die Zeitrichtung wollte ihren Lauf haben: Rückgang zur Natur und Einfachheit wurde auch in der deutschen Poesie die Losung des Tages. Man bezeichnet diese Jahre der Gährung und des Ringens als „die genialische Zeit", ihre Hauptvertreter als „Originalgenies". Auf den alten Satz zurückgehend, daß der Dichter geboren werde, wollten sie nur das als wahre Poesie gelten lassen, was gleichsam unbewußt aus der angebornen Dichternatur hervordringe, wie die Prophetenworte aus dem Munde eines gottbegeisterten Sehers. Man streifte alle bisher gültigen Gesetze und Kunstregeln ab, man kehrte zur Urdichtung einfacher Zeiten, zum Volkslied, zu Homer und Ossian und zu dem reichen Shakespeare zurück; man „suchte im Gebiete der Dichtung und Kunst jene Gabe, die nicht nach Vorschrift und Regel mühsame Werke baute, sondern auf Einen Wurf Schöpfungen hervorrief, die zugleich ihre Gesetze in sich trugen". Diese Gabe nannte man Genie; ihre Schöpfung sollte wie sie selbst naturwüchsig, original sein.

Rückkehr zur Natur.

Genialität und Originalität war der Wahlspruch der Zeit; und während man früher den freien Flug des Geistes und der Phantasie durch enge Begrenzung der Convention hemmte und nur als Dichtung gelten ließ, was sich in den herkömmlichen Formen und Gesetzen bewegte, so gerieth man in dieser Periode des „Sturms und Drangs" auf den Gegensatz, indem man an dem Regellosen Gefallen fand, auf Verachtung conventioneller Sitte einen Werth legte und oft in den Ausgeburten einer zügellosen Einbildungskraft Erzeugnisse des Genies erblickte. Manches aufstrebende Talent ging unter den Stürmen dieser kraftgenialischen Zeit zu Grunde, wie der dramatische und lyrische Lenz 1756–92. Dichter Reinhold Lenz aus Livland, der im Wetteifer mit Goethe aus ungezügelter Großmannssucht in Wahnsinn verkam; aber die kräftigen Geister kämpften sich empor und erreichten das Ziel der Vollendung. In der alten Faustsage erkannten sie den wahren Ausdruck ihres Wesens. Als Durchgangsperiode von steifer Form und Regel zur Freiheit war die ungestüme Umwälzung des Herkömmlichen und die Rückkehr zur Natur und Einfachheit höchst wohlthätig. Goethe's und Schillers Jugendwerke wurzelten in diesem Boden. Herder „übertrug das Naturevangelium Rousseau's auf die Forderungen des dichterischen Denkens und Empfindens". Die Kraftgenies strebten im Reiche der Dichtung dasselbe an, was Rousseau im geselligen Leben und in der Politik.

Klinger 1752–1831. Als der hervorragendste Repräsentant dieser Richtung kann Max Klinger aus Frankfurt gelten, von dessen Drama „Sturm und Drang" der Name dieser Periode herrührt. In seiner Jugend ein „tollgewordener Shakespeare", ein fahrender Schüler voll ungestümen Naturalismus, in späteren Jahren ein Idealist voll sittlicher Kraft, Freiheitsgefühl und weltverachtender Strenge. In Klingers Werken bemerkt man den innern Kampf zwischen Ideal und Welt, Herz und Verstand, Freiheit und Convenienz, Natur und Cultur; Mißvergnügen und bitterer Schmerz über die verkehrten Zustände des Lebens spricht sich in seinen zahlreichen Tragödien („die Zwillinge"; „Otto"; „das leidende Weib"; „Damokles"; „Medea auf dem Kaukasus" u. a.) und in seinen philosophischen Romanen aus. In den letzteren, unter denen „Fausts Leben, Thaten und Höllenfahrt", „Raphael de Aquillas", „Geschichte Giafars des Barmeciden", „der Weltmann und der Dichter", am bekanntesten sind, legte Klinger, der vom Sohne armer Eltern aus Frankfurt, nach einem wechselvollen stürmischen Jugendleben in Rußland zuerst Vorleser bei dem Großfürsten Paul ward, dann zu den höchsten Stellen im Militär und in der Verwaltung emporstieg, seine trüben Ansichten über Religion, Regierung, sociale Zustände und Lebensverhältnisse nieder und kommt zu dem stoischen Ergebniß, „daß ein unerbittliches Schicksal die Welt regiere und daß die höchste Weisheit des Sterblichen darin bestehe, daß er den Gang dieses Schicksals errathe und sich demselben angemessen zu verhalten verstehe". Er ist ein bewundernder Schüler Rousseau's, mit dem er Alles für gut hält, was aus den Händen der Natur kommt, und Alles unter den Händen der Menschen entarten läßt. Inmitten der großen Welt und eines sittenlosen Hoflebens bewahrte Klinger den Idealismus seiner überschwenglichen Jugend treu im Herzen und empfand daher um so schmerzlicher die Widersprüche in der Wirklichkeit. Seine Romane sind „erschütternde und gedankentiefe Gemälde menschlichen Ringens und Kämpfens gegen Schicksal und Weltlauf, aber herb und versöhnungslos". „Sahir" und die „Reisen vor der Sündflut" sind politische Satiren, namentlich der deutschen Kirchen- und Staatszustände. In dem Roman „Geschichte eines Deutschen der neuesten Zeit", wird ein von Freiheit und Jugendidealen erfüllter Staatsmann geschildert, der wie Georg Forster durch die bitteren Erfahrungen des Lebens zum Menschenhaß getrieben wird, aber doch den Glauben an Tugend als den einzigen Hort gegen Verzweiflung aufrecht erhält. Derselbe Gedanke liegt auch dem Roman „Der Faust der Morgenländer oder Wan-

derungen Ben Hafis" zum Grunde. „Die Macht des aus dem tiefsten Herzen kommenden Idealen ist trotz aller Schranken und Widersprüche unvertilgbar. Das Herz soll unter dem kalten Verstand nicht verkümmern". Klingers „Betrachtungen und Gedanken über verschiedene Gegenstände der Welt und Literatur" sind ein Spiegel seines Denkens und Wirkens. „Was er selbst sich in harten Bildungskämpfen errungen, das sollte das Eigenthum des ganzen deutschen Volkes werden, Heroismus der sittlichen Kraft, Sinn für fortschreitende politische That". Neben Klinger ist Maler Müller aus Kreuznach (in Rom während einer Krankheit zur katholischen Kirche bekehrt), der bedeutendste Genosse dieser stürmischen Zeit, deren wilde Kraft, Begeisterung und Leidenschaft er in sich trug. Seine „modern bäuerlichen" Idyllen biblischen, mythologischen und volksthümlichen Inhalts, seine Dramen „Faust" und „Genoveva" zeigen den Charakter dieser formlosen aber lebensvollen Naturdichtung. Maler Müller 1750—1825.

Von noch größerer Bedeutung, weniger durch seine Werke als durch die Anregung auf die Zeitgenossen, war F. Georg Hamann aus Königsberg. Ein wechselvolles ungefreutes Leben, bald als Hauslehrer, bald als Beamter, bald als Kaufmann, meistens in drückender Abhängigkeit und nicht frei von mancherlei sittlichen Verirrungen, hat den von Jugend auf kränklichen Mann mit Trübsinn und Schwermuth erfüllt, seine Kräfte gelähmt und zersplittert. Hamann versuchte sich in allen Wissenschaften, leistete in keiner etwas Bedeutendes und blieb, trotz seiner großen Anlagen, nur ein untergeordnetes Glied in der Reihe der Originalgenies. Ohne Lebensziel und festen Willen, wußte er sich weder eine achtbare bürgerliche Stellung zu erwerben, noch verfolgte er in seiner schriftstellerischen Thätigkeit einen klaren überlegten Plan. Im Leben wie im Schaffen ließ er sich vom Zufall und von äußerlichen Eindrücken lenken. „Hamann trieb eine ungeordnete Lectüre", heißt es bei Goedeke, „bei der ihm allerlei gute Gedanken kamen, die er aufzeichnete, aber auszuführen weder Gabe noch Willen hatte. Er flocht sie in kleine Aufsätze, deren Formlosigkeit sich erst dem aus- und unterlegenden Studium erschloß". Was er schrieb, sind meist bloß Betrachtungen und Gedanken über Erscheinungen, die ihn anregten, und wegen ihrer Beziehungen zu dem Text, welchen die Literatur der Zeit ihm bot, sind seine fragmentarischen Schriften auch so unendlich dunkel und schwer, ja sehr oft gar nicht verständlich. „Der Mangel an zwingender Logik versteckt sich hinter die Laune humoristischen Spiels und hinter den Anspruch pythischer Sehergabe". „Der große Hamann", sagt Jean Paul, „ist ein tiefer Himmel voll teleskopischer Sterne, und manche Nebelflecken löset kein Auge auf". Dennoch gaben seine Werke durch die darin verborgenen Gedankenblitze den Zeitgenossen manche treffliche Anregung. Als Gegner aller Schulweisheit, als Bekämpfer alles Herkömmlichen und Conventionellen war Hamann der eigentliche Schöpfer des kraftgenialischen Ungestüms. „Sein Beiname: der Magus aus Norden, zeigt uns schon den tiefen und dunkeln Geist des Mannes an, der sich in Orakelsprüchen gefiel und Alles auf das Unerforschliche und Ewige richtete". Jünger und Prediger der Natur gegen alle Regeln und Muster, geht Hamann auf die Urpoesie zurück, eifert wider alle moderne Dichtkunst, die Erzeugnisse des Verstandes und Witzes, und findet sein Heil in der das Kindesalter der Menschheit abspiegelnden orientalischen Poesie der Bibel und in der edlen Einfalt der Evangelien, neben welchen ihm nur Homer, Ossian und Shakespeare Bedeutung haben. Seine in dunkler, mystischer Prophetensprache verfaßten Werke („Biblische Betrachtungen eines Christen"; „Sokratische Denkwürdigkeiten für die Langeweile des Publikums"; „Kreuzzüge des Philologen", eine Reihe vermischter Aufsätze und Studien; „Golgatha und Scheblimini, oder Leiden und Erhöhung des Gottessohnes" u. a.) waren trotz ihrer unästhetischen Form wegen der hie und da zerstreut liegenden Goldkörner von großer Wirkung auf die verwandten Geister. Den tiefsten Einfluß hatte er auf Herder, dem nur das Hamann 1730—88.

als wahre Poesie erschien, „wo Natur, Naivetät, Gemüth und Phantasie ist". Die letzte Lebenszeit brachte Hamann in der Umgebung der gebildeten, von Kunstenthusiasmus, Religions- und Gefühlsschwärmerei erfüllten Fürstin von Gallitzin in Münster zu, wo wir ihm später begegnen werden.

2. Herders Leben und Wirksamkeit.

Schicksale u. Charakter. Der geistreiche Theologe Herder verband mit der freien Geistesrichtung und dem kritischen Verstande Lessings, dessen Fußstapfen er überall nachging, noch die Ideen und Gedankenblitze, welche der fromme mystische Hamann, und die wissenschaftlichen Resultate, die der große Philosoph Kant, beide wie er selbst dem ostpreußischen Lande entsprossen, in ihren inhaltreichen Schriften zu Tage förderten. Es ist ein ruhmrediger Ausspruch, wenn Hamann schreibt: „Durch Herders Fleiß scheinen sich einige meiner Samenkörner in Blumen und Blüthen verwandelt zu haben, ich hätte aber lieber reife Früchte"; die Einflüsse der beiden klaren Denker waren mächtiger als die Münsterischen Orakel. — Johann Gottfried Herder, geboren den 25. August 1744 in Mohrungen, verlebte als Sohn wenig bemittelter Eltern eine schwere Jugendzeit, die ihn schüchtern, empfindsam und verschlossen machte. Sein Vater, Schullehrer und Cantor, war ein ernster Mann, seine Mutter eine sanfte, zarte, weibliche Natur, Eigenschaften die der Sohn, die einzige Freude und Hoffnung der Eltern als Erbtheil in sein Leben mitnahm. „Wie in Rousseau", bemerkt Hettner, „so hat auch in Herder das schwerempfundene Mißverhältniß zwischen den Anforderungen und Bedürfnissen seines hochstrebenden Geistes und zwischen dem Druck der äußeren Umgebung eine grüblerische Reizbarkeit des Gefühlslebens erzeugt, die für immer der Grundton seiner Seele, der mächtige Antrieb seiner geschichtlichen Größe und zugleich seiner tragischen Schwäche wurde". Nachdem er sich in seiner Vaterstadt mit vieler Mühe und Anstrengung die Elemente einer wissenschaftlichen Bildung erworben, wurde er durch die Unterstützung eines russischen Militärarztes, der sich in Mohrungen aufhielt, in Stand gesetzt, die Universität Königsberg zu besuchen. Er sollte sich der Chirurgie widmen, allein seine nervöse Natur widerstrebte diesem Studium. Er wendete sich der Theologie und den damit verwandten Wissenschaften zu und machte in Kurzem, Dank seinem Talente und seinem Eifer solche Fortschritte, daß er sich seinen Lebensunterhalt durch eigene Kräfte erwarb. Als junger Mann von einundzwanzig Jahren erhielt er in Riga ein Schul- und Predigeramt. Neun Jahre lang versah er dasselbe zur allgemeinen Zufriedenheit der Gemeinde und seiner Schüler, und machte sich zugleich durch verschiedene literarische Arbeiten in weiteren Kreisen einen Namen. Sein Wissensdurst und seine Ruhmbegierde erzeugten in ihm den Wunsch, durch Reisen seine Welt- und Menschenkenntnisse zu vermehren, das geistige Leben der Zeit, an dem er mit ganzer Seele sich betheiligte, an den Hauptstätten, wovon es ausging, in sich aufzunehmen. Er begab sich in Begleitung seines Freundes Gustav Berens zu Schiffe von Riga nach Nantes, die Brust geschwellt von hochfliegenden Plänen künftiger Größe, wie man aus dem während der Ueberfahrt niedergeschriebenen Reisetagebuch ersieht. In Paris wurde er mit mehreren der hervorragenden Geister, insbesondere mit Diderot bekannt. Dort erhielt er den Antrag, den Prinzen von Holstein-Eutin als Instructor und Reiseprediger zu begleiten. Zu dem Zweck begab er sich über Brüssel und Antwerpen, über Haag, Leiden und Amsterdam nach Hamburg, wo er Lessings persönliche Bekanntschaft machte, und trat dann von dem herzoglichen Hofe von Eutin aus die verabredete Reise nach Süden an. In Darmstadt lernte er den Kriegsrath Merck und Caroline Flachsland, seine nachherige Gattin, eine junge Dame von Geist und liebenswürdigem Wesen

kennen. Das Verhältniß zu dem sechzehnjährigen Fürstensohn und dessen Oberhofmeister war jedoch nicht nach Herders Zufriedenheit; und da er um dieselbe Zeit von dem Reichsgrafen von Lippe-Schaumburg zu Abbts Nachfolger in Bückeburg berufen ward, so gab er die Stellung auf. Ehe er jedoch nach der kleinen deutschen Residenzstadt zog, verweilte er in den Jahren 1770 und 1771 in Straßburg, um sich von einem Augenübel, das er von Jugend auf hatte, heilen zu lassen. Hier machte er die Bekanntschaft von Goethe und Jung-Stilling. Die Schilderung, die jener in „Wahrheit und Dichtung" von dem reizbaren Manne entwirft, mit dem er in der Folge noch so oft zusammentreffen sollte, führt uns den beweglichen, geistreichen, aber unverträglichen und empfindlichen Schriftsteller lebendig vor die Seele. Fünf Jahre wirkte er in Bückeburg als Oberhofprediger und Superintendent des Reichsgrafen Wilhelm, der wie wir früher erfahren haben (S. 352 f.) mit seinen militärischen Neigungen Interesse für das geistige Leben der Nation verband. Während dieser Zeit verheirathete sich Herder und verfaßte einen großen Theil der Schriften, die wir sogleich kennen lernen werden. Im J. 1776 erhielt er zu derselben Zeit den Ruf eines Professors der Theologie nach Göttingen und den eines Oberconsistorialraths und Hofpredigers nach Weimar. Er entschied sich für das letztere Amt, hauptsächlich auf Anregung Goethe's. Nachdem er noch seiner verehrten Gönnerin, der Gräfin Maria von Schaumburg, die in dem nämlichen Jahre starb, die Leichenrede gehalten, siedelte er nach Weimar über, um sein ferneres Leben in jenem Musensitz zu verbringen, im Kreise der hohen und edlen Geister, die damals die thüringische Fürstenstadt zierten. Im J. 1788, zwei Jahre nach Goethe, unternahm er eine Reise nach Italien, wo er mit der Herzogin Mutter Anna Amalia zusammentraf. Im J. 1801 wurde er von dem Kurfürsten von Baiern in den Adelstand erhoben. Trotz seiner Kränklichkeit, die ihn mehrmals nöthigte die Bäder von Pyrmont, Aachen und Eger zu besuchen, wirkte er bis zu seinem am 18. December 1803 erfolgten Tode sowohl praktisch für Hebung des Kirchen- und Unterrichtswesens des Weimarischen Landes als literarisch für die gesammte Nation, ein Vorkämpfer der Humanität und aller menschenveredelnden Ideen. Betrachten wir die Menschheit, wie wir sie kennen, sagt er einmal, nach den Gesetzen, die in ihr liegen, so kennen wir nichts Höheres als Humanität im Menschen; zu diesem offenbaren Zweck ist unsere Natur organisirt, zu ihm sind unsere feineren Sinne und Triebe, unsere Vernunft, unsere Sprache, Kunst und Religion uns gegeben. „Durch die wissenschaftliche Erforschung und Erkenntniß der naturwüchsigen menschlichen Bildungsanfänge und deren allmählicher folgerichtiger Entwickelung wurde Herder der Begründer einer neuen Sprach-, Religions- und Gewissenswissenschaft, auf deren Bahnen wir noch heute fortwandeln, wenn auch unendlich bereichert und vorwärtsgeschritten". Wenn wir lesen, daß mit den zunehmenden Jahren Herders schwermüthige Stimmung und seine Unzufriedenheit mit der Welt gewachsen, so daß er wehmuthsvoll ausgerufen, er habe sein Leben verfehlt, so mag dieses trübselige Gefühl neben seinem erregbaren empfindlichen Temperament auch in dem Bewußtsein von dem schneidenden Mißverhältniß zwischen seiner Natur und Geistesrichtung und seiner amtlichen Stellung seine Quelle gehabt haben. Von dieser Stimmung geben auch mehrere in seinen letzten Lebensjahren verfaßte Schriften Zeugniß. Die „Metakritik" und die „Kalligone" waren gegen seinen alten Lehrer Kant gerichtet, dessen ästhetische Urtheile ihm aus einem „tonlosen Gemüthe" zu stammen schienen; und in der „Adrastea" wird in den Beurtheilungen und Schilderungen von Begebenheiten und Charakteren des achtzehnten Jahrhunderts die Vergangenheit auf Kosten der Gegenwart verherrlicht.

Herder war ein Mann von genialer Anlage, dessen vielseitiger Geist das Fremdartigste erfaßte und neu gestaltete. Gleich groß als geistreicher Theolog, schöpferischer

Philosoph und ideenreicher Kritiker hat er in allen diesen Gebieten unsterbliche Werke geschaffen, über denen der Hauch dichterischer Anschauung und phantasievoller Bildungskraft ausgegossen ist, und die durch ihre bilderreiche poetische Sprache beweisen, daß in ihm der Dichter mit dem Philosophen verschmolzen war. Zugleich hat er durch seine geschichtsphilosophischen Ideen eine neue Epoche in der Auffassung und Behandlung der Welt- und Menschengeschichte begründet. Er vereinte „hellenische Lebensfrische mit orientalischer Lebenswürde" und trug daneben das „tief Christliche" in sich. Neben Hamann, von dem er die Bewunderung für Naturpoesie und für das Kindesalter der Menschheit, die Liebe zum Orient und zur Bibel sowie die poetische Auffassung der christlichen Lehren und Sagen überkam, übte besonders Lessing solchen Einfluß auf ihn, „daß dieser fast Nichts geschrieben hat, worauf nicht Herder irgendwie, spät oder frühe, billigend oder polemisch Rücksicht genommen", und von Winckelmann adoptirte er die Vorliebe für Allegorien, wozu seine Natur ihn hinzog. Alles was die ältern Philosophen, insbesondere Spinoza und Leibniz gelehrt, Alles was die Fahnenträger der Aufklärungszeit zu Tage gefördert, hat er in seine empfängliche Seele aufgenommen und mit einem eigenthümlichen Gepräge ausgestattet. Begabt mit wunderbarem Verständniß der Zeiten und Völker, erfaßte er mit offenem, empfänglichen Sinn Alles, was fremde Nationen echt Poetisches und Großes geschaffen, und wußte es mit genialem Takt nach eigenem Geiste dichterisch umzugestalten. Herder hat zuerst den Gedanken einer allgemeinen vergleichenden Literaturgeschichte in sich getragen. Diese Empfänglichkeit für fremde Natur und Poesie, dieser Universalismus des Wissens und Interesses eröffnete sein Herz der Idee von einem Weltbürgerthum (Kosmopolitismus), das höher stehe als Patriotismus und beschränkende Nationalität, und seine Bewunderung des schaffenden Menschengeistes, der wahre Menschenbildung begründet, führte ihn zum Humanismus, als dem höchsten Zweck der Menschennatur. Allgemein menschliche Cultur galt ihm für die höchste Vollendung der Religion, weshalb er die Glaubenssätze möglichst allgemein und einfach, die Kirche möglichst umfassend wünschte und Toleranz und Menschenliebe als die erste christliche Tugend pries. „Licht, Liebe, Leben" lautet sein selbstgewählter Wahlspruch auf seinem Grabdenkmal.

Herders Schriften. Von den Literaturbriefen angeregt, schrieb Herder seine „Fragmente über die neuere deutsche Literatur", worin er in keckem poetischen Stil vortreffliche Bemerkungen über Literatur, Sprache, Metrik macht, die edle Größe Homers und der hellenischen Dichter mit warmer Beredsamkeit hervorhebt, seine Belesenheit in alter und neuer Literatur beurkundet, seine Ahnungen und Begriffe von höherer Poesie andeutet. Zog er hier mit seinen anregenden Beobachtungen gegen die neue Dichtung zu Felde, so bekämpfte er in den „kritischen Wäldern" die neue Kritik und namentlich die im Laokoon u. a. W. ausgesprochenen Kunsturtheile Lessings, setzte aber nicht selten unklare Empfindungen und Andeutungen den lichtvollen Ausführungen jenes scharfen Denkers entgegen. Wurde schon in diesen Arbeiten der Hauch der Sturm- und Drangperiode bemerkt, so trat derselbe noch schärfer hervor in den mit Goethe herausgegebenen Blättern „von deutscher Art und Kunst", worin er zuerst in einer Sprache voll sinnlicher Gluth seine Bewunderung für Ossian, für Naturdichtung und für eine Ursprache niederlegte, da noch keine Scheidung zwischen niederen und hohen Ausdrücken, zwischen dichterischen und prosaischen Wörtern bestanden; er erklärt aller Kunst und Regel den Krieg, nur die Volkspoesie mit ihrer kräftigen Sinnlichkeit, mit ihrer bilderreichen Phantasie, mit ihren ungestümen Leidenschaften und Naturtrieben hat in seinen Augen Werth. „Herder mit seiner tief innigen dichterischen Feinfühligkeit und mit seinem durch Rousseau geschärften Sinn für das Elementare und Naturwüchsige war der Erste, welcher den Begriff der Volkspoesie zur vollen Geltung erhob und die Poesie als die

naturnothwendige Muttersprache des menschlichen Geistes, als den Keim und Kern aller Religion, Philosophie und Geschichte erfaßte". Diese Vorliebe für die schwunghafte, kunstlose Volksdichtung führte ihn zur Bearbeitung des poesievollen Buches „Stimmen der Völker in Liedern", einer Sammlung von Volksliedern, worin die vorherrschenden Stimmungen, Seelenzustände und Charaktere der verschiedenen Nationen mit überraschender Treue und Einfalt aufgefaßt sowie durch tactvolle Wahl und feine Wandlungsgabe dargestellt sind. Unter denselben Eindrücken verfaßte Herder die Schrift über „Salomons Lieder der Liebe" und das anregende, wirksame Buch vom „Geiste der hebräischen Poesie" (1782), das seine Gabe der Auffassung und Auslegung meisterhaft beurkundete. Indem er die erhabenen Dichtungen des Alten Testaments ins Deutsche übersetzte und auf ihre Schönheiten hinwies, wurde er für das achtzehnte Jahrhundert, was Luther für das sechzehnte gewesen. Er zeigte, daß die poetischen Schriften der Hebräer nicht nur als Träger der religiösen Ueberlieferungen und göttlichen Offenbarungen hohen Werth besäßen, sondern daß sie auch den schönsten und erhabensten Erzeugnissen beizuzählen seien, welche der menschliche Geist unter allen Völkern und zu allen Zeiten hervorgebracht habe, daß ihnen außer dem religiösen Werth auch ein poetischer und künstlerischer innewohne. Dieses Buch war sein Lieblingswerk; er wollte dadurch die ihm so theuere Bibel der gebildeten Welt ans Herz legen, daher auch die übertragenen Stellen „Zweck und Frucht" sind, das Uebrige nur „Schale". „Die hebräische Poesie war ihm die älteste, einfachste, herzlichste Poesie der Erde, eine Poesie voll des innigsten Naturgefühls und doch ganz und gar nur das dichterische Innewerden und Anschauen Gottes und seiner Werke, das sich bald zur Entzückung hebt, bald zur tiefsten Unterwerfung herabsenkt; die hebräische Poesie war ihm die naturwüchsige und volksthümliche Dichtung eines Volkes, dessen ganzes Sein und Wesen von dem tiefsten und kräftigsten Gottesbewußtsein durchglüht und erfüllt ist". Auch die Uebersetzungen morgenländischer Sagen, Dichtungen und Sprüche, die in den „Palmblättern" mitgetheilten lehrreichen Erzählungen des Orients, die in den Paramythien zu Parabeln umgebildeten Mythen der Griechen, die Nachbildung einiger Stücke der griechischen Anthologie und die kurz vor seinem Tode vollendeten spanischen Romanzen vom Cid, in denen sich Herders Uebersetzungskunst und eigene Dichtergabe berühren, sind in diesem Geiste verfaßt. Herder war ein freier Genius von hohem Streben und weitem Gesichtskreis, der mit „prometheischer Himmelsstürmerei" alle Verhältnisse des Lebens und alle Wissenschaften geistig zu durchdringen und sich die verschiedenartigsten Kenntnisse anzueignen bemüht war. Doch blieben Philosophie und Urgeschichte die Hauptgebiete, auf denen sich sein dichterisch schaffender Geist bewegte. Das sinnreiche Schriftchen über den „Ursprung der Sprache", die er als eine „Entwickelung der Vernunft", als eine „Production menschlicher Seelenkräfte" erklärte, die vielangefochtene, mit orientalischem Geist verfaßte „älteste Urkunde des Menschengeschlechts", worin er mit der zornigen Sprache eines Propheten gegen die dürren Auslegungen der Schöpfungsgeschichte eifert und eine poetischallegorische Deutung aufstellt, sind nur als Vorstudien zu seinem größten und berühmtesten Werke „Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit" zu betrachten. In diesem poesiereichen Buche, dem einige andere Schriften geschichtsphilosophischen Inhalts vorangingen, suchte Herder aus der Beschaffenheit der Erde und der Natur eine Fortbildung oder Stufenleiter der Geschöpfe nachzuweisen, aus der Organisation des Menschen, dessen Vernunftfähigkeit und äußerer Bildung seine Anlage zur Humanität und Religion herzuleiten und ihn als Mittelglied zweier Welten darzustellen; dann baut er mit Phantasie und orientalischem Schmuck ein kühnes Gebäude von urweltlichen Traditionen auf, von denen Wissenschaften, Künste, Regierungen u. s. w. hergeleitet werden, und stellt die Religion als älteste und heiligste aller

ererbten Ueberlieferungen dar. Dabei dient ihm Moses' Schöpfungsgeschichte, die er durch kühne, geniale Deutungen mit den Resultaten der neueren Naturforschung in Uebereinstimmung zu bringen weiß, als Ausgangspunkt. Dieses mit poetischem Schwung und edlem Enthusiasmus, in bilderreicher Sprache verfaßte Werk, welches das rein Menschliche über das Christliche und Nationale stellt, war von der größten Wirksamkeit, war das eigentliche Evangelium des Humanitätsprincips. Alle Gebildeten, die dem dürren Symbolglauben der Orthodoxen eben so abhold waren wie der zerstörenden Denkgläubigkeit der Neuerer, flüchteten sich zu Herders Religionspoesie, die der Phantasie und dem Gemüthe Nahrung gab, ohne den denkenden Geist in Fesseln zu schlagen. Die strenggläubigen Theologen dagegen waren weder mit den kühnen freien Grundsätzen und Ideen in Herders „christlichen Schriften", „Gesprächen über Gott" u. a., noch mit der profanen Uebertragung alttestamentlicher Bücher zufrieden („Lieder der Liebe", die ältesten und schönsten aus dem Morgenlande, „Maran Atha oder von der Zukunft des Herrn" u. a.). Aber Herder ließ sich nicht irre machen; in seinen „Briefen über das Studium der Theologie" suchte er das empfängliche Gemüth der Jugend für die poetische und weitherzige Auffassung des Christenthums zu begeistern, suchte er Humanität als Zweck und höchste Vollendung aller Religion hinzustellen; in den „Humanitätsbriefen und andern Schriften ging er auf die letzten Quellen, auf den reinsten und einfachsten Kern des Christenthums zurück und redete im Gegensatz zu den bestehenden Landeskirchen und Secten einer Menschheitsreligion und Weltkirche das Wort, worin natürlich ein möglichst weites und allgemeines Glaubensbekenntniß die Grundlage bilden mußte. Seitdem traten Confession und Nationalität hinter dem Princip der Humanität zurück: Vaterland und Kirche bestimme der Zufall der Geburt, der Glaube an die Würde der Menschheit dagegen sei die Errungenschaft der eigenen Culturbestrebung. In diesen Anschauungen stimmte Herder mit dem Freimaurer-Orden überein. Sie sind der Schooß, aus dem die Ideen der Sklavenemancipation, der Friedenscongresse, der Philanthropie emporwuchsen.

VI. Goethe und Schiller.

1 Goethe in der Sturm- und Drangperiode.

Leben und Bildungsgang. In keinem Dichter spiegelt sich die Zeit so klar und richtig ab wie in Goethe, was von seiner Beobachtungsgabe und Empfänglichkeit für alle Eindrücke zeugt. Geboren zu Frankfurt a. M. (am 28. Aug. 1749), in einer wohlhabenden angesehenen Familie, genoß Joh. Wolfgang Goethe einer vortrefflichen Erziehung, die er dann in Leipzig und Straßburg vollendete, ward aber auch frühzeitig mit den verflochtenen Verhältnissen und sittlichen Zuständen einer großen Stadt vertraut, zum Nachtheil seiner jugendlichen Unschuld, daher auch seine ersten, in den beiden Lustspielen „die Laune des Verliebten" und „die Mitschuldigen" niedergelegten dramatischen Versuche, die er während seines Leipziger Aufenthalts verfaßte, das Sittenverderbniß im Familienleben zum Mittelpunkt haben und keine Spur jugendlicher Dichterbegeisterung verrathen. Doch regte sich schon in den Studentenjahren in einigen kleineren lyrischen Gedichten der Trieb zum Schaffen, der seine eigenen Wege sucht. In Leipzig, wo der junge Goethe die Rechte studirte, kam er in Verbindung mit Gellert und den Verfassern der Bremer Beiträge, fühlte sich aber abgestoßen von dem engen Geist und dem niedern Gesichtskreis dieser schwunglosen Dichter. Klopstock, dessen Gedichte er schon im elterlichen Hause, zum großen Verdruß seines regelrechten pedantischen Vaters gelesen, blieb der Gegenstand seiner Bewunderung, bis Lessing's „Laokoon", Winckelmann's „Kunstgeschichte" und

Büffon's Umgestaltung der Naturwissenschaft seinem Geiste eine neue Welt erschlossen. Fortan blieben Kunst und Naturkunde die Gebiete, auf denen sein forschender Sinn am liebsten weilte. Doch schweifte sein lebhafter Geist auch in andern Fächern menschlichen Wissens umher und suchte alles zu erfassen, was dazu dienen konnte, „ihn innerlich zu fördern und ihm über die bangen Räthsel des Lebens, welche sich seinem regen Denken und Empfinden überall und unablässig aufdrängten, Erleuchtung und Versöhnung zu bringen". Nach einem kurzen Aufenthalt in Frankfurt, wo er sich mit mystisch-chemischen Werken befaßte und mit Pietisten und Herrnhutern verkehrte (Fräulein von Klettenberg, aus deren Unterhaltung „die Bekenntnisse einer schönen Seele" in Wilhelm Meister entstanden), begab er sich nach Straßburg, wo die anregende Einwirkung Herder's seinen Blick auf die Natur- und Volksdichtung richtete, ihm Geschmack an der Bibel, an Ossian und Shakespeare einflößte und ihn zu der Ansicht führte, „daß die Poesie eine Welt- und Völkergabe sei, nicht ein Privaterbtheil einiger fein gebildeten Männer". Das ehrwürdige Münster erweckte in ihm Bewunderung für die gothische Bauart, welche der damalige Kunstgeschmack noch für barbarisch hielt, und sein Liebesverhältniß zu Friederiken, der Pfarrerstochter zu Sesenheim, füllte sein Herz mit zarten Gefühlen und hauchte seiner Lyrik jenen seelenvollen, empfindungsreichen Ton ein, der in seinen schwunghaften Liedern so ergreifend nachklingt. Denn sein ganzes Leben lang hatte Goethe die Gewohnheit und das Bedürfniß, „Alles was seine tiefe und leicht erregbare Seele erfreute, quälte und beschäftigte zu eigener Selbstbefreiung in die verklärende Höhe dichterischer Gestaltung emporzuheben."

Große Entwürfe wurden damals gefaßt, aber bedachtsam zurückgehalten. Der junge Dichter trug sich mit einem Charakterbild Cäsars in dramatisirter Form, mit einem Leben des Sokrates, des „philosophischen Heldengeistes" der die „pharisäische Philisterwelt" bekämpfte. Nur das dramatische Gemälde „Götz von Berlichingen", worin sich das Freiheitsgefühl, das damals über den deutschen Boden zog, Luft machte, ist als eine Frucht der Straßburger Eindrücke und der Bewunderung für Shakespeare zu betrachten. Die männlich deutsche Natur des Ritters mit der eisernen Hand athmet den kühnen, derben Geist der Sturm- und Drangperiode, die mit der bewegten Zeit der beginnenden Reformation manche Aehnlichkeit hatte. Mit einer wunderbaren historischen „Intuition" erfaßte und zeichnete Goethe die mächtige Zeit mit ihren gewaltigen Charakteren und lebendigen Leidenschaften, mit ihrer Liebe und ihrem Haß; das scheidende Mittelalter mit seiner ritterlichen Tugend und Treue in Götz und seiner Umgebung, wie die neu hereinbrechende Culturwelt mit ihrer sinnlichen Lust und höfischen Tücke in dem Bamberger Hof. In der edeln Gestalt des Lerse hat der Dichter einen frühverstorbenen Straßburger Freund verewigt. Mit Götz hatte sich Goethe den großen britischen Dichter, der ihm so gewaltig imponirte, auf einige Zeit „vom Halse geschafft"; nun griff er in seiner eigenen Seele nach neuen Stoffen. Goethe hatte sich als Advocat in seiner Vaterstadt niedergelassen; um aber seine juristischen Kenntnisse zu mehren und den Rechtsgang am Reichskammergericht kennen zu lernen, mehr aber noch um in dem Durcheinander seines sturmbewegten Herzens zur Klarheit und Selbstbestimmung zu gelangen, begab er sich 1772 nach Wetzlar. Hier entwickelte sich aus eigenen und fremden Erlebnissen der Briefroman: „Leiden des jungen Werther". In diesem poesievollen Werk schildert er einen von der kraftgenialischen Zeit und Rousseau'scher Naturschwärmerei durchdrungenen, in krankhaften Weltschmerz versunkenen Jüngling, der, mit der Wirklichkeit zerfallen, sich in das Reich der Dichtung zu dem schwermüthigen Ossian und in die einsame Natur flüchtet und endlich ein Raub der Empfindung und Gefühlsüberschwenglichkeit wird, indem er sich aus Liebesgram das Leben nimmt. Diese geniale „Herzenstragödie", durch welche sich Goethe von der eignen Krankheit einer erschlaffenden

Götz und Werther.

Empfindsamkeit Heilung verschaffte, die er selbst ein Geschöpf nennt, das er gleich dem Pelican mit dem Blute seines eigenen Herzens gefüttert, erregte einen Sturm von Beifall, Nachahmung und Widerspruch. Die zarten, sentimentalen Seelen vergötterten Werther und seinen Verfasser und riefen dadurch eine Fluth liebeschmachtender und schwermuthathmender Romane ins Leben, unter denen nur Miller's „Siegwart, eine Klostergeschichte" diese schwärmerisch empfindsame Zeit überdauert hat; die lutherischen Rechtgläubigen dagegen, „Göze mit der Fahne des bedrängten Zion an der Spitze" erhoben laut ihre Stimme wider das sündige Buch, in dem der Selbstmord als eine Heldenthat gepriesen werde, und Nicolai, das Haupt der trockenen, prosaischen Sitten- und Kunstrichter in Berlin, suchte das poetische Werk, worin er sittengefährdende, charakterentnervende Lehren fand, durch eine matte Parodie „Freuden und Leiden des jungen Werther" lächerlich zu machen. Goethe's Liebe zu Lotte, der mit „Albert" verlobten Tochter eines Amtmanns in Wetzlar, war die nächste Veranlassung zu dem in Briefen verfaßten Liebesroman, dem gerade diese wirkliche Unterlage die Wärme und Frische verlieh. Auf den tragischen Ausgang hatte offenbar der, wie man vermuthete, durch die Liebe zu einer verheiratheten Frau herbeigeführte Selbstmord des jungen Jerusalem, eines Bekannten von Goethe, großen Einfluß. Aus diesem Jerusalem und sich selbst schuf Goethe eine einzige Person, den Werther, „einen jungen Menschen (wie er selbst schreibt), der, mit einer tiefen, reinen Empfindung und wahrer Penetration begabt, sich in schwärmende Träume verliert, sich durch Speculation untergräbt, bis er zuletzt durch dazutretende unglückliche Leidenschaften, besonders eine endlose Liebe zerrüttet, sich eine Kugel vor den Kopf schießt." Nicolai's plattes Machwerk, in dem Werther mit einer Besudelung durch die mit Hühnerblut geladene Pistole davon kommt, schadete nur dem Verfasser, ohne die Wirkung des Goethe'schen Romans zu schwächen. Im Siegwart wollte Miller eine tugendhafte Liebe darstellen, darum endet der Held nicht durch Selbstmord, sondern verschmachtet auf dem Grabe Mariannens. Goethe rächte sich an seinen Gegnern in den „Frankfurter Anzeigen", die er mit seinem Schwager J. Georg Schlosser und seinem sarkastischen geschmack- und urtheilvollen Freunde, dem Darmstädter Kriegsrath Merck, dem Urbild seines Mephistopheles herausgab, durch derbe, mit reformatorischer Kühnheit abgefaßte Artikel, worin er gegen das „Berliner Laternenlicht" und die „Hamburger Dunkelheit" losfährt, sowie durch ein Epigramm „Nicolai auf Werther's Grab", das von Hand zu Hand ging und den Groll des Mannes schürte; und gereizt durch eine ungünstige Recension des Götz in Wieland's Mercur, verspottet er dessen matte und wässerige Darstellung des hellenischen Wesens durch die witzige Farce „Götter, Helden und Wieland".

Frankfurt u. Weimar. Diese Werke, die in Deutschlands Literatur eine neue Epoche begründeten, lenkten die Aufmerksamkeit von ganz Europa auf den genialen Dichter, der damals in voller Kraft und männlicher Schönheit, in der „knospen- und blüthenprangenden Frühlingszeit" seines Lebens stand, und dessen Leichtigkeit, sich in jede fremde Natur zu finden, auf Alle eine bezaubernde Wirkung übte. Sein heiterer Lebensmuth, seine Wärme, seine Achtung vor jeder ganzen Natur, mochte sie auch von der seinigen noch so verschieden sein, gewannen ihm Aller Herzen. Er stand brieflich und persönlich mit den bedeutendsten Männern der Zeit im Verkehr und gab sich ganz seinem schöpferischen Genius hin „die unschuldigen Gefühle seiner Jugend in kleinen Gedichten, das kräftige Gewürz des Lebens in mancherlei Dramas ausdrückend". Kecke Satiren und Humoresken in Hans Sachsischer Art und Form, meistens aus wirklichen Erlebnissen, aus persönlichen Begegnungen, Beziehungen und Tageserscheinungen hervorgegangen, wie „Pater Brey" (auf den empfindsamen, weichen Schöngeist Leuchsenring) „Satyros oder der vergötterte Waldteufel" (auf Basedow und die exzentrischen Naturschwärmer), „Jahr-

marktsfest zu Plundersweiler" stammten aus jener Zeit, ferner kleinere ernsthafte Sachen, wie „Künstlers Erdenwallen" und „Hans Sachsens poetische Sendung", Jugendlieder, worin er nach Art des alten einfachen Volkslieds „Alles mit Bildern belebte, allen Gedanken Gestalt zu geben wußte", Entwürfe zu größern Gedichten, worin sich die Titanennatur des aufstrebenden Geschlechts abspiegeln, „die dämonische Qual versöhnungslosen Weltschmerzes" wie in Werther ihren ergreifenden Ausdruck finden sollte (Faust, Prometheus). Diese literarische Thätigkeit störte ihn so wenig im frohen Lebensgenuß, als die Advocatenbeschäftigung, der er sich, dem Wunsche des Vaters gemäß, widmete, die ihn aber wenig befriedigte. In alle Zustände wußte er sich leicht zu finden, Allem eine poetische Seite abzugewinnen. Wanderungen und Ausflüge in der Umgegend mit munteren Jugendgesellen, Vergnügungen auf winterlicher Eisbahn, Liebesabenteuer und muthwillige Streiche hielten ihn frisch und lebendig. Als heiteres Weltkind machte er mit Lavater und Basedow („Prophete rechts, Prophete links") die bekannte Rheinreise. Seine lyrischen Gedichte, besonders seine seelenvollen „Lieder", sind der Spiegel dieser Lebensfülle. Zarte Verhältnisse, wie sein Verlöbniß mit „Lili" (Anna Elisabeth Schönemann), sein Verkehr mit Maximiliane Brentano, geb. Laroche, sein poetischer Briefwechsel mit Auguste v. Stolberg, hielten sein Gemüth in Aufregung und seine Dichterphantasie in Thätigkeit. Das bürgerliche Trauerspiel „Clavigo" nach den Memoiren des französischen Dichters Beaumarchais mit Anklängen an Goethes eigenes Verhältniß zu Friederike von Sesenheim, „Stella", ein Schauspiel für Liebende, nach einer Verführungsgeschichte aus der vornehmen Welt ohne höheren sittlichen Gehalt, „das verzerrte Gegenbild zum Werther", die Singspiele „Erwin und Elmire", und „Claudine von Villa Bella" stammen in ihrer ersten Gestalt aus dieser Frankfurter Periode und geben Zeugniß von des Dichters rascher Erfindungsgabe, Gestaltungsfähigkeit und hoher Sprachgewandtheit. Die Dichtungen „Mahomet" und „der ewige Jude", von denen nur geringe Bruchstücke erhalten sind, waren auf die religiösen Erscheinungen des Tages aufgebaut. — Diesem Lebenskreise wurde Goethe durch seine Berufung nach Weimar (1775), dem Sammelplatz der größten Geister jener Zeit, entrissen. Im Umgang eines gebildeten, heiteren Hofes, dessen Seele die geistreiche, anregende Herzogin Anna Amalia war, im Besitze der Freundschaft und Gunst des jungen für alles Edle empfänglichen Herzogs Karl August, der ihn zum Geheimen Rath ernannte und seine Gesellschaft und Unterhaltung kaum einen Tag entbehren mochte, bewundert und gepriesen von Jedermann, ließ sich Goethe anfangs ganz vom Strudel des Lebens fortreißen. Ueber Festen und geselligen Freuden, wobei ein freier, froher Ton und jugendfrische Heiterkeit herrschte, oft zu Muthwillen und Ausgelassenheit gesteigert, über der Besorgung eines Liebhabertheaters, für das er Singspiele („Jery und Bätely", „Lila", „die Fischerin") und kleinere dramatische Stücke („der Triumph der Empfindsamkeit", „die Geschwister", die Operette „Scherz, List und Rache") verfaßte, über Reisen (erste und zweite Harzreise, Reise nach der Schweiz), Staatsgeschäften und Zerstreuungen aller Art fand er nicht Zeit, die großen Entwürfe seines Innern zu gestalten und die angefangenen Werke („Elpenor", „die Geheimnisse" u. a.) zum Abschluß zu bringen. Auch die Geschichte Bernhard's von Weimar, zu deren Bearbeitung der Herzog aufforderte und für welche Goethe bereits werthvolle Materialien gesammelt, kam nicht zur Ausführung. Er überließ sich dem Genusse und dem äußern Leben, „ein Simson dem Delila die Locken geraubt", aber er sammelte zugleich reiche innere Erfahrungen für die Zukunft. Er handelte nach dem Spruch: „Willst du ins Unendliche schreiten, geh im Endlichen nach allen Seiten". Besonders war der Umgang mit Frau von Stein, „welche die Welt sah, wie sie ist und doch durchs Medium der Liebe", auf seine dichterischen Erzeugnisse, vor allen auf seine Lyrik,

deren sinnigste und seelenvollste Klänge aus der ersten Weimarer Zeit stammen, vom größten Einfluß.

2. Goethe in Italien. Die Faustdichtung.

Iphigenia. Tasso. Egmont. Die im Jahre 1786 unternommene italienische Reise gab dem Geiste Goethe's neue Schwungkraft und weckte den erlahmten Schöpfungstrieb. Das seiner Natur so sehr zusagende südländische Treiben, Italiens Reichthum an Naturerzeugnissen und Kunstschätzen, das freie zwanglose Leben und der ganze über dies Land ausgegossene Zauber wirkten wunderbar anregend auf seinen Geist. „In Rom habe ich mich wiedergefunden", schrieb er, „bin ich zuerst übereinstimmend mit mir selbst, glücklich und vernünftig geworden." Er gab sich den mannichfaltigsten Eindrücken hin und befaßte sich mit den verschiedenartigsten Dingen. Das Wohlgefallen an der klassischen Vollendung der Alten verdrängte die kraftgenialische Formlosigkeit; die nordisch düstere Poesie, die im Werther vorwaltete, wich dem Geschmack an der klaren, harmonischen Schönheit der Griechen; Ossian und Shakespeare traten gegen Homer und Sophokles zurück. Griechische Kunst und hellenisches Wesen fanden vor Allem Geltung in seinen Augen und erstickten sein früheres Wohlgefallen an christlich-gothischer Baukunst. Der lauterste Abdruck dieser antiken Anschauung nach Inhalt und Form ist das herrliche, von hellenischem Geiste durchwehte Drama „Iphigenia", worin der Dichter „die reinste Blüthe der modernen Sittigung mit den reinsten Formen des unbewußt schaffenden Alterthums in eine harmonische Mischung zu verbinden wußte". Der große, klare Geist des Alterthums ist durch moderne Weichheit und Innigkeit gemildert und über das Ganze der Hauch der Versöhnung und des Friedens ausgegossen. Die deutschen Auswanderungen, die seit der Eroberung der Halbinsel Krim (Tauris) durch die Russen nach jenem fernen Ostlande unternommen wurden, gewährten dem Stück, das der Dichter in ungebundener Rede als „theuere Last" mit sich über die Alpen getragen und am Gardasee und in den Städten Italiens in die metrische Gestalt umgegossen hatte, noch ein eigenthümliches Zeitinteresse. Wie Goethe in der Iphigenia die Eindrücke der antiken Welt niederlegte, so in dem zarten, gemüthvollen Drama „Torquato Tasso" die aus den italienischen Dichtern Tasso und Ariost geschöpften Empfindungen. In dieses Kunstwerk, worin der Zwiespalt zwischen Dichter und Weltmann mit so vieler Seelenkenntniß und Feinheit gezeichnet ist, hat Goethe seine innersten Erfahrungen und geheimsten Gefühle hineingetragen. Der naheliegende Vergleich zwischen den kunstliebenden Höfen von Ferrara und Weimar machte die Beziehungen noch feiner, und in dem „Geheimniß einer edlen Liebe, dem holden Lied bescheiden anvertraut", dachte der Dichter der abwesenden Frau v. Stein. In beiden Stücken ist wenig Handlung, aber Goethe wußte die innere Gesinnung, das im Herzen vorgehende Sittliche zur Handlung zu machen. Hat Tasso seinen Hauptwerth in der Fülle edler Gedanken und den schönen Lehren praktischer Lebensweisheit, so ist Iphigenia ausgezeichnet durch die tief durchdachte künstlerische Anlage, die vollendete Form und die Einfachheit der Handlung. — Goethe's Tagebuch der italienischen Reise, so wie seine lebendige Beschreibung des römischen Carnevals beweisen, daß auch sein prosaischer Stil durch die neuen Eindrücke und den geistigen Aufschwung zu hoher Vollendung geführt ward. „Wo er seine Feder ansetzte, ist unnachahmlicher Reiz und durchweg fühlbare Anmuth ausgegossen. Er schaltete in der Schriftsprache königlich". Alles, was Goethe von dieser Zeit an schrieb, trägt die Einwirkung der italienischen Erfahrungen an der Stirne und ist besonders in Beziehung auf Form von den Producten der ersten Periode durch eine weite Kluft geschieden. Er hatte sich selbst wiedergefunden und was er bisher geschaffen, auf die Höhe der reinsten Kunst erhoben. In dem Trauerspiel „Egmont", das er, wie

„Iphigenia" und „Tasso", in früheren Jahren entworfen und theilweise ausgearbeitet, aber erst nach dem italienischen Aufenthalt vollendet hat, erscheint die alte und neue Richtung gemischt. Auch Egmont ist eine genialisch angelegte Natur, jedoch nicht der Nachtseite, sondern der heiteren Lichtseite des Lebens zugewendet. Der Stoff selbst und die lebendig geschilderten Volksscenen erinnern an Shakespeare und Götz, aber die Anlehnung des Ganzen an den Haupthelden, dessen unbefangene Gemüthsfrische und geniale Leichtlebigkeit der Dichter mit so viel Liebe und Geschick gezeichnet, verräth den Einfluß antiker Kunstregel. Das heitere ritterliche Weltkind Egmont und das hingebende Klärchen in ihrer holden Naturfrische und Herzensreinheit sind meisterhaft entworfene und durchgeführte Gestalten, dagegen gebricht dem Ganzen die einheitliche Entwickelung der tragischen Handlung. Auf den auffallenden Ausgang mag Goethe's gleichzeitige Beschäftigung mit dem italienischen Singspiel von Einfluß gewesen sein.

In den borghesischen Gärten zu Rom zeigen deutsche Künstler und Reisende noch die Stelle, wo Goethe die Hexenküche seines „Faust" dichtete. In keinem Werke hat der Dichter so sehr sein eigenes inneres Leben und seine menschliche und poetische Entwickelung dargelegt, als in dem dramatischen Werke „Faust". Diese Dichtung, deren Grundzüge schon in der frühesten Jugend entworfen wurden und deren Abschluß erst ein Jahr vor seinem Tode erfolgte, zieht durch Goethe's langes Leben hin, daher die große Verschiedenheit nicht nur des ersten Theils vom zweiten, sondern auch der einzelnen Partien im ersten selbst. Daß aber darin dennoch „das Schönste, was poetische Darstellung geben kann, mit beneidenswerther Leichtigkeit und Ueberlegenheit niedergelegt ist, und wie der Dichter in die Tiefe des menschlichen Wesens hinabtaucht, um das Verborgenste seiner Natur zur schönsten Erscheinung schmeichelnd herauf zu zaubern, darüber hat die Stimme der Welt längst entschieden"; nur mit dem „Umspinnen und Umweben dunkler Vorstellungen mit dunklen Worten", die freilich ihre Erklärung in dem tiefsinnigen Stoffe finden, hat man sich nicht allgemein befreunden können. An die Volkssage anknüpfend, hat Goethe die Figur des Faust zum Träger und Repräsentanten der Zeitideen, der geistigen Richtungen und Bestrebungen gemacht, im ersten Theil ihn mehr als Persönlichkeit, im zweiten mehr als ideales Begriffswesen erfassend. Im ersten Theil erscheint Faust als einer jener kraftgenialen dämonischen Menschen der Sturm- und Drangperiode, der alle Tiefen des Wissens durchdrungen hat, ohne die innere Befriedigung zu finden, und in der Verzweiflung über die Trüglichkeit und das Stückwerk aller menschlichen Wissenschaft mit dem Gedanken umgeht, sich von den Banden des Körpers, die das Eindringen in das Innere der Natur und die Erkenntniß des Wesens der Dinge verhindern, durch Selbstmord zu befreien. Da weckt der Ostergesang die süße Erinnerung an die glücklichen Jahre unschuldvoller Jugend, wo seine Seele im Glauben Beruhigung gefunden und die Befriedigung der sinnlichen Bedürfnisse reiner Natur das Ziel seiner Wünsche und seines Strebens war, und hält ihn von seinem Vorhaben ab. „Die Thräne quillt, die Erde hat mich wieder". Diesen Glauben an die göttliche Offenbarung in seinem Innern neu zu begründen, ist sein ernstes Trachten; da er aber bereits vom Baume der Erkenntniß gekostet, so kann er nicht wieder zu der unbefangenen Gläubigkeit zurückkehren. Bei dem Versuche, den Anfang des Evangeliums Johannis „in sein geliebtes Deutsch zu übertragen", beginnt er mit Grübeln" und wird nun die Beute des Bösen, der ihn bereits unter der Gestalt eines Pudels in weiten Kreisen umzogen hat. Im Bunde mit Mephistopheles gibt er das Jenseits, gibt er Theorie und Speculation in kühner Wette auf, und den Drang des Wissens wie den phantastischen Idealismus ablegend, jagt er verjüngt den Freuden des Lebens, dem Genuß in allen seinen Erscheinungen nach; der geistige Heros Faust wandelt nun die Wege des Don Juan, des Helden der Sinnenwelt, ohne auch hier

Faust.

Befriedigung zu finden. Wie sollte der einzelne Idealist, der in titanischem Unendlichkeitsgefühl die ganze Menschheit sein will, nun mit dem einseitigen Realismus, mit einer einzelnen Lebensbethätigung sich begnügen? Das menschliche Glück, das er im Besitz des reinen, von dem Dichter meisterhaft gezeichneten weiblichen Wesens (Gretchen) zu erlangen hofft, zerstört ihm der Böse, weil es nicht auf Recht und Tugend, sondern auf die sinnliche Menschennatur gegründet war. Gretchen, durch Liebe und Verführung aus ihrer Züchtigkeit und Unschuld herausgerissen, übertritt die Schranken der weiblichen Sitte, der kindlichen Pietät, der häuslichen Zucht, der gesellschaftlichen Weltordnung und gibt sich der Lust verbotener Liebe völlig hin, worauf dann eine Sünde die andere gebiert. Ihre Mutter wird durch einen Schlaftrunk in die Ewigkeit gefördert; ihr Bruder, der brave Soldat Valentin, fällt im nächtlichen Zweikampf durch Faust und Mephistopheles; ihr eigenes Kind stirbt von ihrer Hand; ihr Erdenglück ist dahin, aber als Kindesmörderin der Strafgerechtigkeit überantwortet, büßt sie für ihre Missethaten und wird der himmlischen Gnade theilhaftig. Irren Geistes, aber mit dem angebornen Gefühl der christlichen Tugend, verschmäht sie die Flucht aus dem Gefängniß und wird dem Himmel gerettet, weshalb sie auch im zweiten Theil unter dem seligen Chor der Büßerinnen auftritt. Fausts mahnendes Gewissen aber wird auf dem Brocken in der Walpurgisnacht durch abgeschmackte Zerstreuungen übertäubt. — Sollte die Faust-Dichtung zu einer befriedigenden Lösung kommen, so mußte eine Versöhnung der geistigen Freiheit und Ausbildung mit der sinnlichen Menschennatur erzielt werden; denn nur in diesem Einklang der höchsten Geistesbildung mit den kräftigen Trieben einer reinen Natur liegt das Ideal eines vollkommenen Menschen; diese harmonische Verbindung zu bewerkstelligen und den so organisirten Menschen ins wirkliche und handelnde Leben einzuführen, auf das Wissen und den Genuß die That folgen zu lassen, wäre die Aufgabe des zweiten Theils vom Faust gewesen; aber weder die zahlreichen Fortsetzungen, wozu Goethe selbst aufgefordert hatte, die aber nur Wiederholungen waren, noch Goethe's eigener zweiter Theil, an dem die Spuren des Alters und der veränderten Gesinnung nicht zu verkennen sind, können als gelungene Lösung dieser Aufgabe gelten. Die Idee der Fausttragödie im Sinne einer symbolischen allgemeinen Menschheitstragödie kann wohl nicht in den Rahmen eines in sich abgeschlossenen Kunstwerks gefaßt werden. Im Famulus Wagner hat Goethe einen seiner Straßburger und Frankfurter Genossen verewigt, den dramatischen Dichter von wild genialer Richtung, Heinr. Leopold Wagner, der wie Lenz sich gern als Goethe's Rivalen aufspielte („Prometheus", „die Kindesmörderin", Gretchens Geschichte ins Gemeine gezogen); und bei der Zeichnung des Mephistopheles schwebte ihm das Bild des erwähnten Darmstädter Kritikers Merck vor Augen, eines Mannes, dessen eigene Schriften (Romane, Uebersetzungen, kritische Aufsätze) weniger berühmt geworden sind als sein Einfluß auf Goethe. Der Grundgedanke seines kritisch-ästhetischen Urtheils über den Frankfurter Freund gipfelt in folgendem Ausspruch: „Dein Bestreben, Deine unablenkbare Richtung ist, dem Wirklichen eine poetische Gestalt zu geben; die Andern suchen das sogenannte Poetische, das Imaginative zu verwirklichen, und das gibt nichts als dummes Zeug". Unglückliche Familienverhältnisse führten Merck zum Selbstmord.

4. Goethe und die französische Revolution.

Goethe nach der italienischen Reise. Innerlich umgebildet und reich an Eindrücken und fruchtbaren Keimen geistigen Lebens, langte Goethe am 10. Juni 1788 an einem schönen Mondscheinabend wieder in Weimar an. War ihm schon vor der Abreise das Verhältniß zu Frau von Stein drückend gewesen, so suchte er sich jetzt demselben gänzlich zu entziehen. Diese Absicht wurde erleichtert durch die Bekanntschaft mit Christiane Vulpius, die er in sein Haus

aufnahm und in der Folge zu seiner Ehegenossin machte. Das muntere, naiv heitere Mädchen war das Blümchen, das er im Walde stehen sah, „wie Sterne leuchtend die Aeuglein schön“ und mit den Wurzeln zum Garten trug am hübschen Haus. Er blieb der „lieben Kleinen“ bis an ihren Tod gewogen, auch nachdem ihre Anmuth und Jugendblüthe längst vorüber und häßliche Lebensgewohnheiten an die Stelle getreten waren. Frau v. Stein konnte diese Zurücksetzung nicht ertragen. Voll Eifersucht und Bitterkeit wendete sie sich ab und goß ihren Groll in einem gehässigen Drama „Dido“ aus, das erst lange nach Beider Tod veröffentlicht ward. Aus dieser Zeit stammen die „Römischen Elegien“, in denen Goethe nach antiken Vorbildern, insbesondere Properz, das naive sinnliche Naturleben und die Hingebung an die Lust des Augenblicks feiert, zum Theil mit Anlehnung an die eigene Gegenwart. „Der erregten Phantasie werden die alten heiteren Götter und das sinnenfrohe Dasein der alten Menschen wieder lebendig“. Auch die „Venetianischen Epigramme“, zu denen Goethe durch eine Reise nach Venedig zu der aus Italien heimkehrenden Herzogin Mutter (März 1790) angeregt ward, stehen in Beziehung mit den Eindrücken und Erfahrungen aus den Weimarer Lebensverhältnissen. Es weht ein herber Zug von Verstimmung und Satire in diesen Erzeugnissen einer unbefriedigten Gegenwart. — Diese verbitterte Gemüthsstimmung wurde durch die stürmischen Zeitereignisse noch genährt und geschärft. Bald nach Goethes Rückkehr aus Italien nahm die französische Revolution ihren Anfang. Diese gewaltige Begebenheit mit ihrer politischen und kriegerischen Aufregung und ihren demokratischen Bewegungen, welche die Gemüthlichkeit und das ruhige behagliche Dasein störte, widerstrebte dem aristokratischen Wesen und der künstlerischen zum friedlichen Genießen angelegten Natur des Dichters. Und wenn er gleich in Begleitung des Herzogs von Weimar den Feldzug nach der Champagne sowie die Belagerung von Mainz mitmachte und beschrieb, so war er doch innerlich mißvergnügt über den „Umsturz alles Vorhandenen“, über den aufstrebenden Democratismus, über den „Anbruch einer neuen Epoche der Weltgeschichte“, den er aus dem verunglückten Kriegszug hervorgehen sah. Er wendete sich mehr und mehr vom öffentlichen Leben ab und flüchtete sich in die Kunst- und Naturstudien oder versenkte sich in seine italienischen Erinnerungen. „Je verworrener und trubelvoller ihn die Außenwelt umwogte, um so tiefer und inniger verschloß er sich in das stille Bereich seines inneren Bildungslebens“. In diese Zeit fallen seine naturwissenschaftlichen Arbeiten, die „Farbenlehre“ und die „Metamorphose der Pflanzen“, die wir früher kennen gelernt (S. 190, 196), so wie seine Studien über Geologie, Gebirgsarten und Mineralien. „Nur wo er genießend und anschauend in der Kunst lebte“, sagt Gervinus, „oder wo er das große und stille Walten und Wirken der Natur beobachtete, schien er in ungestörtem Glück“. Seine Kunststudien führten ihn auch auf den Gedanken, die Lebensgeschichte Benvenuto Cellini's zu bearbeiten. Was Goethe im Laufe der Revolutionsjahre Neues in der Poesie schuf, stand meistens zu den Erscheinungen in Frankreich in Beziehung, wie „die natürliche Tochter“, nach Memoiren der Prinzessin von Bourbon Conti, ein Drama in feierlichem Ton und vornehmer Haltung, mit typischen Charakterfiguren, das ursprünglich auf eine Trilogie angelegt, eine Art Philosophie und Naturgeschichte der Revolution sein sollte, wie der „Großkophta“, „der Bürgergeneral“, „die Reise der Söhne Megabrazons“, „die Aufgeregten“. Selbst die Bearbeitung des „Reinecke Fuchs“ (X, 908 ff.) in hochdeutschen Hexametern war nicht ohne einen polemischen Beigeschmack*).

---

*) Doch das Schlimmste find' ich den Dünkel des irrigen Wahnes,
Der die Menschen ergreift: es könne jeder im Taumel
Seines heftigen Wollens die Welt beherrschen und richten.
Hielte doch jeder sein Weib und seine Kinder in Ordnung,

Hermann u. Dorothea. Wilhelm Meister.

Erst der Umgang mit Schiller, der für Goethe „ein neuer Frühling war, in welchem Alles froh neben einander keimte und aus aufgeschlossenen Samen und Zweigen hervorging", riß den Dichter des „Faust" aus dieser unbehaglichen Stimmung. Er versuchte, in dem schönen idyllischen Epos: „Hermann und Dorothea" eine ältere Begebenheit an die politischen Zeitereignisse anzuknüpfen, die nur von ferne in die beschränkte Sphäre des bürgerlichen Glücks hereindrohen, und durch Schilderung der leidensvollen Schicksale der Ausgewanderten dem Gedichte einen tieferen bedeutsameren Hintergrund zu geben. Um dieselbe Zeit vollendete er auch seinen Roman: „Wilhelms Meisters Lehrjahre", worin er das bürgerliche Leben nach den verschiedenen Ständen und Berufsarten, insbesondere das Theaterwesen und Schauspielertreiben nach seinem ganzen Umfang in so meisterhafter Art und mit solcher formellen Grazie und glücklichen Charakteristik, namentlich der Frauengestalten, gezeichnet hat, daß das Werk, trotz der unklaren Tendenz und der schwankenden Gestalt des Helden, allgemeine Bewunderung erregte, und im „Erlkönig" bezeichnete er die Macht der Natur in ihrer furchtbaren Wirkung, wie im „Fischer" in ihrer anziehenden Zauberkraft. Der Roman „Wilhelm Meisters Lehrjahre", mit dem Goethe zwanzig Jahre beschäftigt war und wiederholte Umarbeitungen vornahm, kann als eine Ergänzung zu Werther und Faust, als ein Abschluß der Periode des Kampfes zwischen Ideal und Wirklichkeit betrachtet werden. Wie in jenen Werken hat auch hier der Dichter seine eigene geheimste Bildungsgeschichte niedergelegt. Wilhelm Meisters Lehrjahre sind nach Schillers Ausspruch „die Erziehungsgeschichte eines Menschen, der von einem unbestimmten Ideal in ein bestimmtes werkthätiges Leben tritt, ohne die idealisirende Kraft dabei einzubüßen". Wilhelm ist ausgezogen, die Schauspielkunst zu erlangen; er macht aber die Erfahrung, „es könne der Künstler nichts durch die Außenwelt werden, wenn er nicht den lebendigen Beruf der Kunst in sich trage, wenn er nicht vermöge dieses Berufs die Außenwelt in sich hineinzuziehen und geistig zu verarbeiten im Stande sei". Dieses Ziel verfehlt er. Dagegen erobert er die wahre Lebenskunst. „Er suchte die Idealität des schönen Scheins", heißt es bei Hettner, „und er fand die Idealität der schönen Wirklichkeit. Wilhelm Meister ist die ernste Abmahnung von aller Zwecklosigkeit und Schönseligkeit, die feste Einfügung ausschweifender Genialitätssucht in das Wesen und Walten der festgeordneten bürgerlichen Gesellschaft, die Erziehung zur Arbeit und Werkthätigkeit, freilich nicht zur dumpf banausischen, philisterhaft verkümmerten, sondern zur geisterfüllt menschenwürdigen, zu der im antiken Sinne freien und edlen". Bei diesem Suchen nach einem praktischen Lebensberuf tritt in dem Roman als merkwürdige Erscheinung hervor die Verwischung der Standesunterschiede, die Verschmelzung des Bürgerthums und Adels, das Verallgemeinern der Bildung, das „Hinausstreben über die gesellschaftlichen Schranken zu menschlicher Freiheit." — In „Hermann und Dorothea" (1797) wollte Goethe von Vossen's Luise angeregt, eine Idylle schaffen; aber unter den Händen des Meisters verwandelte sich die niedere Gattung in eine höhere; es wurde ein kleines Epos daraus, in welchem die griechische Form mit deutscher Natur aufs Innigste verbunden ist. In seiner rein objectiven Haltung tritt dieses idyllische Epos der naiven Kunst der Alten näher als irgend ein anderes Dichtungswerk der neuern Zeit; dagegen war der Plan Goethes,

---

Wüßte sein trotzig Gesinde zu bändigen, könnte sich stille,
Wenn die Thoren verschwenden, in mäßigem Leben erfreuen.
Aber wie sollte die Welt sich verbessern? Es läßt sich ein Jeder
Alles zu und will mit Gewalt die andern bezwingen.
Und so sinken wir tiefer und immer tiefer in's Arge.
Afterreden, Lug und Verrath und Diebstahl und falscher
Eidschwur, Rauben und Morden, man hört nichts anders erzählen.
Falsche Propheten und Heuchler betrügen schändlich die Menschen.

mit einem großen Epos „Achilleis" gegen Homer selbst in die Schranken zu treten, ein verfehlter, daher auch das Gedicht Bruchstück blieb.

4. Schillers Jugendzeit und Jugenddichtungen.

Als Goethe diese Werke verfaßte, lebte Friedrich Schiller als Professor in Jena. Wenn anfangs Goethe sich gegen die Bekanntschaft des zehn Jahre jüngeren Dichters aus der schwäbischen Stadt Marbach sträubte, weil ihm die ersten Dramen desselben mit ihrem kraftgenialen Ungestüm und ihrer wilden ungezügelten Leidenschaftlichkeit mißfielen und auch Schiller sich einige Zeit abweisend verhielt; so entstand nach näherer Bekanntschaft ein so inniges Freundschaftsverhältniß zwischen den beiden großen Dichtern, daß sie nicht nur ihre Arbeiten sich gegenseitig mittheilten und ihre Pläne und Ideen austauschten, sie vereinigten sich sogar zu gemeinsamer Thätigkeit in periodischen Schriften, Horen, Musenalmanach und ganz besonders in den scharfen Epigrammen, die sie nach dem Vorbilde Martials „Xenien" nannten, und die den Zweck hatten den seichten Producten der Tagesliteratur, allen verkehrten und ungesunden Richtungen in satirischen Ausfällen, mit persönlicher Ironie zu Leibe zu gehen und „die dicke Luft zu reinigen". Dieser Bund, in den die beiden hochbegabten Männer trotz der Verschiedenheit ihrer Naturen als abgeschlossene Charaktere zusammentraten, bezeichnet die höchste Blüthe der deutschen Poesie. Sie gewannen die Ueberzeugung der vollsten Lebens- und Strebensgemeinschaft, der vollständigsten Uebereinstimmung in der idealen Kunstrichtung auf hellenischer Grundlage*). Ihr Zusammenwirken ist das schönste Zeichen ihres hohen Strebens, ihrer lauteren Gesinnung. Als der dritte in ihrem Bunde konnte Wilhelm von Humboldt gelten, der feine Kritiker und Aesthetiker.

Persönliche Verhältnisse der beiden Dichter.

Während Goethe von Jugend auf sich in Glück und Wohlstand bewegte und sein Leben in Gesundheit bis ins höchste Alter führte, war Schiller wenig vom Glück begünstigt. Die ärmlichen Verhältnisse, unter denen er seine Jugend verbrachte, haben ihn nie ganz verlassen und von den sechsundvierzig Lebensjahren, die ihm die Parze gönnte, war ein großer Theil durch Krankheit verkümmert. Schillers Vater war zuerst Werbeoffizier, dann Garteninspector bei Herzog Karl von Würtemberg, jenem tyrannischen Fürsten, der den berühmten Rechtsgelehrten Johann Jacob Moser sechs Jahre in der Festung Hohentwiel am Bodensee, und den Dichter Daniel **Schubart**, den Verfasser der „Fürstengruft" und des „ewigen Juden", zehn Jahre lang in dem Staatsgefängniß Hohen-Asperg schmachten ließ, weil sie Recht und Freiheit höher achteten, als den Willen des Despoten. Als die Leidenschaften der Jugend ausgetobt hatten, suchte der Herzog durch nützliche Anstalten sein früheres Leben in Vergessenheit zu bringen. Zu diesen gehörte die Akademie oder „Karlsschule", die auf dem Schloß Solitüde bei Stuttgart gegründet wurde. Hier studirte Friedrich Schiller (geb. 10. Nov. 1759) zuerst die Rechtswissenschaft, dann die Medicin; daneben aber folgte er seinem inneren Berufe, der ihn zur Dichtkunst führte. Schon in der Schule, wo die strengste militärische Zucht jede freie Entwickelung niederhielt, zeigte er seinen Widerwillen gegen den geistigen Zwang. Er wandte sich von der vorgeschriebenen Wissenschaft weg nach der verbotenen Lectüre, die er und einige gleichgesinnte Freunde sich mit List zu verschaffen wußten. Sie lasen Klopstock, Goethe's Götz und Werther, Gerstenbergs Ugolino, bewunderten und ver-

Schiller in Stuttgart u. Mannheim

Schubart 1739–91.

*) Diese „Uebereinstimmung" bezeugt Schiller in dem Epigramm:

Wahrheit suchen wir Beide; Du außen im Leben, ich innen
In dem Herzen, und so findet sie jeder gewiß.
Ist das Auge gesund, so begegnet es außen dem Schöpfer,
Ist es das Herz, dann gewiß spiegelt es innen die Welt.

breiteten die Gedichte Schubarts, mit dem Schiller mehrere Zusammenkünfte auf dem Asperg hatte, und ergötzten sich an Rousseau's Naturleben und an den Helden des Alterthums im Plutarch. Mehrere lyrische Gedichte von Schiller (gesammelt in der „Anthologie auf das Jahr 1782") rühren aus dieser Zeit des Sturms und Drangs und fließen über von Freiheitseifer, Heldensinn und Männertrotz in bombastischer Großrednerei mit einem Anflug von spinozistischem Pantheismus, besonders in den Laura-Oden. Aus dieser Zeit stammt das Drama „die Räuber", die Frucht seiner tiefen Mißstimmung über die verschrobenen Zustände der Welt, wodurch das Genie in die Banden der Convenienz und des Zunftzwanges geschlagen werde, und über die „feige Schurkerei", die mit ihrem schleichenden Gifte verderblicher wirke als große Laster und Verbrechen. Als das wildgeniale Stück, das Schiller in seinem neunzehnten Jahre verfaßte, auf der Hofbühne in Mannheim mit großem Beifall zur Aufführung kam, entschloß er sich den Militärdienst, in den er bereits als Regimentsarzt eingetreten war, zu verlassen und sich ganz der Dichtkunst zu widmen. Denn der Herzog, betroffen über den gewaltigen Eindruck des ergreifenden Stückes mit seinen Schauder und Entsetzen erregenden Scenen und seiner kühnen, mächtig eindringenden Sprache, hatte ihm die poetische Beschäftigung verboten, und mit dem gestrengen Herrn war nicht zu scherzen. Schiller entfloh bei Nacht aus Stuttgart, lebte einige Zeit in Mannheim und im nahen Oggersheim unter Noth und Sorgen und in steter Furcht vor einer Auslieferung an den Herzog. Es waren harte, von Fieber und Nahrungssorgen schwer getrübte Tage. Bei einem so gedrückten, freudenarmen Leben war es nicht zu verwundern, daß in den ersten Dramen und Gedichten Schillers sich eine trübe Weltanschauung ausspricht, daß er wie J. J. Rousseau, dessen Schriften auf ihn einen großen Einfluß übten, in der menschlichen Gesellschaft nur Verkehrtheit und Entartung sah, wo der Lasterhafte herrsche und der Edle unter Räuber verstoßen werde oder aus Verzweiflung Hand an sich selbst lege. „Das Grundthema der gesammten Jugenddichtung Schillers, insbesondere seiner dramatischen, ist der von Rousseau aufgestellte tragische Gegensatz zwischen der Fülle und Reinheit der ursprünglichen Menschennatur und der unheilbaren Verderbtheit der thatsächlichen Wirklichkeit". Der Mannheimer Theaterintendant Dalberg benahm sich gegen den Dichter, der sich ihm begeistert in die Arme warf, klein und unedel. Er ließ ihn seufzen unter dem Druck der Armuth, und als das von Schiller mit Noth und Angst im heimlichen Aufenthalt zu Oggersheim verfaßte republikanische Trauerspiel „Fiesko", „das Gemälde des wirkenden und gestürzten Ehrgeizes", eine laue Aufnahme fand, verließ er den bedrängten Dichter und wies das Stück, durch das sich derselbe vom Druck der Nahrungssorgen zu befreien gehofft, zurück. Mit diesem Revolutionsstück eröffnete Schiller die Reihe der geschichtlichen Dramen, worin er an der Tugend der Vorgeschlechter die Folgezeit zu entzünden begann und mit sicherm Griff das Höchste der tragischen Dichtkunst geleistet hat. Hier weht schon jener Hauch der politischen Freisinnigkeit, die seit dem nordamerikanischen Unabhängigkeitskriege in der Brust der Gebildeten lebte, und deren Erfassung den schwäbischen Dichter zum Dolmetscher des deutschen Volks, zum hochgefeierten Sänger der Freiheit gemacht hat. — Schillers Geist erlag nicht unter den Widerwärtigkeiten des Geschicks; männliches Selbstvertrauen, Standhaftigkeit und Ehrgefühl hielten ihn aufrecht. Er nahm den Zufluchtsort an, den ihm seine Gönnerin, Frau von Wolzogen, die Mutter eines seiner Freunde aus der Karlsschule, in Bauerbach unweit Meiningen darbot, und vollendete hier im Kreise wohlwollender Freunde, deren Theilnahme dem weichen Herzen des Dichters unendlich wohl that, das in Oggersheim begonnene Trauerspiel „Kabale und Liebe", das durch die vollklingende Sprache, durch die Uebertreibungen in der Charakterzeichnung der edlen und verwerflichen Naturen und durch die lebendige Schilderung eines zerrütteten,

lasterhaften Hoflebens mit unverkennbaren Beziehungen auf den Stuttgarter Fürstenhof, eben so ergreifend auf die Zeitgenossen gewirkt hat, wie „die Räuber", ob es gleich künstlerisch zu den weniger gelungenen Stücken des Dichters gehört. „Die grausige Darstellung eines Zustandes, wo der Privilegirte Alles wagen konnte, der Bürgersmann Alles leiden mußte, machte das Stück zu einer auch von der politischen Seite bedeutenden Erscheinung; denn hier zum erstenmal wird auf der deutschen Bühne der Adel der Seele über den Adel der Geburt so sehr hinausgesetzt, daß das umgekehrte Verhältniß, welches in der Gesellschaft bestand, als unhaltbar erscheinen mußte". Die „Luise Müllerin", wie der Titel Anfangs lautete, zeigt „das klare unveräußerliche Naturrecht des Herzens im tragischen Kampf und Gegensatz mit den finsteren und zähen Mächten der gesellschaftlichen Formen und Vorurtheile". Bei der Zeichnung einzelner Charaktere, besonders bei der Darstellung des Fürsten und des Hofes, scheint dem Dichter Lessings „Emilie Galotti" vorgeschwebt zu haben. — Bald darauf wurde Schiller von Dalberg nach Mannheim zurückgerufen und als Theaterdichter angestellt; aber sein Eifer und seine Pläne stießen bei dem kleinlichen Intendanten überall auf Hindernisse, was ihn bewog, auf eigene Hand die Zeitschrift „Thalia" herauszugeben und sich der Nation in die Arme zu werfen. Aus diesen Jahren stammen die Gedichte „Freigeisterei der Leidenschaft" in der ältesten Fassung, ein Ausfluß seiner heftigen Liebe zu Charlotte v. Kalb, der Gattin eines in Landau liegenden Hauptmanns.

5. Die Jahre der geistigen Gemeinschaft Goethe's und Schillers.

Schillers Vertrauen in die deutsche Nation wurde nicht getäuscht. Das begeisterte Hochgefühl für Freiheit und Männerwürde schlug warm an die Herzen des Volks; freundliche Einladungen riefen ihn nach Sachsen, wo er in Leipzig und Dresden an Huber und an dem edlen, hochgebildeten Körner warme Verehrer fand; nachher wechselte sein Aufenthalt zwischen Weimar und Rudolstadt bis zu seiner Verheirathung und Berufung nach Jena als Professor der Geschichte (1789). Diese Jahre waren für Schiller eine ähnliche Läuterungsperiode aus dem wilden Sturm und Drang, wie für Goethe der Aufenthalt in Italien. In beiden wurde die innere Umbildung durch tieferes Eindringen in den Geist des classischen Alterthums bewirkt. Schillers „Hymne an die Freude" war der Vorklang einer reineren Dichtung; sein „Don Carlos", von dem die drei ersten Acte, in ungebundener Rede und im alten stürmischen Stile ausgearbeitet, in der Thalia vorlagen, erlitt eine gänzliche Umgestaltung in Form und Anlage. Während es vorher im „Don Carlos" auf ein fürstliches Familienstück abgesehen war, wo „die trostlose Leidenschaft des Prinzen, die zerrütteten Verhältnisse der Familie, der Druck des Despoten das Hauptaugenmerk war", und die Rechte des Herzens gegen Gesetz und Ehe in Schutz genommen wurden, trat jetzt Marquis Posa mit seinen weltbürgerlichen Freiheitsideen, seinen Träumen von Völkerbeglückung und seiner Selbstaufopferung in den Vordergrund. Die Verfechtung der Menschenrechte gegen Despotenwillkür, der Vernunft und des Naturrechts gegen die Beschränkungen der Tyrannei, des Weltbürgerthums gegen Kabinetsweisheit bildet den Mittelpunkt dieses erhabenen Dramas, dessen richtiges Verständniß „die Briefe über Don Carlos" erleichtern sollten. Die Ideen von Freiheit, Recht und Nationalität, die später die deutsche Jugend in den Kampf getrieben, werden hier verkündet und im Volk verbreitet. Die antike Weltanschauung gewann jetzt mehr und mehr die Oberhand in Schillers Seele. Von seiner eifrigen Beschäftigung mit der Literatur des Alterthums gibt seine Uebersetzung der „Iphigenia" und der „Phönizierinnen" des Euripides und eines Theils von Virgil sowie die Bewunderung für Homer Zeugniß. Seine Sehnsucht nach der untergegangenen Welt des Heiden-

Don Carlos.

thums ist in dem Gedichte „Die Götter Griechenlands" ergreifend ausgesprochen, während das inhaltschwere Gedicht „Resignation" seine Zweifel und Bedenken über die christliche Vergeltungslehre kund gibt und der „Pilgrim" klagt, daß der Himmel die Erde nie berühren will und das Dort niemals Hier ist. In dem philosophischen Gedicht „die Künstler" wird der Einfluß der Kunst auf die Entwicklung der Menschheit vom Naturzustand zum Culturleben in genialen Zügen dargelegt. Diese Auffassung von der Idee und Aufgabe der Kunst drängte die „pathologische" Dichtung seiner früheren Jahre vollends zurück, daher er auch den Tendenzroman „der Geisterseher", den er selbst einen „Beitrag zur Geschichte des Betrugs und der Verirrungen des menschlichen Geistes" nennt, unvollendet ließ. Er entsprach nicht mehr seinem Kunstideal, „seitdem die Phantasie, einst so ungebärdig, ihre Schranken erkannt und mit der Vernunft ein zartes und ewiges Band zu knüpfen begonnen hatte". Schillers Verheirathung mit Charlotte von Lengefeld und der innige Verkehr mit deren Schwester Caroline v. Wolzogen vollendete die harmonische Stimmung seiner Seele.

Schillers geschichtliche u. philosoph. Arbeiten.

Ueber den Studien der alten Kunst und Literatur verlor jedoch Schiller das handelnde Leben nicht aus dem Auge, und da ihm die Weltgeschichte der Spiegel war, in dem er die Ereignisse der Gegenwart beschaute, so vertiefte er sich immer mehr in historische Studien und weilte namentlich bei dem tiefbewegten Reformationsjahrhundert, auf das ihn die Vorarbeiten zu Fiesko und Don Carlos geführt und dessen erschütternde Religionskämpfe mit den politischen Bewegungen seiner Zeit manche Aehnlichkeit hatten. Als Frucht seiner historischen Studien erschien gegen Ende der achtziger Jahre die „Geschichte des Abfalls der Niederlande", ein mit vieler Wärme mit poetischer Gestaltung und Charakterzeichnung ausgeführtes Gemälde jenes großartigen Freiheitskampfes. Die Berufung nach Jena wies den Dichter noch mehr auf die Geschichte, über die er jetzt Vorlesungen zu halten hatte. Die Antrittsrede: „Was heißt und zu welchem Ende studirt man Universalgeschichte?" der Versuch einer philosophischen Geschichtsauffassung nach Kantischen Ideen, und eine Reihe historischer Aufsätze über verschiedene Gegenstände aus allen Zeitaltern, geben Zeugniß von der rastlosen Thätigkeit des strebsamen Mannes auf diesem Gebiete, ehe er an sein berühmtes Geschichtswerk, den „dreißigjährigen Krieg", Hand anlegte. Dieses mit dichterischem Geiste erfaßte und mit dramatischer Gestaltung unter vielen Körperleiden ausgeführte historische Gemälde ist durch die Wärme und fesselnde Darstellung ein Lieblingsbuch der Nation geworden, so sehr auch kleinliche Kritiker und confessionelle Eiferer in der Folge bemüht waren, dasselbe durch den Vorwurf der Ungründlichkeit, Einseitigkeit und kirchlichen Parteilichkeit herabzusetzen. Sein Zweck war, das Interesse des Volks für die Geschichte vermittelst der Poesie zu erregen, die verflachten Ansichten des bürgerlichen Lebens zu veredeln, aufopfernden Sinn für die größten Güter des Lebens, für Freiheit und Religion, zu wecken und eine poetische Betrachtung realer Verhältnisse der starren juristischen und rechtshistorischen Behandlung der deutschen Reichsgeschichte entgegen zu setzen. — Neben der Geschichte beschäftigte sich Schiller vorzugsweise mit Philosophie, so daß auf einige Zeit die Dichtkunst hinter die Wissenschaft zurücktrat. Als er gestützt auf die Grundsätze des Aristoteles und die Forschungen Lessing's und Winckelmann's, seine Gedanken über Wesen und Ziel der Poesie wie der Kunst ordnete und niederschrieb, wurde er durch die Kantischen Kritiken überrascht und mächtig angeregt. Aber weder das Verfahren des Königsberger Philosophen, der ohne Rücksicht und Kenntniß der bestehenden Kunstwerke und Kunstkritik die strengen Gesetze des abstracten Denkens auf Dichtkunst und Geschmack anwendete, noch die Resultate seiner Forschung thaten Schiller Genüge. Er unternahm es, die starren Grundgesetze und die „sinnenfeindliche Sittenlehre" dieses Denkers durch Herbeiziehung der Erfahrung und Geltendmachung

der Sinnlichkeit, durch Benutzung der Lessing'schen und Winckelmann'schen Ideen, durch Berücksichtigung der vorhandenen Kunst- und Dichtwerke zu berichtigen, zu ergänzen und zu beleben. Nicht starre Sittlichkeit, sondern sittliche Schönheit ist nach seiner Ansicht das Maximum der Charaktervollkommenheit eines Menschen; dieses trete ein, wenn Vernunft und Sinnlichkeit, Pflicht und Neigung zusammenfallen; der Ausdruck dieser Harmonie in der Erscheinung sei Grazie, die der schönen Seele beiwohne. Schiller, der mit philosophischem Geiste schöpferische Phantasie und Kenntniß des auf dem Gebiete der Kunst und Poesie Geleisteten verband, führte nunmehr durch eine Reihe philosophischer Abhandlungen, Vorträge und Aufsätze (für die Horen) die Schönheits- und Geschmackslehre zu solcher Höhe und Klarheit, daß „über den Begriff des Schönen, über das Aesthetische im Schaffen und Handeln, über die Grundlagen aller Kunst und über die Kunst selbst in diesen Arbeiten alles Wesentliche enthalten ist." Die ästhetischen Aufsätze, namentlich die Abhandlung „über Anmuth und Würde", die Briefe über ästhetische Erziehung und die Schrift über naive und sentimentalische Dichtkunst, regten ein Meer von Ideen an und bewirkten, daß Kunstkritik und Literaturgeschichte eine neue Gestalt erlangten. In der letztern Abhandlung weist Schiller mit tiefer Einsicht der modernen Poesie ihre Berechtigung und Stellung neben der antiken an und brachte dadurch die Gegensätze der romantischen und klassischen Dichtung zum Bewußtsein; und da er in edler Selbstverläugnung der antiken oder naiven Gattung, der Goethe huldigte, theoretisch den Vorzug gab vor der modernen oder sentimentalischen, als deren Jünger er sich praktisch erwies, oder doch wenigstens beide Erscheinungsformen der poetischen Kunstthätigkeit als gleichberechtigt neben einander stellte, so knüpften diese tiefdurchdachten Aufsätze das Band der Freundschaft zwischen den beiden Dichterheroen noch inniger und beseelten sie zu wetteifernder gemeinsamer Wirksamkeit. Was Schiller dem Columbus zuruft: „Mit dem Genius steht die Natur im ewigen Bunde: Was der eine verspricht, leistet die andre gewiß", durfte er auch von sich sagen. Aber von noch größerer Bedeutung als die theoretischen Ausführungen über das Wesen der Poesie und alles künstlerische Schaffen waren Schiller's philosophische Gedichte; denn Niemand verstand besser als er, ein gemüthlich schwärmendes Volk durch die Dichtung zur Welt der Ideen zu erheben. Durch diese Poesie wurde die ganze Nation für Philosophie und Idealität geweckt, in trüben Tagen über die traurige Gegenwart emporgehoben, für die kommenden Jahre der Prüfung und des Kampfes gestärkt und gestählt. Alle diese Gedichte sind ausgezeichnet durch Lebendigkeit der Darstellung, durch den Klang und Glanz der Sprache, durch Stärke und Tiefe der Empfindung, durch erhabene Auffassung der Menschheitsideale; „es sind laute Rufe einer stürmenden, ins Weite hinausdrängenden und doch von allen Seiten eingeengten Seele." In Jena entstanden jene herrlichen Balladen „der Taucher", „die Bürgschaft", „Ritter Toggenburg", „der Kampf mit dem Drachen" u. a. m., der theuerste Hausschatz des deutschen Volkes; dort entstanden die tiefsinnigen Gedichte „der Genius", „die Ideale", „das Ideal und das Leben", „die Würde der Frauen", die Elegie „der Spaziergang" und vor Allen „die Glocke", die Tonleiter aller tiefen menschlichen Empfindungen. Als die Parole „Freiheit und Gleichheit" glückverheißend die Welt durchzog, rief Schiller aus: „In des Herzens heilig stille Räume mußt du fliehen aus des Lebens Drang; Freiheit ist nur in dem Reich der Träume, und das Schöne blüht nur im Gesang."

6. Schillers letzte Lebenszeit.

In Jena schuf auch Schiller in der Trilogie „Wallenstein's Lager", „die Piccolomini" und „Wallensteins Tod" jenes für die Theatergeschichte epochemachendes Nationaldrama, in dem des Dichters früherer Ungestüm, rhetorischer Schwung und idealisi- Drama u. Theater.

rende Manier durch Goethe's Einfluß und durch die eigene Besonnenheit und Umsicht gemäßigt erscheinen. Zwei Vorzüge haben diesem dramatischen Werke hohe Bedeutung gegeben, einmal die glückliche Wahl, die eine ereignißvolle Periode unserer vaterländischen Geschichte der durch erschütternde Staatsumwälzungen aufgeregten und ernst gestimmten Gegenwart, wo „um der Menschheit große Gegenstände, um Herrschaft und um Freiheit ward gerungen", vor Augen stellte, und dann die hohe formale Vollendung des Stücks, namentlich der tumultuarischen Scenen, woraus hervorgeht, daß der Dichter „auf dem großen Theater der Geschichte und der Weltereignisse, des Kriegs und der Kämpfe männlicher Thaten und strebender Ideen mehr zu Hause ist, als auf dem Gebiete sanfter Empfindung". Dieses Stück, das dem Drama mit richtigem Tact die neuere Geschichte als Gebiet anwies und derselben durch ideale Auffassung eine poetische Seite verlieh, das einen nationalen, in der Volkstradition noch nicht erloschenen Helden in seinem gewaltigen Kampfe gegen Herkommen und überlieferte Rechte wie in seinem tragischen Untergange darstellte, das Charaktertragödie und antike Schicksalstragödie kunstvoll verband, indem es die größere Hälfte der Schuld des Helden den unglückseligen Gestirnen zuwälzt, riß das Schauspiel aus den kleinen engen Verhältnissen, in die es Iffland, zugleich Schauspieler und dramatischer Poet, und der schreibfertige Bühnendichter August von Kotzebue mit ihren empfindsamen Sitten- und Familiengemälden herabzogen, auf einen höheren Schauplatz, würdig der Zeit, in welcher die lebenden Geschlechter „strebend sich bewegten". Doch erhielten sich Ifflands Schauspiele („die Jäger"; „die Spieler"; „die Hagestolzen" u. a.), worin im Sinne Rousseau's Natur und Cultur in Gegensatz gestellt sind, sowie Kotzebue's rührende und heitere Schau- und Lustspiele („Menschenhaß und Reue"; „die Hussiten vor Naumburg"; „der arme Poet"; „Armuth und Edelsinn" u. a.) noch lange bei dem deutschen Theaterpublicum in Gunst, während die ähnlichen Schauspiele Engel's („der Edelknabe"; „Eid und Pflicht") bald vergessen wurden. Dagegen erfreuten sich Engels andere Schriften „der Philosoph für die Welt" mit der Abhandlung „Traum des Galilei" und insbesondere die rührend bürgerliche Erzählung „Herr Lorenz Stark" stets eines großen Beifalls. — Damals faßte man in Weimar, wo unter Goethe's Einfluß ein gutbesetztes Hoftheater entstanden war, den Entschluß, durch Verdrängung mittelmäßiger und gehaltloser Stücke und durch Aufführung gediegener Kunstwerke der Bühne eine höhere Bedeutung zu geben und sie zu einer Lehranstalt der Kunst nach antikem Vorbilde umzuschaffen. Zu dem Behufe siedelte Schiller, dem seine Stellung in Jena nicht mehr zusagte, nach Weimar über und widmete in Gemeinschaft mit Goethe seine Kräfte dem Theater. Die Schauspieler wurden für die neue auf hellenischen Schönheitsgesetzen beruhende Richtung gewonnen und eingeübt. Die Shakespearebewunderung früherer Jahre trat zurück; nur die Antike als „die stilisirte Natur" galt als Formenmuster. Außer den Schillerschen Stücken wurden die klassischen, wenn gleich mehr zur Lectüre als zur Darstellung bestimmten Dramen von Lessing, Goethe, ja selbst die zur Aufführung ganz ungeeigneten dramatischen Dichtungen von Klopstock, Stolberg und den Romantikern auf die Bühne gebracht; und als dieses Alles zu einem guten Repertoir nicht hinreichte, suchte man den Mangel durch Uebertragung fremder Theaterstücke zu heben. Zu dem Zweck bearbeitete Goethe die französischen Stücke „Tancred" und „Mahomet" von Voltaire, wobei er jedoch der Nüchternheit des Originals „etwas Belebendes anzudichten" suchte, Schiller Racine's „Phädra", das orientalische Mährchen „Turandot" (nach Gozzi) und zwei französische Lustspiele von Picard („der Neffe als Onkel" und „der Parasit"); auch spanische und selbst römische Bühnenstücke kamen in deutschen Uebersetzungen zur Aufführung, und Shakespeare wurde durch Schillers Bearbeitung des „Macbeth" in antikisirender Gestalt und tragischer Würde auf die Weimarer Bühne

gebracht. Es waren Versuche, „die Forderungen der modernen und der antiken Tragik mit einander zu versöhnen und zu durchdringen". — Dieser Zudrang des Fremden hätte dem einheimischen Theater verderblich werden müssen, wäre nicht Schiller seit seiner Uebersiedelung nach Weimar (1800), theils durch die dortige Anregung, theils aber auch durch seine bedrängte Lage, zu solcher Thätigkeit gespornt worden, daß er zum Nachtheil seiner geschwächten Gesundheit jedes Lebensjahr mit einem neuen Bühnenstück zierte. „Maria Stuart" (1799), worin die hohe Tragik des Leidens und die mächtigen Eindrücke einer gewaltigen Katastrophe im Geiste der antiken Schicksalstragödie ergreifend vorgeführt werden, und die „Jungfrau von Orleans" (1801), wo das griechische Fatum, das Eingreifen der Götter in die dramatische Handlung an christliche Glaubensvorstellungen geknüpft ist, waren durch Anlage und Bau für die Bühne vorzugsweise geeignet. In beiden Stücken ist der Einfluß der neuen Romantik nicht zu verkennen, dort im Charakter des Fanatikers Mortimer, hier in der von Religionsschwärmerei und Ritterthum erfüllten Heldin selbst. In der „Braut von Messina" (1804) sind antike und romantische Elemente in Form und Inhalt mit großer Geschicklichkeit und richtiger Wahl des Orts (Sicilien) verbunden. Der Chor und das die Geschicke der Menschen geheimnißvoll lenkende Verhängniß weisen auf das Alterthum, auf die Sophokleische Oedipustragödie zurück, indeß die Leidenschaft der Liebe und die Verschmelzung heidnischen und christlichen Religionswesens der Romantik angehören. Auf dieses eigenthümlich schöne Stück mit seiner prachtvollen Sprache und hinreißenden Darstellung folgte Schillers letztes, beliebtestes Drama, „Wilhelm Tell", das der Dichter vor seinem frühen Hinscheiden, wie eine ernste Mahnung in schweren Zeiten, der Nation ans Herz legte Wie „Wallenstein" erhielt auch dieses Stück durch seine historisch-vaterländische Beziehung eine hohe Bedeutung; an der Vaterlandsliebe und an der freien Luft der Volksbewegungen, die hier weht, begeisterte sich die deutsche Jugend für die Freiheitskämpfe gegen eine Zwingherrschaft, die der im „Tell" geschilderten nicht unähnlich war. Unter großen Entwürfen („Demetrius"; „die Malteser") starb Schiller am Vorabend einer verhängnißvollen Katastrophe (Mai 1805). In einer stillen Mainacht trugen einige Verehrer die Leiche des Dichters in das stille Todtengewölbe, aus dem man einige Jahrzehnte später die Gebeine mühsam hervorholte, um sie neben den Särgen des Herzogs und Goethe's in der neuen Fürstengruft beizusetzen.

VII. Die Romanliteratur und Jean Paul.

Die Romanliteratur, die in der stürmischen Zeit der siebenziger Jahre neu belebt wurde, gewann bald einen so festen Boden und solche Bedeutung für die ganze neuere Bildung, daß sich ihr die hervorragendsten Talente zeitweise zuwandten und sich ihrer als Rahmen für ihre Grundsätze und Ansichten, ihre Gefühle, Betrachtungen und Erfahrungen bedienten. Von den Tendenz-Romanen aus der Zeit des Sturmes und Dranges, worin kühn vorstrebende oder mit der Außenwelt zerfallene Geister der prosaischen Wirklichkeit eine dichterische Idealwelt, ein poetisches Gefühls- und Geistesleben entgegenstellten, wie Goethe's „Werther", Millers „Siegwart", Klingers „Faust" u. A. ist früher die Rede gewesen. Ihnen kann auch der unglückliche Landsmann Schillers, Friedr. Hölderlin beigezählt werden, der durchdrungen von pantheistischem Naturcultus und von Begeisterung für die hellenische Welt, die Heimath freier und reiner Menschlichkeit, in lyrischen Gedichten und in seinem Briefroman „Hyperion" seine elegischen Empfindungen über die untergegangene Herrlichkeit sehnsuchtsvoll ausgesprochen

Romanschriftsteller des 18. Jahrhunderts.

Hölderlin 1770—1843.

hat, bis schmerzliche Lebenserfahrungen ihn in unheilbare Geistesstörung stürzten. Diesen „Genialen" gegenüber stand in derselben regsamen Zeit eine Reihe Schriftsteller, die dem „Weltschmerz" einen universalen „Weltscherz" entgegensetzten, die nicht auf eine Umgestaltung des ganzen Lebens ausgingen, sondern einzelne Mängel und Gebrechen wegschaffen oder für die individuellen Eigenthümlichkeiten Interesse und Geltung erwecken wollten, die nicht wie jene alles Kleine und Schwache bekämpften, sondern „des Menschen größte Zwecke und Bestrebungen oft an die kleinsten Anlässe, Beweggründe und Mittel geknüpft sahen, die des Menschen Schwäche liebenswürdig, seine Kleinheit rührend fanden und daher in ihren Romanen eine humoristische, heitere, bescheidene, ja beschränkte Lebensbetrachtung an die Stelle des tragischen Ernstes der Genialen setzten". Daraus gingen die humoristischen Romane hervor, die sich an die Engländer Sterne, Smollet, Fielding und Goldsmith oder an „Don Quixote" und „Gilblas" anlehnten, und am liebsten Originalcharaktere und Sonderlinge schilderten, bei denen irgend eine Leidenschaft, Laune oder Schwäche mächtig vorwaltet. Zahlreiche Uebersetzungen der genannten und ähnlicher ausländischer Schriftsteller förderten und erleichterten diese mehr oder minder auf Nachahmung beruhende Gattung. Da aber in Deutschland das freie öffentliche Leben fehlte, das den britischen Romanschreibern zu Statten kam, so drehen sich die deutschen humoristischen Werke hauptsächlich um Gewohnheiten und Meinungen, um Familie und Haus, um Gelehrsamkeit und Wissenschaft und besonders um Religion und Theologie. So haben zwei Männer, die mit Goethe in Berührung kamen, ihr wechselvolles Leben nach Art eines Romans beschrieben, Jung-Stilling, den wir später kennen lernen werden, und Karl Phil. Moritz, ein verströmter Gelehrter und verfahrenes Genie unter dem Namen „Anton Reiser", zwei entgegengesetzte Naturen und doch mit einer gewissen Familienähnlichkeit: „In Beiden derselbe Drang nach ungebundener Entfaltung des Ich, in Beiden dieselbe eitle Selbstbespiegelung, in Beiden dieselbe phantastische Gefühlsschwelgerei, wenn auch nach verschiedenen Richtungen und Zielen gewendet". So suchte Hermes aus Pommern in einer Reihe breiter Romane, unter denen „Sophiens Reise von Memel nach Sachsen" am bekanntesten ist, seine moralischen Grundsätze, seine Ansichten und Lehren über Ehe, Haus, weibliche Erziehung und namentlich seine Gedanken über den geistlichen Stand und dessen Hebung anzubringen. Ein Feind aller Sentimentalität, preist er die alte Zucht, Ehrbarkeit und Lebensweise, aber auch die alte Spießbürgerlichkeit. Eben so benutzte Theod. Gottl. Hippel seine mit nicht viel mehr Geschmack und mit noch größerer Selbstliebe verfaßten Romane, besonders „die Lebensläufe nach aufsteigender Linie" und „die Kreuz- und Querzüge des Ritters A—Z", um seinen eigenen innern Lebensgang, die Schicksale seiner Verwandten und Freunde, seine religiösen, politischen und wissenschaftlichen Ansichten, seine Beobachtungen und Ideen über gesellschaftliche Zustände, über Ehe und Frauenleben bald mit Ernst, bald mit Witz und Laune darzulegen. Joh. K. A. Musäus (aus Jena, Gymnasiallehrer in Weimar) scherzte mit Wieland'scher Ironie in seinem „deutschen Grandison" über die herrschende Sentimentalität (ähnlich wie Joh. Gottwerth Müller von Itzehoe im „Siegfried von Lindenberg"), in seinen „physiognomischen Reisen" über Lavater, und suchte in den Volksmährchen das Interesse für die vaterländische Sagenwelt zu erwecken, aber seine Ironie und gekünstelte Naivetät rauben dem letztern vielgelesenen Buche die volksthümliche Einfachheit und Natürlichkeit. — Auch Lafontaine's empfindsame Romane hatten Abschüttelung von Vorurtheilen in Erziehung („Naturmensch") und Standesverschiedenheit (Quinctius Heymeran von Flamming") zum Zweck. Joh. Karl Wezel aus Sondershausen erregte durch seine „Geschichte des Tobias Knaut", eines Sonderlings, große Erwartungen, die in seinen spätern Werken nicht erfüllt wurden. Verletztes Selbstge-

Hermes 1738—1821.
Hippel 1741—96.
Musäus 1735—87.
Müller 1744—1828.
Lafontaine 1759—1831.
Wezel 1747—1819.

fühl und gekränkte Eitelkeit steigerte die krankhafte Reizbarkeit seiner Natur zuletzt zur Geistesstörung. — Begabter und mit mehr Menschenkenntniß ausgestattet als die Genannten, ist Mor. Aug. v. Thümmel (geb. bei Leipzig). Seine in freier Anlehnung an Sterne verfaßten „Reisen in die mittägigen Provinzen von Frankreich" „suchen das Wesentliche der Krankhaftigkeit der Zeit im Mittelpunkt zu fassen". Sie schildern in eleganter Sprache und spannender Darstellung das Seelenleben eines Menschen, der, von Hypochondrie, von körperlichen und geistigen Leiden geplagt, nach Frankreich reist, dort sich der Liebe, dem Genuß und einem epikureischen Leben hingibt und endlich weise und von allen Irrthümern geheilt nach Hause zurückkehrt. Thümmels erstes Werk „Wilhelmine oder der vermählte Pedant", ein komisches Heldengedicht in poetischer Prosa, ist minder gelungen, doch nicht ohne heitere Anmuth und Lebendigkeit der Schilderungen. Thümmel 1738—1817.

Den ersten Rang unter den Verfassern humoristischer Romane nimmt Jean Paul Friedrich Richter aus Wunsiedel in Franken ein, dessen Werke, da sie das genaue Abbild seines innnern Lebens und seiner kleinen abgeschlossenen Empfindungswelt sind, nur aus der Geschichte und dem Bildungsgang des Verfassers selbst verständlich werden. Aufgewachsen in stiller, ländlicher Einsamkeit und unter den ärmlichen Verhältnissen eines Landpfarrers, ohne Umgang und Schule, blieb Jean Paul seiner regen Kinderphantasie und seiner reichen Gefühlswelt überlassen; dadurch wurde der Hang zum Klein- und Stillleben in ihm erzeugt, der ihn sein ganzes Leben hindurch begleitete und der, verbunden mit der Empfindsamkeit und Gefühlswärme seiner Natur, die nie den Charakter der Jugendlichkeit verlor, den Grundton seiner Schriften bildet. Auf der Schule zu Hof machte er sehr rasche Fortschritte und fing schon hier an, weitläufige Notizen anzulegen und die Liebhaberei für das Kleinwesen der Gelehrsamkeit in sich auszubilden. Daraus entstand die Gewohnheit, aus wissenschaftlichen Werken, aus Reisebeschreibungen und Romanen sich auffallende und eigenthümliche Dinge aufzuzeichnen, um sie gelegentlich in seinen Schriften anzubringen, zum großen Nachtheil der Klarheit und Kunstvollendung. Als er im Begriff stand, die Universität Leipzig zu besuchen, setzte ihn der Tod seines Vaters in die ärmlichste Lage und nöthigte ihn, seinen Unterhalt zu erwerben, bald als Hauslehrer, bald als Schriftsteller in der kleinen Häuslichkeit einer armen Mutter. „Wie natürlich also, daß jenes tiefe grüblerische Weh über den tragischen Widerspruch zwischen Ideal und Wirklichkeit, zwischen den Forderungen des überquellenden warmen Herzens und der undurchbrechbaren Enge und Kälte der widerstrebenden Weltverhältnisse, das der Grundton der gesammten Zeitstimmung war, auch für ihn der Grundton seines innersten Denkens und Empfindens wurde!" Er las nun hauptsächlich solche Bücher, die seiner Stimmung entgegenkamen, namentlich Rousseau's Werke, deren Wirkung auf seine geistige Richtung vom größten Einfluß war, eignete sich daraus zu, was seiner Natur, seiner Denk- und Empfindungsweise entsprach und hemmte durch die einseitige Lectüre eine fortschreitende Entwickelung und Umgestaltung seines Geistes, wie wir sie in dem Bildungsgang von Schiller und Goethe gewahrten. Er bewegte sich sein ganzes Leben in dem Sinnes- und Empfindungskreis der Jugend und trug die Sentimentalität, die Allmacht schöner Gefühle, die Begeisterung und Schwärmerei für ideale Zustände, die in der Jugend vorherrschen und bei ihm in erhöhtem Maße vorhanden waren, in seine Schriften über. In ihnen finden wir jene Grundsätze einer großartigen Tugend, jenen Sinn für Unschuld und Reinheit der ersten Jahre, jene gesteigerten Begriffe von Freundschaft und Liebe und jenen stürmischen Freiheitsdrang, wie sie sich in edlen Jünglingen zeigen. Diese seine ideale Welt mit ihren „hohen Menschen" steht mit der Wirklichkeit in einem grellen Contraste, und die Schilderung dieses Contrastes bildet die Grundlage aller Jean Paul'schen Romane, die daher einen doppelten Charakter tra- Jean Paul 1763—1825.

gen, den humoristischen, indem sie die Außenwelt mit Spott und Ironie verfolgen, aber auch die Höhen und Tiefen des menschlichen Daseins mit sonnenhellen Blicken beleuchten, und den idealistischen, insofern die Helden als Muster aller Vollkommenheit und Seelenreinheit dargestellt sind. Wohl tritt auch bei ihm in seinen spätern Werken der Versuch zu Tage, den inneren Zwiespalt zu überwinden und die Gegensätze zu versöhnen, allein zu dem harmonisch schönen Menschheitsideal Schillers und Goethe's vermag er nicht vorzudringen. Handlung enthalten Jean Paul's Romane wenig; ihr Hauptwerth besteht im Gefühl und in der Gesinnung, und ihr Reiz in der „Kleinmalerei", in den idyllischen Schilderungen kleiner Verhältnisse, wie sie das einförmige Leben der Landpfarrer, Dorfschullehrer und Amtleute oder die socialen Zustände kleiner Residenzen darbieten; er selbst entbehrt der Kenntniß und Liebe der altklassischen Literatur; er verschmäht es, an den großen Mustern der Hellenen sich zu bilden, und verliert sich daher in alle Irrgänge der Formlosigkeit. Seine phantastische Manier der Darstellung, das Einstreuen fremdartiger Kenntnisse, dunkler Bilder, Vergleiche und Anspielungen, wie sie ihm seine überwiegende Einbildungs- und Empfindungskraft und seine gelehrten Sammlungen an die Hand boten, hat von jeher alle klassisch gebildeten Männer von Form- und Ordnungssinn gegen ihn eingenommen; daher blieben seine Romane stets mehr die Lectüre der Frauen, die sich an seinen Idealen und an der Innigkeit seiner Gefühle erfreuen, sein „liebevolles Versenken in die innere Entwickelung der Persönlichkeit" und seinen „aufgeschlossenen Sinn für das Leben der Natur" bewundern, über das Dunkle und Regellose wegsehen und keinen Anstoß daran nehmen, daß er in das kleine Leben der Gegenwart, in dem er sich bewegt, „in die prosaische Welt unserer Höfe, Kleinstädte, Häuser und Studirstuben die schwärmerischen Liebschaften des Mittelalters, die Freundschaften der Urzeit, orientalische Einsiedler, unterirdische Erziehungen, Scheinbegräbnisse, Kinderverwechselung und Geisterspuk" hineinträgt. Auch Herder, mit dem Jean Paul während eines kurzen Aufenthaltes in Weimar im Juni 1796 Freundschaft schloß, urtheilte günstig über ihn. Am gelungensten sind seine Naturschilderungen, seine Landschaftsbilder, worin Berge und Thäler, Dörfer und Parks, der stille Haushalt der Natur mit Sonnenauf- und Sonnenuntergängen, die Beleuchtung und landschaftliche Stimmung mit großer Kunst und Lebendigkeit vorgeführt werden; dagegen sind seine Liebesschilderungen häufig zu bloßer Sentimentalität, zur Empfindung des Herzens ohne alle sinnliche Unterlage verflüchtigt. — Jean Paul, der eine große Schreiblust besaß und durch kein Amt oder äußeres Geschäft von seiner Lieblingsarbeit abgezogen wurde, hat sehr viele Werke verfaßt. Seine ersten Schriften waren satirischen Inhalts und bewiesen, daß er sich in Swift stark eingelesen. In den „grönländischen Processen" und in der „Auswahl aus des Teufels Papieren" sind mit einem großen Aufwand von Witz und Scharfsinn kleine und geringfügige Gegenstände besprochen. Die Schreibart ist wunderlich und mit Gleichnissen angefüllt, die Stimmung bitter und feindlich, wie sie sonst seiner weichen Gemüthsart nicht eigen ist. Sie gibt Zeugniß von der inneren Zerklüftung und Zerrissenheit, von dem Mißmuth über die Erde, „eine dunkle Kammer voll umgekehrter und zusammengezogener Bilder aus einer schöneren Welt." Der geringe Erfolg dieser Satiren führte ihn zum humoristischen Roman, dem eigentlichen Felde seiner Wirksamkeit. In der unvollendeten „unsichtbaren Loge", einer Erziehungs- und Bildungsgeschichte, tritt schon das verschwommene Gefühlswesen und die rührende Sentimentalität, die Thränen erwecken, neben den Witz und Humor, die Lachen erregen, eine Vermischung von Ernst und Scherz, die das charakteristische Element der Romane von Jean Paul bildet und Wehmuth und Heiterkeit zugleich erzeugte. Im „Hesperus" sind die weichmüthigen Bestandtheile, das Wohlgefallen am Rührenden und

das Verweilen bei dem menschlichen Elende am meisten vorherrschend. Trotz der Haltlosigkeit im Ganzen und der Schwäche der Anlage ist dieser Roman wegen der vortrefflichen Zeichnung und Schilderung im Einzelnen wie wegen des Schwungs und Adels der Empfindungen von Vielen am meisten bewundert worden. In ihm hat die „Poesie der Sehnsucht" ihren vollsten Ausdruck gefunden, und ein unerschöpfliches Füllhorn von Bildern und Gedanken ist darüber ausgegossen. Die beiden nächsten Romane „Quintus Fixlein" und das rührende Buch „Blumen-, Frucht- und Dornenstücke oder Ehestand, Tod und Hochzeit des Armenadvocaten Siebenkäs", sind der Schilderung des Kleinlebens gewidmet und gehören der eigentlichen humoristischen Gattung an; es sind Beschreibungen idyllischer Zustände in der Studirstube, mit großer Gemüthlichkeit durchgeführt, und beweisen, daß dies das eigentliche Feld war, auf dem sich der Dichter mit Sicherheit bewegt. Wie in seinem früheren Roman „Wuz" ein Schulmeister, wird in Quintus Fixlein ein Gymnasiallehrer zum Helden gewählt. „Es ist die Liebe für den Lehrerstand, welche das letztere Werk warm durchströmt, das diesem so stiefmütterlich bedachten Stand mit der einen Hand den Trost und die Freude der Poesie reicht, mit der andern die Geißel der Satire gegen verkehrte Staatsinstitutionen und unsinnige Geburtsprivilegien schwingt." Im Siebenkäs schilderte der Dichter seine eigenen trüben Verhältnisse von der Zeit an, da er in der Stube seiner Mutter in Hof an seinem Erstlingswerke arbeitete, „gelähmt und gedrückt von Innen und Außen, wie er sich nach mancherlei Prüfungen, wenn auch mit blutendem Herzen, aus dem Alltagsleben losreißt und sich in poetische Lebenskreise emporschwingt. Der Armenadvocat Siebenkäs ist Niemand anders als der Armendichter Jean Paul, der es so prächtig versteht, die Freuden der Stadtarmen anschaulich darzustellen." Zugleich ist der Siebenkäs ein treues Spiegelbild der zwieträchtigen Natur des Dichters selbst „von entzückender Feinfühligkeit für die Poesie des scheinbar Alltäglichen, krankhaft und verzerrt durch phantastische Schrullen." Aber seine Natur drängte ihn, das Verschiedenartige und Widerstrebende zu vereinen; darum sehen wir den Dichter, der eine so entschiedene Gabe für die Auffassung des wirklichen Lebens besaß, im „Kampanerthal" mit philosophischen Problemen beschäftigt, sich mit der Lehre von Gott und Unsterblichkeit befassen. Am vollständigsten erscheint Jean Paul's Wesen im „Titan" und in den „Flegeljahren", die für seine bedeutendsten Romane gelten können. Dort schildert er mit ergreifender Wahrheit „die titanischen Naturen des Zeitalters" nach der ideal edlen, wie nach der grenzenlos verdorbenen Seite, zwar übertrieben, aber nichts desto weniger tief und wahr, und mit großartiger künstlerischer Ausführung. Die Schilderungen Italiens, die enthusiastische Verklärung des Südens, aus dem die Gestalt der Linda als seine Fleisch gewordene Verkörperung heraustritt, athmen eben so großen Zauber, wie die idyllische Lieblichkeit von Albano's Jugendbildern. In Linda's Eigenheiten und Anschauungsweisen liegen Beziehungen verborgen zu Charlotte von Kalb, die nach der unglücklichen Liebe zu Schiller in ein ähnliches Verhältniß zu Jean Paul getreten war. In den unvollendeten „Flegeljahren" wird an zwei verschiedenartigen Brüdern, von denen der eine das rührende Abbild der träumerischen Jugendunschuld und deutschen Gemüthswelt, der andere ein Weltkenner und Humorist ist, die doppelte Richtung der Jean Paul'schen Poesie in gelungenster Weise anschaulich gemacht und der tragikomische Zusammenstoß der Jugendideale mit der prosaischen Welt vortrefflich geschildert. In diesen beiden Werken scheint der Dichter „das Uebermaß seiner Phantasiekräfte ausgetobt zu haben", daher die übrigen Werke, die er in verschiedenen Städten Thüringens und Sachsens und in Bayreuth, wo er zuletzt seinen dauernden Aufenthalt nahm, im Laufe der Jahre verfaßte (wie Katzenbergers Badereise, Leben Fibel's, der Comet, ein satirischer Roman, worin er die Thorheiten der Zeit geißelte), wenig Neues mehr bringen und ruhiger gehalten sind.

Ein Jahresgehalt von dem Fürst-Primas von Dalberg und nach dem Sturze Napoleon's von dem König von Bayern übernommen, entriß ihn den Nahrungssorgen, die sein früheres Leben verbittert hatten. Seine letzten Werke sind wissenschaftlicher Art: Vorschule der Aesthetik, Levana oder Erziehungslehre, Selina oder über die Unsterblichkeit (veranlaßt durch den Tod seines auf der Universität Heidelberg in Irrsinn verfallenen einzigen Sohnes, der Ausdruck seines Glaubens und Hoffens); da aber Jean Paul, der Mann der Einbildungskraft, keine Wissenschaft ganz durchdrungen, wenn gleich sich um alle behufs seiner Dichtungen bekümmert hat, so haben diese Werke keinen bedeutenden wissenschaftlichen Werth, so reich sie auch sind an einzelnen geistvollen pädagogischen und ästhetischen Bemerkungen und glänzenden Ideen. Seine idyllischen Gemälde aus dem deutschen Gemüthsleben dagegen, sein Schulmeisterlein Wuz, sein Quintus Fixlein, sein Siebenkäs waren warme Schutzreden der heimischen Gefühlswelt gegenüber den Neigungen und Sympathien der Weimarer für das Griechenthum. In den Jahren der Napoleonischen Zwingherrschaft und der nachfolgenden Reaction zeigte sich Jean Paul als muthiger Wortführer deutscher Freisinnigkeit und Vaterlandsliebe.

Erweiterung der Romanliteratur.

Keine Literaturgattung fand mit der fortschreitenden Bildung so viele Bearbeitung und einen so ausgedehnten Leserkreis wie der Roman. Er sammelte alle Reflexe deutscher Bildung bis in ihre verlorensten Extreme, alle Richtungen, alle Tendenzen, alle Farben. Der Staat, die Kirche, die Gesellschaft, die Familie wurden in seine Kreise gezogen; die Stoffe erschöpften in ihrer Zusammenfassung unser modernes Leben. Aber auch in keiner andern Gattung machte sich die Mittelmäßigkeit und Unfähigkeit so geltend, und in keiner andern Gattung wurde die sklavische Nachahmung inländischer und ausländischer Vorbilder so weit getrieben, wie in dieser. Der humoristische Roman wurde seit Jean Paul weniger cultivirt als früher; nur Aug. Langbein (Thomas Kellerwurm, der Bräutigam ohne Braut), Adolf v. Knigge (mehr bekannt durch sein vielgelesenes Buch „über den Umgang mit Menschen" als durch seinen komischen Roman „die Reise nach Braunschweig") und vor Allen Ernst Wagner („Wilibalds Ansichten des Lebens", „die reisenden Maler" u. a), wie Jean Paul sich in kleinen Verhältnissen bewegend, gelangten darin noch zu einigem Ruhm. Dagegen nahm die Zahl der historischen Romane, worin der Geschmack der Zeit für Romantik und Ritterthum seinen Ausdruck fand, übermäßig zu. Wie Goethes Götz von Berlichingen eine Fluth von Ritterromanen hervorrief, so gab Schillers Drama „die Räuber" Anstoß zur Abfassung von Räuberromanen. In der letztern Gattung hatte der „Rinaldo Rinaldini" von Goethes Schwager Vulpius eine gewisse pathologische Bedeutung für die Volksrichtung der Zeit. Diese wachsende Wichtigkeit der Novellen- und Romanliteratur für das gesellige Leben hatte zur Folge, daß selbst die größten Dichter sich dieser Literaturgattung zuwendeten, wodurch mehr Mannichfaltigkeit und Tiefe in dieselbe kam. Schiller's unvollendeter aber spannender Roman „der Geisterseher" gegen die arglistige und unheimliche Propaganda der Jesuiten hatte zwar zunächst nur die schlimme Folge, daß Deutschland nun neben den Ritter- und Räuberromanen auch noch mit einer Fluth von Zauber- und Geisterromanen überschwemmt wurde; dagegen wies Goethe durch seinen „Wilhelm Meister" und seine „Wahlverwandtschaften" auf das reiche Familienleben mit seinen Freuden und Leiden, seinen Kämpfen und Verwickelungen, seinen vielseitigen Seelenvorgängen hin und bewirkte dadurch, daß die Romanschriftsteller ihre Blicke mehr auf die Gegenwart richteten, die Zustände der Wirklichkeit nach allen Richtungen erforschten und alle Verhältnisse des Familien- und Gesellschaftslebens, alle geistigen und religiösen Interessen der verschiedenen Stände, alle Wechselfälle des irdischen Daseins in ihren Werken darstellten. Dadurch wurde alles Menschliche in den Bereich des Ro-

mans gezogen und dieser folglich als Form und Rahmen für die Verbreitung bestimmter Ideen benützt.

B. Wissenschaftliche Thätigkeit und Prosaliteratur*).

I. Das geistige Leben Deutschlands auf dem Gebiete der Kirche und Schule, der Religion und der Philosophie.

1. Allgemeines.

Im Laufe des achtzehnten Jahrhunderts vollzieht sich auf deutschem Boden ein folgenreicher Prozeß, als dessen Kern und Wesen die Befreiung der allgemeinen Culturinteressen von den Banden und aus dem Bann der Theologie bezeichnet werden kann. Letztere war durch die Reformation zur Führerschaft in der geistigen Bewegung der Neuzeit berufen worden, und trotz aller, nur allzurasch erfolgter Entartung, erhielt sie sich auf der Höhe dieser Stellung, so lange die großen Religionskriege währten. Seit dem Ende des dreißigjährigen Kriegs begann der Credit der confessionellen Dogmatik und der reinen Lehre langsam zu sinken, und der gravitätische Ernst, womit ihre Vertreter sie fortwährend als die Königin der Wissenschaften behandelten, begegnete vermehrten Zweifeln. Die Einwirkungen von Männern wie Calixt in der Mitte, wie Spener gegen Ende jenes Jahrhunderts, kamen zwar der Frömmigkeit zu gute, nicht aber der Rechtgläubigkeit. Seit 1700 vollends mehrt sich wenigstens die Zahl der Einzelnen, welche mit dem traditionellen Dogma und mit der Kirche gebrochen haben. Aber auch innerhalb der theologischen Welt treten zu den Einflüssen, die schon früher von Helmstädt, Frankfurt, Dresden, Berlin, Halle ausgegangen waren, neue, zugleich stärker und entschiedener wirkende Impulse. Dahin gehören in erster Reihe die Nachwirkungen des niederländischen Arminianismus, des englischen Deismus, vornehmlich aber des deutschen Wolffianismus, auch das seitens der Rechtswissenschaft gegebene Beispiel der Befreiung von scholastischen Gesichtspunkten. Später treten als weitere Agentien noch hinzu die französische Aufklärungsliteratur, besonders Voltaire und Rousseau, die von letzterem beeinflußte philanthropische Pädagogik, der ganz in die Spuren des ersteren einlenkende Ton, welcher vom Hofe Friedrichs des Großen ausging und ein ergänzendes Seitenstück in den aufklärerischen Reformbestrebungen Josephs II. in Wien fand. Dieser und Friedrichs II. Minister von Zedlitz nannten zuweilen „Aufheiterung", Andere auch „Aufhellung", was bald allgemein mit dem Ausdruck und Stichwort „Aufklärung", worüber Moses Mendelssohn und Kant eigene Abhandlungen schrieben, bezeichnet wurde — das leitende Prinzip, welches der geistigen Entwickelung des deutschen Volkes seit Anfang des Jahrhunderts zu Grunde lag und in der zweiten Hälfte desselben siegreich nach allen

[Marginalia: Theologie und Cultur. — Die Aufklärung.]

*) Von Professor Dr. Holtzmann und Dr. F. Weber.

Seiten zum Durchbruch gelangen sollte. Das angestrebte Ziel läßt sich bezeichnen als Verstandesbildung, eigene Ueberzeugung, Befreiung des Denkens von den es beengenden Schranken auf dem Wege theils des selbständigen Nachdenkens, theils der erfahrungsmäßigen Forschung auf den Gebieten der Natur und der Geschichte. Das am meisten Charakteristische der ganzen Entwickelung liegt aber in der merkwürdigen Art, wie noch Alles, selbst die Emancipation von der Theologie, innerhalb der Sphäre und auf dem Boden der Theologie sich vollzieht. Fast durch das ganze achtzehnte Jahrhundert hindurch werden in Deutschland alle Culturfragen noch innerhalb des Rahmens einer theologisch bestimmten Weltanschauung zum Austrage gebracht; alle Regungen der Wissenschaft, Kunst und Literatur setzen sich vor Allem erst mit der Theologie auseinander; auch der Religion an sich fremde Probleme werden noch für theologische Probleme gehalten. Nicht bloß Leibniz und Wolff dienen zum Erweise und zur Illustration dieses Satzes, sondern selbst Lessing sieht sich gedrungen, Glaubensbekenntnisse abzulegen und theologische Polemik zu treiben. Wie er, so waren auch Wolff, Gellert, Winckelmann und viele der einflußreichsten Pädagogen, Philosophen, Kritiker und Dichter von Haus aus Theologen; die Philologen, Orientalisten und Historiker der Zeit treiben ihre Profanwissenschaften meist nach oder neben ihrem theologischen Fachstudium. Keiner ist, der die theologische Eierschale ganz abgestreift hätte.

Verflachung der theologischen Weltanschauung. Das Ende der Bewegung bestand freilich in der dauernden Vernichtung der weltlichen Herrschaft und bisher behaupteten maßgebenden Stellung der Theologie. Wissenschaft, Kunst, Literatur — alle wesentlichen Factoren weltlicher Cultur sind durch die Geistesthat des achtzehnten Jahrhunderts aus ihrer engen Verbindung mit Religion und Kirche herausgetreten. Die Folgen für die Theologie aber waren zunächst unsäglich traurig, erst mit der Zeit zuweilen auch heilsam und kräftigend. Traurig deshalb, weil die Religion, auf einer nothwendigen Thätigkeit des menschlichen Gemüthes beruhend, bezüglich ihrer Ausdrucksweise aber stets auf Mittel der Phantasie und poetischen Ahnung verwiesen, wenig darauf eingerichtet ist, von einem Zeitalter vorwiegender Verstandesbildung, das vor Allem nüchterne Lehrweise und handgreifliche Begriffe verlangt, in Betracht gezogen und pedantisch strenger Prüfung unterworfen zu werden. „Der reflectirende Verstand führt eine bildlose, farblose, nackte, nüchterne, kühle Sprache. Nöthigt er als Tyrann eine solche dem religiösen Leben auf, so muß dieses verstummen". Schon der Wolffianismus nahm sich auf der Kanzel oft seltsam genug aus und vermochte dem religiösen Bedürfnisse des Volkes nicht mehr zu genügen. Die Predigten waren noch orthodox, aber allzusehr von der Neigung zu breit tretendem Räsonnement beherrscht. Die ganze Theologie wurde zwar nicht systematisirt, aber tabellarisirt, und es gab Prediger, welche am besten zu fahren schienen, wenn sie von jedem Worte des Textes eine Definition gaben.

Popularphilosophie. Seit der Mitte des Jahrhunderts nahm unter dem Einflusse der mittlerweile auf die Tagesordnung gesetzten Popularphilosophie die Trockenheit zu; nur daß an

die Stelle der leidigen Abstraction die noch leidigere Trivialität trat. Wie diese Popularphilosophie im Allgemeinen das Verdienst hatte, die Ansprüche des gesunden Menschenverstandes wieder in Geltung gesetzt zu haben, andererseits aber eine oft komische Abneigung gegen alle Erscheinungen und Factoren des Lebens an den Tag legte, welche sich den Berechnungen des gemeinen Menschenverstandes entzogen und ein mehr ästhetisches Schätzungsvermögen voraussetzten, so that gleicher Weise auch die theoretische und praktische Theologie dieser Periode, bis endlich die Religion fast so gut wie ganz umgesetzt war in einige Gemeinplätze von sogenannten Vernunftwahrheiten auf der einen, in oberflächliche Nützlichkeitsmoral auf der andern Seite. „Ein gar nicht auf religiösem Boden erzeugter Inbegriff wissenschaftlicher oder populär gehaltener Gedanken wurde das Evangelium der rationalistischen Theologen". Ausdrücke, welche sowohl der altprotestantischen als der scholastischen Theologie völlig unentrathsam waren, wie Buße und Bekehrung, Glaube und Rechtfertigung, wurden jetzt allmählig geradezu unverständlich; man redete statt dessen von Unschuld und Tugend, von Vernunft und Aufklärung, von „Ausbesserung" und Vervollkommnung. Aber nicht bloß Werthe der natürlichen Moral, auch Werthe der philosophischen Metaphysik wurden für religiöse Werthe gehalten und ausgegeben. Philosophische Beweise für das Dasein Gottes und die Unsterblichkeit der Seelen hielt man für Andachtsmittel und erbauliche Motive. Im Uebrigen aber beschäftigte man sich mit dem was nützlich ist nicht bloß für jenes, sondern vornehmlich auch für dieses Leben. „Die Kirche wurde verwandelt einerseits in eine Akademie, andererseits in eine Dorfschule, und in dieser hohen oder aber niederen Schule durfte Alles gelehrt werden, was sich für das Alltagsleben verwerthen ließ". Es war die Zeit da Spaldings berufenes Buch „über die Nutzbarkeit des Predigtamtes" (1772) erschien, in welchem dem geistlichen Amte, das namentlich in der Lutherskirche noch von einem Nimbus apostolischer Heiligkeit umgeben war, dieser klerikale Charakter gründlich abgestreift, seine Hauptbedeutung dagegen in die Gemeinnützigkeit als Institution zur Beförderung allgemeiner Sittlichkeit verlegt war.

Die Religion der Vernunft und Moral.

Gleichwohl hat die Theologie gerade während dieser Periode der äußersten Entleerung aller religiösen Ideen Errungenschaften gemacht, welche durchaus als bleibende Früchte der Aufklärung erscheinen und eine aufrichtige Rückkehr zur alten Glaubensweise für alle Zukunft zur Unmöglichkeit machen. Es ist zunächst die biblische Auslegung und Kritik, welche von den Fesseln des Traditionalismus und der Autorität des Kirchenglaubens befreit wurde, und zwar dadurch, daß Männer wie Ernesti, Michaelis, Semler, von dogmatischen Rücksichten absehend, die Prüfung und Erklärung des biblischen Textes ausschließlich unter den Gesichtspunkt der weltlichen Philologie stellten und dem entsprechend mit Sprachforschung, Alterthumskunde, literarischer und historischer Kritik in Verbindung setzten. Mochten dabei noch so ängstliche Rücksichtsnahmen getroffen

Theologischer Fortschritt und Rückschritt.

werden, der innerste Kern dieser Richtung war nicht zu verdecken: daß nämlich die Dogmatik ein historisches Gewächs sei und ihre Wurzel in einer Sammlung von Büchern habe, die, mag man sie für noch so heilig und inspirirt ansehen, doch allen geschichtlichen und örtlichen Bedingungen weltlicher Literaturentwickelung unterstehen und als die volksthümliche Literatur des Judenthums und des daraus hervorgegangenen Urchristenthums nur durch die genaueste Kenntniß und Erforschung der Sprache, Geschichte, Alterthümer, Sitten und religiösen Vorstellungskreise des Orients zu verstehen sind. Auf diesem Wege mußte sich aber der Glaube an die Ausnahmestellung gerade dieser, der sogenannten kanonischen Literatur, also auch an ihre unmittelbare göttliche Eingebung und unbedingt bindende Kraft verlieren.

Die Nationalliteratur u. das Christenthum. Im Allgemeinen aber hat die Theologie, indem sie all' ihr Hab und Gut unter den Schutz und Schirm des gemeinen Menschenverstandes flüchtete, sich ihr eigenes Grab gegraben. In demselben Maße als sie das religiöse Ahnen und Bedürfen gar nicht mehr zu begreifen, geschweige denn zu befriedigen wußte, und als man an den Dienern der Religion fast nur Kleben an der gemeinen modernen Wirklichkeit und zunehmendes Philisterthum wahrnahm, flüchtete sich Alles was Gemüth und Phantasie besaß, zu der eben damals, in der Genialitätsepoche, ihre Flügel mächtig erhebenden poetischen Nationalliteratur. Hier stellen nun allerdings Gellert und Haller, vornehmlich aber Klopstock noch den bewußten Zusammenhang mit der positiven Religion dar und räumt sogar noch der spätere Herder auch dem Christenthum eine hervorragende Stelle ein unter den Geistesmächten, welche an der Verwirklichung der Humanitätsidee gearbeitet haben. Im Ganzen aber war es mehr das ideale Griechenthum, was je länger je ausschließlicher gefeiert wurde. Seit Wielands religiöser Wandlung hatte die Nationalliteratur in den besten ihrer Vertreter wenigstens dem überkommenen und historischen Christenthum den Rücken gewandt, sowenig dieselbe auch irgendwie aus dem Antichristenthum in französischer Weise Profession machte. Dies konnte nur dazu beitragen, nicht bloß den Ruin der Theologie in allen ihren Gestalten zu vollenden, sondern auch jenes religiöse Interesse, welches fast das ganze Jahrhundert noch beherrscht hatte, gegen Ende desselben wenigstens in den gebildeten und am geistigen Leben der Nation betheiligten Kreisen fast ganz einschlummern zu lassen; was an seine Stelle trat war zunächst ein philosophisch-ästhetisches, späterhin je länger je mehr ein politisches Interesse.

Die Philosophie, welche zunächst berufen war in die Lücke einzutreten, ging in der Person Kants aus der Uebergangsform der sogenannten Popularphilosophie in die weltgeschichtliche Phase der kritischen Philosophie und zwar zunächst des sogenannten subjectiven Idealismus über. So große Verdienste sich die Popularphilosophie um Befreiung und Hebung der gesammten Durchschnittsbildung des achtzehnten Jahrhunderts erworben, so sehr die philosophische Arbeit dadurch an Klarheit und formaler Ausbildung gewonnen hatte, so viel ließ sie

an Gehalt, Tiefe und Gründlichkeit vermissen. Ein oberflächlicher Eklekticismus, vom bloßen Dilettantismus nicht viel verschieden, gab sich für echte Weltweisheit aus. Ausnahmslos wiederholen alle Vertreter dieser Richtung, daß der eigentliche Gegenstand der Philosophie und des menschlichen Interesses überhaupt nur der Mensch sei. In der Art, wie dieser Satz aufgefaßt und durchgeführt wird, bestimmt er sich näher dahin, daß die Glückseligkeit des Menschen den eigentlichen Zweck aller theoretischen und praktischen Bestrebungen bilde, der Werth alles Erkennens und alles Thuns daher ganz und gar nach dem Nutzen zu bemessen sei, welchen es uns gewährt. Schließlich erscheinen selbst Gott und Unsterblichkeit, die beiden ausschließlichen Gegenstände der philosophischen Begeisterung jener Zeit, als nothwendige Artikel im Bau der menschlichen Glückseligkeit. Ein flacher Utilitarismus und Eudämonismus beherrscht daher vor Allem auch die große pädagogische Reform, in welcher sich überhaupt die Tendenzen und Interessen des Jahrhunderts nach ihren gesunden und ungesunden Seiten am treuesten abspiegeln. Gleichwohl brachen sich diese Bestrebungen überallhin Bahn, und ging von den Philanthropinen allmählig eine gründliche und segensreiche Umgestaltung des Schulwesens aus.

Glückseligkeits- und Nützlichkeits-Moral.

Die Reform-pädagogik.

Während der Einfluß von Männern wie Basedow, Rochow, Felbiger, Pestalozzi mit der Zeit in jeder Volksschule spürbar wurde, ging von der Universität Königsberg ein Impuls aus, welcher in der Geschichte des menschlichen Denkens die größte Epoche seit Aristoteles bildet. Man war in der Weiterverfolgung theils Leibniz-Wolff'scher, theils Locke'scher Ideen dahin gekommen, im menschlichen Selbstbewußtsein endlich den Ort zu fixiren, mit dessen Untersuchung die Philosophie sich in erster Linie zu beschäftigen habe. Aber erst Kant begriff und lehrte begreifen, daß alle Versuche zur Fortbildung und Ergänzung der deutschen wie der englischen Forschungen einer haltbaren Grundlage entbehrten, so lange nicht die entscheidenden Fragen nach dem Ursprunge unserer Vorstellungen gründlicher als bisher untersucht waren. Dadurch zumeist hat er eine neue Epoche in der Geschichte des menschlichen Denkens eröffnet, daß er den Beitrag feststellte, welchen einerseits die Eindrücke der Sinneswelt, andererseits die Selbstthätigkeit des vorstellenden Subjectes für Bildung der Vorstellungen und Begriffe leisten. Wenn der deutsche Rationalismus von der Vernunft wie von einer Karte der übersinnlichen Welt sprach, die der Mensch fertig in seinem Geiste trägt, so gab ihm Kant zu bedenken, daß die Vernunft ihren Stoff nur aus der Erfahrung entnehmen, daß aller Vernunftgebrauch nur Bearbeitung eines erfahrungsmäßig gegebenen Stoffes sein kann; und wenn der englische Empirismus die Erfahrung für die einzige Quelle unserer Vorstellungen und für den Maßstab ihrer Wahrheit hielt, so belehrt ihn Kant, daß unsere Vorstellungen zwar ihren Inhalt aus der Empfindung nehmen, ihre Form dagegen ganz und gar durch die eigene, von „apriorischen" Gesetzen bestimmte Geistesthätigkeit des Menschen erhalten. Indem er so die Ansichten seiner Vorgänger über die Ent-

Philosophische Revolution durch Kant.

stehung und Wahrheit der Vorstellungen theils berichtigt, theils durch einander ergänzt, verknüpft er sie in dem neuen und schöpferisch wirkenden Prinzip der „kritischen" Philosophie, welche sich bewußt ist, die Dinge nur zu erkennen, wiefern sie sich uns unter unseren menschlichen Anschauungs- und Denkformen darstellen, nicht aber in ihrem „An sich". Damit war der Schwerpunkt der Philosophie, der bisher in der Frage nach der Beschaffenheit der vorgestellten Gegenstände lag, in die Frage nach der Beschaffenheit des vorstellenden Subjectes verlegt, und mit der Entdeckung, daß dieses Subject nicht bloß vorstellt, sondern auch die Gesetze eigenster Thätigkeit in sich selbst trägt, war ein neues Gebiet, dasjenige der übersinnlichen, der sittlichen Welt gewonnen, auf welchem die Entschädigung für alle Verluste des, auf das Gebiet des Erfahrungsmäßigen beschränkten, Erkennens zu finden sein sollte.

Publicistik u. Geschichtschreibung. Neben Religion und Kirche, neben Pädagogik und Philosophie war auch das Staatsleben und die Geschichte ein fruchtbares Ackerfeld geistiger Thätigkeit und eingehender Studien. Wenn in England und Frankreich die staatsrechtlichen Theorien und politischen Doctrinen von philosophischen Prinzipien ausgingen, so wendeten sich die Deutschen mehr dem Praktischen zu und suchten in die verwirrende Masse der Reichsrechte und der particularistischen Staatsverhältnisse einige Ordnung und Klarheit zu bringen. Nachdem die beiden Moser, Vater und Sohn, jener auf der positiven Grundlage des Gegebenen, dieser im Geiste der Freiheits- und Humanitätsideen des Zeitalters, verbunden mit der christlich gläubigen Gesinnung Klopstocks, die er auch in geistlichen Liedern und in dem Heldengedicht in Prosa „Daniel in der Löwengrube" kund gab, mit Freimuth und emsigem Fleiß das weite Gebiet des staatsrechtlichen und politischen Lebens durchdrungen und ein solides Fundament für staats- und völkerrechtliche Lehrgebäude gelegt, gründete Pütter eine staatswissenschaftliche Schule, welche die letzten Jahrzehnte des römisch-deutschen Reiches beherrschte und dasselbe überdauerte. Justus Möser, ein echtdeutscher Sohn des Osnabrückischen Landes, zugleich Publicist und Historiker, zeigte in der Einleitung zu seiner „Osnabrück'schen Geschichte" und in seinen „patriotischen Phantasien", wie man durch Erforschung und Würdigung der vaterländischen Vergangenheit in ihren Sitten, Lebensverhältnissen und ständischen Eigenthümlichkeiten eine gesunde Unterlage zu einer wahren Volks- und Landesgeschichte gewinnen könne, und suchte, indem er die Reformen der öffentlichen Dinge, der religiösen und politischen Anschauungen an das Bestehende anzuknüpfen rieth, das rechtlich und historisch Begründete zu retten und zu wahren gegenüber den nivellirenden Bestrebungen des absolutistischen wie des rationalistisch aufklärenden Zeitalters. Durch Möser und mehrere gleichzeitige Schriftsteller kam in die Geschichtschreibung ein neuer Aufschwung. Herders Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit gaben den Anstoß zu einer freiern, großartigern Auffassung der Weltgeschichte, indem sie den Forscher auf die philosophische Höhe führten, von der das Auge die

Völkermassen vieler Jahrhunderte überschaut; und wenn schon Schlözer, neben Gatterer der Hauptbegründer einer methodischeren und rationelleren Geschichtschreibung und der Vater der periodischen politischen Literatur, gegen diese poetische Auffassung ankämpfte, die klassischen Autoren geringschätzte, mit praktischem Sinn bloß die bestehenden Verhältnisse erfaßte und zu bessern suchte; die höhere philosophische Anschauung der Geschichte machte sich dennoch geltend. Ludw. Tim. Spittler schied zuerst mit ordnendem Sinn den Geist und das Wesen der Geschichte aus dem massenhaften Material der Kirchen- und Staatenhistorie, machte auf das Freiheitsbedürfniß der Menschennatur wie auf die heiligen Rechte der Völker aufmerksam und verlieh der historischen Darstellung Klarheit, Würde und Adel der Sprache. In seinem Geiste hat Dohm die Zeit des deutschen Fürstenbundes mit staatsmännischem Verständniß in seinen „Denkwürdigkeiten" behandelt. Der Schweizer Johannes Müller strebte nach dem Ruhm eines deutschen Thukydides, indem er die großartigen Erscheinungen der Weltgeschichte in objectiver Ferne betrachtete und in kunstvoller rhetorischer Sprache darstellte; ihm war es gegeben, den historischen Stoff, den er sich durch unermeßliche Belesenheit zu eigen gemacht, mit dem Lichte des Geistes zu durchdringen und zu schöner Form zu gestalten. Ein begeisterter Herold der Freiheitskämpfe und der republikanischen Tugend seiner Landsleute in seiner „Geschichte der Schweizer Eidgenossenschaft", entbehrte er im Leben der männlichen Haltung und Festigkeit und endete als Minister der Napoleonischen Militärherrschaft in Kassel; er bildete in dieser Beziehung den Gegensatz zu seinem Mainzer Collegen, dem charaktervollen, für Freiheit und Weltbürgerthum schwärmenden Georg Forster, der im Strudel der französischen Revolution unterging. Friedrich Gentz, ein geistreicher Mann von elastischer Beweglichkeit, war in Schriften und Leben das getreue Spiegelbild einer wechselvollen Zeitströmung und wandelbaren Weltanschauung.

II. Der Umschwung in der Theologie.

1. Die religiöse Aufklärung.

Wir haben bereits den Gang der aufklärerischen Ideen durch England (S. 110 ff.) und Frankreich (S. 137 ff.) verfolgt. Erst um ein namhaftes später betreten sie auch den Boden von Deutschland, wo ihnen übrigens von anderer Seite her theilweise schon durch die Reformbestrebungen der Pietisten (XII, S. 965 ff.), noch mehr aber durch die philosophischen Leistungen Leibnizens und Wolff's vorgearbeitet war (XII, S. 741 ff.). Von jener Seite her kamen die Angriffe, welche der schwärmerische Dippel (XII, S. 971), unter dem Namen des christlichen Demokrit schreibend, gegen das neue Papstthum des lutherischen Klerus richtete. Gefährlicher aber wurde trotz aller Accomodation, deren sich ihre Führer beflissen, die Philosophie. Wolff war ein „Lehrer Deutschlands" wieder in neuer, in ganz anderer Weise gewesen, als Hrabanus Maurus und Melanchthon, deren Namen herkömmlicher Weise mit diesem Titel geschmückt sind. Er war der erste deutsche Philosoph, welcher Schule machte und die Phi- Wolffianismus 1720—40.

losophie zugleich auch bis zu einem gewissen Grade zu einer allgemeinen, öffentlichen Angelegenheit erhob. Nun war das Hauptschlagwort dieser Schule die s. g. natürliche Theologie, welche Wolff nach dem Vorgange der Scholastiker von der geoffenbarten unterschieden hatte. Auf jene wendete sich von nun ab alle Aufmerksamkeit der Zeitgenossen; ihr allein schrieb man Beweisbarkeit und unumstößliche Sicherheit zu. Das Geschäft der Ausgleichung mit der geoffenbarten Wunderwelt und die Vertheidigung der letzteren sollte ausschließlich den Theologen überlassen bleiben. Für den Gegensatz der confessionellen Lehrsysteme blieb selbstverständlich wenig Interesse übrig; an die Stelle dieses Gegensatzes war der Kampf von Philosophie und Theologie, von Vernunft und Offenbarung, von Denken und Glauben getreten. Nichtsdestoweniger wurde theologischerseits höchstens vereinzelter Widerstand versucht, namentlich in Jena und in Leipzig, während eine ganze Reihe anderer Theologen, wie Reinbeck in Berlin, Reusch in Jena, Ribow in Göttingen, Canz und Bilfinger in Tübingen, Baumgarten in Halle, dem demonstrativen Verfahren der neuen Philosophie Eingang in die Religionswissenschaft zu verschaffen wußten. So wurde die Theologie selbst mit hereingezogen und dahin gebracht, auch ihrerseits einen Prozeß zu fördern, dessen Resultat nur in endgültiger Lösung und Befreiung der Philosophie von dem Joche der theologischen Scholastik bestehen konnte. Eine ähnliche Emancipation hatte die Rechtswissenschaft durch Pufendorf und Thomasius erfahren, und sogar schon länger war es her, daß die Naturkunde selbständigere Regungen zu empfinden begann. Vieles Andere noch trug dazu bei, es den Geistern zu erleichtern, aus dem Kreise eines überlieferten und erlernten Systemes herauszutreten und namentlich in Confessionssachen mildere Urtheile zu bilden. Nicht blos wurden geistige Producte des Auslandes überhaupt in Deutschland eingeführt, sondern es begann auch namentlich die reformirte Kirche eine starke Einwirkung auf das deutsche Lutherthum auszuüben. Man konnte in Deutschland nicht theilnahmlos bleiben, wenn in Holland der Arminianismus ungeheuere Fortschritte auf dem Gebiete der kirchengeschichtlichen und der exegetischen Studien machte, wenn ebendaselbst neben der classischen auch die orientalische Gelehrsamkeit einen neuen, dem Verständnisse des Alten Testamentes zu gute kommenden Aufschwung nahm, wenn in Folge von Peter Bayle's geistreicher Publicistik ein gewisser Zweifelsgeist und kritischer Sinn in Religionssachen Hand in Hand mit Abneigung gegen Religionszwang und Intoleranz um sich griff; wenn ferner in England, nachdem die Freidenker ihre Rolle ausgespielt, selbst innerhalb der Staatskirche ein latitudinarischer Sauerteig wirksam blieb; wenn in Frankreich, noch ehe daselbst eine eigentliche aufklärerische Literatur entstand, ein Richard Simon so manchem Vorurtheile des abstracten protestantischen Bibelglaubens erfolgreich entgegengetreten war. Nun stellte aber das alte System bei aller inneren Haltlosigkeit doch so sehr einen geschlossenen Zusammenhang von Gedanken und Vorstellungen dar, daß nicht leicht an einzelnen Stücken desselben gezweifelt werden konnte, ohne daß das Ganze in Frage zu kommen drohte. Die symbolischen Bücher, welche bisher allem Forschungsgeiste die engsten Schranken gezogen hatten, waren kürzlich noch zur Verurtheilung der frömmsten Menschen wie Calixt und Spener mißbraucht worden und fingen an im öffentlichen Credit zu sinken. Nicht mehr die Norm dessen was zu glauben, sondern nur dessen was öffentlich zu lehren sei, wollte man in ihnen finden. So bildete sich eine Art von moderater und liberaler Theologie, welche noch lange kein Rationalismus, aber auch keine Orthodoxie mehr war. Man wollte das Tröstliche des alten Glaubens nicht in den Wind schlagen; man versuchte es nicht einmal mit neuen Formen; wohl aber suchte man an den alten das Ungenießbare und Harte zu mildern. Man glaubte z. B. noch an die Inspiration der heiligen Schrift, gab aber doch zu, daß der Stil und die Grammatik einer Beeinflussung durch

Auflösende Agentien.

Moderate Theologie 1740–60.

den heiligen Geist ledig seien. Namentlich suchte man die schroffe und ernste Anthropologie Augustin's und der Reformatoren zu humanisiren, wie denn die Abschwächung der Lehre von Erbsünde und Erbschuld zu den allgemeinsten und bezeichnendsten Artikeln dieser, in der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts herrschenden, neumodischen Kirchenlehre zählte. Andererseits aber gehören dieser selben moderaten Theologie auch wieder die bedeutendsten Vorkämpfer an, welche zur Vertheidigung des positiven Christenthums erstanden. Wie in England die Apologeten von dem Geiste des Deismus, dem sie entgegentraten, selbst angesteckt wurden, so widerfuhr Aehnliches den deutschen Theologen, welche theils die Schriften der englischen Vorgänger übersetzten, theils auch selbständig vorgingen wider die deistische, freigeistige, materialistische und antichristliche Literatur, die von England und Frankreich hereinzubringen begann.

Diesem letztgenannten, von der theologischen Bewegung wohl zu unterscheidenden Elemente wenden wir nun zunächst unsere Aufmerksamkeit zu: es allein entspricht genau den Erscheinungen, die wir auf englischem und französischem Boden beobachtet haben. Von Jahr zu Jahr hatten sich die Uebersetzungen aus Collins, Whiston, Tindal Toland gemehrt. Eines der ersten Ergebnisse dieser Berührung war die s. g. Wertheimer Bibel, das Werk des Wolffianers Johann Lorenz Schmidt, welches aber, weil alsbald von landesherrlichen und kaiserlichen Verboten betroffen, nicht über den Pentateuch hinausgeschritten ist. Trotz aller Abgeschmacktheiten und gewaltsamen Umdeutungen, trotz aller Plattheiten und Trivialitäten bedeutet das Buch doch die echte bahnbrechende That der deutschen Aufklärung, und von dem Grundmangel, der Unfähigkeit, die eigne Philosophie von dem Weltbilde der biblischen Schriftsteller zu unterscheiden, ist der deutsche Rationalismus gerade erst hundert Jahre später gründlich geheilt worden. Erkannt hatte diese schwache Seite schon damals ein anderer Mann, welcher in viel rücksichtsloserer und keckerer Weise gegen Bibelglaube und übernatürliche Offenbarung zu Felde zog, dafür aber auch die Accomodationspraxis der Wolffianer ehrlich verwarf. Es war dies der schon früher (Bd. XII, S. 974) charakterisirte Johann Christian Edelmann, der als der erste ausgesprochene Gegner des positiven Christenthums in Deutschland bezeichnet werden kann, wenn er auch fast spurlos vorübergegangen und seine Wirksamkeit nicht zu vergleichen ist mit dem Aufsehen, welches die Wolfenbüttler Fragmente, überhaupt jene Veröffentlichungen von Reimarus und Lessing, von welchen gleichfalls schon die Rede war (S. 621 f.), und die Schriften von Bahrdt erregten, von welchen weiter unten zu sprechen ist. Die Wertheimer Bibel 1735.

Die auf den ersten Anblick überraschende Erscheinung, daß gerade in dem deutschen Volke, welchem man eine besondere Veranlagung für Religion und Theosophie nachrühmen will, in dem Volke der Reformation und des Pietismus der grundsatzmäßige Unglaube eine solider basirte Stätte fand als in England und Frankreich, erklärt sich übrigens nicht blos aus der allgemein zugestandenen Verödung und Versandung der Theologie des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts, sondern sie hat auch ihre politischen und socialen Vorbedingungen. Wenn in Frankreich der den Despotismus heiligsprechende und ihn zu eigenen Zwecken mißbrauchende Jesuitismus einen großen Theil der Schuld an der Entchristlichung der Gesellschaft trägt, so spielt in Deutschland die protestantische, namentlich die lutherische Kirche eine ganz verschiedene und doch wieder ähnlichen Erfolg hervorrufende Rolle. Wie in Frankreich Ludwig XIV. sich mit dem Staat selbst identificirte, so war auch der kleinste deutsche Souverain in der Lage, sich über jegliche Schranke hinwegsetzen zu können, nachdem er versichert, er werde sich deßhalb mit Gott abfinden; und eine solche Willkürherrschaft des Staates und der Polizei, wie sie in den überaus kleinlichen Verhältnissen des deutschen Reiches noch viel drückender empfunden werden mußte, als in den großen Gemeinwesen der Nachbar- Politische und sociale Gründe des Unglaubens.

staaten, fand in der lutherischen Kirche am allerwenigsten irgend ein Gegengewicht. Jeglichem Aufschrei der verletzten und empörten Menschenrechte wußte sie nur ihren Schriftbuchstaben (Röm. 13, 1) und die Drohung mit dem göttlichen Zorn entgegenzuhalten. Von einer Vertretung der Rechte der Völker bei den Mächtigen war im kirchlichen Protestantismus Deutschlands jederzeit viel weniger die Rede als sogar im Katholicismus. So erbitterte die lutherische Geistlichkeit, indem sie jederzeit auf die Seite der Gewalt trat, das Gefühl der gebildeten Stände und machte die letzteren mißtrauisch gegen die sittliche Existenz der Kirche. Der aufkeimende Sinn für bürgerliche Freiheit wurde gleich von vornherein zur Allianz mit der Freigeisterei und mit dem Unglauben gedrängt. Die Aufklärung nahm sich der von der Kirche vernachlässigten Humanitätsidee in thatkräftiger und erfolgreicher Weise an, und die Nationalliteratur, welche eben einer neuen Blüthe entgegenreifte, beschützte diesen Bund gegenüber der ihn anfeindenden Theologie und Kirche. So konnte die dem positiven Christenthum feindliche Richtung gerade darum, weil ihre letzten Ursachen verkannt wurden und fortdauernd nachwirkten, immer tiefer in das Innere des deutschen Volkslebens eindringen und gerade das protestantische Deutschland an der Spitze einer zum Theil sogar antichristlich werdenden Bewegung einhergehen, während auf solche Bahnen die katholischen Theile höchstens nur nachgezogen wurden. Auf protestantischem Boden vornehmlich schuf sich die, mit dem Bestehenden zerfallene, öffentliche Meinung ihre Organe; hier verkörperte sie sich allmälig in der werdenden Nationalliteratur. An die Stelle der verschiedenen Arten und Stufen von Standesbildung, welche bisher in Deutschland anzutreffen gewesen war, trat nunmehr eine den verschiedensten Elementen, wie sie allmälig in den Städten sich angesammelt hatten, gemeinsame Anschauung der Dinge, eine selbständige Gemeinbildung, an welcher Jeder irgend Antheil nehmen mußte, welcher im gesellschaftlichen Leben etwas bedeuten sollte. Hier vor Allem hatte die Erbitterung gegen die absolute Fürstengewalt, hier eben deßhalb auch die Abneigung gegen das traditionelle Kirchenthum ihre tiefsten Wurzeln geschlagen; hier fanden die Oppositionsgedanken der französischen Literatur, hier vornehmlich auch die Kundgebungen des französischen Unglaubens ihren deutlichsten Wiederhall. Dazu kam die überaus folgenreiche Thatsache, daß mit dem Thronwechsel in Preußen 1740 ein deutscher Hof zum Mittelpunkt dieser Gedankenkreise geworden war.

Friedrich II. und die Aufklärung. „Es gibt nur Einen Gott und Einen Voltaire" — hatte Friedrich II. schon 1739 an Letzteren geschrieben. In seiner Abhandlung „Was ist Aufklärung?" beantwortet Kant diese Frage geradezu dahin: sie ist das Jahrhundert Friedrichs des Großen. Es bedeutet den eigentlichen Kern seiner geschichtlichen Größe, daß er diese bisher verfolgten und unterdrückten Gedanken und Bestrebungen fortan in Staat und Kirche zur herrschenden Macht erhob. Aus seinen Anschauungen über das Wesen der Religion folgte, wie schon oben (S. 479) angedeutet, die unbedingteste Denk- und Gewissensfreiheit, die uneingeschränkteste Toleranz, so intolerant auch seine persönliche Stimmung gegenüber „Fafen" (Pfaffen) gewesen sein mochte. Gleichwohl priesen ihn die lutherischen Geistlichen als einen zweiten Salomo, weil er kein Interesse mehr an den Unionsbestrebungen seines Vaters bewies; und auch die Katholiken genossen die Früchte seiner confessionellen Indifferenz. Ein so hervorragendes Beispiel mußte von den tiefgreifendsten Wirkungen begleitet sein. Selten hat eine Cabinetsordre eine so welt- und culturgeschichtliche Bedeutung gewonnen als die berühmte vom 22. Juli 1740: „Die Religionen müssen Alle toleriret werden und mus der Fiscal mir das Auge darauf haben, das keine der anderen abrug tuhe, den hier mus ein jeder nach seiner Fasson Selig werden". So wurde kirchliche, confessionelle, religiöse Lauheit mit der Zeit ebenso zum formellen Prinzip des Lebens in den gebildeten Schichten des Mittelschlages, wie man in der Humanitätsidee das materielle Prinzip desselben erblicken kann.

2. Der theologische Rationalismus.

Von der Aufklärung, deren Wesen und Entstehung geschildert wurde, ist wohl zu unterscheiden der eigentliche Rationalismus. Dieser ist eine bestimmt theologische Erscheinung, während jene ein viel weiteres Gebiet umfaßt, namentlich auch das Erziehungswesen, die Rechtswissenschaft, die Geschichtschreibung, die schöne Literatur und die Popularphilosophie. Gleichwohl bringt es der theologische Charakter, welcher dieser ganzen Reformbewegung noch aufgedrückt ist und sie im Gegensatze zu parallelen späteren Prozessen charakterisirt, mit sich, daß dem theologischen Rationalismus wenigstens die Führerrolle zufällt. Die Männer, welche ihn seit der Mitte des Jahrhunderts zur Ausbildung brachten, waren keine leichtsinnigen Schöngeister, keine frivolen Spötter, sondern meist gediegene Vertreter und Förderer der Wissenschaft, welchen die mißliche Aufgabe, einen Gegensatz, der vorhanden war und sich nicht mehr ignoriren ließ, auszugleichen und zu überwinden, mit berufsmäßiger Nothwendigkeit sich aufdrängte. Viele unter ihnen waren zugleich als Apologeten thätig gegen die englische Freigeisterei und französische Leichtfertigkeit im Urtheil über religiöse Dinge. Dadurch vor Allem wurde trotz des immer offener hervortretenden Gegensatzes von Orthodoxie und Heterodoxie eine Spaltung innerhalb der evangelischen Kirche Deutschlands verhindert. Gerade die eigentlich bahnbrechenden Geister und Väter des Rationalismus waren sogar für ihre Person noch der lutherischen Rechtgläubigkeit ergeben oder glaubten doch wenigstens es zu sein. So namentlich die Reformatoren der biblischen Wissenschaften Johann August Ernesti, Johann David Michaelis und Johann Salomo Semler. Der Erste, ein hochgefeierter Lehrer zu Leipzig, hat die Auslegung des Neuen Testaments endgültig von den Fesseln der traditionellen Dogmatik befreit, sie ihrer theologischen Ausnahmstellung entnommen und unter den allgemeinen Gesichtspunkt der philologischen oder, wie er es nannte, „grammatisch-historischen" Erklärung gebracht. Auch die Idee der Dogmengeschichte hat er zuerst ausgesprochen und in seiner „theologischen Bibliothek" ein wirksames Organ für seine Ansichten geschaffen. Was er für das Neue, das war „der Ritter" Michaelis in Göttingen für das Alte Testament, der Begründer der historischen Bibelerklärung, wie Ernesti die grammatische und philologische Seite der Sache cultivirt hatte. Er besaß große Kenntnisse von orientalischen Verhältnissen und hat in seinem Werke „über das mosaische Recht" und anderen Schriften das jüdische Volk aus dem religiös-ideellen auf den historischen Boden zu versetzen gewußt. Auch seine „Einleitung in das Neue Testament" bietet trotz aller dogmatischen Erörterungen doch im Grunde schließlich rein literargeschichtliche Verhandlungen, und ein wichtiges Organ des theologischen Umschwungs blieb seine „orientalische und exegetische Bibliothek". Wie schon er dem Hauptgebrechen der Orthodoxie, die von einer nationalen Seite der biblischen Religion keinerlei Begriff besaß, entgegengetreten war, so that auch sein Schüler Johann Gottfried Eichhorn in Göttingen, für welchen die Bibel durchaus nichts Anderes mehr war, als ein Erzeugniß des orientalischen Geistes. Ganz besonders aber gehört hierher Semler, welchen man den „Vater des Rationalismus" genannt hat. Frühzeitig schon kam er mit dem Pietismus in Berührung, für welchen ihn sein Vater, ein Geistlicher in Saalfeld, gewinnen wollte. Seine natürliche Fröhlichkeit verließ ihn; er rang nach Gnadengefühlen und Gewißheit der Seligkeit, aber „blieb immer unter dem Gesetz". Ebenso erging es ihm auf der Universität Halle, wo er, am Pietismus endlich verzweifelnd, sich an Baumgarten anschloß, welcher ihm 1751 eine theologische Professur verschaffte. Er lehrte mit um so größerem Erfolge, als er sich sein gesammtes Wissen selbständig aus den Quellen erworben hatte. Dasselbe erstreckte sich vornehmlich auf die Gebiete der

Johann August Ernesti 1707–1781.

Johann David Michaelis 1717–1791.

Johann Salomo Semler 1725–91.

neutestamentlichen Exegese und Kritik, sowie auf Dogmengeschichte. Letztere, die er recht eigentlich begründet hat, gab ihm Gelegenheit zur Entfaltung seiner Eigenthümlichkeit. Mit Vorliebe wies er das Menschliche in der Dogmenbildung nach, zeigte, daß nicht der heilige Geist, sondern Bischöfe und Kaiser die Symbole verfaßt haben, daß Platonismus, Stoicismus, Judaismus die christliche Dogmenbildung bedingen u. s. w. So oft er dabei auch den größeren Zusammenhang über dem Kleinlichen und Kleinsten übersah, so hat er doch die frühere geschichtslose Ansicht gründlich abgethan, derzufolge es keine Entwickelung, sondern nur ein ewiges Nebeneinander von orthodoxem Licht und häretischer Finsterniß gab. Noch größer sind seine Verdienste um die Auslegung der Bibel, wo er tapfer auf Ermittelung des Originalsinnes drang, welcher zu erheben sei unter Beachtung der Umstände und der historischen Lage des betreffenden Schriftstellers und seiner ersten Leser. Zum erstenmal erkannte er den Unterschied und das Verhältniß des Judenchristenthums und des Paulinismus im apostolischen Zeitalter; einer großen Anzahl herkömmlicher Vorurtheile über Hauptfragen der biblischen Exegese und Kritik, namentlich auch der Textkritik, hat er dauernd ihr Fundament entzogen, indem er zugleich nicht wenige Ahnungen bezüglich des wahren Sachverhaltes aussprach, die sich im weiteren Verlaufe der Forschung vollkommen bestätigt haben. Hätte er geordnet und planvoll schreiben können, so würde seine Einwirkung eine enorme gewesen sein; so aber, ohne Sinn für abgerundete Darstellung, ohne philosophische Ruhe und begriffliche Schärfe, brachte er es nicht über ein großartiges gelehrtes Wühlen hinaus. Seine Werke sind Materialiensammlungen; fast Niemand liest sie mehr, aber ihr wesentlicher Gehalt ist in die Wissenschaft übergegangen. Denn Semler trieb Alles tüchtig und gründlich, nicht aus Eitelkeit, sondern aus Gewissensdrang, im heiligen Eifer für die Sache des Christenthums, das ihm „zur Ausbesserung des menschlichen Herzens" dazusein schien.

Der Rationalismus. Während aber Ernesti noch die lutherische Abendmahlslehre vertheidigte, Michaelis sich alle Mühe gab, orthodox zu sein, und der alternde Semler gegen die Wolfenbüttler Fragmente und für das Religionsedict Wöllners schrieb, sind die eigentlichen theologischen Vorkämpfer des Rationalismus zwar wissenschaftlich viel weniger bedeutende, dagegen grundsätzlich entschiedenere Männer. Jene achteten die Offenbarung, suchten sie aber der Vernunft zugänglicher zu machen. Diese zogen die weitere Folgerung, daß was in der Kirchenlehre mit der Vernunft in Widerspruch stehe nur als trübender Zusatz zur Schriftlehre, als willkürliche Priestersatzung oder Schulgelehrsamkeit zu begreifen sei. Zwar der Glaube an die Offenbarung selbst wird noch festgehalten, aber nicht dem Inhalte, sondern bloß der Art ihrer Entstehung und Bekanntmachung nach soll sich die geoffenbarte Religion von der natürlichen unterscheiden; nicht eine Erweiterung, sondern nur eine wirksame Unterstützung der Vernunft leistet die Offenbarung; man vergleicht sie gern mit dem Fernrohr, ohne welches die Vernunft die wichtigsten Gegenstände nur unklar sehen würde. Besonders in Berlin war diese Vernunft- und Naturreligion, die man aber fortwährend getrost für den wesentlichen Kern des protestantischen Kirchenglaubens hielt, nicht bloß unter Philosophen, sondern auch unter den theologischen Kirchenhäuptern weit verbreitet. Dahin gehören namentlich der Oberhofprediger Sack und der Oberconsistorialrath Spalding, mit welchen noch der Braunschweiger Consistorialpräsident Jerusalem, den wir später kennen lernen werden, auf eine Linie zu stellen ist. Der Letztere war selbst drei Jahre in England gewesen; der Erste hatte Locke, Toland, Collins, Morgan, der Zweite besonders Shaftesbury studirt. Sie hatten alle den Deisten die Kunst abgelernt, religiöse Fragen durch faßliche Behandlung und gefällige Darstellung in weitere Kreise zu bringen, die christliche Lehre dem gesunden Menschenverstand einleuchtend zu machen,

August Friedrich Wilhelm Sack 1703–86.

Johann Joachim Spalding 1714–1804.

und das Wesentliche im Christenthum statt auf das Dogma, vielmehr auf die sittlichen Impulse, die von ihm ausgegangen sind, zurückzuführen. Ueber die Abschaffung der eidlichen Verpflichtung auf die symbolischen Bücher, welche vor Allem Sack wünschte, wurde seit 1767 offen debattirt, und es hat sich später bitter gerächt, daß man, in falscher Sicherheit befangen, einen solchen Schritt nicht wagte, so lange man die Macht besaß, ihn zu thun. Statt dessen begnügte man sich mit fortschreitender Civilisirung der Dogmatik; die aufeinander folgenden Lehrbücher lassen ein altkirchliches Dogma nach dem andern fallen, bis endlich der Berliner Propst und Oberconsistorialrath Teller Wilhelm Abraham Teller 1734—1804. das Signal zur Zerstörung der ganzen alten Dogmatik gab, indem er Trinität, Persönlichkeit des Geistes, Erbsünde, Abendmahlsfeier u. s. w. über Bord warf, Aufgehen der Religion in Moral forderte und die Perfectibilität des Christenthums verkündigte. Dafür ward er freilich unter Friedrich Wilhelm II. zeitweilig suspendirt, während ein ähnliches, freilich noch keckeres Vorgehen dem Prediger Johann Heinrich Schulz zu Gielsdorf bei Berlin durch unmittelbaren Spruch desselben Königs Amt und Brod kostete.

3. Orthodoxie und Supranaturalismus im Kampfe mit der Aufklärung.

Diesen in der Folge „Rationalisten" oder „Denkgläubige" genannten Theologen, wie sie namentlich mit der Zeit in Halle ihre Hauptbildungsstätte fanden, standen gegenüber nicht bloß die eigentlichen Symbolgläubigen und Orthodoxen, sondern auch jene abgeschwächte Orthodoxie, welche später im Gegensatz zum Rationalismus Supranaturalismus hieß. Letzterem fehlte es, nachdem Erbsünde und Erbschuld einmal preisgegeben waren, freilich an jeder Consequenz des dogmatischen Denkens. Dagegen stand an der Spitze der eigentlichen Orthodoxie der seiner Zeit unter dem Namen des Zionswächters bekannte Hauptpastor in Hamburg Johann Melchior Göze, welcher Johann Melchior Göze 1717—86. in Verbindung mit einer Schaar jetzt vergeßner „Mitstreiter in Gott" wider Alle zu Felde zog, welche an dem Buchstaben der Bibel oder an den Festsetzungen der lutherischen Schultheologie zu rütteln schienen. Feind aller philosophischen oder poetischen Ausdeutung der Religion, unternahm er mit herausfordernder Keckheit einen Kampf, welchem er seiner einseitig theologischen Bildung gemäß nicht gewachsen war, so daß ihm Lessing ein Denkmal der Schmach aufrichten konnte, das dem Namen des Mannes eine nicht eben beneidenswerthe Unsterblichkeit eintrug. Gerade der Umstand, daß Lessings Flugblätter, bekannt als „Antigöze", die Rechte der Denkfreiheit und Vernunft wider den beschränkten Eifer des rechtgläubigen Inquisitors in einer Weise verfochten, welche der Religion selbst nirgends zu nahe tritt, auch das Christenthum selbst nicht kränkt, verdoppelte die Wirkung der scharfen Zurechtweisung auf die Gemüther der Zeitgenossen.

Dem Lessing-Göze'schen Kampfe war fast unmittelbar vorangegangen ein anderer Sturm, welcher nicht minder bezeichnend ist für die Vorherrschaft, welche noch immer die theologischen Fragen führten. Als Haupt- und Mittelpunkt der Berliner Freidenker galt schon längst der gelehrte Buchhändler Nicolai in Berlin. Dieser Christoph Friedrich Nicolai 1733—1811. hatte schon 1757 im Verein mit den ihm lange Zeit eng verbundenen Freunden Lessing und Moses Mendelssohn die „Bibliothek der schönen Wissenschaften und der freien Künste" und, nachdem diese Zeitschrift in den Besitz von Christian Felix Weiße übergegangen war, 1759—65 die „Briefe, die neueste Literatur betreffend", herausgegeben; jetzt veranstaltete er nach seinem eigensten Programm die „Allgemeine deutsche Allgemeine deutsche Bibliothek 1765—1805. Bibliothek", welche vierzig Jahre lang eine hervorragende und tonangebende Stellung im deutschen Culturleben eingenommen hat, und erst in der Genialitätsepoche, für deren Leistungen Nicolai kein Verständniß, aber um so hochmüthigeres Absprechen auf-

bringen konnte, in Verfall und Mißcredit gerieth. Sie war der offene Sprechsaal für Alle, welche gegen Pietisten und Orthodoxe, gegen „Schwärmer" und „Heuchler", gegen Aberglauben und Vorurtheil meinten etwas sagen zu sollen, das auserwählte Rüstzeug des ehrlichen und nüchternen Menschenverstandes, der sich keinen Nebel vormachen lassen will, aber auch verschlossen ist für Alles, was Phantasie und Gemüth, Empfindung und Glaube heißt. Gott und Unsterblichkeit bildeten den Inhalt, die Sittenlehre den einzigen Zweck der Religion; was darüber ist, das war für Nicolai vom Uebel und mußte als Aberglaube und Obscurantismus aufs äußerste bekämpft werden. Um solche Grundsätze weiter zu verbreiten, schrieb er den berühmten, satirisch sein sollenden
1773. Roman „Leben und Meinungen des Magister Sebaldus Nothanker", ein künstlerisch und religiös unbedeutendes Buch, dessen Spitze gegen das orthodoxe Pfaffenthum gerichtet ist. Den Inhalt bilden die Schicksale und Leiden eines wegen seiner freisinnigen und vernünftigen Ansichten von dem Superintendenten Stauzius und seinen Glaubensgenossen um Amt und Brod gebrachten, mannigfach verfolgten, endlich aber in einen sicheren Hafen einlaufenden Dorfpredigers. Mit treffenden und derben Zügen werden die heuchlerischen Geistlichen gekennzeichnet, „welche stets ihre eigene schlechte Sache zur Sache ihres Standes, der Religion und des allmächtigen Gottes selber machen". Da darin zugleich auch Dichter und Schriftsteller, welche Nicolais Geschmack nicht zusagten, namentlich der süßliche, tändelnde Johann Georg Jacobi (als Herr von Säugling) und sein in gespreizter Vornehmheit auftretender Bruder Friedrich Heinrich mit kenntlichen Zügen verspottet wurden, so erlangte das Werk, dem die beigefügten Kupfer von Chodowiecki einen noch größeren Werth verliehen, solche Bedeutung, daß es schnell nacheinander drei Auflagen erlebte, und daß alle Getroffenen ihrem Zorn in heftigen Ausfällen gegen den prosaischen Propheten des flachen Verstandes Luft machten. Nicolai und seine Anhänger, die „Nicolaiten", galten im Munde der damaligen Frommen und noch lange nachher, ähnlich wie in unseren Tagen Strauß,
J. E. Biester 1749—1816. als „Namen für jede schlechte That". Nicht minder zum Zerrbild umgewandelt wurde
Berliner auch der Name **Biester**, des Herausgebers der in Nicolais Verlag erscheinenden „Berliner
Monatsschrift liner Monatsschrift", in welcher die Aufklärung ihren Kampf gegen die Unfreiheit auf
1783—1811. allen Gebieten des Lebens, z. B. auch in der Schule, geführt hat.

Viel gefährlicher als Orthodoxie und Supranaturalismus wurde der theologischen Aufklärung ihre eigene Einseitigkeit und Armuth. Gewisse Mängel waren dem ganzen Zeitalter eigen. So das, dem vagen Kosmopolitismus desselben entsprechende Bestreben, die Quintessenz aller Religion zu entdecken und sich gleichsam am Inhaltverzeichniß des Buches statt an seinem wirklichen Inhalte zu erbauen. Anderes aber bezeichnet genauer die besondere Schranke gerade der aufklärerischen Richtung in religiöser Beziehung. Während die Religion von Haus aus einer Art von Kunsttrieb der Massen entstammt und mit der Poesie im menschlichen Gemüth und Ahnungsvermögen einen gemeinsamen Boden, in der Phantasie ein gemeinsames Werkzeug, um sich Ausdruck zu verschaffem, besitzt, wurde von jener Seite mit philisterhafter Pedanterie Alles, was irgendwie an Phantasie und Gemüth, an Kunst und Poesie erinnern konnte, aus dem Haushalte der Religion ausgefegt und derselbe geflissentlich auf den kahlsten Moral- und Verstandeskram reducirt. Es konnte vorkommen, daß die Predigt über den Text Matth. 21, 8 „Sie hieben Zweige von den Bäumen" den Waldfrevel zum Thema nahm, oder daß bei der einreißenden Verschlimmbesserung der Gesangbücher das, nach Friedrich des Großen Urtheil dumme und thörichte Lied „Nun ruhen alle Wälder, nun ruht die ganze Welt", mit der physikalischen Geographie in Uebereinstimmung und auf den correcteren Ausdruck gebracht wurde: „nun ruht die halbe Welt". In solcherlei Geschmacklosigkeit lag der tiefste und wirksamste Grund für die auffallende Erscheinung,

daß nachdem fast das ganze achtzehnte Jahrhundert noch theologisch und religiös gestimmt war, gegen Schluß desselben und zu Anfang des nächsten die Religion einen Todesschlaf zu schlafen schien, daraus erst Schleiermacher sie wieder erweckte. Alles was nicht allein von Verstand, sondern auch von Gemüth und Geist lebte, hatte sich mit der Zeit aus der öden Haide der Theologie in die blühenden Gefilde der poetischen Nationalliteratur gerettet und an die Stelle des Cultus einer zum „höchsten Wesen" abgeblaßten Gottheit den Cultus des schöpferischen Genius gesetzt. Aber schon vor Schleiermacher hatte die Gährung, welche die siebziger Jahre mit sich führten und aus welcher die Nationalliteratur ihre jugendfrischen Kräfte sog, auch auf religiösem Gebiete die ersten Symptome von neuen Strebungen hervorgebracht. Wie die Heroen der Literatur dem deutschen Volke überhaupt ein neues Lebensideal vor Augen stellten und den ganzen Menschen nicht mehr allein in aufgeklärten Vorstellungen und gekräftigten Willensacten, sondern vor Allem in jenem unbewußten, naturartigen Gemüthsgrund, in jenem genialischen Wesen, darauf die unberechenbare und unerfindsame Individualität beruht, aufsuchen lehrten, so fand die Genialitätsepoche ihre Vertreter auch in der Richtung auf die Religion, welche ja nach Lavater „als solche nichts als Genie ist". Er, Hamann, Jung-Stilling, Herder, Claudius, Jacobi, so verschieden sie unter sich sind, kommen doch alle darin überein, daß sie, inmitten der allmählig immer unabwendbarer sich vollziehenden Abwehr der Geister von Christenthum und Kirche, eine original-religiöse Stimmung persönlich hegten und in kleineren oder größeren Kreisen, die sich um sie sammelten, verbreiteten. Reaction des Gemüthes gegen die Aufklärung.

Am fernsten stand dabei dem, was man historisches oder positives Christenthum nennt, Herder. Zwar trat auch er gegen die verflachende Richtung Spaldings und der Rationalisten, später sogar, als er zu bemerken glaubte, daß die kritische Philosophie in den Köpfen der theologischen Jugend Confusion anrichte, gegen Kant auf. Dem Predigtamte suchte er in den „Provinzialblättern" die Würde des alten Propheten- und Priesterthums, dem Christenthum seine Weihe als Menschheitsreligion zurückzugeben. Aber gerade jener bei Herder in allseitigster Weise entwickelte Sinn für alles Menschliche bildet so sehr die durchschlagende Eigenart der neuen Richtung in Kunst und Literatur, daß er selbst je länger je mehr auf die Seite der letzteren sich gestellt sah, die Altgläubigen aber mit Mißtrauen ihm gegenüber traten. Er brachte ein so offenes Verständniß für alle Zeiten und Völker, für alle individuelle und gemeinsame Denk- und Empfindungsweise mit, daß ihm auch das Christliche nur unter dem Gesichtspunkt des rein Menschlichen erscheinen konnte, in dem er es aufgehen ließ. Christus war viel weniger sein Gott, als die Humanität seine Göttin. So stellte er ein poetisches Urchristenthum, fern von allem Dogmatismus, aber auch von aller Geschichte, als ideale Religion hin und redete einer Weltkirche mit möglichst einfachem Glaubensgrunde das Wort, die aber den wirklich Gläubigen nach altem Styl nur als eine verweltlichte Kirche, als ein hoffährtiges Stück Welt erscheinen mußte. Herder.

Unter den der Genialitätsepoche angehörigen Kreisen religiös erregter Geister ist keiner berühmter geworden als derjenige der katholischen Fürstin Gallitzin in Münster, welche eine Zeit lang fast als religiöser Gegenpol zu dem freisinnigen Weimarer Hofkreis gelten konnte. Hier verfocht man gegen Aufklärung und Rationalismus nicht etwa die kirchlichen Dogmen und Symbole, sondern suchte in Gefühl, Poesie und Mystik den Quellen der Religion auf die Spur zu kommen; man bewunderte die Tiefen der orientalischen Dichtung in der Bibel, wies im Glauben den Anfang und das Ende aller Weisheit nach und schwelgte in Tiefsinn und Enthusiasmus. Die vertrautesten Freunde der schwärmerischen Fürstin, welche von ihrem aus naturwissenschaftlichen Arbeiten bekannten Gemahle Dimitri Alexejewitsch getrennt lebte, waren Hemsterhuys und Hamann. Amalie von Schmettau, Fürstin Gallitzin 1748—1806.

Sie ist die Diotima, an welche jener seine „Briefe über den Atheismus" richtete (1785), und der „Magus aus Norden" ist in ihrem Hause gestorben. Hier aber ging auch ein und aus der hervorragendste religionsphilosophische Prophet der Genialitätsepoche, Friedrich Heinrich Jacobi 1743—1819. Friedrich Heinrich Jacobi, der bestimmbare und wankelmüthige Verfasser der philosophischen Romane „Allwills Briefsammlung" (1781) und „Woldemar" (1799), worin er theils seine Gefühlsphilosophie überhaupt entwickelte, theils insonderheit die moralische Frage nach dem Verhältniß des Rechtes und der Pflicht des Individuums zu der gemeingültigen Sittenregel erörterte. Unter dem Einflusse derselben Umgebung vollzog sich auch die oben geschilderte Bekehrung des Grafen Friedrich Leopold zu Stolberg und seiner Familie zum Katholicismus. Diese Männer bekämpften nicht bloß die Berliner, gegen deren dürre Verstandesbildung sie die Mächte des Gemüthes und der Phantasie vertraten, sondern Jacobi war auch der Meinung, daß wer lediglich den Verstand um die Lösung des Welträthsels angehe, unvermeidlich dem Spinozismus entgegentreibe. Als einen solchen Spinozisten bezeichnete er namentlich, und wohl nicht mit Unrecht, den großen Lessing, was dessen Freund, den Deisten Mendelssohn, so angriff, daß die Schrift, worin er den Verstorbenen gegen eine solche Beschuldigung rechtfertigen wollte, ein Nagel zu seinem Sarge ward.

Ein Mann, welcher in seiner Auffassung von der Religion als „unmittelbarem Gottesgefühle" der ganzen Richtung der Zeit ebenso schroff gegenüberstand, als er zugleich wieder in seiner Auffassung des Genies als des „Ungelernten, Unlernbaren, innig Eigenthümlichen, Göttlichen, Inspirationsmäßigen" sich genau mit dem von Herder, Schiller, Goethe eingeleiteten Genialitätscultus berührte, war der Landsmann und Johann Kaspar Lavater 1741—1801. 1769. Zeitgenosse Pestalozzi's, Johann Kaspar Lavater. Von Jugend auf religiösen Erregungen nachgehend, durchaus supranaturalistisch, ja mystisch angelegt, hatte er sich bereits durch seine „Schweizerlieder" und „Aussichten in die Ewigkeit" bekannt gemacht, als er Prediger in seiner Vaterstadt Zürich wurde. Seine erbaulichen Schriften, Predigten und Dichtungen trugen ihm einen solchen Ruhm ein, daß er in vielen frommen Kreisen fast wie ein Prophet und Heiliger verehrt wurde. In allen Gegenden Deutschlands waren Familien, deren seelsorgerlicher Berather er in seinem ausgedehnten Briefwechsel wurde. Seine Reisen waren Triumphzüge. Selten kann ein Mensch derartige Huldigungen vertragen, ohne daß sich Eitelkeit und Selbstbetrug in seinem Herzen einnisten. Auch Lavater erlag vielfach dieser Gefahr, zumal Selbstgefälligkeit und Ehrgeiz zu seinen angestammten Schäden gehörten. Aus seinem „geheimen Tagebuche eines Beobachters seiner selbst" erkennt man die bewußte Absichtlichkeit, womit er nach dem Nimbus strebte, der sein Haupt umgab, und ihn ängstlich vor dem Schicksal des Verbleichens hütete. Es konnte nicht fehlen, daß er häufig Gegenstand satirischer Angriffe wurde. Solche gingen aus von Ummius (Freudenlied der Jünger Lavaters), Knigge (Reise nach Fritzlar), Wieland (Endymion), besonders von Lichtenberg, welcher nicht bloß seine, an Mendelssohn zu Schanden gewordene Proselytenmacherei (Timorus), sondern auch Lavaters Lieblingskind, die Physiognomik, zum Gegenstand spöttischer Betrachtungen machte. Seit 1769 hatte sich Lavater, von einem früh gereiften Beobachtungstalent geleitet, mit dem Gedanken getragen, dem in der Kopfbildung und den Linien des menschlichen Angesichtes erkennbaren Gehäuse des Geistes eine besondere Wissenschaft zu widmen. Es lag im Geiste einer Zeit, die, von Rousseau's Ideen ergriffen, der unmittelbaren Stimme der Natur zu lauschen anfing, wenn Lavater Anweisung gab, in den Zügen des Profils die stumme Sprache der Seele zu lesen und daraus auf Charakter und vorherrschende Richtungen und Anlagen des Geistes zu schließen. In der That verfehlten seine „physiognomischen Fragmente zur Beförderung der Menschenkenntniß und der Menschenliebe", als sie in vier prachtvoll ausgestatteten Quart-

bänden mit Kupfern von Chodowiecki und andern Künstlern erschienen, nicht, ein ungeheures Aufsehen zu erregen. Aber der in feierlichem Orakelton, in schwülstigen Phrasen und hochtönenden Exclamationen dahinrollende Styl der Erklärungen Lavaters rief bald auch Spott hervor. Musäus schrieb dagegen seine witzigen „physiognomischen Reisen". Namentlich aber war es der Mathematiker und Physiker **Lichtenberg** in Göttingen, welcher, in Folge eines in der Jugend erlittenen Unfalls verwachsen und mißbildet, an dem Grundsatze des ästhetischen Lavater, daß in einem schönen Körper auch eine schöne Seele wohne, keinen Geschmack fand. Ueberhaupt war Lichtenberg in Allem der Gegensatz zu Lavater; ebenso ungläubig und freidenkend wie dieser gläubig und christlich. Bei jenem beruhte Alles auf Natur und Anlage, bei diesem war das Meiste sorgfältig angebildet und anerzogen. Lavaters Auftreten war voll Feierlichkeit, Würde, Salbung; in Lichtenbergs Wesen bildeten Verstand und Scharfsinn, Witz und Muthwillen die durchschlagenden Züge. Er wäre der geeignetste Mann gewesen, um den humoristischen Roman der Engländer nach Deutschland zu verpflanzen, da er selbst alle Launen, Stimmungen und Widersprüche eines Humoristen in seinem Charakter vereinigte und durch seine geistreichen Erklärungen der Hogarth'schen Kupferstiche seinen tiefen Blick in das Seelenleben der Menschen bekundete. Aber seine sonderbare Natur ließ ihn bei keiner größeren Arbeit ausdauern; humoristische und satirische Abhandlungen, fliegende Blätter und Fragmente, in welchen er alle verkehrten Richtungen, die überspannten Kraftgenies der Literatur, das Prophetenthum und den Bombast Lavaters („Ueber Physiognomik wider die Physiognomen" und „Fragment von Schwänzen"), die prahlerische Taschenspielerkunst Jakob Philadelphia's verspottete, waren neben einigen wissenschaftlichen Schriften die einzige Frucht seiner hohen Begabung und seines klaren selbstbewußten Geistes. Auch über die forcirten Talente der Sturm- und Drangperiode schwang er seine satirische Geißel; er meinte, sie seien zu dem Namen Genie gekommen, wie der Kelleresel zum Namen Tausendfuß, nicht weil er so viele Füße habe, sondern weil die Meisten sich nicht die Mühe nehmen, bis auf vierzehn zählen zu wollen.

1775–78.

Georg Christoph Lichtenberg 1742–99.

4. Der Mysticismus und seine schwärmerischen Ausläufer.

Lavater, zu dem wir zurückkehren, ließ nach solchen Erfahrungen seine physiognomischen Versuche stillschweigend fallen oder verwandelte sie vielmehr in künstlerische Bestrebungen, wie er denn überhaupt die Ideale der Vergangenheit und der Gegenwart in genialer Weise in sich vereinigte. Trotz alles Dogmatismus war sein Christenthum ein durchaus ethisches, allem menschlich Schönen und Wahren verwandt. Unerschütterlich blieb er dabei aber in seinem Glauben an einen unmittelbaren Verkehr des Christen mit Gott, an Gebetserhörung, Wunderkräfte und Offenbarungen. Den größten Genuß fand er in der mystischen Steigerung der religiösen Gefühle; in Allem, was ihn umgab und ihm begegnete, sah er den Finger Gottes. Keine Kritik vermochte ihn irre zu machen in dem Glauben an die Göttlichkeit der Bibel, und der ihn allenthalben umgebende Unglaube, die Freigeisterei und Aufklärung bestärkten ihn nur in der Ueberzeugung, in die Welt gekommen zu sein, „um von der göttlichen Wahrheit Zeugniß zu geben". Darin aber beruht nichtsdestoweniger gerade seine Bedeutung in der Geschichte des religiösen und des Culturlebens seiner Zeit. Schließlich ist auch neben der großartigen Wirkung, die er als Prediger und Seelsorger unmittelbar, namentlich auch auf die höheren Classen der Gesellschaft ausübte, das Verdienst nicht zu vergessen, welches er sich als ein unerschrockener und charaktervoller Vertheidiger der Freiheit in jungen Jahren dem aristokratischen Regimente in Zürich, in alten der republikanischen

Lavaters Religion.

Willkürherrschaft gegenüber erwarb. Nachdem er einige Monate über nach Basel verbannt gewesen war, wurde er nach dem Siege Massena's über die Russen in den Straßen Zürichs, während er im Begriffe war Bedrohten beizustehen, von einem betrunkenen Grenadier in die Seite geschossen und starb nach fast anderthalbjähriger Qual. 26. Sept. 1799.

Johann Heinrich Jung-Stilling 1740—1817. Von gleicher Gesinnung und Richtung wie Lavater, aber mit mehr Natürlichkeit und einem reicheren Gemüthsleben begabt, war Johann Heinrich Jung, genannt Stilling, der in großer Dürftigkeit aufgewachsene Sohn eines Schneiders und Schulmeisters in der Gegend von Siegen. Auch er selbst war dem väterlichen Berufe gefolgt, bis er zu einem Kaufmann in Rade vorm Walde kam, bei dem er rasch in der Bildung so weit fortschritt, daß er in Straßburg, wo er mit Goethe und Herder in Verbindung trat, Medicin studiren und den Doctorgrad erwerben konnte. 1771. Er practicirte nun in Elberfeld besonders als Augenarzt. Später finden wir ihn als Professor der Finanz- und Cameralwissenschaften seit 1778 in Kaiserslautern, seit 1787 in Marburg, seit 1803 in Heidelberg; seit 1806 lebte er als Geheimer Rath in der unmittelbaren Umgebung des Großherzogs Karl Friedrich in Karlsruhe. Auf wissenschaftlichem Gebiete hat er zwar nichts Dauerndes geleistet, vielmehr mit allen Mängeln des Autodidaktenthums zu kämpfen gehabt. Auch seine Romane (Morgenthau, Florentin von Fahlendorn, Theobald der Schwärmer u. a.), wiewohl sie nicht ohne tiefes Gefühl und Poesie sind, enthalten so viel mystische Schwärmerei, so viel Wunder- und Aberglauben, daß sie heute mit Recht verschollen sind. Eine Lieblingslectüre der nachtwandelnden Theile der Gesellschaft wurden seine „Scenen aus dem Geisterreich". Die fast einzige Schrift von bleibender Bedeutung dürfte seine eigene gemüthliche Lebensgeschichte sein; namentlich die „Jünglingsjahre", daraus man ersieht, wie der ganz nach innen lebende phantasievolle Knabe allmählig zu jener elegisch-sentimentalen Weltanschauung, aber auch zu dem felsenfesten Glauben an Gott gelangte, der den Mann trotz aller ökonomischen Schwierigkeiten, womit er zeitlebens zu kämpfen hatte, keinen Augenblick verließ. Die Einwirkung einer frommen, wenngleich abergläubischen Umgebung, die strenge Abgeschlossenheit der Erziehung, das süße Schwärmen in einsamer Natur, fern von Welt und Menschen, der Druck der Armuth, welche ihn von Jugend auf gewöhnte gegen die mannigfachsten Entbehrungen nicht bloß, sondern auch gegen die Mißachtung der Welt in seinem Innern Trost zu suchen, erzeugten in seinem Gemüth einen außerordentlichen Grad von Empfindsamkeit und Weiche, welche, vor den Berührungen mit der harten Außenwelt zurückbebend, ihn zur Beschäftigung mit dem eigenen sittlichen und religiösen Kern führen und in eine Phantasiewelt einwiegen mußten. Die Hülfe, die er in jeder Noth des Lebens, allerdings oft auffallend genug, erfuhr, ja der ganze Gang dieses Lebens, der aus dem Schulmeister einen Augenarzt und aus dem Schneider einen akademischen Lehrer gemacht hatte, befestigte ihn in dem Glauben an eine specielle Vorsehung, unter deren Schutz er sich wußte. In jedem kleinsten Vorkommniß sah und verehrte er die Hand Gottes, alle Haare auf dem Haupte waren gezählt. Mit Gott stand er in persönlichstem Verkehr, und eine persönliche Liebe verband ihn mit Christus; die Frucht dieses Glaubens war, daß er unter allen Widerwärtigkeiten des Lebens seine Sanftmuth, seine Menschenliebe und sein Gottvertrauen aufrecht erhielt. Kurz er war einer der hervorragendsten unter den wenigen Christen alten Schlags, welche das moderne Zeitalter noch aufzuweisen hatte.

Lavater und der mystische Schwindel. Leider knüpfen sich an Lavaters Namen noch andersgeartete Erinnerungen, deren hier einschaltungsweise gedacht werden muß, weil sie zeigen, wie wenig der Gesammtcharakter jener Zeit getroffen ist mit dem stehend gewordenen Titel des „Jahrhunderts der Aufklärung". Das ohne Zweifel mannhafte und erfolgreiche Ringen nach

Emancipation von jahrtausendalten Vorurtheilen, welches zu jener Bezeichnung Veranlassung geboten, weist vielmehr als Kehrseite eine kindische Lust am Wundervollen, Zauberhaften und Magischen auf, welche im denkbar grellsten Contrast zu jener fortschreitenden Verstandesbildung stand. Als directe Antipoden der Aufklärer und Freigeister setzt sich eine Reihe von Betrogenen und Betrügern in Geltung, welche unter passenden Aushängeschildern die Geister mit Vorliebe für Wunderbares und Uebernatürliches erfüllten, wie um sie auf diese Weise auf den kommenden Rückschlag der Restaurationsepoche vorzubereiten. Und zwar war es keineswegs die jederzeit unzurechnungsfähige, urtheilslose Menge, welche von eitler Wundersucht bethört und hingerissen erschien, sondern bis in die höchsten Regionen erstreckte sich der Glaube an die übernatürliche Begabung jener Glücksritter, welche als Magier, Teufelsbanner, Geisterbeschwörer, Kabbalisten, Wunderärzte, Hellseher und Goldmacher auftraten und jene allezeit glückverheißende Speculation auf die Leichtgläubigkeit und Bornirtheit der Welt schwungreichst betrieben. Auch manchen verständigen Mann, ja hervorragenden Geist, vermochte diese allgemeine Krankheit zeitweilig oder für immer in einen Träumer und Phantasten zu verwandeln. Gerade Lavaters Beispiel zeigt, wie nahe in einzelnen Köpfen die helle Welt des Lichts, in welcher ein Goethe und seine Geistesgenossen lebten, sich berühren konnte mit der grausen Nacht, darin die angeblichen Dämonen und Geister hausten, in deren Dienst die sofort zu nennenden Schwindler und Betrüger das „Zeitalter der Aufklärung" zurückzubannen versuchten. Lavaters religiöse Gluth erwachte überall, wo der Zusammenhang der sichtbaren und der unsichtbaren Welt sich ihm aufzuhellen versprach, und selbst vor zauberischer Uebernatürlichkeit scheute sein überspanntes Gefühls- und Phantasieleben nicht zurück. Nicht bloß an den schon früher (Bd. XII, S. 973) erwähnten Geisterseher Swedenborg richtete er als an einen „göttlich inspirirten Mann" gläubige und überschwengliche Briefe, auch dem Magnetismus Mesmers und dem Somnambulismus Puységurs hat vor Allen er Eingang und Verbreitung verschafft; in den Exorcismen eines Gaßner begrüßte er das Wiederaufleben der urchristlichen Wundergaben und ließ sich eine Reise nach der Stätte des rohesten Hokuspokus nicht gereuen, ja sogar den hartgesottenen, unverbesserlichen Gaudieb Cagliostro suchte er in Straßburg auf und kam zur Ueberzeugung, die Natur forme solche Gestalten nur alle Jahrhunderte einmal.

Um zu begreifen, wie derartige Taschenspieler zu der Ehre gelangen konnten, ein Stück Culturgeschichte darzustellen, muß man sich der großen Bedeutung erinnern, welche im vorigen Jahrhundert die geheimen Gesellschaften und das Ordenswesen, insonderheit die in unzähligen sectirerischen Entartungen verlaufende Freimaurerei gewonnen hatten. Es lag im Geschmack der Zeit, sich mit räthselhaftem und nur dem Eingeweihten verständlichen Ceremoniell, mit mystischen Symbolen und allegorischen Gebräuchen zu umgeben. In Deutschland, Frankreich, England trieben eine Menge kabbalistisch-magischer Gesellschaften ihr Wesen, welche ihre Formen von den Freimaurern erborgt hatten. So war namentlich der Swedenborgianismus in das Maurerthum eingedrungen, um sich später wieder mit andern noch zu nennenden Formen des Mysticismus, insonderheit mit dem Mesmerismus und Somnambulismus zu verquicken und zu verbinden. Allgemein verbreitet war in solchen Gesellschaften der Glaube, daß es früher eine geheimnißvolle Weisheit gegeben habe, die ihre Besitzer befähigte, in nähere Gemeinschaft mit Gott zu treten und über das Geisterreich eine gewisse Herrschaft auszuüben. Während die sogenannten schottischen Logen nach diesem „wahren Freimaurerthum", d. h. nach den Mitteln forschten, eine solche höhere Erkenntniß zu erlangen, warfen sich die Rosenkreuzer (vgl. Bd. XII, S. 179) geradezu auf Magie und Alchemie, auf Zauberspuk und Geistercitationen. Mehr auf eigene Hand ging

Johann Georg Schrepfer 1730–74. Schrepfer zu Werke, welcher in seiner Jugend Kellner in einem Leipziger Gasthause, darin eine Loge ihre Versammlungen hielt, gewesen war, dann ebendaselbst ein Cafehaus eröffnete, dessen Besuchern er bald die Ueberzeugung beizubringen wußte, daß er der Inhaber einer höheren maurerischen Wissenschaft sei als diejenige, welche man in den gewöhnlichen Logen trieb. Auch dem Grafen Cagliostro, welcher das Treiben Schrepfers später in höherem Styl wiederholte, wäre es niemals möglich gewesen, seine fabelhafte Erfolge zu erzielen, wenn nicht jene fixe Idee von den Geheimnissen des Maurerthums so unbestrittenen Besitz von den Köpfen der Zeitgenossen genommen hätte. Schrepfer selbst verstand es, in seinen „Arbeiten", deren Schauplatz ein finsterer Saal seiner Wirthschaft bildete, den Verstand der Adepten erst mit Punsch, dann mit kabbalistischem und apokalyptischem Wortschwall zu umnebeln, um ihnen sodann vermittelst geschickt angewendeter physikalischer Apparate und eigener Bauchredekunst Geister verstorbener Menschen erscheinen zu lassen. Auch nachdem die Leipziger Loge Minerva ihm die Fortsetzung seiner Schwindeleien verboten, ja der Prinz von Curland, welcher als Statthalter von Sachsen zugleich Protector der dortigen Freimaurer war, ihm hundert Stockprügel, wofür der Maleficant Quittung ausstellen 18. Sept. 1773. mußte, hatte verabreichen lassen, schwand der Glaube an seine Geisterbeschwörungen nicht; ja es gelang ihm sogar, den sächsischen Hof selbst einschließlich des genannten Prinzen, des Ministers von Wurmb und vor Allen des Kammerherrn von Bischofswerder, nachherigen geistlichen Berathers des Königs Friedrich Wilhelm II. von Preußen (s. oben S. 487), vollständig für sich zu gewinnen. Auch Beziehungen zu dem aufgehobenen Jesuitenorden und zu dem berüchtigten, heimlich katholisch gewordenen Hofprediger Starck in Darmstadt spielen eine Rolle in seiner Schwindlerlaufbahn, welcher er, nachdem er auf Reisen durch die deutschen Hauptstädte manche Triumphe errungen, endlich, als er in die schlimmsten Geldverlegenheiten verstrickt sich nicht mehr halten 8. Okt. 1774. konnte, im Rosenthal bei Leipzig durch Selbstmord ein Ziel setzte.

Im geistlichen Gewande begegnen wir verwandten Bestrebungen bei dem von Jesuiten erzogenen, übrigens wohl stets in eigenem Aberglauben stecken gebliebenen, Teufels-Johann Joseph Gaßner 1727–79. banner Gaßner, welcher Pfarrer zu Klösterle im Bisthum Chur war und mit seinen grotesken und bizarren Exorcismen hervortrat, als Schrepfer den Schauplatz eben verlassen hatte. Besonders in Ellwangen, wohin in wenigen Wochen gegen 20,000 Pilger wallfahrteten, um Heilung bei dem Wundermann zu suchen, später in Sulzbach, wohin ihn die verwittwete Pfalzgräfin von Zweibrücken berief, aber auch beim kurfürstlichen Hofe zu München fand er gläubigen Anhang, wobei allerdings zu bemerken ist, daß die Zahl seiner Curirten ihrer großen Mehrheit nach aus nervenkranken Weibern bestand, welche er in brutalster Weise, den Namen Jesu als Commandowort anwendend, zum Gebrauche ihrer Willenskraft zwang. Seinen Heilungen, zu welchen später im Durchschnitt täglich 2 bis 3000 Ankömmlinge gerechnet wurden, gab er das Gepräge von Theatervorstellungen; für die Honoratioren standen reservirte Sessel da. Während aber Posthalter und Wirthe auf bairischen Straßen durch ihn zu wohlhabenden Leuten wurden, hat er selbst niemals für seine Curen Belohnung angenommen. Gleichwohl war sein Treiben so anstößig, daß die Erzbischöfe von Prag und Salzburg sich dagegen aussprachen, der Theatiner Ferdinand Sterzinger es mit Vernunftgründen bekämpfte 1775. und Kaiser Joseph II. ihm schließlich durch einen Unterdrückungsbefehl ein Ende machte.

Unmittelbar nachdem Schrepfer in Sachsen, Gaßner in Baiern ihre Beiträge zur Lähmung des menschlichen Verstandes geleistet hatten, trat zuerst in Oesterreich, dann in Frankreich ein Mann auf, welcher in der Folge Begründer einer ganz neuen, unter der Maske bald der Religion, bald der Naturwissenschaft noch immer wirksamen Charlatanerie werden und in dieser Richtung einen enormen, zuletzt selbst den Ocean

überschreitenden Einfluß üben sollte. Mesmer, in der Nähe des Bodensees geboren, Franz Anton Mesmer 1734—1815.
hatte nacheinander Theologie, Philosophie, Jurisprudenz und Medicin studirt und dann in Wien eine reiche Heirath gemacht, ehe er in einer Streitschrift „vom Einflusse der Planeten auf den menschlichen Körper" der Welt gleichsam als gefundenen Stein 1766.
der Weisen die Lehre vom „thierischen Magnetismus" verkündigte: daß nämlich die Weltkörper vermittelst der ihnen und allen anderen Körpern eignenden Anziehungskraft auf den animalischen Leib eine Einwirkung ausübten, welche in letzterem das Gleichgewicht der magnetischen Kräfte aufheben und ein dem Wechsel von Ebbe und Fluth vergleichbares Resultat erzielen sollte. Zehn Jahre später erfolgte die ergänzende Erklä- 1776.
rung, er habe im Magneten das sichere Heilmittel für eine ganze Menge von Krankheiten gefunden, bei welchen es wesentlich nur auf Herstellung jenes gestörten Gleichgewichts ankomme. Sofort trat er als praktischer Heilkünstler auf, indem er sich bald des Magneten als Leiters für die in ihm selbst angeblich von Haus aus angehäufte heilende Kraft bediente, bald letztere der Kürze halber unmittelbar durch den ausgestreckten Zeigefinger wirken ließ. In Anerkennung seiner dermaßen um das Wohl der leidenden Menschheit erworbenen Verdienste von der Münchener Akademie zum Mitglied erhoben, verstieg er sich in Wien bis zu der schwindelhaften Heilung einer am schwarzen Staar erkrankten Dame, um sodann, nachdem seine Stellung in Folge des Zerwürf- 1777.
nisses mit der Familie derselben unhaltbar geworden war, nach Paris überzusiedeln, wo seine interessante Kunst rasch zur Modesache ward. Der Magnetismus bildete ein neues Ferment für das gesellschaftliche Leben. Mesmer bewohnte ein elegantes Hotel; in einem der reich decorirten, mit großen Spiegeln versehenen Säle stand das sogenannte Baquet, die magnetische Zaubermaschine, um welche herum die Kranken abwechselnd einen Kreis bildeten, indem sie sowohl die eisernen Stangen, die davon ausliefen, als sich selbst untereinander berührten. Matte Ampeln, betäubende Gerüche und musikalische Klänge halfen dazu die Nerven zu beleben, die Sinne zu umnebeln. Wie aber in Wien die medicinische Facultät, so wurde in Paris die Akademie, unter deren Mitglieder er sich gern hätte aufnehmen lassen, zum Felsen, daran er scheitern sollte. Ein Mitglied der Facultät, der Arzt Deslon, welcher sich von Mesmer hatte ins Schlepptau nehmen lassen, wurde deshalb sogar von seinen Collegen ausgeschlossen. Dagegen erfreute sich der Wunderarzt selbst der Gunst des Pariser Hofes, so gut wie Gaßner in München und Schrepfer in Dresden seine erlauchten Gläubigen gefunden hatte. Auf Grund eines Actienunternehmens stiftete er jetzt die Gesellschaft der Harmonie, nach deren Muster in den Provinzen etwa dreißig Heerde ähnlicher Phantasterei gegründet wurden. Wie eine Pest überzog die Manie des Magnetisirens Frankreich, und das Baquet wurde ein so populäres Spielzeug wie später das Billard. Da entschloß sich die Regierung endlich zu einer amtlichen Untersuchung des immer bedeutsamer auftretenden Schwindels. Vier Mitglieder der medicinischen Facultät und fünf Akademiker, darunter Bailly und Lavoisier, bildeten eine Commission, welche der Sache eine eingehende und langwierige, vollkommen vorurtheilslose Untersuchung widmeten, deren 1784.
Resultate auf Befehl des Königs veröffentlicht wurden. Es war zum erstenmal, daß unzweifelhafte, den Charakter des Wunders an sich tragende, Erfolge auf dem Gebiete des Nerven- und Seelenlebens eine durchaus correct wissenschaftliche Beurtheilung erfuhren. Es wurde constatirt, daß der Magnetismus gar nichts, die Einbildung Alles thue. Um die Macht, welche die letztere unter Umständen ausübt, zu erproben, wurde eine Reihe wohlausgedachter Versuche angestellt, die zu den überraschendsten Resultaten führten, so daß sogar Deslon, welcher indessen ein magnetisches Atelier unter eigener Firma errichtet hatte, sich gezwungen sah seinen Irrthum einzugestehen, Mesmer aber sich aus dem Staub machte, um erst zwanzig Jahre später wieder aufzutauchen, als sich die 1812.

preußische Regierung an den Wundermann wandte und demselben kurz vor seinem Tode
beinahe einen letzten Triumph bereitet hätte.

Marquis Während die übrige Welt sich mit Spott von der einstmaligen Modethorheit ab-
de Puysegur 1752—1825. wandte, arbeiteten die dreißig magnetischen Clubs in Frankreich unverdrossen fort. Ein
Hauptsitz der Geheimbündelei war Straßburg, woselbst der Marquis von Puy-
segur, eine Art von Don Quixote des Legitimismus, eine ganz neue Variation des
1784. Magnetismus erfand, das sogenannte Hellsehen, worunter man eine im Zustande träu-
merischen Wachens sich offenbarende Divinationsgabe verstand. Besonders im folgenden
Jahrhundert ging die damals gestreute Saat auf, und das auf die Epoche der Revo-
lution folgende Zeitalter der Restauration ist durch den üppig wuchernden Glauben an
den Somnambulismus eigenthümlich gekennzeichnet. Diesseits und jenseits des Oceans
bildete sich die Entdeckung des Straßburger Marquis zu einer der universellsten Mode-
krankheiten aus, welche die Welt je gesehen hat, so daß sogar eine Anzahl der renom-
mirtesten und gelehrtesten Mediciner sich auf den verhängnißvollen Abweg leiten ließ.

Giuseppe Balsamo, Was grübelnde Deutsche und schwindelnde Franzosen eingeleitet hatten, sollte
genannt ein abgefeimter Italiener zum Ziel führen. Erst er ist das wahre „Universalgenie
Graf Cagliostro in der Kunst des höheren Schwindels", Swedenborgianer, Rosenkreuzer, Magnetiseur,
1743—95. Quacksalber, Geisterbeschwörer, Alchemist und Wunderarzt in Einer Person. Aus
niederem Stande in Palermo geboren, früh verwaist und bald genug verdorben,
hatte sich Balsamo, später Graf Cagliostro genannt, schon auf jeglichem Wege
des Betrugs und des Verbrechens versucht, als er in Rom in dem Dienstmädchen Lo-
renza Feliciana eine seiner würdige Lebensgefährtin, Spießgesellin und Gaunergehülfin
fand. Sowohl in Italien als in Spanien und später in Frankreich gelang es schon
damals dem abenteuernden, der galanten Gelegenheitsmacherei sich widmenden Ehe-
paar, zahlreiche Gimpel zu bethören. Aber mit Lebensverjüngung und Goldmacherei
sich zu beschäftigen fiel dem „Grafen" erst bei, als er nach einem gänzlich mißglückten
Versuch auf die Geldsäcke Albions wieder nach Paris zurückgekehrt war. Nach zahl-
losen Irrfahrten und Raubzügen wurde er zu London in die Geheimnisse des geister-
sehenden Swedenborgianismus und der mystisch-thaumaturgischen Abzweigungen des
Freimaurerthums eingeweiht, holte sich dann noch den letzten Schliff in der Gauner-
kunst bei dem alchemistischen Narren und Betrüger Grafen St. Germain in Holstein,
1779. und warf sich nunmehr als Wiederhersteller der ägyptischen Freimaurerei vorerst auf
Rußland. Während er in Mitau und Petersburg die höhere Aristokratie mit unglaub-
lich frech inscenirtem Geisterspuk unterhielt und zugleich als Wunderarzt wirkte, wußte
seine Frau, die angebliche Prinzessin von Santa Croce, den Fürsten Potemkin zu um-
garnen. Da indessen die Kaiserin Katharina, statt gläubig seinen dreisten Lügen zu
lauschen, den Betrüger auf dem Theater verspotten ließ, wandte er sich nach Warschau,
wo er auf dem Gute des Grafen Moszynski, trotzdem daß dieser selbst und viele An-
dere ihn vollkommen durchschauten, zum Erstaunen Polens die Goldmacherkunst trieb
und sogar seinen ägyptischen „Oberen", den sogenannten Groß-Kophta, vermöge einer
plumpen Maskerade zur Erscheinung brachte. Fast wie ein Messias wurde er hierauf
1780—83. Jahre lang in Straßburg, wo der Cardinal-Bischof von Rohan und der Commandant
Marquis de Lasalle sich gänzlich von ihm berücken ließen, später auch in Bordeaux und
Lyon verehrt. Den Gipfel des Glücks und Ruhms erstieg er jedoch erst in Paris, freilich
nur um alsbald um so tiefer zu fallen und wegen angeblicher Betheiligung an der
1785. Halsbandgeschichte (vgl. S. 374) neun Monate lang in die Bastille gesperrt, hierauf
aber aus Frankreich verwiesen zu werden. Von England aus erließ er ein Sendschrei-
ben an die französische Nation, in welchem er schwur, die Bastille müsse ein Schutt-
haufen und auf dem Platze, da sie stand, eine öffentliche Promenade errichtet werden.

Aber der Schluß desselben Jahres, welches diese Weissagung in ungeahnte Erfüllung gehen ließ, brachte auch den Propheten ins Gefängniß, das er nicht mehr verlassen sollte. Nachdem er nochmals England, dann die Schweiz und Oberitalien besucht hatte und überall entlarvt worden war, versuchte er seinen stark durchlöcherten Nimbus zu Rom mit heiligem Glanze auszubessern, fiel jedoch der Inquisition in die Hände, wurde in die Engelsburg gesperrt und endete als zum Tode verurtheilter Irrlehrer in einer schaurigen Zelle der Festung San Leon. 1789.

In seinem Lebensgange spiegeln sich in tragikomischer Weise alle jene ungesunden Neigungen ab, von welchen die menschliche Gesellschaft in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts heimgesucht war. Es ist die reine Wahrheit, was ein reisender Deutscher, welcher ihn ein Jahr vor seiner Verhaftung in Roveredo sah, berichtet: Der Kranke suchte in ihm seinen Aesculap, der Maurer seinen großen Meister, der Alchemist seinen Paracelsus, das alte Mädchen den Erneurer ihrer Jugend, ja sogar noch der Kosmopolit den wahren Staatsmann und Belehrer der Könige. Sehr richtig urtheilte daher auch schon die Vorrede zu einem jener Lustspiele der Kaiserin Katharina: „Obwohl unser Jahrhundert von allen Seiten das Compliment erhält, das philosophische zu heißen, und obwohl wir demselben das große Wort Aufklärung schon zum voraus zur Grabschrift setzen, so werden dennoch überall eine Menge Köpfe von einem so anhaltenden Schwindel ergriffen, daß die Göttin der Weisheit sich genöthigt sieht, die komische Muse um Arznei für diese Kranken zu bitten". So mußte auch hier Erscheinungen, welche an sich nur in das Anekdotenbuch der Menschheit gehören, eine etwas eingehendere Berücksichtigung im Rahmen der Weltgeschichte eben deshalb zu Theil werden, weil sie Symptome wirklicher und mächtiger Geistesströmungen waren und keineswegs spurlos an dem Gesammtleben der Völker, vor allem des deutschen, vorübergegangen sind.

III. Der Umschwung in der Pädagogik.

1. Friedrich der Große und die Aufklärung.

Eine so reformlustige Zeit, als welche das achtzehnte Jahrhundert seit Beginn der zweiten Hälfte erscheint, charakterisirt sich der Natur der Sache nach nicht zum wenigsten auch durch neuernde Unternehmungen auf dem Gebiete des öffentlichen und häuslichen Erziehungswesens. Man lebt der Zukunft und sagt sich: neue Ideen verlangen neue Menschen; wer die Jugend hat, hat die Zukunft. Nur durch einen pädagogischen Neubau schien die Reform sicher in das Bewußtsein der aufwachsenden Geschlechter übertragen und als pflichtmäßig zu cultivirendes Erbstück vermacht werden zu können. Namentlich darum, weil es in Deutschland nicht bloß zu pädagogischen Reformprogrammen, wie in England Locke, in Frankreich Rousseau welche aufstellten, sondern zu pädagogischen Thaten im Sinne der Aufklärung gekommen ist, hat die letztere auf deutschem Boden auch nachhaltiger gewirkt als auf fremdem. Erst durch die pädagogische Reform drangen die Aufklärungsideen, welche zunächst nur die höheren Stände oder den gebildeten Mittelschlag berührt hatten, vielfach auch in die Schulen und Häuser. Denn mit derselben rückhaltslosen Entschiedenheit, womit man Hand ans Werk legte, wenn in der kirchlichen und bürgerlichen Gesellschaft die bestehende Wirklichkeit den unverbrüchlichen Rechten und Ansprüchen der menschlichen Natur nicht zu entsprechen schien, ging man nunmehr auch auf dem Gebiete des Schul- und Erziehungswesens vor, und was in dieser Beziehung schon der aufgeklärte Staat that, wurde noch weit überboten durch die sich überstürzende Kühnheit einzelner Reformpäda- Allgemeines.

gogen. Diese Bestrebungen sind nicht bloß für den Geist des achtzehnten Jahrhunderts bezeichnend, sondern auch für das ganze Bildungswesen der Folgezeit bald so segensreich, bald so verhängnißvoll geworden, daß eine etwas eingehendere Darstellung hier gerechtfertigt erscheinen dürfte.

Der Realismus. Dem fast ausschließlich auf lateinische Bildung abzielenden Schulwesen, welches der mit der Reformation verbündete Humanismus einerseits (X, S. 899 ff.), der Jesuitismus andererseits (vgl. XI, S. 37 ff.) im Reformationsjahrhundert geschaffen hatten, waren erst im siebzehnten Jahrhundert die ersten Spuren einer bewußten Opposition entgegengetreten. Die Reformbestrebungen der sogenannten „Realisten" (besonders Ratich und Comenius) wurden dann zu Ende des Jahrhunderts und zu Anfang des achtzehnten, theilweise wenigstens, wieder aufgenommen vom Pietismus, welcher nicht bloß den realistischen Lehrbüchern des Comenius Eingang in den Schulen verschaffte, sondern auch anfing, im Gegensatze zur eigentlichen Gelehrtenbildung eine Erziehung zu befördern, die vor Allem darauf berechnet war, den stets sich mehrenden Ansprüchen des Lebens zu genügen. Die Naturwissenschaften nahmen in steigendem Maße die Aufmerksamkeit der Zeitgenossen in Anspruch; allerhand Entdeckungen wurden gemacht, in deren Folge das gewerbliche und bürgerliche Leben einen reicheren Inhalt erhielt, und so bildete sich denn aus den thatsächlichen Bedürfnissen der Zeit heraus
1739. Begriff und Sache der Realschule. Das Wort sprach zuerst der Prediger Christoph Semler († 1740) aus, welcher den deutschen Schulen Francke's in Halle vorstand und als Veranschaulichungsmittel bereits dreiundsechzig Maschinen besaß, welche z. B. Ebbe und Fluth darstellten. In der Realschule soll nach Semler die Jugend „zu nützlichen und im täglichen Leben ganz unentbehrlichen Wissenschaften angewiesen" werden; nach dem Spruch: „fürs Leben, nicht für die Schule lernen wir", müssen auch Kenntnisse von Gewicht und Maaß, vom Gebrauch des Cirkels und Lineals, vom Kalender, von der Astronomie und Geographie, aber auch von Naturgeschichte und Physik, von Wirthschaft und Polizeiordnung u. s. f. mitgetheilt werden. Aehnliche Forderungen stellten die Rectoren Gesner in Rotenburg, Schöttgen in Dresden, Venzky in Prenzlau; aber der eigentliche Vater des Realschulwesens war der aus Francke's Schule hervorgegangene, in der Geschichte des preußischen Unterrichtswesens nicht hoch genug
Johann Julius Hecker 1707—68. zu stellende Consistorialrath Hecker. Derselbe predigte einst vor Friedrich Wilhelm I. zu Wusterhausen; auf dem Schloßplatze ernannte ihn hierauf der König zum Prediger an der neuen Dreifaltigkeitskirche in Berlin mit den Worten: „Er muß, wie er heute gethan, den Leuten auf der Friedrichstadt den Herrn Jesum predigen und sich der Jugend recht annehmen; denn daran ist das Meiste gelegen". Das that Hecker, indem
1739. er sofort mit Errichtung einiger Freischulen und anderer Schulen vorging.

Friedrich II. und die Realschule. Geboren aber wurde das deutsche Realschulwesen erst unter der Regierung Friedrich des Großen. Zunächst gründete Hecker seine aus drei mit einander verbundenen
1746. Anstalten bestehende Realschule, welche schon 1748 vom Staate anerkannt wurde. Er betrachtete die Unterrichtsanstalten als Pflanzgärten des Staates, daraus die jungen Leute wie Bäume aus einer Baumschule in die besonderen Stände zu versetzen sind. Daher sollten aber auch nicht länger Nichtstudirende auf lateinischen Schulen gebildet werden, sondern er verlangte eigene Anstalten, welche für die Facultätsstudien, andere, welche für den bürgerlichen und landwirthschaftlichen Stand vorzubereiten hätten. Freilich litten diese Realschulen in ihrer ersten Gestalt an großer Ueberfülle des Stoffes. In elf täglichen Unterrichtsstunden lernte man hier Zeichnen, Arithmetik, Geometrie, Mechanik, Architectur, Astronomie, Geographie, Anatomie, Naturlehre, handelte man von Pflanzen, Metallen, Steinen, Holzen, Farben, von Gewicht, Maaß, Cirkel, Lineal, Kalender, von Diät und Polizeiordnung, von Honigbau, Bergkunde, Buchhalterei,

gab man endlich auch Anweisung zur Wartung der Maulbeerbäume und Ziehung der Seidenwürmer.

Hähn'sche Methode.

Nächst Hecker wirkten hier noch zwei andere Männer aus der pietistischen Schule, nämlich sein Nachfolger Silberschlag und der 1753 bis 1759 an der Realschule beschäftigte J. F. Hähn. Letzterer drang besonders darauf, daß den Kindern nicht bloß mündliche Beschreibungen gegeben würden, sondern sie die Dinge entweder in der Natur oder in Modellen und Bildern vorgewiesen erhalten sollten. So ließ er für die sogenannte Manufacturclasse eine Sammlung von neunzig Arten des Leders, jedes Stück in Größe eines Octavblattes anfertigen. Namentlich aber rühren von ihm die Tabellen der Geometrie und Trigonometrie, überhaupt die später von Felbiger nach Oesterreich verpflanzte sogenannte Literalmethode her, darin bestehend, daß die Hauptgegenstände des Unterrichtes nur mit den Anfangsbuchstaben der Worte an die Tafel geschrieben und die Hauptsätze der Disciplin tabellarisch dargestellt wurden.

Friedrich Gabriel Resewitz 1725—1806.

Auf diese Weise entstand die solideste Frucht der realistischen Pädagogik, die Realschule. Dieselbe ist die Grundlage zu derjenigen Entwickelung im deutschen Schulwesen geworden, welche seither besonders nach Verbesserung der Methode, nach Zweckmäßigkeit der Lehrbücher strebt, Muttersprache und Anschauung in den Vordergrund schiebt und „den todten Gedächtnißkram“ verwirft. Fernere Verdienste um sie erwarb sich Resewitz, welcher in seiner „Erziehung des Bürgers“ (1773) für die Landgemeinden Ackerschulen, für die Stadtgemeinden Handwerkerschulen forderte. Aber erst 1811 hat man die grundsätzliche Trennung der Realschule von der lateinischen Schule vollzogen, und auch jetzt noch dauerte es lange, bis das neue Schulwesen eine mit den, allgemeine gelehrte Bildung bezweckenden, Gymnasien und lateinischen Schulen ebenbürtige Ausbildung und Pflege erhielt.

Generallandschulreglement v. 23. Sept. 1763, nebst Circular v. 1. März 1764.

Die so in der Realschule nach oben ausgebaute Volksschule empfing in Friedrich des Großen Reich gleichfalls nicht wenig förderliche Anregungen, wiewohl gerade sie unter den politischen Unruhen und den kriegerischen Ereignissen der Folgezeit verhältnißmäßig am meisten litt. Erst als der Kriegslärm verstummt war, erließ der König das Generallandschulreglement, wodurch der Schulzwang eingeführt wurde, und ein Circular, wodurch das Visitations- und Prüfungswesen geordnet wurde. Das Nachhaltigste aber leistete auch hier Hecker, indem er schon mit Gründung seiner Realschule das erste Schullehrerseminar verband, welchem dann der König zur Unterhaltung von zwölf Zöglingen eine jährliche Unterstützung von 600 Thalern zuwies. So fand die deutsche Aufklärung in Friedrich II. ihren Heros auch auf dem Gebiete des Schulwesens, wenngleich seine Schulgesetzgebung, unter dem Einflusse Heckers entstanden, noch durchaus den Geist der Verwaltung Friedrich Wilhelms I. athmet, dessen „Regulative“ (principia regulativa) die Volksschule eng an die Kirche angeschlossen hatten. Friedrich selbst aber steht schon ganz auf Seiten der Reformpädagogen und Erziehungstheoretiker, wenn er schreibt: „Das Wichtigste ist, gut zu leben, gesund zu sein, Freunde zu besitzen und ein ruhiges Herz zu haben“.

Karl Abraham von Zedlitz 1731—93.

Im Jahre 1770 erschien aus der Feder des Königs ein Brief „über die Erziehung“, darin aller Nachdruck auf den Gebrauch des Verstandes und Gewöhnung an Selbstdenken gelegt wird. „Ueberzeugt, daß man mit dem Menschen machen kann was man will“, verbreitet sich hier der König fast nur über die Erziehung der höheren Stände, namentlich der künftigen Offiziere. Gleichzeitig trat der Freiherr von Zedlitz an die Spitze des Unterrichtswesens, ein seltener Cultusminister, der es für Pflicht hielt, „das Fersenstechen des Aberglaubens nicht zu achten“. Allenthalben hatte er sein Hauptaugenmerk auf die anregende Methode gerichtet und brachte er die rechten Männer an die rechte Stelle, z. B. an die Gymnasien Schütz, Meierotto, Niemeyer,

Gedike u. A. Genau des Königs Anweisungen folgend, legte er neben den sprachlichen Theilen des Unterrichts ein besonderes Gewicht auf Logik und Rhetorik. Man sollte denken und sprechen lernen in den preußischen Schulen; die Philosophie aber sollte, wie der König befahl, „von keinem Geistlichen gelehrt werden, sondern von Weltlichen, sonsten ist es ebenso, als wenn ein Jurist einem Officier die Kriegskunst lehren soll". Von der Sorge des Ministers für die Volksschule gibt sein persönlicher und brieflicher Verkehr mit dem Freiherrn von Rochow, sein lebhaftes Eingehen auf dessen volksfreundliches Wirken ein rühmliches Zeugniß. Aber gerade auf diesem Gebiete scheiterten des Königs Absichten endlich an dem Mangel an Lehrkräften und dem vereinigten Widerstand der Bauern und der Junker. Aergerlich gab Friedrich endlich seine Culturpläne auf und fing an, während die höheren Anstalten häufig der Leitung
Invaliden als Schullehrer seit 1779. von Franzosen überlassen blieben, die Schulstellen kleinerer Orte zur Versorgung von Invaliden und verabschiedeten Unteroffizieren zu benutzen. Der Freiherr von Zedlitz aber erreichte unter dem folgenden Regimente eben noch die unabhängige Gestaltung des
Oberschulcollegium 1787. Unterrichts- und Erziehungswesens durch Einführung eines „Oberschulcollegiums", das selbständig neben dem Oberconsistorium stand. Dann brach die Reaction herein, und
1788. der hell denkende Minister trat ab, um einem Wöllner Platz zu machen.

Johann Friedrich Wilhelm Jerusalem 1709—89. Unter den Erziehungstheoretikern des Aufklärungszeitalters sind diejenigen, welche in ihren pädagogischen Grundsätzen gleichen Schritt mit der rationalistischen Theologie hielten, zu unterscheiden von den eigentlichen Reformpädagogen und revolutionären Praktikern. Zu den ersteren gehören die vielen rationalistischen Prediger und Schulvorstände, welche besonders in Norddeutschland auftreten. Unter ihnen dürfte Jerusalem leicht der ausgezeichnetste sein. Ein Pfarrerssohn aus Osnabrück, wurde er, nachdem er in der vornehmen Welt Englands und Hannovers sich umgesehen, Hofdia-
1742. konus in Wolfenbüttel und zugleich Erzieher des damals siebenjährigen Erbprinzen Karl Wilhelm Ferdinand, sowie Religionslehrer der vier jüngeren Prinzen. Die Mutter derselben war eine Schwester Friedrichs des Großen. Prinzipien und Methode seiner Erziehung erhellen theils aus seinem „Leben des Prinzen Albrecht Heinrich", theils aus seinem Fragment „über die bessere Vorbereitung Derer, die sich dem Predigtamte widmen wollen". Auch hier schwindet das Prinzip der Erbsünde zu gewissen Mängeln und Abnormitäten zusammen, welche mit jeder individuellen Anlage gegeben sind. „Wir werden zur Tugend, aber nicht mit der Tugend geboren". „Daß wir der Welt unseres Gleichen zurücklassen, die die Früchte der Erde nach uns aufzehren, dies haben wir mit den Thieren gemein. Aber der Nachwelt wohlthätige, weise Regenten und vernünftige, tugendhafte Bürger zu hinterlassen, dies ist Menschenpflicht". Solche zu erzielen, dazu taugen aber Uebertreibung und Frühreife am wenigsten. „Es ist genug, daß wir mit der rechten Jahreszeit reif sind, wenn die Welt Früchte erwartet". Dies Alles gelte für Prinzen so gut wie für anderer Leute Kinder.

Bezeichnend für einen Consistorialpräsidenten der Aufklärungszeit, verwahrt er sich bezüglich des Religionsunterrichtes gegen „das leidige, alle die edelsten, froheſten und heitersten Seelenkräfte ausdorrende, tödtende Auswendiglernen leerer unverständlicher Worte"; er will in den Kindern vor Allem die Empfindungen der Ehrfurcht, des Mitleids, der Sanftmuth geweckt sehen, um sie dann religiös zu beleben und zu durchdringen. Die Religionswahrheiten in lateinischer Sprache vorzutragen, wie das damals auf den Gymnasien Sitte war, ist grundverkehrt. Vielmehr brachte er gerade die religiösen und sittlichen Wahrheiten seinen Zöglingen auf dem Wege eines lebendigen Lehrgespräches so nahe als möglich. Nach solchen Grundsätzen erzog er fünf Prinzen, von denen der älteste, Ferdinand, im siebenjährigen und im französischen Krieg bekannt

genug geworden ist, der jüngste, Leopold, aber 1785 in den Fluthen der Oder Hülfe bringend unterging.

Auf das Schulwesen von ganz Norddeutschland übte Jerusalem einen tief grei- Collegium fenden Einfluß aus durch Gründung des Collegium Carolinum zu Braunschweig, Carolinum 1745. welches eine vermittelnde Stellung zwischen den damals sehr ungenügenden Gymnasien und der Universität einnehmen sollte. Aber nicht bloß künftige Facultätsgenossen, auch solche, die sich dem höheren Militär- oder Handelsstande widmen wollten oder überhaupt nach humaner Bildung strebten, besuchten diese bald außerordentlich frequente und beliebte Schule, welche von Jerusalem und Mosheim geleitet wurde. Seit 1751 ließ sich Ersterer dauernd in Braunschweig nieder, während Mosheim nach Göttingen übersiedelte. Noch siebenunddreißig Jahre lang hat Jerusalem an der Spitze des braunschweigischen Predigerseminars im Kloster Riddagshausen gestanden, wo er wöchentlich einige Tage mit exegetischen, dogmatischen und homiletischen Besprechungen und Uebungen zubrachte. In dem Gegensatz dieses Lebensbildes zu dem folgenden spiegelt sich treffend der Gegensatz ab zwischen der conservativen und der revolutionären Reformpädagogik.

2. Basedow und das Philanthropinum in Dessau.

„Bernhard von Nordalbingien", wie er selbst sich gern nannte, geschichtlich nur Johann unter seinem Geschlechtsnamen Bassedau oder **Basedow** bekannt geworden, zeich- Bernhard Basedow nete sich zunächst nur als böser Schulknabe im Johanneum seiner Vaterstadt Hamburg 1723—90. aus. Den Aufwand für seine Genüsse bestritt er durch Verfertigen von Gedichten und Schülerarbeiten, sowie durch Privatunterricht. Nachdem er zu Leipzig in sehr unregel- 1744—46. mäßiger Weise Theologie und Philosophie studirt, ward er Hauslehrer, um erst in dieser Stellung auch selbst solidere Studien zu treiben, z. B. Lateinisch zu lernen. Gleichzeitig suchte er dann auch seinem Zögling Alles spielend und gelegenheitsweise beizubringen. Eine neben ihm wirkende Gouvernante lehrte ihn französisch und ward später seine Frau. Merkwürdiger Weise begegnet uns dieser Mann, nachdem er 1752 doctorirt, schon im folgenden Jahre als Professor der Moral und der schönen Wissenschaften auf der Ritterakademie zu Soröe, von wo er 1761 an das Gymnasium zu Altona versetzt ward. Zeitlebens in theologische Kämpfe verwickelt und darin Genuß findend, hatte er schon damals mancherlei ketzerische Ansichten öffentlich vertreten und z. B. gegen die Ewigkeit der Höllenstrafen geschrieben. Dafür wurde er sammt seiner Familie excommunicirt, d. h. seitens der Kirche der allgemeinen Aufmerksamkeit empfohlen. Zur selben Zeit ward Rousseau's Emil in Paris öffentlich verbrannt. Auch Basedow, für welchen dieses Buch eigens geschrieben schien, warf sich nun ganz auf die Pädagogik. Er besaß vollkommen das Zeug zum Agitator und begann mit pomphafter Ankündigung einer ganz neuen, unfehlbaren Erziehungsmethode. So schrieb er 1768 die „Vorstellung an Menschenfreunde", 1770 das „Methodenbuch" und 1771 seinen „Agathokrator". Bereits hatte er sich von dem Minister von Bernstorff Dispensation von seinen gewöhnlichen Berufspflichten ertheilen lassen; jetzt collectirte er bei allen hohen und niederen Häuptern der Christenheit und allen „Weltbürgern" um Unterstützungsbeiträge für sein Erziehungswerk. Es ist ein Beleg für die heilige Begeisterung, welche seine Generation für alle Interessen der geistigen Befreiung durchglühte, aber auch für die unvergleichliche Begabung Basedows auf dem Gebiete des Terminirens und Renommirens, daß es ihm schon 1771 gelungen war, viele Tausende von Thalern zusammenzubringen. Jetzt gab er 1774 sein „Elementarbuch" heraus, welches 1785 in zweiter Auflage als „Elementarwerk" erschien — eine vier Bände umfassende

Encyklopädie alles für Kinder Wissenswerthen, mit 100 Kupfertafeln von Dan. und Wilh. Chodowiecki — der orbis pictus des achtzehnten Jahrhunderts, wie Basedow überhaupt vielfach auf die Ideen von Comenius zurückgriff.

Dagegen erinnert es, auch was den Ausgang des Unternehmens betrifft, mehr an Ratichs Schicksale in Köthen, wenn der treffliche Fürst Leopold Friedrich Franz
1774. von Anhalt-Dessau Basedow in seine Hauptstadt berief und mit allen Mitteln zur Errichtung seiner Musteranstalt reichlich versah. In demselben Jahr war es, als ihn Goethe in Frankfurt a. M. kennen lernte und mit ihm und Lavater — „Prophete rechts, Prophete links" — nach Ems reiste. In „Dichtung und Wahrheit" schildert Goethe sein struppiges, ungewaschenes Betragen, seinen schlechten Tabak, seine Zudringlichkeit und Beutelschneiderei, nicht minder auch seine theologische Schwäche. „Kaum hatte er durch Gründe sowohl als durch leidenschaftliche Beredtsamkeit die Gemüther sich zugewendet, als ihn der böse antitrinitarische Geist ergriff und er in die wunderlichsten Reden ausbrach, in seinem Sinn höchst religiös, nach Ueberzeugung der Gesellschaft höchst lästerlich". Denn neben dem lateinischen Humanismus schien ihm das historische Christenthum das Haupthinderniß einer vernünftigen Erziehung zu sein, und wie er nie gelernt hatte, irgend etwas von seinen Ansichten zurückzuhalten, so turnirte er auch vor den Schranken jeglichen Publikums gegen die Dreieinigkeit, Gottheit Christi und andere Glaubensartikel. In seinem Kitzel der Verneinung beleidigte er nach rechts und links und konnte nie begreifen, daß seine Reden nicht Jedermann jederzeit interessiren sollten. Basedow war eine durchaus aufreibende Natur. Ruhen konnte er Niemand sehen; alle Welt mußte beständig angesprochen und belehrt sein. Wenn Andere schliefen, so dictirte er; wenn er selbst schlief, mußte sein Schreiber wachen, um sogleich, wenn Basedow aus seinen Träumen auffuhr, bereit zu sein, dieselben niederzuschreiben. In seinem Gehirn fand ein unaufhörliches Ausbrüten von Einfällen und Projecten statt, und die ganze Welt wurde in Mitleidenschaft gezogen und in Contribution gesetzt, wenn es an die Ausführung derselben gehen sollte. Er war ein kräftiger und leidenschaftlicher Geist, der energisch zu reden, kühn zu schreiben und mit dem Tone unfehlbarer Sicherheit zu verheißen verstand; aber Herder sagte, er würde Basedow keine Kälber zu erziehen geben, geschweige denn Menschen. Uebrigens besaß er eine Tochter, die nach Rousseau's Buch Emilie genannt und zum ersten Object der neuen Erziehungsexperimente auserseheh war. Nachdem sie in vier Jahren französisch und lateinisch gelernt hatte, galt sie als Wunderkind, beschloß indessen ihre Tage später als einfache Pfarrfrau.

1776. Ein classisches Programm der Basedow'schen Theorie enthält die Reclame, womit jetzt der Vorsteher des Dessauer Philanthropins vor die Welt trat. „Der Zweck der Erziehung muß sein, einen Europäer zu bilden, dessen Leben so unschädlich, so gemeinnützig und so zufrieden sein möge, als es durch die Erziehung veranstaltet werden kann. Es muß also vor Allem dafür gesorgt werden, daß ihm wenig Verdruß, Schmerz und Krankheit bevorstehe, und daß er sich zum aufmerksamen Genuß des Guten gewöhne". In der körperlichen Bildung muß daher Abhärtung und Gymnastik vorwalten. Kinder, welche sich durch Unfolgsamkeit und Bosheit als „krank an der Seele" erweisen, werden grundsätzlich als Patienten behandelt und müssen nicht bloß das Zimmer, sondern auch das Bett hüten. Ueberhaupt verwarf man die gewöhnlichen Schulstrafen, an deren Statt Trapp, der consequenteste theoretische Pädagoge dieser Schule, andere erfand, z. B. den Kindern mit scharfen Bürsten den Rücken zu reiben, sie aus hölzernem Geräth essen zu lassen und Anderes. Den confessionellen Religionsunterricht besorgte die Ortsgeistlichkeit. Dagegen war ein ohne alle Rücksicht auf „Secten und Parteien" vor sich gehender Religionsunterricht erster Lehrgegenstand im Philan-

thropin. Tugend, Rechtschaffenheit, Menschenliebe sollten Tendenz und Resultat dieses ganzen Unterrichts bilden. Außerdem lernte man Deutsch, Lateinisch, Französisch und mancherlei Kenntnisse über Natur, Kunst und Geschichte. Den marktschreierischen Verheißungen Basedows zufolge sollte eine Sprache in sechs Monaten sicher beigebracht, und Jeder, der vier Jahre lang das Philanthropin besucht hatte, zur Universität reif sein. In Wirklichkeit sah es freilich mit den eigentlich gelehrten Studien auf dieser Schule schlimm aus, und man brachte es namentlich im Latein gar nicht weit. Aber Basedow besaß die für seinen Beruf unentbehrliche Eigenschaft, sich durch keinerlei Niederlagen beirren zu lassen. Nachdem er schon der Mißerfolge und Beschämungen genug erlebt hat, stimmt er doch immer wieder das alte Lied an und fordert die Aufmerksamkeit der Welt für seine Unternehmung heraus, „bei Strafe des Hohngelächters", falls seine Versprechungen sich nicht erfüllen sollten. „Ihr weisen Kosmopoliten, so reden keine thörichten Projectenmacher, keine eiteln Prahler, sondern Männer, die eure Freundschaft und eure Beisteuer verdienen". Alles Lernen werde dreimal kürzer und angenehmer sein, als zuvor; insonderheit werde man das Latein forthin direkt durch Uebung sich aneignen. „O wohl dir, du liebe junge Nachwelt! du lernst Latein — Latein ohne Ruthe und Stock".

Dieses Programm hatte die Absicht zu einer öffentlichen Prüfung einzuladen, durch welche die Resultate des Philanthropins aller Welt kund gethan werden sollten. In der That erschienen die berühmtesten Schulmänner, Kosmopoliten und Philanthropen zu Dessau, um die dreizehn Schüler der Anstalt gründlich zu prüfen. Es stellte sich heraus, daß der Sprachunterricht hier ganz nach realistischem Recept nur als Mittel galt, dem Kinde sachliche Kenntnisse beizubringen. Alles wurde lateinisch verhandelt, Naturkenntnisse spielend beigebracht. Ueber animalische Zeugung und Geburt vermochten schon Knaben eingehende Aufklärung zu ertheilen. Auch die „verschiedenen Gottesverehrungen" wurden besprochen. Am dritten Tage hielt Basedow eine Schlußpredigt, deren paränetischer Theil auf die Ermahnung hinauslief: „Väter, Väter! Mütter, Mütter! erbarmt euch! Gebt einen Theil des überflüssigen Düngers diesen Pflanzen". Die Namen der freigebigsten Philanthropen sollten in Lindenbäume geschnitten und ihnen Zahlen beigefügt werden, angebend, wie vielmal fünfzig Thaler sie gespendet hätten.

13. Mai 1776.

Unstreitig hatte dieses mit so großem Geräusch in Scene gesetzte Philanthropin seine wirklichen Verdienste. Hatten bisher die Jesuitencollegien der Pädagogik gedient, um Propaganda zu machen, die pietistischen Anstalten, um Gottseligkeit und Bibelkenntniß unter das Volk zu bringen: so war in dem Philanthropin die Pädagogik Selbstzweck, und ist schon darum begreiflich, wie Kant 1777 Geld dafür sammeln und Oberlin ein begeisterter Lobredner des Systems werden konnte, von dem Enthusiasmus der Sack, Spalding, Nicolai, Sulzer, Mendelssohn, Garve, Iselin gar nicht zu reden. Man muß dieser Anstalt und ihrem Gründer das Verdienst lassen, das Interesse für Reformen im Unterricht weithin und mächtig angeregt und der althergebrachten, trägen und gedankenlosen Handwerksmäßigkeit des Schulunterrichts wirksamst entgegengearbeitet zu haben. Der Philanthropinismus hat die Erziehung aus einem verderblichen Schlendrian gerissen, mit freierem Geiste belebt, den gesunden Menschenverstand wieder in seine Rechte eingesetzt; in consequenter Verfolgung des realistischen Prinzips hat er die sinnliche Wahrnehmung zum Ausgangspunkte gemacht, Alles auf genaueste Kenntniß des Alltäglichen, des sogenannten allgemein Menschlichen abgelegt, durch möglichste Veranschaulichung beim Unterrichte den Mechanismus und Gedächtnißkram beseitigt, in der Religion die Anregungen der Natur gewürdigt, das Lernen selbst besonders auch durch belehrende Unterhaltungsschriften

Unterricht u. Erziehung im Philanthropin.

vielfach erleichtert und versüßt und die Schulstuben zu heiteren Sitzen der Gesundheit und des Frohsinns gemacht. Hier begegnete man nicht mehr der fratzenhaften, französischen Tracht, den galonirten Röcken und seidenen Strümpfen, worin die Kinder in den damaligen Mittelschulen zu erscheinen pflegten. Eine erfreuliche Leibeszucht, einladende Tummelplätze, Turnen und Handarbeit lockten die Jugend heran. Die Schranke aber lag darin, daß man die hungrigen Seelen der Kinder ausschließlich mit Realien, Anschauung und Aufklärung füttern wollte. Das einzige ideale Element in diesem Lehrsystem bestand in einem natürlichen Religionsunterricht, mit häuslichen Andachten und liturgischen Gottesverehrungen, woran Christ, Jude und Mohammedaner Theil nehmen konnte. Es gab eine Betkammer mit einer Gesetzeslade; sinnbildliche Zeichen und Handlungen wurden eingeführt, Gesänge, gedichtet von unglaublicher und unmittheilbarer Naivetät. Da die in ihnen vertretene, in der That alles Natürliche umfassende, Naturreligion selbstverständlich nur mit optimistischen Voraussetzungen hinsichtlich der Menschennatur verbunden sein konnte, war auch Milde der Zucht ein hervorstechendes Merkzeichen der philanthropinischen Erziehung. Denkt man an die dunkeln Stuben, in welchen damals noch in der Regel der Stock regierte, nichts mit Lust und Liebe getrieben wurde, Grammatik und Katechismus eingebläut und Schulstrafen exercirt wurden, die nicht bloß leibliche, sondern auch geistige Qual mit sich führten, wie z. B. das Auswendiglernen des 119. Psalms, so kann man auch in diesem Stücke nur einen Fortschritt durch das Philanthropin, dessen Lehrer sich der Jugend liebevollst ganz hingaben, angebahnt finden. Freilich ging Basedow sofort bis auf den äußersten Punkt. Seine Kinder brauchten nichts auswendig zu lernen, noch weniger geschlagen zu werden; sie wurden wohl oder übel für Engel gehalten und dieser ihrer Natur gemäß behandelt. Der Rector Neuendorf im Dessauer Philanthropin war nicht, wie einst Trotzendorf zu Goldberg, „der beständige Dictator" seiner Schule, sondern trat als „der ältere, erfahrenere Freund" der Kinder auf. Daher das bekannte und in der That bezeichnende Epigramm Kästners:

> Dem Kinde bot die Hand zu meiner Zeit der Mann,
> Da streckte sich das Kind und wuchs zu ihm heran;
> Jetzt kauern hinab zum Kindlein
> Die pädagogischen Männlein.

Basedow selbst war bald mit allen Mitarbeitern zerfallen, zog sich in das Pri-
1778. vatleben zurück, widmete sich in Magdeburg theils dem Schulhalten an mehreren Anstalten, theils seiner ersten Liebe, der Theologie. In Armuth verstorben, hinterließ er das charakteristische Testament: „Ich will secirt sein zum Besten meiner Mitmenschen". So viel er auch in seinem Leben zusammengebettelt hat, für sich selbst hat er daraus keinen Vortheil gezogen. Im Gegentheil hat er seine Lebenskraft in seiner Mission verbraucht, sich oft keinen Schlaf gegönnt in seiner Arbeit; Aufopferungsfähigkeit und wirkliche, wenn auch rohe Begeisterung standen ihm in hohem Maaße zu Gebote. Aber auch sein Nachfolger im Directorium zu Dessau, der späterhin nach Rußland übergesie-
Wolfe delte Wolke, der treffliche Lehrer der Mathematik Busse, der von Zedlitz zum
1741—1825. Professor der Pädagogik in Halle erhobene Systematiker Trapp, der talentvolle Praktiker Olivier — dies alles waren Männer, die für ihren Beruf von Eifer glühten, selbst begeistert auch begeistern konnten und durch das Band eines fast jugendlich zu nennenden Enthusiasmus vereinigt waren. Zu ihnen gehörte seit 1782 auch Matthison, vor Allem aber seit 1781 Salzmann, der 1784 ein eigenes Institut zu Schnepfenthal gründete, worin die Basedow'schen Extravaganzen abgestreift waren und reine Sittlichkeit, herzliche Menschenliebe als Leitsterne galten. Dieses Institut, das fast etwas Patriarchalisches hatte, erhielt sich daher, während die sofort zu beschreibenden

Töchteranstalten zu Marschlins und Heidesheim, die Militärschule zu Colmar unter Pfeffel und Lerse, sowie zahlreiche Erziehungsanstalten und Privatinstitute, auf die Dauer nicht bestehen konnten.

Als drei Jahre nach Basedows Tod die Dessauer Mutteranstalt aufgelöst wurde, galt das ganze Unternehmen bereits vielfach als Schwindelei und Unverstand. In Erinnerung an Basedows Testament sah man ein, daß die dort gebildeten Kinder oft nicht viel besser daran gewesen waren, als die Kaninchen, an denen die Physiologen zum Heil künftiger Geschlechter der Menschheit ihre Experimente machen. Schon 1779 war in dem Buche „Spitzbart" eine herbe Kritik des Systems erschienen, darin namentlich die in dem Philanthropin herrschende Zuchtlosigkeit gegeißelt wurde. Basedow hatte vergessen, daß mit bloßer Verstandescultur noch keine gute Gesinnung gepflanzt, ja daß selbst Verstandescultur nur erreicht wird durch Arbeit an gediegenem Stoffe. Statt dessen wandte man sich nun immer ausschließlicher der Methode zu, und es entstand bald eine eigentliche Ueberfüllung dieses Gebietes. Alle Ignoranten wollten hier ihr Glück noch einmal versuchen; alle verkommenen Talente geriethen zuletzt auch auf diese Spur. Aber indem man das System um solcher Auswüchse willen mißachtete, vergaß man seine wirklichen Leistungen, und thatsächlich konnte man sich doch den Nachwirkungen der philanthropinischen Bestrebungen nirgends ganz entziehen. Fortwährend reisten die Apostel der letzteren durch Europa und riefen, während sie die Kinderwelt mit ihren zur Belehrung und Unterhaltung geschriebenen Büchern beherrschten, auch die Alten zu ihrer Pflicht, durch Leistungen wie Salzmanns „Ameisenbüchlein" und „Krebsbüchlein", und Campes, des Erziehers von Alexander und Wilhelm von Humboldt, „Allgemeine Revision des gesammten Schul- und Erziehungswesens", nicht zum mindesten auch durch Guthmuths und Vieths Bestrebungen für Einführung des Turnunterrichtes. War doch von dem Turnunterricht ein Hauptschlagwort entlehnt, womit die späteren Vertreter der pädagogischen Reform ihre ganze Tendenz treffend bezeichneten, wenn sie von „Geistesgymnastik" sprachen. Alles sollte „auf geistbildende Art" gelernt werden. An sich war damit ein richtiger Gedanke für die ganze Zukunft festgestellt: der nämlich, daß es nicht sowohl auf das ankomme, was man weiß, als darauf, wie man es lerne; daß nicht im Object, sondern im Subject der Zweck des Unterrichts liege, solcher daher nach einer im Zögling liegenden Stufenfolge und auf harmonische Weise fortzuschreiten habe. So datirt immerhin erst seit dem Philanthropinismus eine Wissenschaft von der Erziehung in Deutschland.

3. Die Philanthropine zu Marschlins und Heidesheim; Planta und Bahrdt.

In der deutschen Schweiz hatte Zwingli die ersten Anregungen zu einer Reform des Unterrichts gegeben. Die von ihm begründete Professur für Physik in Zürich hatte gegen Mitte des achtzehnten Jahrhunderts Johannes Geßner, ein Schüler Boerhave's, inne. Unter seiner Leitung machte ein junger Theologe aus dem Unterengadin mathematische und physikalische Studien, mit dessen Auftreten die Schweiz in den Vordergrund der pädagogischen Bewegung zu treten beginnt. Zunächst (seit 1745) Hauslehrer in Deutschland, dann (1750) Prediger der deutsch-reformirten Gemeinde in London geworden, aber wegen des ihm schädlichen Klimas bald zurückgekehrt, machte Planta in seinem Vaterlande die ersten pädagogischen Versuche, indem er die Kinder des Landvogts Jacob von Planta-Zuz unterrichtete und 1753 in Chur eine kleine Erziehungsanstalt errichtete. Hierauf war er von 1755 — 1761 Pfarrer an der Gemeinde Zizers. Aber sein erzieherischer Beruf ließ ihm keine

Martin Planta 1727—72.

Ruhe. Ein heißes Verlangen für die geistige und materielle Wohlfahrt seines Vaterlandes glühte von Jugend auf in seiner Seele, und es schmerzte ihn, daß in Graubünden nicht bloß das Volksschulwesen so verwahrlost war, wie auch anderwärts, sondern daß auch eine höhere wissenschaftliche Bildungsanstalt fehlte. Die Parteileidenschaft, welche vom Anfang des siebzehnten bis zum Ausgang des achtzehnten Jahrhunderts in diesem Gebirgslande wüthete und die besten Kräfte des Landes verzehrte, verhinderte die Errichtung nützlicher Anstalten. Der Adel ließ seine Söhne durch Hofmeister und auf ausländischen Universitäten ausbilden. An den Unterricht des Volkes, das nur zu Parteizwecken mißbraucht wurde, dachte Niemand. So weit war das Parteiwesen vorgeschritten, daß Planta in einem über seine Unternehmungen auf
1766. der „Helvetischen Gesellschaft" zu Schinznach erstatteten Berichte sagt, selbst wenn der Plan zu einer Unterrichtsanstalt Eingang gefunden hätte, würde die Wahl des Ortes unübersteigliche Schwierigkeiten bereitet haben, da kein Bezirk dem andern einen solchen Vorsprung hätte gönnen wollen. Er kam daher auf den Gedanken, daß nur ein von politischen Händeln fern stehender Privatmann den Anfang zur Reform zu machen berufen sein könne; er besprach sich seit 1760 über diesen Plan mit Johann Peter Nesemann, einem aus den Francke'schen Anstalten in Halle hervorgegangenen Pädagogen. Beide fanden einen wohlwollenden Protector an dem Landammann von Salis
Karl Ulysses von Salis Marschlins 1728—1800. Marschlins, und noch im Laufe des Jahres 1761 kam es zur Eröffnung des ersten schweizerischen Seminars zu Haldenstein, eine halbe Stunde von Chur, in einem Theile des herrschaftlich Salis'schen Schlosses daselbst. In dieser Anstalt wurden eine ganze Anzahl der bekanntesten und tüchtigsten Schweizer jener Zeit gebildet, z. B. der Dichter J. G. von Salis-Sewis und der Staatsrath Cäsar Laharpe von Waadt, der Erzieher des Kaisers Alexander I. von Rußland; aber nicht bloß aus Graubünden und der übrigen Schweiz, auch aus Deutschland, Frankreich, Italien, Holland und selbst aus Martinique zog der Ruf dieser Anstalt Zöglinge herbei. In dem schon erwähnten Vortrage gibt Planta als Zweck der Anstalt den an, Christen und brauchbare Menschen zu bilden. Bezüglich des Religionsunterrichtes ist bezeichnend, daß er von dem reformirten Planta und dem lutherischen Nesemann im Geiste einer weitherzigen Union geleitet wurde. „Liebe, die Alles duldet, Alles erträgt, das ist die Religion, die wir lehren". Der Religionsunterricht, der aber keineswegs in Aufklärungsunternehmungen ausartete, war auch das Hauptmittel, wodurch die Directoren den Geist einer von Innen wirkenden Zucht aufrecht erhielten. Nach der Religionsstunde kamen die Sprachen, namentlich auch neuere, letztere aber nur von solchen Lehrern besorgt, welchen das Deutsche, Französische, Italienische Muttersprache war. In allen Fächern sollte mehr der Verstand als das Gedächtniß in Anspruch genommen werden. Die Schulzucht wurde in der Manier Trotzendorfs durch eine Art von Schulrepublik geübt. Gymnastische Uebungen, nützliche Beschäftigungen und fröhliche Spiele füllten die Freistunden, Alpenreisen die Ferien.

Planta war selbst ein Erfinder auf naturwissenschaftlichem Gebiete. Mit großer
1775. Kunstfertigkeit construirte er physikalische und mechanische Apparate, deren er sich zu seinen Experimenten bediente. So ist er der erste Verfertiger der Scheibenelektrisirmaschine geworden; hauptsächlich aber beschäftigte ihn der Gedanke einer Vorrichtung, vermöge welcher Schiffe, Flöße und Wagen durch die Gewalt der Wasserdämpfe sollten bewegt werden können. Er legte die Erfindung dem französischen Minister Choiseul vor, der sie zu schwerfällig und kostspielig in Bezug auf das Brennmaterial fand, den Erfinder aber mit hundert Louisdor belohnte. Planta tröstete sich und schrieb in seiner liebenswürdigen Weise: „Es wird diese Reise doch nicht ohne vielen Segen für mich ablaufen, wenn auch nicht für äußere Verhältnisse, so doch für meine Seele. Eine

demüthigere Kenntniß meiner selbst, eine größere Einsicht in die Eitelkeit dieser Welt, wahres Verlangen nach Gottes Gnade werden die Früchte meiner Reise sein". Tiefer schmerzte es diesen liebeglühenden Mann, in welchem noch der alte Bund von Frömmigkeit und Realismus bestand, daß sein Seminar nur den Vornehmen und Reichen zu gute kommen sollte. Zuweilen zwar hatte er auch solche aufgenommen, denen das Lehrgeld ganz oder theilweise geschenkt wurde. Aber seine Mittel erlaubten ihm nicht, hierin so weit zu gehen, als er selbst gewünscht hätte. Dagegen befindet sich in seinem Vortrag von 1766 ein sehr eingehender Plan, wie dem gemeinen Volke, das kaum zu lesen verstand, durch Mittheilung guter, anregender Lieder zu helfen wäre; Lavater, der diesen Vortrag mit anhörte, dichtete hierauf seine von Egli componirten „Schweizerlieder". Auch zu einem Erziehungsstifte für Arme und Waisen hatte Planta bereits einen Plan entworfen und Beiträge gesammelt, als ein frühzeitiger Tod die Ausführung verhinderte.

Im letzten Jahre seines Wirkens zählte das Seminar bereits 96 Zöglinge. Die Last der ökonomischen Verwaltung hatte Herr von Salis selbst übernommen. Aber mit Planta war die Seele von der Anstalt gewichen. Salis verlegte 1775 die Anstalt in sein Schloß Marschlins, das sich an einem der herrlichsten Punkte des Rheinthals erhebt. Ueber dem Eingange des Schlosses standen die Worte „dem Kinderfreund". Es war das zweite größere Philanthropin, welches entstand. Leider wurde unter Bahrdts Leitung der moralische Credit der Anstalt ruinirt. Nachdem Salis ein gutes Theil seines Vermögens ihr geopfert, mußte er sie schon 1777 auflösen. Aber nach ihrem Vorbilde erhob sich eine neue Anstalt in Reichenau — dieselbe, an welcher Zschokke und Louis Philippe von Orleans eine Zeit lang wirkten; auch die 1804 auf Staatskosten ins Leben gerufene graubündi'sche Cantonsschule in Chur wurde durch Haldensteiner Zöglinge geleitet. Zur Charakteristik des trefflichen Mannes, der alle diese Anregungen gegeben, und als Ausdruck gewisser Grundanschauungen, welche das ganze Zeitalter beherrschten, mögen noch folgende Worte aus seiner „Selbstprüfung" hier eine Stätte finden: „Ich bin ein wunderbares Geschöpf. Ich erhebe mich über alles Sichtbare, und wie groß mir etwas erscheint, so wird es nur zum Tropfen für den Durst meiner Wißbegierde, sobald ich etwas besitze, so daß ich schließen muß, daß ich, auch wenn ich alle Wissenschaften der Welt besäße, dennoch die gleiche Begierde, mehr zu wissen, gleich stark fühlen müßte. Wie kann doch eine geringe Creatur Begierden haben, die immer nach dem Unendlichen, nach dem Unbegreiflichen streben? Warum haben andere Menschen die gleiche Begierde? Hätte uns ein endliches Wesen geschaffen, so würde es uns eine Begierde nach ihm, nach dem Endlichen, eingepflanzt haben; hätten wir uns selbst geschaffen, so würden wir uns nicht mehr Wißbegierde verliehen haben, als die wir beständig sättigen könnten. O Unbegreiflicher, der Du allein aus Dir selbst bist und bestehen mußt, dessen Weisheit, Macht und Güte sich ins Unendliche erweist, der Du überall wirkest, wirke auch in mir!"

Nachwirkungen.

Das gerade Gegenstück zu ihm, ja das eigentliche „enfant terrible" der Aufklärung war Bahrdt. Früh verdorben, hatte er in Leipzig, dem damaligen Klein-Paris an der Pleiße, als Privatdocent zuerst orthodoxe Dogmatik, dann (seit 1762) an der Peterskirche daselbst orthodoxe Predigten vorgetragen und eben eine Erbauungsschrift „der wahre Christ in der Einsamkeit" herausgegeben, als er in Folge eines zur Oeffentlichkeit gelangten Liebeshandels seine Aemter niederlegen und Leipzig verlassen mußte. Als Professor der biblischen Alterthümer in Erfurt (seit 1769), machte er sich, wie von der Sitte, so auch vom Glauben vollends los; aber erst in Gießen, wo er 1771 Prediger und Professor geworden war, gab er nach dem Vorbilde der Wertheimer Bibel (vgl. S. 659) die „neuesten Offenbarungen Gottes in Briefen und Erzählungen" 1775.

Karl Friedrich Bahrdt 1741—92.

heraus, über die sofort der Hamburger Göze und andere Theologen herfielen, während sie Goethe in dem bekannten Schwank todt machte. Uebrigens enthielt dieses berufene Buch noch keinen Angriff auf die Thatsächlichkeit der evangelischen Geschichte, wie die
1782. späteren „Briefe über die Bibel im Volkston" und die „Ausführung des Plans und
1784—86. Zwecks Jesu, in Briefen für wahrheitsuchende Leser", sondern wollte die Bibel bloß in die Sprache der Gegenwart umsetzen, aufputzen und glätten. So sagt Bahrdt z. B. statt „Evangelium" lieber „Merkwürdigkeiten aus dem Leben Jesu" — ganz im Geschmack seiner Zeit.

Einstweilen war Herr von Salis durch Basedow auf Bahrdt aufmerksam gemacht
1775. worden und ließ ihn zu sich nach Marschlins kommen, nachdem Bahrdt vorher vier Wochen auf seine Kosten im Philanthropin zu Dessau zugebracht hatte, wo er sich zum Pädagogen ausbilden sollte. Wie er das that, erzählt er selbst: „Wir lebten alle Tage bei gutem Essen und Trinken in guter Gesellschaft. Wir spielten unser L'Hombre. Wir tranken Malaga und rauchten Tabak dazu. Und Alles, was Basedow that, um etwas gethan zu haben, bestand darin, daß er mich mit seiner eingebildeten Sprachmethode quälte und mir über dieselbe einigemal etwas dictirte, was weder Anfang noch Ende hatte".

Aber der Freiherr von Salis, ein Mann von ernstem und strengem Charakter, und der eben noch mit Mühe seinen hessischen Gläubigern entgangene Dr. Bahrdt, dem die haltloseste Ungebundenheit zur andern Natur geworden war, und der selbst den Leichtsinn als seine angeborene, unüberwindliche Krankheit bezeichnet, vertrugen sich schlecht zusammen. Der Letztere entblödete sich deshalb nicht, seinen Wohlthäter als einen tyrannischen Geizhals zu schildern, während der von ihm mitgebrachte Student Christoph Heres aus Darmstadt in seinen Mittheilungen den Freiherrn gegen den Theologen rechtfertigt. Außer ihm hatte Bahrdt aus Gießen noch Christian Snell mitgebracht, und waren noch etwa sechs andere Lehrer an der Anstalt thätig; Bahrdt
18. Okt. 1775. selbst war Director und lehrte Religion, Latinität, Philosophie und Physik. Sofort veranstaltete er eine ähnliche Paradeprüfung wie sie ein halbes Jahr darauf an der Dessauer Musteranstalt selbst aufgeführt werden sollte. Bahrdt bereitete dieselbe mit der Sorgfalt eines Schauspieldirectors vor und zeigte bei dieser Gelegenheit, daß er doch etwas gelernt hatte in Dessau. „Ich sah — schreibt er selbst — die Unmöglichkeit, das Publikum mit lauter Wahrheit zu befriedigen; also beschloß ich, durch Täuschung zu ersetzen, was an Wahrheit abging. Ich machte meinen Plan so, daß wir drei Tage Feierlichkeit hatten, und alle Tage für die neugierigen Zuschauer etwas Neues war, was sie für unser Institut einnehmen konnte". „Ich präparirte meine Lehrer täglich auf diejenigen Lectionen, welche dem Publikum zur Schau gegeben werden sollten. Ich verfertigte eine Rede, die eine Stunde lang dauerte, mit welcher ich am ersten Tag die Solennitäten eröffnen wollte, dann eine kürzere Rede für den Nachmittag nebst einer Schlußrede. Ich machte drei Reden, mit welchen die drei philanthropinischen Tempel im schattenreichen Haine eingeweiht werden sollten. Ich präparirte eine Comödie, welche die Zöglinge aufführen sollten". Bei der Aufführung selbst spielte übrigens auch Lavater als Physiognomist eine Rolle. Mit der Grundsteinlegung zu den drei Tempeln, die nachher nie ausgeführt wurden, schloß die Feierlichkeit. In Deutsch-
1776. land aber erschien zugleich Bahrdts eigentliches pädagogisches Programm, der „philanthropinische Erziehungsplan", worin er die Anstalt zu Marschlins als das „erste wirkliche Philanthropin" empfahl.

Bald darauf wurde die pädagogische Thätigkeit dem neuen Director zu langweilig; er machte immer häufigere Excursionen nach Chur, stürzte sich in Schulden und war überdem gerade daran, sich mit dem Freiherrn zu überwerfen, als er — nach

einjährigem Aufenthalt in Marschlins — einen Ruf als Hofprediger des Grafen von Leiningen-Dachsberg nach Dürkheim an der Haardt erhielt, woselbst er im Juli 1776 eintraf. Aber schon im September verkündigte er der Welt in deutscher und französischer Sprache ein neues Project. In einem leer stehenden Schlosse zu Heidesheim sollte ein neues, das dritte Philanthropin gegründet werden, und damit für die Pfalz, wo bisher eitel Barbarei zu finden gewesen, „der Morgenstern aufgehen". Im Allgemeinen kehrte hier der Lehrplan von Marschlins wieder; nur sollte das zwangsmäßige Lateinsprechen aufhören, dagegen täglich abwechselnd französisch oder deutsch geredet werden. Auch sonst war es die großartigste Einrichtung, welche die Ankündigung in Aussicht stellte. In der That gelang es dem anschlägigen Manne das Geld für die Herstellung der Räumlichkeiten aufzubringen. Dann sammelte er „eine unbegreiflich große Anzahl würdiger Männer", die er dem Publikum als Professoren der neuen Anstalt vorführte, eine pädagogische Falstaffgarde, über die er sich selbst gelegentlich lustig machte. Professor der Theologie und Moral z. B. wurde der gräflich-leiningische Jäger und Büchsenspanner Sigismund, der zugleich die Verpflichtung hatte, Wagenschmiere zu fertigen und Branntwein zu brennen, und dessen schöne Frau den übrigen Damen in der Kunst des Tabakrauchens voranleuchtete. Aus der feierlichen Eröffnung machten 1. Mai 1777.
die lebenslustigen Pfälzer ein großes Volksfest. Bahrdt hielt eine triviale Eröffnungsrede, in welcher er den Eigennutz als das Grundmotiv alles göttlichen und menschlichen Handelns pries. Die Nacht über tanzte man, und ein allgemeiner Commers der Professoren, wobei die blau uniformirten Zöglinge zusehen durften, beschloß am dritten Tage die Feier. Tags darauf sollten die Unterrichtsstunden ihren Anfang nehmen. Aber kein Lehrer war im Stande dazu. Bahrdt ging wieder nach Dürkheim; die neuen Professoren fingen an, sich zu zanken, und in den umliegenden Dörfern umherzutreiben. Aber das Schlimmste war, daß Bahrdt sich in dem gräflichen Hofrath Rühl, der 1795 als Conventsmitglied in Paris verstorben ist, einen bitteren Gegner geschaffen hatte, der seine Schwindeleien in der „allgemeinen deutschen Bibliothek" veröffentlichte. In äußerster Noth machte sich der Erfindungsreiche auf eine halbjährige Reise nach Holland und England, um daselbst reiche Zöglinge zu fangen. Einstweilen aber verklagte ihn der Weihbischof von Worms beim kaiserlichen Reichshofrath wegen Ketzerei auf Grund seiner 1777 in zweiter Auflage erschienenen „neuesten Offenbarungen Gottes". Am 1. Februar 1778 war er wieder in Heidesheim eingetroffen, aber gleichzeitig mit ihm das Gerücht von seiner Absetzung. Bahrdt ließ sich nicht stören und hielt ein zweites öffentliches Paradeexamen, das der hinsiechenden Anstalt noch einmal aufhelfen sollte. 11—13. März 1778.
Aber einstweilen waren in seiner Sache Facultätsgutachten von Würzburg und Göttingen eingeholt worden; schließlich verwarf ein Finalconclusum des Wiener Reichshofraths die Vertheidigung Bahrdts und verfügte sofortige Entlassung aus allen seinen 27. März 1779.
Aemtern. Jetzt konnte er sich nicht mehr halten und entfloh, gerade während des jährlichen Examens, aus Heidesheim mit Weib und Kind. Das war zugleich das Ende des Mai 1779.
Philanthropin, und in den Stürmen der Revolutionskriege sank auch das Schloß in Trümmer, welches Zeuge dieses Spektakelstückes gewesen war. Bahrdt selbst flüchtete nach Halle, zum äußersten Verdrusse Semlers. Aber so lange Friedrich der Große lebte nahm ihn der Minister Zedlitz gegen Facultät und Senat in Schutz. Er durfte philosophische Vorlesungen halten; erst als er für Studenten eine Weinschenke eröffnet und 1787.
das Religionsedict verhöhnt hatte, wurde er abgesetzt und auf ein Jahr in die Festung 1788.
gesperrt.

Theoretische u. praktische Errungenschaften des Philanthropinismus.

Trotz des verfehlten Lebens, als dessen Aussaat sie erscheinen, sind die beiden Philanthropine Bahrdts nicht ohne positiven Gewinn für die Pädagogik vorübergegangen. Er lehnt sich in seiner Erziehungslehre im Allgemeinen an das „Methodenbuch"

Basedows an. Den Menschen an Thätigkeit, an fortdauernden Gebrauch aller seiner Kräfte zu gewöhnen ist sein letztes Ziel. Als Mittel zur Erreichung gelten Nachahmung, Zucht und Belehrung. Auf die erstere hält er am meisten. Es kommt ihm mithin darauf an, die Umgebung des Kindes so zu gestalten, daß demselben jede Vollkommenheit sichtbar vor Augen trete, jede Unvollkommenheit fern gehalten werde. Eine solche Umgebung soll das Institut herstellen, und so schwärmt bekanntlich die philanthropinische Erziehung ebenso sehr für das Institut- und das damit Hand in Hand gehende Fachlehrersystem, wie die naturalistische für den Hofmeister, die realistische für die Schule. Mit Rousseau haben dagegen Basedow und Bahrdt den anthropologischen Grundsatz gemein, von welchem sie ausgehen: daß nämlich die Menschen mehr schwache als bösartige Geschöpfe sind. Nicht von Sünde und Erlösung, sondern von Tugend und Unsterblichkeit ist daher auch hier in erster Linie die Rede. Bahrdt insonderheit steigt sogar unter diese Linie herab, indem er mit Helvetius die Selbstliebe für den einzigen wirklichen Hebel aller geistigen und physischen Thätigkeit des Menschen erklärt. Der Ausgangspunkt seiner Pädagogik ist Egoismus, der Schlußpunkt Eudämonismus. Die Gebiete aber, über die eine solche Erziehung sich zu erstrecken habe, charakterisirt er selbst folgendermaßen: erstens Vervollkommnung des Körpers, was er als das unter allen Umständen Neue der Philanthropine rühmt, und wozu er auch die Gewöhnung an feine Sitte rechnet; zweitens Unterricht in den Wissenschaften, den er sehr verständig als einen Fortschritt von der Anschauung zum Begriff beschreibt; drittens Veredlung des Herzens, wozu besonders die der Religion und Geschichte gewidmeten Stunden das Ihre beitragen sollen; aber auch Zucht und Aufsicht, ganz insonderheit eine möglichst individuelle Behandlung jedes Einzelnen werden in dieser Beziehung als Mittel gerühmt. Nach allen diesen Richtungen hat Bahrdt die Grundsätze des „Elementarwerkes" nicht selten mit richtigen Correcturen und immer in geschmackvollerer Form vorgetragen. Namentlich erhebt sich sein Anschauungsunterricht in wohlthuender Weise über die dürren, unkindlichen Reflexionen der sogenannten Denk- und Verstandesübungen. Er führt den Kindern die farbigeren Bilder von Wiese und Wald und das thätige Menschenleben vor. Zunächst treten sie in die Natur, in die Häuser, in die Werkstätten; was sie gesehen haben, läßt man sie dann nachträglich auch in Bilderbüchern wiederfinden, ja nachzeichnen. Erst jetzt beginnen die Sprechübungen. Der Stoff des Lesebuches muß daher gleichfalls dem nächsten Anschauungskreise entnommen sein. Denn das Kind darf nichts lesen, was es nicht versteht. Von Basedow nimmt Bahrdt die Lesemaschine, aber leider auch das damals doch schon in seiner Verkehrtheit nachgewiesene Buchstabiren an. Dagegen wird die Muttersprache natürlich in gebührender Weise gewürdigt; und zwar erstrebte Bahrdt, allem steifen Formen- und Regelwesen abhold, bei seinen Zöglingen Geläufigkeit und Fertigkeit im mündlichen und schriftlichen Gedankenausdruck. Er dachte, wie später auch Herder sagte, daß man Grammatik aus der Sprache lerne, nicht Sprache aus der Grammatik. Seither wußte man, daß der Sprachunterricht nur auf die volle, reiche Sprache selbst bauen kann und Fertigkeit im schriftlichen Gedankenausdruck der sicherste Maaßstab für die Zweckmäßigkeit des ertheilten Sprachunterrichts ist. Für Erlernen fremder Sprachen hält auch Bahrdt sich an die analytische Methode, gleichsam ein Vorläufer von Jacotot und Hamilton. Im Rechnen lehnten sich sowohl Basedow als er noch wesentlich an den Gothaer Schulplan des Herzogs Ernst an, während Bahrdt den Schreibunterricht bereits mit dem Zeichnen in Verbindung zu setzen strebt. Die gemeinnützigen Kenntnisse spielen natürlich eine große Rolle. In Beziehung auf Methode war Bahrdt ein ziemlich weitgehender Fanatiker für die sogenannte Sokratik. Stets will er den Beweis geben, ehe er den Satz ausspricht, oder vielmehr das Kind soll glauben, durch eigenes Nachdenken den

Satz gefunden zu haben, wobei der Lehrer sich also genau an die Regel zu halten hat, nur solche Data zu benutzen, die schon innerhalb des Bewußtseinskreises des Kindes liegen. Hand in Hand damit ging auch in diesen Philanthropinen jene Milderung der Zucht, die zur Kehrseite die Benutzung des Ehrgefühls hatte. Ein System von Belohnungen erinnert vielfach an die Jesuiten, der sogenannte Gerichtshof, wo alle Schüler die einzelnen censiren, an Plantas Schulzucht. Wie die Kinder sich hier an der Disciplin der Anstalt betheiligten, so war ihnen auch im angeblichen Interesse der Menschenwürde, aber in gänzlicher Verkennung der, in diesem Stücke doch auch von Rousseau so richtig gewürdigten, kindlichen Natur Einsicht verstattet in die inneren Gründe gegebener Befehle oder Verbote. Endlich entsprang aus dem Bestreben, dem Kinde jede Pein des Lernens möglichst zu ersparen, ein System von Lernspielen, auf welches Bahrdt große Erfindsamkeit verwendet hatte. Nach allen diesen Seiten hat er ohne Zweifel anregend gewirkt, und selbst ein so bitterer Gegner, wie Laukhard sagte, nachdem Bahrdt bereits in sein einsames Grab zu Niedleben gesunken war: „Ich kenne Viele, welche dem Doctor die Richtung ihrer Aufmerksamkeit auf die wahren und ersten Elemente der höheren und edleren Humanität danken, ihm, wie ihrem Vater, noch jetzt kindlich gewogen sind und seine wirklich großen Verdienste schätzen. Was Flecken war vermodert, aber die Verdienste bleiben ewig".

4. Das deutsche Unterrichtswesen im achtzehnten Jahrhundert.

Die Fortschritte der Pädagogik wurden von der ganzen geistigen Entwickelung der Zeit gefördert und getragen. Die Tendenz auf Popularisirung des Wissens ist schon stark vertreten, und namentlich entstehen zahlreiche Vereine von Gelehrten zur gemeinschaftlichen wissenschaftlichen Forschung und Mittheilung des Erforschten. Auch die Jugendlectüre erhielt einen reelleren Inhalt und veredelte sich durch das Leipziger Wochenblatt und den „Kinderfreund" des dramatischen Dichters in Leipzig Christian Felix Weiße. Ueberhaupt waren eine Menge von Kinderbüchern und Volksschriften die nächste Folge der philanthropinischen Bestrebungen. Aber keines dieser Bücher hat den Ruf von Campes „Robinson Crusoe" und „Entdeckung von Amerika" erreicht. Mag man auch auf dem heutigen Standpunkte die eingestreuten Gespräche und moralisirenden Nutzanwendungen läppisch, überhaupt diese ganze Literatur mattherzig, wässerig und langweilig finden: keine Frage ist, daß die Jugend in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts nicht bloß sehr viel mehr, sondern auch sehr viel Besseres las als in der ersten. Ein allgemeiner Eifer für Jugendbildung und Erziehungswesen entbrannte, und schon in der Mitte des Jahrhunderts traten pädagogisch Schriftsteller auf, wie Sulzer (Vernünftige Gedanken von der Unterweisung und Auferziehung der Kinder), May (Kunst der vernünftigen Kinderzucht) und Miller (Grundsätze einer weisen und vernünftigen Erziehung). Treffliche Maximen finden sich ausgesprochen in den Schriften des Würtemberger Prälaten Johann Albrecht Bengel. Wie er, so waren ungefähr im Sinne A. H. Franckes auch thätig der Berliner Oberconsistorialrath Büsching und Flattich. Jener schrieb den „Grundriß eines Unterrichts, wie besonders Lehrer und Hofmeister der Kinder und Jünglinge sich pflichtmäßig, wohlanständig und klüglich verhalten müssen" — eine oft ins Kleinliche und Aeußerliche sich verlierende, lediglich von praktischen Tendenzen geleitete Anleitung. Durch seine „Erdbeschreibung" ist er der Gründer der neueren Geographie geworden. Der Schwabe Flattich war ein geborener Pädagoge, voll unvertilgbar heiteren und frohen Muths, voll klaren, durchdringenden Verstandes, womit sich aber auch ein stets bereiter Wille, ein treffliches Herz und wahre Seelenruhe verband. Wie er schon als Student gethan, so

Der Kinderfreund. 1775–84.

A. F. Büsching 1724–93.

Johann Friedrich Flattich 1713–97.

hat er auch als Pfarrer nicht aufgehört zu „informiren". So konnte dieser alles Doctrinarismus ledige Mann nach und nach gegen zweihundert Zöglinge von zehn bis zwanzig Jahren heranbilden, und zwar meist solche, mit welchen die eigenen Eltern nichts mehr anzufangen wußten. Trotz seiner vorzugsweise praktischen Thätigkeit hat er jedoch auch „Anmerkungen zum Informationswerk" geschrieben, in welchen er die realistischen Grundsätze entwickelt, daß man bei der Jugend vom Zeigen zum Lehren vorschreiten, jeden Zögling nach seiner Individualität beobachten und behandeln müsse u. dgl.

Volksschule.

Nur mittelbar und langsam wirkten die neuen Theorien auf das Volksschulwesen ein. Die bedeutendste Errungenschaft war, daß, seitdem der oben genannte Hecker mit Gründung eines Schullehrerseminars vorangegangen war, während der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts allenthalben eine große Menge solcher Anstalten eingerichtet wurden, welche freilich fast alle an dem Mangel litten, daß sie nur als Anhängsel anderer, höherer Schulen auftraten. Von nicht minderer Tragweite waren aber auch die kräftigen und gesunden Anregungen, welche die katholischen Geistlichen Felbiger und Kindermann in Oesterreich (vgl. oben S. 457), der protestantische Freiherr Friedrich Eberhard von Rochow, indem er die Basedow-Campe'schen Ideen auf das Volksschulgebiet überleitete, in Preußen gegeben haben. Zur Hebung des eigentlichen Bürger- und Bauernstandes trugen neben Rochows „Schulbuch" (1772) und „Kinderfreund" (1776) des Freundes und Schwagers von Goethe, des wackeren und verständigen Johann Georg Schlosser „Katechismus der Sittenlehre für das Landvolk" (1771) und des schon oben (S. 675) genannten Resewitz „Vorschläge, Gedanken und Wünsche zur Verbesserung der öffentlichen Erziehung" (1777—85) mächtig bei. Auch des Mildheimer „Noth- und Hilfsbüchlein" von Zacharias Becker (1788) muß hier ehrend erwähnt werden. Alle diese still und geräuschlos wirkenden Männer sind fast mehr als Pestalozzi die Väter des deutschen Volksschulwesens geworden, welches übrigens in dieser Periode auch nach unten seinen Ausbau zu erhalten anfing durch die Industrieschulen, deren erste 1784 in Göttingen erstand, durch Sonntagsschulen und besonders durch Kleinkinderschulen, wie sie um 1800 durch die Fürstin Pauline von Lippe-Detmold hergestellt wurden.

Gelehrtenschule.

Dem Realismus gegenüber verfestigte sich aber auch das aus dem sechszehnten Jahrhundert überkommene System, welches als Zweck aller Bildung die Humanität hinstellt und diesen Zweck durch Cultur des klassischen Alterthums erreichen will, nur daß der Geschmack innerhalb dieser Spätlingsphilologie bald so selten wurde, wie ungeschminkte und wahrhaft erbauende Frömmigkeit unter dem nachgeborenen Geschlechte der Pietisten. Dazu kommt, daß sich die sogenannte humanistische Bildung mit der Zeit zu einem ziemlich äußerlich getriebenen Studium der lateinischen Grammatik verdünnt hatte. Das Studium der griechischen Sprache war seit den Zeiten des dreißigjährigen Krieges ganz zurückgetreten. Die meisten Gelehrten des siebzehnten und der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunders verstanden nur soweit griechisch, um das Neue Testament lesen zu können. Repräsentanten einer solchen, mit dem Griechischen nur oberflächlich sich befassenden Philologie waren Cellarius in Halle und Gesner in Göttingen. Der Mann, welcher für Deutschland das Hellenenthum neu entdeckte und zugleich mehr, als irgend Einer vor ihm gethan hatte, es in seinem innersten Geist, in seiner ewigen menschheitlichen Bedeutung erfassen lehrte, war Johannes Winckelmann, der Schöpfer der Kunstgeschichte (vgl. S. 618). Gleichzeitig mit ihm lebten und wirkten diejenigen Philologen, durch welche die humanistischen Studien wieder einen würdigeren Inhalt und umfassende Ausdehnung gewannen, Johann August Ernesti in Leipzig, der eine cursorische Lectüre der Classiker mit kurzer Sacherklärung einführte, und Christian Gottlob Heyne, aus dessen Schule zu

Christoph Cellarius 1638–1707.

Johann Matthias Gesner 1691–1761.

Göttingen fast vierzig Jahre lang die tüchtigsten Philologen hervorgegangen sind. Von jenem war schon oben (S. 661) die Rede; die Bedeutung des andern wird erst bei der Darstellung der deutschen Wissenschaft des neunzehnten Jahrhunderts recht ans Licht treten können.

Abgesehen von der Wirksamkeit solcher Männer, liefert das deutsche Universitätswesen des vorigen Jahrhunderts nicht gerade viele Lichtbilder. Immer noch bestand der traurige Gegensatz zwischen dem phantastischen Studententreiben und öden Philisterleben. Trotz aller Verbote kamen die Landsmannschaften immer mehr in Aufnahme, und daneben bildeten sich von einem gewissen Corpsgeist zusammengehaltene Orden; beiderlei Arten von Verbindungen gingen vielfach in einander über. In den Kreisen der Lehrenden wurde der alte Zunftgeist und die von der Wirklichkeit abgewandte Büchergelehrsamkeit erst gegen Ende des Jahrhunderts hier und da in merklicher Weise aufgeweicht. Dagegen hoben sich gleichzeitig einzelne Gymnasien wieder zur alten Höhe der deutschen Schulbildung. Unter den katholischen höheren Lehranstalten nahmen damals die baierischen Gymnasien den ersten Rang ein; im evangelischen Deutschland waren am besten organisirt das Pädagogium zu Kloster Bergen unter dem genannten Abt Resewitz und die Berliner Gymnasien unter Friedrich Gedicke, Ludwig Meierotto und dessen Schüler Bernhardy. In der Regel aber hing die Brauchbarkeit einer solchen Anstalt immer noch ganz von der persönlichen Tüchtigkeit des Dirigenten ab. Universität und Gymnasium.

Die Besserung des humanistischen Schulwesens hing zum Theil damit zusammen, daß damals die Literatur in Deutschland eine Macht zu werden anfing; dieselbe verfehlte nicht, sofort der gelehrten Pedanterie und Buchstäbelei der philologischen Zunft entgegenzutreten. Rabener läßt einen lateinisch, griechisch, rhetorisch und logisch gebildeten Jüngling auftreten und also gegen die pädagogischen Neuerungen reden: „Ist es nicht kläglich, daß man die Jugend zur Erlernung der Geschichte anhält? Dies vermehrt ihre leichtsinnige Neugierigkeit, zu der sie ohnedem mehr als zu geneigt ist. Wozu die Geographie und die zugehörigen Wissenschaften nützen, kann ich nicht einsehen. Ich habe den Weg von der Schule nach meiner Heimath gewußt, und ich will ihn auch ohne Geographie nach Leipzig finden. Deutsch zu lernen klingt mir lächerlich. Unser Thorwärter in der Schule konnte gutes Deutsch reden, ungeachtet er nie in die Lehrstunden kam“. In derselben Richtung beschreibt Nicolai im „Sebaldus Nothanker“ die Jugendbildung seines in Vaals in Holland von einem theologischen Hofmeister auferzogenen Helden: „Anselmino hatte construirt, exponirt, analysirt, Phrases ausgezogen, lateinische Reden gehalten und lateinische Verse gemacht. Er hatte sogar etwas von den römischen Alterthümern gelernt und wußte, wie die Consuln und Aedilen in Rom waren gewählt worden. Freilich wußte er nicht, wie die Generalstaaten gewählt werden, auch nicht, ob sie in Vaals etwas zu befehlen hätten. Denn warum sollten Kinder in gelehrten Schulen mit der Verfassung des Vaterlandes bekannt gemacht werden, da diese zu wissen keine Gelehrsamkeit ist? Dagegen hatte Anselmino einen guten Begriff von den Sätzen der Dordrecht'schen Synode“. „Er exponirte, analysirte und perorirte ohne Anstoß, beantwortete im besten Schullatein alle Fragen aus Braunii theologia didactica, und alle Examinatoren sagten einstimmig, nie habe noch ein Knabe von so zartem Alter so gelehrte Antworten gegeben“. Kampf gegen den traditionellen Schulkram.

Aber so stolz sich auch Nicolai wußte als Basedows Geistesverwandter, so hatte er doch einen nüchternen Blick auch für die philanthropinischen Thorheiten bewahrt. Und so läßt er denn seinen Anselmino vom Regen in die Traufe kommen, indem seine Eltern ihn nach so wohlbestandenem Examen der Obhut des Theologen entnehmen und in das so eben erstehende Philanthropin zu Horbock schicken, wo der Zögling „unter den

Niedlichen bald der Niedlichste wurde. Er lernte meilenweit ohne Zweck zu Fuß laufen, sich täglich kalt baden, über einen Stock springen, kurz Alles, was man in der wirklichen Welt nicht braucht; und er lernte es um so viel eifriger, da seine Lehrer laut sagten, die Welt würde bald ebenso werden, wie das Philanthropin zu Horbock, alle Menschen würden in Kurzem sich kalt baden, laufen, springen, hohe Hüte und Halbstiefel tragen". „Mit Lernen ward Anselmo nicht sehr angegriffen. Zufolge der Grundsätze des Philanthropin zu Horbock sollte er nur lernen, wenn er Lust dazu hätte; und die hatte er selten, so daß er ohne seine natürliche Fähigkeit gar nichts würde gelernt haben". „Nachdem unser Held zwei Jahre dort zugebracht hatte, kam er als ein ganz anderer Mensch nach Hause. Er hatte denken und räsonniren lernen; aber völlig verlernt hatte er, sich im gemeinen Leben verständig aufzuführen. Er hielt es für ganz unnöthig, sich nach der übrigen Welt zu richten, denn er hatte in Horbock so oft gehört, die Welt sei ausgeartet; deshalb forderte er, daß die Welt sich nach ihm richte, nach ihm, der aus der besseren Welt von Horbock kam".

Gegensatz des Humanismus und Philanthropinismus. Aber nicht bloß ein Nicolai, auch Größen wie Herder und Wieland schrieben über Erziehungsfragen. Es wurde geradezu ein neues Thema in die Tagesliteratur eingeführt, ja ganze Zeitschriften sind diesem Zwecke gewidmet. Beherrscht aber wird all dieses Treiben und Schreiben von den Gegensätzen des Philanthropinismus und Humanismus. Jener war ohne Zweifel im Rechte, wenn er die Blicke der Eltern und Lehrer auf die Interessen der Gegenwart lenkte und den Sinn der Kinder für die Natur öffnete. Seine Schranke lag in dem Unvermögen, den hohen Bildungswerth der classischen Sprachen und die typische Bedeutung des griechischen Alterthums für jedwede wahrhaft menschliche Bildung zu begreifen. Weder der materielle Gewinn der Einführung in den Glanz und Adel der classischen Welt, noch der formale Vortheil, daß sich am lateinischen Sprachstudium der Sinn für logische Structur, am griechischen der für Feinheit und Schönheit des Ausdrucks entwickelt, fand in dem pädagogischen Schema eines Basedow und seiner Nachfolger Würdigung und Verständniß. Der Humanismus seinerseits hielt diese unersetzlichen Bildungsmittel allerdings fest. Seine Stärke beruhte überhaupt darin, daß er ein geistiges Arbeiten und idealere Erziehungszwecke ins Auge faßte, während der philanthropinische Realismus den Lehrling bloß mit allen zu seiner künftigen Lebensbestimmung und Berufsstellung erforderlichen Vorkenntnissen ausrüsten wollte und es, nach Jean Pauls Ausdruck, vielfach bei der geistigen Fütterung bewendet sein ließ. Eine scharfe Zusammenfassung dieser Gegensätze hat Niet-
1808. hammer in seinem „Streit des Philanthropinismus und Humanismus" gegeben, wobei aber der letztere zu einseitig bevorzugt wird. Denn daß er das Beobachtungsvermögen uncultivirt ließ, daß er an dem Bildungswerth der Naturwissenschaften, der Mathematik, der neueren Sprachen gleichgültig vorüberging, daß selbst ein Ernesti ironisch von der „Frau Muttersprache" reden konnte — das Alles weist auf Einseitigkeiten hin, welchen gegenüber die Forderungen der Gegenpartei nur um so berechtigter erscheinen. Gegen diese aber schloß man sich humanistischerseits unter dem Vorgeben ab, daß ein zu frühes Treiben der Realien den Sprachsinn ertödte, oberflächlich mache u. s. w. — Bemerkungen, die unglaublich wenig verfangen wollten in einer Zeit, deren Sympathien von vornherein schon auf Seiten des Realismus lagen.

5. Pestalozzi's Reform.

Johann Heinrich Pestalozzi 1745—1827. In vertiefter und veredelter Form wurde die philanthropinische Tendenz einer naturgemäßen Gestaltung der Erziehung und des Unterrichts aufgenommen und durchgeführt von dem Züricher Pestalozzi, einem der merkwürdigsten Männer, welche die neuere

Culturgeschichte aufzuweisen hat. Immer nur mit dem Gemüth verstehend, von reizbarem Gefühl und lebhafter Phantasie, sog er als Jüngling Rousseau's pädagogische und socialpolitische Ideen in sich ein und versank dadurch völlig, wie er selbst sagt, „in einen im höchsten Grade unpraktischen Traumsinn". Er war enthusiasmirt vom „Emil", weil er das Buch als Heilmittel gegen die eigene Einseitigkeit auffaßte. Im Uebrigen aber verließ ihn zeitlebens auch nie der Haß gegen jedwede Aristokratie. Aber dieser Haß hatte bei ihm eine sehr positive Kehrseite, die einer heiligen, aufopfernden und unerschütterlichen Liebe zum Volke. Und wie in der Abnutzung der Volkskraft durch grenzenlose Vernachlässigung der Volksbildung der Haupthebel des aristokratischen Regiments bestand, so erkannte Pestalozzi mit dem Blicke des Genies in einer gesunden, alle Kräfte anspannenden, alle Anlagen zur vollen Entwickelung bringenden Volksbildung das große Heilmittel wider das Zeitverderben. Aber selbst durchführen konnte er nichts. Wohl aber war es seine Gabe, in chaotischer Darstellung die liebevolle Sehnsucht seines Herzens Anderen mitzutheilen. Im übrigen war sein Leben ein beständiges, aufreibendes Ringen mit der eigenen unpraktischen Natur. Nachdem er eingesehen, daß er weder zum Theologen, noch zum Juristen tauge, kaufte er mit dem Gelde seiner Frau ein Landgut und trieb ökonomische Experimente auf dem „Neuhof", die ihn tief in Schulden stürzten. Das Gefühl des eigenen Elends rief den Gedanken in ihm wach, ein Vater der Elenden und Verlassenen zu werden. Er eröffnete eine Armenschule auf dem Neuhofe; aber die Bettelkinder waren nicht bloß nicht zu bändigen, sondern brachten auch den, der sie lehren und ziehen wollte, selbst an den Bettelstab. Als eine Frucht der bisherigen bitteren Erfahrungen erschien nunmehr aus seiner Feder „Die Abendstunde eines Einsiedlers". Jede echte Schulbildung müsse Bildung zur reinen Menschlichkeit sein. Daß dabei dem Gange der Natur zu folgen sei, hat er von Rousseau; wie dieser will er reale Kenntnisse, von der Wahrnehmung des Nächstliegenden ausgehend. Was ihn aber von seinem Vorbilde unterscheidet, das ist die Cultur des Gemüthslebens und die Ueberzeugung, daß dasselbe wesentlich auf Religion, auf dem Kindersinne gegenüber dem Göttlichen beruhe. Es folgte ein Buch, von dem er sagt: „es floß mir von selber in die Feder, ohne daß ich den geringsten Plan im Kopfe gehabt hätte", das übrigens in des Züricher Stadtarztes Johann Kaspar Hirzel „Wirthschaft eines philosophischen Bauern" von 1761 einen Vorläufer, und in den oben beschriebenen Werken von Schlosser, Rochow, Becker u. A. Seitengänger hatte. Aber keines aller jener Volksbücher, nicht einmal Salzmanns philanthropinischer Roman „Karl von Karlsberg oder über das menschliche Elend" kommt dem gleich, was Pestalozzi bot. „Lienhard und Gertrud, ein Buch für das Volk", stellt die Geschichte eines armen, durch sittliche Kraft und Tüchtigkeit, insonderheit durch den klugen und treuen Sinn der arbeitsamen Frau aus der Zerrüttung sich emporarbeitenden Hauswesens, zugleich auch einer ökonomisch und politisch sich allmählig hebenden Bauerngemeinde dar. „Es war mein erstes Wort an das Herz der Armen und Verlassenen im Lande; es war mein erstes Wort an das Herz derer, die für den Armen und Verlassenen im Lande an Gottes statt stehen; es war mein erstes Wort an die Mütter des Landes und an das Herz, das ihnen Gott gab, den ihrigen zu sein, was kein Mensch auf Erden an ihrer statt sein kann". Das Buch erregte mächtiges Aufsehen wegen „der Einfalt und Schlichtheit, mit der es dem Volke seinen Gesichtskreis entlehnt und seine Denk- und Handlungsweise und die Freuden des häuslichen Heerdes schildert, um es an sich selbst und innerhalb seiner Sphäre fortzubilden". Es ist das Product nicht bloß einer feinen Beobachtung, sondern völliger Dahingabe und Interessengemeinschaft für die Leiden und Hoffnungen des Volkes von Seiten eines Mannes, welcher demselben zugleich mit seinem ernststrebenden und tiefahnenden Geiste weit überlegen

[Margin: Pestalozzi auf dem Neuhof 1769—98. — 1775. — 1780. — 1781.]

war. Die Heldin seiner Bauerngeschichte ist auch fernerhin sein Ideal geblieben. Im Gegensatze zur Hofmeistererziehung Rousseau's, wollte Pestalozzi die Bildung des Volkes in erster Linie in die Hand der Mütter legen. Ohne Beiziehung dieses Factors schien ihm jede sociale Reform unfruchtbar, ja unmöglich. Noch siebzehn Jahre nach Erscheinen des genannten Buches setzte er sein armes gedrücktes Leben auf dem Neuhofe fort;
1782. aber weder die Wochenschrift, die er gründete („ein Schweizerblatt"), noch sein „Christoph
1783—92. und Else", noch die weitern Bände von „Lienhard und Gertrud" entsprachen den durch den ersten erregten Erwartungen; sie trafen den Volkston nicht mehr. Wohl aber war man auswärts auf den kühnen Reformer des Erziehungswesens aufmerksam geworden, und nach Klopstock, Schiller und Campe wurde auch Pestalozzi mit dem Ehrenbürgerrecht der französischen Republik bedacht. Wir sehen ihn jetzt in seinen
1798. „Nachforschungen über den Gang der Natur in der Entwickelungsgeschichte des Menschengeschlechts" ganz auf den Bahnen Rousseau's wandeln, einen Naturzustand fingiren, die Erhebung der Menschheit aus dem thierischen in das gesellschaftliche und in das sittliche Stadium schildern u. s. f. Der neuen helvetischen Regierung stellte er sich als „Schulmeister" zur Verfügung. Sie schickte ihn nach Stanz, wo durch einen Kriegs-
Sept. 1798 unfall viele arme Kinder obdachlos geworden waren. Neun Monate lang hat dort der
— Juni 1799. zweiundfünfzigjährige Mann achtzig Kinder im Ursulinerkloster nicht bloß unterrichtet, sondern von Morgen bis Abend besorgt, gehütet und bedient. Er war ihnen Vater, Schulmeister, Wärter, Arzt und Hausknecht. „Meine Thränen flossen mit den ihrigen, und mein Lächeln begleitete das ihrige". Nur sein fester Glaube an einen unzerstörbaren Kern des Guten in der Menschennatur konnte eine solche Macht der Selbstaufopferung entfalten. Hier aber fand er auch auf praktischem Wege seine spätere Methode. Er unterrichtete durch Vorsprechen von Wörtern und Sätzen, welche sich auf die nächste Umgebung bezogen. Nicht auf schnelles Lesenlernen steuerte er los, sondern auf Entwickelung der Geistes- und der Gemüthskräfte. Er suchte mit Einem Worte die Vorzüge des Hausunterrichtes in die Schule zu übertragen. „Pestalozzi's Armenschule in Stanz ist die Wiege der modernen Volkserziehung geworden; über ihr schwebt der stille Glanz eines Martyriums, das zu seiner Verherrlichung keiner Ausschmückung durch die Legende bedarf".

Burgdorfer Anstalt, seit 1800. Durch die Franzosen aus Stanz vertrieben, wurde Pestalozzi Hülfslehrer an der Volksschule, dann Elementarlehrer an einer städtischen Anstalt zu Burgdorf. Auch hier setzte er sein Experimentiren fort, machte die Anschauung zum Ausgangspunkt alles Lernens, verweilte möglichst lange auf den unteren Stufen und ging nur einen Schritt vorwärts, wenn die Kinder sich das Bisherige gut gemerkt hatten. Da kamen sechsundzwanzig Kinder aus dem Canton Appenzell, durch Kriegsnöthe verwahrlost, nach Burgdorf, unter Führung des Schulmeisters von Gais, Hermann Krüsi. Mit ihm vereinigte sich Pestalozzi zur Gründung einer gemeinsamen Erziehungsanstalt, und die helvetische Regierung räumte dafür das Schloß in Burgdorf ein. Hier wurde nun abermals auf eine äußerst naturalistische und ungebundene Weise unterrichtet und erzogen. Bücher gab es nicht; Pestalozzi hielt nichts darauf. Auswendig gelernt wurde auch nichts. Kein Schul-, kein Stundenplan! Zeichnen, Rechnen, Sprechübungen — Alles lief durcheinander. Vom lauten Sprechen und Vorschreien war Pestalozzi gewöhnlich schon um zehn Uhr heiser. An den zerrissenen Tapeten des Schlosses wurde der von ihm geleitete Anschauungsunterricht vorgenommen. „Schulgerecht lernte ich nichts — erzählt der später als Pädagog bekannt gewordene Ramsauer, damals einer der appenzeller Knaben — so wenig als andere Schüler; aber Pestalozzi's heiliger Eifer, seine hingebende, sich selbst ganz vergessende Liebe, seine, sogar in die Augen der Kinder fallende, recht drückende Lage machte den tiefsten Eindruck auf mich und knüpfte

mein kindlich dankbares Herz auf ewig an das seinige". Während des Burgdorfer Aufenthalts entstand die Schrift „Wie Gertrud ihre Kinder lehrt: ein Versuch, den Müttern Anleitung zu geben, ihre Kinder selbst zu unterrichten". War es auch eine große Täuschung, von einem Buche, und namentlich dem vorliegenden, in der Hand der Mütter des Volkes einen durchschlagenden Erfolg zu erwarten, so sieht man doch in diesen und einigen nachfolgenden Veröffentlichungen dem System Pestalozzi's auf den Grund. Indem er in fulminanten Worten die bodenlose „Maulbildung" der höheren Stände, das papageienartige Auswendiglernen und jedweden falschen Prunk angelernten Wissens angreift, fordert er für die Volksschule nicht sowohl Gelehrsamkeit, als Bildung des gesunden Menschenverstandes. Der Organismus der Menschennatur ist nun aber seiner Ueberzeugung zufolge genau denselben Gesetzen unterworfen, nach welchen auch die äußere Natur ihre organischen Erzeugnisse bildet; darin gründet das philosophische Recht der Forderung einer naturgemäßen Erziehung. Jeder Unterricht muß den ewigen Gesetzen angemessen sein, nach welchen sich der menschliche Geist von sinnlichen Anschauungen zu deutlichen Begriffen erhebt. Erst nach der Anschauung kommt die Benennung, die Beschreibung, die Definition, wie überhaupt Alles darauf ankommt, daß in möglichst lückenlosem Fortschritte unter durchgängiger Anregung der Selbstthätigkeit aus dem Erlernten und Begründeten immer Höheres abgeleitet werde. Damit waren, trotz aller Mängel und Schäden der Ausführung, die Grundgesetze alles Elementarunterrichtes ein für allemal gefunden und festgestellt.

Als die Anstalt von Burgdorf nach Münchenbuchsee verlegt wurde und Fellenberg in Hofwyl die Leitung derselben übernahm, folgte Pestalozzi einer Aufforderung der Stadt Ifferten (Yverdun), um dort jene Erziehungsanstalt zu gründen, welche seinem Namen europäischen Ruf verschaffen sollte. Hier im alten Schlosse über der Stadt, wo Pestalozzi die neue Anstalt ganz auf dem Burgdorfer Fuße einrichtete, entfaltete sich seine ganze Genialität. Bis zum Jahr 1810, dem Höhepunkt ihres Gedeihens, zählte die Anstalt etwa 150 Zöglinge; daran arbeiteten fünfzehn bis zwanzig Lehrer. Außerdem aber gingen stets Fremde ab und zu, um die Methode kennen zu lernen. Der Kaiser von Rußland, der König von Holland erschienen. Wie Kant von Basedow die Wiedergeburt des Volks erwartet hatte, so wies Fichte auf Pestalozzi hin. Aber gerade diese Weltehre war ein Keim des Verderbens. Pestalozzi mußte experimentiren, die Schüler paradiren. Ordnungssinn in ökonomischen Dingen war nie seine starke Seite gewesen. Auch jetzt nahmen die Geldverlegenheiten kein Ende. Seit 1810 vollends brach ein unheilbarer Zwiespalt zwischen den beiden begabtesten Männern aus, welche dem Director in der Leitung des Ganzen zur Seite standen, **Johannes Niederer**, einem gebildeten Geistlichen aus dem Rheinthal, und **Joseph Schmid**, einem Sohn der tyroler Berge. Jener war reformirten Glaubens, von feinem Auftreten und philosophischen Kenntnissen; dieser von Haus aus katholisch, ein Talent der Praxis, mit seltener Lehrgabe versehen, aber unverträglich und unerträglich. Gleichwohl schloß sich Pestalozzi vorzugsweise an ihn an, der ihm durch seine Willenskraft imponirte und unentbehrlich geworden war. Bald konnte er die finstern Geister nicht mehr bändigen, welche immer tiefer in der Brust seiner nächsten Gehülfen sich regten. Endlich — es war am Begräbnißtage seiner langjährigen treuen Lebensgefährtin — brach der Sturm der Entrüstung aller Anstaltslehrer gegen Schmid los. Als Pestalozzi nicht in dessen Entlassung willigen wollte, nahmen sechzehn Lehrer ihren Abschied, darunter auch Ramsauer; bald darauf schied auch Krüsi und trennte sich in eclatanter Weise Niederer von seinem alten väterlichen Freund. Jetzt entspannen sich anläßlich von Geldforderungen die ärgerlichsten Streitigkeiten, Zeitungskämpfe und Prozesse, welche den Ruf der Anstalt vollkommen ruinirten. Dem Institut war schon

[Randnotizen: 1803. (neben „Als die Anstalt … Fellen-"); Yverduner Anstalt. 1804—25. (neben „der Stadt Ifferten … seinem Namen"); 1815. (neben „regten. Endlich"); 1817. (neben „Abschied, darunter auch Ramsauer")]

1823. nicht mehr aufzuhelfen, als Schmid und Niederer sich versöhnten. Achtzigjährig sah
1825. sich Pestalozzi endlich genöthigt, seine Anstalt aufzulösen. Von seiner Familie war nur noch ein Enkel geblieben. Zu ihm, der auf dem Neuhof wohnte, wo Pestalozzi vor einem halben Jahrhundert die erste Armenanstalt gegründet hatte, zog er sich jetzt zu-
17. Febr. 1827. rück, um endlich sein müdes Haupt zur Ruhe zu legen. Lehrer und Schulkinder aus den umliegenden Ortschaften sangen an seinem Grabe.

Es ist oft gesagt worden, er, der die Welt umgestalten wollte, sei nicht fähig gewesen die kleinste Dorfschule zu meistern. Das ist wahr. Dafür war er aber zu viel Größerem fähig, und heute ist keine Dorfschule, in der nicht irgend etwas von seinem Einflusse, von seinem Geist, von dem Segen seines Lebenswerkes zu verspüren wäre. Er hat dem Stande der Volkslehrer recht eigentlich den Standesgeist, den Enthusiasmus für ihren Beruf und das Bewußtsein, ein großes Werk in der Stille zu führen, eingehaucht. Seinen Aberglauben an die Allmacht der absoluten Methode theilte er mit allen Reformpädagogen seit Ratich und Comenius. Aber die Macht einer mit feinster Beobachtungsgabe und Menschenkenntniß verbundenen Genialität der Liebe, wie sie in ihm lebte, hat noch selten über den Trümmern aller irdischen Lebenshoffnungen einen schöneren und dauernderen Triumph gefeiert.

IV. Der Umschwung in der Philosophie.

1. Die Popularphilosophie.

In einer Zeit, da der Geist des Zweifels, die Lust an der Neuerung und das Bedürfniß nach selbständiger Prüfung überlieferter Lehre Alle ergriffen hatten, welche überhaupt von der rasch dahinströmenden Bildung erreicht und berührt werden konnten, war der Formalismus der Wolff'schen Schule nicht im Stande, einzig und allein Anspruch auf Dauerhaftigkeit und Unfehlbarkeit zu erheben. In der That fehlte es sogar
Christian August Crusius 1712—76. an ausgesprochenen Gegnern nicht, unter welchen Crusius in Leipzig der einflußreichste war. Aber die Grübeleien des gelehrten und trockenen Mannes, für welchen besonders der durchgängige Zusammenhang von Ursachen und Wirkungen einen Stein des Anstoßes bildete, waren nicht im Stande, die Aufmerksamkeit der strebsamen und nach Consequenz verlangenden Jugend zu fesseln. Auf der anderen Seite machte sich schon zu Lebzeiten Wolffs neben ihm ein Eklekticismus breit, welcher sich überall die Rechte eines in kein Schulsystem eingeschnürten Denkens vorzubehalten gedachte. Sowohl diese Eklektiker als die späteren Vertreter und Fortbildner des Standpunktes von Wolff, lebten fast ganz von englischem und französischem Import (vgl. S. 116. 139). Dabei sind die Engländer den Franzosen überall voraus. Vor Allem wurde Locke von Einfluß, welcher die Erfahrung für die einzige Quelle alles Wissens erklärt hatte; aus seinem Empirismus war in England erst der Idealismus Berkeley's, welcher das Dasein einer Körperwelt ganz leugnete, dann David Hume's Skepsis hervorgegangen. Das waren die Voraussetzungen, unter welchen namentlich noch Kant seine „Kritik der reinen Vernunft" schrieb, die Standpunkte, mit welchen er sich auseinanderzusetzen hatte. Auf der anderen Seite wurde der Empirismus Locke's in Frankreich durch Condillac und seine Nachfolger zum Sensualismus umgebildet; es wurde der Versuch gemacht, alle Seelenthätigkeit überhaupt auf die äußere Wahrnehmung als ihre einzige ursprüngliche Quelle zurückzuführen, und Lamettrie zog daraus alle Consequenzen des rücksichtslosesten Materialismus. Gegen diese sensualistischen und materialistischen Einflüsse verhielt sich nun, fast mit einziger Ausnahme Friedrich des Großen, welcher über die Seele materialistisch dachte, die deutsche Philosophie und Aufklärung durchaus ablehnend; um so

größeren Einfluß gewann auf die deutschen Humanitätsbestrebungen in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts Rousseau, als er das Zeitalter von der Ueberbildung zur Natur und zum einfachen, ungefälschten Urtheil der Vernunft zurückrief. Aus der Mischung dieser verschiedenen, in der Zeitphilosophie gegebenen Elemente erzeugte sich die deutsche Popularphilosophie, wie sie die breite Mitte des Jahrhunderts nach Wolff und vor Kant kennzeichnet.

So wenig durchgebildet und scharf nun auch die wissenschaftliche Einsicht der meisten dieser Popularphilosophen, zu welchen übrigens in der ersten Hälfte seines philosophischen Strebens auch Kant selbst gerechnet wurde, gewesen sein mochte, so bestimmt und ausschließlich sich namentlich ihre religiöse Weltanschauung innerhalb der Grenzen des von Locke und Wolff vertretenen Deismus hielt, so ist es doch zumeist auf die Rechnung des ebenso ehrlichen wie leidenschaftlichen Kampfes, welchen sie gegen die bestehenden Mängel und Mißbräuche geführt haben, zu setzen, wenn innerhalb des deutschen Mittelstandes ein umfassenderer und soliderer Boden für das freie Denken und die unbefangene Forschung erobert wurde, als dies der Fall war in England, wo die letzten Spuren der Freidenkerei vom Methodismus vertilgt werden konnten, und in Frankreich, wo die römische Reaction noch ungeahntere Triumphe feiern sollte. Trotz all' ihrer philosophischen Unproductivität wird daher den gleich zu nennenden Vertretern der populären Weltweisheit die Anerkennung dauernd gespendet werden müssen, das Durchschnittsbewußtsein ihrer Zeitgenossen von der Uebermacht theologischer Voraussetzungen befreit, die Unabhängigkeit der Moral von dem Kirchenthum durchgesetzt und überall eine freiere und duldsamere Anschauung zur treibenden Kraft der allgemeinen Denkart gemacht zu haben. Zudem scheint es geradezu ein Gesetz der Fortentwickelung des Geistes zu sein, daß auf productive Perioden popularisirende, auf wissenschaftliche Entdeckungen allgemeine Verständlichmachung und Reproduction des Erreichten in der Sprache des gewöhnlichen Verkehrs folgen. So war auch jetzt mit Leibniz und Wolff die Zeit der Theorie und Terminologie abgelaufen. Männer wie Abbt („Vom Tod fürs Vaterland", 1761), Johann August Eberhard („Neue Apologie des Sokrates", 1772), Engel („Der Philosoph für die Welt", 1775—77) und der feinsinnige Moralist Garve („Cicero's Schrift von den Pflichten", 1793) kleideten ihre philosophischen Betrachtungen in geschmackvolle und verständliche Form, alle unerquickliche und dunkle Schulsprache vermeidend. Selbst Lehrer der Philosophie auf Universitäten, wie Johann Georg Heinrich Feder in Göttingen, huldigten den Forderungen der Zeit und befleißigten sich in Vortrag und Schrift einer faßlichen Darstellung. Keiner aber hat umfangreicher und tiefer zugleich gewirkt als Moses Mendelssohn, der edelste und ehrwürdigste Vertreter deutscher Aufklärung, das Urbild von Lessings Nathan. Ein schwächlicher und verwachsener Judenknabe, hat er sich seine Stellung in schweren, auch gemüthlich aufreibenden Kämpfen erringen müssen. Indem er es unternahm, die Lehren vom Dasein Gottes („Morgenstunden", 1785) und von der Unsterblichkeit der Seele („Phädon", 1767) dem französischen Materialismus gegenüber philosophisch zu erweisen, dabei aber strenger Jude war und blieb, widerlegte er thatsächlich das Vorurtheil der Zeitgenossen, als bestünde in jenen, mit so großer Liebhaberei erfaßten Ideen geradewegs das Wesen des Christenthums, „der ganze Körper unserer Dogmatik", wie Garve sich ausdrückte; zugleich hat er durch seine Uebersetzung des Pentateuch und der Psalmen nicht nur das Judenthum der deutschen Bildung und Gesittung näher geführt, sondern auch in seiner Schrift „Jerusalem oder über religiöse Macht und Judenthum" (1783) die Anerkennung der Rechte seines unterdrückten Stammes aufs engste mit den Toleranz- und Humanitätsbestrebungen des Jahrhunderts verkettet. Diese Schrift ist das erste, allgemein verständliche und wir-

Verdienst der Popularphilosophie.

Moses Mendelssohn 1729—86.

kungsvolle Programm für die Forderung der Trennung von Staat und Kirche geworden, nach Kants Ausdruck „die Verkündigung einer großen, obzwar langsam bevorstehenden und fortrückenden Reform, die nicht allein die Juden, sondern alle Religionen betreffen würde".

Nützlichkeitsmoral. Trotz dieser Verdienste der Aufklärungsphilosophie mußte das Fahrwasser derselben doch nur immer seichter und sandiger werden, in Folge der eigenthümlichen Wendung, welche die von allen ihren Vertretern in den mannichfachsten Formen wiederholte Losung, das Wort Pope's, der Mensch sei des Menschen edelste Beschäftigung, genommen hatte. Der Mensch, sein Wesen und seine Bestimmung, seine Stellung und Bethätigung in seiner selbstgeschaffenen Welt war der Gegenstand der sorgfältigsten und allseitigsten Untersuchung. Daher auch der durchweg moralisirende Gehalt und Zweck der ganzen Literatur, die vorherrschende Lust an psychologischer Zergliederung moralischer und ästhetischer Empfindungen; daher das Vorwiegen jener teleologischen Naturbetrachtung, welches sich in unzähligen Ausführungen und Nachweisen ausspricht, wie die ganze Welt nur um der vernünftigen und sittlichen Wesen da sei, Alles in derselben bis aufs kleinste berechnet sei auf Wohl, Nutzen, Vergnügen und Wünsche der Menschen; Gott aber ist für diesen Standpunkt nur dasjenige Wesen, welches solcher Gestalt für den Menschen aufs vollkommenste sorgt; überall in der Natur ist seine Güte und Weisheit nachzuweisen. In diesem Sinne schreibt Reimarus seine „Abhandlungen von den vornehmsten Wahrheiten der natürlichen Religion", eine Popularisirung des physikotheologischen Beweises zu Gunsten des Daseins Gottes und der Unsterblichkeit. Hierher gehören auch Gotthilf Samuel Steinbart's „System der reinen Philosophie oder Glückseligkeitslehre des Christenthums" (1778), „Das einzig wahre System der christlichen Religion" (1787), welches wahrscheinlich von Mauvillon herrührt und vieles Andere.

Unhaltbarkeit der Popularphilosophie. Aber die Philosophie ist nicht dazu da, den Menschen über diejenigen Gegenstände zu belehren, von welchen sein materielles oder seelisches Wohlsein abhängt, noch weniger dazu, ihn in dieser Richtung in eitle Illusionen einzuwiegen, die mit der herben Wirklichkeit in schneidendstem Widerspruch stehen. Eine dieser Wirklichkeit entsprechende, zusammenhängende und wissenschaftliche Weltanschauung läßt sich auch nicht in der Form der leichten und eleganten Darstellung bilden und gewinnen. Endlich war die trübe Vermischung von Theologie und Philosophie, wie sie die Aufklärungsliteratur charakterisirt, schon von Lessing in ihrem Unwerth erkannt werden. „Man macht uns unter dem Vorwande, uns zu vernünftigen Christen zu machen, zu höchst unvernünftigen Philosophen". Aber erst in Kant erstand der Gerichtsvollstrecker, der einem unhaltbar gewordenen Zustande ein Ende machen sollte.

2. Die kritische Philosophie.

Immanuel Kant 1724—1804. Immanuel Kant, einer ursprünglich schottischen Familie entsprungen, studirte in seiner Vaterstadt Königsberg, aus deren Bereich er sich lebenslang niemals allzuweit entfernt hat, Theologie, Philosophie und Mathematik, habilitirte sich 1755 an der Universität, wo ihm allmählig auch, erst seit 1770, Stelle und Gehalt als Professor für Logik und Metaphysik zu Theil wurde. Zunächst stand er unter Newtons Einfluß; die erste Epoche seiner schriftstellerischen Wirksamkeit war eine naturwissenschaftliche, und seine „allgemeine Naturgeschichte und Theorie des Himmels" (1755) ist geradezu eine Vorausverkündigung der Laplace'schen Theorie von Ursprung und Bestand des Planetensystems. Erst im Verlaufe der sechziger Jahre erfolgt der Uebergang von der Naturwissenschaft zur Logik und Metaphysik unter dem bestimmenden Einflusse von

Hume, dessen Zweifel an der objectiven Gültigkeit des Causalitätsgesetzes mächtigen Eindruck auf ihn gemacht hatten. Nicht mehr der Theorie und Naturgeschichte der Materie, sondern derjenigen des menschlichen Geistes gelten seine Forschungen. Die Epoche machenden Werke, in welchen die Resultate der letzteren niedergelegt sind, heißen „Kritik der reinen Vernunft" (1781, zweite umgearbeitete Auflage 1787), „Kritik der praktischen Vernunft" (1788), und „Kritik der Urtheilskraft" (1790). Zu diesen drei Grundpfeilern kommen noch zahlreiche andere Schriften, welche das System theils vervollständigen, theils seine Anwendung auf Theologie, Rechtslehre, Ethik und Aesthetik darthun; so die „Grundlegung zur Metaphysik der Sitten", „Die Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft", „Zum ewigen Frieden", „Rechtslehre", „Tugendlehre", „Anthropologie", „Streit der Facultäten" u. a.

Wie schon die Titel der Hauptwerke darthun, bezeichnet Kant seine eigene Philosophie im Gegensatze zum Dogmatismus, Empirismus und Skepticismus als Kriticismus, sofern sie alles weitere Philosophiren von dem Resultate einer bezüglich des Ursprunges und Anfanges, namentlich aber auch der nothwendigen Grenzen des menschlichen Erkennens anzustellenden Prüfung abhängig macht. Ebenso gern spricht er von „Transcendentalphilosophie", sofern diese Prüfung auf die Möglichkeit einer Erkenntniß gerichtet ist, welche den gesammten Erfahrungskreis „transcendirt", d. h. überschreitet. Vorher hatte nämlich sowohl die rechtgläubige als die aufklärerische Philosophie über Gott und Welt allerlei zu sagen gewußt, ohne sich über die Grundfrage nach dem Existenzrechte dieser, in gleicher Weise rein dogmatischen Aussagen Rechenschaft gegeben zu haben. Es fehlte die Einsicht in die subjectiven Bedingungen der menschlichen Erkenntniß. Der erkennende Geist arbeitet nämlich nach Kants Nachweis unter Voraussetzung gewisser, von aller Erfahrung unabhängiger, also so zu sagen mitgebrachter oder „apriorischer" Formen und Normen. In dieser Richtung fand Kant über der Zergliederung des Prozesses der Verarbeitung, welche der Sinnenstoff seitens des Verstandes erfährt, das Gesetz, vermöge dessen der letztere forthin als durch seine eigene Natur ausschließlich auf den Inhalt der sinnlichen Anschauung bezogen gilt. Die Gegenstände der sinnlichen Erfahrung aber richten sich, sofern sie unsere Vorstellungen sind, nach gewissen, das Wesen des menschlichen Geistes constituirenden Erkenntnißformen, welche der Sensualismus in seiner Rechnung fast vergessen hatte. Dieselben bestehen theils in den Formen der sinnlichen Anschauung (Raum und Zeit), theils in jenen „Kategorien" oder Urtheilsformen, vermöge welcher allein der Verstand das Mannigfaltige der Anschauung zur Einheit des Bewußtseins zu verarbeiten vermag (Quantität, Qualität, Relation, Modalität). Jene Formen der „Sinnlichkeit" bilden gleichsam den Rahmen, darin alle Bilder der Sinnenwelt uns erscheinen; diese Kategorien des „Verstandes" dagegen enthalten die Nöthigung, vermöge welcher es statt zu bloßen zufälligen Ideenassociationen vielmehr zu einer allgemeinen und gesetzmäßigen Verknüpfung von Erscheinungen, zu einem allgemein gültigen Verhältniß von Vorstellungen kommt. Während die beschriebene Einrichtung unseres Denkapparates den „apriorischen" Factor unserer Geistesthätigkeit bildet, besteht der Stoff unseres Denkens aus Affectionen unserer Empfindung, welche ihren veranlassenden Grund außer uns haben. Immer aber kommen uns nur diese Empfindungen, und zwar in Formen, welche uns selbst angehören, zu Bewußtsein. Wir wissen nur von einer räumlich-zeitlichen Erscheinung der Dinge, während die Gegenstände der Erfahrung, sofern sie ohne Beziehung auf unser Erkenntnißvermögen als „Dinge an sich" existiren, ebenso außerhalb unseres Erkenntnißvermögens liegen, wie das, was nie Erscheinung werden kann, das selbst in seiner Existenz fragliche Uebersinnliche.

Der Kriticismus.

Hieraus erhellt zunächst das wenigstens auf den ersten Anblick tragische Geschick, welchem bei Kant die gesammte Theologie und Religionsphilosophie verfällt, sofern sie Erkenntniß des Uebersinnlichen, vor Allem Gottes, verspricht. Denn es führen von der Erfahrung nur verbotene Wege zum Gottesbegriff, oder vielmehr dieser selbst wird zur verbotenen Waare, weil es keine Wahrnehmung, folglich auch keine begriffliche Erkenntniß Gottes gibt. Sobald unser Denken seine ursprüngliche Bezogenheit auf die endliche Welterscheinung vergißt, sobald es über sie hinaussteigt, wird es zu einem leeren Denken, welchem nichts in der wirklichen Welt entspricht. Es schwärmt, wird „transcendent", verläuft sich in Widersprüche und Täuschungen. „Begriffe ohne Anschauungen sind leer", wie umgekehrt „Anschauungen ohne Begriffe blind" sind. Beide Factoren müssen immer zusammenwirken, um ein rechtmäßiges und lebensfähiges Product zu erzeugen. Dagegen entsteht eitel Schein, wenn man dasjenige als dem Verstande gegeben betrachtet, was, wie die „Kritik der praktischen Vernunft" zeigt, nur dem Willen aufgegeben ist. In der „Kritik der reinen Vernunft" bleibt Kant bei dem Satze stehen, daß aus der subjectiven Nöthigung der Vernunft, die Idee des Unendlichen sich vorzuhalten, die wirkliche Existenz derselben an sich, außerhalb unseres Denkens, nicht zu erschließen ist. Er begnügt sich damit, einleuchtend gemacht zu haben, daß sich auf dem Wege religionsphilosophischen Nachdenkens nicht sowohl das Unendliche außer uns, als vielmehr der Trieb ins Unendliche in uns constatiren läßt, welches Unendliche in uns aber keineswegs zugleich aus uns hinausverlegt, als Gegenstand „fixirt, projicirt und hypostasirt werden darf". Wer letzteres unternehmen wollte, der würde sich einer unberechtigten Anwendung von Gedankenbestimmungen, die sich auf die Erscheinungswelt beziehen, auf Uebersinnliches schuldig machen. Sinnenfälligkeit ist und bleibt daher das ausschließliche Merkmal der für uns begreiflichen Realität. Was hinter der Erscheinung liegt, kann nicht gedacht werden, weil zum Denken Anschauung, zur Anschauung Erscheinung gehört. Gott aber ist nicht „gegenständlich" gegeben, wohl aber als Idee des Unbedingten und Absoluten in der menschlichen Vernunft.

Theoretische u. praktische Vernunft.

Einen ausreichenden Ersatz für die zu Tage getretene Unfähigkeit der theoretischen Vernunft auf dem Gebiete der übersinnlichen Welt bietet erst das, was Kant die praktische Vernunft nennt. Der menschliche Wille hat nämlich das Eigenthümliche, daß er nicht bloß, wie jedes Ding der Natur, nach seinem Gesetze wirkt, sondern auch nach der Vorstellung von diesem seinem Gesetze, als praktische Vernunft. Es gibt eine theoretische Vernunft, welche auf den Empfindungsstoff bezogen ist und durch ihre Gesetze die Form der Erscheinung bestimmt, wie sie uns als Gegenstand der Erfahrung gegeben ist, und es gibt eine praktische Vernunft, welche als guter Wille auf der Spur dessen begriffen ist, was das ideale Wesen der Dinge ausmacht. Es gibt neben den Erfahrungsgegenständen auch ein Gebiet der Freiheit; aber dasselbe eröffnet sich bloß dem moralischen Bewußtsein. Hat Kant auch alle Jenseitigkeiten abgeschnitten, alle Beziehungen des Menschen zum Absoluten aufgehoben, so hat er dafür die Unendlichkeit in den menschlichen Willen hineingezogen, die Spur der Unbedingtheit und Selbstherrlichkeit des göttlichen Wesens im sittlichen Bewußtsein aufgefunden. Schiller, der poetische Dolmetscher dieser Philosophie, interpretirt richtig: „Nehmt die Gottheit auf in euern Willen, und sie steigt von ihrem Weltenthron". Denn die Vorstellung von dem innern Gesetz des Willens ist es, welche, auf eine Formel gebracht, jenen „kategorischen Imperativ" liefert, der im Mittelpunkte dieser Sittenlehre steht. Das Naturgesetz vollzieht sich von selbst, das Sittengesetz will von uns vollzogen sein, es ist ein Imperativ. Und die geforderte Handlungsweise will unabhängig von jedem vorausgesetzten Zwecke vollzogen, sie will nicht als ein Mittel betrachtet sein, welches für anderweitige Zwecke nöthig wird, sondern vielmehr ohne jede weitere Bedingung rein durch

sich selbst gelten: es ist also ein kategorischer Imperativ. Seine Formel aber lautet: „Handle so, daß du die Menschheit, sowohl in deiner Person als in der Person eines jeden Andern, jederzeit zugleich als Zweck, niemals bloß als Mittel brauchst" — eine Formel, welche nach Kants Behauptung nicht aus der Erfahrung abgeleitet sein kann wegen ihrer Allgemeinheit und unbedingten Gültigkeit. Niemand kann das Gute wollen, ohne es für Alle und im Namen Aller zu wollen. Die sittliche Forderung tritt allen Menschen in gleicher Weise entgegen, sie steht unabhängig von jedem Nutzen, welchen etwa die Erfahrung aus der Befolgung des Gebotes hervorgehen sieht. Somit erweist sich dieses Gesetz als eine und dieselbe Sache mit dem vernünftigen, reinen Willen selbst, welcher eben nur darin, daß er es sich selbst gibt, existirt und sich bethätigt. Die Kräftigung des sittlichen Bewußtseins, welche von diesen Grundsätzen ausging, gehört unbedingt mit zu den segensreichsten Wirkungen der kritischen Philosophie. Auf diesem Wege langt Kant endlich bei seinem Hauptsatze an, daß es die Selbstherrlichkeit, die „Autonomie" des Willens ist, die im letzten Grunde die Sittlichkeit bedingt, und diese so gefundene sittliche Welt allein ist für ihn auch die übersinnliche Welt, die Welt der Gottheit. Der Gott, welcher der theoretischen Vernunft nur als eine ewig sich aufdrängende, aber auch ewig allen Beweisversuchen sich entziehende Hypothese erschien, macht sich der praktischen Vernunft fühlbar als ewig anziehendes, freilich auch ewig unerreichbares Ideal. In diesem Gegensatze der theoretischen und der praktischen Vernunft besteht eines der bleibendsten Erträgnisse der Leistungen Kants. Denn eben dies, daß das Unbedingte oder die Gottheit theoretisch nicht erkennbar, aber ein Postulat der praktischen Vernunft genannt wird, führt nicht bloß sofort hinüber zu F. H. Jacobi, welcher das Verhältniß von theoretischer und praktischer Vernunft unter dem Gesichtspunkt eines Entweder-Oder betrachtete, die übersinnliche Welt als den tieferen Urgrund der Wirklichkeit ganz dem Glauben zuwies und erklärte, mit dem Kopfe Spinozist, mit dem Herzen Christ zu sein, sondern auch zu Schleiermacher und der ganzen modernen Schule der Religionswissenschaft, welche auf jenen Gegensatz ihre Theorie von Wissen und Glauben gründete.

Den Tribut der Sterblichkeit entrichtete Kant gleichwohl an die seine Zeit beherrschenden Mächte der deistisch-aufklärerischen Theologie und der eudämonistischen Moral, indem er, nicht zufrieden damit, durch den Grundcharakter seiner erkenntnißtheoretischen und moralischen Entdeckungen auch der Religionslehre neue Aufgaben gestellt zu haben, auch selbst den theologischen Problemen näher trat, um sie oft mehr dem Geiste der Zeit, als den innersten Grundsätzen der eigenen Philosophie gemäß zu formuliren. Was keine Spekulation vermag, das führt nach seiner Versicherung die „Moralreligion" aus. Jene bringt es nur zu einem „Spiel der Vernunft", diese liefert einen Denkprozeß, welcher auf Grund der Nöthigung eines praktischen Bedürfnisses vollzogen werden muß. Denn wenn das Sittengesetz wirklich da ist, so muß die praktische Vernunft ein Recht haben, auch ihren Voraussetzungen Realität zuzuschreiben, um auf diese Weise einem reinen Selbstwiderspruch zu entgehen. Diese Voraussetzungen sind außer der Freiheit namentlich Gott und Unsterblichkeit. Für beide Ideen war in dem Gebiet der theoretischen Vernunft kein Platz, also mußten sie, aus der Vorderthür hinausgeworfen, durch die Hinterthür der praktischen Vernunft wieder herneingebracht werden. Was so auf bedenklich schwankem Grunde aufgerichtet wird, das nennt Kant „Postulate", d. h. nothwendige Voraussetzungen der praktischen Lage des sittlichen Menschen in dieser Welt. Als solche Postulate führt er auf: die Unsterblichkeit, weil die Bewirkung des höchsten Gutes durch den erfahrungsgemäß vorfindlichen Zwiespalt zwischen Vernunft und Sinnlichkeit in diesem Leben zur Unmöglichkeit wird, und Gott, weil nur ein intelligenter und moralischer Welturheber die im Begriff des höchsten

Die Religionslehre Kants.

Gutes liegende Harmonie der Gesinnung und der Weltordnung herstellen kann. Der Grund der Tugend nämlich ist die Gesinnung, der Grund der Glückseligkeit die Weltordnung. Somit wird hier lediglich behauptet, was die Erfahrung uns verweigert, müsse in einer über unsere Erfahrung hinausgehenden Weise gesichert sein: es müsse außerhalb des thatsächlichen Systems der Kräfte eine Kraft geben, welche die im Begriffe des vollendeten Guts liegende Vereinigung von Tugend und Glückseligkeit herstellt, und eine Zeit außer der Zeit, darin sie sich verwirklicht. Daß aber außer der Tugend auch noch die Glückseligkeit auf der höchsten Staffel der Güter angetroffen werden müsse, widerspricht im Grunde dem sonst so rigoristischen Geiste der Moral Kants und erklärt sich nur daraus, daß die Glückseligkeit nun einmal in den meisten früheren Systemen, schon seit der griechischen Zeit, eine so große Rolle gespielt hatte und dem allgemeinen Bewußtsein der Zeit so wichtig war, daß sie auch Kant nicht glaubte entbehren zu können.

Der Rationalismus Kants in Kirche u. Theologie.

Mit diesen Begründungen von Gott und Unsterblichkeit, ja mit dieser etwas dürftigen Definition der Religion als „Erkenntniß aller unserer Pflichten als göttlicher Gebote" hob nun die rationalistische Theologie alsbald an zu operiren, während gewisse tiefer gehende Elemente der Religionslehre Kants, wie das berühmte Capitel „vom radical Bösen", unverstanden bei Seite liegen blieben. Erst im Anschlusse an die Moralphilosophie erreichte der Rationalismus festere Gestaltung und schärfere Ausbildung, gelangte er überhaupt zu einigem, über die bisher üblichen vagen Gemeinplätze und Redensarten von Menschenbeglückung und Glückseligkeit hinausgehenden Inhalt. Kants Theologie erst ist eigentlicher Rationalismus, während was vorherging besser Naturalismus und Aufklärungstheologie heißt. Er selbst war der Meinung gewesen, daß die Möglichkeit einer Offenbarung sich weder beweisen, noch leugnen lasse, hatte aber hinzugefügt, daß von der Annahme oder Verwerfung derselben auf keinen Fall das Wesen der Religion abhängig gemacht werden dürfe, da vielmehr der einzige Maßstab für die Beurtheilung jeder Religion und jeder Offenbarung in dem sittlichen Gehalte derselben beruhe. Dies merkte sich die Theologie jener Zeit wohl, und so ist die „praktische Vernunft" mit den sie begleitenden „Postulaten" zunächst der Ausgangspunkt des rationalistischen Denkens geworden. Ihm zufolge wurden aus der Dogmatik vor Allem die Lehren beseitigt, welche der „Autonomie der Vernunft" auf intellectuellem (wie die Inspiration) oder auf praktischem (wie der Augustinismus) widersprachen, und Alles auf die Spitze persönlicher Motive gestellt. Demgemäß ist namentlich auch in die Geschichtsbetrachtung jener berufene Pragmatismus eingeführt worden, in dessen Rechnung die Schwäche und Sinnlichkeit der Massen, die Selbst- und Herrschsucht der Priester zu Hauptfactoren erhoben, die Religionen zu ausgeklügelten Machwerken menschlicher Klugheit herabgesetzt wurden. Ein so treffliches Werk, wie des Göttinger Gottlieb Jakob Planck „Geschichte der Entstehung, der Veränderungen und der Bildung unseres protestantischen Lehrbegriffs" ist noch ganz von dieser Auffassung beherrscht.

Aber selbst der Supranaturalismus fand in seiner dürftigsten Gestalt schließlich noch eine Stütze in dieser Religionsphilosophie, wie denn gerade die angesehensten Kantianer Tieftrunk, Stäudlin, Ammon u. A. bei aller rationalistischen Grundanlage dem Supranaturalismus mindestens zuneigten. Aber alles unmittelbare Verhältniß zur Gottheit hört auf, wo diese nur noch dazu da ist, die beiden von vornherein auseinanderklaffenden Seiten der nach Glückseligkeit begierigen Sinnlichkeit und der streng dem Gebote der Pflicht folgenden Tugend zusammenzuhalten und so das vollendete Gut herzustellen. Nicht um seiner selbst willen existirt dieser Gott, sondern bloß um den Menschen den ihnen geziemenden Grad von Glückseligkeit zuzutheilen. Wie ihn aber Kant nur herbeiruft, um die sittliche Welt mit der Naturordnung in Einklang zu

setzen, so kann er auch sonst herbeigerufen, er kann namentlich beschworen werden, um in den mangelhaften Zusammenhang des sittlichen Lebens mit ergänzenden Gnadenwirkungen einzugreifen. Kurz, dieser Gottesbegriff kommt dem Supranaturalismus eben recht, welcher den von Kant endgültig geleisteten Nachweis der Unzulänglichkeit menschlicher Vernunft für Erkenntniß übersinnlicher Dinge als einen indirekten Beweis für die Wahrheit des lutherischen Katechismus behandelte. Von dieser wie von der entgegengesetzten Seite wurde daher lange mit dem größten Vertrauen Alles auf die kritische Philosophie und ihre Moraltheologie gebaut, und nur wenige der noch um die Wende des Jahrhunderts lebenden bedeutenden Theologen haben sich frei erhalten von dieser Beeinflussung. So namentlich Herder, dessen Gegensatz zu Kant keineswegs bloß persönlicher Natur, sondern von sehr bedeutsamen, sachlichen Motiven getragen war, Storr, der letzte Orthodoxe in Tübingen, und Reinhard, der berühmte Oberhofprediger in Dresden.

Hatte die Philosophie Kants anfangs wenig Beachtung gefunden, so beherrschte sie dafür seit 1790 fast auf ein Menschenalter nicht bloß die Theologie, sondern fand auch Eingang in alle Wissenschaften und Literaturzweige, in die Poesie und in das praktische Leben. Vor Allem aber hat Kant, indem er die von der bisherigen Entwickelung der Philosophie gebotenen Probleme zuerst sicher erfaßte und richtig formulirte, eine gänzliche Reform dieser Wissenschaft angebahnt, und die Heftigkeit, womit Fähige und Unfähige als Verfechter oder Gegner der neuen Weisheit zum Kampfe auszogen, gab Zeugniß von der mächtigen Erregung der Geister, welche seine Grundlehren hervorbrachten, und von dem allgemein sich aufdrängenden Gefühle der entscheidungsvollen Gewalt, welche ihnen einwohnt. Nicht wenig trug übrigens zur Verbreitung der neuen Philosophie der aus dem Jesuitenorden ausgeschiedene und zum Protestantismus übergetretene Schwiegersohn Wielands Reinhold bei, welcher im „Deutschen Mercur" seine „Briefe über die Kantische Philosophie" veröffentlichte und in Jena vielbesuchte Vorlesungen darüber hielt. Unmittelbar zum Gemeingut aller Gebildeten aber ist der innerste Kern dieser Lehre durch Schillers philosophische Gedichte und ästhetische Aufsätze geworden. Ueberhaupt hat Kant nicht bloß der Rechtslehre eine einfachere Grundlage gegeben, indem er alle Rechtsverhältnisse im Geiste der Zeit auf angeborene und ursprüngliche Menschenrechte zurückführte, sondern in seiner „Kritik der Urtheilskraft" auch haltbarere Anschauungen über das Wesen des Schönen vermittelt. Es ist nämlich die reflectirende Urtheilskraft, welche, indem sie zum Besonderen der Natur das Allgemeine sucht, sich dabei von dem Gesichtspunkt der Zweckmäßigkeit leiten läßt. Zweckmäßigkeit kann nun aber an den Dingen nicht bloß dann entdeckt werden, wenn ein bestimmter Zweck nachzuweisen ist, sondern es gibt auch, wie Kant in theilweisem Anschlusse an Mendelssohn nachweist, ein ganz uninteressirtes, aber auch ganz nothwendiges Wohlgefallen an der reinen Form des Gegenstandes, welcher Lust erweckt, indem er die Einbildungskraft, die ihn anschaut, unwillkürlich in Einklang versetzt mit dem Verstand, der ihn denkt. Dies eben ist das rein ästhetische Wohlgefallen, das Prinzip aller künstlerischen Produktivität.

Allseitiger Sieg des Kriticismus.

Karl Leonhard Reinhold 1758–1823.

1786–87.

II. Publicistische und historische Literatur im achtzehnten Jahrhundert.

1. Wissenschaftliche Arbeiten auf dem Gebiete des Staatsrechts und der Politik.

Wir haben früher (XI, 1027 ff.) die Geschichte der Bearbeitung des deutschen Staatsrechts bis in eine Periode verfolgt, in der die falschen Grundlagen der mittelalterlichen Scholastik und des römischen Rechts durch die gesunderen und frischeren

Die Reichsstaatsrechtslehre.

Quellen einer deutsch-historischen Richtung überwunden waren, die ihrerseits freilich wieder einigermaßen von der nüchternen Forschung und Kritik zu Hypothesensucht und antiquarischer Spielerei entartete. Während Männer wie der ältere Cocceji und Ludewig durch seltsame Abschweifungen in die Zeiten des Tacitus und der Völkerwanderung, und naturrechtliche Theoretiker durch abstrakt-philosophische Speculationen das praktische Staatsrecht der Gegenwart irreleiteten, schafften mühsame Aktensammler, wie Anton Faber in seiner europäischen Staatskanzlei und Joh. Christian Lünig in seinem deutschen Reichsarchiv, wie Gärtner und v. Meiern in ihren westfälischen Friedensakten, das urkundliche Material zusammen, auf dem sich der Aufbau eines praktischen Reichsstaatsrechtssystems vollziehen ließ. Das wüste, wirre und todte Material, das in den Folianten jener fleißigen Sammler verborgen lag, für das Leben der Gegenwart erschlossen, den massenhaften Stoff geordnet, gesichtet und praktisch verwerthet zu haben, ist vorzugsweise das Verdienst von Johann Jacob Moser.

Joh. Jac. Moser 1701—1785. Johann Jacob Moser hat ein wechselvolles Gelehrten- und Beamtenleben durchgemacht. Im J. 1701 zu Stuttgart geboren, war der frühreife Mann in mannichfachen Rechtsgeschäften am Wiener und würtembergischen Hofe, auf dem akademischen Lehrstuhl zu Tübingen und beim Reichskammergericht zu Wetzlar thätig. Die schmachvolle Wirthschaft unter Herzog Karl Alexander trieb den ehrliebenden und selbstbewußten Mann aus Würtemberg nach Norddeutschland. Nach einem kurzen Aufenthalt in preußischen Diensten als Professor zu Frankfurt a. d. O. lebte er acht Jahre in der kleinen reußischen Residenz Ebersdorf, dann als landgräflich hessischer Kanzleichef in Homburg, bis ihn (im J. 1751) die Sehnsucht nach der Heimat bewog, als Landschaftssyndicus einem Ruf der würtembergischen Landstände Folge zu leisten. Wir wissen, daß er als unerschrockener und mannhafter Verfechter der ständischen Rechte den Zorn der Machthaber auf sich lud und Jahrelang auf der Festung Hohentwiel schmachten mußte (1759—64) (XII, 954). Endlich, nach fünfjähriger harter Haft, vermochten die Vorstellungen der Landstände und befreundeter Fürsten, sowie ein Conclusum des Reichshofraths soviel über den Herzog, daß er den gefangenen Märtyrer freiließ. Seitdem lebte er still und zurückgezogen, mit wissenschaftlichen Arbeiten beschäftigt, in Stuttgart, bis zu seinem am 30. Sept. 1785 erfolgten Tod. Er selbst hat in aufrichtigster und freimüthigster Weise sein wechselvolles, für die politischen und Culturzustände der Zeit lehrreiches Leben beschrieben.

Seine wissenschaftl. Verdienste. Moser kannte durch langjährige Praxis in den verschiedenartigsten Berufsstellungen das öffentliche Recht Deutschlands wie kein anderer und beherrschte dabei mit einer umfassenden Gelehrsamkeit ohne Gleichen das massenhafte wissenschaftliche Material, das in den riesigen Urkunden- und Aktensammlungen, in den zerstreuten historischen und juristischen Deductionen niedergelegt war. Mit einer staunenswerthen Arbeitskraft hat er sein gelehrtes Wissen und seine praktische Erfahrung für die Kenntniß des geltenden öffentlichen Rechts nutzbringend und brauchbar gemacht. Das europäische Völkerrecht und insbesondere das deutsche Staatsrecht verdanken ihm die wesentlichste Förderung und eine gediegene positive Grundlage. Das Gebäude der Reichsstaatsrechtslehre hat eigentlich Moser zuerst und allein ermöglicht. Eine organische Gliederung, eine systematische Darstellung des riesenhaften Stoffes nach leitenden Gesichtspunkten, eine tiefere rechtshistorische oder philosophische Auffassung der Thatsachen findet sich bei Moser freilich nicht; auch seine Kritik ist nicht hervorragend. Seine Abneigung gegen alles Theoretisiren, gegen alle Schulfragen, gegen philosophische Abstractionen und die Spielereien einer antiquarischen Geschichtsforschung ließ ihn das öffentliche Recht weder in seiner historischen Entstehung, noch in seinem Zusammenhang mit dem geistigen Gesammtleben begreifen. Allein was ihm an höherer wissenschaftlicher Auffassung und

systematischer Ordnung des Stoffes abgeht, ersetzt er durch die ungemeine Vollständigkeit und Genauigkeit in der Ansammlung und Darlegung des ganzen geltenden deutschen Staatsrechts. Er ist Praktiker durch und durch und sein Zweck ist den positiven Rechtsstoff nicht wissenschaftlich zu durchdringen, sondern ihn zu unmittelbarer praktischer Verwendung brauchbar zu machen, gediegene Fundamente positiven Wissens zu schaffen, auf denen dann andere fortbauen konnten. Und das ist ihm vollständig gelungen. Die Kunde, die spätere Praktiker und Theoretiker vom Reichsstaatsrecht hatten, beruht fast ausschließlich auf seinen Arbeiten, die auf keine Frage aus diesem ungeheuern zersplitterten Gebiete die Antwort schuldig bleiben, und ebenso ist er, im Gegensatz zu Hugo Grotius, als dem Vater des natürlichen philosophischen Völkerrechts, der eigentliche Schöpfer des positiven Völkerrechts. Im Gegensatz zu den allgemeinen rechtsphilosophischen Sätzen, mit denen die bisherigen Theoretiker, namentlich die Wolff'sche Schule an die Thatsachen des Völkerrechts herangetreten waren, führte er den Gedanken durch, „lediglich die Ergebnisse der positiven Verträge und Gewohnheiten der europäischen Staaten in kurzen Sätzen zusammenzufassen, und dieselben mit möglichst zahlreichen und ausführlichen Beispielen zu belegen". Dabei ist Moser, wie im Leben so in seiner Wissenschaft, ein Mann von unbestechlichem Rechtssinn und Freimuth, von Charakterfestigkeit und redlicher Ueberzeugungstreue, eine wahrhaft ehrwürdige Gestalt, ein Patriot im besten Sinne des Wortes, Eigenschaften, die um so werthvoller waren in einer Zeit, da die Lehrer und Kenner des Rechts nur zu oft im Dienste der Gewalthaber standen. Die literarische Fruchtbarkeit Mosers ist wahrhaft staunenswerth und wohl von keinem deutschen Schriftsteller je erreicht; er selbst zählt in seiner Biographie 312 Schriften in ungefähr 500 Bänden auf. Das bedeutendste seiner Werke ist sein „deutsches Staatsrecht", mit Ergänzungen und Nachträgen einige 70 Quartbände umfassend; daran schließen sich eine große Reihe von Specialwerken über einzelne Gegenstände aus dem Reichs- und dem Territorialstaatsrechte, zahllose Gutachten, Deductionen, Urkundensammlungen, Staatsschriften aller Art. Auf völkerrechtlichem Gebiet ist in erster Linie sein „Versuch des neuesten europäischen Völkerrechts in Friedens- und Kriegszeiten" zu nennen.

Friedr. Karl v. Moser 1723—1798.

Eine nicht minder bedeutende Stelle in der deutschen Publicistik, wenn auch in anderer Richtung, nimmt Friedrich Karl von Moser ein, der würdige Sohn Johann Jacobs. Geboren im J. 1723 zu Stuttgart, wurde er vom Vater frühzeitig zu publicistisch-literarischen Arbeiten und praktischen Staatsgeschäften herangezogen. In den mannichfachsten diplomatischen Missionen, namentlich im Dienste der verschiedenen hessischen Linien, auch als Reichshofrath in Wien verbrachte der begabte und geistreiche Staatsmann die Jahre seines Jünglings- und Mannesalters, bis er im Jahr 1772 als Geheimrathspräsident an die Spitze der Verwaltung in Hessen-Darmstadt berufen wurde. Die treffliche und geistvolle Landgräfin Henriette Karoline, die Gemahlin des Landgrafen Ludwig IX. und eigentliche Regentin, brachte Moser, der sich längst ihre Achtung und Verehrung erworben, auf jenen hohen Posten (XII, 947). Mit rühmlichstem Eifer war er bestrebt, die ganz zerrüttete Finanzverwaltung zu ordnen und zu bessern, das verarmte Land wieder in Wohlstand zu bringen, arge Mißbräuche zu beseitigen. Allein die schroffe und rücksichtslose Energie, mit der er an die eingewurzelten Schäden eines despotischen Verwaltungssystems Hand anlegte, die Leidenschaft und Heftigkeit seines Charakters, das Selbstbewußtsein seines Wesens bereiteten ihm erbitterte Feindschaften und untergruben nach einigen Jahren, zumal nach dem Tode seiner hohen Gönnerin, seine Stellung, noch ehe er mit seinen Reformen durchgedrungen. Auch der jüngere Moser wie der Vater hatte schwer unter dem fürstlichen Absolutismus und rechtsverachtender Willkür zu leiden. Im J. 1780 nahm er

seine Entlassung, allein damit war der Haß seiner Gegner am Hofe und in der Beamtenwelt nicht befriedigt. Der gestürzte Minister wurde angeklagt, durch Willkür, Despotismus, Mißbrauch der Gewalt das Land in rathlose Verwirrung gesetzt zu haben. Anstatt den ordentlichen Gerichten wurde die Sache einer Untersuchungscommission übergeben, die sofort das Vermögen des Angeklagten mit Beschlag belegte und ohne Urtheil und Recht die höchste Ungnade und Landesverweisung über ihn aussprach. Trotz der Einrede des Reichshofraths schleppte sich der höchst formlose und willkürliche Prozeß bis zum Tode des Landgrafen hin. Sein Nachfolger hob das Gerichtsverfahren und den Vermögensarrest auf, setzte den schwergekränkten Mann in seine Ehre wieder ein und bewilligte ihm eine Pension. Moser überlebte diese Ehrenrettung noch acht Jahre († 1798).

Seine politischen Schriften. Die literarische Bedeutung des jüngern Moser liegt weniger in seinen gelehrten staatsrechtlichen Abhandlungen, als in seinen politischen Tendenz- und Reformschriften, unter denen sich eines verdienten Ruhmes namentlich die Werke „Der Herr und der Diener" (1759), „Politische Wahrheiten", „Ueber Regenten-Regierung und Minister", sowie die Zeitschrift: „Patriotisches Archiv" erfreuten. Hier zeigt sich Moser voll von edlem Freimuth und Patriotismus, beseelt von dem ganzen humanen Sinn für Menschenwürde und Völkerglück, den die staatsphilosophischen Idealisten in der Vorperiode der französischen Revolution geweckt. Indem Moser mit den Waffen einer schneidigen Satire gegen die Schäden des bestehenden politischen Lebens in Deutschland, gegen die fürstliche Willkür und Tyrannei, gegen die verrotteten Zustände im Hof- und Beamtenwesen, gegen den sittlichen Schlamm der Höfe, gegen die ganze Erbärmlichkeit des Kleinstaatenthums vorgeht, sucht er den herabgekommenen politischen Charakter der Nation zu stählen, patriotische Gesinnung zu wecken, das Gefühl für Recht, Vaterland, Freiheit zu heben. Unermüdlich eifert er für eine lautere und unabhängige Rechtspflege, für freie Gedankenäußerung, für Schutz der Unterthanen gegen Mißbrauch der fürstlichen Gewalt, für die Pflicht der Beamten, nicht die Laune des Herrn, sondern das Wohl des Staats zur Richtschnur ihrer Handlungen zu nehmen; rücksichtslos legt er die Schäden der socialen und staatlichen Ordnung bloß und wirft die grellsten Streiflichter auf die Gesellschaft seiner Zeit und vorzugsweise auf die Sünden der höheren, herrschenden Stände. „Man bedenke", sagt v. Mohl, „das achtzehnte Jahrhundert in seiner sklavischen Unterwürfigkeit, seiner gesinnungslosen Duldung alles Unrechtes und aller Gemeinheit, wenn sie nur hochoben begangen wurden, seiner beinahe völligen Nichtigkeit der öffentlichen Meinung: und man wird sich ein Urtheil bilden können über den Muth, welchen Moser nöthig hatte, und über die Umwälzung in den Ansichten und Gesinnungen, welche er allmählig in weiten Kreisen hervorrief. Man bedenke ferner das Leben an geistlichen und weltlichen Höfen in jener Zeit, namentlich das wilde landverderbliche Jagdwesen, die Spielerei mit Soldaten, die schamlose Mätressenwirthschaft, die bodenlosen Schulden und die endlosen Abgaben: und man wird ahnen können, von wie häufiger, schlagender und tief einschneidender Anwendung seine nach allen Seiten geschleuderten Sarkasmen und Vorwürfe waren. Unmittelbarer ins Leben hat kein Deutscher seines Zeitalters eingegriffen, keiner den Finger häufiger und kecker auf die kranken und faulen Stellen gelegt". Schon gibt sich in seinen Schriften das volle Bewußtsein kund, daß die deutsche Nation höhere Aufgaben zu erfüllen und eine würdigere Stellung einzunehmen habe, als es ihr in den trostlosen Zeiten des dem Tode entgegensiechenden römischen Reichs beschieden war, wenn er auch aus den Gedankenkreisen des fürstlichen Patrimonialstaates, eines aufgeklärten Bureaukratismus und einer orthodoxen Frömmigkeit sich noch nicht frei zu machen vermochte und von dem landständischen Wesen eine noch geringere Meinung hatte, als sie das tiefgesunkene Institut

verdiente. Nicht von einer Theilnahme des Volks am staatlichen Leben erwartet er das Wohl der Unterthanen, sondern von einer tüchtigen, energischen und wohlwollenden Regierung. Eben die politischen Zustände, deren Auswüchse er bekämpfte, beherrschten seine ganzen Anschauungen doch mehr, als man erwarten sollte. Uebrigens ist sein Stil, wie Bluntschli sagt: „voll Mark und allezeit schlagfertig wie er selbst. Sein psychologischer Scharfblick ist bewundernswürdig, mit wenig Zügen versteht er meisterhaft zu charakterisiren. Seine Sätze sind kühn, sein Freimuth ist ungestüm und nur durch den feinen Humor gemildert. Seine Bilder sind farbig und seine Zeichnung ist Jedermann verständlich. Ein sittlich-ernster Geist und ein lebendiges Christenthum leuchten aus seinen Schriften hervor und bewachen den Hintergrund, wenn er der heitern Laune hastig den Zügel schießen läßt. Seine politischen Schriften sind voll von trefflichen Beobachtungen und nützlichen Maximen. Das Hofleben und den Fürstendienst seiner Zeit hat er mit einer naturalistischen Wahrheit geschildert, welche die romantischen Verehrer der guten alten Zeit erschrecken muß".

Den gewaltigen Stoff, den der ältere Moser zusammengetragen und praktisch verwendbar gemacht, hat der größte Staatsrechtslehrer, den das alte Reich besessen, wissenschaftlich durchdrungen und systematisch geordnet: Johann Stephan Pütter. Dem Praktiker in Moser trat in Pütter der wissenschaftliche Systematiker des Reichsstaatsrechts ergänzend zur Seite. Geboren im J. 1725 zu Iserlohn, in Marburg, Halle und Jena philosophisch und juristisch ausgebildet, betrat Pütter schon als neunzehnjähriger Jüngling die Lehrkanzel und gehörte seit 1747, volle sechzig Jahre, der Universität Göttingen an, die durch ihn und eine Reihe tüchtiger Collegen aus juristischen und verwandten Fächern, wie Joh. Jac. Schmauß, Achenwall, Schlözer u. A. zum eigentlichen Mittelpunkt staatswissenschaftlicher Studien in Deutschland wurde. Als Lehrer wie als praktischer Kenner des Reichsstaatsrechts hatte Pütter Jahrzehnte hindurch unbestritten den ersten Ruf in Deutschland; von seinem glänzenden akademischen Erfolg durchaus befriedigt, schlug er jedes andere Anerbieten aus, unter andern auch eine Reichshofrathsstelle in Wien. Die ganze wißbegierige Jugend, auch aus den höchsten Ständen, drängte sich zu seinen Vorlesungen über öffentliches Recht, seine juristischen Deductionen und Gutachten wurden in den schwierigsten und wichtigsten Fällen nachgesucht, er war der Rathgeber aller Höfe, aller großen und kleinen Reichsstände. In seiner Selbstbiographie sonnt er sich mit innigem Behagen an den Ehren und Auszeichnungen, die ihm gespendet wurden. So mannichfach und auch über das juristische Gebiet hinaus sich erstreckend die literarische Thätigkeit Pütters war, so liegt seine wissenschaftliche Bedeutung doch im Gebiete des deutschen Staatsrechts. Ausgerüstet mit einer Vielseitigkeit und Tiefe der Kenntnisse, die denen Mosers kaum nachstand, ist er diesem weit überlegen in der formellen Bearbeitung des Stoffs, in der systematischen Ordnung, in der juristischen Logik und Methode, in der Aufstellung leitender Grundgedanken, in der Klarheit und Eleganz der Darstellung. Allein wahrer staatsmännischer Geist und würdige patriotische Gesinnung, ebenso wie genialer Aufschwung des Geistes gehen ihm ab, und an Freimuth, männlichem Stolz und Charakterfestigkeit steht er hinter den beiden Moser weit zurück. Für den Staat als sittlich nationales Gemeinwesen und für die bewegenden Kräfte des Staatslebens hat er kein Verständniß; sein Ideal ist die absolute fürstliche Monarchie, gemildert durch ein gewisses patriarchalisches Verhältniß. Nicht daß man ihn einen servilen Vertheidiger fürstlicher Willkür nennen könnte, sein Rechtssinn und seine Gewissenhaftigkeit lassen das nicht zu, allein für landständisches Wesen, für Volksrechte, für nationale Ideen, für die gerechten Ansprüche, die der Mensch und Bürger an den Staat stellen darf, hat er keinen Sinn, und er hat nichts gethan, den erstickten politischen Geist unseres Volkes wieder zu beleben,

J. St. Pütter 1725—1807.

einen Patriotismus und eine Staatsgesinnung zu wecken, die sich über die trostlosen Zustände des herrschenden öffentlichen Rechts erhoben hätte. Wenn er sich mit seltener Sachkenntniß und außerordentlichem Scharfsinn durch das Gewirr des deutschen Reichs- und Fürstenrechts, durch die verschlungenen Irrgänge aller dieser krausen Beziehungen im öffentlichen Recht des bunten deutschen Staatensystems, durch die verschrobensten, verkommensten und unwürdigsten Rechtsverhältnisse hindurchwindet, so fühlt er ein offenbares Behagen an einem Labyrinth, aus dem keiner so wie er den Ausweg kannte. Allein es steigt ihm gar nicht der Gedanke auf, daß dieses ganze Gebäude bis in die Wurzel faul und krank war, daß das politische Leben und das öffentliche Recht Deutschlands einer gründlichen Regeneration bedurfte. Und doch, als der alte Publicist noch bewundernd und selbstgefällig zu der Reichsverfassung auffah, brach vor seinen Augen der ganze unterwühlte Bau zusammen. „Pütter", sagt v. Kaltenborn, „hat kaum ein Bewußtsein von der wesentlichen Verschiedenheit des Privat- und des Staatsrechts und von der Nothwendigkeit, eben deshalb das Staatsrecht ganz eigenthümlich zu behandeln und darzustellen. Es fehlt ihm an jeder staatsmännischen Auffassung in der Beurtheilung staatsrechtlicher Fragen; er geht an die Arbeit mit dem Rüstzeug und mit der Tendenz eines Advokaten und vergräbt sich darum nicht selten in Kleinigkeiten, in den Details, auch wohl in den Spitzfindigkeiten des formellen Rechts, ohne die wahre Natur und die ganze große sittliche Art der Staatsrechtsverhältnisse zu begreifen, bei deren Beurtheilung es mehr auf die Wahrung des nationalen Gedankens, der Idee des Staats, als auf die formelle Rechthaberei ankommen muß. Der Zusammenhang zwischen Volk und Staat, zwischen Volkssitte, Volksgeist und Staatsrecht war ihm noch wenig oder gar nicht aufgegangen. Er behandelte das deutsche Staatsrecht als ein gewöhnliches Vertrags- und Gesellschaftsrecht". Allein trotz aller Fehler und Schwächen, die der Wissenschaft und der Gesinnung dieses Mannes ankleben und die aus dem Charakter der Zeit und des öffentlichen Lebens, aus dem Stand der damaligen philosophischen, juristischen und historischen Forschung heraus milder beurtheilt werden müssen, hat sich Pütter um eine gediegene Kenntniß des deutschen öffentlichen Rechts die hervorragendsten Verdienste erworben, und die Wissenschaft muß seinen Namen stets mit Ehren nennen. Unter seinen Schriften sind in erster Linie seine Lehrbücher aufzuzählen: sein „Lehrbuch des deutschen Staatsrechts", seine „Historische Entwickelung der heutigen Staatsverfassung des deutschen Reichs", seine „Literatur des deutschen Staatsrechts", sein „System des Privatfürstenrechts", genaue und scharfsinnige, knappe und übersichtliche, noch heutigen Tages höchst brauchbare Arbeiten; sodann seine „Beiträge" und seine „Erörterungen und Beispiele" zum deutschen Staats- und Fürstenrecht, zahlreiche Monographien über einzelne Rechtsfälle und Rechtsverhältnisse, sein „Geist des westfälischen Friedens"; endlich seine zahlreichen praktischen juristischen Arbeiten („Auserlesene Rechtsfälle").

Ausgang der Reichspublicistik. Die Blüthe der wissenschaftlichen Reichspublicistik fiel zusammen mit dem Hinsiechen und dem Todeskampf der Reichsverfassung selbst. Die gewaltigen Umwälzungen der napoleonischen Zeit gestalteten das öffentliche Recht in Deutschland von Grund aus um; das Reichsstaatsrecht, das Fürsten- und Territorialrecht verlor zum größten Theil seine praktische Gültigkeit, und damit verminderte sich auch von selbst das wissenschaftliche Interesse an diesem unerquicklichen Stoffe. Die Reichspublicistik, die in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts eine staunenswerthe Fruchtbarkeit wie kein anderer Zweig der Jurisprudenz entwickelte, begann zu versiechen, je mehr ihr der praktische Boden entzogen wurde und die großen Ereignisse der französischen Revolutionszeit die alten politischen Anschauungen und Zustände zu Fall brachten. Die wissenschaftlichen Darstellungen des geltenden deutschen Staatsrechts, die in jener ereignißvollen Zeit um

die Wende des Jahrhunderts noch unternommen wurden, die Lehrbücher eines Karl Friedrich Häberlin, des Sohnes des Reichshistorikers Franz Dominicus Häberlin, eines Leist, Gönner und Schmalz, büßten durch die kurze Dauer jener Uebergangszustände, deren öffentliches Recht sie feststellen wollten, an Werth und Bedeutung ein. Die hervorragendsten Vertreter dieser publicistischen Uebergangsliteratur, Karl Salomon Zachariä (von Lingenthal) und Johann Ludwig Klüber, welche das Staatsrecht unmittelbar vor dem Reichsdeputationshauptschluß und sodann das Rheinbundsstaatsrecht bearbeiteten, gehören nach ihrer wissenschaftlichen Bedeutung und ihrer wichtigsten literarischen Wirksamkeit einer späteren Periode, der Zeit des deutschen Bundes an, und werden uns in der Folge, wo wir den wissenschaftlichen Aufschwung jener Zeit auch auf staatsrechtlichem Gebiete darzustellen haben, noch begegnen.

Aber nicht bloß das Reichsstaatsrecht fand in jener Zeit die eifrigste Pflege: wir werden im Verlaufe dieses Abrisses sehen, wie die großen Gelehrten der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts, die vermöge der Vielseitigkeit ihrer Wirksamkeit nach einzelnen Disciplinen meist kaum zu sondern sind, in allen Zweigen der Staats- und historischen Wissenschaften den Grund für unsere Zeit gelegt haben. Insbesondere war die Universität Göttingen, wie wir an verschiedenen Beispielen gesehen haben und sehen werden, der Sitz dieser historischen und Staatswissenschaften. Aus dem Gelehrtenkreise dieser Musenstadt seien hier insbesondere noch zwei Männer hervorgehoben, die für einzelne staatswissenschaftliche Disciplinen eine grundlegende Wirksamkeit entfaltet haben: Gottfried Achenwall aus Elbing, der Begründer der Statistik, einer Wissenschaft, die seitdem immer steigende Beachtung gefunden und durch die Erforschung der äußern Thatsachen und Erscheinungen des Volkslebens der öffentlichen Wohlfahrtspflege und einer ersprießlichen zweckentsprechenden Staatsverwaltung die wichtigsten Fingerzeige gegeben hat. Achenwall ist auch der Verfasser verdienstvoller Lehrbücher über Naturrecht und Politik („die Staatsklugheit nach ihren ersten Grundsätzen") und eines Abrisses der „Geschichte der vornehmsten europäischen Staaten". Ein jüngeres Mitglied der Göttinger staatswissenschaftlichen Schule ist: Georg Friedrich Martens aus Hamburg, von 1784 bis 1808 Professor an jener hannöverischen Universität, dann in verschiedenen Staatsstellungen und endlich Bundestagsgesandter. Seine Leistungen liegen vorzugsweise auf dem Gebiete des positiven Völkerrechts und sind noch heutigen Tages höchst verdienstvoll. Wohl hatte, wie wir wissen, schon der ältere Moser hier den Weg gebahnt, reiches Material gesammelt und ihm eine äußere Ordnung verliehen: allein eine eigentliche wissenschaftliche Bearbeitung des Stoffs, die Aufstellung leitender Rechtsgrundsätze aus den internationalen Verträgen und Gewohnheiten, die Errichtung eines systematischen Lehrgebäudes des positiven Völkerrechts war Martens vorbehalten. Sein Verdienst liegt hauptsächlich in der Hervorhebung der allgemeinen Grundsätze und der einzelnen Regeln aus der Masse der Thatsachen; mit durchsichtigster Klarheit und rechtswissenschaftlichem Geschick verstand er seine Sätze zu formuliren und ein System aufzustellen, welches „den wesentlichen Vorzug hat, die völkerrechtlichen Verhältnisse und die aus ihnen stammenden Rechte als etwas Eigenthümliches aufzufassen und für sie eine dieser Eigenthümlichkeit entsprechende Eintheilung und Ordnung vorzunehmen". Sein Lehrbuch des europäischen Völkerrechts behauptet auch heute noch seinen Rang in der Wissenschaft. Daneben ließ er sich die Sammlung und Veröffentlichung des völkerrechtlichen Materials angelegen sein. Seine weltberühmte Sammlung von Staatsverträgen (Recueil des traités), seit dem großen Urkundenwerke des Franzosen Dumont das einzige Repertorium des internationalen Rechts, ist noch heute unentbehrlich. Auch seine übersichtlichen Werke über die internationalen Gesetze und politischen Beziehungen der europäischen Mächte,

Göttingen Sitz der Staatswissenschaften.

Statistik. Achenwall 1719—1772.

Völkerrecht. Martens 1756—1821.

seine Erzählungen merkwürdiger Fälle des neueren europäischen Völkerrechts, seine Arbeiten über Handels- und Wechselrecht, über das englische und scandinavische Staatsrecht waren für seine Zeit höchst nützliche und gediegene Leistungen.

Die politisch-publicistische Richtung. Wenn die gelehrten Kenner und Bearbeiter des Reichsstaatsrechts wenig dazu thaten, das deutsche Volk politisch zu heben und zu erziehen, es mit höheren nationalen und patriotischen Ideen zu erfüllen, in den bestehenden rechtlichen und socialen Zuständen das altüberlieferte Gute von dem Reformbedürftigen und Unzeitgemäßen zu sondern, so haben neben ihnen eine Reihe hochverdienter Publicisten ihre Aufgabe weniger in der wissenschaftlichen Durchdringung und systematischen Behandlung des Stoffs erblickt, als in der politischen Erziehung der Nation, in der Erweckung der Theilnahme an den vaterländischen Zuständen, in der Bildung einer öffentlichen Meinung, in der Bekämpfung von Einrichtungen und Anschauungen, die sie für verwerflich und ungesund hielten. Wir haben in dieser mehr politisch-publicistischen als wissenschaftlich-staatsrechtlichen Richtung bereits die literarische Wirksamkeit des jüngern Moser kennen gelernt. Ihm zur Seite in diesen Bestrebungen, wenn auch vielfach in anderem Geiste wirksam, stehen vorzugsweise Möser, Schlözer, und in weiterer Folge Johannes Müller, Gentz, Forster, Männer, die theilweise auch zu den glänzendsten Sternen der deutschen Geschichtschreibung gehören.

Justus Möser 1720–1794. Justus Möser, geboren im J. 1720 zu Osnabrück und sein ganzes Leben lang in verschiedenen Justizstellen in diesem kleinen Hochstift thätig, ist einer der würdigsten Typen der „guten alten Zeit", die mit der französischen Revolution zu Grabe ging. Er ist, wie Bluntschli sagt: „der edelste Repräsentant der historisch-realistischen Staatsweisheit jener Zeit. Im entschiedensten Gegensatze gegen Rousseau's radikale Spekulationen, wendet er der vaterländischen Geschichte seine Aufmerksamkeit und seine Liebe zu. Er ist ein Conservativer von echtem Schrot und Korn, ein Freund der naturwüchsigen Volkssitte und der überlieferten Rechte, keineswegs Willens alle alten Mißbräuche und Vorurtheile zu bewahren, aber bemüht, durch Erklärung und Wiederbelebung des Geistes der alten Institutionen diese so gut als möglich vor dem negirenden Aufklärungseifer seiner Zeitgenossen zu retten, mißtrauisch gegen die Neuerungen der Weltverbesserer, aber selber fruchtbar an mancherlei nützlichen Reformvorschlägen". Sein Ideal ist ein Volk freier Bauern, die der Frohnden und des Herrendienstes ledig, auf eigener Hufe sitzend, die alte Sitte der Väter bewahren; der Bauernstand ist ihm der Mittelpunkt der ganzen bürgerlichen Gesellschaft, die frische Quelle der staatlichen Wohlfahrt. Darum weilt er am liebsten in den Zeiten der urgermanischen Freiheit, wie sie vor Karl d. Gr. bestanden. Im Mittelalter sieht er schon den Verfall, den Sieg des Dienstes über den freien Besitz, die Auflösung der Grundlagen, auf denen das Heil der deutschen Nation beruhte. Seitdem haben wir, sagt er, von der gemeinen Ehre, d. h. dem Rechtszustand der ursprünglichen freien Besitzer kaum noch Vermuthungen, unerachtet sie der Geist der deutschen Verfassung gewesen und ewig bleiben sollte. Diesen seinen idealen Zuständen in der germanischen Vorzeit forscht er in seiner „Einleitung zur Osnabrückischen Geschichte" nach, einem Werke voll scharfsinniger Beobachtungen und patriotischer Gefühle, von liebevollstem Interesse für die politischen und socialen, die Verfassungs- und Rechtszustände der niedersächsischen Stämme bis zur Einführung des Christenthums. Auf Mösers treuen Forschungen und seinen warmen Schilderungen, die im Einzelnen manchmal irre gehen oder auch ausschmücken und idealisiren mögen, der Hauptsache nach aber stets die Wahrheit treffen, beruht erst die Kenntniß und das Studium der deutschen Vorzeit, des Verfassungs- und Rechtslebens, der öffentlichen und häuslichen Zustände in der vorchristlichen Periode. Aber Möser begnügte sich nicht mit der wissenschaftlich-historischen That, die er in seiner Osnabrücki-

schen Geschichte geleistet, er will die Grundlagen des öffentlichen Lebens und der politischen Gesellschaft, die er für die gesunden hält, auch in der anders gearteten Gegenwart so viel als möglich schirmen oder wiederherstellen und liegt daher in erbittertem Kampf mit dem Zeitgeist, sowohl mit dem gleichmachenden Absolutismus als mit den modernen philanthropischen und schwärmerischen Ideen der Aufklärungs- und Humanitätsperiode, denen gegenüber er das historische Recht streng und herb vertheidigt. Er hat seine politischen Grundsätze in einer großen Reihe von einzelnen zerstreuten und unzusammenhängenden Aufsätzen niedergelegt, die in der Folge unter dem Gesammtnamen: „Patriotische Phantasien“ vereinigt wurden. Vor allen Dingen geht ihm die Unterdrückung des Bauernstandes nahe, die mit seinem Ideal in grellem Widerspruch stand. Die Lage des Bauernstandes zu bessern, ihn gegen Mißbräuche aller Art in Schutz zu nehmen, in ihm die alte Sitte und ursprüngliche Volkskraft zu erhalten, ist das Ziel, das seiner literarischen Thätigkeit unausgesetzt vorschwebt. Freilich das Verhältniß der Leibeigenschaft und Hörigkeit wagt er nur sehr vorsichtig und scheu anzutasten; bei aller Vorliebe für die altgermanische Freiheit war doch seine Achtung vor den nun einmal bestehenden und historisch entwickelten Zuständen, der conservative Grundzug seines Geistes zu stark, um über einzelne Reformen hinausgehend für gewaltige sociale Umwälzungen sich zu begeistern und die letzten Consequenzen aus seinen Grundsätzen zu ziehen. Die Ehrfurcht vor dem Ueberlieferten verleitet ihn nicht selten, sogar offenbar unhaltbare und verwerfliche Einrichtungen in Schutz zu nehmen. Das historische Recht gilt ihm mehr als das Recht der Natur, und den Staat und das öffentliche Recht betrachtet er noch in sehr befangener Weise vom Standpunkt des privatrechtlichen Eigenthums. „Er will wohl im Einzelnen reformirend einwirken, aber die Macht des Bestehenden hängt sich dem schüchternen Reformator wie eine eiserne Kette an die Füße und hemmt seinen Gang bei jedem Schritt“. Ebenso hielt er den modernen Ideen von Gleichheit und Brüderlichkeit gegenüber an dem Unterschied der Stände fest; er beklagte die Zerrüttung, die in diesen Verhältnissen eingetreten, und sann nach über die Wege, die ständischen Ordnungen zu reformiren und ihnen eine würdige und zweckentsprechende Stellung in der politischen Gesellschaft der Gegenwart anzuweisen. Bekannt sind seine Vorschläge zu der Reform des deutschen Adels, dem er die englische Aristokratie als Vorbild gegenüberstellt. Die Grundlagen seines politischen Systems, die durchaus conservativer Natur sind und dem historischen Recht entsprechen, sucht er gegen den zerstörenden Geist der neuen Aufklärung, wie gegen die nivellirende Art des modernen bureaukratischen Regiments, gegen die Gleichmachung der hergebrachten deutschen Eigenart und Mannichfaltigkeit zu schirmen. Sein volksthümlicher, durch die natürliche Ständeordnung gegliederter Staat soll die gute alte Sitte aufrecht erhalten. Möser eifert gegen Despotismus und Polizeistaat ebenso wie gegen die radicale Verwischung alles Ueberlieferten. Ernstlich wirft er die Frage auf: Sollte man nicht jedem Städtchen seine besondere politische Verfassung geben? Er erwärmt sich für Selbstverwaltung und Gemeindefreiheit, für Schwurgerichte und Volksmiliz. Ueberall geht er auf das Einfache und Natürliche, Gesunde und Volksthümliche zurück, wie im öffentlichen Leben, so auch in seinen Ansichten über die Literatur, wie er denn u. A. in seiner humoristischen Schrift „Harlekin oder Vertheidigung des Grotesk-Komischen“ das Naturwüchsige und Volksmäßige auf der Bühne gegen Gottsched und die Nachahmer des Ausländischen in Schutz genommen hatte. Die philosophische Aufklärung der Zeit verleitete ihn auch nicht, den Werth der Religion für den Staat gering anzuschlagen. In seinem berühmten „Schreiben an den Herrn Vicar von Savoyen, abzugeben an Herrn Rousseau“, verficht er die Nothwendigkeit einer positiven Religion und eines kirchlichen Cultus für das Volk, freilich nur aus politischen und

Zweckmäßigkeitsgründen, denn die dogmatische Seite liegt ihm ganz fern. Soweit das Staatswohl es gestattet, will er aber die vollste Toleranz und Religionsfreiheit gewahrt wissen. Auch Erziehung und Schulwesen faßt er in dem Bestreben, ein gesundes kräftiges Volksthum zu erzeugen, in den Kreis seiner Betrachtungen, bewahrt aber auch hier gegenüber den phantastischen Reformplänen und doctrinären Methoden seinen praktischen realistischen Sinn. Und nicht bloß an die Zustände des öffentlichen Lebens tritt die scharfe Kritik Möfers heran, auch die sittlichen und geselligen Verhältnisse des Privatlebens, die Modethorheiten, die Nachäffung ausländischer Sitten, die herrschende Sentimentalität und Verweichlichung, alle möglichen guten und fehlerhaften Culturerscheinungen und Charakterzüge bespricht er in gemüthvoller und geistreicher, naiver und humoristischer, oft auch bitter satirischer Weise in seinen Aufsätzen. Einfache gesunde Sitten, eine derbe volksthümliche Natur, ehrenhafte Gesinnung im Vaterlande zu erhalten oder zu erzeugen, patriotische Gefühle, nationalen Stolz und Liebe zur Heimat gegenüber einem verschwommenen Kosmopolitismus zu wecken, ist überall das Bestreben des wackern alten Möser, der mehr als billig aus dem lebendigen Gedächtniß der Nation verschwunden ist. Es war ein tragisches Geschick, daß dieser fest am guten Alten hängende Mann noch die gewaltigen Umwälzungen der französischen Revolution und die Zerstörung aller seiner Ideale erleben mußte.

2. Geschichtschreibung und Tagespublicistik.

Deutsche Geschichtschreibung u. Forschung.

Möser hat, wie wir gesehen, neben seiner publicistischen Wirksamkeit die deutsche Geschichtsforschung und Geschichtschreibung wesentlich gefördert. Es war auch Zeit, daß neues Leben in dieses vernachlässigte Studium kam. Keine andere Wissenschaft in Deutschland war nach dem Aufschwung des reformatorischen und humanistischen Zeitalters so in Erstarrung und Verirrung verfallen wie die Geschichtschreibung. Sie galt lediglich als Dienerin anderer Disciplinen, insonderheit der Theologie und Jurisprudenz, und war meist zu einer dürren Aufzeichnung trockener Thatsachen, ohne Methode und Kritik, ohne Geist und Gedanken entartet. Absurde Fabeln, alberne Hypothesen, im besten Fall gelehrte Kleinmeisterei und antiquarische Spielerei, entstellten jeden Versuch historischer Forschung; fort und fort wurde die Geschichte nach der überlieferten Schablone, mit den alten Irrthümern und unbrauchbaren Methoden, ohne Schwung, Leben und höheres Ziel behandelt; in der Darstellung der Weltgeschichte z. B. schleppte sich noch bis ins achtzehnte Jahrhundert das System Melanchthons und Cario's von den vier Weltmonarchien fort. In den großen Sammelwerken, in denen die zeitgenössische Geschichte zusammengetragen wurde, in den riesigen Folianten des Theatrum Europaeum oder Wahrhafte Beschreibung der Geschichten, die sich 1618 bis 1718 ereignet, begründet von dem Straßburger Joh. Phil. Abelin, und ähnlichen mehr journalistischen als historiographischen Unternehmungen, ist weder Geschmack und Ordnung, noch Kritik und Zuverlässigkeit. Die Zeit der großen Religionskriege regte wohl den Parteieifer und die literarische Leidenschaft mächtig an und rief zahllose fliegende Blätter und Zeitungen, Streitschriften und politische Erörterungen ins Leben; allein dies Material einer aufgeregten Tagesschriftstellerei kann nur stofflich, nicht wissenschaftlich-künstlerisch in Betracht kommen. In den zwei Jahrhunderten, die nach der Reformation folgten, hatte in Deutschland fast nur der uns bekannte Pufendorf (XII, 743) eine höhere Auffassung der Geschichtschreibung, wie er in seinen schwedischen und brandenburgischen Geschichtswerken, insonderheit seiner Darstellung der Thaten des großen Kurfürsten, bewies. Er flößte der Historiographie politischen und patriotischen Geist, strenge Wahrheitsliebe und eine freiere Richtung ein; aber seine Anre-

gungen waren doch nicht von dauernder Wirkung. Auch die historischen Arbeiten des großen Leibniz (XII, 739), so verdienstlich sie durch die Eröffnung echter Geschichtsquellen und durch kritische Methode waren, wirkten nicht so nachhaltig und durchgreifend wie seine Leistungen auf andern wissenschaftlichen Gebieten. Erst in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts kam auch in die deutsche Geschichtschreibung frisches Leben und neuer Geist.

Der Aufschwung der Philosophie im achtzehnten Jahrhundert, insbesondere die Anregung Kants, kam auch der Geschichtschreibung zu gute: leitende Ideen, ein freierer Geist und tieferer Gehalt, gehobene und großartige Anschauungen der Vorgänge im Völkerleben, dazu schärfere Kritik der Forschung und geschmackvolle ästhetische Form der Darstellung, brachen sich auch in dieser Wissenschaft Bahn. Der Einfluß von Bolingbroke und Voltaire machte sich in der deutschen Geschichtschreibung geltend und beförderte freiere Auffassung, vernunftgemäße Anschauung und künstlerische Form. Wir haben die kühnen, poetischen, sinnschweren Ideen, womit Herder in die Philosophie der Geschichte der Menschheit eindrang, an einem andern Orte kennen gelernt. Im Gegensatz zu den Geschichtswerken des Baseler Isaak Iselin („Geschichte der Menschheit"; „Ephemeriden der Menschheit"), „bei welchem alle Völker und Zeitalter nur als willenlose Mittel und Werkzeuge bewußter Naturabsicht erschienen, als in sich unselbständige Uebergangsstufen eines von der Vorsehung vorher entworfenen Erziehungsplanes, dessen letzten Zweck zu erreichen dem letzten Zeitalter vollendeter Tugend und Glückseligkeit vorbehalten bleibe", hat Herder zuerst wieder das Wesen der geschichtlichen Entwickelung hervorgehoben. Wenn sich gleich gegen die philosophisch-poetische Geschichtsauffassung und Darstellung eines Herder und Schiller, die häufig allzusehr in den Wolken ideal-künstlerischer Anschauung weilte, frühzeitig eine Gegenströmung von Seiten der Historiker der realistisch-empirischen Pragmatik erhob, so hat doch die neuere Geschichtschreibung aus dem freien umfassenden Gesichtskreis, der erhabenen idealen Grundanschauung, der ästhetischen Bildung jener dichterischen Philosophen viel Gewinn an Form und Inhalt gezogen.

Einfluß der Philosophie u. Poesie.

Iselin 1728—1782.

Unter den Vorläufern einer neuen kritischen und methodischen, freieren und geistvolleren Geschichtschreibung in Deutschland verdienen Johann Jakob Mascow, Professor in Leipzig und Graf Heinrich v. Bünau genannt zu werden, welche die deutsche Reichsgeschichte, die bisher fast nur als Sammlung von Beispielen für staatsrechtliche Deductionen behandelt wurde, von dem Zunftzwang der Publicisten lösten, ihr im System der Wissenschaften eine selbständige Stellung anwiesen und gründliche Forschung, gediegene Kenntnisse mit geschmackvoller Darstellung und vernünftiger Ordnung verbanden. Größer noch um die Begründung der neueren Geschichtschreibung sind die Verdienste von Johann Christoph Gatterer, geb. 1727 im Nürnbergischen, durch eisernen Fleiß aus dürftigen Verhältnissen emporgekommen, von 1759 bis an seinen Tod vierzig Jahre lang Professor in Göttingen, als Nachfolger des ebenfalls verdienten Geschichtsforschers J. D. Köhler. Gatterer und Schlözer sind die eigentlichen Reformatoren der deutschen Geschichtschreibung, die Begründer derselben als einer selbständigen Wissenschaft, die Schöpfer einer kritischen Forschung, eines systematischen Planes, einer geistigen Auffassung, einer zweckmäßigen Methode und Darstellung. Besonders rühmenswerth sind die Verdienste dieser beiden Forscher um die Universalgeschichte, die sie in verschiedenen Lehrbüchern behandelten, ein Gebiet, auf dem schon vor ihnen Christoph Cellarius († 1707) erfolgreich gewirkt hatte. In ihren Werken wird zum erstenmal der gewaltige Stoff übersichtlich, planmäßig und vernünftig geordnet; anstatt der vier Weltmonarchien erscheint jetzt die Eintheilung nach alter, mittlerer und neuerer Geschichte; es werden in dem wirren Detail allgemeine Grundsätze und Ge-

Mascow 1689—1761.

Bünau 1697—1762.

Gatterer 1727—1799.

sichtspunkte aufgestellt; es wird der Zusammenhang, die innere Entwickelung, der Pragmatismus, die geistige Bedeutung der historischen Thatsachen nachgewiesen; es werden nicht nur politische und kirchliche Vorgänge, sondern auch die Fortschritte der geistigen und materiellen Cultur aufgezeichnet. Der fleißige Forscher Gatterer hat sich auch die wesentlichsten Verdienste um die Ausbildung der sogenannten historischen Hülfswissenschaften erworben, der Diplomatik (Urkundenlehre), Geographie, Statistik, Genealogie, Chronologie, Numismatik, Heraldik, bisher sehr vernachlässigter Disciplinen, zu denen allen er brauchbare, zum Theil grundlegende Handbücher schrieb.

Schlözer 1735—1809. Auf dem Gebiete politisch-reformirender Publicistik, wie auf dem der wissenschaftlichen Geschichtschreibung hat sich einen der glänzendsten Namen seiner Zeit August Ludwig Schlözer erworben. Geboren im J. 1735 als Sohn eines armen Dorfpfarrers im Hohenlohe-Kirchberg'schen Gebiet, auf den Universitäten Wittenberg und Göttingen in theologischen, philosophischen, historischen, juristischen Studien gebildet, dann von seiner Reiselust in die weite Welt getrieben, in Schweden als Erzieher und in Petersburg in manchfachen literarischen Geschäften und Lehrstellungen thätig, gehörte Schlözer den größten Theil seines reiferen Mannesalters ebenfalls der regsamen Universität Göttingen an. Schlözer war, wenn ihm gleich immer etwas vom Dilettanten und Polyhistor anklebte, ein Gelehrter von den vielseitigsten und gediegensten Kenntnissen, und hat sowohl als Historiker wie als Publicist und praktischer Politiker außerordentlich fruchtbare Anregungen gegeben. In letzterer Beziehung sind zunächst Publicistische Wirksamkeit. seine Verdienste um die wissenschaftliche Fortbildung der Statistik zu erwähnen („Theorie der Statistik"); aus der todten Ansammlung von einzelnen Zahlen und Thatsachen wußte er allgemeine Wahrheiten zu ziehen, das Volk zu belehren, schlechte Verwaltungsgrundsätze zu geißeln, das gewonnene Material für das Volksleben, für politische Reformen nutzbar zu machen. Seine publicistische Thätigkeit war weniger auf das rein Wissenschaftliche gerichtet, als auf das Bestreben, die gegenwärtigen Zustände im Staatsleben zu kritisiren und nach Kräften zu bessern. Er hat das große Verdienst, in der schlaff gewordenen deutschen Nation wieder Theilnahme für politische Dinge und freisinnige Staatsideen geweckt, gegen die Feudalzustände des Mittelalters, gegen Rechtsverletzung, Tyrannei und jesuitischen Fanatismus die gesunde Vernunft, die Wohlfahrt des Volks und das Recht verfochten zu haben. Nicht in gelehrten systematischen Werken legte er seine politischen Grundsätze nieder, sondern in ungebundenen journalistischen Arbeiten, voll origineller Ausdrücke, Vergleiche, Bilder, voll gediegenen Wissens, voll treffender freimüthiger Urtheile. Seine politischen Zeitschriften: der „Briefwechsel" und die „Staatsanzeigen" hatten in den der französischen Revolution unmittelbar vorangehenden Jahren einen sehr tiefen Einfluß auf die öffentliche Meinung in Deutschland, und ihre von Fürsten und Regierungen gefürchtete Kritik der politischen Zustände bahnte mancher Reform den Weg. Er schuf ein literarisches Tribunal, „vor dessen Aussprüchen bald alle Finsterlinge Deutschlands, alle die zahlreichen kleinen Tyrannen, ihre despotischen Beamten und Schergen erblaßten". Schonungslos zog er das Unwesen, die Mißbräuche und Ungerechtigkeiten der kleinen Despoten, die verrotteten Zustände in den geistlichen Fürstenthümern, den Stadtrepubliken und Duodezstaaten an die Oeffentlichkeit. Uebrigens zeigen seine politischen Anschauungen manchfache Widersprüche und Wandlungen. Wohl empörte sich sein Gemüth, wenn er das Recht gebeugt sah, dabei aber stand ihm doch eine feste Staatsordnung, eine kräftige Verwaltung, Justiz und Polizei so hoch, daß er auch die absolutesten Monarchien preisen konnte, wenn er in ihnen eine straffe Verwaltung und Rechtspflege und Aufschwung der materiellen Wohlfahrt gewahrte. Seine Heimat, das kleine Hohenlohe'sche Gebiet inmitten so vieler politisch abgestorbener republikanischer, geistlicher,

ritterschaftlicher Souveränetäten, bot ja zu alle dem einen so grellen Contrast. Ueber den aufgeklärten Despotismus des achtzehnten Jahrhunderts ist auch Schlözer nicht gar weit hinausgekommen. — Die Wirkung seiner Aufsätze war tiefeingreifend und nachhaltig. Aus seiner Schule sind viele der besten Patrioten der Befreiungskriege hervorgegangen. Berühmt sind u. A. seine scharfen Artikel gegen die Züricher Stadtoligarchie, als sie in einem schmählichen Justizmord den Pfarrer Waser hinrichten ließ, der als Schlözers Correspondent die Züricher Mißverwaltung gegeißelt hatte und sich dadurch der Anstiftung zum Volksaufstand schuldig gemacht haben sollte, sowie seine Briefe nach Eichstädt, wo in einem Gerichtsverfahren von unerhörter Grausamkeit ein alter Pfarrer zum freiwilligen Tod gebracht wurde, der über die Sittenlosigkeit in den dortigen geistlichen Kreisen sich Aeußerungen erlaubt hatte. Fortwährend gingen Beschwerden bei der hannöver'schen Regierung ein, blieben aber meist erfolglos. Die Rückwirkung des in England herrschenden freien Geistes zeigte sich auch in Hannover; die Göttinger Universität genoß eine Censurfreiheit, wie sie sonst nirgends in Deutschland bestand. Auch war Schlözer gegen die englisch-hannöver'sche Regierung stets sehr vorsichtig und hatte sich z. B. mit Entschiedenheit gegen den Abfall der Amerikaner erklärt. Neben den publicistisch-polemischen Aufsätzen enthielten die Schlözer'schen Zeitschriften ein reiches statistisches Material über Bevölkerung, Ackerbau, Industrie, Handel, Schulwesen der verschiedensten Länder, amtliche Aktenstücke, Reisebeschreibungen u. s. w.; seine Mitarbeiter waren sehr zahlreich und oft in hohen Stellungen. Ein interessanter Versuch, die Theilnahme der Gebildeten am politischen Leben zu wecken, waren auch seine „Zeitungscollegien", in denen er an der Hand der Zeitungspresse die Fragen des Tages besprach. Der Ruhm des Mannes drang durch ganz Europa, und die Reise, die er im Herbst 1781 nach Italien antrat, gestaltete sich ihm zu einem wahren Triumphzug, indem die höchst gestellten Personen wetteiferten, ihm ihre Huldigung und Anerkennung darzubringen. Sein Einfluß sank erst in späteren Jahren, als er, Anfangs ein lauter Verfechter der Revolution, selbst des Bastillesturms und der Erklärung der Menschenrechte, seine Gesinnung und sein Urtheil änderte. Gebildete Geister stieß er ohnehin oft ab durch Uebertreibung und Geschmacklosigkeit der Darstellung, Derbheit des Stils, Unklarheit und Widerspruch der Grundsätze, wie ihn denn auch seine leidenschaftliche Heftigkeit fortwährend in literarische Fehden und persönliche Feindschaften verwickelte.

Die Schlözer'schen Zeitschriften waren der erste glückliche Versuch einer freien politischen Presse in Deutschland, in einer Zeit, da man bei der Besprechung öffentlicher Dinge noch die äußerste Zurückhaltung beobachtete. Das von A. Fr. Büsching, dem berühmten Geographen, herausgegebene „Magazin" kann als wesentlich gelehrte Zeitschrift der eigentlichen politischen Presse nicht beigezählt werden. Nachdem aber einmal die Bahn gebrochen, nahmen die Zeitschriften historisch-politischen Inhalts, mit kritischer und reformirender Tendenz, nach englischem und französischem Muster, an Zahl, Gediegenheit und Wirksamkeit auch in Deutschland immer mehr zu. Wir führen aus dieser periodischen Publicistenliteratur nur noch das „Journal von und für Deutschland" an, begründet von dem Dichter und freimüthigen Patrioten v. Göckingk, fortgesetzt von dem trefflichen Domcapitular und Präsidenten v. Bibra in Fulda, ein würdiges Seitenstück zu Schlözers „Staatsanzeigen" und Mosers „Patriotischem Archiv". Die Reaction, welche bald darauf angesichts der französischen Revolutionsereignisse sich der Regierungen und der öffentlichen Meinung in Deutschland bemächtigte, hat auch den Aufschwung dieses jungen Literaturzweiges beeinträchtigt. In den letzten Jahrzehnten des achtzehnten Jahrhunderts hatte diese politische Zeitschriftenliteratur, welche das weite Gebiet des staatlichen, rechtlichen, wirthschaftlichen Culturlebens theils durch

Politische Presse in Deutschland.

Mittheilung interessanter Actenstücke, Regierungserlasse, Gerichtserkenntnisse u. dergl., theils durch kritische Besprechung der Zeitereignisse, durch Darlegung von Mißbräuchen, durch Reformvorschläge erläuterte, einen um so bedeutenderen Einfluß auf die öffentliche Meinung der Gebildeten, als die eigentliche politische Zeitungs- und Tagespresse, die in unserm modernen Leben eine so gewaltige Rolle spielt, damals noch in den allerdürftigsten Anfängen lag, sich mit den ärmlichsten Notizen über auswärtige Staats- und Kriegsactionen, mit officiellen Regierungsbekanntmachungen, mit den servilen Mittheilungen eines Hofjournals und den kleinen localen Vorgängen begnügte, und sich nur in sehr vereinzelten Fällen an Umfang, Inhalt und Bedeutung über den Standpunkt der bescheidensten Wochenblättchen erhob.

Schlözer als Geschichtschreiber. Als Geschichtschreiber steht Schlözer auf dem materiell-realistischen Standpunkt und bekämpft mit leidenschaftlicher Heftigkeit die philosophische und poetische Auffassung, die Herders Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit der deutschen Historiographie einzuflößen suchten. Den poetischen Schwung, die freie philosophische Höhe eines Herder konnte der nüchterne praktische Mann, dem das Materielle über das Geistige und die numerische Größe über die sittliche ging, der die physische Macht großer despotischer Reiche mehr bewunderte als die moralische Höhe und humane Bildung der altklassischen Welt, nicht begreifen. Der eine betrachtete, wie Schlosser sagt, die Geschichte von den Wolken herab, der andere von der Höhe des kahlen Hainbergs, und beide waren einseitig und allzusehr in ihrem Gesichtskreis befangen. Erst die Verbindung beider Richtungen, der philosophischen Anschauung und der soliden Ergründung der materiellen Thatsachen, förderte die echte Geschichtsforschung. Unter Schlözers historischen Arbeiten sind am bekanntesten: seine kurze Weltgeschichte, ein Büchlein, „in welchem geistreiche Einfälle und sinnreiche Andeutungen mit den crassesten und derbsten Machtsprüchen abwechseln", das noch heutigen Tages werthvolle Meisterwerk: „Allgemeine Geschichte von dem Norden", seine Ausgabe, Erklärung und Uebersetzung des russischen Chronisten Nestor, seine Geschichte des Kaiserthums Rußland, und eine Reihe anderer Werke zur schwedischen, polnischen, russischen, siebenbürgischen, nordafrikanischen Geschichte. Für die Kenntniß der slavischen Geschichte, bei der ihm seine umfassenden Sprachstudien zu statten kamen, ist er der eigentliche Grundleger, wie er überhaupt mit Vorliebe abgelegene und vernachlässigte historische Gebiete, z. B. auch die türkische Geschichte, anbaute. In seiner Universalgeschichte ist er der Begründer der jetzt allgemein herrschenden chronologisch-ethnographischen Methode. Gelehrte Forschung, gründliche Kenntnisse und scharfe Kritik zeichnen alle diese Arbeiten aus. Seine Grundsätze der wissenschaftlichen Kritik machen ihn zu einem würdigen Vorläufer Niebuhrs. Ungeheuchelte Wahrheitsliebe, die auf den Kern der Dinge geht, eine nüchterne praktische Anschauung, das Streben, die Geschichte fruchtbar für das Leben und die gegenwärtige Politik zu machen, ist der Grundzug seiner historischen Arbeiten.

Spittler 1752—1810. Reicher als Schlözer an Ideen und gewandter in Stil und Darstellung ist Ludwig Timotheus Spittler, geb. im J. 1752 zu Stuttgart, Anfangs Theolog, dann Professor der Philosophie und Geschichte in Göttingen, wo er in den Jahren von 1780 bis 1795 zu den glänzendsten Gestirnen der Universität gehörte, später geheimer Rath in seiner Geburtsstadt und seit 1806 Freiherr und erster Staatsminister in Würtemberg. Spittler schied mit ordnendem Sinn den Geist und das Wesen der Geschichte aus dem massenhaften Material trockener Zahlen und Thatsachen, er zog sie aus dem Dunkel verstaubter Urkunden und Folianten in das Licht des Lebens, er machte auf das Freiheitsbedürfniß der Menschennatur, auf die heiligen Rechte der Völker, aufmerksam und verlieh der historischen Darstellung Klarheit, Würde und Adel der Sprache. Seine ersten gelehrten Arbeiten gehören dem Gebiet der Kirchengeschichte und des kano-

nischen Rechts an („Geschichte des kanonischen Rechts bis auf die Zeiten des falschen Isidor"; „Grundriß der Geschichte der christlichen Kirche") und zeichnen sich durch eine vernichtende Kritik des päpstlichen Kirchenrechts und der hierarchischen Ueberlieferung aus; mit größtem Freimuth stellt er die allmählige Entstehung der kirchlichen Satzungen und Einrichtungen dar und führt wuchtige Schläge gegen Papismus, Priesterthum und die zahlreichen Fälschungen, auf denen das Lehrgebäude des mittelalterlichen Kirchenrechts aufgebaut war. Dann wandte er sich der politischen Historiographie zu, die er mit demselben Geiste des Freimuths, mit derselben Gründlichkeit der Kritik und Forschung behandelte. Sein „Entwurf der Geschichte der europäischen Staaten" weist allenthalben auf das Bedürfniß freier constitutioneller Verfassungen und auf die Rechte des Volkes gegen fürstliche und aristokratische Anmaßungen hin; überall beobachtet er den Fortschritt und den Rückschritt des Strebens nach politischer Freiheit und zeigt an den Lehren der Vergangenheit, welche Rechte die Staatsbürger gegen Fürsten und Privilegirte zu schützen hätten. In demselben Geist sind seine trefflichen Partikulargeschichten geschrieben: die Geschichte von Würtemberg und von Hannover, Werke, welche zum erstenmal die trockene Chronik der Thatsachen zu einem Spiegelbild der gesammten Cultur und des Volkslebens erweiterten. Als kluger Weltmann bricht er freilich immer bei der Geschichte seiner Zeit ab und hütet sich, dem Wehen des neuen freien Geistes, als er eine ausschweifende revolutionäre Gestalt annahm, allzusehr sich hinzugeben; er fürchtete bei allem Freisinn „das Hineinragen des Sturmes und Dranges in das stille Reich der Geschichte", eine Vorsicht, die ihn befähigte, Minister an einem so despotischen Hofe, wie der würtembergische, zu werden. Auch in dem gemeinsam mit seinem oberflächlichen schreiblustigen Collegen Christoph Meiners herausgegebenen Göttingischen historischen Magazin lieferte Spittler vortreffliche Beiträge zur Aufhellung schwieriger und wichtiger Punkte der verschiedenen Staatengeschichten. Ein Mann von gesundem freimüthigem Urtheil, von gediegener Kenntniß des Stoffes, von Lebenserfahrung und politischem Scharfblick, geschmackvoller präciser Darstellung fähig, von der umfassenden Bildung, die dem guten Historiker eigen sein muß, nimmt Spittler eine sehr bedeutende Stelle in der neueren deutschen Geschichtschreibung ein. Seinen berühmten „Entwurf der Geschichte der europäischen Staaten" hat in ähnlichem Geiste des gemäßigten Fortschritts, doch mit minderer Kunst Sartorius fortgesetzt, der sich auch durch die „Geschichte des deutschen Bauernkriegs" und die „des hanseatischen Bundes" einen Namen gemacht hat. Dem Göttinger Gelehrtenkreis, der im Allgemeinen dem philosophischen Idealismus den empirischen Realismus entgegenhielt, gehört auch Joh. Gottfr. Eichhorn an, der Vater des berühmten Juristen), der außer seinen kritisch-theologischen Arbeiten (vgl. oben S. 661) das Feld der politischen und Culturgeschichte in glatter gefälliger Form, oft aber auch flüchtig und einseitig anbaute („Allgemeine Geschichte der Cultur und Literatur des neuern Europa", „Geschichte der drei letzten Jahrhunderte", „Geschichte der Literatur von ihrem Anfange bis auf die neuesten Zeiten", ein Werk von umfassender bibliothekarischer Gelehrsamkeit, u. a.).

In dem Geiste Spittlers behandelte Christ. Conr. Wilh. v. Dohm die zeitgenössische Geschichte. Ein Mann von edlem Freimuth, der in den letzten Lebensjahren Friedrichs d. Gr. und im Cabinet Hertzberg eine einflußreiche Stellung bekleidete und lange Jahre mit wichtigen diplomatischen und politischen Missionen betraut wurde, mit den Staatsgeschäften ebenso bekannt, wie mit den Büchern, hat sich Dohm in der historischen Literatur durch seine trefflichen „Denkwürdigkeiten meiner Zeit" und sein Werk über den deutschen Fürstenbund ausgezeichnet. Er beschreibt Ereignisse, die er miterlebt und an denen er zum Theil in hervorragender Weise mitgewirkt, in einfacher natürlicher Darstellung, mit aufrichtigem Freisinn und Patriotismus, mit hoher Gerech- Dohm 1751—1820.

tigkeit und Unbefangenheit, ein schönes Denkmal dieses aufgeklärten und wohlmeinenden preußischen Staatsmannes. Dohm ist auch der Begründer des „Deutschen Museums", einer kritischen Zeitschrift, welche auf dem Felde der schönen Literatur eine ähnliche Rolle spielte wie Schlözers „Staatsanzeigen" auf dem der Zeitgeschichte und Politik. Die Redaction übernahm nach Dohms Rücktritt Boie.

Joh. v. Müller 1752—1809. Einer der glänzendsten Vertreter der deutschen historiographischen Kunst an der Schwelle der neueren Zeit ist Johannes Müller, im J. 1752 zu Schaffhausen als Sein Leben. Sohn eines Conrectors und Predigers geboren und auf der Universität Göttingen in theologischen und historischen Studien ausgebildet. Mit den Ideen der Aufklärung, des religiösen Freisinns, der patriotischen Begeisterung erfüllt, kehrte der junge Mann im J. 1771 nach seiner Vaterstadt zurück, wo er alsbald eine Lehrstelle annahm und sich mit den Vorarbeiten zu seinem Hauptwerk, der „Geschichte der schweizerischen Eidgenossenschaft" beschäftigte. Bald aber drängte es ihn aus den engen Grenzen und dem beschränkten Gesichtskreis seiner kleinen Vaterstadt hinaus; er wollte die Welt und die Menschen kennen lernen, große politische Verhältnisse und Anschauungen auf sich einwirken lassen, sich zum Staatsmann und Geschichtschreiber ausbilden. Zu dem Zwecke nahm er eine Erzieherstelle in Genf an, einer Stadt voll geistiger und politischer Anregungen. Hier, im Umgang mit Staatsmännern, mit gelehrten und vornehmen Cirkeln erweiterte Müller seinen Gesichtskreis, erfüllte seinen Geist mit neuen Ideen und konnte die edle Ruhmbegierde fassen, gleich einem Tacitus und Thukydides seinem Volke ein historisches Spiegelbild vorzuhalten. Nach sechsjährigem Aufenthalt verließ Müller Genf im J. 1780 und sah sich nun nach einem Staatsdienst um. Sein Versuch, unter Friedrich d. Gr. eine Stelle zu finden, scheiterte; dagegen ließ er sich von dem aufgeklärten und einsichtsvollen hessischen Staatsminister v. Schlieffen für ein Lehramt in Kassel gewinnen, und folgte im J. 1786 einem Ruf als kurfürstlicher Bibliothekar nach Mainz, wo er zum erstenmal in den praktischen Staatsgeschäften eine einflußreiche Wirksamkeit erlangte. Es war die Zeit, da der Fürstenbund geschlossen wurde, dem auch Kurmainz angehörte, und Müller schrieb über dies Ereigniß eine aufsehenerregende Schrift, welche von allgemein politischen Grundsätzen ausgehend die Entwickelung der Reichsverfassung und die Nothwendigkeit des europäischen Gleichgewichts gegen die drohende Universalmonarchie und Despotie Kaiser Josephs II. darlegte und noch einmal den ganzen altschweizerischen Haß gegen das Haus Oesterreich athmet. Die Furcht vor einer österreichischen Universalmonarchie, der die Freiheit und Mannichfaltigkeit der europäischen Staatenwelt zum Opfer fallen könnte, flößte Müller auch gegen die kirchlichen Neuerungen Josephs Mißtrauen ein. In dem Streit des Kaisers mit der Curie steht er auf Seiten der letzteren, und hat in seiner erwähnten Schrift „Reisen der Päpste" die volle Anerkennung dessen, was die katholische Kirche das ganze Mittelalter hindurch für die Cultur geleistet, und eine unter protestantischen Schriftstellern seltene Begeisterung für die welthistorische Bedeutung des Papstthums niedergelegt. Wenn er die Reichsverfassung in historisch-conservativer Gesinnung gegen die Uebergriffe Josephs II. vertheidigte und von Habsburg eine gesunde Reform der deutschen Verhältnisse nicht erwartete, so verkannte er doch keineswegs die Unhaltbarkeit und innere Krankheit der Zustände im Reich. Als die Hoffnungen, die alle Patrioten an den Fürstenbund knüpften, zum großen Theil trogen, erließ er in „Deutschlands Erwartungen vom Fürstenbund" einen Nothruf von erregter Leidenschaft und bitterm Spott. Hier, wie in andern politischen und zeitgeschichtlichen Schriften („Briefe zweier Domherrn") ist eine Fülle patriotischer, freisinniger und einsichtsvoller Vorschläge und Grundsätze niedergelegt, die einen warmen und wohlmeinenden Vaterlandsfreund erkennen lassen. Allein während sich noch die Patrioten abmühten, die Reichsverfassung zu reformiren,

brach diese selbst unter den Schlägen der französischen Revolution zusammen. In den ereignißreichen Jahren von 1786 bis 1792 wirkte Müller in Mainz, in wichtigen politischen und diplomatischen Geschäften, am Sitze des Erzkanzleramts, dabei mit den vielseitigsten publicistischen und historischen Arbeiten beschäftigt, damals vielleicht der einflußreichste Mann am Mainzer Hof. Als das Kurfürstenthum im J. 1792 der französischen Invasion erlag, trat Müller in kaiserliche Dienste in der Wiener Staatskanzlei; als Joseph II. gestorben war, hatte er sich mit dem neuen Kaiser Leopold in freundliche Beziehungen zu setzen gewußt und den Adel erlangt. Ueber ein Jahrzehnt (bis 1804) lebte er nunmehr in Wien. Wie die Meisten in Deutschland begrüßte auch er Anfangs die französische Revolution mit Begeisterung als ein luftreinigendes Gewitter, bis die Gräuel und Ausschweifungen seinen Sinn änderten und ihn zu einem heftigen Gegner der französischen Umwälzung machten; in leidenschaftlichen publicistischen Aufsätzen hat er Jahrelang gegen die Revolution und Napoleon angekämpft. „Ich kenne in der Welt nichts Abscheulicheres", schrieb er einmal, „als Zerstörung aller Ordnung durch Pöbelwuth, als Herunterwürdigung alles Ehrfurchtswürdigen durch Demagogenhohn, als Untertretung der Humanität durch Phrasen". Trotzdem machte ihm die reactionäre Luft, der Geistesdruck, die Zurücksetzung in Oesterreich auf die Dauer den Aufenthalt in Wien unleidlich. Seit dem J. 1804 finden wir ihn in Berlin in preußischen Diensten. Die furchtbaren Katastrophen, die über Oesterreich und Preußen zu jener Zeit hereinbrachen, steigerten seinen Haß gegen den „Alles unterdrückenden Welttyrannen" und seine Verzweiflung an der deutschen Zukunft, Stimmungen, die sich namentlich in dem höchst merkwürdigen Briefwechsel mit Gentz kundgeben. Die überwältigenden Schicksalsschläge erschütterten ihn dermaßen, daß er die ganze alte Weltordnung für verloren gab und in Napoleon ein Werkzeug Gottes zur Umgestaltung aller bestehenden Zustände erkannte. Von dieser Anschauung bis zur Bewunderung des großen Korsen war nur ein Schritt, und als Napoleon in einer persönlichen Audienz dem berühmten Gelehrten freundlich und schmeichelhaft entgegenkam, war der eitle, ehrgeizige, der Charakterfestigkeit entbehrende Mann bald gewonnen. In jener Zeit der jähen Schicksalsschläge wurde gar mancher in seinen politischen Grundsätzen und Idealen irre, allein dennoch machte der „Abfall" Müllers peinliches Aufsehen in Deutschland. War es doch ein Bruch mit seiner ganzen Vergangenheit, als er „von der Politik des historischen Rechts, deren größter Vertreter er auf dem Continente gewesen war, in das Lager des siegreichen feindlichen Imperators und zu der abstracten französischen Staatslehre überging, die er ein Leben lang bekämpft hatte". Schwankend und von wechselnden Eindrücken abhängig, vermochte er es über sich, in die Dienste des napoleonischen Regiments zu treten, das er so lange und heftig bekriegt hatte; es mochte ihm der Gedanke vorschweben, jetzt, da gewaltsamer Widerstand doch nichts mehr nützen könne, die deutschen Interessen am besten als Diener der Fremdherrschaft fördern zu können. Gegen Ende des J. 1807 übernahm er das Amt eines Ministers in dem neugeschaffenen Königreich Westfalen und bemühte sich nach Kräften, deutsches Wesen und deutsche Bildung, insonderheit auch die Universitäten, gegen eine brutale fremde Militärdespotie aufrecht zu erhalten. In dieser aufreibenden und unersprießlichen Stellung brach ihm bald die Kraft des Geistes und Leibes. Am 29. Mai 1809 starb er in Kassel.

Seine Bedeutung als Geschichtschreiber. Unter den historischen und politischen Werken Müllers, die wir großentheils bereits genannt, nimmt die „Geschichte der schweizerischen Eidgenossenschaft" den ersten Rang ein, als eine epochemachende Erscheinung in der deutschen Historiographie. Gleich den Alten wollte er aus der Geschichte der Vergangenheit den lebenden Geschlechtern politische Weisheit und edlen Patriotismus in die Seele einflößen; die Geschichte hat ihm

den praktisch-erzieherischen Zweck, aus der Vergangenheit die Gegenwart zu begreifen und der letzteren nützliche Lehren und edle Gesinnungen einzuprägen. Zugleich hat er der Historiographie eine ästhetisch-künstlerische Aufgabe gestellt, wie später Schiller, der viel von dem Schweizer Geschichtschreiber gelernt hat. Seine hinreißende Darstellung, die erschütternde Kraft, der liebliche Reiz seiner Sprache, die prachtvolle lokale Schilderung seines Heimatlandes, die wunderbare historische Malerei machen seine Werke zu einer in der deutschen Prosa eigenthümlichen Erscheinung; häufig freilich verfällt Müller und noch mehr seine Nachahmer in eine geschraubte bombastische Rhetorik, in affektirt pathetische Manier und gekünstelte Nachahmung taciteischer Gedrungenheit, die nicht mehr anziehen konnte. Die Schweizergeschichte, an der Müller sein ganzes Leben lang arbeitete, ist nicht nur künstlerisch und wissenschaftlich ein Meisterwerk, sondern hatte auch die Bedeutung einer großen patriotischen und politischen That. „Als er die Bilder der Vergangenheit aufrollte", sagt Bluntschli, „und das Ringen der eidgenössischen Städte und Länder nach einem freien Gemeinwesen mit markigen Worten schilderte, dachte er ernstlich an die Zukunft. Er fürchtete neue Angriffe auf die schweizerische Freiheit und wollte sein Volk lehren, für die Erhaltung der Freiheit zu kämpfen, indem er demselben zeigte, wie sie erstritten worden war. Die Engherzigkeit der bloß cantonalen und ständischen Gesinnung wollte er erweitern durch die Belebung des gemeinsamen Nationalgefühls. Das Buch sollte an der politischen Erziehung seines Volkes arbeiten und unvergängliche politische Wahrheiten verkünden". Auch unter den schweren Schlägen, welche die französische Revolution über die Schweiz brachte, stand er seinem Vaterlande fortwährend mit trefflichen Rathschlägen zur Seite und wies auf die reformbedürftigen Punkte hin, um dem völligen Umsturz zu entgehen. — Ein anderes berühmtes historisches Werk Müllers sind seine: „Vierundzwanzig Bücher allgemeiner Geschichte", voll staunenswerther Belesenheit und Gelehrsamkeit, eine Arbeit, zu der er sein ganzes Leben lang die mühsamsten Excerpte zusammentrug. Er hat dies Werk, in das er sein ganzes historisches Wissen und Denken niederlegen wollte, unvollendet hinterlassen; bei allem Geist und aller Gelehrsamkeit leidet seine Weltgeschichte an Ungleichartigkeit, an Willkürlichkeit der Auffassung, an Alterthümelei und Einseitigkeit. Als Mensch wie als Historiker entbehrt Müller fester Grundsätze und einer sicheren Ueberzeugung; das Schwanken seiner Eindrücke und Empfindungen dringt durch seine ganze gesuchte Objektivität hindurch. Seine Empfänglichkeit für jede großartige Erscheinung in der Geschichte läßt ihn bald für Volksfreiheit, bald für unumschränkte Herrschermacht, wo sie in mächtiger Thatkraft sich kundgibt, begeistert erscheinen, ebensowohl die Heldenthaten, den Freiheitssinn, die einfachen Sitten des klassischen Alterthums oder der eidgenössischen Vorfahren preisen, wie die gewaltige Zwingherrschaft eines Ludwig XIV. oder Peter d. Gr., ebensowohl sich für Aufklärung, Bildung und maßvollen politischen Fortschritt wie für die feudalen Gebilde der Ritterzeit oder die hierarchischen Ordnungen der Kirche erwärmen.

Friedrich v. Gentz. 1764–1832.

Mit Johannes Müller vielfach geistesverwandt und einer der glänzendsten deutschen Publicisten aller Zeiten ist **Friedrich Gentz**. Geboren 1764 zu Breslau als Sohn eines preußischen Münzbeamten, auf der Universität Königsberg unter dem Einflusse Kants herangebildet, war Gentz einige Jahre im preußischen Staatsdienst und seit 1802 in der Wiener Staatskanzlei angestellt, wo er bis an seinen Tod eine außerordentlich einflußreiche Rolle im diplomatischen Dienst und der auswärtigen Politik spielte. Das Andenken des Mannes in der Geschichte der deutschen Geistesbestrebungen steht nicht unbefleckt da: Wie schon sein Privatleben, seine Ausschweifung, seine Frauensucht, sein Spiel, seine Verschwendung, seine Eitelkeit und Geldgier manchen herben Tadel erfuhr, so auch seine politisch-publicistische Wirksamkeit. Gentz ist von Grund

des Herzens conservativ und später auch reactionär; das Uebermaß des Fortschritts und eine allzuhastige überstürzende Cultur zu bekämpfen, das stabile Prinzip der hergebrachten Ordnung zu verfechten, hält er für seine Aufgabe. Der Grundzug seines politischen Denkens ist die Verehrung der herrschenden Autorität und Staatsmacht und der Widerwille gegen die Ausbrüche einer rohen Volkskraft. Als die eigentliche Aufgabe seines Lebens betrachtete er den Kampf gegen die französische Revolution und die napoleonische Zwingherrschaft. Eine seiner ersten Arbeiten war die Uebersetzung und Erklärung von Burke's berühmten Betrachtungen über die französische Revolution, und seitdem hat er den Kampf gegen die große Umsturzbewegung bis zum Fall des Weltdespoten mit leidenschaftlicher Energie, mit muthiger Begeisterung und siegreichem Erfolg, wenn gleich oft einseitig und ungerecht geführt. In zahlreichen publicistischen Arbeiten, deren ergreifende gluthvolle Sprache und kunstvoll gefeilter Stil Aufsehen erregten („Ueber den Ursprung und Charakter des Krieges gegen die französische Revolution"; „Ueber den politischen Zustand von Europa vor und nach der französischen Revolution"; „Fragmente aus der neuesten Geschichte des politischen Gleichgewichts in Europa"; „Darstellung des Verhältnisses zwischen England und Spanien vor und bei Ausbruch des Krieges zwischen beiden Mächten" u. a.), wie in officiellen Staatsschriften und Manifesten der österreichischen Regierung (z. B. die Kriegsmanifeste von 1809 und 1813) hat er die deutsche Nation zum Kampf bis aufs Messer gegen die neue Ordnung der Dinge, die unerträgliche Fremdherrschaft und Despotie aufgerufen, in Ergüssen, die ihn den besten Patrioten unseres Vaterlandes und den ersten politischen Schriftstellern aller Zeiten zur Seite stellen. Von seiner scharfen Auffassung der politischen Verhältnisse und der Ursachen der napoleonischen Siege, wie von seinem patriotischen Schmerz zeugt auch das berühmte Tagebuch über einen Aufenthalt im preußischen Hauptquartier vor der Schlacht von Jena. Als Joh. Müller, der lange gemeinsam und in gleichem Sinne mit Gentz gewirkt, ins feindliche Lager überging, schrieb ihm der Freund einen Absagebrief voll tiefen Kummers und leidenschaftlichen Zornes. Es war die glänzendste Zeit seiner geistigen Thätigkeit, und es war ihm heiliger Ernst mit seinem Streben. Mit ganzer Seele lebt er in der Politik und weiß sie auch mit einem tieferen Gehalte zu durchdringen. „Er ist kein niederer Materialist, kein bloßer Routinist in der Politik. Er kennt und liebt die Macht der Ideen, welche das Einzeln- und das Völkerleben aus der Tiefe bewegen". Und man darf bei allem reichen Lohn, den seine Feder beanspruchte und erlangte, ihm nicht den Vorwurf machen, daß seine Ueberzeugung ihm feil gewesen. Mit der Unterdrückung der Revolution und des napoleonischen Regiments, mit der Herstellung der alten legitimen Ordnung aber war auch die Spannkraft des Geistes wie des Körpers bei Gentz erschöpft; seitdem war er ein blinder Verfechter der Reaction, und er hat noch lange genug gelebt, um seine Thätigkeit im Dienste der Restauration der Nachwelt in dauernderes Gedächtniß zu bringen als seinen berechtigten Kampf gegen die napoleonische Zwingherrschaft. Wenn er in seinen früheren Perioden für freisinnige Ideen wohl Verständniß gehabt und sein conservatives Prinzip keineswegs bis zur Verehrung mittelalterlicher Feudalzustände, einer absoluten Fürstenwillkür oder hierarchischer Herrschaftsansprüche getrieben hatte, wenn er in dem berühmten Sendschreiben an König Friedrich Wilhelm III. um Preßfreiheit bat, so war er im letzten Abschnitt seines Lebens lediglich der Herold des öden Geistes der Reaction, der durch die Welt ging und jede freie Regung für eine gefährliche Nachwirkung der Revolution hielt. Die Kraft seiner Feder war seitdem gebrochen; in kleinlichem literarisch-polizeilichem Kampf gegen den Liberalismus, in der Vertheidigung der Metternich'schen „Staatspfiffigkeit" erschöpfte dies schöne und große Talent seine letzten dürftigen Kräfte. Auch die katholische Kirche erfüllte ihn mehr und mehr

mit Bewunderung, wenn er gleich den förmlichen Uebertritt nicht vollzogen zu haben scheint. Als hochangesehener Diplomat, als Protokollführer auf allen großen Congressen, mit dem Adel und zahlreichen Orden geschmückt, nahm er eine Stellung auf der Höhe des Lebens ein, aber in der Achtung der Nation sank der servile Diplomat und er konnte es sich selbst nicht verhehlen, daß er im Kampfe gegen den Zeitgeist und jeden freien Aufschwung des Volkslebens für eine verlorene Sache eintrat. Ein guter Theil der bittern Gefühle, mit denen die Völker auf den Lohn ihrer Befreiungskämpfe blickten, fiel verdientermaßen auf Gentz. Er erlebte noch die Julirevolution und sah selbst vor Augen, wohin die verblendete engherzige Restaurationspolitik führen mußte. Die literarische Production von Gentz besteht nicht in umfassenden systematischen Werken, sondern in kürzeren zerstreuten publicistischen Aufsätzen und Flugschriften, die theilweise einen außerordentlich großen Einfluß auf den Gang der öffentlichen Meinung hatten. Gelehrte wissenschaftliche Zwecke liegen ihm völlig fern; er will nur auf das Leben und die Gegenwart wirken. Viel Belehrung über die Zeitgeschichte, über den Entwickelungsgang und die inneren Wandlungen des Staatsmannes, viele merkwürdige politische Ideen und Anschauungen enthält auch seine ausgebreitete Privatcorrespondenz, insbesondere sein Briefwechsel mit Adam Heinrich Müller, dem convertirten und reactionären Publicisten und österreichischen Staatsmann, dem wir bei Darstellung der Staatsrechtslehre der Restaurationszeit noch begegnen werden. Gentz, so urtheilt v. Mohl, „steht vor uns als ein Mann von großen Geistesgaben und einem starken muthigen Willen zur Bekämpfung dessen, was ihm unrecht und unleidlich erscheint; aber auch unbekümmert um das Urtheil des Volkes, ohne Herz für dessen Rechte, durch äußere Stellung und verschuldete Abhängigkeit nicht minder, als durch Hochmuth und durch übertriebene Neigung zur formalen Ordnung und zur todten Ruhe, auf Zurückweisung derjenigen Forderungen gestellt, welche das natürliche und daher unwiderstehliche Ergebniß der ganzen europäischen Entwickelung sind, durch Anlage und Gewohnheit zur Mißachtung aller idealen Auffassungen des bürgerlichen Lebens getrieben".

J. G. Forster 1754—94. In vieler Beziehung der Gegensatz von Gentz ist Johann Georg Forster, ein vielverkannter und geschmähter Mann, dem erst Gervinus die gebührende Stelle im deutschen Geistesleben angewiesen hat. J. G. Forster war im J. 1754 in Nassenhuben bei Danzig geboren, wo sein Vater Johann Reinhold, aus einer englischen Familie stammend, eine Zeitlang ein Pfarramt bekleidete. Den Vater, einen vielseitig angelegten, aber unsteten, hochfahrenden und unverträglichen Mann, trieb die Unruhe, die Reiselust und der Natursinn aus den kleinen Verhältnissen hinaus in die Ferne; im Auftrag der Petersburger Regierung zog er weit hinein ins innere Rußland, in die Wolgaländer, und begleitete dann, wie wir wissen (S. 185), den Seefahrer Cook auf dessen zweiter Entdeckungsfahrt. Sein Gefährte auf diesen Reisen und sein frühreifer Gehülfe bei den Uebersetzungen und sonstigen literarischen Arbeiten, mit denen der Vater in England das Leben fristete, war sein Erstgeborner Johann Georg, der von dem Vater den Natursinn, die Sprachkenntnisse und die Unruhe des Geistes überkommen hatte. Als zweiundzwanzigjähriger Jüngling beschrieb er die große Weltreise, ein idyllisches Sittengemälde und ein anziehender Bericht über den Naturzustand der Völker des südlichen Oceans, glücklich die Mitte haltend zwischen der Rousseau'schen Schwärmerei für Ur- und Naturzustände und der selbstgefälligen Einbildung auf die europäische Civilisation. Der materielle Ruin seines Vaters, der sogar im Schuldthurm saß, nöthigte den jungen Forster frühzeitig, sich auf eigene Füße zu stellen und den harten Kampf mit dem Leben aufzunehmen. Im Jahr 1778 finden wir ihn als Lehrer der Naturgeschichte am Carolinum in Cassel, und anstatt der großen englischen Verhältnisse, die er bisher kennen gelernt, trat er in die kleinen Beziehungen des literarischen

und gelehrten Treibens in Deutschland, die seinen strebsamen Geist doch nur ungenügend zu fesseln und zu befriedigen vermochten. In Kassel zahlte er der Zeitrichtung zum Mysticismus und Geheimnißvollen seinen Tribut, indem er sich mit seinem Freunde dem Anatomen Sömmering an den Bund der Rosenkreuzer anschloß. Im J. 1784 folgte er einem Ruf an die Universität Wilna; allein auch auf diesem rohen Boden slavischer Barbarei fühlte er sich nicht lange wohl. Neue Projecte zu großen See- und Entdeckungsreisen, an denen er mit ganzer Seele hing, zerschlugen sich. Da eröffnete sich ihm im J. 1788 eine Stellung als Bibliothekar in Mainz, wo damals die Aufklärungssucht herrschte. Hier erst warf sich Forster, dessen Wirksamkeit sich bis dahin hauptsächlich auf naturwissenschaftlichem, geographischem, ethnographischem, physikalischem Gebiete bewegt hatte, in die politische Schriftstellerei. Es erschien damals sein bestes Werk: „Die Ansichten vom Niederrhein", die Frucht einer Reise nach den Niederlanden, Frankreich und England, die er im J. 1790 in Begleitung Alexanders von Humboldt unternahm, ein Werk klassischer Prosa, voll durchsichtiger Klarheit und vornehmen Adels, den Darstellungen Schillers vergleichbar, mit dem Forster überhaupt manche Seelenverwandtschaft hat. Die „Ansichten" haben den mannichfachsten Inhalt, theils künstlerisch-ästhetischer, theils historisch-politischer Art, und beweisen überall das treffende feine Urtheil des Verfassers über Welt und Menschen und alle ihre Lebensäußerungen. „Wenn seine Ansichten über Kunst überall von dem feinsten Schönheitssinne zeugen, so bindet dagegen die publicistischen und politischen Urtheile die Idee der Freiheit zusammen". Ein Mann, dessen Wahlspruch lautete: „Frei sein, heißt Mensch sein", dem die Kleinlichkeit und Jämmerlichkeit der öffentlichen Verhältnisse Deutschlands längst zum Ueberdruß geworden, mußte auch der großen französischen Umwälzung begeisterte Sympathie entgegenbringen; seine republikanischen Grundsätze machten ihn zum entschiedenen Vertheidiger der Revolution; er war vielleicht der erste Deutsche, der Mirabeau gerecht und würdig anerkannte, und wurde auch in den Schreckenstagen noch nicht irre an seiner Ueberzeugung. Er hoffte stets, aus der großen Bewegung das Glück der Freiheit hervorgehen zu sehen, dessen Ahnungen im Grunde seiner Seele lagen. Freilich litt sein deutscher Patriotismus dabei Schiffbruch. Von Abstammung Engländer, durch langjährigen Aufenthalt in der Ferne dem Vaterlande entfremdet, war er zum Kosmopolit geworden und kannte nur noch eine Politik der Menschheit. Aus den engen Schranken eines gelehrten deutschen Stilllebens drängte es ihn zu praktischer Wirksamkeit auf der großen Weltbühne. Nach der Occupation von Mainz, die er mit beißender Ironie geschildert, schloß er sich völlig dem neuen Regiment an; in den Clubversammlungen zu Mainz, deren Präsident er war, und in der Zeitschrift „Der Volksfreund", führte er eine Sprache von äußerstem Radicalismus. Im J. 1793 ging er als Agent der Stadt Mainz nach Paris, um die Vereinigung mit Frankreich zu betreiben. Von den deutschen Regierungen geächtet und vogelfrei erklärt, von der öffentlichen Meinung in Deutschland gebrandmarkt, lebte er noch kurze Zeit in der französischen Hauptstadt. Seine „Pariser Umrisse" sind eine Schrift voll bitteren Spottes gegen das landläufige Urtheil über die französische Revolution in Deutschland, deren welthistorische Bedeutung er schon vorher in der Erwiderung auf das bekannte Buch von Burke hervorgehoben. Allein auch in Paris fand Forster nicht die Wirksamkeit, die er suchte. In seinen Hoffnungen betrogen, seines ehelichen und häuslichen Glückes von einer liebeleeren Gattin beraubt, in wirthschaftlicher Bedrängniß, mit der Welt zerfallen, starb er im Januar 1794 gebrochenen Herzens. Kurz vor seinem Tode trug er sich noch mit dem Gedanken, nach Indien zu reisen, da ihm das Leben in Frankreich verleidet war und die Rückkehr nach Deutschland, wo man ihn geächtet und einen Preis auf seinen Kopf gesetzt hatte, ihm nicht mehr frei stand. Der

Vater, der zuletzt Professor der Naturgeschichte in Halle geworden, überlebte ihn noch vier Jahre. J. G. Forster war ein Mann von edlem Streben, feinem Geist, großem Ideenreichthum und schöner Humanität, aber innerlich unbefriedigt und nicht zur vollen Klärung gekommen; als praktischer Staatsmann, wie als Gelehrter und Schriftsteller hätte er das Höchste leisten können, und doch ist der Apostel und Märtyrer der Freiheit am Ende verwildert und zu Grunde gegangen. Wie sein Leben ist auch seine literarische Wirksamkeit unstet, zerfahren und zersplittert, zum großen Theil in kleinen Aufsätzen, Bruchstücken und Briefen erschöpft, die Zeugniß geben von seinem edlen Streben und Charakter, wie von seinem scharfen Beobachtungssinne für alles Schöne und Eigenthümliche in der Natur, in Kunst- und Völkerleben. Unter seinen literarischen Verdiensten sei noch die Uebersetzung des indischen Gedichtes Sakuntala genannt, das er zuerst den Deutschen bekannt machte.

C. Die deutsche Kunst.

I. Die bildende Kunst.

Allgemeiner Charakter.

Nicht nur Poesie und Wissenschaft, sondern auch die bildende Kunst und die Tonkunst nahmen seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts einen bedeutenden Aufschwung und entfalteten ein reiches, vielseitiges Leben. Wie in der gesammten Literatur gibt sich auch in der Malerei und Plastik das Streben kund, sich der Fesseln zu entledigen, womit ein starrer Regelzwang und die Macht der Convenienz und Mode den freien Flug der Phantasie so lange gehemmt hatten. Dieser Aufschwung ging hauptsächlich von Deutschland aus. Wir haben dargethan, wie zuerst Winckelmann und Lessing an der Hand der Antike neue Kunstanschauungen geweckt, neue Gesetze der Aesthetik begründet, neue Ideale aufgestellt haben; wir haben angedeutet, welche Thätigkeit der kunstsinnige Goethe in allen Gebieten der schönen Kunstdarstellung hervorgerufen, wie belebend Schillers edler Geist auf alle idealen Richtungen und Bestrebungen eingewirkt, wie durch Heinse und noch erfolgreicher durch J. J. Rousseau auf die Natur als die echte Mutter und Lehrmeisterin aller Kunst hingewiesen und somit der Nachbildung der Antike ein frischer Naturalismus als erwärmender Gegensatz zur Seite gestellt worden. Diese mächtige Anregung verfehlte ihre Wirkung nicht bei einem nach Abwerfung ausgelebter Formen und nach freier Geistesthätigkeit so eifrig ringenden Geschlechte. Und so sehen wir denn aus verschiedenen Richtungen und Bestrebungen sich allmählich eine Kunstblüthe entwickeln, welche sich an die große Vergangenheit des fünfzehnten und sechszehnten Jahrhunderts würdig anreiht, ja in der Mannichfaltigkeit der Gegenstände und in der Freiheit der Behandlung dieselbe übertrifft. Denn während jene ältere Kunst hauptsächlich im Dienste einer herrschenden Kirche stand, hat die neue, gereift unter der Einwirkung protestantischer Religionsbegriffe und getragen von einer umfassenden Weltbildung, das weite Gebiet der Geschichte, Sage und Poesie zum Feld ihrer Thätigkeit gewählt und dabei das reiche Natur- und Volksleben in der ruhigen

und aufgeregten Erscheinung zu idealen Kunstgebilden ausgebeutet. Dadurch traten der Historienmalerei die Landschaft und das Genre als ebenbürtige Gattungen zur Seite, in der Architektur ging man auf die antiken Vorbilder zurück und errichtete nach ihren Gesetzen und mit freier Anwendung ihrer harmonischen Linien und Formen sowie ihrer Säulenpracht, großartige Bauwerke, die von dem kunstgeschichtlichen Bildungsstand des Zeitalters ein würdiges Zeugniß ablegen, in der Bildnerei, die dem neuerwachten geschichtlichen Bewußtsein und Nationalgefühl der Völker einen kräftig wirkenden Ausdruck geben sollte, suchte man die antike Schönheit und Realität mit der modernen Geistes- und Gemüthswelt zu vereinigen.

Schon in der eklektischen Schule von Bologna (X, 383 ff.) war das Streben nach Effect für die Sinne die vorherrschende Richtung. Darin lag der Keim der Entartung, die bald mit Macht in die gesammte Kunst einbrach. Pietro da Cortona, Andrea Sacchi und Carlo Maratta waren die letzten Nachzügler der großen Kunstperiode Italiens, in denen wenigstens noch technische Geschicklichkeit hervortrat. Bald folgte eine Zeit der Unnatur und der Oberflächlichkeit, welche die Malerkunst einem gänzlichen Verfall entgegenführte und sie in den Dienst einer verkehrten Geschmacksrichtung herabwürdigte. Dieser Verfall ging dem sächsischen Hofmaler Ismael Mengs zu Herzen, und er beschloß, seinen ältesten Sohn zum Maler heranzubilden und ihn durch Unterricht und Studium zum Wiederhersteller der Kunstbildung zu befähigen. Er gab ihm den Namen Raphael und suchte ihn von früher Jugend an durch Anstrengung seiner Kräfte und durch Hinweisung auf die großen Vorbilder zu dem hohen Berufe vorzubereiten. Und in der That erreichte Raphael Mengs die Höhe der Kunstvollendung, soweit sie durch Fleiß, Studium und gute Vorbilder erlangt werden kann. Nur der angeborne Genius, die göttliche Gabe, die jeder echten Künstlergröße innewohnen muß, ging ihm gänzlich ab. Wie sehr daher auch der Name des sächsischen Malers bei den Zeitgenossen in Ehren stand, wie sehr die Höfe von Dresden und Rom, von Neapel und Madrid wetteiferten, ihn durch Jahrgehalte und Auszeichnungen in ihre Nähe zu ziehen und auf die Dauer zu fesseln; die Nachwelt ehrt in ihm mehr den Begründer eines reineren, von dem Studium der Antike und der Nachahmung der großen Meister ausgehenden Kunstgeschmacks als den Schöpfer bedeutender Kunstwerke. Seine Gemälde lassen bei aller Correctheit in Zeichnung und Behandlung den Beschauer kalt. Wie Winckelmann, sein vertrauter Freund, trat auch Raphael Mengs zur katholischen Kirche über. Unter seinen zahlreichen in Deutschland, Italien, Spanien und andern Ländern verbreiteten Werken ist das in Fresco ausgeführte Deckengemälde in der Villa Albani zu Rom, „der Parnaß" genannt, am berühmtesten.

1. Malerei. — Raphael Mengs 1728—79.

War auch Mengs keineswegs ein genialer Künstler und weder durch fruchtbare Phantasie, noch reiche Erfindungsgabe hervorragend, so wirkte er doch vortheilhaft auf die Entwickelung der Kunst ein, indem er die herrschende Oberflächlichkeit und Leichtfertigkeit verdrängte und der idealen Schönheit und formalen Correctheit Geltung verschaffte. Und so anregend war sein Beispiel, daß selbst sein Gegner Pomp. Batoni in Rom („Sturz des Zauberers Simon") sich der neuen Richtung des strengeren Stils nicht zu entziehen vermochte, und in Deutschland eine Anzahl namhafter Künstler sich theils an ihn anschloß, wie Angelica Kauffmann aus Chur, eine durch heitere und gefällige Form und Farbenbehandlung ausgezeichnete Künstlerin, wenn gleich hie und da weich bis zur Sentimentalität und anmuthig bis zur Süßlichkeit, wie der Züricher Joh. Heinr. Füßli u. A. m., theils auf der von ihm und Winckelmann gezeigten Bahn

Schule von Mengs. — Batoni 1708—87. — Angel. Kauffmann 1742—1808. — Füßli 1742—1825.

weiter schritt und mit kühner Hand die Früchte vom Baume der Antike zu brechen unternahm. Auch die realistische Richtung, die sich bei Dan. Nic. Chodowiecki und bei dem Landschaftsmaler Phil. Hackert kund gab, hat ihren Ursprung in der sorgfältigeren Beobachtung der Außenwelt, in den gründlicheren Studien nach der Natur und nach Modellen und in der getreuen Nachahmung der Wirklichkeit, Prinzipien, die durch Mengs als Grundbedingung aller Kunstthätigkeit aufgestellt wurden. Chodowiecki aus Danzig verdankte seinen Ruhm vornehmlich den kleinen Zeichnungen (Radirungen), womit er die literarischen Werke seiner Zeit ausstattete und die ein treues Bild der Gestalten und Physiognomien, der Trachten, Gewohnheiten und Sitten der damaligen Gesellschaft, häufig mit einem Anflug von Ironie und Spott, darbieten, ein Schatzkästlein individueller Beobachtungen und deutscher Gemüthlichkeit. Hackert aus Prenzlau förderte die Landschaftsmalerei durch die treue, sorgfältige und geschickte Zeichnung der Naturgegenstände, besonders des Baumschlags.

Chodowiecki 1726—1801. Hackert 1737—1807.

Diese Kunstrichtung hatte indessen auch ihre Gefahren und Abwege. Man legte der Einbildungskraft und dem schöpferischen Vermögen zu geringen Werth bei und hielt sich ausschließlich an die Nachahmung, an das genaue Studium der Wirklichkeit, an die getreue Darstellung der Modelle. Am weitesten ging in dieser Richtung die von David begründete klassische Schule in Frankreich, bei welcher die Nachahmung der Antike, verbunden mit Studien nach der Natur, nach Modellen und nach dem Theater, den Grundcharakter bildete, über den dann ein künstliches, leidenschaftliches Pathos ausgegossen ward. So entstanden Werke, „deren Verdienst lediglich in gut ausgeführten Theilen und in technischer Geschicklichkeit bestand, die aber des wahren Lebens und der organischen Einheit entbehrten, die künstlich zusammengesetzt, aber nicht gleichsam aus Einem Ergusse des Geistes hervorgebracht waren". Man strebte die Wirklichkeit nach dem Idealen der Antike zu verbessern und ersetzte den Mangel an schöpferischer Phantasie durch künstliche Reflexion des Verstandes und durch gezwungenen dramatischen Ausdruck. Dieser mechanischen Methode trat ein junger Mann aus Schleswig, Asmus Jacob Carstens, mit Kraft und Entschiedenheit entgegen, ein Künstler von großartiger Genialität der Erfindung, voll Innerlichkeit und Poesie, „dessen kurzes Leben aber eine Reihe von Drangsalen war, in welche kaum ein anderer Schein des Glücks gefallen ist, als das klare Bewußtsein des Künstlerberufes". „Ich habe die Kunstausstellung auf der hiesigen französischen Akademie gesehen", schrieb Carstens im J. 1793 von Rom, „aber gedankenlosere Malereien sind mir nicht vorgekommen. Es scheint diesen Künstlern nie eingefallen zu sein, daß die Kunst eine Sprache der Empfindung ist, die da anhebt, wo der Ausdruck mit Worten aufhört, daß sie es mit der anschaulichen Darstellung von Begriffen zu thun hat, daß sie eine Unterhaltung für Vernünftige, nicht für Thoren ist. Alles Mechanische der Kunst verstehen diese Männer sehr gut, und es scheint als stünden sie in der Meinung, als sei dies die Kunst selbst". Wie Winckelmann von angeborenem Kunstsinn getrieben, trat Carstens aus dem Gewerbstande, zu dem er bestimmt war, heraus, und errang sich auf der Akademie zu Kopenhagen die technische Ausbildung, die er in Lübeck und Berlin vervollständigte, bis es ihm vergönnt war Italien zu besuchen, wo ihm neben Michelangelo besonders die Werke der antiken Plastik als Vorbilder dienten. Im J. 1793 nahm er seinen dauernden Aufenthalt in Rom und führte dort die merkwürdigen Kunstproductionen aus, die eine neue Epoche in der Malerei anbahnten. Statt die Antiken abzuzeichnen und sich mechanisch ihre Formen anzueignen, versenkte er sich in aufmerksames Anschauen derselben und suchte den Totaleindruck seinem Geiste und Gedächtniß so einzuprägen, daß er sie in freier Darstellung zu reproduciren vermochte. Er gewöhnte sich die Natur immer und überall nur mit dem großen Auge der Antike zu sehen. Mit

Die mechanische Kunstrichtung und Carstens Reaction dagegen.

Carstens 1754—98.

einer fruchtbaren und wahrhaft dichterischen Einbildungskraft begabt, gelangte Carstens auf diesem Wege dahin, die antike Kunstwelt mit Freiheit in das Leben zurück zu führen, in den Geist der Alten einzudringen, ohne bei ihnen Knechtsdienste zu thun. Denn mit dem Studium der Antike, der er die Formen der schönen Menschengestalt ablernte, verband er das genaueste Studium Michelangelos und Raphaels. Aber er hatte wenig Freunde und viele Gegner. Wie sehr auch Karl Ludwig Fernow, nachmals Biblio- Fernow
thekar in Weimar, Carstens' Ansichten und Leistungen zur Geltung zu bringen suchte, † 1808.
die Stimmen seiner Neider und Widersacher, unter denen der „Maler Müller" in erster Linie stand, waren mächtiger. Verkannt und wenig beachtet, fand er nicht die nöthige Unterstützung zu großen Compositionen in Oel oder al fresco. Von Armuth und Krankheit niedergebeugt, starb er in jungen Jahren in Rom. Erst das nachgeborne Geschlecht erkannte seine hohe Begabung. Die künstlerische Hinterlassenschaft Carstens' besteht ausschließlich in Zeichnungen und Aquarellmalereien, wovon die bedeutendsten sich in Weimar befinden. Es sind meistens Motive aus der antiken Götter- und Heroenwelt, mit Freiheit und geistiger Selbstthätigkeit dargestellt, z. B. „der Argonautenzug"; „die Nacht mit den Schicksalsgottheiten"; „Homer als Sänger vor dem Volke"; „das goldene Zeitalter"; „der Kampf der Centauren und Lapithen" u. A. Daß bei seinem Verfahren einzelne Fehler in der Zeichnung der Formen vorkamen, war begreiflich, und diese Fehler und Ungenauigkeiten dienten den Gegnern zur Folie ihrer Kritik.

Carstens hatte den Weg gezeigt, auf dem der Kunst Wahrheit und Würde wie- Schule von
dergewonnen werden könnte. Durch seine Anregung erwachte daher bald ein lebendiger Carstens.
Geist unter den deutschen Künstlern. Joseph Anton Koch, Sohn eines Tyroler Bauern Koch
aus dem obern Lechthal, in der Karlsschule zu Stuttgart erzogen und an der großen 1768—1839.
Alpenwelt der Schweiz herangebildet, empfing von dem norddeutschen Künstler, mit dem er in Rom in der innigsten Freundschaft lebte, die Begeisterung für das Alterthum und für Dante's göttliche Komödie. Nach dem letztern Werke entwarf er eine Reihe von Zeichnungen und einige größere Compositionen al fresco (in der Villa Massimi), die von einer eigenthümlichen, großartigen Phantasie Zeugniß geben. Neben dem Florentiner Dichter waren es vornehmlich die griechische Mythologie und das Alte Testament, von denen er sich zu bildlichen Darstellungen angezogen fühlte. Doch beruht Kochs künstlerischer Ruhm hauptsächlich auf seinen landschaftlichen Zeichnungen, Radirungen und Gemälden, häufig durchwoben mit Scenen aus der Mythologie oder aus dem Leben der alten Völker. Am gelungensten sind seine Bilder aus der Umgegend von Rom. — Gottlob Schick aus Stuttgart wurde gleichfalls durch Carstens auf die Schick
neue Bahn geführt. Aber in der Schule von David, die er zuvor durchgemacht, hatte 1779—1812.
er sich eine größere technische Meisterschaft angeeignet, als der schleswigsche Jüngling, daher er demselben in der vollkommenen Ausbildung des Ganzen der Malerkunst eben so sehr überlegen war, als er ihm an Reichthum der Erfindung nachstand. Zu seinen ersten Werken hatte Schick den Stoff aus dem Alten Testamente und aus der Mythologie gewählt („David vor Saul auf der Harfe spielend", „das Opfer Noah's" und das herrliche Bild „Apollo unter den Hirten"). Als er sich angeregt von Tieck, Schlegel u. A., der neuromantischen Richtung zuwendete, ging seine Erdenlaufbahn in jungen Jahren zu Ende, auch hierin seinem Freunde Carstens ähnlich. — Schicks Landsmann Eberhard v. Wächter aus Bahlingen, schöpfte gleichfalls die Motive für seine Ge- Wächter 1762—1842.
mälde mit Vorliebe aus der Mythologie, aus dem Alten Testament und aus der Geschichte des Alterthums. Er theilte mit Carstens die begeisterte Liebe zur Kunst und eine schöpferische Phantasie, stand ihm aber nach an großartigem Formsinn und an klarem Gedankenausdruck. Zu seinen berühmtesten Werken gehört „Hiob und seine

Reinhart 1671—1846. Freunde". Auch der Landschaftsmaler J. Christ. Reinhart aus dem Voigtlande, dessen Bilder (besonders aus der Umgegend von Rom) das Große und Bedeutsame der H. J. Tischbein d. ä. 1722–89. Natur in harmonischer Ausführung darstellen, und der jüngere J. Hein. Tischbein, in verschiedenen Werken nach antiken Vasengemälden, gehörten dieser Richtung an. Tischbein d. j. 1751—1829. Dagegen hielt sich der Oheim des Letzteren gleichen Namens in seiner „Hermannsschlacht" an die französische Schule.

2. Bildnerei. Es ist uns aus den frühern Blättern bekannt, welchen mächtigen Einfluß Frankreich im achtzehnten Jahrhundert auf die Lebensformen, die Moden, den Kunstgeschmack von ganz Europa geübt hat. Es war daher natürlich, daß auch in der Architectur und Sculptur die Ueberladung, Verkünstelung und Unnatur zum Ausdruck kamen, die dem ganzen äußern Dasein in Frankreich ihr Gepräge gaben. Der manierirte Stil, der besonders an gebogenen geschweiften Formen und decorativem Aufputz Gefallen fand und das Geradlinige verschmähte, bekannt unter dem Nomen Rococo, erlangte die Herrschaft. Wenn dieser Kunstgeschmack, den der Hofarchitect und Kammerzeichner Meissonier unter Ludwig XV. zur höchsten Ausbildung brachte, in Berlin und in den norddeutschen Städten, trotz der Vorliebe Friedrichs II. für das Fremdländische weniger Eingang fand, als im Süden, namentlich in den Residenzen der geistlichen Fürsten, so darf dies den Nachwirkungen zugeschrieben werden, welche die kräftige gediegene Kunstthätigkeit des Bau- Schlüter. 1662—1714. meisters und Bildhauers Andreas Schlüter unter dem ersten preußischen König geübt hat (XII, 631). Obgleich Schlüter, nachdem er in dem Schloßbau, in dem Zeughaus und in der kolossalen Reiterstatue des großen Kurfürsten seinen genialen Kunstsinn entfaltet, in seinen späteren Jahren durch Kabalen aus dem Amte eines Hofbaumeisters verdrängt ward und seine letzte Lebenszeit in Rußland verbrachte, so knüpfte sich doch an seinen Namen eine Kunsttradition, die noch lange vorhielt. Gegen Ende des Jahrhunderts brach sich indessen eine andere Richtung Bahn, die besonders in der Plastik zu ausge- Canova 1757—1822. zeichneten Leistungen führte. Wie Mengs in der Malerei, so schuf Ant. Canova aus Possagno in der Bildhauerkunst neues Leben durch die Hinweisung auf die Meisterwerke des Alterthums. Begabt mit einem großen Talente der Ausführung und mit einem feinen Sinn für Schönheit und Anmuth, wußte er seinen Statuen eine gewisse Grazie einzuhauchen, daher ihm auch vorzüglich die jugendlichen und weiblichen Gestalten gelangen. Aber bei seiner entschiedenen Neigung für das Weiche und Gefühlvolle gab er sich mehr und mehr der sinnlich-sentimentalen Geschmacksrichtung der Zeit hin und suchte mehr durch theatralischen Effect und gezierte Lieblichkeit, als durch Ernst und Wahrheit zu gefallen. Daher mußte bei fortschreitender Entwickelung der Kunstbildung die hohe Bewunderung, womit man Canova's erste Werke überschüttete, allmählich verstummen: man erkannte, daß unter der äußeren, oberflächlich der Antike nachgebildeten Form eine mangelhafte Kenntniß vom Bau des menschlichen Körpers und eine nach sinnlichem Effect haschende Geschmacksrichtung verhüllt liege, daß er die manierirte Methode des Bernini weniger verdrängt, als mit der Nachahmung der alten Kunstwerke und Kunstgesetze verbunden habe. So kam es, daß der vielbewunderte und hochgepriesene Mann, dessen „Perseus" man als einen genügenden Ersatz für die entführte mediceische Venus erklärte, dessen Statuen man allein gewürdigt hat neben den Meisterwerken des Alterthums im Vatican zu prangen, seine späteren Jahre wenig beachtet verlebte und durch größere Männer sich verdunkelt sah. Unter diesen neuen Thorwaldsen 1770—1844. Kunstgrößen glänzt in erster Linie Bertel Thorwaldsen aus Kopenhagen, von geringen, aus Island stammenden Eltern geboren. Es ist eine auffallende Erscheinung, daß die drei Männer, welche die Grundsteine zum Tempel der neuen Kunst gelegt, Winckelmann, Carstens und Thorwaldsen, aus dem fernen Norden stammten, wo ihnen jede äußere Anregung abging. Desto lauter und vernehmlicher sprach der angeborne

Genius in ihrer Seele und wies ihnen den Pfad des Ruhmes. Von der dänischen Regierung reichlich unterstützt, nahm Thorwaldsen im Jahre 1797 seinen Aufenthalt in Rom, das er von der Zeit an nur selten und vorübergehend verließ. Dort fand der junge Künstler in seinem Landsmann, dem Archäologen Zoega, einen kundigen Führer und in Carstens einen treuen, anregenden Freund. Die antike Kunst war die reiche Fundgrube, aus welcher beide ihre Ideale schöpften. Aber das Lebensglück war dem Dänen holder als dem Schleswiger. Gleich die erste Statue „Jason“ erlangte solchen Beifall, daß bald Bestellungen auf Bestellungen kamen und er seinen Plan einer Rückkehr in die Heimath aufgab. Die antike Götter- und Heroenwelt, die plastische Idealität der Griechen, blieb lange die Quelle, aus der er mit Vorliebe seine Stoffe schöpfte, sowohl für seine Statuen, worin er die den Alten abgelernte Schönheit und Klarheit der Formen und Linien mit den Ergebnissen moderner Bildung und Lebensfülle zu einem seelenvollen Ganzen zu verbinden wußte (Venus, Mars, Adonis, Amor und Psyche, der Argustödter Hermes, der arkadische Hirtenknabe, Hebe, Ganymed, Anakreon, Homer u. A.), als für seine Reliefs, die er wieder mit Vermeidung von Perspective und Verkürzungen nach griechischem Prinzipe auf die einfache gleiche Fläche beschränkte, also von der bisherigen malerischen Behandlung abging. In dieser Gattung hat Thorwaldsen das Größte geleistet und wieder in die naturgemäße Bahn eingelenkt. „Was bei dieser Beschränkung scheinbar an Freiheit verloren ging, wurde durch Bestimmtheit der Formen, Einfachheit der Composition und Harmonie aller Theile reichlich ersetzt“. Der „Siegeseinzug Alexanders in Babylon“, ein Fries, womit er im Jahre 1811 ein Zimmer des päpstlichen Palastes auf dem Quirinal schmückte, als Napoleon daselbst seine Wohnung nehmen sollte, war das erste Denkmal der neuen Kunst in dieser Gattung, das noch zweimal in Marmor ausgeführt wurde: in der Villa Sommariva am Comersee und im Schloß zu Kopenhagen.

Aber wenn gleich die alte Götter- und Heroenwelt in ihrer klaren, schönen Gestaltung und Naivetät stets das Reich blieb, in dem Thorwaldsens Herz und Sinn vorzugsweise weilte, und wo er stets seine Gesetze und Vorbilder suchte; so stand er doch zu sehr im handelnden Leben, als daß er sich der herrschenden Zeitrichtung und den Bedürfnissen des wirklichen Daseins hätte entziehen können. Diese aber gingen auf das Religiöse und Praktische, und je mehr das Interesse an der Kunst wuchs und sich verbreitete, desto mehr verlangte die Welt, daß der Künstler dem Zeitgeiste huldige. Darum war Thorwaldsens spätere Thätigkeit hauptsächlich der kirchlichen Plastik und der monumentalen Kunst zugewendet. Christus selbst, die Apostel und andere Gestalten aus der heiligen Geschichte (die Predigt des Johannes, zwölf colossale Statuen und Gruppen im Giebelfelde der Metropolitankirche zu Kopenhagen) wurden von ihm in einer Reihe von Kunstwerken dargestellt, die freilich mehr von einer großartig poetischen als von einer tiefreligiösen und gläubigen Auffassung zeugen. Christus und seine Jünger und das Leben Jesu boten ihm die Stoffe zu einer ganzen Reihenfolge christlicher Reliefe (Christi Einzug in Jerusalem und der Gang nach Golgatha). Die meisten dieser Arbeiten befinden sich in der Frauenkirche und in dem Thorwaldsen-Museum in Kopenhagen. Von seinen Monumentalwerken sind am berühmtesten: das Guttenbergdenkmal in Mainz, das Standbild Schillers in Stuttgart, die Reiterstatue Maximilians in München, Graf Potocki in Krakau, die Grabmäler Pius' VII. in der Peterskirche zu Rom und des Herzogs von Leuchtenberg in München, der sterbende Löwe in Luzern u. a. m.

Mit Ehren und Auszeichnungen überschüttet, wie kein Künstler vor ihm, hat Thorwaldsen dennoch stets die Einfachheit und die gemüthliche Unterhaltung im Freundeskreise allem Glanze vorgezogen. Seine Reise in die Heimath im Jahre 1838 und seine Rückkehr nach Rom im Jahre 1841 glichen einem Triumphzuge. Er starb schmerzlos

im Theater zu Kopenhagen den 24. März 1844. „In Thorwaldsen verehrt unsere Zeit ihren größten Künstler", sagt E. Förster: „seit dem beglückten Urbinaten hat keiner so allgemeine Anerkennung, Bewunderung und Liebe gefunden, als er. Und mit Recht! Ausgestattet mit künstlerischen Gaben, die ihn den großen Meistern des griechischen Alterthums an die Seite stellen, hatte er ein Gemüth, das alle Herzen an sich zog und fesselte". In seiner schönen Gestalt und in dem edeln Kopfe spiegelte sich die Hoheit und Würde seines Geistes. Drei Völker zählen ihn mit gleichem Rechte zu den Ihrigen: die Dänen, welchen er durch die Geburt angehörte, die Deutschen, nach denen er sich gebildet, und die Italiener, unter denen er gelebt und gewirkt hat.

II. Das klassische Zeitalter der Tonkunst*).

Nachdem neben der früheren contrapunktischen die sogenannte dramatische Musik erfunden war und in Opern, Oratorien, Cantaten und Motetten sich allgemein verbreitet hatte, waren die Mittel vorhanden, um die größten Werke zu schaffen, welche durch die vereinten Kräfte der Musik zu Stande gebracht werden können. Und hiermit erreichte man schnell jene hohe Vollendung und führte jene glanzvolle Zeit herauf, die für alle Nachkommen als klassisch gelten wird. Diese Zeit zerfällt in zwei Perioden: die erste reicht bis in die Mitte des achtzehnten Jahrhnndert und culminirt in Händel und Bach, die andere schließt mit Beethoven im dritten Jahrzehnt unseres Jahrhunderts. Die ganze Entwicklung geht in großen Zügen und in einem durchaus europäischen, allem engherzig Nationalen abgewandten Sinne vor sich. Die Kleinlichkeit der gesellschaftlichen Verhältnisse und die Niedrigkeit der Lebensstellung, in welcher die Musiker jener Zeit sich befanden, wurden damals von dieser Kunst glänzend überwunden.

Erste Periode. An der Spitze der ersten Periode stehen zwei Männer, deren Werke den Charakter andeuten, welcher diesem Zeitraum eigen ist; Carissimi in Rom und Schütz in Dresden. Heinrich Schütz 1585—1672. Heinrich Schütz war der erste Deutsche, welcher eine Oper componirte (Daphne, 1628) und blieb während seines langen Lebens der größte und einflußreichste Musiker in Deutschland. Er beherrschte alle Formen des Tonsatzes und schuf Werke verschiedenster Art, hauptsächlich auf dem Gebiete des vollstimmigen Kirchengesanges. Seine Musik ist kunstreich, treffend im Wortausdruck, erhaben und von großer Kraft der Darstellung. Mehrere seiner Kirchensätze kann man schon als oratorische Scenen ansehen; durch fünf Passionen und ein Osteroratorium weist dieser „Vater der deutschen Musik" noch bestimmter auf die Folgezeit hin. Giacomo Carissimi um 1600—1674. Giacomo Carissimi (um 1600—1674, also genau ein Zeitgenosse von Schütz) gab um 1640 dem Oratorium diejenige Grundgestalt, welche es auch später bei der höchsten Ausbildung nicht verlassen hat. In seinen Oratorien, die zu lateinischen Texten geschrieben sind und ausschließlich biblische oder geistliche Gegenstände behandeln, kommen sämmtliche Formen der Vocalmusik zur Anwendung: das Recitativ sowohl erzählend als handelnd, der reich entwickelte künstlerische Sologesang in ein- und mehrstimmigen Sätzen, der Chor in allen seinen Formen, und die Begleitung nach den Mitteln des damaligen Orchesters. Die folgende Zeit konnte dieses alles nur weiter ausbilden, aber ohne Schaden

*) Von Dr. Chrysander.

für das Oratorium nichts Wesentliches ändern. Das berühmteste seiner Werke ist Jephta; die größten sind Jonas und die Sündfluth mit doppelten und dreifachen Chören. Auch in der weltlichen Cantate lieferte dieser Meister ein- und mehrstimmige Mustergesänge; namentlich ist seine Cantilene bei aller Einfachheit sehr schön und anziehend. Verglichen mit Schütz, ist er abgerundeter, fertiger, reifer in allen denjenigen Formen, auf welche die Entwicklung der Kunst zunächst gerichtet war.

Carissimis Oratorium verbreitete sich nicht nach andern Ländern; und was sein Vaterland betrifft, so gerieth dieser Zweig der Musik bald nach ihm in eine Abhängigkeit von der Oper, aus welcher er sich dort nicht wieder zu befreien vermocht hat. Nicht das Oratorium war es, sondern die Oper, welche die Zeit beherrschte und von Italien aus schnell in alle Culturländer drang. Die seit 1637 in Venedig bestehenden Operntheater (vgl. XI, 779) gaben hierzu den Impuls. Mit Carissimi gleichzeitig wirkte dort seit 1639 Francesco Cavalli als ein fruchtreicher, für Bühnenmusik genial begabter Componist, und viele andere folgten ihm hier wie in Bologna, der nächstgrößten Opernbühne des Landes. Gegen Ende des siebzehnten Jahrhunderts war in Italien kaum ein irgendwie ansehnlicher Ort oder ein kleiner Fürstensitz zu finden, der nicht seine Opernproductionen veranstaltet hätte. Nach dem dreißigjährigen Kriege suchten auch die Deutschen eifriger als bisher diese Musikspiele nachzuahmen, und die Engländer thaten ein Gleiches nach der Restauration der Stuarts; aber dasjenige Land, welches bei solchen Nachahmungen am schnellsten zu selbständigen und eigenthümlichen Bildungen gelangte, war Frankreich.

Francesco Cavalli.

Die französische Oper entstand 1671 als Hofoper, Académie royale de musique genannt. Ihre Begründer waren der Poet Perrin und der Componist Cambert; doch schon im nächsten Jahre trat an ihre Stelle Jean Baptiste Lully (geb. 1633 in Florenz † 1687 in Paris), ein Tonsetzer, dessen Opern zu Quinaults Texten dieser jungen Bühne sofort einen Weltruf und dem französischen Musikdrama einen bestimmten nationalen Stil verschafften. Gegen zwanzig Werke von ihm kamen unter seiner Direction in dieser Akademie zur Aufführung. Die hohe Stellung, welche er an jenem Theater und am Pariser Hofe einnahm, entsprach seiner Bedeutung. Seine Musik war in ihrem heftigen Ausdruck ein Bild seines Charakters; Instrumente und Chöre benutzte er in den Opern mehr als die Italiener, besonders aber wußte er Handlung und Tänze mit einander zu verbinden, sowie auch durch ein ausdrucksvolles Recitativ und mannichfachen Wechsel in Formen und Taktarten eine Musik zu schaffen, die der italienischen gegenüber mehr scenisch wirksam, als gesanglich schön und allgemein nachahmungswerth genannt werden muß. Diese Musiktragödien (wie sie betitelt wurden) stehen gleichsam in der Mitte zwischen der italienischen Oper und dem gesprochenen Drama. Lully erging es ähnlich wie Carissimi; auch er wurde allgemein bestaunt und gepriesen, aber im Auslande selten aufgeführt und noch weniger direkt nachgeahmt. In Paris dagegen blieben seine Werke dauernd auf der Bühne, fanden um 1740 in dem auch als Musiktheoretiker hervorragenden Jean Philippe Rameau einen geistesverwandten Erneuerer, der ihnen eine Reihe ebenbürtiger Opern an die Seite stellte, und waren neben den Werken des letztgenannten Meisters noch lebendig und eine Macht der Zeit, mit welcher gerechnet werden mußte, als Gluck sich anschickte für dieses Theater zu arbeiten.

Jean Baptiste Lully 1633—1687

Jean Philippe Rameau 1683—1764.

Die deutsche Oper kam nun auch in den Fluß der Entwicklung. An verschiedenen Höfen, besonders in Braunschweig, waren schon seit 1650 „Singspiele“ im Gange: da gründete eine Gesellschaft vornehmer und begüterter Leute in Hamburg ein eigenes Theater, welches am 2. Januar 1678 mit einem Singspiel über Adam und Eva eröffnet wurde. Die nordische Handelsmetropole war nun auch darin ihrer

Schwester an der Adria ähnlich geworden, daß sie eine stehende Opernbühne besaß. Nach vielen Kämpfen mit geistlichen und anderen Gegnern dieser neuen Spiele erlangte
Reinhard Keiser 1673–1739. die junge deutsche Bühne endlich in Reinhard Keiser einen Komponisten, welcher den ersten Meistern seines Faches ebenbürtig war und noch nach seinem Tode von Landsleuten als der „größte Opernkomponist der Welt" gefeiert wurde. Bei einer erstaunlichen Fruchtbarkeit und Fülle origineller Gedanken schrieb er gegen hundert Bühnenwerke. Wenn von diesen im Bewußtsein der Menschen nicht eben so viel erhalten ist, als von denen seiner namhaftesten Zeitgenossen, so liegt der Grund in dem Ungeschmack der damaligen Deutschen verglichen mit Franzosen und Engländern, sowie in der einseitigen Ausbildung für theatralische Musik bei Vernachlässigung der meisten übrigen Disciplinen dieser Kunst, welche Keiser eigenthümlich war. Die großen ausländischen Meister, von denen an Reichthum der Erfindung und Fülle der Melodien keiner ihn überbot, stachen vortheilhaft von ihm ab durch eine umfassendere musikalische Bildung. Hamburg wurde um 1700 durch Keisers Oper für die ganze nördliche Hälfte Deutschlands der Mittelpunkt der musikalischen Entwicklung, welchem alle jüngeren Kräfte, unter ihnen auch Händel und Bach, sich zuwandten.

Die englische Musik fand seit der Restauration ebenfalls ihre Hauptstütze am Theater, aber eigentliche Opern im italienischen Stil wurden erst 1706 unternommen,
Henry Purcell 1658–1695. als der große Henry Purcell bereits gestorben war. Die englische Sprache hatte in Shakespeare's Zeit für das recitirende Drama eine zu feste Ausbildung erhalten, als daß sie sich leichtweg in italienisch-musikalische Ungebundenheit hätte auflösen können. Purcell schrieb eine Reihe Singspiele oder musikalische Scenen zu Bühnenstücken, die entschiedenste Begabung für das dramatische Fach bekunden: aber seine Hauptwerke blieben Anthems, Oden, Hymnen, Fest- und Preisgesänge, — schon hierdurch gleichsam als prophetischer Vorläufer dasjenige Gebiet andeutend, auf welchem in England die Tonkunst ihre höchsten Triumphe feiern sollte, das oratorische.

Es war wieder Italien, welches unmittelbar nach Lully und Purcell und noch in den Tagen des Sonnenglanzes Keiser'scher Opernkunst durch einen neuen Anlauf die anderen Länder überflügelte. Hier bestanden in allen Hauptstädten festgewurzelte Musikschulen, von denen damals Bologna unter Colonna und Venedig unter Legrenzi und Lotti besonders hervorragten; hier hatten Meister wie Stradella und Steffani den kunstreichen Sologesang aufs äußerste verfeinert; hier fanden im siebzehnten Jahrhundert alle Instrumente sowohl nach ihrem Bau wie nach Spiel und Komposition klassische Vertreter. Am einflußreichsten unter ihnen war der große Opern- und Cantatenkomponist
Alessandro Scarlatti 1659–1725. Alessandro Scarlatti, aus Süditalien stammend, durch welchen endlich der Süden über den zweihundert Jahre herrschenden Norden dieses Landes die Oberhand gewann. Scarlatti ist der Gründer der neapolitanischen Tonschule, welche die italienische Oper Europa's fast das ganze achtzehnte Jahrhundert hindurch sich unterthan machte. Er übertraf fast noch unsern Keiser an Fruchtbarkeit, da er über hundertzwanzig Opern und ähnliche Werke geschrieben hat. In seiner Musik waltet echt dramatisches Leben. Schon in seinen frühesten Opern kam dieses zum Durchbruch in einer natürlicheren Verbindung des Recitativs mit der Arie, und durch die Produkte seiner späteren Jahre brachte er dann diejenigen Gesangformen zum festen Abschluß, welche für alle späteren italienischen Opernkomponisten Gültigkeit behielten, Gluck und Mozart in ihren früheren Werken eingeschlossen. Die Deutschen Hasse und Graun, die Italiener Vinci, Pergolese und viele Andere gestalteten ihr „dramma per musica" wie Scarlatti, nur in erweiterten Formen. Dieser mit der Zeit zu einer inhaltlosen Manier ausgetretene scarlattisch-neapolitanische Opernstil ist es auch, gegen welchen Gluck sich erhob, nachdem er ihm selber fünfundzwanzig Jahre lang unterthan gewesen war.

Die Instrumentalmusik. — *Claudio Merulo.* — *Girolamo Frescobaldi.* — *Samuel Scheidt 1587—1654.* — *François Couperin 1668—1733.* — *Domenico Scarlatti 1683—1757.* — *Arcangelo Corelli 1653—1713.*

Die Instrumentalmusik durchlief im siebenzehnten Jahrhundert eine reiche Entwicklung und war von größtem Einflusse auf die gesammte Komposition. Als Claudio Merulo um 1600 seine Toccaten publicirte, stand noch fast keine einzige Form der Instrumentalmusik auf ihren eigenen Füßen; als Corelli 1713 starb, hatten sie sämmtlich schon eine hohe Gestalt erreicht. Unter allen Tonwerkzeugen bildeten in dieser Zeit Orgel, Klavier und Violine den Mittelpunkt. Es ist namentlich die Orgel, welcher in Spiel und Komposition das andauerndste Studium gewidmet wurde. Italien blieb auch auf diesem Gebiete eine Zeitlang der Führer. Girolamo Frescobaldi (um 1590—1660), Carissimi's Zeit- und Stadtgenosse, leistete das für Orgelspiel und Komposition, was dieser für das Oratorium geleistet hatte; aber wie dem Carissimi unser Schütz, so stand ihm in Samuel Scheidt ein Ebenbürtiger zur Seite, und seit 1650 erlangten die Deutschen in der Orgelkunst das Uebergewicht. Mit der Orgel war das Klavier (Clavicimbel, Cembalo) damals weit inniger verbunden, als jetzt, sowohl im technischen Bau wie im künstlerischen Gebrauche. Beide Instrumente, gemeinsam oder abwechselnd, wirkten bei allen musikalischen Aufführungen als Harmonie gebende, leitende Theile mit; der Organist oder Cembalist war dadurch der natürliche Dirigent der Aufführungen und in Folge dessen die gewichtigste Persönlichkeit. Es ist also erklärlich, weshalb damals die großen Meister aus diesen Kreisen hervorgingen. Das Klavierspiel wurde namentlich durch den Franzosen François Couperin und durch Domenico Scarlatti, den Sohn des großen Opernkomponisten, verfeinert, deren Kompositionen den Grund der neueren Klavierkunst bilden. Die Violinen und neben ihnen die Oboen als Orchesterinstrumente wurden zu Lully's Zeit hauptsächlich in Paris gepflegt und verbreiteten sich von dort nach Deutschland und England. Als Komponist für die Violine ist Arcangelo Corelli der erste Meister der Zeit; seine drei- und vierstimmigen „Sonaten" haben schon die Form der späteren Trios und Quartette, und verhalten sich zu den damaligen größeren Orchesterwerken, Concerti grossi genannt, wie die Streichquartette zu den Symphonien. Alle übrigen Zweige der Tonkunst fanden ebenfalls stetige Pflege und beständige Verbesserungen durch eine so große Zahl bedeutender Meister, daß hier nicht einmal die hauptsächlichsten davon mit Namen angeführt werden können.

Um das Jahr 1700 hatte sich die ganze Entwicklung zu einem gewissen unvermittelten Gegensatze von italienischer und französischer Musik zugespitzt; Deutsche und Engländer zählten einstweilen nicht mit, und am wenigsten wurde von ihnen erwartet, daß sie hier einmal die höhere Einheit erreichen würden. Eine solche Einheit aber, welche die Gegensätze harmonisch löste, erreichten zwei Deutsche, jeder in seiner Weise: Händel und Bach, von denen der erste am 23. Februar 1685 in Halle, der andere vier Wochen später, am 21. März in Eisenach geboren wurde. Beide gingen aus deutschen Organistenkreisen oder -Schulen hervor, aber ihr folgendes Leben gestaltete sich so verschieden, wie es bei zwei stamm- und geistesverwandten Naturen nur der Fall sein kann.

Georg Friedrich Händel. 1685—1759.

Georg Friedrich Händel verließ mit achtzehn Jahren das juristische Studium auf der Universität seiner Vaterstadt, um zunächst zur Oper nach Hamburg zu gehen, und führte seit dieser Zeit ein freies, durch Anstellung in jüngeren Jahren nur vorübergehend auf kurze Zeit gefesseltes Dasein. Nach der Hamburger Schule suchte er die italienische auf; von Italien gelangte er 1710 über Hannover nach London. Hervorragend und fast allen Andern überlegen im Klavier- und Orgelspiel, in welt-

lichen und geistlichen Kompositionen, war sein Weltruf schnell gegründet. Seit 1720 bildete die italienische Oper in London den Mittelpunkt seines Wirkens, wo er mit den besten Werken, Sängern und Spielern der Zeit die glänzendsten Aufführungen veranstaltete. In denselben Jahren kräftigen Mannesalters bauete er auch schon an dem Hauptzweck seines Lebens, an dem Oratorium. Mit Esther, welche 1720 entstand, verließ er die verflachte Manier der oratorischen Kompositionen seiner Zeit, indem er gleichsam an Carissimi wieder anknüpfte und das Werk nun mit Allem ausstattete, was die Neuzeit gewonnen hatte: reich entwickelten Sologesang, ein zu mannichfaltigstem Ausdruck durchgebildetes Orchester, freiere Textgestaltung und eine nie wieder erreichte Steigerung der chorischen Mittel. Wie er mit wunderbarer Leichtigkeit in der echt italienischen Weise gesanglicher Komposition heimisch wurde und deshalb auch in seinen vierzig Opern die vollendetsten Muster des Kunstgesanges liefern konnte, welche vorhanden sind: so fand er sich ähnlich schnell auch in dem Grundwesen der englischen Musik zurecht, so daß bei jeder feierlichen nationalen Angelegenheit seine Kunst helfen mußte den Gegenstand zu verherrlichen. Hierdurch erlangte er in England bald die Stellung eines nationalen Komponisten. Der Rückhalt, den er damit in der allgemeinen Verehrung gewann, kam ihm wesentlich zu Statten bei den langen erbitterten Kämpfen, die er in seiner eigentlichen Werkstatt, der Londoner italienischen Oper, auszufechten hatte. Als er diese Oper um 1740 endlich aufgab und ganz zum Oratorium überging, waren außer Esther mehrere andere Hauptwerke dieses Faches — wie Saul, Israel in Egypten, Alexanderfest — bereits vorhanden, und nun entstanden 1741 unmittelbar nach einander Messias und Samson. Den Messias schrieb er in dreiundzwanzig Tagen für Dublin, wohin er zur Aufführung reiste; dieses Werk wurde der Wendepunkt in seinem Leben und Schaffen. Als er 1743 nach London zurückkehrte, fand er hier ein verändertes Publikum vor, welches seine neuen Oratorien begeistert aufnahm und ihm dadurch für diese Art der Komposition eine Stütze gewährte, die ihm bisher gefehlt hatte. Deshalb blieb er auch hierbei, und seine Thätigkeit beschränkte sich nun darauf, während der Fastenzeit, wo die Oper feierte, eine Reihe von zwölf Oratorienaufführungen zu veranstalten. Alljährlich vermehrte er in unerschöpflicher Fruchtbarkeit die bereits große Zahl seiner Oratorien durch neue, unter denen Belsazar, Herakles, Joseph, Judas Makkabäus, Josua, Susanna, Theodora, Jephtha die bekanntesten sind. Diese unvergleichliche Reihe großer Werke erhielt 1751 einen plötzlichen Abschluß mit Jephtha, weil Händel während der Komposition dieses Werkes erblindete. Auch in den letzten acht Jahren seines Lebens setzte er die Oratorienaufführungen unter persönlicher Betheiligung wie bisher fort, wobei er, obwohl völlig blind, immer noch die Hörer in altgewohnter Weise durch sein Orgelspiel entzückte. Er starb am 14. April 1759 im vierundsiebenzigsten Lebensjahre und fand seine Ruhestätte in der Westminsterabtei. Händels überragende Größe ist namentlich von denjenigen seiner Nachfolger, welche ihm am nächsten stehen — Gluck, Haydn, Mozart, Beethoven —, am entschiedensten bezeugt. „In einer Monarchie weiß man, wer der Erste ist", sagte Beethoven mit Beziehung auf ihn. Die Oper wurde durch Händel mit einem Reichthum an kunstvollem Sologesang ausgestattet, durch welchen seine Werke auch neben den seit Gluck vielseitiger entwickelten Musikdramen immerfort eine klassische Geltung behalten werden. Das Oratorium ist durch ihn nicht nur als ein Kunstwerk vollendet, sondern er hat diesem Zweige der Musik zugleich auch in der Welt das Bürgerrecht verschafft. Händel ist der Gründer des Großen Concerts oder derjenigen Institution, welche die Tonkunst in ihrer Darstellung von den Fesseln sowohl der kirchlichen wie der theatralischen Musik befreit; hierdurch hat er auch die bürgerlichen Gesangvereine veranlaßt, durch deren Mitwirkung die Musik auf eine früher ungeahnte Weise in alle

Schichten der Gesellschaft gedrungen ist. Die historische Bedeutung seiner Werke ist daher ebenso groß, als ihre ästhetische.

Johann Sebastian Bach stammt aus einer reichgliedrigen Organistenfamilie und verharrte lebenslang in einer ähnlichen Stellung. Er bildete sich, gleich Händel, hauptsächlich durch Selbststudium. Mit der größten Begabung verband er ausdauernden Fleiß und scharfen Verstand. Sein Streben war hauptsächlich gerichtet auf vollkommenes Orgelspiel und eine verbesserte Komposition kirchlicher Musikstücke; daneben gestaltete er die Klaviermusik nach den Vorlagen der Meister verschiedener Nationen von Grund aus in einer neuen Weise. Diese drei Fächer sind es hauptsächlich, welche er mit unvergänglichen Werken bereichert hat. Unter seinen Klavierkompositionen ist die Sammlung von zweimal vierundzwanzig Präludien und Fugen, welche er als „Wohltemperirtes Klavier" betitelte, am weitesten verbreitet. Dieser Titel ist ebenso bezeichnend für den didaktischen Zug Bach'scher Kunst wie für das in der Praxis noch schwankende, ungeordnete Tonsystem damaliger Zeit: Bach wollte damit sagen, daß die bisherigen Mängel in dem Zusammenhange der verschiedenen Tonarten auf Tasteninstrumenten durch die temperirte Stimmung nunmehr ausgeglichen seien. Man konnte jetzt auf dem Klavier alle Tasten gebrauchen, in allen Tonarten spielen; dadurch wurden Instrumente, Spiel und Musik „temperirt". Für die Orgel, sein Leibinstrument, schrieb er eine große Zahl herrlicher Stücke, von kleinen Präludien an bis zu den ausgeführtesten Kunstsätzen; diese werden immer den Grundstamm des Orgelspiels bilden. Er galt (von Händel im concertirenden Stil abgesehen) als der größte Orgelmeister seiner Zeit und dürfte diese Stellung auch für alle Zukunft behalten, denn es ist undenkbar, daß ein Zweiter von gleicher Begabung jemals wieder sein Leben daran setzen sollte, um in diesem Fache jene allseitige Vollkommenheit zu erreichen. In seiner Kirchenmusik schloß er sich der damaligen Zeit an, welche durch sogenannte „Kirchenkantaten" den Gottesdienst halbwegs in ein Concert verwandelte, indem frei gedichtete, zusammenhängende Stücke von Recitativen, Arien, Chören und Chorälen mit Orchesterbegleitung in zwei Theilen, vor und nach der Predigt, aufgeführt wurden. Bach hat über zweihundert solcher Kantaten geschrieben, die sich der Folge der Kirchenjahres anschließen und von denen mehrere als zusammen gehörend gedacht sind, z. B. die sechs Stücke, welche er „Weihnachts-Oratorium" nannte. Als Höhepunkt dieser Musikwerke sind die „Passionen" zu bezeichnen, welche Bach zu den Texten aller Evangelisten componirte, von denen die Matthäus- und Johannispassion erhalten und durch Aufführungen jetzt weit verbreitet sind. Diesen schließen sich an, einige Messen u. a. Stücke zu lateinischen Texten, unter ihnen die erhabene Gmoll-Messe. Tiefsinnige Kunst ist Bachs Hauptelement, weniger ein gesanglich freier und leichtfaßlicher Ausdruck; seine Vocalwerke haben sich erst in unserer Zeit allgemein bekannt gemacht. Als Spieler und Komponist von Orgel- und Klavierfugen, die auch in melodischer Hinsicht viel freier gestaltet sind als seine Gesangmelodien, sowie als Lehrer für diese Fächer, war er dagegen schon von jeher nach Verdienst geschätzt, und auf diesem Gebiete liegt auch seine eigentliche Bedeutung. Was die Musik als Kunst zu leisten vermag, hat uns in rein formeller Weise Niemand in so vollendeter Gestalt gelehrt, wie Bach. Sein letztes Werk, die „Kunst der Fuge", ein Lehrbuch in Noten, war der passendste Abschluß, und eine große Zahl von Schülern die natürliche Folge einer solchen Thätigkeit. Bach starb als Kantor an der Thomasschule und -Kirche in Leipzig am 28. Juli 1750. Unter seinen Schülern waren die hervorragendsten seine eigenen Söhne, Friedemann und Philipp Emanuel, von denen der erste in Wunderlichkeiten unterging, der letzte als Verbesserer des Klavierspiels und als Ueberleiter zu der modernen Klavierkomposition eine bleibende Bedeutung gewann.

Johann Sebastian Bach. 1685—1750.

Als nun das Oratorium, und daneben jene Bach'sche Weise, welche man mit einem philosophischen Ausdrucke wohl als die „Kunst an sich" bezeichnen kann, vollendet war, trat die etwas zurückgedrängte Oper wieder mit neuer Kraft hervor und veranlaßte den nächsten bedeutungsvollen Schritt in der Entwicklung der Tonkunst. Neben der Oper war es dann aber die Instrumentalmusik, welche in einer früher nicht gekannten Allgemeinheit von dem gesammten musikalischen Gebiete Besitz ergriff und als die Hauptmacht der nun folgenden zweiten Periode des klassischen Zeitalters dieser Kunst angesehen werden muß.

Christoph Wilibald Gluck 1714—1787. Christoph Wilibald Gluck, zu Weidenwang in der Oberpfalz geboren und in Italien ganz nach den Weisen der neapolitanischen Schule gebildet, in England um 1746 aber durch Händels Kunst zum Studium eines tieferen Ausdruckes der Musik hingeleitet, verließ nach einer großen Zahl beifällig aufgenommener italienischer Opern 1762 mit „Orfeo ed Euridice" den bisherigen Weg und betrat einen neuen, auf welchem zwischen der Handlung, dem Texte und der Musik mit Erfolg eine engere Verbindung hergestellt wurde. In einem berühmt gewordenen Vorworte zu seiner nächstfolgenden Oper Alceste (1766, ebenfalls in Wien geschrieben und aufgeführt) erläuterte Gluck die Grundsätze, welche ihn geleitet hatten, und ging in seiner Begeisterung für einen durch die Bühnendarstellung zu bewirkenden Ausdruck so weit, zu behaupten, eine ausdrucksvolle Illustration des Textes müsse so sehr die Hauptsache sein, daß er bei der Komposition desselben den Musiker ganz zu vergessen suche. Der geistvolle enthusiastische Mann erreichte hierdurch eine wunderbare Uebereinstimmung seiner Musik mit der dramatischen Scene; aber den großen Werken, welche er uns hinterlassen hat, fehlt der specifisch musikalische Reiz in einem Maße, daß dieselben niemals eine wirkliche Popularität oder dauernde Einbürgerung auf den Opernbühnen, für welche sie doch ausschließlich bestimmt sind, gefunden haben. Am schnellsten und entschiedensten konnte er sein Prinzip zur Geltung bringen in der französischen Oper, welche bereits seit Lully eine verwandte Tendenz verfolgt hatte. Als nun Gluck 1773 nach Paris ging, betrat er damit sein eigentliches musikalisches Berufsfeld. Hier wurde er befehdet von zwei Parteien: den Anhängern der altfranzösischen Musiktragödie und den Liebhabern der italienischen Tagesoper. Die erstere Partei trat bald auf seine Seite, als sie erkannte, daß er ihre Lieblingsweise nicht zerstörte, sondern durch eine höhere und mehr zeitgemäße Kunst gleichsam neu belebte. Aber mit den Italienern, besonders nachdem diese ihm in ihrem namhaftesten Opernkomponisten Nicola Piccini einen gefährlichen Concurrenten entgegengestellt hatten, begann jener bekannte heftige Kampf der Gluckisten und Piccinisten, der wechselweise mit Opern wie mit Schriften geführt wurde und in welchem Gluck durch seine Werke (1774: Iphigénie en Aulide und französische Bearbeitung des Orpheus; 1776: französische Bearbeitung der Alceste; 1777: Armide; 1779: Iphigénie en Tauride und Echo et Narcisse) endlich einen vollständigen Sieg errang. Durch dieses Ereigniß schien die französische Oper überhaupt wie verjüngt zu sein, da eine große Zahl einheimischer Komponisten mehr oder weniger genau den Spuren des deutschen Meisters folgte mit Werken, welche durch vereinte dramatische und musikalische Kraft ihre Lebensfähigkeit zum Theil noch gegenwärtig auf der Bühne bewähren.

(Margin: Nicola Piccini 1728—1800.)

Wolfgang Amadeus Mozart 1756—1791. In Deutschland war Glucks Reform weniger vorbereitet und seine Werke schienen damals für unsere Theater namentlich deshalb entbehrlicher zu sein, weil ihm in Wolfgang Amadeus Mozart ein Komponist auf den Fersen folgte, dessen Musik,

unter voller Bewahrung der dramatischen Vorzüge, zugleich alles das enthielt, was die Gluck'sche vermissen ließ. Mozart schrieb mit fünfundzwanzig Jahren (1781) seine Oper Idomeneo ganz im Geiste Glucks, aber in einer reicheren musikalischen Fülle. In der „Entführung aus dem Serail" 1781, und sodann 1791 in der „Zauberflöte" brachte er einen anderen Zweig der jüngst voraufgegangenen Musik zur schönsten Vollendung, nämlich das neuere deutsche Singspiel, welches seit 1750 aus englischen und französischen Anregungen sich gebildet hatte. In Figaro's Hochzeit (1786) und Così fan tutte (1790) schuf er unübertreffliche Muster einer komischen Oper nach französischer Weise. Dann lieferte er in Don Giovanni, 1787 für Prag geschrieben, die unvergängliche Oper aller Opern, und beschloß seine Wirksamkeit für die musikalische Bühne 1791 mit Clemenza di Tito, einer Haupt und Staats-Opera im altitalienischen Styl. So umschrieb er in verhältnißmäßig wenigen Werken, die immer den Grundstamm unserer Oper bilden werden, das ganze Gebiet der auf der Bühne wirksamen Musik. Das neuere deutsche einstimmige Lied mit Klavierbegleitung verdankt ihm ebenfalls die ersten und einige der schönsten Musterstücke. Die volle Hälfte seiner Thätigkeit gehört der Instrumentalmusik, welcher er in allen Formen, vom einfachen Klavierstück bis zur vollstimmigsten Orchestersymphonie, einen neuen Geist einhauchte. Die Formen an sich überkam Mozart von seinen Vorgängern schon in fertigerer Gestalt, als bei der dramatischen Musik, und insofern ist seine Wirksamkeit auf diesem Gebiete nicht von einer völlig gleichen Bedeutung; aber alles, was seine Hand ergriff, wurde dadurch gleichsam in das Reich der Schönheit verzaubert. Mozart wurde am 27. Januar 1756 in Salzburg geboren; schon seit dem sechsten Lebensjahre unternahm er Kunstreisen durch Europa. Er ist das größte Wunderkind, von welchem die Musikgeschichte berichtet, und von den allerersten Meistern ist er zugleich derjenige, dem das kürzeste Leben beschieden war, da er schon in seinem sechsunddreißigsten Jahre am 5. December 1791 in Wien starb. Messen und andere Werke der Kirchenmusik schrieb er seit seiner Kindheit in großer Zahl; ein Werk dieser Art, das berühmte Requiem, war auch die letzte Arbeit, welche ihn noch kurz vor seinem Tode beschäftigte. Mozart ist in allen seinen Werken Musik und Schönheit; dieses sind die hervorragendsten Eigenschaften, gegen welche alle Vorzüge oder Mängel, die sonst noch bei ihm zu finden sein mögen, weit zurücktreten. Den Namen eines „göttlichen" Meisters, welcher ihm von Bewunderern oft beigelegt ist, verdient er im Sinne der Musen wie kein Anderer.

Joseph Haydn ist vierundzwanzig Jahre älter als Mozart und der eigentliche Bahnbrecher in der modernen Instrumentalmusik. Aus dem deutsch-ungarischen Grenzgebiete stammend, bildete er sich hauptsächlich in einer jener aristokratischen Privatkapellen (der fürstlich Esterhazy'schen), die damals als Bildungsstätten der Instrumentalmusik überall verbreitet waren. Die Klaviersonate, das Streichquartett und die Orchestersymphonie sind von Haydn zu jener Gestalt durchgebildet, welche für die Folgezeit maßgebend geblieben ist. Gedankenreichthum, Naturfrische, melodische wie harmonische Fülle und Munterkeit sind bei diesem Meister in einem außerordentlichen Maße vorhanden. In der Oper wurde er nicht heimisch, aber das Oratorium hat er, angeregt durch Händels Kunst, in der „Schöpfung" und den „Jahreszeiten" mit zwei bleibenden Werken bereichert. Mozart, der von ihm sehr geliebt und bewundert wurde, bewegte sich instrumental ganz in seinen Bahnen. Joseph Haydn 1732—1809.

Ein Jüngerer aber, Ludwig van Beethoven, der eine Zeitlang Haydn's unmittelbarer Schüler war, sollte nicht nur im Geiste, sondern auch in den Formen über ihn hinausgehen. Beethoven wurde am 16. December 1770 in Bonn geboren, wandte sich aber schon in jungen Jahren nach Wien, wo er bis zu seinem am 26. März 1827 erfolgten Tode verblieb, muß also ganz der Wiener Schule beigezählt werden, Ludwig van Beethoven 1770—1827.

welcher sämmtliche erste Meister dieser Periode angehören. In Beethovens Musik kommt, wie in der Händel'schen, neben der Schönheit wieder Gewalt und Erhabenheit zur Geltung, nur auf einem ganz anderen Gebiete. Es war die Instrumentalmusik, welcher er in allen Formen und Gestalten das Gepräge seines mächtigen Geistes aufdrückte. Die Klaviersonate erhielt durch ihn erst ihre Vollendung; was er von Trios, Streichquartetten, Concerten und ähnlichen Werken in Haydn'scher Weise aufnahm, gestaltete sich unter seinen Händen zu einer ungeahnten und vielfach auch unverstandenen Größe. Besonders war es dann die Symphonie, welche er in neun Werken zu einer Höhe erhob, die nicht wieder erreicht ist. Einigen dieser Werke, dem dritten (Eroica) und sechsten (Pastorale), gab er Beziehungen auf einen äußeren Gegenstand um die darstellende Kraft der Musik noch bestimmter zu veranschaulichen, und die vielbewunderte wie -bestrittene neunte Symphonie schloß er mit Solo- und Chorgesang über Schillers Ode „An die Freude". Im Gesange haben wir von ihm seelenvolle Lieder mit Klavierbegleitung, herrliche Scenen in seiner einzigen Oper „Fidelio", einem Sprößling des deutschen Singspiels, ergreifende Soli und Chöre in seinen Messen, von denen die letzte in Dmoll die umfangreichste und großartigste, obwohl nicht die ansprechendste ist. Der Vocalmusik hatte er aber trotzdem bei weitem nicht jenes anhaltende tiefe Studium gewidmet, welches er auf die Instrumentalmusik verwandte; sie gelang ihm daher auch nicht in gleichem Maße, besonders leiden die großen Werke aus seinen späteren Jahren an Gesangswidrigkeiten im Einzelnen und Unförmlichkeiten im Ganzen. Jene kunstvolle freie Vocalität aller Gattungen, welche in der Händel'schen Periode waltete, war jetzt überhaupt eingeschrumpft zu Theater- und Liedergesang. Aber der Triumph, den die instrumentale Musik durch Beethoven feierte, war um so größer. Er ist es gewesen, welcher diesem Zweige der Tonkunst einen wahren Kultus in der Welt verschaffte; das ganze Concertwesen, wie es sich seit 1800 gebildet hat, steht wesentlich unter Beethoven'schem Einflusse, und so groß ist hierin seine Macht, daß der irrthümliche Glaube fast allgemein verbreitet ist, die Instrumentalmusik, als die vermeintliche reine oder absolute Musik, sei der vollkommenste Theil der Tonkunst.

Zwei andere deutsche Meister, Schubert und Weber, gehören mit ihrem Leben zwar noch dem klassischen Zeitalter, mit ihrer Kunst aber schon der nächstfolgenden Periode an. Franz Schubert in Wien gab in Weiterbildung Mozart'scher und Beethoven'scher Vorlagen dem Lied mit Klavierbegleitung diejenige Vollendung und durchcomponirte Gestalt, welche dann von allen Späteren als Norm angesehen und zum Schaden einer kunstvollen Gestaltung der Vocalwerke auf die verschiedensten Gebiete des Gesanges übertragen wurde. In dem eigentlichen Liede aber ist durch diese Kompositionsweise ein neues Reich des musikalischen Ausdruckes erobert. Carl Maria von Webers Kunst ist wesentlich eine theatralische. In seinem „Freischütz" schuf er das populärste Werk auf dem Gebiet des deutschen Singspiels, und der Versuch, den er mit „Euryanthe" im Bereiche der großen Oper machte, ist gleich einem Samenkorn erst in den musikalisch-dramatischen Bestrebungen der Gegenwart aufgegangen.

Franz Schubert 1797—1828.

Carl Maria von Weber 1796—1826.

C. Das Revolutionszeitalter.

Geschichtsliteratur: Bei der folgenden Darstellung kamen dem Verf. zwei Dinge zu Statten: einmal, daß er von seiner Studienzeit an, da er Schlossers Vorlesungen hörte, fortwährend der Revolutionszeit besondere Aufmerksamkeit gewidmet hat, namentlich während eines längeren Aufenthaltes in Paris in der Mitte der dreißiger Jahre; sodann, daß die Heidelberger Universitätsbibliothek eine reichhaltige Sammlung von geschichtlichen Werken aller Art über diesen wichtigen Zeitraum enthält, indem sie zu ihrem eigenen Vorrathe noch die Privatbibliotheken von Schlosser und Häusser erlangt hat, welche beide über Revolutionsgeschichte geschrieben und Vorlesungen gehalten haben. So konnten denn zunächst die älteren Werke benutzt werden, die vor dem Jahre 1848 erschienen sind, und von denen manche, wie die Darstellungen von Thiers, Mignet (histoire de la révolution française), Lamartine (histoire des Girondins), E. Burke (Reflections on the Rev. of France, 1790) in zahllosen Ausgaben verbreitet und in alle europäischen Sprachen übersetzt wurden. Dahin gehören die meisten der schon p. 330. 2. aufgeführten Werke, insbesondere die von Droz und Soulavie, so wie die Revolutionsgeschichten von Toulongeon (hist. de Fr. depuis la révol. P. 1801—10. 7 voll.), von Fantin-Desodoards (hist. philos. de la révol. de France. 1806. 5. Ed. 10 voll.), von Montgaillard (hist. de Fr. depuis la fin de L. XVI. jusqu'à 1825. 3. Ed. 15 voll.), von Rabaud und Lacretelle jun. (précis de la rév. fr. 1801. 10. 13. 4 voll. 12°), Eug. Labaume, hist. monarch. et constit. de la Rév. fr. P. 1836. 5 voll. u. a. W.; vgl. Desmarais, Études critiques des historiens de la Révolut. Par. 1835. Dahin gehört in erster Linie das große Sammelwerk: Histoire parlamentaire de la Révolution française cet. par Buchez et Roux. 40 vol. Par. 1834—1838 (vgl. Wachsmuth Beil. IX zum 1. Bd. des unten anzuführenden Buches). Dahin gehört die Unzahl von Denkwürdigkeiten über die Revolutionszeit, in welchen viele an den Begebenheiten betheiligte Persönlichkeiten ihre Erlebnisse und Anschauungen dargestellt haben, wie Bailly, Ferrières, Dumouriez, Lafayette, Bouillé, Bertrand de Moleville, Lally Tolendal, die Girondisten Buzot, Brissot, Lameth, das Conventmitglied Barrère, der Oesterreicher Weber vom Hofstaat der Königin, mehrere Frauen, wie Mad. Campan, Mad. Roland, Mad. de Genlis, Frau v. Staël-Necker, deren considérations einen ähnlichen Charakter an sich tragen. Eine Anzahl dieser zeitgenössischen Mittheilungen, darunter auch die Denkschriften über die Führer des Vendéekrieges Laroche-Jacquelein, Bonchamps u. a. findet man in der Sammlung von Berville und Barrière: Collection des mémoires relatifs à la Révolut. franç. Paris 1822 ff. — Besonders zahlreich sind die Schriften von und über Mirabeau. Außer den Mémoires biographiques, lit. et polit. de M. écrits par lui même, par son père, son oncle et son fils adopt. Par. 1834. 3 voll. (Rec. von Schlosser, Heid. Jahrb. Jahrg. 27), seiner Correspondenz mit dem Gr. Lamarck (Corresp. des Comtes de M. et de la Marck par Racourt. 1853. 3 voll. Auch deutsch v. Städtler. Leipz. 1851 f. 3 Bde.), den Lebensgeschichten von Pipitz (Leipz. 1850. 2 Bde), von Vermorel (Par. 1864—66. 5 voll.) u. A., gibt es über den merkwürdigen Staatsmann eine Menge monograph. Arbeiten, Vorträge u. dgl., z. Th. in Einzelausgaben, z. Th. in Zeitschriften zerstreut. — Dahin gehören ferner die Sammlungen von Briefen, Aktenstücken, Reden, Ge-

richtsverhandlungen, Flugschriften, Journalen u. dgl., wie (Deschiens) Collect. de matériaux pour l'hist de la révol. de France. Par. 1829; Grille, Introduction aux mémoires sur la révolut. fr. ou tableau comparatif des mandats et pouvoirs donnés par les Provinces à leurs députés aux états gén. de 1789. Par. 1825. 2 voll. — Dahin gehören endlich die deutschen Werke: (v. Schütz) Gesch. der Staatsveränderungen in Frankreich unter L. XVI. Leipz. 1827—33. 6 Bde. — W. Wachsmuth, Gesch. Frankr. im Revolutionszeitalter. Gotha 1840—44. 4 Bde. — Dahlmann, Gesch. der frz. Revolut. (bis zum Sturz des Königthums). Leipz. 1845. 3. Aufl. 1853. — Leo, Gesch. der Revol. Halle 1842. — Thom. Carlyle, French Revolution. Lond. 1837. 4. Aufl. 1864. 3 Bde. — — Die Jahre 1848 und 1849, die der jüngeren Generation das Verständniß der ersten Revolution näher führten, haben auch in die Historiographie über die Vorgänge des letzten Jahrzehents des 18. Jahrh. neue Thätigkeit gebracht. Wir erinnern nur an das ausführliche Werk von Louis Blanc, Hist. de la révolut. française. Par. 1847—62. 12 voll. — an die histoire de la Terreur von Mortimer-Ternaux. P. 1862—67. 6 voll. — an das Buch von Michelet, hist. de la révol. fr. 1869. 2 Ed. 6 voll. — an die deutschen Werke von v. Sybel, Gesch. der Revolutionszeit von 1789—1800. 3. Aufl. Düsseld. 1865 ff. 5 Bde. — an Ludw. Häussers Gesch. der franz. Revolut. 1789—99. Herausg. von W. Oncken. Berl. 1867 — an E. Arnd, Gesch. der Revol. von 1789—99. Braunschw. 1851. 6 Bde. — an J. W. Zinkeisen, Der Jakobiner-Klub. Berl. 1852 f. 2 Bde. — an Adolf Schmidt, Pariser Zustände während der Revolutionsz. von 1789—1800. Jena 1875. 2 Bde. und Tableaux de la révol. fr. publiés sur des pap. inédits cet. Leipz. 1867—70. 3 voll.— an das schon früher erwähnte Buch von Tocqueville (l'ancien régime et la révol. Par. 1866). — an Hamel, hist. de Robespierre. Par. 1865—67. 3 voll. — Mit besonderem Interesse wurden die Personen und Verhältnisse am Versailler Hof, meistens aus neuen bisher ungedruckten Quellen beleuchtet: So publicirte in den Jahren 1864—73 Feuillet de Conches 6 Bände Lettres et docum. inédits sur Louis XVI., Marie Antoin. et Mad. Elisabeth und Lescure im J. 1866 correspond. secrete et inédite, in 2 Bdn. Andere Briefwechsel M. Antoinette's mit ihrer Mutter, ihren Brüdern und andern ihr nahe stehenden Personen wurden 1864 von Hunoltstein, 1865 und 1866 von Arneth (Wien u. Leipz.) u. A. mitgetheilt. Im demselben J. 1865 erschienen mémoires sur M. Ant. par Huard. — Auch über die Kriegsgeschichte und Coalitionspolitik ist neues Licht verbreitet worden durch verschiedene auf archivalische Forschungen gegründete Werke. Wir erinnern nur an die „Deutsche Gesch." von L. Häusser. Berl. 1861. 3. Aufl. 4 Bde.— an „Ursprung und Beginn der Revolutionskriege" von L. v. Ranke. Berl. 1872. 2 Bde.— an Hüffer, „Oesterr. u. Pr. gegenüber der frz. Revolut." Bonn 1868, — an die Schriften von Vivenot über Thugut, Clerfayt, Würmser. Wien 1869 und 1872. — Quellen zur Gesch. der deutschen Kaiserpolit. Oestr. von 1790—1801 u. a. W.

I. Die französische Revolution im Aufsteigen.

I. Die Jahre der constituirenden Nationalversammlung.

1. Die Reichsstände in Versailles.

Tendenzen und Ziele. In den ersten Monaten des Jahres 1789 war Frankreich in großer Aufregung: ein strenger Winter, Mangel und Theurung in Folge einer dürftigen Ernte und die politischen Versammlungen behufs der Wahlen zum bevorstehenden

Reichstag hielten die Menschen in Unruhe. Von dem Zusammentreten der Stände erwartete man die Abstellung aller Uebel, den Anbruch eines neuen goldenen Zeitalters. Die Schriftstücke (Cahiers) über die Beschwerden und Wünsche, die den Abgeordneten von ihren Wählern mitgegeben wurden, um ihnen als Ziel und Richtschnur bei den Berathungen und Abstimmungen zu dienen, gaben Zeugniß von den Leiden und Nöthen, an denen der Staat und das öffentliche Leben krankte, von den Ansprüchen, zu denen sich Provinzen, Städte und Körperschaften berechtigt glaubten. Es wurde schon früher erwähnt, von wie mannichfaltiger Art der Inhalt dieser schriftlichen Mandate und Instructionen war: die Mehrzahl bewegte sich in den Anschauungen, die durch die freien Geister geweckt, durch die amerikanischen Ideen verstärkt und geklärt, seit einem Menschenalter das Gemeingut aller Gebildeten geworden waren. Die Cahiers drangen nicht nur auf Beseitigung der Mißstände, unter denen das Volk am meisten zu leiden hatte, der drückenden und ungleichen Besteuerung, der Feudallasten, der mangelhaften und parteiischen Rechtspflege, der chaotischen Masse verschiedenartiger Gesetze und Gewohnheitsrechte; sie richteten ihre Angriffe auf die fundamentalen Ordnungen des französischen Staats. So sehr die Nation im Ganzen dem dynastischen Prinzipe noch immer ergeben war, die absolute Monarchie, wie sie unter den drei letzten Bourbons zur Ausbildung gekommen, wurde allgemein verworfen. Der Pariser Wahlschrift ging eine „Erklärung der Rechte" voraus, worin es hieß: „In jeder politischen Gesellschaft sind alle Menschen einander gleich an Rechten, alle Staatsgewalt geht aus von der Nation und kann nur zu deren Heil ausgeübt werden; der allgemeine Wille gilt als Gesetz, die öffentliche Macht sichert demselben die Vollstreckung; Steuern können allein von der Nation auferlegt werden; Person und Eigenthum sind durch das Gesetz gewährleistet und sicher gestellt" u. a. m. Man erkennt darin bereits die Fundamentalsätze und Doctrinen, deren praktische Verwirklichung die Revolution zu ihren wichtigsten Errungenschaften zählt. Freilich kamen neben diesen liberalen Forderungen auch conservative und particularistische Grundsätze zu Tage: Die Hierarchie war nicht geneigt ihre Herrschaft in Glaubenssachen und ihre Immunitäten fahren zu lassen, die Freiheit der Religion und der Gewissen anzuerkennen; der Adel hielt an seinen Standesrechten fest; höchstens wollte er wie die Geistlichkeit in eine freiwillige Selbstbesteuerung, in eine „adelige Taille" willigen, um den Staat aus seiner gegenwärtigen Noth zu reißen; von einem Aufgeben seiner grundherrlichen Rechte, seiner Gerichtsbarkeit, seiner bevorzugten Stellung wollte er nichts hören. In manchen Provinzen, wie im Dauphiné, vereinigten sich Adel und Bürgerstand zu gemeinsamem Vorgehen; in andern geriethen sie hart aneinander. In der Bretagne traten die Gegensätze so schroff hervor, daß der Adel keine Vertreter wählte. Und wie die weltlichen Stände war auch der Klerus zwiespältig. Die niedere Geistlichkeit stand zu der hochkirchlichen Hierarchie in einem ähnlichen Verhältniß wie der Tiersetat zum Adel; daher

auch von der großen Anzahl von Pfarrern, welche in die allgemeine Ständeversammlung gewählt wurden, die meisten mit dem dritten Stande sympathisirten. So wogten die Meinungen und Ziele, die Parteien und Bestrebungen wirr durcheinander. Die Regierung suchte bei der Nation Hülfe gegen den finanziellen Ruin des Staats; die Nation strebte nach Heilung ihrer kranken Zustände. Frankreich glich einem gebrechlichen und schadhaften Fahrzeug, das ohne seekundigen Steuermann und ohne erfahrene und kräftige Schiffmannschaft in ein sturmbewegtes Meer segelt.

Eröffnung der Reichsstände 5. Mai 1789. Es war ein schöner sonniger Maitag, als die Abgeordneten der drei Stände sich in Versailles versammelten, die talentvollsten und gebildetsten Männer Frankreichs, die Zierden der Nation. Aus allen Theilen des Landes, besonders aus der erregten Hauptstadt Paris waren zahllose Menschen herbeigeströmt, um dem großen Ereigniß, das eine neue Aera der Weltgeschichte begründen sollte, in der schöngeschmückten im Festglanz prangenden Residenz des französischen Königthums anzuwohnen. Die Messe, die als Einleitung am Tag vor der Eröffnung gefeiert ward, hatte mehr einen politischen als einen kirchlichen Charakter. Die Predigt des Bischofs war ein Wiederhall der Schlagwörter, die damals von Mund zu Mund gingen, und wurde häufig von Beifallsrufen begleitet. Der unzählbaren Menge, welche Straßen, Fenster und Dächer füllte, wurde das eigenthümliche Schauspiel zu Theil, einen Blick in längst vergangene Zeiten zu werfen: denn von der Regierung war der Beschluß gefaßt worden, die Versammlung nur als eine Fortsetzung und Verjüngung der ehemaligen Generalstände erscheinen zu lassen und sich daher an die Ueberlieferungen zu halten. Zu dem Ende traten die Abgeordneten in der alten Tracht auf, die Geistlichkeit in ihrem Prachtornat, der Adel in schwarzem mit Gold und Spitzen besetztem Sammetmantel, einen glänzenden Federhut auf dem Haupte, der Bürgerstand in einfachem schwarzen Ueberwurf mit Hüten ohne Federn und Knöpfe. In derselben Tracht und Ordnung bewegte sich am 5. Mai der Zug nach dem Versammlungssaal, wo der König, nachdem die Privilegirten durch die große weitgeöffnete Hauptpforte, die Gemeinen durch eine Seitenthür eingetreten waren, auf dem Throne Platz nahm und umgeben von seiner Familie und dem ganzen Prunke des alten Hofstaates die Sitzung eröffnete, mit einer Rede, die „reich an Wohlwollen und arm an politischen Gedanken" die schwierige Lage des Staats und die daraus entstandene Beunruhigung der Gemüther hervorhob und die Versammlung zur Eintracht ermahnte, sie zugleich der wärmsten Gefühle des Königs für die Wohlfahrt des Volkes versichernd. Der Großsiegelbewahrer Barentin, der nach der Thronrede das Wort ergriff, deutete die wichtigen Gegenstände an, mit welchen sich die Abgeordneten zu befassen haben würden, und ermahnte sie, sich nicht von der gefährlichen Neuerungssucht, welche die Gemüther ergriffen habe, fortreißen zu lassen. Die Frage über die Art der Abstimmung solle der Entscheidung der Reichsstände selbst anheimgestellt bleiben. Hierauf bestieg Necker

die Rednerbühne. Er war der Mann des allgemeinen Vertrauens, darum folgte ihm die Versammlung mit der größten Aufmerksamkeit. Allein nur wenig befriedigte seine dreistündige Rede, in welcher er die Ansicht zu begründen suchte, die Finanzlage sei nicht so zerrüttet, daß nicht durch Sparsamkeit und umsichtigen Staatshaushalt das Deficit gehoben werden könnte, die Einberufung der Generalstände sei ein freier Akt der Regierung, für den sich die Versammlung durch Verträglichkeit und Mäßigung erkenntlich zeigen möge. Aus seinen Nachweisungen über Einnahmen und Ausgaben ging jedoch deutlich hervor, daß er wie früher den wahren Zustand durch unrichtige Angaben, durch Rechenkünste und Verheimlichung der rückständigen Zahlungen zu verdecken suche. Aus allem, was in dieser ersten Sitzung vorgebracht wurde, gewann die Versammlung die Ueberzeugung, daß die Regierung rathlos vor einer großen Aufgabe stehe, daß sie ohne Plan und Ziel einer dunkeln Zukunft entgegensteure, daß es Sache der nationalen Vertretung sei, die Wunden und Schäden des Gemeinwesens bloßzulegen um die Mittel und Wege der Heilung zu finden.

Soll nach Ständen oder Köpfen abgestimmt werden?

Aber wie wenig war man auch hier der Ziele und Aufgaben sich bewußt; wie wenig Eintracht und Vertrauen herrschte auch in den Kreisen der Abgeordneten! Wie sollte eine Versammlung von zwölfthalbhundert Männern aller Stände, von denen aus den Reihen der Geistlichkeit zwei Drittel der niedern Priesterschaft, aus dem Adel die überwiegende Mehrheit der Klasse der feudalen Grundherren, aus dem Tiersetat neben Bürgern und Landleuten über dreihundert Mitglieder dem Advocaten- und Richterkreise angehörten, wie sollte eine Versammlung von so verschiedenartigen Elementen sich rasch zu einem einträchtigen Handeln einigen! Gerieth man doch gleich über die wichtige Frage in Streit, ob die drei Stände eine einzige Nationalvertretung oder ob sie selbständige Körperschaften bilden, gesondert oder gemeinschaftlich berathen und beschließen sollten. Für den dritten Stand war es eine Lebensfrage, ob nach Curien oder nach Köpfen abgestimmt werde. Die Regierung hatte sich nicht ausgesprochen; aber in dem Umstand, daß den Gemeinen die doppelte Zahl eingeräumt worden, war doch die Absicht zu erkennen, daß man das letztere Verfahren wünsche. Demgemäß ließen die Mitglieder des Tiersetat an die beiden andern Stände die Einladung ergehen, sich behufs der Verification der Vollmachten und Wahlakten in dem ihnen angewiesenen größten Saale mit ihnen zu vereinigen. Diese lehnten jedoch die Einladung ab und verlangten, daß sowohl der Klerus als der Adel die Mandate ihrer Standesgenossen gesondert prüfen sollte. Damit wäre man zu der alten verjährten Geschäftsordnung zurückgekehrt, bei der eine durchgreifende Reform der Staatsverfassung unmöglich war. Denn was hätte den Communen die doppelte Anzahl genützt, wenn die andern ein Veto einlegen und sie überstimmen konnten? So begann denn das Werk mit einem Prinzipienkampf. Beharrten die Bevorrechteten auf ihrem Standpunkt, so durften die Gemeinen nicht hoffen eine Verfassung zu Stande zu bringen, wie sie den

Bedürfnissen und Wünschen des Volkes entsprach. Mehrere Wochen vergingen in unfruchtbaren Kämpfen. Eine Vermittelung, zu welcher einzelne Mitglieder der Geistlichkeit die Hand boten, blieb erfolglos. Der Adel, in dessen Mitte sich manche Anhänger der neuen Ideen befanden, der Klerus, bei dem die Prälaten von der niedern Priesterschaft überflügelt zu werden fürchteten, zitterten vor dem Gedanken einer Abstimmung nach der Kopfzahl, bei der ihre Sonderrechte in die größte Gefahr gerathen mußten. Die Privilegirten wußten, daß die einflußreichsten Männer und Frauen bei Hofe auf ihrer Seite standen, daß das Ministerium uneinig und ohne Plan und Ziel war, daß die höheren Kreise nichts sehnlicher wünschten, als daß die Versammlung ihre organisatorischen Arbeiten gar nicht in Angriff nehmen könne. Ihre freiwillige Verzichtleistung auf die bisher genossenen Vorrechte bei der Besteuerung sollte jedes weitere Tagen als unnöthig erscheinen lassen.

Ausgang des Streits. Die Communen verfolgten aber ganz andere Zwecke. Der Adel hatte sich bereits constituirt, während die Gemeinen noch ohne Haupt, Namen und Geschäftsordnung unter der zufälligen Leitung eines Alterspräsidenten umherwogten. Mirabeau, dessen politischer Geist die Schwierigkeit der Lage am klarsten durchschaute, suchte sich mit Necker, dem Schöpfer der Nationalversammlung, zu gemeinschaftlichem Handeln zu verbinden; allein der eitle, selbstzufriedene Staatsmann hüllte sich in seine Tugend. Er wollte nichts gemein haben mit einem Manne von so fleckenvoller Vergangenheit, auf dessen zunehmenden Einfluß und geistige Ueberlegenheit er ohnedies mit Neid und Mißtrauen blickte. Diese Wochen der Unsicherheit waren der gährende Schooß der Revolution. Während der Zeit arbeiteten die elementaren Volkskräfte, welche die liberalen Abgeordneten theils ermuthigten und unterstützten, theils vorwärts drängten. In Versailles selbst war der „Club Breton", den auf Mirabeau's Anregung der Advocat Le Chapelier aus Rennes gegründet hatte, bereits der Versammlungsort geworden, wo die politischen Gesinnungsgenossen sich zu gemeinsamem Vorgehen bei den Berathungen verständigten, die Wahlen und Abstimmungen festsetzten. Sie fanden einen Rückhalt und Sporn an den Männern, die im Palais Royal, der Wohnung des Herzogs von Orleans, ihre agitatorische Thätigkeit entwickelten, durch die „Despotie populärer Beredsamkeit" den revolutionären Geist entflammten. Im Innern des Landes, wo die wachsende Theuerung und Hungersnoth Verzweiflung in die Hütten der Armen trug, rotteten sich Bauern, Knechte und Tagelöhner zusammen und bedrohten bandenweise die Höfe der reichen Pächter und die Schlösser der Gutsherrn. In den Städten bildeten sich bürgerliche Wehrmannschaften zum Schutze ihres Eigenthums und Lebens, zugleich bereit, den Abgeordneten ihres Standes Nachdruck und Beistand zu leihen zur Begründung einer neuen Staats- und Gesellschaftsordnung. Allenthalben spürte man den scharfen Lufthauch eines beginnenden Sturmes. Dabei eine Regierung ohne Geld und Autorität, welche mit kleinlichen Mitteln, besonders durch Beschränkung und Ueberwachung der Presse, die schwierige Lage zu verdecken bestrebt war. Unter solchen Umständen konnte der dritte Stand sicher auf einen siegreichen Ausgang des Streites hoffen. Stand doch die Nation in ihrer überwiegenden Mehrheit hinter ihm. Als die Conferenzen der Commissäre zu keiner Verständigung führten, vielmehr die Gegensätze immer schärfer hervortreten ließen, beantragte Sieyès, einer der Abgeordneten von Paris (S. 384), daß man eine letzte Aufforderung an die beiden Stände ergehen lasse, sich behufs der Prüfung der Vollmachten in dem „Ständesaal" einzufinden, und im Falle der Weigerung selbständig an das Werk gehe. Die

Club Breton und Palais Royal.

10. Juni 1789.

Versammlung nahm mit einigen Milderungen in der Fassung, indem sie statt „Aufforderung" (sommation) „Einladung" setzte und die Entscheidungsfrist um einen Tag verlängerte, den Antrag an. — Noch immer waren jedoch die conservativen und reactionären Elemente bei den privilegirten Corporationen in der Mehrheit. Der Einladung wurde keine Folge gegeben; der dritte Stand mußte das Prüfungsgeschäft für sich beginnen. Aber während der Arbeit, die drei Tage in Anspruch nahm, erschienen einzelne Glieder des niedern Klerus und nahmen ihre Sitze unter den Communen, von diesen freudig begrüßt. Nun betrachtete sich die Versammlung als „Vertretung der Nation" und berief den Naturforscher und Astronomen **Bailly**, einen edlen von Vaterlandsliebe und Freiheitssinn erfüllten Mann, den die Stadt Paris unter ihre Abgeordneten gewählt hatte, auf den Präsidentenstuhl. Welchen Namen sollte man sich aber beilegen? „Generalstände" konnte man sich nicht nennen, so lange Klerus und Adel sich fern hielten; die Bezeichnung „Tiersetat" war nicht mehr zutreffend und widerstrebte dem Selbstgefühl der bürgerlichen Abgeordneten, welche mehr als neunzehntel der Gesammtbevölkerung vertraten. Mirabeau's Vorschlag: „Repräsentanten des französischen Volks" scheiterte an dem Vorurtheil gegen den Ausdruck peuple, dem man einen verächtlichen Nebenbegriff beilegen könnte. Endlich einigte man sich über die Benennung „Nationalversammlung". Am 17. Juni des Jahres 1789 constituirte sich der dritte Stand als Versammlung der französischen Nation mit der Erklärung, daß den andern der Zutritt jederzeit offen stehe. Diesem entscheidenden Schritte folgten andere Beschlüsse von großer Wichtigkeit auf dem Fuße: Die Versammlung erklärte, daß die bestehenden Steuern und Abgaben, wie ungesetzlich sie auch angeordnet seien, bis zu dem Tage ihrer eigenen Auflösung in der bisherigen Weise forterhoben und die Zinsen der Staatsschuld entrichtet werden sollten, und daß man sofort die Ursachen der Hungersnoth erforschen und wirksame Mittel zu ihrer Abhülfe ergreifen werde. Hatten die Gemeinen durch den ersten Beschluß sich eigenmächtig eine Gewalt beigelegt, die nur dem König und Ministerrath zustand, so waren die andern berechnet, der Regierung und den Staatsgläubigern den drohenden Wink zu geben, daß ihre eigene Existenz mit dem Fortbestehen der Versammlung aufs engste verknüpft sei, und dem hungernden Volke die Ueberzeugung zu erwecken, daß es nur von der Nationalversammlung das Ende des Elends und Nothstandes erhoffen dürfe.

Der Tiersetat erklärt sich als Nationalversammlung. 12–15. Juni 1789.

Der 17. Juni war „der Geburtstag der Revolution". Indem der dritte Stand über die beiden andern Factoren des alten Feudalstaats hinwegschritt, sich zur Nationalversammlung erklärte und sich das ausschließliche Steuerbewilligungsrecht beilegte, stellte er sich auf den Standpunkt der Volkssouveränetät und zog der Monarchie von Gottes Gnaden den Boden unter den Füßen weg. Dieser Zustand war hauptsächlich durch Necker geschaffen worden, der zwischen Hof und Volksgunst schwankend nicht den Muth hatte, das entscheidende Wort zu sprechen. Ihm scheint als Ideal eine Verfassung vorgeschwebt zu haben, in welcher, wie in England Adel und Hochkirche zu einem Oberhaus vereinigt der Volksvertretung ein gesetzlich geordnetes Gegengewicht geboten hätten. Auf einen solchen Plan wäre auch wohl die Mehrzahl der bürgerlichen Abgeordneten eingegangen; denn die beredtesten Stimmführer, insbesondere Mirabeau, traten für das monarchische Prinzip in die Schranken. Aber dazu hätte es eines Staatsmannes bedurft, der das Steuer mit sicherem Griff geführt, die besonnenen und gemäßigten Kräfte um sich gesammelt, den aristokratischen Hofkreisen mit Entschlossenheit

Necker und die Parteistellung.

widerstanden hätte. Jetzt aber war durch Neckers Unthätigkeit und Schwäche die künftige Verfassung Frankreichs zwischen Demokratismus und Absolutismus gestellt. Soll der monarchische Feudalstaat in der bisherigen Weise fortdauern, vielleicht mit einigen kleinen Opfern von Seiten der Privilegirten in der Besteuerung, oder soll es der Nationalversammlung überlassen bleiben, auf dem Wege der Selbstbestimmung, den sie eingeschlagen, den künftigen Zustand des öffentlichen Lebens festzustellen? Der König war schwankend und unsicher; die hohen Hofkreise, die Königin, die Prinzen, die Polignacs und andere Adelshäupter waren der Meinung, man solle sich der Versammlung je eher je lieber entledigen; sie wurden unterstützt von den hochadeligen und hochkirchlichen Mitgliedern der beiden privilegirten Stände in Versailles. Selbst alte Parlamentsräthe, die einst der Allmacht der Krone entgegengetreten waren, wie d'Epremenil, standen zu ihnen. Aber sollte das organisatorische Werk, auf das man seit Jahren hingewiesen hatte, auf das die Hoffnungen der ganzen Bevölkerung als auf die Stunde der Erlösung gerichtet waren, wie ein flüchtiges Nebelbild verscheucht werden? Einen solchen Gewaltstreich getraute man sich nicht zu führen. Das Machtbewußtsein der Versammlung war bereits so sehr gestiegen, namentlich als die Mehrheit des Klerus ihren Beitritt erklärte, die Aufregung im Volke so tief und allgemein, die Armee in Paris durch die im Palais Royal angewandten Verführungskünste so unzuverlässig geworden, daß man der Stimme der aristokratischen Ultras kein Gehör zu geben wagte. Auch hätte dann das Ministerium geändert werden müssen. Denn nimmermehr würde Necker die Hand geboten haben zu einer That, die für ihn ein moralischer Selbstmord gewesen wäre und ihn um seine ganze Popularität, deren er sich noch immer erfreute, gebracht haben würde. So entschloß man sich denn zu einer Maßregel, die, hätte man sie gleich Anfangs in Anwendung gebracht, von Erfolg hätte sein mögen, die aber jetzt zu spät kam: König und Regierung einigten sich zu dem Vorhaben, den Generalständen in ihrer dreitheiligen Sonderung einen Verfassungsentwurf zu unterbreiten und dadurch den Gang der Verhandlungen und Beschlüsse in bestimmte Grenzlinien zu weisen, den aufstrebenden Geist des Demokratismus niederzuhalten, von dem monarchischen Feudalstaat so viel zu retten als unter den obwaltenden Umständen möglich war. Die Opfer, die dabei der Krone und den Privilegirten auferlegt werden mußten, konnten in der Folge unter günstigeren Verhältnissen wieder eingebracht werden.

Die königliche Sitzung. 23. Juni 1789. Mit großer Eile wurde die neue Verfassungsurkunde entworfen. Sie sollte von dem König selbst in einer feierlichen Versammlung verkündigt werden. Zu dem Zweck mußte man in dem Ständesaal allerlei Zurüstungen treffen, welche die Abhaltung der regelmäßigen Sitzungen unmöglich machten. Als nun der Präsident Bailly, der ganz spät von dem Vorhaben in Kenntniß gesetzt worden war, und die übrigen Abgeordneten vor dem Ständesaal eintrafen, wurde ihnen der Eintritt verwehrt. Da begaben sich die Versammelten unter dem Geleite

einer unermeßlichen Volksmenge, die aus Paris herbeigeströmt war, nach einem Nachbarhause, wo sich ein großer Saal zum Ballspiel befand. Man überlegte, was zu thun. Viele Meinungen und Vorschläge tauchten auf, ein Zeichen, daß Anfangs manche Zweifel und Bedenken in den Gemüthern verborgen lagen. Einige Eiferer waren der Ansicht, die Versammlung solle in Paris tagen. Da sprach Mounier, Abgeordneter der Provence, sonst ein gemäßigter Mann, das zündende Wort: man müsse hier bleiben und schwören, sich nicht zu trennen bis die Verfassung des Reichs und die Begründung der öffentlichen Ordnung vollendet sei. Dies gab den Ausschlag. Bailly las die Eidesformel vor, worauf alle Versammelten die Hände emporhoben und den Schwur leisteten. Eine allgemeine Begeisterung ergriff die Herzen; „mit stürmischem immer erneuertem Zuruf wiederholten die Männer das Gelübde, mit welchem der Pulsschlag einer neuen Zeit für Frankreich begann, das Gelübde, mit welchem die Meisten das eigene Haupt als Opfer für Vaterland und Freiheit weihten". Als auch das Ballhaus auf Befehl des Grafen von Artois geschlossen ward, hielten die Abgeordneten die nächste Sitzung in der Ludwigskirche ab. Bei dieser Gelegenheit schloß sich die größere Hälfte der Geistlichkeit, Bischöfe, Aebte und Pfarrer, und der Adel des Dauphiné den Reihen der Gemeinen an. Am 23. Juni fand die königliche Sitzung statt. Als Ludwig XVI. im reichen Herrschergewand inmitten einer glänzenden Umgebung, in der man jedoch den Minister Necker vermißte, vom Throne herab die Versammlung mit Vorwürfen anredete, daß sie in zwei Monaten nichts zu Stande gebracht, und dann die Erklärung verlesen ließ, daß die Beschlüsse des dritten Standes vom 17. Juni gesetzwidrig und ungültig seien, die künftige Verfassung nur von den drei gesonderten Ständen mit Zustimmung der Krone erlassen werden dürfe, da wurde man an die alten Lits-de-Justice erinnert. Aber doch, wie verschieden war die dermalige Nationalversammlung von dem Pariser Parlament! Die Reformvorschläge, die darauf der Siegelbewahrer vortrug, wurden mit Kälte aufgenommen, so groß auch die Zugeständnisse waren, die dem Zeitgeist und den freisinnigen Staatsideen darin gemacht wurden. Die Stände des Reichs sollten über den gesammten Staatshaushalt beschließen, Grundsteuerbefreiung und Frohndienst wegfallen, Justiz und Militärwesen umgestaltet, die königlichen Haftbriefe und die Censur abgeschafft, Provinzialstände errichtet werden u. A. m. Der Schwerpunkt des ganzen Staatslebens war in die Vertreter der Nation verlegt, nur daß diese wie in alten Tagen in drei Ordnungen geschieden sein und bloß ihre übereinstimmenden Beschlüsse, sobald die Krone sie angenommen, als Gesetze gelten sollten. Mit Genehmigung des Königs konnten jedoch in finanziellen Angelegenheiten auch gemeinsame Berathungen angeordnet werden. Aber wie reich die dargebotene Gabe war, sie befriedigte nicht; was man in früheren Tagen mit Jubel begrüßt hätte, erschien jetzt dem dritten Stande als ungenügend. Denn wie viele Rechte immer die Krone hergeben mochte, sie kamen weniger der Gesammtheit als den privilegirten

Ständen zu gute. Abgesehen davon, daß in der Verfassungsgrundlage ausgesprochen war, daß die gesetzlichen Rechte gewährleistet und Niemand in seinem Eigenthum gekränkt werden sollte; wie konnte man eine durchgreifende Reform der staatlichen und gesellschaftlichen Zustände erwarten, wenn ein Reichstagsbeschluß nur mit Uebereinstimmung der drei Curien zu Stande kommen durfte; wenn das Veto des Adels und des Klerus jeden gesetzgeberischen Akt unmöglich machen konnte! In einem Augenblick, da der dritte Stand durch den Beitritt vieler Geistlichen hohen und niedern Ranges und vieler liberalen Edelleute bereits die überwiegende Mehrzahl bildete, sollte er in eine Selbstverstümmelung, in eine Verminderung seiner Machtsphäre willigen? Daß Necker „durch seine Abwesenheit glänzte", schien anzudeuten, daß er nicht mit dem Entwurf einverstanden war. Und wenn der einzige Mann, zu dem das Volk noch Vertrauen hatte, aus dem Ministerium scheiden sollte, wer bürgte dann, daß die Verheißungen auch wirklich gehalten wurden? Von solchen Gefühlen war die Mehrheit des Reichstages beherrscht, als der König die Sitzung mit den Worten schloß: „Ich befehle Ihnen, meine Herren, sofort auseinander zu gehen und sich morgen früh in den abgesonderten Berathungsräumen Stand für Stand, zur Wiederaufnahme Ihrer Arbeiten einzufinden", und dann den Saal verließ. Ein großer Theil des Klerus und fast der gesammte Adel folgten dem König auf dem Fuße; die übrigen blieben ruhig auf ihren Sitzen. Es entstand ein unheimliches Schweigen. Da erhob sich Mirabeau und flößte den Unschlüssigen Muth in die Seele. Er sprach von den gefährlichen Geschenken des Despotismus; er bezeichnete es als eine schimpfliche Dictatur, daß ein „Mandatar" der Nation sich vermesse Gesetze zu geben, statt solche zu empfangen; er erinnerte die Abgeordneten an die Heiligkeit ihres Eides, der ihnen verbiete auseinander zu gehen, ehe sie dem Lande eine Verfassung gegeben. Da kam der Oberceremonienmeister, Marquis de Brézé, ein Mann der strengsten Hofetikette, und forderte die Herren auf, dem Befehl des Königs zu gehorchen. Mirabeau antwortete ihm mit ruhiger Festigkeit: „Wenn man Ihnen den Auftrag gegeben hat, uns aus dem Saale zu entfernen, so müssen Sie sich auch den Befehl ertheilen lassen, Gewalt anzuwenden, denn wir werden unsere Plätze nur verlassen vor der Macht der Bajonette". Nach der Volksüberlieferung sollen seine Worte gelautet haben: „Sagen Sie Ihrem Herrn, daß wir hier sind durch die Gewalt des Volkes und daß man uns nur durch die Gewalt der Bajonette wegtreiben wird". Von allen Seiten hörte man den Ruf: „Das ist der Wille der Versammlung". Der König wagte nicht Gewalt zu gebrauchen: „Sie wollen den Saal nicht verlassen", sagte er zu dem Ceremonienmeister, „nun so lasse man sie". Es war die verlorene Entscheidungsschlacht für Königthum und Feudalität, der Staatsstreich war fehlgeschlagen. „Wir sind heute was wir gestern waren", sprach Sieyès, als die Versammlung weiter zu tagen beschloß, und beantragte, daß die Person jedes Abgeordneten für unverletzlich und jeder Angriff wider sie für Verrath und todes-

würdiges Verbrechen erklärt werde, ein Antrag, den Mirabeau unterstützte und die Versammlung zum Beschluß erhob.

An den nächstfolgenden Tagen traten viele Mitgliedrr der Adelskammer und der Geistlichkeit zu den Gemeinen über. Unter den letzteren waren zwei Männer, die bald eine hervorragende Stellung behaupteten, Talleyrand-Perigord, Bischof von Autun, ein geschmeidiger Edelmann von kühler Menschenberechnung, „der wegen eines Körpergebrechens mit der profansten Gesinnung in den geistlichen Stand getreten war" und Henri Gregoire, nachmals Bischof von Blois. In den Reihen des Adels, die dem Zeitgeiste folgten, glänzten Namen von geschichtlichem Ruhme, wie der Herzog von Aiguillon, Sohn des uns bekannten Ministers, einer der reichsten Feudalherren der Provinz Agenois, wie die Grafen Montmorency und Clermont-Tonnerre, wie Larochefoucauld, Lally Tolendal, Latour Maubourg, und sogar ein Prinz von Geblüt, der uns bekannte Philipp von Orleans, der Todfeind der Königin, dessen Palast und Garten in Paris der Versammlungsort aller revolutionären Geister war, von wo die Parole für Stadt und Land ausgegeben ward. Die Nationalpartei verstärkt.

2. Erstürmung der Bastille.

Die Nationalversammlung war bereits thatsächlich im Besitze der Macht. Von allen Seiten wurde sie zum standhaften Ausharren aufgefordert, ihr Hülfe angeboten. Der König verlor allen Muth und alles Selbstvertrauen. Necker hatte nach der königlichen Sitzung seine Entlassung begehrt; sie wurde ihm nicht gewährt. Ludwig XVI. entsagte dem Gedanken, den Lauf der Dinge aufzuhalten, der Strömung eine andere Richtung zu geben. Am 27. Juni forderte er schriftlich die beiden höheren Stände auf, sich mit dem andern zu vereinigen. Mit innerem Widerstreben fügte sich die weltliche und geistliche Aristokratie in das Gebot. Sie gab jedoch die Hoffnung nicht auf, es werde ihren Gesinnungsgenossen in den Hofkreisen noch gelingen, einen Umschwung zu bewirken. Denn die Bewegung nahm bereits einen so unheimlichen revolutionären Charakter an, daß das monarchische Regiment aus den Fugen zu gehen drohte. Zeitungen und Flugschriften, großentheils von Abgeordneten ausgehend und massenhaft im Lande verbreitet, rissen das Volk in die politische Strömung. Die Nothlage der Zeit, der Brodmangel, die Stockung in Handel und Wandel, die Armuth und das Elend der unteren Volksklassen, das Alles wurde der Regierung und den schlechten Staatseinrichtungen zugeschrieben. Politische Vereine hielten das Volk in Athem und bestimmten die öffentliche Meinung. Die Wahlherren von Paris, welche die Abgeordneten in die Ständeversammlung gesandt hatten, pflegten sich auch nach der Eröffnung der Generalstände auf dem Stadthaus zu versammeln, um die Verbindung mit dem Reichstag aufrecht zu erhalten und durch Adressen auf den Gang der Verhandlungen einzuwirken. Der Hauptheerd der agitatorischen Bewegung war jedoch das Palais Royal, wo die entschiedensten Fortschrittsmänner verkehrten. Der demokratische Verein, der sich dort gleich Anfangs gebildet hatte, wurde durch das Zuströmen von Fremden aus allen Lan- Die revolutionäre Erregung im Wachsen.

destheilen fort und fort vermehrt und erlangte eine populäre Macht. Den ganzen Tag über bis tief in die Nacht hinein fanden in dem durch Baumpflanzungen gegen Sonnenschein und Regen geschützten freien Platze des Palastes, in den Trinkstuben, in dem Café Foy und in den andern Oertlichkeiten, die der Herzog zum Vergnügen und Gewinn hatte herrichten lassen, Versammlungen statt, wo feurige Volksredner, wie Camille Desmoulins, wie die Zeitungsschreiber Loustalot, Marat u. A. die Gruppen haranguirten und jede Erscheinung des Tages zu ihren Zwecken ausbeuteten. „Das reichste Talent unter ihnen, sagt Sybel, war ohne Zweifel Camille Desmoulins, in dessen leichter Plauderei sich Vaterlandsliebe und Lüsternheit, Freiheitssinn und giftiger Hohn, Anmuth und Grausamkeit unaufhörlich vermischten; seine Blätter waren wie Blüthen im Schlamme, sein Leben wie ein farbiges, aber versengendes und rasch verrauschendes Feuerwerk" Der „Club des Palais Royal" übte eine dictatorische Gewalt über die Massen, so daß er selbst den gemäßigten Mitgliedern der Nationalversammlung ein Gegenstand der Furcht und Besorgniß ward. Von dort wurden aufrührerische Schriften und Zeitungen verbreitet; von dort gingen Agenten aus, die in den Kaffeehäusern und Weinschenken aufreizende Reden hielten oder Flugblätter vorlasen; von dort wurden die Truppen verführt und gegen ihre adeligen Offiziere aufgestiftet; dort besprach man die Vorgänge in Versailles und suchte durch Rüge oder Beifall die Einen zu schrecken und einzuschüchtern, die Andern zu ermuthigen und zu unterstützen. Nach der königlichen Sitzung entsandte das Palais Royal eine Deputation nach Versailles, welche den Gemeinen die Hülfe der Pariser Bürgerschaft anbot. Aehnliche Vereine entstanden in den Provinzstädten, von dem Pariser Club angeregt und dessen Weisungen folgend. Allenthalben erschallten demagogische Reden über Volksfreiheit, Menschenrechte und Gleichheit aller Stände. Die Aufregung wuchs von Tag zu Tag: da und dort brachen Volkstumulte aus, zu deren Unterdrückung die Obrigkeit nicht die hinreichenden Kräfte aufbieten konnte. Denn die Regierungsorgane waren unzuverlässig, das Garderegiment, sonst der Stolz der Armee, war zersetzt und vergiftet und drohte sich in zuchtlose Rotten aufzulösen. Als der Oberst einige Aufwiegler, die für das Palais Royal wirkten, verhaften und in die „Abtei", das militärische Gefängniß bringen ließ, zogen die Kameraden, begleitet von Volkshaufen vor das Gebäude und erzwangen ihre Freilassung. Die Dragoner, die gegen sie ausgeschickt wurden, nahmen Partei für die Meuterer. Jeder Ungehorsam ging straflos aus, die militärische Unbotmäßigkeit wurde durch den Beifall der bürgerlichen Volksklassen ermuntert und belohnt.

Die Pariser Miliz.

Damals tauchte zum ersten Mal der Gedanke auf, in Paris eine bewaffnete Bürgerwehr oder „städtische Miliz" zu errichten. Wenn Mirabeau den Rath und Anstoß dazu gegeben hat, so wollte er ein Institut schaffen, welches sowohl gegen reactionäre Tendenzen von oben als gegen anarchische Umtriebe von unten gerichtet werden könnte. Aber es liegt in der Natur jeder Volkswehr, daß sie keine selbständige Stellung zu

behaupten, keine Action aus eigenem Impuls durchzuführen vermag, sondern daß sie stets nur Hebel und Werkzeug einer die öffentliche Meinung beherrschenden Partei sein wird. Die französische Nationalgarde, wie sie in der Folge genannt ward, kam bald in den Dienst und die Botmäßigkeit der Demokraten und Schreckensmänner der Commune.

Reactionäre Hofpläne u. Neckers Entlassung.

In den Hofkreisen fing man an bedenklich zu werden; war doch selbst die Leibwache in Versailles nicht mehr ganz zuverlässig. Daher wurde der König bewogen, dem Marschall von Broglie, einem Veteranen aus dem siebenjährigen Krieg den Oberbefehl über die gesammte Heeresmacht zu übertragen. Dieser nahm sofort eine Veränderung in der Truppenaufstellung vor. Die in Paris und Versailles liegenden Mannschaften wurden entfernt und neue Regimenter, insbesondere fremde Soldtruppen, Schweizer, Deutsche, Flamänder, Wallonen zum Theil unter ausländischen Anführern herbeigezogen. Es sollte eine militärische Maßregel der Vorsicht sein und sowohl der König als Necker schienen sie als solche aufzufassen. Seit der Vereinigung der Stände waren Regierung und Nationalversammlung in besserem Einvernehmen: die Sitzungen hatten ihren regelmäßigen Verlauf; die Präsidentschaft wechselte in der Regel alle vierzehn Tage; dem störenden Zudrang des Volkes auf die Gallerien suchte man Schranken zu setzen; durch die Bildung von Ausschüssen für die einzelnen Geschäfte mit gesonderten Berathungen war eine zweckmäßigere Geschäftsordnung begründet worden; durch die Theilnahme des Adels und der hohen Geistlichkeit wurde das conservative Element verstärkt. In allen Reihen befanden sich Männer von hoher Bildung, wissenschaftlichen Kenntnissen und glänzender Beredsamkeit; die ausgezeichnetsten Geister der Nation waren hier vereinigt und wurden durch Wetteifer angefeuert, das Trefflichste zu leisten. Die weit überwiegende Mehrheit war dynastisch gesinnt, nur daß die Partei des Fortschritts das Königthum an eine freisinnige Verfassung knüpfen wollte, etwa nach Art der englischen Constitution. Aber die Faction der Hocharistokraten, die Königin und die Prinzen an der Spitze, trug sich mit andern Gedanken: was durch die königliche Sitzung nicht erreicht worden war, sollte mit Waffengewalt erzielt werden. In den Reihen der liberalen Abgeordneten ahnte man den Plan und betrachtete daher die Truppenbewegung mit Mißtrauen; man kannte den tiefwurzelnden Groll gewisser Hofkreise gegen das Vorgehen der Verfassungsmänner. Nun boten ihnen die anarchischen und revolutionären Bewegungen in Paris und anderwärts einen willkommenen Anlaß, ihre reactionären Tendenzen mit dem Scheine einer Stärkung der obrigkeitlichen Autorität zur Erhaltung der öffentlichen Sicherheit und Ordnung zu verdecken. Die zuversichtliche Miene, die man bei den Eingeweihten wahrnahm, geheimnißvolle Reden und Winke, versteckte Drohungen und Verheißungen mehrten die Unruhe der Nationalversammlung. Auf Mirabeau's Antrag wurde eine Adresse an den König beschlossen, daß die Truppenzusammenziehungen eingestellt werden möchten: die

Aufregung des Landes würde dadurch vermehrt, die Preise der Lebensmittel in Paris und die Noth der Armen noch mehr gesteigert, das ruhige Fortarbeiten in den Sitzungen gestört. Die Adresse war in den ehrfurchtsvollsten Ausdrücken, in dem Tone der Bitte loyaler Unterthanen abgefaßt und wurde durch eine zahlreiche Deputation überbracht. Der König antwortete: die Herbeiziehung der Truppen habe nur die Aufrechthaltung der öffentlichen Ruhe und die Beschützung der Versammlung zum Zweck. Sollte aber ein unbegründetes Mißtrauen bei ihnen herrschen, so sei er bereit, die Generalstände nach Noyon oder Soissons zu verlegen und sich für seine Person nach Compiegne zu begeben. Die Rede lautete wie Ironie: wenn den Herren bange sei, möchten sie sich in eine Festung zurückziehen. Sie war das Vorspiel zu dem Staatsstreich vom 11. Juli, der in den Räumen des Schlosses geplant war und dem verhaßten Constitutionswerk das Ende bereiten sollte. Ludwig XVI. hat den Plan nicht entworfen, aber er war schwach genug, denselben anzunehmen und auszuführen. Als Necker sich gerade mit einigen Gästen zu Tische setzen wollte, empfing er ein königliches Schreiben, worin ihm angekündigt war, daß er seines Dienstes enthoben sei, und befohlen, sofort und insgeheim das Königreich zu verlassen. Ohne ein Wort zu sagen bestieg er nach beendigter Mahlzeit mit seiner Frau einen Wagen wie zu einer Spazierfahrt und begab sich nach Brüssel und von da nach der Schweiz. Auch die übrigen Minister traten ab. Neue Männer wurden an die Spitze der Staatsgeschäfte gestellt, unter ihnen neben dem Marschall Broglie der Baron von Breteuil, einer der heftigsten Genossen des reactionären Hofadels, und Foulon, der als ehemaliger Intendant und Armeelieferant sich durch Habsucht und Hartherzigkeit allgemein verhaßt gemacht hatte und keine andern Verdienste besaß als daß er ein Günstling der Königin und des Grafen von Artois war.

8. Juli 1789.

Volksbewegung in Paris. Cocarde, Bürgerwehr, Municipalität. 11—13. Juli.

Die Kunde von dem Ministerwechsel wirkte wie ein Blitzstrahl auf die Gemüther. Was man schon seit mehreren Tagen geahnt und gefürchtet, war eingetreten: der Gewaltstreich gegen die Verfassungsmänner hatte seinen Anfang genommen. Aber seine nächste Wirkung war, daß die öffentliche Gewalt von der Regierung und der Nationalversammlung an die Pariser Commune überging. Die Ansammlung der fremden Truppen in der Nähe der beiden Hauptstädte, insbesondere die Aufstellung von drei Regimentern unter General Besenval auf dem Marsfelde hatte die ganze Bevölkerung in Gährung gesetzt. Alles trieb sich auf den Straßen umher; neben anständigen Bürgern und zahlreichen Fremden von nahe und ferne wogte eine unheimliche Menge aus den untern Klassen, hungernde Proletarier, unzufriedene Handwerker und Gesellen, entsprungene Sträflinge. Unter der Decke der politischen Aufregung lauerte auch die Gier, die Leidenschaft, der Frevelmuth. Diese bewegliche Masse wurde durch unbestimmte Gerüchte von drohenden Gefahren und Gewaltthaten in fieberhafter Unruhe gehalten. Aus dem Bretagner Club und von einzelnen Gliedern der Nationalversammlung in Versailles mag das Feuer geschürt worden sein.

Am Nachmittag des 11. Juli, noch ehe die sichere Nachricht von dem Wechsel des Ministeriums bekannt geworden war, stieg im Palais Royal der Advocat Camille Desmoulins, ein begeisterter Freiheitsredner, auf einen Tisch und forderte die Versammelten auf, sich mit Waffen zu versehen, denn eine neue Bartholomäusnacht sei im Anzug. Alle Freunde der Freiheit sollten sich durch ein äußeres Zeichen erkenntlich machen. Er riß ein Blatt vom Baume, steckte es an seinen Hut und rief der Menge zu, das Gleiche zu thun. In Kurzem waren alle Bäume entlaubt. Dies war der Ursprung der Cocarde. Da aber Grün die Farbe des verhaßten Artois war, so nahm man die Farben der Stadt Paris Blau und Roth an und fügte später auf Lafayette's Vorschlag Weiß bei, die Farbe der Bourbonen, um den Bund der Nation und des Königthums zu bezeichnen. So entstand die bedeutungsvolle Tricolore. An den beiden folgenden Tagen, als die Vorgänge in Versailles zur Gewißheit wurden, mehrte sich die Unruhe und Bewegung, hie und da mit Ausschreitungen verbunden. Einzelne Banden drangen in Waffenmagazine und Rüstkammern ein, plünderten Getreidehallen und Bäckerladen, machten Angriffe auf Wachposten und Zollhäuser. Am 12. Juli, es war ein Sonntag, wimmelte es in der Stadt von zahllosen Schaaren unbeschäftigter Leute. Man trug die Büsten Neckers und des Herzogs von Orleans, mit Trauerflor umhüllt, durch die Straßen; man schloß die Theater; die herausfordernde Haltung der Regimenter, welche das Marsfeld, die Champs-Elysées, den Platz Louis Quinze besetzt hielten, reizte die Menge; es erfolgten einige Steinwürfe. Da gab der Prinz von Lambesc, Oberst des Regiments Royal-Allemand, Befehl in den Tuilleriengarten einzudringen, wo eine unzählbare Menschenmenge umherwogte. Die Soldaten verfuhren im Ganzen schonend; dennoch kamen einige Verwundungen und Gewaltthätigkeiten vor, die von den flüchtigen Haufen als ein mörderischer Ueberfall geschildert wurden und Alles in Wuth versetzten. Der Tag verlief unter Schrecken, unter Rache- und Kampfgeschrei, unter Ueberfällen, feindlichen Drohungen, Missethaten. Gesetz und Obrigkeit waren ohnmächtig. Sollte nicht Paris in die Gewalt der dämonischen Macht gerathen, die nun „aus den dunkeln Falten der Hauptstadt" auf die Oberfläche trat, so mußte die Bürgerschaft selbst das Regiment in die Hand nehmen. Der Wählerverein nahm Besitz vom Rathhaus, ernannte einen permanenten Ausschuß, der mit oder ohne den bisherigen Magistrat für die Sicherheit und Ordnung der Stadt Sorge tragen sollte, und beschloß die Aushebung und Bewaffnung bürgerlicher Mannschaften aus allen Districten. Dies war der Ursprung der Pariser „Nationalgarde", die an den sturmvollen Ereignissen der nächsten Zukunft einen so wesentlichen Antheil hatte. Den Kern bildete das abgefallene Garderegiment, an das sich dann ein großer Theil der Rotten, die bisher zuchtlos durch die Straßen geschweift, und viele waffenfähige für Freiheit und Demokratie begeisterte Männer aus den Bürgerkreisen anschlossen. Schon am nächsten Tag besetzten Abtheilungen der Nationalgarde einzelne Stadtviertel und

wehrten dem tumultuarischen Treiben und den frevelhaften Anschlägen der zuchtlosen Banden. Alle Ausreißer und Mißvergnügte, alle vom Zeitgeist fortgerissenen Elemente aus der französischen Armee traten in die Reihen der bürgerlichen Wehrgenossenschaften ein. So entstand rasch eine städtische Miliz von etwa 50,000 Mann, großentheils waffengeübte Leute, die unter der Tricolore und mit der Cocarde geschmückt der aus dem Wählerausschuß und einem Theil des bisherigen Magistrats gebildeten neuen Municipalität zur Verfügung stand, eine Schutzwehr gegen royalistische und aristokratische Vergewaltigung, ein Rettungsmittel gegen Uebelthäter und Verbrecher.

Erstürmung der Bastille 14. Juli 1789.

Der Wähler- und Municipalrath auf dem Stadthause war nur so lange eine entscheidende Macht, als er mit den aufgeregten Geistern gleichen Schritt hielt. Aber wie sollte er der Volksmasse Meister werden, die von allen Leidenschaften der Menschenbrust gestachelt, von begeistertem Freiheitsdrang wie von wilden Begierden, von Patriotismus wie von Rachsucht, Haß und Ehrgeiz durch die Straßen wogte, fortwährend allarmirt durch neue Gerüchte von bevorstehenden Gefahren, von feindlichen Anschlägen, von Hofkabalen und militärischen Gewaltstreichen, zum Theil noch aufgereizt durch die Agenten des Herzogs von Orleans, den seine Anhänger zum Reichsregenten unter dem Titel eines Generallieutenants erheben wollten! Die Menge der Waffenbegehrenden war so groß, daß viele abgewiesen wurden. Dies schrieb man dem bösen Willen der städtischen Obrigkeit zu, worin noch Männer säßen, wie Flesselles, der Vorsteher der Kaufmannschaft und des ständigen Ausschusses, welche den alten Einrichtungen ergeben seien, aristokratische Gesinnungen hegten und deshalb die Volksbewaffnung zu hindern trachteten. Durch falsche Angaben sollten die Bürger getäuscht und verrathen werden. Die Abgewiesenen suchten sich daher Waffen und Kriegsbedarf zu verschaffen, wo sie solche zu finden hoffen konnten. Ganze Schaaren rückten vor das Invalidenhaus und entführten, als der erschrockene Commandant das Thor öffnete, 28,000 Flinten, sowie Kanonen, Säbel und Degen, die in den Kellergewölben geborgen waren; auf der Seine entdeckte man ein Schiff mit 5000 Pfd. Pulver; Rüstkammern und Waffensammlungen wurden ausgeplündert. Es waren besonders die handfesten Bewohner der Vorstädte, welche sich auf diese Weise wehrhaft machten. Noch größere Vorräthe waren, wie man wußte, in die Bastille gebracht worden, in jenes mittelalterige, durch einen breiten Graben mit zwei Zugbrücken festungsartig abgeschlossene Gebäude, das mit seinen schweren Mauern von zehn Fuß Dicke, mit seinen acht dunkeln massiven Thürmen, mit seinen von schwerem Geschütze strotzenden Zinnen auf Paris und auf die Antonsvorstadt, das Quartier der Arbeiter und Tagelöhner, drohend herabblickte und als Zwingburg des Despotismus schon lange ein Gegenstand des Hasses und Abscheues war. Gegen dieses Bollwerk des absoluten Königthums richtete sich jetzt der Angriff. Der Name Bastille wirkte schlagartig auf die gesammte Bevölkerung; er bezeichnete der revolutionären Menge mit

einem Male das Ziel einer kriegerischen Aktion, wonach sie verlangte. „Nieder mit der Bastille!" wurde das Losungswort, das von einem Ende der Stadt zum andern wiederhallte. Alles was Waffen führte, die neugebildete Bürgermiliz mit den abgefallenen Heermannschaften und die aufrührerischen Haufen der erhitzten Volksmenge stürmten nach der Veste. Ein stattlicher Unteroffizier der Garde, Hélie, und ein Bürgerwehrmann Namens Hulin, ein geborner Genfer, mit der Familie Necker bekannt, muthig, entschlossen und von populärer Beredsamkeit, leiteten den Angriff. Auch Maillard, dem wir noch öfters begegnen werden, und der Brauer Santerre aus der Antonsvorstadt waren unter den Anführern. Die Festung hatte nur eine Besatzung von 82 Invaliden und 32 Schweizern und war mit Lebensbedarf höchst nothdürftig versehen. Deputationen vom Stadthaus suchten den Befehlshaber Delaunay zur Uebergabe zu bewegen; aber dieser weigerte sich in einen Vorschlag zu willigen, der seinen Begriffen von militärischer Ehre widerstrebte. Nun drangen die Stürmer vor; einigen Waghälsen gelang es, die Ketten der äußern Zugbrücke zu zerreißen, wodurch der Zugang in den ersten Burghof geöffnet ward. Als sie aber weiter vordringen wollten, erfolgte eine Salve, durch welche mehrere der Insurgenten getödtet, andere verwundet wurden. Nun verdoppelte sich die Wuth; man glaubte der Commandant habe die Kämpfer absichtlich vordringen lassen, um sie desto sicherer zu treffen. Der Sturm ward mit solcher Heftigkeit erneuert, daß der Besatzung der Muth zu sinken begann. Sie verlangte, daß der Befehlshaber capitulire; dieser widerstand noch immer; es heißt, er habe das Schloß in die Luft sprengen wollen, sei jedoch durch einen seiner Offiziere mit Gewalt daran gehindert worden. Endlich gab er nach; eine weiße Fahne wurde aufgezogen und ein Zettel durch die Brückenöffnung gelassen mit dem Erbieten der Uebergabe unter ehrenvollen Bedingungen. Diese waren noch nicht festgestellt, als die Invaliden, erschreckt durch das drohende Geschrei der wüthenden Menge, die zweite Zugbrücke niederließen. Mit dem Jubelruf: „Die Bastille ergibt sich", drangen die Stürmenden in das Gebäude. Die Führer gaben sich alle Mühe Gewaltthätigkeiten zu verhindern; sie nahmen den Commandanten und die Besatzungsmannschaften gefangen und ließen sie nach dem Stadthaus führen. Aber wer wollte die Erhitzten und Ergrimmten von jeder Rache zurückhalten? Im Gebäude selbst wurden einige Unglückliche ermordet, auf dem Wege nach dem Stadthause fielen Delaunay und seine Offiziere, trotz der muthvollen Vertheidigung des wackern Hulin der Volkswuth zum Opfer; ihre Köpfe wurden auf Piken gesteckt und durch die Straßen getragen. Flesselles, der Vorstand des Municipalrathes stand im Verdacht, den Commandanten zum Widerstand ermuthigt und der revolutionären Bewaffnung Hindernisse bereitet zu haben. Er sollte zur Verantwortung nach dem Palais Royal gebracht werden, wurde aber auf dem Wege durch einen Pistolenschuß getödtet.

Der Fall der Bastille war der erste Sieg des Volkes, das seinen Triumph mit ausgelassener Freude feierte. Die ganze Nacht hindurch zogen wilde Schaaren durch die Stadt; Gerüchte jagten einander und verstärkten die Bewegung; bald hieß es, von Versailles seien Truppen im Anmarsch, um Paris zu bombardiren, bald sollten alle liberalen Mitglieder der Nationalversammlung verhaftet sein; alle Straßen waren beleuchtet, theils aus Freude, theils aus Furcht; da und dort wurden Barrikaden errichtet und Vertheidigungsanstalten getroffen. Man legte Hand an die Bastille, die denn auch im Laufe der nächsten Tage niedergerissen und dem Erdboden gleich gemacht ward. Mit welcher Begierde, mit welchem entfesselten Verlangen hatte sich nach der Einnahme die Menge in die düstern Gänge und Zellen gedrängt, die der Volksphantasie als die Räume der Hölle vorschwebten! Nur sieben Gefangene, fünf Verbrecher und zwei Wahnsinnige wurden vorgefunden und in Freiheit gesetzt, außerdem ein Soldat aus der Besatzungsmannschaft, der sich versteckt hatte.

Der König auf dem Stadthaus. Neckers Rückkehr. Anfänge der Emigration. Als die Versailler Versammlung von der in der Hauptstadt herrschenden Volksaufregung die erste Kunde erhielt, suchte sie den König zu bewegen, die Truppen aus Paris zurückzurufen und die neuen Minister zu entlassen. Zugleich sollten die Sitzungen ohne Unterbrechung Tag und Nacht fortdauern. Aber am Hofe hielt die aristokratische Camarilla noch an dem Glauben fest, die demokratische Bewegung mit Gewalt niederschlagen und eine Umkehr in dem Lauf der Dinge bewirken zu können. Zwei Deputationen wurden abschläglich beschieden. Erst der 14. Juli erzeugte einen Umschwung. Als die Nachricht von dem Bastillesturm im Schlosse bekannt ward, war der König schon zu Bette gegangen. Man wollte seine Nachtruhe nicht stören; aber der Herzog von Liancourt, Großmeister der königlichen Garderobe, konnte es nicht über sich gewinnen, seinen Herrn in der Ungewißheit darüber zu lassen, welche Gefahr über seinem Haupte schwebe. Er drang in das Schlafgemach und meldete dem König den Vorfall. „Also ein Aufstand!" rief Ludwig bestürzt. „Vielmehr eine Revolution!" war die Antwort. 15. Juli 1789. Am nächsten Morgen begab sich der König in Begleitung seiner Brüder nach dem Ständehaus. Er wurde mit finsterer Stille empfangen; man beherzigte die Worte Mirabeau's: „Das Schweigen des Volks sei die Lehre der Könige". Aber die Stimmung wurde versöhnlicher, als der Monarch den Abgeordneten, die er zum ersten Male als „Nationalversammlung" anredete, die Mittheilung machte, daß er Befehl zum Rückzug der Truppen ertheilt habe. Sofort begab sich eine Deputation von achtundachtzig Mitgliedern nach Paris, um die erfreuliche Nachricht zu überbringen und die Gemüther zu beruhigen. 17. Juli. Am nächsten Tag folgte ihnen der König selbst. Nach schweren inneren Kämpfen hatte er beschlossen, den Wünschen des Volks nachzugeben: das neue Ministerium wurde entlassen, Necker aus der Verbannung zurückberufen, die Pariser Nationalgarde unter dem Oberbefehl Lafayette's und die Wahl Bailly's zum Maire der Hauptstadt bestätigt. Um solchen Preis hoffte Ludwig Frieden und Versöhnung mit seinem Volke zu erlangen. Mit diesem Entschluß war die Macht und der Einfluß der Reactionspartei dahin. Ihre Häupter, der Graf von Artois, die Prinzen von Condé und Conti, die Polignacs, so wie die Minister Broglie und Breteuil

verließen ihr Vaterland. Es waren die Anfänge der so folgenschweren „Emigration", durch welche das alte monarchische Frankreich mit seiner ganzen Verderbniß, Verschwendung und Geldnoth in das „äußere Frankreich" übergepflanzt ward. Nach einem rührenden Abschied von der tiefbetrübten Königin und nach Vorbereitungen, wie wenn er in den Tod gienge, trat Ludwig XVI. die Reise an. An der Barrière empfing ihn Bailly, das Oberhaupt der neuen städtischen Municipalität und richtete, indem er ihm die Schlüssel des Stadtthores überreichte, eine Ansprache an ihn, worin er sagte, dies seien dieselben Schlüssel, die einst Heinrich dem Vierten übergeben worden, als er sein Volk wieder erobert, heute sei es das Volk, das seinen König wieder erobert habe. Nach einer anderthalbstündigen Fahrt durch die dichten Reihen des tumultuarisch bewaffneten Volkes von wildem Ansehen und drohenden Mienen gelangte der Zug nach dem Stadthause. Mit der Kokarde am Hut, die ihm Bailly überreicht hatte, trat Ludwig auf den Balcon und zeigte sich den auf dem Platze und in den Straßen versammelten Schaaren, alles Geschehene verzeihend und gutheißend und von der Menge mit lautem Freudengeschrei begrüßt. Er selbst vermochte nicht zu sprechen; Bailly und Lally Tolendal thaten es für ihn. Damit endigte die Katastrophe des „Bastillesturms", das Todesringen der absoluten Königsmacht und der Geburtskampf der neuen Zeit. Während die Minister und Hocharistokraten das schöne Frankreich verließen, kehrte Necker dahin zurück. Seine Reise durch die Städte und Dörfer glich dem Triumphzug eines sieggekrönten Helden; der eitle Mann nahm als Huldigung für seine Verdienste und Bestrebungen, was doch nur Erguß des neuen Freiheitsgefühls und des Hasses gegen Hof und Aristokratie war. Er übernahm noch einmal die Leitung der Staatsgeschäfte, und sein Herz weidete sich an den Ovationen, die ihm von der Stadtgemeinde, von der Nationalversammlung, von König und Königin dargebracht wurden. Mit seiner Rückkehr, meinte er, sei die Revolution zu Ende. Aber wie bald verlor er die Volksgunst und das Vertrauen der Abgeordneten! Im ersten Augenblick der Begeisterung sprach der Stadtrath auf seine Bitte allgemeine Amnestie und die Freilassung des Schweizer Generals Besenval aus, der nach dem Bastillesturm auf der Reise nach seiner Heimath verhaftet worden war. Aber schon am nächsten Tag wurde der Beschluß, zu dem der Stadtrath gar nicht befugt war, zurückgenommen. Unsicher hin und her schwankend, vermochte sich Necker kein Ansehen zu verschaffen, keine Partei um sich zu sammeln, und unter den großen Ereignissen der nächsten Zeit verschwand sein Name gänzlich. Ein Jahr später kehrte er nach der Schweiz zurück, kaum bemerkt und von Niemand betrauert.

3. Menschenrechte und Sturz des Feudalstaats.

Von dem Tage an, da die alte Zwingburg gefallen, schwiegen Gesetz und Recht; die obrigkeitlichen Gewalten waren ohne Kraft und Ansehen; die Inten- Populare Bewegungen u. schwache Regierungsgewalten.

banten ließen sich nicht mehr blicken; die Gerichtsbehörden verschwanden; die Polizei wagte sich nicht an die Oeffentlichkeit. Ein anarchischer Zustand lagerte sich über Stadt und Land; die bewaffnete Macht war wankend und unsicher. Allenthalben bildeten sich nach dem Vorgange von Paris Bürgergarden; neue Gemeinderäthe und Volksausschüsse nahmen das Regiment in die Hand; demokratische Vereine sprachen das entscheidende Wort in allen öffentlichen Dingen. Die Steuern und Abgaben wurden mangelhaft entrichtet; an den Stadtthoren und Grenzen zerstörte man die Zollhäuser. Dabei wuchsen Noth und Theurung; die Bauern hielten mit ihrem Getreide zurück aus Furcht vor Marktplünderung und vor den Mißhandlungen, die jedem als „Kornwucherer" verdächtigen Verkäufer oder Agenten drohten. Die Nationalversammlung und die neugeschaffene Pariser Municipalität waren die einzigen Gewalten, denen noch einige Autorität beiwohnte, und es muß anerkannt werden, daß die Mehrheit der Abgeordneten und insonderheit die beiden trefflichen Männer an der Spitze des städtischen Regiments, Bailly und Lafayette aus allen Kräften bemüht waren, die Volksbewegung zu zügeln und in gesetzliche Schranken zu bannen; aber ihre Macht reichte nicht hin, frevelhafte Ausschreitungen zu verhindern. Foulon, der verhaßteste in dem reactionären Ministerium, und sein Schwiegersohn Berthier de
22. Juli 1789. Sauvigny, Intendant von Paris, fielen der Volkswuth zum Opfer. Empört über solche Gräuel wollten Bailly und Lafayette ihre Stellen niederlegen; man beschwor sie bei ihrer Vaterlandsliebe, auszuharren; sie willigten ein und suchten durch bessere Organisation des Stadt- und Wählerraths und der Bürgerwehr eine festere obrigkeitliche Autorität zu schaffen. Eine Municipalität von 120 Mitgliedern, zwei aus jedem District, sollte die städtische Verwaltung leiten, die Nationalgarde, zweckmäßiger eingerichtet und ihrer tumultuarischen Elemente entkleidet, sollte Gesetz und Ordnung aufrecht erhalten. Als Lafayette bei der ersten Heerschau die dreifarbige Cocarde den Regimentern überreichte, that er den bedeutungsvollen Ausspruch: „Diese Cocarde wird ihren Lauf durch die Welt machen". Auch die Nationalversammlung suchte die revolutionären Kräfte zu bändigen und eine neue Staatsordnung und Volksentwickelung auf Grund einer freisinnigen Verfassung herbeizuführen. Aber ihr fehlte die Kraft des einmüthigen Handelns, des festen Zusammengehens mit der Regierung und der praktischen Einsicht in das was zunächst Noth that. Ohne Zweifel war die Mehrheit der Abgeordneten von warmer opferfähiger Vaterlandsliebe, von Gerechtigkeitssinn und Freiheitsgefühl beseelt; aber gar Viele standen unter der Herrschaft politischer Doctrinen, unter dem Einfluß der durch die amerikanische Revolution in die Welt eingedrungenen Ideen von Freiheit, Gleichheit, angebornen Menschenrechten; gar Viele hielten die Opposition gegen Krone und Regierung aufrecht, auch nachdem diese einer Stütze und Stärkung bedurft hätten, aus Furcht sie möchten durch ein Zusammengehen mit den obrigkeitlichen Gewalten ihre Popularität einbüßen und als „Aristokraten" bezeichnet von dem Volkshaß

betroffen werden. Ließ sich doch der feurige, talentvolle Redner Barnave, als einige Abgeordnete ihren Unwillen über die Ermordung Foulons und Berthiers aussprachen, zu der ironischen Frage fortreißen, ob denn das vergossene Blut so rein sei? Während draußen Alles aus Rand und Band ging und die elementaren Kräfte in wilder Leidenschaftlichkeit aus der Tiefe an die Oberfläche emporstürmten, verhandelte man im Schooße der Versammlung weitläufig über die Erklärung der Grund- und Menschenrechte, die an die Spitze der Verfassungsurkunde gestellt werden sollte.

Vergebens riethen Mirabeau und andere Verfechter einer praktischen Politik, man *Die Menschenrechte.* solle zuerst den neuen Staatsorganismus in seinen realen Theilen ausbilden und dann als Schlußstein des Gebäudes die rechtsphilosophischen Grundsätze von den Menschenrechten beifügen; Lafayette und die Anhänger amerikanischer Doctrinen drangen mit einem Entwurf durch, welcher von dem Grundsatz der natürlichen Freiheit und Gleichheit und des berechtigten Widerstandes der Unterthanen gegen Unterdrückung ausgehend für den Einzelnen eine Anzahl angeborner unverjährbarer Rechte, für das Ganze die Volkssouveränetät beanspruchte und als Fundamentalrechte an die Spitze der Verfassung stellte, eine staatsrechtliche Theorie, die mit der natürlichen Beschaffenheit der Menschheit wie mit der geschichtlichen Entwickelung in Widerspruch stand und bei ihrer praktischen Anwendung die menschlichen Leidenschaften in den Kampf rufen mußte. Indem man denselben Maßstab anlegte an ein jugendlich einfaches Volk ohne geschichtliche Vergangenheit und Ueberlieferung und an eine alte Monarchie mit verwickelten Gesellschaftszuständen, mit tausendjährigen Rechtsordnungen, mit Gewohnheiten und Traditionen, stürzte man die dynastisch-feudale Machtherrschaft, um die Tyrannei der Masse an die Stelle zu setzen. Sprach man früher nur von den Pflichten der Unterthanen, so übertrieb man jetzt ebenso einseitig ihre Rechte. Die Zeitströmung begünstigte diese theoretische Politik. „Alles überlieferte Recht war streitig, unsicher, dem neuen Freiheitsbewußtsein verhaßt", urtheilt Sybel; „man hatte das tiefe, heiße und richtige Gefühl, daß der künftige Staat auf dem Grunde einer völlig andern Anschauung der Welt und der Sitte auferbaut werden müsse, und nichts lag näher als der Wunsch, vor Allem die leitenden Grundsätze dieser Anschauung sich selbst, den Zeitgenossen und den Nachkommen klar zu stellen. Der Eifer, allen historischen Schutt zu beseitigen und den reinen Vernunft- und Weltstaat zu erbauen war unaufhaltsam". So wurde denn die Erklärung der Menschenrechte an die Spitze der neuen Verfassung gesetzt, „ein gewaltiger Markstein auf der Grenze zweier Weltalter".

Waren bei aller dieser Zerfahrenheit die conservativen Elemente in der Na- *Aufruhr u. Umsturz im Reich.* tionalversammlung wie in den Instituten der Gemeindevertretung und der Bürgerwehr noch stark genug, in Paris und in andern Stadtcommunen eine gewisse Ordnung zu erhalten oder herzustellen, Leben und Eigenthum gegen die ungezügelte Leidenschaftlichkeit und Begehrlichkeit der niedern Volksklassen zu schützen, so durchbrach dagegen auf dem Lande die Wuth und Rachsucht der Bauern und Tagelöhner alle gesetzlichen und obrigkeitlichen Schranken. Nicht nur daß die Knechte und die hörige Landbevölkerung alle Leistungen, Frohndienste, Zehnten verweigerte, wodurch Gutsherrschaft und Pächter mit gänzlicher Verarmung bedroht wurden; nicht genug, daß man in die Jagdreviere und Parks einbrach,

die Fischteiche leerte, herrschaftliche Aecker sich aneignete, Holz fällte: es fanden auch Scenen von Gewaltthätigkeit und roher Zerstörungssucht statt, welche an den deutschen Bauernkrieg erinnerten. Jetzt schien für den geringen Mann die Zeit gekommen, da er Rache und Vergeltung üben konnte für alle die Bedrückungen und Ungerechtigkeiten, für alle die Leiden und Unmenschlichkeiten, die er seit Jahrhunderten von den Feudalherren und ihren blutsaugenden Amtleuten und Richtern erduldet hatte. In Auvergne, Dauphiné, Franche-Comté rotteten sich die Bauern, tumultuarisch bewaffnet oder mit ländlichen Werkzeugen zum Hauen und Stechen versehen, in Banden zusammen, steckten Schlösser und Klöster sammt den verhaßten Urkunden und Schuldbriefen in Brand, übten Mord und Todtschlag an Edelleuten und ihren Vögten und Dienern. Jeder Widerstand erhöhte die Wuth und Rachsucht und führte zu neuen Gräueln. Im Dauphiné wurden in vierzehn Tagen zweiundsiebzig Schlösser der Verwüstung und dem Brand überliefert; in Südfrankreich gab sich das entzündliche leidenschaftliche Temperament in wilden Unthaten kund; in der Bretagne und Normandie herrschte Anarchie mit blutigen Parteikämpfen. Schuldige und Unschuldige büßten für das Unrecht, das in der alten Feudalzeit verübt worden; die Volksjustiz griff ins Blinde hinein, die Sünden der Väter wurden heimgesucht an den Enkeln. Die Gesellschaft drohte sich in ihre Naturelemente aufzulösen.

Die Augustnacht. Noch immer war man in der Nationalversammlung an den Discussionen über die Grund- und Menschenrechte, als bereits „die Wogen einer fessellosen und blutdürstigen Anarchie über dem Reiche zusammenschlugen". Man wollte durch Proclamationen der wilden Bewegung Einhalt gebieten. Aber welche Wirkung konnten beschwichtigende Worte in dem Chaos der Leidenschaften hervorbringen? Ein Ausschuß, der über die eingegangenen Adressen und Berichte
3. Aug. 1789. der Versammlung Vortrag hielt, enthüllte ein schreckliches Bild von der Lage: „in allen Provinzen ist jede Art des Eigenthums dem schändlichsten Raube zur Beute, die Auflagen, die gutsherrlichen Rechte, Alles ist zerstört, die Gesetze sind ohne Kraft, die Magistrate ohne Ansehen, die Rechtspflege ein eitles Scheinbild". Bei solchen Zuständen konnte nur eine durchgreifende That Rettung bringen. Denn die Nationalversammlung war die einzige Macht im Staat, die noch einiges Ansehen besaß, auf die man mit Achtung und Vertrauen blickte. Daß aber in einer Körperschaft, in welcher die Liberalen und Demokraten die Majorität bildeten, die eine Verjüngung des Staats auf Grund einer Verfassung mit Freiheit, Gleichheit und Menschenrechten anstrebte, die Abhülfe nicht in einer Stärkung der Regierung oder in einer Befestigung und Herstellung der bedrohten Gerechtsame gesucht werden würde, sondern in einer Erleichterung der unteren Klassen, in einer Abstreifung der Ketten, welche die Volkskräfte gebunden hielten und die nationale Entwickelung zur Freiheit und Selbstbestimmung hemmten: das war bei dem Charakter der Versammlung und der vorherrschenden Richtung der Geister vorauszusehen. Bildete doch die politische und sociale Ungleichheit,

die Ungerechtigkeit der feudalen Einrichtungen, das Mißverhältniß der Lebensgüter, der Rechte und Genüsse zwischen den oberen und unteren Ständen die breite Grundlage, die fruchtbare Materie zu unaufhörlichen Angriffen in der Literatur! War doch die Vernichtung des Feudalismus und der unnatürlichen gesellschaftlichen Verkettungen die Losung der Zeit seit der Rousseau'schen Naturschwärmerei und der amerikanischen Demokratie! Daß sich die entfesselte Volksgewalt mit natürlichem Instinkt zunächst gegen die feudalen Lasten wendete, war für die Gesetzgebung ein Fingerzeig, wo sie ihre Hebel einsetzen müsse. Wenn die Vertreter der Nation durch einen legislatorischen Akt abschafften, was bereits verloren war und nie wieder zurückgewonnen werden konnte, so wahrten sie ihr eigenes Ansehen, so nahmen sie der Selbsthülfe des Volkes den Charakter ungerechter Gewaltthat und brachten sie unter gesetzliche Form, so drückten sie den Stempel des Rechts auf ihre eignen Verluste. Für die Nationalversammlung war die freiwillige Abwerfung der alten Ketten ein Akt der Selbsterhaltung, eine Frage des Daseins. Widersetzte sie sich der instinktiven Selbsthülfe des Volks, so war es um ihre Macht und Autorität geschehen, so ging das Reich der wildesten Anarchie unaufhaltsam entgegen und die Vertreter der Nation mußten dem Ruin unthätig zuschauen. So erklärt es sich, wie es zu den vielgeschmähten und vielgepriesenen Beschlüssen des vierten August kommen konnte. Wie schwer immer die Wunden waren, die dieser Tag dem ganzen Staats- und Gesellschaftsorganismus schlug, der vierte August wird in der Weltgeschichte stets als ein Akt hochsinniger ritterlicher Hingebung an die Gesammtheit und an das Vaterland, als eine großartige Handlung der Selbstentsagung glänzen. Es war ein Sieg der Idealität über realpolitischen Eigennutz. Aber die Erde gehört nun einmal den bösen Geistern, „den falschen Mächten, die unterm Tage schlimmgeartet hausen". Das Volk nahm die Errungenschaft eines begeisterten Aufschwungs der Seele als einen ihm gebührenden Rechtsbesitz hin, aber es war nicht ganz ungegründet was Sieyès sagte: „sie wollen frei sein und verstehen nicht gerecht zu sein". — Als nämlich die Berichte über die Gewaltthätigkeiten des Landvolks in der Nationalversammlung tiefen Eindruck machten, trat der Vicomte von Noailles, Lafayette's Schwager mit dem Antrage hervor, die bevorzugten Stände sollten dem Volke durch die That beweisen, daß man seine Lasten erleichtern wolle, und zu dem Ende alle drückenden Abgaben und gutsherrlichen Rechte abschaffen. Er selbst hatte wenig Opfer zu bringen, da er ein jüngerer Sohn war, aber er gehörte einem hochangesehenen Adelsgeschlechte an. Er wurde unterstützt von dem Herzog von Aiguillon, der uns bereits als einer der reichsten Feudalherrn bekannt ist. Der Vorschlag, Gleichheit der Besteuerung für Alle, Ablösbarkeit der Feudalrechte nach einer billigen Schätzung und Aufhebung aller persönlichen Dienstbarkeit wurde Anfangs mit Erstannen und „feierlichem Schweigen" angehört. Aber rasch ward die Versammlung von Begeisterung für die Idee patriotischer Selbstentsagung ergriffen, insbesondere als ein ländlicher Abgeordneter

aus der Bretagne mit einigen grellen Zügen die Feudalbarbarei schilderte, die an vielen Orten Frankreichs noch zu Recht bestände, und die anarchischen Auftritte von den „infamen Pergamenten" der Lehnsherren herleitete. Dem mit Acclamation angenommenen Vorschlag der beiden Edelleute folgten neue Anträge zu Aufopferungen. Niemand wollte zurückbleiben. Stände, Städte, Provinzen wetteiferten um die Ehre, die größten Gaben dem Gemeinwohl darzubringen. Die Anträge und Anerbietungen drängten einander in fieberhafter Eile und Lebendigkeit, so daß eine einzige in die Nacht verlängerte Sitzung den künstlichen Bau einer mehr als tausendjährigen Staats- und Gesellschaftsordnung vernichtete und den bisherigen Zustand Frankreichs gänzlich umgestaltete. Wie viele geschichtlich überkommene wohlbegründete Rechte indessen die Nacht des vierten August auslöschen mochte, sie trug große Güter in ihrem Schooße, die für alle Zeiten gewonnen wurden: „die Freiheit der Arbeit, die Gleichheit des Rechts, die Einheit des Staates". Von dieser Seite betrachtet konnten die Verehrer der Revolution sie als die „göttliche Nacht" bezeichnen.

Die wesentlichsten Beschlüsse der ewig denkwürdigen Nachtsitzung vom vierten August, die in aufgeregter Stunde gefaßt und erst im Laufe der nächsten Tage in gesetzliche Form gebracht wurden, ordneten an: die Aufhebung aller Leibeigenschaft, aller Frohndienste und Feudallasten, die der Grundherr von den Bauern anzusprechen hatte, der gutsherrlichen Gerichtsbarkeit, der Jagdgerechtigkeit und der barbarischen Strafgesetze gegen Jagdfrevler, der Taubenzüchterei, der Kaninchengehege u. drgl. m. Andere Beschlüsse verfügten die Ablösung der Zehnten, die Beseitigung des Aemterverkaufs, der Zünfte und Innungen, aller städtischen und provinziellen Sonderrechte, aller Steuerbefreiungen und Standesprivilegien; andere stellten die Zulassung aller Bürger zu den Aemtern in Staat und Heer als Grundsatz auf u. A. m. Für die Ausführung der Beschlüsse, namentlich die Feststellung der zu gewährenden Entschädigungen für die Ablösung der Grundrenten und Kirchenzehnten, für den Wegfall der Gerichtssporteln und der geistlichen Einnahmen, für die Rückzahlung der Auslagesummen bei Aemterkauf, Meisterrecht u. drgl. wurden besondere Ausschüsse gewählt. Aber ehe diese das schwierige Werk der Ausgleichung vollenden konnten, sank der ganze monarchische Staat in Trümmer und die Feudalrechte und Zehnten wurden ohne Entschädigung abgeschafft. Um zwei Uhr in der Nacht löste sich die stürmische Versammlung auf, nachdem sie noch in brausender Begeisterung den Dank der Nation an Ludwig XVI. den Wiederhersteller der Freiheit und die Feier eines Tedeum beschlossen. Dadurch sollte dem revolutionären Staatsstreich ein Schein von Loyalität erhalten werden.

Parteistellung in der Nationalversammlung.

Hatte der Bastillesturm die Macht des Thrones und der Regierung in den Staub gelegt, so reizte der vierte August die Begehrlichkeit des Volkes, die Herrschsucht der demagogischen Häupter und der radikalen Enthusiasten in der Nationalversammlung. Die Berathungen über die einzelnen Bestandtheile der Verfassung erregten daher nur dann ein größeres Interesse, wenn Organe geschaffen oder Bestimmungen festgesetzt werden sollten, durch welche die in der Erklärung der Menschenrechte aufgestellten Prinzipien und Grundlehren in die Wirklichkeit eingeführt werden sollten. Bei diesen Berathungen über die Formen

des künftigen Staats- und Gesellschaftslebens traten die Ansichten der Einzelnen mehr hervor, und je nach der Verwandtschaft oder Verschiedenheit des Standpunktes und der Ziele bildeten sich Gruppen oder Abtheilungen, die unter den parlamentarischen Kämpfen zu Parteien und Factionen sich entwickelten. Die Rechte, wo die Anhänger des Alten ihre Sitze hatten und Abbé Maury, ein Mann von Geist und überströmender kecker Rede aber ohne sittlichen Ernst und von ausgelassenem Lebenswandel, Hauptmann Cazalès, schlagfertig und ritterlich als Redner und Militär, sowie der jüngere Riquetti-Mirabeau, ein aristokratischer Heißsporn von heftigem Temperamente, den größten Einfluß hatten, schwand mehr und mehr zusammen in Folge der wachsenden Auswanderung der Edelleute. Das Centrum, die große Mittelpartei, wo beredte kenntnißvolle, für Freiheit und Vaterland begeisterte Männer wie Lally Tolendal, wie Malouet, wie Mounier u. A. ihre verständigen Ansichten in der Richtung einer freisinnigen Politik verfochten, hätte ein bedeutendes Gewicht in den Gang der Debatten legen mögen, wäre ein kraftvolles Ministerium von weiteren Gesichtskreisen und größerer Geschäftsgewandtheit als Necker und seine Genossen, ihm zur Seite gestanden. So aber gewann die Linke, die Verehrer der Menschenrechte, der Volkssouveränetät, der Demokratie, welche der Begehrlichkeit der Massen schmeichelte und auch nach dem Bastillesturm noch ihre Streiche gegen den alten monarchischen Feudalstaat richtete, immer mehr Boden, zumal da mehrere talentvolle Männer aus dem Club Breton an ihrer Spitze standen, Duport, Lameth und Barnave. „Ihre Freunde pflegten damals die Drei durch das Wort zu charakterisiren: was Duport denkt, führt Barnave durch Reden und Lameth durch Thaten aus". Auf dem äußersten Flügel der Linken saßen die Anhänger des Herzogs von Orleans, unter ihnen die Advocaten Pétion (Pethion), Buzot und Robespierre. Eine vierte Partei, sagt Louis Blanc, bestand aus einem einzigen Mann, und dieser Mann war **Mirabeau**. Je mehr Sieyès in „übellauniger Zurückgezogenheit" in den Hintergrund sich stellte, um so unbeschränkter beherrschte Mirabeau, der um diese Zeit durch den Tod seines Vaters (13. Juli) zu Vermögen und größerer gesellschaftlichen Stellung gelangt war, die Rednerbühne und die Versammlung. Er stammte aus einer Familie, in welcher die royalistische Gesinnung erblich war; sein eigener Bruder war, wie wir so eben gesehen, ein durch aristokratische Schärfe hervorragendes Mitglied der Adelscurie; und auch Honoré blieb stets im Herzen Monarchist. Aber ein Feind des Despotismus, unter dem er gelitten, und der hochmüthigen Aristokratie, die ihn aus ihrer Mitte ausgestoßen, suchte er sich an beiden zu rächen. Er wurde das Haupt der Opposition, der Fahnenträger der Revolution, doch nur in dem Sinne, daß er den verlotterten, zucht- und sittenlosen Feudalstaat zerschlagen wollte, um eine neue Ordnung der Dinge zu schaffen, die sein Vaterland einer glücklicheren Zukunft entgegenführen sollte. Ohne sich einer Partei völlig anzuschließen, ohne der herrschenden Zeitströmung

Mirabeau.

in ihrem ganzen Laufe zu folgen, war er dennoch das Haupt der Versammlung, die sich seinem überlegenen Geist, seinem politischen Verstand mit Widerwillen und Neid unterwerfen mußte. Er erkannte jede Schwäche und Mittelmäßigkeit und traf sie mit zermalmenden Schlägen; er hatte mit allen Parteien und Richtungen Fühlung und wußte sich dennoch seine Selbständigkeit zu wahren. Er war ein Gegner des Ministeriums Necker, weil er das Bewußtsein in sich trug, er würde das Staatsruder mit festerer und sichererer Hand leiten, und gerne hätte er selbst dem erschütterten Thron als Stütze gedient, wenn der König und die Hofcamarilla zu dem Abtrünnigen, zu dem Mann von so befleckter Vergangenheit hätten Vertrauen fassen können. So sah sich denn Mirabeau in die Lage gedrängt, für die Begründung einer neuen Staatsordnung, wie sie seinen politischen Ideen vorschwebte, die Hülfe der Opposition zu suchen. „Ein so stolzer Aristokrat, wie irgend einer der altgläubigen Cavaliere, verfolgte er die Fäulniß des feudalen Staats mit glühendem patriotischen Hasse". Er trug kein Bedenken, zeitweise mit den Männern der extremsten Richtung zu gehen, ja selbst mit dem Herzog von Orleans und seinem Anhange Beziehungen zu unterhalten; hatte er doch das Gefühl in sich, daß er jederzeit die überschäumende Fluth bändigen könne. „Der Starke achtet es gering, die leise Quelle zu verstopfen, weil er dem Strome mächtig wehren kann". Während ihn Hof und Aristokratie als den wahren Feuerbrand der Revolution haßten und anfeindeten, war er unabläßig bemüht, aus dem drohenden Schiffbruch zu retten was er für dienlich hielt zu einem neuen Staatsgebäude, in dem die Nation und das Vaterland, deren Wohl er stets vor Augen hatte, ein glücklicheres Leben mit Freiheit, Ordnung und Recht führen möchten. So überwältigend war sein Genius, daß er selbst Gegner fast wider ihren Willen mit sich fortriß, und wie unermeßlich immer sein Ehrgeiz sein mochte, so war er doch erhaben über persönlicher Empfindlichkeit und selbstsüchtiger Reizbarkeit. Die starren Doctrinäre und Idealpolitiker waren ihm widerwärtig. Von Robespierre sagte er einst unmuthig: „Dieser Mann wird noch etwas ausrichten, er glaubt was er spricht". Gegenüber den abstrakten Theorien der Enthusiasten und den destructiven Tendenzen der Radikalen hielt er stets die Fahne einer vernünftigen praktischen Realpolitik aufrecht. Mit genialer Beredsamkeit, oft in augenblicklichen Ergüssen, zerriß er die mit gelehrten und philosophischen Ausführungen angefüllten Vorschläge, welche auf der gegnerischen Seite oft in schriftlichen Vorträgen entwickelt wurden.

Stellung der Legislatur zur Krone. Das Veto.

Den Standpunkt einer constitutionellen Monarchie hielt Mirabeau namentlich bei den Verhandlungen über die Grundformen der künftigen Verfassung fest, die im August und September zur Berathung kamen. Es handelte sich in erster Linie um die brennende Frage wie die künftige Nationalvertretung beschaffen sein und welche Rechtsstellung sie zu Thron und Regierung einnehmen solle. Die Mittelpartei, zu der sich auch Necker hielt, steuerte auf eine Verfassung nach englischem Vorbilde mit zwei Häusern, dreijähriger Sitzungsperiode und ununter-

brochener Aufeinanderfolge der Legislatur. Zur Gültigkeit eines Gesetzes sollte die Uebereinstimmung der beiden Körperschaften und der Krone erforderlich sein; dem König aber das Recht zustehen, das Parlament aufzulösen, neue Wahlen anzuordnen und mißfälligen Beschlüssen ein Veto entgegenzusetzen. Doch sollte das gegenwärtige Verfassungswerk selbst einer königlichen Sanction nicht bedürfen. Ueber diese Fundamentalbestimmungen entstanden aufgeregte Verhandlungen, die in den Clubs, besonders im Palais Royal ein lebhaftes Echo fanden. Schon die Trennung der gesetzgebenden Gewalt in einen Senat auf Lebenszeit und in ein Abgeordnetenhaus stieß auf Widerspruch: obwohl der Senat keine Pairskammer sein sollte, sondern nur eine Corporation, zu der ein gewisses Alter und ein größerer Grundbesitz oder höhere wissenschaftliche Bildung erforderlich wären, so schien doch eine solche Bevorzugung dem Begriffe der Gleichheit der Bürger zu widerstreben. Mirabeau war für die Theilung, aber die Majorität beschloß die Vereinigung aller Vertreter in einer einzigen Ständeversammlung. (10. Sept. 1789.) Noch aufgeregter wurden die Verhandlungen als es sich um die Stellung des Königs zur gesetzgebenden Gewalt handelte. Mirabeau wollte der Krone die Macht einräumen, die Ausführung von Parlamentsbeschlüssen, die für die Monarchie gefährlich oder bedenklich scheinen möchten, durch ein absolutes Veto zu verhindern. In dieser Bestimmung glaubte die Linke einen Eingriff in das Prinzip der Volkssouveränetät zu erkennen: „es sei ein Unsinn oder ein Frevel gegen die Menschheit, den Willen von 25 Millionen von der Willkür eines Einzigen abhängig zu machen". Diese Ansicht fand einen lebhaften Nachklang im Palais Royal und wurde zu agitatorischen Bewegungen benutzt, die um so wirksamer waren, je weniger die Bedeutung und Tragweite des Wortes „Veto" von der Masse des Volks begriffen ward. Viele dachten sich darunter eine neue Steuer. Umsonst bewies Mirabeau an der englischen Revolution, wie gefährlich es sei, wenn man die Macht der Krone allzusehr beschränke und aus Furcht vor einem absoluten Königthum einen parlamentarischen Despotismus aufrichte; die Demokraten und Doctrinäre, vor Allen Sieyès, waren gegen „zwei Souveräne in demselben Staat"; der Palais-Royal Club drohte mit einem bewaffneten Auszug nach Versailles, „um die Verräther aus der Versammlung auszustoßen". Der Widerstand gegen das absolute Veto wurde mit jedem Tag stärker: Lafayette, den Necker zu Rathe zog, meinte, es könnten leicht bürgerliche Unruhen darüber entstehen. Der Minister beredete daher den König einen Mittelweg einzuschlagen und zu erklären, er wolle sich mit einem „suspensiven Veto" begnügen, kraft dessen ein Parlamentsbeschluß auf vier Jahre verschoben werden könne; wenn aber die beiden folgenden Legislaturen auf der Ausführung beständen, müsse er zur Geltung kommen. Nun konnten auch die Monarchisten die Annahme des Suspensiv-Veto nicht mehr verhindern. Sie verließen die Krone, die sich selbst verlassen hatte. (11. Sept.) So wurde die Verfassung durchgeführt, welche die öffentliche Macht den Vertretern der Nation beilegte, die zu

einer einzigen parlamentarischen Körperschaft vereinigt, mit dem Rechte der Initiative ausgerüstet die eigentliche Souveränetät besaßen, während der „König der Franzosen" nur der Vollstrecker ihres Willens und ihrer Gesetze war.

4. Der fünfte Oktober und die Uebersiedelung nach Paris.

Die Pariser Stadtgemeinde. Wie die Nationalversammlung durch das Verfassungswerk in der Theorie sich zur souveränen Macht ausbildete und die Executive in die zweite Linie stellte, so griff sie auch praktisch in die Verwaltung ein und drängte die Regierung gänzlich in den Hintergrund. Um in den Provinzen, wo die königlichen Beamten nichts mehr auszurichten vermochten, noch einen Schatten von gesetzlicher Ordnung zu erhalten, errichtete sie eigene Verwaltungs- und Polizeiausschüsse, die mit den Gemeindebehörden in amtlichem Verkehr standen und ihnen das Recht einräumten zum Schutze von Leben und Eigenthum bewaffnete Mannschaften aufzubieten. Dasselbe versuchte sie auch in Paris. Dabei kam es ihr zu statten, daß die zwei Männer, die durch ihre Stellung das meiste Ansehen hatten, Lafayette und Bailly, der Nationalversammlung angehörten und an ihr einen Rückhalt suchten sowohl gegen die reactionären Umtriebe der Hofaristokratie als gegen die Wühlereien, welche im Palais Royal ihren Heerd hatten. Die Pariser Commune, welche in einem aus Vertretern der Distrikte gebildeten bis zu dreihundert Personen vermehrten Bürgerausschuß oder Generalrath und in der Municipalität mit dem Maire an der Spitze ihre gesetzlichen Organe, in der Nationalgarde unter Lafayette's Oberbefehl eine disciplinirte militärisch geübte Streitmacht besaß, war die Hauptstütze der constituirenden Versammlung. Die Communalgarde, mit schöner Uniform und guten Waffen versehen und viele ehemalige Soldaten in ihrer Mitte zählend, gehörte dem Kerne nach den mittleren Bürgerklassen, der sogenannten „Bourgeoisie" an, welche den beweglichen unteren Volkselementen gegenüber eine conservative Macht bildete und schon damals von den Radikalen und Umsturzmännern als neue Aristokratie verdächtigt und dem Hasse der Menge bloßgestellt wurde. Lafayette. Noch war Lafayette der große Held des Tages: ein ritterlicher Mann in der Blüthe der Jahre, der die Vorurtheile seines Standes verleugnend seinen Arm und sein Vermögen für Freiheit und Demokratie eingesetzt hatte, der in der Nationalversammlung am wärmsten und entschiedensten für die Menschenrechte eingetreten war, voll Hingebung und Opferwilligkeit für seine Ideale von Volksglück, Recht und bürgerlicher Freiheit; wie sollte ein solcher Mann in den Tagen der Begeisterung, in dem ersten Anbrechen eines Völkerfrühlings nicht der Liebling der Franzosen, nicht der Gegenstand enthusiastischer Huldigungen sein? Aber das Bewußtsein seiner Bedeutung und Stellung stieg ihm zu Kopfe. Er war nicht der gewaltige Geist, nicht der heroische Charakter, daß er in dem Widerstreit der Parteien und Interessen, in den heißen Meinungskämpfen der Zeit eine entscheidende schiedsrichterliche Stellung

hätte behaupten können. Von Grund der Seele dem monarchischen Rechtsstaate ergeben und doch zugleich nach der Ehre und Auszeichnung eines populären Volkshelden trachtend, gerieth er nicht selten in Conflict zwischen Ueberzeugung und Neigung. Er traute sich die Macht zu, durch seinen Einfluß und seine Persönlichkeit in allen Lebensfragen den entscheidenden Ausschlag geben zu können, es schmeichelte ihm, den König und den Minister glauben zu machen, daß die Regierung nur mit seiner Beihülfe in Gang gehalten werden könne, und wo man nicht seine Unterstützung begehrte ließ er sich wohl sogar verleiten, die feindlichen Gegensätze anzurufen, sich gegen Gewissen und Ueberzeugung in conspiratorische Umtriebe einzulassen, in der eiteln Selbsttäuschung, er könne die entfesselten Geister wieder rechtzeitig bändigen. Da erfuhr er aber das Schicksal des Zauberlehrlings. Wie Lafayette war auch Bailly ein ehrenwerther für Bailly. ideale Güter begeisterter Mann ohne alle Selbstsucht. Aber ein Gelehrter, der sein ganzes Leben den Studien und Wissenschaften gewidmet hatte, unerfahren in praktischen Dingen und ohne Uebung in den Geschäften einer umfangreichen Verwaltung, besaß er nicht die zu seinem bedeutenden Amte erforderlichen Kräfte und Kenntnisse. War es schon in gewöhnlichen Zeitläuften keine leichte Aufgabe, in Paris ein geordnetes Regiment zu führen; wie unendlich höher waren damals die Schwierigkeiten emporgewachsen! In Folge der Arbeitslosigkeit, der Theurung, der herrschenden Aufregung und Unsicherheit war die heimathlose und wandernde Bevölkerung unermeßlich angeschwollen. Man zählte 40,000 Fremde, die kein bestimmtes Gewerbe hatten, und wie groß war die Menge der Handwerker, der Gesellen und kleinen Meister, die bei der Stockung aller Geschäfte und Einnahmen darbten oder auf Unterstützung angewiesen waren! Die Stadt mußte für wohlfeiles Brod sorgen und zu dem Zweck Korn und Mehl theuer einkaufen und billig ablassen; sie mußte den unbeschäftigten Proletariern Verdienst geben und zu dem Ende Arbeiten vornehmen lassen, die für den Augenblick unnöthig oder nutzlos waren. Da die Stadtkasse, seit der Aufhebung der städtischen Zolllinien durch die Augustnacht ihrer ergiebigsten Einnahmequelle, der Verzehrungssteuer (Octroi) beraubt, diese Ausgaben nicht bestreiten konnte, so mußte der Staat um Hülfe angegangen werden, der seinerseits gleichfalls am Rande des Verderbens schwebte, von der Hand in den Mund lebte. Kurz, die Noth war groß, die Verlegenheiten steigerten sich von Tag zu Tag; Tausende von Menschen trieben sich obdachlos in den Straßen umher, die meisten noch seit der Erstürmung der Bastille im Besitze von Waffen aller Art, Pikenmänner, die in der Nationalgarde keine Aufnahme gefunden. Sie alle betrachteten das Palais Royal als ihre Heimath und Herberge. Es dauerte nicht lange, so wuchs diese bewegliche Bevölkerung der Gemeindeverwaltung über den Kopf.

Im Palais Royal thronten die einflußreichsten Demagogen, die im Dienste des Herzogs von Orleans wirkten, durch Zeitungen und fliegende Blätter die Volksmenge in der Stadt und in der Provinz in Gährung hielten, auch wohl Geld vertheilten oder Das Palais Royal und seine Demagogen.

Philipp v. Orleans. bewirtheten. Denn Herzog Philipp hoffte durch die Revolution den König vom Thron oder aus dem Leben zu stoßen und an die Spitze des Staats zu treten. Ohne persönlichen Muth und sittliche Kraft, ausschweifend, genußsüchtig, im Besitz unermeßlicher Reichthümer, die er durch schmutzige Gewinnsucht zu mehren wußte, ließ er Andere für sich arbeiten. Die Würde eines Generallieutenant oder Reichsregenten, die er sich durch die Volksmasse zu erwerben hoffte, sollte ihm den Weg zur Herrschaft bahnen. Die talentvollen Volksredner und Zeitungsschreiber, die wir schon früher als die Häupter des Club vom Palais Royal kennen gelernt haben, Desmoulins, Loustalot, Marat erfreuten sich seiner Unterstützung; auch St. Huruge und der Advokat Georg Danton. Danton, geboren zu Arcis-sur-Aube in der Champagne, gehörten zu seinen Parteigenossen und theilten seine Lustschwelgereien. Danton war wegen seiner hervorragenden Thätigkeit bei dem Bastillesturm zum Vorsitzenden des Cordeliersdistrikts ernannt worden, wo er bald einen großen Einfluß bei den unteren Volksklassen gewann. „Seine athletische Figur, seine Medusenaugen in dem breiten von Blattern besprengten Gesichte, die aufgeworfenen Nüstern und Lippen, die Schildhalter anmuthloser Zuversichtlichkeit, verkündigten den angehenden Mirabeau des gemeinen Mannes." Seine Donnerstimme und der heftige leidenschaftliche Vortrag seiner Reden machten einen gewaltigen Eindruck auf die Menge. Diese Tage der Aufregung gründeten die Macht der Journalistik. Schon damals war der „Volksfreund" des Arztes Marat aus dem Kanton Neuchatel von hervorragender Bedeutung. Häßlich von Angesicht „wie ein Hunne" und von hitzigem phantastischen Wesen, aber ein oratorisches und journalistisches Talent, reizte Marat die Begierden und Leidenschaften des Volks durch aufwieglerische Demagogie.

Marat. Jean Paul Marat, geb. 24. Mai 1744 von protestantischen Eltern, hatte eine bewegte Jugend. Mit guten Kenntnissen in der Heilkunst und Physik ausgerüstet verließ er sein Vaterland, um in der Fremde sein Fortkommen zu suchen. Nach einem längeren Aufenthalt in Edinburg, wo er als französischer Sprachlehrer seinen Unterhalt erwarb, die revolutionäre Schrift: „Die Ketten der Sklaverei", englisch und französisch verfaßte und durch einige Werke im Geiste der materialistischen Philosophen Aufmerksamkeit erregte, ließ er sich in Paris nieder, wo er im Hofdienst des Grafen von Artois eine untergeordnete ärztliche Anstellung erlangte. Der Ausbruch der Revolution führte ihn auf das Feld der Publicistik, auf dem er rasch eine hohe Bedeutung gewann. Niemand besaß in solchem Grade die Kunst, die Leidenschaften des Volks zu entflammen, durch Schmähung, Verleumdung, persönliche Invective die Regierung und die höheren Stände verhaßt und verächtlich zu machen, wie Marat. Schon wenige Wochen nach dem Bastillesturm brachte der Volksfreund den berüchtigten Artikel, daß man im Tuileriengarten 800 Bäume in ebenso viele Galgen verwandeln müsse, um die Verräther der Nation, vor Allen Mirabeau daran aufzuknüpfen. Wenn er mit einer Anklage bedroht ward, verschwand er einige Zeit in den Räumen des Klosters der Cordeliers, von Danton geschützt. Sein Gesicht war von abschreckender Häßlichkeit: Eine eingedrückte Nase, so schildert ihn Louis Blanc, wie sie der Hunnenkönig gehabt haben mag; die Lippen von Gift geschwollen wie bei einer Schlange; dabei ein feuriger Blick wie der eines Propheten, und eine Physiognomie, auf welcher Menschenverachtung, Ironie und Herausforderung ausgeprägt war.

Reactionäre und royalistische Kundgebungen in Versailles. Der König und die Hofpartei konnten ihren Widerwillen gegen die neue Ordnung nicht überwinden. Immer noch überlegte man, wie man aus der Zwangslage herauskommen möchte. Einige Zeit ging Ludwig mit dem Plane um, sich nach Metz zu begeben und von dort aus mit Hülfe einiger getreuen Truppen der Bewegung Einhalt zu thun. In dieser Stimmung konnte er sich nicht

entschließen, die aus der Nachtsitzung des vierten August hervorgegangenen Verfassungsartikel zu bestätigen. Man fürchtete im Schlosse Verwickelungen mit dem päpstlichen Stuhl, wenn die Annaten abgeschafft würden, mit den deutschen Reichsfürsten, wenn im Elsaß und in Lothringen die Feudalrechte wegfielen; man fürchtete neue finanzielle Verlegenheiten, wenn die Staatskasse die für den Kauf von Richterstellen und Aemtern empfangenen Summen zurückzahlen sollte; man fragte, warum die Zehnten, auf welche die Geistlichkeit mit großmüthigem Patriotismus freiwillig Verzicht geleistet, den Grundbesitzern zum Geschenk gemacht und nicht lieber der bedrängten Staatskasse zum allgemeinen Nutzen zugewendet werden sollten? Aus solchen und andern Gründen hielt der König mit seiner Unterschrift zurück. Dies gab neuen Stoff zu agitatorischen Bewegungen, zu Verdächtigungen, zu Gerüchten von beabsichtigten Gewaltstreichen. In der Nationalversammlung fußte man auf der Bestimmung, daß die gegenwärtige Verfassungsurkunde der königlichen Sanction nicht bedürfe, und bestritt dem Monarchen das Recht der Verweigerung. Selbst Mirabeau, sonst kein Freund der tumultuarischen Augustnacht, drang mit Schärfe auf die sofortige Veröffentlichung. Er fürchtete seine Popularität einzubüßen, wenn er der Ausführung von Beschlüssen sich widersetzte, welche die Masse des Volks, insbesondere die kleineren Grundbesitzer mit so freudigem Jubel begrüßt hatten. Dieser von allen Seiten mächtig hervortretenden Strömung der öffentlichen Meinung wagte Ludwig nicht mit Entschiedenheit zu widerstehen; nach drei Tagen erfolgte die königliche Bestätigung aller Beschlüsse mit Ausnahme der Menschen- 21. Sept. 1789.
rechte. Aber das Zaudern hatte Mißtrauen erweckt. Gerüchte von beabsichtigten Gewaltschritten schwirrten in der Luft und gewannen an Stärke, als zur größeren Sicherheit des Hofes das Regiment Flandern nach Versailles verlegt ward. Es war eine ganz unverdächtige Maßregel; denn was konnte die Verstärkung der Versailler Leibgarde um etwa tausend Mann unter den damaligen Umständen bedeuten! Allein in Paris war schon seit einiger Zeit die Parole ausgegeben worden, man müsse den Hof bewegen, seine Residenz in die Hauptstadt zu verlegen. Dadurch würde der Nothstand gemildert und die Entfernung des Königs nach einem andern Ort unmöglich gemacht werden. Nun wurde von den Männern des Palais Royal ausgestreut, die reactionäre Hofpartei gedenke zu wiederholen was vor dem Bastillesturm mißlungen sei. Der Vorgang in Versailles bei dem Eintreffen des neuen Regiments kam den Aufwieglern zu statten. Als nämlich die bisherige Leibgarde den neuangekommenen Offizieren in dem großen Opernsaal des Schlosses ein Gastmahl bereitete, be- 1. Okt. 1789.
ging der König die Unvorsichtigkeit, daß er von der Jagd zurückgekehrt gegen Ende der Mahlzeit mit der Königin und dem Dauphin in den Speisesaal trat und dadurch Veranlassung gab, daß die vom Wein erhitzte Tischgesellschaft ihren loyalen Gesinnungen lauten demonstrativen Ausdruck verlieh. Man trank auf die Gesundheit des Königs und der königlichen Familie, ohne der Nation zu

erwähnen; die königliche Kapelle spielte das alte Lied: „O Richard, mein König, die ganze Welt verläßt dich!" Die Damen machten aus ihren weißen Bändern Cocarden und theilten sie aus; die Offiziere betheuerten in geräuschvoller Weinseligkeit ihre Treue und Hingebung für den König und sein Haus. Diese Vorgänge wurden durch geschäftige Zungen schnell in Paris bekannt und gaben den Rednern des Palais Royal neuen Stoff zur Aufreizung der Massen. „Während Paris hungert", hieß es, „feiert man in Versailles Orgien". Lügenhafte Uebertreibungen mehrten die Erregung. Man sagte aus, die dreifarbige Cocarde sei mit Füßen getreten worden; eine Verschwörung wider das Volk sei im Gange. Noch immer dauerte die Theuerung fort, vielleicht künstlich erzeugt; die Schließung der Nationalwerkstätte auf dem Montmartre füllte die Stadt mit brodlosen Arbeitern; Tag und Nacht streiften Proletarierhaufen durch die Straßen, nur mühsam durch die Nationalgarde von Tumult und Excessen abgehalten. Lafayette grollte dem König und dem Ministerium, weil die Menschenrechte, die er als den „höchsten Schmuck seines Ruhmes" ansah, nicht wie die übrigen Theile der Verfassung die unbedingte Bestätigung erhalten hatten, und war daher lässig in der Abwehr; er meinte ein gelinder Zwang sei eine heilsame Lection für den Hof. Am Morgen des fünften Oktober sammelten sich Volkshaufen, zumeist Weiber auf dem Greveplatz, um Brod schreiend; ihre Zahl wuchs rasch zu Tausenden heran. Sie drangen in das Rathhaus, wo die Dreihundert überlegten, wie man dem Brodmangel abhelfen solle, und erbrachen die Waffenkammer. Andere Schaaren wälzten sich vom Palais Royal und von der Antonsvorstadt herbei. Man hörte die Rede, die Aristokraten seien Schuld an der Theuerung; man müsse den König herbeiholen, damit er dem hungernden Volke Brod schaffe. Es mochte zehn Uhr sein, als diese Losung ausgegeben ward. Wie im Juli der Ruf „nach der Bastille" der unschlüssig hin- und herwogenden Menge das Ziel einer gemeinsamen Action bezeichnete, so jetzt der Ruf: „der König nach Paris". Beide Impulse hatten ihren Ursprung in provocatorischen Kundgebungen von Seiten des Hofadels. Die erste Action hatte den Sturz des Feudalismus zur Folge, die zweite war der Anfang vom Ende des Königthums.

Paris am 5. Oktober.

Der innere Pragmatismus.

Schon seit einiger Zeit war der Gedanke aufgetaucht, daß man den Hof sammt dem Reichstag und den obersten Regierungsbehörden nach Paris verlegen müsse. Dem Volke spiegelte man vor, damit würde den Umtrieben der Aristokratie ein Ende gemacht und das Brod in Paris wohlfeil werden; die national-liberale Partei billigte den Plan, in der Hoffnung, auf diese Weise werde man allen reactionären Gelüsten und Fluchtversuchen am sichersten vorbeugen und die Volkssouveränetät fest begründen; im Palais Royal begünstigte man Alles, was den König in Gefahr setzen und den Herzog Philipp in die Höhe bringen konnte. Von wem jedoch die verhängnißvolle Parole zuerst ausgegangen, ist von jeher eine streitige Frage gewesen. Es war natürlich, daß man zunächst in dem Herzog von Orleans den Schuldigen erkennen wollte; allein für seine ehrgeizigen Zwecke wäre eine Entfernung des Königs nach Metz oder nach einer fernen

Stadt dienlicher gewesen; dann hätte ihm die Regentschaft nicht wohl entgehen können. Oder sollte Lafayette der Urheber einer Begebenheit gewesen sein, deren Tragweite er nicht begriffen? Man hat schon damals die schwere Beschuldigung auf ihn gewälzt und bei uns haben die neuesten Schriftsteller der Revolution, Sybel und Häusser, dieser Meinung zugestimmt. Aus Verdruß über die abweisende oder doch zurückhaltende Stellung des Königs zu den Menschenrechten habe er die Verlegung des Hofes nach Paris gewünscht, um vermittelst der Commune und der Bürgermiliz auf den Gang der Regierung und die Handlungen des Königs einen bestimmenden Einfluß zu üben. Es wird nachgewiesen, daß er schon früh am Morgen, als die ersten tumultuirenden Weiberhaufen auf dem Greveplatz zusammenströmten und das Ziel der Bewegung noch nicht bekannt gewesen, den Vicepräsidenten des Stadtraths nach Versailles geschickt habe, um den Ministern zu melden, es drohe ein Anmarsch des Volkes, man möge die Regierung und Versammlung nach Paris verlegen. Es wird hervorgehoben, daß die Nationalgarde, sonst die Säule der Ordnung, von jedem energischen Widerstande abgehalten worden; daß Lafayette die Aufforderung der französischen Grenadiere, er solle sie nach Versailles führen, mit dem Bescheid abgewiesen habe, er müsse dazu den Befehl vom Stadtrath abwarten; dieser ist ihm aber erst im Laufe des Nachmittags zugegangen. Aus diesen Gründen kommt Sybel zu dem Schluß: „Das Wort also, welches für den wirklichen Lauf der Revolution verhängnißvoll wie kein anderes werden sollte, der König nach Paris, ist nicht von den Weibern, sondern von Lafayette's Parteigenossen, nicht von dem Palais Royal oder den Orleanisten, sondern von dem Vicepräsidenten der Commune zuerst ausgesprochen worden". Die harte Beschuldigung aber, „daß er es geliebt mit dem Aufstande zu kokettiren und aus den Verwickelungen, die dann entstanden, sich durch Doppelzüngigkeit herauszureden", widerspricht dem ritterlichen loyalen Charakter des Generals und hat nur in der geschäftigen Fama jener Tage ihre Begründung.

Als die Losung „nach Versailles" in die Masse gedrungen war, wälzte sich ein Strom von Tausenden, Weiber mit Pikenmännern untermischt, lawinenartig wachsend in westlicher Richtung vorwärts, voran die berüchtigte Lüttticherin Theroigne de Méricourt in phantastischer Amazonentracht und die „Königin der Halle", Rose-Lacombe, eine ehemalige Schauspielerin. Die Führung übernahm der Bastilleheld Maillard, mit ihm der Metzger und Schenkwirth Jourdan, der „Kopfabschneider" genannt. Ganz Paris war auf den Beinen; sie führten einige alte Kanonen mit sich, viele waren bewaffnet; das Ganze glich einem wilden Bacchantenzug. Die Nationalversammlung tagte gerade unter Mouniers Vorsitz. Da raunte Mirabeau dem Präsidenten ins Ohr: vierzigtausend Pariser rücken auf uns zu, heben Sie die Sitzung auf. Ein ungegründeter Verdacht. Denn hat man geschlossen, er sei Miturheber des Vorhabens gewesen. Allein sollte der Mann, der so viele Verbindungen hatte, nicht vorher von dem drohenden Sturm Kunde erhalten haben? Mounier wies die Aufforderung zurück und bewirkte dadurch, daß die Versammlung entehrt wurde. Während Maillard in ihrer Mitte als Redner auftrat und sie mit Vorwürfen überschüttete, drängten sich Weiber und Männer auf die Gallerien und selbst in den Sitzungssaal und störten durch Lärmen und Tumult die Berathungen. Mounier begab sich zu dem König, der jetzt ohne Zögern die Menschenrechte bestätigte; ihn begleitete eine Anzahl hübscher und

Revolutionsauftritte in Versailles.

gut aussehender Mädchen und Frauen, welche im Namen der Pariser Bevölkerung die Bitte aussprachen, der König möge dem Brodmangel abhelfen und seine Residenz nach Paris verlegen. Ludwig XVI. suchte sie durch eine begütigende Antwort zu beruhigen. Gegen Abend langte Lafayette mit der Nationalgarde in Versailles an, von der Commune mit einem Schriftstück versehen, worin neben jenen beiden Wünschen auch noch die inzwischen bereits erfolgte Bestätigung der Verfassung und die Uebertragung der Bewachung des Hofes an die Nationalgarde verlangt ward, und traf dann zweckmäßige Anordnungen zur Beschützung des Schlosses und zur Abwehr aller Gewaltthätigkeiten und Excesse. Mittlerweile hatten die wilden Gesellen, die theils mit Maillard, theils im Gefolge des Bürgergenerals angelangt waren, die Räumlichkeiten des Versailler Schlosses ausgespäht. Sie fanden, daß die Zugänge durch die berittene Leibgarde, durch das Regiment Flandern, durch die Schweizer und die Versailler Bürgerwehr gut bewacht und geschützt seien, und hielten sich daher zurück, zumal da auch Lafayette den festen Entschluß zeigte, jede Gewaltthätigkeit zu verhindern. Allein den Kundschaftern wurde bald klar, daß unter den Hütern keine rechte Uebereinstimmung herrsche und daß der König verboten habe, auf das Volk zu schießen. Ludwig XVI. hatte in Hume's Geschichte gelesen, daß man dem englischen König in erster Linie das Vergießen von Bürgerblut als todeswürdiges Verbrechen anrechnete. Seitdem schwebte ihm das Schicksal des Stuart wie ein drohendes Gespenst vor Augen. Man hatte ihm den Rath gegeben, nach Rambouillet zu fliehen, aber Lafayette versicherte ihn, er werde die Ordnung mit seinem Blute aufrecht erhalten. So ließ man den Gedanken an eine Flucht fallen.

Die Schreckensnacht vom 5/6. Okt.

Als die Pariser Nationalgarde die wichtigsten Posten im Schlosse besetzt hatte, mehrere Bataillone in Kirchen untergebracht waren oder bei Wachtfeuern auf den Straßen lagerten, begab sich Lafayette, müde und erschöpft von den Anstrengungen des Tages, zwei Stunden nach Mitternacht zur Ruhe. Dies benutzten die zügellosen Banden, die sich in der Stadt umhertrieben, zu feindlichen Ueberfällen zunächst gegen die verhaßte Leibgarde, deren Caserne erstürmt und geplündert ward, dann gegen das Schloß selbst, voran die wilden Rotten, die ihre Parole im Palais Royal empfangen hatten. Nach einiger Zeit entdeckten sie einen Nebeneingang ohne Wache. Durch diesen erfolgte sofort der Einbruch. Männer und Weiber mit Waffen aller Art gerüstet, stürmten in die Höfe und Gänge. Die Soldaten der Leibwache an den Thüren und Treppen wurden niedergestoßen und den Leichen die Köpfe abgeschnitten. Unaufhaltsam fluthete die Masse vorwärts, die Stufen hinan, nach den Gemächern der Königin. Die hohe Frau wäre verloren gewesen, hätten nicht einige Leibgardisten mit Aufopferung ihres eigenen Lebens das Vorzimmer so lange vertheidigt, bis sie sich halb angekleidet mit ihren Hofdamen zu dem König gerettet. Endlich traf Lafayette, durch die Nachricht von den Sturm- und Mordscenen im Schlosse aus dem

Schlafe geweckt, mit der Nationalgarde ein und verhütete durch energisches Einschreiten weiteres Unheil.

Die inneren Räume des Schlosses wurden gereinigt; außen aber dauerte der wilde Tumult fort. Aus tausend Kehlen ertönte der Ruf: „der König nach Paris!" Ludwig XVI. erschien auf dem Balkon, die Cocarde am Hut und gab ein Zeichen der Zustimmung. Noch erschallte ein lautes Lebehoch, das selbst auf die Königin überging, als Lafayette sie herbeiführte und ihr die Hand küßte. Einige Stunden nachher wurde die verhängnißvolle Reise angetreten, welche die Menge mit Freudenschüssen begrüßte. Es war ein Martyrium für den gekrönten Bourbon und die stolze Tochter der Maria Theresia, als sie unter dem Geleite der schrecklichen Schaaren schreiender und jauchzender Weiber und Männer die siebenstündige Fahrt nach der Hauptstadt zurücklegen mußten, und, nachdem sie auf dem Stadthause noch die Begrüßung des Gemeinderaths entgegengenommen, spät am Abend in das öde Tuilerienschloß einzogen, das seit vielen Jahren nicht mehr bewohnt und für ihre Aufnahme gar nicht hergerichtet war, um dort unter dem Schutze der Pariser Nationalgarde ein Leben zu führen, das einer Gefangenschaft glich! Zwei Wochen nachher folgte die Nationalversammlung, für welche die in der Nähe des Tuilerienschlosses gelegene Reitschule hergerichtet wurde. Aber mehr als hundert Mitglieder, unter ihnen Mounier und Lally-Tolendal erklärten ihren Austritt. Der Herzog von Orleans, auf dem der dunkle Verdacht lastete, daß er der eigentliche Anstifter der Oktobergräuel gewesen, wurde unter dem Vorwande einer diplomatischen Sendung nach London in die Verbannung geschickt. Man wollte ihn im ärgsten Getümmel der Mordnacht im Versailler Schloß gesehen haben; und am folgenden Tag soll er seinem Bankier die Weisung ertheilt haben, keine Zahlung mehr für ihn zu machen, „das Geld sei nicht verdient, der Tropf lebe noch".

Die Königsfamilie nach Paris.

5. Ausbau des Staats. Assignaten. Landeseintheilung und Justizorganisation. Civilverfassung des Klerus.

Mirabeau's staatsmännische Thätigkeit war auf die Gründung eines parlamentarisch-monarchischen Rechtsstaats gerichtet, in welchem die persönliche Freiheit Raum hätte innerhalb der Schranken des Gesetzes sich ungehemmt zu entfalten, in welchem die öffentlichen Gewalten in ihren drei Factoren der gesetzgebenden, ausübenden und richterlichen getrennt nach ihren Wirkungskreisen, aber in harmonischem Zusammenleben ihre Aufgaben zu lösen vermöchten, und die durch Privilegien, Sonderrechte, Monopolien, städtische und gewerbliche Beschränkungen bewirkte staatsbürgerliche Ungleichheit gänzlich verschwände. In diesem Sinne war er bisher als der heftigste Bekämpfer des Feudalstaats mit seinen Herrenrechten, des königlichen Absolutismus mit seinem Hofadel und seiner Camarilla, der Kirche mit ihrer hierarchischen Machtstellung und religiösen

Mirabeau's Stellung zum König und zur Nat.-Vers.

Ausschließlichkeit aufgetreten, hatte er mit patriotischem Sinne für die nationale Einheit gearbeitet. In der Uebersiedelung des Hofes und der Regierung in die turbulente Hauptstadt erblickte Mirabeau eine Gefahr für das Gleichmaß der öffentlichen Gewalten, für die nothwendige Macht und Autorität der Krone. Er fürchtete, daß das Staatsschiff, der Scylla des Feudalismus entronnen, der Charybdis der Volksanarchie zugetrieben würde, ohne daß ein kräftiger Steuermann es von der verderblichen Richtung abzulenken vermöchte. So kam es, daß während die Doctrinäre und Fanatiker der popularen Tagesmeinung auf dem bisherigen Standpunkte verharrten, ihre Pfeile noch fortwährend gegen den bereits geschlagenen und am Boden liegenden Feind richteten, der große Volkstribun auf Mittel sann, wie der wankende Thron gefestigt und zugleich der Verfassungsstaat auf freiheitlichen und volksthümlichen Grundlagen ausgebaut werden möchte, wie man den zerstörenden Wirkungen der revolutionären Elemente Einhalt gebieten könne ohne die Gründung der neuen Staatsordnung, welche der dritte Stand sich von Anfang an als Aufgabe und Ziel seines Wirkens gesetzt, zu gefährden. Nie war Mirabeau größer, als in den Monaten, welche auf die Oktoberscenen folgten. Als einige Tage nach der Uebersiedelung sich der rasende Pöbel an einem Bäcker vergriff und ihn ermordete, wurde auf Mirabeau's Antrag
22. Okt. 1789. ein Aufruhrgesetz beschlossen, kraft dessen der Gemeinderath bevollmächtigt sein sollte zur Aufrechthaltung der öffentlichen Sicherheit gegen Zusammenrottungen nach dreimaliger Verwarnung Waffengewalt anzuwenden. Der Muth und die Kraft eines Mannes leuchtet weniger in solchen Momenten hervor, wo er der herrschenden Strömung vorangeht oder folgt, als wo er sich den wogenden Fluthen entgegenstemmt. Es lebte damals in Paris ein vornehmer Belgier, Graf von Lamarck, später Fürst von Aremberg, der bei Hof viel galt und mit welchem Mirabeau befreundet war. Aus den Briefen und Gesprächen mit diesem Edelmann, die erst in der Folge bekannt wurden, erfährt man, wie scharfsichtig der Abgeordnete die der Monarchie drohenden Gefahren voraussah und wie eifrig er überlegte, auf welche Weise der hereinbrechenden Anarchie gesteuert, die Executivgewalt verstärkt werden möchte. Der Aufenthalt des Königs in dem revolutionären Paris scheint ihm sehr bedenklich; unter dem Druck einer von agitatorischen Rednern und Journalisten in steter Bewegung gehaltenen Bevölkerung sieht er den Ausbau des Verfassungswerkes und ein kräftiges Regiment
15. Okt. als unmögliche Dinge an. Er entwickelte in einer Denkschrift, die dem König überreicht werden sollte, seine Ansichten, wie man die Monarchie retten und zugleich die neue Staatsordnung vollenden könne. Ludwig XVI. sollte sich aus Paris entfernen, nicht in heimlicher Flucht nach Lothringen, wo er an die Hülfe der Emigranten und des Auslandes gewiesen wäre, sondern offen bei hellem Tage nach Rouen, um gestützt auf Militär und Nationalgarden und umgeben von der Bevölkerung der getreuen Provinzen Normandie und Bretagne mit den Vertretern des Reichs gemeinschaftlich die neue Constitution ins Leben zu führen,

gerade und aufrichtig, ohne reactionäre Hintergedanken und ohne Zugeständnisse an die anarchistische Masse. Graf Montmorin, Minister des Auswärtigen, ein ehrenwerther entschlossener Mann, theilte die Ansichten Mirabeau's von der Nothwendigkeit einer monarchischen Restauration. Wie hätte sich aber der Bourbon, der seit den Oktobertagen gänzlich muthlos und gebrochen war, zu einem solchen Entschluß aufschwingen können? Näher lag ihm der andere Gedanke, zu dem der Hofadel rieth, dem selbst der Graf von Provence, der bei der immer deutlicher hervortretenden Schwäche und Unfähigkeit seines königlichen Bruders damals die Zügel der Regierung unter irgend einem Titel in die eigene Hand zu bringen gedachte, das Wort redete. Doch blieb auch dieser Plan vorerst unausgeführt. Unermüdlich war Mirabeau bestrebt, den König zu bestimmen, daß er sich den neuen staatsrechtlichen Ideen hingebe und mit Hülfe der constitutionell gesinnten und conservativen Elemente an ihrer Verwirklichung thätigen Antheil nehme. Darum hegte er auch den Wunsch, der König möchte ihn in das Ministerium berufen. Eine solche Stellung hätte nicht blos seinen politischen Kräften entsprochen, sie hätte ihn auch aus den finanziellen Verlegenheiten gerissen, in die ihn Ausschweifungen und alte Schulden gestürzt hatten. Denn der Tod seines Vaters hatte nicht die gehoffte Erlösung gebracht. Wir wissen, wie zerrüttet die Vermögensverhältnisse des Hauses Mirabeau gewesen sind. So tief auch diese ehrgeizigen Gedanken in der Seele des großen Politikers schlummerten, sie mögen doch errathen worden sein. Als er, um eine starke Regierung zu schaffen, und den Gegensatz zwischen der gesetzgebenden und ausführenden Gewalt auszugleichen, den Vorschlag machte, den Ministern einen Sitz in dem Abgeordnetenhaus 6. Nov. 1789.
mit berathender Stimme einzuräumen, stieß er auf heftigen Widerstand. Der Bretagner Lanjuinais, Professor des kanonischen Rechts, stellte den Gegenantrag, kein Mitglied der Nationalversammlung dürfe im Laufe dieser Legislaturperiode eine Ministerstelle oder ein Amt annehmen. Vergebens bekämpfte Mirabeau eine solche Selbstbeschränkung mit allen oratorischen Kräften, die ihm zu Gebote standen, sodaß er zuletzt, da die Tendenz des Antrags Niemand ein Geheimniß blieb, sich zu der ironischen Redewendung verstieg, man solle dem Gesetz über die Zulassung der Minister den Zusatz beifügen, nur Graf Mirabeau, der Abgeordnete von Aix sei auszuschließen; die Versammlung beschloß dennoch, keines der gegenwärtigen Mitglieder dürfe eine Stelle von der Staatsregierung anneh- 7. Nov.
men, ein Beschluß, der den Zwiespalt zwischen Parlament und Regierung unheilbar machte. Damit war Mirabeau das Ziel seines flammenden Ehrgeizes entzogen. Nicht als berufener Großbeamter der Krone konnte er fortan dem König dienen, sondern nur als Redner auf der Tribüne oder als geheimer Rathgeber durch Noten, Vorschläge und Denkschriften. Diese letztere Thätigkeit brachte ihn in eine schiefe Stellung: da er durch seine zerrütteten Vermögensverhältnisse genöthigt war, für seine Gutachten Bezahlung seiner Schulden im Betrag von 200,000 Fr. und eine Leibrente von monatlich tausend Thalern vom

König anzunehmen, so entstand bald das Gerücht, er stehe im Sold des Hofes; und die Demagogen versäumten nicht denunciatorische Verdächtigungen gegen ihn zu schleudern. Im Anfang des Jahres 1790 drohte ein Krieg zwischen England und Spanien um den Besitz des für den Pelzhandel wichtigen Nootka-Sundes in Californien auszubrechen, in den Frankreich vermöge des Familienvertrags verflochten werden konnte. Als nun Mirabeau in einer seiner glänzendsten Reden die Entscheidung über Krieg und Frieden der Krone beigelegt wissen wollte, während Barnave und seine Genossen sie allein für die Vertreter der Nation in Anspruch nahmen, rief man in den Gassen eine Schrift aus: „die große Verrätherei des Grafen Mirabeau". Da sagte er auf der Rednerbühne: „Vor Kurzem wollte man mich im Triumph durch die Straßen tragen, und nun nennt man mich einen Verräther. Ich bedurfte dieser Lection nicht, um zu wissen, daß nur wenige Schritte vom Capitol zum tarpejischen Felsen seien, aber ein Mann, der für die Vernunft und für das Vaterland streitet, gibt sich so leicht nicht überwunden". Und so mächtig war die Logik seiner staatsrechtlichen Darlegungen, so durchschlagend seine Beweisführung für den Grundsatz: nicht dem gesetzgebenden Körper allein, sondern der in der gesetzgebenden und vollziehenden Gewalt gemeinschaftlich repräsentirten Nationalhoheit komme die Ent-
Mai 1790. scheidung zu, daß der Beschluß in eine Form gekleidet ward, die seiner Auffassung wenigstens nahe kam. Das Decret lautete: „Das Recht über Krieg und Frieden gehört der Nation; der Krieg kann allein durch einen Beschluß der Nationalversammlung erklärt werden, welcher auf den ausdrücklichen und nothwendigen Vorschlag des Königs gefaßt und von ihm sanctionirt ist".

Weltgeschichtliche Bedeutung der Pariser Nationalversammlung.

Seit der Uebersiedelung des Hofes und der öffentlichen Gewalten nach Paris lag der Schwerpunkt der Macht in den Vertretern der Commune, die auf dem Stadthaus ihre Sitzungen hielten, und in der ihnen untergeordneten Nationalgarde, wovon ein Theil zu regelmäßigem Dienst verpflichtet war und Sold bezog. Das erwähnte Aufruhr- oder Martialgesetz, für dessen Zustandekommen Mirabeau und Lafayette zusammenwirkten, und die Uebertragung aller Klagsachen für Verbrechen der „beleidigten Nation" an den alten Gerichtshof des Chatelet, bis eine neue Gerichtsordnung geschaffen sein würde, boten die gesetzlichen Mittel, dem anarchischen Gebahren der Masse zu wehren, und setzten die Nationalversammlung in Stand, den neuen Staats- und Gesellschaftsorganismus in allen seinen Theilen auszubauen, ein großartiges Unternehmen, bei dem die ganze Fülle der Kenntnisse, der wissenschaftlichen Bildung, der mannichfaltigen Talente zu Tage kam, welche die Versammlung in sich schloß. Wie sehr auch einzelne Bestimmungen den Charakter der reformbegierigen Zeit verrathen oder den philosophischen und politischen Doctrinen des Tages angepaßt sein mögen, so sind doch die Schöpfungen von 1789 und 1790 die Grundlage des modernen Staats. Die „Errungenschaften der Revolution" haben nicht nur für Frankreich, sondern für die gesammte Culturwelt eine neue Aera in der Gestal-

tung des Staats- und Verfassungslebens begründet. Die persönliche Freiheit, die Rechtsgleichheit Aller vor dem Gesetze, die Herleitung der öffentlichen Gewalten aus der Hoheit und Selbstbestimmung der Staatsgesammtheit sind die unveräußerlichen Grundrechte aller modernen Staatsgesellschaften.

Die nächste Sorge der Nationalversammlung galt der Beschaffung der notwendigen Geldmittel für den Staatshaushalt und der Beseitigung des immer mehr anwachsenden Deficit. Es war eine rein praktische Angelegenheit, die sich aber rasch zu einer der höchsten und einschneidendsten Lebensfragen entwickelte. Wir wissen, daß die gallicanische Kirche im Besitze großer Güter und Einkünfte war; man berechnete die Werthsumme des Kirchenvermögens auf zwei Milliarden, die Jahreseinnahme auf etwa 170 Millionen mit Einschluß der Zehnten. Davon hatte der Klerus bisher dem Staate im Durchschnitt 3 bis 4 Millionen jährlich in „freiwilligen Gaben" bezahlt und auch die ihm zugewiesenen Lasten des Unterrichts und der Armenpflege sich möglichst leicht gemacht. Wenn in der Nachtsitzung des vierten August sich auch die Geistlichkeit von der allgemeinen opferwilligen Begeisterung fortreißen ließ, so war das doch nur ein kleiner Bruchtheil des Standes; und für die Hingabe des Zehnten standen Entschädigungen in Aussicht. Was war daher natürlicher als daß in der Zeit der Aufklärung, da die herrschenden Geister der Religion und Kirche gleichgültig ja feindselig gegenüberstanden, in der Nationalversammlung der Gedanke auftauchte, man solle das Kirchenvermögen zur Beseitigung der finanziellen Nothlage verwenden. Die Idee ging von dem eigenen Stande aus. Schon am 10. Okt. stellte Talleyrand den folgenschweren Antrag, die Güter der Kirche für die Staatsbedürfnisse in Anspruch zu nehmen. Mirabeau trat dem Vorschlag bei, der dann bald in die Form eines Gesetzentwurfs gebracht ward. Danach sollte alles Kirchengut zur Verfügung der Nation gestellt, Staatseigenthum sein, die Besoldung der Geistlichen und die Unterhaltungskosten für Cultus und Armenpflege von der Regierung bestritten, das Uebrige der Staatskasse zur Tilgung der Schulden und Rückstände und zur Ausgleichung des jährlichen Ausfalls zugewendet werden. Der Antrag wurde nach langen Ueberlegungen und Verhandlungen angenommen und der Beschluß gefaßt, „geistliche Güter für 400 Millionen an die Municipalitäten des Reichs nach deren Angebot zu überlassen, diese würden den Einzelverkauf besorgen und ein Sechzehntel des reinen Ertrags für sich behalten". Es war eine reiche Gabe, die man als „Brautschatz der Revolution" bezeichnet hat. Da aber der Verkauf der Kirchengüter nicht sogleich vollzogen werden konnte, die dringende Geldnoth aber augenblickliche Einnahmen erforderte, so machte Mirabeau auf den Rath des Genfer Ausgewanderten Clavière den Vorschlag, man solle auf Grund der eingezogenen Kirchengüter, die als hypothekarisches Unterpfand dienen würden, Kassenscheine im Betrag von 400 Millionen ausgeben und die Verwaltung der Staatsschuld in die Hand einer neuen von dem Finanzministerium getrennten Behörde legen.

Assignaten.

17. März 1790.

Der Vorschlag ging durch. Zur Herstellung eines geordneten Haushaltes griff man zu dem Mittel von Geldanweisungen oder „Assignaten". Diese Anfangs in löblicher Absicht getroffene Einrichtung erwies sich mit der Zeit als eine tyrannische Maßregel, die den Ruin von Tausenden herbeiführte. Denn da die Staatseinkünfte täglich mehr abnahmen, theils in Folge der Abschaffung der meisten indirekten Steuern oder Auflagen, theils durch die mangelhaften Einzahlungen aller öffentlichen Abgaben von Grund und Boden und vom Gewerbbetrieb, theils durch den Abgang der Kaufsummen für Aemter und Richterstellen, somit die Geldnoth immer mehr wuchs, so sah sich die Regierung gezwungen, die Ausgabe der Kassenscheine fort und fort zu vermehren weit über den anfänglichen Betrag hinaus. Die Folge war, daß das Volk, das ohnehin in den Bestand der Dinge keinen rechten Glauben hatte, das Zutrauen verlor und die Annahme des Papiergelds, das man zuerst „wie einen himmlisch befruchtenden Regen" mit Freuden begrüßt hatte, verweigerte, oder sich doch spröde und widerstrebend verhielt. Vergebens setzte später der Convent in den Tagen des Schreckens einen Zwangscours fest, im täglichen Verkehr sank der Werth von Tag zu Tag, bis endlich der Staatsbankerott eintrat, den man durch die Assignaten hatte vermeiden wollen.

Organisatorische Thätigkeit der Nationalversammlung.

Vom Herbst bis zum Frühjahr entfaltete die Nationalversammlung eine parlamentarische Thätigkeit, die in Erstaunen setzt. Galt es doch die bestehenden Einrichtungen, die Resultate einer mehr als tausendjährigen geschichtlichen Entwickelung so umzugestalten, daß sie mit den neuen Ideen von Freiheit, Gleichheit und natürlichen Menschenrechten übereinstimmten! Da mußte man denn zuerst die staatsbürgerlichen Rechte aller Franzosen festsetzen, da mußte man das Staatsgebiet auf neuen Grundlagen ordnen und eintheilen, da mußte man die alten auf ganz andern Voraussetzungen beruhenden Rechtsgewalten und Gerichtsstätten umgestalten, da mußte man die Wechselbeziehungen zwischen Staat und Kirche in andere Formen und Gesetze bringen. Der Kampf des reformbegierigen Zeitgeistes gegen das Ueberlieferte und historisch Gewordene, der seit Jahrzehnten literarisch und wissenschaftlich geführt worden war, trat nun in die Wirklichkeit ein, errang praktische Siege. Mit unerbittlicher Logik schnitten die Männer, die sich die Neugestaltung des Staats- und Gesellschaftslebens zur Aufgabe gesetzt, in den abgelebten Organismus ein, um an der Hand der Vernunft und Philosophie neue Lebensformen zu schaffen, die Idee der persönlichen Freiheit und Rechtsgleichheit auf den Ruinen des Bestehenden zur Geltung zu bringen.

Wahl- und Bürgerrecht.

Aber wie bald erkannten die Männer der Doctrin, daß die Menschenwelt sich nicht nach abstrakten Begriffen einrichten läßt! Sollte die gesammte Nation in dem künftigen gesetzgebenden Körper in Wahrheit repräsentirt sein, sollten die öffentlichen Gewalten in der That die Organe des Gesammtwillens der Nation, den Ausfluß der Volkssouveränetät darstellen, so mußte das allgemeine

Wahlrecht unbeschränkt sein, so durfte die Bethätigung des aktiven Bürgerrechts an keine äußerlichen Bedingungen geknüpft werden. Es war somit schon eine Versündigung gegen den heiligen Geist der Menschenrechte, wenn man den örtlichen Gemeindeverband bestehen ließ und festsetzte, daß jeder Urwähler einem solchen wenigstens ein Jahr lang angehört haben, ein Alter von 25 Jahren besitzen, eine Steuer entrichten müsse, die dem Tagelohn von drei Arbeitstagen gleich käme, und nicht in eines Andern Diensten stehen oder mit dem Makel eines Bankrotts beladen sein dürfe. War aber schon in diesen ersten Fundamentalbestimmungen den Begriffen von Volkssouveränetät und individueller Gleichheit Aller die Spitze abgebrochen, so wurde die logische Folgerichtigkeit noch mehr geschädigt, indem man ein gebrochenes Wahlverfahren mit stufenweise ansteigendem Census einführte. Die von den Urversammlungen zu wählenden Wahlmänner sollten einer höheren Steuerklasse angehören, und die Abgeordneten zur Nationalversammlung nur aus solchen gewählt werden, die eine Mark Silber als Steuer bezahlten und einen eigenen Grundbesitz hatten. Wie gering immer die Beschränkungen des Wahl- und Bürgerrechts gezogen sein mochten, die Radikalen in der Versammlung und die demokratischen Journalisten erblickten darin eine Bevorzugung des Eigenthums, und die letzteren versäumten nicht, ihre agitatorischen Stimmen dagegen zu erheben. Schon fing man an, den Begriff der Gleichheit vom Recht und Gesetz auf das Eigenthum auszudehnen. Und doch ist in der Menschenwelt die Ungleichheit des Besitzes ein Naturgesetz; sie beruht auf der Ungleichheit der Kräfte und auf der Freiheit des Willens, die weder durch die Zwangsjacke der Logik, noch durch eine despotische Gewalt beseitigt werden können.

Frankreichs Provinzialparticularismus ausgetilgt.

Desto freiere Hand hatten die Doctrinäre im Ordnen und Organisiren der materiellen Unterlage des Staats und in der Festsetzung der Formen, in denen sich das öffentliche Leben bewegt. Man schuf neue Landeseintheilungen, neue Verwaltungs- und Gerichtskreise, neue Organe der Rechtspflege, der Wohlfahrt und Sicherheit der Nation. Es ist uns aus den früheren Blättern dieses Werkes hinlänglich bekannt, wie die einzelnen Theile Frankreichs zu einem politischen Gesammtkörper vereinigt wurden, und wie sich trotz der Vereinigung eine große Mannichfaltigkeit von Rechten, Privilegien, Verfassungsformen in den einzelnen Provinzen erhielt, die selbst durch die eiserne Hand des Absolutismus nicht ganz vertilgt werden konnte. Man sprach sogar hie und da auf einzelnen Provinziallandtagen noch wohl von alten „Capitulationen", die mit dem französischen Königthum geschlossen worden. Nicht nur daß die Sprache mundartlich verschieden war, daß Gesetze und Gerichtswesen einen landschaftlich gesonderten Charakter trugen, daß in den Amtsbezirken die größte Verschiedenartigkeit in der Verwaltung herrschte, viele Provinzen waren durch Zollgrenzen von einander getrennt, hatten eigenes Maß und Gewicht; kurz es bestand in Frankreich ein Particularismus, der mit dem musivischen Chaos des heiligen römischen Reiches

deutscher Nation oder der Vereinigten Staaten der österreichischen Niederlande manche Aehnlichkeit hatte. Diese bunte Masse landschaftlichen Sonderlebens wurde nunmehr mit einem Schlage wie von einem Sturmwind weggefegt, die ganze Vergangenheit ausgelöscht. Nicht nur die geschichtlichen Namen der Provinzen, sondern auch die bunte Gliederung der Territorien und Amtskreise fielen dem System der Uniformität zum Opfer.

Landeseintheilung.

Man theilte ganz Frankreich in 83 Departements, die ihre Namen von Flüssen, Gebirgen und andern Erscheinungen der natürlichen Bodenbeschaffenheit erhielten, und wieder in 574 Bezirke oder Arrondissements, in 4760 Kantone und in 44,000 Gemeinden oder Municipalitäten zerfielen. Durch diesen einschneidenden Rationalismus, der aus den Landschaften geographische Begriffe machte, wurden die provinziellen Eigenthümlichkeiten, das ganze geschichtliche Sonderleben mit seinen Uebeln und Vorzügen ausgetilgt und eine Uniformität begründet, in welcher die Hauptstadt die geistigen und politischen Impulse gab, den Heerd und Mittelpunkt aller Lebensanschauungen, die Metropole aller Cultur für ganz Frankreich bildete. Gleichheit des Maßes, des Gewichtes, der Münze und Gleichförmigkeit der Verwaltung und des Gerichtswesens vollendeten die staatliche Einheit des Reichs.

Amtskreise u. Municipalitäten.

Entsprechend dem Prinzipe der Selbstbestimmung wurden für die einzelnen Gemeinden, Bezirke und Departements Amtskreise mit Räthen und Regierungscollegien errichtet, die von den Aktivbürgern gewählt und von dem König ernannt alle öffentlichen Geschäfte besorgten und dafür eine kleine Besoldung erhielten. Der Schwerpunkt lag in den Municipalitäten, die nach dem Muster von Paris in allen Stadt- und Landgemeinden errichtet wurden. Maire und Gemeinderath erhoben die Steuern und Abgaben und hatten die Verfügung über die Nationalgarden, ja sogar über die Linientruppen, die in ihren Städten in Besatzung lagen. Die Stadt Paris bildete ein eigenes politisches Gemeinwesen, bestehend aus 48 Sectionen mit einem Municipalrath und einem weiteren Bürgerausschuß, an der Spitze der Maire.

Wirkungen des neuen Territorialsystems.

So zerfiel ganz Frankreich in eine Unzahl von Wahl- und Amtskreisen, die ebenso viele kleine Freistaaten für sich waren. Jeder Gemeindeverband bildete eine kleine Republik. Neben den Communalgewalten hatten die Regierungscollegien und Verwaltungsräthe in den Kantonen, Bezirken und Departementen wenig Macht und Bedeutung. Und wie unsicher und ohnmächtig war die Stellung eines Ministeriums, das sich auf eine gewählte Beamtenschaft stützen mußte neben einem Reichstag, in dem die conservativen Elemente mehr und mehr verschwanden, die radikalen mehr und mehr zunahmen, und aus welchem die Mitglieder des Ministerraths gesetzlich ausgeschlossen, somit ohne Einfluß auf den Gang der Staatslegislatur waren! Für eine monarchisch-dynastische Gewalt aber war vollends kein Raum mehr. Schon hatte man Ludwig XVI. aus einem „König von Frankreich“ in einen „König der Franzosen“ verwandelt, und bald führte man den vernichtenden Streich gegen den Klerus und den Adel. Ein Thron aber, den keine erbliche Aristokratie umgab, der auf einem gewählten Beamtenstaat mit obrigkeitlicher Autonomie in politischen und volkswirthschaftlichen Angelegenheiten ruhte, war „wie ein nackter vielumstürmter Thurm auf weiter Ebene“. Mirabeau war mit den Schöpfungen der nivellirenden Staatskünstler, mit den Gebilden des systematisirenden Verstandes nicht einverstanden: nach seiner Ansicht sollte man der Naturbeschaffenheit der einzelnen Landschaften, dem Temperament und den Gewohnheiten der Bevölkerung mehr Rechnung tragen, auf die „berechtigten Eigenthümlichkeiten“ der Provinzen größere Rücksicht nehmen. „Ich würde eine reale Einthei-

lung vorziehen", sagte er, „die den materiellen Verhältnissen, den Eigenthümlichkeiten der Gegenden und den Umständen angepaßt wäre und nicht eine mathematische, so zu sagen, ideale; eine Eintheilung, welche nicht blos darauf ausginge, eine dem Zahlenverhältniß der Bewohner entsprechende Vertretung einzurichten, sondern die Verwaltung den Menschen und den Dingen nahe zu bringen und ihr einen größeren Wetteifer der Bürger zuzuführen; Etwas, was auf der Stelle die Einsicht und die Selbstthätigkeit d. h. die wahre Stärke und die wahre Kraft steigern müßte". Aber der Zug der Zeit war gegen ihn. Er mochte voraussehen, was bald genug zu Tage trat, daß ein auf so breiter demokratischer Grundlage aufgebautes zerbröckeltes Staatswesen in den Jahren politischer Aufregung zu einer ungezügelten Volksherrschaft, zu einer Ochlokratie unter ehrgeizigen und selbstsüchtigen Demagogen übergehen würde, in Zeiten der Ermüdung und Erschlaffung aber in ein willkürliches Beamtenregiment, daß die zu weit getriebene Decentralisation mit der Zeit einer starren Centralisation den Platz räumen, daß auf eine fieberhaft erregte Volksthätigkeit mit anarchischen Auswüchsen ein Tod bringender Despotismus folgen würde.

Die neue Territorialeintheilung mit demokratisch regierten Amtskreisen machte auch eine neue Gerichtsorganisation nothwendig. Die alten Parlamente, die in dem Königthum die Quelle alles Rechtes erblickten, paßten nicht mehr zu den Anschauungen des jungen Frankreich, zu der Lehre von der Souveränetät des Volks. Obwohl in früheren Tagen eine Schutzwehr gegen die überwältigende Macht des Absolutismus, war die juristische Körperschaft doch im innersten Wesen ein aristokratisches und conservatives Rechtsinstitut. Trotz der Protestationen und agitatorischen Umtriebe von Seiten der bedrohten Tribunale, verlängerte man daher die gewöhnlichen Herbstferien, während welcher nur eine einzige Kammer die dringendsten Geschäfte besorgte, bis zur Beendigung der neuen Landeseintheilung, mit der man dann auch die Gerichtsverfassung in Uebereinstimmung setzte, eine in logischer Folgerichtigkeit geschaffene einheitliche Gerichtsbarkeit „mit einfachem klaren Instanzenzug und einer planmäßigen Abgrenzung der Zuständigkeiten". Wie das politisch-administrative Frankreich in Departements, Arrondissements und Kantone zerfiel, so das gerichtliche in Criminalgerichte mit Geschwornen (Assisen) zur Entscheidung der Thatfrage, in Tribunale oder Bezirksgerichte und in Friedensgerichte (Cantonal- oder Stadtgerichte). Daneben ein Cassationshof, der die formale Gültigkeit aller Urtheile zu prüfen haben sollte. In der Aufstellung und Ausarbeitung dieser Gerichtsordnung zeigte sich der juristische Geist und Scharfsinn der Versammlung im vollsten Glanze. Die Schwurgerichte, bisher nur in England bekannt, sind seitdem ein Besitzthum aller Culturvölker geworden. Die Justiz des Mittelalters hinter verschlossenen Thüren mit Foltern und Aktenstößen verschwand nunmehr vor der Macht der Oeffentlichkeit und der mündlichen Rede. Die Richter sollten auf sechs Jahre vom Volke aus der Zahl der gebildeten Juristen gewählt werden. Den Parlamentsräthen wurde für den Verlust ihrer erkauften Stellen eine Entschädigungssumme gewährt.

Neue Gerichtsorganisation.

Civilverfassung des Klerus. So trefflich sich die Gerichtsorganisation bewährt hat, die den Uebergang zu dem neuen Gesetzbuch der Napoleon'schen Zeit bildete, so große Zerrüttung brachte „die bürgerliche Constitution des Klerus", wodurch das Verhältniß des Staats zur Kirche festgesetzt werden sollte. Hatte schon die Beschlagnahme der Kirchengüter für die Staatsgemeinschaft und die darauffolgende Aufhebung der Klöster und geistlichen Orden ohne Mitwirkung des päpstlichen Stuhles großes Aergerniß gegeben; war schon das von der Nationalversammlung aufgestellte Grundgesetz allgemeiner Religionsfreiheit, das den Protestanten wie den Juden bürgerliche Gleichberechtigung verlieh, dem vaticanischen Kirchenregiment ein Dorn im Auge, eine Verleugnung der kanonischen Gesetze und des Glaubens an die alleinige Heilkraft der katholischen Kirche; wie mußte erst die päpstliche Hierarchie erzürnen, als sich die gesetzgebende Reichskörperschaft vermaß, in die bisherige kirchliche Verfassung Frankreichs ebenso tiefe Einschnitte zu thun, wie in den politischen Staatsorganismus. Es waren sehr erregte Sitzungen, in denen die einzelnen Bestimmungen des Gesetzes über die Stellung der Geistlichkeit berathen wurden. Die Männer der Rechten, insbesondere Abbé Maury, Casalès, Montlosier, Epréménil und der jüngere Mirabeau setzten alle Hebel in Bewegung, um das Gesetz scheitern zu machen. Auf ihre Anregung stellte ein ehrlicher Karthäusermönch, Dom Gerle, den Antrag, die Versammlung solle erklären, „daß die römisch-katholisch-apostolische Kirche immer die der Nation und ihr Cult der allein autorisirte sein werde"; aber dies stieß auf so heftigen Widerspruch, daß der Mönch, der ohnedies der Volkspartei angehörte und von den andern nur vorgeschoben worden war, seinen Antrag mit Thränen zurückzog. Die Discussion zog sich wochenlang hin. Der Hauptredner war der Jansenist Camus, „der mit einer Mischung von religiösem und politischem Eifer die Uebereinstimmung des vorliegenden Gesetzes mit dem neuen Testamente und den Concilienbeschlüssen des vierten Jahrhunderts unermüdlich in allen Stücken nachwies". Am 12. Juli 1790 wurde das Gesetz vollendet und dem König zur Bestätigung vorgelegt. Aber dieser zögerte mit der Unterschrift. Papst Pius VI. hatte ihm auf seine Anfrage erwidert: den Rechten seiner Krone könne er entsagen aber nicht seine Pflichten gegen Gott und die Kirche opfern, deren ältester Sohn er sei. Einige Zeit nachher ließ er sich dennoch die Bestätigung abdringen; aber es ging ihm tief zu Herzen; sein religiöses Gewissen fühlte sich verwundet bei dem Gedanken, daß er durch die Verletzung der päpstlichen Rechte sich von der Einheit der Kirche trenne und daß durch die gesetzwidrige Wahl der Bischöfe und Geistlichen ihm das Sacrament entweiht werde. Von da an lag ein Abgrund zwischen ihm und der Nationalversammlung. Seine Hoheitsrechte ließ er sich Stück für Stück entreißen. Daß man aber seinem religiösen Bewußtsein Gewalt anthat, konnte er nicht verwinden.

Nach der „Civilconstitution des Klerus" sollte in Zukunft jedes Departement eine bischöfliche Diöcese bilden mit einem vom Staat geleiteten Seminar, und das

ganze Königreich zehn Erzbisthümer enthalten. Die Wahl der Bischöfe und der Pfarrer sollte „nach dem Muster der ursprünglichen Kirche" durch das Volk nach Stimmenmehrheit erfolgen, alle Diener der Kirche sollten vom Staate bezahlt werden und keine Accidenzien mehr beziehen. Der Bischof sollte keinen andern Eid schwören, als daß er die katholisch-apostolische Religion bekenne, und dem Papste nur Mittheilung von seiner Wahl machen, ohne dessen Bestätigung nachzusuchen. Den Geistlichen war verboten, die Autorität irgend eines Bischofs oder Metropolitan anzuerkennen, dessen Sitz nicht innerhalb des französischen Gebiets und der französischen Staatsordnung liege, oder andere Titel, Würden, Aemter als die in der Constitution aufgenommenen zu führen. Damit war der Staatsreligion und der Macht der Curie in Frankreich die Axt an die Wurzel gelegt.

Wirkung der Civilverfassung des Klerus.

Kein Dekret des Reichstags hat eine solche Aufregung in der Nation erzeugt als die Civilverfassung des Klerus. Denn war auch der herrschende Zeitgeist im Allgemeinen gegen den geistlichen Stand gerichtet, in dem man den gebornen Feind aller Aufklärung und Reform erblickte, so hatte dieser Stand doch im Volke seinen Einfluß noch nicht verloren und er selbst war in seiner Mehrheit nicht gewillt, sich einem Gesetz zu fügen, das ihm als eine Verletzung der Gewissensfreiheit, als ein Eingriff in das auf göttlicher Einsetzung beruhende Kirchensystem galt. Als daher einige Monate später an die französischen Geistlichen die Aufforderung erging, die neue Ordnung zu beschwören, weigerte sich der größere Theil den Bürgereid zu leisten, zu dem von Rom aus keine Erlaubniß eingetroffen war, und gab lieber seine Stellen preis. Nur ein Drittel des Klerus unterzog sich dem Eide. Unter ihnen befand sich der edle Menschenfreund Henri Gregoire, Bischof von Blois, der sowohl durch sein öffentliches Wirken in der constituirenden Versammlung und im Convent wie durch seine Schriften bewies, „daß er in der Sache der Revolution zugleich die Sache der Humanität und Menschenliebe suchte". Seitdem war das kirchliche Frankreich in zwei feindliche Heerlager getheilt: eine Menge von geistlichen Stellen war unbesetzt und man unterschied zwischen beeidigten und unbeeidigten Priestern, „welche letztere nun nicht länger für Priester gelten sollten, aber in den Augen der Gläubigen um so mehr dafür galten". Die Spaltung wuchs mit den Jahren, bis sie durch klerikale Einwirkung zum Bürgerkrieg sich steigerte. Die Nationalversammlung, die in ihren Vorurtheilen gegen jede corporative Abschließung und Sonderstellung auch den kirchlichen Organismus und die öffentliche Volksreligion unter die Allmacht des Staates beugen wollte, machte bald die Erfahrung, „daß hinter den aufgeklärten Rednern der Clubs und den religionslosen Pöbelhaufen der Hauptstadt in der Hälfte des Landes eine bäuerliche Bevölkerung vorhanden war, die mit zäher Unerschütterlichkeit und mit kriegerischer Hitze an der Kirche ihrer Väter festhielt". Die römisch gesinnte Geistlichkeit benutzte ihren Einfluß auf die Gemüther, um den Fanatismus aufzustacheln und den brennenden Streit in alle Familien zu tragen. Wie einst die calvinischen Prediger in den Tagen der Verfolgung, so sammelten jetzt da und dort eidweigernde Priester die Gläubigen

ihrer Heerde zum heimlichen Gottesdienst in Wäldern und Einöden. Daneben regte sich auch wieder die alte Confessionswuth. Noch ehe die neuen Kirchengesetze in Vollzug gesetzt wurden und ein religiöses Schisma erzeugten, traten im südlichen Frankreich, besonders in den alten Hugenottenstädten Nimes, Uzès, Montauban, Bewegungen zu Tage, die an die früheren Religionskämpfe erinnerten. Die katholischen Einwohner von strenggläubiger Richtung traten in einen Glaubensbund zusammen, um den Reformirten die von der Nationalversammlung ausgesprochene Cultus- und Gewissensfreiheit streitig zu machen. Da und dort kam es zu blutigen Kämpfen; das gemeine Volk erregte Aufstände; die Bürgergarden waren getheilt; die Patrioten und Liberalen vermochten nur mühsam sich zu behaupten und wandten sich um Hülfe an den Reichstag. Die Andern erließen Adressen im entgegengesetzten Sinn. Erst durch das energische Einschreiten der Regierungstruppen gegen die rebellischen Volksschaaren wurde die Ruhe hergestellt, nachdem über achthundert Menschen der klerikalen Partei niedergemacht worden.

Abschaffung des Adels. Dem Decret gegen die römisch-katholische Kirchenverfassung folgte der Todesstreich gegen den Adel. Es war die consequente Durchführung des philosophischen Prinzips von der Gleichheit der Menschen, wenn die Nationalversammlung den Erbadel nebst allen Bezeichnungen eines Standesunterschieds und eines gesellschaftlichen Ranges als Titel, Wappen, Livreien, Ehrenbenennungen u. A. abschaffte, die Majorate oder Erstgeburtsrechte, die Hauptquelle der Vermögensverschiedenheit und der bevorzugten Stellung in der Staatsgesellschaft aufhob und die Gleichheit aller „Bürger" auch in der Anrede und im Verkehr zum Gesetz stempelte, eine Nachwirkung amerikanischer Eindrücke. Auf diese Weise, glaubte man, sei die bürgerliche Gleichheit, welche einst von den germanischen Franken durch das Feudalwesen zerstört worden, von dem romanisch-keltischen Volke wiederhergestellt. (19. Juni 1790.)

Anacharsis Clootz. Damals erwarb sich der berüchtigte Clootz, ein reicher deutscher Baron vom Niederrhein, aber in Paris erzogen und ansässig, den Titel „Redner des Menschengeschlechts". Ein verschrobener, überspannter Anhänger des republikanischen Gleichheitsprinzips, der eine Vereinigung aller Völker und Menschen zu einem demokratischen Gemeinwesen nach dem Vorbilde des alten Athen mit einer Naturreligion ohne Gottesglauben als höchstes Ziel seiner kosmopolitischen Bestrebungen verfolgte und seinen christlichen Vornamen Jean Baptist in den altgriechischen „Anacharsis" verwandelt hatte, erschien Clootz an der Spitze einer Anzahl Fremder, die in alle Nationaltrachten der Pariser Theatergarderoben gekleidet die Vertreter der Völker des Erdkreises darstellen sollten, vor den Schranken der Nationalversammlung, um derselben im Namen der Menschheit für diese Beschlüsse den Dank auszusprechen und die Aufnahme aller in Paris befindlichen Fremden in die französische Gemeinschaft zu erbitten. Der Freiheitsenthusiasmus erreichte eine krankhafte Höhe, und die in ihrem Ursprung schönen und edlen Ideen der Philanthropie und des Kosmopolitismus wurden jetzt von Schwärmern und Schwindlern zu lächerlichen Scenen, zu phrasenhaften Declamationen mißbraucht und zur Caricatur entstellt. Der Prophet des neuen Weltbürgerthums dachte

von seiner Mission sehr hoch. „Endlich bin ich für meine Arbeit am 19. Juni gelohnt worden", schrieb er an einen englischen Freund, „meine Rede vor der Constituante hat die Ketten der geknechteten Nationen zertrümmert, sie vernichtete die schmählichen Inschriften, warf die Wappen herab, zerfetzte die Livreen und schaffte die Titel und Namen des Adels weg. Ich war die Ursache dieser denkwürdigen Sitzung und ich werde mit Freuden sterben, wenn ich der unmittelbare Grund des allgemeinen Glücks sein kann". (Vgl. Carl Richter, Anacharsis Clootz, Berlin 1865.)

6. Die Revolution im Wachsen. Clubs. Föderativfest. Mirabeau's Tod.

Die Nationalversammlung sah sich in ihrer gesetzgeberischen Thätigkeit oft durch andere Angelegenheiten unterbrochen. Denn während sie bemüht war für das neue Frankreich eine feste populare Unterlage zu schaffen, das Bürgerthum und die zu eigenem Grundbesitz gelangten Bauernschaften zum Träger der neuen Staatsordnung zu machen, gewann die flüssige bewegliche Masse der unteren besitzlosen Volksklasse immer mehr Boden und organisirte sich zu einem Nebenregiment, das um so gefährlicher und drohender wurde, als es durch rührige Demagogen eine einheitliche Richtung empfing, durch eine zügellose von keinem Präventiv- oder Repressivgesetz gehemmte Presse in Athem gehalten ward und mit den radikalen Elementen in der Versammlung selbst in Fühlung stand. Die Aufstände und das anarchische Treiben dauerten auch nach dem 4. August in den Provinzen fort. Die Ausführung der Verfassungsartikel wurde häufig durch Scenen roher Gewaltthat gestört. In Marseille und in andern Städten des Südens, in Brest und in Nancy kam es zu tumultuarischen Auftritten, zu Revolten und Ungesetzlichkeiten, welche durch keine richterliche oder obrigkeitliche Gewalt unterdrückt werden konnten. In den alten Provinzen Bourbonnais, Berry, Nivernais u. a., wo einst die Jacquerie ihr mordbrennerisches Haupt erhoben, setzten die Bauern ihre zerstörenden Angriffe gegen Gutsbesitzer und reiche Pächter fort, verlangten Ackergesetze und Gütertheilung. Von allen Seiten liefen Hülfsgesuche bei der Regierung und bei der Nationalversammlung ein. Der König selbst begab sich in den Reichstag, schilderte in einer Rede, welche Necker entworfen, die Nothstände des Landes und forderte zu energischeren Maßregeln auf, indem er zugleich seine aufrichtige Anhänglichkeit an die Grundsätze constitutioneller Freiheit betheuerte. Die Versammlung, gerührt und begeistert von den königlichen Worten, beschloß, daß jeder Abgeordnete schwören sollte, der Nation, dem Gesetze und dem König treu zu sein und mit aller Kraft für die Verfassung einzustehen. Auch die Municipalitäten wurden aufgefordert den Eid zu leisten. Und was war die Wirkung dieser royalistischen Aufwallung? Eine schwungvolle Ansprache, die wenig Erfolg hatte und bald vergessen ward. Die von der Rechten verlangten Vollmachten für die Minister, Truppen gegen die Insurgenten aufzubieten, wurden als „freiheitsmörderische" Anträge mit Entrüstung

Wühlerei u. Aufstände.

4. Febr. 1790.

zurückgewiesen. Nur die klerikale Insurrectionspartei des Südens wurde, wie
Juni 1790. erwähnt, blutig niedergeworfen.

Die Veröffentlichung des „rothen Buches", worin die Empfänger von Pensionen und Gratialgeldern seit dem Regierungsantritt Ludwigs XV. verzeichnet waren, schlug bald nachher durch die Enthüllung einer grenzenlosen Verschwendung und Verschleuderung des öffentlichen Vermögens den royalistischen Enthusiasmus nieder. Der Eindruck war so überwältigend, daß die Brüder Lameth, deren Mutter als Empfängerin von 40,000 Livres für die Erziehung ihrer Söhne aufgeführt war, die Summe der Staatskasse zurückerstatteten. „Von nun an ist jede Contre-Revolution unmöglich", rief Loustalot triumphirend aus.

Der Jacobinerclub. Die Volksherrschaft, die sich neben und im Gegensatz zu Ministerium und Reichstag heranbildete, erhielt bald eine Hauptstütze und Führerschaft in dem Verein, der sich in einem Kloster des Jacobinerordens in der Straße St. Honoré zu versammeln pflegte. Als die Nationalversammlung nach Paris übersiedelte, mietheten die Mitglieder des Bretagner Clubs das verlassene Mönchshaus für ihre Fractionssitzungen. Sie bezeichneten sich als die „Gesellschaft der Verfassungsfreunde im Jacobinerkloster"; die „Triumvirn" Dupont, Barnave, Lameth galten als die Häupter. Ihre Gegner gaben ihnen aus Spott den Mönchsnamen „Jacobiner"; sie adoptirten denselben und brachten ihn zu weltgeschichtlicher Bedeutung. Die anfängliche Beschränkung auf die Gesinnungsgenossen im Reichstag wurde bald aufgegeben. Man nahm auch Nichtabgeordnete auf, insbesondere Männer von Ruf und Namen, sowohl aus der Pariser Stadtgemeinde als Fremde, welche die Begierde, die gewaltigen Ereignisse in der Nähe zu schauen, in großer Menge nach der Hauptstadt führte. Die Zahl der Theilnehmer wuchs in die Tausende; man mußte bald den Speisesaal und das Bibliothekzimmer der Mönche, wo Anfangs die Sitzungen gehalten wurden, mit ihrer Kirche vertauschen; sie gründeten ein eigenes Journal und bewirkten, daß sich in allen Städten Frankreichs ähnliche Vereine oder „Filialgesellschaften" bildeten, welche von dem Pariser Jacobinerclub Namen und Grundsätze entlehnten. In Kurzem war ganz Frankreich mit einem Netze von Jacobinervereinen durchzogen, die von dem Pariser Mutterhaus die Parole erhielten. Mehr als hundertfünfzig solcher Verbrüderungen waren thätig, den neuen Staats- und Gesellschaftszustand mit Freiheit und Gleichheit aller „Bürger" auf den Ruinen alles Bestehenden nach dem neuen Evangelium der Menschenrechte in strengster Folgerichtigkeit durchzuführen. Eine organische Gliederung von Paris durch die Hauptorte der Departemente nach den einzelnen Landstädten, vermittelt durch Ausschüsse und eingeweihte Führer, die mit dem Mutterclub in ununterbrochener Verbindung standen, gab dem Verein eine furchtbare Macht und eine einheitliche Action. Der Pariser Jacobinerclub wurde bald das Centrum und der Agitationsheerd für die große Masse besitzloser Einwohner, die in der Anarchie nur gewinnen konnte und eine schlagfertige Armee zu Tumult und Aufruhr bildete, ein Regiment der Gasse im Gegensatz zu dem Regimente des Gesetzes. Die radikalen

Zeitungen, vorab Marats Volksfreund und Loustalots „Revolutionen von Paris", stachelten die Leidenschaften des Volks gegen die Bourgeoisie und Aristokratie auf, indem sie unaufhörlich vom „Despotismus der Commune" und von „royalistischen Verschwörungen" redeten, die Tugend und patriotische Hingebung der besitzlosen Klasse priesen, die Vertilgung der Armuth als nationale Schuldigkeit darstellten, und durch das Schlagwort: „Krieg den Schlössern und den geistlichen Pfründen" zum Aufruhr reizten. Im Laufe des Winters drang das Clubwesen auch in die Regimenter ein; ein Ausschuß von Unteroffizieren bildete den Mittelpunkt der Bewegung und leitete die Sitzungen. „Höhere Löhnung, gesichertes Kassenwesen, leichtere Beförderung, mildere Zucht waren die ersten Gegenstände der Verhandlungen". Dadurch wurde die militärische Disciplin vollends untergraben. Die Soldaten fraternisirten mit den Nationalgarden und verweigerten in kritischen Lagen ihren aristokratischen Vorgesetzten und Offizieren den Gehorsam.

Théroigne de Méricourt.

Den Sitzungen im Klostersaal der Jacobiner, welche sich ganz in den Formen der Nationalversammlung bewegten, durften auch Frauen auf einer besondern Emporbühne anwohnen, und Théroigne de Méricourt versäumte nicht die Gelegenheit, den Ruhm, den ihr der Bastillesturm und der Versailler Oktoberzug bei der Volksmenge gebracht, zu weiteren Erfolgen zu verwerthen. Ihr Muth und eine gewisse natürliche Beredsamkeit verschafften ihr Ansehen im Weiberconvent wie auf der Straße. „Ein Blick, eine Bewegung mit der Reitpeitsche, ein Wort von ihr im entscheidenden Momente waren im Stande, die Massen bis zur Begeisterung zu elektrisiren oder mitten im Sturme wieder zur Ruhe zu beschwören; der Beifall und das Mißfallen des Publikums waren in ihrer Hand". Die Parteiführer verschmähten es daher auch nicht, um ihre Gunst zu werben. Zu ihren vertrautesten Freunden gehörten die beiden Chéniers, der Abbé Siéyès, ihr politisches Orakel und die späteren Conventsmitglieder Romme und Pétion. Selbst Mirabeau soll mit ihr Umgang gepflogen haben. Unter der Herrschaft der Guillotine verschwand ihr Ansehen; die Mißhandlungen, die sie einst von „Robespierre's Strickerinnen" zu erleiden hatte, machten auf ihre phantastische Natur solchen Eindruck, daß sie in Geistesstörung gerieth und nach mehr als zwanzigjährigem Wahnsinn im Irrenhause starb (9. Mai 1817), „ein entsetzliches Nachtstück unter den düstern Bildern des Revolutionsdrama".

Andere Vereine: 1. Feuillans.

Neben dem demokratischen Volksverein der Jacobiner mit seinen Filialen konnten die übrigen Gesellschaften von mehr conservativer Richtung nicht aufkommen. Sowohl der „Club der Unparteiischen", den Clermont-Tonnerre und Malouet zum Mittelpunkte der royalistischen Partei machen wollten, als die aus klerikalen und aristokratischen Mitgliedern der Rechten gebildete „Gesellschaft der Volksfreunde", welche hauptsächlich die Wahrung der Interessen des geistlichen Standes und die Erhaltung der katholischen Kirche als einzigen anerkannten Staatsreligion und Nationalkirche zum Zweck hatte, waren von kurzer Lebensdauer. Selbst die große constitutionelle Partei, welche im J. 1790 von den Jacobinern ausschied und sich zuerst als „patriotische Gesellschaft" oder „Club von 1789" constituirte, dann aber, als nach der Flucht des Königs die republi-

kanischen Ideen weiteren Boden gewannen, in dem Kloster der Feuillans (Cistercienser) einen selbständigen Verein gründete, vermochte sich zu keiner einflußreichen Stellung aufzuschwingen. Die Feuillans, denen sich die meisten Mitglieder der „Unparteiischen" anschlossen, strebten nach einem von republikanischen Institutionen umgebenen Königthum, nach einer „demokratischen Monarchie", wie sie in dem Kopfe Lafayette's, der eigentlichen Seele des Vereins, sich ausgebildet hatte. Fußend auf der von der Nationalversammlung aufgestellten vom König sanctionirten Verfassung, und ein parlamentarisches Staatsleben nach Art des englischen im Auge, wollte der Club der Feuillans, sowohl den monarchischen Ideen wie den contrerevolutionären Träumereien" entgegenwirken und vor Allem für die Herstellung und Befestigung der öffentlichen Ordnung eintreten. Die Feuillans galten als die eigentlichen Repräsentanten der liberalen Bourgeoisie und der Nationalgarde. Daher auch der Ingrimm der unteren Volksklassen sich besonders gegen sie richtete. Von den Jacobinern angefeindet und verdächtigt, von der Demokratenpresse geschmäht, wurde der Club der Constitutionsfreunde im Kloster der Feuillans bald der Gegenstand des Volkshasses.

2. Cordeliers. Die kühnen verwegenen Männer, welche sich im Kloster der Franciscaner oder der „Stricktäger" (Cordeliers) zu versammeln pflegten und mit dem Volksnamen dieser Mönche belegt wurden, bildeten nur eine Section des Jacobinerclubs, mit dem sie in den Grundsätzen übereinstimmten, an dessen Sitzungen und Beschlüssen sie Theil nahmen, nur daß sie die Begriffe von Freiheit und Gleichheit in der weitesten Ausdehnung verwirklichen, eine demokratische Volksherrschaft auf der breitesten Basis errichten wollten. Gleich ihrem Gönner und Patron, dem Herzog von Orleans, welcher in den ersten Tagen des Juli 1790 wieder nach Paris zurückkehrte ohne jedoch weder in der Nationalversammlung noch im Jacobinerclub eine hervorragende Stellung gewinnen zu können, stützten sich die Cordeliers auf die unteren Volksklassen, daher sie auch in den stürmischen Tagen der nächsten Zeit die eigentliche Actionspartei bildeten. An der Spitze standen die beiden Männer, denen wir schon begegnet sind, die Advokaten Danton und Camille Desmoulins. Der letztere war ein Jugendfreund von Robespierre, aber mehr angezogen von der gemüthlicheren Natur Dantons. An sie schloß sich auch Marat an, der seit dem frühen Tode Loustalots (19. Sept. 1790) die demokratische Presse fast ausschließlich beherrschte und ihr den leidenschaftlichen blutdürstigen Geist einhauchte, der in der Folge zu so entsetzlichen Unthaten führte; auch manche andere Demagogen, deren Namen bald zum Schrecken und Abscheu der Welt wurden, wie Hébert, Momoro, Fabre d'Eglantine, gingen aus dem Schooße der Cordeliers hervor. In der Antonsvorstadt erlangte Dantons Freund, der Brauer Santerre bei der Nationalgarde bald mehr Ansehen als Lafayette. Auch darin waren die Cordeliers die würdigen Genossen ihres herzoglichen Gönners, daß die meisten ein wüstes ausschweifendes Leben führten und sich bei allen Menschen, die auf Tugend und Sittlichkeit hielten, verächtlich machten.

Während man in der Nationalversammlung an dem Verfassungswerke arbeitete, näherte sich der Jahrestag des Bastillesturms. Die Freunde der Constitution wünschten das Andenken an diese Begebenheit durch ein allgemeines Versöhnungs- und Verbrüderungsfest zu feiern. War doch der Fall der alten Zwingburg der absolutistischen Feudalzeit der Anfang einer neuen Aera, wo auf den Ruinen des Alten ein frisches Leben emporwachsen sollte. Es waren vor Allem die Freunde der constitutionellen Monarchie, welche das Fest betrieben als Symbol der inneren Befriedigung mit dem Errungenen, als Ausdruck der Hoffnung, daß man von nun an in Frankreich ein glücklicheres Dasein in Friede, in bürgerlicher Freiheit und Eintracht verbringen werde. Bei den bürgerlichen und bäuerlichen Klassen, aus welchen die Nationalgarde hervorgegangen, welche berufen waren die Municipal- und Kreisämter zu verwalten, die Rechtspflege zu handhaben, in der gesetzgebenden Körperschaft den Ausschlag zu geben, fand die Idee begeisterte Zustimmung. War nicht die bäuerliche Bevölkerung durch die Abschaffung der Privilegien und durch den Verkauf der Nationalgüter um mäßige Preise und geringe Abschlagszahlungen in den Besitz eigener Grundstücke gelangt, frei von jeder Feudallast, von jeder gezwungenen Arbeit, von jedem Herrendienst und patrimonialer Knechtschaft? war nicht der Bürger und Gewerbsmann frei von jeder Zunftbeschränkung, von jeder patricischen Bevorrechtung, von vielen städtischen Abgaben und Plackereien, im Besitz eines vollen communalen und staatlichen Bürgerrechts? waren nicht der Industrie, dem Handel, der Arbeit freie Bahnen und Absatzwege geöffnet, dem Thätigen und Strebsamen durch das Recht freien Wegzugs und freier Niederlassung ein weiter Raum zur Prüfung und Entfaltung seiner Kräfte gestattet? Es waren in der That große Errungenschaften auf politischem und volkswirthschaftlichem Gebiete erzielt worden. Aber außerhalb dieser Kreise gab es manche Unzufriedene, denen die Idee eines Jubelfestes nicht nach dem Sinne war. Die aristokratisch-klerikale Partei hatte keine Ursache über die Verkürzung ihrer bisherigen Rechte, über die Verminderung ihres Vermögensstandes und ihrer Einkünfte sich zu freuen, und die unteren Volksklassen in Paris und den andern großen Städten, meistens ohne Heimath, ohne aktives Bürgerrecht, ohne Eigenthum, sowie die radikale Demagogie, die einer Volksherrschaft zusteuerte, waren keineswegs damit einverstanden, daß man der politischen und socialen Bewegung ein Ende mache. Ihren Zwecken und Bedürfnissen geschah kein Genüge, wenn Besitz und Macht in andere Hände gelegt wurden, wenn an der Stelle des Herrenstandes und Klerus eine Bourgeoisie das Regiment führte. Aber trotz manchen Widerspruchs, der besonders bei den Jacobinern und in den Reihen der demokratischen Journalisten laut ward, wurde das Fest der Verbrüderung oder Conföderation an dem bestimmten Tag feierlich begangen. Es muß ein ergreifender Anblick gewesen sein, als auf dem durch den Wetteifer freiwilliger Arbeiter mit einem Amphitheater versehenen Marsfelde von Paris der Bischof von Autun (Talley-

Die neuen Zustände u. das Verbrüderungsfest.

14. Juli 1790.

rand) an der Spitze von dreihundert weißgekleideten, mit dreifarbigen Schärpen umgürteten Priestern vor dem Altare des Vaterlandes, der inmitten des Platzes hoch emporstieg, die Fahnenweihe der dreiundachtzig Departemente vornahm, als Lafayette im Namen der Nationalgarde, der Präsident der Nationalversammlung, und endlich der König selbst der Verfassung Treue schworen, als die ganze aus einer halben Million Menschen bestehende Versammlung die Hände feierlich emporstreckte und den Bürgereid nachsprach, als selbst die Königin, von der Begeisterung fortgerissen, den Dauphin in die Höhe hob und in den Jubel einstimmte. Dies waren die „schönen Tage" der Revolution, die in ganz Europa von allen für freiheitlichen Fortschritt und für Entwickelung der Menschheit empfänglichen Seelen freudig begrüßt wurden. Die deutschen Dichter und Philanthropen glaubten die Zeit gekommen, wo ihre schönsten Träume verwirklicht werden sollten.

Neckers Entfernung und Mirabeau's Ausgang.

Das Föderationsfest war keine Friedensfeier: die Begeisterung für die Constitution ging vorüber und die Lage des Königs wurde immer hoffnungsloser. Zwei Monate nachher legte Necker, entmuthigt und von körperlichen Anstrengungen und Seelenleiden niedergedrückt, seine Ministerstelle nieder und kehrte nach der Schweiz zurück, ein Staatsmann von ehrenwerthem Charakter, uneigennützig und großmüthig, aber ohne Schwung der Seele und ohne politische Geistesgröße*). Mirabeau, der zur Zeit des Festes gerne Präsident der Nationalversammlung gewesen wäre aber durch den Einfluß Lafayette's fern gehalten worden war, sah düster in die Zukunft. Als Lamarck aus Belgien wieder nach Paris kam, fand er den Freund muthlos und niedergeschlagen. „Diese Entmuthigung", schreibt er, „rührte her von dem Anblick des Laufs der öffentlichen Dinge, von der täglich wachsenden Gährung der Gemüther, von den sichtbaren Fortschritten einer rasenden und aberwitzigen Anarchie, von der Lockerung aller inneren und äußeren Machtmittel der Autorität, von den ewigen Schwankungen des Königs und von dem einsichtslosen Ungeschick seines Mini-

*) „Am Fuß dieser Berge", schrieb er einst an einen Freund, „wo der Undank der Abgeordneten mich verwiesen hat und in den Augenblicken wo ich höre, wie die wüthenden Winde sich abmühen, mein Asyl zu zerschlagen und die Bäume die es umgeben umzustürzen, denke ich oft an die Worte Lears:

Euch schelt' ich grausam nicht, ihr Elemente,
Euch gab ich Kronen nicht, nannt' euch nicht Kinder,
Euch bindet kein Gehorsam, darum büßt
Die grause Lust: Hier steh ich, euer Sclav,
Ein armer, schwacher und verstoßner Greis;
Und doch nenn' ich euch knecht'sche Helfershelfer,
Die ihr im Bund mit zwei verruchten Töchtern
Des Himmels Schlachtreihn loslaßt auf ein Haupt
So alt und weiß wie dies o, o, ist schändlich.

steriums". Wir wissen, daß Mirabeau öfters Denkschriften und Gutachten für den Hof ausarbeitete und dafür Bezahlungen empfing. Dies brachte ihn um das Vertrauen seiner Parteigenossen in der Versammlung. Mochte er auch immerhin im Bewußtsein seiner aufrichtigen patriotischen Gesinnung und der Wahrhaftigkeit seiner Ueberzeugung gegen Freunde äußern: „Man kauft mich, aber ich verkaufe mich nicht"; die Doppelstellung zum Thron und zur Legislatur erzeugte Argwohn und Mißdeutung, sie benahm ihm Unbefangenheit und Selbstvertrauen. Sein Einfluß im Reichstag war im Abnehmen; nur ein einziges Mal wurde er zum Präsidenten gewählt; und bei dem König, der nie seine Abneigung und seine Vorurtheile gegen den abtrünnigen Edelmann mit der befleckten Vergangenheit überwinden konnte, zumal da derselbe auch dem sündhaften Kirchengesetz zugestimmt hatte, fanden seine Rathschläge nur selten Gehör. Mehr Beachtung schenkte ihm die Königin, mit welcher er eine persönliche Unterredung in St. Cloud hatte, und von der er den Ausspruch that, sie sei der einzige Mann an der Seite des Königs. Lamarck hörte oft die schmerzliche Aeußerung: „O welchen Schaden bringt die Unsittlichkeit meiner Jugend dem öffentlichen Wohl!" Er hätte gern die wüste Vergangenheit abgewaschen durch ein unsterbliches Werk seines Mannesalters. Es war ihm nicht vergönnt. Als er auf dem Krankenlager einen Kanonenschuß hörte, rief er aus: „Wird Achilles schon begraben?" Das Uebermaß der Arbeit und Anstrengungen verbunden mit einer regellosen ausschweifenden Lebensweise, die er nicht lassen konnte, brachen seine Kräfte vor der Zeit. Man sprach von Vergiftung: aber er selbst war es, der seinem riesenstarken Körper das tödtliche Gift eingeflößt hatte. Im Frühjahr 1791 erlag er einer schmerzlichen Krankheit, erst zweiundvierzig Jahre alt. In den letzten lichten Augenblicken sagte er einmal: „Ich nehme mit mir das Trauergewand der Monarchie, in ihre Fetzen werden sich die Empörer theilen". Als der Präsident der Nationalversammlung, Tronchet, bei dem Empfang der Trauerbotschaft die Verhandlungen mit den Worten unterbrach: „Ich habe eine schmerzliche Pflicht zu erfüllen", ging ein dumpfes Geflüster durch den Saal: „Ach, er ist todt". Es bedurfte keines Namens. Wie schroff auch die Parteistellung war und wie viele Gegner Mirabeau in den Reihen der Abgeordneten haben mochte, so allgemein war die Anerkennung seiner Genialität und geistigen Größe, daß über seinem Grabe auf einen Augenblick alle Leidenschaften und politischen Sonderinteressen verstummten und daß man ihm eine so glänzende Leichenfeier veranstaltete, wie in Frankreich noch keine gesehen worden. Man hatte die Genovevakirche zu einem Pantheon umgeschaffen und Mirabeau's Leiche weihte den neuen Ehrentempel ein. „Der 2. April war eine Epoche in der Geschichte der Revolution. Sie und die Versammlung, die sie geboren, hat nur einen Mann erzeugt, von dem die Frage aufgeworfen werden konnte, ob er wohl im Stande gewesen wäre, die Revolution in ihr Bett zurückzuleiten. Das war Mirabeau. Mit seinem Tode ist diese Phase abgethan. Fortan schwankt

2. April 1791.

das Schiff wild auf den Wogen". Selbst Robespierre sagte mit Anspielung auf das Wort des sterbenden Helden: „Achilles ist todt, Troja wird nicht eingenommen". Mirabeau's Bruder wanderte nach Deutschland aus und nahm an den Kriegsrüstungen der Emigranten Theil, starb aber bald am Schlage (15. Sept. 1792).

7. Fluchtversuch der Königsfamilie.

Allarmgerüchte und conspiratorische Pläne.

Das Föderationsfest und Mirabeau's Wirksamkeit im Dienste des Königthums brachten in die politische Bewegung eine kurze Pause. Die Demagogen fingen daher an zu fürchten, das Bürgerthum und die Constitutionellen möchten die Oberhand gewinnen und dem Fortgang der Revolution Einhalt thun. Das war aber keineswegs nach dem Sinne der Volkspartei, welche die republikanischen Ideen bereits tief eingesogen hatte und in einer fortwährenden anarchischen Aufregung am besten ihre Zwecke zu erreichen hoffte. Sie war daher unablässig bemüht, durch allarmirende Nachrichten von bevorstehenden Gefahren, von freiheitmörderischen Absichten der Royalisten und Aristokraten, von feindseligen Kriegsplänen der Emigranten und des Auslandes, von Verschwörungen und Complotten das Volk in Furcht und Besorgniß zu erhalten. Nach ihren Darstellungen war der ganze Boden durch Verrath unterwühlt, der Luftkreis von Verschwörungen vergiftet. Wenige Wochen nach dem Verbrüderungsfest erschien eine, ohne Zweifel von Marat herrührende Flugschrift von so aufwieglerischem Charakter gegen alle Autoritäten, wie man noch nichts Aehnliches erlebt hatte. „Es ist aus mit uns", las man schon auf dem Titel, „wenn ihr nicht wieder den heroischen Muth findet, der am 14. Juli und am 5. Oktober Frankreich gerettet hat". „Ihr müßt den König und den Dauphin von St. Cloud in eure Mauern zurückführen und sie scharf bewachen", hieß es weiter, „ihr müßt die Oesterreicherin und ihren Schwager einschließen, die Minister ergreifen und in Ketten legen, euch der Befehlshaber der Stadt und der Nationalgarde versichern, der Kanonen und Pulvervorräthe bemächtigen. Eilet, fünf- bis sechshundert abgeschlagene Köpfe werden euch Ruhe, Freiheit und Glück verschaffen; eine falsche Humanität hält eure Arme und eure Streiche gefesselt, sie wird Millionen eurer Brüder das Leben kosten; eure Feinde werden triumphiren und das Blut wird in Strömen fließen; sie werden euch ohne Mitleid erwürgen". Man wollte den Verfasser ergreifen und vor Gericht stellen, aber er fand bei den Cordeliers einen heimlichen Aufenthalt. Die Schrift machte um so größeres Aufsehen, weil die Befürchtungen vor conspiratorischen Plänen nicht ganz aus der Luft gegriffen waren. Man wußte, daß der Graf von Artois und der ehemalige Minister Calonne in Turin weilten. König Victor Amadeus III. (XII, 875), des Prinzen Schwiegervater, sollte zu einem kriegerischen Einfall in das Gebiet von Lyon bewogen werden und den Royalisten zur Befreiung

Ludwigs XVI. die Hand reichen. Von der Schweiz aus setzte der ehemalige Minister Breteuil alle Federn der Intrigue in Bewegung, um einen gegenrevolutionären Schlag in Frankreich hervorzurufen, dem der Kaiser und die deutschen Fürsten Nachdruck verleihen sollten. In Metz stand General Bouillé, ein unternehmender, zuverlässiger Militär von loyaler Gesinnung, der sich im amerikanischen Krieg durch Muth und Tapferkeit rühmlich hervorgethan hatte, und trotz der Wühlereien der Jacobiner die militärische Disciplin und Subordination in der Armee zu erhalten wußte, als Oberbefehlshaber aller Linientruppen der östlichen Provinzen, bereit zur Rettung des Königs und der Monarchie Alles einzusetzen. Als in Nancy eine heftige Soldatenmeuterei ausbrach, die weit um sich griff, gelang es ihm mit Hülfe einiger getreuen Regimenter und Nationalgarden den Aufruhr mit blutiger Energie niederzuschlagen. Mit diesem Manne von strammer militärischer Haltung hatte schon Mirabeau, als er noch im Leben weilte, in geheimer Verbindung gestanden. Wir wissen, daß der entschlossene Volkstribun stets die Entfernung des Hofes von Paris gewünscht hatte, nur sollte jede Beziehung zu der Emigration und zum Auslande vermieden werden. Wenn es möglich sein würde, so rechnete Mirabeau, dem König einen sichern Aufenthalt im Reiche selbst zu verschaffen, wo er im freien Gebrauch seiner königlichen Prärogative wäre, möchte es wohl geschehen der Revolution Stillstand zu gebieten, und durch die gemeinsame Thätigkeit aller conservativen Kräfte mittelst einer durchgreifenden Revision die Verfassung von ihren destructiven und antimonarchischen Bestandtheilen zu reinigen ohne einer reactionären Strömung zu verfallen. Mit seinem Tode zerrannen alle diese Pläne. Um so lebhafter regte sich bei Hofe der Wunsch, aus der drückenden Atmosphäre der Hauptstadt befreit zu werden. Besonders sehnte sich die Königin nach der Erlösung aus einem Zustande, der ihr wie eine peinvolle Sclaverei vorkam. Die Verbindungen mit Bouillé wurden daher sorgfältig unterhalten: in Lothringen, so glaubte man, sei die Treue und Hingebung an das Königshaus noch nicht aus den Herzen der Einwohner und vorab der Truppen verschwunden. Floß denn nicht in den Adern der Königin lothringisches Blut? Und wenn Noth an Mann ging, war ja Hülfe in der Nähe. Wir wissen, daß auf dem kurfürstlichen Stuhl von Köln ein Bruder der französischen Königin und der beiden Kaiser Joseph und Leopold saß (S. 433), daß der sächsische Prinz Clemens August, der als Erzbischof und Kurfürst in Trier und Coblenz regierte, und der hohe geistliche Herr, der das Erzbisthum Mainz inne hatte, der französischen Nation und Bildung näher standen als dem deutschen Reich. Diese schönen Rheinstädte waren denn auch das Hauptlager der Emigration; Coblenz, wo die Prinzen von Geblüt und die Häupter der hohen Adelsgeschlechter ab und zu ihren Wohnsitz hatten, wurde zum „Heerd der Gegenrevolution". Auch sonst war die politische Lage Europa's zu einer royalistischen Schilderhebung günstig. Es ist uns bekannt, daß die holländische Revolution durch Preußen, die belgische und lüttichsche

durch Oesterreich niedergeworfen worden (S. 411, 426 ff.), daß Leopold und Friedrich Wilhelm II. im Reichenbacher Vertrag sich die Hände zum Bunde reichten (S. 469, 490), daß Katharina II. die romantisch-ritterlichen Neigungen der Könige von Schweden und von Preußen zur Beschützung des bedrängten französischen Monarchen aufstachelte (S. 585). Wir werden später erfahren, wie um dieselbe Zeit Edmund Burke, ehedem ein warmer Verfechter der Freiheit und der Volksrechte, sich von seinem langjährigen Freunde und Gesinnungsgenossen Fox trennte und im Gegensatz zu seinen früheren Grundsätzen die französische Revolution in Rede und Schrift leidenschaftlich bekämpfte. Mußte nicht unter solchen Umständen in den Tuilerien der Gedanke einer Verlegung der Residenz nach einer befreundeten, der Hülfe des Auslandes zugänglichen Gegend mehr und mehr Kraft und Realität gewinnen? Die persönliche Freiheit der königlichen Familie schien gefährdet, seitdem die beiden Tanten Ludwigs, die aus Widerwillen gegen die kirchlichen Decrete den französischen Boden verlassen wollten, auf ihrer Reise nach Italien zurückgehalten worden, seitdem man im Reichstag über ein Auswanderungsgesetz verhandelte, vermöge dessen alle die aus dem Lande ziehen wollten einer Art inquisitorischer Dictatur unterstellt werden sollten, und insbesondere als eine beabsichtigte Reise des königlichen Paares nach St. Cloud, wo sie die Osterwoche in stiller Andacht mit unbeeidigten Geistlichen zu verbringen gedachten, von dem durch die revolutionäre Presse aufgereizten und mit Mißtrauen erfüllten Pariser Volk verhindert, der Wagen, in
18. April 1791. den die königliche Familie bereits eingestiegen war, gewaltsam ausgespannt ward, ohne daß Bailly oder Lafayette die unwürdige Behandlung hätten verhüten können. Denn die demokratischen Blätter bezeichneten jede Kundgebung zu Gunsten des Königs oder des Hofes als Verrath gegen das Volk, häuften auf die Geistlichen, welche die durch ein päpstliches Breve verworfene Civilverfassung nicht beschwören wollten, die ärgsten Schmähungen und Invectiven, und ihre Stimme war bereits eine Macht geworden, vor der man sich willig oder gezwungen beugte. Im Jacobinerclub sprach man laut von einem Bunde aller Könige gegen alle Völker, und die Cordeliers forderten gebieterisch, daß die landesverrätherischen Pfaffen aus der königlichen Kapelle entfernt würden. Selbst die Nationalversammlung, bei welcher sich Ludwig über die Beschränkung seiner persönlichen Freiheit beschwerte, gab zur Antwort, an seiner Freiheit sei nicht zu zweifeln, aber um der Ruhe willen sei es wünschenswerth, daß er von seinem Vorhaben für jetzt abstehe. Man wollte der wühlerischen Journalistik keine Gelegenheit zu Verdächtigungen geben. Als Marat in seinem Blatte immer wieder die Behauptung vorbrachte, der König wolle Paris verlassen, und zur Wachsamkeit aufforderte, fragte Lafayette in den Tuilerien an, ob an diesen Gerüchten etwas Wahres sei, und erhielt zur Antwort, man denke an keine Entfernung.

Flucht aus Paris. 20. Juni 1791. Und dennoch war schon seit Ende April in den intimen Kreisen des Schlosses die Flucht an die Nordgrenze des Reiches eine beschlossene Sache. Man überlegte

die Art der Ausführung, man traf Verabredungen mit Bouillé, der zu dem Zweck seinen Sohn nach Paris schickte, man machte weitläufige Vorbereitungen. Wochenlang war man mit dem Plane beschäftigt: der schwedische Graf Fersen, welcher für Marie Antoinette eine romantische Liebe hegte und in den Tuilerien gern gesehen war, wurde ins Vertrauen gezogen. Dieser fand Mittel und Wege. Eine Dame seiner Bekanntschaft, die Baronin von Korff, hatte sich einen Reisepaß zur Rückkehr über die Grenze ausstellen lassen, für sich selbst, ihre zwei Kinder nebst männlicher und weiblicher Dienerschaft. Fersen beredete die livländische Dame ihm den Paß zu überliefern. Mit diesem wollte er den König, die Königin und die „Kinder Frankreichs" nach Montmédy an der Luxemburgischen Grenze bringen, er als Kutscher, die andern in die dem Passe entsprechenden Persönlichkeiten verkleidet. Es war ein abenteuerlicher Plan, unbesonnen und leichtfertig im Entwurf, ungeschickt und verkehrt in der Ausführung. Nicht nur, daß Vorbereitungen von so weiter Ausdehnung nicht verborgen bleiben konnten, daß ein Reisewagen angefertigt wurde, der schon durch seine ungewöhnliche Größe die allgemeine Aufmerksamkeit erregen mußte; wie sollte eine Gesellschaft, von der Niemand die Wege und die Posteinrichtungen kannte, zum Ziele kommen? Bouillé hatte den Marquis d'Agoult, einen erfahrenen praktischen Mann zum Begleiter empfohlen, aber Frau von Tourzelle, die Gouvernante der königlichen Kinder, flehte fußfällig, daß man sie mitnehme, und wie konnte man einem solchen loyalen Verlangen, das dazu noch in der Hofordnung seine Berechtigung hatte, widerstehen? Dadurch blieb kein Raum für den andern übrig, denn auch des Königs Schwester, die Prinzessin Elisabeth sollte mitreisen. Drei Hofcavaliere, ebenso unerfahren als die Herrschaft, nahmen den äußern Wagensitz ein. Man hatte die Nacht vom 19. auf den 20. Juni für die Abfahrt festgesetzt, und Bouillé hatte daher mehrere kleine Abtheilungen Reiterei an verschiedenen Orten der bezeichneten Route aufgestellt. Da erhielt er kurz vor dem bestimmten Termin die Anzeige, daß die Abreise wegen Erkrankung einer Kinderfrau um einen Tag verschoben werden müsse. Dadurch kamen die Verabredungen in Unordnung; die Dragoner- und Husarenpatrouillen ritten auf der Straße hin und her und erregten den Argwohn der Bevölkerung und der Nationalgarden. Am 20. Juni verließ die königliche Familie gegen Mitternacht das Schloß, um auf verschiedenen Wegen sich auf dem kleinen Carousselplatze wieder zusammenzufinden. Aber Marie Antoinette verirrte sich; fast eine Stunde wartete die übrige Gesellschaft in höchster Seelenangst. Endlich fand sie sich zurecht; Lafayette, der aus Argwohn viel in der Nähe der Tuilerien weilte, fuhr in einem Cabriolet an ihr vorüber, ohne sie zu bemerken. Als alle in dem Wagen saßen, trieb Fersen die Pferde an, um in möglichster Eile die Station Bondy vor der Barrière zu erreichen, wo der große Reisewagen wartete. Hier verabschiedete sich der Graf; einer der Hofcavaliere in Kutschertracht ergriff die Zügel und trieb die Pferde vorwärts.

Die Vorgänge in St. Menehould und Varennes.

In derselben Nacht verließ der Graf von Provence in einem gewöhnlichen Wagen seinen Palast und kam auf einem andern Weg glücklich in Brüssel an. Es war eine schöne milde Sommernacht, auf welche ein ebenso schöner Tag folgte. Die hohen Reisenden waren heiteren Gemüthes; Alles schien gut zu gehen. Der Weg, den sie eingeschlagen, war die Hauptroute der Emigration; die Umwohner waren gewöhnt, viele vornehme Equipagen dahin rollen zu sehen. Dennoch erregte das riesenhafte Sechsgespann Aufmerksamkeit. Der König, der die Unvorsichtigkeit beging, öfters zur Wagenöffnung herauszuschauen, wurde trotz seiner Kammerdienerkleidung von einzelnen Vorübergehenden erkannt. War denn nicht sein Kopf auf allen Münzen und Assignaten in zahllosen Abbildungen zu schauen? Allein außerhalb Paris war die Volksstimmung gegen den König weniger aufgeregt und feindselig; die Reisenden kamen glücklich nach Chalons und von da nach St. Menehould. Sie konnten hoffen, am folgenden Tag nach Verdun oder Montmédy zu gelangen, wo Bouillés Reiterschwadronen hinreichende Sicherheit gewährten. Aber wie bald zerrann der schöne Traum! In St. Menehould hatte die Ankunft des Reitertrupps die Bewohner in Unruhe versetzt, man glaubte, er solle die verweigerten Steuern gewaltsam eintreiben. Als nun der auffallende Wagen ankam und ein Offizier ehrfurchtsvoll an den Schlag trat, mußte Verdacht entstehen. Der Postmeister Drouet, ein glühender Anhänger der Revolution und ehemaliger Dragoner, erkannte das Gesicht des Königs. Er vermochte die Abfahrt nicht zu verhindern, da bereits frische Pferde eingespannt waren; aber als gewandter Reiter überholte er auf einem näheren Seitenweg den Wagen und theilte dem Commandanten der Nationalgarde und dem Gemeindevorsteher von Varennes seine Entdeckung mit. Noch waren keine Nachrichten von Paris bekannt, aber man beschloß auf eigene Hand die Weiterreise zu verhindern. Bereits war die zweite Nacht hereingebrochen; während die Nationalgarde unter die Waffen trat, wurde der Wagen frisch bespannt und fuhr der Brücke zu, die über das schmale aber tiefe Flüßchen in die Stadt führte. Wenn es gelang, das andere Ufer zu erreichen, kam die königliche Familie in den Bereich einer Reiterabtheilung, die dort in Quartier lag. Aber schon hatten Drouet und einige Jacobiner den Zugang durch einen umgeworfenen Packwagen versperrt und verboten den Postillionen „im Namen der Nation" die Weiterfahrt. Volk und Miliz versammelte sich; der Gemeindevorsteher Sauffe, ein Krämer und Lichtzieher, kam an den Schlag und bat die Reisenden in seine nahe gelegene Wohnung einzutreten. Ludwig merkte bald, daß man ihn erkannt habe; er gestand daher, daß er der König sei, und forderte den Beamten auf ihn weiter fahren zu lassen, zuerst im Tone des Befehlenden, dann mit Bitten und flehenden Worten. Es war nicht mehr möglich; die Sturmglocke hatte die Bewohner und die Nationalgarde aus ihrer nächtlichen Ruhe aufgestört; Alles war in Bewegung. Vom Lande strömte das Volk herbei, mit und ohne Waffen. Konnte unter diesen Umständen der Trupp Hu-

saren, der unterdessen an der Brücke sich aufgestellt hatte, es wagen, Gewalt zu gebrauchen? Wären dann nicht die Gefangenen in die größte Lebensgefahr gekommen? War doch bereits das Drohwort gehört worden, man werde den König nur als Leiche fortführen. Selbst wenn die Offiziere sich zum Angriff entschlossen hätten, durfte man denn erwarten, daß die Soldaten, bei denen man systematisch das Ansehen des Königs untergraben und die Grundsätze der Revolution genährt hatte, gegen die Bürgerwehr und die Gemeindebehörden kämpfen würden? Auch versagte der König selbst seine Einwilligung. So erwartete man denn in der tiefsten Gemüthsbewegung unter angstvoller Unruhe und Bangigkeit den nächsten Morgen. Vielleicht daß Bouillé selbst mit größerer Streitmacht anlangte und die Rettung erzwang. Er kam auch in der That nach einem langen nächtlichen Ritt in die Nähe von Varennes an der Spitze des getreuen Regiments Royal-Allemand. Es war zu spät: eine Stunde vor der Ankunft hatte sich die königliche Familie gezwungen gesehen die Rückfahrt anzutreten.

Eindruck der Entweichung in Paris Nationalversamml. u. Stadtrath.

In Paris hatte sich die Kunde von der nächtlichen Entweichung der Königsfamilie schon am Morgen des 21. Juni verbreitet und eine furchtbare Aufregung erzeugt. Während zahllose Volkshaufen durch die Straßen wogten, an den königlichen Wappen und Inschriften ihre Wuth ausließen, in die Tuilerien eindrangen, eröffnete die Nationalversammlung rasch ihre Sitzungen, um die zur Erhaltung der Sicherheit und Autorität erforderlichen Anordnungen zu treffen. Nachdem sie sich für permanent erklärt, eilten Bailly und Lafayette auf das Rathhaus, um mit dem Gemeinderath die für die außerordentliche Lage nothwendigen Maßregeln zu beschließen. Allgemein herrschte die Meinung, der König sei „durch die Feinde des öffentlichen Wohles“ entführt worden; manche hegten den Verdacht, Lafayette selbst habe dabei die Hände im Spiel gehabt: die Versammlung faßte daher den Beschluß, eine sorgfältige Untersuchung anzustellen und die Urheber der „Entführung“ zu verhaften. Dieser Argwohn verschwand jedoch schnell, als dem Vorsitzenden eine von dem König zurückgelassene, mit eigener Hand geschriebene „Proclamation an die Franzosen“ überreicht wurde, in welcher die zahllosen Kränkungen und Beeinträchtigungen der königlichen Rechte und Befugnisse aufgezählt waren, die den Monarchen bestimmt hätten, seine Residenz zu verlegen, nebst einem Proteste gegen alle seit dem 6. Oktober 1789 ihm abgedrungenen Erlasse. Nun war die Sache klar und die Nationalversammlung trug kein Bedenken, sich selbst die vollziehende Gewalt beizulegen, das Reichssiegel an sich zu nehmen, die Minister in ihrem Auftrag die Staatsgeschäfte besorgen zu lassen, den in Paris anwesenden Offizieren einen Eid der Treue und des Gehorsams abzufordern. Damit waren die Souveränetätsrechte des Königs suspendirt und an die gesetzgebende Körperschaft übertragen. Nicht minder thätig und rasch entschlossen war man auf dem Stadthaus. Insbesondere zeigte Lafayette den größten Eifer, die Flüchtlinge zurückzubringen. Ihm mußte vor Allem daran gelegen sein, den Verdacht einer Urheberschaft oder

Theilnahme an der Entweichung von sich abzustreifen. Darum wurden sofort Couriere den Spuren der Reisenden nachgeschickt mit Befehlen an die Commandanten aller Nationalgarden, die königliche Familie anzuhalten und die Rückfahrt zu bewerkstelligen. Einer derselben, Lafayette's Adjutant Romeuf, traf am Morgen des 22. Juni um acht Uhr in Varennes ein, begleitet von Baillon, einem Abgesandten der Pariser Municipalität, mit dem Befehl sofortiger Umkehr. Widerstand war unmöglich; denn das Städtchen wimmelte von Bürgerwehrmännern und Landleuten, die der Ruf der Sturmglocken herbeigeführt hatte. Kurz nachher sah man den Wagen mit den hohen Reisenden auf derselben Route in umgekehrter Richtung dahinrollen.

Bouillés Brief und Ausgang. Der Wagen hatte schon einen Vorsprung von mehr als einer Stunde, als Bouillé mit seinem Dragonerregiment vor Varennes anlangte. Unmuthig und voll trüber Ahnungen zog er wieder ab. Bald darauf verließ er sein Vaterland und schloß sich der Emigration in Coblenz an. Dadurch entging er der gerichtlichen Verfolgung, welche die Nationalversammlung gegen ihn beschloß. Um die Erbitterung gegen den König zu mindern, richtete er von Luxemburg aus ein Schreiben an die Nationalversammlung, worin er sich als den einzigen Urheber der nächtlichen Entführung darstellte und Drohworte aussprach wie ein Sieger gegen Ueberwundene: „Ihr werdet Rechenschaft geben müssen", so lautet der Schluß des Briefes in den Memoiren des Marquis von Ferrières, „über die Tage des Königs und der Königin allen Potentaten der Erde, krümmt man ihnen nur ein Haar auf dem Haupte, so wird in Paris kein Stein auf dem andern bleiben. Ich kenne die Wege und werde sie selbst den fremden Heeren zeigen; die Vergeltung wird euch ereilen. Gott befohlen, meine Herren, ich schließe ohne Förmlichkeiten; meine Gesinnungen sind euch bekannt". Bouillé sollte nie sein Vaterland wieder betreten. Einer der thätigsten Agitatoren bei der Emigration, betrieb er in einer Zusammenkunft mit dem Schwedenkönig in Aachen und bei der Fürstenberathung in Pillnitz den Krieg gegen Frankreich, nach dessen unglücklicher Wendung er seinen Aufenthalt in London nahm, wo er im J. 1800 starb.

Rückfahrt u. Ankunft in den Tuilerien. Die Rückfahrt ging langsam von Statten. Von allen Seiten strömten Volkshaufen herbei, zum Theil mit Sensen und ländlichen Waffen versehen; neben dem Wagen zogen Nationalgardisten zu Fuß einher, als ob sie einen kriegsgefangenen König im Triumphe vom Schlachtfelde zu geleiten hätten. Wie viele schmerzliche und kränkende Auftritte brachte jeder neue Tag dem unglücklichen Herrscherpaar! Ein royalistisch gesinnter Edelmann, der dem Landesfürsten seine Ergebenheit bezeugte, wurde vor des Königs Augen ermordet, sein Kopf auf einer Pike herumgetragen. Bei Epernay, zwischen Chalons und Chateau-Thierry, erschienen drei Abgeordnete an dem Wagen, um im Auftrage der Nationalversammlung die Reisenden zu begleiten. Zwei von ihnen, Pétion und Barnave, im Herzen Republikaner, nahmen Platz bei der königlichen Familie, während der dritte, Latour-Maubourg, constitutioneller Monarchist und Freund von Lafayette, einen andern Wagensitz wählte. Matthieu Dumas übernahm den Oberbefehl über das militärische Geleite. Je mehr man sich der Hauptstadt näherte, desto stärker wurde der Andrang der erregten Volksmassen. Die Reise, bei glühender Sonnenhitze, war ein Martyrium für das Königspaar, ein düsteres

Vorspiel der künftigen Leidensgeschichte. Wie viele Erzählungen, wahre und falsche, liefen im Volke um und setzten sich in der Erinnerung und Phantasie fest! Daß Barnave durch die feine Bildung, Anmuth und Grazie Marie Antoinette's bezaubert sich fortan freundlicher und theilnehmender zum Hofe stellte und die Wege Mirabeau's einschlug, den er vordem so heftig bekämpft hatte, daß Pétion, ein Mann von rauhen Formen und schroffem Republikanersinn, absichtlich eine plebejische Derbheit und Rücksichtslosigkeit hervorkehrte, sind allbekannte Dinge. Am 25. Juni erreichte der Zug die Hauptstadt. Durch öffentlichen Anschlag war untersagt worden, sowohl Beifallsrufe als Injurien laut werden zu lassen. So langte die königliche Familie gegen Abend auf einem Umwege in den Tuilerien an, von der dichtgedrängten Volksmenge mit dumpfem Schweigen empfangen: eine traurige Ankunft, sie bezeichnete das Grab des Königthums. Die Varenner Reise, bemerkt Thiers, bewirkte, daß alle Ehrfurcht vor dem König verschwand, daß die Geister sich gewöhnten, ihn unbeachtet zu lassen und daß der Wunsch nach einer Republik aufzukeimen begann. Auf Grund eines Dekrets der Nationalversammlung wurden der König, die Königin und der Dauphin einer besondern Abtheilung der Pariser Nationalgarde unter dem Oberbefehl Lafayette's zur Bewachung übergeben. Drei Deputirte erhielten den Auftrag, ein genaues Protokoll über die Entweichungsgeschichte aufzunehmen und die königliche Familie einem Verhör zu unterwerfen; die Suspension des Königs dauerte fort, die Minister besorgten die Regierungsgeschäfte ohne königliche Sanction. Ludwig XVI. fügte sich mit Resignation in die Nothwendigkeit. Er blieb dabei, er habe nicht aus dem Reiche entfliehen oder die Hülfe des Auslandes anrufen wollen; er versicherte, sein Protest in der hinterlassenen Denkschrift habe nicht den Grundsätzen der Verfassung gegolten, sondern den geringen Machtmitteln, die man der königlichen Gewalt eingeräumt; auf der Reise habe er sich aber überzeugt, daß das Volk die Constitution wolle und den alten Zustand verworfen habe, daher werde er in Zukunft treu zu der Verfassung stehen und dem Gemeinwohl jedes Opfer bringen.

8. Abschluß der Verfassung. Ende der Constituante.

Lage und Stimmung.

Louis Blanc bezeichnet die nächste Zeit nach dem verunglückten Fluchtversuch als „Interregnum". Und in der That trug die Regierung bis zum Abschluß der Verfassung einen zwischen Republik und Monarchie schwebenden Charakter. Das Königthum hatte einen tödtlichen Stoß erhalten, von dem es nicht wieder völlig genesen konnte. Aber hätte die Autorität Ludwigs XVI. weniger gelitten, wenn der Plan gelungen wäre? Wir wissen, wie sehr die Aristokratie dem König grollte, daß er sich eine Verfassung aufdrängen ließ, welche mit dem monarchisch-feudalen System des alten Frankreich in Widerspruch stand. Hätte er sich nun der Emigration in die Arme geworfen, wäre er mit ihrer Hülfe und

unter Mitwirkung des Auslandes wieder in seiner souveränen Würde hergestellt worden, so würde die Reaction über ihn hinausgegangen sein; er hätte sich gegenüber den feudalen Kräften ebenso wenig aufrecht erhalten können, wie gegenüber der Revolution. Darum hatte auch der staatskluge Kaiser Leopold II. durch den österreichischen Gesandten in Paris, Grafen Mercy, seiner Schwester das Vorhaben widerrathen: die Emigranten würden das Königthum in Gefahr bringen, möchten sie siegen oder unterliegen; die königliche Familie sollte in Paris bleiben und abwarten, bis in der Nation selbst eine Umkehr sich bemerklich mache, bis die der Revolution und Anarchie abgeneigten Elemente sich zu einem Gegenschlag ermannen würden, dann könnten die auswärtigen Mächte mit Erfolg für eine monarchische Restauration eintreten. Und es waren deutliche Anzeichen vorhanden, daß es zu einem solchen Gegenschlag kommen würde. Das tumultuarische und gewaltthätige Auftreten der unteren Volksklassen, denen es weniger um die Rechtsgleichheit als um Gütergleichheit zu thun war, welche von dem Staat gebieterisch die Mittel ihres Lebensunterhaltes verlangten und begehrliche Blicke auf das Privateigenthum warfen, erfüllte die wohlhabenderen Kreise mit gerechter Besorgniß; und wie sehr die Eingriffe in die herkömmlichen Rechtsordnungen der Kirche und des geistlichen Standes alle religiösen Gemüther verletzten und erbitterten, wurde schon früher bemerkt. Man konnte bereits bei einigen hervorragenden Gliedern der Nationalversammlung und des Jacobinerclubs, bei Barnave, den Gebrüdern Lameth, Duport u. A. eine größere Zurückhaltung, ein Einlenken in die Politik Mirabeau's, ein Zusammengehen mit dem Ministerium, insbesondere mit Montmorin gewahren.

Folgen des Fluchtversuchs. Demokratische Agitation.

Diese Wendung zu einer conservativen Politik, zu einer Stärkung der monarchischen Gewalt wurde durch die Flucht und Verhaftung des Königs unterbrochen. Ein Staatsoberhaupt in Untersuchung und Verhör und unter Aufsicht gestellt, war nur der Schatten eines Souveräns, ohne Einfluß und Willen auf den Gang der öffentlichen Dinge. Die Regierungsform war in der That eine republikanische; und es fehlte nicht an Stimmen, die da meinten, man solle die Suspension fortbestehen lassen, man solle den erledigten Thron nicht wieder besetzen, die gefallene Monarchie nicht wieder aufrichten. Werde man den König seiner früheren Ehre zurückgeben, so werde eine zweite Revolution ihn von der Höhe in einen noch tieferen Abgrund stürzen und die Anarchie den leeren Platz einnehmen. Dieser Ansicht war selbst der geachtete Philosoph Condorcet. Die Verwirklichung des Gedankens hätte vielleicht die französische Nation vor einem großen Verbrechen bewahrt. Auch in der Presse und in den Clubs forderte man die Abschaffung des Königthums, zahllose Adressen liefen von allen Seiten Frankreichs an die Nationalversammlung ein und unterstützten diese Forderung. Der Entrinnungsversuch des Königs rief alle revolutionären Geister wach: man legte ihm die Absicht unter, er habe sich mit Artois und der gesammten ausgewanderten Aristokratie vereinigen, hundert-

tausend fremde Soldaten in das Reich einführen und über Blut und Ruinen den Feudalstaat wieder aufrichten wollen. Der nationale Stolz regte sich, ein kriegerischer Muth erwachte in jeder Brust, neben der Bürgerwehr wurden noch 169 Bataillone Freiwilliger organisirt. War vor Kurzem hie und da eine rückläufige Stimmung zu Tage getreten, so gab sich jetzt in allen Klassen und Provinzen der feste Entschluß kund, eher den König als den neuen Zustand zu opfern. In großer Erregung meldete der Abgeordnete Malouet der Nationalversammlung, daß ein Anschlag an der Thüre des Hauses die Abschaffung des Königthums verlange, und trug auf Untersuchung und Bestrafung der Schuldigen an; aber unter großem Tumult ward die Tagesordnung beschlossen. 1. Juli 1791.

Die Frage: Monarchie oder Republik? bildete den Gegenstand der Berathungen und Vorträge aller politischen Faktionen. Die Cordeliers richteten eine Adresse an den Reichstag, worin sie in scharfen Worten eine republikanische Verfassung verlangten. Sie wurden unterstützt durch die einflußreiche Zeitung „der französische Patriot", welche Jean Pierre **Brissot**, Sohn eines Gastwirths aus Chartres, herausgab, ein juristisch gebildeter „literarischer Abenteurer", der in London und Amerika politische Studien gemacht und sich hier mit den Grundsätzen von Thomas Payne befreundet hatte, in früheren Jahren mehrmals wegen Preßvergehen bestraft worden war und jetzt bei der Pariser Commune eine angesehene Stellung behauptete. „Er hatte ein leichtes Formtalent, Rührigkeit in allen Geschäften, Weichheit und Uneigennützigkeit im persönlichen Verkehr". Ein Mann von Bildung, Rednergabe und demagogischer Gewandtheit, und erfüllt von einem glühenden Ehrgeiz, wurde er in der Folge das Haupt einer einflußreichen Partei, die manchmal als Brissotisten, gewöhnlich als Girondisten bezeichnet wurde. Jetzt meinte er, der in der Verfassung aufgestellte Grundsatz der Gleichheit Aller vor dem Gesetze sei eine Lüge, wenn ein Einzelner über dem Gesetze stehe; eine souveräne Nation könne keinen Herrn über sich haben, sonst sei sie Sclave. Auch die Jacobiner nahmen Stellung zu der brennenden Frage. Bei dieser Gelegenheit hielt **Robespierre** die merkwürdige Rede, die seine Stellung als Parteihaupt begründete. Er stellte die Entweichung der königlichen Familie als ein contre-revolutionäres Complot dar, das die meisten Mitglieder der Nationalversammlung, die Minister, Lafayette gefördert hätten; wie einst in Rom die Cäsarischen Triumvirn sich gegen die Wiederhersteller der Republik vereinigt und Brutus und Cassius zum Selbstmord getrieben hätten, so seien auch jetzt die Feinde der Freiheit verbunden, um mit Hülfe des Königs und der Tyrannen die Patrioten zu erwürgen. Er wisse wohl, sagte er, daß er sich dadurch dem allgemeinen Hasse aussetze und tausend Dolche gegen sich schärfe, aber wie früher so folge er auch jetzt der Stimme seines Gewissens und bringe sein Leben der Wahrheit, der Freiheit, dem Vaterlande zum Opfer. Der Eindruck dieser Rede war so gewaltig, daß Camille Desmoulins ausrief: „Wir werden alle mit dir sterben", und achthundert Mitglieder sich durch einen feierlichen Eidschwur verbanden, für sein Leben einzustehen. Mit der ihm eigenen Vorsicht und Zurückhaltung vermied Robespierre jedoch, sich unbedingt für die Republik auszusprechen. In der Nationalversammlung beantragte er, man solle den König und die Königin vor Gericht stellen und das Land über die künftige Staatsform befragen. Um so unverhüllter sprach sich der republikanische Hitzkopf **Marat** wider das Königthum aus. Er meinte, gegen das weitverzweigte Complot gebe es nur eine Rettung: das Volk solle einen Militärtribunen mit unumschränkter Gewalt aufstellen, der alle Verräther niedermachen lasse. Als solche Verräther galten ihm alle Gemäßigten in der Nationalversammlung,

Clubredner und Journalisten.

Brissot.

Robespierre.

Marat.

sowie die Machthaber auf dem Stadthause, Bailly und Lafayette. Auf ihr Zuthun waren die öffentlichen Werkstätten aufgelöst und die fremden Arbeiter aus Paris entfernt worden. Marat hatte somit bei seinen revolutionären Aufwiegelungen das Proletariat auf seiner Seite.

Krisis zwischen Monarchie und Republik. Mitte Juli 1791.

Um die Zeit als der zweite Jahrestag des Bastillesturmes herangenaht war, kam in der Nationalversammlung die Lebensfrage des ganzen Verfassungswerks zur Verhandlung: die Unverantwortlichkeit und Unverletzlichkeit des Königs. Man stand an dem entscheidenden Wendepunkt. Trug die Linke unter dem Druck der Straßendemokratie und des Galleriesturmes mit ihrem Antrag, den König in Anklagestand zu versetzen, den Sieg davon, dann war es um die constitutionelle Monarchie geschehen, dann begann eine neue Aera der Revolution. Die Gemäßigten in der Versammlung, die Lameths, Barnave, Lafayette waren entschlossen, an dem Königthum festzuhalten und die Verfassung in dem bisherigen Geiste zu Ende zu führen, unerschüttert durch den Terrorismus, der von Außen, von den Clubs, dem Gassenproletariat, der demokratischen Journalistik auszuüben versucht ward. Sie waren in einer peinlichen Lage: denn von ihnen waren bisher die heftigsten Schläge gegen den Hof und den Thron geführt worden; sie traten in Widerspruch mit ihrer eigenen Vergangenheit; sie liefen Gefahr ihre ganze Popularität einzubüßen, wenn sie sich nun zu Vertheidigern und Schutzrednern der Krone aufwarfen, von der sie bisher allen Widerstand gegen die Freiheit hergeleitet. Aber sie sahen den Abgrund, dem Staat und Nation entgegengingen, wenn die demokratische Republik die Oberhand gewann; sie sahen das rothe Gespenst der Anarchie vor ihren Augen, die Harpyien der Zerstörung und des Raubs ihre Krallen ausstrecken. „Wollen wir die Revolution endigen oder von Neuem anfangen?" rief Barnave aus. „Jetzt nachdem wir den Staat auf dem Prinzipe der Freiheit und Gleichheit neu begründet, kann ein Schritt weiter auf dem Wege der Revolution nur zum Sturze der Monarchie, nur zur Vernichtung des Eigenthums führen"; und Lafayette sprach zürnend: „Wenn ihr heute den König tödtet, erhebe ich morgen mit der Nationalgarde den Kronprinzen auf den Thron". Auch Sieyès sprach sich für die Monarchie aus, aber freilich mit solchen Machtbeschränkungen, daß der König nur ein Figurant, nur der Vollstrecker des Nationalwillens war.

Volkstumult auf dem Marsfeld niedergeschlagen.

In der Versammlung selbst zählten die republikanischen Ideen nicht viele Anhänger; auch bei dem größten Theile der Nation hatte das Königthum feste Wurzeln; die romanische Natur hat nie einen rechten Zug für Volksherrschaft und Republik gezeigt. Um so stärker waren die demokratischen und republikanischen Neigungen in Paris vertreten. Im Jacobinervereine trennten sich die Gemäßigten und Constitutionellen von den Demokraten und gründeten den Club der Feuillans (S. 785 f.). Nun hatten die Männer der äußersten Richtung freie Hand in den Sitzungen des Klosters. Sie beschlossen durch eine Sturmpetition auf die Discussion und Abstimmung in der Nationalversammlung

einen Druck zu üben. Eine von Brissot verfaßte Volksadresse wurde auf dem Marsfeld zur Unterzeichnung aufgelegt, worin verlangt ward, daß, da der König durch seine Flucht auf die ihm übertragene Krone verzichtet habe, eine neue constituirende Versammlung gewählt werde, die den vormaligen König richte und eine neue ausübende Gewalt aufstelle. Rasch füllte sich die Adresse, die in mehreren Exemplaren auf den Stufen des am Föderationsfest errichteten Altars des Vaterlandes aufgelegt war, mit Tausenden von Unterschriften. Neben einer Menge von unbekannten Personen und Kreuzzeichen las man auch die Namen von Maillard, Chaumette, Hebert, Henriot und andern Führern des anarchistischen Pöbelschwarms der spätern Schreckenszeit. Aber das Vorhaben erlitt eine gewaltsame Unterbrechung. Auf Grund des noch in Geltung bestehenden Martialgesetzes beschloß der Municipalrath im Einverständniß mit den gemäßigten Gliedern der Nationalversammlung und der Feuillans die nach dem Marsfelde sich drängende aufrührerische Masse zu zerstreuen, worauf Lafayette mit der Nationalgarde die Zugänge absperrte. Als dem wiederholten Aufruf zu friedlichem Auseinandergehen kein Gehör gegeben ward, erfolgte eine Flintensalve, welche Verwundete und Todte auf die Erde warf. Diese Entschlossenheit that ihre Wirkung. Die Menge stob auseinander; und wie sehr auch die demokratischen Blätter über das „Blutbad" wütheten, die Nationalversammlung konnte nunmehr in Ruhe ihre Arbeiten fortsetzen. Die Häupter der Cordeliers, von denen der Ansturm in Scene gesetzt war, hielten sich eine Zeitlang in der Verborgenheit. Selbst Robespierre wagte nicht in seinem Hause zu schlafen. Sie fürchteten eine royalistische Reaction. So weit wagte jedoch die siegende Partei der Feuillans nicht zu gehen. Man belobte die Haltung des Gemeinderaths und der Bürgerwehr, man erließ ein scharfes Verbot gegen Zusammenrottungen, aufrührerische Anschläge und Pamphlete; allein die Urheber blieben unbestraft und Clubs und Presse stimmten bald wieder den vorigen Ton an. So viel gewann jedoch die Nationalversammlung, daß die Verfassung im Sinne der constitutionellen Monarchie vollendet werden konnte. Der Grundsatz der königlichen Unverletzlichkeit wurde durchgeführt, doch sollte die Suspension des Monarchen und die Ueberwachung der königlichen Familie bis zur Veröffentlichung der Reichsverfassung fortdauern. Im eigenen Schlosse wurden Ludwig XVI., Marie Antoinette und der Dauphin als Gefangene gehalten.

17. Juli 1791.

Revision der Verfassung.

Die constitutionelle Partei hatte den Sieg davon getragen; aber die Männer, die dabei den Ausschlag gaben, die Lameths, Barnave, Lafayette, Chapelier und ihre Gesinnungsgenossen, wagten nicht gegenüber der Demokratie die vollen Consequenzen daraus zu ziehen. Sie hatten ihrer Feindschaft gegen den Thron und die mit ihm verbundenen aristokratischen und klerikalen Elemente zu oft und zu stark Ausdruck gegeben, als daß ihnen bei ihrer jetzigen Haltung hätte wohl sein können. Die agitatorische Presse und die Clubführer bei den Jacobinern und Cordeliers schmähten sie als Rückschrittsmänner, die ihren Grund-

sätzen untreu geworden, als heimliche Freunde der Emigration und des kriegschnaubenden Auslandes, als Verräther an der Souveränetät des Volkes. Sie glaubten daher bei der Revision des Verfassungswerks, die während der nächsten Wochen in Angriff genommen ward, ihren Charakter als Freiheitsfreunde und Volksmänner desto schärfer hervorkehren zu müssen. Vergebens suchte Malouet, ein aufrichtiger und überzeugungstreuer Streiter für geordnete Freiheit und Rechtsgleichheit, die Mitglieder des Revisions- und Verfassungsausschusses zu bewegen, sie möchten die Gelegenheit und die Zeitstimmung benutzen, um manche bedenklichen Beschlüsse aus der Urkunde auszumerzen. Wenn man die Dekrete nach dem 6. Oktober 1789, gegen welche die königliche Denkschrift Protest erhoben, beseitigte oder milderte, wenn man „dem König seinen Einfluß auf Rechtspflege, Heer und Verwaltung, dem Adel das gesetzliche Dasein und der Kirche ihre kanonische Verfassung" zurückgab, blieben die Fundamente der Constitution immer noch unerschüttert bestehen, blieben die Vernichtung der Feudalität in der Augustnacht, die Menschenrechte mit dem Prinzipe der Freiheit und Gleichheit aller Staatsbürger, die Volksvertretung in Einer Kammer mit weitgehenden Befugnissen, die Beschränkung der souveränen Königsmacht durch die Verantwortlichkeit der Minister und das suspensive Veto, die Schutzgesetze für die Freiheit und Sicherheit der Person und des Eigenthums, ein ausgedehntes Wahlrecht aller aktiven Bürger im Sinne nationaler Selbstregierung u. A. immerhin noch werthvolle Errungenschaften, solide Grundlagen eines würdigen öffentlichen Lebens, eines freiheitlich geordneten Rechtsstaates mit der Herrschaft gemeingültiger Gesetze. Aber wie sollten die Männer der Doctrin, denen ein demokratisch-republikanischer Volksstaat mit einheitlicher Spitze als Ideal galt, sich auf Aenderungen einlassen, welche die Wortführer der Linken als eine „Gegenrevolution" bezeichneten? So nahm denn das Revisionswerk einen raschen Gang. Mit Ausnahme einiger unwesentlichen Modifikationen im Wahl- und Preßgesetz wurden alle bisherigen Beschlüsse beibehalten, und nachdem man das Ganze in die Form einer gesetzlichen Verfassungsurkunde gebracht, dem König zur Annahme und Bestätigung vorgelegt. Sobald er sie beschworen haben würde, solle er wieder in die volle Gewalt der Krone eingesetzt werden und die Regierung in Gemäßheit der neuen Ordnung beginnen.

3. Sept. 1791. Die Verfassung vom König bestätigt. Zu dem Zweck begab sich am Abend des 3. September bei Fackelschein eine feierliche Deputation von sechzig Abgeordneten in die Tuilerien und überreichte dem König die Urkunde, welche, wie der Präsident Thouret in seiner Anrede bemerkte, „die unverjährbaren Rechte des französischen Volkes heilige, dem Thron seine wahre Würde zurückstelle und dem Reich ein verjüngtes Dasein gebe". Zugleich wurde jede Freiheitsbeschränkung aufgehoben. Ludwig XVI. bat sich Bedenkzeit aus, um das Werk zu prüfen und seine Entschließung zu fassen. Sie wurde ihm gewährt. Zehn Tage vergingen unter schweren Seelenkämpfen, ehe man in den Tuilerien zu einem entscheidenden Beschluß kam. Endlich war der

Kampf überwunden: Ludwig XVI. fügte sich in die Nothwendigkeit; hatte doch selbst der kaiserliche Schwager Leopold zur Nachgiebigkeit gerathen. Er unterzeichnete die Verfassung im tiefsten Schmerze und begab sich am nächsten Tag in die Nationalversammlung mit Gefühlen wie wenn er zum Tode ginge. 14. Sept. 1791. Hier leistete er stehend vor den sitzenden Vertretern der Nation den feierlichen Eid. In einer Seitenloge wohnte die Königin mit ihrer Begleitung dem Akte bei. Als Ludwig den Schwur abgelegt und zugleich um Amnestie für alles Vergangene nachgesucht, kehrte er unter dem Jubelrufe des Volkes in das Schloß zurück. Dort warf er sich in einen Sessel und beweinte den Untergang der französischen Monarchie.

Die Selbstentsagungsakte der Constituante.

Nach Allem was Ludwig bisher erlebt, durfte er nicht hoffen, daß selbst der Schatten von Hoheit und Gewalt, den die Constitution der ausübenden Macht eingeräumt, ungeschwächt erhalten bleiben würde. Denn noch trieb die revolutionäre Strömung hohe Wogen. Und wenn er noch hätte erwarten können, daß dieselben Männer, welche die Verfassung ins Leben gerufen, auch bei deren Ausführung und Anwendung an der Seite des Thrones stehen würden! Allein diese Möglichkeit hatte die Nationalversammlung durch einen selbstmörderischen Akt vernichtet. Auf Robespierre's Antrag war der Beschluß gefaßt 21. Mai 1791. worden, daß die Mitglieder der constituirenden Versammlung nicht in die darauf folgende gesetzgebende gewählt werden sollten. Dieser Akt einer unklugen Selbstverleugnung, der an die theatralischen Scenen patriotischer Tugend und Opferwilligkeit in der Augustnacht erinnerte, war von schlimmer Wirkung. Die Nation hatte einst in einem Momente edler Freiheitsbegeisterung und Vaterlandsliebe die würdigsten und begabtesten Männer nach Versailles geschickt; wie sollte nun der große Ausfall gedeckt werden? So unerschöpflich ist keine Nation an Talenten und politischen Kräften, daß sie über tausend durch Geist, Kenntnisse und Bildung hervorragende Männer, die nun noch eine mehr als zweijährige Erfahrung in den öffentlichen Angelegenheiten hinter sich hatten, ohne Schaden unthätig am Markt stehen lassen könnte. Es war ein unglücklicher Gedanke, von dem neuen Staatsschiff die Hände, die es erbaut, fern zu halten und neue Leute an das Steuer und an die Ruder zu rufen. Aber wer wollte bei einem Akte, der den Charakter hingebender Selbstverleugnung trug, den Schein auf sich laden, daß er vielleicht aus Ehrgeiz, Eitelkeit, Herrschsucht oder andern unlautern Motiven widerstanden habe? Mochte auch Mancher in der verborgenen Tiefe seines Gemüthes den Beschluß beklagen, bei der begeisterten Hingebung der großen Mehrheit an die Idee der Selbstaufopferung wagte keiner zurückzubleiben oder den Einklang durch Dissonanzen zu stören.

Veränderung im Municipalrath und in der Bürgergarde. 30. Sept 1791.

So hatten denn die Helden der Volksvereine und der demokratischen Presse freien Spielraum, als am letzten September 1791 die constituirende Nationalversammlung ihre Sitzungen schloß. Einige Wochen nachher traten auch die Häupter der Municipalität und der Nationalgarde von ihren einflußreichen

16. Nov. 1791. Aemtern ab. An die Stelle Bailly's wurde der Jacobiner Pétion gewählt, und Lafayette legte in Folge eines Beschlusses des Reichstags, kraft dessen das Amt des Oberbefehlshabers wegfallen und die höchste Leitung unter den Führern der sechs Legionen monatlich wechseln sollte, den Commandostab der Bürgergarde nieder, eine für die Einheit und Festigkeit der nationalen Landwehr höchst verderbliche Neuerung. Seine Hoffnung, nach Bailly's Abgang das Amt eines Maire von Paris zu erlangen, ging nicht in Erfüllung; Pétion erhielt die Mehrzahl. Mit Zustimmung der legislativen Versammlung bildeten sich dann aus dem Arbeiterstande und den nichtactiven Bürgern, die keinen Zutritt zu der Nationalgarde hatten, eigene Wehrmannschaften, von ihrer Waffe Pikenmänner genannt, welche den bürgerlichen Befehlshabern untergeordnet sein sollten, aber durch ihre Beweglichkeit und revolutionäre Heftigkeit bald die Oberhand gewannen, in den inneren Kämpfen und tumultuarischen Straßenaufläufen den Ausschlag gaben, das streitfertige Militär der Clubführer, ein Corps der Rache für das „Blutbad" des Marsfeldes am 17. Juli.

II. Die gesetzgebende Versammlung und der Sturz des Königthums.

1. Die Legislative, die Emigration und das Ausland.

Die neue Versammlung u. die Gironde. Am 1. Oktober 1791 wurde die erste legislative Versammlung eröffnet und einer der Abgeordneten von Paris, Pastoret, zum Präsidenten gewählt. Sie bestand aus siebenhundertfünfundvierzig Mitgliedern, die während der letzten Sitzungen der Constituante nach dem neuen Wahlgesetz in der Art gewählt worden waren, daß die aktiven heimathberechtigten Bürger, die mindestens eine jährliche Steuer von drei Tagelöhnen bezahlten und nicht in eines andern Dienst standen, in Urversammlungen die Wahlmänner aufstellten, die dann in den Hauptorten der Departements die Abgeordneten zu wählen hatten. Wahlmänner und Deputirte mußten einer Steuerklasse von einem durch das Gesetz bestimmten Minimal-Census von geringer Höhe angehören. Die neue gesetzgebende Versammlung bot einen von der constituirenden verschiedenen Anblick dar. Unter dem Einfluß der Jacobiner und der radikalen Volkspartei gewählt, huldigte die Mehrzahl demokratischen Grundsätzen, die nur in einer republikanischen Verfassung ihren wahren Ausdruck finden konnten. Daher kam es, daß die rechte Seite, wo die Feuillans, die Royalisten und alle Anhänger der constitutionellen Monarchie, wie Vaublanc, Beugnot, Jaucourt, Dumas u. A. ihre Plätze hatten, mehr und mehr an Zahl und Bedeutung abnahm, indeß die Republikaner auf der Linken, sowohl die offenen als die versteckten, immer stärker wurden. Doch traten auch in den Reihen der Republikaner scharfe Gegensätze und Meinungsverschieden-

heiten zu Tage, so daß sie in zwei Heerlager sich schieden, in den Berg, wo die entschiedensten Demokraten und Radikalen ihre Sitze nahmen, wie Chabot, Bazire, Jean de Bry, Carnot, Merlin de Thionville, Couthon, Thuriot, Cambon, Duhem u. A., und in die Ebene, wo die gemäßigten Republikaner von mehr aristokratischer Färbung zu sitzen pflegten. Zu den letzteren gehörten Männer von Stand, Bildung und hohen Talenten, besonders mehrere Abgeordnete von Bordeaux und aus dem Departement Gironde, daher man ihnen und ihren Gesinnungsgenossen den Parteinamen „Girondisten“ gab, eine Benennung, die Anfangs einen Anflug von Spott und Ironie hatte, die sie selbst aber zu einem gefeierten Ehrennamen machten. Die Girondins waren der Mehrzahl nach idealistische Doctrinärs von jugendlichem Enthusiasmus, von südländischer Lebhaftigkeit, von witziger, schlagfertiger Rede, die auf eine Republik im Geiste des Alterthums oder auf einen republikanischen Föderativ-Staat wie die nordamerikanische Union lossteuerten, mit einem scharfen Hauche Rousseau'scher Naturschwärmerei und Naturrechtsideen. „Von feuriger und glänzender Rhetorik, erfüllt mit der ganzen Erregbarkeit und Leidenschaft des Südens, ehrgeizig und nicht ohne eine ausgesprochene Neigung zur Intrigue, mußten sie mit ihrem doctrinären Demokratismus, wie er aus Schulerinnerungen des Alterthums und aus Meinungen des achtzehnten Jahrhunderts zusammengeflossen war, sehr rasch eine überwiegende Stellung in einer Versammlung gewinnen, aus welcher durch einen Akt unerhörter Naivetät alle wirklichen Talente und Erfahrungen der ersten Versammlung ausgeschlossen waren“. Männer von Bildung, von Vaterlandsliebe, von Freiheitssinn, und umweht von dem Zauber hoher oratorischer Begabung, erlangten die Girondisten in der gesetzgebenden Körperschaft den größten Einfluß; daher auch nach einiger Zeit, als die Wogen der politischen Strömung die royalistischen Minister Bertrand de Molleville, Delessart, Duportail u. A. von dem Staatsruder verdrängten, das Cabinet aus ihrer Mitte besetzt ward. Sie sammelten sich Anfangs um Roland und seine geistreiche und edle Gemahlin, die junge hochgebildete Tochter des Kupferstechers Phlipon; mit der Zeit erlangte Brissot, der uns bekannte Verehrer von Thomas Payne und der amerikanischen Verfassung, das größte Ansehen, so daß sein Name zur Parteibezeichnung ward. Von unruhiger Beweglichkeit, warf er sich in den Strom der Revolution mit kecker Unbedachtsamkeit. „Er hatte etwas ideale Begeisterung für die Befreiung der Welt und die Staatsform der Republik, was ihn aber am Stärksten trieb, war die persönliche Rastlosigkeit, welche an dem Getümmel und der Erhitzung selbst ihre Lust hat, und sich ohne Sorge für kommende Gefahren dem Glücke anvertraut, das dem Kühnen und dem Gewandten hold ist“. Neben Brissot und Madame Roland, der interessanten, talentvollen, kühn vorstrebenden Frau voll energischer Willenskraft und glühender Begeisterung für die Tugenden und den Heroismus des Alterthums, in deren Salon auch der ehrgeizige Theoretiker Abbé Sièyes viel verkehrte und seine Rathschläge und Orakelsprüche ertheilte,

waren die bedeutendsten Mitglieder und Gesinnungsgenossen der Partei: Guadet, Vergniaud, Gensonné, Grangeneuve, der schon öfters erwähnte Philosoph Condorcet, ferner Buzot, Isnard, Lanjuinais, der feurige, schöne Marseiller Barbaroux u. A. Auch General Dumouriez, dem wir schon in der Geschichte Polens begegnet sind (S. 550), hielt sich zu ihnen. „Waren gleich die Girondisten unfähig, eine dauernde Schöpfung aufzurichten", urtheilt ein neuerer Historiker, „so besaßen sie doch die wahrhaft revolutionäre Gabe, durch ihre rednerische Agitation die Leidenschaften zu schüren, mit der Macht der Phrase ein entzündliches Volk wie die Franzosen in Fiebergluth zu setzen, und ohne irgend einen Zug der groben handgreiflichen Demagogie an sich zu tragen, doch den Zielen wildester demagogischer Zerrüttung erfolgreich in die Hände zu arbeiten". Im lebhaften Eifer für Freiheit und republikanisches Selbstregiment trieben sie auf der Bahn der Revolution immer weiter vorwärts und riefen im Kampfe gegen den Thron die dämonischen Kräfte zu Hülfe, denen sie dann selbst erlagen. Fast ausschließlich dem gebildeten Mittelstande angehörig und erfüllt von dem Selbstgefühl der geistigen Ueberlegenheit, waren die Girondisten stolz und anspruchsvoll gegen den Hof und die Träger des alten Regimes, wie abweisend gegen die plebejische Demagogie, deren Hülfe sie doch zu ihren politischen Zwecken nicht verschmähten. Die Mitglieder der legislativen Versammlung waren der Mehrzahl nach jüngere Männer von raschem lebhaften Temperament, welche Gemüth und Phantasie in die Politik trugen, fast zur Hälfte Advokaten oder Männer des Richterstandes; daneben Literaten, Publicisten, beeidigte Geistliche und nur wenige Grundeigenthümer. Die demokratische Journalistik und die Volksvereine, die bei den Wahlen besonders thätig gewesen, wuchsen an Macht und Bedeutung sowohl in Paris als in den Provinzen.

Robespierre u. der Jacobinerclub. Der Jacobinerclub war der Heerd der Opposition gegen Hof und Royalismus, der Mittelpunkt aller Elemente, welche die Revolution im Gange halten, die noch bestehenden Ständeunterschiede verwischen, aus den Franzosen ein „einig Volk von Brüdern" machen wollten. Hier führte vor Allem Maximilian Robespierre das große Wort. Nach einem zweimonatlichen Aufenthalt in seiner Vaterstadt Arras nach Paris zurückgekehrt und kurz darauf in die Gemeindeverwaltung berufen, entfaltete er in den Vereinsversammlungen seine politische Thätigkeit, unterstützt von Demagogen wie Danton und Manuel, die gleichfalls bei der Commune angestellt waren, von demokratischen Journalisten wie Marat, Carra, Tallien, von heruntergekommenen Leuten mit einer zweideutigen Vergangenheit, wie der ehemalige Kapuziner Chabot, ein sittenloser Wüstling, wie der Schauspieler Collot d'Herbois, der in einer populären Schrift, „Almanach des Vaters Gérard", die Lehren des Jacobinerclubs „in dem verführerischen Gewande einer hochtrabenden Moral" dem Geschmack und der Fassungsgabe des Landvolks anzupassen suchte, wie der Theaterdichter Fabre d'Eglantine, der Advokat Georg Couthon, ein lahmer, gebrechlicher Mensch von mildem, freundlichem Wesen im

Privatleben, aber ein politischer und priesterfeindlicher Fanatiker u. A. Mit Hülfe dieser dienstbaren Geister, die sich an der anständigen Gesellschaft für die früher erlittene Zurücksetzung und Verachtung rächen wollten, wußte sich Robespierre die Gunst des Pöbels zu erwerben, ohne in die plebejische Tiefe oder zum politischen Cynismus hinabzusteigen. An feuriger überwältigender Beredsamkeit vielen andern nachstehend, durch seine salbungsvollen Reden im Geiste eines Methodistenpredigers die Zuhörer oft ermüdend, hat es der klug berechnende, kalte und verschlossene Advokat doch auch wieder verstanden, durch leichten, freien, verständlichen Vortrag, durch angemessenes rhetorisches Geberdenspiel, verbunden mit der unwandelbaren Ueberzeugungstreue, die schon Mirabeau erkannt hatte, mit der logischen Consequenz seines doctrinären Gedankenganges und mit einem äußerlichen Anstand in Kleidung und Haltung sich bei der Versammlung wie bei dem Volke in Gunst und Achtung zu setzen. In seiner Erscheinung hielt er sich fern von dem „Sansculottismus", durch den die Jacobiner ihre Geringschätzung aller gesellschaftlichen Form und Bildung in ostentativer Weise zu erkennen gaben. Dabei war er einfach und geregelt in seiner Lebensweise im Gegensatz zu den meisten andern Demagogen, die durch Ausschweifung, Sinnenlust und wüstes Leben in den Pfuhl des Lasters und der Sittenlosigkeit hinabstiegen und theils durch ihren Hang zu frivolen Genüssen, theils durch ihr Jagen nach Stellen und Geld gerechten Anstoß gaben. Der Ruf der Tugend, der bürgerlichen Rechtschaffenheit, der strengen Grundsätze, der Moral und der aufrichtigen Freiheits- und Vaterlandsliebe, womit sich Robespierre bei jeder Gelegenheit ruhmredig an den Zuhörern vorüberführte, verschaffte ihm Vertrauen und mehrte die Zahl seiner Anhänger, die ihn wie eine Leibgarde umgaben und seine Sittenstrenge bewunderten. Seine Familie stammte aus England, von ihr mag ein puritanischer Zug als Erbtheil auf ihn übergegangen sein. Mit diesem Tugendgewande verhüllte er die Leidenschaften und bösen Triebe des Herzens, die in seinem Innern glühten, den Ehrgeiz, der mit Neid auf jede Größe blickte und den Gegner oder Rivalen zu stürzen oder zu verderben suchte, den Haß gegen alles Hervorragende, Hohe, Aristokratische, das finstere Mißtrauen, das ihm stets Gefahren und Verfolgungen vorspiegelte, in jedem Mitstrebenden ihn einen Widersacher und Feind sehen ließ. Seine Tugend war das Paradepferd in seinen Redeschlachten; alle Verleumdungen und Verdächtigungen, alle Nachstellungen und Verfolgungen, von denen er sich umgeben wähnte, sollten ihre Quelle in dem Neide, in der Mißgunst, in der Scheelsucht der Gegner auf seine Reinheit und Sittlichkeit haben. Eine trockene, zähe, phantasielose Natur ohne Schwung der Seele, ohne poetische Erhebung, ohne Genialität des Geistes, war Robespierre dennoch eine Persönlichkeit, die einen gewaltigen Einfluß auf Geist und Gemüth des Volkes übte. Man glaubte an seine Tugend, an den Adel seiner Gesinnung, die er so redselig und selbstgefällig vor sich her trug, und vertraute seiner politischen Weisheit, die er mit so klarer, folgerichtiger Logik zu entwickeln verstand.

Die Jacobinermütze. Einen bedeutsamen Fortschritt auf dem Wege des Demokratismus machte der Jacobinerclub im Frühjahr 1792 durch die Annahme der rothen phrygischen Mütze, die fortan als Bundeszeichen getragen ward. Die Schweizer des Regiments Chateauvieux, welche einst in Nancy sich blutiger Meuterei schuldig gemacht, und nach ihrer Bewältigung durch Bouillé zu den Galeeren verurtheilt waren, wurden auf Bitten des Jacobinerclubs von der Nationalversammlung begnadigt und in Freiheit gesetzt. Als sie nach Paris kamen, veranstalteten die Demagogen den entlassenen Kettensträflingen
15. April 1792. als Blutzeugen der Freiheit ein rauschendes Volksfest, wobei alle die Mütze der Galeerensträflinge, welche die verurtheilten Schweizer aus dem Bagno mitgebracht hatten, bei der Umfahrt durch die Stadt als Kopfbedeckung trugen, um jeden Unterschied auszugleichen. Kurz vorher war auch der Name „Sansculottes“ aufgekommen. Als einst zwei liberale Damen den Vortrag des Deputirten Maury durch Reden und Geberden störten, so erzählt Montgaillard, rief der derbe Abgeordnete unwillig dem Präsidenten zu: Bringen Sie doch die beiden Ohnehosen zum Schweigen! Das Wort schlug durch und wurde als Bezeichnung der cynischen und plebejischen Volksklasse gebraucht.

Die Revolution u. ihre Widersacher. Ursprung des Kriegs. Als die constituirende Versammlung einst in Versailles eröffnet wurde, fühlte sich der dritte Stand durch die Zurücksetzung von Seiten des Hofes verletzt; als die neuen Vertreter zusammenkamen, war sich die Versammlung bereits so sehr ihrer Hoheit und Würde bewußt, daß sie die Bezeichnung „Majestät“ und „Sire“ im Titel und bei der Anrede des Königs abschaffen wollte. Schon daraus konnte man ersehen, daß kein harmonisches Zusammenwirken zwischen den beiden Gewalten des neugeschaffenen constitutionellen Staatsorganismus zu erwarten sei. Wie sollten auch in dem Augenblick, da im Innern und im Auslande sich Kräfte des Widerstandes gegen die neue Ordnung regten, die Nationalvertretung und die Krone gemeinschaftliche Wege gehen, die gesetzgebende Gewalt, die durch diese Widerstandskräfte in ihren wichtigsten Lebensfunctionen bedroht war, und die vollziehende, die dadurch wieder in ihrem vormaligen Machtbesitz hergestellt werden sollte, zu einträchtigem Zusammenwirken sich vereinigen? Schon längere Zeit sahen die ausländischen Fürstenhöfe mit Unruhe auf die Vorgänge in Frankreich. Wir wissen daß eine Menge politischer Flüchtlinge aus Belgien, aus Holland, aus der Schweiz Schutz und Aufnahme in Paris und in den Grenzstädten gesucht und gefunden hatten, daß sie mit ihren Freunden und Gesinnungsgenossen in der Heimath Verbindungen unterhielten, daß Agenten der Revolution offen und heimlich für die Verbreitung demokratischer Ideen thätig waren. Der Ruf nach „Freiheit und Gleichheit“, die Parole der Clubs „Krieg den Thronen, Friede den Hütten“, hatte in allen Nachbarländern Widerhall gefunden und die Gemüther der Völker in Aufregung gesetzt. Die Nationalversammlung und die durch sie bestimmte Regierung hatten kein Bedenken getragen, die Wirkungen der fünften Augustnacht auch in den östlichen Provinzen zur Geltung zu bringen, ohne Rücksicht auf fremdländische Herrenrechte, die dadurch verletzt wurden.

1. Das päpstliche Gebiet an der Rhone. In früheren Blättern haben wir schon öfters des päpstlichen Territoriums an der Rhone gedacht, der Grafschaft Venaissin und des Stadtgebiets von Avignon,

die der römische Stuhl im dreizehnten und vierzehnten Jahrhundert an sich gebracht und trotz vielfacher Anfechtungen bis dahin behauptet hatte. Diese fremde Herrschaft auf französischem Grund und Boden war den neuerungssüchtigen für die Idee nationaler Einheit begeisterten Provenzalen widerwärtig. Obschon das geistliche Regiment nicht drückend war, und sich auch in dem pontificalen Territorium der alte Spruch bewährte, daß unter dem Krummstab leicht zu leben sei, so gewann die Revolutionspartei doch die Oberhand. Die päpstliche Obrigkeit wurde gestürzt, eine Municipalität nach französischem Vorbild errichtet, Schlösser und Klöster zerstört und die Vereinigung mit Frankreich nachgesucht. Aber auf dem Lande, insbesondere in dem Städtchen Carpentras hielt das Volk an der geistlichen Herrschaft fest, theils aus Anhänglichkeit an das Alte, theils aus nachbarlicher Eifersucht auf die Hauptstadt. Adelige und Mönche suchten bei den gläubigen Bauern Zuflucht gegen die Verfolgungen der Neuerer. Daraus entspann sich ein Bürgerkrieg mit Gräuelthaten, wie sie nur eine heißblütige südländische Bevölkerung, aufgereizt durch politischen und religiösen Fanatismus, begehen kann. Den Einen wie den Andern leisteten gleichgesinnte Franzosen Beistand. Und nicht genug, daß Demokraten und Papisten sich zerfleischten, die wilden Banden, die der Gemeinderath von Avignon aus den Bergen herbeirief, empörten sich, nahmen Besitz von dem hochgelegenen Schlosse und übten Raub, Plünderung und Gewaltthätigkeiten aller Art. Als Lescuyier, einer der Führer von einer fanatisirten Volksmasse in einer Kirche erschlagen ward, ermordeten sie dreiundfünfzig Gefangene, Männer und Weiber, die sie auf das Schloß geschleppt, und warfen die verstümmelten Leichname in ein Burgverließ, die Eisgrube genannt. Endlich wurde durch französische Commissare und Militär der Aufruhr erstickt und die Ordnung so weit hergestellt, daß die Vereinigung des gesammten päpstlichen Gebietes mit der französischen Monarchie in Angriff genommen werden konnte. Die constituirende Versammlung faßte kurz vor ihrer Auflösung den Beschluß, daß auf Grund des ausgesprochenen Willens der Bevölkerung Stadt und Land von Avignon und Venaissin zu dem Departement der Rhonemündungen geschlagen und unter die Leitung und Obhut einer Municipalität und Nationalgarde gestellt werden sollten. Die gesetzgebende Versammlung schuf dann daraus den Kreis Vaucluse. Aber noch dauerten die bürgerlichen Kämpfe fort und warfen den Zündstoff religiöser und politischer Parteiwuth über die ganze Provence. Aus Marseille zogen viertausend Demokraten unter der Führung eines Freundes von Barbaroux ins Feld, um die Gegenrevolution in Arles zu ersticken. Ein Volkshauptmann Jourdan wüthete an der Spitze verwilderter Banden mit Feuer und Schwert wider die Einwohner, die das alte Regiment nicht gegen die neue Freiheit eintauschen wollten.

Die Aneignung des päpstlichen Gebiets an der Rhone durch die französischen Machthaber auf Grund eines angeblichen Volkswillens, war ein deutlicher Beweis, daß das neue Regiment in Paris sich in den äußern Angelegenheiten eben so leichten Herzens über das Bestehende wegsetze wie in den inneren, daß die staats- und völkerrechtlichen Verhältnisse und Verträge eben so wenig Beachtung fänden, wie die überlieferten Formen und Gesetze des altfranzösischen Feudalstaates. Was war daher natürlicher, als daß die deutschen Fürsten und Reichsstände, welche in den ehemaligen Reichsterritorien im östlichen Frankreich altverbriefte Rechte und Einkünfte besaßen, mit Sorge in die Zukunft blickten, mit Unmuth und Verdruß die eigenmächtigen Uebergriffe der Revolution, die Aufhebung aller Feudalrechte in der Augustnacht aufnahmen? „Durch die Abrundung, welche Frankreich plötzlich seinem Staate gab, fiel eine Menge von geistlichen und weltlichen Hoheitsrechten und nutzbaren Rechten weg, welche bis dahin altherkömmlich vom deutschen Nachbarlande her mit ihren verwitterten Ecken tief in Frankreich hineinragten. Wie viele französische Unterthanen standen nicht unter der

2. Die Besitzungen u. Rechte der deutschen Reichsstände in Elsaß u. Lothringen.

Obhut eines deutschen Bischofs! Wie viele deutsche Landeshoheiten machten sich nicht auf französischem Gebiete geltend, mit Steuerfreiheit, Zehnten, Frohnen, Patrimonialgerichten, Leibeigenen ausgestattet, durch Staatsverträge geschützt, und von dem Allen sollte von nun an nicht mehr die Rede sein! Die hauptsächlich verletzten deutschen Reichsstände waren die drei geistlichen Kurfürsten, die rheinischen Bischöfe, die Häuser Hessen-Darmstadt, Baden, Nassau, Würtemberg, Zweibrücken, ein Theil der Reichsritterschaft". Nicht blos in Elsaß und Lothringen, auch in der Freigrafschaft, im Hennegauischen und Luxemburgischen Gebiete bestanden solche verwickelte und schwer zu lösende Rechts- und Eigenthumsverhältnisse. Noch war die Grafschaft Mömpelgard oder Montbéliard in Burgund eine würtembergische Besitzung unter französischer Oberhoheit. Die Verhandlungen über eine Ausgleichung hatten keinen Erfolg, da die Anerbietungen der Nationalversammlung für die „Besitzer gewisser Lehen im Elsaß" nicht genügend gefunden wurden. Von deutscher Seite schlug man die zu vergütenden Verluste auf mindestens 100 Millionen Livres an, wollte aber der Mehrzahl nach von Entschädigung überhaupt nichts wissen. Insbesondere bestanden die geistlichen Kurfürsten am Rhein auf der Erhaltung ihrer alten Metropolitanrechte über die Bisthümer von Metz, Toul und Verdun.

3. Kaiser Leopold und die politische Lage Europa's.

Die Schwierigkeit der politischen Lage empfand Niemand tiefer als Kaiser Leopold. Vor allen an ihn trat die Aufforderung heran, dem revolutionären Gebahren in Frankreich entgegenzuwirken: die deutschen Fürsten und Herren verlangten, Kaiser und Reich sollten für ihre durch den westfälischen Frieden gesicherten und gewährleisteten Rechte in Elsaß, Lothringen und in andern Territorien eintreten; der König und die Königin von Frankreich sahen in dem nahen Verwandten ihren Beschützer und Retter aus dem Höllenrachen der Revolution, und führten unter Vermittelung des österreichischen Gesandten in Paris, Grafen Mercy, einen lebhaften Briefwechsel mit dem kaiserlichen Bruder und Schwager, worin sie ihn zum Vertrauten ihrer Pläne und Hoffnungen machten und ihn um Rath und Hülfe baten. Die Häupter der Emigration, an ihrer Spitze der Graf von Artois, suchten ihn zu einer kriegerischen Invasion zu treiben, der sie sich anschließen wollten, um mit bewaffneter Hand eine Restauration zurückzuführen. Durch diese und andere Einwirkungen kam der Monarch in einen inneren Kampf zwischen seinem Herzen und der Politik. Es ist uns bekannt, wie verwirrt die Zustände des österreichischen Reiches waren, als Leopold den Thron bestieg (S. 467 ff.): die Erbstaaten in unruhiger Bewegung, Ungarn in drohender Haltung, die niederländischen Provinzen in voller Empörung, der Türkenkrieg noch im Gang, mit Preußen ein gespanntes Verhältniß voll Mißtrauen und Eifersucht, in Polen bürgerliche Kämpfe von weitgehender Wirkung (S. 581), in Petersburg eine herrschsüchtige Kaiserin, welche die Bundesgenossenschaft mit dem Wiener Hof und die Rivalität der beiden deutschen Großmächte zur Ausbreitung ihrer Herrschaft in der Türkei wie in Polen zu benutzen gedachte. Wie sollte unter solchen Umständen der vorsichtige staatskluge Fürst sich in einen weitaussehenden Krieg mit der unheimlichen Revolution einlassen? Noch waren die Unterhandlungen mit der Türkei, die den Frieden von Szistova herbeiführten (S. 469), nicht zum Abschluß gekommen, als die Vorgänge in Paris, die Verhinderung der Reise nach St. Cloud und der unglückliche Fluchtversuch dem Kaiser Sorge und Kummer bereiteten. Wir wissen, daß er von dem verderblichen Vorhaben abgerathen; der Prinz von Artois, der zu ihm nach Italien gereist war, konnte nichts weiter erreichen, als daß sich Leopold bereit zeigte, was er von Truppen in Belgien habe zur Deckung der königlichen Familie auf der Grenze zusammenzuziehen, eine Demonstration, welche die Lage nur verschlimmerte. Denn was konnte eine drohende Bewegung helfen, auf die keine That folgte? Auf die Nach-

richt, daß die königliche Familie in den Tuilerien wie Gefangene behandelt würde, ging ihm das Schicksal derselben sehr nahe. Sein brüderliches Herz wie sein fürstliches Bewußtsein wurden tief verletzt durch die Kränkungen, die dem ersten Monarchen der Christenheit widerfuhren. Aber auch jetzt ließ er sich zu keiner entscheidenden Action fortreißen, auch jetzt begnügte er sich wieder mit einer demonstrativen Handlung, welche die Revolutionspartei reizen und herausfordern und die königliche Sache noch mehr gefährden mußte: Er erließ aus Padua ein Rundschreiben an alle Potentaten Europa's, 6. Juli 1791.
mit der Aufforderung, sie möchten sich zu einer gemeinschaftlichen Erklärung vereinigen, „daß sie die Sache des Königs von Frankreich als ihre eigene betrachteten, auf seiner Freiheit und persönlichen Sicherheit bestehen müßten, und alle neuen Gesetze nur dann als rechtsgültig anerkennen würden, wenn der König sie freiwillig gutgeheißen habe. Andernfalls werde man mit den Waffen einschreiten". Das Bekanntwerden dieser Drohnote, welche durch den gleichzeitigen Brief Bouillé's an die Pariser Nationalversammlung einen verschärften Stachel erhielt, mehrte den Groll der Revolutionsmänner gegen die Tuilerien. Man zog daraus die Folgerung, daß die Fürsten des Auslandes unter dem Einfluß der Emigranten ständen, und ließ darum die königliche Familie in den Tuilerien aufs Strengste überwachen. Diese unwürdige Behandlung ging dem Kaiser zu Herzen. Er machte daher neue Versuche, einen europäischen oder wenigstens einen deutschen Fürstenbund zur Rettung des französischen Königspaares zu Stande zu bringen. Da kam es ihm denn zu Statten, daß der preußische Gesandte, General Bischoffswerder, sich durch die Beweise von Vertrauen und Auszeichnung, die ihm von Seiten des Kaisers und des Wiener Hofes zu Theil wurden, ganz für die kaiserliche Politik gewinnen ließ und seinen Einfluß in Berlin für das Zustandekommen eines österreichisch-preußischen Bündnisses einsetzte. Nichts konnte dem Habsburger Herrscher erwünschter sein als eine Allianz, die es ihm möglich machte, für die Rettung des französischen Königshauses einzustehen ohne seinerseits große Opfer zu bringen; denn er hoffte, der preußische König würde, wenn einmal das Mißtrauen und die Rivalität zwischen Berlin und Wien gebrochen wäre, seiner ritterlich-romantischen Natur gemäß, mit aller Energie für die Restauration der französischen Monarchie einstehen, andere Reichsfürsten mit sich fortreißen und einen Feldzug gegen Frankreich eröffnen, bei dem die österreichischen Truppen nur in zweiter Linie mitzuwirken brauchten. Der preußische Unterhändler schloß mit dem Wiener Cabinet einen vorläufigen Vertrag ab, in welchem die beiden deutschen Groß- 25. Juli 1791.
mächte sich zu einer solidarischen Politik verpflichteten sowohl nach Außen, indem sie einander den gegenwärtigen Besitzstand ihrer Länder gewährleisteten und sich anheischig machten, durch gemeinsames Bemühen eine Vereinigung der Hauptstaaten Europa's gegenüber Frankreich herbeizuführen, mit andern Mächten aber nur unter gegenseitigem Vorwissen und Uebereinstimmen Verbindungen einzugehen, als nach Innen durch die Zusage von Bundeshülfe für den Fall, daß die Ruhe in ihren Reichen gestört werden sollte. In Berlin trug man Bedenken, auf den Präliminarvertrag einzugehen, der kriegerische Verwickelungen in Aussicht stellte und nur für Oesterreich vortheilhaft war; in einer Note nach Wien wurde bedeutsam hervorgehoben, daß eine Demonstration gegen Frankreich nur dann von Wirkung sein könnte, wenn zugleich eine ausreichende Kriegsrüstung damit verbunden sei, denn nichts sei schlimmer als stolze Worte ohne thatkräftigen Rückhalt. Leopold sah daher seinen Plan als gescheitert an. Er gab den Gedanken an eine Intervention vorerst gänzlich auf, zumal da auch die Haltung Pitts gegenüber der Nationalversammlung jede Hoffnung auf den Eintritt Großbritanniens in einen Kriegsbund ausschloß. Er zeigte den Ausgewanderten eine zurückhaltende Kälte und rieth dem königlichen Schwager in Paris die Annahme der Verfassung. Er war der Ansicht, nur das gesammte Europa könne mit Erfolg der

Revolution entgegentreten: aber weder England noch Preußen hatten bis jetzt Neigung zu einem gemeinsamen Kriegsbund gezeigt, von Rußland ganz zu schweigen; und allein im Vereine mit den Ausgewanderten über die französischen Grenzen einzubrechen, dazu trug Niemand weniger Lust als Leopold. Dies möchten allenfalls einige Heißsporne aus dem deutschen Fürstenstand oder der romantisch-ritterliche Abenteurer auf dem schwedischen Thron versuchen. So blieb es bei drohenden Reden und Demonstrationen, hinter denen keine Bajonette standen um ihnen Nachdruck zu geben.

4. Die Emigranten. Den heftigsten Anstoß zum Krieg zwischen Frankreich und Deutschland gaben die Umtriebe der Emigranten. Je weiter die Revolution auf der abschüssigen Bahn zum Demokratismus und zur Republik fortschritt, desto größere Dimensionen nahm die Emigration nach dem Auslande an. Die Auswanderung wurde eine ansteckende Krankheit, wurde gleichsam zur Mode. In allen Grenzländern, insbesondere in den rheinischen Städten Worms, Mainz, Coblenz, Bonn u. a. wimmelte es von Schwärmen flüchtiger Franzosen. So lange die Goldstücke ausreichten, die sie aus der Heimath mitbrachten, lebten sie in Saus und Braus, in der zuversichtlichen Hoffnung, daß sie bald wieder in ihre Wohnsitze heimkehren würden, und sich dann an ihren politischen Gegnern schadlos halten könnten für alle Verluste und Widerwärtigkeiten. Als die erwarteten Triumphe sich nicht einstellten und die Geldrollen verschwunden waren, lebten sie vom Schuldenmachen, von Unterstützungen, die ihnen aus fürstlichen Kassen oder von adeligen und geistlichen Gesinnungsgenossen zuflossen, vom Leihen und Borgen. Es ist oft genug dargestellt worden, wie verderblich das wüste Treiben der Emigranten, die auch in der Fremde ihre Ausschweifungen und ihr frivoles Wesen fortsetzten, auf die Sittlichkeit, den häuslichen Sinn, die einfachen bürgerlichen Lebensgewohnheiten der rheinischen Städtebewohner einwirkte. „In Festgelagen und ausgelassenen Zerstreuungen, Komödien, Hazardspiel und Liebeshändeln brachte der junge Adel dort seine Tage zu, und seine royalistische Begeisterung beschränkte sich auf unfruchtbare Klagen oder lärmende Demonstrationen für das bedrängte Königthum". Erst als die Kriegsaussichten näher rückten, traten viele in die angeworbenen Condé'schen Truppen als Offiziere ein, um gemeinsam mit den Deutschen in Frankreich einzurücken und die alten Zustände zurückzuführen. Unter dem Volke zeigten sich keine Sympathien für die zuchtlose und übermüthige Aristokratie, welche auch im Auslande und im Elend die ganze Sittenlosigkeit und Entartung der Feudalzeit der Welt offenbarte; dagegen fanden die Flüchtlinge an den fürstlichen Höfen und in den Schlössern des Adels Theilnahme, Gunst und Unterstützung, bis sie durch ihre Frivolität, ihr anmaßendes großsprecherisches Wesen, durch ihre Intriguen, ihre Cavaliergewohnheiten und ihr abenteuerliches Vagantenleben zur Last wurden. Ihr Standeshochmuth und ihre Parteisucht dauerten auch im Auslande fort: Der Prinzenhof von Coblenz betrachtete es als Pflicht und Schuldigkeit der europäischen Fürstengewalt, daß sie die Enkel des heiligen Ludwig in ihrem Widerstreit gegen die Hydra der Revolution unterstütze, und war im höchsten Grad beleidigt, daß diese sich nicht

zum Werkzeug der Rache und des Uebermuths gebrauchen lassen wollte. Die Edelleute ersten Ranges hielten sich fern von den Niedrigeren; wer zuerst weggezogen war, galt für loyaler als der spätere Ankömmling. „Als der brave ritterliche Cazalès, der bis zuletzt bei seinem König ausgehalten, nach Coblenz kam, ging man ihm aus dem Weg, seine Gesinnung war anrüchig". Für die Pariser Nationalversammlung waren die Emigranten kein Gegenstand der Furcht, so sehr sie sich auch das Ansehen gab, als sei man vor den „Horden der Contrerevolution" in Sorge; vielmehr dienten sie ihr, um durch rhetorische Invectiven die Leidenschaften des französischen Volkes zu entflammen und der Revolution einen kriegerischen Impuls zu geben. Es war daher den beiden Monarchen Leopold und Friedrich Wilhelm keineswegs nach dem Sinne, daß sich auf dem sächsischen Lustschloß Pillnitz, wo sie auf die zweite Hälfte des August eine persönliche Zusammenkunft verabredet hatten, auch der Graf von Artois mit zwei hervorragenden Emigrantenhäuptern einfand, dem ehemaligen Staatsminister Calonne und dem General Bouillé. Für ihre Zwecke konnte es nur schädlich sein, wenn die Sache des Königthums mit der Emigration in Zusammenhang gebracht ward.

Der Fürstentag von Pillnitz. 27. Aug. 1791.

Wie wenig aufrichtiges Vertrauen die beiden deutschen Monarchen auf dem berühmten **Fürstentag in Pillnitz** einander entgegenbringen mochten, darin waren sie doch einig, daß man im Interesse der monarchischen Ehre und Sicherheit die königliche Familie in Frankreich nicht hülflos verkommen lassen dürfe, daß aber die dermalige Lage kein bewaffnetes Einschreiten nöthig oder rathsam mache, und daß insonderheit die Denkschrift, die Graf Artois vorgelegt, mit Entschiedenheit zurückzuweisen sei. In diesem Schriftstück, das die ganze Selbstsucht und Selbstüberhebung des alten Herrenstandes athmete, war das Verfahren angegeben, welches der Fürstentag von Pillnitz gegenüber Frankreich einschlagen möchte. Die königlichen Brüder und alle andern Glieder des Bourbon'schen Hauses sollten mit Zustimmung der auf dem Congresse anwesenden Potentaten ein Manifest ausgehen lassen, mit einem Protest gegen die Uebergriffe der Nationalversammlung und gegen alle Beschlüsse, zu denen man des Königs Genehmigung erzwungen oder erschlichen hätte, mit der Verkündigung, daß, da Ludwig XVI. seiner Regierungsgewalt und seiner Freiheit entkleidet sei, Monsieur, der Graf von Provence kraft seines Geburtsrechts, mit Zustimmung und Anerkennung des Kaisers und der Mehrheit der europäischen Mächte als Regent auftrete, und mit der Drohung, daß die Einwohner von Paris bei Todesstrafe für die Sicherheit der königlichen Familie einzustehen hätten. Weit entfernt, daß man die Anerkennung und Verbreitung eines so anmaßenden Schriftstücks beschlossen oder die daran geknüpfte Forderung einer Mobilmachung der eigenen Truppen sowie einer Unterstützung und Förderung der Kriegsrüstungen der Emigranten genehmigt hätte, begnügten sich die Monarchen mit der Erklärung, daß die Herstellung der Ordnung und der Monarchie in Frankreich eine für ganz Europa wichtige Sache sei, daß sie alle Mächte zur Mitwirkung bei dieser Aufgabe einladen und für den Fall der Zusage die geeigneten Schritte zur Erreichung dieses Zieles durch thätige Einmischung thun würden. Wie wenig hinter dieser Erklärung, die nur auf eine Einschüchterung der Pariser Demokraten berechnet war, der Krieg lauerte, bewies die weitere Verkündigung der beiden Monarchen, daß den Emigranten nur der friedfertige Aufenthalt in den deutschen und österreichischen

Staaten gestattet, aber alle bewaffneten Rüstungen untersagt sein sollten. Ludwig XVI. kam diesen friedlichen Absichten entgegen, indem er seine Brüder in einem vertraulichen Briefe aufforderte, alle Kriegsgedanken fahren zu lassen und mit Resignation den Gang der Dinge abzuwarten. Kurz darauf bestätigte er, wie uns bekannt, die mittlerweile vollendete Verfassung und wurde wieder in den Genuß seiner Freiheit und Rechte eingesetzt. Aber das junge heißblütige Frankreich erblickte in dem Pillnitzer Congreß mit seiner Erklärung eine versteckte Kriegsdrohung und glaubte in dem Bourbon'schen Schriftstück den wahren Ausdruck der Fürstengesinnung zu erkennen. Ein tiefes Mißtrauen gegen die Restaurationspolitik des Auslandes faßte in den Herzen der Franzosen Wurzeln und kam den herrschsüchtigen Plänen der Jacobiner zu statten.

2. Die Gironde und der Anfang des Revolutionskrieges.

Charakter der Legislative.

Einige Wochen nach dem Pillnitzer Fürstentag wurde die legislative Versammlung eröffnet. Den ruhelosen ehrgeizigen und neuerungssüchtigen Männern, die den Kern dieser Versammlung bildeten, war es nicht darum zu thun, das Werk der Constituante durch Arbeiten auf dem Gebiete der Gesetzgebung, durch innere politische, volkswirthschaftliche Reformen, durch Neugestaltung des zerfallenen Unterrichtswesens zu ergänzen und auszubilden: ihr Streben ging auf die Fortführung der Revolution, auf den Sturz des Königthums, auf die Begründung einer republikanischen Staatsform. Zu dem Behufe mußten sie die Leidenschaften der Masse durch neue Reizmittel aufstacheln, die nationale Gährung in Fluß halten, den Dämon der Revolution aufrütteln und in Thätigkeit setzen. Wenn man die Einbildung des Volkes mit der Vorstellung erfüllte, daß König, Priester, Emigranten und Ausland einverstanden seien, mit deutschen Truppen das alte Staatswesen wieder einzuführen, dann konnte man versichert sein, daß die Mehrzahl der Nation für die Grundsätze der Freiheit und Gleichheit einstehen, für die Tendenzen der Jacobiner mit aller Macht kämpfen würde.

Dekrete gegen die Emigranten und eidweigernden Priester.

Die Hauptfeinde der Revolution waren die eidweigernden Geistlichen, welche das Volk zur Unzufriedenheit gegen die neue Ordnung zu reizen, mit Mißtrauen und Haß gegen seine Vertreter zu erfüllen suchten, und die Emigranten, welche man beschuldigte, daß sie auf der Grenze einen „Heerd der Gegenrevolution" errichteten, indem sie nicht nur gegen die vom König angenommene und bestätigte Verfassung protestirten sowie durch Rüstungen und Truppenansammlungen in Coblenz, Worms, Ettenheim u. a. O. die Absicht verriethen, den alten Zustand mit Gewalt zurückzuführen, sondern auch die europäischen Mächte zu einem Kriegszug gegen das verjüngte Frankreich zu bewegen trachteten. Gegen diese beiden Feinde richtete daher die Legislative ihre ersten Angriffe. Die Priester, die im Anfang sich der nationalen Sache aufrichtig angeschlossen hatten, die sich aber nicht entschließen konnten die bürgerliche Verfassung des Klerus, die mit ihrem Amtseid in Widerspruch stand, zu beschwören, sollten durch Noth und

Gewalt zum Gehorsam gezwungen werden. Entziehung des von der Constituante ihnen bewilligten Unterhalts, Kerker und Verbannung sollte sie treffen. Denn wie der auf den Bischofstuhl von Calvados erhobene Claude Fauchet geltend machte, sollte man doch dem Staat nicht zumuthen, die Schlange im eigenen Busen auch noch zu ernähren. Zu gleicher Zeit wurde ein Strafgesetz gegen die Ausgewanderten eingebracht, dessen Spitze mehr gegen die auswärtigen Mächte, die sie hegten und schützten, gerichtet war, als gegen die Emigranten selbst, deren Rückkehr man gar nicht wünschte. So kamen denn, nach sehr erregten Debatten, wobei Couthon die Gefahren hervorhob, welche die Anwesenheit der eidweigernden Priester der freiheitlichen Entwickelung der Nation brächte, Isnard mit rhetorischem Pathos ausführte, „daß man das brandige Glied abschneiden müsse, damit der übrige Körper gesunde", Brissot und seine Genossen von der Gironde in oratorischen Bravourstücken die verrätherischen Pläne der Ausgewanderten geißelten, die mit Hülfe des monarchischen Europa die Revolution zu unterdrücken gedächten, „der jammervollen Pygmäen, die sich vermaßen, den Kampf der Titanen gegen den Himmel nachzuäffen", im Laufe des Monats November zwei Beschlüsse zu Stande, welche auf die Geschicke Frankreichs und der ganzen europäischen Staatenfamilie in der nächsten Zukunft von einschneidender Wirkung waren. 9. und 29. Nov. 1791.

In Beziehung auf die Emigranten wurde beschlossen: Die Franzosen jenseit der Grenzen des Königreiches seien der Verschwörung gegen Frankreich verdächtig. Würden sie sich bis zum 1. Januar des nächsten Jahres noch im Zustande der Zusammenrottung befinden, so seien sie als Verräther und Verschwörer gegen das Vaterland zu verfolgen und der Todesstrafe verfallen, ihre Güter und Einkünfte der Nation zuzuweisen. Diese Bestimmung gelte auch den französischen Prinzen und allen, die zur Zeit ihrer Entfernung in öffentlichen Aemtern gestanden. Das Dekret gegen die Geistlichkeit lautete: „Binnen acht Tagen müssen die noch unbeeidigten Priester sich vor ihren Municipalitäten zur Eidesleistung stellen; man wird Listen der beeidigten und der eidweigernden Priester abfassen; die letzteren verlieren ihre Pensionen und werden als in Verdacht der Empörung gegen das Gesetz und der bösen Gesinnung gegen das Vaterland stehend, sobald irgendwo Unruhen ausbrechen, von diesem Orte entfernt, und wenn sie als Anstifter erscheinen, in zweijährige Haft gebracht".

Wie sollte aber der König, der in des Herzens Grunde von den fremden Mächten und den Emigranten seine Rettung erhoffte, wenn er gleich äußerlich von kriegerischen Unternehmungen abmahnte, der in den unbeeidigten Priestern die wahren und getreuen Diener der Religion erblickte, zu Beschlüssen seine Zustimmung geben, welche seine Blutsverwandten und alle ausgewanderten Gegner der Revolution für Verräther und Verbrecher erklärten, den Geistlichen, die ihrem Gewissen und ihrer priesterlichen Pflicht folgten, nur die Wahl zwischen Hunger und Meineid ließen? Er hielt daher, ermuthigt durch eine Adresse, welche mehrere achtungswürdige Mitglieder des Verwaltungsraths des Seinedepartements mit Zustimmung einiger Minister und Bertrands de Molleville an ihn Der König legt sein Veto ein.

richteten, mit seiner Bestätigung zurück, indem er von dem der Krone zustehenden Veto Gebrauch machte. Nichts konnte den Jacobinern erwünschter sein, als diese Verwerfung der beiden Dekrete. Gab sie ihnen doch Veranlassung und einen scheinbaren Grund, auf der Rednerbühne und in der demokratischen Presse das Veto als einen deutlichen Beweis des Einverständnisses zwischen Ludwig XVI., den Emigranten, dem Kaiser und den deutschen Fürsten hinzustellen, als die Wirkung geheimer Pläne und Hoffnungen! Wußte man doch, daß Marie Antoinette mit ihrem Bruder Leopold Verbindungen unterhielt und in dem ausgewanderten Herrenstand ihre Stütze und ihr Heil sah. Seitdem stand bei den Männern des revolutionären Fortschritts der Entschluß fest, dem König seine Gewalt zu nehmen, oder über ihn hinwegzuschreiten. Das sicherste Mittel dazu dünkte ihnen die Entfesselung der nationalen Kraft durch einen Krieg gegen die ausländischen Fürsten, die Beschützer der Emigranten. Hatten früher die geistlichen und weltlichen Fürsten auf dem Reichstag in Regensburg in die Kriegsposaune gestoßen, um bei der Entschädigungsfrage der Constituante Furcht einzujagen, so übte jetzt die Legislative Vergeltung. „Wenn das französische Volk einmal den Degen zieht", rief Isnard aus, „wird es die Scheide weit wegwerfen; entzündet von dem Feuer der Freiheit, kann es allein, wenn man es reizt, das Angesicht der Erde verwandeln und die Tyrannen auf ihren thönernen Thronen zittern machen". Hier hatte man aber bei den hochtönenden Worten die nationale Kraft und die Propaganda der revolutionären Ideen hinter sich, während dort keine Heere und Waffen den Drohungen Nachdruck gaben.

Kriegslust in Paris. In den Wintermonaten von 1791 auf 1792 ging es in der Nationalversammlung und im Jacobinerclub heiß her, und auch in den Tuilerien waren die Gemüther zwischen Furcht und Hoffnung in der Schwebe gehalten. Die Gironde forderte mit Ungestüm den Krieg: die Reden Brissots, worin er in flammenden Worten ausführte, daß die Ehre der Nation, die Sicherheit der Verfassung gegen innere und äußere Feinde einen Kampf mit den Waffen nothwendig mache, daß kein freies Volk dulden dürfe, wenn auf allen seinen Grenzen Tyrannen und Verschwörer das Schwert gezückt hielten, um Frankreich zu zwingen das Joch der alten Sclaverei sich wieder auflegen zu lassen, sind weltberühmt geworden; sie zündeten einen Feuerbrand an, der das alte Europa verzehren sollte. Robespierre verhielt sich kühl gegenüber dieser Kriegsbegeisterung und brach mit Brissot und Isnard manche oratorische Lanze. Der Mann der klugen Ueberlegung erkannte recht wohl, daß ein Krieg nicht zur Freiheit und Demokratie führen würde, sondern entweder zu einer Stärkung der Königsgewalt durch die Armee oder zu einer Militärdictatur. Aber er vermochte den Strom nicht zu hemmen. Die Luft schwirrte von allarmirenden Gerüchten, von bevorstehenden Attentaten gegen die Revolution. Alle diplomatischen und politischen Vorgänge wurden in feindseligem Sinne gedeutet: Die Bemühungen des Kaisers, einen europäischen Congreß zu Stande zu bringen, wie er in Pillnitz ins Auge gefaßt

worden, dienten der Kriegspartei als Hebel für ihre agitatorische Thätigkeit. Wenn Leopold in einer Note von einem „Einverständniß der Fürsten zur Erhaltung der Ruhe und der Throne" sprach, so sah man darin nicht den Versuch einer Vermittelung und friedlichen Ausgleichung wie sie in den Absichten des Kaisers lag, sondern eine Herausforderung und Drohung; man antwortete in der Legislative und in den Clubs mit der Gegendrohung, daß man dem Bund der Könige einen Bund der Völker entgegensetzen, die Tyrannei mit der Revolution bekämpfen werde, und erklärte jeden Franzosen, welcher Theil nehmen würde an einer Versammlung, die eine Veränderung der französischen Verfassung zum Zweck habe, für einen Vaterlandsverräther. Man wählte einen eigenen diplomatischen Ausschuß. Es half nichts, daß der Kaiser von dem Kurfürsten von Trier die Entwaffnung der Emigranten verlangte, und daß demzufolge in Coblenz und in den andern Städten die Kriegsrüstungen und Soldatenwerbungen eingestellt wurden; es half nichts, daß König Ludwig XVI., der, wie der Kaiser selbst seiner Schwester in warnenden und abmahnenden Briefen zu erkennen gab, unter den obwaltenden politischen Verhältnissen von einem kriegerischen Vorgehen nur neue Gefahren und Demüthigungen erwarten konnte, die von der Nationalversammlung verlangte Erklärung erließ, er würde jeden europäischen Fürsten, der die von ihm selbst angenommene und beschworne Verfassung angreifen und den Emigranten Vorschub leisten werde, als seinen Feind ansehen; ein kriegerischer Zusammenstoß war bei der gereizten Stimmung der Franzosen nicht mehr zu vermeiden. Ein Personenwechsel im Kriegsministerium, wo an die Stelle Duportails, eines eifrigen Vertreters der Friedenspolitik, Graf **Narbonne** trat, konnte als ein weiterer Schritt in der kriegerischen Richtung gelten.

21. Decbr. 1791.

Vorzeichen Kriegs. Narbonne.

Narbonne gehörte zu den französischen Edelleuten, die sich, wie seine Freunde Lafayette, Talleyrand und so viele andere, theils aus Ehrgeiz, theils aus patriotischer Ueberzeugung der Revolution angeschlossen. Er war ein Cavalier, der mit der gesellschaftlichen Bildung und den leichtfertigen Sitten des alten Frankreich die neuen Ideen verband, und im Salon der Frau von Staël, Neckers Tochter, die um diese Zeit als Gemahlin des schwedischen Gesandten nach Paris zurückgekehrt war, ein gefeierter Gast war. Mit Brissot und andern Girondisten befreundet, ging Narbonne in der liberalen Richtung so weit als ein Adeliger alten Schlages und alten Namens gehen konnte. Doch hielt er sich innerhalb der Grenzen des constitutionellen Monarchismus. — Als der Kaiser die französische Drohnote gegen den Kurfürsten von Trier mit der Erklärung beantwortete, daß er dem General Bender in Luxemburg den Befehl ertheilt habe, jede Verletzung des Reichsgebiets mit gewaffneter Hand zurückzuweisen, erfolgte in Frankreich als Gegenschlag das Aufgebot von 150,000 Mann, welche in drei Heerabtheilungen unter **Rochambeau**, **Luckner** und **Lafayette** an der Nordgrenze aufgestellt werden sollten, die ersten militärischen Anzeichen des Krieges. Auch wurde ein Staatsgerichtshof eingesetzt, welcher gegen die Brüder des Königs und gegen die Häupter der Emigration Condé, Calonne, den jüngeren Mirabeau u. A. mit Hochverrathsklagen vorgehen sollte. Ihre Besitzungen wurden eingezogen und für Staatsgut erklärt, eine Unterlage für weitere Assignaten. — Der Versuch Narbonne's und seiner Freunde, durch **Biron** einen in Intriguen und höfischen Künsten geübten

Militärische Deckung der Grenzen.

Diplomatische Schachzüge.

Diplomaten der alten Schule, Preußen von Oesterreich zu trennen und es entweder zu Frankreich hinüberzuziehen oder doch zu bewegen, daß es dem Kampfe fern bleibe und dem Herzog Ferdinand von Braunschweig gestatte, als Oberbefehlshaber an die Spitze der französischen Kriegsmacht zu treten, wurde durch einen Gegenzug der Girondisten vereitelt. Aber auch ohne einen solchen Schachzug wäre König Friedrich Wilhelm, der viel kriegslustiger als der Kaiser war, nie zu einer Politik zu bewegen gewesen, die eine Begünstigung der Revolution in sich getragen hätte. Auch die zweite Versuchung, die nach dem Tode Leopolds abermals an Preußen herantrat, indem der neue Minister Dumouriez durch den jüngeren Custine eine französisch-polnische Allianz in Berlin anbieten ließ, deren Lohn die Hegemonie in Deutschland, ja vielleicht die eben vacant gewordene Kaiserkrone sein sollte, blieb ohne Wirkung. Der Girondistische Plan war: „Krieg nach allen Seiten ohne Rücksicht auf das Völkerrecht, durch den Krieg die revolutionäre Herrschaft über Frankreich und die Ausdehnung der Revolution über die Nachbarstaaten". Die Gemäßigten und Friedliebenden wurden als Feinde der neuen Ordnung dargestellt.

Die Nationalversammlung u. die kaiserliche Note. Die Erklärung von Pillnitz, daß die vereinigten Mächte sich bemühen würden, eine Abänderung der französischen Verfassung herbeizuführen, durch welche dem König die volle Freiheit zurückgegeben und der zwischen Thron und Nation angefachte Streit ausgeglichen werden sollte, galt als ein Eingriff in die Ehre Frankreichs. Es wäre eines stolzen Volkes unwürdig, rief Guadet aus, Gesetze zu empfangen von einer Bande gekrönter Despoten. Unter dem Ruf „Freiheit oder Tod" stimmte die Versammlung für den Beschluß, der einer Kriegserklärung gleich kam: „Der König solle an den Kaiser die bestimmte Frage richten, (25. Jan. 1792.) ob derselbe alles Vornehmen gegen die Verfassung aufgeben, als Haupt des Hauses Oesterreich Freund und Bundesgenosse Frankreichs bleiben und ihm gemäß der alten Allianzen gegen andere Mächte beistehen wolle. Gebe er hierauf binnen drei Wochen nicht eine genügende Erklärung, so sei er als Feind zu betrachten. Unterdessen sollte die Regierung fortfahren, kräftige Maßregeln zur Vertheidigung der Grenzen zu treffen". Nach dieser drohenden Herausforderung konnte der Kaiser nicht länger in Unthätigkeit bleiben. „Da die Franzosen den Krieg wollen", sagte er, „so sollen sie ihn haben und erfahren, daß Leopold der Friedfertige auch die Waffen zu führen versteht, wenn es sein muß. Sie werden die Kosten bezahlen und zwar nicht in Assignaten". Er verstärkte darauf die österreichischen Truppen in Belgien und am Rhein, sammelte ein Heer in Böhmen und brachte den König von Preußen zum Abschluß eines Bundesvertrages, (7. Febr.) worin sich beide Theile ihre Besitzungen gewährleisteten und zu gegenseitiger Hülfsleistung verpflichteten. Aber sowohl in seiner Erklärung an die Nationalversammlung (17. Febr.) als in seinen Briefen an Marie Antoinette blieb Leopold bei der Behauptung, daß er nur die Sicherheit des eigenen Reiches im Auge habe, daß er weder die Auswanderer unterstützen, noch sich in die inneren Angelegenheiten Frankreichs einmischen werde, es sei denn bei einer persönlichen Gefährdung der königlichen Familie. Seine Absicht sei, die gemäßigte Partei zu stärken und zu ermuthigen, daß sie den agitatorischen Umtrieben der Jacobiner, von

denen der ganze Kriegslärm herrühre, erfolgreicheren Widerstand leisten möchte. Die Vorlesung dieser Note, welche in der scharfen Rüge über den Terrorismus der demokratischen Clubs in dem beigefügten Schreiben des Fürsten Kaunitz ihre Ergänzung hatte, erregte gemischte Gefühle. Während die Minister und der diplomatische Ausschuß zwar die Kritik des inneren Zustandes als ungehörig und beleidigend zurückwiesen, im Uebrigen aber sich erfreut aussprachen über die „friedlichen und freundschaftlichen“ Eröffnungen des Kaisers, nahm die kriegslustige Partei die Erklärung, die ihr Verhalten so richtig und treu der Welt kund gab, mit Murren auf. Es sei ein „Pamphlet“, äußerte Bazire. Fortan ging die Legende durch die Geschichtsliteratur, der Kaiser und die deutschen Fürsten hätten den Krieg hervorgerufen, „da der nationale Stolz in Frankreich sich empört habe über die drohenden Rathschläge des Auslandes“. Die Agitatoren der Clubs haben die Erklärung in diesem Lichte dargestellt; sie brauchten den Krieg zur Durchführung ihrer revolutionären Zwecke.

An demselben Tag, da die kaiserliche Note in der Nationalversammlung verlesen ward, starb Kaiser Leopold II. rasch und unerwartet, wahrscheinlich in Folge übermäßigen Gebrauches narkotischer Arzneimittel. Der Krieg wäre bei der in Paris herrschenden Stimmung auch bei seinem längeren Leben unvermeidlich gewesen; durch den Tod des vorsichtigen, friedfertigen Monarchen kam er schneller zum Ausbruch. Sein Sohn und Nachfolger Franz II., jung und unerfahren, wurde leichter von den antirevolutionären Impulsen fortgerissen; und in Berlin, wo viele Emigranten weilten, wurde König Friedrich Wilhelm II. mehr und mehr in der Ansicht befestigt, „daß die Bändigung der Revolution ein wahrhaft fürstlicher Beruf sei und ein erfrischender Wechsel in dem täglichen Einerlei“. Diese persönliche Neigung des Monarchen war stärker als das Mißtrauen und die Antipathien gegen Oesterreich, die in den Hofkreisen und insbesondere bei dem Herzog von Braunschweig sich noch lebhaft regten. Aber auch jetzt ging die Entscheidung von Frankreich aus. Die Girondisten kamen ans Ruder. Im Jacobinerclub hatte man den Sturz des Ministeriums beschlossen. Am 10. März hielt Brissot eine Demagogenrede, „in welcher Wahres und Falsches, gegründete Beschwerden mit schielenden und unbewiesenen Anklagen zu einem effectvollen Ganzen verbunden waren“, und die mit dem Antrag schloß, daß der Minister des Auswärtigen, Delessart, als Vaterlandsverräther in Anklagestand gesetzt werde. Der Antrag wurde durch Vergniaud in einer flammenden Rede unterstützt, wobei er wie einst Mirabeau während der Verhandlungen über das Priestergesetz auf die Fenster des Schlosses hindeutete, wo die Verschwörung spinne, um das Land durch Bürgerkrieg und Anarchie in die Sclaverei zurückzuführen, und dann unter stürmischem Beifall der Gallerien angenommen. Damit war das royalistische Ministerium Moleville gesprengt, und der König sah sich genöthigt, neue Räthe aus der siegenden Opposition zu wählen. So entstand das Gironde-Ministerium Roland. Mit Ausnahme des Generals

1. März 1792. Thronwechsel in Wien. Die Girondisten im Ministerium.

10. März 1792.

Dumouriez, eines gewandten, klugen aber intriganten und charakterlosen Mannes, der als Diplomat und Militär eine etwas abenteuerliche Lebensbahn durchlaufen, als Agent und Kundschafter Choiseuls sich in allen europäischen Staaten herumgetrieben und sich stets jeder Faction angeschlossen, die seinem Ehrgeiz, seiner Genußsucht und seiner herrschbegierigen Seele Befriedigung verhieß, waren die Mitglieder Männer von untergeordnetem Talente. Roland, der die inneren Angelegenheiten besorgte, glänzte nur durch seine Gemahlin, welche Rousseau'sche und Platonische Ideale in die „Hefe des Romulus" einführen wollte, die eigentliche Seele der freiheitschwärmenden Gefühlspolitik der Partei, aber in innerem Widerspruch mit dem unsittlichen zweideutigen Dumouriez. Clavière, der einst seinem Freunde Mirabeau den Plan der Assignaten eingegeben, und Servan, der nach einer kurzen Zwischenzeit das durch Narbonne's Entlassung frei gewordene Kriegsministerium übernahm, waren unbescholtene und wohlgesinnte Männer und fleißige Arbeiter, aber der schwierigen und stürmischen Zeitlage nicht gewachsen. In den Hofkreisen waren die Girondisten, die das Bewußtsein ihrer patriotischen Tugend und ihrer Freisinnigkeit allzu deutlich an der Stirne trugen, die gegen höfische Kleidung und Manieren eine absichtliche Geringschätzung zeigten, wenig beliebt. Man nannte sie das Ministerium der Sansculotten. „Nun wenn wir Ohne-Hosen sind", sagte Dumouriez mit seinem witzigen Cynismus, „wird man desto besser erkennen, daß wir Männer sind".

Die Kriegserklärung. Den Gironde-Ministern fiel die Aufgabe zu, den schon lange drohenden Krieg in die Wirklichkeit einzuführen und die nothwendigen Mittel dafür zu be-
18. März 1792. schaffen. Dumouriez richtete als Minister des Auswärtigen an das Wiener Cabinet in herausforderndem Tone die Frage, ob Oesterreich sofort entwaffnen und die gegen Frankreich geschlossenen oder eingeleiteten Bündnisse mit den an-
27. März. dern Mächten auflösen wolle oder nicht? Der Vizekanzler Cobenzl entgegnete, „es solle geschehen, wenn Frankreich seine Rechtsverletzungen gegen die Reichsfürsten und den Papst gut gemacht, und im Innern des Landes Einrichtungen getroffen haben werde, bei denen die Sicherheit Europa's nicht gefährdet sei". Dies war die Losung zur Kriegserklärung, zu welcher Ludwig XVI. selbst in
20. April 1792. der Nationalversammlung seine Zustimmung ertheilte. Er verlas das Schriftstück mit zitternder und bewegter Stimme und mit Thränen im Auge. Denn wie auch immer die Würfel des Krieges fallen mochten, für ihn und die Seinen konnte daraus nur Unheil entstehen. Selbst ein Sieg Oesterreichs und der Emigranten konnte seine Lage nicht zum Bessern wenden. Noch gingen die Wogen der Revolution zu hoch, als daß eine monarchistische Restauration erhofft werden konnte. Die Reihen der Royalisten waren durch Abfall und Auswanderung so sehr gelichtet worden, daß von ihnen kein erfolgreicher Umschwung zu erwarten stand, und der religiöse Fanatismus, der einzelnen Bauernhaufen das Schwert in die Hand gab, konnte nur einen planlosen tumultuarischen Widerstand erzeugen.

Die Lage Frankreichs beim Ausbruch des Kriegs.

Aber auch die Gironde grub sich durch die Kriegserklärung, die von der Versammlung mit Jubel und Begeisterung, ohne Prüfung und Discussion angenommen ward, ihr Grab. Mit unbegreiflichem Leichtsinn riefen sie das monarchische Europa in die Schranken, und wollten doch nicht die dämonischen Mächte, welche den Feind allein zu bändigen vermochten, aus der Tiefe heraufbeschwören. Sie schwangen die Brandfackel, und als sie die Gluth nicht mehr zu löschen vermochten, erlitten sie das gerechte Schicksal der Brandstifter. Denn als der Krieg ausbrach, herrschte in Frankreich ein Zustand wilder Unordnung und Anarchie: eine zerrissene Nation, in welcher die Factionen einander drohend gegenüber standen; eine leere Staatskasse, die ihre Ausgaben mit Papiergeld bestritt, das in demselben Verhältnisse an Werth verlor als die Scheine vermehrt wurden; eine Finanzverwaltung, die, weil die Steuern sehr mangelhaft einliefen, die Zahlungen an die Staatsgläubiger einstellen mußte und einem Staatsbankerott entgegenging; Aemter und obrigkeitliche Behörden ohne Macht und Ansehen; Stockung alles Handels und Verkehrs nach Außen und im Innern; denn selbst die Märkte waren verlassen, da der Bauer sein Korn, sein Vieh, seine Landesprodukte zurückhielt; und um der Armee wohlfeile Waaren zu verschaffen, hatte man die Ausfuhr von Rohstoffen mit Zöllen belegt, die einem Verbot gleichkamen; die einträglichste Colonie San Domingo im offenen Aufruhr, indem Mulatten und Neger von den weißen Pflanzern Freiheit und Menschenrechte mit den Waffen forderten; eine Armee ohne Mannszucht, bei welcher die von der Luft der Revolution und der Jacobinerclubs angesteckten Gemeinen zu ihren meistens royalistisch oder aristokratisch gesinnten Offizieren kein Vertrauen, keine Zuneigung und keinen Gehorsam hegten, das Recht der Meuterei als Consequenz der Menschenrechte und des Grundsatzes der Freiheit und Gleichheit ansprachen, so oft sie sich Ausschreitungen zu Schulden kommen ließen, von den Jacobinern in Schutz genommen wurden und Amnestie erhielten; unfähige und unzuverlässige Feldherren, häufig in Hader und Zwiespalt mit Ministern und Nationalversammlung; dürftige und mangelhafte Ausrüstung; diese und andere Uebelstände waren dunkle Punkte bei dem Ausbruch eines Weltkrieges. Es half nicht viel, daß das von Gensonné ausgefertigte Kriegsmanifest hervorhob, der Krieg, zu dem Frankreich sich gezwungen sehe, sei kein Krieg von Nation zu Nation, sondern die gerechte Nothwehr eines freien Volkes gegen den ungerechten Anfall gekrönter Häupter; daß die verlockende Verheißung in die Welt geschleudert ward, alle Fremden, welche zur Vertheidigung ihrer Freiheit sich den französischen Fahnen anschließen würden, sollten als Freunde und Bundesgenossen betrachtet werden; wie viele Herzen auch in den Niederlanden, am Rhein, in Savoyen den Ideen der Revolution entgegenschlagen mochten, nur ein siegreiches Vordringen der französischen Heere konnte eine aktive Theilnahme bewirken, konnte der revolutionären Propaganda gegen das feudale Europa die Wege bereiten.

Mißerfolge der Franzosen im Feld. Aber solche kriegerische Erfolge fehlten dem Girondistischen Frankreich. Das Feuer der Begeisterung vermochte die feindlichen Kanonen und Bajonette nicht zurückzuhalten, die Mauern von Jericho fielen nicht ein unter den Posaunentönen der Doctrinärs, „welche an Frau Rolands Arbeitstisch ihre Staatssachen zu berathen kamen". Man hoffte, in Belgien würde die so eben niedergetretene Flamme der Revolution wieder aus der Asche emporlodern; allein 30,000 Oesterreicher genügten, um die eingerückte französische Heerabtheilung zum eiligen Rückzug über die Grenze zu zwingen. Die Soldaten und der Stadtpöbel von Lille beschuldigten die Generale und Offiziere des Verraths und erregten einen 1. Mai 1792. Tumult, in welchem Dillon und einige andere „Verräther" ermordet wurden. „Ich habe das seit sechs Monaten vorausgesagt", schrieb Marat, „die Armee hätte damit anfangen sollen, die Generale in Stücke zu hauen". Verrath war bei einem Rochambeau und Lafayette sicherlich nicht im Spiel; aber Verstimmung über Dumouriez und die Girondisten, Unzufriedenheit mit der Politik und Planlosigkeit in den kriegerischen Unternehmungen trugen viel Schuld an den Mißerfolgen. Rochambeau legte darauf sein Commando nieder; Lafayette suchte das Grenzgebiet von Metz bis Givet zu schützen „und zugleich die Menschenrechte gegen die Emigranten und die Constitution gegen die Jacobiner zu sichern". Luckner hütete im Elsaß die Rheingrenze. Der Kriegsminister Servan rief neue Truppen unter die Waffen, die Nationalversammlung erließ ein scharfes Disciplinargesetz zum Aerger Robespierres und der Cordeliers, Roland bereitete Maßregeln vor, welche das Königthum zu einem Schatten herabwürdigen und den Intriguen des „österreichischen Comité" im Schlosse ein Ende machen sollten. Denn überall, wo es nicht nach dem Willen der Demokraten ging, sah man die Schuld in den verrätherischen Umtrieben der Hofpartei, insbesondere der Königin. Damals hätte vielleicht ein rasches kriegerisches Vorgehen von Seiten der deutschen Mächte einen Umschwung der Dinge herbeiführen können: denn auch in Berlin war, seitdem die royalistische Romantik des Königs über die Politik des Mißtrauens und der Zurückhaltung den Sieg davon getragen, die Theilnahme an dem französischen Krieg beschlossene Sache. Nur die Langsamkeit, mit welcher Oesterreich und Preußen in den Rüstungen und militärischen Bewegungen vorgingen, die Erstarrung und Schwerfälligkeit des Reichs, die Selbstsucht der meisten Fürsten und der Mangel an allem Gemeinsinn bewahrten die Franzosen vor Niederlagen und entscheidenden Unfällen. Was die deutschen Großmächte zunächst bezweckten, Rettung des Thrones und Königthums in Frankreich, gerade das wurde durch die schlaffe, zögernde Kriegführung vereitelt. Während der Kurfürstenrath in Frankfurt mit der Kaiserwahl sich beschäftigte, der König von Ungarn und Böhmen am Jahrestag des Bastillesturms als Franz II. 14. Juli. mit den herkömmlichen Ceremonien gekrönt ward, und dann ein feierlicher Fürstencongreß in Mainz die brennende Kriegsfrage in Berathung nahm, während man hier die Berichte des Schweizers Mallet du Pan, den Ludwig XVI. in geheimen

Aufträgen dahin abgesandt, mit der größten Spannung anhörte, ohne jedoch seinen warnenden Rathschlägen Folge zu geben: wurde in Paris der Sturz des Königthums vorbereitet und vollzogen.

3. Stürme gegen das Königthum.

Um dem Krieg gegen das feudale Europa, der bereits im Gange war, jeden Rückhalt in Frankreich selbst zu benehmen, glaubte die Gironde Alles beseitigen zu müssen, was der Reaction dienen oder dem König und der Hofpartei eine Stütze zum Widerstand bieten könnte, den Staat in eine Lage versetzen zu müssen, bei welcher die monarchische Spitze ohne alle Gefahr bestehen oder verschwinden könne. Zu dem Ende suchte man zunächst die revolutionäre Leidenschaft neu zu beleben, bei dem Volke den Verdacht zu nähren, daß eine österreichisch gesinnte Camarilla, die des Königs Ohr besitze und ihn im Haß gegen die Verfassung und die Nationalversammlung bestärke, mit dem Feinde verrätherische Verbindungen unterhalte; daß ein reactionärer Gegenschlag vorbereitet werde, wobei man auf den Beistand der eidweigernden Priester und der Leibgarde rechne, welche die Constitution dem König gewährt habe, die aber unter der Hand vermehrt und mit ausgesuchten und erprobten Leuten gefüllt worden sei. Diese Leibwache, die dem Monarchen persönlich zur Treue verpflichtet sei, verbunden mit einigen Schweizerregimentern, bilde eine Macht, stark genug, um bei irgend einer günstigen Gelegenheit, bei irgend einem nationalen Unfall, einen reactionären Handstreich auszuführen, die Pläne des Feindes zu fördern. Gegen Priester und Leibgarde richtete daher die Nationalversammlung vernichtende Angriffe. Ein Dekret verfügte, daß jeder eidweigernde Priester, sobald zwanzig Einwohner seines Aufenthaltsortes auf seine Entfernung antragen würden, zur Deportation verurtheilt werden könne; ein zweites ordnete die Auflösung der königlichen Garde an und beraubte somit den Monarchen jedes Schutzes. Dabei blieb man aber nicht stehen. Um die Hauptstadt und die Nationalversammlung gegen jede Gefahr sicher zu stellen, beschloß die letztere auf Antrag des Kriegsministers Servan, unter dem Vorwande der Wiederbegehung des Bastillefestes, aus den südlichen Provinzen 20,000 Nationalgarden zu berufen; diese sollten in der Nähe von Paris ein Lager beziehen, von wo aus sie zum Schutze der Stadt verwendet werden könnten, und aus dem Pariser Zeughause Kanonen erhalten. Auf diese Weise gedachte die Gironde zuverlässige Mannschaften in ihren Dienst zu ziehen im Gegensatz zu den Pikenmännern, welche den Anhang der Cordeliers bildeten. Denn den Kern dieser Föderirten des Südens machten die Demokraten von Marseille aus, die ihre Parole von Barbaroux erhielten. Mit der Annahme dieses Dekrets, dem die Galerien mit Jubel und Beifallzeichen zustimmten, „sah sich die Gironde binnen kurzer Frist im Besitz einer Armee, ausreichend stark, um den Thron zu

Schwächung des Thrones. — *25. Mai 1792.* — *4. Juni.*

beherrschen oder zu stürzen: die Zukunft Frankreichs schien vollständig in ihre Hand gelegt".

Das königliche Veto und die Entlassung des Gironde-Ministeriums. Um so mehr ärgerten sich die Häupter der Gironde, daß ihr Plan vereitelt ward. Ermuthigt durch eine Spaltung im Ministerium, wo Dumouriez aus Verdruß, daß Servan ohne Mitwirkung seiner Collegen jenen weitgreifenden Antrag eingebracht hatte, auf einen Personenwechsel lossteuerte, und durch eine in den Reihen der Pariser Nationalgarde und der Feuillans hervortretende Opposition gegen die Herbeiziehung Jacobinischer Föderirter, versagte der König seine Genehmigung und legte nach einigem Bedenken gegen beide Dekrete sein Veto ein. Dies gab Veranlassung zu sturmvollen Auftritten, die den Sturz des Thrones einleiteten. (18. Juni 1792.) Die Gironde-Minister Roland, Servan, Clavière legten ihre Stellen nieder, nachdem der erste einen von seiner Frau entworfenen Brief dem König überreicht hatte voll scharfer Vorwürfe über seine reactionäre Haltung und ungeziemender Lectionen über seine Pflichten, und auch Dumouriez, welcher einen Ministerwechsel nur unter der Bedingung vornehmen wollte, daß der König, wie er ihm in Aussicht gestellt, die beiden Dekrete sanctionire, zog sich nun verstimmt zurück und begab sich zu Luckners Heer, wo er ein militärisches Commando übernahm. Die Ernennung neuer Ministerräthe aus dem Lager der Feuillans und der Lafayetteschen Partei schien die Absicht anzudeuten, daß Ludwig sich den Conservativen und Monarchisten in die Arme werfen und mit ihrer Hülfe einen politischen Umschwung versuchen wolle. Ein Schreiben Lafayette's aus dem Lager der Nordarmee an die Nationalversammlung, mit einer geharnischten Kriegserklärung gegen die Jacobiner, die er beschuldigte, daß sie durch ihre Umtriebe und Wühlereien Verfassung und Gesetze umzustürzen suchten, mit selbstgefälliger Hervorhebung seiner eigenen Verdienste, goß Oel in die Flamme und bewirkte, daß sich alle revolutionären Kräfte zu gemeinsamem Widerstand verbanden, daß selbst Robespierre, der Mann der „reinen Tugend", seinen Groll gegen Brissot und die Girondisten unterdrückte und der Vereinigung aller Patrioten gegen die drohende Reaction, die von dem „österreichischen Comité" in Verbindung mit Feuillans, Monarchisten und Anhängern des alten Regime geplant sei, das Wort redete.

Der Volksaufstand vom 20. Juni 1792. Der Brief Rolands, der im Widerspruch mit der Zusage des Ministers veröffentlicht und in alle Welt versandt ward, wurde von der Nationalversammlung und den Vereinen als eine patriotische That gepriesen. Die Verabschiedung der Minister und die Verwerfung der Dekrete in einem Augenblick, da der Einmarsch der Feinde in Aussicht stand, wurde als ein gefährlicher Anschlag gegen Freiheit und Vaterland dargestellt. Eine allgemeine Aufregung erfaßte die Gemüther, die Pariser Bevölkerung war in drohender Unruhe. Dies brachte die Clubführer und republikanischen Agitatoren zu dem Plane, eine neue Volksbewegung in Scene zu setzen wie an den Tagen des Bastillesturmes und des Oktoberzuges. Von der Municipalität, wo der Jacobiner Pétion als Maire, wo

die Gemeindebeamten Danton und Manuel, die Mitglieder der städtischen Polizeicommission Panis und Sergent das entscheidende Wort führten, von der in sich gespaltenen Nationalgarde, von der Legislative, in welcher die einflußreichsten und beredtesten Abgeordneten republikanische Gesinnung hegten, war nicht zu erwarten, daß sie dem Aufruhr, der in der Antonsvorstadt eingeleitet wurde, dem die untere Volksmasse aus der inneren Stadt, „aus den Höhlen des Elends und der Völlerei" durch die Agenten der Cordeliers zugetrieben ward, dem die Pikenmänner Plan und Ziel gaben, einen festen energischen Widerstand bieten würden. Sie ließen geschehen was sie nicht hindern konnten oder wollten, die Einen mit innerer Befriedigung, daß dem unnützen Apparat eines königlichen Hofes ein Ende gemacht und die Reste des klerikalen und aristokratischen Feudalstaates weggefegt würden, die Andern aus Ohnmacht oder Muthlosigkeit. Wie sehr immer die Ansichten und Tendenzen der Girondisten und der Cordeliers über die Zukunft Frankreichs auseinandergehen mochten, wie verschieden die Zwecke waren, welche Brissot und seine Freunde, die Männer der Bildung, der republikanischen Tugend und Sitte verfolgten, von dem Ziele, welchem Danton und die Genußmenschen im Cordelierclub nachjagten; bei den Schlägen, welche in den Sommertagen von 1792 gegen den Thron und die monarchische Staatsordnung geführt wurden, gingen sie Hand in Hand, und wurden dabei unterstützt von Robespierre und den strengen Jacobinern. So kam es zu dem Volksaufstande vom 20. Juni, dem Seitenstück zu den Scenen in Versailles. Es war der Jahrestag des Schwures im Ballhause, als aus der Antonsvorstadt wilde Volksschaaren, versehen mit Piken, Spießen, Aexten und Waffen aller Art, und begleitet von einem müßigen Pöbelschwarm, in die westlichen Stadttheile sich wälzten, lawinenartig wachsend durch den Anschluß einer von allen Seiten hinzuströmenden Menge. Nationalgarden waren, außer dem Bataillon, das unter dem Brauer Santerre aus der Antonsvorstadt dem Zuge voranschritt, wenige dabei. Neben Santerre waren der Fleischer Legendre, der Goldarbeiter Rossignol, ein heruntergekommener Marquis St. Huruge, Maillard, der Held des Bastillesturmes und des fünften Oktober, verwegene Gesellen, wie Alexandre und Fournier, die Hauptführer. In der Nähe der Tuilerien und der Reitschule mochte sich die Menge auf hunderttausend belaufen, darunter dreißig- bis vierzigtausend Bewaffnete. Um sich den Schein eines gesetzlichen Vorhabens zu geben, bezeichneten sie die Ueberreichung eines Bittgesuches um Wiedereinsetzung der entlassenen Minister und Zurücknahme des Veto als Zweck ihres Kommens. Sie wandten sich zunächst an die Nationalversammlung, daß man ihnen gestatte, ihre Wünsche vorzutragen. Als auf Vergniauds Empfehlung die Zulassung beschlossen ward, trat ein Haufe bewaffneter Pikenmänner in den Saal, deren Wortführer, Sulpiz Huguenin aus Lothringen, eine schwülstige Adresse im Tone des demokratischen Pathos vorlas, worin das Blut der Verschwörer und die Absetzung des Königs gefordert ward, falls er dem Willen der Nation wider-

strebe. Denn der Wille des souveränen Volkes wiege schwerer als der eines gekrönten Despoten. Als die Verlesung zu Ende war, drang die Masse in langem Zuge in den Sitzungssaal ein und durchzog denselben unter dem Schalle von Pfeifen und Trommeln, schreiend, singend und tanzend, ein echter Sansculottenmarsch, unter den lauten Tönen der Revolutionshymne Ça ira, ein Theil mit Jacobinermützen bedeckt, auf einer Pike ein blutendes Kalbsherz mit der Inschrift „Aristokratenherz". Darauf wandten sich die Schaaren nach den Tuilerien, um dem König selbst die Gesinnung des Volkes kund zu thun. Die zur Bewachung aufgestellte Nationalgarde, von Pétion absichtlich ohne Befehl gelassen, leistete keinen Widerstand; die Ueberreichung einer Adresse war ja eine gesetzliche Handlung. Als daher plötzlich die große Eingangsthüre von Innen geöffnet ward, strömte der wilde Schwarm ein und ergoß sich über den ganzen Palast. Ein Haufen drang in den Saal, wo sich der König mit einigen Soldaten der Nationalgarde befand. Man hörte den Ruf: „weg mit dem Veto, hoch die patriotischen Minister, Bestätigung der Dekrete!" Aber auch in diesem entsetzlichen Moment blieb Ludwig gelassen und standhaft. Er trotzte zwei Stunden lang allen Gefahren und Drohungen, und ertrug, mit seiner Schwester Elisabeth in eine Nische gedrängt und von einigen braven Bürgerwehrmännern geschützt, den Hohn des rohen Pöbels, der ihm die rothe Jacobinermütze aufnöthigte, aus einer Flasche Wein eingoß und ihm zutrank, mitunter auch die Pike auf ihn richtete, und in ungeschliffenen Worten ihm seine volksverrätherische Politik vorwarf, mit dem Muthe eines Märtyrers. Endlich kam Pétion mit einer Anzahl Bürgerwehrmänner und bewog die Menge mit freundlichen Worten zum Abzug, da sie nun ihre Mission erfüllt und dem König ihre patriotische Gesinnung kundgegeben. Mittlerweile war auch Marie Antoinette und der Dauphin in einem andern Gemache den Insulten und Schmähungen roher Männer und Frauen ausgesetzt. Aber ihre Würde und Hoheit imponirte dem Volkshaufen und entwaffnete die Frechheit. Spät am Abend, als sich Alles verlaufen hatte, traf die königliche Familie wieder zusammen; in unaussprechlichem Schmerze fielen König und Königin einander mit Thränen in die Arme. Unter den Tausenden von Zuschauern, die das Schloß umstanden, erzählt Bourrienne, sah man auch einen jungen Artillerie-Hauptmann von blassem Angesicht und feurigen Augen, der die Arme über einander geschlagen mit Entrüstung zu zwei Freunden sagte: Mit drei oder vier Kanonen würde man die ganze Canaille wegfegen. Dieser Offizier war Napoleon Bonaparte.

Lafayette in Paris. Diese Auftritte erfüllten Alle, die noch einige Achtung vor Gesetzlichkeit und Ordnung hatten, mit Abscheu und Entrüstung gegen den Pöbelterrorismus. Die Nationalgarde schämte sich; es bedurfte nur eines entschlossenen Führers, um sie von der republikanischen Municipalbehörde loszureißen; der Minister Terrier de Monciel, ein wackerer Mann von constitutionellen Grundsätzen und von lebendigem Rechtsgefühl, sann auf Mittel mit den Gemäßigten und Con-

servativen in der Legislative einen Umschlag zu bewirken; Adressen an den König, mit zahlreichen Unterschriften aus der Mittelklasse gefüllt, gaben dem Unwillen über das Vorgefallene Ausdruck; über Pétion und die Anstifter des Tumults wurde eine gerichtliche Untersuchung verhängt; bei der Linken und in den Clubs gab sich eine kleinlaute Stimmung kund. Dieser Umschlag der öffentlichen Meinung trat noch merklicher zu Tage, als Lafayette unerwartet in Paris 28. Juni 1792. erschien. Er hatte das Lager der Nordarmee bei Bavay verlassen, um, wie er schon in einem früheren Schreiben an die Nationalversammlung angedeutet, die Herrschaft des Jacobinerclubs zu brechen, den Gesetzen und der Verfassung Geltung zu verschaffen, das Königthum zu retten. Es war ein kühnes ritterliches Unternehmen; die Republikaner und Anarchisten erschracken; sie glaubten, er sei mit einem Heer gekommen, an das sich die Nationalgarde und die Freunde der Verfassung anschließen würden. Als er aber allein vor den Schranken der Versammlung erschien, eine Adresse seiner Offiziere in der Hand, auf Grund deren er seine wie des Heeres Entrüstung aussprach und strenge Bestrafung der Empörer und der terroristischen Clubs forderte, da athmeten sie wieder auf. Ein Redner der Rechten feierte den General als den „Erstgebornen der französischen Freiheit", aber in den Reihen der Demokraten und auf den Tribünen erhob sich sofort ein Murren gegen den neuen „Cromwell"; man wies die Sache an einen Ausschuß, um den Sturm verlaufen zu lassen. Im Schlosse empfing ihn der König höflich aber zurückhaltend; dort war der Mann mit den amerikanischen Grundsätzen nie wohl gelitten; vor Allem trug Marie Antoinette dem „Bürgergeneral" stets tiefen Groll im Herzen. Als nach seiner Entfernung die Schwester des Königs sagte, man solle das Vergangene vergessen und dem Manne vertrauen, der allein noch Rettung bringen könne, rief die Königin heftig aus: „Lieber sterben als sich von Lafayette und den Constitutionellen retten lassen". Sie setzte ihr Vertrauen auf die gewaffneten Befreier, die bereits ihren Marsch über den Rhein angetreten hatten. Lafayette überzeugte sich bald, daß bei der herrschenden Unschlüssigkeit und Zerfahrenheit kein rettender Umschwung zu erzielen sei. Als er mit einigen Gesinnungsgenossen den Plan besprach, den Jacobinerclub mit Gewalt zu sprengen, stieß er auf so viel Widerspruch und Bedenklichkeit, daß er selbst das Vorhaben fallen ließ. Mit den wenigen Bataillonen der Pariser Nationalgarde, die ihm durch ihre Offiziere in einer nächtlichen Zusammenkunft auf den elysäischen Feldern ihre Ergebenheit zu erkennen gaben, wagte er nicht zu einem so gefährlichen Unternehmen zu schreiten. Er kehrte zur Nordarmee zu- 30. Juni. rück, verfolgt von dem Haß der Jacobiner und dem Mißtrauen der Girondisten in der Nationalversammlung. Nur mit Mühe wurde ein Antrag der Linken, den General in Anklagestand zu versetzen, zurückgewiesen.

Letzte Rettungsversuche der Feuillans u. Umsturzpläne der Republikaner.

Von der Zeit an herrschte in Paris und in ganz Frankreich eine furchtbare Gährung: die feindlichen Heere im Anmarsch, die französischen Truppen an der Grenze gering an Zahl und ohne Muth und Selbstvertrauen, die Parteiung im

Innern auf fieberhafter Höhe, die Monarchisten und Republikaner zum Entscheidungskampf sich rüstend, das Land in anarchischen Zuckungen. Noch einmal strengten die Gesinnungsgenossen Lafayette's, an ihrer Spitze der Minister Monciel, Lally Tolendal und andere Feuillans ihre Kräfte an, um den Thron und die Verfassung zu retten. Im Vertrauen auf den Unwillen und die Erbitterung aller rechtlichen, gemäßigten Leute über die Pöbelexcesse vom 20. Juni und die noch einmal hervortretenden Sympathien für das Bourbon'sche Königshaus entwarfen sie einen Plan, wie ihn einst Mirabeau ausgedacht: Ludwig XVI. sollte unter dem Schutze der Armee nach Compiegne gebracht, der Jacobinerclub durch die Nationalgarde zersprengt, in den Departements eine gegenrevolutionäre Bewegung erzeugt werden, auf Grund deren man die Legislative auflöse und eine neue Reichsversammlung einberufe, die dann eine Umgestaltung der Verfassung vornehmen sollte. Würde auf diese Weise durch Selbsthülfe Ordnung und Autorität im Innern hergestellt, so könnte man die fremden Mächte zu einem leiblichen Frieden zu bringen hoffen. Dann wäre ja der Zweck erreicht, den sie selbst als einzige Ursache des Krieges aufstellten, dann wäre die Anarchie unterdrückt und die Sicherheit Europa's nicht länger gefährdet. Die Losung war also Umkehr auf dem Wege der Revolution und Friede mit Deutschland. In der That ein kühner Plan, welcher bei der im Augenblick vorherrschenden Stimmung vielleicht durchgeführt werden konnte, wenn er mit Muth und Entschlossenheit ergriffen ward. Aber gerade an dieser nothwendigen Voraussetzung fehlte es in den Tuilerien. Der König und seine Umgebung boten ein Bild unbeschreiblicher Rathlosigkeit und Verworrenheit. Die Entschlüsse und Stimmungen wechselten von Tag zu Tag, von Stunde zu Stunde; unsicher
10. Juli 1792. schwankte man hin und her, bis endlich der Vorschlag abgelehnt ward. Man wollte abwarten, bis Hülfe von Außen käme. Gerade dieses Vertrauen auf fremde und feindliche Hülfe führte zum Verderben. Die Männer der Revolution, die auf dem Wege des Umsturzes fortschreiten wollten, verstanden es die Sympathien des Hofes mit der Emigration und dem Auslande in aufreizenden Worten zu enthüllen und zu agitatorischen Aufstachelungen zu benutzen. Daß man in den Tuilerien den feindlichen Waffen Fortgang und Erfolg wünschte, hat den republikanischen Ideen Verbreitung verschafft und der Demokratie zum Sieg verholfen. Die Gironde setzte alle Hebel in Bewegung, um in der Nationalversammlung und Municipalität die Herrschaft zu erlangen. Die gegen Pétion und Manuel eingeleitete Untersuchung wegen der Vorgänge am 20. Juni endigte mit der Freisprechung der Angeklagten. Die durch das königliche Veto früher verhinderte Einberufung der Föderirten wurde unter einer anderen Form dennoch ausgeführt. Man benutzte nämlich die bevorstehende Wiederholung der Verbrüderungsfeier am Tage des Bastillesturms zu einem Dekret, kraft dessen alle Wehrmänner, welche zu dem Feste nach Paris kommen wollten, freie Herberge und Pflege erhalten und nach der Feier ein Lager bei Soissons beziehen

sollten zum Schutze der Hauptstadt gegen feindliche Ueberfälle, ein Dekret, dem der König die Bestätigung nicht zu versagen wagte. Dies wurde von dem Girondisten Barbaroux benutzt, um aus seiner Vaterstadt Marseille handfeste Landwehrbataillone herbeizurufen, denen sich weitere bewaffnete Banden aus Brest und andern Seestädten anschlossen. In den Reihen dieser revolutionären Freiwilligen hörten die Pariser zum erstenmal die feurige Kriegshymne, die seitdem unter dem Namen „Marseillaise“ eine weltgeschichtliche Bedeutung erlangt und zu den Siegen der französischen Waffen so wesentlich beigetragen hat. Rouget de Lisle hatte sie kurz zuvor als „Schlachtgesang der Rheinarmee“ gedichtet und die ergreifende Melodie beigefügt, zu der er das Thema einem deutschen Kirchenlied entlehnt haben soll. Zugleich wurde aus älteren Soldaten eine Schutz- und Polizeimannschaft gebildet, wie Panis und Sergent sie bedurften. Nach solchen Vorbereitungen wurde der eigentliche Schlachtplan gegen die monarchische Staatsordnung entworfen. Wenn es gelang, ein verrätherisches Einverständniß des Königs mit den Feinden und Emigranten nachzuweisen oder wahrscheinlich zu machen, so konnte man auf Grund der Verfassung die Suspension oder Absetzung des Staatsoberhaupts verhängen. Zu dem Ende suchten die radikalen Factionen der Nationalversammlung die Befugniß zu verschaffen, im geeigneten Falle die ausübende Macht mit der legislativen zu verbinden, sich mit einer dictatorischen Rechtsgewalt unabhängig von der Krone zu umgeben.

Der Nationalversammlung eine eventuelle Dictatur eingeräumt.

Dieser republikanische Staatsstreich wurde von Vergniaud eingeleitet. In einer Meisterrede voll oratorischen Feuers und patriotischen Pathos führte er aus, daß alle Feinde des Vaterlandes ihre verrätherischen Handlungen mit dem Namen des Königs zu decken suchten; daß die Rettung des Thrones, die Herstellung der königlichen Autorität, die Würde und Ehre der Krone als Schild für alle antinationalen Unternehmungen gebraucht würden, daß für alles Wehe, das dem französischen Volk bereitet werde, der Name des Königs als Quelle und Vorwand diene. Nachdem er im Verlaufe der Rede mit Worten, die wie ein zweischneidiges Schwert alle Gemüther durchdrangen, die Frage aufgeworfen, ob ein Mann, der für die Ehre und das Wohl der Nation kein Gefühl zeige, der nur um seine eigene Herrschsucht zu befriedigen, allen Despoten die Hand reiche, allen Umtrieben und verrätherischen Factionen Vorschub leiste, seinen auf die Verfassung geschworenen Eid erfülle, ob er nicht vielmehr ein heuchlerisches Trugspiel treibe, um die Großmuth Frankreichs zu täuschen: stellte er den Antrag: „die Nationalversammlung möge ermächtigt werden, sobald sie es für zeitgemäß halte, die Erklärung auszusprechen, das Vaterland sei in Gefahr, und kraft dieser Erklärung die gesammte Staatsgewalt in die eigene Hand zu nehmen, also daß alle Behörden des ganzen Reiches permanent sein und alle Nationalgarden unter die Waffen gerufen werden sollten“. Der Einfluß und die Macht der Presse, sowohl der revolutionären, welche in Schreckbildern ausmalte, welches Unheil dem Vaterlande von Feinden und Verräthern drohe, als der

feudalen, welche im Tone des Triumphes und der Schadenfreude das Einverständniß der Offiziere mit den Emigranten und deutschen Fürsten, sowie den bevorstehenden Abfall der Regimenter verkündete, verliehen den Worten Vergniauds und der Republikaner Nachdruck. Am 4. Juli wurde beschlossen: die Nationalversammlung hat das Recht, ohne Genehmigung des Königs zu erklären, das Vaterland sei in Gefahr. In diesem Falle würde Frankreich in Belagerungszustand versetzt und unter die Dictatur der Versammlung gestellt sein.

Lamourette's Versöhnungskuß. Wenn es nun noch gelingen sollte, die entlassenen Minister wieder an das Ruder zu bringen, so war der Sieg der Gironde vollkommen. Dazu wurden gleichfalls Schritte gethan. Man fürchtete bereits, von den revolutionären Geistern, mit denen man sich eingelassen, überflügelt zu werden; andererseits war Gefahr vorhanden, der König möchte sich schließlich doch in die Arme der Feuillans und Lafayettisten werfen. So wurden zwischen den Girondisten und dem Hofe Unterhandlungen eingeleitet. Es schien als ob Ludwig XVI. auf die Vorschläge eingehen wollte: eine Versöhnungs- und Verbrüderungsscene, von
7. Juli 1792. Bischof Lamourette hervorgerufen, sollte das Zeichen der Eintracht aller Parteien sein; wie am ersten Föderationsfest schlossen sich Freunde und Gegner begeistert in die Arme und gaben sich als Söhne des Vaterlandes den Bruderkuß. Aber schon nach vierundzwanzig Stunden war die Versöhnungsbegeisterung verraucht. Der König konnte sich nicht entschließen, sein Geschick mit dem der Versammlung zu verknüpfen und das Feuillans-Ministerium mit Männern der Gironde zu vertauschen; in den Clubs spottete man über die Gefühlsscene und Billaud-Varennes, Sohn eines armen Advokaten in Larochelle, der während eines wechselvollen und sittenlosen Lebens bald als Priesterzögling und Lehrer, bald als Schauspieler und Vagabund oft mit Gesetz und Gesellschaft in Krieg gerathen war, meinte, gegen gekrönte Räuber müsse man Herkules und seine Keule in den Streit führen.

Die Vorboten eines revolutionären Gewaltstreiches. Die Keule des Herkules sollte bald geschwungen werden. In den heißen Julitagen des Jahres 1792 war Frankreich in fieberhafter Aufregung: seitdem die Nationalversammlung die verhängnißvolle Erklärung ausgesprochen, „das
11. Juli 1792. Vaterland ist in Gefahr", und diese Erklärung aller Orten in theatralischer Weise unter Trompetenschall in feierlichen Aufzügen verkündet worden war, wurde öffentlich und geheim die Losung gegeben, man müsse den König beseitigen, sei es durch Suspension oder durch Absetzung, durch Aufstellung einer souveränen Volksgewalt, welche die gesammte öffentliche Staatsmacht unmittelbar und unbeschränkt in sich trage, oder durch Errichtung einer Regentschaft, welche für den unmündigen Dauphin die Prärogative der Krone im Sinne der Verfassung ausübe. Es wehte bereits die Luft eines neuen revolutionären Gewaltstreiches, als das dritte Julifest begangen ward, dem die Königin mit gramgebeugtem Herzen und verweinten Augen anwohnte, wo Ludwig XVI., nach der Versicherung der Frau von Staël, wie ein freiwilliges Opferlamm die Stufen des Altars bestieg

und der kurz zuvor freigesprochene Pétion der Held des Tages war. In Maueranschlägen, in zahlreichen Adressen an die Legislative, wurde im Namen des souveränen Volks die Entfernung des Königs verlangt, welcher seine Eide gebrochen, die Nation und das Gesetz verrathen habe. Bei den Jacobinern untersuchte Robespierre die Ursachen aller Leiden Frankreichs, und fand das einzige Heilmittel in einer souveränen Volksgewalt, welche Königthum und Legislative ersetze; bei den Cordeliers berietheu Danton, Marat, Billaud-Varennes die Mittel, wie man die Herrschaft an die Masse bringen könne, um dann als deren Führer ihren Ehrgeiz, ihre Genußsucht, ihren Haß gegen die gebildete Gesellschaft zu befriedigen. Die Gironde, voll Aerger und Verdruß, daß der König ihre Hülfe verschmähte, machte gemeinsame Sache mit den radikalen Demagogen, und ihre Leiter bedienten sich ihres Einflusses auf die Nationalversammlung und die Municipalität, um Werkzeuge und Hebel zu einer zweiten Revolution zu schaffen. Die fünftausend Föderirten von Marseille, eine verwegene ruchlose Bande aus der verworfensten Klasse der volkreichen Welt- und Handelsstadt, blieben auch nach dem Feste in Paris zurück, da sie Barbaroux für die „majestätische Insurrection" gebrauchen wollte, welche nach dem Plane der Girondisten ohne Gräuel und Gewaltthätigkeiten die Ketten der Tyrannei brechen sollte. Auf dem Stadthaus hatten Pétion und Manuel ein „Correspondenzbureau" eingerichtet, das unter dem Einfluß der Jacobiner aus den achtundvierzig Sectionen gewählt als revolutionärer Gemeinderath an die Stelle des bisherigen Magistrats und der Municipalräthe treten konnte.

Einrücken der deutschen Heere in Frankreich.

So waren bereits die Schleußen geöffnet, durch welche die wilden Fluthen der Revolution und Demokratie aus der Tiefe hervorbrechen sollten, als die deutschen Heere, begleitet von den Ausgewanderten, den Boden Frankreichs betraten und durch ihren Uebermuth und ihre Hoffahrt die revolutionäre Gluth zur helllodernden Flamme entfachten. Nach langen Besprechungen und Verhandlungen war der Krieg endlich in Gang gekommen, der Kriegserklärung des Girondistenministeriums und des Königs an Oesterreich war die Kriegserklärung des Berliner Hofes an Frankreich auf dem Fuße gefolgt, zum großen Jubel der preußischen Offiziere, die von dem „militärischen Spaziergang", wie sie den französischen Feldzug ansahen, sich leichte Mühe und schönen Gewinn versprachen. Unter der Anführung des Herzogs Ferdinand von Braunschweig, eines mit reichen Gaben des Geistes und Gemüthes ausgestatteten Fürsten, der in der Schule Friedrichs des Großen gebildet und von dem Glanze der Siege des siebenjährigen Krieges verherrlicht bei den Zeitgenossen im höchsten Ansehen stand, rückte eine preußische Armee von 45,000 Mann, begleitet von 6000 Hessen, die Landgraf Wilhelm, ein fanatischer Feind der Revolution allein unter den kleineren deutschen Reichsfürsten ins Feld gesandt, in Lothringen ein. Zwei österreichische Armeecorps, das eine unter Clerfait an der belgischen Grenze, das andere unter Hohenlohe-Kirchberg am Oberrhein, beide zusammen etwa

82,000 Mann stark, sollten den Hauptbefehlshaber unterstützen, und 8000 Emigranten mit Soldknechten, Dienern und Lakaien, die sich anschlossen, brannten vor Begierde, das „Advokatenregiment“ zu stürzen und Rache an ihren Widersachern zu nehmen. Bei seinem Aufbruch erließ der Herzog ein von einem
25. Juli 1792. Emigranten entworfenes, höchst ungeschicktes Kriegsmanifest, in welchem nach der Versicherung, daß beide Mächte keine Eroberung beabsichtigten und sich nicht in die innere Regierung Frankreichs einmischen wollten, beleidigende Drohungen enthalten waren gegen die Nationalversammlung, die Stadt Paris, die Nationalgarde und alle der Neuerung ergebenen Franzosen, im Falle daß dem König noch ferner Zwang oder Gewalt angethan würde; sollten sich aber die Bewohner von Paris unterwürfig zeigen und ihr Unrecht bereuen, so würden Ihre kaiserliche und königliche Majestäten nach dem Einzuge des Heers in die Hauptstadt sich bei dem König Ludwig verwenden, daß er jenen ihre Verirrungen verzeihe. Zum Schluß wurde der König eingeladen, sich unter einer Escorte, die man ihm senden werde, nach einer Grenzstadt zu begeben und daselbst nach seinem Willen mit neuen Räthen die künftige Regierung einzurichten. Würde ein Versuch gemacht, lautete eine weitere Erklärung des Herzogs, die königliche Familie aus der Residenz zu entführen, so sollten alle Ortschaften, die sich dem Beginnen nicht widersetzen würden, dieselbe Strafe erleiden wie die Hauptstadt selbst. Diese hochmüthige Sprache machte auf das für die neue Ordnung begeisterte, von nationalem Stolz erfüllte und für Freiheit und Unabhängigkeit glühende Volk einen unbeschreiblichen Eindruck. Es erkannte darin die dünkelhafte Gesinnung des ausgewanderten Herrenstandes, der wieder in den Besitz seiner Privilegien, seines Eigenthums, das man so eben für Nationalgut erklärt und mit Beschlag belegt hatte, seiner Macht und seiner Feudalrechte treten wollte, und wurde mit dem größten Ingrimm erfüllt gegen die Emigranten, die durch ihre Aufführung den französischen Namen im Ausland schändeten, gegen deren Schützer, die so eben die zweite Theilung Polens vollzogen, und gegen den Hof, der ihren Bestrebungen fördernd entgegenkam. Es wäre zu viel gesagt, wenn man den Umsturz des Thrones von dem Coblenzer Manifest herleiten, wenn man, wie geschehen, die ausgewanderten Prinzen eines „Brudermords“ anklagen wollte; daß aber diese Kundgebung die Pläne und Absichten der Republikaner wesentlich gefördert hat, steht außer Frage. „Jetzt sind wir gezwungen“, sagten die Führer, „die Nation zu einem Schlage fortzureißen, der alle Brücken zertrümmert und das Volk unwiderruflich mit uns verbündet“.

4. Der zehnte August und seine Folgen.

Die Vorbereitungen. In den ersten Tagen des August ging es in den Schenken der Pariser Vorstädte lebhaft zu. Die Agenten der republikanischen Führer bei den Cordeliers und im Jacobinerclub, der Danton, Marat, Robespierre besprachen mit den

einflußreichen Straßendemagogen, einem Santerre, Legendre, Lacroix die Mittel und Wege eines Angriffs gegen das Königthum, einer revolutionären Katastrophe. Auch die Gironde war dabei nicht unthätig. Die Marseiller Föderirten standen im Dienste von Barbaroux. Brissot war der beliebteste Redner der Demokratie; Röderer, der in dem Departementalrath das entscheidende Wort führte, und Pétion, das Haupt der Municipalität, hatten von Allem Kenntniß. In den Sectionen, deren Versammlungen für permanent erklärt worden waren, und bei denen auch die „passiven Bürger", die Pikenmänner als Genossen zu Rath und That Zutritt hatten, betrieben Carra und Genossen eine Adresse an die Nationalversammlung, sie möge den Landesverräther Ludwig nicht länger als Staatsoberhaupt anerkennen. Bei Hofe sah man mit banger Sorge auf die von allen Seiten hervorbrechende revolutionäre Sturmfluth. Man suchte unter der Hand einige der Hauptführer durch Bestechung zu gewinnen, das Mittel, das sich einst bei Mirabeau erprobt hatte, von Neuem in Anwendung zu bringen. Danton nahm das Geld, that aber dennoch nichts zur Rettung des Thrones. In der Luft schwirrten Gerüchte von einer beabsichtigten Flucht oder Entführung des Königs. Zur Sicherheit wurde ein Wachcomité ernannt, das zugleich als Aufstandscomité dienen konnte. Zugleich wurden die Marseiller und Brester Föderirten aus der Antonsvorstadt in die Nähe des Franciscanerklosters verlegt und dadurch den Cordeliers und ihrem Führer Danton gänzlich zur Verfügung gestellt. Von der Polizei empfingen sie und die Sectionen von St. Marceau und St. Antoine 50,000 scharfe Patronen.

Nationalversammlung und Aufstandscomité.

Schon am 4. August waren alle Vorbereitungen zu einer entscheidenden Katastrophe getroffen. Aber die Häupter der Gironde zögerten; sie hofften noch immer ohne blutige Gewalt an die Herrschaft zu kommen. Pétion hatte als Führer der Sectionscommissare der Nationalversammlung eine Adresse eingereicht, worin im Namen der Stadt Paris die Absetzung des Königs und die Berufung eines Convents begehrt war. Der Chef der vollziehenden Gewalt, hieß es darin, sei der erste Ring in der gegenrevolutionären Kette, er scheine an den Complotten von Pillnitz betheiligt zu sein. Sein Name sei das Signal des Kampfes und der Zwietracht bei dem Volke wie bei der Armee. Kraft der Constitution, die er fortwährend verletze, verlange die Commune, daß Ludwig XVI. des Thrones entsetzt und die Nation in die Lage gebracht werde, auf Grund der Volkssouveränetät eine neue vollziehende Gewalt durch namentliche Abstimmung zu wählen. Die Legislative beschloß am 9. August Bescheid darauf zu geben. Der Einfluß der Girondisten, welche im Falle eines günstigen Dekrets auf gesetzlichem Wege zu ihrem Ziele gelangten, war noch mächtig genug, bei dem leitenden Comité eine Vertagung des Aufstandes zu erwirken. Doch wurde zugleich der Beschluß gefaßt und allen Sectionen mitgetheilt, daß wenn die Nationalversammlung nach Ablauf dieser Frist keine Entscheidung getroffen haben würde, um Mitternacht die Sturmglocke geläutet und Alles zum Angriff aufgeboten

werden sollte. Allein ehe noch der Termin zu Ende gegangen war, konnte man aus der Haltung der Volksvertretung erkennen, daß der Antrag Pétions nicht
8. Aug. 1792. die Mehrheit erlangen werde. Eine wiederholte Anklage gegen Lafayette auf Landesverrath wurde zurückgewiesen. Dies galt den Republikanern als Zeichen, daß die parlamentarische Mehrheit nicht bis zur Absetzung des Königs fortschreiten würde, und das Aufstandscomité beschloß daher, über die Versammlung hinaus zur materiellen Gewalt zu greifen. Man mußte freilich auf Widerstand von Seiten der Pariser Bürgerwehr gefaßt sein, da ein zuverlässiger, pflichtgetreuer Befehlshaber, General Mandat, früher Hauptmann in der französischen Garde, an der Spitze stand; allein die Gesinnung Pétions, des schleichenden zweideutigen Heuchlers, der, während er sich die Miene gab für Verfassung und Gesetz einzustehen, zugleich um die Pläne der Insurgenten wußte und sie heimlich begünstigte, sowie die Spaltung der Municipalbehörden, deren Befehlen die Nationalgarde unterstellt war, in den alten Gemeinderath und das revolutionäre Centralcorrespondenzbureau ließen schließlich doch den Sieg der stürmenden Masse erhoffen. War man doch sechs Wochen früher dem Ziele nahe genug gestanden.

Die Insurrection und der Staatsstreich auf dem Stadthause. 10. Aug. 1792.

So schritt man denn ans Werk. Als um Mitternacht die Sturmglocke von der alten Kirche St. Germain l'Auxerrois erschallte und der Generalmarsch geschlagen ward, eilten alle Bewaffnete auf ihre Sammelplätze und zugleich die Municipalitätsräthe und die Sectionscommissare auf das Stadthaus. Die Marseiller, von Danton in ihrer Caserne aufgesucht und zum Aufbruch angefeuert, die Brester Freiwilligen und die Pikenmänner aus den demokratischen Vorstädten folgten ihren Hauptleuten, die von den Clubrednern die Parole erhalten hatten; Nationalgarden, so viele von ihnen den Muth hatten zum Kampfe für Ordnung und Recht auszuziehen, stellten sich unter die Fahne Mandats, der sie nach den Tuilerien führte, nachdem er am Pontneuf ein Bataillon mit zwei Geschützen aufgestellt. Dieser Brückenposten konnte den heranziehenden Insurgenten Schwierigkeiten bereiten, indem er die Vereinigung von St. Antoine und St. Marceau verhinderte; aber als sie sich der Brücke näherten, waren die Truppen bereits entfernt. Manuel hatte sie im Namen der Municipalität abberufen. Nun stand den republikanischen Heerhaufen, welche unter der Führung Santerre's und des Elsässers Westermann in wachsenden Colonnen heranzogen, der Weg nach den Tuilerien offen, die aber wohl beschützt und vertheidigt waren. Außer der Nationalgarde, die etwa dreitausend Mann stark um das Schloß aufgestellt war, meistens wohlgesinnte und ordnungsliebende Bürger aus den mittleren Ständen unter Mandats Führung, waren die Thore, Zugänge und inneren Räumlichkeiten von einem Schweizerregiment in der Höhe von neunhundertfünfzig Streitern und von berittenen Gensdarmen von fast gleicher Stärke bewacht, und in den Gemächern befanden sich gegen zweihundert Edelleute, meistens ältere Männer hohen Ranges, die sich in altaristokratischer Hoftracht mit Degen oder

andern unzulänglichen Waffen eingefunden hatten, um dem Königthum ihre letzten Kräfte zu weihen oder mit demselben unterzugehen. Auch Pétion der Maire und Röderer der Departementsprocurator und Syndikus, waren in das Schloß beschieden worden. Pétion versicherte den König, die Gährung sei zwar groß, er habe jedoch Alles gethan zum Schutze der Majestäten. Bald darauf verschwand er im Garten, wohl weniger weil es ihm zu heiß war, wie er zu Röderer sagte, als weil er einer Unterredung mit Mandat, dem er den Befehl ertheilt hatte Gewalt mit Gewalt zu vertreiben, aus dem Wege gehen wollte. Schwerlich hätten die Insurgentenhaufen, die keineswegs siegesfreudig oder kampflustig auftraten, unter solchen Umständen einen Angriff gewagt; aber was ihnen an Muth und Entschlossenheit abging, ersetzte Verrath und die Schwachheit des Königs. Noch vor Tagesanbruch nämlich waren die Vertreter der Sectionen auf Anregung einiger Demagogen der Antonsvorstadt und der Agenten der Jacobiner und Cordeliers in das Stadthaus gedrungen, siebenzig bis achtzig namenlose Leute hatten sich unter der Leitung des uns bereits bekannten Huguenin, eines alten Gerichtschreibers, als revolutionäre Commune constituirt, und brachten nun den Rumpf des bisherigen Gemeinderaths, in welchem bei der Abwesenheit Pétions der jacobinische Professor Cousin den Vorsitz hatte, dahin, daß er sich ihnen unterordnete und zu Willen war. Auf Verlangen des Sectionsausschusses beschied nun Cousin im Namen der bisherigen Municipalität den Generalcommandanten Mandat vor seine Schranken, um Rechenschaft abzulegen über sein Thun und Vorhaben. Der gerade Mann leistete der Ladung Folge. Aber wie erschrack er, als er in dem Sitzungssaal fast lauter fremde Gesichter erblickte! Von Cousin über sein eigenmächtiges Auftreten in Verhör genommen, berief er sich auf den vom Maire erhaltenen Befehl. Schon wollte er nach den Tuilerien zurück, als ihn der Vorsitzende der Sectionscommission mit den heftigsten Vorwürfen überhäufte, daß er das Blut patriotischer Bürger vergießen wolle, und von ihm die Unterzeichnung eines Armeebefehls verlangte, kraft dessen die Nationalgarde von dem Kampfe ablassen sollte. Mandat weigerte sich standhaft, einen solchen Befehl auszustellen, und sollte nun ins Gefängniß abgeführt werden. Kaum hatte er aber das Stadthaus verlassen, so fielen die Mordgesellen des Aufruhrs über ihn her, tödteten ihn von hinten durch einen Pistolenschuß und warfen seinen Leichnam in die Seine. Die revolutionäre Commune ernannte darauf Santerre aus der Antonsvorstadt zum Generalcommandanten, erklärte die alten Stadträthe im Namen des souveränen Volkes für abgesetzt und nahm das städtische Regiment in die eigene Hand. So entstand die berühmte Commune vom 10. August, eine revolutionäre demokratische Gemeindebehörde von etwa hundertfünfzig Mitgliedern, in welcher neben einigen der bisherigen Municipalbeamten und Räthe wie Danton, Manuel, Sergent, Royer Collard u. A. Männer saßen, deren Namen bald der Schrecken der Welt werden sollten, wie Chaumette, Rossignol, Bourdon,

Huguenin, Fabre d'Eglantine, Chambon, Robert, Billaud-Varennes, und besonders Hebert, Journalist und Schöngeist, der unter aristokratischen Formen und Gewohnheiten eine cynische Frivolität, eine gemeine pöbelhafte Gesinnung und einen demokratischen Fanatismus barg. Nach gelungenem Werk trat auch Robespierre hinzu. Pétion wurde auf sein eigenes Zuthun von der Nationalversammlung aus dem Schlosse abberufen, dann durch den Ausschuß der Sectionen in seine Wohnung gebracht und unter militärische Aufsicht gestellt. So entzog er sich jeder Verantwortlichkeit.

Das Tuilerienschloß bedrängt. Der revolutionäre Staatsstreich der Commune, in einem obscuren Winkel der Antonsvorstadt bei nächtlicher Weile geplant, in früher Morgenstunde durch Gewalt und Ueberraschung auf dem Rathhause ins Werk gesetzt und vollendet, führte den Umsturz des Thrones und eine zweijährige Schreckensherrschaft voll blutiger Gräuel herbei. Die zum Schutze der Tuilerien aufgestellte Nationalgarde, ohnedies getheilter Meinung und unlustig zum Kampf gegen Mitbürger, gerieth nun, als der Obercommandant nicht mehr zurückkam, vollends in Verwirrung und Unsicherheit. Die Schwankenden und Muthlosen zogen ab; sie fürchteten dem Volkshasse und den Verdächtigungen des Pöbels zu verfallen, wenn sie mit den Schweizern und den im Schlosse anwesenden Adeligen gemeinsame Sache zur Vertheidigung eines Königs machten, der sich selbst aufgegeben zu haben schien, der in dem verzweifelten Momente keine Spur von männlichem Muthe, von einem Aufschwung der Seele zeigte. Dadurch wuchs den Pikenmännern und der herandrängenden revolutionären Masse der Muth. In den Straßen sah man Danton und Camille Desmoulins, wie sie die Heranziehenden anfeuerten; die übrigen hervorragenden Clubhelden, wie Robespierre, Marat, Fabre d'Eglantine u. A. „lagen in ihren Höhlen" so lange Gefahr vorhanden war. Immer größer und drohender wurde die Volksmenge auf dem Platze; von den Gensdarmen gingen viele weg oder zum Volke über; die Kanonen wurden theils entladen, theils auf das Schloß gerichtet; die Marseiller, die Cordeliers, die bewaffneten Schaaren der Vorstädte drangen immer ungestümer vor. Auf Zureden seiner Umgebung zeigte sich Ludwig auf dem Balcon nach dem Carrouselplatze. Noch hörte man den Ruf: „Es lebe der König!" aber der Gegenruf: „Hoch die Nation, nieder mit dem Veto, nieder mit dem Verräther!" überschallte den andern. Bleich und entmuthigt zog sich Ludwig zurück und verlor nun vollends alles Selbstvertrauen. Das Beispiel der Königin, die allein Standhaftigkeit und Seelenstärke bewies, vermochte den zagenden Fürsten nicht zu einem muthigen Entschluß zu erheben. Die Erscheinung einer Deputation vom Stadthaus mit der Meldung, daß das Volk laut die Absetzung des Königs verlange, mehrte die Verlegenheit.

Die königliche Familie in der Nationalversammlung. Allein wie groß immer das Menschengewoge auf den Straßen und Plätzen war, und wie viele Drohreden ausgestoßen wurden, zu einem Sturmangriff auf das Schloß fehlte der Muth, so lange die Schweizer die Eingänge und das

Treppenhaus hüteten und in ihrer strammen militärischen Haltung den undisciplinirten Schaaren der Pikenmänner und der aufständischen Volkshaufen wie eine feste Mauer gegenüberstanden. Ein entschlossenes männliches Auftreten Ludwigs hätte noch immer einen Umschwung herbeiführen, noch immer das Aeußerste abwenden können; aber was war von einem Fürsten zu erwarten, der sich bei seinem Beichtvater Raths erholte? Und doch wurde die tragische Katastrophe des Tages erst durch einen zweiten Verrath entschieden. Als der Tumult von Außen und die Verwirrung im Innern den höchsten Grad erreicht hatte, trat der Departements-Syndicus Roederer, der das Schloß nicht gleich seinem Genossen Pétion verlassen hatte, an den König heran und rieth ihm, sich mit den Seinen unter seiner Führung in den Schooß der Nationalversammlung zu begeben, nur dort könne er für ihre Sicherheit einstehen. Die Königin fuhr heftig auf, das Blut der Maria Theresia rollte in ihren Adern; der König war schwankend. Aber Roederer faßte ihn an seiner schwachen Seite: er machte ihn verantwortlich für das Blutvergießen, das durch sein Zögern entstehen würde, und ängstigte ihn mit der Hinweisung auf die drohende Gefahr, wenn noch ein Augenblick verloren werde. Der Genosse Pétions erreichte seinen Zweck. Der König stand auf und rief: „Gehen wir!" Und so verließ denn die königliche Familie, begleitet von Frau von Tourzelle, der Prinzessin Lamballe und einigen Ministern das Tuilerienschloß, in das sie nie wieder zurückkehren sollten. Die Bäume entlauben sich frühe, sagte Ludwig, als er beim Durchschreiten des Schloßgartens viele Blätter auf dem Boden liegen sah. Auf einer Terrasse, an welcher der Zug vorüberging, erblickten sie die Leichen von elf Royalisten, welche eine Stunde vorher von einer Patrouille erschlagen worden waren, um sie herum ein Pöbelhaufen, Théroigne de Méricourt an der Spitze, Schmähungen und Verwünschungen ausstoßend. Beim Eintreten in den Versammlungssaal sagte der König: „Ich bin hierhergekommen, um ein großes Verbrechen zu verhindern, und ich denke, daß ich nirgends sicherer sein kann als in Ihrer Mitte, meine Herren". Er wollte sich neben den Stuhl des Präsidenten Vergniaud setzen, aber auf die Bemerkung eines Mitglieds, daß die gesetzgebende Gewalt nicht in Gegenwart der vollziehenden berathen dürfe, verließ er diesen Platz, um sich mit seiner Familie in die enge und niedrige Loge zu begeben, wo die Schnellschreiber für die Tagespresse zu sitzen pflegten. Hier verbrachten die Unglücklichen den Rest des Tages und die Hälfte der folgenden Nacht, sechzehn qualvolle Stunden, um Zeugen zu sein, wie man Innen das Königthum des alten Frankreich zu Grabe legte und Außen die letzten Stützen und Verfechter des Thrones hinschlachtete.

Erstürmung der Tuilerien.

Kaum hatte nämlich der König das Schloß verlassen, so zog der Rest der Nationalgarde weg oder schloß sich den Aufständischen an. Ihre Aufgabe war ja nur den König zu schützen, nicht die Schloßmauern zu vertheidigen. Ungehemmt drangen nun die Empörer bis an die Thore, mit Ungestüm Einlaß verlangend. Aber die Schweizer hatten dem König Treue und Gehorsam geschworen.

Ludwig hatte sie bei seinem Abgang ihres Eides nicht entbunden; ihre Soldatenehre legte ihnen die Pflicht auf, das ihrer Obhut anvertraute Schloß mit allen noch darin weilenden Dienern, Hofleuten und Adeligen zu schirmen und zu erhalten. Als die brausende Menschenflut immer mehr vordrang, zog sich die Garde nach der großen Schloßtreppe zurück. Der Oberst unterhandelte mit einigen Führern der Pikenmänner über einen Vertrag; aber ehe es zu einem Verständniß kam, sah er sich und seine Leute durch die hereinwogende Masse so bedrängt, daß er Befehl zum Feuern gab. Einige der Vordersten fielen todt oder verwundet zur Erde. Heulend stürzte die Menge fort, bedroht von den Kugeln, welche die Schweizer aus den Thüren und Fenstern herabschossen. Ein plötzlicher Ausfall vermehrte den Schrecken; Mord und Verrath schreiend, eilten die Bewaffneten und Unbewaffneten in wilder Flucht davon; in einem Augenblick waren Höfe und Plätze geräumt, das Schloß frei. Als man das Schießen in dem nahen Sitzungshaus hörte, richteten einige Deputirte zürnende Fragen an den König und schüchterten ihn so ein, daß er sofort eine Botschaft absandte mit dem Befehl, die Schweizergarde sollte das Feuern unterlassen, die Tuilerien räumen und sich auf die Nationalversammlung zurückziehen. Dadurch wurden die treuen Beschützer der Monarchie dem Untergange geweiht. Kaum merkten die Insurgenten, daß die feindlichen Gewehre ruhten, so stürmten sie voll Wuth und Rachbegierde in das Schloß, aus welchem die Schweizer gerade abgezogen waren, mordeten Alle, die sie in den Gemächern antrafen, zerstörten Hausgeräthe und Möbel, schleppten Kostbarkeiten, Pretiosen und Silber auf das Stadthaus. Die Schweizer aber wurden auf ihrem Marsche durch den Garten und auf dem Place Louis-Quinze von allen Seiten beschossen und durch Kreuzfeuer bedrängt, so daß die meisten ohne Gegenwehr umkamen. Ein kleiner Rest gelangte nach der Reitschule, wo er seine Waffen an die Nationalgarde abgab. Die übrigen, gegen achthundert Mann, Offiziere und Gemeine, sowie mehr als tausend Royalisten, Edelleute und königliche Diener blieben im Kampfe oder fielen nachher als Opfer der Volkswuth. Clermont-Tonnerre's Leiche wurde von seiner Frau in der Straße gefunden; ein ehemaliger Diener hatte ihn einer Mordbande verrathen. Die Zahl der am 10. August auf verschiedene Weise Umgekommenen wird auf fünftausend angegeben. Noch auf dem Felsen von St. Helena erinnerte sich Napoleon der Leichenhaufen, mit denen damals der Tuileriengarten angefüllt war.

Beschlüsse der Nationalversammlung.

Während dieser Vorgänge faßte die Nationalversammlung auf Vergniauds Antrag den Beschluß, die königliche Gewalt zu suspendiren, den König mit seiner Familie unter Aufsicht zu stellen, dem Dauphin einen Erzieher zu geben und einen durch allgemeines Stimmrecht zu wählenden Nationalconvent einzuberufen, von dessen Entscheidung die künftige Staatsform und Verfassung ausgehen sollte. Bald darauf wurde die königliche Familie nicht in das Palais Luxembourg, wie man Anfangs beschlossen, sondern in den Temple, ein altes von den Tempelherren erbautes festes Schloß gebracht, und eine Commission beauftragt, Vorschläge

über ihre Verpflegung anstatt der bisherigen Civilliste zu machen. Von den Wächtern mit Schmähung und Kränkung überhäuft, jeder Bequemlichkeit des äußern Lebens beraubt, auf das Strengste von jedem Verkehr mit der Außenwelt abgeschnitten, verlebten die hohen Gefangenen in der düstern Burg bittere kummervolle Tage, bis der Tod sie erlöste. „So war der Thron ledig geworden", bemerkt Häusser, „nicht weil seine Vertheidiger der unwiderstehlichen Tapferkeit der Helden vom 10. August erlegen wären, sondern weil die Monarchie sich selber aufgegeben hatte. Sie konnte sich im äußersten Falle hier eine glänzende Leichenfeier bereiten, sie konnte kämpfend fallen und die Bewunderung auch der Feinde sich ertrotzen; aber dazu empfand Ludwig XVI. keine Versuchung, lieber trug er Schande über Schande, ließ er sich Stufe für Stufe erniedrigen und entwürdigen, als daß er nur einen Moment solche Empfindung gehabt hätte. Wie stumpf mußte der Mann geworden sein, um dies Leben höher zu schätzen, als den ritterlichen Tod im eigenen Schlosse".

Stellung der Gironde.

Die Gironde gedachte nun die Früchte des Sieges vom 10. August einzuthun: das frühere Ministerium Roland, Servan, Clavière sollte zurückkehren und in Gemeinschaft mit der Nationalversammlung das Staatswesen leiten. Da zeigte es sich aber bald, daß die revolutionäre Bewegung bereits über ihre Köpfe weggeschritten war. Wohl nahmen die drei genannten Männer noch einmal ihre Sitze im Ministerium ein, neben ihnen der Jacobiner Monge, ein talentvoller Mathematiker; aber die Seele des Cabinets war der furchtbare Danton als Justizminister und Siegelbewahrer. Die Cordeliers hatten mit den Marseiller Föderirten die Revolution vom 10. August zu Stande gebracht; was war daher natürlicher als daß ihr Führer, der bei dem Aufstand mitgewirkt, ihm Richtung und Impulse gegeben hatte, während die Girondisten zu Hause oder im Sitzungssaal der Reitschule geblieben waren, nunmehr auch an die Spitze der neuen Regierung trat? Roland und seine Freunde erkannten bald, daß sie nur Werkzeuge in der Hand Dantons waren. Die Zeit der halben Maßregeln war vorüber. Die Jacobiner zürnten, daß die in dem Reichstag beschlossene Suspension des Königs anstatt der Absetzung immer noch einen Schimmer von Hoffnung für eine Restauration des Königthums übrig ließ. In einer gährenden Zeit wie die damalige muß man Hammer oder Ambos sein; was dazwischen liegt wird zermalmt. Die Girondisten haben sich durch den 10. August ihr eigenes Grab gegraben. „Selten hat die Nemesis so rasch und unerbittlich eine Partei ereilt, die zwischen Republik und Monarchie spielte und keine von beiden ernstlich wollte".

Haltung der Nation. Lafayette u. Talleyrand.

Die Nationalversammlung, die bis zur Beendigung der Wahlen für den Convent im Regiment blieb, schickte Commissare in die Departements ab, um die jüngsten Beschlüsse zu verbreiten und den Heeren neue Eide abzunehmen. Ueberall fügte man sich, wenn auch da und dort mit innerem Widerstreben der dominirenden Macht der Hauptstadt. Was konnte unter den obwaltenden Umständen auch Anderes geschehen? Die

royalistischen oder conservativen Elemente waren ohne Plan und Organisation, während die Jacobinerclubs aller Orten den bestimmten Weisungen des großen Pariser Vereins gehorchten. Das von Condorcet verfaßte Manifest an die Nation suchte nur die Nothwendigkeit des Aufstandes angesichts der vom Auslande drohenden Gefahr darzulegen, ohne von der Einführung einer Republik zu reden. Die von der Nationalversammlung ausgesprochene Suspension des Königs konnte ja somit, wie einst bei der Flucht, eine vorübergehende sein, die monarchische Verfassung wieder zur Geltung kommen. In zwei Punkten war die ganze Nation einig, in dem Abscheu gegen das alte Regime und im Zorn gegen die Einmischung der Fremden. Beiden Empfindungen trug die That des zehnten August Rechnung. So nahm man denn in den Provinzen mit verzweifelter Resignation hin, was man nicht ändern konnte. Nur in Sedan, wo Lafayette im Lager stand, um mit Linientruppen und Nationalgarden dem preußischen Heere, das kriegslustig und voll Selbstgefühl von Coblenz aus über Trier gegen Lothringen vorrückte, den Einzug auf das französische Grenzgebiet zu wehren, wurde ein muthiger Versuch des Widerstands gemacht. Auf die erste Kunde von der neuen Straßenrevolution hatte Lafayette die Gemeinde- und Bezirksbehörden zu einem Protest gegen den Umsturz der Dinge veranlaßt und Offiziere und Mannschaften seiner Armee auf die Treue gegen König, Nation und Verfassung vereidigt. Als nun am 14. August die drei Commissare der Nationalversammlung in Sedan anlangten, um die neue Ordnung beschwören zu lassen, gab der General Befehl die Abgesandten zu verhaften. Aber was konnte ein solcher vereinzelter Fall bewirken, da alle andern Heerführer, in erster Linie Dumouriez, den Befehlen der Nationalversammlung Folge leisteten? Durfte Lafayette Angesichts der feindlichen Heere das Lager verlassen, um einen Handstreich gegen Paris auszuführen? Sein Patriotismus und sein Rechtssinn widerstrebten einem solchen Gedanken; auch war seine Natur zu einem eigenmächtigen dictatorischen Vorgehen nicht angelegt. Zudem konnte er sich bei der Ankunft neuer Abgesandten von Paris bald genug überzeugen, daß sowohl die Mehrheit seiner Soldaten als der Departementsbehörden mit den Republikanern übereinstimmten. Von der Nationalversammlung als Hochverräther erklärt und zur Verantwortung vorgeladen, sah er sich verlassen und in Lebensgefahr. Es blieb ihm nichts übrig als Flucht. Seine Absicht war sich mit einigen Gesinnungsgenossen, darunter Alexander Lameth und Latour-Maubourg, sowie mit den Offizieren und Soldaten, die ihm treu blieben, über Belgien nach Nordamerika zu begeben. Aber er fiel in die Hände der Feinde, die ihn zum Kriegsgefangenen machten und als politischen Verbrecher mit unedler Härte behandelten. Fünf Jahre lang wurde Lafayette als Staatsgefangener in Magdeburg und Olmütz festgehalten. Als er wieder die Freiheit erlangte, war eine neue Zeit angebrochen; aber für den Herold der amerikanischen Freiheitsideen war kein Raum mehr in der neuen Ordnung Frankreichs. Den Oberbefehl über die Nordarmee übernahm an Lafayette's Stelle General Dumouriez. Luckner wurde durch den Jacobiner Kellermann ersetzt. Dem Bischof Talleyrand wurde es unter den obwaltenden Umständen unheimlich in Paris. Er hatte schon vor Ausbruch des Krieges mit dem englischen Minister Pitt diplomatische Unterhandlungen gepflogen, um die Regierung von Großbritannien von dem Anschluß an die Continentalmächte abzuhalten. Jetzt ließ er sich von Danton einen Paß nach London ausstellen, um die unterbrochene Mission wieder aufzunehmen. Als aber einige Monate nachher England dennoch in den Krieg gegen Frankreich eintrat, war ihm der Aufenthalt in dem Inselreiche nicht länger gestattet. Nach dem von der Revolution durchwühlten Vaterlande, wo ihm eine Anklage drohte, wagte er nicht zurückzukehren. Darum begab er sich mit Beaumetz in die Vereinsstaaten von Nordamerika und wartete dort ruhigere Zeiten ab.

II. Die Revolution auf der Höhe.

I. Das republikanische Frankreich bis zum Sturz der Gironde und die europäische Coalition.

1. Die Pariser Commune und die Septembertage.

Der neue Gemeinderath u. seine Häupter.

Der zehnte August war die Großthat der Pariser Demokratie, die in den Versammlungen der Sectionen und in dem bewaffneten Proletariat der Vorstädte ihre Macht hatte, in dem neuen Gemeinderath, der in der Schreckensnacht sich als Ausschuß des souveränen Volks eigenmächtig auf dem Stadthaus constituirt hatte, und sich dann nach errungenem Sieg aus den Reihen der wildesten Demagogen ergänzte und verstärkte, ihr lebensvolles thatkräftiges Organ besaß. Auch Robespierre war, wie erwähnt, am 11. August beigetreten, und trug die ganze Fülle seines Hasses, seines Mißtrauens und seiner Herrschsucht in die Versammlung. Aber nicht er war in den ersten Tagen das leitende Haupt, sondern der kühne Danton, den, nach seinem eigenen Ausdruck, eine Kanonenkugel ins Ministerium getragen. Er war bereits zu Bette gegangen, als Fabre d'Eglantine und Camille Desmoulins in sein Zimmer stürzten mit der Nachricht, er sei von der Nationalversammlung mit überwiegender Majorität zum Justizminister ernannt worden, und sich sofort Aemter von ihm erbaten. Wir haben den gewaltigen Mann von athletischer Gestalt und mächtiger weithin tönender Stimme, der aus einem geringen Winkeladvokaten durch die Revolution zu einer dictatorischen Machtherrschaft emporgestiegen war, schon bei mehreren Gelegenheiten kennen gelernt. Die nachgebornen Geschlechter haben ihn bald mit einem Jupiter Tonans, bald mit dem Satan Miltons verglichen. Sein Angesicht war der Spiegel seiner Seele: auf dem imposanten von Blattern zerrissenen Gesichte, das durch seine Häßlichkeit bald abstieß, bald anzog, und in dem blitzartigen Glanze der Augen erkannte man den Ausdruck einer verwegenen Herrschernatur, die Alles wagt, um Alles zu gewinnen, die mit dem Instinkte eines reißenden Thieres der Wüste den Gegner erbarmungslos niederwirft, um die eigenen wilden Begierden und Triebe zu befriedigen; in dem scharf geschnittenen Mund eine heftige Sinnlichkeit und eine dämonische Energie, mit einem feinen Zuge von Milde und Großmuth. Aus den engen bürgerlichen Kreisen der Provinz in die gährende Hauptstadt geworfen, hatte er sich in den Krater der Revolution gestürzt mit der Absicht, dort die Befriedigung seiner Leidenschaften, seiner Lüste, seiner Genußsucht zu finden, die ihm einziger Lebenszweck war. Er hatte die Höhlen des Lasters durchwandert und in der Atmosphäre, in welcher er sich bewegte, jede Rücksicht auf Grundsätze und Moral, jede Begeisterung für Ideale, jeden Glauben an menschliche Tugend und Sitt-

Danton.

lichkeit verloren. Er hatte an den Orgien des Herzogs von Orleans Theil genommen, er hatte von dem bedrängten Hof Geldsummen bezogen, ohne daß er durch die Gefühle der Dankbarkeit in der Freiheit seines Handelns, in der Verfolgung seiner egoistischen Zwecke sich hätte hemmen oder zurückhalten lassen. Er machte gar kein Hehl daraus, daß er die Revolution als das große Schlachtfeld betrachte, von dem er als Beute alle die Güter und Sinnengenüsse davon zu tragen hoffe, die seiner selbstsüchtigen Seele als Lebenszweck vorschwebten, als Preis und Ziel eines Daseins, das nur auf Welt und Zeit beschränkt sei. Danton war der Typus der französischen Volksnatur, daher er auch eine wunderbare Herrschaft über die Masse übte; sein wilder ungeordneter Redestrom glich der glühenden Lava eines Vulkans, die Alles mit sich fortreißt. Mit Recht hat man ihn den Mirabeau der niedern Schichten, den großen Tribun der Gasse und der Barrikaden genannt; ein cynischer Sansculotte, imponirte er dennoch dem gemeinen Haufen und zwang ihn in seine Dienste; ein Wütherich und Tyrann in den Stunden der Leidenschaft und Rachgier, war er wieder im Kreise von Lüstlingen und frohen Zechern ein gemüthlicher heiterer Lebemann und guter Kamerad; in den Momenten revolutionärer Erregung fuhr er wie ein Orkan einher, schaltete er schonungslos über Menschenleben und Erdenglück; und dennoch war er von Natur nicht grausam und blutdürstig; unter den wildesten Scenen des Mordens konnte er einigen Gegnern wohlmeinende Winke geben, zur Flucht verhelfen; eine gewisse Gutmüthigkeit, ein Grundzug der französischen Volksnatur, lag in der Tiefe seiner Seele verborgen und bewährte sich öfters in leidenschaftlichen Stunden. Das Unglück Einzelner konnte ihm die größte Theilnahme, das innigste Mitgefühl einflößen. Er war der eigentliche „Großmeister der Sansculotten"; er gebot über die Masse mit souveräner Machtfülle und bediente sich ihrer für seine Zwecke, ohne ihr zu schmeicheln und ohne sie zu fürchten.

Macht der Commune.

Durch die demagogische Energie Dantons und seiner Genossen bei den Cordeliers, durch die schleichende denunciatorische Politik Robespierre's, der im Jacobinerclub giftige Pfeile abschoß, und aus seinem finstern menschenfeindlichen Herzen unheilschwangere Gedanken und vieldeutige Reden hervorholte, durch den cynisch-revolutionären Journalismus Marats, dessen „Volksfreund" nach Unterdrückung aller royalistischen Blätter das eigentliche Regierungsorgan ward und die Ermordung aller Reactionäre, sowie Confiscation ihres Vermögens als die einzig wirksame und richtige Politik empfahl, und durch die Schreckensmänner, die sich an die Fersen dieses Triumvirats hefteten, wurde die Pariser Commune die herrschende Staatsmacht, welche die girondistische Nationalversammlung mit ihren halben Maßregeln in den Schatten drängte und ein Regiment des Schreckens und Blutvergießens aufrichtete, wie seit den Tagen des Sulla und Marius die Weltgeschichte kein ähnliches gesehen hatte. Durch den Grundsatz, daß das Volk im Zustande der Insurrection seine Souveränetät unmittelbar ausübe, bemäch-

tigte sich die Commune einer dictatorischen Gewalt, der die Nationalversammlung als Werkzeug dienen mußte. Sie war es, welche die Abführung der königlichen Familie in den Thurm des alten Templergebäudes durchsetzte; auf ihr Zuthun wurden alle Friedensrichter, welche bisher die politischen Untersuchungen eingeleitet hatten, ihrer Functionen enthoben, den Gemeindebehörden und Sectionsversammlungen die Aufsicht, Anzeige und Verhaftung aller Feinde der Freiheit und des Vaterlandes überwiesen. Als die Nationalversammlung die Pariser Municipalverwaltung wieder dem Departementsrath unterordnen wollte, erklärte Robespierre an der Spitze einer Deputation, „der Gemeinderath sei von dem Volk gewählt und müsse die Machtvollkommenheit des Souveräns behalten, sonst würde sich das Volk noch einmal zur Rache erheben". Und die Nationalversammlung wagte nicht auf ihrem Beschluß zu beharren, sondern ließ sich zu der Erklärung drängen, „daß der Departements-Administration nicht die Befugniß zustehe, die Handlungen des Gemeinderaths der Hauptstadt zu überwachen". So riß die Pariser Commune alle Gewalt an sich; das Stadthaus, von Kanonen geschützt, war wie das Hauptquartier in einem revolutionären Volksheer. Tag und Nacht waren die Mitglieder versammelt; sie aßen und schliefen im Saal und in den Ausschußgemächern; in allen Anliegen wendete sich das Volk an sie; wie in der Reitschule und im Jacobinerclub waren Tribünen angebracht, auf welchen lärmende Zuschauer ihren Beifall oder ihr Mißfallen kundgaben.

Diese dominirende Volksgewalt zu erhalten und alle Feinde der Demokratie zu vernichten, war nunmehr das eifrigste Bestreben der schrecklichen Männer der Commune. Die Nationalversammlung, durch Drohungen eingeschüchtert, mußte selbst die Hand dazu bieten, und Danton, der im Ministerium wie auf dem Stadthause das entscheidende Wort führte, traf die nöthigen Anordnungen zur Erreichung des Ziels. Sein Ausspruch, „man muß den Royalisten Furcht machen", ließ den ganzen Terrorismus ahnen, der nach dem 10. August ins Werk gesetzt ward. Die Zerstörung aller königlichen Bilder, Abzeichen und Denkmäler in Paris, die Einsetzung eines Kriegsgerichts, das mehrere Royalisten und Vertheidiger der Tuilerien zum Tode verurtheilte und durch die von dem Pariser Arzt und Deputirten Guillotin empfohlene, auch nach ihm benannte Enthauptungsmaschine hinrichten ließ, der Beschluß der Nationalversammlung, daß ein festes Lager unter den Mauern der Hauptstadt errichtet werde zur Aufnahme der Patrioten, die sich als freiwillige Krieger melden würden, waren die Einleitung zu weiteren Maßregeln des Schreckens. Das Vordringen der Feinde auf französischer Erde war ein furchtbares Agitationsmittel in den Händen der Revolutionsmänner, um die nationalen Leidenschaften zu erregen. Nicht nur daß das ganze Land mit Werbelagern bedeckt ward, wo die Patrioten zu Tausenden die Aufnahme in das Heer begehrten; daß man die Eisengitter von den Palästen, die Glocken von den Kirchen wegnehmen ließ, um den Waffenvorrath zu mehren; daß man das silberne Kirchengeräth in Beschlag nahm; auf Grund

Revolutionärer Terrorismus.

eines Dekrets der Nationalversammlung, daß die hohe Sicherheitspolizei den Municipalitäten übertragen und daß Nachforschungen angestellt werden sollten nach Waffen und Schießbedarf, ordnete die Commune eine allgemeine Haussuchung an und begründete eine Schreckensherrschaft, ein Spionir- und Denunciationssystem, dem alle Gegner der Revolution, alle Royalisten, Aristokraten und Reactionäre zum Opfer fallen mußten. Man wollte die Widersacher der Revolution mit einem Gewaltstreich zermalmen. Der von der Nationalversammlung ernannte Sicherheitsausschuß trat bald in Schatten vor der demokratischen Energie des Stadthauses. Der Generalrath der Commune errichtete ein besonderes Ueberwachungs- und Polizei-Comité, das mit Hülfe neugewählter Sections-Commissarien für die Sicherheit der Hauptstadt sorgen sollte, und setzte ein außerordentliches Volksgericht ohne Cassationsinstanz ein mit dem Auftrag, gegen alle Angeklagten in summarischer Weise vorzugehen, der Anfang des spätern Revolutionstribunals. Außer Panis, Sergent, Lenfant begegnet man unter den Mitgliedern des Ueberwachungsausschusses meistens Namen, die erst in der Folge unter den Werkzeugen des Terrorismus eine hervorragende Bedeutung erlangten, wie Rossignol, Matthieu, Réal, Duhem, Mehée de la Touche u. A. Ein Befehl der Nationalversammlung, die Stadtthore zu schließen, den eine städtische Deputation unter der Führung von Robespierre ertrotzte, „da die heilige Sache auf allen Seiten von mörderischen Complotten bedroht sei und die Oeffnung der Barrieren jedem Verräther Sicherheit verschaffe", gab der Verfolgung und dem blutigen Gewaltstreich, den man auf dem Stadthause geplant hatte, Rückhalt und größeren Umfang.

Es war den Revolutionsmännern weniger um die Abwehr der Kriegsgefahr zu thun, so sehr sie auch dieselbe bei ihren Aufwiegelungen in die erste Linie stellten, als darum, sich die bevorstehenden Wahlen zum Nationalconvent zu sichern. Dies erreichten sie am ersten, wenn sie durch ein Blutgericht die Gegner beseitigten und durch die Tyrannei des Schreckens ihren Gesinnungsgenossen und allen Gliedern des Jacobinerclubs ein offenes Feld politischer Thätigkeit bereiteten. Ihr nächster Schlachtplan war mehr gegen den innern Feind gerichtet als gegen den äußern. Dieser Zweck lag auch der Umgestaltung der Pariser Nationalgarde zu Grunde, die nach den Sectionen neu eingetheilt, durch die Vereinigung der Pikenmänner mit der alten Bürgerwehr verstärkt und unter Santerre's Oberbefehl gestellt ward, eine Einrichtung, durch welche die hauptstädtische Militärmacht thatsächlich in die Hände der Proletarier und Sansculotten kam, sowie einem Dekret der Nationalversammlung, kraft dessen alle Emigrantengüter eingezogen und in kleinen Loosen zum Besten der Staatskasse um geringen Preis verkauft werden sollten, der erste wirksame Versuch, den Begriff der Gleichheit auch auf Besitz und Vermögensstand auszudehnen.

Nächtliche Haussuchungen angeordnet.

Nachdem auf diese Weise die Demokraten des Stadthauses Polizei, Justiz und Bürgerwehr in ihre Hände gebracht, trat Danton in der Nationalversammlung auf und hielt unter dem Eindruck der Uebergabe von Longwy an die Preußen und einer großartigen Todtenfeier für die gefallenen Patrioten im

28. Aug. 1792.

Tuileriengarten eine Rede, die im Lapidarstil das ganze Schreckensregiment

ankündigte, das sich über Frankreich lagern sollte. „Durch eine convulsivische Volkserhebung haben wir den Despotismus gestürzt", sprach er, „durch eine gleiche convulsivische Volkserhebung müssen wir die Despoten zurückwerfen. Man hat die Thore der Hauptstadt geschlossen und hat Recht daran gethan; es war wichtig, sich der Verräther zu bemächtigen; und wenn es deren dreißigtausend gäbe, so müßten sie morgen festgenommen werden. Wir verlangen, daß ihr uns gestattet, Haussuchungen anzustellen. Es muß in Paris achtzigtausend brauchbare Gewehre geben, diese müssen dem Gemeinderath zur Verfügung gestellt werden; denn Alles gehört dem Vaterlande, wenn das Vaterland in Gefahr ist". Die Nationalversammlung bewilligte, was Danton forderte. Durch ein Dekret ward die Commune ermächtigt Haussuchungen anzustellen. Sie wählte dazu die Nacht vom 29. auf den 30. August. Welch einen Anblick bot in jener Schreckensnacht das sonst so belebte Paris! Von Sonnenuntergang an sind alle Häuser, alle Läden geschlossen; Niemand zeigt sich in den Straßen, auf den Promenaden; die Barrieren sind von den Marseillern bewacht; in den Familien herrscht Angst und Unruhe; vor der Phantasie der Royalisten schweben die Geister der Bartholomäusnacht. Von Mitternacht an durchzogen die Commissare der Sectionen die einzelnen Stadttheile Straße um Straße, begleitet von einem Haufen von „Patrioten", welche die der Demokratie abgeneigten Einwohner zur Anzeige brachten, und von Pikenmännern der Vorstädte, welche die Waffen wegtrugen und die Verhafteten in die Gefängnisse abführten. Man fand nicht mehr als zweitausend Gewehre; desto größer war die Zahl derer, die auf die Anzeige oder den Verdacht hin, daß sie royalistische, reactionäre oder aristokratische Gesinnungen hegten, in die verschiedenen Gefängnisse abgeführt wurden. Zwei Tage und zwei Nächte dauerten die Haussuchungen mit ihren Schrecken; über ganz Paris lagerte der dumpfe Druck angstvoller Sorge; wer nicht zum jacobinischen Proletariat gehörte, hielt sich still zu Hause; Einzelne suchten verborgene Zufluchtsstätten bei Freunden.

Die Nationalversammlung von der Commune beherrscht.

Den Girondisten in der Nationalversammlung und im Ministerium wurde es unheimlich. Sahen sie doch selbst Pétion von den engeren Berathungen der Insurgentenversammlung ausgeschlossen. Sie machten daher einen Versuch, die revolutionäre Gewalt zu brechen: ein Antrag Guadets, die Commune vom 10. August aufzulösen und die Sectionen zu neuen Wahlen aufzufordern, erhielt im Reichstag die Mehrheit der Stimmen, aber der Beschluß kam nicht zur Ausführung, vielmehr überbrachte eine Deputation des Stadthauses, zu der man auch Pétion gepreßt hatte, eine von Robespierre verfaßte Adresse, in welcher die Versammlung mit scharfen und drohenden Worten wegen ihres Zauderns in Bestrafung der Verräther zurechtgewiesen, und ihr von Neuem nachdrücklich zu verstehen gegeben ward, daß der Gemeinderath seine Vollmacht aus den Händen des souveränen Volks empfangen habe und sie behaupten werde. Ein lärmender Volkshaufen, der das Sitzungshaus umstellt hatte, bekräftigte den Inhalt der von Tallien verlesenen Adresse. Ebenso wenig konnte die Gironde die Absendung der Insurgentenarmee von Paris nach dem Kriegsschauplatz durchsetzen; sollten die Patrioten ins Feld ziehen, damit der innere Feind Triumphe feiere? Als die Minister und

die Parteihäupter des Reichstages in einer Abendsitzung über die Lage des Landes sich beriethen, kam Danton auf seinen Ausspruch zurück, „man muß die Royalisten in Schrecken setzen", und begleitete ihn mit einer Geberde, die keinen Zweifel über seine Meinung ließ.

Plan eines Mordgerichts. Der Mordplan wurde von langer Hand zwischen dem Minister Danton und den Leitern der Commune vorbereitet. Damit der Wachausschuß den Aufgaben einer höheren Revolutionspolizei besser genügen könne, erhielt er von dem Gemeinderath die Vollmacht, sich durch neue Mitglieder zu verstärken. Dies gab den Häuptern der Demokratie, den Danton, Robespierre, Marat, Billaud-Varennes, Manuel, Tallien u. A. Gelegenheit, sich entweder unmittelbar durch Eintritt in die Commission oder indirekt durch ihre Creaturen bei den Berathungen zu betheiligen und auf alle polizeilichen Beschlüsse und Handlungen der Hauptstadt einzuwirken. Durch Santerre, der von Robespierre und seinem eigenen Schwager Panis ganz abhängig war, konnte man über die Pikenmänner und die Bürgerwehr der Antonsvorstadt verfügen. Marat hatte wiederholt die Nothwendigkeit dargethan, durch einen Massenmord die Nation von allen Verräthern zu befreien; er hatte noch unlängst, als man die Vertheidiger der Tuilerien vor ein außerordentliches Gericht stellte, ausgerufen: „Welche Thorheit, solchen Leuten den Prozeß zu machen; sie sind schon gerichtet. Es sind Verräther, die man auf der Stelle hätte hinschlachten sollen". Jetzt war die Stunde gekommen, daß man seinen blutschnaubenden Worten Gehör gab. Alle Gefängnisse waren mit Verhafteten angefüllt, deren politische und religiöse Gesinnung von den Ansichten des Tages abwich. Der Justizminister ließ nun durch die Polizei der Commune Verzeichnisse von den Gefangenen aufstellen und traf, nachdem er und seine Freunde eine Anzahl derselben aus persönlichen oder politischen Motiven gestrichen, und viele wegen Schulden oder anderer Vergehen Verhaftete in Freiheit gesetzt, Anordnungen zur Ausführung der Blutgräuel, die unter dem Namen der Septembermorde eines der dunkelsten Blätter in der Geschichte menschlicher Frevelthaten und Leiden bilden. Die Begebenheiten auf dem Kriegsschauplatz kamen den Demokratenhäuptern zu statten. An demselben Tag, da die Unthaten
2. Sept. 1792. in den Gefängnissen vor sich gehen sollten, fiel Verdun in die Hände der Preußen. Man hatte das Ereigniß kommen sehen und benutzte auf dem Stadthause die durch das Vorrücken der feindlichen Heere erzeugte leidenschaftliche Erregung und Wuth zu einer neuen „convulsivischen Erhebung", wie sie Danton vor einigen Tagen als nothwendig verkündigt hatte. Auf Manuels Antrag erließ die Commune einen Aufruf, daß alle wehrhaften Männer die Waffen ergreifen und auf dem Marsfelde sich versammeln sollten; es gelte den heranziehenden Feind zurückzutreiben. Sturmgeläute, Trommelwirbel und der Donner der Lärmkanonen setzten die Stadt in eine fieberhafte Aufregung und Bewegung. Die Nationalversammlung wollte hinter dem patriotischen Aufschwung nicht zurückbleiben; Vergniaud eilte auf die Rednerbühne, um dem Gemeinderath, dessen Auflösung

man zwei Tage vorher beschlossen, Lob zu spenden, daß er ganz Paris unter die Waffen gerufen. Nur durch die Vereinigung aller Patrioten könne das Reich vertheidigt, könne dem Feind eine Grube gegraben werden. Danton schloß eine geharnischte Kriegsrede, worin er die Todesstrafe forderte gegen jeden der nicht ausziehen wollte, gegen jeden der mittelbar oder unmittelbar den Maßregeln der Regierung Ungehorsam entgegensetze, mit den Worten: „Kühnheit, Kühnheit und immer Kühnheit, und das Vaterland ist gerettet". Die Versammlung stimmte Allem bei und ertheilte dem Ministerium die ausgedehntesten Vollmachten.

Dies schien den Häuptern der Commune und des Jacobinerclubs der rechte Moment, durch einen Mordstreich im großartigsten Maßstab, durch einen Akt „titanischer Kühnheit", sich ihrer Feinde zu entledigen. Auf ihren Wink wurde von einigen Sectionen das Verlangen gestellt, man solle angesichts der Gefahren des Vaterlandes die Gefängnisse reinigen, damit nicht, während die Patrioten ihre Waffen gegen den äußern Feind kehrten, Verräther in ihrem Rücken lauerten. Danton und die catilinarischen Existenzen auf dem Stadthause ergriffen mit Begierde diesen Anlaß, um, wie sie längst geplant, die Revolution zum vollen Durchbruch zu bringen, um durch Vernichtung der gegnerischen Elemente in einem Massenmord die Rückkehr des Feudalstaates unmöglich zu machen, jedem Versuch einer Reaction durch Schrecken vorzubeugen, die alte und die neue Zeit durch einen „breiten Blutstreifen" zu trennen. So wurde das Signal gegeben zu den Gräuelscenen der Septembertage. Man durfte nur der Leidenschaft und Rachsucht des von Wuth und Haß erfüllten Pariser Straßenpöbels die Zügel schießen lassen. Der erste Streich traf die eidweigernden Priester. Die Nationalversammlung hatte in einer früheren Sitzung den Beschluß gefaßt, daß alle unbeeidigten Geistlichen, die nicht binnen vierzehn Tagen freiwillig das Reich verlassen würden, nach Cayenne deportirt werden sollten. Als vierundzwanzig dieser Unglücklichen nach dem Abteigefängniß überführt wurden, fiel der Pöbel, aufgereizt von der die Wagen begleitenden Mannschaft aus den Reihen der Föderirten, über die Kleriker her und ermordete sie bis auf den letzten Mann. Darauf zogen auf Befehl des Wachausschusses Banden von Mördern und Bösewichtern, an ihrer Spitze der schreckliche Maillard, in die von Pikenmännern umstellten Gefängnisse von Paris, mit Namenslisten der Verhafteten versehen. Einige von ihnen fungirten als Geschworne und Richter, die andern als Henker. Von diesen entmenschten Schaaren wurden dann unter der Form eines Gerichtsverfahrens die Gefangenen grausam ermordet mit Ausnahme einiger Wenigen, die Danton bezeichnet hatte. Nach den Priestern kamen die Schweizer, die königlichen Gardisten, die Hofleute und Adeligen an die Reihe; dann alle die als Royalisten oder Aristokraten bekannt oder verdächtig waren. Das Morden dauerte mehrere Tage; immer wilder und roher geberdeten sich die blutdürstigen Würgerbanden, immer gräßlicher wurden die Gräuel, immer

Die Septembermorde. 2.—7. Sept. 1792.

unmenschlicher die Frevelthaten. In Laforce tödteten die Mörder die Prinzessin Lamballe, die intimste Freundin der Königin, gleich ausgezeichnet durch Adel der Geburt wie der Gesinnung, trennten von dem gräßlich verstümmelten Leichnam das Haupt und trugen es auf einer Pike an den Temple vor das Fenster der Marie Antoinette. Im Chatelet, in der Conciergerie, in Bicetre, in der Salpetriere und in den andern Orten der Angst und der Qualen floß das Blut in Strömen, wurden Handlungen verübt, deren man nur mit Entsetzen und Grauen gedenken kann. Denn „der schrecklichste der Schrecken, das ist der Mensch in seinem Wahn". Wie groß die Zahl der Opfer gewesen sein mag, läßt sich nicht mit Sicherheit angeben. Doch wird man der Wahrheit ziemlich nahe kommen, wenn man annimmt, daß gegen dreitausend unschuldige Menschen, zum Theil verdiente und angesehene Männer, wie der ehemalige Minister Montmorin, von den Mordknechten, die für ihre „Arbeiten" von dem Gemeinderath Diäten erhielten, in diesen Schreckenstagen entweder einzeln hingeschlachtet oder in Masse getödtet wurden. Was sich von Schätzen, Kostbarkeiten und Werthsachen bei ihnen vorfand, oder bei den Haussuchungen weggenommen war, wurde auf dem Stadthaus niedergelegt, ein Raub, der sich auf mehrere Millionen belief, wie viel auch diebische Hände davon entfremdet haben mochten. Wohl traten in der Nationalversammlung wie bei einzelnen Sectionsvorständen Symptome von Mitleid, von Abscheu, von banger Gewissensangst und Entrüstung zu Tage; aber Niemand wagte thatkräftig die Häupter der Commune zur Abstellung der Scheußlichkeiten zu drängen, aus Furcht in die Klasse der Landesverräther gereiht und gleichfalls dem Mordbeile überliefert zu werden. Tauchte doch in Robespierre's Umgebung schon damals der Vorschlag auf, auch Brissot, Roland und mehrere andere Girondisten, die zu einer Verlegung des Regierungssitzes nach Blois gerathen, als bestochene Verräther des Feindes der Volkswuth zu opfern. Nur durch Dantons Widerspruch wurde der Plan vereitelt. Die Nationalgarde, eingeschüchtert und durch Santerre's Pikenmänner lahm gelegt, machte keinen Versuch, dem Despotismus entgegenzutreten. Die Einen hielten sich ruhig zu Hause, Andere traten in die Proletarierbataillone ein. Durch die Clubs und die revolutionären Sectionsausschüsse herrschte die Pariser Commune mit unbeschränktester Machtfülle und der rasende Pöbel war ihr schreckliches Werkzeug. Vergebens sucht L. Blanc die Septembergräuel als einen Akt instinktiver Volksrache darzustellen, der weder vorbedacht, noch befohlen oder belohnt worden sei; die Planmäßigkeit der Ausführung steht mit einer solchen Annahme im Widerspruch. Und um auch in andern Städten ähnliche Scenen herbeizuführen, trugen die Agenten der demokratischen Faction die rothe Fahne auch in die Provinzen. Ein im Namen des Sicherheitsausschusses der Commune von Marat verfaßtes Rundschreiben verkündete allen Gemeinden des Reichs, „daß das Volk einen Theil der verhafteten Verschwörer durch eine That nothwendiger Gerechtigkeit vernichtet habe, und forderte alle Mitbürger, Brüder

und Freunde auf, jeder nach seinem Vermögen diese dringende Maßregel zu wiederholen"; der Minister Danton fügte ein Manifest bei, worin er alle Bürger Frankreichs zu den Waffen rief und die schreckliche Mahnung gab, „in den Städten sei das Blut aller Verräther das erste der Freiheit dargebrachte Opfer", eine Mahnung, die in Orleans, Lyon, Marseille und andern großen Städten befolgt ward. In der Rhonestadt lieh sogar ein deutscher Prinz, Karl von Hessen, der in der königlichen Armee diente, dem Jacobinerclub seinen Arm und förderte die Haussuchungen und Verhaftungen, welche auf Anregung der Sendlinge des Pariser Stadtraths vorgenommen wurden. In Orleans ließ der Regierungscommissar Bourdon vierzig Gefangene nach Paris wegführen, die aber sämmtlich in Versailles ermordet wurden, unter ihnen Delessart der frühere Minister. In Rheims wurde eine Anzahl Priester und Beamte durch eine Schaar Pariser Freiwilliger lebendig verbrannt. Aehnliche Unthaten ereigneten sich in Sens, in Meaux und anderwärts. Die Revolution wollte dem Menschen „die Freiheit des Verkehrs und der Arbeit, die Anerkennung seiner menschlichen Würde, die Verbindung mit seinen gleichartigen Volksgenossen, die Berechtigung des Glaubens und des Gedankens" erringen; aber an die Stelle der ökonomischen Freiheit setzte sie die Beraubung der Eigenthümer, an die Stelle der allgemeinen Rechtsfähigkeit die Verfolgung der höheren Stände, an die Stelle der befreiten Religiosität die Ermordung der Geistlichen und Kirchenfürsten; und die Herrschaft der Menschenrechte leitete sie mit einem Blutbad ein, in dem die Anhänger des alten Zustandes erbarmungslos erstickt wurden.

Unter diesen Eindrücken fanden die Wahlen zum Nationalconvent statt. Jeder Franzose im Alter von einundzwanzig Jahren, der nicht in Diensten eines Andern stand, konnte Wähler sein, und jeder fünfundzwanzigjährige sowohl im Wahlcollegium als im Convent sitzen, ohne Rücksicht auf Vermögen oder bürgerliche Stellung; auch fiel die frühere Selbstentsagung weg: die Mitglieder der Constituante und der Legislative konnten, wenn sie gewählt wurden, in den Convent eintreten. Bei der großen Thätigkeit der Jacobiner und dem von den Demagogen unter Vorgang der Pariser Commune geübten Terrorismus fielen die Wahlen fast durchgängig demokratisch und republikanisch aus. Doch hatte der Abscheu vor der Gewaltherrschaft und den Septembergräueln der Hauptstadt die Rückwirkung, daß in der Provinz die Männer der Gironde, die sich endlich im Reichstag ermannt, im Gegensatze zu ihrer früheren Schwäche und Nachgiebigkeit die Wiederherstellung der Ordnung und der persönlichen Sicherheit der Bürger ausgesprochen, den Haussuchungen und willkürlichen Verhaftungen ein Ende gemacht hatten, zahlreich aus der Wahlurne hervorgingen, daß die gemäßigten Republikaner der Legislative, an ihrer Spitze Brissot, Roland, Vergniaud und alle die schwungvollen Redner, die wir früher kennen gelernt, auch in der neuen Versammlung eine hervorragende Stellung behaupteten. Nicht weniger als hunderteinundachtzig Mitglieder der zweiten und siebenundsiebzig der ersten Na-

Die Wahlen zum Nationalconvent.

tionalversammlung gingen in den Convent über, und von den neuen Deputirten theilten viele die politischen Ansichten der Gironde. Dagegen war in Paris selbst die Demokratie der Commune mächtig genug theils durch Wahlumtriebe, theils durch Einschüchterung oder geschickte Leitung, lauter Männer radikalster Gesinnung durchzubringen. Alle die Demagogen, alle die Club- und Straßenhelden, die bisher bei den Gewaltstreichen und Volkserhebungen eine hervorragende Rolle gespielt, die Danton, Camille Desmoulins, Collot d'Herbois, Fabre d'Eglantine u. A. waren unter den vierundzwanzig Deputirten der Hauptstadt; Robespierre, dessen Stimme am meisten Gewicht hatte, wurde nicht nur selbst gewählt, er zog auch noch seinen jüngeren Bruder nach; auch der Herzog von Orleans, der jetzt den Namen Philipp Egalité führte, wurde durch die Unterstützung der Cordeliers als Deputirter in die Versammlung geschickt. Am meisten Widerstand fand Marat; die Demokraten schämten sich seiner, aber es wurde geltend gemacht, insbesondere von seinem Freund dem Kapuziner Chabot, daß er nützen könne „als ein Stück Sauerteig zur Erhebung der Masse", und so kam auch dieser gemeinste und schmutzigste aller Demagogen unter die Staatslenker. Aber die Verachtung folgte ihm in den Convent; Niemand wollte neben einem Manne sitzen, „der Alles mit Verleumdung, Galle und Blut besudele".

2. Der Krieg in der Champagne.

Lage der Armee. Die Vorgänge im Innern Frankreichs standen, wie wir gezeigt haben, in der innigsten Wechselbeziehung zu den Kriegsereignissen. Hatte das unselige Manifest des Herzogs von Braunschweig wesentlich die Scenen des zehnten August hervorgerufen, so dienten die weiteren Fortschritte der preußisch-österreichischen Armeen auf französischem Boden den Jacobinern zur Begründung des Terrorismus, aus dem ein neues Frankreich hervorging. Wenn in dem Augenblick, da die Pariser Vorgänge den französischen Heerkörper vollends zerrütteten, den Zwiespalt zwischen Offizieren und Gemeinen vergrößerten, Lafayette und eine Anzahl erfahrener und geschulter Militärs aus dem Lande trieben, die deutschen Truppen, die über Lothringen nach der Champagne auf dem Marsche waren, einen raschen Vorstoß gemacht hätten, so hätte der Gang der Dinge leicht ein anderer werden können. Denn trotz der Wuthausbrüche der Nationalversammlung, welche auf die Kunde von der Uebergabe

26. Aug. 1792. der Festung Longwy durch terroristische Dekrete einen todesmuthigen Patriotismus zu erzeugen suchte und 30,000 Nationalgarden ins Feld rief, und trotz der großsprecherischen Reden im Jacobinerclub, daß die Kämpfer für Freiheit und Vaterland die Soldknechte der Tyrannen vernichten und das Sclavenjoch der Völker zerbrechen würden, waren die französischen Heere unter Dumouriez und Kellermann keineswegs in solcher Verfassung, daß sie sich mit einiger Aussicht auf Erfolg in eine Feldschlacht hätten einlassen können. Desertion, schlechte

Verpflegung und Zuchtlosigkeit waren schlimme Feinde; die nationalen Freiwilligen, die zur Verstärkung herbeizogen, waren ohne Uebung und schlecht bewaffnet und gekleidet; es fehlte an Geld und das Landvolk zeigte wenig Opferwilligkeit. Die Grenzfestungen befanden sich in mangelhaftem Vertheidigungsstand. Dem General Dumouriez war es nicht wohl zu Muthe in Sedan; er wäre lieber nach Belgien gezogen, um dort für die Revolution zu wirken und dadurch die feindlichen Kräfte zu spalten oder anderwärts zu beschäftigen.

Dumouriez selbst erzählt, als die Preußen vor Verdun rückten, sei in seinem Kriegsrath der Rückzug über Chalons nach dem Innern beschlossen worden; da habe er seinem Adjutanten Thouvenot auf einer Karte den Zweig des Ardennengebirges gezeigt, der sich unter dem Namen des Argonner Waldes von Sedan bis St. Menehould und weiter nach Süden hinzieht mit den Worten: hier sind Frankreichs Thermopylen. Aber nicht der leichtfertige, eitle und selbstgefällige Dumouriez, sondern der Kriegsminister Servan war der Urheber des glücklichen Gedankens, durch Besetzung der Engpässe dieses von Gewässern und Sümpfen durchschnittenen Waldgebirgs dem Feinde den Uebergang aus dem elendesten Theil der Champagne in den fruchtbarsten abzuschneiden. Die Langsamkeit und Unsicherheit des deutschen Feldmarschalls gestattete dem französischen General die Pässe zu besetzen, ehe Verdun in die Hände der Deutschen fiel. Es ist bekannt genug, wie wenig der Herzog Ferdinand von Braunschweig, ein eigensinniger Herr, der die Emigranten nicht leiden konnte und mit seinem König, der sich nebst seinen beiden Söhnen bei der Armee befand, stets uneinig war, auf diesem Feldzug den Kriegsruhm rechtfertigte, der mit seinem Namen verknüpft war. Umsonst war Friedrich Wilhelm II., der mit „royalistischer Romantik" vor Verlangen brannte, einen ritterlichen Kampf gegen die Revolution zu führen, die verletzte Majestät zu rächen und den gestürzten Königsthron wieder aufzurichten, eifrig bemüht, den Herzog zu einem schleunigen Zug gegen Paris zu bewegen. Dieser, an die kunstgerechte und bedächtige Kriegsweise des siebenjährigen Kriegs gewöhnt, vergeudete die Zeit mit langsamen Tagemärschen, mit der Belagerung unbedeutender Festungen, wie Longwy und Verdun, und betrat die Champagne in der ungünstigsten Jahreszeit, als die Wege durch den Regen ungangbar geworden und der Genuß ungesunder Nahrung und unreifer Früchte das Heer schwächte und aufrieb.

Frankreichs Thermopylen

Hatte der preußische Feldmarschall schon bisher wahrnehmen können, wie trügerisch die Vorspiegelungen der Emigranten über die Volksstimmung seien, wie wenig Neigung zu einer Gegenrevolution sich zeigte, so mußte ihn die kriegerische Aufwallung, die während der Belagerung von Verdun in Paris und in ganz Frankreich zu Tage trat, vollends betroffen machen. Allerdings wurde Verdun auf Betreiben der monarchistisch gesinnten Bürgerschaft übergeben, aber der Oberst Beaurepair schoß sich im Kriegsrath eine Kugel durch den Kopf, und die abziehende Besatzung rief den Belagerern siegesgewiß zu: Auf Wiedersehen bei

Der Herzog von Braunschweig im Argonner Wald.

Chalons! Diese Anzeichen und die revolutionäre Bewegung der Hauptstadt benahmen dem Herzog die Hoffnung, daß der Feldzug einen erfolgreichen Ausgang haben werde, und machten ihn noch bedachtsamer und unlustiger. Sah er doch, daß mit seinem Vorrücken die Lage des Königs immer schlimmer ward, daß die Demagogen alle Mißerfolge im Feld dem Hof und den Royalisten zuschrieben, daß sie durch Furcht und Schrecken jede landesverrätherische Gesinnung, jede offene oder geheime Sympathie mit den Ausgewanderten und ihren Beschützern mit der Wurzel auszurotten strebten. Um die Mitte des September, als sich die Wahlen zum Convent vollzogen und die Preußen sich dem Argonner Gebirgswald näherten, war Frankreich vor die Entscheidung gestellt, ob das Königthum mit Hülfe des Auslandes wieder in seine frühere Stellung zurückgeführt oder ob dasselbe gänzlich beseitigt und eine demokratische Republik aufgerichtet werden sollte. Der König war in der Vorstellung der Nation mit der Emigration und der feindlichen Fürstenmacht so eng verbunden, daß der Krieg gegen die letzteren den Untergang des ersteren zur Nothwendigkeit machte. Friedrich Wilhelm brannte vor Begierde, das Ziel seines royalistischen Kreuzzuges zu erreichen, der Hydra der Revolution den Kopf zu zertreten, den Bourbon'schen Monarchen aus den Händen der Demokratie zu retten; er befahl daher dem Feldmarschall eine Schlacht zu liefern und den Weg nach Paris frei zu machen. Der Herzog, der den feindlichen Generalen Zeit gelassen hatte, sich zwischen den Waldhügeln festzusetzen und zur Gegenwehr einzurichten, wagte nicht zu widerstehen, ging aber so bedächtig und vorsichtig ans Werk, daß über dem Zögern, über dem Zuwarten auf die Ankunft Clerfaits, über dem Bemühen für alle Fälle sich zu sichern, über der Sorge für die Beschaffung der Proviantzufuhren die geeignetste Zeit vorüberging und die französischen Heerführer ihre Streitmacht durch Heranziehung von Freiwilligen verstärken konnten. Denn es war des Herzogs Art, „dem König gegenüber niemals einen offenen Widerspruch zu behaupten, dann aber durch verdeckte Mittel seinen Sinn zur Geltung zu bringen".

Die Kanonade von Valmy. So fand Dumouriez Zeit die wichtigsten Pässe zu besetzen, sie durch Schanzen und Verhaue zu befestigen und sich durch Heranziehen neuer Mannschaften zu verstärken. Unter den Freiwilligen, die damals in die Lücken der Offiziere und Unteroffiziere eintraten, findet man Namen, die in der Folge sich mit großem militärischen Ruhm bedeckten, wie Brune, St. Cyr, Jourdan, Lannes, Massena, Moreau, Oudinot, Victor. Man bemerkte bereits das Wehen einer revolutionären Kriegsbegeisterung, die sich bald so gewaltig regen sollte. Von seinen gesicherten Positionen aus konnte Dumouriez den Kampf aufnehmen. Dieser begann nach einigen kleinen Gefechten mit österreichischen und preußischen Abtheilungen in den nördlichen Gebirgsstraßen, am 19. September an dem Hügelrücken im Westen von St. Menehould, wo Kellermann auf dem Windmühlenberg von Valmy eine gedeckte Stellung genommen hatte. Zweimal gab der
19. Sept. 1792. Herzog den Befehl zum Anstürmen, ließ aber immer wieder zum Rückzug blasen,

ehe die Heere handgemein geworden. Die Kriegsgeschichte hat nur eine „Kanonade von Valmy“, keine Schlacht zu verzeichnen. Tausende von Kugeln wurden in beiden Heerlagern abgefeuert, etliche hundert Krieger da und dort zu Boden gestreckt; aber eine Entscheidung wurde nicht herbeigeführt. So unbegreiflich erschien den Zeitgenossen diese Haltung, daß in den Emigrantenkreisen wie in der revolutionären Presse die Beschuldigung laut wurde, der Feldherr, der Minister Haugwitz u. A. seien mit der Beute der Septembermorde, mit den Krondiamanten bestochen worden. Der Herzog wollte die Maaslinie nicht überschreiten, den Marsch auf Paris nicht unternehmen.

Militärische Unthätigkeit u. diplomat. Unterhandlungen.

Aber die Lage des französischen Heeres war darum keineswegs gefahrlos, die Zukunft im Falle eines erneuerten Angriffs dunkel und unsicher. Das Vorrücken der Deutschen war bisher nur den Jacobinern zu gute gekommen, wir wissen aber, daß Dumouriez keineswegs zu den unbedingten Freunden Dantons und Robespierre's gehörte. Politische und militärische Gründe erzeugten daher den Wunsch in ihm, mit den Preußen ein Abkommen zu treffen. Er wußte aus seiner diplomatischen und ministeriellen Laufbahn, wie wenig der Bund zwischen Wien und Berlin in aufrichtiger Gesinnung wurzele; und gerade damals, wo es sich um die Theilung Polens handelte (S. 588 ff.), gingen die Interessen der beiden Großstaaten weit auseinander, erwachte die alte Eifersucht mit neuer Stärke. Konnte nicht der Versuch, den das Pariser Cabinet schon vor dem Kriege in Berlin gemacht hatte (S. 817 ff.), jetzt mit mehr Erfolg erneuert, konnte nicht die Allianz gelöst und dann die Revolution nach den Niederlanden getragen werden? Dumouriez, der die Klugheit und Menschenkenntniß eines erfahrenen Weltmannes mit dem kühnen Unternehmungsgeist eines Jacobiners verband, fand Mittel und Wege, dem König und dem Herzog seinen Friedensplan mit einleuchtenden Gründen nahe zu bringen. Bei einem Ueberfall auf die preußische Bagage war der königliche Secretär Lombard in französische Gefangenschaft gerathen. Dumouriez setzte ihn in Freiheit und gab ihm eine Denkschrift mit, in welcher ausgeführt war, wie sehr ein weiteres Vorrücken des Heeres das Schicksal Ludwigs XVI. gefährde, wie wenig es in dem Interesse Preußens liege, sich für das ihm stets feindlich gesinnte Oesterreich zu opfern, wie bedenklich die Lage der preußischen Armeen bei der herbstlichen Jahreszeit werden könnte. Der Herzog ergriff den Gedanken eines Abkommens mit großer Lebhaftigkeit; bei dem König wirkte der Generaladjutant Oberst Manstein, ein ehrgeiziger praktisch-kluger Staatsmann und Militär aus dem mystisch-frömmelnden Hofkreise der Bischoffswerder und Wöllner (S. 487), für denselben Plan. So wurden die Feindseligkeiten im Felde auf mehrere Tage eingestellt, um für diplomatische Unterhandlungen Zeit zu gewinnen, eine Waffenruhe, die den Franzosen von dem größten Vortheil war. Friedrich Wilhelm war eine erregbare Natur, rasch empfänglich für die verschiedenartigsten Eindrücke; die eigensüchtige Politik Oesterreichs im Osten legte ihm den Gedanken nahe, im Westen freie Hand zu

bekommen. Vor der Staatsraison traten die persönlichen Gefühle in Hintergrund. Der preußische Monarch zeigte sich daher nicht abgeneigt, vorerst den beabsichtigten Feldzug gegen Paris aufzugeben, unter der Bedingung, daß Ludwig XVI. wieder in Freiheit gesetzt und in seine königliche Würde hergestellt werde, sowie daß die revolutionäre Propaganda Frankreichs in den Nachbarländern aufhöre. Von den Emigranten oder gar von einer Einmischung in das französische Staatswesen war keine Rede. Allein Dumouriez mußte zur Antwort geben, daß die erste Bedingung eine Unmöglichkeit geworden sei, da die neue Nationalversammlung bereits die Abschaffung des Königthums ausgesprochen habe. Damit war denn jede Aussicht zu einem Frieden oder Vertrag zerstört; denn Friedrich Wilhelm, der zur Rettung und Erhaltung der Bourbon'schen Dynastie ausgezogen war, konnte doch unmöglich mit der Anerkennung der französischen Republik zurückkehren! Dennoch wurden die Unterhandlungen auch jetzt noch nicht ganz abgebrochen. Die Auswechselung der Gefangenen gab einen Vorwand noch eine ganze Woche lang die militärischen Operationen einzustellen. Und wie klug wußte Dumouriez diese Zeit auszunutzen! Er zog fortwährend neue Verstärkungen an sich, suchte das Gewonnene zu befestigen, seine militärische Stellung günstiger zu gestalten. Und welch ein Vortheil war es schon, daß er die Feinde unthätig am Boden fesselte und sie in eine immer schwierigere Lage brachte! „Die Preußen waren fünf Tage lang ganz ohne Brod", so schildert Sybel diese Lage; „das ausgesogene Land konnte ihnen nichts liefern, die schlechte Nahrung erzeugte Krankheiten bei Menschen und Thieren, das naßkalte Wetter, welches sie schon auf dem Marsche geplagt, setzte sich jetzt in unaufhörlich strömendem Regen fest, der den Boden aufweichte, die Zelte zerstörte und binnen wenigen Tagen eine mörderische Ruhrepidemie über ein Drittel des Heeres ausbreitete".

Abzug der deutschen Heere. Dumouriez hatte kein geringeres Ziel im Auge, als Preußen zur Räumung Frankreichs, zur Anerkennung der Republik, zur Auflösung des Bündnisses mit Oesterreich zu bringen. Der Kriegsminister Servan leistete ihm dabei allen möglichen Vorschub. Zwei Bevollmächtigte, Benoit und Westermann, wurden in das preußische Lager gesandt, um im tiefsten Geheimniß aber mit gespanntem Eifer für ein Abkommen in diesem Sinne zu wirken. Dahin sollte es jedoch nicht kommen; sowohl die Jacobinische Presse, die von keinem Frieden hören wollte, so lange der Feind auf Frankreichs Boden stehe, als die Abneigung des Königs, durch Trennung von dem Bundesgenossen die gemeinsame Sache zu gefährden und das monarchische Interesse preiszugeben, machte den Plan scheitern. Der Marquis Lucchesini, Schwager von Bischoffswerder, der in diesen Tagen im Lager eintraf, steigerte den Widerwillen gegen eine Fortsetzung der Friedensunterhandlungen, indem er hervorhob, wie ungewiß jede diplomatische Abmachung sei mit einer revolutionären Regierung, die jeden Augenblick vom Schauplatz verschwinden könne, die gar keine Garantien für die Festhaltung an

irgend einem Vertrag biete. Aber sollte man die Feindseligkeiten von Neuem beginnen? Es fehlte nicht an Stimmen, die dazu antrieben; in den Reihen der Emigranten blickte man mit Frohlocken auf den Umschwung der Stimmung und erwartete täglich das Signal zu erneuertem Vorgehen. Dazu ließ sich jedoch der Herzog nicht fortreißen. Das französische Heer hatte sich während der Unterhandlungen in demselben Maße physisch und moralisch gestärkt wie das deutsche geschwächt war. Die Erneuerung des Kampfes konnte nur zu Nachtheilen und Niederlagen führen. Diese Einsicht gewann man auch in der Umgebung des Königs; man setzte also die Unterhandlungen fort, um wenigstens einen gesicherten und ungestörten Rückzug zu erlangen, um das tiefgeschwächte Heer unbeschädigt durch die grundlosen Engpässe des Argonner Waldgebirges hindurch zu bringen. Diese Unterhandlungen, die durch die Käuflichkeit Westermanns sich immer günstiger für die Preußen gestalteten, erregten bei den Oesterreichern das tiefste Mißtrauen. Clerfait und Hohenlohe-Kirchberg fürchteten das Opfer einer Verrätherei zu werden, und bemühten sich so schnell als möglich den Boden Frankreichs zu verlassen und nach Belgien abzuziehen. Auch wurden bereits die geistlichen Staaten von Speier bis Coblenz von französischen Truppen bedroht und von revolutionären Volksbewegungen beunruhigt, daher der Landgraf von Hessen eilig seine Mannschaften in die Heimath zurückführte und nach dem Beispiele der übrigen Reichsfürsten sich für neutral erklärte. Was blieb unter solchen Umständen dem Herzog von Braunschweig anders übrig, als mit seinem geschwächten, durch Hunger und Krankheit aufgeriebenen Heer den Rückzug in befreundetes Land zu gewinnen! Er räumte Verdun und Longwy, die sofort 13. 22. Okt. 1792.
wieder von den Franzosen besetzt wurden, und war zufrieden, daß sein Marsch über Luxemburg nach Trier von dem Feinde keine Störung erlitt. Auch Friedrich Wilhelm gab vorerst den Kreuzzugsplan zur Befreiung Ludwigs XVI. auf. Das Gelüste des Wiener Hofes nach Baiern und den fränkischen Fürstenthümern Anspach-Bayreuth, sowie die politischen Schachzüge Rußlands gegenüber dem Reste der Republik Polen, die uns aus früheren Blättern bekannt sind, richteten seine Aufmerksamkeit nach andern Orten. So endete die „Campagne in Frankreich", welche Goethe mitgemacht und in lebendigen Einzelzügen geschildert hat. Als er nach der Kanonade von Valmy von einigen Gefährten gefragt wurde, was er von der Sache denke, sagte er: „Von hier und heute geht eine neue Epoche der Weltgeschichte aus, und ihr könnt sagen, ihr seid dabei gewesen". Und so kam es.

3. Nationalconvent. Verurtheilung und Tod des Königs.

In denselben Tagen, da die Heere am Argonner Waldgebirge bei St. Menehould sich gegenüberstanden und in der „Kanonade von Valmy" ihre Kräfte maßen, trat in Paris die dritte Nationalversammlung, der weltberühmte

Stellung u. Spaltung der Parteien.

21. Sept. 1792. Convent in Berathung, und faßte in der ersten Sitzung den Beschluß „das Königthum ist abgeschafft". Die Geschichte der Könige, sagte Gregoire, ist die Leidensgeschichte der Völker. Damit war dem Verfassungswerk der Constituante der Todesstoß versetzt, fortan sollte Frankreich republikanisch regiert werden. Daher wurden in allen Departementen neue Verwaltungsbeamte und Richter gewählt. Sollte aber wie im alten Rom die Hauptstadt die übrigen Theile des Reichs tyrannisiren, oder sollte gleiches Recht und gleiche Freiheit überall walten? Ueber diese Lebensfrage der künftigen Staatsordnung entstand gleich Anfangs eine tiefe Spaltung der Parteien. Die Gironde und alle Gemäßigten, der Zahl nach überwiegend, wollten die Nation sicher stellen gegen die Rückkehr eines Despotismus, wie ihn die blutbefleckten Demagogen des Stadthauses ausgeübt, sie verlangten eine Untersuchung über die Septembergräuel, Bestrafung ihrer Urheber, Aufstellung eines Conventsheeres zum Schutze der Nationalvertretung. Man hatte nicht vergessen, daß Robespierre den Antrag gestellt, man solle die Anklage wegen Landesverraths auch auf Brissot, Roland, Guadet und andere Häupter der Gironde ausdehnen und sie in Haft bringen, in welchem Falle sie dann unfehlbar unter den Streichen der Septembermörder erlegen wären; jetzt wollten die Bedrohten das Schwert umkehren. Allein die Bergpartei, stark durch Einigkeit, Disciplin und rücksichtslose Verwegenheit, verstand es gegenüber der in sich gespaltenen, in Einzelfragen oft auseinandergehenden Mehrheit die Angriffe der Gegner zu lähmen oder zu vereiteln, sich in ihrer Stellung zu halten und allmählich das Uebergewicht zu erobern. Während die Republik sich anschickte, die Revolution über die Grenzen zu tragen und die Nachbarvölker zur Abschüttelung des Tyrannenjochs aufzustacheln, während man hervorragenden Männern des Auslandes, die sich als Verkündiger liberaler und humanistischer Ideen hervorgethan, darunter neben Priestley, Payne, Wilberforce, Washington, Pestalozzi, Kosciuszko, auch Klopstock, Schiller und Campe das französische Bürgerrecht ertheilte, und Frankreich als Hort und Heerd des zu befreienden Europa erscheinen lassen wollte, machten die Männer des Berges den Girondisten zum Vorwurf, sie wollten die Nation im Augenblick des Aufschwungs und der Wiedergeburt schwächen, die Provinzen gegen die Hauptstadt empören, statt der Einheit und Untheilbarkeit der Republik eine Anzahl unabhängiger Staaten nach amerikanischem Vorbilde einführen. Sie erreichten ihren Zweck. Die Anträge der Gironde gegen die Commune und ihre Häupter erlangten nicht die nothwendige Stimmenmehrheit: die Tyrannei des Stadthauses und der Sectionsversammlungen blieb bestehen, und über die Gräuel der Vergangenheit wurde der Schleier eines Indemnitätsdekretes geworfen. „Nun braucht man nicht mehr zu leugnen", rief Collot d'Herbois im Jacobinerclub triumphirend aus, „daß der zweite September der große Artikel des Credo unserer Freiheit ist". Der Berg hatte kennen gelernt, welche Kraft einer Partei innewohnt, die wie ein Mann zusammenhält. In diesem Bewußtsein lag ihr

künftiger Sieg. Aber das Blut des zweiten September stand zwischen der Gironde und dem Berg; die Republik, welche die Freunde der Frau Roland begründen wollten, war mit einem solchen Kainszeichen unvereinbar.

Die Parteispaltung in der Versammlung sollte noch schärfer zu Tage treten und zu einem unheilbaren Bruch sich erweitern, als es sich um das Schicksal des Königs handelte. Die Monarchie war abgeschafft, die Republik eingeführt, aber so lange der König am Leben war, konnte immer wieder eine Herstellung des Thrones versucht werden. „Der König ist der Mittelpunkt aller einheimischen und aller auswärtigen Verschwörungen gegen die Revolution", wurde fort und fort geltend gemacht; „er schürt den Bürgerkrieg im Lande und die Invasion von Außen". Das ganze Dichten und Trachten der Häupter der Bergpartei war daher auf die Beseitigung Ludwigs XVI. durch den Tod gerichtet. Wie sollte man aber zu diesem Ziel gelangen? Bei Abschaffung des Königthums konnte man sich auf einen Satz in der Verfassungsurkunde berufen, dahin lautend: „würden der König und seine Rathgeber feindliche Maßregeln gegen die Nation ergriffen, ein fremdes Heer gegen sie geführt haben, so sollte der König dadurch von selbst des Thrones verlustig sein und seine Rathgeber von der Schwere des Gesetzes betroffen werden". Das war somit in Beziehung auf Ludwig XVI. in Erfüllung gegangen. Wie wollte man aber zu einem Todesurtheil kommen, da nach der noch in Geltung befindlichen Constitution die Unverletzlichkeit des Monarchen ausdrücklich erklärt, bei der Sanction der Verfassung eine Amnestie für alles Vergangene ausgesprochen war und Ludwig stets ängstlich alles Blutvergießen zu vermeiden gesucht hatte? Ein geschriebenes Recht konnte nicht beigezogen werden; die Fürsprecher eines Todesurtheils konnten nur auf den alten Grundsatz sich berufen, daß das Wohl des Staats das höchste Gesetz sei, daß die junge Republik, von äußeren und inneren Feinden bedroht, nicht zu einer gesicherten Existenz kommen könne, so lange der königliche Name allen Gegnern als Fahne diene. Die Demokraten des Berges hatten die stille Freude, daß die Anregung zu einem peinlichen Gerichtsverfahren gegen den König nicht von ihnen ausging, daß zuerst ein Mitglied der Gironde, Valazé, in einer schwülstigen Rede die Verbrechen aufzählte, welche Ludwig XVI. während seiner ganzen Regierung begangen haben sollte, und dann ein Mann der Mitte, Mailhe, die Rechtsfrage beleuchtete, ob ein constitutioneller Fürst vor Gericht gestellt und vor welchem Tribunal der Prozeß geführt und entschieden werden dürfe? Er fand, daß die von der Verfassung ausgesprochene Unverletzlichkeit in einem republikanischen Staate keine Geltung mehr habe, daß mithin Ludwig, weil er heimlich fremde Horden zu seiner Hülfe ins Land gerufen und dadurch das Leben so vieler Bürger geopfert, wie ein gewöhnlicher Landesverräther zu richten sei, sowie daß die Vertreter des souveränen Volks, welches vermöge seines unveräußerlichen Selbstbestimmungsrechtes die Republik eingeführt und damit die Heiligkeit des alten Königthums abgethan habe, nach dem Rechte der Natur das höchste Tri-

Kann der König gerichtet werden und von wem?

6. Nov. 1792.

bunal seien, von dessen Richterspruch jede Berufung wegfalle. Denn da der Convent die Gewalt und Hoheit der souveränen Nation vorstelle, so bedürfe sein Urtheil keiner weiteren Bestätigung. Das Recht der Nation, den König zu richten, fließe aus der Natur des Gesellschaftsvertrages, kraft dessen er die Herrschaft erlangt und den er gebrochen habe. Es war ganz im Sinne der Politik der Propaganda, die man bereits eingeschlagen, wenn der Redner ausrief, daß alle Völker ihre Blicke auf den Convent gerichtet hätten, um von ihm zu erfahren, „ob Der, der ursprünglich berufen ward, die Gesetze zu vollstrecken, sich jemals unabhängig machen konnte von Denen, welche die Gesetze gemacht haben; ob die königliche Unverletzlichkeit das Recht gibt, ungestraft die Bürger und die Gesellschaft zu erwürgen; ob ein Monarch ein Gott ist, dessen strafende Hand man segnen, oder ein Mensch, dessen Verbrechen man strafen muß". Er meinte, das Beispiel Frankreichs werde in ganz Europa Nachahmung finden und den Sturz aller Könige und Fürsten herbeiführen. Diesen Geist athmeten die meisten Reden, die während des November unter wachsender Aufregung und Heftigkeit gehalten wurden. Vergebens suchten Einige, wie Morisson und Fauchet, den Rechtsboden der Verfassung festzuhalten und die aus dem Naturrecht und der Nothwehr gefolgerten Scheingründe zu widerlegen; vergebens suchten die Männer des Berges, wie Robespierre und der feurige St. Just ein Gerichtsverfahren als ungehörig und überflüssig zu hintertreiben, die Todesstrafe „als eine Maßregel der öffentlichen Wohlfahrt, als einen Akt der nationalen Vorsehung" empfehlend; die Mehrheit war für einen Prozeß. Ein solches Schauspiel, meinte Thomas Payne, den die Republikaner in den Convent gewählt hatten, werde die gekrönten Räuber Europa's in Schrecken jagen, und Gregoire weissagte, daß dies dem Erdball eine neue Gestalt geben und der Vulkan überall losbrechen werde.

Parteitendenzen und Volkserregung. Nach dem Prinzipe der Volkssouveränetät und der Doctrin vom Staate als einem Vertrage, die seit Rousseau die fundamentale Anschauungsweise aller Liberalen geworden war, unterlag es keinem Zweifel, daß der Convent als der gesetzmäßige Vertreter der Nation das Recht wie die Pflicht habe, den Vertragsbruch mittelst Landesverraths durch ein überwältigendes Strafgericht zu ahnden. In dieser Voraussetzung stimmte weitaus die Mehrheit der Versammlung überein. Während aber der Berg von diesem Standpunkte aus unmittelbar auf ein Blutgericht lossteuerte, wollte die Gironde, theils aus Scheu vor einem solchen Gewaltakt, theils aus Rücksicht auf das Urtheil der Welt, theils um sich den Schein einer heuchlerischen Humanität und zugleich die Möglichkeit eines anständigen Friedens mit dem Auslande zu bewahren, durch das Schaugepränge eines Nationalgerichts den König als Schuldigen erscheinen lassen, ihm aber das Leben erhalten. Er sollte unter dem schwebenden Damoklesschwert „als Geisel zwischen Thron und Schaffot" das Dasein eines gerichteten Verbrechers fortführen. Zu dem Zweck sollte die Schuld des Verraths durch einen großen Staatsprozeß nachgewiesen, die Vollziehung des Urtheils aber vertagt werden,

bis die Nation selbst in Urversammlungen ihren endgültigen Willen kundgegeben hätte. Würde der Convent den König verurtheilen, so könnte das Volk immer noch die Freisprechung beschließen. Auf diese Weise würde sein Leben gerettet, während bei einer unmittelbaren Freisprechung durch die girondistische Majorität die Gefahr entstehe, daß die Pariser Volksmasse ihn durch einen neuen Aufstand vor ihren Augen ermorde. Denn die Menge von Sturmpetitionen, welche von den Jacobinern ins Werk gesetzt wurden und auf rasche Entscheidung drangen, gab Zeugniß von der herrschenden Gährung. Zu der Politik gesellten sich sociale Nothstände, Theurung, Verkehrsstockung, Zurückhaltung von Lebensmitteln, Geldmangel und Wucher. Alle diese Uebel, sagten die Jacobiner, werden aufhören, wenn das Haupt des Königs gefallen ist; sie werden von den Monarchisten, Capitalisten und Aristokraten künstlich erzeugt, um die Revolution zu unterdrücken. „Die revolutionäre Leidenschaft flammte mit frischem Nachdruck auf", heißt es bei Sybel. „Alle Stürme erneuerten sich, mit denen die früheren Katastrophen der Revolution eingeleitet worden. Wieder erschienen auf den Straßensteinen die Volksredner der ächten Freiheit: die Schreier der Hallen und die Weiber des brüderlichen Clubs kamen in Bewegung; es gab Zusammenrottungen, Drohungen, einzelne Gewaltthaten". Die Aufregung wuchs, als während des Prozesses die Absicht der Girondisten, den König zu retten, mehr und mehr zu Tage trat. Denn sie erkannten immer deutlicher, daß sein Tod „den Weltkrieg nach Außen und die Schreckensherrschaft nach Innen" bedeute, daß ihr eigenes Dasein mit dem Leben Ludwigs aufs Innigste verknüpft sei.

Aus der Mitte der Girondisten war der erste Stein nach dem fürstlichen Haupte geworfen worden und so mußten sie auch bei den Gerichtsverhandlungen in erster Linie sich thätig zeigen. Barbaroux verlas das von einer Commission zusammengestellte Verzeichniß aller Verräthereien, welche „der letzte König der Franzosen" begangen haben sollte. Die Hauptdocumente der Anklage hatte man einem eisernen Wandschrank entnommen, den man in einer Mauer der Tuilerien entdeckt und dessen Inhalt der Minister Roland an sich gebracht und dem Convente mitgetheilt hatte. Es waren geheime Briefe und Aktenstücke, aus denen hervorging, daß der französische Hof nicht nur mit Oesterreich und den Emigranten in Verbindung gestanden und mit ihnen Pläne zum Umsturz der französischen Verfassung entworfen, sondern daß er auch durch Jahrgelder, Bestechungen und andere Mittel einzelne Glieder der Nationalversammlung, insbesondere Mirabeau für denselben Zweck zu gewinnen gesucht. Auf Grund dieser Enthüllungen, die kaum etwas Neues brachten, und auf Grund der Handlungen oder Unterlassungen, deren sich der König seit 1789 im Gegensatze zu der Nationalversammlung oder zum Nachtheil des Landes schuldig gemacht, war eine umfangreiche Anklageschrift aufgestellt worden, welche den Beweis liefern sollte, daß Ludwig Verrath und Verschwörung gegen Frankreich und die Nation geübt habe. Am folgenden Tag erschien der König selbst vor der Versammlung, von

Prozeß des Königs.

10. Decbr. 1792.

11. Decbr.

Santerre als „Louis Capet" angemeldet. Sein vernachlässigter Anzug und sein abgehärmtes Gesicht verriethen die schlechte Behandlung, die ihm im Temple zu Theil geworden. Der Vorsitzende Barère, ein Mitglied der Constituante, der mit dem richtigen „Instinct für den Sitz der augenblicklichen Macht" begabt, als formgewandter Redner allen politischen Meinungen diente, die gerade auf der Höhe waren, nahm das Verhör vor. Es war dem König, der eine ruhige, würdevolle Haltung zeigte, nicht schwer, alle Anklagen, obwohl sie ihm vorher nicht mitgetheilt worden, als unzutreffend zurückzuweisen: was er vor dem September 1791 gethan, konnte er mit seiner damals noch nicht beschränkten Souveränetät über Staat und Heer rechtfertigen, für das Nachfolgende waren die Minister verantwortlich. Die Bitte um Rechtsbeistände wurde ihm trotz des Widerspruchs der Commune gewährt. Zwei Advokaten, denen sich der edle Malesherbes, der ehemalige Minister, aus freiem Antriebe anschloß, übernahmen
26. Decbr. 1792. seine Vertheidigung. Die Rede, welche de Sezes von Bordeaux in Gegenwart des Königs vor der Versammlung hielt, war ein Meisterstück von juristischer Klarheit und ritterlichem Freimuth: er entrollte das ganze Lebensbild Ludwigs, um darzuthun, daß ein Mann von solchem Charakter nicht die Verbrechen begangen haben könne, deren man ihn beschuldigte; er widerlegte alle Anklagen Stück für Stück, um die Unmöglichkeit nachzuweisen, daß man den König richten könne. Allein in dem vorliegenden Falle handelte es sich nicht um das Schuldig oder Nichtschuldig des Angeklagten, sondern um die politische Frage, ob ein abgesetzter König in der Republik fortleben könne, ohne diese in ihrer Sicherheit oder Existenz zu gefährden, ob die Hinrichtung aus Gründen der äußeren und inneren Politik nothwendig erscheine oder nicht, ob die Abschaffung des Königthums auch den Königsmord zur Folge haben müsse, der Weg zur Freiheit nur über die Leiche des ehemaligen Monarchen führe. Ueber diese Alternative war die Versammlung getheilter Meinung, hier war der Angelpunkt, bei dem der Redner hätte einsetzen müssen, um die Schwankenden und Unsichern für die Freisprechung zu begeistern. Das wäre wirksamer gewesen, als der Nachweis, daß der König niemals einen Befehl zum Vergießen von Bürgerblut gegeben habe, eine Beschuldigung, die Ludwig selbst in einer kurzen Ansprache mit Entschiedenheit zurückwies.

Appell an die Nation oder nicht? Die nach dieser Ausführung folgenden Gerichtsdebatten, die bis in das neue Jahr hinein dauerten, behandelten hauptsächlich die Frage, ob man die Entscheidung dem Gesammtvolke in Urversammlungen anheimgeben, oder ob der Convent selbst das richterliche Urtheil aussprechen und vollstrecken solle. Die Gironde trat für den Appell an das Volk ein; sie wollte das Leben des Königs erhalten, vielleicht weniger aus Menschlichkeit, als weil sie mit Preußen einen Frieden, mit England ein Bündniß gegen Oesterreich zu schließen wünschte, beides aber durch einen Gewaltstreich gegen Ludwig verhindert werden würde. Denn Fox und andere den Republikanern wohlgesinnte Engländer hatten ihren girondisti-

schen Freunden die Versicherung gegeben, daß die Hinrichtung des Monarchen für Pitt das Signal zur Kriegserklärung sein würde. Die Häupter der Partei vereinigten sich daher zu dem Beschluß, der Convent solle das Urtheil fällen, es aber den Urversammlungen der Departemente zur Bestätigung vorlegen. Die Jacobiner und Montagnards dagegen, denen es nicht unbekannt war, daß seit den Septembermorden die Volksstimmung in den Provinzen sich zu ihren Ungunsten gewendet hatte, waren gegen jede Verzögerung, gegen jede Berufung an das Volk. In ihren Augen kam ein Appell an die Nation, wie er von der gemäßigten Partei begehrt ward, einer Freisprechung gleich. Es wurden im Schooße des Convents die heftigsten Redeschlachten geliefert, an denen die Pariser Straßendemokratie auf den Galerien und vor den Thoren sich aufs Eifrigste betheiligte. Es handelte sich nicht blos um die Rettung des Königs, um den Sieg der Menschlichkeit gegen das Blutgeheul des Berges; der Kern der Streitfrage war, ob die Pariser Commune noch ferner die ganze Nation terrorisiren, und unbekümmert um Frieden und Freiheit die Revolution verewigen solle, oder ob die Gemäßigten und Conservativen des Landes, die nach Ruhe und Ordnung verlangende Mittelklasse sich bei der Entscheidung über das Schicksal des Königs erkennen, sammeln und ermannen möchten. St. Just und Robespierre, die zwei Hauptredner des Berges, wehrten sich daher mit aller Macht gegen den Gedanken von Urversammlungen; in ihnen erblickten sie den Keim alles Unheils, den Umsturz der Republik, den Bürgerkrieg, den Sieg der Tyrannei und des Lasters über Tugend und Gerechtigkeit. In seiner denunciatorischen Gleißnerei warf Robespierre den Gegnern vor, sie belegten die Patrioten mit dem Vorwurf einer aufrührerischen Minorität, aber die Tugend sei auf Erden stets in der Minorität gewesen; Sokrates und Cato seien von einer herrschenden Mehrheit dem Tode geweiht worden. Vergebens führte Vergniaud am Schlusse des Jahres in einer seiner glänzendsten Reden der Versammlung alles Unheil vor die Seele, das aus dem Königsmord emporströmen würde, ein allgemeiner Weltkampf, Verarmung und Hungersnoth im ganzen Lande, Zwietracht und Bürgerkrieg in allen Klassen, geißelte mit sittlicher Entrüstung und patriotischem Schmerzgefühl die giftigen Anschläge und Tendenzen der Jacobiner, die jetzt dem König ans Leben wollten, um dann den Convent selbst aufs Schaffot zu schleppen, und stellte den Helden, die Robespierre als Zeugen der Tugend der Minoritäten herangezogen, den Verschwörer und Verbrecher Catilina gegenüber; der Terrorismus der Commune, die blutschnaubende Presse Marats, die mit der Volksrache drohte, die Polizeiausschüsse der Sectionen, die neue Septembermorde in Aussicht stellten, das Geheul des Straßenpöbels, der sein Opfer haben wollte, alle diese dunkeln Gewalten traten wie grinsende Gespenster vor die Phantasie der Gemäßigten, der Furchtsamen, der Unentschiedenen und erstickten die Stimme des Mitleids, der Menschlichkeit, der Sympathie für den königlichen Leidensmann. Eine fieberhafte Aufregung und Gährung erfaßte alle

Gemüther: die Schergen der Commune, Pikenmänner und Proletarier waren in Bewegung; die Sicherheitswache des Convents betrug nicht viel über fünftausend Föderirte, die unlängst aus der Provinz angekommen waren, da der jacobinisch gesinnte Kriegsminister Pache, ein vertrauter Genosse Heberts und Chaumette's, alles Militär und die Freiwilligen aus den Departements nach dem Kriegsschauplatz in den östlichen und nördlichen Grenzlanden entsandt und das Geschütz an die Sectionen abgelassen hatte. Gegen 14,000 Menschen entflohen in der letzten Woche des Jahres aus der Hauptstadt, dem Ort der Angst und des Schreckens. Die Gefängnisse füllten sich wieder, wie vor drei Monaten, mit Verhafteten, welche die Sectionscommissare als Verräther und Verdächtige einkerkerten. Und als auch noch in den ersten Tagen des beginnenden Jahres die neuen Föderirten, wie einst in den Augusttagen ihre Vorgänger Barbaroux und die Gironde verriethen, sich an die Jacobiner und die Demagogen des Stadthauses anschlossen, da war der Ausgang des Prozesses, der Sieg der Montagnards nicht mehr zweifelhaft. Wo die Ueberzeugung fehlte, da that Furcht ihre Wirkung.

Verurtheilung des Königs. Als der Convent am 14. Januar und den beiden folgenden Tagen in die entscheidende Berathung trat, zuerst über die Schuldfrage, dann über die Berufung an das Volk und schließlich über das Strafmaß, „da glich der Convent bereits einer belagerten Festung, vor deren Thoren der Aufruhr, in deren Innern der Schrecken und der Verrath herrschte". Ueber die erste Frage war fast die ganze Versammlung einig. Von 749 Mitgliedern bejahten 683 die Schuld.
15. Jan. 1793. Nach der Abstimmung erklärte der Vorsitzende Vergniaud im Namen des Convents, daß „Ludwig Capet" schuldig sei der Verschwörung gegen die Nation und des Attentates gegen die Sicherheit des Staats. In der zweiten Frage erklärten 423 gegen 281, daß das Urtheil des Convents nicht vor das Volk gebracht werden sollte. Die Entscheidung über das Strafmaß wurde auf den folgenden Tag, den 16. Januar verlegt. Da galt es nun, alle Hebel einzusetzen, um den Convent durch Schrecken zum Königsmord zu treiben. Bei Anbruch des Tages sah man die fürchterlichen Schaaren Maillards und Fourniers durch die Straßen ziehen, sah man den Demokratenpöbel von Paris die Eingänge und Galerien des Sitzungshauses besetzen, um auf die Abstimmenden einen Druck zu üben. Die von Lanjuinais und einem andern Girondisten gestellte Vorfrage, ob die gesetzliche Bestimmung, daß bei einem peinlichen Gerichtsverfahren nur dann auf Todesstrafe erkannt werden dürfe, wenn zwei Drittel der Geschwornen dafür seien, nicht auch für den gegenwärtigen Fall zu Rechte bestehen solle, wurde auf Dantons Antrag verworfen und festgesetzt, daß wie bei allen Conventsbeschlüssen die einfache Majorität genügend sei. Da jeder Abgeordnete nach Aufrufung seines Namens von der Rednerbühne herab sein motivirtes Urtheil abgab, so dauerte die Abstimmung den ganzen Abend und die Nacht hindurch. Wie viele ließen sich durch die Furcht vor den Dolchen und

Bajonetten der Würgerbanden fortreißen, mit bebenden Lippen für den Königsmord zu stimmen! Mit sittlicher Entrüstung vernahm die Versammlung das motivirte Votum Orleans-Egalités, das seinen Verwandten des Todes schuldig erklärte. Manche fügten ihren Abstimmungen Sentenzen bei, wie Barère: „der Baum der Freiheit, sagt ein alter Schriftsteller, wächst, wenn er mit Tyrannenblut benetzt wird". Auch Vergniaud stimmte für den Tod, weil, wie er selbst bekannt hat, er den Ausbruch eines Bürgerkriegs vor Augen sehend es nicht gewagt habe, für das Leben eines Einzelnen das Heil Frankreichs in die Schaale zu werfen. So groß war die Aufregung in Paris, daß der Abgeordnete Lepelletier de Saint Fargeau in einem Speisehaus von einem jungen Mann ermordet ward, weil er für den Tod gestimmt. Erst gegen Abend des folgenden Tages 17. Jan. 1793.
konnte man das Resultat der langen Arbeit der Abstimmung zusammenstellen, die unter Gemüthsbewegung und Tumult, unter den wilden Ausbrüchen der leidenschaftlichen Menge, des tobenden und heulenden Straßenpöbels in den Galerien und Hausgängen vollzogen ward. Da ergab sich denn, daß eine Mehrheit von Einer Stimme sich unbedingt für die Todesstrafe ausgesprochen; etwa vierzig hatten für den Tod gestimmt aber mit dem Zusatz, daß die Hinrichtung verschoben werde; eine große Zahl war für Gefängniß oder Verbannung. Am folgenden Tag kam auch noch die Frage des Aufschubs zur Ver- 18. Jan.
handlung; aber weit über die Hälfte stimmte für die sofortige Vollziehung des Urtheils, aus Menschlichkeit wie Tallien und Robespierre versicherten, um Ludwigs Todesangst nicht zu verlängern.

Damit war das Gerichtsdrama zu Ende. Der König hatte keinen andern Ausgang Ludwigs XVI.
Ausgang erwartet. Als der edle Malesherbes seinem ehemaligen Herrn den Beschluß des Convents mit thränenden Augen verkündete, sprach dieser ruhig und gefaßt: „der Tod erschreckt mich nicht, ich baue auf die Barmherzigkeit des Himmels". In derselben Gemüthsstimmung empfing er auch die Deputation, die ihm das Todesurtheil überbrachte, an ihrer Spitze der Justizminister Garat. Er hatte seit seiner Anklage so viele Kränkungen erdulden müssen, Trennung von den Seinen, unwürdige Behandlung von Seiten der rohen Wächter, daß er den Tod als eine Erlösung ansah. Ergebung in sein Schicksal, Vertrauen in Gott, und alle die Eigenschaften und Tugenden eines frommen Dulders traten in den letzten Stunden in ihrer ganzen Stärke hervor und gaben seiner Seele die Kraft, alle Bitterkeiten des Todes zu ertragen. Nachdem er die schwerste Stunde, den Abschied von seiner Familie überwunden, schlief er ruhig ein, bis der Morgen anbrach, der ihn nach der Richtstätte auf dem Revolutionsplatz führen sollte. Auch auf diesem letzten Gange hatte er unter der Rohheit und Verhärtung der Herzen zu leiden, welche der politische Fanatismus erzeugt hatte. Nach zehn Uhr 21. Jan.
bestieg der unglückliche Fürst das Blutgerüst. In einer Ansprache an das Volk betheuerte er seine Unschuld, vergab seinen Feinden und wünschte, daß sein Blut nicht auf Frankreich zurückfallen möge. Er wollte noch weiter reden, aber der

Trommelwirbel der Nationalgarde unter Santerre's Führung übertönte seine Worte. Er ließ es ruhig geschehen, daß man ihm die Hände band, das Haar schor, den Oberkörper entkleidete; und als unter der Hand des Scharfrichters Samson das bluttriefende Haupt fiel, hörte man aus den Reihen der umstehenden Volksmenge und von „Robespierre's Weibern" den Ruf: „Es lebe die Republik!" So wurden in jenen verhängnißvollen Tagen zwei große Verbrechen begangen, in Frankreich ein Königsmord, in Polen ein Volksmord.

„Ludwig war der einzige Mensch in Paris", schließt v. Sybel seine Darstellung der tragischen Katastrophe des 21. Januar, „der am Tage der Hinrichtung in seiner Seele den Frieden besaß. Die zahmeren Anhänger der Revolution wanden sich unter dem Drucke des Gewissens, die Gironde sah den eigenen Sturz vor Augen, die Jacobiner knirschten über die Einsamkeit ihres Siegesjubels. Den Tag über blieben alle Läden in Paris geschlossen, die Stille eines dumpfen Staunens lag auf der Stadt, Abends wurden die auf Befehl eröffneten Theater spärlich besucht. Die Frauen waren an dem Tage traurig, sagt ein jacobinisches Journal, das trug nicht wenig zu dem düstern Anblick der Stadt bei. Wir haben unsere Schiffe hinter uns verbrannt, rief Marat. Es war der kürzeste Ausdruck für die Wahrheit der Thatsache. Der Grundstein der Republik war an diesem Tage durch Mörderhand in Blut gesenkt, Blut und Mord blieb die Ordnung in allen Theilen des heranwachsenden Gebäudes. Die Sieger hatten seitdem keine Wahl mehr außer dem eigenen Tode oder der Vernichtung aller Gegner. Sie waren mit dieser Stellung nicht unzufrieden, weil sie überhaupt nur in dem radikalen Sturze des Bestehenden den Beruf und das Ziel der Revolution erblickten. — Aber eine große und gebildete Nation erträgt es auf die Dauer nicht, von einem Verbrechen zu zehren und von dem Morde regiert zu werden"

4. Krieg und Eroberungen in den Grenzlanden.

Die auswärtige Lage.

Es war nur Heuchelei oder Selbsttäuschung, wenn die Jacobiner geltend machten, mit dem Tode des Königs würde der Bürgerkrieg vermieden, der Friede mit dem Auslande hergestellt werden; der blutige Akt gab vielmehr das Signal zu einem europäischen Weltkrieg und führte im Innern zu einem blutigen Terrorismus und zu einer Selbstzerfleischung der Nation, wie die Annalen der Geschichte noch nichts Aehnliches aufzuweisen hatten. Während in Paris die letzten Entscheidungskämpfe gegen den Thron und das alte Frankreich ausgefochten wurden, hatten die französischen Heere bereits die Grenzgebiete im Osten und im Norden überschritten. Geschah dies Anfangs nur in der Absicht, die Feinde, welche den Umsturz der alten Verfassung in Frankreich verhindern und ihre eigenen Staaten und Rechte gegen revolutionäre Vergewaltigung sicher stellen wollten, zurückzuweisen und den Völkern Hülfe zu leisten „zur Befreiung von dem Joche der Tyrannen", so nahm der Krieg bald einen noch mehr aggressiven Charakter an, indem die Franzosen, fortgerissen von den Erfolgen ihrer Waffen und von den Sympathien der Völker den politischen Plan verfolgten, die Nachbarstaaten in den Strudel der Revolution hineinzureißen, Frankreich zur herrschenden Macht

in dem nach demokratisch-republikanischen Grundsätzen neu zu gestaltenden Europa zu erheben und zugleich die inneren Nothstände durch Kriegsbeute zu erleichtern. Dem Kampfe mit dem Schwerte trat daher eine politisch-revolutionäre Propaganda fördernd zur Seite. Schon am 19. Nov. ließ der Convent das berühmte Dekret ausgehen, das allen Völkern, welche ihre Freiheit zu erringen trachteten, den Beistand Frankreichs verhieß. Die Schwäche und die Mißstände in den benachbarten Staaten und die gleichzeitige eigensüchtige Politik der drei Ostmächte gegenüber Polen kamen den Zwecken der französischen Demagogie zu Statten. Allenthalben kleine zwieträchtige und auf einander eifersüchtige Staaten, verlotterte Zustände im Militär und in der Verwaltung, eine herrschende übermüthige Aristokratie im Besitz aller Ehrenstellen und Aemter, die bürgerliche und bäuerliche Bevölkerung gedrückt und gehemmt, nach freier Luft und Bewegung sich sehnend: was konnte Günstigeres gedacht werden für ein vorwärtstreibendes streitlustiges Volk von militärischer Begabung? Und wenn selbst die beiden Großmächte mit ihren waffengeübten Armeen aus der Champagne keine Lorbeeren heimgetragen hatten, wie sollten die angrenzenden Kleinstaaten einen erfolgreichen Widerstand leisten! — Die Triumphe, welche die republikanischen Heere in den Alpen- und Rheingegenden mit so überraschender Leichtigkeit errangen, waren geeignet, den Convent mit den kühnsten Hoffnungen zu erfüllen.

19. Nov. 1792.

Wir haben in früheren Blättern die politische Lage der europäischen Länder bis zum Ausbruch der französischen Revolution kennen gelernt. In dem Königreich Piemont-Sardinien regierte seit 1773 Victor Amadeus III. (XII, 875), ein naher Verwandter des Bourbon'schen Hauses in Frankreich und Spanien. Seine Töchter waren an die Brüder Ludwigs XVI. vermählt; seine eigene Gemahlin war eine spanische Prinzessin, für seinen Erstgebornen hatte er gleichfalls eine Tochter Frankreichs zur Gemahlin auserkoren. Der Turiner Hof war ein Abbild des Versailler; die höhere Gesellschaft trug französisches Gepräge, der König selbst, so sehr er auch Friedrich II. von Preußen bewunderte und äußerlich nachahmte, lebte ganz in den Anschauungen und Gewohnheiten des absoluten Königthums und der Feudalherrschaft. Das Land genoß eines dauernden Friedens, und dennoch wurde nicht nur der Schatz, den Karl Emanuels umsichtige Staatswirthschaft gesammelt, zwecklos vergeudet, sondern noch eine Schuldenlast von mehr als 100 Millionen Fr. dem Lande aufgebürdet. Der König unterhielt eine große Armee, mehr zur Parade und um die adeligen Herren mit Offiziersstellen zu versorgen, als zum Felddienst, wozu keine Gelegenheit war. Festlichkeiten und Jagdvergnügungen waren in den piemontesischen Hof- und Adelskreisen ebenso die wichtigsten Anliegen wie in den französischen; ein langjähriger Friedensstand gewährte Muße zu Genüssen. Aber in den Tagen der Ruhe und des Freudenlebens erschlaffte die Thatkraft, entartete die politische Gesinnung, die patriotische Tugend. „Der zahlreiche militärische Adel", heißt es bei Reuchlin, „welcher hier ohne Vergleich mehr als irgendwo in Italien etwas Junkerhaftes hatte, wurde dummdreist, hochfahrend, zum Theil üppig, und drängte geldhungrig die Bürgerlichen aus den höheren Staats- und aus allen Militärämtern". Es läßt sich denken, welchen unangenehmen Widerhall nun die Vorgänge in Versailles und Paris in dem Lande am Fuße der Alpen erzeugen mußten! Turin wurde bald wie Coblenz ein Heerlager der Emigration. Wie in Deutschland so waren auch in Italien die fürstlichen Auswanderer

1. Savoyen u. Piemont. Lage und Zustände.

und ihre aristokratischen Begleiter bemüht, eine gegenrevolutionäre Liga ins Leben zu rufen, welche unter dem Banner Piemonts die gefährlichen Feinde aller Fürstenmacht und aller Standesbevorzugung bekämpfen sollte. Aber da wie dort stießen sie auf Abneigung und Widerwillen. So lange das Feuer nicht das eigene Haus bedrohte, trug Niemand Lust zum Löschen. Selbst in Wien gab man sich wenig Mühe, den piemontesischen Herrscher in den Kriegsbund aufzunehmen. Man hatte es noch nicht vergessen, daß Karl Emanuel einst wie der preußische Monarch die Bedrängniß Oesterreichs zu seinem Vortheil ausgebeutet, und hatte seitdem mit Mißtrauen auf den westlichen Nachbar geblickt. Und als man nach längerem Zögern denselben in die Allianz aufnahm, hielt man es nicht für nöthig, den Kriegsplan auch über Savoyen und Piemont auszudehnen. Man überließ es dem König Victor Amadeus, auf eigene Hand vorzugehen. Wenn das Wiener Cabinet in der Folge sich mehr um das Königreich bekümmerte, einen österreichischen Oberbefehlshaber über die gesammten mailändisch-piemontesischen Streitkräfte ernannte, so geschah es mit der geheimen Berechnung, die mailändischen Territorien, die einst Maria Theresia mit schwerem Herzen abgetreten, zurückzugewinnen oder das ganze subalpinische Land als Compensationsstücke für anderweitige Abtretungen in die Hände zu bekommen.

Savoyen u. Nizza von Frankreich annectirt. Unter solchen Umständen war es eine große Uebereilung, daß Victor Amadeus aus Haß gegen die demokratische Nationalversammlung den französischen Gesandten Semonville, der den Turiner Hof für ein Sonderbündniß gewinnen wollte, zurückwies und dadurch der girondistischen Regierung Veranlassung zu einer Kriegserklärung (15. Juli 1792.) gab. Denn damals hatte man in Paris noch nicht alle Hoffnung aufgegeben, Oesterreich zu isoliren, Sardinien wie Preußen vom Kriegsbund fern zu halten. Der bejahrte König sollte bald die schlimmen Folgen seiner Handlung empfinden. Als General Montesquiou-Fezensac den Var überschritt, gaben die Einwohner von Savoyen und Nizza die feurigsten Sympathien für die französischen Soldaten kund und leisteten ihnen allenthalben Vorschub. Schon im September sahen sich die piemontesischen Regimenter, welche das Land bewachen sollten, so in die Enge getrieben und überrascht, daß sie in Eilmärschen über die Grenze zogen, worauf Montesquiou Chambéry besetzte (25. Sept. 1792.) und General Anselme ohne Schwertstreich die Grafschaft Nizza unterwarf. Zu gleicher Zeit durchfuhr eine französische Flotte unter Admiral Truguet die ligurischen Gewässer und strafte, als ein Schiff, das unter dem Schutze der Parlamentärflagge zu landen versuchte, mit Gewalt zurückgeschlagen wurde, die Küstenstadt Oneglia mit Brand und Plünderung. Für die Savoyarden und Nizzaner war die Erscheinung der Franzosen das Zeichen zum Abfall. Die allobrogische Bevölkerung hat nie große Anhänglichkeit für die Dynastie gezeigt, die aus ihren Bergen hervorgegangen. Durch Sprache und materielle Interessen von jeher an das große westliche Nachbarreich geknüpft, ergriffen die Savoyarden jetzt mit Begierde die Gelegenheit, sich an das Land der Freiheit und Gleichheit anzuschließen. Nachdem sie durch einige vandalische Revolutionsscenen ihre Begeisterung für die neue Aera kundgegeben und die Feudalherrschaft abgeschworen, richteten sie nach einem kurzen Versuche, sich selbständig mit Clubs und gewählten Beamten zu regieren, an den Convent das Verlangen mit Frankreich vereinigt zu werden (27. Nov. 7. Decbr. 1792.). Dieser willfahrte dem Gesuch. Als Departemente des Montblanc und der Seealpen sollten die neuen Gebiete fortan der französischen Republik angehören.

Genf bedrängt. Von Nizza und Chambéry aus streckten die Demokraten bereits ihre Hände nach den reichen aristokratisch regierten Republiken Genua und Genf. Der Minister Clavière hatte es den Oligarchen seiner Vaterstadt Genf nicht vergessen, daß sie vor Jahren ihn und viele seiner Gesinnungsgenossen, welche eine Reform der Verfassung anstrebten, zur Flucht gezwungen. Man suchte jetzt Gelegenheit zur Einmischung in das kleine

Gemeinwesen. Der Rath hatte eine Berner Schutzmannschaft in der Stadt aufgenommen; dies sollte eine Verletzung des alten Garantievertrags sein, wonach ohne Frankreichs Einwilligung keinerlei politische Neuerungen vorgenommen werden dürften. Montesquiou erhielt Befehl, in das Stadtgebiet von Genf einzurücken. Anstatt jedoch dem Befehl nachzukommen, ließ sich der General in Unterhandlungen ein und schloß einen Vertrag, der den Demokraten in Paris mißfiel. Montesquiou, wegen seiner altadeligen Herkunft schon längst verdächtig, wurde daher in Anklagestand versetzt. Er zog es aber vor, um nicht seinen Feinden in die Hände zu fallen, eine Zufluchtsstätte in der Schweiz zu suchen.

Die Stürme, die bald nachher an der Rhone und im ganzen südlichen Frankreich sich gegen den Convent erhoben, brachten einen Stillstand in die Eroberungskriege auf dem Grenzgebiete der Alpen und gewährten dem Genfer Freistaat eine kurze Erholungsfrist. Aber das Schwert blieb über der Lemanstadt schweben, und auch auf italienischer Seite ließ man die Gelegenheit zu einem Umschwung unbenutzt vorübergehen. Dem piemontesischen König, der nebst seinen beiden Söhnen die Führung der Heere übernahm, und seinem österreichischen Rathgeber Devins fehlte der Muth, der Unternehmungsgeist und die strategische Einsicht, um von der schwierigen Lage des Feindes Vortheil zu ziehen. Wir werden bald erfahren, wie lähmend die Zwietracht, der Eigennutz und das Mißtrauen der Verbündeten auf den Krieg gegen Frankreich eingewirkt haben. Auch in dem subalpinischen Lande traten die schlimmen Wirkungen dieser Zerrissenheit zu Tage. Als Oesterreich die oft begehrte Unterstützung weigerte, hatten die sardinischen Waffen keinen Fortgang und die Unternehmungen kamen in Stocken. Ein Angriff auf die Grafschaft Nizza wurde zurückgewiesen von einem Sohne des Landes, dem jungen feurigen Massena, der in den Reihen der republikanischen Heere die militärische Laufbahn suchte und fand, von der ihn unter dem alten Regiment seine niedrige Herkunft für immer ausgeschlossen hätte. Massena und der junge Korse Napoleon Bonaparte besetzten im Dienste des alten gichtbrüchigen Feldherrn Dugommier die Höhenrücken am Col di Tenda, die Verbindungskette der Seealpen und Apenninen, indeß die revolutionäre Propaganda in Turin und in ganz Italien für die Republik wirkte. Die Gebirgspässe, durch Festungswerke geschützt, bildeten die Grenzlinie, bis der geniale Feldherr aus Corsika, der sich bei dieser Gelegenheit den Rang eines Brigad-generals erworben, an die Spitze der Alpenarmee trat und den Siegeslauf mit glänzendem Erfolge von Neuem begann. Im Februar 1793 wurde das Fürstenthum Monaco der Republik einverleibt. Denn Frankreich wollte seine natürlichen Grenzen haben. Dagegen boten die Parteikämpfe zwischen Jacobinern und Girondisten, welche sich auch nach Corsika hinüberzogen und dort ähnliche Spaltungen hervorriefen, wie in Lyon und Toulon, der englischen Regierung Gelegenheit, mit Hülfe des alten Nationalhelden Paoli (XII, 877), der die Bauern, Hirten und Jäger des Gebirges wider die republikanisch gesinnte Küstenbevölkerung unter die Waffen rief, sich der Insel zu bemächtigen. Die französischen Küstenstädte wurden durch die Insurgenten und die britische Schiffsmannschaft zur Capitulation gezwungen, darauf ganz Corsika von den Engländern besetzt und Georg III. als König ausgerufen. Die ererbten Zwistigkeiten feindseliger Geschlechter, durch die Sitte der Blutrache angefeuert, vermehrten die politische Parteiung und gaben den Factionen unternehmende und leidenschaftliche Führer.

Fortgang des Kriegs im J. 1793. *Monaco.* *Corsika.* *Febr. 1793.*

Ebenso raschen Fortgang hatte die kriegerische Propaganda in den kleinen Reichslanden am Rhein. Wir haben früher die kläglichen Zustände in den geistlichen Herrschaften an der großen „Pfaffenstraße" zur Genüge kennen gelernt: ein verlottertes Staatsleben, zerrüttete Finanzen, verwahrlostes Heerwesen, ein zahlreicher Klerus, ein zum Theil landesfremder Adel ohne Heimathsgefühl und Vaterlandsliebe, ein

2. Die Rheinlande. Lage und Zustände.

schlaffer Beamtenstand, der seinen Dienst nur als Quelle persönlicher Versorgung betrachtete, dabei ewiger Hader zwischen Bischöfen und Capiteln, zwischen Regierung und Landständen, im Volke keine Spur von einem nationalen Bewußtsein, in den Kreisen der gebildeten Bürgerschaften mehr oder minder lebhafte Sympathien für die neuen Ideen, dies waren die Erscheinungen, die allenthalben grell zu Tage traten. Die Fürsten, geistliche wie weltliche, nur auf Frieden und Genuß bedacht, hatten sich von der drohenden Gefahr zu keinem Aufschwung ermannen lassen. Länder und Städte waren ungenügend gedeckt, die Festungen im elendesten Zustande. Man hatte die Emigranten mit offenen Armen aufgenommen und mit ihnen gewetteifert in Schmähungen und prahlerischen Drohreden gegen die Revolution; und als nun die Gefahr näher rückte, schlug die Ruhmredigkeit in die feigste Rathlosigkeit um.

General Custine in Speier. 28. Sept. 1792. Mit der größten Bestürzung vernahm man in den fürstlichen Kreisen die Kunde, daß General Custine von Landau aus mit 18,000 Mann Speier überfallen, die kaiserliche Besatzung zersprengt, der Magazine sich bemächtigt und Capitel und Magistrat mit einer Contribution belegt habe. Custine, wie Montesquiou ein Marquis von altem Geschlechte, hatte sich mit flammendem Eifer der Revolution angeschlossen, die, wie er glaubte, die Größe Frankreichs begründen und die alte Welt mit dem Geiste der Freiheit, der Humanität, der Aufklärung erfüllen werde. Mit den Girondisten befreundet, gedachte er seine Erfahrungen als Diplomat und Militär im Interesse seines verjüngten Vaterlandes zu verwerthen. In Paris war die Parole ausgegeben: „Krieg den Palästen und Friede den Hütten"; darum verfuhr er gegen Bürger und Bauern schonend und mild. Der republikanischen Propaganda sollte ein Weg zum Herzen der Völker geöffnet werden. Und dieser Zweck wurde erreicht. Die Bewohner der deutschen Grenzländer, schwer gedrückt von unbilligen Steuern, von Jagdunwesen und Feudallasten, einer unparteiischen Rechtspflege wie jedes nachdrücklichen Schutzes entbehrend, empfingen die Fremdlinge, welche die Herrschaft der Menschenrechte mit Gleichheit und Freiheit für Alle verkündigten, mit lauter oder stiller Freude. Was Goethe in Hermann und Dorothea den Richter sagen läßt, war die allgemeine Stimmung*).

Bestürzung und Flucht der Fürsten und Feudalherrn. Die Erscheinung der Franzosen in Speier und Worms erzeugte einen panischen Schrecken in allen Rheinstaaten: wie viele Schmach und Jämmerlichkeit die deutsche Reichsgeschichte aufzuweisen hatte, wie oft jeder vaterländische Sinn durch die nackte Selbstsucht erstickt worden war, so elend und erbärmlich hatte sich doch Niemand die Zustände gedacht, wie sie sich jetzt in der Wirklichkeit zeigten. Custine selbst war über seine leichten Triumphe erstaunt. Ein Streifcorps unter einem mittelmäßigen General genügte, um in wenigen Wochen das ganze linke Rheinufer in Angst und Schrecken zu jagen. Der Erzbischof von Trier, seine Beamten, eine Menge adeliger und reicher Familien flohen von Coblenz aus stromabwärts; der Kurfürst von Mainz, der Freund der Aufklärung und der französischen Bildung (S. 434), setzte über den Rhein nach

---

*) Denn wer leugnet es wohl, daß hoch sich das Herz ihm erhoben,
Ihm die freiere Brust mit reineren Pulsen geschlagen,
Als sich der erste Glanz der neuen Sonne heranhob,
Als man hörte vom Rechte der Menschen, das Allen gemein sei,
Von der begeisternden Freiheit und von der löblichen Gleichheit!
Damals hoffte Jeder, sich selbst zu leben, es schien sich
Aufzulösen das Band, das viele Länder umstrickte,
Das der Müßiggang und der Eigennutz in der Hand hielt.

Aschaffenburg und Würzburg, und gab damit dem Stiftsadel und den Vornehmen das Zeichen zur allgemeinen Flucht. Nie war der Rheinstrom so belebt gewesen wie in diesen Herbsttagen: unzählige Fahrzeuge von jeder Art, schwer beladen mit Menschen und Waaren, sah man stromabwärts segeln! Manche Fürsten wollten neutral bleiben und hofften der Feind würde das Kriegsrecht achten. Pfalz-Baiern ließ auf seinen Grenzen große Tafeln errichten, mit der französischen Inschrift: Pfälzisch neutrales Gebiet; der Landgraf von Hessen-Darmstadt, der früher so laut gegen die räuberischen Franzosen geeifert hatte, die ihm seine elsässischen Einkünfte entrissen, zog seine Truppen, welche die Reichsfestung Mainz hätten vertheidigen helfen sollen, auf das rechte Stromufer bis nach Gießen zurück.

So wurde Mainz, das Bollwerk des Reichs, ohnedies aufs Nothdürftigste mit Besatzungstruppen und Geschütz versehen, in seinen Mauern und Festungswerken gänzlich verwahrlost, vollends jeder Möglichkeit eines mannhaften Widerstandes beraubt. Ohne genügende militärische Besatzung, verlassen von dem Kurfürsten und dem Adel, einer unsichern rathlosen Obrigkeit unterstellt, mit einer Bevölkerung, bei welcher die neuen Ideen Eingang gefunden hatten, wäre Mainz, wie Speier und Worms durch einen raschen Handstreich gefallen, hätte nicht Custine Bedenken getragen, mit seiner kleinen Armee das Wagstück zu unternehmen. Er verweilte mehrere Wochen, um die revolutionäre Propaganda wirken zu lassen. Dadurch erhielt der Festungscommandant Gymnich Zeit wenigstens einige Vorkehrungen zur Vertheidigung zu treffen. Er wurde dabei unterstützt von dem Oberstlieutenant Eickemeyer, einem kenntnißreichen strebsamen Mann bürgerlicher Herkunft, der den neuen Anschauungen mehr zugethan war als dem alten System der Standesprivilegien. So konnte doch, als endlich Custine über Oppenheim in die Nähe von Mainz vorrückte, die Schmach einer Ueberrumpelung abgewendet werden. Aber schon am nächsten Tag wurde es den Franzosen klar, daß die Vertheidigung nicht gar ernstlich gemeint sei, daß der Widerstand nur zum Schein geleistet werde, um eine günstige Capitulation zu erlangen. Und so kam es. Als in einem Kriegsrath der Oberbefehlshaber nachwies, daß weder Mannschaft noch Kriegsbedarf genügend vorhanden, um dem Feinde vor den Thoren Trotz zu bieten, wurde die Uebergabe beschlossen. Eickemeyer überbrachte dem französischen General ein versiegeltes Schreiben des Inhalts: gegen freien Abzug des Heeres, der Beamten und der Geistlichkeit, sowie gegen das Versprechen das Eigenthum zu schützen, sollten die Feindseligkeiten eingestellt und die Festung übergeben werden. Custine nahm die Bedingungen an: da aber die österreichische Besatzung von 800 Mann nicht ausdrücklich erwähnt war, so zog diese, während man noch im französischen Lager mit der Ausfertigung der Vertragsurkunde beschäftigt war, über den Rhein, um durch den Westerwald nach Köln zu gelangen. Darauf hielten die Franzosen ihren Einzug in Mainz. Man hat in der Folge den kläglichen Fall der Hauptfestung des deutschen Reiches der Verrätherei Eickemeyers zugeschrieben. Aber „es bedurfte keines Verraths, wo so viel Feigheit und Unverstand zusammenwirkte". Die panische Furcht, von der alle geistlichen und weltlichen Fürsten und Herrschaften ergriffen wurden, gab Zeugniß von der gänzlichen Rathlosigkeit und Bestürzung aller Reichsstände, Autoritäten und Privilegirten. Es ist oft genug und mit drastischer Anschaulichkeit geschildert worden, in welcher Aufregung und Bewegung sich damals die ganze Fürsten- und Adelswelt bis tief in Deutschland hinein befunden hat; wie Alles sich zur Flucht bereitete, Kisten und Kasten gepackt wurden, eine unbeschreibliche Verwirrung und Bestürzung sich kund gab! Schon traf eine Deputation von Coblenz ein, um wegen der Uebergabe von Ehrenbreitstein in Verhandlung zu treten; nur dem raschen Einzug hessischer und preußischer Mannschaften war die Erhaltung zu danken.

[Marginalien: Uebergabe von Mainz. — 18. Okt. 1792. — 20. Okt. — 21. Okt.]

Streifzug gegen Frankfurt. 22. Okt. 1792. Um so erfolgreicher war ein Streifzug gegen Frankfurt, den Custine durch General Neuwinger unternehmen ließ. Die Stadt wurde gezwungen eine Brandschatzung von zwei Millionen Gulden zu entrichten, „weil sie den Emigranten Vorschub geleistet". Der französische General wollte die Summe nur der reichen und regierenden Bürgerklasse auflegen, getreu der Parole „Krieg den Palästen, Friede den Hütten"; aber die Zünfte und Handwerker setzten der „jacobinischen Heuchelei" die Erklärung entgegen, sie hätten sich über ihre vornehmen Herren bisher nicht zu beklagen gehabt. Mit ähnlichen Raubzügen suchte Houchard die Klöster in der Wetterau und an der Lahn heim.

Die Franzosen vom rechten Rheinufer zurückgedrängt. Diese Vorgänge kühlten die deutsche Freiheitsbegeisterung auf dem rechten Rheinufer merklich ab. Als Custine, im Begriffe einen Streifzug nach der Saline Nauheim zu unternehmen, einen Aufruf an die Hessen erließ zum Abfall von dem Landgrafen, „der nicht zu wissen scheine, daß der Tag des Gerichts gegen alle Tyrannen gekommen sei"; konnte er bald wahrnehmen, daß die Sirenenstimme Frankreichs nicht in allen deutschen Herzen Anklang fand. Wie wenig immer das hessische Volk Ursache hatte, für seinen Landesvater Wilhelm IX. das Leben einzusetzen, so zeigte doch der tapfere Widerstand einiger hessischen Bataillone, daß der Kriegsmuth und Patriotismus noch nicht ganz erloschen war. Der Kampf, den die hessische Vorhut des preußischen Heeres 2. Decbr. 1792. vor dem Friedberger Thore von Frankfurt gegen Custine's Truppen bestand, war die einzige kräftige Waffenthat in dieser Zeit der deutschen Schmach. Custine mußte Frankfurt und das rechte Rheinufer bis auf Castel und die Mainzer Außenwerke räumen. Wäre der Landgraf gleichen Sinnes gewesen, so hätte leicht ein Volkskrieg entstehen können. Aber damals wie drei Jahre später waren die deutschen Fürsten vor Allem bedacht, jede Unruhe fern zu halten. Aus Furcht vor inneren Bewegungen arbeiteten sie der revolutionären Propaganda in die Hände, die jetzt in Mainz sich zu voller Blüthe entfaltete.

Mainz unter französische Herrschaft gebracht. Die Clubisten. Wir wissen, daß der Kurfürst seine Hauptstadt zu einem Mittelpunkt freier Geistesthätigkeit im Sinne der französischen Aufklärungsphilosophie erhoben, und eine Anzahl von Gelehrten und Literaten berufen hatte, welche in dem leichtlebigen „goldenen Mainz" gleichsam eine fremde Colonie bildeten, und „von staatsverderblichem Weltbürgersinn angesteckt" sich über Vaterland und Nationalität wegsetzten. An diese Gelehrten und Schriftsteller, unter denen Georg Forster der Weltumsegler, den wir schon oben als einen Mann von hochfliegendem Geiste kennen gelernt haben, beseelt für die Idee der Freiheit und edler Menschenbildung, in erster Linie stand (S. 721), hatten sich manche Unzufriedene und Zurückgesetzte aus dem Mainzer Gebiet selbst angeschlossen, Männer wie der erwähnte Eickemeyer, der ehrgeizige Arzt Wedekind, der Professor Hoffmann, Geistliche mit Illuminatenansichten wie Blau und Dorsch, verströmte Literaten wie der Gymnasiallehrer Böhmer in Worms u. A. In diesem Kreise verfolgte man die Vorgänge in Paris mit dem größten Interesse, und wenn es auch als eine unbegründete Beschuldigung des Parteigeistes zurückgewiesen werden muß, daß die Mainzer Liberalen durch conspiratorische Umtriebe den Fall der Festung herbeigeführt haben, so ist doch sicher, daß sie während der französischen Occupation für die Verbreitung der Revolutionsideen thätig waren, daß durch sie ein Jacobinerclub ins Dasein gerufen ward, daß sie den Gedanken eines Anschlusses an die Republik Frankreich faßten und nährten. In Mainz selbst, wo im kurfürstlichen Schlosse die sehr gemischte Gesellschaft von „Freunden der Freiheit und Gleichheit" sich aufthat, wie in andern Städten des linken Rheinufers, fand unter der Einwirkung der „Clubisten" das französische Wesen und die republikanische Gesinnung viele Anhänger, so wenig auch die neuen Gebieter die Grundsätze von Freiheit und Volkssouveränetät achteten, das Land vielmehr als eroberte Provinz behandelten. Forster und seine Gesinnungsgenossen

waren scharfsichtig genug, die Macht und Bedeutung der politischen Ideen der Revolution zu erkennen, auch wo sie „unter dem Schmutz wüster Leidenschaften und demagogischer Künste versteckt lagen". Im Allgemeinen fanden sich die Anhänger der Republik mehr in den Reihen der Gebildeten als des Volks. Es wurde, wie in Savoyen Anfangs der Versuch gemacht, die bestehenden Verhältnisse zeitgemäß umzugestalten und nach dem Grundsatz der Volkssouveränetät und der Selbstverwaltung ein unabhängiges Staatswesen einzurichten. Das war aber nicht nach dem Sinne der neuen Machthaber; die revolutionäre Propaganda wirkte so eifrig für die Vereinigung mit den französischen Nachbarn „zu Einer Familie", daß sie ihren Zweck erreichte. Im März wurde in einer Versammlung, worin Hoffmann und Forster den Vorsitz führten, März 1793. der Beschluß gefaßt, „den ganzen Landstrich von Landau bis Bingen zu einem Freistaat umzugestalten, allen Zusammenhang mit dem deutschen Reiche zu lösen und die landesherrlichen Rechte der geistlichen Fürsten von Mainz, Worms und Speier, der Fürsten von Nassau, von Baden, von Salm, von Leiningen, so wie der Grafen, Ritter und Reichsstädte, die jenes Gebiet umschloß, für ewig erloschen zu erklären". Diese „rheinische Republik" konnte natürlich nicht für sich bestehen, daher am 21. März der Beschluß erfolgte: „daß das rheinisch-deutsche freie Volk die Einverleibung in die fränkische Republik wolle, und eine Deputation abgesandt werden solle, um diesen Wunsch dem fränkischen Nationalconvent vorzutragen". An der Spitze dieser Deputation standen Georg Forster und Adam Lux. Sie sahen beide die Heimath nicht wieder. Der letztere blutete noch in demselben Jahr auf der Guillotine, als er seine hohe Bewunderung für Charlotte Corday öffentlich kund gab, und Georg Forster starb, wie wir aus frühern Blättern wissen, im Januar des folgenden Jahres (1794) am gebrochenen Herzen in Paris, getäuscht in seinen schönsten Hoffnungen und voll Unwillen über die Gräuel, die er vor seinen Augen sich entwickeln sah.

5. Die Vorgänge in den Niederlanden und Englands Eintritt in die Coalition.

Wenn schon in den Westalpen und am Rhein die Sympathien der Völker Dumouriez in Belgien. für den Staat der „Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit" den französischen Waffen Vorschub leisteten, was ließ sich erst in den Niederlanden erwarten, wo kurz zuvor die revolutionären Erhebungen mit österreichischen Bajonetten niedergekämpft worden waren, und in Lüttich und Brabant die Einwohner von Begierde brannten, das monarchische Joch, das Uebermacht und Gewalt ihnen aufgelegt, wieder abzuwerfen! Wir wissen, wie viele niederländische Flüchtlinge in Frankreich sich nach dem Zeitpunkte sehnten, da sie im Gefolge französischer Heere in ihre Heimath zurückkehren könnten (S. 412, 427). Schon Lafayette hatte den Plan gehegt, die Revolution nach Belgien zu tragen. Was dem Führer der Feuillans versagt war, sollte Dumouriez, der Anhänger der Gironde, zur Ausführung bringen. Mit welchem Selbstgefühl trug der ehrgeizige Mann den Ministern in Paris seinen weitangelegten Kriegsplan vor, durch den er Oesterreich zu isoliren, Belgien für die Revolution zu gewinnen und Preußen zu einem Separatfrieden zu bewegen hoffte! Die Minister des Innern und des Auswärtigen, Roland und Lebrun, begünstigten sein Vorhaben aus politischen Gründen und aus Haß wider Oesterreich; der Finanzminister Clavière hoffte in dem

reichen Handelsstaat seine erschöpfte Staatskasse zu füllen, und der Kriegsminister Pache suchte überall der revolutionären Propaganda dienlich zu sein. Zwar kam man der stolzen Forderung des Siegers von Valmy, den Oberbefehl über die gesammte Streitmacht am Rhein, an der Mosel und Maas in seine Hand zu legen, nicht nach; er zog nur als „General des Ardennenheeres" aus, um die vereinigten Armeen Clerfaits und des Herzogs Albrecht von Sachsen-
6. Nov. 1792. Teschen anzugreifen; aber sein Sieg bei Jemappes, in der Nähe von Lüttich, führte solche Erfolge herbei, daß darüber alle andern Trophäen in Schatten traten. Zwei Tage nach der Schlacht und nach dem Abzug der Oesterreicher, schloß die demokratisch gesinnte Bürgerschaft von Mons eine Capitulation mit dem fran-
14. Nov. zösischen Heerführer und öffnete die Thore; acht Tage später zog er in Brüssel ein, während seine Unterfeldherrn, Valence und Labourdonnaye, Namur und Antwerpen besetzten. Ueberall empfing man die Franzosen als Befreier, als Apostel des neuen Evangeliums der „Freiheit und Gleichheit"; das demokratische
27. Nov. Lüttich feierte Freudenfeste bei ihrer Ankunft. In weniger als sechs Wochen waren die österreichischen Niederlande bis an die Maas in den Händen des französischen Generals. Erst an diesem Flusse sah er sich durch die vereinigten Streitkräfte des Feindes aufgehalten. Schon rückte Dumouriez an die Grenze von Holland vor und stellte den Generalstaaten die Wahl zwischen Bündniß und Krieg. Wenn Custine und die anderen Feldherren gleichzeitig in das Gebiet zwischen Maas und Rhein vorrückten, Trier und Luxemburg besetzten, welche Zukunft stand dann der französischen Republik offen!

Holland. Der holländische Freistaat war einige Jahre zuvor in seinem Kampf gegen das Haus Oranien von dem königlichen Frankreich preisgegeben und dem preußisch-englischen Einfluß überlassen worden: jetzt konnte das verjüngte Frankreich den Fehler des alten Regimes wieder gutmachen, den alten Bund auf neuer Basis wieder aufrichten. Ein starker Widerstand war nicht zu befürchten, von einem Föderativstaat, dessen Wehrkraft außer einigen fremden Söldnerregimentern hauptsächlich in der Miliz der einzelnen Bundesstaaten und Stadtcommunen bestand, dessen Politik von der ehemaligen Höhe einer Großmacht längst in die niedere Region innerer Verfassungs- und Parteikämpfe herabgestiegen war, dessen Staatsleben, wie uns hinlänglich bekannt, durch particularistische Sonderinteressen geschwächt, gebrochen und alles Gemeinsinnes entkleidet worden. Um so lockender waren die Reichthümer der Seerepublik, die öffentlichen Kassen in den Kaufmannstädten und Handelsgenossenschaften.

Dumouriez und das Pariser Democratenregiment. Dumouriez' staatsmännischer Blick erkannte die ganze Wichtigkeit dieser kriegspolitischen Lage und die hohe Aufgabe, welche dadurch der nationalen Regierung Frankreichs gestellt war: er begab sich nach Paris, um durch persönliche Einwirkung die Minister und die einflußreichen Glieder des Convents für seine Pläne zu gewinnen. Vor Allem sollte die Heerleitung durch Gewährung hinreichender Geldmittel in die Lage gesetzt werden, die Armee in solchen Zustand

zu bringen, daß sie sich in den fremden Ländern Achtung und Vertrauen erwecken könne, und nicht genöthigt sei von Requisitionen und Erpressungen zu leben, wodurch die Sympathien der Völker sich bald in Haß und Widerwillen verwandeln würden. Raub und Anarchie dürften nicht aufkommen in einem Lande, das im Begriff stehe, seine Institutionen nach dem Muster der französischen Republik umzubilden, ein eigenes Volksheer zu schaffen und durch allgemeine Wahlen eine constituirende Versammlung einzuberufen. Aber bei den plebejischen Staatsmännern und Phrasenhelden, die damals am Ruder waren, fand der General der alten Schule, der noch die aristokratischen Geschäfts- und Lebensformen beobachten, nicht in die neue „Politik von Kühnheit und Ungestüm" eintreten wollte, taube Ohren. Pache und die Bande von Sansculotten in seiner Umgebung schauten mit Mißtrauen auf den ehrgeizigen Mann, der den „Cäsar" spielen wolle, an dessen Seite der Sohn des Herzogs von Orleans, General Philipp Egalité weilte, der sich von den Jacobinervereinen fern hielt, der die Gewaltwege der revolutionären Propaganda, die Aufstachelung der Proletarier gegen die Reichen und Vornehmen mißbilligte. Die Lieferungen für das Heer wurden betrügerischen Agenten aus der Commune übertragen, die Kriegskasse mit Assignaten gefüllt, die auf die Hälfte ihres Werthes herabgesunken waren und von den Niederländern mit Widerwillen angenommen wurden. Die Folge war, daß bei der Armee Mangel und Unordnung um sich griff, daß die Soldaten, elend gekleidet und genährt, massenhaft ausrissen oder sich mit Gewalt durch Raub und Plünderung das Nothwendige verschafften. Wie ein Heuschreckenschwarm fielen die Freiwilligen und Jacobinischen Nationalgarden über das Land her. Den Machthabern in Paris war daran wenig gelegen: sie betrachteten die Anarchie und den Umsturz der bestehenden Staatsordnungen nur als Einleitung zur Incorporation in die beabsichtigte Weltrepublik unter Frankreichs Hegemonie. Die Soldatenexcesse trafen in erster Linie die Vornehmen und Reichen, der demokratische Convent aber sah seine Hauptstützen in den unteren Volksklassen. Diese radikale Politik trat so nackt und gebieterisch an den französischen Befehlshaber heran, daß er sich entweder beugen oder abgehen mußte. Eine Zeitlang war er den Pariser Demokraten zu Willen: er besetzte Aachen, um gemeinschaftlich mit der Rheinarmee die Weltpropaganda zu unterstützen, und ließ einen Theil seines Heeres an die Grenze von Holland vorrücken, um auch in Amsterdam und Haag die Parteigenossen Frankreichs zu revolutionären Unternehmungen aufzumuntern. Schon hatte die republikanische Regierung die 16. Nov. 1792.
Scheldeschiffahrt für frei erklärt und eine französische Flotille in den Hafen von Antwerpen einlaufen lassen. Wir wissen, wie hartnäckig die Generalstaaten die Oeffnung dieses Stromes nach dem Meer dem Kaiser Joseph bestritten haben. Jetzt zerhieb der Convent diesen gordischen Knoten der Diplomatie mit dem Schwert, und gab damit zu erkennen, daß er der Republik Holland dasselbe Schicksal zu bereiten gedenke, wie den österreichischen Niederlanden.

Die republ. Propaganda u. die deutschen Kriegsmächte.

Diese gewaltthätige aggressive Politik der französischen Machthaber, die in den occupirten Ländern sofort alle monarchischen, feudalen und hierarchischen Ordnungen umstürzten, republikanische Verfassungen nach dem Prinzipe der Volkssouveränetät und Selbstregierung einführten, begleitet von Jacobinerclubs, Freiheitsbäumen und Sansculottenfrechheit, die nicht nur die Einwohner ermunterten, die Einverleibung in den Musterstaat der „Freiheit und Gleichheit" zu begehren, sondern auch den Unterthanen aller monarchischen Regierungen die Hülfe Frankreichs zur Abschüttelung priesterlicher und feudaler Gewaltherrschaft anboten; diese revolutionäre Politik mußte alle europäischen Mächte mit Unruhe und Besorgniß erfüllen und zu dem Entschluß führen, der Jacobinischen Propaganda mit größerem Ernst entgegenzutreten. Preußen und Oesterreich entsagten auf einige Zeit ihrer Politik des Mißtrauens und der Eifersucht, die bisher dem Fortgange ihrer Waffen so hinderlich gewesen, und trafen Anstalten zur Wiedereroberung der verlorenen Reichslande. In den aristokratischen Kreisen Oesterreichs suchte man durch freiwillige Beiträge und durch Opfergaben von Schmuck und Kostbarkeiten der Kriegskasse aufzuhelfen. Die Verjagung Custine's aus Frankfurt und vom ganzen rechten Rheinufer durch die über den Taunus herbeiziehende preußische Armee mit der tapfern hessischen Vorhut, war das erste Anzeichen einer Ermannung. In der befreiten Stadt wurden dann Conferenzen zwischen Friedrich Wilhelm und Braunschweig einerseits und dem Prinzen von Coburg nebst einigen österreichischen Generalen anderseits abgehalten und Bestimmungen über ein vereinigtes kriegerisches Vorgehen getroffen. Auch das deutsche Reich trat den kriegführenden Mächten bei und verstärkte das Heer der Verbündeten mit Reichstruppen.

Umschlag der englischen Politik.

Und schon konnte man an der veränderten Haltung der englischen Politik erkennen, daß auch das Inselreich die Propaganda der Pariser Demagogen, welche bereits in Belgien ihre rothe Fahne aufgepflanzt hatte und Holland zu verschlingen drohte, deren revolutionäre Manifeste in Irland zündeten und die nach Parlamentsreformen strebenden Factionen in England selbst in Aufregung setzten und zu geräuschvollen Agitationen aufmunterten, nicht länger ungestört gewähren lassen wolle. — Wir haben gesehen, daß der behutsame staatskluge Minister Pitt sich weder von dem royalistischen Eifer Friedrich Wilhelms II. noch von den dynastischen Interessen des Wiener Kaiserhofes hatte fortreißen lassen. Als der Krieg schon begonnen hatte, dauerte der gesandtschaftliche Verkehr zwischen den Staaten diesseit und jenseit des Kanals fort. Talleyrand rühmte die gute Aufnahme, die ihm in London zu Theil geworden; die Emigranten erlangten keinen politischen Einfluß. Erst nach dem 10. August wurde den Gesandtschaften der officielle Charakter entzogen, ohne daß damit jedoch alle diplomatische Verbindung aufgehört hätte. Wie verschiedenartig immer die Ansichten über die Vorgänge in Paris sein mochten, in einem Lande, wo Rede- und Preßfreiheit zu den heiligsten Gütern des öffent-

Pitts Haltung.

lichen Lebens, zu den Kleinodien des parlamentarischen Verfassungs- und Rechtsstaats gehörte, durften Freunde wie Feinde der Revolution ihre Meinung ungehindert aussprechen.

Parteispaltung. Burke u. Fox.

Wie in ganz Europa so wurden auch in Großbritannien die Gemüther von den Ereignissen in Frankreich mächtig ergriffen: die conservative Partei der Tories, die damals am Ruder war (S. 308), verdammte die neuen Doctrinen; die Liberalen, welche während des amerikanischen Kriegs der Regierung das Leben so sauer gemacht hatten, trennten sich: indeß Burke im November 1790 seine „Betrachtungen über die Revolution in Frankreich" veröffentlichte, ein Buch, das später von Gentz ins Deutsche übersetzt (S. 719), das Evangelium für die Anschauungsweise der gesammten erhaltenden und rückläufigen Partei in ganz Europa ward, und für den Weltkrieg die Brandfackel lieferte, unterhielten Fox und Sheridan einen Briefwechsel mit Condorcet und Brissot. Es ist eine allbekannte Begebenheit, daß Burke, der die Revolution als das Werk des Leichtsinns, der Unbesonnenheit und der Bosheit verdammte, ohne die Uebelstände und Mißbräuche des vorausgegangenen Absolutismus aufzudecken und zu rügen, seinem langjährigen Parteigenossen Fox im Parlamente die Freundschaft aufkündigte, als dieser „französische Mirabeau" bei den Verhandlungen über die künftige Verfassung Canada's für die Menschenrechte Lafayette's eintrat und die französische Revolution eines der ruhmvollsten Ereignisse in der Geschichte der Menschheit nannte. (6. Mai 1791.) Es war ein weltgeschichtlicher Hergang, als Burke, gereizt durch den Tadel und Widerspruch, sich von dem Gefährten, mit dem er fast ein Vierteljahrhundert in allen öffentlichen Angelegenheiten zusammengewirkt, auf immer trennte, unempfänglich gegen die Thränen wie gegen die mildernden Worte des Freundes. In dem rührenden und ergreifenden Vorgange spiegelte sich das ganze Zeitalter ab: Burke war fortan der Kreuzzugsprediger der europäischen Reaction gegen die revolutionäre Fundamentallehre der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit; Fox stand an der Spitze der Fortschrittspartei, welche nach einer Reform der englischen Verfassung im Sinne größerer Rechtsgleichheit aller Stände und Volksklassen lossteuerte. Wie uns bekannt, beruhte der englische Staatsbau auf aristokratischen und hierarchischen Grundlagen. Es war eine Rückwirkung der französischen Doctrinen, daß von jetzt an eine Partei mehr und mehr Einfluß gewann, welche die Prinzipien der Revolution ohne ihre Auswüchse auch in England zur Geltung zu bringen bestrebt war, welche die angebornen Rechte der Menschheit, die Gebote der Humanität und der Philanthropie gegen Herkommen, Ueberlieferung und verjährte Satzungen in Schutz nahm und in den Kampf führte.

Agitatorische Umtriebe in England u. Irland.

Neben dieser Fortschrittspartei, welche zunächst auf Parlamentsreform, auf Emancipation der Katholiken und Dissidenten von dem Staatskirchenrecht, auf Ausgleichung der Standesunterschiede drang, gab es in England auch republikanische Vereine, welche nach dem Vorgange von Thomas Payne für die

Verbreitung der „Menschenrechte" thätig waren, Vereine, die unbemerkt und ohne Bedeutung geblieben wären, hätte nicht der Pariser Convent einer Deputation derselben einen ehrenvollen Empfang im Sitzungshause bereitet und Grégoire, der gerade den Vorsitz führte, ihre radikalen Reden mit zustimmenden Worten erwiedert. Ihre Bestrebungen wurden unterstützt durch Agenten der Pariser Demokratie, die reichlich mit Assignaten versehen unter den Unzufriedenen und Gedrückten der unteren Volksklassen, insonderheit der Fabrikarbeiter für revolutionäre Zwecke wirkten. In England selbst war von diesen agitatorischen Umtrieben keine Gefahr für die bestehende Ordnung zu fürchten, zumal als die conservativen Klassen mit nicht minderem Eifer „für König und Kirche" eintraten. Dagegen war die erregbare bewegliche Bevölkerung von Irland für die Doctrinen der Jacobiner leicht zugänglich. Wir wissen, wie oft das irische Volk den Verlockungen der Spanier und Franzosen Gehör geschenkt, wie oft es das Schwert ergriffen zur Befreiung von dem Joche der englischen Grundherren und Bischöfe, wie tief der Gedanke einer Trennung von England, einer nationalen Selbständigkeit in den Gemüthern der keltischen Bewohner von „Grün-Erin" wurzelte. Hier war die wunde Stelle des großbritannischen Reiches, wo die revolutionäre Propaganda mit Erfolg ihre Hebel einsetzen konnte. Wenn der Convent erst die Niederlande in den Schooß der Republik aufnahm, wenn die Generalstaaten der französischen Invasion erlagen, die aggressive Demokratie ihren demagogischen Schlagwörtern mit Landheeren und Schiffen Nachdruck gab, dann konnte auch die britische Monarchie in den Wirbel der Revolution gezogen werden.

England u. der europäische Kriegsbund.

So gab denn auch das Londoner Cabinet dem Gedanken eines Anschlusses an die Verbündeten Raum. Die Einberufung der Milizen, die Armirung des Towers, die Verschärfung der Fremdenpolizei, das Verbot des französischen Papiergelds waren Maßregeln, die einen nahen Krieg in Aussicht stellten. Das große Gerichtsdrama im Convent schärfte den englischen Royalismus; die öffentliche Meinung, die in England in entscheidenden Fragen oft wie auf Commando in den Dienst der Regierung tritt, sprach sich einmüthig und scharf gegen den Convent aus. Die reformatorische Partei konnte für ihre französischen Sympathien keinen Boden mehr gewinnen; der Antrag auf Anerkennung der französischen Republik blieb in der Minderheit; Fox selbst mußte seinen Pariser Freunden bekennen, daß die Verurtheilung Ludwigs XVI. auch für England das Signal zum Kriege sein würde. Der Schlag gegen das Haupt des Königs gab das Zeichen zum Weltkrieg, an dem auch England und Spanien sich betheiligten. Die europäischen Mächte wollten den Feuerheerd auslöschen, der das ganze bisherige Staatensystem zu verzehren drohte, den demokratischen Areopag umstoßen, welcher mit leidenschaftlicher Energie Throne und Aristokratien, Kirche und Vorrechte zu vernichten sich anschickte. Das Parlament, dessen Sitzungen um die Mitte Decembers eröffnet wurden, brachte schon bei der Adresseberathung dem Ministerium das vollste Vertrauen entgegen. Um dieselbe Zeit

bewirkte Danton, als Commissar des Pariser Nationalconvents, daß durch die französischen Parteigänger in einer Versammlung zu Brüssel die Union mit der Republik Frankreich beschlossen ward. Vergebens hatte Dumouriez die französische Regierung von einem solchen Schritt, der den sichern Krieg mit England herbeiführen würde, abzuhalten und die Constituirung Belgiens zu einem selbständigen Gemeinwesen zu bewirken gesucht; der Minister Cambon erklärte ihm ganz offen, sie bedürften die belgischen Kirchen- und Staatsgüter zur Deckung ihrer Assignaten und müßten daher das Land in eine französische Provinz verwandeln. 15. Decbr. 1792.

Unmöglich aber konnte die englische Regierung die Einverleibung Belgiens, die eigenmächtige Oeffnung der Schelde, die Bedrohung Hollands vor sich gehen lassen, eine solche rücksichtslose Verletzung alter Bundesverwandten ruhig dulden und zugleich einer eroberungslustigen Nation die Möglichkeit schaffen, den heißblütigen Irländern bei einem Loßreißungsversuche die Hand zu reichen. Pitt ließ durch den bisherigen Gesandten Chauvelin, der noch immer als diplomatischer Geschäftsführer in London weilte, der republikanischen Regierung eine Beschwerde-Note zustellen, die aber in wenig höflicher Form kurz und zurückweisend beantwortet ward. Seitdem war in dem Londoner Cabinet der Krieg eine beschlossene Sache. Wenn trotzdem noch einige Wochen das Schwert in der Scheide blieb, ja sogar eine Anerkennung der Republik im Falle einer allgemeinen Pacifikation in Aussicht gestellt ward, so geschah dies einerseits aus Besorgniß über das gewaltsame Vorgehen der Ostmächte in Polen, andererseits in der Hoffnung, vielleicht das Leben Ludwigs XVI. zu retten. Wir wissen, daß die Girondisten bei ihrer Bemühung, die Entscheidung der Nation anheimzustellen, hauptsächlich auf die schwebende Kriegsfrage sich stützten. Noch im Januar wurde Maret, den Napoleon später vielfach in Staatsgeschäften gebrauchte, nach London gesandt, um wo möglich den Bruch abzuwenden. Aber der 21. Januar stürzte alle Vermittelungspläne über den Haufen. Die Bergpartei benutzte den Sieg, den ihr die blutige Katastrophe auf dem Revolutionsplatze in die Hand gab, zu einer Kriegserklärung gegen England und das mit demselben verbundene Holland. Die Ausweisung Chauvelins aus London nach Ludwigs Hinrichtung wurde in Paris für eine Beleidigung der Nationalehre erklärt, und von den übermüthigen Demokraten, die damals im Convente das entscheidende Wort führten, mit dem Krieg beantwortet, zu dem sie bereits alle Anstalten getroffen. Für die englische Regierung hatte dieses stürmische und gewaltsame Vorgehen den Vortheil, daß sie die Rache für das vergossene Königsblut als Motiv für die Schwertergreifung aufstellen und dem royalistischen Albion, das um so mehr mit dem Königthum einen Cultus treibt, je eifersüchtiger es demselben jede Macht und Selbstthätigkeit vorenthält, die Genugthuung gewähren konnte, unter einem edlen Vorwande und großmüthigen Schlachtruf in den Kampf zu ziehen. In England hat man mit Begierde die Blutrache für das tragische Geschick des gekrönten Bourbon als Kriegsparole und Kampfzweck

Ausbruch des englisch-französischen Kriegs.

1. Febr. 1793.

ausgegeben. Aber dem philisterhaften Georg III. lag eine ritterliche Romantik, wie sie in der Brust eines Friedrich Wilhelm II. oder eines Gustav III. lebte, ebenso fern als dem praktisch klugen Minister Pitt. Mit der Losung „Kampf gegen die königsmörderische Revolution" war zugleich die Erhaltung der eigenen Sicherheit, die Machtherrschaft über die See- und Colonialwelt, sowie die Sorge für die commerciellen Interessen des Inselreiches auf das Innigste verbunden. So begann denn England den folgenreichen Krieg zu Wasser und zu Land, von dem es erst abließ, als die Revolution und die daraus hervorgehende Militärherrschaft Bonaparte's besiegt zu Boden lag. Um nicht durch innere Aufstände und conspiratorische Umtriebe in der kriegerischen Kraftentfaltung nach Außen gehemmt zu werden und gegen die unzufriedenen erregbaren Irländer freie Hand zu haben, ließ sich Pitt vom Parlamente die Vollmacht ertheilen, die Habeascorpusakte zu suspendiren. Dadurch war ihm die Möglichkeit gegeben zur Verkündigung des Kriegszustandes, zu politischen Prozessen, zu Ausnahmsgesetzen und Sicherheitsmaßregeln, wie der Pariser Nationalversammlung durch die Erklärung, das Vaterland sei in Gefahr. Fortan wurde Frankreich nicht nur von englischen Schiffen und Heeren bekämpft, sondern engliche Hülfsgelder spornten auch die andern Fürsten und Regierungen an, daß sie den Krieg mit größerem Feuer und Nachdruck in Angriff nahmen.

Kriegserklärung an Spanien. Einige Wochen nachher trat auch Spanien in den europäischen Kriegsbund ein. Vergebens hatte sich König Karl IV. alle Mühe gegeben, das Leben des blutsverwandten Monarchen zu retten: sein Minister Aranda, der uns aus früheren Blättern als Anhänger der liberalen und philosophischen Ideen bekannt ist, bot Neutralität und Zurückziehung der spanischen Grenztruppen als Preis des königlichen Lebens an, ein Anerbieten, das Aranda's Nachfolger im auswärtigen Amte, der ehemalige Leibgardist Godoy, der Günstling der Königin, jetzt Herzog von Alcudia, wiederholte. Als die Bemühung fruchtlos war, erhielt der französische Gesandte in Madrid seine Pässe, worauf der Convent auf 7. März 1793. Barères Antrag auch an Spanien den Krieg erklärte, „um auch dort den Thron der Bourbonen zu stürzen und die Freiheit in die schönen Lande südwärts der Pyrenäen zu tragen".

Anstrengungen des Convents. In Paris verkannte man nicht, daß angesichts der von allen Seiten hereinbrechenden Kriegsgefahr die energischsten Anstrengungen erforderlich seien. Man vergaß für den Augenblick den Parteizwist, damit der Convent alle Gewalt in sich vereinigen und mit ungeschwächter Kraft handeln könne; die Jacobiner gaben zu, daß der gewissenlose, unfähige Heerverderber Pache von dem Kriegsministerium entfernt und durch Beurnonville, einen Freund von Dumouriez, ersetzt ward. Dafür wählte die Commune ihren Gesinnungsgenossen zum Maire von Paris. Die Assignatenausgabe wurde um neue achthundert Millionen vermehrt, ein erzwungener Waffendienst eingeführt, durch welchen die Militärstärke, so weit sie nicht durch Freiwillige gedeckt würde, um 300,000 Mann aus den Natio-

nalgarden erhöht werden sollte, und der alte Grundsatz des monarchischen Frankreich erneuert, daß die Nation ihre natürlichen Grenzen, den Rhein, die Alpen und die Pyrenäen besitzen müsse. Dies waren die ersten einleitenden Schritte zu der Dictatur des Convents, dem Terrorismus der Commune und ihrer vom Königsblut berauschten Führer.

6. Dumouriez' Verrath und die Rückeroberung von Belgien und Mainz.

Die Union Belgiens mit Frankreich betrieben.

Um dieselbe Zeit durchzogen Commissare des Convents und Abgeordnete der demokratischen Clubs die österreichischen Niederlande, um die Städte und Provinzen zu revolutioniren, Dumouriez zu beaufsichtigen und ihn zum Einfall in die Generalstaaten anzuspornen. Als einst Kaiser Joseph II. das particularistische Chaos der belgischen Lande im Sinne eines rationelleren Verwaltungs- und Gerichtswesens umgestalten, mehr Einheit und Gleichförmigkeit schaffen, die Dunkelheit des klerikalen Unterrichts durch die Lichtstrahlen eines aufgeklärteren Denkens aufhellen wollte, da erhob das ganze Volk Widerspruch gegen eine solche Tyrannei; und nun mußten die höheren Stände, die geistliche und weltliche Aristokratie sowie das städtische Bürgerthum geschehen lassen, daß unter der Einwirkung Dantons und der Pariser Demagogen mittelst des allgemeinen Stimmrechts die alten Einrichtungen und corporativen Institute beseitigt, das Regiment in Stadt und Land in die Hände der Vonckisten und Demokraten gelegt wurde, damit diese dann die Einverleibung Belgiens in die große französische Republik nachsuchen und bewirken sollten. In den ersten Tagen des Februar, nachdem bereits das demokratische Lüttich die Vereinigung beschlossen, kamen die Conventscommissare überein, daß der Eintritt Belgiens in den Schooß der Republik bewirkt werden sollte „mit allen Mitteln der Vernunft, der Menschenliebe und der revolutionären Taktik, schließlich nach dem Rechte der Eroberung". Sie erreichten ihren Zweck. In Brüssel, in Gent, in Mons, in allen größeren Städten der südlichen Niederlande beschloß das souveräne Volk durch den Mund der neuen Stadträthe die Reunion mit Frankreich, da und dort unter terrorisirenden Gewaltthätigkeiten von Seiten der unteren Volksklassen und mit demonstrativen Zerstörungen „aristokratischer" Denkmäler. In wenigen Wochen erreichten die Conventscommissare und Clubagenten ihre Zwecke. Sie füllten den französischen Staatssäckel mit eingezogenen Kirchenschätzen und ihre eigenen Taschen mit dem Silber und Gold der öffentlichen Kassen. Unermeßliche Summen verschwanden unter den Händen Dantons und seiner Genossen, die wie Harpyen über das fremde Gut herfielen.

28. Jan. 1793.

Dumouriez und die revolutionäre Demokratie.

In diesem Treiben wurden die französischen und belgischen Revolutionsmänner unerwartet gehemmt durch das Heranrücken der österreichischen Heere unter Koburg und Clerfait. Eine Proclamation, welche als Preis der Rückkehr unter die bisherige Herrschaft Amnestie und Anerkennung der alten Landesrechte

verhieß, flößte den mittleren und oberen Ständen neuen Muth ein. Hie und da gaben sich rückläufige Bewegungen kund; Aachen wurde unter Mitwirkung der Bürgerschaft den österreichischen Truppen geöffnet; der Erzherzog Karl, der auf diesem Feldzuge die ersten Proben seiner strategischen Begabung ablegte, rückte gegen die Maas vor und nöthigte den französischen General Mirande die Belagerung von Mastricht aufzugeben; in Lüttich geriethen die Demokraten in Unruhe. Dumouriez hatte bereits seinen holländischen Feldzug angetreten, Bergen op Zoom und Breda zur Unterwerfung gezwungen, und gedachte durch einen raschen Marsch über Dordrecht und Utrecht in das Herz der Generalstaaten zu bringen und durch einen verwegenen Handstreich Amsterdam in seine Gewalt zu bringen. Von diesem Vorhaben wurde er durch die Nachricht von der Annäherung der Oesterreicher abgelenkt. Ein Befehl des Convents rief ihn nach Belgien zurück; sein Lieblingsplan, die Unterwerfung Hollands, mußte aufgegeben werden. Verstimmt rückte er wieder in Brabant ein, zog die zerstreuten Truppen an sich, und glaubte durch einen raschen Kriegszug nach der Maas den Feind zurückwerfen zu können, ehe die deutschen und preußischen Contingente, die schon von Trier und Luxemburg her auf dem Wege waren, die nicht sehr zahlreichen Streitkräfte Koburgs und Clerfaits verstärken könnten. Da sah er denn mit großem Unwillen das Treiben der französischen Commissare und ihrer belgischen Banden, welches die republikanischen Sympathien in den bürgerlichen Kreisen niederdrückte und der Wiedereroberung des Landes durch Oesterreich Vorschub leistete. Er sprach offen seine Entrüstung aus, trat in Brüssel, in Antwerpen und anderwärts energisch den Jacobinerclubs und den Sansculottenbanden entgegen und richtete ein Schreiben voll Beschwerden und Vorwürfen an den Convent. Dadurch zog er sich den tödtlichsten Haß der Pariser Machthaber zu. Danton und die Cordeliers hatten noch einige Nachsicht, weil er gleich ihnen zu den Freunden und Anhängern Orleans-Egalité's gehörte. Diente doch dessen Sohn Philipp, der vormalige Herzog von Chartres, in seinem Heer. Dagegen trugen ihm die Jacobiner und die Häupter des Stadtraths tiefen Groll, daß er den revolutionären Ausschreitungen wehren wollte. Robespierre und seine Genossen betrachteten den General, der wie alle Girondisten die Zwecke der Revolution erreichen wollte, aber ohne die gewaltsamen Mittel, als ihren Todfeind.

Die Schlacht bei Neerwinden und ihre Folgen. Und nicht mit Unrecht. Denn Dumouriez scheint mit dem Plane umgegangen zu sein, durch militärische Erfolge gegenüber den Oesterreichern und durch Unterwerfung Hollands sich bei dem Heere in Gunst und Achtung zu setzen, und die Soldaten so an seine Person zu fesseln, daß er an ihrer Spitze den Pariser Machthabern zu Leibe gehen konnte. Der Anfang war nicht ungünstig: es gelang ihm mit den bei Löwen gesammelten Truppen das schwächere österreichische Heer bei Tirlemont zurückzuwerfen. Als er aber weiter ostwärts zog, um Mastricht und die Maaslinie zu gewinnen, erfuhr seine Armee zwischen St. Trond und
18. März 1793. Tongern bei dem Dorfe Neerwinden durch Koburg, Clerfait und Erzherzog

Karl so erfolgreichen Widerstand, daß er sich nach Löwen zurückziehen mußte. Weniger durch die Verluste auf dem Kriegsfelde selbst als durch die moralische Wirkung auf das Heer gestaltete sich die Schlacht bei Neerwinden zu einer Niederlage der Franzosen. Die Soldaten, durch die demagogischen Wühlereien in den Clubs aller Zucht und Subordination entwöhnt, durch die Gewissenlosigkeit der Lieferanten in ihrer Verpflegung verkürzt und geschädigt, und durch den fluchtähnlichen Rückzug von Miranda's Truppen entmuthigt, verloren alles Vertrauen. Sie desertirten in Masse, insbesondere die Freiwilligen, so daß die Zahl der Ausreißer in zwei Tagen auf zehntausend stieg, und alle Wege mit tumultuarischen Flüchtlingen sich füllten, die mit dem lauten Ruf „Verrath" der französischen Grenze zueilten. Nur der bedächtigen und methodischen Kriegsweise des Prinzen von Koburg, des Zöglings der alten Schule, hatte es der französische General zu verdanken, daß er seinen Rückzug nach Löwen und Brüssel ungestört ausführen konnte.

Dumouriez' beabsichtigter Staatsstreich.

Diese Unfälle und die Zuchtlosigkeit der Revolutionstruppen schrieb Dumouriez den verkehrten Maßregeln der republikanischen Regierung, den Umtrieben der Jacobiner, dem anarchischen Unwesen der Demokraten und Sansculotten zu. Er machte seinem Unwillen in den heftigsten Ausfällen und Drohreden gegen den Convent und die Pariser Demagogen Luft, und faßte, wie einst Lafayette, den Gedanken, mit Hülfe der Armee den Convent und die Jacobinerclubs zu sprengen, die Gefangenen im Temple zu befreien und die constitutionelle Monarchie von 1791 mit dem jungen Sohne des enthaupteten Königs an der Spitze wieder herzustellen. Der Neid und die Verachtung der Linientruppen gegen die bevorzugten Freiwilligen und Nationalgarden, welche keine andern Verdienste als ihren revolutionären Uebermuth und ihre demokratische Frechheit aufzuweisen hatten und den Geist der Armee demoralisirten, erfüllten den General mit der zuversichtlichen Hoffnung, die alten Soldaten, der Kern seines Heeres, etwa 15,000 Mann, würden ihm willig zur Ausführung des Staatsstreiches folgen und stark genug sein, die Proletarierbanden der Commune niederzuschlagen. Es liegt kein hinreichender Grund vor zu der Annahme, daß Dumouriez dem Hause Orleans die Krone Frankreichs habe zuwenden wollen. Im Nationalconvent schöpfte man Verdacht, Kundschafter kamen ins Lager, um die Pläne des Generals auszuspähen und nach Paris zu berichten. Danton, der damals mit der Gironde in gutem Vernehmen stand, suchte eine Versöhnung zu vermitteln. Er begab sich mit einem andern Deputirten, Lacroix nach Brüssel, um Dumouriez zu bewegen, er solle den verletzenden Brief an den Convent zurücknehmen: der Feldherr gab aber nur eine ausweichende Entschuldigung. Der Verdacht mehrte sich, als er den Rückzug nach der französischen Grenze fortsetzte, ohne daß die Feinde ihn daran zu hindern versucht hätten. Er hatte nämlich durch den Obersten Mack vom österreichischen Generalstab den Oberbefehlshaber Koburg von seinem Plane in Kenntniß gesetzt und eine stillschweigende Waffenruhe erlangt, während

welcher er unbehelligt gen Süden ziehen, die Oesterreicher ihm folgen, aber nicht die französische Grenze überschreiten sollten. Er kannte die tiefe Abneigung der Franzosen gegen das Ausland und die Emigranten. Beide sollten daher fern bleiben. Nur für den Fall, daß seine eigenen Kräfte nicht hinreichten, sollte ihn Koburg militärisch unterstützen, dafür die festen Plätze Lille und Valenciennes besetzen und als anvertrautes Pfand bis zum Frieden behaupten. Denn Dumouriez zweifelte nicht, daß die Verbündeten gerne zu einer Pacification die Hand bieten würden, wenn es ihm erst gelungen wäre, die monarchische Ordnung wieder herzustellen und eine der englischen ähnliche parlamentarische Verfassung einzurichten, doch mit Beibehaltung aller Errungenschaften der Augustnacht vom Jahr 1789.

Dumouriez' Ausgang. Es war ein verwegener Plan, an dessen Gelingen nur ein so ehrgeiziger, sanguinischer und von sich eingenommener Mann wie Dumouriez glauben konnte. Als sich die Truppen in den letzten Tagen des März auf verschiedenen Wegen der Grenze näherten, stellten sich vier Convents-Commissarien (Bancal, Quinette, Camus, Lamarque), nebst dem Kriegsminister Beurnonville in seinem Lager unweit der Festung Condé ein, um ihn zur Rechenschaft nach Paris zu laden, und falls er sich weigere, ihn abzusetzen und zu verhaften. Sie machten 2. April 1793. ihm in Gegenwart seines Generalstabs Mittheilung von ihrer Sendung. Dumouriez antwortete, daß die Lage der Armee ihm nicht gestatte, das Lager zu verlassen. „So wollen Sie also dem Convent nicht gehorchen?" fragte Camus. „Nein" erwiederte Dumouriez. „Dann erkläre ich, daß Sie Ihres Amtes entsetzt sind und daß man sich Ihrer Person bemächtige". Der General fuhr auf und rief seinen Husaren zu: „Verhaftet diese Herren!" Damit hatte er die Brücke hinter sich abgebrochen. Aber er konnte bald wahrnehmen, wie sehr er sich in seiner Berechnung getäuscht hatte. Nicht nur die Besatzungsmannschaften von Valenciennes, Condé, Lille erklärten sich für den Convent, in seinem eigenen Heer griff der Abfall so mächtig um sich, daß ein Kampf zwischen den Regimentern selbst zu erwarten stand und sein eigenes Leben in Gefahr war. Zu diesem Aeußersten wollte es Dumouriez nicht kommen lassen. Er schickte die Gefangenen nach Tournay, wo sich Clerfaits Lager befand, und folgte am nächsten Tag mit 5. April. einigen Getreuen, darunter Louis Philipp von Chartres-Orleans, ihnen nach. Etwa 1800 Mann seines Heeres schlossen sich ihm an, die übrigen hielten bei der republikanischen Fahne fest und stellten sich unter die Führung Dampierre's und anderer Generale. „So endete dieses glänzende Meteor der Revolution in trostlosem Erlöschen. Ein Mann, durch die Natur mit Verstand, Willenskraft und Rastlosigkeit in reichem Maße ausgestattet, dann herangewachsen in allen Fähigkeiten und Schlechtigkeiten des alten Staates, dort zur Intrigue, Genußsucht und Grundsatzlosigkeit erzogen, und zuletzt in dem Strome der Revolution zu schrankenlosem Ehrgeize entwickelt: so sehen wir ihn auf zweifelhaften, schwindelnden Wegen nicht selten bis dicht zum Verbrechen vorschreiten, und mit keckem

Leichtsinne sich an dem Schicksal seines Volkes versuchen". Seine Rolle in der Geschichte war mit dem ehrlosen Verrathe ausgespielt. Von dem Convent geächtet, von der Nation ausgestoßen, durchirrte er noch zwanzig Jahre lang die meisten Länder Europa's, bis er auf fremder Erde starb.

Frankreich u. die kriegführenden Mächte.

Ebenso rasch wie vor drei Monaten die niederländischen Provinzen in die Gewalt der Franzosen gefallen waren, kamen sie jetzt wieder unter die Herrschaft Oesterreichs. Noch einmal sah Brüssel einen Habsburger Vicekönig. Der Mittelstand freute sich der Wandlung, die französische Partei büßte für ihre republikanischen Sympathien; Oesterreichs Banner wehte bis unter die Festungswerke von Lille, Condé und Valenciennes. Bei einem verzweifelten Vorgehen wurde General Dampierre zum Tode getroffen. Aber Alles war nur ein kurzer Traum. Anstatt daß man, wie es ursprünglich im Plane gelegen und wie es Dumouriez mit dem österreichischen Oberfeldherrn verabredet hatte, die Rettung der königlichen Familie und die Herstellung der monarchischen Ordnung als einzigen Zweck des Krieges aufstellte, allen Eroberungsgedanken entsagte und durch einen raschen Zug auf Paris eine Entscheidung herbeiführte, ehe der Convent sich gesammelt und seine großen Rüstungen vollendet hatte, fing man bereits an über die künftigen Kriegsentschädigungen zu verhandeln und zu streiten. Wenige Tage nach Dumouriez' Flucht fand in Antwerpen ein Kriegsrath statt, bei welchem die Bevollmächtigten Englands und Hollands, die nun gleichfalls ihre Truppen in Belgien hatten einrücken lassen, deutlich zu erkennen gaben, daß sie für ihre Kosten und Anstrengungen auf Entschädigungen in den zu erobernden Ländern rechneten. Der Prinz von Koburg sah sich genöthigt, ein früher erlassenes Manifest in dem angedeuteten Sinne zurückzunehmen, worauf ein anderes erschien, aus dem die nackte Selbstsucht der drei Mächte hervorschaute: Nicht die Herstellung des französischen Thrones und die Sicherheit Europa's, sondern die Vergrößerung der eigenen Staaten war danach der Hauptzweck des Krieges. Von da an betrachtete man in Wien den Herzog von York, den Oberbefehlshaber der englischen Truppen in den Niederlanden, mit ebenso großer Eifersucht wie die preußischen Heerführer, die ihre Entschädigung an der Weichsel suchten. Eine Politik des Mißtrauens und des Eigennutzes faßte Boden, die ebenso nachtheilig auf den Kriegsgang wirkte, als sie vortheilhaft für die französischen Gewalthaber war. Sie konnten an dem Beispiele Polens der Nation darthun, welches Schicksal ihrer harre, wenn die auswärtigen Kriegsmächte im Bunde mit inneren Verräthern den Sieg davon trügen, und alle Patrioten zum Kampf auf Leben und Tod anfeuern.

Minister Thugut und die Wiener Politik.

27. März 1793.

Zugleich trat in Wien ein bedeutungsvoller Ministerwechsel ein. Die beiden Staatsmänner Cobenzl und sein Rivale Spielmann schienen dem Kaiser die Interessen Oesterreichs in den polnischen Angelegenheiten (S. 589) nicht eifrig genug gewahrt zu haben. Sie sollten also entfernt werden. „Es war nach der Weise Franz II., daß er sie mit lächelnder Huld empfing und freundlicher als jemals verabschiedete:

als sie aus der Hofburg zu Hause ankamen, fanden sie ihre Entlassungsbriefe vor. Sie wurden mit reichen Pensionen und Nebenposten bedacht, aber der Geschäfte für immer enthoben". Nun trat ein Mann in das Cabinet, von dem Katharina II. sagte, jetzt sei ein Jacobiner Minister geworden, der uns schon bekannte Baron Franz Thugut. Von niedriger Herkunft, hatte er, ein Zögling der Jesuiten, durch seine Fähigkeiten sich rasch emporgeschwungen. Mit diplomatischen Missionen betraut, hatte er in Versailles das Hof- und Gesellschaftsleben des alten Regime und die ersten Bewegungen der Revolution, in Konstantinopel die Mißstände der Serailwirthschaft, in Warschau die Entartung und Käuflichkeit des polnischen Adels kennen gelernt, seine Welt- und Menschenkenntniß bereichert, dabei aber auch tiefe Blicke in die Nachtseiten der Gesellschaft geworfen, und die Lehre sich zu eigen gemacht, daß die Selbstsucht das bewegende Prinzip im Staatsleben sei. Ohne Glauben an Tugend und Sittlichkeit in der Menschenbrust, und erfüllt von gründlicher Weltverachtung, verschmähte er gerade und ehrliche Mittel, setzte sein Vertrauen auf Ränke und Verführungskünste, und sah in den krummen Wegen der Intrigue, der Täuschung, der Unaufrichtigkeit den Triumph der Staatsweisheit. Kalt, herzlos, despotisch und ohne Gewissensbedenken, verfolgte er mit plebejischer Rücksichtslosigkeit seine Zwecke, die auf den Macchiavellistischen Satz gegründet waren, daß in der Politik Eigennutz der wirksamste Hebel, kühnes Wagen und Gewinnen die sichersten Wege und Herrschaft das höchste Ziel seien. Arbeitsam, mäßig und von geringen Bedürfnissen, wurde er durch nichts von seiner Bahn abgelenkt. Die treulose Staatsraison, die durch Thugut und seine Gesinnungsgenossen die Seele der Cabinete wurde und in der Theilungsgeschichte Polens sich auf ihrer Höhe zeigte, kam den Gewaltmenschen der Revolution und ihrem demokratischen Terrorismus sehr zu Statten. Die wachsende Spannung mit Preußen führte Oesterreich zu einem engeren Bündniß mit England, das Graf Mercy, der ehemalige Gesandte am französischen Hofe, zuwege brachte. Daher die Namen „Pitt und Koburg" die Parole wurden für die agitatorische Thätigkeit der Demagogen auf der Tribüne und in der Presse.

Wiedereroberung von Mainz und Reaction.

Um dieselbe Zeit, da durch Dumouriez' Verrath das französische Grenzgebiet dem Feinde offen gelegt ward, gingen auch am Mittelrhein die Früchte von Custine's Feldzügen großentheils wieder verloren. Wir wissen, daß bereits im März eine Mainzer Deputation dem Pariser Nationalconvent den Anschluß der „rheinischen Republik" an Frankreich überbrachte. Kurz darauf wurde die Reichsfestung, die im vorigen Herbst ohne Gegenwehr in die Hände der Franzosen gefallen war, von preußischen und deutschen Truppen auf allen Seiten eingeschlossen. Die Belagerten, welche die verfallenen Festungswerke wieder in guten Stand gesetzt hatten, und von den zwei Conventsmitgliedern Merlin und Rewbell, die sich in ihrer Mitte befanden, zum Widerstand angefeuert wurden, vertheidigten sich mit großem Muthe mehrere Monate lang, mußten aber zuletzt, von der furchtbarsten Hungersnoth gedrängt, die Stadt den Preußen vertrags-
12. Juli 1793. weise übergeben. Sie durften mit ihren Waffen und Feldzeichen abziehen, unter der Bedingung, ein Jahr lang nicht mehr gegen die Verbündeten zu dienen, eine Bedingung, die dadurch ihre Bedeutung verlor, daß die Besatzung nunmehr unter ihrem General Kleber nach der Vendée zog, um dort den Aufstand zu bekämpfen, von dem wir sogleich hören werden. Die deutschen Freiheitsmänner

in Mainz, für welche die Franzosen keine Begnadigung zu erwirken vermochten, büßten größtentheils ihren republikanischen Traum mit mehrjähriger Haft und Verlust ihrer Habe.

„So unvernünftig und wüste das Treiben der Mainzer Demokraten gewesen war, so roh und zügellos waren die Anfänge der wiedereingesetzten legitimen Gewalt. Mißhandlungen und Confiscationen, Einkerkerungen und brutale Gewaltthaten, auch gegen Solche, die ihr Alter oder Geschlecht hätte schützen sollen, waren nun an der Tagesordnung. Der hohe Stiftsadel, der seinen Staat so schmachvoll preisgegeben, weidete sich nun mit niedrigem Hohne an den Opfern der siegreichen Reaction. Die schalen Komödien des demokratischen Clubs, seine Umzüge, Freiheitsbäume und Brüderlichkeitsfeste wurden nun durch eben so abgeschmackte Schaustellungen der Gegner parodirt". Eine Verordnung vom 31. Juli z. B. bestimmte, die Reste des Freiheitsbaumes seien dergestalt zu verbrennen, „daß hierbei die Schindersknechte adhibirt, ein etwas höheres Gerüst verfertigt, eine rothe Kappe darauf gesetzt, durch Zuziehung einiger Musikanten mehr Zuschauer herbeigelockt, und die verhafteten Hauptclubisten, unter Bedeckung preußischer Soldaten, mit auf den Platz geführt würden". In ganz Deutschland machte sich der Rückschlag der Mainzer Reaction fühlbar in der schärfern Ueberwachung der Presse und durch die strengern Polizeimaßregeln gegen alle Aeußerungen der Freiheit. Man konnte daraus einen Schluß ziehen, welches Schicksal den Franzosen durch einen Sieg des Auslandes und der Emigration zu Theil geworden wäre.

7. Sieg der Bergpartei und Sturz der Gironde.

Während dieser Vorgänge im Felde war Frankreich im Innern allen Uebeln eines anarchischen Zustandes ohne obrigkeitliche Autorität preisgegeben und von Parteiwuth und plebejischer Ausgelassenheit zerrissen. Die Gironde hatte die Abschaffung des Königthums bewirkt, sie hatte sich durch den Berg zu der Hinrichtung Ludwigs XVI. fortreißen lassen, sie war von der Verfolgung der Septembermörder abgestanden und hatte den Furien der Revolution in ihrer wildesten Gestalt Vorschub geleistet. Daß sie bei diesen Erscheinungen dämonischer Volksleidenschaften immer noch den Glauben an eine Republik nach Rosseauschen Idealen in ihrer Seele hegen konnte, war ein sprechender Beweis von der unpraktischen und unfruchtbaren Natur ihrer politischen Theorien und Doctrinen. Während die Pariser Ochlokratie ihr immer drohender auf den Leib rückte und die Nothwendigkeit einer starken Executivgewalt eine Existenzfrage des Staats war, berieth der Convent, in welchem die gemäßigten Demokraten der Mitte immer noch die Mehrheit bildeten, wochen- und monatelang über eine von dem philosophischen Doctrinär Condorcet entworfene neue republikanische Verfassung mit allen denkbaren Ur- und Grundrechten, mit den ausgedehntesten Bestimmungen im Sinne der Freiheit und Gleichheit, der Selbstregierung, der Gemeinde- und Volkswahlen. Aber vergebens entfalteten die Girondisten den Pomp ihrer Beredsamkeit, um einen freien Idealstaat für ideal angelegte Menschen zu schaffen: sie mußten bald erfahren, daß bei den Pariser Demokraten

Die Girondisten und die Pariser Ochlokratie.

ganz andere Neigungen und Triebe obwalteten, als sie in Rousseau's Naturmenschen vorausgesetzt waren, daß die Häupter der Commune und der Sectionen wenig Gefallen fanden an einem Verfassungsentwurf, „welcher die Selbstsucht der Eigenthümer heilige, und die Gleichberechtigung Aller, also auch der Aristokraten, Geldmenschen und sonstiger Freiheitsfeinde ausspreche". Je größer die Nothstände in Folge des Weltkriegs und der Verkehrsstockung an die untere Volksklasse, insbesondere der Hauptstadt herantraten, um so mehr regte sich der Neid und die Begehrlichkeit, und forderte Abhülfe durch Maßregeln, welche die Gleichberechtigung Aller zu Gunsten des Demos aufhoben, Zwangsanleihen und Kornspenden wie im alten Rom zur Erhaltung des brodlosen Proletariats, ein wachsendes Steuermaß für die Reichen behufs größerer Vermögensausgleichung, sowie Arbeitsgarantie, Vertheilung der Gemeindeäcker zum Vortheil der Armen und andere socialistische Bestimmungen in sich schlossen. Warum sollte auch die städtische Straßendemokratie, welche bei allen revolutionären Erhebungen seit dem Bastillesturm den Ausschlag gegeben, nicht ihre Machtstellung zum eigenen Nutzen ausbeuten? Lag doch die ganze öffentliche Gewalt in den Händen der Organe des souveränen Volks, des Stadtraths, und der Sectionsausschüsse, hinter welchen der Jacobinerclub stand, denen die Männer des Bergs im Convent das Wort redeten. Der Gemeinderath, dessen einflußreichste Glieder, den Maire Pache, den Syndicus Chaumette, den scheußlichen Hebert wir schon kennen gelernt haben, war die eigentliche herrschende Macht in Paris und damit in ganz Frankreich. Er gebot über die Nationalgarde, die, da die bürgerliche Mittelklasse sich immer mehr von dem Militärdienst fern hielt, schon unter Santerre, mehr aber noch unter seinem Nachfolger Henriot zu einer Schaar Sansculotten herabsank, und über die Ausschüsse der Sectionen, die etwa zwölf Personen stark, meistens geringe Bürger und Handwerker, sich Abends nach der Feierstunde in ihren Quartieren einfanden und die Nacht hindurch Wache hielten. Diese Sectionsausschüsse übten mit Hülfe der „harten Fäuste" der bewaffneten Proletarier unter der Leitung Maillards, „des Großrichters der Volksjustiz", die Polizei in ihren Distrikten, theilten Sicherheitskarten aus, verhängten Beschlagnahme und Verhaftungen nach den Winken des Stadtrathes. An sie wendeten sich die Demagogen und Clubhäupter, wenn sie durch Sturmadressen und Pöbeltumulte, zu denen in der Regel Marat das Signal gab, den Convent zu terroristischen Maßregeln zwingen wollten. Durch diese gegliederte Stadtpolizei und Sectionsdemokratie, welche der Jacobinerclub und seine Tochtervereine im ganzen Reiche begründeten, kam die Macht gänzlich in die Hände der Masse, so daß Frankreich „durch eine Anzahl allmächtiger Gemeinderäthe unter Leitung der Pariser Commune zu Gunsten des Proletariats beherrscht wurde".

In welcher Weise diese Herrschaft ausgeübt ward, zeigte sich schon Ende Februar, als der Convent, welcher die Aushebung von 300,000 Rekruten aus der waffenfähigen

jüngeren Bevölkerung angeordnet hatte, zu Gunsten der zum Krieg ausziehenden Freiwilligen und ihrer Angehörigen den Reichen eine besondere Steuer auflegte und selbst einen Staatsbeitrag lieferte, als ferner, nachdem diese Summen erschöpft waren auf Marats Aufforderung von Weibern und verkleideten Männern die Bäckerladen und Krämerbuden ausgeleert wurden. Der Stadtrath ließ die Plündernden mehrere Stunden lang gewähren und forderte dann weitere Zuschüsse aus der Staatskasse, um durch Herabsetzung des Preises der Lebensbedürfnisse ähnlichen Vorgängen in Zukunft vorzubeugen. Man bewilligte das Verlangte, reizte aber dadurch nur zu neuer Begehrlichkeit auf. Die Commune und ihre Werkzeuge in den Sectionen verlangten nach einigen Tagen, daß man gegen den Geld- und Kornwucher einschreite, und gingen dann immer weiter in ihren Forderungen, bis ein Maximum des Preises für alle Lebensbedürfnisse festgesetzt ward. Die Werbungen zum Krieg wurden daher vom Convent eifrig betrieben, nicht blos damit das Vaterland vertheidigt werde, sondern auch, um die Proletarierhaufen mit ihren Plünderungen an das Ausland zu weisen. Robespierre sprach bereits von socialen Gesetzen, unter denen eine Theilung des Eigenthums verhüllt lag. Was zum Unterhalt der ganzen Gesellschaft nöthig sei, müsse als gemeinsames Eigenthum angesehen werden, bewies er, nur der Ueberschuß dieses Bedarfs dürfe persönliches Eigenthum sein und dem Betriebe der Geschäftsleute überlassen werden. „Die Träume und Schäume von der Freiheit aller Menschen und Völker waren verflogen", bemerkt Sybel. „Wie weit lagen die Zeiten zurück, in welchen die niedere Volksklasse mit der Aufhebung der Privilegien die Rechtsgleichheit der Bürger beklatscht hatte! Einmal auf den Weg der Gewalt gerathen, erkannte sie jetzt keinen andern Zustand mehr an als die Herrschaft des Proletariats über die einst höher Gestellten. Die Führer des Pariser Pöbels, durch das Königsblut berauscht, nöthigten durch die Dekrete des willenlosen Convents die französischen Bauern in ihren Dienst, um von nun an das Joch ihrer Begierden dem gesammten Europa aufzulegen".

25. Febr. 1793.

Die Gironde blickte mit grollendem Unwillen auf den Despotismus der Commune, der die Republik schändete und jedem gesunden Staatswesen Hohn sprach. Aber so lange die Bergpartei und die Clubs mit dem Stadtrath und den Sectionsausschüssen eine geschlossene Phalanx bildeten, war die gemäßigte Mitte ohnmächtig. Ihre Stellung wurde noch bedrohter, als die ersten Nachrichten von den Unfällen in Belgien nach Paris gelangten und die Mißerfolge von dem demokratischen Pöbel den aristokratischen Offizieren und den girondistischen Wortheldeu zugeschrieben wurden. Maillard und seine Bande, Fournier, genannt der Amerikaner, der Anstifter der Versailler Septembergräuel, der Pole Lazowski, der Straßendemagog Varlet u. A., drohten mit einem neuen zehnten August wider die Verräther. Da kam Danton aus den Niederlanden zurück: es war ihm nicht entgangen, welche Gefahr der französischen Republik bevorstand, wenn das mit Militärmacht hereinbrechende Ausland an der inneren Zerfahrenheit, an dem anarchischen Treiben der Commune und dem Freiheitstaumel der girondistischen Doctrinärs Verbündete fände. Er sah allein Heil und Rettung in der Zusammenfassung der nationalen Kräfte gegenüber dem Feinde, in der Uebertragung einer dictatorischen Gewalt an den Convent: durch allgemeine Volksbewaffnung müsse der Feind zurückgeworfen, Belgien und Holland mit Frankreich vereinigt werden; der freiheitliche Ausbau des Staatslebens müsse der

Danton u. die Gironde.

Rettung des Vaterlandes nachstehen; man müsse handeln, nicht berathen und überlegen; statt Redeschlachten und Wortgefechte zu liefern, müsse man mannhaft mit den Waffen streiten. Er war bereit mit den Girondisten Hand in Hand zu gehen, den Convent zu erlösen von dem schmachvollen Despotismus der Commune, durch Ausgleichung der Parteispaltungen ein einheitliches starkes Regiment zu schaffen. Noch war seine Popularität ungeschwächt, die Macht seiner Persönlichkeit, seine demagogische Kraft, sein anerkannter Patriotismus, der unter allem Frevelsinn hervorleuchtete, verschafften ihm Einfluß und Vertrauen bei den Demokraten. Allein die Gironde benahm sich zurückhaltend; sie konnte sich nicht entschließen dem Manne, der die Septembermorde veranstaltet, der sich jetzt wieder mit dem Raube Belgiens befleckt hatte, die Hand zum Bunde zu reichen.

Stürmische Märztage. Das Zaudern und die Bedenklichkeiten der Girondisten hatten zur Folge, daß sich Danton mit Robespierre verständigte, wie sehr auch dessen falsches, gleißnerisches Wesen seiner derben rücksichtslosen Natur widerstrebte, und dadurch 9. März 1793. wieder den Männern des Berges näher kam. Mit ihrem Beistand setzte er es durch, daß zweiundachtzig Conventsmitglieder als Commissare in die Departements gesandt wurden, um die Aushebung der jungen Mannschaften in Folge des allgemeinen Aufgebots vom 24. Februar in Schwung zu bringen und die Besteuerung der Reichen für Kriegszwecke zu betreiben, zugleich aber jeden Widerstand der Provinzen gegen die beabsichtigte Dictatur im Voraus zu ersticken, und daß man dazu ausschließlich republikanische Patrioten, unbedingte Königsmörder, exaltirte Demokraten und Montagnards wählte. Auf diese Weise gedachte Danton seinen doppelten Zweck zu erreichen: Bewaffnung der Nation gegen den auswärtigen Feind und Schaffung einer demokratischen Vollziehungsgewalt mit unbeschränkter Machtvollkommenheit im Schooße der Nationalversammlung selbst. Allein er hatte mit den höllischen Geistern des Berges seinen Bund geschlossen und diesen fiel der Sieg zu. Den Schreckensmännern und ihrem Führer Robespierre war es in erster Linie um die Beseitigung ihrer Widersacher im Convent zu thun: die Gironde sollte gestürzt oder wenigstens in Furcht gehalten werden.

Revolutionstribunal. Dazu sollte ein Revolutionstribunal, ein außerordentliches Blutgericht mit souveräner Gewalt dienen. Robespierre ließ durch seinen Freund Robert Lindet 10. März 1793. einen Gesetzentwurf einbringen des Inhaltes: Es solle ein Tribunal eingesetzt werden, bestehend aus neun vom Convent zu ernennenden Richtern, welche ohne Mitwirkung von Geschwornen und unabhängig von jeder Prozeßform alle Verführer und Feinde des Volks zum Tode verurtheilen dürfen. Bei dem Vorlesen durchzuckte ein Gefühl der Bestürzung und Entrüstung die Reihen der Girondisten: „Lieber sterben", rief Vergniaud aus, „als eine solche venetianische Inquisition beschließen". Nun erfolgte eine aufgeregte und stürmische Sitzung. Als der Abend hereinbrach, war man noch zu keinem Beschluß gekommen. Da

gewahrte man in der Stadt unheimliche Bewegungen: die Sectionsausschüsse waren in Thätigkeit, bei den Jacobinern und Cordeliers ging es lebhaft zu; der Stadtrath war versammelt; durch die Straßen zogen angetrunkene Rekruten und Pikenmänner unter Fournier, Varlet, Lazowski; alle Agenten und Schergen der rohen Gewalt, die ganze Demagogie zweiter Hand regte sich. In den demokratischen Versammlungen erwog man, ob man nicht den Convent durch eine neue Bartholomäusnacht von den Verräthern des Volks befreien sollte. Nur an dem Widerspruch einiger Clubredner, insbesondere des Dantonisten Dubois-Crancé scheiterte der Mordplan. Die Häupter der Gironde waren bei Pétion in Berathung, als Louvet sie von der drohenden Gefahr benachrichtigte. Der ehemalige Maire öffnete das Fenster, und als er sah, daß es regnete, sagte er: „In dieser Nacht wird nichts vorfallen". Ein aufgebotenes Brester Bataillon zerstreute vollends die Aufrührer. In der folgenden Sitzung des Convents wurde die Errichtung des Revolutionstribunals beschlossen, aber nicht in der furchtbaren Gestalt, wie es beantragt worden: es sollten Geschworne beigezogen werden, welche der Convent aus allen Departementen auszuwählen habe; auch blieb demselben die Anstellung des öffentlichen Anklägers und der Richter vorbehalten. „Hiemit war denn wohl allen Widerspenstigen draußen im Lande das Beil geschliffen, aber Robespierre's nächster Zweck, die Gründung einer vom Convent unabhängigen Gewalt zum Sturze der Gironde, war vereitelt".

Diese Abschwächung der Justiztyrannei erzielte die Gironde durch den Beistand Dantons und seiner Anhänger. Dafür rechnete dieser auf ihre Unterstützung bei seinem andern Plane, der ihm mehr am Herzen lag, der Gründung einer starken Regierungsgewalt. Und in der That überwanden die Girondisten ihren Abscheu gegen den Mann des Blutes und des Schreckens und reichten ihm, wenn auch „mit abgewandtem Gesichte", die Hand zum Bunde. Die Frucht dieses Bundes war der „Wohlfahrtsausschuß" in seiner ersten Gestalt, welche den Charakter des Compromisses und der Halbheit an der Stirne trug, ein Aufsichtsrath von fünfundzwanzig Mitgliedern, der Mehrheit nach Girondisten und Männer der Mitte, welcher nicht selbst regieren, sondern den Ministern zur Seite stehen sollte. Mit dieser neuen Executivgewalt war wenig gewonnen, aber sie war das Gefäß, welches die Montagnards bald nachher mit ganz andern Stoffen füllten.

Der Wohlfahrtsausschuß. 25. März 1793.

Dieser doppelte Erfolg flößte den Girondisten großes Selbstvertrauen ein. Sie hielten sich für stark genug, die lästige Fessel der Danton'schen Bundesgenossenschaft abzustreifen. Danton war kurz zuvor aus Belgien zurückgekommen, wo er, wie uns bekannt, mit Dumouriez auf vertrautem Fuße gestanden. Als nun das Gerücht von den verrätherischen Umtrieben des Generals in Paris sich verbreitete, noch ehe der wirkliche Abfall erfolgt war, und im Convente, wie bei der Commune und den Volksvereinen die größte Aufregung hervorrief, glaubten die Girondisten den Zeitpunkt gekommen, sich des widerwärtigen Demagogen zu

Sieg der Bergpartei.

entledigen. Ob sie wirklich der Meinung waren, Danton sei Mitwisser und Theilnehmer von Dumouriez' conspiratorischen Plänen, oder ob sie den Verdacht nur als Vorwand für ihre Angriffe benutzen wollten, genug, sie sprachen die „Vermuthung" aus, daß die Conventsglieder Danton und Lacroix, beide alte Genossen der Orleans'schen Cameraderie, mit Dumouriez unter einer Decke spielten. Der Antrag auf Errichtung einer dictatorischen Regierungsgewalt habe nur als Einleitung dienen sollen zu der Wiederherstellung des Königthums mit einer Dynastie Orleans. Eine Zeitlang verbiß Danton seinen Aerger über die Verdächtigungen; als sie aber immer mehr aus der Verborgenheit sich hervorwagten,
1. April 1793. als Lasource die „Vermuthungen" zu einer „förmlichen Anklage" zusammenfaßte und seine Kriegsrede mit den Worten schloß: „das Volk will Gerechtigkeit, lange genug hat es das Capitol und den Thron gesehen, jetzt will es den tarpeiischen Felsen und das Schaffot sehen", da kannte auch er keine Schonung mehr. Er erklärte seinen alten Parteigenossen vom Berg, daß er wieder ganz der Ihrige sei, daß er sich lossage von den Leuten, die einst den Tyrannen dem Schwerte des Gesetzes hätten entreißen wollen, und die jetzt die Frechheit hätten, ihn des Verraths zu beschuldigen, daß er gegen sie kämpfen werde bis zur Vernichtung. „Ich habe mich verschanzt in der Festung der Vernunft, ich werde ausfallen mit dem Geschütz der Wahrheit und die Frevler, die mich haben anklagen wollen, zu Staub zermalmen". Jubelnd begrüßten die Montagnards und die Galerien die Rückkehr des verlornen Sohnes ins Vaterhaus. Denn in dem Manne des zehnten August und der Septembertage erkannten alle Demokraten, die auf der Höhe der Revolution standen und ihr dienten, ihren Führer und Meister. In der Aufwallung seines Grimmes erneuerte er den Pakt mit den dämonischen Gewalten, die zuerst seine Gegner, dann ihn selbst und seine Freunde verschlangen. Robespierre und seine Genossen schärften nun die Waffen zum Todeskampf gegen alle, welche die Revolution in ihrem zermalmenden Laufe zu hemmen
3. April. wagten. Das Revolutionstribunal erhielt die Befugniß, auf Grund einer Anklage des Convents Volksvertreter, Minister und Feldherren vor sein Forum zu ziehen, gegen alle andern Verdächtigen nach eigenem Ermessen einzuschreiten. Der
5. April. Wohlfahrtsausschuß wurde auf neun Mitglieder vermindert, die jeden Monat neu gewählt, das eigentliche Regierungscollegium waren, neben dem die Minister nur eine Vollziehungsbehörde bildeten. Die Seele dieses Ausschusses der Reichswohlfahrt war Danton, in dessen Hand die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten gelegt ward. Es wurden einleitende Schritte zur Bildung einer „Volksgarde" gethan, welche alle die beweglichen Wehrmannschaften der Hauptstadt, und die „harten Fäuste" Maillards und Fourniers in sich aufnehmen sollte, in Wahrheit ein „Sansculottenheer", wie es Lacroix im Uebermuth der Selbstironie bezeichnete. Dem Wohlfahrtsausschuß zur Seite stand der „Ausschuß der öffentlichen Sicherheit", der sich mit den polizeilichen Anordnungen befaßte, und wie jener mehr und mehr aus der herrschenden Partei besetzt, mit

immer größerer Gewalt ausgerüstet ward. Und damit nie wieder ein Restaurationsplan im Sinne Dumouriez' aufkommen könne, wurde auf Robespierre's Betreiben die Verhaftung aller noch in Frankreich lebenden Bourbonen beschlossen. Dies Schicksal traf auch den ehemaligen Herzog von Orleans, den die alten Genossen Marat und Danton, die an seiner Tafel geschwelgt und von seinem Golde Nutzen gezogen hatten, nicht zu retten vermochten. 6. April 1793.

So waren denn die Organe geschaffen oder vorbereitet, durch welche die republikanische Gewaltherrschaft im Innern und nach Außen zu furchtbarer Entfaltung kommen sollte. Nicht wenig wurden die kühnen Männer des Berges dabei von der europäischen Politik begünstigt. Als die Oesterreicher unter dem Prinzen von Koburg ihre Stellung am Rande des großen Festungsgürtels im nördlichen Frankreich nahmen, englische und holländische Truppen in Belgien einrückten, und zugleich Custine von den Preußen durch die Pfalz in die Weißenburger Linien gejagt, als Mainz von einem deutschen Belagerungsheer unter der Führung Braunschweigs und unter den Augen des Königs Friedrich Wilhelm II. eingeschlossen ward, da hatte es den Anschein, als werde das revolutionäre Frankreich in Kurzem dem Feinde zur Beute fallen. Denn zugleich traten in den Provinzen die Symptome eines Bürgerkriegs hervor, in Paris wurde die Straßendemokratie der Sectionen und das Heulen des hungernden Pöbels in den Hallen immer frecher und bedrohlicher, nahmen die Sturmpetitionen gegen Verräther, Aristokraten und verdächtige Abgeordnete einen immer heftigeren Ton an. Aber um dieselbe Zeit als der Wohlfahrtsausschuß unter dem nervigen Arm Dantons nach allen Seiten zu energischer Thätigkeit ausholte, standen Oesterreich und Preußen wegen der uns bekannten Vergrößerungspläne auf so gespanntem Fuße, daß die Auflösung des Kriegsbundes täglich erwartet werden durfte, daß der Angriffskrieg gegen Frankreich lahm betrieben ward, und daß der preußische Heerführer, ohnedies vorsichtig und bedächtig, aus politischen Rücksichten die günstige militärische Lage unbenutzt ließ. Soll preußisches Blut geopfert werden, fragte man in der Umgebung des Königs, damit Oesterreich in Baiern und im Elsaß seine Eroberungsgelüste sicherer befriedigen könne, dasselbe Oesterreich, das in Warschau und Petersburg alle Hebel der Intrigue einsetzt, um den Antheil Preußens an der polnischen Ländervertheilung so klein als möglich zu machen? So ließ man den revolutionären Gegner dem Schwerte entrinnen. Der König gab sich wieder ganz seinem Hang nach Genuß und Vergnügungen hin. Aus dem Hauptquartier zu Guntersblum machte er Ausflüge an die befreundeten Höfe von Zweibrücken und Darmstadt, um sich an den Festlichkeiten und Belustigungen zu ergötzen, die man ihm veranstaltete. „Trotz alles diplomatischen Verdrusses", heißt es bei Sybel, „loderte in dieser Frühlingsluft auf dem üppig schwellenden Boden der Pfalz, in der täglichen Erregung des kleinen Krieges, die sinkende Lebenslust des Königs noch einmal leuchtend auf; oft genug eilte er mit kleinem Gefolge hinüber nach Frankfurt, wo eine starke Neigung sein

Danton und die europäische Politik.

Herz gefangen hielt, und seine Leidenschaft an zähen Hindernissen immer glühender emporwuchs". Wir wissen, wie sehr Katharina diesen Zwiespalt der deutschen Großmächte zu ihrem Vortheile zu nutzen wußte; ebenso verstand es Danton, durch politische Schachzüge und diplomatische Unterhandlungen im feindlichen Heerlager Verwickelungen zu schaffen, Mißtrauen und Rivalität zu schärfen, durch Vorschläge von Territorialveränderungen die Selbstsucht und die Begierde nach Gewinn zu reizen. Wird doch gemeldet, daß Danton, der im Ueberdruß über die inneren Revolutionswirren, „den ganzen Rest seiner unruhigen Kraft auf das Gebiet der europäischen Händel warf", sich mit dem Gedanken getragen habe, Preußen und Baiern für Frankreich dadurch zu gewinnen, daß man die drei geistlichen Kurstaaten am Rhein zu ihren Gunsten säcularisirte und die ganze Kraft des Kriegs gegen Belgien wendete. Der Minister Lebrun theilte diese Ansichten, und General Custine, welcher aus früheren Jahren noch die Neigung für Politik in seine militärische Laufbahn mitgebracht hatte, lenkte aus Verdruß über die republikanische Regierung, die ihn nicht unterstützt und dadurch seine Unfälle im Felde herbeigeführt habe, in die Wege Dumouriez' ein. Wie dieser wünschte auch er eine dictatorische Regierungsgewalt, welche alle Streitkräfte von Straßburg bis Dünkirchen zu einer einzigen großen Invasionsarmee gegen die Niederlande vereinigen sollte. In dem neuen Wohlfahrtsausschuß glaubte er Gehör für seine Pläne zu finden. Danton war nicht blos Demagog, er war auch Staatsmann von höherem Schlag, scharfsinnig genug, um einzusehen, daß er in dem zerrissenen zwieträchtigen Europa, insbesondere bei den Reichsfürsten, wo die nackte Selbstsucht die Triebkraft alles politischen Handelns war, mit einer Staatskunst im Stile des alten Regimes und mit berechnender Klugheit mehr erreichen könne als mit revolutionärem Ungestüm. Erlebte doch um dieselbe Zeit der Convent den Triumph, daß das monarchische Schweden, von dem ein Jahr zuvor der Kriegsruf gegen die Revolution zuerst am lautesten ausgestoßen worden war, aus Haß gegen den commerciellen Egoismus Englands durch den Baron Stael Unterhandlungen über ein Bündniß anknüpfte! Das Frühlingswehen trug Friedensgedanken durch die Welt. Custine ließ an den Herzog von Braunschweig, der die Belagerung von Mainz schwach genug betrieb, die Aufforderung ergehen, „er solle der Friedensstifter werden für die ermattete Welt".

Demokratische Ziele.

Aber diese Friedensträume, die sogar in Thomas Payne, dem eifrigen Verfechter der Menschenrechte und der Gleichheit Aller, einen Fürsprecher hatten, verschwanden mit den Frühlingsblüthen. Wie hätte die fanatische Demokratie der Pariser Hallen und des Stadthauses, wie hätten die Jacobiner und die Conventsglieder des Berges in die gewundenen Pfade und Schleichwege der alten Politik einlenken sollen? Gerade in diesen Tagen beantragte Robespierre (24. April 1793.) unter lauter Zustimmung seiner Gesinnungsgenossen einen Zusatz zu den Menschenrechten, worin es als Pflicht aller Völker ausgesprochen war, „jeden König und Fürsten als Unterdrücker der Menschheit und Rebellen gegen die Natur auf

den Tod zu bekämpfen". Wiederum standen, wie so oft in den Stürmen des letzten Jahres, zwei Tendenzen, verkörpert in zwei mächtigen Parteien, einander schroff gegenüber: Soll auf dem Wege des revolutionären Terrorismus fortgefahren oder der Weg der Transactionen mit dem Auslande und mit den gemäßigten Elementen des Inlandes betreten werden? Aber bereits hatte die republikanische Regierung das erstere System in Action gesetzt, den Jacobinern und ihren Organen in der Hauptstadt und in den Provinzen das Feld überlassen. Wir wissen, daß zweiundachtzig Conventscommissare ausgesandt worden, um die Anwerbung freiwilliger Krieger, die nicht recht vorwärts ging, mehr in Fluß zu bringen, und zugleich mit Hülfe der Jacobinerclubs das Regiment allenthalben in die Hände republikanischer Fanatiker und Anarchisten zu legen. Wir werden bald erfahren, welche Bewegungen die Gewaltschritte dieser Werkzeuge des Berges in den Städten und Landschaften des Südens und Westens hervorriefen. Die Rekrutirungen wurden auf dem Zwangswege durchgeführt und zugleich zu Parteizwecken benutzt. Während man die für den Krieg bestimmten Mannschaften vorzugsweise aus den mittleren Klassen aushob und sie in Eile nothdürftig ausgerüstet nach den Grenzen schickte, wurden aus den Proletariern Communalgarden gebildet, welche den Conventscommissarien wie den von ihnen eingesetzten republikanischen Amtleuten und Polizeibehörden als Leibwache und Schutzmannschaft dienten; mit ihrer Hülfe wurden dann die Gefängnisse mit offenen oder verdächtigen Gegnern der Revolution, mit sogenannten Aristokraten, Wucherern und Freiheitsfeinden gefüllt. Bald ging man weiter. In Montpellier hatte der radikale Gemeinderath die Ausrüstung einer Bürgergarde zur Abwehr des Feindes von dem Stadtgebiete angeordnet, und die Kosten dafür durch eine Zwangsanleihe auf die Reichen aufgebracht, ein Verfahren, das von dem Convent als „patriotische That" gerühmt und anerkannt ward. Dieses Beispiel einer Ausbeutung der Wohlhabenden zu Gunsten der Proletarier fand bald allenthalben Nachahmung und gab Veranlassung zu tausenderlei Eingriffen in das Privateigenthum, zu einem wahren Raubsystem gegen alle „Aristokraten, Gemäßigten, Aufkäufer und Egoisten". Vor Allem nahm sich die Pariser Commune das Beispiel von Montpellier zum Muster. Hatte man dort für die Ausrüstung von fünftausend Patrioten eine Zwangsanleihe von fünf Millionen ausgeschrieben, so schien es nicht mehr als billig, daß der hauptstädtische Stadtrath nach dem Beschluß, zwölftausend Pariser Communalgarden wider die aufständische Vendée zu schicken, eine Zwangsanleihe in der Höhe von zwölf Millionen den reicheren Mitbürgern auferlegte. Zugleich wurde auch hier die Aushebung zumeist aus den mittleren Ständen bewerkstelligt, damit Maillards und Fourniers Sansculottenbanden das Feld allein behaupteten.

Die Gefährdung von Leben und Eigenthum schreckte die Bürgerklasse aus ihrer Trägheit auf. Sie betheiligte sich eifriger an den Sectionsversammlungen

Die Gironde u. die Maratisten im Kampfe.

und setzte der Tyrannei des Stadtraths und der Straßendemokratie einen entschlossenen Widerstand entgegen. Dies gab den Girondisten und den Halben, Feigen oder Unschlüssigen, die sich jeder herrschenden Faction beugten, den Muth, der Bergpartei mit mehr Entschiedenheit entgegenzutreten. Gingen doch die Ansprüche des Gemeinderaths an die Staatskasse zur Ernährung des müßigen Pöbels von Paris immer weiter. Und wie viel man auch den „hungernden Patrioten" in den Rachen warf, es reichte Alles nicht hin. Der Ruf nach niedrigen Zwangspreisen für die täglichen Bedürfnisse an Nahrung und Kleidung, für Bestrafung der Wucherer und Aufkäufer, denen man die Noth Schuld gab, für einen dem Metallgeld gleichkommenden Zwangscurs der Assignaten, wurde immer lauter: man hörte Demagogen beweisen, daß die Früchte der Erde ebenso wie Luft und Wasser den Menschen gemeinsam seien. Es war begreiflich, daß bei dieser unerträglichen Gewaltherrschaft der Pariser Commune die Girondisten auf den alten Gedanken zurückkamen, man sollte Frankreich in einen republikanischen Föderativstaat nach amerikanischem Muster umwandeln, um das Unheil der Centralisation abzuwenden. — Aber stimmte denn dieser Gedanke nicht mit den Zerstückelungsplänen der Feinde, nicht mit den Restaurationsideen Dumouriez' und Custine's überein? Wir wissen, daß die Gironde den conspiratorischen Umtrieben ihres früheren Genossen ganz fern stand, daß sie vielmehr Danton der Theilnahme beschuldigt und sich dadurch dessen Feindschaft zugezogen hatte; jetzt aber wurde dieselbe Beschuldigung ihnen selbst ins Gesicht geschleudert. Maillard sammelte eine Schaar um sich, die er „Vertheidiger der untheilbaren
15. April 1793. Republik" nannte; die Commune schickte eine Adresse ein, in der die Ausschließung von zweiundzwanzig Abgeordneten gefordert ward, weil sie als Mitschuldige an dem Landesverrath Dumouriez', „das Gesetz ihrer Wähler gebrochen hätten". Unter den Genannten waren die Wortführer und Häupter der Gironde. Robespierre gründete darauf den Antrag, man solle Roland und alle des Einverständnisses mit Dumouriez verdächtigen Conventsglieder vor das Revolutionstribunal stellen. Durch die siegreiche Beredsamkeit Vergniauds wurde dieser erste Sturm abgeschlagen. Davon nahmen die Girondisten den Anlaß, ihrem heftigsten Gegner Marat zu Leibe zu gehen. Als nämlich kurz nachher dieser gemeine Demagog die Pariser Commune, der man die bisherige Unterstützung aus der Staatskasse entzogen, zum Aufstand gegen die Republik und zur Selbsthülfe gegen die Urheber der Theuerung aufforderte, setzte die Mehrheit des Convents den Beschluß durch, daß der demokratische Wütherich wegen Aufruhr angeklagt und vor das Revolutionstribunal gestellt werde. Es war ein Schlag
24. April. in die Luft, der ihrer eigenen Sache schadete. Marat wurde von dem Gerichte freigesprochen, worauf die „Bürger und Bürgerinnen", die draußen auf das Urtheil gewartet, ihren Abgott mit Kränzen von Eichenlaub geschmückt im Triumph nach dem Convent zurücktrugen. Von der Zeit an häuften sich die tumultuarischen Auftritte in den Straßen und Hallen, die Aufwiegelungen in

den Sectionsversammlungen und Clubs. Auf Marats Vorschlag wurde ein Insurrections-Ausschuß eingesetzt, der in dem bischöflichen Palaste seine Berathungen hielt. In diesen Regionen hatten die Girondisten keinen Boden; „sie wollten nicht herabsteigen in die Arena der Gassendemagogie, sie verachteten den Pöbel, der jetzt Herr geworden, und wollten sich nicht gemein machen mit den Künsten, die hier allein verfingen. Die Rednerbühne war ihre Domäne". So oft sie sich auch von der Wucht des Berges zu Maßregeln forttreiben ließen, die Recht und Eigenthum, Sitte und Sicherheit in Gefahr setzten, wie am 2. Mai, als sie in das von den Demokraten so laut geforderte Maximum des Kornpreises willigten, immerhin bildeten sie in der Versammlung eine geschlossene Phalanx gegen die wilde Demokratie und gegen die Tyrannei der Ochlokratie. Gerade deshalb beschloß die Bergpartei ihren Untergang. 2. Mai 1793.

Nichts war den Republikanern vom Schlage Robespierre's mehr zuwider als ein Stillestehen auf der Bahn der Revolution, oder ein Einlenken in die alten gesellschaftlichen Ordnungen. Nach ihrem radikalen Doctrinarismus war ein Zustand der Freiheit und Gleichheit, eine Durchführung der Menschenrechte nur möglich nach Vernichtung aller überlieferten Lebensformen und Rechtssatzungen. Die Männer des Berges, die mit furchtbarer logischer Consequenz die Prinzipien der Revolution zunächst in Frankreich fest begründen und dann über die Welt tragen wollten, hegten tiefen Groll gegen die Gironde, die mit ihrem oratorischen Pomp die Gemäßigten und Halben blendete, jede rasche Action hemmte oder in ihrer folgerichtigen Durchführung abschwächte, die Mittelklassen in ihrer Opposition gegen die jacobinischen Sansculotten bestärkte und mit den auswärtigen Mächten sich in Unterhandlungen einließ, woraus Umsturzpläne und landesverrätherische Umtriebe hervorgingen. So lange ein Brissot, Vergniaud, Gensonné, und wie die Virtuosen der Zunge alle hießen, die Versammlung beherrschten, war nach der Meinung der Montagnards und der radikalen Jacobiner der Strom der Revolution gesperrt. Danton wollte das Verderben von den Bedrohten abwenden; wir wissen ja, daß er selbst damals mit politischen Transactionen umging; dazu bedurfte es aber eines guten Willens und entgegenkommenden Vertrauens. Bei einem schwelgerischen Mahle, zu dem er selbst und seine Freunde mit den Häuptern der Gironde in den Lustgärten von Meaux sich zusammenfanden, wollte er sich mit ihnen verständigen. Aber gerade damals fühlte sich die Partei stärker als je; betrachtete sie sich doch als das Centrum der bürgerlichen Opposition, die in Folge des jacobinischen Terrorismus in Paris wie in den Provinzen lebhaft hervortrat. Diese Stellung fürchteten die Girondisten einzubüßen, wenn sie sich mit dem Führer der Septembermörder in ein Bündniß einließen. Sie stießen daher zum zweitenmal die Hand zurück, die sie allein noch vom Untergang hätte retten können: denn wo der gewaltige Mann mit seiner Cohorte sich hinwandte, gab er in der Regel den Ausschlag. Fortan gehörten Danton und seine Genossen im Wohlfahrtsausschuß wieder ganz dem

Danton von den Girondisten zurückgestoßen.

Ende April.

Berg an. Das war die Tragik seines Geschickes, daß der blutige Schatten seiner vergangenen Frevel ihn auch in den Momenten verfolgte, wo er wieder in die Bahnen des Rechts einlenken, sich von den Mordgesellen abwenden wollte. „Das ist der Fluch der bösen That, daß sie fortzeugend Böses muß gebären".

Die Montagnards u. die Commune gegen die Girondisten. In einer nächtlichen Zusammenkunft zu Charenton verschwor sich Danton mit Robespierre, Pache, Marat zum Untergang der Girondisten. Die Wiederholung eines zehnten August schien der geeignetste Weg, da auf diese Weise die Blutschuld eines Massenmordes vermieden und die Frevelthat wieder in die Formen eines Rechtsverfahrens gehüllt, wieder mit der Autorität von Gesetz und Obrigkeit gedeckt werden konnte. Dazu bedurfte man der Beihülfe des Gemeinderaths. Auf sein Zuthun stellten sich die bewaffneten Sansculottenhaufen der Vorstädte auf ihren Sammelplätzen auf und setzten durch tumultuarisches Treiben, durch Drohen und Einschüchtern die städtische Bevölkerung in Aufregung und Furcht. Daß dem wüsten anarchischen Treiben ein Complot zu Grunde liege, blieb den Girondisten kein Geheimniß. Sie suchten daher dem Plane ihrer Gegner zuvorzukommen und die Absichten der „Patrioten" zu vereiteln. Nach einer Rede, worin die Vorgänge in der englischen Revolution kurz vor Cromwells Protectorat als Illustration der Gegenwart vorgeführt wurden, 18. Mai 1793. stellte Guadet den Antrag, daß der Stadtrath von Paris aufgehoben und durch die Vorstände der Sectionen ersetzt werde. Wir erinnern uns, daß seit der beabsichtigten Zwangsanleihe die Sectionsversammlungen mehr von den Leuten des Mittelstandes besucht waren, mithin als die gesetzlichen Vertreter der Gemeinde gelten konnten. Damit wäre der Gegenconvent auf dem Stadthause gefallen, dem Berg sein starker Rückhalt genommen worden. Aber Barère, der schlangenkluge Vermittler der Parteien, wußte durch eine geschickte Finte den scharfen Streich von dem Haupte der Montagnards abzuwenden, indem er Guadets schneidenden Vorschlag dahin abschwächte, der Convent möge eine Commission von zwölf Mitgliedern zur Prüfung der von dem Stadtrath neuerlich gefaßten Beschlüsse aufstellen. Der Antrag wurde von der Mehrheit angenommen mit der von der Gironde begehrten Erweiterung, daß sich die Nachforschungen auf alle conspiratorischen Umtriebe, deren sich der Pariser Stadtrath seit einem Monat schuldig gemacht, erstrecken sollten. Bei der Wahl des Ausschusses waren die Girondisten im Vortheil.

Der Zwölfer-Ausschuß. Die Zwölfe machten sich sofort an die Arbeit. Auf Grund von Aktenstücken, die auf dem Stadthause in ihre Hände kamen, griffen sie energisch ein: sie verboten die nächtlichen Sectionsversammlungen, setzten einige jacobinische Beamte ab, und ließen den Journalisten und Stadtbeamten Hebert, „den Liebling der Straßendemokratie" nebst einigen anderen Aufwieglern und Unruhstiftern als Urheber der Tumulte und Mordpläne verhaften. Die Montagnards und ihre Genossen in den Clubs und bei der Commune geriethen in Schrecken; die ganze radikale Partei war ins Herz getroffen, wenn die conspiratorischen Anschläge,

deren Mitwisser Hebert war, zu Tage kamen. Und wie, wenn aus den aufständischen Städten des Südens und Westens Nationalgarden gen Paris zögen, um den Convent der Gewaltherrschaft der Anarchisten zu entreißen? Die „Patrioten" des Stadthauses und der Insurrectionsausschuß in der bischöflichen Residenz setzten daher alle Hebel in Bewegung, um bei den Sectionen eine Sturmpetition zu erzielen, in welcher die Freilassung Heberts, des „ausgezeichneten Bürgers" und die Auflösung des Zwölfer-Ausschusses begehrt ward. Der 25. Mai 1793.
Präsident der Versammlung, Isnard, gab in seiner Antwort zu verstehen, daß wenn die Commune fortfahre dem Convent durch tumultuarische Auftritte Gewalt anzuthun, Paris die Rache Frankreichs fühlen und aus der Zahl der Städte verschwinden würde. Diese versteckte Drohung reizte die Anarchisten zu neuer Wuth. Tag und Nacht waren die Versammlungshäuser der Clubs und der Sectionen gefüllt; Alles trug Waffen, der Convent und das Stadthaus glichen dem Hauptquartier eines Lagers. In den Tuilerien, wo seit der Einführung der Republik die Nationalversammlung ihre Sitzungen hielt, war man mehrmals dem offenen Faustkampfe nahe. Immer lauter tobte die Volkswuth gegen den Zwölfer-Ausschuß, die „Decemvirn", wie man die Commission in Erinnerung an die Aristokratentyrannei des alten Rom bezeichnete. Am 27. Mai 27. Mai.
wurde durch die Majorität der Versammlung in Folge der Pression des Berges und der Volkshaufen, welche außen und innen ihre Meinung deutlich genug vernehmen ließen, die Freigebung Heberts und die Auflösung des Zwölfer-Ausschusses beschlossen, denn, wie Dantons Freund Herault de Sechelles sagte, die Gewalt des Volkes und die Gewalt der Vernunft sei eins und dasselbe. Aber am andern 28. Mai.
Tag schämte man sich der Schwäche; bei einer neuen Abstimmung wurde der Beschluß der vorhergegangenen Sitzung widerrufen und das Fortbestehen des Zwölfer-Ausschusses angenommen. Doch wagte man nicht, auch die Wiederverhaftung der bereits in Freiheit gesetzten Demagogen, insbesondere Heberts zu beschließen. Man ließ die Thatsache „vorläufig" auf sich beruhen.

Es war ein schwacher Sieg der Ordnungspartei, der aber bei der herrschenden Der Convent von Pöbelhaufen bedrängt.
Gährung in den Provinzen dennoch wichtige Folgen haben und der ochlokratischen Tyrannei ein Ende machen konnte. Darum wurden alle Organe der Demokratie 31. Mai.
in Bewegung gesetzt, um durch einen Hauptschlag wie am 10. August „die Republik zu retten". Selbst der Plan eines Massenmords durch offene Gewalt wurde in Erwägung gezogen, doch kam man im bischöflichen Palaste, wo sich die Häupter der Demokratie als „Empörungsrath" oder revolutionärer Centralausschuß constituirt hatten, auf den in Charenton vereinbarten Plan zurück. Der Convent selber sollte dahin gebracht werden, auf Grund einer Petition der Commune die Anklage und Verhaftung von vierunddreißig girondistischen Deputirten, darunter alle Mitglieder des Zwölfer-Ausschusses und die Minister Roland, Clavière und Lebrun zu beschließen. Das Uebrige würde sich dann von selbst ergeben. Nun wurden alle Vorkehrungen zu dem großen Aufstande getroffen, der mit einer

Sturmpetition des Gemeinderaths gegen die Zwölfer-Commission begann, drei
31. Mai. 1. 2. Juni 1793. volle Tage dauerte und mit der Verhaftung der Girondehäupter seinen Abschluß fand. Nachdem der Gemeinderath sich durch Commissare der Sectionen verstärkt hatte, welche als Vertreter des souveränen Volks mit unbedingter Machtvollkommenheit ausgerüstet waren, ernannte er den gebrandmarkten Henriot, der früher Lakai, dann Schleichhändler, zuletzt Polizeispion gewesen und wegen Diebereien gerichtlich verfolgt worden war, zum Oberbefehlshaber der Nationalgarde oder vielmehr der aus dem Abhub der hauptstädtischen Bevölkerung gebildeten Sansculottenbanden, und brachte durch den Donner der Lärmkanonen und das Dröhnen der Sturmglocken den ganzen Pariser Pöbel auf die Beine. Von früher Morgenstunde an umlagerten Maillards Proletarierrotten, denen man einen Tagesold von zwei Francs versprochen, und die zu einem „Amazonenbataillon" vereinigten gräßlichen Weiber der Halle das Tuilerienschloß, so daß die Abgeordneten sich mühsam ihren Weg in den Sitzungssaal erkämpfen mußten. Nach dem Verlesen der Adresse des Stadtraths verlangten die Montagnards, unterstützt von der tobenden Menge auf den Galerien, daß man dem Willen des Volkes willfahre. Die Commission, bewies Danton, sei nur eingesetzt worden, um die Energie des Volkes zu lähmen und eine Politik feiger Mäßigung zu begründen, welche die Republik den Tyrannen und Aristokraten preisgeben würde. Die Zwölf, welche drei Stunden lang unter dem lauten Getümmel vergebens sich zu vertheidigen suchten, wichen dem Sturm und gaben ihre Vollmacht an den Wohlfahrtsausschuß ab, der um mehrere Mitglieder aus den Reihen der Dantonisten vermehrt worden war. Einen weiteren Sieg vermochte jedoch an diesem Tage die Bergpartei nicht zu erlangen. Der heimtückische Versuch Henriots, einige für den Convent günstig gesinnte Sectionen durch die Bataillone der Antonsvorstadt entwaffnen zu lassen, weil jene, wie er lügnerisch vorgab, eine royalistische Gegenrevolution im Schilde führten, schlug fehl. Als sich die Vorstädter von der republikanischen Gesinnung der im Palais royal aufgestellten Bürgersoldaten überzeugten, schlossen sie Brüderschaft mit denselben und zogen nach Haus.

Das Tuilerienschloß von Henriot belagert. 1. Juni 1793. Auf dem Rathhaus ließ man jedoch den Muth nicht sinken. Was heute nicht erreicht worden, kann morgen geschehen. Während der Nacht und am folgenden Tag ließ der revolutionäre Centralausschuß im Verein mit Hebert und den Demagogen des Stadthauses unter den Sectionen, die im Verdachte reactionärer Gesinnung standen, massenhafte Verhaftungen vornehmen, und sandte an die 12,000 Mann Pariser Nationalgarden, die unter Santerre bei Courbevoie standen im Begriffe nach der Vendée zu ziehen, heimlich Eilboten, daß sie den Abmarsch verschieben und nach der Stadt zurückkehren sollten. Am folgenden
2. Juni. Morgen, es war ein Sonntag, gab Marat selbst vom Thurme des Stadthauses das Zeichen zum Läuten der Sturmglocken. Die Aufstandscommission im Bischofgebäude war in voller Thätigkeit. Aus allen Stadttheilen von Paris setzten

sich die bewaffneten Schaaren in Bewegung nach den Tuilerien. Der Verkehr nach Außen wurde vollständig abgeschlossen. In Kurzem war das Tuilerienschloß von einer zahllosen Menschenmasse umstellt, so daß der Convent wie in einer belagerten Festung tagte. Eine Deputation des Stadthauses überbrachte eine Bittschrift, worin die Verhaftung von siebenundzwanzig mit Namen aufgeführten Deputirten wegen volksverrätherischer Gesinnung verlangt ward. Während man in furchtbarer Erregung unter dem Toben der Galerien darüber berieth, welchen Beschluß man fassen sollte, ob man, wie Barère beantragte, eine Commission zur sofortigen Berichterstattung wähle oder die bezeichneten Mitglieder zum freiwilligen Austreten auffordere, ließ Henriot die äußeren Zugänge durch die Bataillone von Courbevoie absperren und die Thüren und Treppen von Bewaffneten besetzen mit der Weisung, keine Conventsglieder oder Minister aus dem Hause zu lassen, bis die von der Commune geächteten Abgeordneten ausgeliefert wären. Den freiwilligen Austritt verwarfen die Bedrohten mit mannhaftem Muthe. Sie wollten, wie die römischen Senatoren im Gallierkrieg, auf ihren Sitzen bis zum Tode ausharren. „Was Geist und Witz, was Muth und sittliche Ueberlegenheit über die rohen Massen vermochte, das haben die Girondisten am 2. Juni geleistet; es war ihr Ehrentag". Aber vergebens boten Lanjuinais, Barbaroux, Vergniaud und andere Wortführer die ganze Kraft ihrer Beredsamkeit auf, um die Gefahren zu schildern, wenn der Convent seine Würde und Majestät nicht mehr zu wahren vermöchte und sich in Schwäche dem Terrorismus der Commune beuge; der Pöbel, von der Bergpartei ermuthigt, drängte sich in den Saal sowie auf die Galerien, und verlangte mit wildem Toben und Geschrei seine Opfer. Von den Gängen hörte man das Dröhnen der Volksmassen und das Klirren der Waffen. Lacroix wollte den Saal verlassen, wurde aber, obwohl zu den Freunden Dantons gehörend, an der Thüre zurückgewiesen. „Der Convent ist nicht mehr frei", hörte man viele Stimmen rufen. Da stellte Barère den Antrag, die Versammlung solle, um die Wahrheit zu erproben, in Masse den Sitzungssaal verlassen. Alsbald setzten sich die Deputirten in Bewegung, an ihrer Spitze der Präsident des Tages, Herault de Sechelles, und schritten dem Ausgange zu; nur etwa hundert Montagnards blieben sitzen. Als der Zug den Haupteingang erreichte, wurde er von dem angetrunkenen Henriot angehalten und mit groben Reden zurückgewiesen. Unter dem Hohngelächter der Bergpartei nahmen sie ihre Sitze wieder ein. Couthon bestieg die Rednerbühne und stellte den Antrag, der Convent, der sich nun überzeugt habe, daß das Volk ihn ehre und ihm vertraue, möge auch dem Willen desselben willfahren. Darauf wurde die Liste, welche Marat und einige andere Montagnards mittlerweile revidirt hatten, vorgelesen und mit Stimmenmehrheit beschlossen, daß die bezeichneten Mitglieder, zweiunddreißig an Zahl, in Haft genommen werden sollten. Es waren die namhaftesten Häupter der Girondistenpartei.

Ausgang der Girondisten. Danton wollte die Männer, welche dem energischen Fortgang der Revolution so viele Hindernisse in den Weg legten, aus dem Convente entfernen, nicht aber ihr Leben gefährden. Darum bewirkte er, daß man nur eine gelinde Strafe über sie verhängte. Sie sollten in anständigem Hausarrest unter polizeilicher Aufsicht gehalten werden. Aber wie lange ließ sich das Rad, einmal ins Rollen gesetzt, in seinem verhängnißvollen Laufe hemmen? Eine Anzahl der Verhafteten, unter ihnen Brissot, Roland, Barbaroux, Buzot, Gorsas, Guadet, Grangeneuve, Pétion, entzogen sich ihren Wächtern und entflohen nach der Normandie, nach der Bretagne, in die Städte des Südens, wo sie durch ihre Schilderungen von der in Paris herrschenden Demokratentyrannei die bereits im Aufstande begriffenen Mittelklassen zum Kampf gegen die Jacobiner anfeuerten. Sie beschleunigten jedoch dadurch nur ihren eigenen Untergang. Wir werden bald erfahren, welches Ende mit Schrecken die Empörungsversuche nahmen. Die agitatorische Thätigkeit, welche mehrere Girondisten dabei entwickelten, gab dem Wohlfahrtsausschuß den willkommenen Vorwand, die ganze Partei vollends zu verderben. Alle deren man habhaft werden konnte, einundzwanzig an der Zahl, wurden vor das Revolutionsgericht gestellt und des Royalismus angeklagt. Noch einmal entfalteten bei dieser Gelegenheit Vergniaud, Guadet, Brissot u. A. die ganze Macht ihrer Beredsamkeit, weniger um sich selbst zu vertheidigen, da sie ihr Schicksal voraussahen, als um ihren Gegnern den Spiegel ihrer eigenen Niedrigkeit und Schmach vorzuhalten; sie wurden sämmtlich zum Tode verurtheilt und hingerichtet. 31. Okt. 1793.

Auch die übrigen, die von dieser Katastrophe nicht betroffen wurden, starben im Laufe der nächsten Monate eines gewaltsamen Todes, Barbaroux in Bordeaux durch (25. Juni 1794.) die Guillotine, andere wie Roland, Pétion, Buzot, Condorcet, Rebecqui durch Selbstmord. Frau Roland, beschuldigt mit den Geflüchteten conspiratorische Verbindungen unterhalten zu haben, wurde ins Gefängniß geführt, wo sie ihre Denkwürdigkeiten, oder wie sie die Schrift nannte, ihren „Appell an die Nachwelt" verfaßte. Von dem Revolutionstribunal verurtheilt, legte sie ihr Haupt muthig unter die Guillotine. (8. Nov. 1793.) „Sie hatte kein anderes Gefühl mehr, als daß Kerker und Schaffot der Weg zur Befreiung und seliger Ruhe sei, und ging nicht blos mit muthiger Fassung, sondern mit strahlender Freude zum Tode". Auf die Nachricht von ihrem Tode stürzte sich ihr Gemahl in Rouen nach alter Römerweise in sein Schwert. (15. Nov.) Pétions und Buzots Leichname wurden in einem Getreidefelde bei St. Emilion aufgefunden, halb verwest und von Wölfen angefressen. Condorcet fand bei einer edlen Frau, Madame Vernet, ein heimliches Asyl. Als er aber durch die öffentlichen Blätter erfuhr, daß die Aufnahme von Geächteten mit Todesstrafe verboten war, verließ er den Zufluchtsort, um die großmüthige Dame nicht in Gefahr zu bringen, und ging verkleidet nach Paris. Er irrte einige Zeit umher, bis er als Verdächtiger angehalten und in ein Gefängniß gebracht ward. Dort fand man ihn am 28. März 1794 todt auf dem Boden liegend, wahrscheinlich in Folge einer Vergiftung. Fast alle Girondisten starben in jungen Jahren; ihr politisches Leben war ein beständiger Fieberzustand, welcher der Natur nach nicht von Dauer sein konnte.

II. Schreckensherrschaft und Weltkrieg.

1. Tyrannei der Jacobiner.

Frankreichs Lage nach dem zweiten Juni.

Es ist eine alte Legende französischer Geschichtschreibung, und die Jacobiner haben sie zu ihrer eigenen Rechtfertigung eifrig verbreitet und zu einem Glaubenssatz erhoben, daß erst durch die Ausstoßung der gemäßigten redegewandten Girondisten dem Convent die einheitliche Kraft und Energie eingehaucht worden, welche die Rettung Frankreichs von den äußeren und inneren Feinden möglich gemacht habe, daß nur durch die von der Bergpartei organisirte Schreckensherrschaft die Gefahr abgewendet worden, von der damals die Existenz der Nation und des Reiches bedroht gewesen. Es soll nicht geleugnet werden, daß der Terrorismus zur Entfesselung der Volkskraft wesentlich beigetragen, daß die Begeisterung für die Ideen der Revolution in Vieler Herzen Kampflust und kriegerischen Aufschwung erzeugt; allein der Gewaltstreich vom 2. Juni und das jacobinische Schreckensregiment, die im Innern den Bürgerkrieg entzündeten, die Grenzlande dem äußeren Feinde blosstellten und einem Heere von 200,000 Mann den Weg nach Paris öffneten, hätten Frankreich schwerlich vor einer Gegenrevolution bewahrt, hätten schwerlich die Behauptung gerechtfertigt, die Entfesselung der revolutionären Gewalt habe wie mit einem Zauberschlage Heere und Offiziere, Waffen und Vorräthe aus der Erde gestampft: wäre die Coalition einiger und entschlossener vorgegangen, hätten die Verbündeten, statt eigensüchtige Mißtrauen erweckende Zwecke zu verfolgen, den inneren Gegnern der Republikaner die Hand zum Bunde gereicht, die bürgerliche Opposition kräftig unterstützt, und wäre nicht aus dem Schooße der Terroristen ein organisatorisches Talent von militärischer Einsicht und schöpferischer Kraft hervorgegangen, das unbekümmert um die Politik mit selbstloser Hingebung für das Wohl des Vaterlandes seine ganze Persönlichkeit einsetzte. Denn die nächste Zeit nach dem Sturze der Gironde bot ein trostloses Bild von Anarchie und Zerfahrenheit. Während im Schooße des Convents die Bergpartei ihren Sieg benutzte, um durch Einschüchterung der Gemäßigten, Furchtsamen und Schwachen die unbestrittene Herrschaft in der Versammlung zu erlangen, das Ministerium mit Demokraten reinen Schlages zu besetzen, und in Uebereinstimmung mit dem Stadtrath und den Führern der hauptstädtischen Wehrmannschaften in der Pariser Commune die Herrschaft der Ochlokratie zum vollen Ausdruck zu bringen; während die Montagnards mit der Verhaftung von Verdächtigen fortfuhren, und zugleich durch Zwangsbesteuerung der Reichen, durch Festsetzung eines Maximum der Korn- und Lebensmittelpreise, durch Armenernährung und andere in das Eigenthum eingreifende Maßregeln dem Sansculottenschwarm und den „harten Fäusten" der Proletarier ihren Dank abtrugen für die militärische Tyrannei der drei Tage, während sie

durch einen Ausschuß unter dem Vorsitz von Herault de Sechelles eine neue demokratisch-republikanische Verfassung mit Erweiterung der Menschenrechte zu Gunsten der unteren Volksklassen und ihrer Ansprüche auf Unterstützung an die Staatsgesellschaft ausarbeiten ließen: während dessen waren in den Landschaften und Städten des Westens und Südens heftige bürgerliche Kämpfe ausgebrochen und am Rhein und in den nördlichen Grenzgebieten machten die feindlichen Heere bedenkliche Fortschritte. Dort hatten die Schlagwörter „Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit" ihre Wirkung verloren; es wurde als heilige Pflicht erklärt, die Nation und ihre Vertreter zu befreien von der Hand einiger ruchlosen Bösewichter; hier fing man an, der jacobinischen Verheißung, „daß Frankreich alle freien Völker für seine Freunde und Verbündeten erkläre", zu mißtrauen. Von allen Seiten langten Hiobsposten bei dem Convente an. In Mainz war das französische Besatzungsheer in der höchsten Bedrängniß, die Grenzfestungen Condé und Valenciennes waren dem Falle nahe; der Westen und Süden standen, seit die entflohenen Girondisten das Feuer schürten, im offenen Aufruhr gegen den jacobinischen Radikalismus und das anarchische Treiben der Pariser Commune; besonders glühten die Bordelesen von Rachgier über die ihren Abgeordneten zugefügte Schmach. Sogar in Paris waren einige Sectionen in rückläufiger Bewegung begriffen: „Aller Orten", rief Hebert auf dem Rathhause aus, „ist die Gesinnung schlecht, aller Orten haben wir die Keime der Reaction zu zermalmen". Selbst im Convent ließen sich Stimmen hören für Einlenken auf versöhnlichere Bahnen, für Herstellung der noch in Haft befindlichen Glieder der Gironde in ihre Parlamentssitze.

Dictatorische Gewalt des Wohlfahrtsausschusses.

Wenn diese Lage andauerte, die Unzufriedenheit mit dem republikanischen Unwesen sich weiter verbreitete, waren die Häupter der Demokratie verloren; sie hatten zu viel Schuld auf sich geladen, zu viele Frevelthaten und Verbrechen begangen, als daß sie auf Schonung oder Vergebung hätten rechnen können; um ihrer eigenen Existenz willen mußten sie auf dem betretenen Wege fortschreiten, durch Schrecken jeden Widerstand niederschlagen, den revolutionären Geist in der Nation lebendig erhalten. Dies war nur möglich, wenn der Wohlfahrtsausschuß mit lauter zuverlässigen vor keiner Gewaltthat zurückbebenden Jacobinern besetzt und mit absoluter Machtfülle ausgerüstet war, wenn ein einheitlicher Nationalwille das Regiment durchdrang und zu der souveränen Gewalt die revolutionäre Energie sich gesellte. Danton und seine nächsten Gesinnungsgenossen schienen dafür nicht volle Bürgschaft zu bieten: wir wissen, daß der gewaltige Volkstribun, mochte er immerhin in den Momenten der Aufwallung und revolutionären Leidenschaft wie ein gereizter Löwe wüthen, doch auch wieder zu Transactionen, zu Maßregeln der Versöhnung und Handreichung geneigt war. Wie oft hatte er den Girondisten sein Bündniß angeboten, und auch jetzt wieder legte er eine verdächtige Mäßigung an den Tag. Er und seine Freunde wurden daher bei der Erneuerung des Wohlfahrtsausschusses übergangen

und durch Geschöpfe Robespierre's ersetzt, bis dieser einige Tage nachher selbst Besitz von der höchsten Regierungsgewalt ergriff, die er dann bis zu seinem Sturze in Händen behielt. Mit diesem jacobinischen Staatsstreich vom 10. Juli kam ein System zur Geltung, dessen Zweck war, „unbedingte Unterwerfung des Landes, vollständige Vertilgung der Gegner, rückhaltloser Krieg gegen Europa", ein System des Schreckens, der Gewaltthat, der Ermordung und Hinrichtungen, der Vernichtung der höheren und mittleren Stände durch eine blutdürstige Pöbelherrschaft. 10. Juli 1793.

Die Seele dieser republikanischen Regierung, die nunmehr wie ein Pandämonium der Hölle das französische Volk das volle Maß der Leiden, Qualen und Pein empfinden ließ, war Robespierre, der trockene Verstandesmensch und verneinende Doctrinär mit der kleinen Seele und dem boshaften Herzen, der uns aus früheren Darstellungen hinlänglich bekannt ist, und der jetzt den Gipfel seiner Macht und seines Ehrgeizes erreichte. So lange gewaltigere Geister die Fäden der Revolution lenkten, stand der einseitige Apostel des Rousseau'schen Gesellschaftsvertrags, dem jede Spur von Genialität und schwungvoller Phantasie, alle Begeisterung und hinreißende Beredsamkeit mangelte, weit zurück, und in allen ereignißvollen Stunden, die Muth erheischten oder Gefahr bringen konnten, hielt er sich in vorsichtiger Verborgenheit; aber er hatte die Macht des folgerichtigen Denkens und Handelns für sich, er blieb sich immer gleich und imponirte durch die Consequenz und Logik seines Gedankenganges den mittelmäßigen Naturen von beschränktem Gesichtskreise. Er ließ sich nie durch leidenschaftliche Aufregung fortreißen und lauerte auf jede Blöße des Gegners, um im günstigen Augenblick denselben zu fassen. „In den schleichenden scheinheiligen Reden, die alle überfließen von giftiger Anklage, Verleumdung und Verdächtigung, wird man erinnert an Etwas, was der Hyäne gleicht, die ihr Opfer langsam umkreist und dann plötzlich auf die sichere Beute losstürzt". Es wurde schon früher bemerkt, wie selbstgefällig er sich mit dem Rufe der Tugend und Sittenstrenge brüstete; einfach, mäßig und nüchtern in seiner Lebensweise, verstand er es, den Schein eines Heiligen zu bewahren, wenn gleich Näherstehende auch bei ihm von „Orgien" zu erzählen wußten. — Von ganz anderer Art war der Mann, den wir als Herrscher im Reich der demokratischen Presse kennen gelernt haben, Marat. Plebejisch gemein in seiner ganzen Erscheinung, von cynischer Unverschämtheit, dabei genußsüchtig und sittenlos, war er selbst seinen jacobinischen Freunden häufig zur Last, wenn sie gleich seine journalistischen Talente für ihre Zwecke gebrauchten. „Er war mit der Macht des Pöbels emporgekommen, weil er in seiner grenzenlosen Selbstüberhebung die Fähigkeit besaß, Alles was sonst für verrückt und ruchlos gegolten, Todtschlag der politischen Gegner, Raub des fremden Eigenthums, Meuterei der Soldaten gegen ihre Offiziere, mit voller Ehrlichkeit und Unbefangenheit als das gute Recht des Volkes zu fordern". Es wird ihm nachgesagt, er habe von dem Gelde, das ihm die Revolution eingebracht, sich ein eigenes Haus angeschafft und kostbar eingerichtet; dort in der Straße der Medicin-Schule habe er mit einer Mätresse üppig und in Genuß schwelgend gelebt; eine Angabe, die von Louis Blanc mit schwachen Gründen in Abrede gestellt wird. Robespierre und Marat.

Aber Marats Wirksamkeit ging ihrem Ende zu. Gerade in dem Augenblicke, wo der Terrorismus, dem er sein Leben lang das Wort geredet, zur Herrschaft kam, fand er einen unerwarteten Tod. Ein Mädchen aus Caen, Charlotte Corday, jung, schön und schwärmerisch begeistert für ideale Freiheit wie Marats Ermordung durch Charlotte Corday.

Frau Roland, war durch die Reden Barbaroux' und anderer flüchtigen Girondisten von Haß erfüllt worden gegen die Pariser Schreckensmänner, und hatte sich aufgemacht, um die Welt von dem Scheusal zu befreien, in dem sie den Haupturheber der Frevelthaten erblickte, während er doch nur ein Werkzeug in den Händen kälterer und klügerer Führer war. Unter dem Vorgeben, Enthüllungen über die Umtriebe in der Bretagne machen zu wollen, erhielt sie Zutritt
13. Juli 1793. bei dem Volksmann, der gerade ein Bad nahm, und ermordete ihn mit einem Dolchstoß. Diese That, „die Etwas von der Größe antiken Tyrannenmordes" an sich trug, kam den Demagogen des Convents sehr gelegen. Sie wurden dadurch von einem lästigen Gesellen befreit und erhielten einen trefflichen Vorwand, durch Schilderungen von Verschwörungen zur Ermordung der Patrioten und zum Umsturz der Freiheit das Volk in angstvoller Gährung zu halten und ihre eigene Mordsucht mit dem Mantel einer gerechten Rache zu verhüllen. Nach einem schmachvollen Verhör vor dem Revolutionstribunal wurde Charlotte Corday auf das Blutgerüste geschleppt, wo sie „in stolzer unerschrockener Haltung" den Tod von Henkershand erlitt; Marats Leiche dagegen wurde, nachdem sie zu theatralischen Schaustellungen gedient, im Pantheon beigesetzt an die Stelle der Gebeine Mirabeau's, die man in eine Grube warf. Unfähig, ein wirksames und hinreißendes Haupt zu sein, urtheilt Thiers, wurde Marat der Apostel der Revolution, und als es keines Apostels mehr bedurfte, sondern nur der Energie und festen Haltung, machte gerade zu rechter Zeit der Dolch eines ergrimmten Mädchens einen Märtyrer aus ihm und gab einen Heiligen dem Volke, das seiner alten Bilder satt war und das Bedürfniß empfand, sich neue zu schaffen.

Terrorismus des Wohlfahrtsausschusses. Zunächst wurde das blutige Ereigniß zu weiteren Verfolgungen gegen die Girondisten benutzt. Neun von ihnen wurden an das Revolutionstribunal gewiesen, die Entflohenen geächtet und damit dem Tode geweiht. Bei einem der Verhafteten fand man einen von dreiundsiebzig Deputirten unterzeichneten Protest gegen die Gewaltschritte des 2. Juni. Auch gegen diese war seitdem die Rache der Montagnards gerichtet. Sie wurden unter Aufsicht gestellt und von den Sitzungen ausgeschlossen, so daß der Convent nunmehr zum willenlosen Werkzeug des Wohlfahrtsausschusses herabsank. Und so begann denn eine Schreckensherrschaft, wie die Weltgeschichte noch niemals eine ähnliche zu verzeichnen gehabt. Krieg, Mord und Gewaltthat war die allgemeine Losung. Das demokratische Tyrannenregiment, dem der „wohlthätige Schrecken" und die „heilige Guillotine" als Hauptmittel der Herrschaft galten, drang in das ganze Staats- und Gesellschaftsleben ein. Es gab sich kund in der barbarischen Unterdrückung der aufständischen Städte und Landschaften im Süden und Westen des Reiches durch die „Proconsuln" oder Commissäre des Convents und des Wohlfahrtsausschusses; es trat hervor in den blutigen Maßregeln gegen die adeligen Feldherren und Offiziere bei der Armee; es zeigte sich in seiner

schrecklichsten Gestalt in dem Pariser Revolutionstribunal und den ihm nachgebildeten Blutgerichten der Provinzen. Zu allen Zeiten hat menschliche Parteiwuth und Verfolgungssucht Mittel und Werkzeuge für die Befriedigung ihrer Leidenschaft und Grausamkeit geschaffen; aber selbst Alba's „Rath der Unruhen" und Jeffrey's „blutige Assisen" reichten nicht an die Justiztyrannei des „Revolutionstribunals" heran, jenes schrecklichen Gerichtshofes, der in vier Sectionen getheilt und der Aufsicht des Sicherheitsausschusses unterstellt, ob seiner Blutarbeiten eine weltgeschichtliche Bedeutung erlangt hat. Sowohl die grausame Wuth der Justizbeamten, insbesondere der Vorsitzenden Herman, Dumas, Coffinhal und in erster Linie des Staatsprocurators Fouquier Tinville, der das Amt eines öffentlichen Anklägers versah, als die Willfährigkeit der Richter und Geschwornen, jeder Gerichtstyrannei den Arm zu leihen, haben das Revolutionstribunal, dessen Befugnisse im Laufe der Zeit immer mehr ausgedehnt wurden, zu einer Folterkammer und Mördergrube gemacht. Wohl trat der gebildete und anständige Theil der Nation der demokratischen Gewaltherrschaft mit Entrüstung entgegen; aber ohne einheitlichen Plan und ohne einen Führer, der die Elemente der Opposition mit starker Hand hätte zusammenfassen können, wurden die Aufstände einzeln niedergeworfen und zermalmt von der eisernen Faust erbarmungsloser Demokraten, die den alten Spruch Vae victis! bei den Ueberwundenen in Anwendung brachten. Jacobinerclubs an allen Orten, Revolutionsausschüsse, Uebertragung der Staats- und Gemeindeämter an die exaltirtesten Republikaner, Blutgerichte und andere Werkzeuge terroristischer Vergewaltigung waren die Geißeln in den Händen des Wohlfahrtsausschusses und seiner grausamen Organe. Eine zahllose Menge von Amtleuten, Aufsehern, Polizeibediensteten, Sections- und Communalvorstehern, von Stellenjägern aller Art verschlangen das Staatsgut; die Agenten und Diener der Volksregierung überboten den Hof- und Beamtenstaat des alten Regimes an eigennütziger Ausbeutung des Nationalvermögens; von den durch Confiscationen, Zwangssteuern, Kirchenraub und Erpressung zusammengescharrten Millionen kam nur ein kleiner Theil in die Staatskasse. — Und alle diese Gewaltsamkeiten und Scheußlichkeiten vollzogen sich gleichsam unter den Augen der europäischen Heere, die Frankreich auf allen Grenzen umstellt hielten, deren Gebieter aber mehr bedacht waren, sich selbst einen Landzuwachs zu verschaffen und den Andern daran zu verhindern, als dem unmenschlichen Schauspiel der französischen Freventhaten ein Ziel zu setzen. Die Verbündeten handelten ohne Einheit, sagt Thiers, und verbargen unter dem Scheine eines heiligen Krieges die eigennützigsten Absichten. Die Oesterreicher wollten Valenciennes, der König von Preußen Mainz, die Engländer Dünkirchen. Die Coalition, in allen Theilen untergraben und der Auflösung nahe, ließ dem Wohlfahrtsausschuß unter Robespierre's Leitung, dem jacobinischen Kriegsminister Bouchotte und dem Pariser Gemeinderath unter Pache, Chaumette und Hebert freie Hand das Schreckensregiment ungestört in Anwen-

dung zu bringen, die Nation unter eine beispiellose Tyrannei zu beugen. Barère, den Burke den „Anakreon der Guillotine" nannte, weil er die Blutgesetze mit einer täuschenden Hülle sanfter Phraseologie zu umkleiden verstand, stellte auf Grund eines „großen Wortes" der Commune den Antrag, „der Convent möge den Schrecken auf die Tagesordnung setzen", dann würden alle Royalisten und Gemäßigten verschwinden, und der Berg werde alle Verschwörer zermalmen. Seit Marats Tod war Heberts Père Duchesne das verbreitetste und wirksamste Volksblatt. Von der herrschenden Faction mit namhaften Geldsummen unterstützt und in die Hände der Soldaten und Proletarier geliefert, erhielt das Journal gleichsam den Charakter einer Staatszeitung. An die äußerste Grenze des Cynismus streifend, war es in seiner gemeinen, rohen Sprache und in seiner pöbelhaften Haltung der echte Ausdruck der jacobinischen Ochlokratie, das wahre Organ des Sansculottenregiments, das sich damals wie zum Hohne der alten Weltbildung des Ancien Regime über Frankreich gelagert hatte. Journale, welche wagten gegen die Tyrannei des Wohlfahrtsausschusses in Opposition zu treten, wurden vom Pöbel unterdrückt, die Verfasser verfolgt, die Pressen zerstört. Niemand wagte ein Wort der Mißbilligung oder des Widerspruchs zu äußern; scheu zog sich der Einzelne in das Innerste seines Hauses und verbarg seine Gefühle und Gedanken in der Tiefe seiner Brust.

2. Die Aufstände im Süden und Westen und ihr Ausgang.

1. Normandie und Bretagne. Carrier in Nantes.

In der Normandie und in Bretagne war die Bevölkerung seit Beginn der Revolution in Parteien gespalten, die nicht selten mit den Waffen aneinander geriethen. Nicht genug, daß das unter klerikalem Einfluß lebende Landvolk, das seine alten celtischen Eigenthümlichkeiten und seine provinzielle Ausnahmsstellung seit Jahrhunderten unverändert bewahrt hatte, und in Sprache, Sitten, Tracht von dem übrigen Frankreich verschieden war, sich den Neuerungen abhold zeigte, auch die obgleich größtentheils republikanisch gesinnte Einwohnerschaft der Städte war in Factionen gespalten, indem der mittlere Bürgerstand Leben und Eigenthum, Gesetz und Sitte gegen die Begehrlichkeit der unteren Volksklassen zu vertheidigen hatte, der zahlreichen Proletarierhaufen, welche unter der Aegide des Jacobinerclubs sich in bewaffnete Rotten, Carabots genannt, vereinigt hatten, und von der Heiligkeit des Eigenthums nicht sehr hoch dachten. Die Ankunft mehrerer flüchtigen Girondisten mehrte die Parteiwuth. Die priesterlich-royalistische Bauernbevölkerung erhielt einen kühnen entschlossenen Führer an dem starken Jean Cottereau, einem ehemaligen Schleichhändler, dessen Familie den Spitznamen der Chouans oder Nachteulen (chat-huans) trug, ein Name, welcher auf die ganze Bande der Rebellen überging. Ihnen gesellte sich eine Anzahl Freiwilliger zu unter der Führung des riesenhaften verwegenen Georges Cadoudal. Aber auch die Mittelklassen traten unter der Führung Buzots

und des Grafen von Puisaye, eines ehemaligen Mitglieds der Constituante, eines muthigen Edelmannes von imponirender Gestalt und gewandtem Benehmen, aber von unzuverlässigen Charakter, gegen den Convent in Opposition. Sie sprachen mit Abscheu von dem Pariser Pöbelregiment und dem wüsten Treiben der Jacobiner; General Wimpfen, der den militärischen Oberbefehl in der Provinz führte, ein liberaler Royalist, machte den Vorschlag, die Engländer zu Hülfe zu rufen, ein Vorschlag, der jedoch mit patriotischer Entrüstung zurückgewiesen ward. Uneinig, ohne militärisch geschulte Führung, ohne Plan und praktisches Ziel, waren die Aufständischen nicht fähig, dem Convente und den Jacobinern in der eigenen Mitte die Stirn zu bieten. Die Agenten des Wohlfahrtsausschusses fanden Mittel und Wege, durch Versprechungen und Drohungen, durch Flugschriften und Assignaten den Aufruhr in der Bretagne zu ersticken, ehe die Insurgenten den Anschluß an die Vendée bewerkstelligen konnten. Als der Uebergang Laroche-Jacqueleins und der „katholischen Armee“ über die Loire auch die Chouans wieder zu neuer Thätigkeit anfeuerte, war die Rebellion bereits ihrem Erlöschen nahe. Die Revolutionsregierung aber nahm die Gelegenheit wahr, die ganze Gegend von der Seine bis zur Loire und zur äußersten Meeresküste durch die Conventscommissare Carrier in Nantes und Francastel in Angers mit Mord und Blut heimzusuchen. „Diese häuften alle Unmenschlichkeiten, welche irgendwo das Schreckenssystem erfunden, zu einer ruchlosen Masse von Verbrechen zusammen“. Von ihren Kriegsgerichten wurden täglich 150 bis 200 Personen zum Tode verdammt. Carrier, ein blutdürstiges Ungeheuer, ließ in Nantes seine Opfer hundertweise erschießen oder vermittelst Schiffen mit Fallböden in der Loire ertränken („Noyaden“), so daß nach der niedrigsten Berechnung seine viermonatliche Thätigkeit 15,000 Menschen hinraffte — „rebellische Bauern, katholische Priester, Nanteser Bürger, jacobinische Proletarier, wie sie eben persönlicher Haß, trunkene Willkür und lokale Feindschaft unter die Fäuste der Scharfrichter zusammenführte“. Bei ihm war die Grausamkeit mit dem frechsten Hohn, Blutgier mit bestialischer Lüsternheit gepaart.

In noch größerer Ausdehnung wütheten die Schreckensmänner des Convents in den reichen Handelsstädten des Südens, in Lyon, Marseille, Toulon. In der großen Fabrikstadt an der Rhone, wo die kriegerischen Vorgänge in Savoyen und die Nähe der Emigranten der bürgerlichen Aufregung und Parteiung stets frische Nahrung zuführten und die Stockung alles Verkehrs unter der zahlreichen Arbeiterbevölkerung unerträgliche Nothstände schuf, hatte der ehemalige Priester Chalier als Vorsteher des Jacobinerclubs eine aufwieglerische Thätigkeit entfaltet, wie Marat in Paris. Nachdem er die Einsetzung eines demokratischen Gemeinderaths und die Errichtung einer revolutionären Bürgerwehr durchgeführt, reizte er durch schändliche Maueranschläge den Pöbel gegen die reichen, angesehenen Bürger und Kaufherren auf, sie als Aristokraten und Feinde der Ordnung bezeichnend. Da ermannten sich die in Eigenthum und

2. Die Städte des Südens
a. Lyon. Collot d'Herbois.

Leben bedrohten Mittelklassen: „Lieber fallen im ehrlichen Streit, als durch Mörderhand umkommen", lautete die Losung. Sie bewirkten, daß ein neuer Gemeinderath eingesetzt und ein liberaler Royalist, Perrin de Precy, zum Befehlshaber der Bürgergarde ernannt ward; sie erklärten den Convent nicht mehr als höchste Staatsgewalt anzuerkennen, bis die ausgestoßenen Girondisten wieder ihre Sitze zurückerhalten hätten, und ließen, als sie in einem Straßenkampf den Sieg über die revolutionären Haufen davon trugen, Chalier als Aufrührer zum Tode verurtheilen und einige Zeit nachher hinrichten. Diese Auflehnung der zweiten Stadt des Reichs erfüllte die Demagogen in Paris mit furchtbarer
12. Juli 1793. Wuth. Auf Couthons Antrag erließ der Convent ein Dekret, welches die Führer des Lyoner Aufstandes mit der Acht belegte, die Güter aller Theilnehmer für Staatseigenthum erklärte und die Vertheilung ihres Vermögens an die Patrioten der Stadt und Umgegend verfügte. Darauf rückte eine Revolutionsarmee vor die Mauern der Stadt. Dubois-Crancé, Conventscommissar beim Alpenheer, der mit einigen Verstärkungen herbeikam, forderte unbedingte Uebergabe. Als sie verweigert ward, begann die Belagerung. Die Lyoner leisteten muthigen Widerstand. Aber wie sollte eine Bürgerschaft, in sich selbst uneinig und unschlüssig, ohne militärische Führung, nur auf Erhaltung von Gut und Leben bedacht, nicht von einem politischen Gedanken geleitet, einem rasenden von Fanatismus und Rachsucht vorwärts getriebenen Heere auf die Dauer widerstehen! Nach einer Belagerung von drei Monaten wurde die Rhonestadt trotz der heldenmüthigen Vertheidigung der Bürger von den Batterien Dubois-Crancé's und von den Revolutionstruppen Couthons zur Unterwerfung auf Gnade und Ungnade gezwungen, und von dem Convent mit einem Strafurtheil von so unerhörter Barbarei und Grausamkeit belegt, daß selbst Couthon, der bisher an blutdürstigem Parteihaß hinter keinem andern zurückgestanden hatte, mit der Vollstreckung des mörderischen Befehls zögerte, und Männer von noch schonungsloserem Despotismus und noch verwilderterer Natur, wie Collot d'Herbois, Fouché und der Sansculotten-General Ronsin mit neuen Revolutionstruppen von Paris abgesandt werden mußten. Von diesen Fanatikern und ihren entmenschten Horden wurde die blühende Fabrikstadt der Vernichtung geweiht. Sie ließen die Einwohner massenweise erschießen, weil die Guillotine zu langsam wirkte; ganze Straßen und Häuserreihen wurden eingerissen oder mit Pulver gesprengt, denn nach dem Conventsdekret sollten nur Fabriken, Schulen, Hospitäler und die Wohnungen der Armen verschont werden; in die Güter der wohlhabenden Bürger theilte sich der Pöbel, Gold und Silber und alle Kirchenschätze wanderten nach Paris; der Gottesdienst hörte auf, christliche Gebräuche wurden verhöhnt, Priester verfolgt. Denn, so ließ Fouché in einem Aufruf an die Proletarier sich vernehmen, der Republikaner hat keine andere Gottheit als das Vaterland, keinen andern Cultus als den der Freiheit, keine andere Sitte als die der Natur; Alles sei denen erlaubt, welche im Sinne der Revolution handelten.

Die Zahl der bis Ende December durch Guillotine und Mitrailladen Hingemordeten wird auf sechstausend angegeben. Nach dem Conventsbeschluß sollte Lyon, das gegen die Freiheit das Schwert erhoben, aus der Reihe der Städte getilgt werden und zu einer Gemeinde ohne Namen herabsinken. Gewerbe und Künste, meinte Hebert, seien die gebornen Feinde der Freiheit.

„In der Stadt lag Gewerbe und Industrie danieder", so schildert Sybel die Schreckenszeit in der Rhonestadt; „auf dem Lande stockte der Ackerbau, und nur durch die Drohung sofortigen Erschießens wurden die Landleute im Frühling zur Bestellung der Felder gezwungen. Die Linientruppen sahen den Ausschweifungen der Pariser Rotten mit kochendem Ingrimm zu; es kam endlich so weit, daß einige Tage lang förmliche Gefechte zwischen ihnen stattfanden, und die ängstlichsten Berichte darüber nach Paris abgingen. Collot ließ sich dadurch nicht irren, und setzte Verhaftungen, Räubereien und Ermordungen mit immer lebhafterem Eifer fort. Er selbst trat mit orientalischem Prunke und brutaler Grandezza auf. Man gelangte erst nach dreimaliger Bitte zu seiner Audienz, eine lange Reihe von Vorgemächern lag vor seinem Empfangsaal; dort mußte jeder Bittsteller funfzehn Schritte von ihm entfernt bleiben, zwei Grenadiere mit gespanntem Gewehre waren an seiner Seite, den Blick auf den Besuchenden gerichtet. Seine Antworten waren kurz und kalt, bei Gnadengesuchen meist mit cynischem Spotte gemischt, bei Anfragen seiner Werkzeuge oft in absichtliche Zweideutigkeit gehüllt. Jeden Mittag schwelgte er mit einem Trosse von Lustigmachern und liederlichen Dirnen, fertigte unter dem Mahle neue Todesurtheile aus, und trank auf das Wohl der Republik, während der Donner der Mitrailladen dumpf von dem Platze der Hinrichtungen herüberdröhnte".

Auf ähnliche Weise wütheten die Republikaner in den See- und Handelsstädten des Südens. Marseille hatte, wie uns bekannt, von Anfang an treu zur Revolution gehalten; seine „Föderirten" spielten in den Pariser Sturmtagen eine hervorragende Rolle; die republikanische Kriegshymne führte den Namen Marseillaise. Aber auch hier trat nach der Ausstoßung der Girondisten ein Umschlag hervor. Die Jacobinerversammlungen wurden geschlossen, die Häupter derselben vor einem zu diesem Zweck eigens niedergesetzten Gerichtshof als Räuber und Mörder angeklagt, die Conventscommissare ausgewiesen. Der Wohlfahrtsausschuß gerieth über diese Vorgänge in heftige Entrüstung, um so mehr, als andere Städte wie Montpellier, Toulouse, Nimes und ein großer Theil der Provence sich der rückläufigen Bewegung anschlossen. b. Marseille.

Vor allem aber geriethen die Männer des Berges in Wuth, als in der wichtigen Seestadt Toulon die von dem Pöbel und den rohen handfesten Matrosen und Schiffsarbeitern des Jacobinerclubs an Hab und Leben bedrohten Mittelklassen zum Schwert griffen, einen neuen Gemeinderath einsetzten, und zu einer Nationalgarde organisirt den auf Raub und Mord sinnenden Revolutionsbanden zu Leibe gingen. Sie gewannen den Sieg im Straßenkampf, verhafteten die Häupter des Clubs und ließen fünf der schuldigsten Rädelsführer hinrichten. Für solche Thaten war von dem Convente keine Verzeihung zu erhoffen, daher trieben die dem höheren Bürgerstande angehörigen Leiter der Stadt dem vollen Bruch ent- c. Toulon. Mitte Juli 1793.

gegen. Sie erklärten sich für die Constitution von 1791 unter der Herrschaft Ludwigs XVII. und riefen die kleineren Küstenstädte und die Bauern der Umgegend zum Aufstand gegen die republikanische Regierung. Der Aufruf fand indessen wenig Anklang: Furcht vor der Rache der Schreckensmänner oder Sympathie mit der Republik hielten vom Anschluß zurück. Und schon rückte ein Revolutionsheer heran, begleitet von den Commissaren Barras und Fréron, die alle Hebel in Bewegung setzten, die Soldaten in der Treue gegen die bestehende Regierung zu erhalten. Marseille wurde von Carteaux, einem Maler, der durch seinen Demagogeneifer zu militärischen Ehren emporgestiegen, erobert und grausam bestraft, die Küstenlandschaft dem Convente gesichert, und Toulon von einer
25. Aug. 1793. Belagerungsarmee eingeschlossen. In dieser Lage beschloß der royalistische Stadtrath den Schritt zu thun, zu dem Wimpfen die Bretagne vergebens zu bereden gesucht hatte: er wendete sich an den englischen Admiral Hood, welcher in Verbindung mit dem Spanier Langara den Hafen blokirt hielt, um Hülfe, überlieferte dem Feinde Hafen und Flotte, und nahm eine Besatzung der Verbündeten in die Stadt auf. Im Vertrauen auf diese militärischen Kräfte, die mit der Bürgerwehr vereinigt eine Höhe von 16,000 Mann erreichten, und auf die Stärke der Festungswerke, wagten die Toulоner Bürger den Kampf mit ihren republikanischen Widersachern. Trotz der Zwietracht und Parteiung unter den Bürgern wie unter den englisch-spanisch-italienischen Garnisonstruppen war der unfähige Carteaux nicht im Stande, namhafte Erfolge zu erzielen; Wochen vergingen, ohne daß die Belagerung wesentliche Fortschritte machte. Erst als der junge Hauptmann Napoleon Bonaparte von der Insel Corsica, der bei dieser Gelegenheit die ersten Proben seines Feldherrntalents ablegte, in einer
16/17. Decbr. Decembernacht die hochgelegenen Forts erstürmte, welche die beiden Stadttheile beherrschten, wurden die Republikaner Meister von Toulon. Die Verbündeten schifften sich hastig ein; Tausende der angsterfüllten Einwohner drängten sich nach dem Hafen, um auf den fremden Schiffen Rettung aus der drohenden Todesgefahr zu suchen; aber die Menge der Flüchtigen war so groß, daß nicht Alle Aufnahme finden konnten. Und wer beschreibt nun die Scenen
19. Decbr. des Schreckens und der Verzweiflung, als die Verbündeten abfuhren, einen Theil der französischen Flotte mit sich führend, einen anderen Theil den Flammen übergebend, und gleichzeitig die Granaten der Sieger in die Stätte des Tumults und der Todesangst hereinfielen! Ueber viertausend der angesehensten Bürger entflohen. Aber für die Conventscommissare Fréron, Barras und den jüngeren Robespierre gab es noch Rachеopfer in reichlicher Zahl. Vierhundert Arbeiter der Marine, die auch während der Insurrection Dienste geleistet, wurden auf der Stelle niedergeschossen; achthundert gefangene Bürger bluteten unter den Kugeln einer Mörderbande, die der schreckliche Fréron aus Savoyarden und französischen Proletariern auserlesen und zu einer republikanischen Legion formirt hatte. Dann erst folgte die Einsetzung eines Revolutionsgerichts, welches inner-

halb dreier Monate über achtzehnhundert Menschen ohne Beweis und Untersuchung hinwürgte. Zur Feier eines republikanischen Festes schickte man elf junge und schöne Frauen auf das Schaffot. Das Vermögen der Verurtheilten und Entflohenen wurde für die Republik in Beschlag genommen und um Spottpreise an die Sansculotten hingegeben. Nach den Füsilladen und Enthauptungen war Toulon im Besitze von Gesindel und Galeerensclaven; die Bevölkerung war von 28000 auf 7000 herabgesunken.

Aehnliche Unthaten wurden in Bordeaux verübt, dem Mutterschooß der Girondistenpartei, wo der Conventscommissar Tallien, zugleich Wütherich und Schlemmer, durch Hinrichtungen, Plünderung der Kirchenschätze, Revolutionssteuern und Erpressung aller Art seinen Namen zum Gegenstande der Furcht und des Abscheus machte, bis der Einfluß einer schönen Frau Wandlung schuf. Im nördlichen Frankreich zog der Terrorist Joseph Lebon von Arras, ein ehemaliger Priester, mit der Guillotine von Ort zu Ort und häufte Gräuel auf Gräuel. Um jeden Empörungsversuch unmöglich zu machen, wurden alle Waffen für die Republik in Beschlag genommen und an die ausziehenden Soldaten vertheilt. „Für die Jacobiner gab es keine Rettung, wenn sie nicht schrankenlos herrschten; es gab aber keine Sicherheit ihrer Herrschaft, wenn sie nicht weit um sich her das Land zur Einöde machten. Sie waren tollkühn und blutdürstig aus Todesfurcht“.

d. Bordeaux. Tallien.

Am schrecklichsten war das Schicksal der Vendée, jenes eigenthümlichen, von Gehölzen, Hecken und Gebüschen überdeckten und von Gräben durchschnittenen Landes im westlichen Frankreich. Hier lebte in Weilern und einsamen Gehöften zerstreut ein zufriedenes Volk in ländlicher Stille und in der Einfalt alter Zeit, mit Viehzucht, Ackerwirthschaft und Wiesenbau beschäftigt, um die Außenwelt wenig bekümmert. Die Bauern und Pächter hatten Anhänglichkeit an ihre Gutsherren, die niemanden drückten, sie liebten den König, von dem sie nichts zu leiden hatten, und hingen mit Verehrung an der Geistlichkeit und den kirchlichen Gebräuchen, die ihnen von Jugend auf theuer und heilig gewesen. Als nun die Nationalversammlung ihre unbeeidigten Priester vertrieb und morden ließ, als der König auf der Guillotine blutete, als die Bauernsöhne durch das Zwangsaufgebot zur Vertheidigung des Vaterlandes in die Armee einberufen wurden, da vereinigten sich alle Geister des Zorns und der Rache in den Gemüthern der Vendéer Bauern und trieben sie zum Widerstand und zum Bürgerkrieg. Unter geschickten, kühnen Bandenführern aus geringem Stande, die sich allmählich militärische Kenntnisse und Einsicht erwarben, wie der Fuhrmann Cathelineau, der Förster Stofflet u. A., denen sich der vormalige Schiffslieutenant Charette und einige klerikal und royalistisch gesinnte Edelleute, wie Laroche-Jacquelein, Lescure, d'Elbée u. A. beigesellten, schlugen die Aufständischen, trotz mangelhafter Bewaffnung anfangs die von Santerre und andern Jacobinern befehligten republikanischen Heere zurück, eroberten Saumur und bedrohten Nantes. Hinter

e. Vendée. Ronsin und Rossignol.

10. Juni 1793.

Bäumen und Gebüschen hervor richteten sie ihre Geschosse auf den Feind, und warfen sich dann, wenn er bestürzt zurückwich, in wildem Ansturz auf die Wankenden und Fliehenden. Ihre Tapferkeit und ihr Fanatismus ersetzten die militärischen Regeln. Da schickte der Convent die aus dem Auswurf des Volks bestehende Revolutionsarmee unter Westermann und den rasenden Jacobinern Ronsin und Rossignol nach der Vendée ab. Diese fielen wie reißende Wölfe über die unglücklichen Bewohner her, steckten Dörfer, Städte, Meierhöfe, Gehölze in Brand und suchten durch Schrecken und Gräuel den Widerstand der „Royalisten“ zu brechen. „Ein großer Feuergürtel umgab das unselige Land; einzelne Abtheilungen der Bauern wurden besiegt, jedes lebende Wesen, das man antraf, vertilgt; und von allen Punkten der Grenze wälzten, die aufgescheuchte Bevölkerung vor sich herjagend, die Waffen des feindlichen Heeres sich in das Innere vorwärts“. Aber der Muth des Vendéer Landvolks blieb ungebeugt. Weder die Schrecknisse des vielgestaltigen Todes, noch die Verwüstungen ihrer Meierhöfe und Aecker waren im Stande, die Gesinnung der Bauern zu ändern oder ihren Arm zu lähmen. Aus manchem Treffen gingen sie siegreich hervor, besonders so lange der unfähige Rossignol, der oft ganze Tage in unthätiger Schlemmerei verbrachte, und der jacobinische Mordbrenner Lechelle den Oberbefehl führten. Als jedoch nach der Uebergabe von Mainz die in die Heimath zurückgekehrten tapfern Truppen unter fähigen, kriegskundigen Anführern, wie Kleber, Marceau u. A., gegen die Rebellen der Vendée geschickt wurden, erlag das elende Volk allmählich den Streichen seiner Gegner. Nach der blutigen Schlacht
17. Okt. 1793. bei Cholet, wo d'Elbée und Bonchamps die Todeswunde empfingen, wie schon einige Monate zuvor Cathelineau, setzten die Insurgenten, 30,000 streitbare Männer und ein unermeßlicher wehrloser Troß von Weibern, Greisen und Kindern über die Loire, in der Hoffnung, von den Bretagnern und von England
22. Nov. unterstützt zu werden, fanden aber trotz eines siegreichen Treffens bei Antrain
December. meistens ihren Untergang theils in den Schlachten von Lemans, Laval und Savenay, theils durch Ermordung als Gefangene oder durch Erschöpfung und Entbehrung. Einen armseligen Ueberrest führte Laroche-Jacquelein über den Strom zurück, er erlag aber schon im Februar in der Feldschlacht gegen Rossignols Nachfolger Turreau, welcher mit seinen „höllischen Colonnen“ das Werk der Verwüstung und Menschenschlächterei in schonungslosester Weise fortsetzte. Erst im Frühjahr nahm der Verzweiflungskampf aus Erschöpfung allmählich einen schlafferen Charakter an, nachdem das Land zur menschenleeren Einöde geworden und Tausende der Bewohner den heimathlichen Boden mit ihrem Blute getränkt. Denn der Krieg hatte zuletzt den Charakter eines tödtlichen Zweikampfes angenommen. Die Grausamkeiten auf der einen Seite führten zu blutigen Akten der Vergeltung auf der andern. Beruhigt wurde jedoch die Vendée erst, als nach Robespierre's Sturz der eben so tapfere als menschenfreundliche General und Staatsmann Hoche aus dem Kerker an die

Spitze des Heeres trat und den Einen, die des Kampfes müde waren, Frieden bot, die Widerstrebenden aber durch die Schärfe seines Schwerts und die Ueberlegenheit seiner Kriegskunst zur Unterwerfung brachte. Stofflet und Charette, welche die vom Convent angebotenen Friedensbedingungen nicht annahmen und den Kampf fortsetzten, wurden zu Kriegsgefangenen gemacht und erschossen. Mittlerweile war das Regiment des Schreckens zu Ende gegangen und eine mildere Gesinnung herrschend geworden.

3. Der Krieg gegen das verbündete Europa.

Im Sommer 1793 bedrohte fast ganz Europa die französischen Grenzen. Während die englischen Flotten Frankreichs Seemacht zu vernichten, seine Kolonien zu erobern suchten, und Pitt durch reiche Hülfsgelder den Krieg im Schwung zu erhalten bedacht war, rückten Holländer, Oesterreicher und Engländer von den Niederlanden aus in Flandern ein; zugleich setzten deutsche, preußische und österreichische Truppen über den Rhein; Sardinien und Toskana bedrohten den Südosten; an den Pyrenäen standen spanische und portugiesische Heere; Neapel und Portugal folgten den Weisungen Englands. Aber die Ungeschicklichkeit und Planlosigkeit der Anführer, die schlechten Verpflegungsanstalten, die Uneinigkeit der Verbündeten, die alle ihre besondern Vortheile und Interessen im Auge hatten, und die Hoffahrt der Offiziere hinderten glänzende Erfolge selbst zu einer Zeit, als Frankreich sein neues Kriegssystem, wodurch es nachher ganz Europa Trotz bieten konnte, noch nicht geschaffen hatte. Die Oesterreicher, von Thuguts preußenfeindlicher Politik geleitet, wünschten sich nach der Einnahme von Condé und Valenciennes in dem französischen Flandern festzusetzen und betrachteten mit Neid und Mißtrauen die gleichzeitigen Gebietserweiterungen der Preußen in Polen; die Engländer, unter dem Herzog von York, hatten ihre Blicke auf Dünkirchen gerichtet, das sie einst besessen und das sie wieder zu gewinnen hofften. Zugleich suchte die britische Regierung die Verwirrung des Continents zum Vortheil ihrer Seeherrschaft und ihres commerciellen Uebergewichts auszunutzen. „Nicht an der Stärke der Vertheidigung Frankreichs, sagt ein deutscher Historiker der Gegenwart, sondern an der Schwäche ihres Angriffs ist die erste Coalition gescheitert. Die Zwiespältigkeit und Elendigkeit ihrer Kriegführung haben die neue Armee Frankreichs erzogen und dessen Uebergewicht herbeigeführt". Unter solchen Umständen konnten die Kriegsunternehmungen der Verbündeten nur geringen Fortgang haben, wenngleich im Anfang die bessere Uebung der österreichischen und preußischen Truppen und die tapfere Haltung ihrer Reiterei über die Feinde manchen Vortheil davontrug. In den Niederlanden wurde das englisch-holländische Heer von den mißtrauischen Oesterreichern nicht gehörig unterstützt, wodurch es dem republikanischen General Houchard möglich ward, bei Hondschooten über die Holländer unter Oranien und die

Randnotizen: Die Kriegslage im Sommer u. Herbst 1793. — Juli 1793. — 8. Sept.

Hannoveraner unter Wallmoden einen nicht unbedeutenden Sieg zu erfechten. Wie sehr auch bei dieser Gelegenheit die hannoverschen und hessischen Regimenter ihren alten Kriegsmuth bewährten; sie mußten den Rückzug nach Furnes antreten, York die Belagerung von Dünkirchen aufgeben. Noch nachtheiliger war die Wirkung dieser zwieträchtigen und mißtrauischen Haltung bei der Rheinarmee. Während nämlich nach der Einnahme von Mainz die preußischen Truppen unter dem Herzog von Braunschweig das Gebiet an der Queich und Lauter
14. Sept. bis zur Saar besetzten und mit alter Tapferkeit die Franzosen bei Pirmasenz und
28—30. Nov. 1793. in den blutigen Treffen bei Kaiserslautern zurückschlugen, führte der österreichische General Wurmser im Elsaß den Krieg auf eigene Hand. Er suchte im Einvernehmen mit den Royalisten und Aristokraten sich der Stadt Straßburg durch einen Handstreich zu bemächtigen und dort und in andern Orten eine Gegenrevolution zu bewirken. Aber dieses Vorhaben, das den Herzog verhinderte, seine Siege rechtzeitig zu benutzen, schlug gänzlich fehl und zog die blutige Rache der Republikaner auf die Unzufriedenen und Verdächtigen im Elsaß herab. Denn der Convent, jede Niederlage und jedes Mißgeschick als Folge aristokratischer Verrätherei ansehend, entwickelte eine furchtbare Energie, um durch Schrecken über alle Feinde und Widersacher zu triumphiren.

Jacobinischer Terrorismus bei der Armee. Wenn gleich die Zerrüttung der Armee und der militärischen Zucht der Soldaten durch die Jacobiner die meiste Schuld trug, daß die französischen Waffen trotz des mangelhaften Zusammenwirkens der Feinde keine glänzenderen Fortschritte erzielten; so entsprach es doch mehr dem System des Wohlfahrtsausschusses, die Generale für die Unfälle verantwortlich zu machen und sie durch das Revolutionstribunal zu verderben. Waren doch die meisten von altem gutem Adel, und schon deshalb trotz ihres Anschlusses an die Revolution in den Augen der Demagogen verdächtig. Auch hatten sie oft genug zu erkennen gegeben, wie sehr ihnen das Treiben der Clubs, die Anarchie im Waffenrock in tiefster Seele verhaßt war. „Alles was von Adel ist", sagte Barère, „ist geächtet in der öffentlichen Meinung; es sind lauter angehende Verräther". Daher begann man die „patriotische Reinigung der Heere" mit der Austreibung oder Verfolgung aller Offiziere, welche durch Geburt oder Gesinnung den Machthabern in Paris anstößig waren. Und so wurden denn die adeligen Generale einer nach dem andern vor das Revolutionstribunal und von da auf die Guillotine geschleppt. Den Anfang machte
Aug. 1793. Custine, weil er die Festungen Condé und Valenciennes an die Oesterreicher verloren hatte. Aus Rücksicht auf die Soldaten ging man Anfangs behutsam vor; als aber bei der Armee Alles ruhig blieb, schritt Fouquier Tinville muthiger voran. Auf Custine folgte Beauharnais, dem man den Verlust von Mainz Schuld gab, weil er von Landau her zu spät zum Entsatz gekommen; und einige Monate nachher der jüngere Custine, des Vaters Zögling in der diplomatischen und militärischen Laufbahn. Auch den General Houchard, „einen Haudegen von langsamen Begriffen und schwachem Charakter", vermochte weder der Sieg

von Hondschooten, noch sein zur Schau getragener republikanischer Eifer zu retten; als er der österreichischen Uebermacht bei Courtray weichen mußte, nahm man das Mißgeschick zum Vorwand, um ihn auf Grund gehässiger Aussagen von Seiten der Conventscommissare eines verrätherischen Einverständnisses mit York und Koburg anzuklagen und aufs Blutgerüst zu schicken. Zu Ende des Nov. 1793. Jahres erlitt auch Biron, der Oberfeldherr der republikanischen Armee in Bretagne und in der Vendée, dasselbe Schicksal. Zu Hunderten wurden die höheren Offiziere abgesetzt, eingekerkert, hingerichtet; Männer ohne Erfahrung traten an ihre Stelle; der ungestüme Muth der Republikaner, meinte man in Paris, bedürfe keiner pedantischen Kriegskunst. Es lag ihnen wenig daran, daß dabei die Armee immer mehr herabkam und an Allem Mangel litt; sie gedachten es mit der Menge zu zwingen; der unermeßliche Menschenverbrauch machte den Terroristen wenig Sorge. Dank dem militärischen Geschick der Franzosen kamen trotzdem neue Führer in die Höhe, welche bald große strategische Anlagen entwickelten. So trat an Houchards Stelle Jean Baptist Jourdan, der Sohn eines geringen Chirurgen in Limoges, der fast noch im Knabenalter den amerikanischen Krieg mitgemacht, dann als kleiner Krämer in seiner Vaterstadt seßhaft, seine Waaren auf den Märkten der Umgegend feil geboten. So erhielten den Oberbefehl über die Rhein- und Moselarmee zwei Männer von hervorragenden Feldherrngaben, Charles Pichegru, ein großer riesenstarker Mann, den sein Eifer als Haupt des Jacobinerclubs in Besançon rasch vom Unteroffizier zum General befördert hatte, schweigsam, entschlossen, gedankenreich und mit militärischen Kenntnissen aller Art ausgerüstet, und Lazarus Hoche, Sohn eines alten Invaliden, kümmerlich erzogen und in den Casernen von Versailles aufgewachsen, aber von Wissensdurst, Ehrgeiz und Ahnung künftiger Größe angetrieben, und durch mühevolles Selbststudium herangebildet. Ein kräftiger Mann von stattlichem Wuchs, feurig, voll stolzer Unabhängigkeit und Zuversicht, ersetzte der junge hochbegabte Feldherr den Mangel militärischer Erfahrung und gelehrter Kenntnisse durch angeborne Genialität, durch gesunden Menschenverstand, durch scharfen Blick und keckεn Naturalismus. Wohl zog sich auch Hoche durch sein entschlossenes eigenmächtiges Vorgehen den Groll des mächtigen feindseligen St. Just zu, der als Commissar des Wohlfahrtsausschusses bei der Rhein- und Moselarmee weilte und den General, als er in den dreitägigen Treffen, die man als die Schlacht von Kaiserslautern bezeichnet, vor dem preußisch-deutschen Heere zurückweichen mußte, nach Paris schaffen und in enge Kerkerhaft einschließen ließ. Aber der Sturz des herrschenden Regiments rettete ihm das Leben.

Frankreichs militärischer Aufschwung durch Carnot.

Waren aber schon unter solchen Verhältnissen die deutschen und englischen Truppen unvermögend, das zerrissene, von Innen und Außen bedrohte republikanische Frankreich zu überwältigen, so konnte dies noch weit weniger geschehen, als der thatkräftige Carnot in den Wohlfahrtsausschuß trat und

mit furchtbarer Einheit und Energie die Kriegsangelegenheiten nach einem neuen kühnen System organisirte. Alle Kräfte der Nation, Gut und Leben, Gedanken und Waffen, Geld und Blut wurden mit fieberhafter Anstrengung aufgeboten, um dem Zwecke der Selbstvertheidigung zu dienen; das ganze Land wurde in ein unermeßliches Heerlager verwandelt. Dadurch nahm der Gang des Krieges bald eine andere Wendung. Allenthalben wurden Waffen geschmiedet und Geschütze gegossen; durch das allgemeine Aufgebot (levée en masse) vom 23. August, welches alle wehrhaften Männer zur Fahne rief, wurde die ganze Nation an dem Kampfe betheiligt; fanatische Schaaren wurden nun massenweise, nicht mehr in kleinen Heerabtheilungen, dem Feinde entgegengestellt; aus den Reihen gemeiner Krieger erstanden die größten Feldherrn des Jahrhunderts. Die Lobredner des Convents sprechen von vierzehn Armeen und mehr als einer Million Streiter. Gegen die einheitliche und energische Entfaltung solcher Kräfte, die durch den Schrecken vorwärts getrieben und für ihre Bedürfnisse auf die zu erobernden Länder angewiesen wurden, konnten die alten Generale mit ihrer methodischen Kriegsweise und mit Truppen, die um Sold, nicht für Vaterland und Freiheit kämpften, nicht Stand halten, zumal da die Kriegsunternehmungen der Verbündeten fortwährend durch politische Rücksichten und Wechselfälle gelähmt, durch diplomatische Künste durchkreuzt, durch strategische Fehler um ihre Früchte gebracht wurden. Während im Heerlager der Alliirten ein militärisches Zusammenwirken durch die Eigenwilligkeit der Führer oder die getheilten Interessen der Höfe nur mühsam erzielt werden konnte, wurde auf der gegnerischen Seite vorwärts drängender Muth als höchste patriotische Pflicht eingeschärft. „Nur keinen Augenblick Ruhe", lautete die Taktik der Republikaner, „unablässige Strapaze in Wind und Wetter, unaufhörliche Belästigung des Feindes im kleinen Krieg, unablässiges Anstürmen im hellen Haufen, mag fallen was will, die Republik hat Menschen genug, nur daß sie siege, daß die Truppen, der Feind, die Nation es lernen, Frankreichs Heer könne niemals geschlagen werden". Mit den Unternehmungen im Feld ging eine thätige revolutionäre Propaganda Hand in Hand, welche in den Nachbarländern, insbesondere in Italien, in der Schweiz, in den Niederlanden durch Geld und Verführungskünste republikanische Sympathien zu erwecken, die Völker mit einem Netze demagogisch-diplomatischer Intriguen zu umstricken suchte. — Bei Wattignies maßen die neuen Heere unter Jourdans Oberbefehl zum erstenmal in einer Reihe von Gefechten ihre Kräfte mit den Oesterreichern; und wenn auch die Kriegsübung der alten Truppen noch im Ganzen die Oberhand behauptete, so betrachteten es die Franzosen doch mit Recht als einen Sieg, daß ihre Feinde beim Eintreten des Winters die Belagerung von Maubeuge aufgaben und sich über die Sambre in ihre alten Linien zurückzogen.

15., 16. Okt. 1793.

Der Krieg am Rhein.

Noch entscheidender waren die Vortheile der französischen Truppen am Rhein, wo die Uneinigkeit zwischen dem Herzog von Braunschweig und dem Grafen Wurmser mehr und mehr zunahm, seitdem Friedrich Wilhelm II. die

dortige Armee verlassen, um die preußischen Interessen an der Weichsel durch 29. Sept. 1793.
seine Anwesenheit zu fördern, die Franzosen dagegen in Pichegru und Hoche zwei ausgezeichnete Feldherren erhielten. Wurmser mußte nach den Verlusten von Hagenau, in Folge der kühnen Angriffe Hoche's am Geisberg, die lange vertheidigte Weißenburger Linie aufgeben und über den Rhein ziehen, und die Preußen vermochten Landau nicht zu erobern, sondern sahen sich zum Rückzug genöthigt. Verstimmt und „moralisch krank", begehrte der Herzog seinen Abschied. 28. Decbr.
An seine Stelle trat der Feldmarschall Möllendorff. Diese Vorgänge wurden von Manstein, Kalkreuth, Lucchesini und andern preußischen Staatsmännern benutzt, um dem König den Gedanken eines Friedens mit Frankreich annehmbar zu machen. Die Vorgänge in Polen, wo unter Kosciuszko ein Nationalkrieg ausgebrochen war (S. 592), und die erschöpfte Lage des Königreichs verliehen ihren Bemühungen Nachdruck. Und auch in der Wiener Hofburg sehnte man sich nach einer Beendigung des Kriegs mit Frankreich, da bei der herrschenden Unzufriedenheit in den Provinzen die Aufbringung der Geldmittel und Truppen mit großen Schwierigkeiten verbunden war. So wandten die deutschen Mächte in demselben Augenblick, da Frankreich alle Kraft zum Schlagen zusammennahm, dem Kriegsschauplatz am Rhein den Rücken, um ihre Beute im Osten zu sichern. Schon war in Berlin die Abberufung der Truppen bis auf das vertragsmäßige Reichscontingent beschlossen, als es dem gewandten englischen Diplomaten Lord Malmesbury gelang, durch den Subsidienvertrag im Haag, in 19. April 1794.
welchem die Seemächte England und Holland der preußischen Finanznoth mit beträchtlichen Zahlungen abzuhelfen versprachen, den König, in dessen Brust noch immer die Kriegslust gegen die Jacobiner glühte, noch länger bei der Coalition zu halten. Dies hatte zur Folge, daß Möllendorff und der Husarenoberst Blücher an den Vogesen und am Hardtgebirg, wo sich die Franzosen und die Deutschen so oft in Waffen begegnet waren, noch einmal den Feinden tapfer widerstanden und auf den blutgetränkten Höhen von Kaiserslautern abermals 23. Mai.
ihre Kräfte mit dem Gegner maßen. Aber die Lage änderte sich bald; Manstein überzeugte den König, der sich selbst abermals nach dem rheinischen Kriegsschauplatz begeben wollte, daß seine Anwesenheit an der Weichsel nothwendiger sei, daß es sich dort um wichtigere Dinge handle: „Majestät allein haben das allgemeine Interesse vor Augen", sprach er, „und wollen ehrlich zu Werke gehen, da aber alle andern eigennützig sind, so kommt Preußen dabei zum ärgsten Verluste, wenn es nicht ebenso ausschließlich seine Interessen wahrnimmt". Friedrich Wilhelm ließ sich bereden. Wir wissen, daß er selbst den Oberbefehl über das preußische Heer in Polen führte (S. 593). Diese Wendung der Kriegspolitik in Berlin, verbunden mit der verzögerten Auszahlung der Subsidien von Seiten Englands, machte den Haager Vertrag wieder hinfällig. Möllendorff erklärte, als Malmesbury zum Abmarsch drängte, daß er mit seiner schwachen mangelhaft ausgerüsteten Armee die Rheinlande nicht verlassen, nicht nach dem entlegenen Belgien ziehen

könne. Gerade dort sollte aber um dieselbe Zeit der Hauptschlag in dem Krieg gegen Frankreich geführt werden.

Pichegru's Erfolge in den Niederlanden. Anfangs April war Kaiser Franz II. selbst nach dem flandrischen Kriegsschauplatz gezogen, um den Oberbefehl über das verbündete Heer zu übernehmen. Sein Bruder, Erzherzog Karl, damals Statthalter der Niederlande, sein Minister Thugut, seine Vertrauten, Fürst Waldeck und Rollin, zwei intrigante Männer voll Parteileidenschaft und Ehrgeiz, standen ihm zur Seite. In Brüssel feierte man den jungen Herrscher, der zum erstenmale das städtereiche Land besuchte und vor Verlangen brannte, aus dem einförmigen Wiener Hofleben in eine Atmosphäre voll kriegerischer Thätigkeit zu kommen, mit glänzenden Festlichkeiten. Der Anfang des Feldzugs ließ sich gut an. Durch die Eroberung der Festungen Valenciennes, Condé und le Quesnoi hatten die Verbündeten einen scharfen Keil in den Körper der Republik hineingetrieben. Dieser wurde noch weiter vorgeschoben, als die Feldherren Koburg, York und Oranien unter den Augen des Kaisers die Franzosen bei Landrecy und Chateau Cambresis zurückschlugen und auch diesen festen Platz zur Capitulation zwangen. (30. April 1794.) Zugleich errangen die österreichischen Generale Beaulieu und Kaunitz an der Sambre Vortheile über Jourdan. Allein der Prinz von Koburg, wenn gleich persönlich tapfer und kriegstüchtig, war nicht der Mann, die günstige Stellung, die den Weg nach Paris offen legte, auszunutzen. Während er nach seiner methodischen Art sich mit dem Festungskrieg aufhielt, zog Pichegru in Westflandern bedeutende Streitkräfte zusammen, so daß er eine Armee von 100,000 Mann unter den Generalen Souham, Moreau, Macdonald, Reynier bei seiner Fahne vereinigte. Nach einem in Menin gehaltenen Kriegsrath beschlossen die Franzosen einen Angriff auf die bei Tourcoin, Watrelos und Roubaix aufgestellten Truppentheile der Verbündeten, ein Plan, der einen vollständigen Sieg der Republikaner zur Folge hatte. (Schlacht bei Tourcoin. 18. Mai 1794.) Wie tapfer immer die englische Garde unter York und Abercromby ihren Kampfplatz vertheidigte, wie fest und mannhaft die hessischen Reichstruppen und die Hannoveraner unter Hammerstein, einem Militär von eiserner Kraft und Entschlossenheit, ihren Soldatenmuth bewährten: da die Oesterreicher nicht rechtzeitig herbeikamen und in die Schlacht eingriffen, so erlagen die alliirten Truppen der feindlichen Uebermacht. Mit Mühe entging der Herzog von York durch die Schnelligkeit seines Pferdes der Gefangenschaft. Mit dem verlornen Tag von Tourcoin nahm die große Offensivbewegung der Verbündeten gegen Frankreich ein Ende, wenn gleich vier Tage später ein Angriff von Pichegru auf Tournay zurückgeschlagen ward. Während die Verbündeten nur mit Hintergedanken und halbem Herzen den Krieg führten, wurden die belgischen Feldzüge für die Franzosen eine Schule neuer energischer Strategie. Den Gegner durch ununterbrochene Schläge zu verwirren, zu ermüden und seine Verbindungen zu zerreißen, bis der Moment gekommen war, mit einem letzten gewaltigen Stoß seine Kraft zu zertrümmern, darin bestand die Taktik der

republikanischen Feldherren. Es waren meistens junge Männer, welche durch den Aufschwung der Zeit und der eigenen Natur emporgehoben, rasch von Stufe zu Stufe stiegen und den Mangel der Erfahrung durch angebornes Talent und kühnes Wagen ersetzten. Von Souham, einem Manne von riesigem Wuchs und gewaltiger Körperstärke, der innerhalb fünf Jahren vom gemeinen Reiter zum Divisionsgeneral sich aufgeschwungen, sagten seine Kameraden, daß man unter seiner Führung nie geschlagen werden könne.

Vor dem militärischen Aufschwung der Franzosen vermochten die Verbündeten nicht zu bestehen, zumal da der Kaiser bereits seine Absicht kundgab, nach Wien zurückzukehren. Thugut spielte bei Franz II. dieselbe Rolle wie Manstein bei Friedrich Wilhelm II. und mit demselben Erfolg. Sah man doch einen politischen Glücksritter und Abenteurer, der sich als Werkzeug des Wohlfahrtsausschusses gebrauchen ließ, unter dem Namen eines Grafen Montgaillard mit dem Minister verkehren! Wenn dieser von Robespierre's Friedensliebe sprach, so war das keine Lüge. Der fanatische Republikaner war nie ein Eiferer für den Weltkrieg gewesen. Ihm schwebte stets das Gespenst einer Militärdictatur vor der Seele. Der französische Krieg trat immer mehr hinter den anderweitigen Anliegen zurück. Belgien war bereits kein Gegenstand mehr von österreichischem Interesse. Diese Wahrnehmung lähmte den Muth der Vertheidiger. Im Juni belagerte Pichegru Ypern. Die Soldaten waren zum muthigsten Widerstand bereit; aber der alte General Salis schloß wider den Willen der Truppen und Offiziere eine Capitulation ab, welche den Abzug der Besatzung nur mit der Bedingung der Waffenablieferung zuließ. Knirschend vor Wuth und ihre Gewehre in Trümmer schlagend, verließen die deutschen und österreichischen Bataillone Westflandern. Damit war den Franzosen der Weg in das Herz der Niederlande geöffnet. — Um dieselbe Zeit lieferte die Sambre- und Maasarmee, bei welcher St. Just als Bevollmächtigter des Wohlfahrtsausschusses weilte und mit der ihm eigenen terroristischen Strenge zum Kampfe anfeuerte, den verbündeten Heeren der Oesterreicher und Holländer eine Reihe von blutigen Gefechten. Viermal wurden die Franzosen unter Jourdans Oberbefehl über die Sambre zurückgedrängt; erst der Sieg bei **Fleurus**, den sie nach schweren Kämpfen über Koburg, Oranien und Erzherzog Karl davontrugen, verschaffte den Republikanern auch in den südöstlichen Landschaften das Uebergewicht. Wie bei Pichegru dienten auch unter Jourdan die ausgezeichnetsten Feldherrn der nächsten Kriegsjahre, ein Marceau, Kleber, Lefebvre, Championnet, Bernadotte, Marescot u. A. An dem Tage der Schlacht besetzte Moreau vom Westheer die Stadt Brügge. Eine einheitliche Strategie der beiden Oberbefehlshaber hätte die flandrisch-brabantischen Provinzen in kürzester Zeit in die Gewalt der Franzosen bringen müssen; allein der Wohlfahrtsausschuß, der einen Landungsplan in England ins Auge gefaßt hatte, um den Hauptfeind im Herzen zu treffen, ertheilte Pichegru den Befehl, in Westflandern zu verbleiben und die Seeküste

Belgien von den Franzosen besetzt.

19. Juni 1794.

Jourdans Sieg bei Fleurus. 26. Juni 1794.

von Ostende nordwärts zu behaupten, während Jourdan sich in den östlichen Landschaften festsetzen sollte.

Die Coalition ohne Eintracht und Kraft.

Die feindliche Kriegspolitik arbeitete jedoch den Republikanern in die Hände. Wir wissen, daß Thugut sich bereits mit dem Gedanken einer Räumung Belgiens vertraut gemacht hatte; ein Frieden mit Frankreich konnte Oesterreich in die Lage bringen, sich an andern günstiger gelegenen Orten, in Baiern, Polen oder auch in Oberitalien Entschädigung und Ersatz zu suchen. Der kluge Staatsmann wußte, daß den Pariser Machthabern der Krieg gegen England mehr am Herzen lag, als der gegen Oesterreich. So weit huldigte auch der Wohlfahrtsausschuß noch den Traditionen des alten Regime, daß er den Nationalfeind nicht in Wien, sondern in London erblickte. Schon war der Kaiser mit dem Minister abgereist. Im österreichischen Generalstab fing man an, die politischen Tendenzen des Ministers zu ahnen und mäßigte die Kampflust. Warum sollte man das Blut der braven Soldaten opfern für eine Sache, die in den herrschenden Kreisen bereits als eine verlorne angesehen ward? So trat zuerst auch in dem verbündeten Heere eine Trennung der Streitkräfte ein: während der Herzog von York und der Prinz von Oranien sich nordwärts zogen, um mit den englisch-holländischen Truppen und den deutschen Miethsoldaten in ihren Diensten das Grenzgebiet zwischen der Schelde und Herzogenbusch zu decken, bezogen die österreichischen Heerhaufen, nachdem Koburg die Hauptfestung Namur geräumt hatte, die Maasgegenden zwischen Lüttich und Mastricht, täglich eines Abrufungsbefehles gewärtig. Was konnte unter solchen Umständen für die Franzosen einladender sein, als sich der Hauptprovinzen in der Mitte zu bemächtigen? Die Verlegung der Landesregierung von Brüssel nach Mecheln, dann nach Diest und schließlich nach Düsseldorf, die massenhafte Auswanderung des Adels und der Kaufmannschaft aus den großen brabantischen Städten bezeichnete das geringe Vertrauen in den Fortbestand der Dinge und die Furcht vor der Pariser Schreckensherrschaft. „Es war für Frankreich ein beispielloser Glücksfall, daß in demselben Augenblick, in dem seine Heere den Kriegsschauplatz betraten, die großen Gegner mit wetteifernder Hast von demselben hinwegdrängten". So konnten die Franzosen schon in der ersten Hälfte Juli fast ohne Widerstand sich der Städte Brüssel, Antwerpen, Löwen u. a. bemächtigen. Vergebens suchte Malmesbury den preußischen Feldmarschall zum Einrücken in Belgien zu bewegen; dieser beharrte bei seiner Weigerung, die Rheinlande und Mainz von Truppen zu entblößen und dadurch eine zweite französische Invasion zu ermöglichen; eine Kriegspolitik, die in Berlin gebilligt ward. Grollenden Herzens schilderte Malmesbury seiner Regierung die preußische Treulosigkeit in den grellsten Farben. Die Folge war, daß England die weiteren Subsidienzahlungen einstellte, ja sogar die fälligen Rückstände verweigerte. Den König Friedrich Wilhelm aber, der damals vor Warschau stand, suchten Lucchesini und die Berliner Minister von den Kriegsgedanken gegen Frankreich abzubringen. Sie stellten ihm vor, wie sehr

die deutschen Fürsten sich nach Frieden sehnten, und wie wohlthätig es für Preußen sei, wenn es im Namen des Reichs mit der französischen Republik einen Frieden auf dem alten Besitzstand eingehe. Dann könne man die Rheinarmee nach der Weichsel schicken. Und auch in Wien sah man die Niederlande bereits als eine verlorene Provinz an. Man suchte nur noch den Schein aufrecht zu halten, als ob man noch länger für dieselben kämpfen wolle, damit England nicht mit Unwillen sich abwende und auch der kaiserlichen Regierung die Subsidien entziehe wie der preußischen.

Wie sollte aber der ergraute Heerführer Koburg mit einer wenig feldtüchtigen Armee, ohne Nachschub, ohne genügenden Kriegsbedarf, ohne Unterstützung aus Deutschland oder Oesterreich den siegreich vordringenden französischen Generalen Jourdan und Pichegru in der Maaslinie, die er mühsam zu behaupten suchte, einen erfolgreichen Widerstand leisten können? Schlaffe Kriegführung. Rückzug der österreichischen und preußischen Heere über den Rhein. Nachdem er vergeblich in Wien und bei den deutschen Reichsfürsten, insbesondere dem kaiserlichen Oheim Maximilian von Köln um Hülfe gebeten, reichte er, mißgestimmt über die schwachmüthige selbstsüchtige Kriegspolitik und von körperlichen Leiden gebrochen, sein Entlassungsgesuch ein und verließ das Heer. Der Nachfolger im Obercommando 9. Aug. 1794. war Graf Clerfait, ein Edelmann ohne hervorragende militärische oder politische Fähigkeiten. Bei der Trennung der feindlichen Streitkräfte, da Jourdan mit etwa 50,000 Mann zwischen Mastricht, Lüttich und Namur, Pichegru mit einer Armee von fast gleicher Stärke zwischen Antwerpen und Breda stand, und beträchtliche Truppentheile vor den Festungen lagen, hätte ein rasches energisches Vorgehen der Verbündeten immer noch von Erfolg sein, hätten die besetzten Provinzen immer wieder zurückerobert werden können. Da aber die Cabinete von Wien und London sich weder über die Leistungen noch über die Entschädigungen zu verständigen vermochten, die Engländer und Holländer mehr und mehr die Ueberzeugung gewannen, „daß Oesterreich selbst kein Gefühl für den Werth seiner belgischen Besitzungen habe", und die Vertheidigung derselben ganz und gar den Seemächten überlassen möchte, so kam es zu keinem vereinigten Angriffsplan. Wochenlang lagen die Truppen, sowohl die Oesterreicher an der Maas, als das englisch-holländische Heer mit den hannoverischen und hessischen Hülfsmannschaften unter York und Oranien im Scheldegebiet, unthätig und ohne Vertrauen und Zuversicht, in ihren Cantonnirungen, zum großen Nachtheil der militärischen Disciplin und Ordnung, die besonders in dem englisch-holländischen Heerlager aus Rand und Band ging. Die Offiziere, meistens reiche junge Adelige, die ihre Stellen durch Kauf erworben hatten, dachten mehr an ihr Vergnügen als an ihre Pflichten; die Gemeinen, angeworbene Leute aus den untern Volksklassen, überließen sich rohen Ausschweifungen, so daß die Einwohner die Verbündeten mehr fürchteten und haßten als die Feinde; bei den Holländern machte sich die mangelhafte Wehrverfassung, die uns aus früheren Blättern bekannt ist, in empfindlicher Weise fühlbar. Somit beruhte die Einheit des Heerverbandes

und die feldtüchtige Haltung allein auf den deutschen Hülfsmannschaften. Unterdessen wurden die belagerten Festungen Ostende, Condé, Valenciennes u. a. zur Capitulation gezwungen, so daß die französischen Belagerungstruppen frei wurden und sich den beiden Hauptheeren anschließen konnten. Nun machten die republikanischen Armeeen rasche Fortschritte. Um die Mitte Septembers erschien Pichegru mit beträchtlichen Streitkräften vor Herzogenbusch und setzte die Verbündeten so sehr in Bestürzung, daß der Herzog von York Nordbrabant zu räu-
16. Sept. 1794. men beschloß und seine Truppen über den Strom in die Generalstaaten führte. Um dieselbe Zeit machte Jourdan in Verbindung mit Marceau einen Angriff auf Clerfaits Heer an der Ourthe und Roer, und wenn gleich die österreichischen Soldaten in der Feldschlacht ihre alte Tapferkeit und Kriegstüchtigkeit auch hier wieder bewährten, der Oberfeldherr hielt es nicht für gerathen, mit seinen Truppen, die sich noch immer auf nahezu 77,000 Mann beliefen, bei der Schwierigkeit der Verpflegung während des herannahenden Winters das Land zwischen Maas und Niederrhein zu behaupten. Er ordnete den Rückzug an und führte
6. Okt. mit geringen Verlusten sein Heer über den deutschen Strom. Damit war das Schicksal der Niederlande entschieden. Im Spätherbst waren nicht nur die belgischen Provinzen wieder im Besitze der Franzosen, sondern auch die holländischen Grenzfestungen. Die eroberten Länder wurden mit werthlosen Assignaten überschwemmt, mit Kriegssteuern und Auflagen ausgesogen und durch ein unerhörtes Raubsystem in Elend und Verzweiflung gestürzt. Wenige Wochen nachher erhielt auch Möllendorff von Berlin den Befehl, die preußische Armee, die noch kurz zuvor unter Hohenlohe zum drittenmale in der Nähe von Kaisers-
18.–20. Sept. lautern rühmlich mit den Franzosen gestritten, auf das rechte Rheinufer zu verlegen und auf dem linken nur die Festung Mainz sicher zu stellen. Man hatte sich am preußischen Hofe bereits mit dem Gedanken eines Friedens mit Frankreich befreundet. Dies war das Signal zur Kündigung des Haager Vertrags und zur völligen Auflösung des bereits locker gewordenen Bündnisses mit England. Da bei der Eifersucht und dem Mißtrauen Thuguts auf Preußen eine gemeinsame Friedensunterhandlung der beiden deutschen Großmächte nicht wohl möglich war, so beschloß man in Berlin auf eigene Hand vorzugehen. Die großen weltgeschichtlichen Ereignisse, die mittlerweile in Paris eingetreten waren, erleichterten ein friedliches Abkommen. Denn zu der Zeit, da die österreichischen und preußischen Heere die linke Rheinseite räumten und die französischen Heerführer sich anschickten, ihre Waffen in das Herz der holländischen Generalstaaten zu tragen, war das Regiment der Pariser Schreckensmänner bereits zu Fall gekommen.

4. Terrorismus des Wohlfahrtsausschusses und Parteikämpfe im Convent.

a. Die Schreckensregierung und ihre Werkzeuge und Opfer.

Ein volles Jahr beugte sich Frankreich unter die furchtbare Tyrannei des Wohlfahrtsausschusses, der in Verbindung mit der Commune, mittelst der Sectionsausschüsse und eines Revolutionsheeres von 6000 Mann die Hauptstadt in Ketten und Banden legte, durch die Conventscommissare und die Jacobinerclubs alle Städte und Provinzen mit dem schweren Joch einer demokratischen Zwingherrschaft ohne Gleichen drückte. Leben und Eigenthum standen in der Willkür der herrschenden Faction; für alle Lebensmittel, Waaren, Arbeitslöhne wurden feste Preise angesetzt, die Unterlassung des Feldbaus mit Gefängnißstrafen bedroht, die persönliche Sicherheit für Nichts geachtet. An der Spitze der neun Mitglieder, die diesen Ausschuß bildeten, standen drei Männer, deren Namen lange der Schrecken des Landes waren — der neidische, heimtückische und ehrgeizige Robespierre, der blutdürstige Couthon und der jugendliche St. Just, ein doctrinärer Wütherich und Apostel des Rousseau'schen Evangeliums von demokratischer Freiheit und Gleichheit, der mit unbeugsamer Energie „durch Blut und Thränen" seine Prinzipien verfolgte. Diese politischen Fanatiker, „die Männer der gewaltigen Hand", regierten mit unerhörter Despotie und bereiteten Allen, die sich nicht unter ihr Machtwort beugten, Tod und Verderben. Neben ihnen bewahrte blos der burgundische Advokatensohn Lazarus Carnot, ein Mann von seltener Arbeitsamkeit, Pflichttreue und Charakterstärke, redlich und gerade, gleichgültig gegen alle Genüsse und Güter der Erde, eine selbständige Haltung. Damit dieser aber dem blutigen Gebahren seiner Collegen, das er nimmermehr gebilligt haben würde, nicht im Wege stehe, übertrugen ihm die Triumvirn die Leitung des Kriegswesens, um ihn vom Innern abzulenken. Die übrigen Mitglieder des Ausschusses waren größtentheils Creaturen Robespierre's (Barère, Billaud-Varennes, Collot d'Herbois, Prieur, Lindet, Jean Bon de St. André). Die äußerst demokratische Verfassung, die man in der Eile entworfen und nach der Annahme durch das Volk am 10. August mit großer Feierlichkeit bekannt gemacht, wobei der namhafte Maler David, ein schwärmerischer Verehrer antiker Kunst und republikanischer Freiheit, Festordner war, wurde einstweilen bei Seite gelegt und eine revolutionäre Regierung unter Aufsicht des Wohlfahrtsausschusses begründet, welcher alle Staatsgewalten, Minister, Generale, Ortsobrigkeiten zum unbedingtesten Gehorsam verpflichtet waren und die in dem Polizeiausschuß der öffentlichen Sicherheit und in den Revolutionsausschüssen der Sectionen ihre Stützen und Werkzeuge hatte. Wie diese auf die Spitze des Schwerts gestellte Regierung ihre Gewalt zur Vernichtung der Anhänger des Alten gebrauchte, mag der einzige Umstand lehren, daß in den Monaten Juni und Juli 1794 nicht weniger als 1285 Menschen auf

Tyrannei u. Guillotine.

der Guillotine starben. Auf Ansuchen des Tribunals um Abkürzung der gesetzlichen Formalitäten, setzte Robespierre ein Dekret durch, daß nach dreitägiger Verhandlung die Geschwornen gefragt werden sollten, ob sie hinreichend unterrichtet seien, und daß sie durch die Erklärung, ihre Ueberzeugung sei gebildet, jedem weiteren Verfahren ein Ende machen könnten. Das wirksamste Mittel, Alle zu verderben, welche der herrschenden Partei im Wege standen, war das
17. Sept. 1793. schreckliche Gesetz gegen die Verdächtigen, das alle „Feinde des Vaterlandes", alle, die Anhänglichkeit an den frühern Zustand oder an die Priesterschaft und den Adel an den Tag legten, mit Gefängniß und Tod bedrohte und ihr Vermögen mit Beschlag belegte, in der Absicht, es zur „Ausstattung armer Patrioten" zu verwenden. In Folge dieses und ähnlicher Gesetze wurden alle Gefängnisse mit Tausenden von sogenannten Aristokraten gefüllt und jeden Tag durchschnittlich neunundzwanzig Menschen zur Schlachtbank geschleppt. Alle anständigen Leute, die sich durch Rang, Vermögen, Bildung und Adel der Gesinnung von den herrschenden Demokraten unterschieden, schwebten in steter Lebensgefahr. Tag und Nacht wurden Haussuchungen und Verhaftungen vorgenommen. Die boshafte Verläumdung eines Feindes, die Denunciation eines Spähers, der Haß eines Sanscülotten war hinreichend, einen Unschuldigen in den Kerker und vom Kerker aufs Schaffot zu bringen. Schubweise (in Fournees) wurden auf besondern Hinrichtungswagen die Verurtheilten zu der schauerlichen Richtstätte geführt. Der Uebergang war so rasch, daß der Tod seine Schrecken verlor und die Gefängnisse die Sammelplätze heiterer, feiner Gesellschaft und geistvoller Unterhaltung wurden. Man scherzte noch in den Krallen des Todes und vergaß alle Rangunterschiede. Unter den Schlachtopfern waren die edelsten und ausgezeichnetsten Männer Frankreichs, der frühere Minister Malesherbes, die Mitglieder der constituirenden Versammlung Bailly, Barnave, Linguet u. A., die schon erwähnten Girondisten und Frau Roland, der ehemalige Parlamentsrath d'Eprémenil, viele republikanische Abgeordnete von gemäßigter Gesinnung, unter ihnen auch der ehemalige Procurator der Commune, Manuel, Gelehrte und Schriftsteller, wie der Chemiker Lavoisier, die Dichter Andr. Chénier, Roucher u. A. m. Florian verfaßte seinen „Wilhelm Tell" kurz vor seinem Tode im Kerker; Alle, die dem alten Königthum angehörten und nicht durch die Flucht sich gerettet hatten, starben unter dem Fallbeil. Alle zeigten Muth und Standhaftigkeit bis zum letzten Augenblick; Bailly ertrug die Mißhandlungen einer Pöbelrotte mit stoischer Ruhe. Die Verurtheilungen und Hinrichtungen wurden zu einem gewöhnlichen Schauspiel, das meistens unbemerkt vorüberging. Nur einzelne Fälle machten eine Ausnahme. Zu diesen gehörte der Prozeß und die Hinrichtung der
16. Okt. schwer geprüften Königin Marie Antoinette, die bei ihrem Verhör und ihrem Tod alle ihrer Geburt und ihrer Bildung würdige Standhaftigkeit und Seelenstärke bewies, so daß sie bei dem ewigen Einerlei des Mordens noch einige Aufmerksamkeit zu erregen vermochte. Ihr Sohn stand unter der harten Zucht eines

Jacobiners, des Schusters Simon, ihre Tochter, die spätere Herzogin von Angouleme, trug einen finstern Geist und ein verbittertes Herz für ihr ganzes Leben davon. Nach der Königin starb Ludwigs XVI. fromme Schwester Elisabeth auf dem Blutgerüste, und wenige Wochen nach der Hinrichtung der Girondisten fiel auch das Haupt des ruchlosen Herzogs von Orleans, den selbst Dantons Gunst nicht gegen Robespierre's Neid zu schützen vermochte. Bußfertig und zerknirscht klagte er sich laut seiner Vergehungen gegen König Ludwig an. — Jede Stadt hatte einen oder mehrere Terroristen, die Robespierre und die übrigen „großartigen Bösewichter" nachahmten, mit der wandernden Guillotine das Land durchzogen, und durch ihre bewaffneten Banden über Eigenthum und Leben aller Bürger nach Willkür schalteten. So Eulogius Schneider, ein verlaufener deutscher Mönch und Professor in Straßburg, den sogar St. Just wegen schmutziger Habsucht, wollüstiger Tyrannei und Bestechlichkeit nach Paris auf die Guillotine schickte, Maignet in Orange u. A. Conventscommissare rückten mit „Revolutionsheeren" in die Provinzen ein, verhafteten und tödteten alle „Aristokraten", „Egoisten" und „Fanatiker", erhoben Geld und Waaren für die Republik und schickten die geraubten Schätze, bestehend in Gold, Silbergeräth, Kirchenschmuck, Kleidungsstoffen u. dgl., nachdem sie zuvor die eigenen Taschen gefüllt oder die Freunde und Gesinnungsgenossen bereichert, an den Convent in Paris; der Raub wurde nach hunderten von Millionen berechnet. So Dumont in der Picardie, Isoré in Flandern, Ruhl in der Champagne, Lacoste in Lothringen, Bassal und Lamarque im Süden des Reichs u. A. m. „Ueberall habe ich den Schrecken auf die Tagesordnung gebracht", berichtete einer der Commissare an den Wohlfahrtsausschuß, „die Föderalisten abgesetzt, die Verdächtigen eingesperrt, die Royalisten hingerichtet". In den Departements Nievre und Allier forderte Fouché die Ablieferung alles Metallgeldes und aller Pretiosen, ließ Priester und „Aristokraten" massenhaft in Haft bringen und beraubte die Kirchen ihres Schmuckes.

10. Mai 1794. 6. Nov. 1793.

Leiden und Tod der Königin.

Bis Ende Juli 1793 befand sich Marie Antoinette mit ihren beiden Kindern im Temple. Da wurde vom Wohlfahrtsausschuß die Trennung der Mutter von ihrem Sohne verfügt. „Der Gemeinderath vollzog diesen Beschluß", erzählt v. Sybel, „mit jubelnder Grausamkeit. Seine Beamten erschienen inmitten der Nacht, um der aus dem Schlafe aufgerissenen Mutter den Befehl zu verkünden. Eine entsetzliche Scene folgte. Länger als eine Stunde leistete sie den Schergen verzweifelten Widerstand, warf sich über das Bett des Knaben und deckte ihn so mit ihrem Leibe gegen die Angreifer. Kein Zureden, keine Drohung half, sie wich und wankte nicht — bis plötzlich einer der Menschen ihre Tochter ergriff: er werde das Mädchen niederstoßen, wenn sie nicht den Sohn überliefere. Da brach die Arme zusammen, und ließ sich ein Kind entreißen, um das andere zu erretten. Nach dieser grauenvollen Nacht gab es für sie kein Schlimmeres mehr: bei allen weiteren Qualen hatte sie nur noch stille Ergebung und sichere Todeshoffnung". Die Verfolger ließen sie nicht lange darauf harren. Wirkliche oder erfundene Befreiungsversuche trieben zur Eile. Am 1. August verfügte der Wohlfahrtsausschuß durch den Convent die Abführung der Königin in die Conciergerie

und ihre Ueberweisung an das Revolutionsgericht. — Am 14. Oktober wurde, nach einer von Mißhandlungen aller Art erfüllten achtwöchentlichen Haft im Gefängniß, die Königin vor die Schranken des schrecklichen Gerichtshofes geführt. „Sie erschien in zerlumptem Kleide mit grau gewordenem Haare", erzählt v. Sybel weiter, „aber in so ruhiger Würde und leuchtender Resignation, daß selbst das Publikum dieses Tribunals sich der Ehrfurcht und des Mitleidens nicht erwehrte. Ihren Höhepunkt erreichte diese Stimmung, als Hebert unter den Belastungszeugen auftrat. Er hatte den achtjährigen Sohn und die zwölfjährige Tochter der Angeklagten mit einem Verhöre gepeinigt, ob die Mutter mit jenem in unzüchtigem Verkehr gestanden; es war ihm gelungen, von dem Knaben, welchen sein Wärter, der Schuster Simon, bald mit Schlägen quälte, bald mit Branntwein berauschte, die Unterzeichnung eines mit solchem Inhalte besudelten Protokolls zu erschleichen; es hatte, damit ja die ganze Partei sich mit dem Brandmal dieser Abscheulichkeit belaste, der Gemeinderath seine Bemühungen gebilligt, der Jacobinerclub seine Erzählung beklatscht. Jetzt kam er zu dem Gerichte, um die Königin vor der Hinrichtung noch mit der Anklage unnatürlicher Wollust zu entehren. Sie aber schwieg zuerst, und dann, zur Antwort aufgefordert, vernichtete sie ihn mit den halberstickten Worten: eine Mutter kann auf solche Dinge nichts entgegnen; ich rufe jede Mutter an, die etwa hier anwesend ist. Ein tiefes Murren ging durch den Saal, und die Richter wagten keine weitere Frage. Als Robespierre davon hörte, rief er aus: der elende Dummkopf, er wird unsere Feinde zum Gegenstand des Bedauerns machen. Das Schlußurtheil verstand sich von selbst; am 16. Oktober fiel das Haupt der Königin auf dem Blutgerüst"

b. Sturz der Dantonisten und Hebertisten.

Jacobiner u. Cordeliers.

Die übermäßige Wuth und Grausamkeit empörte zuletzt die Häupter der Cordeliers, Danton und Camille Desmoulins, die durch ihre Herrschaft über die Masse die Revolution bisher geleitet und die Republik gegründet hatten. Danton, mehr genußsüchtig als leidenschaftlich und gemüthlicher Regungen fähig, war des Mordens müde und begab sich auf einige Wochen in die Provinz, um mit einer jungen Gattin in Glück den Reichthum zu genießen, den ihm die Revolution verschafft; Philippeaux, Deputirter der Sarthe, der stets zu den eifrigsten Männern des Bergs gehört hatte, eiferte im Convent, im Club, im Wohlfahrtsausschuß gegen die Gemeinheit, Ruchlosigkeit und Unfähigkeit der jacobinischen Commissare und Generale; Camille Desmoulins aber wendete in seinem geistreichen, vielgelesenen Blatte: „der alte Cordelier", die Stellen, worin der römische Geschichtschreiber Tacitus die Tyrannei und Grausamkeit des Tiberius in den grellsten Farben schildert, so treffend und beredt auf seine Zeit an, daß die Beziehungen auf die drei Häupter des Wohlfahrtsausschusses und ihre Gesetze gegen die Verdächtigen nicht zu verkennen waren. Dies setzte die Jacobiner in Wuth und erzeugte eine Spaltung und Zersetzung der Parteien, die Robespierre als Handhabe benutzte, um alle seine Nebenbuhler in der Volksgunst zu Fall zu bringen. Da um dieselbe Zeit mehrere Freunde und Anhänger Dantons, wie der ehemalige Kapuziner Chabot und der niederträchtige gewinnsüchtige Fabre d'Eglantine, sein Werkzeug „bei allen Geschäften, welche das Tageslicht

scheuten", u. A. sich bei Aufhebung der ostindischen Handels-Compagnie Betrügereien und Bestechlichkeit zu Schulden kommen ließen, Andere durch ihre kirchenschänderischen Frevelthaten und gottlosen Umzüge Anstoß gaben, so benutzte der Wohlfahrtsausschuß die Gelegenheit, um Dantons ganze Partei und zugleich die Häupter der Commune zu verderben. Seitdem nämlich der Convent den Kalender und die Benennung der Monate*) geändert, den Anfang des Jahres und der neuen Zeit auf den 22. September 1792 verlegt, Sonn- und Feiertage abgeschafft und dafür die Decaden und Sanscülottenfeste eingeführt hatte, gaben mehrere excentrische Revolutionsmänner, die man als Enragés bezeichnete, wie Hebert, Chaumette, Momoro, Cloots, der „Redner des Menschengeschlechts" u. A., in ihrer Wuth gegen Christenthum und Priesterschaft viel Aergerniß. Sie entweihten und plünderten die Kirchen, trieben mit den Meßgewändern, Reliquien und kirchlichen Geräthschaften, die sie in gotteslästerlichen Aufzügen durch die Straßen führten, ihren Spott, ras'ten mit vandalischer Wuth gegen alle Denkmale des Christenthums, schändeten die Königsgräber in St. Denis, und ließen durch Deputationen der Nationalversammlung das Verlangen ausdrücken, daß an die Stelle des katholischen Gottesdienstes der Cultus der Vernunft treten möge. 19. Nov. 1793.
Eine festliche Feier, wobei Momoro's schöne Frau die Göttin der Vernunft in Notre-Dame vorstellte, bezeichnete den Anfang dieser Ausgeburt einer vermessenen, zuchtlosen Geistesfreiheit. Die Kirchen wurden bis auf wenige von dem Gemeinderath geschlossen, der Bischof von Paris, Gobel, erschien an der Spitze eines Zuges beeidigter Geistlichen unter Führung des Gemeinderaths im Convent, um im Angesicht der Nation sich von dem alten Aberglauben loszusagen; auch Sieyès verleugnete den Glauben, dessen Dienst er sich einst gewidmet; selbst die christlichen Namen wollte man vertilgen.

An diesem Treiben nahm Robespierre, der Mann der politischen Tugend, Anarchisten und Moderantisten hingerichtet.
der Mäßigkeit und der pedantischen Arbeitsamkeit, der nach Rousseau's Muster stets den Glauben an eine göttliche Vorsehung festhielt, einen empfindsamen Rationalismus bekannte, unabhängig von Cultus und Offenbarung, großes Mißfallen. An Grausamkeit des Gemüths stand er Keinem nach: der Massenmord in der Vendée war ganz nach seinem Sinn; das Revolutionstribunal konnte ihm im Blutvergießen nie Genüge thun; aber seinem methodischen Geist war die Unordnung und das wüste anarchische Treiben der Sansculotten und Atheisten zuwider, seine nüchterne Natur verabscheute die Ausschweifungen und die

---

*) Die Monatsnamen des republikanischen Kalenders wurden von den Jahreszeiten und den darin vorwaltenden Naturerscheinungen hergenommen. So bezeichnete man die Herbstmonate vom 22. September an als Vendemiaire, Brumaire und Frimaire, die Wintermonate als Nivose, Ventose, Pluviose; die Monate des Frühlings als Germinal, Floreal, Prairial; die Sommermonate als Messidor, Thermidor, Fructidor. Der Monat bestand aus dreißig Tagen; die Schalttage hießen „Sansculottides" und waren nationalen Festen geweiht (der Tugend, dem Genie, der Arbeit u. s. w.). Republikanischer Kalender.

die Genußsucht der Cordeliers. Dazu kamen noch Gerüchte von conspiratorischen Umtrieben, durch welche die höchste Staatsgewalt in die Hände der Commune gespielt werden sollte. Robespierre beschloß daher die republikanischen Stürmer zu verderben, und Camille Desmoulins und Danton, gegen dessen größere Seele seine eigene tückische und ränkevolle Natur weit zurückstand, in ihren Sturz zu verwickeln. Ein Bericht über die auswärtige Politik, worin der Dictator vor einem verdächtigen „Moderantismus" und einer „systematischen Uebertreibung der falschen Patrioten" warnte, konnte als Einleitung und Vorspiel der bevorstehenden Katastrophe gelten. Beide Richtungen wurden als Mittel und Werkzeuge einer beabsichtigten Contrerevolution im Dienste des Auslandes und der Auflösung des Convents bezeichnet. Diesen Schlangen müsse man das Haupt zertreten. Kaum hatte nun Danton (Februar 1794) seinen Sitz in dem Convent wieder eingenommen, als der rücksichtsloseste und energischste Verfechter eines demokratischen Staats- und Gesellschaftsideals, St. Just, im Namen des Wohlfahrts-
März 1794. ausschusses einen merkwürdigen Bericht abstattete, worin er die Feinde der Republik in drei Klassen theilte, in Corrupte, Ultrarevolutionäre und Gemäßigte, und auf ihre Bestrafung antrug. Damit begann der gewaltige Kampf, der den Höhepunkt der revolutionären Raserei bezeichnet. Dieser Bericht hatte zur Folge, daß in den nächsten Tagen die Schergen des Sicherheitsausschusses eine Menge Verhaftungen vornahmen und schon am 24. März neunzehn Ultrarevolutionäre, darunter Cloots, Hebert, Momoro, Ronsin, der Sansculottenheld von Lyon, Vincent und mehrere Glieder des Gemeinderaths, vor Allen der Procureur Chaumette und Fabre d'Eglantine, zur Guillotine geführt wurden. Am 31. März wurden die Corrupten vor das Revolutionstribunal gestellt, und Danton, Camille Desmoulins, Herault de Sechelles, Philippeaux u. A. boshaft als ihre Theilnehmer bezeichnet und in ihren Prozeß verwickelt. Der „Exceß" und der „Moderantismus" sollten mit Einem Schlag getroffen werden. Aber Danton und Desmoulins, denen bei aller Verworfenheit Gemüth und edle Regungen nicht fremd waren, verlangten mit drohendem Ungestüm und unter dem wilden Toben der Masse, die den angeklagten kühnen Frevlern mehr zugethan war als den kalten, gemeinen Jacobinern, aus denen ihre Richter bestanden, daß die Ankläger ihnen gegenübergestellt würden oder daß der Convent selbst über sie Gericht halte. Drei Tage lang machte Dantons Stentorstimme und der Tumult der Volksmenge seine Verurtheilung unmöglich. Zum erstenmal geriethen die Blutmenschen des Revolutionstribunals in Verwirrung. Da erwirkte St. Just eine Verfügung des Convents, welche dem Gerichtshofe die Vollmacht ertheilte, bei hartnäckiger Widersetzlichkeit der Angeklagten zur Sicherheit der bestehenden Ordnung sofort den Urtheilspruch zu fällen. Darauf wurden die blutbefleckten Helden des 10. August und der Septembertage, die bei ihrem Verhör bewiesen,
5. April 1794. daß auch in einer Verbrecherseele noch ein hoher Sinn wohnen könne, zur Guillotine geführt und mit einer Schaar gemeiner Hebertisten enthauptet. Sie starben

mit Muth und Entschlossenheit: Danton spottete mit tragischer Ironie über die Nichtigkeit des Lebens und die raschen Wechselfälle des Schicksals. Zu dem Henker sagte er: „Ein Riemen ist genug, heb' den andern für Robespierre auf".

c. Robespierre's Sturz.

Dantons Fall war Robespierre's letzter Triumph; der Dictator erstickte am Blute seines großen Widersachers. Zwar regierten die drei Führer des Wohlfahrtsausschusses noch einige Monate ganz allmächtig und brachten das Schreckenssystem durch vermehrte Hinrichtungen und Verhaftungen auf den höchsten Gipfel, um Raum zu schaffen für eine neue Staatsgesellschaft auf Rousseau'schen Prinzipien, in welcher der ganze Mensch mit Leib und Seele, mit seinen äußern Gütern wie mit seinen geistigen Kräften, seinen Gedanken und Neigungen dem Gemeinwesen gehören, das Individuum im Staatsganzen aufgehen, ein spartanischer Patriotismus Alle durchdringen, eine gleiche Sitte und Lebensordnung für Alle gelten sollte. Robespierre benutzte die Zeit nach der Katastrophe, die ihn zum Beherrscher der politischen Lage machte, um die anarchischen Elemente einzuschränken. Er verschärfte die Polizei und brachte eine Anzahl seiner unbedingtesten und servilsten Anhänger in den Stadtrath und in die zwölf Commissionen, denen nach seinem Antrag der Convent alle Staatsgeschäfte der Ministerien übertrug. Die fanatischen Häupter des Wohlfahrtsausschusses hatten aber bei der Gemeinde und den Sectionen ihre Macht und im Convent das Zutrauen verloren, und trugen das Bewußtsein in sich, daß sie der Nation ein Gegenstand des Hasses und Abscheus geworden, daher auch Robespierre nie ohne Waffen war, nie ohne Begleitung handfester Leute ausging, und sogar, als einst ein Mädchen mit einem Messer in seinem Hause ergriffen ward, die sehen wollte, wie ein Tyrann sich ausnehme, ein geheimes Bureau der Hohen Polizei zu seiner eigenen Sicherheit errichtete. Dantons Freunde waren von dieser Zeit an gegen die Gewalthaber auf der Lauer, um den günstigen Augenblick eines Angriffs zu erspähen. Die Zahl ihrer Feinde nahm zu, als Robespierre, um dem gotteslästerlichen Treiben der Anhänger des Vernunftcultus ein Ende zu machen und eine religiöse Umgestaltung der Gesellschaft auf rationalistisch-philanthropischer Grundlage anzubahnen, im Mai durch den Convent dekretiren ließ: „Das Dasein eines höchsten Wesens und die Unsterblichkeit der Seele sei eine Wahrheit", und sich bei dem neuen Feste des höchsten Wesens im Tuileriengarten als Conventspräsident und Oberpriester in theatralischem Aufputz durch seinen Hochmuth und seine Eitelkeit zugleich verhaßt und lächerlich machte. Neben dem einförmigen Rasseln des Richtwagens, welcher die Schlachtopfer täglich zur Guillotine führte, nahm sich das religiöse Schauspiel mit allegorischem Beiwerk wunderlich genug aus. Und damit die Blutarbeit rascher vor sich gehe, erhielt zwei Tage nachher das Pariser Revolutionstribunal eine neue Organisation, welche den Gerichtsgang abkürzte und Richter wie Geschworne in bloße Werkzeuge und Gehülfen des öffentlichen

Robespierre und seine Gegner.

8. Juni 1794.

Anklägers für die Todesurtheile wider alle „Feinde des Volks“ verwandelte. Nach dem Gesetz vom 22. Prairial (10. Juni) sollte den Richtern und Geschwornen allein ihr „durch Patriotismus erleuchtetes Gewissen“ zur Richtschnur dienen. Aber die Tage der unerhörtesten Tyrannei und Schreckensherrschaft naheten ihrem Ende. Die Angst um das eigene Leben führte unter der herrschenden Faction des Wohlfahrts- und Sicherheitsausschusses eine Spaltung herbei und waffnete einige Terroristen aus Dantons Partei gegen Robespierre und seine nächsten Genossen. Sein mysteriöser Verkehr mit Katharina Theot, einer halbverrückten Schwärmerin, die in prophetischen Visionen den republikanischen Machthaber zum geistlich-weltlichen Oberhaupte eines neuen Religionsbundes bestimmte, mehrte das Mißtrauen und den Hohn wider den übermüthigen unheimlichen Demagogen, der sich damals mehr und mehr vom politischen Leben und menschlichen Verkehr zurückzog und doch mit spürendem Argwohn Alles beobachtete. Eine Rede im Convent voll gleißnerischer Ausfälle gegen Frevler und Verschwörer, die im Schooße dieser Körperschaft selbst Ränke zum Verderben der Republik schmiedeten, ließ neue Mordpläne ahnen. St. Just bewies, daß nur durch Concentration der Macht, Einheit der Regierung, Kraft der Institutionen die Republik geheilt werden könne, und empfahl Robespierre's Dictatur; sein Freund Lebas sprach von der Nothwendigkeit, alle Feinde des Volks mit raschem Griff zu erdrücken.

Der 9. Thermidor. Diese Anzeichen des kommenden Sturmes beschleunigten die feindliche Coalition. Zu Robespierre's Gegnern gehörte Tallien, der früher in Bordeaux gewüthet, den aber die reizende Fontenay-Cabarrus auf andere Grundsätze gebracht hatte. Mit ihm verbanden sich Fréron und Fouché, die Wüthriche von Lyon und Toulon, Vadier, Cambon, Collot d'Herbois, Billaud-Varennes und zuletzt der glatte Redekünstler Barère. Am 9. Thermidor (27. Juli 1794.) begann im Convent ein Kampf auf Leben und Tod. Robespierre und seine Anhänger kamen nicht zum Wort; die Gegner überschrien sie und setzten in einer stürmischen, von Toben und Tumult vielfach gestörten Sitzung den Beschluß durch, daß die drei Häupter des Wohlfahrtsausschusses, sowie der jüngere Robespierre, Lebas und Henriot, der Commandant der Nationalgarde in Anklagestand gesetzt und nach dem Palast Luxembourg in Haft geführt werden sollten. Nun erhob sich aber die Commune für ihre Helden; der Stadtrath bot seine Getreuen auf, um, wie in der vorhergehenden stürmischen Nachtsitzung des Jacobinerclubs beschlossen worden war, den Gewaltstreich vom 2. Juni gegen den Convent zu wiederholen. Auf dem Wege wurden die Gefangenen von dem städtischen Pöbel befreit, worauf der angetrunkene Henriot den Convent mit der Nationalgarde bedrohte, indeß Robespierre, Couthon, St. Just u. A. auf dem Rathhause auf Rache sannen. Aber die Nationalversammlung kam ihnen durch raschen Entschluß zuvor. Eine laut ausgerufene Achtserklärung gegen den Anführer wirkte lähmend auf die alte Sansculottenbande, während die Bourgeoisie,

die alte Bürgerwehr Lafayette's, die sich bisher von dem politischen Schauplatze zurückgehalten hatte, neuen Muth schöpfte und bewaffnet sich um den Convent schaarte, der den Abgeordneten Barras, einen ehemaligen Offizier, zum Befehlshaber ernannt hatte. Auf dem Greveplatz vor dem Stadthause standen die Heersäulen mit Geschütz einander gegenüber, und es schien nochmals zu einem blutigen Kampfe zwischen den Bürgern zu kommen. Aber die Jacobiner und Vorstädter hatten den alten Insurrectionsmuth verloren. Robespierre selbst hatte durch sein Wüthen gegen die Dantonisten und Hebertisten die Führer der Straßendemokratie und der Volksaufstände gefällt. Auf die Verlesung der Achtserklärung gegen Henriot wendeten die Kanoniere ihre Geschütze um und weigerten sich zu feuern, worauf der Commandant sich zu den Andern auf das Rathhaus flüchtete. Nun drang die Polizeimannschaft des Convents in das Gebäude ein, um die Angeklagten aufs Neue festzunehmen. St. Just ergab sich in stummer Resignation und wurde mit Couthon, dem Maire Dumas u. A. in die Conciergerie abgeführt. Henriot erregte durch seine Muthlosigkeit den Unwillen seines Parteigenossen Coffinhal, des Mannes vom Revolutionstribunal, in solchem Grade, daß dieser ihn in den Hof hinabstieß, wo man ihn dann aus einem Rinnstein hervorzog; der ältere Robespierre hatte sich mit einigen Schicksalsgenossen in ein Nebenzimmer begeben; dort reichte ihm Lebas eine Pistole, während er sich selbst mit einer zweiten erschoß. Wie die meisten Historiker berichten, versuchte der dictatorische Führer des Wohlfahrtsausschusses sich ebenfalls zu tödten, zerschmetterte sich aber nur die Kinnlade und wurde, schrecklich entstellt und das rinnende Blut mit Papierstücken aus dem Gesichte wischend, unter den Flüchen und Verwünschungen des hinzudrängenden Volkes nach dem Richtplatze geführt. Louis Blanc sucht dagegen nachzuweisen, daß der Gensdarm Meda den Schuß gethan habe, als sich Robespierre der Verhaftung erwehren wollte. Da die Gefangenen in Folge der Achtserklärung „außerhalb des Gesetzes" standen, bedurfte es keines gerichtlichen Verfahrens. Der jüngere Robespierre stürzte sich aus dem Fenster auf die Straße, wurde jedoch noch lebend aufgegriffen. Alle Verhafteten, zweiundzwanzig an Zahl, wurden noch an dem- 28. Juli
selben Tag enthauptet. An den beiden folgenden Tagen theilten zweiundsiebenzig 1794.
Jacobiner und Mitglieder der Commune das Schicksal ihrer Führer. Die alte Fabel von dem Zeitengott Kronos, der seine Kinder verschlingt, war in der Revolution zur Wahrheit geworden. Der gräuliche Mißbrauch, den die Schreckensmänner des Wohlfahrtsausschusses und des Gemeinderaths von der Regierungsgewalt gemacht, hatte die Nation mit solchem Abscheu gegen das System und seine Leiter erfüllt, daß in Kurzem ein Umschlag in der öffentlichen Meinung erfolgte. Man athmete auf wie von einem in Todesangst durchlebten Traum. Der 9. Thermidor wurde in Paris und in ganz Frankreich wie ein Auferstehungsfest aus Todesnacht gefeiert.

III. Die Revolution im Niedergang.

I. Die letzten Zeiten des Convents.

1. Thermidorianer und Jacobiner.

Ansätze zur politischen Umkehr.

War auch der Sturz Robespierre's und seiner Freunde durch die Thermidorianer nur ein Werk persönlicher Rache, herbeigeführt und beschleunigt durch die Furcht vor einem ähnlichen Schicksal, wenn die dictatorische Gewalt noch länger andauerte, so ward das Ereigniß doch der Anfang einer Rückkehr zur Ordnung und Verträglichkeit. Die gemäßigte Partei, das Centrum und die Trümmer der Rechten, „seit einem Jahr an Dulden und Schweigen gewöhnt", faßte neuen Muth und trat den Männern des Berges mit mehr Entschlossenheit entgegen. Ihr Streben war zunächst dahin gerichtet, die Organe, mittelst deren Robespierre und seine Genossen das Schreckenssystem aufrecht erhalten hatten, zu schwächen oder zu beseitigen und den Convent in seiner Gesammtheit wieder zum Träger der öffentlichen Gewalt zu erheben. Wie sehr sich auch die noch immer zahlreichen und mächtigen Montagnards anstrengten, die bisherigen Hebel und Werkzeuge der Revolution unangetastet zu erhalten, und höchstens einige Modificationen und Personalveränderungen zu gestatten, sie konnten auf die Dauer nicht verhindern, daß heftige Schläge gegen das ganze System des demokratischen Terrorismus geführt, und seine Hauptstützen in der Commune, in den Sectionsausschüssen, in den Revolutionstribunalen erschüttert und zur Seite gelegt wurden.

Das Werk der „Epuration", an das man nun mit wachsendem Eifer die Hand legte, nahm von Tag zu Tag ein rascheres Tempo an. Zunächst suchte man in der Nationalversammlung selbst durch innere Umgestaltungen einen gesunderen Organismus zu erzeugen. Man brach die Macht des Wohlfahrts- und Sicherheitsausschusses, indem man einige Männer von gemäßigter Gesinnung, wie Bréard, Treilhard u. A. zu Mitgliedern wählte, ihnen andere Ausschüsse zur Seite stellte und die Arbeit wie die Gewalt gleichmäßiger vertheilte; man gab der Bürgergarde eine neue Einrichtung, indem man die Würde eines Generalcommandanten abschaffte, und den Oberbefehl in die Hände eines Generalstabs legte, der alle fünf Tage von den Sectionshauptleuten gewählt ward; man verminderte die Revolutionsausschüsse, beschränkte die Sectionsversammlungen auf die republikanischen Sonntage oder Decaden, und entzog den Besuchern die bisherigen Tagegelder von zwei Francs. Dadurch erlangte in diesen Versammlungen die wohlhabendere Bürgerklasse bald die Oberhand; Tumulte und anarchistische Bewegungen, wie die Demagogen des Jacobinerclubs sie früher zur Erreichung ihrer Zwecke ins Leben riefen, waren nun schwieriger zu bewerkstelligen; kamen sie dennoch vor, so gaben sie dem Convent eine willkommene Gelegenheit, den unteren Volksklassen die Waffen zu entziehen. Die Pariser Commune hatte durch die Katastrophe des neunten Thermidor ihre Häupter und einflußreichsten Führer verloren; jetzt nahm man derselben die einheitliche Kraft, indem man für jede der zwölf Sectionen

besondere Municipalitäten einrichtete. Nach den Provinzen wurden neue Convents-Commissare abgeordnet, welche auch dort die Gemeinderäthe und die Volksvereine von den terroristischen Elementen säuberten. Tausende von Gefangenen kehrten aus den geöffneten Kerkern nach Hause zurück; sie fanden meistens ihre Wohnungen verödet, ihren ehemaligen Wohlstand vernichtet, ihre confiscirte Habe in andern Händen, manches Familienglied war unter der Guillotine gefallen. Grollend und auf Rache sinnend, traten sie nun den bisherigen demokratischen Machthabern entgegen. Bald fühlte man die Luft einer rückläufigen Bewegung im ganzen Lande, die Presse, nicht mehr durch die Macht des Schreckens gebändigt, gab der öffentlichen Meinung Ausdruck, daß man zurückkehren müsse zur Ordnung und Gesetzlichkeit.

Thermidorianer und Jacobiner. Die Jeunesse Dorée.

Die Thermidorianer des Berges wurden durch diesen Umschlag unangenehm berührt: hatten sie sich auch zum Sturz der unerträglichen Dictatur Robespierre's und seiner Genossen verschworen, so war doch das demokratisch-republikanische System ganz nach dem Sinne der Mehrheit. Der Jacobinerclub und das Revolutionstribunal sollten fortbestehen, wenn auch mehr überwacht durch den Sicherheitsausschuß. Nur in so weit lenkte man in gemäßigtere Bahnen ein, daß man dem Blutgericht die unerhörte Vollmacht und Willkürmacht entzog, die ihm das Gesetz vom 22. Prairial beigelegt hatte, bis die Zeit zu einer Reorganisation des ganzen Rechtsinstituts herankam, daß man die Uebelthäter, die durch ihre Unmenschlichkeiten eine allgemeine Entrüstung gegen sich hervorgerufen, wie Fouquier Tinville und die Präsidenten und Richter des Pariser Tribunals, wie Lebon und Carrier, die Wütheriche der Schreckenszeit, in gerichtliche Untersuchung nahm. Aber die rückläufige Bewegung wurde durch die Thermidorianer nicht mehr gehemmt, und der Convent selbst mußte dem Strome folgen. Im Wohlfahrtsausschuß trat die Spaltung zwischen den Dantonisten Tallien, Fréron, Thuriot und den Hebertisten Collot d'Herbois und Billaud von Tag zu Tag schärfer hervor. Stützten sich die letzteren auf den Jacobinerclub, so suchten die ersteren ihren Halt in dem Volkswillen, der sich immer offener für Umkehr und politische Mäßigung aussprach. Frérons neue Zeitung „der Volksredner" und Talliens „Bürgerfreund" gingen den Schreckensmännern scharf zu Leibe und traten für Menschlichkeit und unparteiische Gerechtigkeit gegen Alle in die Schranken. Fréron, der ein Jahr zuvor in Toulon als Conventscommissar den blutigsten Terrorismus geübt hatte, lenkte mehr und mehr in die Bahn der Mäßigung und der antidemokratischen Gesinnung ein. Er versammelte eine Schaar von Jünglingen aus den angeseheneren Familien um sich, die von ihren Gegnern als die „goldene Jugend" oder „Muscadins" bezeichnet, feinere Sitten, Eleganz des Lebens und Anstand in den gesellschaftlichen Formen, in Tracht und Kleidung zurückzuführen suchten. Wie ein Corps der Rache militärisch organisirt, griffen diese jungen Leute bei jeder Gelegenheit mit den schweren Stöcken, die sie gewöhnlich bei sich führten, die Jacobiner auf den Straßen und in ihrem Club an, und setzten der Marseillaise und Carmagnole das Lied vom Erwachen des Volks (le reveil du peuple) entgegen. Soll man noch länger dulden, hieß es darin, daß Misse-

thäter die Banner des Mords und des Verbrechens aufpflanzen, daß eine scheußliche Bande von Mördern und Räubern mit ihrem Odem den französischen Boden besudeln? Manen der unschuldig Gemordeten beruhigt euch, der zögernde Tag der Rache wird kommen; wir werden die Frevler vernichten und zur Hölle senden. Nicht minder energisch trat der ehemalige Montagnard und Terrorist Tallien seinen bisherigen Genossen entgegen. Frau von Fontenay-Cabarrus, die ihm von Bordeaux nach Paris gefolgt war, wurde durch den Thermidor aus dem Gefängnisse befreit, in das sie der Argwohn Robespierre's geliefert hatte, und dadurch dem sichern Tode entrissen. Gutmüthig und schön, wenn auch weder bedeutend von Geist noch streng von Sitten, gebrauchte sie ihren Einfluß bei ihrem zweiten Gatten, um im Sinne der Menschlichkeit auf sein Gemüth einzuwirken. Hunderte verdankten ihr Freiheit und Leben, die dann die „liebe Frau vom Thermidor" eben so sehr priesen, wie die Jacobiner sie mit Schmähungen überhäuften. Die Spaltung zwischen dem einst so mächtigen Verein und den Thermidorianern der milderen Richtung wurde mit jedem Tage größer und ging auf die ganze Bergpartei über. Fréron, Lecointre, Tallien und Fouché wurden vom Club ausgeschlossen und verfolgten nun denselben mit tödtlichem Hasse. Vergebens suchten die jacobinisch gesinnten Montagnards und die Vereinsmitglieder selbst durch eine Adresse an den Convent die rückläufige Strömung einzudämmen, indem sie auf Wiederverhaftung der entlassenen Aristokraten, auf Beschränkung der Presse drangen und vor jeder Schwächung des revolutionären Regiments warnten; sie reizten die Thermidorianer nur zu neuen Angriffen. Den ganzen August und September hindurch lagen die beiden Parteien mit einander im Kampf. Schon am 28. August stellte Lecointre, ein erreg-
28. Aug. 1794. barer etwas phantastischer Mann, den Antrag, man solle sieben Mitglieder der beiden alten Ausschüsse in Anklagestand versetzen. Er vermochte jedoch nicht durchzudringen; so weit war die Reaction noch nicht erstarkt. Collot d'Herbois trat mit fester Stirn und stolzer Ruhe der Anklage entgegen, und seine Worte, daß Alles, was der Wohlfahrtsausschuß gethan, auf den ganzen Convent zurückfalle, der die Tyrannei Robespierre's so lange geduldet habe, verfehlten ihres Eindrucks nicht. Nach dem Ausspruch des Präsidenten Thuriot, „daß die angeklagten Mitglieder stets nach dem Wunsche des Volks gehandelt hätten", ging die Versammlung zur Tagesordnung über. Es war jedoch nur ein kurzer Waffenstillstand, während dessen man neue Kräfte zum Kampfe sammelte. Als Tal-
10. Sept. lien eines Abends in seine Wohnung gehen wollte, wurde er von einem Unbekannten angefallen und durch einen Pistolenschuß in die Schulter verwundet. Man schrieb den Mordversuch den Jacobinern zu, und immer lauter ward der Ruf, man müsse den „Schweif Robespierre's" zerhauen. Die Wuth und der Abscheu gegen die Terroristen wurden furchtbar gesteigert durch den Prozeß, der um dieselbe Zeit vor dem Revolutionstribunal zur Verhandlung kam. Der Revolutionsausschuß von Nantes unter Carriers Leitung, nicht zufrieden mit den

Hinrichtungen in der eigenen Stadt, hatte über hundert Verhaftete zur Verurtheilung nach Paris geschickt. Das gerichtliche Verhör, dem man sie hier vor einer zahllosen in fieberhafter Aufregung sich hinzudrängenden Zuschauermenge unterwarf, entrollte ein so entsetzliches Bild von den Scheußlichkeiten und unmenschlichen Unthaten, die an der Loire und in der Vendée von den republikanischen Terroristen begangen worden, daß ein Schrei der Entrüstung die ganze bürgerliche Gesellschaft durchdrang. Es waren die ersten sicheren Nachrichten, die von dem Schauplatze des Bürgerkriegs und der Revolutionsgräuel in die Pariser Bürgerkreise drangen. Sie tönten wie Todtenglocken. Die Angeklagten wurden freigesprochen und gegen den Blutmenschen Carrier und einige seiner Genossen gerichtlich eingeschritten.

Die Jacobiner fühlten, daß der Boden unter ihren Füßen wanke. Sie versuchten es noch einmal mit den alten erprobten Mitteln der Einschüchterung. Von allen Seiten wurde der Convent mit Adressen und Beschwerdeschriften bestürmt über die Bedrängnisse der Patrioten und die Zunahme der aristokratischen Reaction. In Marseille erhob der demokratische Terrorismus noch einmal sein blutiges Haupt: Neue Gefängnißmorde wurden verübt, die Conventscommissare, die im Sinne der Versöhnung wirkten, am Leben bedroht, der Straßenaufruhr wiederholt, so daß Linienmilitär die Ruhe herstellen mußte. In den Pariser Sectionen suchte man den alten anarchistischen Geist wieder zu beleben, die Arbeiter der Vorstädte in Bewegung zu setzen. Aber auch Kundgebungen im entgegengesetzten Sinne machten sich bemerklich: Einzelne Filialverbände sagten sich vom Jacobinerclub los; eine Deputation von Lyon erregte im Convent Mitleid und Entsetzen durch die Schilderung der ausgestandenen Leiden und Schrecknisse; da und dort regten sich wieder die Anhänger der ermordeten Girondisten. Es war das letzte Aufleuchten der revolutionären Gluth, das letzte Ringen der Anarchisten und der Männer der Ordnung um die Herrschaft. Der Convent war getheilt: die Mehrheit war den demokratisch-republikanischen Grundsätzen nach wie vor zugethan; aber die Schreckensregierung und ihre Gewalten sollten nicht länger über Staat und Gesellschaft ihre Geißel schwingen. Diese hatten aber ihre Hauptstützen in dem Pariser Jacobinerclub und den tausenden von Filialvereinen, die über das ganze Reich verzweigt waren. So lange die Volksvereine mit ihren Schlagwörtern, mit ihrem ochlokratischen Terrorismus, mit ihrem Schlachtruf von „Patrioten" und „Aristokraten" die Gemüther in beständiger Aufregung erhalten, Mißtrauen, Groll und Feindschaft ausstreuen konnten, war an kein geordnetes Regiment, an keinen festen Ausbau einer republikanischen Staatsverfassung zu denken. Darum richtete sich der innere Krieg in erster Linie gegen die populare Gewalt, die in den Jacobinerclubs ihren Vereinigungspunkt hatte. Die Straßentumulte, welche die fortwährenden Kämpfe der „goldenen Jugend" Frérons mit den Jacobinern im Palais-Royal und anderwärts hervorriefen, gaben dem Convent Veranlassung, sich mit der Frage einer Beschränkung der Volksvereine zu beschäftigen. Die feierliche Ueberführung der Gebeine Marats in das Pantheon war der letzte Triumph der Sansculotten. Bei Gelegenheit eines Berichts von Robert Lindet über die innere Lage der Republik, worin die Verdienste der „popularen Gesellschaften" um die Befreiung des Volks von Despotismus und Tyrannei, um die Verbreitung von Licht, Aufklärung und patriotischer Tugend im ganzen Reich ruhmredig hervorgehoben waren, erging sich der Präsident Merlin von Thionville in so heftigen Ausdrücken gegen den Pariser Jacobinerclub, die „Räuberhöhle", wo man sich gegen Tugend und Gerechtigkeit verschworen, wo man die

Der Jacobinerclub geschlossen. Carrier hingerichtet.

20. Sept. 1794.

„Mörderbanden" von Marseille zu neuen Gräuelthaten aufgereizt, sich gegen die Nationalversammlung aufgelehnt habe, daß darin die Einleitung zu einem vernichtenden Schlag nicht zu verkennen war. Er verlangte, daß man den Club reinige, das Correspondenzbureau versiegle und daß kein Abgeordneter ferner den Fuß in jene Versammlung setze. Selbst Männer wie Barras, Cambacérès, Merlin von Douai, die bisher zu den Montagnards gehalten und auch jetzt noch entschlossen waren, die Errungenschaften der Revolution energisch zu vertheidigen, fingen an einzulenken und Einzelnes preiszugeben, um das Ganze zu retten. Vergebens forderte der Vorstand des Clubs in einem Manifest an alle Volksgesellschaften die „Brüder und Freunde" zur Einigkeit und zum Zusammenhalten auf gegen die Feinde der Freiheit und Gleichheit, die „Aristokratie und den Moderantismus, die jetzt so kühn ihr Haupt erheben"; die materielle Gewalt und die Macht der öffentlichen Meinung war auf Seiten ihrer Gegner; die Verminderung und Beschränkung der Revolutionsausschüsse hatte die Haupthebel ihrer Wirksamkeit zerbrochen. Nach einem von Cambacérès verfaßten, im Namen des Con-
9. Okt. 1794. vents erlassenen Aufruf „an das französische Volk", worin die verderblichen Wirkungen geschildert waren, wenn Vereine sich eine Autorität anmaßen, die nur der Nation selbst zukomme, und das Volk fortwährend in fieberhafter Aufregung erhalten, wurde das
16. Oktober (25. Vendémiaire). „Dekret über die Organisation der popularen Gesellschaften" vom 16. Oktober angenommen, welches dem Jacobinerclub den Todesstoß gab. Darin hieß es: Alle Affiliationen, Vereinigungen, Verbrüderungen, sowie alle Correspondenzen zwischen Gesellschaften unter gemeinschaftlichem Namen sind verboten. Sie sind unvereinbar mit dem Bestehen einer jeden Regierung und widerstreben der Einheit der Republik. Dieses Gesetz, in Folge dessen jeder einzelne Volksverein auf sich selbst gewiesen war, ein genaues Mitgliederverzeichniß einzureichen hatte und sich keiner Handlung im Namen einer Gesammtheit anschließen durfte, zerschnitt den Lebensnerv der politischen Associationen und entzog dem Jacobinerclub die Wurzeln seiner Kraft. Es half nicht viel, daß die Conventsglieder, welche den Verein auch unter den beschränkenden Bedingungen noch forterhalten wollten, ein Romme, Duhem, Collot, die jacobinischen Grundsätze fort und fort zu vertheidigen suchten, die patriotischen Verdienste des Clubs um die Grundsätze der Freiheit und Gleichheit und um die Menschenrechte hervorhoben; die Zahl der Anhänger verminderte sich mehr und mehr; insbesondere seitdem die Gesellschaft sich des von allen anständigen Menschen verabscheuten Conventscommissars Carrier annahm. Es half nicht viel, daß Billaud-Varennes mit der Rache der Patrioten drohte, wenn der Löwe wieder erwachen und seine Verfolger anfallen würde; die „Muscadins" gingen den „Sansculotten" immer kräftiger zu Leibe, sie drängten sich sogar in die Räume ihrer Gegner, nahmen die leeren Sitze ein und störten die Verhandlungen. Am 9. Nov. kam es zu einem förmlichen Kampf und Handgemenge in den Sälen, Gängen und Vorhöfen, bis in die Straßen hinaus. Solche Scenen gaben dem Convent Veranlassung, auf die Schließung des Clubs anzutragen. Noch immer waren einige Deputirte Vereinsmitglieder, obschon wiederholt ausgesprochen worden war, daß kein Volksvertreter in jener „Mördergrube" verbleiben solle; aber ihre Stimme war nicht mehr mächtig genug, „die Gesellschaft der Freunde der Freiheit und Gleichheit im ehemaligen Jacobinerkloster zu Paris" vor dem Fall zu retten. Als sich nach
11. Nov. 21. Brum. der Nachtsitzung vom 11. November die Mitglieder mit ihren weiblichen Trabanten, die man die „Furien der Guillotine" nannte, früh am Morgen getrennt hatten, um sich nie wieder in den Räumen zu versammeln, die über vier Jahre der lodernde Heerd der Revolution gewesen waren, erfolgte die Schließung des Sitzungssaales, ohne daß eine Hand sich zum Schutze der Pflanzstätte des republikanischen Demokratismus geregt hätte. Das Klostergebäude wurde mit einer starken Wache umgeben, um jedes

gewaltsame Eindringen abzuwehren. Als ein Conventsmitglied der Versammlung die Anzeige machte und die Maßregel mit den Worten rechtfertigte, die Jacobiner hätten es gewagt mit der Nationalvertretung zu rivalisiren; so müßten sie denn erfahren, daß es in der Republik nur Eine nationale Gewalt gebe: wurde die Mittheilung mit Zeichen des Beifalls und der Freude aufgenommen. Im folgenden Jahre wurde das Haus niedergerissen und zu einem Marktplatz umgeschaffen. Der Fall des Clubs zog dessen Schützling Carrier nach sich. Die Worte eines Montagnard, die Revolution sei ein reißender Strom, der Alles überfluthe und mit sich fortführe, wer übrig bleibe solle dem Urheber des Naturereignisses nicht fluchen, sondern froh und dankbar sein, daß sein Leben erhalten worden, vermochten den Abscheu nicht zu verwischen, den die Gerichtsverhandlungen erzeugt hatten. Noch vor Ende des Jahrs bestieg der Schreckensmann von Nantes das Schaffot. Die verletzte Menschlichkeit verlangte eine Sühne. 16. Decbr. (26. Frimaire) 1794.

Der Convent und die Terroristen.

Hatte denn aber Carrier nicht im Auftrage des Wohlfahrtsausschusses gehandelt? Soll das Werkzeug vernichtet, der Arm aber, der es gebraucht, verschont bleiben? Aufs Neue stellte nun Lecointre, unterstützt von Legendre den Antrag, daß sieben Mitglieder der beiden Ausschüsse der Schreckenszeit in Anklagestand gesetzt werden sollten. Es wurde eine Prüfungscommission ernannt, deren Urtheil dahin ging, daß bei Vouland, Amar, David kein hinreichender Grund zur gerichtlichen Verfolgung vorläge, wohl aber bei Barère, Billaud, Collot und Vadier. So weit war also die rückläufige Strömung schon vorangeschritten. Und welcher Ausgang den angeklagten Terroristen bevorstand, konnten sie leicht aus dem veränderten Charakter des Nationalconvents schließen. Denn trotz der Einsprache der Montagnards hatte die Versammlung den Beschluß gefaßt, die dreiundsiebenzig Conventsmitglieder, welche einst gegen die Ausschließung der Girondisten Protest eingelegt hatten und deshalb durch einen Machtstreich aus der Versammlung gestoßen und in Haft gehalten worden waren, auf ihre Sitze zurückzuberufen. Einige Zeit nachher wurden auch die noch vorhandenen Glieder der ehemaligen Gironde selbst, Lanjuinais, Isnard, Louvet u. A. wieder in ihre Deputirtenrechte eingesetzt und ihrer bürgerlichen Ehre zurückgegeben*). Mit diesen Beschlüssen war ausgesprochen, daß der Convent die Gewaltthat vom 31. Mai und 2. Juni verdamme und für eine verbrecherische Handlung ansehe, daß er das ganze Schreckenssystem, dem doch Frankreich die Befreiung des Landes von den fremden Heeren zu verdanken hatte, austilgen wolle, die ganze Politik des Berges verwerfe und verurtheile. Es war daher begreiflich, daß die noch vorhandenen Montagnards, die an diesem System und bei dieser Politik mitgewirkt hatten, alle Kräfte anstrengten, um der immer mächtiger heranfluthenden Reaction Einhalt zu thun. Der Schluß des ereignißvollen

8. Decbr. 1794.

*) Bei diesen Debatten ließ sich auch Siéyès wieder vernehmen. Unter der Schreckensherrschaft hatte er geschwiegen; als man ihn einst fragte, was er während der Zeit gemacht habe, antwortete er „Ich habe gelebt". Es gelang dem gewandten Abbé bald, eine eigene Partei um sich zu sammeln, die sich als die Unabhängige bezeichnete und zwischen den Montagnards und den Gemäßigten die Mitte hielt.

Jahres 1794 und die ersten Wochen des nächsten waren daher reich an aufregenden Scenen und tumultuarischen Auftritten. Je stärker die antirevolutionäre Opposition sich hervorwagte, desto entschlossener boten die Terroristen wie Romme, Duhem, Cambon den Gegnern die Stirn. Denn in der Sache ihrer Freunde verfochten sie die eigene. Mit Recht konnten sie einem Fréron, Tallien und Genossen das eigene Zerrbild vorhalten und fragen, ob jene darum weniger schuldig seien, weil sie die Fahne verlassen und in das feindliche Heerlager übergelaufen seien? Mit Recht konnten sie den gemäßigten Conventsgliedern, die aus Furcht vor dem Wohlfahrtsausschuß und aus Servilität gegen Robespierre und seine Genossen bei allen Dekreten mitgewirkt hatten, zurufen, daß sie jetzt ihr eigenes Werk zerstörten, die vergangene Gesetzgebung, die Berechtigung und die Errungenschaften der ganzen Revolution in Frage stellten. Man wollte sich rein waschen von der Mitschuld des Terrorismus und steuerte daher um so eifriger nach der entgegengesetzten Richtung.

Die stürmischen Redeschlachten im Versammlungssaal wurden geschärft und belebt durch die Adressen und Schriftstücke, die aus den Provinzen einliefen theils von Seiten der mißhandelten und verfolgten Bürgerklassen, welche die von den jacobinischen Terroristen ihnen zugefügten Leiden und Drangsale schilderten, um Rückerstattung ihres eingezogenen Vermögens und um Abhülfe der hie und da noch fortdauernden Bedrückungen baten, theils von der demokratischen Patriotenpartei, welche Klage erhob, daß die ausgewanderten Landesverräther in Menge zurückzukehren wagten und ihr veräußertes Eigenthum wieder haben wollten, daß Aristokraten und Royalisten von Neuem übermüthig ihr Haupt hoch trügen. Alle diese Bitten, Vorstellungen und Beschwerden fanden den entsprechenden Nachhall im Convente, doch waren die Sympathien für die Revolution in sichtbarer Abnahme. Noch vor Ende des Jahres wurden die Vendeer, welche für Thron und Altar in den Kampf gezogen waren, und nach Ludwigs XVI. Hinrichtung den jungen Dauphin als König anerkannten, durch eine weitgehende Amnestie für Alle, welche innerhalb vier Wochen die Waffen niederlegen würden, gegen revolutionäre Verfolgungen sicher gestellt und damit die Möglichkeit einer Pacification geschaffen. Die Rebellen in der Vendée und Bretagne, die man bisher nur als Räuber und Banditen bezeichnet hatte, wurden fast als eine selbständige Kriegsmacht behandelt. Es kam auch wirklich zu der Uebereinkunft von La Jaunais, kraft welcher die Insurgenten die Republik anerkennen und dafür ihre Rechte und provinziellen Eigenthümlichkeiten bewahren sollten. Nur die Antipathie der Vendeer und Chouans, insbesondere der Führer Stofflet und Cormatin gegen die republikanischen Errungenschaften, sowie die Aufstachelungen der Priester und der in England weilenden Emigranten verlängerten den Krieg, bis das Land todtmatt am Boden lag. Dadurch wurde auch Charette, der gerne die dargebotene Friedenshand angenommen hätte, ins Verderben geführt.

Nothstände u. Gesellschaftsleben in Paris.

Die Wintermonate, während welcher die Einundzwanziger-Commission ihre Arbeiten über die gerichtliche Untersuchung der in Haft gesetzten Patrioten vom alten Wohlfahrtsausschuß ausführte, boten ein düsteres Bild dar von den Nothständen, von der gesellschaftlichen Zerrissenheit und von den aufgeregten Gemüths- und Seelenstimmungen, welche die jetzt im Verlaufen begriffene revolutionäre Sündfluth geschaffen. Allerwärts und absonderlich in Paris fehlte es

an Lebensmitteln und Brennmaterial, da der Ackerbau in Folge des allgemeinen Aufgebots vernachlässigt, die Wälder durch die Pöbelherrschaft in den Gemeinden verödet waren; das Papiergeld wurde immer werthloser, da die Assignaten, abgesehen von der großen Menge, welche die Regierung anfertigen ließ, durch massenhafte Fälschungen im Auslande zu einer unermeßlichen Höhe anwuchsen; der wirkliche Werth, zu welchem Bauer und Handwerker die Note als Zahlung für ihre Waaren annahmen, stand mit dem Nominalwerth im schreiendsten Mißverhältniß. Das Maximum oder der feste Preisansatz für das Getreide, der während der Schreckenszeit aus Furcht vor dem Fallbeil oder der Galeere einige Beachtung gefunden, ward jetzt, seitdem diese Furcht verschwunden war, zum leeren Schall, so daß die endliche Abschaffung des Zwangstarifs als eine Nothwendigkeit erschien, zugleich aber die Uebelstände mehrte. Die Kornmärkte wurden ungenügend beschickt, die Bäckerläden konnten dem Bedarf nicht nachkommen; von Außen war die Zufuhr abgeschnitten; Hunger, Theurung, Kälte warf die unteren Volksklassen, die nun der früher genossenen Unterstützungen von der Gemeinde und der Regierung entbehrten, in Elend und Verzweiflung. Man hörte Stimmen, die das „goldene Zeitalter“ Robespierre's zurückwünschten. Zu diesem Elend bildete der Luxus und Genuß, der wieder bei den Vornehmen und Reichen sich zeigte, einen grellen Contrast. Man hatte so lange unter der Angst vor der Guillotine geschwebt, so oft dem bleichen Schreckgespenst des Todes ins Antlitz geschaut, daß man jetzt den Reiz des gewonnenen Daseins mit um so größerer Gier zu schlürfen bestrebt war. Theater, Bälle, Festlichkeiten aller Art drängten einander; die Freiheitsideen und die Nachahmung antiken Wesens und antiker Formen, die in das öffentliche Leben eingedrungen, machten sich auch in den Trachten, den Moden und dem geselligen Verkehr geltend. Die steife Eleganz und der gesellschaftliche Zwang der alten Zeit war mit dieser selbst verschwunden. Wie im Staat und in der Kunst, so ging man auch in Kleidung und Sitten auf Natur und Einfachheit zurück; Rousseau und das griechische und römische Alterthum lieferten auch hier die Vorbilder.

Die Frauen erschienen in einer Tracht, heißt es bei Thiers, die man antik zu machen versuchte nach dem Brauche der Zeit und nach den Bildern von David. Puder und Reifrock waren längst aufgegeben; sie trugen Schleifen in den Haaren und der Schnitt ihrer Gewänder näherte sich so sehr als möglich der einfachen Tunica der griechischen Frauen. Es war ein Ueberwurf von dünnem Stoffe, der wenig verhüllte. Die Fußbekleidung wurde den Sandalen der antiken Statuen nachgebildet. Frau Tallien war die bewunderte Schönheit des Tages, eine moderne Aspasia, ihr Salon der Versammlungsort der ganzen „Aristokratie der Gegenwart“, wo auch der liberale Ritter Carletti, der toskanische Gesandte, der den Frieden zwischen dem Großherzog und der Republik abgeschlossen hatte, ein beliebter Gast war. Neben Madame Tallien glänzte die junge Wittwe des hingerichteten Generals Beauharnais, die auf Martinique geborne Tochter des Hafencapitains Tascher de la Pagerie, durch Anmuth und Liebreiz. Hier trieb man hohe Politik unter Liebesintriguen und Tafelgenüssen. Gefallsucht, Sinnenreiz und die Künste der Galanterie zeigten sich wieder in neuem Gewande. Auch

die geistreiche Tochter Neckers fand sich wieder in Paris ein mit ihrem Gemahl, dem Baron von Staël, der nach Anerkennung der Republik durch die schwedische Regierung als Gesandter seines Landes nach Frankreich geschickt war. Niemals traten die Gegensätze einer in Kampf und Krisis begriffenen Zeit greller hervor, als in den ersten Monaten des Jahres 1795: im Convent ein Ringen der Parteien auf Tod und Leben; in den Straßen hungernde und frierende Gestalten, die in früher Morgenstunde die Bäckerläden umlagerten; in den Salons und Vergnügungsorten die leichtsinnige bürgerlich-aristokratische Gesellschaft, die sich des geretteten Lebens freute und den jacobinischen Terrorismus in seinen letzten Trägern auszutilgen suchte, um auf seinen Trümmern selbst zu Macht und Einfluß emporzusteigen.

Verzweifelte Anstrengungen der Terroristen.

In den ersten Märztagen herrschte große Bewegung in Paris: in den Vorstädten entfalteten die Jacobiner wieder eine unheimliche Thätigkeit, um die hungernden Arbeiterklassen zu revolutionären Kundgebungen und Aufständen zu reizen. Denn nicht genug, daß der Convent den Club und den ihm verwandten demokratisch-communistischen Wählerverein unter Gracchus Babeuf geschlossen, das Maximum aufgehoben, die Girondisten und ihre Gesinnungsgenossen wieder in seine Mitte gerufen und den Festtag des 31. Mai ausgelöscht hatte; die Ein-
2. März 1795. undzwanziger-Commission schloß ihren Bericht, worin in einer Reihe von Zügen die ganze Tyrannei der revolutionären Ausschüsse auf das Grellste dargestellt war, mit dem Antrag, daß die vier Abgeordneten vor das Revolutionsgericht gestellt und bis zur Entscheidung in Haft gehalten werden sollten. Die Gefahr, welche den „großen Schuldigen" drohte, schreckte die ganze Bergpartei auf; wenn diese bestraft waren, konnte die Reihe an die andern kommen. Darum rafften die Terroristen und Jacobiner alle ihre Kräfte zusammen, um den Strom der Reaction aufzuhalten. Während im Convent die Anhänger des alten Systems mit aller Kraft für die angeklagten Patrioten in die Schranken traten, die ehemaligen Mitglieder des Wohlfahrtsausschusses, die sich von den Verbrechen der Häupter freigehalten, wie Carnot, Lindet, Prieur, in großmüthigem Trotze das Schicksal ihrer Collegen zu theilen verlangten, waren ihre jacobinischen Gesinnungsgenossen in den Ausschüssen und Decadenversammlungen der demokratischen Sectionen thätig, eine neue Volkserhebung im Geiste der alten Commune zu bewirken.

Tumultuarische Auftritte u. Polizeigesetz.

Die Verzweiflung der unteren Volksklasse über die Theuerung der Lebensmittel, über die zunehmende Entwerthung der Assignaten, über die mangelhafte Zufuhr von Getreide und Mehl, kam den politischen Wühlereien zu Statten. Denn wie sehr auch Boissy d'Anglas, dem man das schwere Werk der Ernährung der Hauptstadt übertragen hatte, seinen Amtspflichten nachzukommen bemüht war, die Aufgabe ging über seine Kräfte, der Aufschrei der hungernden Proletarier, insbesondere der Weiber, erfüllte die Straßen und ärmeren Stadtviertel. Um die Mitte des März fing es an belebter zu werden. Ein Volkshaufen aus zwei demokratischen Vorstädten erschien vor den Schranken der Nationalversammlung, um im Namen ihrer Sectionen Linderung der Hungersnoth zu begehren. Davon nahm Lecointre von Versailles, der aus Verdruß, daß man den Girondisten wieder die Pforten des Convents geöffnet, zu der Bergpartei zurückgekehrt war, Veranlassung zu dem Antrag, daß man die Verfassung

vom Jahr 1793 in Wirksamkeit setze. Wir wissen, daß die Montagnards zur Zeit ihres Uebergewichts selbst diese demokratisch-republikanische Verfassung suspendirt hatten, um mit dictatorischer Gewalt regieren zu können; jetzt aber, da das Regiment in andere Hände übergegangen war, drangen sie auf deren Geltung. Wie sollte aber die Versammlung in ihren antidemokratischen Bestrebungen ein Staatsgrundgesetz für rechtsgültig erklären, welches die Commune wieder hergestellt, dem Volke das unbegrenzte Vereinsrecht und in gewissen Fällen ein Insurrectionsrecht eingeräumt, den Proletariern den Anspruch auf Ernährung durch den Staat verliehen hätte? Um Zeit zu gewinnen, übertrug man die Begutachtung des Antrags einer Commission. Einige Tage nachher erschien eine neue Deputation aus der Antonsvorstadt mit dem Ansuchen um reichlichere Brodzufuhr und Einführung der Constitution von 1793. Ein unermeßlicher Pöbelhaufen von Männern und Weibern bildete ihr Gefolge. Während jene ihr Begehren vortrug und von dem Präsidenten Thibaudeau die Antwort empfing, „er hätte von so kraftvollen und aufrichtigen Vertheidigern der Freiheit nie erwartet, daß sie ihm eine so hinterlistig eingegebene Petition überreichen würden", gerieth außen im Tuileriengarten, in den Hofräumen und angrenzenden Straßen die jacobinische Volksmenge und die goldgeschmückte Jugend hart aneinander. Wildes Geschrei, Schläge und Mißhandlungen erfüllten die Luft. Davon nahm Siéyès Veranlassung, ein „Gesetz hoher Polizei" vorzuschlagen, welches den Convent und seine Behörden gegen jede Vergewaltigung sicher stellte, alle Aufrührer mit Verbannung bedrohte und der Versammlung das Recht einräumte, im Falle einer Gefährdung der Sicherheit ihre Sitzungen nach Chalons zu verlegen. Und wie sehr immer die Revolutionsmänner gegen das neue „Martialgesetz" sich ereiferten, es erlangte die Mehrheit. Die Forderung auf Inkraftsetzung der Verfassung von 1793 aber wurde durch einen Antrag Legendre's abgewendet, man solle einer Commission die Ausarbeitung der zur Einführung erforderlichen Vollzugsgesetze übertragen, was einer umgestaltenden Revision gleichkam. Die Versicherung des Präsidenten, er werde nie einer Verfassung zustimmen, welche die Nationalversammlung aufs Neue der Macht der Jacobiner und des Pariser Stadtraths überliefern würde, war ganz im Sinne der Mehrheit. 21. März 1795.

Von der Zeit an war Paris in einer Gährung und Bewegung, wie sie seit dem 9. Thermidor nicht mehr erlebt worden. Die Sitzungen des Convents, wo über das Schicksal der Angeklagten verhandelt ward, wurden durch tumultuarische Scenen von Außen, durch Toben und Parteigeschrei auf den Gallerien, durch heftige Ausbrüche der Factionen im Saale selbst zu einem Tummelplatz wilder Leidenschaft. Die Montagnards widersetzten sich aus allen Kräften der Bestrafung der „großen Verbrecher", wie die Royalisten und Gemäßigten die Angeklagten nannten, und verlangten, daß alle Mitglieder des ehemaligen Wohlfahrtsausschusses mit gleichem Maße behandelt würden; vor den Schranken der Versammlung erschienen täglich Deputationen von den Vorstädten und demokratischen Sectionen, welche die Freilassung der verhafteten Patrioten, Beseitigung der Hungersnoth und Verkündigung der Verfassung vom Jahr dreiundneunzig verlangten, begleitet von dem tobenden Geschrei der Männer und Weiber auf den Gängen und Gallerien nach Brod. Eine ganze Woche lang hielten die tumultuarischen Kundgebungen die Tuilerien und die Hauptstadt in der heftigsten Aufregung. Auch in andern Städten traten ähnliche Erscheinungen zu Tage, Der Aufstand vom Germinal.

ein Beweis, daß der Jacobinerclub immer noch seine geheimen Verbindungen hatte. Ihre höchste Höhe erreichten die revolutionären Auftritte am letzten März und ersten April, oder nach dem republikanischen Kalender am 11. und 12. Germinal. Aber die Tage der Schreckensherrschaft und der Pöbeltyrannei waren vorüber, seitdem die kühnen Demagogen vom Schauplatz abgetreten. Ohne Plan und energische Führung, waren die zuchtlosen Volkshaufen nicht länger eine Gefahr oder ein Gegenstand ernster Befürchtung. Als der Convent auf Grund des neuen Polizeigesetzes die Nationalgarden der von wohlhabenderen Bürgerklassen bewohnten Stadtviertel zu den Waffen rief und den Oberbefehl über die Streitmacht der Hauptstadt dem gerade in Paris anwesenden General Pichegru übertrug, wurden die tumultuirenden Rotten bald zu Paaren getrieben. Schon am folgenden Tag konnte Pichegru der Versammlung verkündigen, daß Ordnung und Ruhe hergestellt sei. Der Convent, der mehrere Stunden lang dem Sturme Trotz geboten und sich durch keine Drohungen hatte bewegen lassen, die Forderungen der Patrioten zur Abstimmung zu bringen, konnte nun ohne Störung seine Arbeiten zu Ende führen. Die vier angeklagten Mitglieder des Wohlfahrtsausschusses, einst der Schrecken der Nation, Barère, Collot d'Herbois, Billaud-Varennes und Vadier wurden zur Deportation verurtheilt. Barère und Vadier entkamen jedoch; Collot starb im nächsten Jahr an einem hitzigen Fieber; Billaud-Varennes schloß nach vielen Jahren sein Leben auf St. Domingo, bis an den Tod seinen jacobinischen Grundsätzen getreu. Da während der Verhandlungen mehrere Montagnards durch ihre Haltung und ihre Reden den Präsidenten und die Majorität beleidigt hatten, so wurden die heftigsten Glieder der Partei, der leidenschaftliche Duhem, den das Volk der Vorstädte als „Schild der Sansculotterie" bezeichnete, Leonard Bourdon, Ruamps, Amar, Huguet, Maignet u. A. als Mitschuldige des Aufruhrs in Haft genommen und ihre Abführung nach dem Schloß Ham angeordnet. An den nächsten Tagen, als die Nachrichten von gleichzeitigen Aufständen in andern Städten auf ein jacobinisches Complot zu deuten schienen, wurde die Bergpartei als Heerd und Mittelpunkt der conspiratorischen Umtriebe erklärt, und noch mehrere Mitglieder, wie Thuriot, Cambon, Levasseur, Moyse, Bayle, Granet, Hentz, der furchtbare Proconsul der Vendée, in Haft gebracht. Auch Lecointre, der sich wieder ganz den Montagnards zugewandt hatte, war in ihrer Zahl.

2. Sturz der Terroristen. Die Gefangenen im Temple.

Contrerevolutionäre Vorzeichen.

Der Ausgang des Aufstandes vom Germinal war eine schwere Niederlage für die Bergpartei; doch gab sie darum ihren oppositionellen Standpunkt nicht auf. Die rückläufige Bewegung, die sich im ganzen Lande kundgab und die weit über die Absichten der republikanischen Conventsregierung hinausging, verlieh ihr neue Stärke. Seit dem Aufhören der Schreckensherrschaft setzte sich das Volk mehr und

mehr über die in der Robespierre'schen Zeit ergangenen Anordnungen und Gesetze hinweg und kehrte zu den Sitten, Gewohnheiten, Lebensformen der alten Zeit zurück. In sehr vielen Gemeinden wurde der katholische Gottesdienst eigenmächtig hergestellt, wurden die Kirchen wieder ihrem ursprünglichen Gebrauche zugewendet, unbeeidigte Priester zur Verrichtung religiöser Handlungen herangezogen. Widersetzten sich die republikanischen Beamten und Commissarien, so beriefen sich die Bürger auf den Grundsatz der Volkssouveränetät und der Menschenrechte, wonach der Widerstand gegen jede Tyrannei Pflicht und Recht sei; bis endlich der Convent insoweit nachgab, daß er den Gebrauch der Kirchen zum öffentlichen Gottesdienst gestattete und jeden Priester zuließ, der einfach seine Unterwerfung unter die Staatsgesetze erklären würde. Der republikanische Kalender mit seinen Decaden und Sansculottenfesten fand wenig Beachtung; wie sollten sich auch Bauern und Bürger den Sonntag, die Erinnerungen und häuslichen Sitten der Jugendzeit aus dem Herzen reißen lassen? Die wilden Gesänge und Tänze der Revolutionszeit, die Carmagnole, das Ça ira, ja selbst die Marseillaise kamen in Abnahme, wurden mitunter verhöhnt: die goldgeschmückte Jugend und der bürgerliche Mittelstand traten immer zuversichtlicher auf; man wagte sogar von der Restauration des Königthums zu sprechen; denn der junge Dauphin lebte ja noch, und die Insurgenten der Vendée, wie die Chouans in der Bretagne kämpften unter royalistischem Banner. Die heimgekehrten Emigranten vermittelten zahlreiche Anknüpfungen mit den ausgewanderten Prinzen. Wie sehr immer der Convent seit dem Thermidor seinen Charakter geändert hatte, es klebten zu viele blutige Erinnerungen an seinem Namen, als daß er nicht fort und fort ein Gegenstand des Hasses und der stillen Verwünschung hätte sein sollen. Man verlangte laut, daß das confiscirte Vermögen der Emigranten, sofern sie nicht die Waffen gegen Frankreich geführt, sondern nur vor dem Schrecken und der politischen und religiösen Verfolgung geflohen, zurückerstattet werde, daß das Vermögen der Hingerichteten den Angehörigen eingehändigt, daß selbst von den Kirchengütern so viel herausgegeben werden solle, als für die Bedürfnisse des Cultus und der Seelsorge erforderlich sei. Aber bildeten denn nicht die eingezogenen Güter den Hauptstock des Nationalvermögens, der hypothekarischen Unterlage der Assignaten? Mußte nicht der Staatscredit durch eine solche Maßregel gänzlich schwinden, die ohnedies so drückende Finanznoth unerträglich werden? Die republikanische Regierung wehrte sich aus allen Kräften gegen derartige Anträge. Ein Dekret verfügte, daß nur durch einen Conventsbeschluß ein Name von der Emigrantenliste gestrichen werden dürfe. Aber man mußte dennoch daran denken, die ärgsten Wunden der Schreckenszeit zu schließen. Hatte schon im Januar der Staat die Schulden der Emigranten, deren Güter er eingezogen, auf sich genommen, so sah der Convent bereits im Mai sich genöthigt die Confiscation auf wenige landesverrätherische Fälle zu beschränken und das Vermögen der aus politischen Gründen während der Schreckenszeit Hingerichteten den

25. April 1795.

3. Mai.

Familien zurückzuerstatten. „Seitdem wurde die Unsittlichkeit der Confiscation von dem öffentlichen Gewissen in ganz Europa anerkannt“. Aber gerade durch diese Abweichungen vom System des Terrorismus wurde Frankreich mehr und mehr dem finanziellen Ruin entgegengeführt. Die Assignaten sanken im täglichen Verkehr auf einen geringen Prozentsatz herab, und dennoch mußte der Staat sie bei der Steuererhebung um den Nennwerth annehmen, da er ja auch selbst die Beamten und Staatsgläubiger auf diese Weise bezahlte. Bauer und Bürger bereicherten sich; ihre Früchte und Arbeiten konnten sie um hohe Preise an den Mann bringen, die eingezogenen Emigranten- und Kirchengüter kauften sie um niedrige Summen an und entrichteten den Kaufschilling in Assignaten. Schulden, Pachtzins, Privatverpflichtungen wurden mit Papiergeld getilgt.

Der „weiße Schrecken“ im Süden. Wie sehr indessen die Conventregierung die Härten des früheren Terrorismus zu beseitigen und auszugleichen bemüht war, sie vermochte die immer drohender sich erhebende Contrerevolution nicht zu beschwichtigen oder niederzuhalten: die Angehörigen der von den Schreckensmännern und ihren Schergen ermordeten und beraubten „Rebellen“ der südlichen und westlichen Provinzen, die offenen und versteckten Royalisten, die heimgekehrten Emigranten, die unbeeidigten Priester, die Agenten der im Ausland weilenden Prinzen und Adelshäupter, die zahllosen Gegner des republikanischen Regiments bildeten ein Heer widerstrebender Elemente, das hie und da der Regierung und den Conventscommissaren über den Kopf wuchs und einen „weißen Schrecken“ organisirte. In Lyon, in Avignon, in Marseille und Toulon, in allen jenen Orten, wo früher die revolutionären Wütheriche und ihre Helfershelfer ihre blutigen Gräuelthaten verübt hatten, erhob sich jetzt die Gegenpartei zu Thaten der Rache und Vergeltung, welche denen der republikanischen Fanatiker an Schrecklichkeit nicht nachstanden. Wiederum sah man Volkshaufen, zu Banden organisirt, in die Gefängnisse eindringen, um die ehemaligen Genossen eines Collot, Fréron, Maignet, die zur gerichtlichen Untersuchung eingezogen worden, durch wilde Volksjustiz aus der Welt zu schaffen. In Lyon ermordete die rasende Menge siebenundneunzig verhaftete Terroristen mit tobender Wuth; in Avignon wendete sich die Blutrache gegen die Mörder der Eisgrube; in Aix drang eine fanatische Schaar in den Kerker und tödtete unter den Augen des Conventscommissars Chambon dreißig Gefangene; in Tarrascon warf man die Opfer von einem hohen Thurme auf die spitzen Felsklippen des Rhoneufers. Aehnliche Unthaten wurden in Marseille verübt. Die „Kinder der Sonne“, oder „die Compagnie Jesu“, wie sich die Rachebanden nannten, wollten den langsamen Gang der Gerechtigkeit beschleunigen. In Toulon wurden über hundert Gefangene durch Kartätschen in den Kerkerzellen ermordet oder lebendig verbrannt. Immer drohender und aufwieglerischer wurde die Sprache der Oppositionsjournale, Marat und Hebert erstanden wieder aus dem Grabe, nur daß ihre Schläge auf die Gegenseite gerichtet waren. Im ganzen mittägigen Frankreich wurde Jagd auf

Jacobiner und Patrioten gemacht; wiederum schnaubte der Volksfanatismus nach einer zweiten Bartholomäusnacht. Mit den Gräueln waren Ausschweifung und wilde Lust verbunden, so daß Louis Blanc das ganze Auftreten des „weißen Schreckens" mit Holbeins Todtentanz vergleicht. Ein Versuch der Jacobiner in Toulon, durch einen Aufstand sich der Reaction zu erwehren, endigte mit der Unterwerfung der Stadt auf Gnade und Ungnade.

Neue Anstrengungen der Demokraten.

Noch war aber der Jacobinismus nicht so sehr niedergeworfen oder entmuthigt, daß er nicht abermals einen Versuch hätte wagen sollen, der reactionären Fluth einen Damm entgegen zu werfen, der dahinschwindenden Macht der Revolution noch einmal Leben und Odem einzuhauchen. Noch immer bestand ja der Convent seiner Mehrheit nach aus Republikanern, wenn gleich von verschiedener Färbung. Sollten diese ruhig geschehen lassen, daß ihre Feinde sie aus der Gewalt und Herrschaft drängten? Selbst Thibaudeau, der seinen früheren demokratischen Grundsätzen entsagt hatte und ein hervorragender Führer der gemäßigten Partei geworden war, trug darauf an, daß man zur Unterdrückung der von Neuem hervorbrechenden Anarchie die volle Regierungsgewalt wieder im Wohlfahrtsausschuß zusammenfasse und der zügellosen Presse Schranken setze. Noch immer war die Bergpartei und die gesammte Linke ein namhafter Bestandtheil der Nationalversammlung. Wenn es gelang, diesen Elementen wieder das Uebergewicht zu verschaffen, konnte unter den obwaltenden Umständen die Demokratie noch einmal in die Höhe kommen. Die Friedensverhandlungen in Basel, die wir im nächsten Abschnitt kennen lernen werden, wurden von den Jacobinern zu ihrem Vortheile ausgebeutet. Sie sahen in der Handreichung der Republik an die monarchischen Mächte des Auslandes eine Verleugnung der Prinzipien der Revolution, einen Verrath gegen die völkerbefreienden Ideen. Vor Allem aber kam den demagogischen Wühlereien in der Hauptstadt die fortwährende Theuerung der Lebensmittel, die mangelhafte Zufuhr von Getreide und Mehl aus dem Auslande zu Statten, wodurch die ärmere Bevölkerung zur Verzweiflung gebracht wurde. Begierig lauschten die Einwohner der Vorstädte den aufreizenden Worten der Jacobiner, die ihnen die Rückkehr der Robespierre'schen Zeit als die einzige Rettung aus der gegenwärtigen Noth und der bevorstehenden Unterdrückung durch die Feinde der Republik darstellten. Am thätigsten zeigten sich die Abgeordneten Goujon und Bourbotte, denen sich die ihrer Haft entsprungenen Montagnards Thuriot und Cambon anschlossen.

Der Aufstand vom Prairial.

1. Prairial 20. Mai 1795.

So kam es denn zu dem neuen großen Volksaufstand vom 1. Prairial, der letzten demokratischen Erhebung im Geiste der Schreckenszeit. In früher Morgenstunde rotteten sich die Pöbelhaufen der Vorstädte, durch den Generalmarsch und das Heulen der Sturmglocken aufgerufen, zusammen und zogen mit Piken und andern Waffen versehen nach dem Versammlungssaale, wo die Gallerien und Eingänge bereits von tobenden Weibern und Gesindel gefüllt waren,

welches die Verhandlungen der Conventsglieder durch Lärmen und wildes Geschrei unterbrach und fast unmöglich machte. Wie am 12. Germinal bildete eine Sturmpetition, worin die Freigebung der Patrioten, Brod und die Constitution vom Jahr dreiundneunzig begehrt ward, die Einleitung zu dem beabsichtigten Staatsstreiche. Unter dem Druck der eindringenden Volksmassen hofften die Montagnards die Annahme der Forderungen zu erzwingen und sich auf Grund der angeblichen Conventsdekrete des Regiments zu bemächtigen. Der alte schwache Präsident Vernier konnte nicht verhindern, daß durch tumultuarische Abstimmung unter dem Toben des Pöbels wirklich einige Beschlüsse im Sinne der Petition gefaßt wurden, kraft deren die Montagnards rasch einen Vollziehungsausschuß aus ihrer Mitte wählten. Nun erhob aber die Majorität auf den Präsidentenstuhl den standhaften, muthigen und energischen Boissy d'Anglas, der allen Stürmen und Drohungen entschlossen die Stirne bot. Der Abgeordnete Féraud, der dem vom rasenden Pöbel Bedrohten zu Hülfe kam, um dessen Leben mit dem eigenen Leibe zu decken, wurde durch einen Pistolenschuß getödtet und sein abgeschlagenes Haupt auf einer Pike dem Vorsitzenden vor das Angesicht gehalten. Eine entsetzliche Stunde um die andere verrann, ehe die aufgebotene Nationalgarde heranrückte. Die Bürger und die Jeunesse Dorée, meistens royalistisch gesinnt, zeigten keinen besondern Eifer für den republikanischen Convent. Erst spät am Abend kamen so viele Bataillone zusammen, daß sie der Insurgenten Meister wurden und die bedrängte Versammlung aus der fürchterlichen Lage befreiten. Es war Mitternacht vorüber, als die Stürmenden von der eindringenden Bürgerwehr zur Flucht gebracht wurden. Die Versammlung erklärte darauf die gefaßten Beschlüsse für ungültig und ließ dreizehn Montagnards, die sich während des Getümmels der Sansculotten besonders hervorgethan hatten, darunter Bourbotte, Romme, Goujon, Prieur von der Marne, Soubrany, Fayau, Rühl, in Haft nehmen. Damit war indessen die Gefahr noch keineswegs vorüber. Die Insurgenten hatten sich des Rathhauses bemächtigt und Cambon und Thuriot an die Spitze der neuen Commune gestellt. Als nun die Bürgerwehr unter der Anführung von Delmas nach dem Greve-
2. Prairial. 21. Mai 1795. platz rückte, rotteten sich die Aufständischen abermals in der Antonsvorstadt zusammen, drängten die Nationalgarde bis an die Tuilerien zurück und richteten einige Kanonen wider das Schloß und die Vertheidiger. Wiederum stand ein Kampf zwischen Bürgern und Revolutionsmännern in Aussicht. Doch kam es nicht zum Blutvergießen. Dem Convente, der auf den mahnenden Zuruf von Legendre auf dem Posten zu bleiben beschloß, gelang es durch Verheißungen und versöhnende Worte die Aufständischen zu beruhigen und vom Abfeuern der Kanonen abzuhalten. Man versprach, rasche Vorkehrungen zur Herbeischaffung reichlicherer Lebensmittel zu treffen und der Verfassungscommission aufzugeben die organischen Gesetze binnen vier Tagen vorzulegen. Die Insurgenten gaben sich zufrieden und zogen nach einem Versöhnungsakt nach Hause.

Aber die Strafe folgte diesen Vorgängen auf dem Fuße. Der Convent hatte vom Nordheer Truppen herbeigezogen, die mit den hauptstädtischen Streitkräften vereinigt die Vorstädte zur Auslieferung der Kanonen und der Mörder Férauds zwangen, und die Regierung in Stand setzten, eine Entwaffnung der Terroristen in allen Sectionen vorzunehmen, und die Nationalgarde einer neuen Organisation zu unterwerfen, kraft welcher Arbeiter, Dienstboten, Heimath- und Besitzlose von der Wehrpflicht ausgeschlossen waren. Nun konnte man es wagen, der jacobinischen Schreckensherrschaft für immer ein Ende zu machen und den ganzen revolutionären Organismus in seinen Häuptern zu treffen. Schon seit mehreren Monaten schwebte über den Richtern des Revolutionstribunals und dem Staatsankläger Fouquier Tinville ein Criminalprozeß, der durch die Enthüllung des gräßlichen Justizverfahrens, das die terroristischen Vollzieher des Rechts eingehalten, allgemeine Wuth und Entrüstung hervorrief. Die Angeklagten wurden für schuldig erkannt und Fouquier Tinville nebst funfzehn Richtern, unter ihnen der Präsident Hermann, zum Tode verurtheilt und unter den Verwünschungen des Volks auf die Guillotine gebracht. Das Revolutionstribunal wurde aufgehoben; an seine Stelle traten Militärcommissionen. Denn zur vollständigen Bewältigung des Terrorismus, die jetzt ins Werk gesetzt werden sollte, bedurfte man noch immer außerordentlicher Gerichtsanstalten. Und nun wurde mit rastloser Eile eine Reihe von Prozessen eingeleitet gegen alle Rädelsführer des Schreckenssystems, gegen Pache und seine Genossen vom Kriegsministerium, gegen mehrere Conventscommissare, gegen die Mitglieder der alten Regierungsausschüsse der Sicherheit und des öffentlichen Wohls, wobei man nur bei Carnot, dem „Organisator des Sieges", wegen seiner militärischen Verdienste und zwei andern eine Ausnahme machte; gegen alle Montagnards, die bei dem Aufstande des 1. Prairial sich durch revolutionären Eifer hervorgethan. Und rasch genug erfolgte das Urtheil. Schon am 17. Juni wurden sechs Mitglieder des Bergs, Goujon, Romme, Soubrany, Duquesnoy, Bourbotte und Duroy zum Tode, zwei andere zur Deportation verurtheilt. Romme, Duquesnoy und Goujon tödteten sich im Gefängniß mit einem Messer, das Romme verborgen hatte und sterbend den andern reichte; ihre drei Schicksalsgenossen, die sich gleichfalls verwundeten aber nicht auf den Tod trafen, starben unter dem Fallbeil. Dasselbe Schicksal erlitt auch einige Zeit nachher der Schreckenscommissar Lebon von Arras. Und so widerwärtig waren den Zeitgenossen die Erinnerungen an die Revolution, daß durch ein Conventsdekret alle Namen und symbolischen Zeichen aus den Tagen der Pöbelherrschaft verboten und beseitigt wurden.

Strafgerichte gegen die Terroristen.

7. Mai 1795.

Im Herzen mochten bereits manche Conventsglieder den Gedanken einer monarchischen Restauration umhertragen, und bei der Mehrheit der Nation war eine solche Wendung der heißeste Wunsch. Aber gerade in diesen Tagen wurde der unglückliche Knabe, dem seine Abstammung ein Martyrium von endlosem Jammer und unaufhörlicher Pein gebracht, der seit dem Tode seines Vaters in den

Zwei Königskinder.

Augen der Royalisten als König Ludwig XVII. gegolten hatte, durch den Tod von seinem leidensvollen Schicksal erlöst. Getrennt von Mutter und Schwester, war er in einer engen halberleuchteten Zelle des Temple mit überlegter Härte und Grausamkeit behandelt worden, zuerst von dem Schuster Simon, einem rohen durch revolutionären Fanatismus verwilderten Jacobiner, Anhänger und Hausnachbar Marats, dann, als derselbe in den Gemeinderath gewählt worden und bei dem Sturz der Hebertisten sein blutiges Ende gefunden hatte, durch zwei andere Wächter, welche die Mißhandlungen und Quälereien mit derselben unbarmherzigen Strenge fortsetzten. Die republikanische Staatsraison verlangte, daß der Abkömmling so vieler Könige aus der Welt verschwinde; dieses Ziel sollte durch unerträgliche Mißhandlungen, durch langsames Ertödten aller geistigen und körperlichen Kräfte erreicht werden. Nach dem Ende der Schreckensherrschaft wurde die Behandlung menschlicher; aber auch den Thermidorianern war daran gelegen, daß kein Rächer aus dem Temple hervorgehe. Auch war der königliche Knabe unter den Händen seiner sansculottischen Hüter bereits so sehr gebrochen und entkräftet, daß er für jede menschenwürdige Existenz unfähig erscheinen mußte. So blieb er denn in seiner Zelle, bis der Tod eintrat. Den Republikanern im Convent war das Ereigniß nicht unwillkommen: jetzt war der Graf von Provence, das Haupt der bewaffneten Emigration, der Erbe des Thrones. Mit ihm, der sich nun König Ludwig XVIII. nannte, war keine Ausgleichung im Sinne der Constitution von 1791 möglich; mit seiner Einsetzung wäre die Herstellung des alten Regime, der Adelsprivilegien und der Priesterhierarchie verbunden gewesen. Dem widerstrebte aber die Mehrheit der Nation. Selbst die Monarchisten wollten doch nicht wieder in das Joch des absoluten Königthums und des Feudalismus zurückkehren. Daß bei dem geheimnißvollen Ausgang des jungen Bourbon, bei der sorgfältigen Ueberwachung des Gefangenen und der vorsichtigen Fernhaltung fremder Personen von der Zelle und dem Lager des Unglücklichen allerlei Gerüchte, bald von Vergiftung, bald von heimlicher Entführung und von Unterschieben eines stummen Knaben gleichen Alters aufkommen und Glauben finden konnten, liegt in der Neigung der Menschennatur zum Wunderbaren und Mysteriösen. Nach dem Tode des Königssohnes hatte der Convent kein Interesse mehr, das einzige noch am Leben befindliche Glied der Familie Ludwigs XVI., die Prinzessin Maria Theresia, länger in Verwahrung zu behalten: von der Tochter konnte ja der Republik keine Gefahr erwachsen. Wir werden bald erfahren, daß von Spanien ihre Auslieferung zur Friedensbedingung gemacht ward. Aber man zog es vor, dem Kaiser Franz den Austausch seiner Verwandten gegen die einst von Dumouriez den Oesterreichern überlieferten Deputirten anzubieten; ein Angebot, das dann auch bald zur Ausführung kam.

3. Der Convent und die Coalition. Friede von Basel mit Preußen und Spanien.

Während dieser Vorgänge im Innern war Frankreich nach Außen in raschem Siegeslauf begriffen. Wir wissen, daß Belgien und das linke Rheinland bereits in die Hände der republikanischen Generale gefallen waren; nur an der Grenze von Geldern erschien noch einmal ein österreichisches Armeecorps unter Alvinzy, um den unteren Rhein zu decken. In den Herbstmonaten wurde die ganze Festungslinie in Nordbrabant von Pichegru und Moreau erobert. Bergenopzoom, Breda, Herzogenbusch, Grave, Venloo unterwarfen sich fast ohne Widerstand mit einer Eilfertigkeit, welche Zeugniß gab von der gänzlichen Muth- und Rathlosigkeit der Verbündeten, von dem Mangel an allem Selbstvertrauen in der Armee. Schon im December verließ der Herzog von York das Heer und kehrte nach London zurück, den Oberbefehl über die englisch-hannoverschen Truppen den Generalen Hartcourt und Wallmoden übertragend; in der Umgebung des Erbstatthalters von Holland gab sich solche Niedergeschlagenheit kund, daß bereits zwei Agenten nach Paris geschickt wurden, um mit dem Wohlfahrtsausschuß über einen Separatfrieden zu unterhandeln. Die Lage des Landes war auch in der That der Art, daß ähnliche Erscheinungen zu erwarten standen, wie ehedem in Mainz und in den Rheinlanden. Die ausgewanderten Patrioten, an ihrer Spitze der unternehmende Daendels, hatten sich den Revolutionsheeren angeschlossen und brannten vor Begierde die oranische Herrschaft niederzuwerfen: seit Dumouriez diente eine eigene batavische Legion unter französischer Fahne; in Paris bestand ein patriotisches Revolutionscomité, welches die Ideen von republikanischer Freiheit und Gleichheit durch Flugschriften und Agenten in Stadt und Land zu verbreiten bestrebt war; aller Orten bildeten sich Volksgesellschaften nach Art der Jacobiner; der Versuch der Regierung, eine freiwillige Landwehr zu errichten, scheiterte an der geringen Zahl der Kriegslustigen: sollten sie sich dem zuchtlosen, untüchtigen Heer der Verbündeten anschließen und die Franzosen, mit denen sie ohnedies in den Lebensansichten übereinstimmten, zu künftiger Rache herausfordern? Nur die Schwierigkeit eines Feldzuges in einem von Flüssen und Kanälen so vielfach durchschnittenen Boden, und der elende Zustand der eigenen Armee, die an Kleidung, Nahrung und allen Lebensbedürfnissen bittern Mangel litt, mit Geschütz und Kriegsbedarf aufs Dürftigste versorgt war, hielten die französischen Feldherren ab, den Waal und die Maas zu überschreiten. Aber die Natur selbst begünstigte die Unternehmungen und räumte alle Hindernisse aus dem Wege. Im December und Januar trat eine so heftige Winterkälte ein, daß alle Gewässer, Flüsse, Seen, Kanäle mit einer starken Eisdecke überzogen wurden, so daß Heere, Geschütz und Gepäckwagen wie auf festem Lande sich fortbewegen konnten. Sollten Pichegru und die trefflichen Generale, die unter ihm dienten, ein Moreau, Souham, Macdonald, Vandamme u. A. diese Gelegenheit nicht zur Unterwerfung eines Landes

[Marginal notes: Holland zur batavischen Republik umgewandelt. — 2. Decbr. 1794.]

benutzen, das ihnen reiche Hülfsmittel versprach, wo eine weitverbreitete patriotische Partei ihnen mit offenen Armen entgegenkam und ein muthloser, kriegsmüder Feind nur geringen Widerstand zu leisten vermochte? So setzte sich denn Pichegru um Weihnachten über die Eisfläche des Waal in Bewegung und unterwarf in zwei Wochen alles Land im Süden des Leck. Bald wurde auch dieser Fluß überschritten, und nun sahen sich die Generale Hartcourt und Wallmoden mit ihren zusammengeschmolzenen, durch Entbehrung, Strapazen und mangelhafte Disciplin erschöpften und entmuthigten Truppen mitten im Winter zu einem Rückzug über die Yssel und das dünn bevölkerte, ärmliche und feindlich gesinnte Land bis zur Ems gezwungen, einem Rückzug, der an Kriegsleiden und Mühseligkeiten, an Beschwerden und Gefahren reich und denkwürdig war. Von Emden aus bewerkstelligten die Engländer die Einschiffung in die Heimath und überließen die holländischen Generalstaaten ihrem Schicksal. Auch der Erbstatthalter Wilhelm V., seit seiner Einsetzung durch die preußischen Armeen und der mit ihrer Hülfe bewirkten Vermehrung seiner Hoheitsrechte im Lande wenig beliebt, schiffte sich mit seiner Familie auf einer Fischerbarke nach dem befreundeten Inselreiche ein und gab das Land seiner Väter den Franzosen preis, die noch im Laufe des Januar ihren siegreichen Einzug in die Hauptstädte Amsterdam und Haag hielten. Durch die heimkehrenden Flüchtlinge verstärkt und ermuthigt, bemächtigten sich die Ausschüsse und Clubs der Patrioten des Regiments und trafen Vorbereitungen zur Begründung einer batavischen Republik unter der Mithülfe und nach dem Vorbilde Frankreichs. Dank der klugen Mäßigung der französischen Führer und der neuen Machthaber in Paris, unterwarf sich das ganze Land fast ohne Schwertstreich und erkannte die neue Ordnung der Dinge an; selbst die sonst so gut oranisch gesinnte Provinz Zeeland sammt der Kriegsflotte schloß sich nach einigem Bedenken an; im Februar vollzogen die Generale Moreau und Souham die Besetzung der friesischen Landschaften zwischen Yssel und Ems. So wurde das reiche Land mit seinen Schätzen, Schiffen, Seehäfen und Colonien an das republikanische Frankreich geknüpft. Freiheitsbäume wurden gepflanzt, die Menschenrechte und die andern Errungenschaften der Revolution verkündigt, republikanische Gesellschaften gegründet, die Regierung überall der patriotischen Partei übergeben und nach französischem Zuschnitt eingerichtet. Die Statthalterwürde und das Amt eines Rathspensionars wurden abgeschafft, die souveräne Gewalt einer von sämmtlichen Provinzen gewählten Volksvertretung übertragen, Verwaltung und Rechtspflege im Sinne nationaler Selbstbestimmung durch Municipalitäten, Rathskörper und Justizausschüsse besorgt, die alte Landeseintheilung durch ein Departementssystem verdrängt. Aber nur zu bald empfanden die Holländer die Nachtheile dieses Löwenbundes. Die ausgehungerten und zerlumpten Truppen mußten genährt, gekleidet und besoldet werden; ein am 16. Mai im Haag mit Frank-
16. Mai 1795. reich abgeschlossener Bundesvertrag sicherte diesem Staate nicht nur freie Schiff-

fahrt auf den Gewässern und Benutzung der Seehäfen, sondern erwarb ihm auch hundert Millionen Gulden als Entschädigung für die Kriegskosten, das holländische Flandern mit Mastricht und das Besatzungsrecht in den wichtigsten Festungen, und während unter dem neuen republikanischen Regiment und seinen französischen, vom Mark des Landes zehrenden Beschützern die Staatskasse erschöpft ward und die Finanzverwaltung in Verwirrung kam, bemächtigten sich die Engländer, welche nunmehr die mit Frankreich befreundete und verbündete „batavische Republik" als einen feindlichen Staat ansahen und behandelten, nicht nur der Handelsschiffe der Holländer und beschränkten oder vernichteten ihre Fischereien, sondern sie brachten auch die meisten Ansiedelungen derselben in der Ferne an sich. Durch die Verbindung mit Frankreich und die Errichtung der untheilbaren batavischen Republik ging der holländische Freistaat seiner Selbständigkeit und seiner bisherigen geschichtlichen Stellung verlustig.

Der Anschluß Hollands an die französische Republik versetzte der europäischen Coalition einen Vernichtungsstoß. Nicht nur, daß nunmehr die Streit- und Geldkräfte des reichen Staats für die Verbündeten verloren gingen und in den Dienst des Feindes traten, das der Vertheidigung bedürftige Grenzgebiet wurde dadurch erweitert und machte größere Anstrengungen nöthig. Wie sollte aber Preußen, dessen Kräfte durch den doppelten Krieg an der Weichsel und am Rhein gänzlich erschöpft waren, solchen neuen Anforderungen gewachsen sein? Oder konnte man von den kleineren deutschen Reichsständen, die schon längst des Krieges müde waren und in Regensburg mit wachsendem Nachdruck auf Frieden mit Frankreich drangen, größere Opfer erwarten oder verlangen? Nationalgefühl, Sinn für eine ehrenvolle Reichspolitik war längst in den deutschen Fürstenkreisen verschwunden: Jeder war nur auf seinen eigenen Vortheil, auf die Sicherstellung des eigenen Gebietes bedacht und suchte aus dem bevorstehenden Schiffbruch des dahinsinkenden Reichssystems so viel als möglich zu retten. In den Wintermonaten von 1794 auf 1795 herrschte in den Berliner Hof- und Ministerkreisen große Aufregung: wir wissen, daß die beiden Kaiserhöfe im Osten im innigsten Einverständniß gegenüber Polen und der Türkei lebten. Man war in Petersburg und Wien zu der alten Politik Josephs II. zurückgekehrt: Preußens Ansprüche sollten zurückgewiesen oder beschränkt werden, Rußland und Oesterreich einander zur Vergrößerung ihrer Staaten Beistand leisten. Darüber faßte das Mißtrauen gegen die eigensüchtige treulose Staatskunst Thuguts immer tiefere Wurzeln in Berlin: Die Minister wünschten vor Allem von der Coalition entbunden zu sein. Bei der Fortdauer des französischen Krieges lag die Nothwendigkeit vor, das Clever Land und Westfalen durch eine beträchtliche Streitmacht gegen den aus Holland vordringenden Feind zu schützen, und dabei sollte Preußen zugleich die eigenen Interessen im Osten gegen Neid und Mißgunst wahren und seinen Ansprüchen durch ansehnliche Waffengewalt Nachdruck geben. Der Krieg gegen Frankreich hatte ja seinen ursprünglichen Zweck

Friedenstendenzen in Berlin.

eingebüßt, seitdem die Revolution gesiegt hatte und des Königs Haupt auf der Guillotine gefallen war. Die einflußreichsten Staatsmänner in Berlin, Haugwitz, Lucchesini, Alvensleben waren für einen möglichst raschen Abschluß des Friedens mit Frankreich, über dessen Bedingungen bereits zwischen dem Grafen Goltz und dem Bevollmächtigten der französischen Republik, François Barthelemy Verhandlungen gepflogen wurden. Aber es fiel schwer, den König für ihre Vorschläge zu gewinnen. Denn sosehr auch seit dem polnischen Feldzug eine Abspannung der Kräfte zu bemerken war, die verbunden mit körperlichen Leiden und trüber Gemüthsstimmung die Sehnsucht nach Ruhe und Frieden in ihm erzeugte, so war ihm doch der Gedanke unerträglich, daß ein preußischer König mit dem republikanischen Convent in Verbindung treten, dem Kaiser und Reich untreu werden sollte. Von England aus wurden Versuche gemacht, diese Stimmung zu nähren. Henry Spencer bot der Gräfin von Lichtenau eine beträchtliche Geldsumme, wenn sie vom Frieden abrathen würde, ein Antrag, der jedoch zurückgewiesen ward. Allmählich gelang es indessen doch den Widerwillen Friedrich Wilhelms zu überwinden; die Stimmen der Minister und Feldherren, die Erschöpfung der Staatskasse, die bitteren Eindrücke aus Polen, diese und andere Beweggründe drängten zum Frieden. Man führte ihm zu Gemüthe, daß ja sogar ein Zweig des Habsburger Kaiserhauses, Erzherzog Ferdinand von Toscana, mit dem Wohlfahrsausschuß ein Friedensabkommen getroffen, daß die bourbon'sche Königslinie von Spanien mit denselben Gedanken umgehe, daß somit die monarchische Solidarität, unter deren Schild man vor zwei Jahren ins Feld gezogen, bereits aufgelöst sei. Diese Vorstellungen hatten Wirkung; Friedrich Wilhelm ging auf den Gedanken eines Separatfriedens ein; Legationsrath Harnier erhielt den Auftrag, sich von Basel nach Paris zu begeben, um in diesem Sinne direkte Unterhandlungen einzuleiten. Er fand eine entgegenkommende Aufnahme. Die Männer, die seit dem 9. Thermidor an der Spitze des Staats standen, waren überzeugt, daß eine feste Ordnung im Innern durch die Beendigung des Weltkriegs am sichersten hergestellt werden könnte, daß das Schreckbild einer Invasion des Auslandes stets ein wirksames Mittel der Agitation in der Hand der Umsturzpartei sein würde.

Der Convent und die Coalition. Daß Preußen aus dem Kriegsbunde austrete, war bald eine ausgemachte Sache, sowohl in Paris als in Basel, namentlich als nach dem Tode des Grafen von Goltz der Minister der fränkischen Lande, Hardenberg (S. 492), ein gebildeter geistreicher Mann von angenehmen Manieren und diplomatischer Gewandtheit, als Bevollmächtigter nach der Schweizer Rheinstadt gesandt ward. (März 1795.) Nur über die Frage, in welcher Form und unter welchen Bedingungen dieser Austritt erfolgen sollte, kam man lange zu keiner Einigung. Preußen verlangte zunächst nur einen Waffenstillstand, um den Anschluß der kleineren Fürsten an den Frieden vorzubereiten, Frankreich drang auf einen definitiven Frieden und auf ein Bündniß; und während der Wohlfahrtsausschuß die Abtretung der eroberten Länder

auf der linken Rheinseite zur Grundbedingung machte, wollte Hardenberg die Territorialfrage sammt den Entschädigungen einer künftigen allgemeinen Pacification anheimstellen und der Festung Mainz eine neutrale Stellung zusichern. Mehrmals kam man so weit auseinander, daß mit dem Wiederbeginn des Krieges gedroht ward. Damit war es indessen nicht so ernst gemeint; die gemäßigte Partei des Convents, die um diese Zeit den terroristischen Aufstand niedergeworfen hatte und bereits eine royalistische Reaction ihr Haupt erheben sah, bedurfte eben so sehr einer Friedenspause zur Erholung und Sammlung, wie die preußische Regierung. Denn wer bürgte denn dem Berliner Cabinet, daß nicht Thugut ihm in einem Friedensschluß mit Frankreich zuvorkam, um desto sicherer die Beute im Osten einzuthun? Es fehlte nicht an Gerüchten von einem solchen Vorhaben. Auch in England regten sich Friedensneigungen. Es hieß sogar, Pitt habe in Paris Nachforschung angestellt, wie in dieser Beziehung die Stimmung beschaffen sei. Zu solcher Machtstellung war der Nationalconvent in zwei Jahren gestiegen, daß die Coalition stückweise vor seinen Augen zerbröckelte, daß das monarchische Europa, anstatt den revolutionären Feuerheerd zu zerstören und die andern Staaten vor jeder Ansteckung zu bewahren, sich nunmehr beeilte, Frieden und Freundschaft mit der Republik zu schließen. Belgien wurde bereits als annectirtes Land behandelt, Holland war eine demokratische Republik nach französischem Zuschnitt und unter der Schutzherrschaft der Pariser Machthaber geworden; und nun sollte auch noch das schöne Rheinland, die Perle des Reiches der französischen Republik in den Schooß fallen, der Traum, der dem alten Frankreich Jahrhunderte lang vor Augen geschwebt, unter dem verjüngten in Erfüllung gehen! Denn wie sehr sich die preußischen Staatsmänner in Basel und Berlin gegen die Abtretung der linksrheinischen Besitzungen des Königreichs sträuben mochten, der Wohlfahrtsausschuß wollte um keinen Preis von seiner Forderung abgehen. Alles was Hardenberg erlangen konnte war ein geheimer Artikel, in welchem dem Staate Preußen bei einem künftigen allgemeinen Reichsfrieden eine Landentschädigung auf der rechten Rheinseite zugesichert war. Auch willigte man ein, daß die deutschen Reichsstände, welche geneigt sein sollten auf Verwendung Preußens gleichfalls Frieden mit der Republik zu schließen, drei Monate lang von den französischen Heeren nicht bekriegt werden sollten, eine Bestimmung, die besonders für Hannover von Bedeutung war und das Ansehen Preußens im nördlichen Deutschland steigerte. Denn für den Fall, daß das Kurfürstenthum dem Frieden nicht beitrat, sollte die Berliner Regierung das Land unter preußische Obhut nehmen.

Und so kam denn am 5. April der vielgeschmähte Baseler Friede zu Stande, allerdings ein dunkles Blatt in der preußisch-deutschen Geschichte, aber das natürliche und nothwendige Ergebniß der treulosen und argwöhnischen Staatskunst der europäischen Großmächte. In diesem Friedensvertrag wurden die Länder, welche die Franzosen auf der linken Rheinseite im Besitz hatten, der

Der Friede von Basel. 5. April 1795.

Republik überlassen, somit der deutsche Strom als „natürliche Grenze" Frankreichs anerkannt; dagegen sollten alle Eroberungen der französischen Heere auf der rechten Rheinseite an Preußen und die mit ihm verbündeten Reichsfürsten zurückgegeben und alle Kriegsgefangenen in Freiheit gesetzt werden. Eine bewaffnete Demarcationslinie, dem Main entlang nach dem Neckar bei Wimpfen laufend, die Gebiete des westfälischen, fränkischen und obersächsischen Kreises umfassend, trennte demnach das deutsche Reich fortan in eine nördliche Hälfte, die unter der Aegide Preußens die Vortheile eines neutralen Friedenszustandes genießen sollte, und in eine südliche, welche unter der Vorherrschaft Oesterreichs im Kriegsverhältniß mit Frankreich verblieb. Es war der Todesschnitt in den gelähmten Reichskörper, der erste vernichtende Schlag in den tausendjährigen morsch gewordenen Bau. In Wien empfand man die ganze Schwere und Bedeutung des Baseler Friedenstractats, welcher die Einheit des Reiches auflöste und einen großen Theil der Reichsfürsten dem Einfluß des Kaisers entzog. Denn die im Norden der Demarcationslinie gelegenen Staaten, selbst Hessen und Hannover beeilten sich, die Verwendung Preußens nachzusuchen und die Vortheile der Neutralität für sich einzuthun, und blieben fortan theilnahmlose Zuschauer des Kriegs zwischen Frankreich und den Mächten, die noch bei der Coalition ausharrten. Selbst Georg III., der als König von England mit der Republik im Krieg war, schloß als Kurfürst von Hannover Frieden, aus Furcht vor einer militärischen Occupation seines deutschen Landes durch Preußen. Er entging dadurch dem Schicksale des Erbstatthalters Wilhelm von Oranien, dem das Berliner Cabinet weder die Wiederherstellung in Holland, noch eine anderweitige Entschädigung zu erwirken vermochte. Dem König Friedrich Wilhelm ging es nahe und machte ihm in der Folge manche Beklemmung, daß man seine Schwester, die Prinzessin von Oranien, zu der Stellung einer „einfachen Privatperson" herabgebracht habe und daß die französische Verwaltung die Clevesche Lande so unbarmherzig aussog; allein sein Geist war gebrochen und sein Körper siechte in Folge sinnlicher Reizmittel mehr und mehr dahin. Er ließ geschehen was zu ändern er nicht die Kraft hatte. Auch außerhalb Deutschlands traten jetzt Friedenswünsche zu Tage. Schon im Februar hatte sich Toscana mit der Republik vertragen, im Juli ahmte Spanien das Beispiel Preußens nach und schloß gleichfalls in Basel Frieden mit der Republik, und in Sardinien wurde König Victor Amadeus von vielen Seiten gedrängt, sich mit den Pariser Machthabern zu vergleichen. Für die Abtretung von Savoyen und Nizza könnte ja leicht im Mailändischen ein genügender Ersatz gefunden werden. So ging die Coalition mehr und mehr ihrer Auflösung entgegen, und der Grundsatz der solidarischen Interessen sämmtlicher monarchischer Staaten gegenüber der Revolution fand nur noch getheilte Geltung. „Der Bund von Königen, der einen Kreuzzug für Thron und Altar angekündigt, war frühe in einen selbstsüchtigen Kampf um Sonderinteressen umgeschlagen, und keiner von den Theilnehmern konnte vor dem

andern sich rühmen, daß er größere Treue und Aufopferung für den Grundsatz bewährt, um dessentwillen der Krieg unternommen war".

Spanien und die französische Revolution.

Wir wissen aus früheren Blättern (S. 405), daß Florida Blanca in den ersten Regierungsjahren Karls IV. eben so unumschränkt das spanische Reich verwaltete, wie unter dessen Vater. Aber mit dem Ausbruch der Revolution lenkte er in eine Richtung ein, die den Staat um sein Ansehen nach Außen und um die gewonnenen Fortschritte im Inneren brachte. In dem erwähnten Streit mit England um den Nootkasund an der californischen Küste, sah sich Spanien zum demüthigen Nachgeben gegenüber den Forderungen der eifersüchtigen Seemacht gezwungen; in einem Grenzkrieg mit Marokko mußte es den Frieden durch Abtretung einiger Festungen erkaufen, und in der inneren Politik ergab sich der Minister einem System der Reaction, das mit dem bisherigen Geiste seines Regiments im vollkommensten Widerspruch stand. „Alle begonnenen Reformen wurden unterbrochen", heißt es bei Baumgarten, „die bereits vollendeten so viel wie möglich rückgängig gemacht, alle liberalen Grundsätze in Verwaltung und Unterricht verdammt, die geistige Bewegung, die man mit so großer Mühe hervorgerufen hatte, erstickt, die Zeitungen und Vereine gefesselt oder unterdrückt, das Leben der Einzelnen ängstlich überwacht". Im Eifer gegen die „französische Raserei", wie der Minister die Revolution nannte, stand Florida Blanca hinter keinem zurück: er betrieb die monarchische Coalition, er begünstigte und unterstützte die Emigranten, er reizte den Zorn des Königs gegen die Nationalversammlung, er leistete den antirevolutionären und conspiratorischen Intriguen der Hofcamarilla in Versailles und Paris Vorschub. Florida Blanca sollte jedoch die Früchte seiner Thätigkeit nicht ernten. Die Königin Marie Luise und ihr unwürdiger Günstling Manuel Godoy, die ihren Einfluß und ihre maßlose Verschwendungssucht durch den Minister gefährdet glaubten, bewogen den stumpfsinnigen schwachen Bourbon Karl IV., der in unglaublicher Verblendung sich von beiden unbedingt leiten ließ, daß Florida Blanca plötzlich in Ungnade entlassen ward. Er beschloß seine Tage in unfreiwilliger Verbannung im fernen Murcia, „von wo er einst als armer Schreiber ausgegangen war".

Der Minister Florida Blanca. — *28. Febr. 1792.*

Nun wurde das auswärtige Amt dem Grafen Aranda übertragen, den wir schon früher als Freund und Fürsprecher des französischen Bündnisses kennen gelernt, einem fünfundsiebenzigjährigen Staatsmann aus der Aufklärungszeit, den Ideen der Freiheit und des Fortschritts zugethan, wie sein Vorgänger in früheren Jahren. Mit ihm lenkte das spanische Cabinet in eine Politik des Friedens und der Neutralität ein, in einem Augenblick, da sich Preußen und Oesterreich anschickten, die Revolution mit den Waffen zu unterdrücken. Zu einer Zeit also, da die nationale und monarchische Politik eine Theilnahme an der Coalition verlangt hätte, wollte man in Madrid neutral bleiben. In andern Staaten hätte eine solche Politik der Zurückhaltung und der Annäherung an Frankreich auf den Beifall der nach Freiheit dürstenden Völker rechnen können; in Spanien verlangte die ganze Nation, vorab Adel und Geistlichkeit, den Krieg wider die kirchen- und königsfeindlichen Revolutionsmänner mit fanatischem Ungestüm. Aranda's Politik war übrigens auch keineswegs nach dem Sinne des Hofes, weder des Königs, der seinen unglücklichen Verwandten aus der bedrängten und gefahrvollen Lage zu befreien wünschte, noch der Königin und des Günstlings, welche die Revolutionsideen aus voller Seele verabscheuten. Von den beiden letzteren war überhaupt der hochbetagte, eigensinnige, barsch zufahrende Aranda nur ausersehen, um

Aranda u. Godoy.

Florida Blanca aus dem Wege zu schaffen und Raum für Godoy zu gewinnen, der jetzt schon in den Vordergrund des öffentlichen Lebens zum eigentlichen Leiter der Staatsangelegenheiten erhoben ward. Er erhielt das große Staatsgut Alcudia, wurde zum Granden erster Klasse, zum Marquez und Herzog, zum Mitglied des Staatsraths ernannt; seine Verwandten und Creaturen überflutheten die höchsten und bestbezahlten Stellen; sein Einfluß war maßgebend; Aranda selbst wagte nichts von Bedeutung ohne die Zustimmung des allmächtigen Favoriten der Königin und des Königs zu unternehmen.

Godoy, Herzog v. Alcudia, erster Staatsminister.

Die Absicht, den Günstling an die Spitze des Staats zu stellen, trat denn auch bald genug aus der Verborgenheit hervor. Als die Pariser Kriegspartei an den Minister die Alternative stellte: „entweder erfüllt Spanien auch gegen das republikanische Frankreich alle in dem Familienvertrag übernommenen Verpflichtungen oder Frankreich erklärt dem Tyrannen von Castilien den Krieg wie den übrigen Despoten", da war Aranda's Neutralitätspolitik nicht mehr haltbar. Er wurde in Gnaden seines Amtes enthoben und der Herzog von Alcudia an die Spitze der Staatsgeschäfte gestellt, ein verhängnißvoller Tag für die spanische Monarchie. Mit ihm begann das Regiment des Leichtsinnes, der Frivolität, des Lasters. Denn an diesem Tage stieg der ehemalige Gardelieutenant aus einem verarmten Adelsgeschlechte in Badajoz, der keine andern Verdienste aufzuweisen hatte, als daß er ein schöner gewandter Cavalier und der Buhle der sinnlichen leidenschaftlichen Königin war, zu der höchsten Macht in dem alten stolzen Großstaat Spanien empor, in der er sich fünfzehn Jahre lang zu behaupten wußte, ein Mann, dessen natürliche Begabung und rasche Auffassung der Dinge und Personen weit überwogen wurde durch freche Leichtfertigkeit und gewissenlosen Uebermuth, der so dürftig mit Kenntnissen und allgemeiner Bildung ausgerüstet war, daß ihm ein englischer Lord nachsagte, er habe erst im Laufe seiner Ministerthätigkeit den Unterschied von Prussia und Russia kennen gelernt, und hanseatisch für gleichbedeutend mit asiatisch gehalten.

15. Nov 1792.

Spanien tritt der Coalition bei. Kriegsbegeisterung.

Die Lage, in welcher Godoy an die Spitze der Staatsgeschäfte trat, bot ihm Gelegenheit, durch ehrenvolle Thaten und durch kräftiges Eingehen in die öffentliche Meinung, in den Ruf der Nation, die Vorurtheile und das Uebelwollen, womit man im ganzen Lande seine Erhöhung aufnahm, zu zerstreuen, ja sich die Volksgunst zu erwerben. Um dieselbe Zeit wurde, wie uns bekannt, im Convent über das Schicksal Ludwigs XVI. verhandelt und die Kriegsparole gegen alle Monarchien ausgegeben. Die Madrider Regierung gab sich die größte Mühe, das Leben des Königs zu retten; wir wissen, daß die Girondisten die Vermeidung des Krieges mit Spanien und England als einen Hauptgrund für ihre Berufung an die Nation geltend machten. Als aber die Fürbitte des verwandten Hofes von den Männern des Berges mit Verachtung und demokratischem Trotze zurückgewiesen ward, als das Haupt Ludwigs XVI. auf der Guillotine fiel, da kannte die Wuth des spanischen Volkes keine Grenzen mehr. Godoy handelte ganz im Sinne der Nation, als er im Februar den europäischen Mächten die Mittheilung machte, daß Spanien den Entschluß gefaßt habe, in Gemeinschaft mit den Alliirten „die beleidigte Natur und Fürstenwürde zu rächen" und als Antwort auf die Kriegserklärung der Republik seine Heere gegen die Pyrenäen sandte. Seit Jahrhunderten hatte man in Spanien keine solche Kriegsbegeisterung gesehen, wie im Frühjahr 1793. Der hohe Adel und die Geistlichkeit wetteiferten in Opferwilligkeit: sie rüsteten Truppen aus, boten Millionen freiwilliger Gaben für die Kriegskosten; Alles forderte Waffen und stellte sich zur Fahne; von einem Ende zum andern ertönte der Ruf nach Rache an den königsmörderischen priesterfeindlichen Republikanern. „Die Nation erhob sich mit so einmüthiger Kraft zu diesem gottgefälligen Kriege, daß die Regierung auf eine Aushebung verzichten konnte, und die freiwilligen Gaben flossen so reichlich, daß

sie meinte, vielleicht zwei Feldzüge ohne eine Anleihe oder neue Steuern aushalten zu können".

Diesem kriegerischen Aufschwung entsprachen jedoch die Erfolge in keiner Weise. Hatte die französische Revolution in allen Ländern an der Zwiespältigkeit und Planlosigkeit der kriegführenden Mächte ihren stärksten Verbündeten, so war dies im höchsten Grade bei dem Pyrenäenheer der Fall. Zu einer Zeit, da sich der ganze Süden von Frankreich zu einem krampfhaften Widerstand gegen den jacobinischen Terrorismus erhob und der Einmarsch eines spanischen Heeres von gewaltiger Wirkung hätte sein müssen, begnügten sich die Generale D. Antonio Ricardos im Osten, D. Ventura Caro im Westen mit der Besetzung und Beschützung der Pyrenäenpässe, so daß eine Armee von 50,000 Mann den ganzen Sommer hindurch nichts Namhaftes ausrichtete, ja daß die „Sansculotten" sogar bei Perpignan im Roussillon einige Vortheile erlangten. In Toulon trug die Eifersucht zwischen Spaniern und Engländern nicht wenig zu dem unglücklichen Ausgang bei, den wir oben kennen gelernt haben. General Ricardos war überhaupt dem Krieg gegen Frankreich abgeneigt; er stand mit Aranda auf Seiten der Opposition gegen Godoy's Politik; aber König und Königin waren für Fortführung des Kampfes gegen die königsmörderischen Jacobiner. Ricardos starb, ehe er das Lager wieder erreichte; sein Nachfolger, Graf de la Union, erlitt durch General Dugommier, als er das Heer aus Roussillon über den Kamm der Pyrenäen zurückführen wollte, eine empfindliche Niederlage, so daß das ganze Geschütz, 150 Kanonen, alles Gepäck und 1500 Gefangene den Feinden in die Hände fielen, das übrige Heer in flüchtiger Eile nach Catalonien hinabzog, die meisten Küstenfestungen sich ergaben. Eben so erfolgreich kämpften die Franzosen im Westen, wo Fuenterabia und San Sebastian fast ohne Gegenwehr vertragsweise sich unterwarfen.

Der Waffengang in den Pyrenäen. — *1. Mai 1794.*

Mittlerweile waren die für den Krieg bestimmten Geldsummen verbraucht; die Soldaten litten Mangel, die Feinde waren im Anmarsch gegen Navarra und Catalonien. War es unter solchen Umständen zu verwundern, daß die Unzufriedenheit über das unfähige und frivole Regiment in Madrid zunahm, daß die Oppositionspartei Aranda's sich kräftiger regte, wenn gleich der alte Minister verbannt ward, daß conspiratorische Anzeichen sich kundgaben? Die Gefühle der Loyalität, die zu Anfang des Krieges so lebhaft sich geäußert hatten, waren zerronnen, und mit ihnen die Kriegslust selbst. Schmähreden, Drohungen, Verwünschungen über den leichtfertigen, übermüthigen, verschwenderischen Günstling und die sittenlose verbuhlte Königin wagten sich immer lauter hervor. Der Hof gerieth in Unruhe; man sprach von Verlegung der Residenz nach Sevilla.

Die öffentliche Meinung gegen Godoy.

Und warum führt man denn Krieg gegen die Nation, die von jeher die treueste Verbündete der spanischen gewesen war, an der Seite der Seemacht England, die von jeher das pyrenäische Reich niederzuhalten bemüht war, mit eifersüchtigen Blicken es bewacht hatte? So fragte man in den Hofkreisen und überlegte, ob man nicht die Kriegspolitik aufgeben sollte. Der König war ja nicht mehr zu retten. Vielleicht daß die Thermidorianer, die jetzt am Regiment waren, die königlichen Kinder als Preis des Friedens auslieferten. So wurden denn unter der Hand in Paris Unterhandlungen angeknüpft. Die schroffe Zurückweisung der vom Madrider Hof erhobenen Ansprüche brachte dieselben jedoch ins Stocken.

Friedenswünsche in den Hofkreisen.

Als aber im Osten der unfähige, von dem Heere gehaßte General de la Union durch Dugommier, der bei dem Angriff auf die feindlichen Schanzenstellungen die Todeswunde empfing, eine vollständige Niederlage erlitt, eine Niederlage, welche für die Spanier den Verlust von 9000 Soldaten und Offizieren, darunter der Feldherr selbst und von 200 Geschützen zur Folge hatte; als die starke Festung Figueras, die eine

Unglückliche Feldzüge. — *20. Nov. 1794.*

Besatzung von 8000 Mann mit 170 Kanonen und reichlichen Lebensmitteln besaß, bei Annäherung der Franzosen eine schimpfliche Capitulation schloß, ohne nur einen Schuß abgefeuert zu haben; da mußte Godoy, der sich während der Zeit nicht einen Augenblick in seinem Freudenleben, seinen Liebschaften und seinen leeren Zerstreuungen hatte stören lassen, die Friedensunterhandlungen wieder aufnehmen und ernstlicher betreiben. Es machte wenig Eindruck auf den leichtsinnigen Höfling, daß die Basken und Catalanen mit stürmischer Energie zur Vertheidigung ihrer Berge gegen die verhaßten Franzosen mit ihrer rohen das Land aussaugenden Kriegsweise sich erhoben; er war sich bewußt, daß die Bevölkerung sein Regiment nicht minder haßte, als den nördlichen Feind und ließ den catalanischen und baskischen Landsturm ohne Unterstützung. Nur dem geschickten General Urrutia, dem Nachfolger des gefallenen de la Union war es zu danken, daß die Franzosen nicht in das Innere des Landes vordrangen.

Friedensverhandlungen in Basel. Unterdessen knüpfte Alcudia durch Cabarrus, den Schwiegervater Talliens, nachdrücklichere Unterhandlungen mit dem Wohlfahrtsausschuß an und schickte, als er hörte, daß in Basel zwischen Preußen und Frankreich ein Friedenscongreß eingeleitet worden, den Grafen Yriarte nach der schweizerischen Grenzstadt ab, um gleichfalls mit Barthelemy eine Vereinbarung herbeizuführen. Die Verhandlungen zogen sich in die Länge: die Sorglosigkeit des allmächtigen Ministers in Madrid, die Furcht vor England, das einen Friedensschluß mit Frankreich als Kriegsfall für das britische und pyrenäische Reich zu behandeln drohte und die ablehnende Haltung der Republik gegen die Forderungen des spanischen Gesandten verzögerten jede Uebereinkunft. Der Friede mit Preußen war schon abgeschlossen, als die Verhandlungen zwischen Yriarte und Barthelemy noch schwebten. Die Ehre des spanischen Hofes und des bourbon'schen Namens legte dem Minister Godoy die Pflicht auf, sowohl für die beiden Kinder Ludwigs XVI. im Temple, als für die emigrirten Prinzen einzutreten; allein der Convent wies jede Einmischung in die inneren Angelegenheiten Frankreichs von der Hand. Mittlerweile drangen die Franzosen unter General Moncey in den nordwestlichen Landschaften weiter vor und pflanzten ihre Standarten an der Grenze des wehrlosen Castiliens auf. Diese drohende Gefahr bestimmte den Herzog sich entgegenkommender zu zeigen. Und da auch die Mehrheit der Conventsglieder dem Frieden zuneigte, so kam man endlich im Juli zum Ziel. Die Hauptschwierigkeit war ohnedies gehoben. Der unglückliche Sohn Ludwigs XVI. war kurz zuvor seinen Leiden erlegen und die Auslieferung der Tochter
22. Juli 1795. an Oesterreich eine beschlossene Sache. So wurde denn der **Baseler Frieden** zum Abschluß geführt, der für Spanien weniger Verluste und Demüthigungen in sich trug, als unter den obwaltenden Umständen erwartet werden konnte. Frankreich zog seine Heere über die Grenze zurück und lieferte die eroberten Landschaften und Festungen aus, wogegen es sich mit der Abtretung des spanischen Antheils von San Domingo an die Republik begnügte, so daß diese Insel nun ganz in französischen Besitz kam. Und auch dem spanischen Nationalstolz wurde in dem Friedensinstrument Rechnung getragen, indem der Madrider Regierung die Vermittelung des Friedens mit Portugal und den italienischen Staaten, insbesondere mit dem Papst überwiesen ward. Die Herstellung der alten Allianz, wie sie einst durch den bourbon'schen Familienvertrag vereinbart worden, brachte zwar dem Pyrenäenreich den mächtigen Schutz der befreundeten Republik und knüpfte vortheilhafte Handelsbeziehungen an, trug aber auch einen Krieg mit England im Schooß und leitete die spanische Politik in verhängnißvolle Bahnen.

Godoy als „Friedensfürst". Vertrag von Ildefonso. In ganz Spanien und insbesondere in den Madrider Hofkreisen erregte der Baseler Friedensschluß die größte Freude, und brachte dem Herzog von Alcudia Belohnungen und Ehren ein, die weit über seine Verdienste gingen. Durch königliches Dekret vom 4. September erhielt er den Titel „Friedensfürst", nebst einer Staatsdomäne von

einer Million Jahresrente. Aber nicht Alle theilten diese Gesinnung. Der Adel, der Klerus, alle eifrigen Katholiken trugen den französischen Republikanern bittern Haß. Seiner eigenen Sicherheit wegen schloß sich daher Godoy aufs Engste an den Convent an; er erkannte, daß ihr Interesse ein gemeinsames sei, daß er nur an der Seite der mächtigen Nachbarn seinen Gegnern die Stirn bieten könne, und zeigte sich daher entschlossen, der französischen Republik in Allem zu Diensten zu sein. Seitdem war Spanien mit Frankreich so innig verbunden, wie nur jemals unter der Bourbonenherrschaft, eine Verbindung, die für das Pyrenäenreich die unheilvollsten Früchte in ihrem Schooße barg. Denn England versäumte nicht die Gelegenheit, an dem Bundesgenossen Frankreichs Rache zu nehmen für den nordamerikanischen Krieg und sich einen Rivalen zur See und in der Colonialwelt vom Halse zu schaffen. Dazu bot der Vertrag von Ildefonso, den Godoy im folgenden Jahr, als Bonaparte's Siegeslauf in Italien die Macht und das Ansehen der Pariser Regierung bedeutend gehoben hatte, mit Perignon, dem Bevollmächtigten der französischen Regierung abschloß und der die Schicksale der beiden Nachbarreiche noch inniger verknüpfte, als der dynastische Familienpakt von 1761, der englischen Regierung den willkommenen Vorwand. Für Spanien war dieser Vertrag von Ildefonso zwischen der katholischen Majestät und den republikanischen Königsmördern von Frankreich nicht nur eine Verleugnung aller nationalen Ueberlieferungen und der dynastischen Ehre: indem er durch eine „immerwährende Offensiv- und Defensiv-Allianz" das Pyrenäenreich gänzlich an das Rad der französischen Eroberungspolitik knüpfte, war er auch die Quelle großer Schädigung und Verluste; er vernichtete Spaniens Seemacht, untergrub seinen Colonialbesitz und zerrüttete seine Finanzen. 19. Aug. 1796

4. Der Coalitionskrieg gegen Oesterreich-England und die Vorgänge in der Vendée und auf Quiberon.

Hardenberg hatte sich in seiner lebhaften Phantasie vorgestellt, der Baseler Friede würde die Einleitung und die Grundlage eines allgemeinen Weltfriedens abgeben. Dies erwies sich jedoch bald als eine Täuschung. Es war zwar kein Geheimniß geblieben, daß zwischen Thuguts Agenten und einigen Conventsgliedern, insbesondere Siéyès, diplomatische Besprechungen stattgefunden, daß auch der Kaiserhof einem Frieden nicht abgeneigt sich gezeigt, wenn für die Abtretung der ehemals österreichischen Niederlande ihm das Kurfürstenthum Baiern als Ersatz zugesichert würde; allein der Plan kam nicht zur Ausführung dank den Bemühungen Englands, das ein befriedigendes Gleichgewicht der Macht in Europa herzustellen suchte und darum einen neuen Subsidienvertrag anbot, sowie der Kaiserin Katharina, welche die Coalition gegen Frankreich mit einer Flotte und einer Landarmee zu unterstützen versprach. Die Coalition als Dreimächtebund. 28. Sept. 1795.

Es ist uns bekannt, wie eifrig die Kaiserin den Krieg gegen Frankreich zu schüren suchte, und wie wenig sie zur thätigen Mitwirkung geneigt war. Der Graf von Artois, damals in Petersburg, hoffte vergebens als General eines russischen Regiments gegen die Republikaner ins Feld ziehen zu können. Die großen Rüstungen und Kriegsanstalten, welche Katharina anordnete, hatten nur den Zweck, Preußen in der polnischen Theilungsangelegenheit gefügiger zu machen. Alle andern Demonstrationen waren nur Maske.

Royalistisch-priesterliche Umtriebe in Frankreich. So hatte denn der Krieg seinen Fortgang, sowohl in Deutschland, das nunmehr in zwei Heerlager getheilt war, als zur See und an den westlichen Küsten Frankreichs. Und während die republikanischen Heere ihre Waffen gegen den äußern Feind kehrten, waren die Emigranten, vor Allen der in Verona weilende Ludwig XVIII. und der Graf von Artois, der um diese Zeit von Petersburg nach England übersiedelte, aufs Eifrigste bemüht, im Innern Frankreichs die Royalisten zum Widerstand und zur Empörung zu reizen. Ihre Agenten, besonders der intrigante Abbé Brottier und der rastlose Chouan La Puisaye, setzten Alles in Bewegung, um das republikanische Regiment zu Falle zu bringen. England und Oesterreich gaben sich von Neuem den Einflüssen der Emigration hin und leisteten ihren conspiratorischen Umtrieben Vorschub; die bourbon'schen Parteigänger suchten die Unternehmungen des Auslandes durch innere Aufwiegelungen und royalistische Umtriebe zu fördern. So sehr auch Hoche und die Conventscommissarien sich bemühten, seit den Friedensverträgen von La Jaunais und La Mabilais dem gräuelvollen Bürgerkrieg in der Vendée und Bretagne ein Ende zu machen, die Insurgenten zur Niederlegung der Waffen und zur Anerkennung der republikanischen Ordnung zu bewegen: die Aufreizungen der Emissäre und Zwischenträger der Ausgewanderten, die agitatorischen Umtriebe der priesterlichen und royalistischen Fanatiker ließen es zu keiner aufrichtigen Versöhnung, zu keinem gegenseitigen Vertrauen kommen. Die Fortschritte der Reaction im südlichen Frankreich warfen neuen Zündstoff in die aufgeregten Gemüther der Chouans und Vendéer. Es war umsonst, daß
Mai 1795. die neuen Conventscommissarien im Einverständniß mit Hoche in einer Proclamation allen Bewaffneten strengste Bestrafung, allen ruhigen Einwohnern Schutz, Sicherheit und freien Gottesdienst ankündigten, und daß der Oberbefehlshaber acht Bandenführer, darunter Cormatin, in Haft nehmen ließ; die royalistisch-priesterliche Verhetzung und das Vertrauen auf die Hülfe des Auslandes führten zu neuen Schilderhebungen.

Die royalistische Expedition an die Westküste Frankreichs. Nie waren die Emigranten so thätig und hoffnungsreich als im Frühling und Sommer des Jahres 1795. Aus ganz Europa strömten ausgewanderte Royalisten nach England, um unter der Führung von Puisaye und d'Hervilly an dem Kriegszug gegen die Westküste Frankreichs Theil zu nehmen, zu dem die englische Regierung ein Landungsgeschwader und eine reichliche Menge von Kriegsbedarf aller Art, von Waffen, Pulver und Geschütz, von Lebensmitteln und
10. Juni 1795. Uniformen lieferte. Mit acht Fregatten und zehn kleineren Fahrzeugen führte Sir John Warren die Kriegsmannschaften und Vorräthe an der Landspitze Quiberon vorbei in die Bucht von Morbihan, die unfern von der Seestadt Vannes in die südliche Bretagne sich hineinzieht, geleitet von fünfzehn Linienschiffen. Die Expedition sollte den Royalisten Frankreichs das Signal zu einer allgemeinen Erhebung gegen den Convent geben und zugleich den Operationen der österreichischen Rheinarmee Vorschub leisten. Eine republikanische Flotte, welche das

Unternehmen verhindern wollte, wurde durchbrochen und in die Flucht geschlagen, so daß Warren bei Carnac zwischen der Halbinsel Quiberon und dem Golf von Morbihan landen und in den nächsten Tagen die Ausschiffung bewerkstelligen konnte. 25. Juni 1795. Es mochten gegen 4000 Emigranten sein, die Graf Puisaye ans Land führte; mit ihnen verbanden sich etwa 10,000 Chouans unter dem Befehl von Georges Cadoudal; bald waren sie im Besitze des umliegenden Landes von Auray bis Vannes. In ganz Frankreich geriethen die Royalisten und Reactionsmänner in Bewegung; in Paris und in andern Städten bildeten sich bourbon'sche Comités, welche im Interesse der Prinzen wirkten; die Abneigung des Landes gegen den Convent kam den Aufwieglern zu Statten; es schien als ob die Tage der Republik zu Ende gingen und die Monarchie wieder im Triumph einziehen würde. Da trat es aber rasch zu Tage, wie wenig noch die Dinge zu einer royalistisch-klerikalen Restauration angethan waren, wie weit die Ziele und Tendenzen der Führer auseinander gingen. Während Puisaye, einst Mitglied der Constituante und mit den Girondisten befreundet, als Agent Ludwigs XVIII. für eine Versöhnung der Parteien unter der Fahne einer constitutionellen Monarchie und mit Anerkennung der durch die Revolution geschaffenen Staatsordnung wirkte, steuerte Brottier, der Vertraute des Grafen von Artois, auf eine Rückführung des alten absolutistischen Regime's, des monarchisch-feudalen Zustandes von ehedem los. Auch die einflußreichsten Insurgentenhäupter in der Vendée waren uneinig. Aus Neid auf Charette, den Ludwig XVIII. zum Generallieutenant erhoben, hielt sein Nebenbuhler Stofflet seine Schaaren von der Theilnahme am Kampfe zurück; und Graf d'Hervilly, ein eigensinniger und fanatischer Emigrant der unversöhnlichsten Art, war nicht geneigt sich dem Grafen Puisaye unterzuordnen, den er eben so bitter haßte, wie die Republikaner. Anstatt daß beide mit vereinigten Streitkräften in das Innere der Halbinsel vorgedrungen wären und die Chouans an sich herangezogen hätten, richtete d'Hervilly sein ganzes Augenmerk auf die Besetzung der schmalen, sandigen, nur von einigen Fischern bewohnten Landzunge Quiberon und die Bewältigung des Fort Penthièvre am nördlichen Ende derselben, ließ aber Puisaye und die aufständischen Bauern in der Gegend von Auray ohne allen Beistand. Dadurch fand der thätige umsichtige Hoche Zeit, seine geringe Mannschaft durch Herbeiziehung der Generale Dubayet und Canclaux zu verstärken und den Feind vom weiteren Vordringen abzuhalten. Umsonst versuchten die Insurgenten das befestigte Lager von St. Barbe zu erstürmen; von den Wällen zurückgeschlagen, zerstreuten sie sich in kleinen Abtheilungen über das Land oder zogen nach Quiberon, wo bald eine Volkszahl von 20,000 Köpfen zusammengedrängt war, ohne Obdach und genügende Nahrungsmittel. Die im Lande umherziehenden Haufen wurden in kleinen Gefechten aufgerieben, wobei der Ritter von Tinteniac den Tod fand; und als d'Hervilly mit 3500 Emigranten über die Bucht setzte und bei Carnac in ein Treffen sich einließ, erlitt er eine Niederlage durch den

16–18. Juli 1795. überlegenen Feind und wurde selbst im tapfern Kampfe auf den Tod verwundet. Was nicht umkam, rettete sich nach der Halbinsel unter den Schutz des Fort Penthièvre und der englischen Kriegsschiffe.

Die Katastrophe auf Quiberon. Dort landete um dieselbe Zeit eine zweite Abtheilung von 1500 Emigranten unter dem jungen Grafen von Sombreuil. Und nun erlebte die Welt eine Kriegstragödie, die an das Schicksal der Spartaner auf Sphakteria erinnert (II, 580). Die Engländer hatten die Reihen der Emigranten mit etlichen tausend französischen Kriegsgefangenen verstärkt, die im Herzen republikanisch gesinnt waren; auch unter den Besatzungstruppen des Fort, die nach der Uebergabe in d'Hervilly's Dienste getreten, theilten viele diese Ansichten. Hoche und die Conventscommissare Tallien und Blad, die auf die Kunde von der Landung auf den Kriegsschauplatz gesandt worden waren, erhielten durch einen Ueberläufer genaue Kunde über die Lage der Dinge. Darauf baute der General einen kühnen Kriegsplan. Während er selbst von der Vorderseite das Fort belagerte, schlichen in einer stürmischen Nacht zur Zeit der Ebbe zwei Heerhaufen auf den beiden schmalen von den Wellen gepeitschten Seiten zwischen dem Fuße des Festungswerks und dem atlantischen Meer nach der andern Seite, wo sie von ihren Gesinnungsgenossen freudig empfangen wurden. Im Rücken und in der Fronte zu gleicher Zeit angegriffen, vermochte das Fort keinen dauernden Widerstand zu
20. Juli 1795. leisten. Am Morgen waren die Republikaner Meister des festen Ortes und damit der ganzen Landzunge. Und nun drängten die Royalisten und die Tausende von Flüchtlingen jedes Alters und Geschlechts, die sich dahin gerettet hatten, nach dem südlichen Theile, um dort von den englischen Fahrzeugen aufgenommen zu werden. Aber es dauerte mehrere Stunden, ehe man auf den Schiffen die Nothzeichen vernahm und verstand und sich dem Lande näherte. Unterdessen rückten die Republikaner, verstärkt durch die Ueberläufer, immer drohender heran. Hoche verzögerte absichtlich den Marsch aus Menschlichkeit; aber Tallien, bei dem wieder der alte Jacobiner erwachte, drängte vorwärts. Bald fielen feindliche Kartätschen und Flintenkugeln in die dichte Menschenschaar, welche sich in Todesangst in die Boote stürzte, um auf die Flotte gerettet zu werden. Die Einschiffung ging in wilder Unordnung und unter Scenen des Entsetzens vor sich. Im Rücken der heranstürmende Feind, von der See her das Kanonenfeuer der Engländer, welche den Marsch der republikanischen Truppen zu hemmen suchten. Puisaye brachte frühzeitig seine Person und seine Briefschaften in Sicherheit, indem er sich unter den ersten auf die Flotte rettete; er sehnte sich nicht nach der royalistischen Märtyrerkrone. Der junge hochherzige Sombreuil dagegen, dessen greiser Vater unter der Guillotine gefallen war, verschmähte die Flucht und suchte mit seinen tapfersten Kampfgenossen die Abfahrt zu decken. Aber während noch die Einschiffung im Gange war, stürmten die republikanischen Truppen unter den Generalen Humbert und Menage heran. Man hörte den Ruf: „Ergebt euch, es soll euch Nichts geschehen!“ Aber wie sollte im Getümmel und im

Eifer des Kampfes der Ausruf Beachtung finden? Erst als auch noch die letzten der Londoner Kriegsgefangenen zum Feinde übergingen und für die Emigranten Alles verloren war, legten Sombreuil und seine Gefährten die Waffen ab. Hoche begegnete ihnen mit Achtung, aber ihre Berufung auf die angebliche Capitulation wies er als unbegründet zurück. Er habe keine Ermächtigung dazu ertheilt. Er hemmte die weitere Einschiffung und gebot, daß man alle Gefangenen, über 6000 Menschen, nach Vannes und Auray schaffe. Dort setzte man die Weiber, Kinder und diejenigen, welche zur Theilnahme gezwungen worden, in Freiheit, die Emigranten aber, etwa tausend an Zahl, wurden vor ein Kriegsgericht gestellt. Gerne hätte Hoche den Grafen Sombreuil gerettet; aber der tapfere Edelmann wies den Vorschlag standhaft zurück; ja er erbot sich zum Sühnopfer für die Gefährten. Der republikanische General zog darauf mit seinen Truppen in das innere Land, um an der Blutarbeit keinen Antheil zu nehmen. Im Convent beschloß man auf Talliens Antrag, dem Gesetze seinen Lauf zu lassen. Der alte Montagnard wollte nicht der Verdächtigung seiner Gegner, als ob er Sympathien für die Royalisten hege, Raum geben. Und so wurden denn sechs- bis siebenhundert Emigranten, Offiziere und Mannschaften, an ihrer Spitze der ritterliche Sombreuil, der eine junge schöne Braut in England zurückgelassen hatte, zum Tode verurtheilt und erschossen. Noch jetzt bezeichnet man den Ort der Hinrichtung in Auray als die Opferwiese. Zur Vergeltung ließ darauf Charette eine gleiche Anzahl gefangener Republikaner niedermachen. Mit solchen Blutscenen weihte man die Wiederkehr des 9. Thermidor ein.

In England zog der unglückliche Ausgang der Expedition der Regierung schwere Vorwürfe zu. Man beschuldigte sie, daß sie das Unternehmen nicht ausreichend unterstützt habe. Diese Beschuldigung war wenigstens in Betreff der Anschaffungen und Ausrüstungen unbegründet. An Geldaufwand hatte es das Ministerium nicht fehlen lassen. Pitt tröstete sich, daß bei der Expedition wenigstens kein englisches Blut geflossen, erhielt aber von Sheridan die Entgegnung, dafür sei englische Ehre aus allen Poren geströmt.

In der Vendée hatte die Landung der Emigranten auf Quibéron neue Hoffnung und Kriegslust geweckt. Diese wurde noch erhöht, als einige Wochen später eine neue Sendung von Waffen, Munition und Uniformen eintraf zugleich mit der Nachricht, der Graf von Artois werde mit einer Anzahl französischer Offiziere auf englischen Schiffen an der Küste landen und sich an die Spitze der Insurgenten stellen. Wirklich ging auch der Prinz mit einigen tausend Emigranten und Engländern in Portsmouth unter Segel. Eine neue kriegerische Begeisterung erfüllte die Herzen der Aufständischen im Süden und Norden der Loiremündung. Charette und Stofflet erwarteten eine allgemeine Schilderhebung der klerikal-royalistischen Bevölkerung in ganz Frankreich unter bourbon'scher Fahne. Allein wie wenig gingen auch diese Erwartungen in Erfüllung! Nach längerem zwecklosen Aufenthalt in derselben Unglücksbai von Quibéron und an der Insel Noirmoutiers und nach vielem Berathen über den Landungsplatz, legte

Ausgang des Vendeer Bürgerkriegs.

25. Aug. 1795.

sich endlich die Flotte bei der kleinen Felseninsel d'Yeu vor Anker. Von dort aus erhielt Charette eine Botschaft, er möge seine Truppen nach der Küste führen, wo sich der Prinz und seine Begleiter mit ihm vereinigen würden. Als aber der Insurgentenführer mit seinen Royalistenhaufen am Strande erschien, brachte
10. Okt. 1795. ihm ein zweiter Adjutant einen Ehrendegen und die Nachricht, der Prinz habe die Landung auf eine günstigere Zeit verschoben. Zornig ließ der Feldherr dem Bourbon melden, diese Nachricht sei sein eigenes Todesurtheil. Er wußte, daß das Scheitern dieser letzten Hoffnung die ermüdete und friedenbedürftige Vendée dem republikanischen General, der Menschlichkeit mit Kraft und militärischer Erfahrung verband, und mit dictatorischer Gewalt über eine beträchtliche Streitmacht gebot, in die Arme führen würde. Das ganze Unternehmen hatte nur die Folge, daß unermeßliche Kriegsbeute in die Hände der Republikaner fiel, und daß die Nation die Ueberzeugung gewann, die Emigration sei unfähig, die Fahne des Royalismus wieder aufzupflanzen. Ohne irgend eine Waffenthat unternommen zu haben, segelte der Bourbon wieder ab. „Mir bleibt nun nichts mehr übrig", sagte Charette, „als zu fliehen oder zu sterben, ich werde sterben". Der Tod ließ nicht lange auf sich warten. Nach tapferem Kampfe in der Feldschlacht besiegt und mit Wunden bedeckt, gerieth der Insurgentenführer in Gefangenschaft und wurde durch kriegsrichterlichen Spruch in Angers zum Tode verurtheilt. Es wurde schon früher gemeldet, daß die beiden kühnen Rebellenführer
21. 26. Febr. 1796. Charette und Stofflet erschossen wurden.

Der Feldzug am Rhein. Wenn die Engländer bei der Unterstützung des Emigrantenzuges nach dem westlichen Küstenlande Frankreichs die Absicht hatten, den österreichisch-deutschen Heeren am Rhein eine Erleichterung zu verschaffen und eine Theilung und Schwächung der französischen Streitkräfte herbeizuführen, so wurde dieser Zweck nicht verfehlt. Mit den Erfolgen im Westen hielten die Waffen der Republikaner im Osten nicht gleichen Schritt. Ermuthigt durch den Sieg über die Emigranten und Engländer, ertheilte nämlich der Wohlfahrtsausschuß den beiden Feldherren Pichegru am Oberrhein und Jourdan am Niederrhein die Weisung, „mit höchstem Nachdruck über den Strom vorzugehen, ihre Heere auf feindlichem Gebiet zu erfrischen und die deutschen Staaten zum Frieden auf Gnade und Ungnade zu zwingen". Oesterreich sollte dadurch genöthigt werden, die Niederlande, deren
1. Okt. 1795. Einverleibung in die französische Republik der Convent um diese Zeit verfügte, so wie alle linksrheinischen Besitzungen abzutreten. Die Franzosen überschätzten aber ihre Kräfte und stießen auf heftigeren Widerstand als sie erwartet hatten, ja sie erlitten Niederlagen an denselben Orten, in die sie vorher als Sieger eingezogen waren, wenngleich die baierisch-pfälzische Regierung sich wieder eben so kleinmüthig und zweideutig benahm, wie im Jahr 1792. Noch einmal fiel ein letzter Sonnenblick auf die österreichisch-deutschen Waffen. Unter der Anführung der wackern Feldherren Clerfait und Wurmser widerstanden die österreichischen und süddeutschen Armeen mit Erfolg den französischen Heeren, die, im Ver-

trauen auf die Zwietracht der deutschen Fürsten, auf die Feigheit und Verrätherei vieler Beamten und Befehlshaber, den Rhein überschritten, und nachdem ihnen der pfälzische Minister Hompesch feigherzig die Stadt Düsseldorf übergeben, am Main und Neckar Eroberungen zu machen suchten. Erschreckt flüchteten sich wie drei Jahre früher die geistlichen und weltlichen Höfe am Rhein in das Innere des Reichs, hinter den Schutz der Neutralitätslinie; alle Straßen waren mit Auswanderern und Fliehenden gefüllt. Heidelberg und das Neckarthal fielen in die Hände des Feindes. Aber bald führten die österreichischen Waffen eine Wendung herbei. Nach Clerfaits Sieg bei Handschuchsheim über Pichegru und 24. Sept. 1795. nach den glücklichen Gefechten der Oesterreicher an der Nidda mit Jourdan zogen sich die Franzosen über den Rhein zurück, ihre Flucht mit Raub, Verwüstung und thierischen Ausschweifungen bezeichnend. Nun gedachten die Franzosen die Festung Mainz, die sie mit starken Belagerungswerken umgeben hatten, wieder in ihre Gewalt zu bringen. Aber auch dieses Vorhaben wurde vereitelt. In einer stürmischen Oktobernacht drang Clerfait in die Schanzen ein und am nächsten Morgen war der Feind hinausgeworfen. Der glorreiche Sieg bei Mainz, 29. Okt. der 138 Geschütze und 1700 Gefangene in Clerfaits Hände brachte und die deutsche Waffenehre glänzend herstellte, verschaffte dem österreichischen Oberfeldherrn den Besitz des überrheinischen Landes und setzte ihn in den Stand, den Franzosen Heidelberg wieder zu entreißen und nach einem furchtbaren, 22. Nov. mehrtägigen Bombardement die feste Hauptstadt Mannheim zu erobern, die der pfalzgräfliche Befehlshaber Oberndorf auf geheime Weisung von München bei der ersten Aufforderung mit den reichen Vorräthen an Kriegsbedarf schmachvoll dem Feinde übergeben hatte wie vorher Hompesch die andere Hauptstadt Düsseldorf. Ein Theil der Stadt lag in Trümmern, als die Deutschen wieder einzogen. Hunger und Kriegsnoth drückten mit schwerem Gewicht auf die gesegneten Fluren am Rhein, als der siegreiche Feldherr, verstimmt über die ränkevolle Regierung Thuguts und die ungerechten Vorwürfe des Kriegsraths, zum allgemeinen Erstaunen seine Entlassung begehrte und auch wirklich erlangte. Sein Nachfolger wurde Erzherzog Karl, des Kaisers Bruder, der bald glänzende Proben eines ausgezeichneten Feldherrntalents ablegte. Diese Mißerfolge der französischen Waffen waren nach Louis Blanc die Früchte der royalistischen Reaction. Nur der Abschluß eines Waffenstillstandes, zu dem sich die österreichischen Generale im Winter von 1795/96 durch die Nothstände ihrer Armeen gezwungen sahen, schützte die Franzosen vor weiteren Unfällen. In Wien betrieb man aber den Krieg am Rhein sehr lässig, weil Thugut, dessen Haß und Mißtrauen gegen Preußen, auch nachdem die polnischen Theilungsverträge endlich abgeschlossen waren, ungeschwächt fortdauerten, sich nicht entschließen konnte, das gegen jene Macht aufgestellte Beobachtungsheer für den französischen Krieg zu verwenden. In den Augen des österreichischen Ministers war Preußen „die leibhafte Verkörperung politischer Verworfenheit". Als sich Rußland und England bemühten,

ihm eine günstigere Meinung beizubringen, sagte er voll Aerger, „Preußen will wie immer alle Parteien betrügen, sich zwischen den kriegführenden Mächten halten, deren Erschöpfung benutzen, endlich Allen den Frieden nach seinen Wünschen vorschreiben und dabei für sich selbst greifbaren Vortheil ernten". In diesem Gegensatz lag der Hauptgrund des Unglücks, das bald genug über Deutschland hereinbrach.

II. Uebergang zum Directorium.

Geschichtsliteratur: Neben den S. 737 f. aufgeführten Werken kommen bei dem folgenden Abschnitt hauptsächlich nachstehende Schriften in Betracht: Barante, Histoire du Directoire de la républ. Franç. Par. 1855. 3 voll. (Fortsetzung der Hist. de la convention nationale. Paris 1851 ff. 6 voll. von demselben Verf.). — Buonarotti, Conspirat. de Babeuf. Bruxelles 1828. 2 voll. — Delarue, Hist. du 18me Fructidor. 1821. 2 voll. — Ueber die ersten Jahre der militärischen und politischen Thätigkeit Nap. Bonaparte's sind von besonderer Bedeutung: Correspondance de Nap. Bonap. in verschiedenen Sammelwerken, so wie dessen Mémoires écrits à St. Hélène. P. 1822. 8 voll. — Sodann die Memoiren von Bourrienne (nebst der Gegenschr. Bourrienne, ses erreurs cet. 1830. 2 voll.) — von Marmont (duc de Raguse) 1856 f. 9 voll. — von Lavalette (mémoires et souvenirs. P. 1831. 2 voll.) u. A. — Schlosser, Nap. neueste Lobredner und Tadler, in „Archiv. für Gesch. u. Lit." t. 3. 4. (Auch besonders abgedr. unter d. T. Zur Beurtheilung Napol. 1833). — Clausewitz, Der Feldzug von 1796 in Ital. Berl. 1833. — Lanfrey, Hist. de Nap. I. 4 voll. Par. 1867—70. Auch D. von E. v. Glümer. Berl. 1869. — Böhtling, Nap. Bonap., seine Jugend u. sein Emporkommen bis zum 13. Vend. Jena 1877. — Ueber Italien: Botta, Storia d'Italia dal 1789 al 1814. Par. 1824. Auch Deutsch von Förster. Quedlinb. u. Leipz. 1827—31. 8 Bde. — Coppi, Annali d'Italia dal 1750. Firenze 1862. 11 voll. — Das schon früher erwähnte Buch von Daru, Hist. de la républ. de Venise. Auch D. v. Th. Ruprecht. Leipz. 1859. t. IV. — Ueber Deutschland und Oesterreich findet man ausführliche bibliograph. Nachweisungen am Schlusse des Werkes von C. Th. Perthes, Polit. Zustände u. Personen in D. zur Zeit der franz. Herrschaft. Gotha 1862. 1869. 2 Bde.

1. Schluß des Convents und der 13. Vendémiaire.

Die Verfassung vom Jahr III.

Mittlerweile waren in Paris Ereignisse eingetreten, welche der Weltlage bald eine neue Gestalt geben sollten. Um die Zeit, da der Convent die letzten anarchistischen Zuckungen siegreich niederwarf, da die republikanischen Heere die klerikal-royalistische Schilderhebung erfolgreich bekämpften und die Tricolore auf dem rechten Rheinufer entfalteten, vollendete die Verfassungscommission der Elf unter Boissy d'Anglas' Vorsitz das dritte Constitutionswerk, das der republikanischen Staatsordnung der Zukunft ihre Grundlagen und Formen geben sollte. Die constitutionell-monarchische Verfassung vom J. 1791 war den Verhältnissen der Gegenwart nicht mehr angemessen; die demokratisch-republikanische Consti-

tution, welche die gesammte Staatsgewalt, die vollziehende und die gesetzgebende, ja selbst die richterliche einer einzigen Körperschaft beilegte, stimmte nicht mehr zu den Anschauungen und Richtungen des Tages: so schuf man denn eine neue Staatsform, in welcher die Prinzipien und Errungenschaften der Revolution unangetastet bleiben, die Volkssouveränetät anerkannt, aber ihre Ausübung in feste Linien eingeschlossen und auf gewisse gesetzlich bestimmte Willensakte beschränkt, die Grundsätze von Freiheit, Gleichheit, Menschenrechten genau begrenzt, die bürgerlichen Rechte und Pflichten in ein Gleichgewicht gesetzt werden sollten. Vor Allem wurde gegenüber den utopischen Gleichheitsträumereien der Communisten und den Doctrinen von einem angeblichen Naturrecht der Schwerpunkt des Staats auf Besitz und Eigenthum gelegt. „Ein Land, das durch die Besitzenden regiert wird", sagte Boissy d'Anglas, „ist in der richtigen socialen Ordnung; die Regierung der Besitzlosen ist der rohe Naturzustand". Demgemäß wurde in dem Verfassungsentwurf das bürgerliche Wahlrecht und der Eintritt in die Nationalversammlung an eine aktive Steuer und einen festen Wohnort geknüpft, und die Regierungsform in der Art eingerichtet, daß die Gesetzgebung und Vollzugsgewalt getrennt war. Der gesetzgebende Körper, von Urversammlungen in kleinen Wahlkreisen gewählt, sollte in den Rath der Fünfhundert zerfallen, wozu ein bestimmter Census und ein Alter von dreißig Jahren erforderlich war, und in den Rath der Alten, halb so stark an Zahl, aber mit einem Alter von mindestens vierzig Jahren. Ueber die vollziehende Gewalt einigte sich die Commission nach längeren Verhandlungen dahin, daß die Fünfhundert eine Candidatenliste aufstellen, aus welcher der Rath der Alten fünf Directoren als höchste Regierungsbehörde zu wählen haben sollte. Die Nationalversammlung gab dem Commissionsentwurf in allen wesentlichen Aufstellungen ihre Zustimmung, nur daß sie die mittelbare Wahl durch Wahlmänner wiederherstellte. Ein von Siehès vorgelegter Gegenentwurf mit einem Tribunat, welches die Interessen der Bürger wahren, und einer „Constitutionsjury", welche über die Ausführung der Gesetze wachen sollte, fand wenig Unterstützung. Die Verfassungsurkunde vom Jahr III war der Versuch, dem bestehenden System Dauer zu verleihen: die gemäßigt demokratische Republik mit allen religiösen und politischen Freiheiten und Rechten, welche die Revolution geschaffen, sollte befestigt, eine Mittelstufe zwischen Jacobinismus und klerikal-royalistischer Reaction eingehalten werden; daher sollten auch die Gesetze über das Vereinswesen wie über die Emigrantengüter in Geltung bleiben.

Die Nachwehen u. die royalistische Conspiration.

Aus vielen Anzeichen konnte indessen der Convent wahrnehmen, wie wenig die öffentliche Meinung auf Seiten der Männer stand, welche bei der Robespierre'schen Schreckenszeit mitgewirkt hatten, wie sehr die rückläufige Strömung im Anschwellen begriffen war. Mehrere Pariser Sectionen stellten das Begehren, daß die Versammlung die noch in ihrer Mitte befindlichen Terroristen ausstoße und die Verhafteten zur schleunigen Aburtheilung vor ein Kriegsgericht

stelle. Bei solcher Stimmung konnte der Convent den sichern Schluß ziehen, daß eine neue Abgeordnetenwahl für die große Mehrzahl der Mitglieder das Todesurtheil sein, daß der bürgerliche Mittelstand mit der royalistischen Reaction gemeinsame Sache machen würde. Um diesem gefährlichen Bunde die Stirne bieten zu können, näherte sich die Versammlung wieder der Demokratie und suchte den Beistand der republikanischen Militärmacht, um sich durch eine Art Staatsstreich die Wiedererwählung zu sichern. Die Verfassungsurkunde setzte fest, daß in beiden Räthen jährlich ein Drittel der Abgeordneten neu gewählt werden sollte. Auf Grund dieser Bestimmung fügte nach dem Vorschlage des Commissionsmitgliedes Baudin der Convent dem Constitutionswerk eine höchst eigenmächtige Clausel bei, indem er diese für die Zukunft geltende Bestimmung schon bei der bevorstehenden ersten Wahl in Anwendung zu bringen beschloß und festsetzte, daß zwei Drittel der gesetzgebenden Räthe durch die Wahlkörper der Departemente aus den gegenwärtigen Conventsdeputirten gewählt werden müßten, und daß in den Fällen, wo zwei oder mehrere Wahlbezirke denselben Abgeordneten wählten, die Besetzung der vacanten Stellen nicht dem Volke durch eine
5. und 13 Fructidor 22. 29. Aug. 1795. Neuwahl, sondern dem Convente selbst zustehe. Auch sollte das Militär zur Abstimmung herangezogen werden. Gegen diese „Nachfugen" erhob die Pariser Bürgerschaft, welche dadurch die Beseitigung des verhaßten Convents in weite Ferne geschoben sah, und von den Royalisten und bourbon'schen Agenten aufgestiftet wurde, Einsprache und forderte die volle Freiheit der Wahl für die Nation. Die Pariser Sectionen, wo die Gegner der Republik das entscheidende Wort führten, eine Anzahl jüngerer Literaten und Journalisten, die goldene Jugend, die in ihren reactionären Bestrebungen weit über Frérons ursprüngliche Absichten hinausging, die Parteigänger der Emigranten, diese und andere Führer und Werkzeuge einer rückläufigen royalistischen Agitation setzten Alles in Bewegung, um die Verfassung mit ihren Wahldekreten zu Falle zu bringen. Den Urversammlungen in den Sectionen und Wahlkreisen müsse kraft der Volkssouveränetät die letzte freie Entscheidung anheimgegeben werden: es sei heilige Pflicht aller Patrioten, der Nation dieses Recht zu bewahren und im Falle einer Vergewaltigung es durch einen bewaffneten Aufstand zu erringen. Auch in die Provinzen wurde die Bewegung getragen; da und dort wurden Conventscommissare verhöhnt und mißhandelt. Es traten ähnliche Erscheinungen wie zur Zeit der Jacobinerherrschaft zu Tage, nur in umgekehrter Richtung. Und selbst bei der Armee, so sehr diese im Allgemeinen an der Fahne der Republik festhielt, zeigten sich Spuren von Abfall. General Pichegru unterhielt mittelst des Neuenburger Buchhändlers Fauche-Borel einen geheimen Briefwechsel mit dem Prinzen von Condé, der ein kleines Emigrantenheer am Oberrhein befehligte. Der Plan war, der republikanische General sollte auf das rechte Ufer hinübersetzen, sich dort mit Condé und seinen Truppen vereinigen und dann auf Paris losziehen, wo die Gesinnungsgenossen sich anschließen würden. Aber ehe das conspiratorische

Vorhaben zur Ausführung kommen konnte, war der Sieg des Convents entschieden.

Als am 6. September die Urversammlungen im ganzen Reiche vorgenommen wurden, zeigte es sich, daß die monarchistische Bewegung doch noch nicht solchen Umfang gewonnen hatte, wie die klerikal-royalistische Partei gehofft, obwohl der Graf von Artois gerade damals vor der Westküste erschienen war. Nicht nur die Verfassung selbst wurde mit überwiegender Mehrheit angenommen, auch die Wahldekrete, gegen welche die royalistische Agitation vorzugsweise gerichtet war, erhielten weitaus die größere Stimmenzahl, vielleicht weniger aus Sympathie für die Republik, als weil die Masse der Bürger sich nach Ruhe und Ordnung sehnte und nicht in den Strudel einer neuen Revolution gestürzt sein wollte. Auch die Regimenter der Linientruppen sprachen sich für die Constitution vom Fructidor aus. In sicherer Zuversicht eines vollständigen Sieges ordnete der Convent die Wahlen für die Abgeordneten auf den 12. Oktober an und setzte den Termin für die Eröffnung des neuen gesetzgebenden Körpers auf den 6. November fest.

Die Republikaner im Vortheil.

Nun trat an die antirepublikanische Partei die Alternative heran, sich zu unterwerfen oder mit Gewalt die Ausführung der Wahlgesetze zu verhindern. Die Pariser Sectionen, deren Ausschüsse seit der Auflösung des alten Gemeinderaths das Regiment führten und über die Nationalgarde verfügten, beschlossen den Kampf. Seit den Tagen des Schreckens waren die hauptstädtischen Vereinigungsorte nicht so belebt gewesen wie in den letzten Tagen des September und den ersten des Oktober, dem Vendémiaire des republikanischen Kalenders. Unter der Leitung der Section Lepelletier, die an royalistischem Eifer allen übrigen voranging, wurden Maßregeln berathen und beschlossen, wie man die Fortdauer der Conventsherrschaft verhindern möge. Man konnte auf eine Bürgerwehr von mindestens 20,000 Mann rechnen, während die Nationalversammlung in den Tuilerien höchstens 5000 Bewaffnete zu ihrer Verfügung hatte. Aber die Gefahr gab dem Convent Eintracht und Muth. Wenn gleich in seinem Schooße sich manche Mitglieder befanden, die wie Boissy d'Anglas, Lanjuinais u. A. im Herzen Royalisten waren, in den kritischen Momenten handelten alle einig. Als die Pariser Wahlmänner ihre Versammlung schon am 3. statt am 12. Oktober abhalten wollten, wurden sie daran verhindert; drohende Strafedikte untersagten jedes militärische Aufgebot; alle Volksversammlungen wurden verboten. Die Regierungsausschüsse setzten eine Commission von fünf Mitgliedern ein, „zum Schutze der öffentlichen Ordnung" unter dem Vorsitz des im vorhergehenden Jahre zum General ernannten Abgeordneten Barras. Dieser trug kein Bedenken, die Trümmer des alten Revolutionsheeres, die „harten Fäuste" der Vorstädte von ehedem unter die Waffen zu rufen und mit den in Paris vorhandenen Mannschaften von der Linie zu vereinigen. Abgesetzte Beamte aus der Schreckenszeit mehrten die Reihen. Selbst Santerre's Name erschien noch einmal

Die Pariser Sectionen im Aufstand.

unter den „Patrioten von 1789". Alle diese Maßregeln erinnerten so sehr an die Zeiten der Jacobinerherrschaft, daß die bürgerliche und royalistische Opposition an Stärke gewann, und daß General Menou, welchem der Sicherheitsausschuß den Oberbefehl übertrug, aus Widerwillen gegen die ehemaligen Werkzeuge des Terrorismus unter dem Regierungsbanner gegen die Section Lepelletier,
4. Okt. 1795. deren Versammlungshaus er räumen und schließen sollte, sich so schonend und zweideutig benahm, daß manche Stimme ihn der Verrätherei bezichtigte. Und als es nun den Aufständischen gelang, den General Danican, der einst in der Vendée gegen die Insurgenten gekämpft aber von dem Wohlfahrtsausschuß abgesetzt worden war, zur Uebernahme des Oberbefehls zu bewegen und damit mehr Einheit in die Unternehmungen zu bringen, da war die Lage der Conventsregierung nicht ohne Gefahr.

Der 13. Vendémiaire (5. Okt. 1795). Dies entging weder der Nationalversammlung, die auch während der Nacht in den Tuilerien beisammen blieb, noch dem General Barras, dem bei der zweifelhaften Haltung Menou's die Leitung der militärischen Anordnung hauptsächlich zufiel. Da erinnerte sich dieser des Generals Napoleon Bonaparte, der nach Robespierre's Sturz durch den Director des Kriegsausschusses Aubry sein Artilleriecommando bei der italienischen Armee verloren hatte und sich nun im Urlaub ohne Anstellung in Paris befand mit einer geringen, für seine Bedürfnisse kaum hinreichenden Besoldung. Man hatte in der Kriegsabtheilung des Wohlfahrtsausschusses, wo ihn Aubry's Nachfolger Doulcet von Pontécoulant bisweilen zu Rathe zog und im topographischen Bureau beschäftigte, schon bei Gelegenheit des spanischen Krieges seinen militärischen Scharfblick erkannt, und der entscheidende Feldzug des General Moncey nach dem obern Ebro war hauptsächlich nach seinen Vorschlägen ausgeführt worden. In früher Morgenstunde erhielt Bonaparte die Nachricht von seiner Ernennung. Er eilte nach den Tuilerien, wo er sogleich die ganze Leitung in die Hand nahm und sowohl Menou als Barras bei Seite drängte. Es gelang ihm, die Kanonen der Nationalgarde, die außerhalb der Stadt in einem Park vereinigt waren, nach den Tuilerien zu schaffen, ehe die Aufständischen sich ihrer bemächtigen konnten, und sie um das Schloß in der Art aufzupflanzen, daß sie sowohl das Flußufer als die angrenzende Straßenreihe bestrichen. Darauf wies er den Vertheidigungsmannschaften die geeigneten Stellungen an, und ließ sogar den siebenhundert Conventsmitgliedern Flinten reichen, um im äußersten Nothfall als Reserve zu dienen, eine Vorsichtsmaßregel, die manchen Abgeordneten in Schrecken setzte. Im Laufe des Vormittags näherten sich die Regimenter der Bürgerwehr und stellten sich in den angrenzenden Straßen und vor den Eingängen auf, so daß die Vorposten einander gegenüber standen. Aber der Eifer zum Angriff war nicht groß: Danican meinte, die Nationalgarde sollte es gar nicht zum Kampfe treiben, sondern alle Zugänge zum Schloß durch Barrikaden absperren und so den Convent in eine Lage bringen, daß er sich zu einer Verständigung und Handreichung gezwungen sähe. Auch in der Versammlung

ließen sich warnende Stimmen vernehmen, daß man die Sache nicht auf die Spitze treiben möge. So verliefen mehrere Stunden: es fanden Besprechungen statt; die Soldaten und die Bürger fingen an freundschaftlich mit einander zu verkehren. Wenn die Abgeordneten eingewilligt hätten, die Reste der Montagnards preiszugeben und die jacobinischen Rotten der Vorstädte zu entwaffnen, so konnte ein blutiger Zusammenstoß vermieden werden. Aber zum Glück für Bonaparte, der nie nach der Rolle eines Monk Verlangen hatte und von der Rückkehr der Monarchie keine Befriedigung seines Ehrgeizes erwarten konnte, trugen die Heißsporne innerhalb und außerhalb des Schlosses den Sieg davon. Die Section Lepelletier, stolz auf ihre Lorbeern vom vorhergehenden Abend, drang auf Entscheidung durch das Schwert, und die Thermidorianer verlangten vor Allem, daß die Rebellen die Waffen niederlegten, und wiesen die Entfernung der „Patrioten" mit Entrüstung zurück. Schon neigte der Tag dem Abend zu, ohne daß es zu einer Entscheidung gekommen. Da fiel ein Schuß und gab das Signal zum Kampf. Von welcher Seite er kam, ist nie sicher ermittelt worden. Und nun folgte ein blutiges Straßengefecht. Die Nationalgarden, die ihre Hauptstellung in der Rue St. Honoré hatten und von der Rochuskirche aus anfangs den Patriotenbataillonen scharf zusetzten, wurden bald durch das Kartätschenfeuer der Linientruppen so stark mitgenommen und in Verwirrung gesetzt, daß sie sich rasch zur Flucht wandten und die Straße räumten. In weniger als einer Stunde war Alles entschieden. Von beiden Seiten deckten einige hundert Todte und Verwundete den Boden; aber der Ausgang wäre viel blutiger gewesen, hätte nicht Bonaparte, als er den Sieg sicher in Händen hatte, nur blinde Schüsse abfeuern lassen. Er wollte keine Trophäen mit Bürgerblut befleckt. Am nächsten Tag wurden ohne Widerstand alle wichtigen Punkte der Stadt besetzt und einige Verhaftungen vorgenommen. Aber auch der Convent dürstete nicht nach Bürgerblut. Die meisten Anstifter und Rädelsführer der Insurrection kamen mit dem Leben davon. Nur zwei, die sich als royalistische Agenten besonders thätig erwiesen, wurden kriegsgerichtlich verurtheilt und erschossen.

2. Napoleon Bonaparte's Jugendzeit. Die Errungenschaften der Revolution.

Durchführung der Directorialverfassung. Barras und Bonaparte.

Der 13. Vendémiaire war ein Tag von hoher Bedeutung für die französische Nation. Er entschied den Sieg und Fortbestand der Republik und war für Napoleon Bonaparte die erste Staffel zur Herrschaft. Anfangs hatte es wohl den Anschein, als ob die Patriotenpartei ihr augenblickliches Uebergewicht zur Begründung eines neuen Jacobinerregiments benutzen wollte. Die Demokraten in der Versammlung, ergrimmt, daß die Wahlen in Paris wie in den Provinzen meistens auf gemäßigte Conventsglieder oder auf royalistisch und aristokratisch gesinnte Männer gefallen, planten einen neuen Staatsstreich. Gestützt auf die bei einigen Insurgentenhäuptern entdeckten Schriftstücke, durch die mehrere

Deputirte in einem zweideutigen Licht erschienen, verlangte die Linke, der sich auch der politische Ueberläufer Tallien wieder angeschlossen, daß man alle, die mit der Emigration in Beziehung gestanden oder royalistische und aristokratische Gesinnungen hegten, von der Wahlliste streiche und somit vom Eintritt in die gesetzgebenden Körperschaften ausschließe. Aber Dank der versöhnenden und vermittelnden Thätigkeit einiger vaterländischen Männer, unter denen der Name Thibaudeau's in erster Linie glänzte, wurden alle Versuche zur Begründung eines neuen revolutionären Terrorismus zurückgewiesen, zum großen Verdruß der Demokraten in der Versammlung und auf den Gallerien. An dem festgesetzten Termin konnten die beiden Räthe ihre Sitzungen eröffnen. Die gemäßigten Republikaner und die sogenannten Independenten unter Sieyès' Leitung, bildeten die Mehrheit; unter ihnen hatte Barras, dem der Convent hauptsächlich seinen Sieg verdankte, den größten Einfluß. Die ganze Militärgewalt im Innern lag in seiner Hand.
26. Okt. 1795. Und als der Convent sich auflöste und in Gemäßheit der neuen Verfassung die beiden Räthe gebildet waren, wurde er in die Zahl der fünf Directoren gewählt, welche die Regierungsgeschäfte zu besorgen hatten. Da bewirkte Barras, ein Glücksritter der Revolution, dem Lebensgenuß und Schlemmerei über Arbeit und Pflichterfüllung gingen, daß sein korsischer Freund, der ihm zu der hervorragenden Stellung verholfen, den Oberbefehl über die Armeen im Innern erhielt. Und da nun der junge General durch seine energischen und umsichtigen Anordnungen die widerstrebenden Elemente niederhielt und das Staatsleben in geordneten Gang brachte, ernannte ihn die Directorialregierung, als sie, um die Geister durch die auswärtigen Angelegenheiten zu fesseln und von der inneren Opposition abzulenken, eine große Kriegs- und Eroberungspolitik einzuschlagen beschloß, zum Befehlshaber der italienischen Armee, derselben Armee, in der er seine ersten militärischen Dienstjahre verbracht und sich Lorbeern und Freunde erworben hatte. Bonaparte war der festen Ueberzeugung, daß der Weltkrieg gegen Oesterreich, der damals im Gange war und den französischen Heeren keine Vortheile gebracht hatte, in der Lombardei entschieden werden müsse, und hatte seinen Plan nach einer Besprechung mit Doulcet-Pontécoulant rasch niedergeschrieben und den Machthabern in Paris mitgetheilt. Jetzt erhielt er die erwünschte Gelegenheit, den mit genialem Blick und großer Kühnheit in kurzen Zügen angedeuteten Feldzugsentwurf in Vollzug zu setzen. Einige Tage nach seiner am 23. Februar vollzogenen Ernennung feierte der siebenundzwanzigjährige Feld-
9. März 1796. herr seine Hochzeit mit der schon erwähnten Wittwe des Vicomte von Beauharnais. Ihr Gemahl, wie sie selbst auf der Insel Martinique geboren, hatte einst unter Lafayette und Rochambeau im amerikanischen Freiheitskrieg mitgefochten, war aber dann, wie wir wissen, der plebejisch-demokratischen Rachsucht und Tyrannei zum Opfer gefallen. Napoleon hatte Josephine durch Barras kennen gelernt und liebte sie leidenschaftlich, obwohl sie älter war als er und Mutter von zwei Kindern, Eugen und Hortense.

Von der Zeit an war das Schicksal Frankreichs und Europa's an den Namen eines Mannes geknüpft, der den Sieg an seine Fahne fesselte und durch die wunderbaren Erfolge seiner militärischen Unternehmungen den Grund zu einer beispiellosen Herrscherlaufbahn legte. Niemand ahnte die künftige Größe in dem jungen Offizier von kleiner unscheinbarer Gestalt mit dem olivenfarbigen scharf geschnittenen Gesichte und dem tief über die Stirne herabhängenden dunkeln Haare, der schweigsam und in sich verschlossen, aber glühend von innerem Feuer und Leben, voll Eifers für ernste Arbeiten und Studien seine eigenen Wege ging; wer jedoch ihm näher kam, erkannte bald in dem klaren sichern Urtheil über Menschen und Dinge und in dem bestimmten mit instinktiver Kraft seine Zwecke erfassenden Willen die geniale Anlage seiner Natur und den angebornen Beruf zum Herrscher. Napoleon Bonaparte, Oberbefehlshaber der italienischen Armee.

Napoleon Bonaparte (Buonaparte), Sohn eines korsischen Edelmanns, der sich als Freund von Paoli in den Kriegen, die der Besitznahme der Insel durch die Franzosen vorangingen (XII, 877), ausgezeichnet hatte, und der Lätitia Ramolino, einer Corsin von geringer Herkunft und ohne Vermögen, aber von hoher Schönheit, wurde am 15. August 1769 zu Ajaccio geboren, zwei Monate nach der Unterwerfung der Insel unter Frankreich. „Ich wurde geboren, als mein Vaterland starb", schrieb er 1789 an Paoli; „das Geschrei der Sterbenden, die Wehklagen der Unterdrückten, die Thränen der Verzweiflung umgaben meine Wiege seit der Stunde meiner Geburt". Der Vater Karl Bonaparte, ein gebildeter vermögender Mann von einem alten aus Toscana stammenden Adelsgeschlechte, schloß sich der neuen Herrschaft an und kam daher bei der französischen Regierung in Gunst, von der auch seine zahlreiche Familie, insbesondere sein zweitältester Sohn Napoleon Vortheil zog. Als zehnjähriger Knabe, der noch wenig französisch verstand und noch Jahre lang durch einen fremdartigen Accent die italienische Abkunft verrieth, wurde Napoleon in die Kriegsschule zu Brienne aufgenommen, wo er fünf Jahre verblieb (1779—1784) und dann in die Pariser Militärschule überging. An beiden Orten widmete er sich besonders den mathematischen und geschichtlichen Studien, an denen er auch in der Folge fortwährend das meiste Gefallen fand, und erwarb sich viele Kenntnisse im Geniewesen. Nach seinem Eintritt in die französische Armee machte er sich als Artillerielieutenant im südlichen Frankreich und auf der Insel Corsika, wo in Folge der Revolution eine furchtbare Factionsspaltung mit verschiedenartigen Zwecken eingetreten war, durch Muth und militärisches Geschick bald bemerklich, so daß er schon im Februar 1792 zum Artilleriehauptmann befördert ward. Den Revolutionsideen und den demokratischen Freiheitsbestrebungen mit Eifer zugethan, und mit dem jüngeren Robespierre befreundet, war er den neuen Machthabern Frankreichs ein willkommener Gehülfe und auch seine von Ehrgeiz erfüllte Seele erkannte schnell die Vortheile, die ihm die Verbindung mit den Männern des Berges bringen könnte. Als Paoli, der aus England zurückgekehrte corsische Nationalheld, für die Unabhängigkeit und die Lostrennung Corsika's von Frankreich wirkte, trat er dem alten Freunde, den er früher so sehr bewundert hatte, scharf entgegen, und in einer kleinen Gelegenheitsschrift aus jener Zeit „das Souper de Beaucaire", machte er den Schutzredner des Staatsstreiches gegen die Gironde. Der Bürgerkrieg auf Corsika, worin er mit seinem Bruder Joseph und mit den Landsleuten Salicetti und Arena gegen die Häupter der nationalen und reactionären Partei Paoli und Pozzo di Borgo in die Schranken trat, endigte mit dem Anschluß der Insel an England und Napoleon Bonaparte's Jugendzeit.

nöthigte die Familie Bonaparte, welche durch die gegnerische Partei geächtet und beraubt worden, zur Flucht nach dem südlichen Frankreich, wo Napoleon in der republikanischen Armee ein neues Feld militärischer Thätigkeit fand. Wir wissen, wie sehr er sich bei der Belagerung von Toulon hervorthat. Die Eroberung der rebellischen Seestadt war hauptsächlich sein Werk. Doch an den Revolutionsgräueln, die dort in Scene gesetzt wurden, hat er sich nicht betheiligt. Zum Brigadegeneral ernannt erhielt er die Aufgabe, die Südküste bis nach Mentone zu befestigen, um die Annäherung der feindlichen Flotte zu verhindern. Diesen Auftrag erfüllte er mit großem Geschick. „Seine bezüglichen Berichte und Anordnungen sind nach ihrer Klarheit, Umsicht und Genauigkeit geradezu klassisch zu nennen: sie zeigen den vollendeten Meister in der Artilleriekunst und seine unvergleichliche Organisationsgabe, der sich Alles gebieterisch zur zweckmäßigsten Ordnung fügen mußte". Auch wurde ihm eine diplomatisch-militärische Mission nach Genua übertragen. Vor Toulon lernte er zwei junge Männer kennen, die in der Folge zu hohen Ehren emporstiegen, den Unteroffizier Junot, der sich ihm durch seine Unerschrockenheit wie auch durch seine deutliche Handschrift empfahl, und den Artillerielieutenant Marmont. Die freundschaftliche Stellung zu den Robespierres brachte Napoleon nach dem 9. Thermidor in Gefahr. Die Conventscommissarien, die sich den neuen Machthabern durch Eifer empfehlen wollten, ließen den corsischen Republikaner in Haft nehmen und seine Papiere mit Beschlag belegen. Er wurde jedoch bald wieder in Freiheit gesetzt, aber sein Plan einer Landung auf Corsika zur Rückeroberung der Insel wurde durch das Uebergewicht Englands zur See vereitelt. Und bald traf ihn ein sehr empfindlicher Schlag; die Reaction gegen die Terroristen wurde auch auf Napoleon ausgedehnt; der Abgeordnete Aubry, der an Stelle Carnots als Delegirter für die Kriegsangelegenheiten im Wohlfahrtsausschusse saß, nahm eine „Reinigung" in der Armee vor, die zur Folge hatte, daß der junge General aus der Artillerie und von der italienischen Armee gestrichen und als Brigadegeneral der Infanterie dem Heere in der Vendée zugetheilt ward. Er begab sich sofort nach Paris, um den Beschluß rückgängig zu machen. Als Aubry, der es selbst, obwohl bei Jahren, nicht weiter als zum Hauptmann gebracht hatte, dem General seine allzugroße Jugend vorhielt, erwiederte Napoleon schneidig: „Man altert schnell auf dem Schlachtfelde, und ich komme daher!" Vielleicht hatte er Kunde von dem beabsichtigten Terroristenaufstand am 1. Prairial, wenn er gleich um diese Zeit nach der Provinz reiste. Als jedoch die Hoffnung auf einen Sturz der Thermidorianer nicht in Erfüllung ging, nahm Napoleon Urlaub, um nicht nach der Vendée ziehen zu müssen. Mit kärglicher Besoldung und ohne Verwendung, verbrachte er einige Monate unthätig in Paris, mit allerlei Plänen beschäftigt, ein fleißiger Besucher der Salons der Frau Tallien, aber den Gästen wegen seines eckigen sonderbaren Wesens wenig sympathisch. So fand ihn der 13. Vendémiaire. Inmitten des Chaos seiner Zeit, urtheilt Lanfrey, und mit den guten Waffen, die er sein eigen nannte — dem Genius eines großen Feldherrn, der Kunst, sich der Phantasie der Zeitgenossen zu bemächtigen, einem wunderbaren Scharfblick, einer tiefen Kenntniß und Verachtung der Menschen, der Schlauheit des Italieners und der unbezwinglichen Hartnäckigkeit des Corsen — war jedes Ziel für ihn erreichbar.

Resultate der gesetzgeberischen Thätigkeit der Nationalversammlung.

Die Revolution hatte in den sechs Jahren ihrer Herrschaft das alte Frankreich gänzlich aufgelöst, aber unter den politischen und kriegerischen Stürmen nicht die nöthige Zeit zu neuen Schöpfungen gefunden. Mit doctrinärer Folgerichtigkeit hatte der Convent nicht nur den landschaftlichen Particularismus zerstört, sondern auch den Grundsatz der Freiheit und Gleichheit in das ganze

nationale Leben einzuführen und mit schonungsloser Strenge die Allmacht des Staats auf den Trümmern aller corporativen Einrichtungen und Institute, aller Ueberlieferungen, herkömmlichen Satzungen und Pflichten aufzubauen gesucht; aber er hatte nur den Boden geebnet, auf dem neue Bildungen emporwachsen konnten, und nur theilweise auch die Keime neuer Lebensgestaltungen eingesenkt, Ansätze zu künftigen Organisationen gegeben.

Eigenthumsverhältnisse.

Die Boden- und Grundeigenthumsverhältnisse hatten eine gänzliche Umgestaltung erfahren. Wir wissen, daß die Kirchen- und Emigrantengüter vom Staat eingezogen und in größeren oder kleineren Loosen verkauft, daß das Vermögen der Hingerichteten erst nach dem Aufhören des Schreckenssystems von der gleichen Gesetzestyrannei ausgenommen worden. Ja selbst ein großer Theil des Gemeindevermögens war in Privathände übergegangen. Auf den Emigrantenlisten, die von jacobinischen Communalbehörden oft mit unerhörtem Leichtsinn, aus persönlicher Bosheit und Feindschaft aufgestellt waren, standen ungefähr 170,000 Namen, von denen etwa 10,000 die Waffen gegen ihr Vaterland geführt haben mochten. Alle diese galten als verfehmt und rechtlos, ihre Habe als verfallen, ja in der Schreckenszeit traf diese Strafe sogar die Eltern und die Verwandten bis ins dritte Glied. Die ehemaligen Gutshörigen und Pächter waren freie Eigenthümer geworden, der Bauer und Bürger mit geringen Kosten in den Besitz von Herrschafts- und Kirchengütern, von Höfen und Schlössern, von Wäldern und Landhäusern gelangt. Und welche Wirkungen haben erst die Bürgerkriege im Westen und Süden auf Besitzstand und Vermögen der bürgerlichen Bevölkerung geübt!

Kirchliche u. bürgerliche Rechtsverhältnisse.

Aber nicht blos in das materielle Gut hatte der Convent tiefe Einschnitte gemacht, auch das Rechtsleben und die Bildungsanstalten waren durch den republikanischen Rationalismus umgewandelt worden. Die Auflösung der alten Kirchenverfassung und hierarchischen Ordnung machte eine Menge neuer Einrichtungen nothwendig. Da der Klerus in seinen herrschenden Organen bei der Verurtheilung aller seit 1790 vollzogenen kirchlichen Neuerungen verharrte und nicht nur die eidweigernden Priester, sondern selbst diejenigen, die sich, um aus Noth und Armuth zu kommen, zum Versprechen des bürgerlichen Gehorsams gegen die weltliche Obrigkeit herbeiließen, stets in offener oder geheimer Opposition zu der republikanischen Regierung verblieben, so mußte der Convent darauf bedacht sein, Kirche und Staat möglichst auseinander zu halten, den Einfluß des Klerus auf das bürgerliche und Familienleben möglichst zu beschränken. Wir wissen, wie sehr in dem katholischen Frankreich der monarchischen Zeit das eheliche Leben, Erziehung und Unterricht, selbst die Rechtsstellung der Kinder in klerikalen Anschauungen wurzelte. Dies konnte nur dadurch eingreifend geändert werden, daß man den Kreis der priesterlichen Amtsbefugnisse und Rechtsgewalten kleiner zog. Den Grundsätzen der Freiheit, der Gleichheit und der Menschenrechte hätte es am meisten entsprochen, wenn man, wie in Amerika, Kirche und Staat

in völliger Trennung gehalten, das religiöse Leben dem Gefühle und Gewissen jedes Einzelnen anheimgegeben hätte. Aber war dann nicht zu befürchten, daß bei der romanisch-keltischen Bevölkerung des Südens und Westens sich auf der fanatisch-abergläubigen Naturanlage eine neue theokratisch-klerikale Macht in Opposition zu den jungen republikanischen Ordnungen aufbaue? oder daß bei dem großen Einfluß von Paris auf die Geistesrichtung des ganzen Reiches die atheistische kirchenfeindliche Denkweise der Commune in den unteren Volksklassen der großen Städte Wurzel fasse und den terroristischen und anarchistischen Ausschreitungen Vorschub leiste? Beiden Uebeln suchte die rationalistische Demokratie der Nationalversammlung dadurch zu begegnen, daß sie der Ausübung der christlichen Religion keine Hindernisse in den Weg legte, aber sowohl den klerikalen Uebergriffen als der religiösen und sittlichen Frivolität Einhalt gebot. Das letztere Ziel verfolgte sie durch die Unterdrückung der Volksvereine und Volksaufstände, die seit dem 9. Thermidor mit fester Consequenz durchgeführt wurde; das erstere auf dem Wege der Gesetzgebung, indem sie das Familienleben und die Schule für den Staat zu erobern suchte. Zu dem Ende nahm man der Ehe den sacramentalisch-sacerdotalen Charakter, indem man durch Einführung der Civilehe die Eheschließung zu einem bürgerlichen Vertrag erhob, und die Scheidung unter gewissen Voraussetzungen als zuläßig erklärte mit dem Rechte der Wiederverheirathung; zu dem Ende schuf der Convent ein neues Familien-Erbrecht, indem er im Gegensatz zu dem alten Staat, der die Familiengüter unzerreißbar zusammenzuhalten suchte, die gleiche Vertheilung der Hinterlassenschaft der Eltern unter sämmtliche Kinder als Erbrecht aufstellte, die Rechtsstellung unehelicher Kinder ordnete, alle gesetzlichen Bevorzugungen durch den Zufall der Geburt aufhob, die corporative Familiengemeinde zerbröckelte. | Ueberall ging die revolutionäre Regierung auf das Ziel los, den Menschen allem künstlich gemachten conventionellen Zwang zu entheben und auf den angebornen natürlichen Rechtszustand zurückzuführen, die individuelle Freiheit so viel als möglich auszudehnen, die Macht des Staats über alle Gemeinschaften und Sonderverbände zu erheben, die Gesellschaft und das gesammte öffentliche Leben nach dem Prinzipe der Freiheit und Gleichheit zu organisiren.

Civilehe u. Erbrecht.

Unterrichts- u. Bildungs-anstalten.

Demgemäß wurden auch die alten Bildungs- und Unterrichtsanstalten, die größtentheils unter geistlicher Aufsicht und Leitung standen, von der Republik aufgelöst, ihre Stiftungen und Vermögensstücke dem Staate zugewiesen und von diesem zu neuen Gründungen verwendet. Wenn Verherrlicher der Revolution, wie Louis Blanc, rühmend der neuen Volksbildungsanstalten gedenken, die durch den Convent ins Leben gerufen worden, so sind diese Lobsprüche nicht ganz unverdient. Allerdings hatte die Republik nicht die nöthige Kraft und Zeit, die neuen Schöpfungen, die unabhängig von Kirche und Religion nur den Zwecken der Volksaufklärung, der Geistesbildung, des wissenschaftlichen und technischen Unterrichts dienen sollten, zu einer gedeihlichen fruchtbaren Wirksamkeit zu

führen; dazu fehlte die äußere und innere Ruhe. Aber es wurden Fundamente gelegt, auf denen ein neues geistiges Leben, gestützt auf die reichen Erfahrungen, Ideen, Lehrmittel und Beispiele der Aufklärungszeit, nach und nach emporwuchs. Mitten in der Schreckenszeit war ein Organisationsgesetz für den Elementarunterricht zu Stande gekommen, kraft dessen in jeder Gemeinde eine Volksschule eingerichtet und auf Kosten des Staats unterhalten werden sollte. Ein anderes Gesetz vom 25. Febr. 1795 verfügte, daß in jedem Departement eine Centralschule für wissenschaftliche Ausbildung mit sechs Jahrescursen einzurichten sei. Für die Heranbildung geschickter Lehrer sorgte die „Normalschule" in Paris, an welcher ausgezeichnete Gelehrte wissenschaftliche Vorträge in allen Fächern hielten, in einer Vollendung, wie sie kaum ein anderer Ort der Welt aufzuweisen hatte. In Paris, Montpellier und Straßburg wurden Schulen der Medicin gegründet, die sich in der ganzen Folgezeit eines bedeutenden Rufes erfreuten. Vor Allem aber dankten zwei Anstalten, welche bis auf den heutigen Tag der Stolz des gebildeten Frankreichs sind, der Republik ihre Entstehung, das National-Institut, in welches die alten Akademien übergingen, vom 25. Okt. 1795 und die polytechnische Schule vom 12. Decbr. 1794 für alle dem Ingenieurwesen dienlichen Wissenschaften.

3. Frankreich unter der Directorialregierung bis zum 18. Fructidor.

Das Directorium und die beiden Räthe.

Der 13. Vendémiaire und Napoleons siegreicher Degen hatten die Männer von 1793 im Regimente befestigt; der königsmörderische Convent war auch unter den neuen Verfassungsformen die leitende Staatsmacht. Denn wenn gleich die aus Doppelwahlen hervorgegangenen und durch Lebensalter und Loos in die beiden Räthe vertheilten Mitglieder der Mehrheit nach gemäßigt-republikanischen Grundsätzen huldigten, so war doch die Zahl der alten Terroristen, Montagnards und Thermidorianer noch stark und mächtig genug, um in Verbindung mit den Directoren, die aus ihrer Mitte hervorgegangen, der Regierung den revolutionären Charakter zu bewahren. Aus der von den Fünfhundert aufgestellten Namensliste hatte der Rath der Alten fünf Männer gewählt, welche während der ganzen Schreckensherrschaft dem Convente angehört und zum Theil in hervorragender Weise an dem Staatsleben mitgewirkt hatten. Barras, Rewbell, Carnot sind uns als Jacobiner vom reinsten Schlage aus früheren Blättern hinreichend bekannt. Zu Carnot hatte man erst gegriffen, als Siéyès die Wahl abgelehnt hatte, sei es aus Verdruß, weil man seinen Verfassungsentwurf nicht angenommen, sei es aus Bequemlichkeit und Scheu vor anstrengender Arbeit; Carnots organisatorisches Talent war aber bei einer Regierung, die einen vorwiegend kriegerischen Charakter annahm, nicht wohl zu entbehren. Seine Geradheit, Sittenreinheit und Vaterlandsliebe waren eben so allgemein anerkannt wie seine Arbeitskraft, seine Energie, sein erprobtes Talent für das Kriegswesen. Die

beiden andern Directoren, Larevellière-Lepeaux und Letourneur, waren Republikaner im Sinne der Girondisten, der erstere, ein kenntnißreicher, in Philosophie und Naturwissenschaft bewanderter Mann, arbeitsam, gutmüthig, aber eitel, rechthaberisch und ein fanatischer Feind des Kirchenwesens und der Geistlichkeit, Gründer einer theophilanthropischen Gesellschaft, welche mit doctrinärem Rationalismus eine Naturreligion an die Stelle des Christenthums setzen wollte, einen Cultus der Gottes- und Menschenliebe ohne Mysterien und Wunder, mit freien Lehrvorträgen ehrwürdiger Greise und moralischen Chorgesängen weißgekleideter Jungfrauen; der letztere ein fleißiger Geschäftsmann, ein geschickter Ingenieur und ein erfahrener Kenner des Seewesens, aber in keiner Weise bedeutend. Mit Ausnahme des sinnlichen Genußmenschen Barras, der nach kurzer Militärlaufbahn in Amerika bis zur Revolution als adeliger Cavalier des alten Schlages in der vornehmen Welt gelebt und auch als Jacobiner und Terrorist die alten Gewohnheiten beibehalten hatte, waren die Directoren achtbare Männer von republikanischer Einfachheit und vaterländischer Gesinnung, die sich dem öffentlichen Dienste mit der größten Anstrengung und opferwilliger Hingebung widmeten und in dem fast ganz verödeten Palast Luxemburg, der ihnen zur Residenz angewiesen ward, ein Leben führten, das eben so reich an Mühe und Arbeit als arm an Genüssen und Bequemlichkeit war. Unter den Ministern ragte nur Merlin von Douay, der rechtsgelehrte, jacobinische Leiter des Justizwesens und der Polizei über die Mittelmäßigkeit hervor. Das Directorium war weder eine einheitliche noch eine starke Regierung, und das in der Neigung der Nation für theatralischen Aufputz wurzelnde Bestreben, sich mittelst eines bunten aus Scharlach und Sammet bestehenden Amtskleides Ansehen und Würde zu geben, hat auf das Volk und die öffentliche Meinung nicht die erhoffte Wirkung geübt.

Lage und Politik der Regierung. Die Directorialregierung, welche von den Republikanern verschiedener Färbung durch gegenseitige Zugeständnisse ihr Dasein erhalten hatte, war der Erbe des Convents, und schon darum der Mehrheit der Nation ein Gegenstand des Hasses. Sie sah sich daher von Anfang an zu einer Politik gedrängt, die dem nach Ruhe, Frieden und Sicherheit sich sehnenden Volke widerstrebte. Ein Rundschreiben vom 9. December verkündete klar und offen, daß die Regierung ihre ganze Kraft für die Republik einsetzen werde, daß sie es als höchste Pflicht für sich selbst und alle ihre Diener betrachte, das Volk wieder mit der heiligen Freiheitsliebe zu erfüllen, „welche einst die Morgenröthe der Revolution verklärte", die schlechten Priester, „die gebornen Lügner, Intriganten und Verschwörer", und die Emigranten, „die gebrandmarkten Brudermörder, die wie Kain ruhelos umherschweifen", nach wie vor aufs Blut zu bekämpfen. Diesem Manifeste entsprachen die Handlungen. Als zu Anfang des nächsten Jahres im Rath der Alten, wo durch das neugewählte Drittel die Gemäßigten, Conservativen und Royalisten die Mehrheit bildeten, der Versuch gemacht wurde, die harten Bestimmungen gegen die Emigranten zu mildern, die mit unerhörter Willkür auf-

gestellten Listen den Gerichten zur Prüfung zuzuweisen und das mit Sequester belegte Vermögen der Eltern und Angehörigen auszuscheiden, widersetzte sich die demokratisch-republikanische Partei bei den Fünfhundert und im Directorium diesem Versuche aus allen Kräften; sie erblickte darin einen Hochverrath gegen die Revolution. Und in der That erreichte die Directorialpartei, daß das Vermögen der Emigranten und ihr künftiges Erbtheil der Regierung zur Verfügung gestellt und die Streichung von den Emigrantenlisten nicht den Gerichten, sondern dem Directorium und den Administrativbehörden zugewendet ward, die dann die Löschung so lässig, so willkürlich, so eigennützig betrieben, daß die Gesuche der Ausgewanderten nur wenig Berücksichtigung fanden. Man fürchtete den Einfluß der Rückkehrenden auf die öffentliche Stimmung. So dauerte der Terrorismus gegen Priester und Emigranten ungeschwächt fort. Da aus den Volkswahlen eine Menge Beamte und Richter von antirepublikanischer Gesinnung hervorgingen, so wurde das Recht der Absetzungen und willkürlichen Ernennungen in solchem Umfange geübt, daß die Wahlfreiheit zu einem Schein herabsank. Die Presse, nicht mehr durch den Schrecken in Furcht gehalten und durch kein Prohibitiv- oder Repressiv-Gesetz gezügelt, nahm einen feindseligen oppositionellen Charakter an, dem die Directoren, „die fünf Tyrannen des Luxembourg", wie sie bezeichnet wurden, durch gerichtliche Verfolgungen vergebens zu steuern suchten. Auch die politischen Vereine und Gesellschaften, die unter andern Namen und Formen wieder ins Leben traten, standen meistens zu dem herrschenden System in Gegensatz. Ihre Bestrebungen waren auf den Umsturz der Directorialverfassung gerichtet, sei es im Sinne des alten Terrorismus oder mit monarchischen Restaurationstendenzen. Ein Regiment, das so wenig Wurzeln und Sympathien im Volke hatte, konnte sich nur behaupten, wenn die Masse nicht zur Ruhe kam, wenn die Revolution fortdauerte und die Sorge um die Rettung und Wohlfahrt des Reichs die Geister in Aufregung hielt. Während also weitaus die Mehrzahl der französischen Bevölkerung nach Frieden und geordneten Zuständen verlangte, sah sich die Regierung zur Erhaltung des eigenen Daseins auf die Fortsetzung und Verschärfung des Krieges gegen England und Oesterreich gewiesen. Ohne zulängliche Hülfsmittel und mit einer Staatsschuld von siebenundzwanzig Milliarden Assignaten warfen sich die Directoren und die republikanischen Heißsporne in den beiden Räthen mit dem Leichtsinn und dem verwegenen Muthe der Verzweiflung aufs Neue in den Weltkampf. Und das Glück war ihnen wenigstens an einer Stelle günstig. Wir werden im nächsten Abschnitt die kriegerischen Erfolge Napoleons in Oberitalien kennen lernen. Während er aber zwischen Alpen und Apenninen unter republikanischer Fahne den Grund zu seiner künftigen Herrschaft legte, war in Frankreich selbst die Directorialregierung ohne Macht und Ansehen, in ewigem Hader mit dem gesetzgebenden Körper, ohne Achtung und Vertrauen in der Nation und den heftigsten Angriffen der Factionen preisgegeben.

Babeuf und der Bund der Gleichen. Trotz ihres republikanischen Charakters that indessen die Directorialregierung den Demokraten und Revolutionsmännern alten Schlages keineswegs Genüge; ja gerade von dieser Seite erfuhr sie Angriffe, die an die Aufstände vom Germinal und Prairial erinnerten. Gracchus **Babeuf**, ein Terrorist aus Robespierre's Zeit, hatte im Bunde mit einigen Jacobinern die Gesellschaft der „Gleichen“ oder den Club des Pantheon gegründet, an den sich der ganze noch vorhandene Schweif der Hebertisten und der alten Commune anschloß, mit dem auch einige ehemalige Montagnards, wie Rob. Lindet, Amar u. A. in Fühlung waren. Babeuf gab eine Zeitung unter dem Namen „Volkstribun“ heraus, durch welche er gleich jenem Römer, dessen Namen er angenommen, Ausgleichung des Eigenthums und eine neue Gütervertheilung zu bewirken suchte. Er führte darin eine Sprache, wie einst Marat, sein bewundertes Vorbild, im Volksfreund. Was der Convent in der Schreckenszeit zu Gunsten des Proletariats gethan, genügte ihm bei weitem nicht; die vollkommene Gleichheit Aller auch im äußern Besitz war sein Ziel:

„Das Eigenthum“, so lautete sein neues Evangelium, „ist die Quelle aller Uebel, so auf den Menschen lasten; dadurch ist die menschliche Gesellschaft eine Räuberhöhle, die Harmonie darin ein Verbrechen geworden. Man spricht von Eigenthum und Gesetzen; Eigenthum ist geraubtes Gut, Gesetze sind das Werk der Gewalt. Die Sonne leuchtet für Jedermann, die Erde gehört Niemand. Wohlauf denn, meine Freunde, stürzt und zerschlagt diese Gesellschaft, die euch nicht gefällt! Nehmt was euch beliebt; zerstört die Grenzpfähle und die Verfassungen; erwürgt die Tyrannen, die Patrizier, die Geldmenschen, alle die unreinen Wesen, die sich dem Gemeinwohl widersetzen. Was das Volk thut ist gesetzlich, was es befiehlt ist heilig“. Es war der Anfang des späteren Socialistenevangeliums „Eigenthum ist Diebstahl“.

Das communistische Complot. So lange Babeuf sein demagogisches Treiben auf Zeitungsartikel und Manifeste beschränkte, ließ ihn die Regierung gewähren. Als aber den Directoren verrathen wurde, daß in der Genossenschaft der Gleichen am Pantheon ein Complot zum Umsturz der Verfassung im Werke sei, da gaben sie Befehl, die Rädelsführer zu verhaften und vor Gericht zu stellen. Babeuf entkam jedoch (11. Decbr. 1795.) und setzte aus sicherem Versteck bei einem Kaffeewirth neben der alten Genofevakirche sein wühlerisches Treiben und seine agitatorische Publicistik fort. Die Noth der ärmeren Volksklasse, als Regierung und Stände bei der traurigen Finanzlage des Reiches die Zuschüsse an die Stadt für Beschaffung billiger Lebensmittel einstellten, vermehrte die Zahl der Unzufriedenen: nur in der Rückführung der Demokratenherrschaft vom Jahr 1793 mit dem Terrorismus, dem Maximum, dem Domänenverkauf, der progressiven Einkommensteuer im Gefolge, erblickten sie Rettung vor Mangel und Hunger, und Babeufs verlockende Gütertheilung eröffnete ihnen eine noch glänzendere Zukunft. Die Symptome neuer Umsturzpläne und Complotte wuchsen in beängstigender Weise, so daß endlich das Directorium mit Militärgewalt einschritt (27. Febr. 1796.), sowohl den Club der Gleichen am Pantheon als die andern politischen Gesellschaften von oppositionellem Charakter

schließen ließ und eine strenge Fremdenpolizei einführte. Zwei Monate nachher wurde eine Verordnung erlassen, die mit Todesstrafe Jeden bedrohte, „welcher durch Reden oder Schriften zur Auflösung des gesetzgebenden Körpers oder des Directoriums, zum Umsturze der Verfassung oder zum Erlaß eines Ackergesetzes auffordere", eine Verordnung, deren Schärfe sowohl gegen die rothe Demokratie als gegen die royalistische Reaction gerichtet war. Dies verhinderte jedoch nicht, daß die Freunde der Gleichheit ihre heimlichen Zusammenkünfte fortsetzten, einen demokratischen Vorstand von sieben Revolutionsmännern bildeten, unter denen neben Babeuf ein italienischer Terrorist Buonarotti, ein Genosse Lebons Namens Darthé und der Literat Felix Lepelletier am thätigsten waren, und auf Mittel sannen, eine republikanische Dictatur im Geiste Robespierre's und St. Justs herzustellen, unter der das System der Gütergleichheit allmählich zur Einführung zu bringen wäre. Die Zusammenlegung aller Staats- und Gemeindegüter zu einer großen „Nationalgemeinschaft" sollte den Anfang ihres communistischen Socialstaats bilden, dem dann die Abschaffung jedes Erbrechts nach und nach alles Privateigenthum zuführen würde. In diesem Sinne wurden aufrührerische Druckschriften abgefaßt und in die Quartiere der Arbeiter, in die Kasernen der Liniensoldaten, in die Wohnungen der Proletarier verbreitet. Der alte Traum einer Staatsgemeinschaft von Bauern, Kriegern und Handwerkern mit spartanischer Erziehung und Gütergemeinschaft erfüllte noch einmal die Seele einiger demokratischen Schwärmer und betrogenen Betrüger. Eine communistische Revolution sollte dazu die Bahn brechen. Zu dem Zweck wurden geheime Listen angelegt mit den Namen aller derer, welche bei dem Aufstand mitzuhelfen bereit waren. Ende April war der Verschwörungsplan so weit vorbereitet, daß der Empörungsausschuß auf 17,000 Theilnehmer rechnen zu dürfen glaubte. Wenn das Signal gegeben würde, sollten zuerst die Waffenmagazine und Vorrathshäuser überfallen werden; denn außer den gewonnenen Soldaten waren die meisten Verschwornen in Folge der Entwaffnung ohne Gewehre. Mit der Leitung des Unternehmens wurde ein Militärausschuß betraut, an dessen Spitze der Hauptmann Grisel stand, ein Offizier, der sich durch seine demokratisch-patriotischen Reden und Zeitungsartikel das Vertrauen des Empörungsvorstandes in hohem Grade gewonnen hatte. Auch einige aus der Robespierre'schen Schreckenszeit bekannte Männer waren in das Geheimniß eingeweiht, wie der Sansculottengeneral Rossignol und der aus der Entweichungsgeschichte der Königsfamilie bekannte Postmeister Drouet, der aus dem Convent in den Rath der Fünfhundert übergegangen war.

16. April 1796.

Ausgang der Verschwörung.

Die Directorialregierung hatte von den conspiratorischen Umtrieben Wind bekommen, und wie sehr auch einzelne Mitglieder, insbesondere Barras, der demokratisch-republikanischen Politik des alten Convents zugethan waren, zu einem neuen terroristischen Aufstande wollten sie es doch nicht kommen lassen. Merlin von Douay, der durch seine Vergangenheit mit der ehemaligen Berg-

partei zu enge verflochten war, wurde bewogen das Polizeiministerium niederzulegen. Sein Nachfolger wurde Cochon Lapparent, ein ehemaliges Mitglied des Convents, „ein Mann von gemäßigter Gesinnung, großer Geschäftsgewandtheit
16. April 1796. und entschlossener Feindseligkeit gegen die Umsturzpartei". Ein Gesetz, welches jeden Angriff auf die bestehende Verfassung mit der Todesstrafe bedrohte, war das erste Zeichen, daß die Regierung auf ihrer Hut sei; bald folgte die Auflö-
23. April. sung der Polizeilegion, deren Gesinnung nicht zuverlässig schien. Die meisten wurden zu den Grenzregimentern entsandt. Die Verschwörer sahen sich dadurch zur Eile gedrängt. Die Sieben und ihre Vertrauensmänner hielten geheime Berathungen und setzten den Tag des Aufstandes fest. Aber bereits war Carnot durch Grisel von dem ganzen Complot unterrichtet worden. Auf Grund seiner Mittheilungen trafen die Directoren und der Polizeiminister die nöthigen Anstalten, um sich der Personen und der Papiere des Empörungsausschusses zu
10. Mai. bemächtigen. Am Morgen des 10. Mai wurden Babeuf und Buonarotti in der abgelegenen Wohnung des ersteren, im Laufe des Tages die übrigen Führer Drouet, Darthé, Germain, Didier u. A. verhaftet und ins Gefängniß geführt. Felix Lepelletier war schon vorher der Polizei in die Hände gefallen. Und nun wurde mit Ernst gegen das anarchistische Unwesen der Hauptstadt eingeschritten. Die ehemaligen Conventsglieder, die nicht wieder in die Räthe gewählt waren, mußten Paris verlassen; die Polizei wurde verstärkt, ihre Befugnisse ausgedehnt und nach vielen erregten Debatten im gesetzgebenden Körper der Beschluß gefaßt, daß die Häupter der Babeuf'schen Verschwörung vor einen
29. Juli. Staatsgerichtshof außerhalb Paris gestellt und der Prozeß ohne Cassationsverfahren gegen sie eingeleitet werden sollte. Vergebens suchte Babeuf die Ausführung dieses Beschlusses zu verhindern, indem er aus dem Gefängniß ein stolzes Schreiben an das Directorium richtete, worin er sich das Ansehen gab, als stehe er noch immer an der Spitze einer patriotischen Volksgewalt und könne verlangen, daß die Regierung als Macht gegen Macht mit ihm verhandle; vergebens führte er aus, daß es im Interesse der republikanischen Regierung und der künftigen Sicherheit ihrer Herrschaft liege, wenn man von einer gerichtlichen Verfolgung abstehe und die Verhafteten in Freiheit setze, da das patriotische Volk sie stets als Märtyrer verehren und sie zu rächen trachten werde; vergebens versuchten ihre Freunde und Genossen die Befreiung der Gefangenen und den Umsturz der
29. Juli. Regierung zu bewirken, indem ein Haufen von etwa sechshundert Anarchisten, mit Säbeln, Stoßdegen und Pistolen bewaffnet, sich in der Nacht auf das in der Ebene von Grenelle befindliche Lager stürzte, wo sie conspiratorische Verbindungen angeknüpft hatten, unter dem Ruf: „Es lebe die Verfassung von 1793, nieder mit den neuen Tyrannen": die Aufständischen wurden durch herbeieilende Truppen niedergeworfen, die Rädelsführer gefangen und durch ein Militärgericht zum Tode oder zur Deportation verurtheilt. Die Anstifter der Verschwörung, einunddreißig an Zahl, darunter mehrere Terroristen der Schreckenszeit, wurden

erschossen, und dann sämmtliche Gefangene, mit Ausnahme Drouets, dem die Flucht gelang, vielleicht unter Beihülfe von Barras, nach Vendome geführt, wohin man den Staatsgerichtshof verlegt hatte. Und nun erfolgte ein Communisten-Prozeß, der mehrere Monate dauerte, da die Angeklagten alle Mittel zu ihrer Vertheidigung, Leugnen der Schuld, Verdächtigungen und Schmähungen der Kläger und Zeugen, Ausreden u. dgl. so viel nur immer möglich zur Hinausziehung der Verhandlungen ausnutzten, der aber schließlich doch mit ihrer Verurtheilung endigte. Gegen Babeuf und Darthé wurde auf Todesstrafe, 26. Mai 1797. gegen sieben andere auf Deportation erkannt. Nach der Verkündigung des Spruches stießen sich die beiden Hauptanstifter des Complots vor den Augen der Richter den Dolch in die Brust. Doch war die Verwundung nicht tödtlich, so daß sie noch lebend unter die Guillotine gebracht werden konnten.

Zwanzig Jahre später verfaßte Buonarotti die Geschichte der Verschwörung Babeufs, ein Werk, welches durch die Darstellung der communistischen Tendenzen und Ideen, die dem Plane zu Grunde lagen, für die Ausbildung der späteren socialdemokratischen Systeme einer neuen Staats- und Gesellschaftsorganisation die Grundlage und der Ausgangspunkt geworden ist.

Kaum war das communistische Complot unterdrückt, so wurde die Regierung durch monarchistische Umtriebe bedroht. Der conspiratorischen Wühlereien, welche die Agenten Ludwigs XVIII., insonderheit der Abbé Brottier in Paris und der Herzog von La Vauguyon, der Minister des länderlosen Königs Ludwig XVIII. in Gang setzten, wurden die Directoren bald Meister. Durch die Verrätherei eines Mitwissers kamen sie in den Besitz von Schriftstücken, die den auf Verführung der Truppen und Umsturz des bestehenden Regiments gerichteten Plan erkennen ließen und Gründe an die Hand gaben, die Schuldigen vor ein Militärgericht zu stellen, welches die drei Haupturheber der bourbon'schen Verschwörung zu zehnjähriger Einsperrung verdammte. Aber bedenklicher waren die gegenrevolutionären Symptome, die sich in der ganzen Nation kundgaben, die nicht durch monarchistische Complotte, sondern durch gesetzliche Opposition auf Grund der Verfassung den republikanischen Machthabern, den Männern des Vendémiaire entgegentraten. Dieser Opposition konnte man um so weniger beikommen, als die Volkssouveränetät, die Unabhängigkeit der Gerichte, die Freiheit der Presse Schutzwehren darboten, die nur durch Gewalt und Verletzung der Verfassung unwirksam gemacht werden konnten. „Es ist nur zu gewiß", sagte Dubois-Crancé bei den Fünfhundert, „es gibt wirkliche Royalisten, bittere Feinde der Freiheit, welche alle Republikaner ächten, die Nationalgüter zurückfordern, die Rechte des Adels, des Klerus, der Parlamente herstellen möchten, Volksverderber, deren Gesinnung in dem Briefe La Vauguyons an Brottier zu Tage tritt". Er fand, daß die Presse die Hauptschuld an dieser Entartung der öffentlichen Meinung trage, und verlangte, daß man Zeitungen und Flugschriften schärfer überwache und bestrafe. Aber selbst in dem gesetzgebenden Körper

Der Royalismus im Wachsen.

Jan. 1797.

befanden sich viele Mitglieder, welche einer Umkehr zu einer Politik der Ruhe, des Friedens, der gesicherten Rechtsordnung zustrebten, wenn auch nicht in dem von Dubois-Crancé angegebenen Umfang, und daher jede Bedrohung der Preßfreiheit durch Zwangsmittel und Ausnahmegesetze zu hintertreiben suchten; und daß weitaus der größere Theil der Nation diese Gesinnung theilte, ergaben die Wahlen zu Aemtern und Richterstellen. Wo das Volk zum freien Ausdruck seines Willens kam, fielen die Stimmen auf Royalisten, auf Gemäßigte, auf Gegner der republikanischen Gewaltherrschaft, auf Verwandte von Emigranten. Diese Wahrnehmung wurde für die dermaligen Machthaber um so beunruhigender, als der Zeitpunkt nahte, da nach der Verfassung ein Drittel der Räthe austreten und die Zahl durch neue Wahlen ergänzt werden sollte. Wie die Mehrheit der Nation damals gesinnt war, ließ sich gar nicht zweifeln, daß die Wahlen gegnerisch ausfallen, und daß die neuen Glieder mit den älteren Gleichgesinnten verbunden die Majorität in den Räthen bilden würden. Denn die Nation war müde und ruhebedürftig und trug den Erben des Convents bittern Groll. Vergebens machten die Directoren und ihre Freunde in der Gesetzgebung den Versuch, die Wahlfreiheit dadurch zu begrenzen, daß die auf den Emigrantenlisten eingeschriebenen Bürger als unfähig zur Ausübung des Wahlrechts erklärt, oder daß die Wähler gleich den Beamten vor der Abstimmung einen Eid auf die Verfassung vom Jahr III. ablegen und sich zum Widerstand gegen royalistische und anarchische Umtriebe verpflichten sollten; auch diese Versuche scheiterten an dem Widerstand in den beiden Räthen. Die freie Wahl wurde nur insoweit eingeschränkt, daß jedem Wähler die Erklärung des Gehorsams und der Anhänglichkeit an die Republik abverlangt ward.

Divergirende Tendenzen bei den Staatsgewalten. Was die Directoren und ihre Gesinnungsgenossen vorausgesehen, trat ein: wie sehr sie sich Mühe gaben, durch Verbreitung von Wahllisten und andere Einwirkungen Männer ihrer Farbe in die Räthe zu bringen, die neuen Abgeordneten, welche der 9. April in die Gesetzgebung sandte, sowohl die der Hauptstadt als die der Provinzen, gehörten fast alle der gemäßigten Richtung an, so daß das Directorium sich einer geschlossenen und zahlreichen Majorität gegenübergestellt sah und erwarten mußte, daß in die eigene Mitte ein Mann anderer Färbung eintrat. Und wirklich wurde von den Räthen an Letourneurs Stelle Barthelemy in die Executivbehörde gewählt, derselbe Staatsmann von gemäßigt liberalen Grundsätzen, der den Frieden von Basel geschlossen. Aber die ehemaligen Conventsglieder wollten sich nicht vom Platze drängen lassen. Sie waren entschlossen, „zur Rettung der Republik die Bajonette gegen das souveräne Volk zu gebrauchen", den Staatsstreich des Vendémiaire als Akt der Nothwehr zu wiederholen. Die Wahl des Generals Pichegru, der im Verdacht conspiratorischer Verbindungen mit den Bourbonen stand, zum Präsidenten der Fünfhundert, war ein deutliches Zeichen, daß die Majorität im gesetzgebenden Körper nach Rechts geschoben sei. Damit war die Losung zum Kampf gegeben. Die

(Randnoten: 9 April 1797. — 19. Mai 1797.)

Verhandlungen in den beiden Häusern nahmen mehr und mehr einen reactionären, den Tendenzen der Revolution widerstrebenden Charakter an. Die Emigrantengesetze sollten gemildert, den Geistlichen der Unterwerfungseid erlassen, der christliche Cultus mit Glockengeläute hergestellt werden. Der gesetzgebende Körper legte der Directorialregierung die Unordnungen in den Colonien, die Zerrüttungen des Staatshaushaltes zur Last, und diese beschuldigte die Abgeordneten, daß sie die Steuervorschläge zurückwiesen, um die republikanische Regierung unmöglich zu machen und eigenmächtig in die Verwaltung eingreifen wollten. Auch in der auswärtigen Politik gingen die Wege auseinander. Während die Räthe einer Politik des Friedens das Wort redeten, beharrte das Directorium bei dem System des Krieges und der fortschreitenden Revolutionirung Europa's. Das eigenmächtige Auftreten Bonaparte's gegenüber Venetien vergrößerte die Spaltung, und obwohl auch das Directorium nicht alle Schritte seines Generals billigte, so wurde doch durch den Vorwurf, der von Dumolard im Rathe der Fünfhundert der Regierung entgegengeschleudert ward, daß sie die Ueberschreitungen Bonaparte's verschuldet habe, eine enge Solidarität der Interessen zwischen der Directorialregierung und dem Befehlshaber der italienischen Armee begründet. Napoleon erkannte, daß das Wachsthum der gemäßigten und royalistischen Partei mit den „ehrgeizigen Machtbildern seiner Seele" unverträglich sei, daß er nur durch die demokratisch-republikanische Politik, der er am Vendémiaire zum Siege verholfen, seine Ziele erreichen könne. Und er zauderte nicht, den Männern des Convents, so wenig innere Zuneigung er für sie hegte, abermals seinen Arm zu leihen. 24. Juni 1797.

In der zweiten Hälfte des Juli konnte man an dem regen Parteitreiben, an den belebten Versammlungen und Unterredungen der politischen Factionen und Gesellschaften, an den gereizten Debatten im Schooße des gesetzgebenden Körpers und des Directoriums die Vorboten eines herannahenden Sturmes erkennen. Die Mitglieder der Rechten, Royalisten und Gemäßigte hatten häufige Zusammenkünfte und Besprechungen in einem Hause der Straße Clichy. Unter den Directoren waren die drei alten Jacobiner Rewbell, Larevellière-Lepeaux und Barras für gewaltsame Unterdrückung der reactionären Umtriebe, während Carnot und Barthelemy eine Politik der Ausgleichung und Verständigung empfahlen. Der Salon der Frau Staël, wo der geistreiche Benjamin Constant und der aus Amerika heimgekehrte Talleyrand die hervorragendste Rolle spielten, den auch Barras besuchte, der sogenannte „constitutionelle Cirkel", begünstigte Bonaparte und die Republik, und bekämpfte alle royalistischen Restaurationsgedanken. Pichegru und seine Anhänger geriethen in Sorge, als die Majorität im Directorium mit dem General Hoche, dem feurigen Republikaner, eifrig verkehrte, als sie das Ministerium in ihrem Sinne umgestaltete, indem sie Talleyrand in das auswärtige Amt berief, und dem General Scherer, Rewbells Landsmann und Gesinnungsgenossen, die Leitung des Kriegswesens übertrug. Das Directorium und General Hoche.

Diese Sorge stieg noch, als Hoche mehrere Regimenter von der Sambrearmee in die Umgegend von Paris verlegte, unter dem Vorwand, sie nach Brest zu der Expedition gegen Irland zu führen, ohne, wie es die Verfassung verlangte, von der Gesetzgebung dazu ermächtigt zu sein. Pichegru machte nunmehr den Vorschlag, man solle die alte Nationalgarde wieder herstellen mit Führern eigener Wahl. Dadurch könnte dem gesetzgebenden Körper aus den gemäßigten bürgerlichen Elementen eine Schutzwehr geschaffen werden. Dieses scharfe Hervortreten der Opposition setzte das Directorium in Verlegenheit. Das Mißtrauen der Räthe machte den beabsichtigten Staatsstreich unausführbar. Das übereilte Vorgehen des feurigen Republikaners Hoche hatte den Plan zu früh verrathen. Barras und seine beiden Genossen ließen den General fallen; sie leugneten, daß er im Einverständniß mit ihnen die Dispositionen der Truppen getroffen. Erbittert über 30. Juli 1797. solche Heuchelei und Muthlosigkeit, zog Hoche die Regimenter weg und begab sich wieder zur Rheinarmee, eifrig bestrebt im Verein mit deutschen Freiheitsmännern der linken Rheinseite eine cisrhenanische Republik zu gründen. Wenige 18. Sept. Wochen nachher starb er in Wetzlar an einer Krankheit in jungen Jahren. Es war leicht begreiflich, daß man seinen Tod einer Vergiftung zuschrieb. Seine aufrichtige Hingebung an Vaterland und Republik, seine politischen und militärischen Talente, sein patriotischer Ehrgeiz, frei von jeder Selbstsucht und gemeinen Leidenschaft, hatten ihm einen geachteten Namen, eine große Popularität bei der ganzen Nation und insonderheit bei den Soldaten verschafft. Er wäre der einzige Mann gewesen, der bei längerem Leben der Republik im geeigneten Augenblick seinen Arm hätte leihen, sie vor Vergewaltigung hätte schützen können.

Der Staatsstreich vom 18. Fructidor.

Die Directoren waren vor ihrem eigenen Vorhaben erschrocken und unschlüssig zurückgewichen. Nun bot sich ihnen aber eine stärkere Hülfe dar. Wir werden im nächsten Abschnitt erfahren, wie sehr es um diese Zeit dem Befehlshaber der italienischen Armee darum zu thun sein mußte, in seinen pacificatorischen Plänen freie Hand zu haben, durch keine royalistische Reaction in seinem eigenmächtigen Auftreten gehemmt zu werden. Schon am Jahrestag des Bastillesturms, den die Armee mit Festjubel und Gelagen feierte, hatte Napoleon in einer schwungvollen Proclamation die Soldaten aufgefordert, der Republik und der Verfassung Treue, allen Royalisten und Feinden der Freiheit unversöhnlichen Haß zu schwören. In den nächsten Tagen wurden bei allen Heerabtheilungen Adressen in Gang gesetzt und unterzeichnet, worin das Directorium aufgefordert ward, mit Ernst vorzugehen gegen die reactionären Räthe, gegen die Männer von Clichy, gegen die Organe des Royalismus. Doch trug Bonaparte kein Verlangen, die mißlungene Mission Hoche's selbst aufzunehmen. Er zog es vor, aus dem Hintergrunde die Fäden zu lenken, sich nicht in Person bei einem Staatsstreiche zu betheiligen, der wenig Ruhm eintragen konnte und ihn zum offenen Mitschuldigen der jacobinischen Directoren gemacht hätte. Er schickte daher seinen Adjutanten Lavalette nach Paris, welcher der geldbedürftigen

Regierung drei Millionen ankündigen sollte, und empfahl ihr den General Augereau, einen Haudegen und Jacobiner alten Schlags, welcher die Soldatenadressen nach Paris überbrachte, als patriotischen, dienstbeflissenen Militär. Die drei Directoren Barras, Rewbell, Lareveillère verstanden den Wink; sie traten mit Augereau in vertraulichen Verkehr und ernannten ihn zum Befehlshaber der Pariser Militärdivision. Bald nachher traf auch noch General Bernadotte ein: er sollte einige früher eroberte Fahnen nach Paris bringen. Die Triumvirn dachten einmal daran, ihn an der Stelle von Scherer zum Kriegsminister zu ernennen. Die Anstellung patriotischer Beamten in den Departements, das Hervortreten alter Jacobiner und Terroristen in den Straßen und Kaffeehäusern, die Concentrirung von Truppen in der Umgegend von Paris konnten als Vorzeichen eines bevorstehenden Gewaltstreiches im Interesse der demokratischen Republik gelten. Pichegru und Willot, die in royalistischen Sympathien und Restaurationsgedanken am weitesten gingen, überlegten, ob man nicht durch einen bewaffneten Handstreich auf den Palast Luxemburg mittelst der Garde des gesetzgebenden Körpers den Umsturzplänen des directorialen Triumvirats zuvorkommen sollte; aber zu einem solchen gewagten Gewaltstreich ließ sich die Majorität der Volksvertretung nicht fortreißen. Selbst unter den Gemäßigten war gar Mancher, dem seine Vergangenheit bei einem monarchistischen Umschlag Verderben gebracht hätte. Keiner von ihnen wollte seinen Kopf aufs Spiel setzen. Auch bei dem Versuche einer Erneuerung der Nationalgarde stieß man auf eine allgemeine Unlust der Bürger. Die Begeisterung der Lafayette'schen Zeit war verraucht. Zu Anfang Septembers hatte das Mißtrauen und die Parteistellung der Factionen einen so scharfen Charakter angenommen, daß ein Fortregieren in der bisherigen Spannung nicht mehr möglich schien. Da gaben die Triumvirn des Directoriums die bisherige Zauderpolitik auf und trafen mit Augereau die Verabredung zu einer Reinigung des gesetzgebenden Körpers und der Regierungsorgane. So erfolgte denn der Staatsstreich vom achtzehnten Fructidor. In der Nacht vom 3. zum 4. September umstellte Augereau die Tuilerien mit Truppen und Kanonen. Die Garden, welche den Palast zu vertheidigen hatten, zeigten zum Widerstand weder Kraft noch Lust; sie wollten nicht die Rolle der Schweizer vom 10. August wiederholen und ließen die Verhaftung ihres Commandanten Ramel ruhig vor sich gehen. Am Morgen waren die Tuilerien in den Händen Augereau's, und nun stand der Ausführung des Staatsstreiches, wie ihn die Triumvirn des Directoriums entworfen hatten, kein Hinderniß im Weg.

10. Aug. 1797. — *3/4. Sept.*

Republikanischer Terrorismus.

Die Blutarbeit früherer Tage wurde nicht wiederholt; so weit war die revolutionäre Politik menschlicher geworden; aber an willkürlicher rechtsverletzender Gewaltthätigkeit stand der 18. Fructidor hinter dem 1. Juni 1793 nicht zurück. Nachdem man die beiden Directoren Carnot und Barthelemy nebst einer Anzahl royalistischer und oppositioneller Räthe in Gewahrsam genommen,

trat die republikanische Partei beider Versammlungen im Odeon und in der Schule der Medicin zu außerordentlichen Sitzungen zusammen. Noch einmal wurde Paris an die Schreckenszeit erinnert, als die Reste der Jacobiner und der Straßendemokratie sich auf die Galerien drängten und die Permanenzerklärung der Versammlungen bis zur Rettung der Republik mit Jubel begrüßten. Von dem Rumpf der Fünfhundert wurde sofort eine Commission von fünf Mitgliedern gewählt, die unter dem Vorsitz Boulay's von der Meurthe eine Reihe von Beschlüssen faßte und der Versammlung zur Bestätigung vorlegte. Danach sollten dreiundfünfzig Abgeordnete und die zwei Directoren Carnot und Barthelemy zur Deportation verurtheilt, eine Anzahl von Zeitungen unterdrückt, ihre Eigenthümer, Redactoren und Mitarbeiter verbannt und die Presse unter polizeiliche Aufsicht gestellt, die zurückgekehrten Emigranten wieder ausgewiesen, in achtundvierzig Departementen neue Wahlen angeordnet werden u. A. mehr. Nach heftigen Debatten wurden die Vorschläge sammt der beigefügten Proscriptionsliste von beiden Häusern angenommen. Merlin von Douay und François von Neufchateau wurden zu Directoren gewählt und dann die „Verräther der Republik" von dem Boden des Vaterlandes weggestoßen. Carnot, der es schwer büßen sollte, daß er dem System der Schreckenszeit untreu geworden und für die Ausgleichung der politischen Gegensätze zu wirken gesucht, entging durch die Flucht nach Deutschland dem ihm zugedachten Schicksale; eben so Boissy d'Anglas. Alle andern dagegen, deren Namen auf den Aechtungslisten verzeichnet waren, mehr als zweihundert Personen, darunter Pichegru, Willot, Barthelemy, Barbé-Marbois, Aubry, Ramel, wurden in Rochefort eingeschifft, und nach einer mit Entbehrungen und harter Behandlung verbundenen Ueberfahrt nach dem feuchten, ungesunden Cayenne (Guiana) in Südamerika deportirt, wo das Sumpffieber bald eine große Anzahl in das Grab lieferte, eine noch größere Zahl auf das Krankenlager warf. Doch gelang es im Laufe der Zeit einigen der namhaftesten Deportirten, wie Pichegru, Barthelemy, Ramel, sich dem todbringenden Exil durch die Flucht zu entziehen.

Wirkungen des Staatsstreichs. So wurde die Republik gerettet; ein neuer Eid der Treue auf die bestehende Verfassung in Staat und Kirche sollte das wiederhergestellte Jacobinerregiment gegen ähnliche Tendenzen und Gefahren für alle Zukunft sichern. Unter solchen Eindrücken fielen die Neuwahlen in den Departements ganz im Sinne der Regierung aus, zumal da kein Mittel versäumt wurde, durch Anstellung neuer Beamten und durch Wahlbeherrschung aller Art den Patrioten zum Sieg zu verhelfen. Der Terrorismus des Convents kehrte zurück, nur nicht mehr in so blutiger Gestalt. Anstatt auf Guillotine und Sansculottenbanden stützte man sich auf die organisirte Militärmacht; an die Stelle der Assignaten trat die systematische Aussaugung des Auslandes. Die Niederlande, die Schweiz und vor Allem die Fürsten und Städte Italiens wurden von den Directoren und ihren Diplomaten, Heerführern und Commissaren aufs Gewissenloseste aus-

geplündert; die Soldaten, von der Regierung elend bezahlt und unterhalten, durch betrügerische Lieferanten in Noth und Mangel gebracht, sahen sich für ihre Bedürfnisse auf Requisitionen, Erpressungen und Plünderungen angewiesen. Gewalt, List und Drohungen wurden in Bewegung gesetzt. Die ganze Welt sehnte sich nach Befreiung von dieser drückenden und charakterlosen Regierung. Aber die öffentliche Meinung kam nicht zum Ausdruck: die Preßfreiheit war erstickt; die Unabhängigkeit der Gerichte gebrochen: die republikanische Patriotenpartei füllte die Aemter. General Augereau wurde zum Lohn seiner Dienste zum Oberbefehlshaber der Rhein- und Sambrearmee ernannt, da Hoche, wie erwähnt, um dieselbe Zeit starb, Moreau als Mitwisser von Pichegru's conspiratorischen Plänen verdächtig nach Paris gerufen und somit thatsächlich seines Commando's enthoben ward. Man verzieh ihm nicht, daß er sich vor dem Staatsstreich sehr kühl gegen das Directorium benommen, und die in seine Hände gefallenen Briefschaften Pichegru's, aus denen dessen Verkehr mit Condé hervorging, erst am 3. September vertraulich an Barthelemy eingesandt hatte, mit einem denunciatorischen Brief, der ihm sehr zur Unehre gereichte.

Die größte Schwierigkeit lag für die Directorialregierung in der gänzlichen Zerrüttung des Finanzwesens und in dem Mangel eines geordneten Staatshaushaltes, namentlich in den ersten Monaten, als der unglückliche Verlauf des deutschen Krieges einen großen Theil der französischen Heere auf den eigenen Boden zurückdrängte und die Geldquellen Italiens noch nicht geöffnet waren. Noch immer stockten Handel und Verkehr, noch immer lagen Industrie und Ackerbau schwer darnieder; die Steuerrückstände aus den letzten Jahren wurden auf dreizehn Milliarden berechnet, zu deren Eintreibung keine Aussicht war; für die Verpflegung und den Unterhalt der Armeen fehlten alle Mittel, so daß selbst in befreundeten Ländern zu Requisitionen und Zwangslieferungen gegriffen werden mußte; Beamte, Lehrer, Angestellte jeder Art entbehrten ihrer Gehalte; die Staatsgläubiger mußten darben. Die Hauptursache des allgemeinen Elends war die gänzliche Entwerthung der Assignaten. Wir haben schon öfters der Uebelstände Erwähnung gethan, welche durch die Einführung des Papiergeldes verursacht worden waren. Seit dem Aufhören der Schreckensregierung waren die Curse fortwährend im Sinken, so daß die Scheine zuletzt nur noch zum hundertsten Theil ihres Nennwerthes, ja noch niedriger angebracht werden konnten. Es half nicht viel, daß, als die ausgegebene Summe die Höhe von fünfundvierzig Milliarden erreicht hatte, Directoren und Räthe die weitere Anfertigung einstellten und durch feierliche Verbrennung der Assignatenpresse der Nation Kunde von diesem Beschluß gaben. Die Curse wollten nicht steigen. Man mußte zu andern Mitteln greifen. Zuerst versuchte man es mit einem Zwangsanlehn, wozu man die reicheren Bürger heranzog, aber der Widerstand gegen eine Maßregel im Sinne des alten Terrorismus, der sowohl bei dem Volke als bei den Räthen hervortrat, war so durchschlagend, daß die Zwangssteuer nur geringen Erfolg hatte. Aber man hatte ja noch große Domänen und Nationalgüter, seitdem die Einziehung und Veräußerung des Eigenthums und der künftigen Erbschaft der Emigranten durch ein neues Gesetz dem Staate zugesprochen worden war. Darauf wurde ein neues Finanzsystem gegründet: Man schuf eine neue Art von Papiergeld, im Betrag von zweitausendvierhundert Millionen, **Mandate** genannt, deren Inhaber das Vorrecht haben sollten, jedes beliebige Nationalgut, ohne Versteigerung, gegen Erlegung

Finanznoth und Assignaten.

Anfang März 1795.

des Schätzungswerthes in Mandaten in Besitz zu nehmen. Diese Mandate oder Mandatenpromessen, die einen vierfachen Realwerth zur Unterlage hatten, sollten als baares Geld bei allen Geschäften gelten und bei allen Staatskassen zum Nennwerth angenommen werden. Die alten Assignaten sollten nach dem Tagescurs gegen die neuen Scheine eingetauscht und dann vernichtet werden. Allein trotz schwerer Strafandrohung gegen Alle, welche die Annahme verweigern oder das neue Papiergeld verdächtigen oder herabsetzen würden, gewannen die neuen Anweisungen kein Vertrauen; sie wurden im täglichen Verkehr nur zu zehn Procent angenommen, und sanken mit der Zeit noch tiefer. Die nächste Folge war eine noch weitere Verschleuderung der Staats- und Emigrantengüter, der alten Kloster- und Kirchenbesitzthümer, indem sie um Spottpreise an jeden abgegeben wurden, der den Muth hatte zuzugreifen und so viel Vertrauen in den Bestand der Republik, um den geringen Geldaufwand zu wagen. Die Vermögensverhältnisse geriethen in unglaubliche Verwirrung und Zerrüttung. Alle Schulden und Darlehn, die ursprünglich in Metallgeld bewirkt worden, wurden mit Papierscheinen von geringem Werth abgetragen. Alle Versuche der Gesetzgebung, eine Ausgleichung der Privatschulden im Sinne der Billigkeit und Gerechtigkeit anzuordnen, scheiterten an der Schwierigkeit, ja Unmöglichkeit der Ausführung. Und welchen Zerrüttungen waren die Staatsfinanzen ausgesetzt! Die wirthschaftlichen Calamitäten, Deficit und Unordnung im Haushalt, Verschleuderung der öffentlichen Güter, Veruntreuungen und betrügerische Börsenmanöver, Unterschleife der Lieferanten, bildeten einen unerschöpflichen Stoff zu Streit und Hader, zu Verdächtigungen und Anschuldigungen zwischen der vollziehenden und der legislativen Gewalt. Nach dem Staatsstreich des 18. Fructidor, der die jacobinische Willkürherrschaft nochmals befestigte, griff man zu einem neuen finanziellen Gewaltmittel. Man erhöhte und vermehrte nicht blos die Steuern und Abgaben, man befreite auch die Staatskasse von der großen Last des Papiergeldes, indem man ein Drittel der Mandate durch „Inscriptionen" in eine consolidirte Staatsschuld verwandelte, für die zwei andern Drittel keine Zahlungen mehr zu leisten beschloß. Es war der erste Schritt zum vollständigen Staatsbankerott. Wer wollte noch ferner Vertrauen haben zu einer Regierung, die so gewissenlos mit dem öffentlichen Credit und Vermögen wirthschaftete? Die Verluste der Capitalisten waren unermeßlich; die Staatsgüter waren verschleudert, das Vermögen von den Reichen und Bevorzugten an die mittleren und unteren Stände gekommen; Lieferanten und Makler hatten sich bereichert. Und bei allem dem blieb der Staatshaushalt in Zerrüttung und Unordnung, so daß die Regierung und ihre Generale zur Erhaltung der Armeen und zur Bestreitung der wachsenden Ausgaben die eroberten Länder mit einem unerhörten Raubsystem heimsuchten.

4. Bonaparte's italienische Feldzüge und der Friede von Campo Formio.

Bonaparte u. die ital. Armee. Die französische Armee in Italien, wovon die eine Abtheilung unter General Scherer in der genuesischen Riviera, die andere unter Kellermann in Savoyen stand, befand sich im Herbst 1795 in elender Lage. Die Soldaten litten an Allem Mangel; sie hungerten und ihre Kleidung war im jämmerlichsten Zustande; seitdem der Schrecken sie nicht mehr vorwärts trieb, schien ihre Kraft gewichen: — da erschien Napoleon Bonaparte in Nizza als Obergeneral. Von der Natur mit ausgezeichneten militärischen Gaben und mit der Kunst des Befehlens ausgerüstet, wußte er die muthlosen Truppen, bei denen sich talentvolle

Unterfeldherren und Offiziere befanden, bald so zu begeistern und an sich zu fesseln, daß sie unter seiner Leitung jeder Gefahr trotzten und ihm von Sieg zu Sieg folgten. Der erste Aufruf, womit er sein Heer begrüßte, ließ die ganze Virtuosität des Mannes ahnen; in wenig Sätzen von antiker Kraft und Einfachheit war darin zugleich dem Selbstgefühle des Soldaten geschmeichelt, die Zuversicht des Sieges in ihm geweckt und die blühende Ebene Italiens ihm als Siegesfeld gezeigt, wo statt Noth und Entbehrung nur Genuß und Ruhm seiner warte. „Ich will euch hinabführen in die fruchtbarste Ebene der Welt. Reiche Landschaften, große Städte werden in Eurer Gewalt sein; ihr werdet dort Ehre, Ruhm und Reichthümer finden".

Schon vor dem 13. Vendémiaire hatte Napoleon im Bureau des Wohlfahrtsausschusses dem erstaunten Doulcet Pontécoulant seine Gedanken über einen Feldzugsplan gegen die Coalition entwickelt. Danach sollte durch einen raschen Einzug in Piemont der König von Sardinien zur Trennung von Oesterreich gebracht werden und zu der Einsicht gelangen, „daß er nach all den glänzenden Siegen der französischen Republik Nizza und Savoyen mit Waffengewalt nicht wieder erlangen könne, und daher am besten thue, im Bunde mit Frankreich, auf Kosten von Oesterreich eine Entschädigung für diese Gebiete in der Lombardei zu suchen". Alsdann sollte in schnellem Siegeslauf die Lombardei erobert werden, indeß ein anderes französisches Heer durch Süddeutschland gegen das Donaureich vordringe. Nach Durchführung dieses Planes sollte die französische Armee aus der Lombardei in das Tyroler Bergland einrücken, sich mit dem durch Deutschland herankommenden Heer vor Wien vereinigen und den Kaiser zu einem Friedensschluß zwingen, wie ihn Frankreich vorschreibe. Dieser eben so kühne als geniale Entwurf eines Doppelfeldzugs in Italien und Deutschland wurde nunmehr von dem Directorium ins Werk gesetzt und so weit die Ausführung von Napoleon abhing, auch vollzogen. *Der Feldzugsplan.*

a. Von den Alpen bis zur Etsch.

Das österreichisch-sardinische Heer, das unter dem Oberbefehl des mehr als siebenzigjährigen Feldmarschalls Beaulieu stand, eines Veteranen der alten Kriegsschule, tapfer in der Schlacht, aber schwerfällig und pedantisch, war an Zahl dem französischen Heer weit überlegen, wenn auch der Unterschied nicht ein so starker gewesen sein mochte, wie ihn die Napoleonischen Schriftsteller zur größeren Verherrlichung ihres Helden angaben. Aber wir wissen schon aus früheren Blättern, wie wenig Eintracht und Sympathie zwischen beiden Nationen und Armeen herrschte. Sie waren Verbündete, bemerkt Clausewitz, mit zwei divergenten Rückzugslinien, die Einen sahen nach Wien, die Andern nach Turin, und die Stimmung Beider war herzlich schlecht. Die kurz vorher erlittene Niederlage bei Loano war nicht geeignet, diese Stimmung zu heben. Beaulieu war vor Allem bedacht, die neutrale Seestadt Genua, die der französische Regierungscommissär Salicetti zu einem Darlehn von drei Millionen nöthigen wollte, vor einem plötzlichen Ueberfall der Franzosen zu schützen und die Verbindung Piemonts und der Lombardei mit der vor jener Seestadt kreuzenden englischen Flotte unter Nelson sicher *Piemont zu einem Separatfrieden gebracht.*

zu stellen. Dies bewerkstelligte er durch einen geschickt entworfenen und glücklich ausgeführten Kriegsplan, indem er das steile zackige Gebirg, welches die lombardische Ebene von der ligurischen Küste trennt, zwischen Novi und Genua überstieg, den Feind
10. April 1796. bei Voltri zurückwarf und somit seinen Zweck erreichte. Es war der letzte Triumph, den die Coalition in Italien erringen sollte. Fortan folgte Niederlage auf Niederlage. Mit wunderbarem Geschick wußte Napoleon die numerische Ueberlegenheit der Gegner dadurch auszugleichen, daß er stets an der rechten Stelle als der Stärkere erschien, daß, während der Feind nach der alten Methode seine Streitkräfte in einem weiten Cordon auseinanderzog, um alle Angriffspunkte zu decken, er seine Truppen concentrirte und zu einem Gewaltstoß vordringen ließ. So erfochten die Franzosen rasch eine Reihe von Siegen, welche die Aufmerksamkeit der Welt nach dem subalpinischen Lande richteten.
11. April. Nachdem Napoleon bei Montenotte den durch starke Schanzen gedeckten Feind in einem hartnäckigen Kampf überwunden und zu einem verlustvollen Rückzug gezwungen, warf er sich rasch auf alle vereinzelten Positionen der vereinigten austro-sardischen Armee und schlug
13–22. April. sie in einer Reihe von Gefechten bei Millesimo, Ceva, Mondovi. Durch diese Erfolge erreichte der französische General seinen Zweck, die Piemontesen und Oesterreicher zu trennen, die siegesfrohe französische Armee zwischen die schwergeschädigten Heerhaufen Colli's und Beaulieu's einzuschieben. Die Anführer, von jeher zwieträchtig und einander mißtrauend, warfen sich gegenseitig die Schuld an diesen Unfällen vor und handelten auf eigene Hand, ihre „divergenten Rückzugslinien" verfolgend. Bonaparte beschloß, die entmuthigte Stimmung des Königs Victor Amadeus rasch zu seinem Vortheil zu benutzen. Er gewährte den von Colli begehrten Waffenstillstand nur gegen die Ueberlassung zweier Festungen als Pfand ehrlicher Friedensliebe; und als man darauf einzugehen bereit war, steigerte er seine Forderungen. Der König, erschreckt durch die raschen Siegeszüge des Feindes sowie durch die Anzeichen revolutionärer Bewegungen in
26. April. Turin und mit Beaulieu entzweit, willigte in den Waffenstillstand von Cherasco, um Zeit zu Friedensunterhandlungen zu gewinnen. Das Directorium zeigte wohl einige Empfindlichkeit über das eigenmächtige Auftreten des Generals; Rewbell und Barras meinten, man solle in Piemont die Revolution erwecken, das Volk zur Republik ermuthigen; aber die Begeisterung über die Siege der italienischen Armee war so allgemein in der Nation, daß man den jungen Helden gewähren lassen mußte. Zudem wußte Napoleon die Regenten in Paris und ihren Commissar bei der Armee mit solcher klugen Feinheit zu behandeln, daß seine Vorschläge durchgingen und ihnen doch der Schein blieb, als ob ihre Befehle und Weisungen vollzogen würden. Dabei ließ er durchblicken, welche Geldsummen man den besiegten oder bedrohten Ländern und Fürsten abpressen könne, ein Wink, der auf die von Finanznöthen so schwer bedrängten Directoren von besonderer Wirkung war. So kam denn der Friede mit dem König
15. Mai. von Sardinien auf Grund der Waffenstillstandsbedingungen zum Abschluß. Victor Amadeus trat darin die Grafschaft Savoyen und Nizza an die Republik ab, verpflichtete sich zur Lieferung von Kriegsbedürfnissen, und machte, indem er den französischen Heerführern drei Festungen, darunter Alessandria, und mehrere Kriegsstraßen öffnete, die eigenen Truppen verlegte und die Landwehr auflöste, die siegreichen Nachbarn zu den eigentlichen Gebietern seines Königreiches. Der republikanischen Regierung zu Gefallen wurden die Emigranten ausgewiesen, die politischen Prozesse gegen die Freunde der Revolution niedergeschlagen. Piemont war nunmehr eine vorgeschobene Operationsbasis gegen die Lombardei. Napoleons Ansehen stieg durch diese glänzenden Erfolge so sehr, daß in Kurzem sein Wille mehr galt als die Anordnungen des Directoriums, ja daß dieses bald in ein abhängiges Verhältniß zu seinem Feldherrn gerieth.

Die französischen Soldaten hatten sich für die ausgestandenen Strapazen und Entbehrungen durch Plünderungen und Gewaltthätigkeiten in den eroberten Ortschaften entschädigt. Napoleon war darüber sehr unwillig; er fürchtete, die Kunde von den Mißhandlungen der piemontesischen Bevölkerung möchte einen schlimmen Eindruck auf das übrige Italien machen und die Eroberungen erschweren. Denn die Sympathien der Völker für Revolution und Republik kamen den Franzosen eben so zu statten, wie sie die Regierungen in Furcht setzten und zu Friedensabkommen geneigt machten. Napoleon strafte daher die Zuchtlosigkeiten und suchte den Soldaten ihre größere Aufgabe zum Bewußtsein zu bringen. An demselben Tage, da der Waffenstillstand zum Abschluß gekommen, erließ er eine zweite Proklamation an das Heer des Inhalts: „Soldaten, ihr habt binnen vierzehn Tage sechs Siege erfochten, 21 Fahnen, 55 Kanonen, mehrere feste Plätze erobert und den reichsten Theil von Piemont in Besitz genommen; ihr habt 15,000 Gefangene gemacht, über 10,000 Feinde getödtet oder verwundet. Bisher schluget ihr euch um kahle Felsen mit glänzendem Muth, aber ohne Nutzen für das Vaterland; jetzt seid ihr ebenbürtig den Heeren von Holland und vom Rhein. Ihr waret entblößt von Allem, jetzt habt ihr euch Alles erfochten. Ihr habt Schlachten gewonnen ohne Kanonen; habt Ströme überschritten ohne Brücken, Eilmärsche gemacht ohne Schuhe, und unter freiem Himmel übernachtet ohne Branntwein und oft ohne Brod. Das können nur republikanische Soldaten, nur Soldaten der Freiheit. Die feindlichen Armeen, die ihr mit solcher Kühnheit angegriffen habt, fliehen erschrocken und staunend. Aber ihr habt noch Nichts gethan; noch ist Mailand nicht in euren Händen; noch wird die Asche der Besieger Tarquins von den Mördern Basseville's mit Füßen getreten. Ihr dürft nicht erschlaffen; es gilt Italien zu befreien, die Ketten des befreundeten Volkes zu zerbrechen, den französischen Namen zu verherrlichen". Man sieht, daß damals schon des Feldherrn Blicke vom Po nach der Tiber gerichtet waren. *Der Feldherr u. die Soldaten.*

Nach dem Waffenstillstand mit Piemont setzte Napoleon rasch seinen Siegeszug gegen die Lombardei fort. Am Agogna, einem der von den Alpen herabströmenden Nebenflüsse des Po hatte Beaulieu eine durch Lage und Schanzwerke feste Stellung bezogen; Napoleon umging sie, indem er in Eilmärschen auf dem rechten Ufer stromabwärts zog und am 7. Mai unweit Piacenza auf einer Schiffbrücke den Fluß überschritt. Mit der Kriegsbewegung hielten die diplomatischen Unterhandlungen gleichen Schritt. Anstatt in die revolutionäre Politik von ehedem einzulenken, die Völker zum Kampf gegen ihre Tyrannen aufzureizen, zog man es in Paris und im Bonaparte'schen Lager vor, den geängstigten und überraschten Regierungen, Fürsten und Städten Contributionen aufzulegen, der eigenen Geldnoth durch fremden Raub abzuhelfen und der Eitelkeit der Franzosen zu schmeicheln. Weder Geld noch Proviant, lautet das scharfe Urtheil Lanfrey's, noch Werke der Kunst und Wissenschaft, noch Erzeugnisse der Industrie und des Ackerbaues, nichts entging einem Plünderungssystem, das bisher in der modernen Völkergeschichte ohne Gleichen war. Der erste, der unter dieser Kriegspolitik zu leiden hatte, war der uns aus früheren Blättern bekannte Herzog Ferdinand von **Parma**, ein spanischer Infant. Er war der allgemeinen Coalition beigetreten und gab dadurch dem Directorium und dem General Anlaß zu feindseliger Behandlung. Nur aus Rücksicht für Spanien, mit dem die Republik in Frieden war, bewilligte Bonaparte dem Bourbon'schen Fürsten die erbetene Waffenruhe. Doch mußte er sie mit zwei Millionen Franken, mit 1700 Pferden, mit Getreide, Schlachtvieh und mit zwanzig Gemälden berühmter Meister erkaufen. Bei der Plünderung und Entführung von Kunstschätzen, Bildern und Manuscripten ahmte Bonaparte die römischen Feldherren und Proconsuln nach, die er aus Plutarchs Lebensbeschreibungen kannte. Er bereicherte die französische Hauptstadt mit den Werken des Genius, um das schaulustige *Parma erkauft den Frieden. Das moderne Raubsystem.* *9. Mai 1796.*

und eitle Volk zu ergötzen. Und das Directorium gab nicht nur seine Zustimmung, sondern munterte dazu auf, befahl die Erpressungen.

Erstürmung der Brücke von Lodi. Einzug in Mailand. Der Herzog von Modena.

Wenige Tage nachher kamen die französischen Heersäulen an der Adda an, wo Beaulieu mit bedeutenden Streitkräften die Brücke von Lodi hütete. Diesmal wählte Napoleon nicht den Weg des Umgehens und Durchschleichens, den er so meisterhaft verstand, sondern er beschloß, „den Stier bei den Hörnern zu fassen", um mit einer imponirenden Waffenthat seinen Einzug in die Lombardei zu feiern. Und in der That

10. Mai 1796. wird die Erstürmung der Brücke von Lodi, die von 9000 Kaiserlichen und mit einer Batterie von dreißig Geschützen vertheidigt ward, zu den glänzendsten Erfolgen des korsischen Kriegshelden gerechnet. Der Angriff wurde hartnäckig zurückgeschlagen, bis die Cavallerie weiter aufwärts über den Fluß setzte und den Kaiserlichen in die Flanke fiel. Mit den Trümmern seines Heeres zog Beaulieu hinter den Oglio und Mincio zurück, um in Mantua neue Streitkräfte zu sammeln, während der französische Obergeneral

11. Mai. seinen glänzenden Einzug in Mailand hielt, von dem den Revolutionsideen geneigten lebhaften Volk mit Jubel empfangen. Zugleich wurden die Städte Cremona, Pavia, Como u. a. besetzt. Wie schwoll in diesen Tagen dem republikanischen General das stolze Herz im Gefühle der Freude über die errungenen Lorbeern und der Vorahnung künftiger Größe! Als Marmont am Abend ihn versicherte, daß die Bewunderung in Paris keine Grenzen haben werde, entrollte er vor den Blicken des erstaunten Adjutanten die kühnen Bilder, die seine Phantasie ihm vorgaukelte: „Die Pariser haben noch nichts gesehen", sagte er mit erregtem Selbstgefühl, „ich hoffe noch ganz andere Dinge von der Glücksgöttin zu erlangen; in wenigen Tagen werden wir an der Etsch sein und ganz Italien in unsern Händen haben. Wird man mir dann die nöthigen Mittel gewähren, so brechen wir sofort zu größeren Unternehmungen auf. In unsern Tagen hat noch Niemand große Thaten gesehen, an mir ist es das Beispiel zu geben". Noch immer schwebte ihm der Feldzugsplan durch Tirol nach der Donau vor der Seele. Und waren denn nicht die Erfolge so wunderbar, daß er Alles für

17. Mai. möglich halten konnte? Drei Tage nach seinem Einzug in Mailand ahmte Hercules Rinaldo III. von Modena, dessen Erbtochter Marie Beatrix mit dem Erzherzog Ferdinand, einem Oheim des Kaisers, vermählt war, das Beispiel seines Nachbars von Parma nach, indem er einen Waffenstillstand um den Preis von zehn Millionen Francs und zwanzig Gemälden erkaufte, welche Pariser Kunstkenner auswählten. Eben so mußten Mailand und die Lombardei für die Befreiung vom österreichischen Joche zwanzig Millionen und eine Anzahl werthvoller Kunstgegenstände, Handschriften u. drgl. nach Paris liefern.

Napoleon u. das Directorium.

Um dieselbe Zeit erhielt Napoleon ein Schreiben von dem Directorium, er sollte seine Armee theilen: mit der einen Hälfte sollte Kellermann in Oberitalien bleiben, mit der andern sollte er selbst nach Livorno, Rom und Neapel ziehen. Der General war entschlossen, eher seinen Abschied zu nehmen, als diesem Befehl zu gehorchen. Doch verfuhr er mit der gewohnten politischen Klugheit. In einem Briefe an Carnot voll Ehrerbietung und Ergebenheit meldete er die Unterwerfung der Lombardei und suchte darzuthun, daß zu weiteren Erfolgen gegen Oesterreich nicht blos Einheit des Oberbefehls, sondern unbeschränkte Vollmacht für den Feldherrn erforderlich sei. Er bat, daß ihm die Regierung volles Vertrauen schenke, da er nur das wahre Interesse Frankreichs im Auge habe. „Dem Vaterlande dienen, einen Platz in der Geschichte erringen, der Regierung meine Ergebenheit bethätigen, das ist mein ganzer Ehrgeiz". Wie hätte das Directorium, das sich mühsam gegen die feindlichen Factionen zu behaupten vermochte, das bei der heillosen Finanzwirthschaft der italienischen Contributionen durchaus nicht entbehren konnte, sich mit dem Feldherrn überwerfen können,

dessen Namen in Aller Mund war, dem der gesetzgebende Körper den Dank des Vaterlandes aussprach, dem Offiziere und Soldaten mit der größten Begeisterung anhingen? Die Theilung des Oberbefehls wurde zurückgenommen, Kellermann in Savoyen gelassen und Napoleon mit solchen Vollmachten ausgerüstet, daß er sich thatsächlich als souveränen Kriegsherrn der italienischen Armee betrachten konnte. „Seit dem 21. Mai verfügte er über militärische und diplomatische Fragen, beherrschte die Verwaltung und die Finanzen der unterworfenen Lande, bestimmte das Geschick der italienischen Staaten nach seinem Gutbefinden".

21. Mai 1796.

Sieger und Besiegte.

Da Napoleon stets beflissen sein mußte, die Bedürfnisse des Directoriums und der Armee zu befriedigen, so wurde das System der Erpressung und Aussaugung immer weiter ausgedehnt. Nicht nur daß fort und fort Geldsummen und Schätze aus Kirchen und Palästen über die Alpen wanderten, die Requisitionen der Commissare, der Lieferanten, der Offiziere, die Plünderungen der Soldaten nahmen kein Ende. In vielen Fällen drückte der Oberfeldherr ein Auge zu; je mehr sich die Untergebenen schuldbewußt fühlten, desto abhängiger waren sie von ihm; nur wenn die Ausschreitungen zu arg wurden oder die Disciplin zu lockern drohten, fuhr er mit starker Hand dazwischen. Dies wirkte dann um so mehr, als er selbst seine Hände rein hielt. Als Befreier der Völker hatten sich die Franzosen angekündigt, als Peiniger und Bedrücker fielen sie jetzt über Länder und Städte her. Hier und da erhob sich das mißhandelte Volk, aber die blutige Züchtigung, die das aufrührerische Pavia erfuhr, schreckte die Andern ab. Uebrigens suchte Napoleon seine Herrschaft nicht allein auf die Schärfe des Schwerts zu gründen; seine ganze Haltung war derart, daß er zugleich Ehrfurcht und Vertrauen erweckte. Selbst gegnerische Historiker, wie Lanfrey, rühmen seine Selbstbeherrschung, seine Sittenstrenge, die Einfachheit seines Lebens. Er ragte nicht blos durch die Ueberlegenheit seines Genius, sondern auch durch ein moralisches Uebergewicht vor Allen hervor. Sein Sinn stand nicht auf Reichthum, sondern auf Ruhm, Macht und Ehre, sein ganzes Denken und Handeln war nur auf die eigene Größe, auf Befriedigung seines glühenden Ehrgeizes und seiner unbegrenzten Herrschsucht gerichtet. In der Tiefe seiner Seele schlummerte der Gedanke von einem Weltregiment.

25. 26. Mai.

Brescia und Verona besetzt.

Als die Bewegungen und Aufstände in der Lombardei unterdrückt waren, und die provisorische Verwaltung in sichere Hände gelegt, setzte der Oberfeldherr seinen Zug nach Osten fort. Beaulieu hatte, ohne die Neutralität der Marcus-Republik zu achten, die venetianische Festung Peschiera besetzt, in der Absicht, die Thallinie des Mincio bis nach Mantua zu behaupten. Als aber Napoleon, der nun eben so rücksichtslos sich der Stadt Brescia bemächtigte, plötzlich bei Borghetto erschien, räumten die Oesterreicher die Flußlinie. Einige Abtheilungen warfen sich nach Mantua, dessen Besatzungsmannschaft dadurch auf etwa 14,000 stieg, die andern zogen die Etsch hinauf nach Tirol. Anfangs Juni war das ganze österreichische Oberitalien bis auf die genannte Festung in den Händen der Franzosen. Auch Peschiera wurde nach dem Abzug der Oesterreicher besetzt, und wenige Tage nachher rückte Massena vor die Stadt Verona, welche längere Zeit den Prätendenten Ludwig XVIII. und mehrere Häupter der Emigration in ihren Mauern beherbergt hatte, und erzwang die Uebergabe. Der Proveditore Foscarini hatte vergeblich die Anerkennung der Neutralität der Marcusrepublik zu erwirken gesucht; die mit erkünsteltem Zorne ertheilte Antwort des siegreichen Feldherrn war berechnet, den regierenden Herren Furcht einzuflößen und sie zu Allem willfährig zu machen.

b. Venedig und andere italienische Staaten.

Der venetianische Geschlechterstaat.

Venedig hat in seiner langen Geschichte viel Stoff zu Trauerspielen geliefert; jetzt nahte die Stunde, wo die letzte erschütternde Tragödie in Scene gesetzt ward. Wir kennen aus früheren Blättern den aristokratischen Verfassungsbau des Lagunenstaats: Noch immer stand an der Spitze ein auf Lebenszeit gewählter Doge, der in Verbindung mit der Signorie, seinem geheimen Rath, mit einem Ministercollegium, mit den Staatsinquisitoren und dem Rathe der Zehn als oberster Polizeibehörde die Republik regierte, während der Senat oder der aus den edeln Geschlechtern gebildete große Rath die gesetzgebende Gewalt übte. Es waren noch immer die mittelalterlichen Formen, aber der Geist, die energische Thatkraft und der politische Verstand von ehedem waren entwichen. Selbst die Schauer, welche die Staatsinquisition und die Bleikammern in der Phantasie der Menschen erzeugten, waren nur noch künstliche Mittel, um die neuerungssüchtige Menge in Furcht und Gehorsam zu halten. Seitdem die Türkenkriege ihre Kräfte aufgerieben, war die Republik von den großen Welthändeln fern geblieben. Wie wenig immer die französische Revolution nach dem Sinne der regierenden Herren sein mochte, Venedig hat sich nie an die Coalition angeschlossen, ja der Freistaat war die erste Macht, welche die französische Republik anerkannte und einen diplomatischen Vertreter zuließ. Die österreichischen Heere durften nur auf einer durch alte Verträge festgesetzten Etappenstraße in das Mailändische Gebiet einrücken. Dem Grafen von Provence hatte man den Aufenthalt in Verona erst gestattet, als der Wohlfahrtsausschuß seine Einwilligung gegeben, und ihn vor dem Erscheinen Napoleons in Italien zum Abzug bewogen. Aber eine Neutralität gegenüber zwei feindlichen Großmächten konnte nur behauptet werden, wenn sie durch ein achtunggebietendes Kriegsheer vertheidigt ward. Daran hatte es aber die Republik fehlen lassen: der größte Theil der Linientruppen lag auf den dalmatinischen und albanesischen Grenzstrichen; auf dem Festlande standen etwa 5000 Mann in zerstreuten Garnisonen: die Landwehr, die auf 30,000 Mann gebracht werden konnte, war militärisch untüchtig; die Marine diente nur den Handelsinteressen. Gegen die Verletzungen der Neutralität durch Beaulieu wie durch Napoleon hatte man nur Vorstellungen, die wenig Beachtung fanden. Dazu kam noch, daß in der Hauptstadt und mehr noch in den Provinzen unter der Bevölkerung große Unzufriedenheit herrschte, daß da und dort Forderungen nach Reformen, nach einer liberalen Verfassung im Geiste der Zeit mit Beiziehung der bürgerlichen Unterthanen zur Gesetzgebung laut wurden, daß sich demokratische Elemente regten, welche die oligarchische Alleinherrschaft der edlen Familien nicht länger ertragen wollten. Unter solchen Umständen war die Lage der Marcusrepublik eine sehr schwierige; sie wurde aber noch schwieriger und gefährdeter durch die Schwäche und Schlaffheit der Signorie und des Senats. Trotz der drohenden Haltung, welche sowohl Bonaparte als das Wiener Cabinet gegenüber der venetianischen Regierung annahmen, beharrte sie bei ihrer Neutralität. Einige slavonische Bataillone, die sie in die Stadt rief, konnten höchstens zur Niederhaltung demokratischer Regungen dienen, nicht aber zur Abwehr des Feindes. Als die Bewohner der Terraferma, insbesondere die Bürger von Bergamo, Verona und anderen Städten, empört über die Mißhandlungen und Bedrückungen, die sie von den französischen Soldaten zu dulden hatten, Anstalten zur Selbsthülfe trafen, wurden sie von den regierenden Herren zur Ruhe gewiesen. „In den Staaten wie in den einzelnen Menschen versiegt die Energie des inneren Lebens, sobald sie aufhören, sich weitere Ziele als den Genuß des Vorhandenen zu setzen".

Das Directorium und sein Oberfeldherr richteten bereits ihre gierigen Blicke auf den reichen Handelsstaat, der große und leichte Beute versprach, wenn man erst Oester-

reich gänzlich aus Italien hinausgeschlagen haben würde. Aber so lange das feste, mit allen Bedürfnissen reichlich versehene und durch eine starke tapfere Besatzung vertheidigte Mantua unbezwungen war und neue Zuzüge aus Deutschland und Tirol heranziehen konnte, stand dieses Ziel noch in weiter Ferne. Der Signorie und dem Adelssenat wurde dadurch noch eine kleine Lebensfrist gewährt.

Derselbe Umstand kam auch dem Königreich Neapel zu statten. Als der Fürst von Belmonte, Pignatelli, sich im französischen Hauptquartier einstellte, um einen Waffenstillstandsvertrag anzubieten, wie er mit Sardinien, Parma und Modena abgeschlossen worden, wagte Napoleon nicht, den Bogen zu stramm zu spannen. Es genügte ihm, daß der König durch den Vertrag von Brescia von der Coalition zurücktrat, die neapolitanische Cavallerie, welche noch in Oberitalien stand, entfernte und den englischen Schiffen die Häfen des Königreichs verschloß. Von einer Geldforderung, wie das Directorium gewünscht, mußte für diesmal abgesehen werden. Erst in dem späteren Friedensschluß mit der Pariser Regierung verpflichtete sich Ferdinand zu Naturallieferungen im Werthe von acht Millionen.

Friede mit Neapel.

5. Juni 1796.

10. Okt.

Alles was Napoleon in den nächsten Wochen vornahm, ließ seine Absicht erkennen, einen neuen italienischen Staat unter französischem Protectorat in dem Polande zu gründen. Dem Directorium war es mehr darum zu thun, so viel Vortheil als möglich aus den eroberten Städten und Landschaften zu ziehen und dann bei Gelegenheit eines Friedens das Mailändische Gebiet gegen die Abtretung von Belgien wieder an Oesterreich auszuliefern; der Oberfeldherr dagegen suchte in den gewonnenen Gebieten Organisationen zu schaffen, aus denen mit der Zeit ein centralisirtes Staatsganze auf modern-rationalistischer Grundlage hervorgehen könnte. Die particularistischen Regungen wurden mit Strenge niedergehalten, die liberalen Bürgerschaften begünstigt und gehoben, priesterliche Einflüsse und feudale Elemente zurückgewiesen, einheitliche militärische Administration eingeführt. Die Errungenschaften der französischen Revolution sollten auch den Völkerschaften zwischen Alpen und Apenninen zu Theil werden.

Politische Pläne.

Als auf dem Gebiete der Republik **Genua** und in den angrenzenden Gebirgslandschaften italienische Bauern und Unzufriedene sich mit österreichischen Flüchtlingen zusammenschaarten und einen Bandenkrieg organisirten, schickte Napoleon unter Lannes Truppen gegen sie aus, und ließ der aristokratischen Regierung, die er im Verdacht hatte, daß sie der Bewegung Vorschub leistete, durch Murat melden, wenn dem Unwesen nicht gesteuert würde, werde er mit Truppen einziehen. Das Schloß des Marchese Spinola ließ er niederreißen.

Genua.

Diesem System entsprach auch sein Verfahren gegen den **Kirchenstaat**. Dabei handelte er zugleich nach dem Sinne des Directoriums, das dem Papste tiefen Groll hegte wegen seiner feindseligen Haltung gegen die Revolution und die philosophische Zeitbildung. Larevellière-Lepeaux erblickte in dem Oberhaupte der Kirche den Feind der Menschheit, den unversöhnlichsten Widersacher seiner theophilanthropischen Doctrinen. Es war keine schwere Arbeit, die unkriegerischen, mit der geistlichen Herrschaft zerfallenen, neuerungssüchtigen Bewohner der Legationen zur Unterwerfung zu bringen. Fast ohne Widerstand besetzte Augereau die Städte Ferrara und Bologna, und als Napoleon selbst in der letzteren Stadt seinen Einzug hielt, wurde er mit begeistertem Jubel empfangen. Erschrocken sandte Pius VI. den spanischen Gesandten Azara in das Hauptquartier, um von dem siegreichen Feldherrn einen Waffenstillstand und Friedensvertrag zu erwirken wie die andern Fürsten und die Franzosen vom Kirchenstaat fern zu halten. Napoleon nahm einen hochfahrenden Ton an. Hatte er doch selbst in seiner zweiten Proclamation die Rache für Basseville, den französischen Geschäftsträger, der bei einem Akte republikanischen Uebermuths von dem wüthenden

Der Kirchenstaat.

Volke am 13. Januar 1793 ermordet worden war, als heilige Pflicht den Soldaten vorgeführt. Nur mit Mühe konnte der Papst gegen Abtretung der eroberten Städte und Landschaften nebst der Citadelle von Ancona und um den Preis einer Geldsumme von 21 Millionen Francs, hundert Gemälden und fünfhundert Handschriften den ersehnten
23. Juni 1796. Waffenstillstand erlangen. Die Requisitionen, Erpressungen und Plünderungen, die darauf von den Franzosen in den Legationen geübt wurden, stimmten die anfängliche Begeisterung bald herab und erzeugten Volksaufstände wie in der Lombardei. Von Bologna
Livorno. aus zog eine Abtheilung nach der Hafenstadt Livorno, um sie wegen Zulassung engli-
27. Juni. scher Handelsschiffe zu züchtigen. Die Schiffe selbst entkamen glücklich nach Corsika; dagegen wurden die Magazine, wo Waaren verschiedener Nationen lagerten, mit Beschlag belegt. Die Beute war über Erwarten groß, sie wurde auf 40 Millionen Francs geschätzt. Ein Theil davon wanderte nach Paris, das Uebrige zerrann unter den Händen der habgierigen Commissare Salicetti und Gareau und der Offiziere. Dadurch kamen die feilen Seelen ganz in die Knechtschaft Napoleons. Der Groß-
Toscana. herzog von Toscana, der schon lange von den Verbündeten abgefallen war und seinen Frieden mit der Republik gemacht hatte, wurde durch ein höfliches Schreiben beruhigt. Da die Regierung von Florenz nicht stark genug sei, die Neutralität des Hafens gegenüber den Engländern sicher zu stellen, so habe das Directorium den Befehl ertheilt, denselben zu besetzen; man werde aber das Land als ein befreundetes behandeln. Und so wenig wagte der Bruder des Kaisers dem mächtigen Heerführer, der ihm seine blühendste Handelsstadt ausgeplündert hatte, entgegenzutreten, daß er
30. Juni. denselben drei Tage nachher bei einem Besuche in Florenz gastfreundlich an seiner Tafel bewirthete. — Mit neuen Lorbeern bedeckt kehrte Napoleon Anfangs Juli nach der Lombardei zurück, um die Besitznahme durch die Eroberung der Festung Mantua zu vollenden. Er hatte ansehnliche Verstärkungen empfangen, so daß er zugleich einen Belagerungskrieg gegen das Bollwerk der österreichischen Herrschaft in Italien vornehmen, die Zugänge aus Tirol am Gardasee und an der Etsch hüten und Bologna,
Corsika u. das Mittelmeer. Livorno, Mailand durch Garnisonen sichern konnte. Dabei kam es ihm zu statten, daß die spanische Regierung, seit dem Vertrag von Ildefonso mit Frankreich zu Schutz und Trutz verbunden (S. 959), mit ihrer Flotte die Küsten Italiens gegen englische Landungsversuche schützte; eine Verstärkung der Seekräfte im Mittelmeer, die das britische Ministerium bewog, die Besatzungen von Corsika zurückzuziehen und die Insel den französischen Parteigängern und Bonaparte's Freischaaren zu überlassen. Mit großem Geschick bewerkstelligte der Commodor Nelson im Angesichte der Feinde die Einschiffung der Truppen nach Elba und segelte dann mit der Flotte in den atlantischen Ocean, um Westindien zu decken und die drohende Landung einer republikanischen Hülfsarmee auf Irland zu verhindern, ein harter Schlag für das Wiener Cabinet, das dadurch die Wiedereroberung Italiens sehr erschwert sah.

Bonaparte's Machtstellung. Innerhalb dreier Monate hatte sich Napoleon in Italien eine Stellung geschaffen, die ihn schon jetzt zum eigentlichen Gebieter des Landes machte. Das Directorium wagte es nicht, dem Willen und der Einsicht eines Mannes zu widersprechen, der so unerhörte Triumphe feierte, auf den die bewundernden Blicke der Nation gerichtet waren. In seinem Hauptquartier flossen politische und militärische Geschäfte aller Art zusammen; er schaltete und waltete mit monarchischer Machtfülle. Schon damals konnte man erkennen, daß ein gewaltiger Egoismus, ein dämonischer Trieb nach Größe und Herrschaft in seiner Seele schlummerte und sein ganzes Thun und Sein bestimmte. Er betrachtete die Menschen nur als Mittel und Werkzeuge für seine Zwecke, ohne daß er tiefere Gefühle persönlicher Liebe und Hingebung für irgend Jemand empfunden hätte, und seine Klugheit ließ ihn rasch erkennen, wozu Jeder zu gebrauchen und um

welchen Preis Jeder zu haben war. Und Niemand verstand besser als er die Kunst, bald durch einschmeichelnde Liebenswürdigkeit, bald durch Drohungen oder aufbrausenden Zorn, der meistens berechnet war, die Menschen sich dienstbar zu machen und für seine Zwecke zu benutzen. Die Erreichung dieser Zwecke, die Durchführung bestimmter Pläne war das Einzige, was er ins Auge faßte, die Mittel und Wege die dazu führten waren ihm gleichgültig. Für Sittlichkeit hatte er wenig Sinn, an menschliche Tugend fehlte ihm der Glaube. Weltklugheit und Staatsvernunft stand ihm höher als Idealität. Die dämonische Zaubergewalt, die sein Name und seine Persönlichkeit auf die Volksphantasie ausübte, war von großem Einfluß auf seinen späteren wunderbaren Lebensgang. Aber selbst diese hat er mit berechneter Geflissentlichkeit zu wecken und zu mehren gewußt.

c. Die Herbstfeldzüge in Italien und Deutschland.

Nach seinem Abzug aus Italien hatte Beaulieu den Oberbefehl niedergelegt. An seine Stelle wurde **Wurmser** von der Rheinarmee berufen. Er zog sofort mit 25,000 Mann nach Insbruck, sammelte dort die übrigen österreichischen Truppen um sich und traf Anordnungen zur Wiedereroberung Italiens, das dem Wiener Cabinet mehr am Herzen lag als die deutschen Reichslande. Als seine Armee über 50,000 Mann stark war, entwarf er seinen Feldzugsplan in der Art, daß er selbst mit dem Kerne des Heeres auf Verona und Mantua losging, indeß General Quosdanowitsch weiter westwärts Brescia und Mailand zurückerobern und eine dritte Abtheilung durch das Thal der Brenta nach der untern Etsch ziehen sollte. Für den französischen Feldherrn stand Alles auf dem Spiel: seine Truppen waren an verschiedenen Orten aufgestellt und an Zahl geringer als die des Feindes; eine verlorene Schlacht war für ihn das Grab seiner Machtstellung und seiner stolzen Zukunftspläne; und die Anfänge waren düster genug: Brescia und Verona kamen wieder in österreichische Hände; im Kriegsrathe sprachen sich viele für einen Rückzug aus; das Belagerungsheer wurde von Mantua abberufen. Aber Napoleon fand sich rasch zurecht. Angespornt von Augereau, einem kühnen Soldaten von mächtigem Körperbau, den die Revolution und sein jacobinischer Eifer von einem Pariser Straßenjungen zum General emporgetragen, beschloß er, sich mit aller Energie auf den Feind zu werfen, ehe Wurmser und **Quosdanowitsch** sich vereinigt haben würden. Er vertraute seinem Stern und der bedächtigen Kriegsweise des österreichischen Feldmarschalls. Dieses Vertrauen sollte glänzend belohnt werden. Nachdem Bonaparte den General Massena an sich gezogen, fügte er in einer Reihe von Gefechten, zwischen dem südwestlichen Ufer des Gardasees und dem Flusse Chiese, bei **Lonato** und anderwärts, dem österreichischen Feldherrn Quosdanowitsch solche Verluste zu, daß dieser den Rückzug nach Tyrol anordnete. Nun langte Wurmser mit dem Hauptheer bei Solferino und Castiglione an. Hätte die andere Division zu ihm stoßen können, so waren die Oesterreicher im Vortheil. Diese befand sich aber bereits auf dem Abmarsch. Von Bonaparte und den beiden Generalen Massena und Augereau angegriffen, lieferte Wurmser am folgenden Tag dem Feinde die große Schlacht bei **Castiglione**, die trotz des standhaften Muthes des Marschalls und der bewährten Tapferkeit der Soldaten mit einer Niederlage der Oesterreicher und mit dem verlustvollen Rückzuge auf die Ostseite des Mincio endigte. Am 14. August war Wurmser wieder in Insbruck, von wo er einige Wochen zuvor voll Siegeszuversicht ausgezogen war; seine Truppen, noch kürzlich so muthig und feldtüchtig, hatten alles Vertrauen verloren. Mantua, das unterdessen mit Lebensmitteln und Kriegsbedarf reichlich versehen worden, wurde nun von Neuem eingeschlossen.

Die Siege Napoleons bei Lonato u. Castiglione

2–4. Aug. 1796.

5. Aug.

Schlacht bei Bassano. Wurmser nach Mantua. In Wien erzeugte der unglückliche Ausgang des Feldzugs um so mehr Bestürzung und Mißmuth, als der Anfang so vielversprechend gewesen war. Sollte man aber die Hauptfestung, an welche der Besitz des ganzen Polandes geknüpft war, in die Hände des Feindes gerathen lassen? Dazu konnte man sich nicht entschließen. Wurmser erhielt daher Befehl, aufs Neue vorzugehen. Wie viel zweckmäßiger wäre es gewesen, den Erzherzog Karl in dem gleichzeitigen deutschen Krieg gegen Moreau zu unterstützen! Dem neuen Kriegsplan gemäß entsandte Wurmser eine Abtheilung seines Heeres unter General Davidowitsch in das Etschthal, während er selbst mit einer andern von Trient aus nach Bassano zog, um durch das Thal der Brenta vorzurücken. Aber im Lager von Caliano (4. Sept. 1796.) durch die von den Bergen herabsteigenden Franzosen überfallen, wurde Davidowitsch mit einem Verluste von 6000 Mann und 25 Kanonen zurückgeschlagen; und vier Tage nachher erlitt Wurmsers weit auseinander gezogenes Heer bei Bassano eine (8. Sept.) vollständige Niederlage durch Bonaparte und die Divisionen Augereau und Massena. 3000 Gefangene nebst einer Menge von Geschütz, Packwagen, Fahnen geriethen in die Hände der Sieger. Mühsam erreichte Wurmser auf Eilmärschen über Legnago mit (13. Sept.) etlichen tausend Flüchtlingen die Festung Mantua, die nach seiner Ankunft eine Besatzung von etwa 22,000 kriegsgeübten Streitern zählte. Italien war zum zweitenmale durch Bonaparte erobert. Die Oesterreicher hatten 29,000 Mann in den Kämpfen verloren, die französische Armee 7500. Wäre der deutsche Krieg von gleichen Erfolgen begleitet worden, so konnte der kühne Plan, den der Oberfeldherr vor seinem Abgang zur Armee entwickelt hatte, verwirklicht werden. Aber wie ganz anders sah es da aus! Und wie sehr mußte der grelle Contrast zwischen den italienischen Siegen und den deutschen Niederlagen den Ruhm Napoleons und die Bewunderung der Franzosen für das aufgehende Gestirn militärischen Glanzes erhöhen! Und doch waren in beiden Ländern ähnliche Zustände: staatliche Zerrissenheit, selbstsüchtige nur für das eigene Interesse bedachte Fürsten und Regierungen, ein engherziger Partikularismus ohne Sinn für Nation und Gesammtvaterland.

Jourdan u. Moreau in Deutschland. Wie früher erwähnt, war am Rhein nach Clerfaits Abgang Erzherzog Karl, des Kaisers Bruder, an die Spitze der Heerführung getreten, kein unwürdiger Rivale des Corsen. Als nun Anfangs Juni General Jourdan nebst seinen Unterfeldherren Kleber, Marceau, Bernadotte u. A. mit der Maas-Sambre-Armee wieder über den Rhein setzte, um die Feinde an die Sieg und Lahn zurückzudrängen, trat ihm der Erzherzog vom Taunus her mit seiner gesammelten Macht entgegen und warf ihn nach (15. Juni 1796.) dem glücklichen Treffen bei Wetzlar und einigen andern kleineren Gefechten auf das linke (24. Juni.) Rheinufer zurück. Wenige Tage nachher überschritt Moreau, der an Pichegru's Stelle zum Befehlshaber des Heeres am Oberrhein ernannt worden war, nachdem er mit großem Geschick alle Vorbereitungen zu einem raschen Uebergang getroffen, weiter südwärts bei Kehl den deutschen Strom, und drang im Rücken des Kaisersohnes durch die Schwarzwaldpässe nach Schwaben vor, den schwachen weitgezogenen Cordon der feindlichen Truppen durchbrechend und die kleinen deutschen Staaten vor sich her aufrollend. (10. Juli.) Unter ihm dienten Desaix und St. Cyr. Nach einigen heftigen Treffen bei Malsch und in der Umgegend, gingen die schwäbischen Kreistruppen in eiliger Flucht zurück, so daß Moreau ohne erheblichen Widerstand über die rauhe Alb in das Herz von Süddeutschland vordringen konnte. Er war ein Mann von großem Verstand und trefflicher Gesinnung, klug und vorsichtig, aber ohne die schöpferische Fähigkeit, „durch kühn eingreifende Gedanken den Verhältnissen neue Gestalt zu geben". Hätte er die geniale Schnellkraft Bonaparte's besessen, so hätte er gleiche Erfolge erringen können. Denn die süddeutschen Regierungen, deren Länder schwer heimgesucht wurden, wünschten sehnlich von der Kriegslast befreit zu werden. Wie die italienischen Fürsten, so eilten

auch die deutschen, sich um hohe Geldsummen von dem Feindesdruck loszukaufen. Schon im Juli schlossen Würtemberg und Baden unter harten Bedingungen Waffenstillstandsverträge mit Moreau, und im nächsten Monat Friedensvereinbarungen mit geheimen Stipulationen, die den künftigen Rheinbund ahnen ließen. Sie traten von der Coalition zurück, versprachen dem Reichsfeind monatliche Geldzahlungen und ließen sich für die Abtretung ihrer überrheinischen Besitzungen Entschädigung mit geistlichen Gütern zusichern. Auch Sachsen rief seine Truppen ab und trat dem norddeutschen Neutralitätsbund bei; selbst Preußen ließ sich bei Erneuerung des Baseler Demarkationsvertrags zu geheimen Abmachungen mit dem Directorium herbei, in welchen die völlige Abtretung der linken Rheinseite, die Säcularisation geistlicher Fürstenthümer und die Möglichkeit einer Auflösung der Reichsverfassung in Aussicht genommen war. Der Reichstag von Regensburg zerstob nach allen Winden. 5. Aug. 1796.

Um das weitere Vordringen der Moreau'schen Armee zu verhindern und zugleich den Abmarsch Wurmsers durch Tirol nach Oberitalien zu decken, faßte jetzt der Erzherzog den Entschluß, sämmtliche Streitkräfte Oesterreichs zu einem einzigen Heerkörper zwischen Main und Donau zu vereinigen. Dadurch erhielt Jourdan Gelegenheit wieder nach Franken vorzubringen und den General Wartensleben, der sich mit dem Erzherzog verbinden sollte, bis nach Bamberg und der Grenze Böhmens zurückzuwerfen. Es würde ein düsteres Gemälde von Völkerelend bilden, wollten wir die Mißhandlungen und Gräuelthaten, die Drangsale, Bedrückungen und Beraubungen schildern, welche die Bewohner von Franken und Schwaben von den verwilderten republikanischen Soldatenbanden, die aus Mangel an Sold und Unterhalt aller Zucht entwachsen waren und sich den größten Ausschweifungen ergaben, von habgierigen Lieferanten und Commissaren, von unbarmherzigen Aussaugern und Erpressern auf diesem Feldzuge zu leiden hatten. Wenn es dem General Jourdan gelang, sich mit Moreau's Armee in Süddeutschland zu verbinden, war dann nicht die Möglichkeit vorhanden, den von Napoleon entworfenen, von dem Directorium angenommenen kriegspolitischen Plan zu verwirklichen? Zum Glück für Oesterreich hatten es die beiden französischen Feldherren mit einem Gegner zu thun, der ihnen an Kriegsgeschick und Talent gewachsen war, und wurden noch überdies durch Befehle aus Paris in ihren Plänen irre gemacht. Mit großem Geschick wußte nun der Erzherzog den südlichen Feind an der Donau festzuhalten, griff dann, nachdem er Wartensleben an sich gezogen, die Heersäulen Jourdans, die aus der Oberpfalz heranrückten, um sich mit Moreau's Truppen zu vereinigen, einzeln an und schlug sie in einer Reihe von Gefechten aus dem Felde. Hierauf brachte er, unterstützt von dem tapfern General Hotze und von Wartenslebens schwerer Reiterei, der Hauptmacht in der heißen Schlacht bei **Würzburg** eine Niederlage bei, die eine völlige Auflösung der Maas-Sambre-Armee herbeiführte und den französischen General zum eiligen Rückzug nach dem Rhein nöthigte. Die Bewohner des Frankenlandes, des Spessarts und Odenwaldes, ergrimmt über die Bedrückungen und Brandschatzungen, die Plünderungen und Mißhandlungen der Fremdlinge, standen gegen die abziehenden Feinde auf und erschlugen sie, wo sie sich einzeln blicken ließen. Mit Axt und Sense nahmen sie an ihren Peinigern blutige Rache. Marceau, einer der tapfersten und ritterlichsten Führer des französischen Heeres, fiel auf dem Rückzug im Westerwalde durch eine österreichische Kugel. Aber die deutschen Regierungen, weit entfernt die Erhebung des Volkes gegen die Reichsfeinde zu ermuntern, ahmten größtentheils das Beispiel Preußens nach und traten von der Coalition zurück. Sie suchten durch Verträge mit Frankreich sich von der Kriegslast zu befreien und Erweiterungen ihres Gebietes und andere Vortheile zu erlangen.

Sieg des Erzherzogs bei Würzburg.

22. 24. Aug. 1796.

3. Sept.

Moreau's Rückzug. Die Unfälle der Maas-Sambre-Armee Jourdans zwangen auch Moreau, der inzwischen den österreichischen General Latour in mehreren Gefechten geschlagen und hinter den Lech und die Isar gedrängt hatte, zum Rückzug. Es war ihm noch gelungen wenige Tage nach der Schlacht bei Würzburg die schwache baierische Regierung in Abwesenheit des Kurfürsten zu dem Vertrag von Pfaffenhofen zu bringen, worin (7. Sept. 1796.) der französische General dem Lande Baiern gegen hohe Geldsummen und Naturallieferungen Schutz und Frieden verhieß, zu einer Zeit, da er bereits sich zum Rückzug vor den Oesterreichern anschickte und sein Versprechen nicht mehr lösen konnte. „Deutschland hat aus jenen Tagen manchen Act schmachvoller Unterwürfigkeit zu verzeichnen", urtheilt Häusser, „der Vertrag von Pfaffenhofen behauptet indessen den Ruhm, daß die kurzsichtige Thorheit seiner Urheber noch größer war als ihr Mangel an Gemeingeist". Ehe der auf einem Lustschloß bei Dresden weilende Kurfürst den Waffenstillstandsvertrag ratificiren konnte, hatte das letzte französische Heer Baiern verlassen. Indessen war Moreau glücklicher als Jourdan. Sein Rückzug über den Lech und die Thäler des Schwarzwaldes an den Rhein, beunruhigt durch den Feind im Rücken und auf den Flanken, erschwert durch die Aufstände des rachedurstigen Landvolks in Schwaben, galt zu allen Zeiten als Meisterstück der Strategie. Moreau besaß die Kunst, auch geschlagene und entmuthigte Truppen zusammenzuhalten und die Kräfte zu sparen. Sein gefahrvolles Unternehmen wurde übrigens durch die Fehler der Oesterreicher erleichtert, die ihm nirgends mit ausreichenden Kräften begegneten, da der Erzherzog nach dem Kinzigthal vorausgeeilt war und die zurückgelassenen Führer sich nicht verständigen konnten. So vermochte Moreau, nachdem er bei Biberach den General Latour, einen (2. Okt.) ungestümen Haudegen, nach dem Bodensee zurückgeworfen hatte, sein Heer ohne erhebliche Verluste durch das Höllenthal und das Breisgau in das Rheinthal zu führen, nach einigen kleinen Gefechten bei Emmendingen, Waldkirch und Schliengen bei Hüningen das (25. Okt.) heimathliche Ufer zu erreichen und im Elsaß Winterquartiere zu beziehen.

Lage und Stimmung. Gegenüber den glänzenden Waffenthaten Napoleons trat der vielbewunderte Rückzug Moreau's in den Schatten; denn mochte man den Feldherrn selbst mit Xenophon vergleichen, ein Rückzug war doch immer kein Sieg. Es war daher begreiflich, daß in der Folge, als die Wege der beiden Feldherren auseinander gingen, der italienische Sieger geringschätzig über die militärischen Verdienste des Nebenbuhlers in Süddeutschland urtheilte. Der Erzherzog Karl aber wurde allenthalben in deutschen Landen als Retter und Rächer gepriesen. An ihm war der Plan des großen Doppelfeldzugs gegen Oesterreich gescheitert. Besonders fühlte man sich in Wien gehoben durch die Kriegserfolge des Kaisersohnes. Gegenüber solchen Triumphen im eigenen Haus sah man die verlorene Schlacht bei Bassano als einen geringen Schlag an. War es doch dem Feldmarschall Wurmser gelungen, mit einem Theil seiner Armee Mantua zu erreichen und dadurch die Widerstandskraft der Festung zu erhöhen. Die Unzufriedenheit der italienischen Bevölkerungen und Regierungen, insbesondere des Papstes und des Hofes von Neapel über die französische Vergewaltigung, ließ in Bälde neue Verbündete erwarten. Um so schärfer wurde der Groll gegen Preußen, das im Bunde mit dem Feinde sich in den fränkischen Landen ausdehne, Nürnberg unter seine Schutzherrschaft gestellt habe und durch Begünstigung von Separatbündnissen der einzelnen deutschen Fürsten mit der Republik den Abfall im Reiche mehre. Der Antagonismus zwischen Wien und Berlin war größer denn je zuvor.

d. Arcole. Mantua. Tolentino.

Die Erfolge in Deutschland ermuthigten das Wiener Cabinet zu neuem Vorgehen nach Italien. Dort hoffte man sich für die Verluste schadlos zu halten, die man in Belgien und anderwärts als unvermeidlich voraussah, und wollte zu dem Zweck eine imponirende Stellung erringen. Wir haben erwähnt, daß die Directorialregierung bei dem italienischen Feldzug nichts Weiteres im Auge hatte, als das Land so viel als möglich für die erschöpfte Staatskasse auszunutzen und es dann als Tauschobjekt für Belgien abzugeben; daß aber Napoleon ganz andere Ziele verfolgte. Nach seinem Plan sollte eine italienische Republik unter Frankreichs Aegide die Frucht seiner Anstrengungen sein; Verträge mit den einzelnen Regierungen sollten ihm die nothwendige Zeit zur Bildung und Kräftigung einer französischen Partei gewähren, aus der er nach Vertreibung der Oesterreicher die Stützen der künftigen Verwaltung und die Legionen zu einer Landwehr bilden möchte. Den Herzog von Modena, der sich nach Venedig begeben hatte, ehe die im Waffenstillstand bedungene Geldsumme vollständig entrichtet war, erklärte er der Herrschaft für verlustig und setzte eine Landesregierung unter dem Schutze der Republik ein. Das Directorium mußte willig oder unwillig seine Zustimmung zu allen Maßregeln des Obergenerals geben; wie hätte dasselbe wagen dürfen, angesichts der eigenen schwankenden Stellung im Innern sich den siegreichen Feldherrn zum Feinde zu machen? Napoleon wußte bestimmt, daß die bloße Drohung mit seinem Abschied die Pariser Regierung zu Allem geneigt machte. Um den Schein zu wahren, ertheilte sie Befehle, wie der Feldherr sie vorher verlangt hatte. Auf Grund der Stillstandsverträge wurden Friedensabkommen getroffen. Mit dem römischen Stuhle, dessen moralische Macht ihm imponirte, suchte Napoleon ein besseres Verhältniß herzustellen. Frei von den philosophischen Antipathien eines Larevelllère-Lepeaux, erblickte er im Papstthum eine reale Gewalt, mit der man rechnen müsse. Er ließ dem Oberhaupte der Kirche die Versicherung geben, daß sein Streben mehr darauf gerichtet sei, sich den Namen eines Retters als eines Zerstörers des heiligen Stuhles zu erwerben. Aus der Wendung der öffentlichen Meinung, sagt Lanfrey, erkannte er bereits, daß eine religiöse Reaction unvermeidlich bevorstand, und daß die Unterstützung der Priester ein mächtiger Hebel für seinen Ehrgeiz werden konnte. Alles war berechnete Politik. Ein Friedensschluß kam jedoch noch nicht zu Stande, weil Pius VI. erst den Ausgang des neuen Feldzuges abwarten wollte, den das kaiserliche Ministerium gerade damals ins Werk setzte.

Stellung Napoleons in Italien. — *28. Okt. 1796.*

Die bisherigen Unfälle hatten die Oesterreicher nicht zu der Einsicht geführt, daß das System, mit getheilten Heerkörpern im offenen Schlachtfelde den Franzosen entgegen zu treten, fehlerhaft sei; der Herbstfeldzug, den Feldzeugmeister Alvinzy, ein bejahrter aber noch rüstiger und tapferer General, im November durch die Thäler der Etsch und der Brenta unternahm, war nach derselben Methode wie die früheren entworfen und hatte denselben Ausgang, obwohl die in allen Provinzen des großen Reiches ausgehobenen Truppen den französischen an Zahl überlegen waren. Freilich war es fast lauter junge Mannschaft und der Mangel an Offizieren sehr empfindlich. Dennoch hielt sich der „Haufen von Flüchtlingen und den letzten Rekruten des Reiches“, wie Napoleon das österreichische Heer in einem übermüthigen Tagesbefehl bezeichnete, beim ersten Zusammentreffen sehr tüchtig. Als General Vaubois durch das Etschthal nach Tirol vordrang, wurde er von Davidowitsch zurückgeschlagen und zum Abzug nach Caliano und von da nach Rivoli gezwungen. Und auch in dem Treffen an der Brenta, das Augereau und Massena um dieselbe Zeit dem Oberfeldherrn Alvinzy und dem General Quosdanowitsch lieferten, erlangten die Franzosen keine Vortheile. Vielmehr mußten

Die Schlacht von Arcole. — *6. 7. Nov. 1796.*

sie sich mit namhaften Verlusten nach Verona zurückziehen. Die Lage war höchst bedenklich, aber Napoleons Scharfblick führte bald eine Aenderung herbei. Im Vertrauen auf die methodische Kriegsweise der Gegner, die keine raschen Bewegungen zuließ, zog er von dem Belagerungsheer Mantua's und von der Division Vaubois bei Rivoli Verstärkungen an sich, und rückte dann auf einem nächtlichen Marsch stromabwärts bis Zevio, um die bei Caldiero und S. Bonifacio aufgestellten Feinde unerwartet anzugreifen. Aber bei dem Dorfe Arcole, wo der Gießbach Alpone langsam der Etsch zuströmt, ringsum die Gegend bewässernd und strichweise in Sumpf verwandelnd, leisteten die Croaten unter General Brigido, durch einen Damm gedeckt, so kräftigen Widerstand, daß der Vormarsch nicht fortgesetzt werden konnte, wie sehr auch Massena, Augereau,
15. Nov. 1796. Bonaparte selbst mit heroischem Muthe und großer Lebensgefahr die wankenden und weichenden Colonnen dem Kugelregen entgegentrieben. Napoleon wurde, als er die Fahne in der Hand den Uebergang erzwingen wollte, vom Damm herab in den Sumpf gestürzt und mühsam emporgezogen. Als die Dämmerung anbrach, wurde der Abzug nach Ronco angeordnet und dank der frühen Dunkelheit glücklich bewerkstelligt. Nach Entfernung des Heeres langte General Guyeux in Arcole an, als er aber aus dem Hauptquartier keine Nachrichten empfing, räumte er das fast leerstehende Dorf wieder. Am Morgen war dasselbe wieder im Besitze der Oesterreicher. Es lag jedoch nicht in der Natur Bonaparte's von einem kühnen Vorhaben abzustehen, so lange noch die Möglichkeit des Gelingens nicht völlig abgeschnitten war; und auf einem solchen Gelingen beruhte auch die Sicherheit des Heeres inmitten feindlicher Streitkräfte. Auch ließen ihm die Oesterreicher selbst keinen andern Ausweg als eine Schlacht, indem
16. Nov. Alvinzy nun seinerseits zum Angriff überging. Und so wurde denn im Laufe des Tages zwischen Ronco und den Dörfern Arcole und Porcile eine Reihe blutiger Gefechte geliefert, die auf beiden Seiten viele tapfere Krieger auf die kalte Erde streckten, ohne
17. Nov. jedoch eine Entscheidung herbeizuführen. Diese ergab sich erst am Abend des folgenden Tages, nachdem es während der Nacht den Franzosen gelungen war, über den unteren Alpone eine Brücke zu schlagen und dann auf beiden Ufern des Bergstromes gegen Arcole vorzurücken. Noch einmal strengten beide Heere alle ihre Kräfte an; aber nach langem heißen Ringen erlangten die geübten abgehärteten Soldaten unter den Fahnen Bonaparte's, Augereau's und Massena's die Oberhand über die jungen Mannschaften Oesterreichs. Alvinzy ordnete den Rückzug nach S. Bonifacio an und die Franzosen rückten als Sieger in das vielumstrittene Dorf Arcole ein. Der Rückzug artete bald in tumultuarische Flucht aus, als Alvinzy durch Eilmärsche die von Verona nach Bassano führende Hauptstraße zu gewinnen suchte, um nicht von dem verfolgenden Feind überholt und abgeschnitten zu werden.

Ausgang des Jahres 1796. Es waren blutige Lorbeeren im Siegeskranze Napoleons, und die „Brücke von Arcole" erweckte bei der französischen Nation nicht blos stolze Ruhmesgefühle, sondern auch schmerzliche Trauer. Aber der Ausgang entschied über das Schicksal Mantua's und Italiens. Um den Sieg zu vervollständigen, sandte Bonaparte alsbald die Divisionen Augereau und Massena gegen Davidowitsch, dessen Zögern hauptsächlich die
21. Nov. 1796. schlimme Wendung für Alvinzy herbeigeführt hatte. Diese schlugen vier Tage nach dem letzten Kampf von Arcole die Oesterreicher bei Rivoli und warfen den General Davidowitsch mit einem Verluste von 2000 Mann nach Tirol zurück. Alvinzy führte seine Truppen hinter die Brenta. Eine Fortsetzung des Krieges schien nun nicht mehr möglich. Auch Bonaparte's Heere waren erschöpft und bedurften der Erholung sowie einer Ersetzung der großen Verluste an Offizieren und Gemeinen. Aber wenn das Directorium meinte, daß man jetzt mit Oesterreich sich verständigen sollte, so stimmte dies gar nicht mit Napoleons Plänen überein. Gerade um diese Zeit legte er den ersten

Stein zu einer „cispadanischen Republik“, indem er die Einwohner des Herzogthums Modena und der Legationen veranlaßte, in Reggio einen constituirenden Landtag zu versammeln, der eine Verfassung auf Grund der Selbstverwaltung und Selbstverthei-digung schaffen sollte, und den Lombarden die Erlaubniß gab, durch freiwillige Abgeordnete sich an den Berathungen zu betheiligen. Als im November General Clarke, der Vertraute Carnots, in Italien erschien, um den Oberfeldherrn mit den Absichten des Directoriums bekannt zu machen, konnte er bald wahrnehmen, daß Beider Wege weit auseinander gingen. Der Commissar erkannte schnell, daß der geniale Heerführer eine große Zukunft habe; er gab sich ihm ganz hin und theilte ihm seine Berichte vor der Absendung mit. Napoleon verlangte eine Verstärkung von 30,000 Mann, dann wolle er in das Herz des Kaiserstaats vordringen und einen vortheilhaften Frieden erzwingen. Auf diesen ursprünglichen Feldzugsplan kam er immer wieder zurück.

Winterfeldzug.

Napoleon hatte nicht zu besorgen, daß man ihm von Paris aus einen Waffenstillstand aufnöthigen werde; in Wien selbst trug man keine Neigung dazu. Noch war ja Mantua nicht gefallen. Um dieses Kleinod zu retten, sollten noch einmal energische Anstrengungen gemacht werden. Selbst französische Schriftsteller bewundern die erstaunliche Lebenskraft des Kaiserstaats, der ungebeugt durch die Mißerfolge immer neue Heere schuf. Mitten im Winter, als vier Fuß tiefer Schnee die Erde bedeckte, mußte Alvinzy einen neuen Feldzug antreten: wiederum sah man verschiedene Heersäulen von Norden und Osten nach dem Etschthal vorrücken, um die Festung zu entsetzen. Napoleon war zu ihrem Empfange bereit; seine Truppen hatten sich wieder erholt und waren durch 8000 Mann unter dem jungen feurigen General Joubert verstärkt worden. Diesem fiel denn auch die schwierige Aufgabe zu, den mit Uebermacht andrängenden Feind auf der Hochfläche des Montebaldo, in der Nähe von **Rivoli**, von wo aus drei Monate zuvor Davidowitsch nach Tirol zurückgeworfen worden war, so lange aufzuhalten, bis Bonaparte selbst mit den Divisionen Augereau und Massena herbeikam und die österreichischen Truppen nach heftigen Kämpfen in die Flucht schlug. Noch war der Streit nicht ausgefochten, als Napoleon die Nachricht erhielt, der österreichische General Provera sei bei Legnago, sechzehn Meilen stromabwärts über die Etsch gesetzt, um vereint mit dem aus Mantua ausbrechenden Wurmser von Süden her die Franzosen anzugreifen. Da überließ er die weitere Verfolgung des gegen Trient abziehenden und fliehenden Hauptheeres unter Alvinzy dem General Joubert und rückte in Eilmärschen mit einem Theil der Truppen südwärts. Er traf noch zu rechter Zeit ein, um die Vereinigung zu verhindern. Provera sah sich nach einem kurzen Gefechte bei dem Lustschloß **Favorite** zur Waffenstreckung gezwungen. Nun war auch für Wurmser die Zeit des Widerstands vorüber. Die Besatzungsmannschaft von **Mantua** war durch Mangel an Nahrung, durch Elend und Krankheit tief heruntergekommen, so daß sie den Belagerungskrieg nicht länger fortsetzen konnte. Der österreichische General übergab daher die Festung vertragsweise dem glorreichen Sieger. Bonaparte, des Feindes Tapferkeit ehrend, gewährte dem greisen Feldherrn mit seinem Generalstab und einem Theile der muthvollen Garnison, Offizieren und Gemeinen nach seiner eigenen Auswahl, freien Abzug. Damit war die Unterwerfung Oberitaliens vollendet, und der korsische Eroberer wartete nur noch die vom Directorium verlangten Verstärkungen ab, um den Kaiser in seinen Erblanden aufzusuchen und seinen ursprünglichen Kriegsplan ins Werk zu setzen. Die Verluste an der Etsch und am Mincio hatten Oesterreichs militärische Kräfte so geschwächt, daß der Kaiserstaat nicht wagen konnte, den Doppelkrieg in Deutschland und Italien fortzusetzen.

Rivoli. 14. Jan. 1797.

Gefecht bei der Favorite. 16. Jan.

Fall von Mantua. 3. Febr.

Napoleon u. das Papstthum.

Zuvor sollte jedoch mit dem Papste Abrechnung gehalten werden. Die Niederlage Alvinzy's und die Capitulation Wurmsers hatten in Rom das Vertrauen auf Oesterreichs

Beistand, bei Napoleon die bisher bewiesene schonungsvolle Rücksicht gegen die Curie gebrochen. Die Revolution und die Priesterhierarchie des Papstthums bildeten die größten Gegensätze der tiefbewegten Zeit, und wir haben in den früheren Blättern zur Genüge erfahren, wie gewaltthätig und blutig diese Gegensätze in Frankreich hervorgetreten sind. Es war ein Prinzipienkampf auf Leben und Tod. Auch Napoleon stand seinen religiösen Anschauungen nach ganz in der revolutionären Atmosphäre, wenn ihn gleich sein Lebensgang von feindseligen Ausschreitungen gegen die Diener und Träger des päpstlichen Systems fern gehalten hat. Aus seinen Gesprächen und Privatbriefen trat eine Gleichgültigkeit und Mißachtung gegen das pontificale Lehr- und Kirchenwesen zu Tage, wie die Männer des Convents und des Directoriums sie nicht schärfer kundgeben konnten. Von klerikaler Gesinnung und religiöser Gläubigkeit war in seinem Innern keine Spur. Wenn er dessenungeachtet bisher eine gewisse äußerliche Ehrfurcht gegen das hierarchische System, das in dem Papstthum seine Spitze hatte, zur Schau trug, so war das nur politische Berechnung. Es wurde bereits angedeutet, daß seinem Scharfblick und seiner Menschen- und Weltkenntniß nicht verborgen blieb, eine wie bedeutsame Macht Kirche und Papstthum bei der großen Masse des Volks bilde, und eine wie wichtige Stütze jeder weltlichen Herrschaft die Geistlichkeit werden könne. Wenn sie sich ihm unterwürfig und dienstwillig zeigte, konnte sie ihm ein wirksames Mittel für seinen Ehrgeiz, eine Stufenleiter zu künftiger Herrschaft werden. So kam es, daß er bei seinem Einzug in das päpstliche Gebiet in einer Proklamation sich als „Beschützer der Religion und des Volkes" ankündigte, während das Directorium ihn angewiesen hatte, „die römisch-katholische Kirche als die unversöhnlichste Feindin der Republik" zu behandeln.

Pius VI. und die Revolution.

Und in der That hatte Pius VI., wie sehr auch in früheren Jahren der stattliche Mann mit der majestätischen Würde in Haltung und Gestalt durch nachgiebiges geschmeidiges Benehmen über manche Schwierigkeiten sich hinwegzuhelfen gewußt, den Pariser Machthabern Veranlassung genug gegeben, das vaticanische Regiment in diesem Sinne aufzufassen. Wir wissen, daß das Papstthum den tödtlichen Zwiespalt in dem französischen Klerus hervorgerufen, der den Bürgerkrieg entzündete. Rom war das Asyl der flüchtigen Mönche und eidweigernden Priester, welche der Schreckensherrschaft des Wohlfahrtsausschusses entronnen waren. Und wie viele Emigranten suchten und fanden im Kirchenstaat eine Zufluchtsstätte! Die Franzosen hatten noch kürzlich einen Brief des Cardinals Busca an den Wiener Hof aufgefangen, worin es hieß: „Wir werden aus der Romagna eine Vendée machen". Auch Napoleon hatte die Ueberzeugung gewonnen, daß in Rom der Antagonismus gegen das republikanische Frankreich noch eben so leidenschaftlich sei, wie in den Tagen des Convents, daß jeder Unfall, der die französischen Waffen träfe, in Rom den feindlichen Gegensatz schärfen und einen Kampf entzünden würde, der bei der herrschenden Volksaufregung den französischen Soldaten Gefahr bringen könnte.

Bonaparte im Kirchenstaat.

Durfte Bonaparte bei seinem beabsichtigten Zug gegen die österreichischen Erbstaaten einen solchen Feind im Rücken lassen? Es war zunächst eine militärische Vorsichtsmaßregel, wenn er von Bologna aus mit einer Streitmacht von 10,000 Mann, darunter 4000 von den neuformirten italienischen Legionen, in das päpstliche Gebiet einbrach. Er wollte sich gegen eine feindselige Schilderhebung des mittleren und unteren Italiens während seines nördlichen Feldzugs sicher stellen. Eine Vendée hatte Napoleon in dem Kirchenstaat nicht zu besorgen. Denn wie sollte eine geistig und materiell heruntergekommene Bevölkerung, die unter dem faulen Priesterregiment jedes staatlichen Rechtslebens und jeder militärischen Organisation und Zucht ermangelte, den Aufschwung der Seele zu einem mannhaften Widerstand gefunden haben? Der austrosardische General Colli, den Pius in seinen Dienst gerufen, war nicht im Stande die päpstlichen Schlüsselsoldaten, die unter dem Oberbefehl eines Cardinals am Flüßchen

Senio zwischen Forli und Rimini aufgestellt waren, zu einem nur einigermaßen ehrenvollen Kampf zu bringen gegen die unter Lannes heranrückende französisch-lombardische Armee. Trotz der Ermahnungen der zahlreichen Mönche warfen sich die wirren Haufen der Soldaten und bewaffneten Bauern nach einem kurzen Gewehrfeuer in unaufhaltsame Flucht, so daß die Franzosen ungehindert von Bologna nach Faenza, Forli, Rimini, Fano vordrangen. Die strengste Mannszucht wurde eingehalten, die Gefangenen setzte Napoleon in Freiheit mit der einzigen Verpflichtung, seine Proklamationen zu verbreiten und das Volk seiner freundlichen und wohlwollenden Gesinnung zu versichern. Er sei nicht gekommen, die Religion zu zerstören, sondern zum Wohle des armen Volkes die Mißbräuche der geistlichen Herrschaft abzustellen. Noch schneller und fast ohne Blutvergießen wurde der Heerhaufen bezwungen, welcher Ancona decken sollte. Bei dem ersten Kanonenschuß stoben die Einen auseinander, die Andern warfen sich zur Erde und wurden in Gefangenschaft weggeführt; ohne Schwertstreich besetzten die Generale Lannes und Victor Ancona sammt der Citadelle. Aus Loreto waren die Schätze bereits nach Rom entführt worden, doch wurde noch etwa eine Million für die Armeekasse vorgefunden; das hölzerne Madonnenbild wanderte nach Paris. Die Brust von stolzen Herrschergedanken erfüllt, ließ Napoleon seinen Blick über das Meer schweifen. Das seemächtige Albion hoffte er einst auf seinem eigenen Elemente zu überwinden.

3. Febr. 1797.

10. Febr.

In Rom gerieth Alles in Angst und Schrecken. Eine Volksbewaffnung kam nicht zu Stande, die Wundererscheinungen hatten keine Wirkung. Da beschloß Pius VI., „eine Natur, welche sich nicht zum Martyrium drängte", mit dem republikanischen Oberfeldherrn, der es nicht an Beweisen von Ehrerbietung und Devotion fehlen ließ, in Unterhandlung zu treten. Er sandte eine Deputation aus den angesehensten Männern seines Hofes nach Tolentino, wo sich das Hauptquartier befand; und Napoleon, der sich sehnte, seinen Feldzug gegen Oesterreich anzutreten, erleichterte die Uebereinkunft so viel als möglich. Er ließ die kirchlichen Fragen, die das Directorium ihm auferlegt, wie die Anerkennung der Civilconstitution des französischen Klerus, ganz bei Seite und bestand nur auf Landabtretung, Geldzahlung und einigen Zugeständnissen, in die der Papst „ohne Verletzung seiner heiligen Pflichten" willigen konnte. Durch den **Vertrag von Tolentino** entsagte Pius VI. den alten Besitzungen des päpstlichen Stuhles an der Rhone, Avignon und Venaissin zu Gunsten der Republik, trat die Legationen von Bologna, Ferrara und Romagna sammt Ancona ab, zahlte zu der früher im Waffenstillstand bedungenen Geldsumme weitere dreißig Millionen Livres, verschloß den Feinden Frankreichs die Häfen des Kirchenstaats und versprach Sühne für Basseville. Nach Unterzeichnung des Friedensvertrags richtete Napoleon ein ehrerbietiges Schreiben an den Papst, worin er ihn seiner aufrichtigsten Freundschaft versicherte; an das Directorium aber schrieb er, daß der Kirchenstaat mit den Bedingungen die er ihm auferlegt, nicht lange mehr bestehen könne, „daß die alte Maschine ganz von selbst zusammenbrechen werde". Mit Schmerz und Ingrimm sahen die Römer auf die Wagenreihe, die in den nächsten Tagen Gold, Silber und die schon früher ausbedungenen Schätze der Kunst und Wissenschaft entführten.

Der Friede von Tolentino.

19. Febr. 1797.

e. Feldzug nach Inneröſterreich.

Nachdem sich Napoleon durch den Friedensschluß von Tolentino den Rücken gedeckt, eilte er zu der Armee, um im Verein mit Joubert, Augereau, Massena die kaiserlichen Heere zu verfolgen, die nach den Unfällen von Rivoli und Mantua nach Tirol und Friaul sich zurückgezogen hatten, muthlos, entkräftet, schlecht genährt. Auch in

Napoleon u. Erzherzog Karl in Kärnthen. März 1797.

Wien herrschte Niedergeschlagenheit, aber Thugut wußte alle Friedensgedanken fern zu halten; noch schien ihm die Zeit zu einer Waffenstreckung nicht gekommen. Der bejahrte Alvinzy legte den Oberbefehl nieder. An seine Stelle trat der Erzherzog Karl als „Generalissimus". Aber auch der Sieger von Würzburg war nicht im Stande, den entmuthigten vertrauenslosen Truppen Erhebung und Aufschwung einzuflößen. Wie gerne hätte er das Commando wieder abgegeben! Schon waren die Truppentheile hinter die Piave zurückgezogen worden, nun verlegte man sie über den Tagliamento hinaus, um ihnen bessere Erholungsquartiere zu bereiten und die Zahl durch Heranziehung neuer Streitkräfte aus den deutschen Landen zu mehren. Auch das französische Heer war nicht in der besten Verfassung. Kämpfe, Strapazen und Krankheiten hatten große Lücken gerissen; die Garnisonen in den italienischen Festungen verminderten die Hauptarmee; mit einer Division hütete Joubert die Tiroler Grenzpässe; statt der vom Directorium verlangten Zuzüge von 30,000 Mann waren kaum 19,000 unter Bernadotte und Delmas von der Rheinarmee angelangt, so daß Napoleon selbst nur etwa 34,000 Mann für den beabsichtigten Feldzug gegen Inneröſterreich zur Verfügung hatte. Und mit einer so geringen Streitmacht sollte er wagen, durch Friaul und Kärnthen gegen Wien vorzurücken, den Feind, der ihm an Truppenmacht überlegen war und durch Aushebung junger Mannschaften täglich verstärkt werden konnte, vor sich herzutreiben in einem fernen Lande, das ihm eben so viele Hindernisse bereitete als dem Gegner Vorschub leistete! Und dennoch ging der kühne Mann an's Werk. Er setzte Alles ein, um den höchsten Preis zu gewinnen. Denn wer im heißen Kampf den streitbarsten Feind im eigenen Lande überwand und zum Frieden zwang, der war Herr der Lage, der konnte in Frankreich das gebieterische Wort sprechen, dem winkte die Palme des Ruhmes, der Ehre, der Herrschaft, nach der Napoleons ehrsüchtige Seele so sehr verlangte. In seinem rastlos arbeitenden Geiste waren Politik und Krieg mit einander verschlungen, der Krieg sollte ihm den Weg bahnen, um den Staat nach seinem Willen zu lenken; und er hatte bisher die Erfahrung gemacht, wie viel durch Kühnheit und rasche Entschlossenheit erreicht werden könne.

Napoleons Kriegs- u. Friedenspläne.

Die Friedensunterhandlungen mit dem päpstlichen Stuhl waren hauptsächlich durch die Vermittelung des Königs von Neapel und des Großherzogs von Toskana, zweier nahen Verwandten des Kaiserhauses gefördert worden. Konnten diese nicht zu ähnlichen Dienstleistungen in Wien bewogen werden? Freilich mußte man dem habsburgischen Hofe einen entsprechenden Ersatz für Belgien und die Lombardei bieten; denn jenes wollte das Directorium, diese Bonaparte nicht mehr fahren lassen. Und da hatte sich denn Napoleon bereits einen Plan zurecht gelegt. Die Republik Venedig sollte der Preis sein. Er beurtheilte Thugut ganz richtig, wenn er voraussetzte, daß der österreichische Minister, den die Kaiserin Katharina einst als Jacobiner bezeichnet hatte, nicht aus Rücksichten des Rechts und der Moral irgend ein Abkommen, das ihm vortheilhaft schien, von der Hand weisen würde. Und auch das Directorium konnte er hoffen zufrieden zu stellen. Denn jenen geldbedürftigen Männern an der Seine war es ja hauptsächlich um Geld und Schätze zu thun; und das reiche Venedig stellte eine Beute in Aussicht, welche die habgierigste Seele sättigen konnte. Von solchen Gedanken getragen unternahm im März der französische General und Staatsmann den Feldzug gegen den Erzherzog Karl, um einen Frieden zu erzielen, dessen Grundlinien er bereits entworfen hatte, aber in schweigsamer Seele verborgen hielt.

Waffengänge in den österreichischen Alpenländern.

Zu dem Allem bedurfte Napoleon neuer kriegerischer Erfolge, die nur dann zu hoffen waren, wenn der Erzherzog zur Schlacht genöthigt ward, ehe die neuen Zuzüge, die bereits auf dem Wege waren, bei ihm eintrafen. Daher trieb Napoleon zur größten Eile. In Bassano, wo am 10. März das Hauptquartier sich befand, erließ er eine

jener schwunghaften Proklamationen, deren rhetorisches Pathos so mächtig auf die Phantasie der Soldaten wirkte, ihre Ruhmbegierde anspornte, ihrem Nationalstolz durch die Hinweisung auf den Heldengeist des Alterthums schmeichelte, die Gesinnung und den Charakter der Feinde in ein gehässiges Licht stellte, alles Recht in der eigenen Sache, alles Unrecht auf Seiten der Gegner sah. Es waren Ergüsse einer erkünstelten Begeisterung, aber sie machten Eindruck. Zwei Tage nachher wurde der Oberst Lusignan, der mit etlichen tausend Mann an der Piave zwischen Feltre und Belluno stand, von Massena stromaufwärts gejagt und seine Truppe in dem felsigen Thale von Longaro zum Theil zersprengt, zum Theil mit dem Führer gefangen. Darauf machte Napoleon selbst mit dem Hauptheer einen Sturmangriff auf die in langgestreckter Linie hinter dem Tagliamento aufgestellten Oesterreicher, wobei er die Soldaten den seichten Fluß durchwaten ließ, und nöthigte den Erzherzog zum weiteren Rückzug nach dem Isonzo. Als aber Massena im Norden nach heftigen Kämpfen auf öden eisbedeckten Höhen Tarvis besetzte und 600 Gefangene einbrachte, Serrurier und Bernadotte im Süden Gradisca berannten und den Anführer mit seiner ganzen Abtheilung, 2700 Mann zur Waffenstreckung zwangen; als der österreichische General Bajalich von zwei Feuern bedroht am Predil nach kurzer Gegenwehr sich mit mehr als 3000 Mann in Kriegsgefangenschaft ergeben mußte; als um dieselbe Zeit General Joubert im südlichen Tirol den Feind in einer Reihe siegreicher Gefechte mit großen Verlusten zurückschlug und sich durch das Pusterthal den Weg zur Vereinigung mit dem Hauptheer in Kärnthen öffnete: da schien der Feldzug entschieden zu sein. „Ich habe die julischen und norischen Alpen auf drei Fuß hohem Eise überschritten", schrieb der General an das Directorium, „ich habe meine Artillerie auf Wegen hinübergeführt, auf denen bis dahin kein Karren gefahren war". Erzherzog Karl zog sich nach Klagenfurt zurück, nur darauf bedacht, den Feind vom weiteren Vorrücken gegen Inneröst erreich und Wien abzuhalten. Aber noch vor Ende des Monats sah er sich genöthigt, mit den Trümmern seines Heeres weiter nach St. Veit zu ziehen, worauf Bonaparte selbst von der Hauptstadt Kärnthens Besitz nahm.

12. März 1797. *16. März.* *19. März.* *30. März.*

Schwierige Lage.

Bonaparte hatte große Erfolge erzielt; dennoch war seine Lage in dem fernen Lande unter einer feindselig gesinnten Bevölkerung, mit erheblichen Schwierigkeiten in Betreff der Heeresverpflegung, mit beunruhigenden Volksbewegungen im Rücken, von großen Gefahren umgeben. Die erwarteten Zuzüge von der Rheinarmee waren nicht eingetroffen: Napoleon selbst hatte den Abmarsch Moreau's lässig betrieben, weil er keinen Rivalen seines Ruhmes bei dem Pacificationswerk wünschte. Seit Jouberts Abgang aus dem oberen Etschthale waren die Tiroler Truppen und Landschützen wieder im Vormarsch begriffen; in den österreichischen Gebirgsländern trat eine kriegerische Stimmung zu Tage, zeigten sich Symptome von Volkserhebung; in der venetianischen Terra ferma herrschte bei der Dorf- und Gebirgsbevölkerung eine bedenkliche Gährung; allerlei Gerüchte von Unfällen der Franzosen, durch österreichische Emissäre genährt, mehrten die Kampflust. Wenn der Kaiser entschlossen war, sagt Lanfrey, den Krieg bis zum Aeußersten zu treiben, wenn er Wien verließ, nach Ungarn flüchtete und dies Land zu den Waffen rief, gerieth das Heer inmitten seiner Siege in die bedenklichste Lage und Bonaparte mußte vor seinen eigenen Erfolgen zurückweichen. Ein finsterer Verdacht beschlich seine Seele, das Directorium möchte ihn absichtlich im Stiche gelassen haben, um ihn dem sicheren Verderben preis zu geben.

Napoleons Friedensbotschaft an den Erzherzog. 31. März 1797.

Da faßte der Obergeneral mit dem ihm eigenen Scharfblick den Entschluß, zu einer raschen Lösung zu kommen. Er richtete von Klagenfurt aus ein eigenhändiges Schreiben an den Erzherzog, worin er ihn mit rhetorischem Pathos aufforderte, dem unheilvollen blutigen Kriege ein Ende zu machen, der beiden Völkern Verderben bringe,

sich den Ehrennamen eines Wohlthäters der Menschheit zu verdienen, indem er so vielen tapfern Männern das Leben erhalte und Deutschland vor weiteren Verheerungen bewahre. „Wenn mein Vorschlag", so schloß er den merkwürdigen Brief, „nur einem einzigen Menschen das Leben zu retten vermöchte, so würde ich auf die dadurch verdiente Bürgerkrone stolzer sein als auf den traurigen Ruhm kriegerischer Erfolge". Es waren nur künstlich erzeugte Gefühle einer Humanität, die seiner Seele ganz fremd war, Beweise seiner wunderbaren Geschicklichkeit, „alle Rollen zu spielen und alle Tonarten anzuschlagen". Aber es waren Worte der Versöhnung eines Siegers gegen den Besiegten, die ihres Eindrucks nicht verfehlen konnten. Napoleon nahm es übel auf, daß der Erzherzog nicht eben so eigenmächtig vorging, wie der republikanische General, daß er zur Antwort gab, er müsse zum Abschluß eines Friedens von der Regierung bevollmächtigt sein, und den Brief nach Wien schickte. Die Stimmung des französischen Generals bezeichnet die Stelle eines Schreibens an Clarke in Turin: „Ich habe dem Erzherzog einen philosophischen Brief geschrieben, worauf er mir geantwortet hat wie ein Kind, welches fürchtet von Thugut Schelte zu bekommen, oder vielmehr wie alle diese Menschen, die um so mehr Sclaven sind, je näher sie dem Throne stehen".

Napoleon rückt auf Wien los. Doch ließ Bonaparte die Hoffnung nicht sinken. Und um seinem Antrag mehr Nachdruck zu geben, beschleunigte er seinen Vormarsch aus allen Kräften. Er drängte den Erzherzog durch neue glückliche Treffen bei Neumarkt und Unzmarkt immer weiter in nordöstlicher Richtung, so daß er bereits am 7. April mit seiner Vorhut in Leoben an der Mur einrückte, fünfundzwanzig Wegstunden von Wien entfernt, am Fuße des gewaltigen steyerischen Hochgebirges mit seinen Felsenmassen und Gletschern, die jeden Zuzug von Hülfstruppen aus Deutschland fast unmöglich machten. 7. April 1797.

f. Präliminarfrieden von Leoben.

Stimmung in Wien. Thugut u. die Coalition. Die Annäherung des feindlichen Heeres erzeugte am Hof, bei der Aristokratie und im Volke große Aufregung; ängstliche Gemüther fürchteten in einigen Tagen die schrecklichen Republikaner vor den Thoren der Hauptstadt zu sehen. Man bestürmte den Kaiser von allen Seiten, daß er auf Bonaparte's Friedensvorschläge eingehe, man schmähte auf Thugut, den „Kriegsbaron", der immer noch an der Coalitionspolitik festhalte, die doch unter den veränderten Umständen keinen Sinn mehr habe. Diese Beschuldigung war indessen eine ganz unberechtigte; auch der Leiter des österreichischen Cabinets trug sich bereits mit Friedensgedanken und wurde darin durch den Brief Napoleons, der am 2. April in Wien anlangte, nicht wenig bestärkt. Nur wollte er keine Verminderung des Länderumfangs dulden, die Monarchie sollte nicht verkleinert aus dem Kriege hervorgehen. Wenn Oesterreich für die Abtretung von Belgien und seinen überrheinischen Besitzungen einen andern entsprechenden Ersatz erhalten würde, war er gerne bereit, sich mit Frankreich zu vertragen. Auf die Coalition setzte er kein Vertrauen mehr. Wie viele Geldopfer England durch Subsidienzahlung brachte, in den Augen des Ministers that es bei Weitem nicht genug; zudem war Pitt durch die Angelegenheiten Irlands von den continentalen Interessen abgezogen und durch eine Krisis der Londoner Bank, „des großen Centralorgans für den britischen Staatshaushalt", in seinen Zahlungen gehemmt. Die Absendung einer Flotte nach dem Mittelmeer und in die adriatischen Gewässer, worauf Thugut drängte, war unterblieben. Auch von Rußland war keine Hülfe zu erwarten. Denn wie sehr immer der neue Kaiser Paul gegen Revolution und Jacobinismus eingenommen war, zu einem Waffengang gegen Frankreich zeigte er wenig Neigung. Vor Allem aber sah Thugut mit Neid auf das wachsende Ansehen Preußens. Nicht nur die Reichsfürsten richteten ihre Blicke nach Berlin:

auch der russische Hof suchte gute Beziehungen zu unterhalten, und in England war man sichtlich bemüht, die alte Freundschaft herzustellen. Der britische Gesandte in Wien machte verschiedene Versuche, den Minister versöhnlicher gegen Preußen zu stimmen. Man sollte der Berliner Regierung Aussicht auf genügenden Ersatz für die Abtretung ihrer linksrheinischen Lande durch geistliche Säcularisationen eröffnen und sie damit zu einer Friedensvermittelung gewinnen. Dies war aber dem Kaiserhofe und seinem Minister ein unerträglicher Gedanke. Lieber wollte man einen Separatfrieden mit Frankreich unter annehmbaren Bedingungen abschließen.

Die Diplomatie unter Waffen.

Dazu bot nun Bonaparte die Hand. Kurz nach der Besetzung von Leoben durch französische Truppen, langten die Grafen Merfeldt und Bellegard in dem französischen Hauptquartier in Judenburg an, um einen Waffenstillstand behufs der Einleitung von Friedensunterhandlungen nachzusuchen. (9. April 1797.) Napoleon gewährte eine Ruhe von sechs Tagen, nachdem er noch Rottenmann, Bruck und Gratz in seine Linien gezogen, und entließ die Abgesandten mit einer Antwort, die wenigstens eine Landentschädigung in Italien als möglich erscheinen ließ. Nun entfaltete Thugut eine diplomatische Thätigkeit, die ihn als ebenbürtigen Rivalen des französischen Generals und Staatsmannes kennzeichnete. Beide sehnten sich nach Frieden, aber jeder hielt mit dem Wunsche zurück, um möglichst günstige Bedingungen zu erzielen, jeder wollte den andern glauben machen, er sei in einer Lage, die nicht zu einer Einstellung der Kriegsoperationen dränge. Wenn Anfangs die Mahnungen der Friedenspartei und die Klagberichte des Erzherzogs Karl über die Zerrüttung seiner Armee den Kaiserhof dergestalt beunruhigten, daß man sogar an eine Verlegung der Residenz nach Prag dachte, so wußte Thugut bald die übergroße Besorgniß von einem drohenden Ueberfall zu zerstreuen. Mit rastloser Thätigkeit traf er Anstalten zur Sicherheit der Hauptstadt, wobei ihm General Mack zur Hand war, und zur Verstärkung der Truppen. In der Bevölkerung erwachte eine kräftige Kampflust, so daß Tausende von Freiwilligen zu den Fahnen strömten; in Salzburg vereinigten sich die zwei Divisionen der Generale Hotze und Spork zu einer Stärke von 19,000 Mann, von Nordwesten her die französischen Heerabtheilungen bedrohend, in Tirol raffte sich der Landsturm zu neuen Anstrengungen auf.

Präliminarfrieden von Leoben.

Unter diesen Umständen war nach Thuguts Ansicht eine dringende Kriegsgefahr nicht vorhanden und er konnte mit einiger Zuversicht in weitere Unterhandlungen eintreten. Wenige Stunden vor Ablauf der Waffenruhe langte Merfeldt wieder in Leoben an, begleitet von dem neapolitanischen Gesandten Marchese di Gallo. Denn Niemand war eifriger für den Abschluß des Friedens als die Königin Karoline, des Kaisers Tante und Schwiegermutter. General Merfeldt, ein tapferer Kriegsmann aber in diplomatischen Künsten ungeübt, war bevollmächtigt, die Abtretung der österreichischen Niederlande gegen eine entsprechende Entschädigung in Italien zuzugestehen. Am 15. April fand die erste Conferenz statt auf dem Schlößchen Göß, in der Mitte eines für neutral erklärten Gartens, und schon nach drei Tagen kam der **Präliminarfrieden von Leoben** zum Abschluß. (18. April 1797.) Denn um dieselbe Zeit überschritt General Hoche den Rhein, um auch in Deutschland einen neuen Waffengang gegen Oesterreich zu beginnen. Konnte nicht nach dem ersten siegreichen Gefecht bei Neuwied sein weiteres Vorgehen Verhältnisse schaffen, durch welche das Friedenswerk leicht erschwert werden dürfte, zumal zu gleicher Zeit auch Moreau Anstalten zur Wiederholung seines früheren Zuges traf? Darum beeilte man sich in Wien eine feste Basis für eine endgültige Pacification zu gewinnen. Und in diesem Bestreben stimmte Bonaparte mit Thugut überein. Der französische General wollte den Ruhm des Friedensstifters für sich allein einernten. Die in Leoben festgesetzten Grundbedingungen sicherten den Franzosen den Besitz von Belgien und der Lombardei, der österreichischen Monarchie eine entsprechende

Landentschädigung im Gebiete der Republik Venedig; sie stellten für Frankreich die Ueberlassung der österreichischen Lande auf der linken Rheinseite in Aussicht und damit die Erfüllung des Lieblingsgedankens „der natürlichen Grenzen", wenn gleich dabei noch der „Integrität des Reichs" Erwähnung geschah, „weil der Kaiser in seinem Krönungseid die Erhaltung des bisherigen Bestandes gelobt habe". Die weiteren Vereinbarungen innerhalb der gegebenen Grundlinien sollten einem Congreß in einer neutralen Stadt, etwa in Bern, vorbehalten bleiben. Daß diese angebliche Integrität des Reichs nur ein Schein sei, trat bald klar zu Tage. Thugut hatte bei seinen politischen Gängen nur Oesterreich im Auge; die elenden Reichshändel bekümmerten ihn wenig. Das Schicksal Ferdinands von Modena, der, obwohl ein Oheim des Kaisers, nicht wieder zu seinem Erblande kam, konnte als Vorspiel weiterer Territorialveränderungen betrachtet werden.

Ergebniß. So wurden auf einem einsamen Schloß des Kärnthner Landes Zustände geschaffen oder angebahnt, die eine gänzliche Veränderung des politischen Systems ankündigten. „Der Kaiser, bisher der Vorkämpfer des alten Europa gegen die Revolution, trat vollkommen in den Kreis der Bonaparte'schen Bestrebungen ein. Er theilte sich mit den Franzosen in die Beherrschung Italiens und gedachte die Integrität Deutschlands fortan nur so weit zu behaupten, wie es sich mit jenem höchsten Zwecke vertragen möchte". Für die Erhaltung monarchischer Rechtsordnungen gegen Revolution und Anarchie war man einst ausgezogen, und bei der brutalen Gewalt war man jetzt angelangt. Fortan konnte von historischem Rechte keine Rede mehr sein. Nur das Recht des Stärkeren fand Geltung. In diesem Bewußtsein ließ Napoleon den Artikel, welcher die Anerkennung der französischen Republik durch den Kaiser festsetzte, aus dem Texte der Friedensgrundlagen streichen mit den stolzen Worten: „die Republik Frankreich ist wie die Sonne am Himmel; schlimm für die, welche sie nicht sehen wollen". | Wie sehr immer sowohl Bonaparte gegenüber dem Directorium, als Thugut gegenüber seinem getreuesten Verbündeten England das eigenmächtige Vorgehen mit der Nothwendigkeit der Verhältnisse zu rechtfertigen suchten, die Gewaltthätigkeit und rücksichtslose Selbstsucht ließ sich durch keine Schönfärberei übertünchen oder verdecken.

g. Untergang der Patrizierherrschaft in Venedig und Genua.

Stellung u. Haltung der venetianischen Republik. Nun ging auch das venetianische Trauerspiel seinem Ende entgegen. Regierung und Senat waren sich der schwierigen Lage wohl bewußt, in welche sie durch die Heere der beiden feindlichen Großmächte versetzt wurden. Sie suchten mit ängstlicher Sorgfalt eine Neutralität zu behaupten, die von keiner Seite geachtet ward, und konnten sich doch nicht zu dem energischen Entschluß aufschwingen, durch Aufbietung aller Kräfte ihre neutrale Stellung im Nothfalle mit den Waffen zu vertheidigen. So kam es, daß die Republik, welche sich vergeblich abmühte mit den beiden kriegenden Mächten in Eintracht und Freundschaft zu leben, in den östlichen Landschaften durch die ausgehungerten dürftig verpflegten österreichisch-croatischen Truppen mit schweren Einquartierungen und Requisitionen heimgesucht wurde, während die Städte im Westen Brescia, Bergamo, Verona unter den Bedrückungen und Erpressungen der Franzosen zu leiden hatten. Die Vorstellungen ihrer Gesandten fanden weder bei Bonaparte noch in dem österreichischen Hauptquartier ein geneigtes Ohr, ja der erstere überhäufte sie „in jenen übertriebenen Zornesausbrüchen, die er so trefflich in Scene zu setzen wußte", mit heftigen Vorwürfen über die Parteinahme der Republik für die Oesterreicher; sie leiste denselben in allen Dingen Vorschub und nähre geflissentlich bei dem Volke eine feindselige Stimmung gegen die Franzosen. Es wird von Lanfrey und Botta behauptet,

Clarke habe schon vor dem Feldzug Napoleons nach Friaul dem österreichischen Minister-Residenten in Turin, Gherardini, einen Theil der venetianischen Besitzungen als Preis des Friedens angeboten. Ohne Zweifel stimmten die Directoren und Napoleon in dem Vorhaben überein, der Marcusrepublik ein Ende zu machen, jene um die Adelsherrschaft zu stürzen und der Demokratie den Boden zu erobern, dieser in der Absicht, das Gebiet als Friedensobjekt zu verwerthen. Die Weigerung der Signorie, das von Frankreich angebotene Bündniß einzugehen, beschleunigte die Katastrophe. Denn die 15,000 Slavonier, welche über die festen Plätze der Terraferma zerstreut die Neutralität schützen und Frieden und Ordnung wahren sollten, waren nicht stark genug, die auf die Franzosen ergrimmte Bevölkerung von wilden Zornesausbrüchen abzuhalten. Der Untergang des einst so mächtigen und vornehmen Aristokratenstaats war nicht minder tragisch als der Untergang der Republik Polen, die Vergewaltigung durch die Uebermacht noch verletzender und unmoralischer. Um so mehr waren die Urheber beflissen, die Genesis des diplomatisch-militärischen Gewaltaktes in geheimnißvolles Dunkel zu hüllen und die erschütternde Begebenheit durch die Schuld der Venetianer selbst, der „verrätherischen Aristokratie" zu begründen. Französischer Seits suchte man durch innere und äußere Beweismittel darzuthun, daß Napoleon das größte Interesse gehabt habe, während seines Feldzuges in seinem Rücken alle Ruhestörungen zu vermeiden; zu dem Zweck habe er dem Proveditore Battagia von Brescia vor seiner Abreise mit der ihm eigenen Kunst zugleich zu schmeicheln und zu drohen, die Erhaltung der Ruhe aufs Strengste eingeschärft. Nur durch die von dem venetianischen Volke verübten Feindseligkeiten und Gewaltthaten gegen die zurückgebliebenen Franzosen, durch die heimtückische Erhebung im Rücken des Heeres, welche die Regierung zugelassen, ja wohl hervorgerufen und begünstigt habe, sei die Katastrophe herbeigeführt worden. Es unterliegt keinem Zweifel, daß die regierenden Herren in der Marcusstadt den französischen Republikanern, welche ihnen zumutheten, ihre aristokratische Verfassung umzugestalten, welche demokratische Ansichten im Lande erregten und begünstigten, welche die mißvergnügten Volkselemente gegen die Adelsherrschaft aufreizten und das Streben nach Reformen im Sinne der Freiheit und Gleichheit in ihnen weckten und nährten, tiefen Groll trugen; daß sie nur aus Furcht und im Gefühle ihrer Ohnmacht den Franzosen ein freundliches Gesicht zeigten, im Herzen aber Sympathien für die Oesterreicher hegten und ihnen den Sieg wünschten; denn nur in diesem Falle konnten sie hoffen, ihr veraltetes Staatsschiff aus der revolutionären Sturmfluth der Gegenwart zu retten. Eben so wenig unterliegt es einem Zweifel, daß die Bevölkerung der Terraferma gegen die Fremdlinge aufgebracht war, die das Land aussogen und bedrückten, durch ihren Uebermuth die Gemüther verletzten und die Rachgier der heißblütigen Südländer entflammten. Andererseits kann auch nicht geleugnet werden, daß sowohl Bonaparte als das Directorium dem Adelsregimente der Lagunenstadt zu Leibe gehen wollten, daß sie jede Gelegenheit willkommen hießen, die ihnen einen Vorwand zu feindseligem Vorgehen an die Hand bot. So war böser Wille auf beiden Seiten vorhanden und Zündstoff genug zu einem verheerenden Brande gehäuft. Die gewaltthätige und perfide Staatskunst jener Tage, die sich rücksichtslos über Recht, Moral und Geschichte wegsetzte, beschleunigte dann das tragische Ende der Marcusrepublik und brachte die Katastrophe in der empörendsten und brutalsten Gestalt zur Ausführung. „Kein nationaler, kein gemeinnütziger Antrieb wirkte hier bei der Rechtsverletzung mit; es war die umhergreifende Herrschsucht, welche nackt und keck das Ereigniß anregte und vollendete".

General Kilmaine war von Napoleon mit etlichen tausend Mann in der Lombardei zurückgelassen worden, um, während dieser selbst in das Herz der österreichischen Staaten vordrang, im Rücken Ruhe und Ordnung zu erhalten. Unter der italienischen *Die politische Propaganda in Bergamo u. Brescia.*

Bevölkerung herrschte aber schon lange Aufregung und Parteiung: das Landvolk war für die Erhaltung des venetianischen Notablenregiments und haßte die Franzosen mit ihren Requisitionen und Erpressungen, die bürgerlichen Bewohner in den Städten blickten mit Neid und Mißgunst auf die Herrschaft der venetianischen Nobili und strebten nach einer Umgestaltung des Staatswesens nach dem Vorbilde der demokratischen Republik in Paris. Diese verschiedenen Elemente wurden durch die revolutionären Clubs, die sich unter dem Einfluß der Franzosen in allen Städten gebildet hatten und an den neuen Behörden in Mailand, Bologna u. a. O. Gönner und Beschützer fanden, in conspiratorische Umtriebe hineingezogen und zu Umsturzplänen aufgereizt. Das ganze Land war in Factionen gespalten. Durch die Thätigkeit der politischen Propaganda gewann die Insurrectionspartei immer mehr Boden; sie wußte, daß sie die französischen Republikaner hinter sich hatte, wenn gleich die Militär- und Civilbehörden den äußeren Schein einer gewissenhaften Neutralität zu bewahren suchten. Als Zeit und Umstände für ein aktives Vorgehen günstig zu sein schienen, wurde in Bergamo
13. März 1797. ein Volksaufstand veranstaltet, in Folge dessen ein neuer Stadtrath eingesetzt wurde und der venetianische Podesta Ottolini, der nur einige Compagnien slavonischer Truppen zur Verfügung hatte, zum Abzug sich genöthigt sah. Dasselbe geschah einige Tage nachher in Brescia. Als Battagia einer lombardischen Legion, welche nach Peschiera marschiren sollte, den Durchzug durch die aufgeregte Stadt weigerte, kam es zu einem
19. März. kleinen Gefecht mit einem venetianischen Reitertrupp, worauf die Stadt besetzt und der Generalproveditore sammt der Mannschaft ausgewiesen ward. Ein demokratischer Stadtrath wurde gewählt, ein Freiheitsbaum aufgepflanzt und die Unabhängigkeit Brescia's von der Marcusrepublik ausgerufen. Aehnlich ging es in Salo und in Crema her, so daß die Dogenherrschaft auf der ganzen Westseite der Etsch zu wanken begann. Der Obercommandant Kilmaine war öffentlich der ganzen Bewegung fern geblieben; so konnte man geltend machen, daß der Aufstand und Abfall ein freier Akt des Volkswillens sei. Es steht aber außer allem Zweifel, daß den Insurgenten von französischer Seite unter der Hand Vorschub geleistet worden.

Die venetianische Regierung und Bonaparte. In Venedig gerieth man in großen Schrecken. Denn zugleich erhielt die Regierung von Battagia, der seinen Sitz in Verona aufgeschlagen, die Nachricht, daß sich unter dem veronesischen Landvolk eine große Aufregung und Kampflust gegen die Rebellen und die treulosen Franzosen, ihre Helfer, kundgebe; über dreißigtausend Dorf- und Stadtbewohner seien voll Hingebung für die venetianische Regierung; man möge ihm Waffen und Munition, Geld und Offiziere und einige militärisch geübte Mannschaft zusenden, damit er eine wehrhafte Landesvertheidigung organisiren und jeden Insurrectionsversuch niederhalten könne. Im Senat konnte man sich jedoch zu keiner mannhaften That aufschwingen. Man gewährte dem Proveditore nur ungenügende Unterstützung, man fügte dem Beschluß, worin er zur Vertheidigung des Landes in allen Fällen ermächtigt ward, die Mahnung zur Vorsicht, Mäßigung und Neutralität bei; nur gegen Rebellen, nicht gegen Franzosen solle er Gewalt anwenden. Zugleich schickte die Signoria den Francesco Pesaro und einen andern Staatsmann an Napoleon ab, um ihn zu bewegen, daß er zu Gunsten der venetianischen Republik an seine Unterge-
24. März. benen Weisungen ergehen lasse. Bonaparte, damals in Görz, führte ihnen zu Gemüthe, daß die regierenden Herren durch eine Reihe von Handlungen ihre übelwollende Gesinnung gegen Frankreich dargethan, daß sie früher den Prätendenten, jetzt den Herzog von Modena unter ihren Schutz genommen, bot ihnen die französische Vermittelung in dem Streite mit den Rebellen an, und gab deutlich zu verstehen, daß er bedeutende Opfer von der Republik begehren müsse. Als die Abgesandten bemerkten, die Staatskasse sei erschöpft, meinte Napoleon, in diesem Falle könnten sie sich ja an die Schätze

halten, die Modena, England und Rußland in Venedig niedergelegt hätten. Von einer aufrichtigen Gewährung ihrer Bitten war keine Spur zu bemerken. Er wollte nur freie Hand haben und Zeit gewinnen, bis er mit Oesterreich sich verständigt haben würde.

Bald nachher brach eine Gegenrevolution aus. Die bäuerliche Bevölkerung der Alpenthäler, voll Anhänglichkeit für die Dogenherrschaft und voll Haß gegen Demokraten und Franzosen, brach in hellen Haufen aus ihren Bergen hervor, erschlug Rebellen und Lombarden, darunter auch einzelne Franzosen und drang in Salo ein, wo sie das alte Regiment wieder herstellte. Lombardische Insurgenten und eine Abtheilung der polnischen Legion in französischen Diensten, welche der demokratischen Partei zu Hülfe kommen wollten, wurden mit Verlust zurückgeschlagen. Neue bewaffnete Volkshaufen bedrängten Brescia und Bergamo; von politischem und religiösem Fanatismus erfüllt und erbittert über die Requisitionen, die Bedrückungen und Mißhandlungen, die sie erlitten, nahmen die Wüthenden blutige Rache an allen Demokraten und Franzosen, die in ihre Hände fielen. *Gegenrevolution im Veronesischen. Anfangs April 1797.*

Als Bonaparte von diesen Vorgängen Kunde erhielt, fuhr er heftig auf. Er schickte seinen Adjutanten Junot nach Venedig mit einem zornigen Schreiben an den Dogen Ludwig Manin, in welchem er die regierenden Herren beschuldigte, die Rottirungen, die mehr als fünfzig Franzosen das Leben gekostet, veranlaßt zu haben, und wenn nicht sofort genügende Sühne geleistet werde, mit Krieg drohte. Zugleich ertheilte er seinem General Kilmaine den Befehl, den Aufstand mit Gewalt zu unterdrücken. Darauf rückten französische Truppen, reitende Jäger und Fußvolk ins Feld, nahmen Salo wieder ein und trieben die Insurgenten unter blutigen Gefechten und Landverwüstungen in ihre Berge zurück. Als Junot das Schreiben, worin Napoleon in strengen Worten die Rückberufung der venetianischen Truppen und die Entwaffnung der Bauern verlangte, mit soldatischer Barschheit im vollen Senate vorlas, geriethen die Herren in großen Schrecken. Sie schickten sofort eine Gesandtschaft in das französische Hauptquartier mit der Erklärung, daß sie alle Beschwerden abstellen wollten, und erließen ein Manifest, worin sie die Erhaltung der Ruhe und Ordnung und die Beobachtung der Neutralität aufs strengste einschärften. Aber die Geister waren schon zu erregt, die Rachsucht und die Leidenschaften durch die blutige Züchtigung der Insurgenten in den Dörfern und Gebirgsthälern von Bergamo, Brescia und Salo zu tief gereizt, als daß nicht neue Kämpfe und Gewaltthaten hätten vorfallen sollen. Da und dort wurden italienische Demokraten und Franzosen überfallen; da und dort die Ausschreitungen durch französische Truppen mit Feuer und Schwert gestraft. Von Bergamo bis Verona waren das Landvolk und die Bergbewohner in Bewegung: Mönche und Priester entflammten den Fanatismus; die Erinnerung an erlittene Drangsale reizte den Durst nach Rache; Gerüchte vom Vorrücken Tiroler Landschützen nach dem Gardasee erweckten Hoffnungen. *Die Insurrection im Wachsen. Junot in Venedig. 15. April.*

Der Heerd und Mittelpunkt dieser aufrührerischen Volksbewegung war Verona, wo zugleich venetianische Slavonier und französische Besatzungstruppen lagen. Die Einwohner waren der Dogenregierung ergeben und haßten die Franzosen. Daher konnte es an Reibungen und feindseligen Auftritten nicht fehlen. Oft wurden die Patrouillen verhöhnt und insultirt, die Wachen überfallen, Mordthaten verübt, bis endlich die täglich wachsende Gährung einen blutigen Ausgang nahm. Am Abend des Ostermontag, als die festliche Zeit viel Landvolk herbeigelockt hatte, ereignete sich ein furchtbarer Aufstand. Der französische Commandant Balland zog seine geringe Besatzungsmannschaft, um sie gegen die Volkswuth zu schützen, in das alte Schloß und ließ, als die bewaffneten Banden auf die Eingänge losstürzten, auf die Stürmenden *Das blutige Osterfest in Verona. 17. April 1797.*

Feuer geben. Der Anblick der Todten und Verwundeten reizte die erbitterte heißblütige Volksmasse zur höchsten Wuth und trieb sie zu Bluthaten, welche an die sicilianische Vesper erinnerten. Racheschnaubend stürzten sich die wilden Volkshaufen über die in der Stadt befindlichen oder in den Häusern verborgenen Franzosen her, ermordeten alle, Männer, Weiber und Kinder und schonten nicht einmal der Kranken und Verwundeten in den Hospitälern. Auch am folgenden Tag dauerte die blutige Arbeit fort. Alle Franzosen, die sich nicht in das Castell zu retten vermochten, über dreihundert, fielen der Volkswuth zum Opfer. Die Slavonier schlossen sich den Aufständischen an, um, wie sie sagten, die Nester zu stürmen, wohin sich die Tyrannen Italiens geflüchtet hätten. Der Graf Francesco degli Emilii eilte mit venetianischen Truppen und Freischaaren herbei und besetzte die Thore. Dadurch wurde die Empörung unter obrigkeitliche Autorität gestellt und die Belagerung der Castelle erhielt den Charakter eines Krieges der venetianischen Regierung gegen Frankreich. Der Versuch des Proveditore Giovanelli den Commandanten Balland zu einer vertragsmäßigen Uebereinkunft zu bringen, scheiterte theils an den hohen Forderungen des Generals, die einer Unterwerfung der Stadt auf Gnade und Ungnade gleich kamen, theils an der Wuth der wilden Volksmassen, die zu den blutigen Gräueln nun auch noch Plünderung und Zerstörung fügten und von fanatischen Mönchen fort und fort zum Haß und zur Vertreibung der
21. April 1797. Fremdlinge angefeuert wurden. Zu gleicher Zeit überfiel in Venedig selbst die zur Bewachung des Hafens aufgestellte Slavoniermannschaft ein französisches Schiff, das von Ancona aus ohne Erlaubniß sich der Lagunenstadt genähert hatte, und tödtete den Hauptmann Laugier und einen Theil der Seeleute.

Strafgericht über Verona.

Der Tag der Vergeltung nahte schnell. Von allen Seiten rückten französische Truppen herbei; Verona mußte sich fast bedingungslos ergeben und ein schweres Strafgericht über sich ergehen lassen. Nachdem die Slavonier zu Kriegsgefangenen gemacht, Land und Stadt entwaffnet worden, wurde ein Militärgericht aufgestellt, welches mehrere am Aufstand Betheiligte, darunter den Grafen Emilii und einen Capuziner, der sich als patriotischer Volksredner hervorgethan, zum Tode verurtheilte und der Stadt große Lieferungen an Geld, Armeebedürfnissen, Schätzen der Kunst und Wissenschaft, Kirchensilber u. dgl. m. zum Ersatz für die Beschädigung der Franzosen an Leben und Gut auferlegte. Darauf wurde durch den General Lahoz, den Befehlshaber der lombardischen und polnischen Truppencorps, auch in Vicenza und Padua eine Entwaffnung angeordnet und ein demokratischer Gemeinderath eingesetzt.

Bonaparte's Macchiavellistische Politik gegen Venedig.

Nichts konnte dem General Bonaparte gelegener kommen als der Aufstand in Verona und der Ueberfall des französischen Schiffes im Hafen der Lagunenstadt selbst. Es war sowohl sein eigenes Interesse als der Wunsch Oesterreichs, daß auf Grund der Präliminarien möglichst bald ein definitiver Friede zwischen dem Kaiserreich und der Republik ohne Zuziehung der Verbündeten zu Stande komme, und daß der in Aussicht genommene Congreß erst einberufen werden sollte, wenn es sich um den Reichsfrieden oder eine allgemeine Pacification handle. Aber wie sollte die bedungene Entschädigung Oesterreichs in Venetien bewerkstelligt werden? Noch stand ja die Marcusrepublik unter dem Schutze ihrer Neutralität; noch hatte ja die Revolution nicht die Etsch überschritten. Das Directorium war der Meinung, man solle den Oesterreichern selbst die Eroberung überlassen; denn eine wenn auch oligarchisch regierte Republik mit Gewalt einer absolut-monarchischen Regierung zu unterwerfen, stehe doch in zu großem Widerspruch mit den von Frankreich aufgestellten Grundsätzen über die Selbstbestimmung der Völker. Dies entsprach aber nicht den Ansichten Bonaparte's, der auch für Frankreich, für seine beabsichtigte lombardische Republik noch etwas abhaben wollte. Nun hatte er die willkommene Veranlassung zu Einschüchterungen und Kriegsdrohungen; nun

konnte er die aristokratische Republik unter das schwebende Fallbeil legen, um ihr nach und nach alles abzupressen, was er wünschte; nun konnte man glauben machen, „daß Venedig es allein der eigenen Treulosigkeit beizumessen habe, wenn das Verderben über sein schuldiges Haupt hereinbrach". Napoleon hatte das Schicksal von Italien ganz in seiner Hand. Das Directorium hatte dem General nicht blos die Friedensverhandlungen mit Oesterreich gemeinschaftlich mit dem ihm ganz ergebenen Clarke übertragen; auch die Organisation der lombardischen Republik war ihm überlassen. Er konnte mit monarchischer Machtfülle schalten in militärischen und bürgerlichen Dingen, in auswärtigen und inneren Angelegenheiten als selbständiger Monarch handeln, und daß er sich dieser Machtstellung vollkommen bewußt war, bewies nicht nur seine nach allen Seiten ausgreifende Geschäftigkeit, sein Eifer für die eroberten Landschaften neue Einrichtungen und Verwaltungsbehörden zu schaffen, demokratische Regierungsorgane ins Leben zu rufen, für die Bedürfnisse der Armee Fürsorge zu treffen, sondern vor Allem auch sein Verfahren gegen Venedig. Hatte er schon bisher den venetianischen Herren bei jeder Gelegenheit eine feindselige mißtrauische Gesinnung gezeigt und die Unterstützung der politisch-demokratischen Propaganda durch seine Generale und Agenten gebilligt, so nahm er jetzt eine noch viel drohendere Haltung an. Die feigherzige schwachmüthige Regierung sollte zuerst den Kelch der Schmach und Entehrung bis auf den Boden leeren und dann mit Schande in die Grube fahren. Die beiden Gesandten Donato und Giustiniani, welche den Auftrag hatten, in Graz den zürnenden Befehlshaber zu besänftigen und die regierenden Herren als unschuldig an den Feindseligkeiten darzustellen, wurden heftig angefahren. „Euer Adel hat das Volk zum Franzosenhaß gereizt", herrschte er sie an, „mein Heer ruft nach Rache, und wahrhaftig, es soll sie haben". Er befahl, daß man sofort alle Gefangenen in Freiheit setze, „ich will keine Inquisition, keine Bleikammern, keine mittelalterige Barbarei mehr". Er drohte mit Krieg, wenn nicht sofort alle Genugthuung gegeben werde; er drang auf Bestrafung der Inquisitoren und aller schuldigen Beamten; er verlangte die Umgestaltung der Verfassung nach französischen Grundsätzen. Bonaparte's Absicht war, Venetien physisch und moralisch zu schwächen, die Stadt auszuplündern und dann den herabgekommenen verarmten Staat als Entschädigung an Oesterreich zu überlassen. Mit machiavellistischer Politik wußte er jedoch diesen Plan unter gleisnerischen Worten so lange zu verbergen und die Hoffnung eines Fortbestandes der Republik zu nähren, bis jede Möglichkeit eines Widerstandes von Seiten des patriotischen Theiles der Bevölkerung verschwunden und die Einwilligung des Directoriums erlangt war. „Venedig", so schrieb er an die Pariser Regierung, „das seit der Entdeckung des Cap der guten Hoffnung und seit dem Aufblühen Triests und Ancona's im Absterben begriffen ist, wird den Schlag, den wir ihm beibringen, schwerlich überleben. Mit seiner trägen, feigen, für die Freiheit untauglichen Bevölkerung ohne Land und ohne Wasser, erscheint es als das Natürlichste, die Stadt demjenigen zu überlassen, dem wir das Festland geben. Wir werden alle Schiffe nehmen, das Arsenal leeren, die Kanonen fortschaffen und die Bank vernichten; Corfu und Ancona behalten wir für uns".

25. April 1797.

Despotismus u. Feigheit.

Unter solchen Umständen, bemerkt der Italiener Botta, gab es für die Marcusrepublik keinen andern Ausweg als mit den Waffen in der Hand. Noch besaß der Staat eine Armee von 14,000 Mann Italiener und Dalmatier und Mittel genug, die Zahl zu mehren. Die Lagunenstadt war durch Lage und Kunst eine uneinnehmbare Festung; im Hafen lagen über zweihundert bewaffnete Fahrzeuge; das katholische Gebirgs- und Landvolk war jederzeit zu neuen Aufständen geneigt. Auch im unglücklichsten Falle konnte den Staat kein schlimmeres Geschick treffen, als ihm nachher zu Theil ward, aber die Ehre wäre gewahrt worden, das Adelsregiment wäre würdig gefallen.

Allein zu einem solchen männlichen Aufraffen, zu einem Kampfe der Verzweiflung, wie ihn die Väter mehrmals mit Erfolg geführt, fehlte den verweichlichten Patriziern jener Tage die entschlossene Kraft, der sittliche Muth. Sie ließen eine Demüthigung um die andere über sich ergehen, sie klammerten sich an das Dasein, an Gut und Leben mit kleinmüthiger Seele. Unter dem Kanonendonner, den Baraguay d'Hilliers von Mestre aus über die Lagunen ertönen ließ, faßte auf den Rath des französischen Gesandten Lallemant der Doge mit Zustimmung einer Consulta der höchsten adeligen Beamten den Beschluß, den Großen Rath einzuberufen, um die Verfassung in demokratischem Sinn umzugestalten. Dadurch hofften sie das Directorium zu gewinnen und den zürnenden General zu besänftigen. Wie bald sollten sie enttäuscht werden! Je mehr sie sich beugten und krümmten, desto höher stiegen Napoleons Anforderungen, stets mit Kriegsandrohungen verbunden. Wehrlos und ehrlos sollte ihm der oligarchische Freistaat in die Hände geliefert werden. Es war ihm nicht ernst, wenn er durch den Gesandten Lallemant für den Fall einer Umgestaltung der Verfassung und des Regierungssystems in demokratischem Sinne, einer Ersetzung des Senats durch eine freigewählte Volksvertretung, des Adelsregiments durch volksthümliche Regierungsorgane den Fortbestand der Republik in ihrem dermaligen Umfang in Aussicht stellte; er wollte durch diese diplomatisch-politischen Künste nur Zeit gewinnen, bis eine Verständigung und Ausgleichung mit Oesterreich erzielt sein würde. Denn daß die Entschädigung des Kaiserstaats auf Kosten Veneziens geschehen sollte, war ja schon in Leoben entschieden worden und konnte durch eine Reform der Verfassung und der Grundgesetze nicht mehr abgewendet werden. Vielmehr war ein anarchisches Uebergangsstadium von einem System zu einem andern der geeignete Boden für Willkürhandlungen und Vergewaltigungen, wie sie Bonaparte im Sinne hatte.

(Marginal notes: 1. Mai 1797.)

Venedig eine demokratische Republik.

In Venedig wurde nun ein Intriguenspiel eingeleitet, bei dem es zweifelhaft ist, ob man mehr über die Schwachheit und selbstmörderische Feigheit des Dogen und der bevorrechteten Adelsgeschlechter oder über die jacobinische Frechheit und Treulosigkeit der französisch-demokratischen Ränkeschmiede erstaunen und in moralische Entrüstung gerathen soll. Unter der Aegide des französischen Gesandtschaftssecretärs Villetard, eines feurigen Republikaners, hatte sich ein demokratischer Club gebildet, dem alle unruhigen, neuerungssüchtigen Köpfe angehörten, der durch Demagogenkünste die malcontenten Volkselemente in Athem hielt und selbst mit einigen reformlustigen Nobili in Fühlung war. Dieser Club, in welchem der ehemalige Polizeispion Spada eine hervorragende Rolle spielte, brachte es durch Ränke und Einschüchterungen, durch agitatorische und conspiratorische Umtriebe dahin, daß der Doge Manini, die Signorie und der Senat freiwillig ihren Aemtern und Würden entsagten, zur Einsetzung einer provisorischen Regierung und eines Stadtraths mittelst allgemeiner Volkswahlen ihre Zustimmung gaben und zugleich die Auflösung und Verabschiedung der slavonischen Regimenter beschlossen. Damit war das alte Venedig zu Grabe gelegt; eine provisorische Municipalität ohne Macht und Autorität trat an die Spitze der Marcusstadt und traf Einleitung zur Bildung einer Nationalregierung mittelst Einberufung von Vertretern aus dem ganzen Lande. Ein Volksaufstand zur Erhaltung des alten Systems hatte zunächst nur die Folge, daß französische Truppen zur Beschützung der Ordnung und Freiheit in Venedig einzogen. Durch diese demokratische Revolution, welche die Abdankung des Großen Raths und aller bisherigen Staatsgewalten und den Uebergang der Souveränetät an sämmtliche Bürger zur Folge hatte, wurde ein neuer politischer Zustand in der Lagunenstadt geschaffen. Das alte Venedig, so lange eine Großmacht in den Welthändeln und zur See, gehörte jetzt nur noch der Geschichte an: das wirkliche Venedig war eine Masse von unorganischen Elementen ohne Gesammtregierung,

(Marginal notes: 12. Mai. 15. Mai.)

ohne obrigkeitliche Autorität, ein im Werden begriffenes demokratisches Gemeinwesen, in seiner Existenz auf französischen Schutz gewiesen. Napoleon schloß mit den Gesandten, welche der neue Municipalitätsrath an ihn abordnete, in Mailand einen Friedens- und Freundschaftsvertrag, worin sich die Marcusrepublik zur Zahlung von fünf Millionen Franken in Geld und Schiffsmaterial, zur Ueberlassung von drei Kriegsschiffen und zwei Fregatten, von zwanzig Gemälden und fünfhundert Handschriften nach der Auswahl französischer Commissare verpflichtete. Zugleich wurden wie in Verona von General Baraguay d'Hilliers, dem Befehlshaber der Besatzung das Kirchensilber und die Pfänder des Leihhauses in Beschlag genommen.

Neue Friedensgrundlagen und despotische Willkür.

Was bedeuteten aber Verträge zwischen einer machtlosen Regierung von sehr zweifelhafter Autorität und einem herrschsüchtigen Gewalthaber, der nur seine egoistischen Zwecke im Auge hatte? Kurz nachher traf der Marchese di Gallo in Mailand ein, um als Thuguts Bevollmächtigter mit Bonaparte den definitiven Frieden zum Abschluß zu bringen. Wie nun die Sachen standen, glaubte der General nicht mehr bei den Präliminarien beharren zu müssen, kraft deren die Abtretung der venetianischen Terraferma an Oesterreich bis an den Oglio reichen, die Republik Venedig mit den Legationen Bologna, Ferrara, Romagna entschädigt werden sollte. Er wollte den Thalweg der Etsch als Grenzlinie zwischen der Republik und dem Kaiserreich festsetzen und die Legationen für seine cisalpinische Republik gewinnen. Dafür bot er dem Wiener Hof den ganzen übrigen Theil von Venetien sammt der reichen Lagunenstadt selbst als Ersatz an. Dem Herzog von Modena, dem der verwandte Kaiserhof einen Ersatz in der Romagna und im Ferraresischen verschaffen wollte, könnte man, wie der General meinte, ein entsprechendes Besitzthum im Breisgau zuwenden. Auf dieser veränderten Grundlage traf der Marchese mit Bonaparte auf dem Lustschlosse Montebello unweit Mailand eine neue Vereinbarung, und eilte mit dem Entwurf nach Wien, um die Bestätigung der kaiserlichen Regierung einzuholen. Noch selten ist die Willkür und Doppelzüngigkeit einer treulosen selbstsüchtigen Staatskunst so offen und nackt aufgetreten. Und um diese perfide Politik auf die Spitze zu treiben, wurde in Venedig der Glaube an die aufrichtige Freundschaft und Bundesgenossenschaft genährt, die venetianische Marine in Verbindung mit französischen Schiffen zur Unterwerfung und Ausplünderung von Corfu und den ionischen Inseln für die französische Republik benutzt und ein ähnliches Intriguenspiel in Genua eingeleitet. Ueberall mußte republikanischer Reformeifer und revolutionäre Demokratie den Umsturz des Alten anbahnen, als Hebel und Werkzeug zur Begründung eines Despotismus sich gebrauchen lassen, der die frühere Gewaltherrschaft tief in Schatten stellte. Aufrichtige Republikaner wie Lallemant, jacobinische Demokraten und schwärmerische Radikale wurden als Plänkler und Pioniere gegen Erbaristokratie, Standesrechte und corporativen Kastengeist gebraucht und mußten dann erleben, daß sie als betrogene Betrüger einer neuen Zwingherrschaft und Tyrannis die Wege bereitet.

26. Mai 1797.

Die Demokratie in Genua.

Wie in der Lagunenstadt, so hatte sich auch in Genua unter dem Vorsitze des Apothekers Morando ein Volksverein gebildet, dem außer den einheimischen Demokraten radikale Elemente aus der Lombardei, aus Piemont, aus Südfrankreich, Flüchtlinge aus Rom und Neapel angehörten, und der sich an den französischen Gesandten Faypoult anlehnte. Es konnte nicht ausbleiben, daß die Vorgänge von Venetien auch auf die ligurische Seerepublik zurückwirkten, daß die beiden Geschlechterstaaten, die trotz ihrer Rivalität und Feindschaft in allen Lebens- und Verfassungsformen so viele ähnliche Züge zeigten, auch in ihrem Untergange durch die revolutionäre Sündflut das gleiche Loos hatten. Die Verhaftung einiger Ruhestörer, welche Mitglieder des Clubs waren, gab Veranlassung zu Auflauf und Tumult. Faypoult verlangte ihre Freilassung. Als 20. Mai 1797.

man seine Forderung zurückwies, erregten die einheimischen und fremden Gesinnungsgenossen Morando's einen Aufstand. Ein bewaffneter Volkshaufen, die dreifarbige Cocarde am Hut, stürzte mit dem Ruf: Es lebe das Volk! es lebe die Freiheit! auf die Straßen, befreite die Gefangenen, bemächtigte sich des inneren Hafens, der Darsena, und verstärkte seine Reihen mit Galeerensträflingen. Darauf rief Morando die Herstellung der Volkssouveränetät und die Abschaffung der aristokratischen Verfassung aus und ließ die Thore des Arsenals sowie einige die Stadt beherrschenden Punkte besetzen. Der Senat versammelte sich und rief rathlos und muthlos die Vermittelung des französischen Gesandten an. Ehe jedoch Faypoult etwas auszurichten vermochte, erhob sich die städtische Volksmenge, voran die Hafen- und Schiffsarbeiter zu einer Gegenrevolution. Bald kamen die Dreifarbigen ins Gedränge, Faypoult selbst wurde insultirt und bedroht, mehrere Demokraten, darunter auch Franzosen ermordet; das Landvolk gerieth in Bewegung, man wollte Gesetz, Obrigkeit und Religion gegen die kirchenfeindlichen Jacobiner beschützen.

22. Mai 1797.

Entstehung der ligurischen Republik.

Es war eine ähnliche Erscheinung wie in Verona und Venedig und hatte dieselben Folgen. Auf die Kunde davon entsandte Bonaparte seinen Adjutanten Lavalette nach Genua, der, wie einst Junot, dem zitternden Senat ein zorniges Schreiben des Generals vorlas, worin mit Krieg gedroht ward, wenn nicht sofort die Urheber des Aufstandes und des Franzosenmordes gestraft, das Volk entwaffnet und vollständige Sühne gewährt würde. Der Doge Giacomo Brignole und die Rathsherren benahmen sich eben so feig und muthlos wie die Venetianer. Sie bewilligten die Forderungen, setzten auf Faypoults Verlangen drei der angesehensten Patrizier in Haft und schickten Bevollmächtigte an Bonaparte mit dem Erbieten, eine Verfassungsreform vorzunehmen, wie er sie wünsche. Der General empfing die Gesandten in Montebello; und schon am 6. Juni kam ein Vertrag zu Stande, kraft dessen die Republik Genua eine Verfassung nach dem Vorbilde Frankreichs auf Grund der Volkssouveränetät erhalten und bis zu deren Vollendung eine provisorische Regierung die öffentliche Gewalt ausüben sollte. Die Mitglieder ernannte Napoleon selbst und übertrug zugleich den Oberbefehl über die genuesischen Truppen seinen Generalen Casabianca und Duphot. Dem Directorium schrieb er: „Genua verlangt mit lautem Ungestüm nach der Volksherrschaft". So nahm auch der alte Geschlechterstaat Genua sein Ende; eine ligurische Republik auf demokratischer Grundlage trat an die Stelle.

h. Der Friede von Campoformio und der Fall von Venedig.

Napoleon in Montebello. Verzögerung des Friedensschlusses.

Schon damals benahm sich Bonaparte wie ein selbständiger Herrscher. Montebello, wohin er seine Gemahlin, seine Mutter und mehrere Glieder seiner Familie kommen ließ, glich einem fürstlichen Hofe. Ein glänzender Generalstab umgab ihn, von allen Seiten strömten Gesandte und Bittsteller herbei; Künstler und Gelehrte drängten sich herzu und lohnten die liebenswürdige Aufnahme mit Schmeichelei und Lobreden; hochfliegende Gedanken zogen durch des Feldherrn Seele. Da war es ihm denn sehr widerwärtig, daß die Grundlagen, auf denen er sein pacificatorisches Werk in Italien aufbauen wollte, in Wien auf Schwierigkeiten stießen; daß Thugut Bedenken trug, die einschneidenden Aenderungen der Präliminarien, zu denen sich der neapolitanische Staatsmann durch die diplomatische Ueberlegenheit Bonaparte's hatte bewegen lassen, gut zu heißen, in Ausgleichungen zu willigen, die für Oesterreich minder vortheilhaft schienen und das Kaiserreich zum Mitschuldigen an der Beraubung und Vernichtung der altberühmten Marcusrepublik machten, die Brescia und Mantua im Besitze der eroberungssüchtigen französischen Republik und ihrer thätigen Propaganda ließen. Der

Minister Thugut entzog dem Marchese die Pacificationsgeschäfte und sandte an seiner Stelle den Grafen Cobenzl, bisher Gesandter in Petersburg, nach Montebello. Anstatt des bisherigen Eifers, zu einer raschen Entscheidung zu kommen, wurde nun von dem Wiener Cabinet eine Politik der Zögerung und des Hinschleppens empfohlen. Vielleicht hoffte man, daß in Paris die mit der Directorialregierung und ihrem Kriegssystem unzufriedene Partei einen Umschwung der Dinge im royalistischen Sinn herbeiführen würde, und daß dann das Friedenswerk unter weniger gewaltthätigen Bedingungen abgeschlossen werden könnte. Nun sprach man von der Nothwendigkeit eines Congresses, während man früher erklärt hatte, derselbe solle nur der Form wegen zur Bestätigung der österreichisch-französischen Abmachungen einberufen werden.

Napoleon war sehr aufgebracht über diese Wendung zu einer Politik der Verschlep- Gereizte Stimmung Napoleons. pung und Verzögerung, um so mehr als auch das Directorium wenig Sympathie für einen Friedensschluß auf den angedeuteten Grundlagen zeigte. Hat man darum in Venedig unter französischer Einwirkung die Geschlechterherrschaft gestürzt und das „goldene Buch" verbrannt, sagte man, um die neue Demokratie dem monarchischen Absolutismus in den Rachen zu schieben? Und wie stark sich erst in den Räthen die Opposition geltend machte, als seit dem Eintritt des neugewählten Drittels die Friedensmänner und Royalisten die Mehrheit bildeten, haben wir früher gesehen. Im Schooße der Fünfhundert fiel die Aeußerung: „Der Ruhm unserer Heere bleibt; aber die Ehre unserer Regierung hat einen Flecken". Bonaparte glaubte, daß diese Verurtheilung seiner Politik hauptsächlich von zwei in Pariser Zeitungen abgedruckten Briefen des uns bekannten bourbonistischen Parteigängers Mallet du Pan, damals in Bern, herrühre und daß sich daraus auch die Zauderpolitik Thuguts erkläre. In seinem Zorn ließ er Zeitungsartikel und Denkschriften zur Widerlegung der gegen ihn gerichteten Angriffe ausgehen, „in welchen blendende Geisteskraft, gewandte Lüge und rohe Leidenschaft heftig durch einander arbeiteten", und bedrängte die Berner Regierung so lange, bis sie die Ausweisung des Agenten der Emigration aus dem Kanton verfügte.

So zogen sich die Verhandlungen zwischen Bonaparte, der in Passeriano, einem Die Krisis. Landhause des früheren Dogen Manini verweilte, und den österreichischen Bevollmächtigten, die mit Clarke sich in Udine aufhielten, Wochen lang hin, ohne daß man zu einem Abschluß kam. Manchmal hatte es den Anschein, als sollte der Krieg von Neuem beginnen, ja um dem Kaiserhof Schrecken einzujagen, kündigte Napoleon in einem Heerbefehl seinen Divisionen an, sich zum nahen Ausmarsch zu rüsten. Erst nach dem Staatsstreich vom 18. Fructidor, welcher Thuguts Hoffnungen auf einen Umschwung der Pariser Politik zerstörte und das gereinigte Directorium dem Befehlshaber der italienischen Armee zu Dank und Gegenleistung verpflichtete, geriethen die Unterhandlungen in lebhafteren Fluß. Nun kam aber die französische Regierung wieder auf ihre früheren Bedenken zurück: der Friede sollte Italien der Demokratie zuführen, er sollte den Anfang einer allgemeinen Republikanisirung der ganzen Halbinsel bilden. Dazu paßte weder ein Königreich Sardinien-Piemont, noch ein kaiserliches Venetien. Napoleons Vorschläge wurden daher von dem Directorium im Hochgefühl seines Triumphes wiederholt zurückgewiesen. Erst als der General nachdrücklich vorstellte, daß ohne namhafte Verstärkungen und patriotische Anstrengungen der Krieg gegen Oesterreich, das mit wohlgerüsteten Heeren kampfbereit an der Grenze stehe, nicht erneuert werden könne, als er bewies, daß die republikanischen Ideen bei dem italienischen Volke nur dürftige Anklänge fänden und nur durch die französische Propaganda Wurzel zu schlagen vermöchten, daß die Italiener „verweichlicht, muthlos, ohne Sinn für Freiheit und unfähig zu jeder militärischen und politischen Organisation" seien, und als er endlich für den Fall längeren Widerstrebens drohend seinen Abschied begehrte, da sank der Ueber-

muth des Directoriums zusammen, „wie ein angeschossener Luftballon". Der Minister Talleyrand, der in Napoleon den Mann der Zukunft erkannte und sich ihm dienstbeflissen zu nähern suchte, meldete dem General, daß er den Frieden nach seinem Sinne zum Abschluß führen möge. Und nun eröffnete er auch gegen Oesterreich mit dem vollen Bewußtsein seiner Machtstellung wieder das diplomatische Kampfspiel.

Napoleons politische u. diplomatische Geschäftigkeit. Während Napoleon mit Cobenzl über die Friedensbedingungen eifrig unterhandelte, war er zugleich bemüht in allen Ländern und Städten, die er unter Frankreichs Schutzherrschaft zu stellen gedachte, Einrichtungen im Sinne republikanischer Selbstherrlichkeit zu schaffen, durch Verstärkung der französischen Besatzung in Genua die Bildung einer ligurischen Republik einzuleiten, allenthalben das Regiment in die Hände französischer Parteigenossen und Demokraten zu legen. Zugleich übte er mit Hülfe seines Bruders Joseph, der damals den Gesandtschaftsposten in Rom bekleidete, einen so gebieterischen Einfluß auf die päpstliche Politik, daß die Selbständigkeit des Kirchenstaats nur noch ein leerer Name war. Schon waren die Blicke des Gewaltigen auf Mittel- und Unteritalien gerichtet; wie hätte er sich durch die von Oesterreich so eifrig begehrte Abtretung der Legationen den Verbindungsweg nach dem inneren Apenninenland abschneiden lassen sollen? Mit aller Zähigkeit vermochte Cobenzl den französischen Obergeneral nicht zu einer Veränderung der bestimmten Grenzlinien zu bewegen. Mit berechnender Klugheit ließ Bonaparte die Möglichkeit eines Bündnisses mit Preußen durchblicken für den Fall einer Erneuerung des Krieges, ein Wink der seines Eindrucks auf das mißtrauische und eifersüchtige Gemüth Thuguts nicht verfehlte. In Wien gab man mehr und mehr den Widerstand auf; doch wollte man zuvor noch Alles versuchen, ehe man das diplomatische Schlachtfeld gänzlich räumte. Und so folgten denn noch mehrere Sitzungen. Bonaparte gerieth in immer größere Aufregung. Die Kunde, daß der wenig befähigte Augereau zum Obercommandanten aller französischen Streitkräfte am Rhein ernannt worden, steigerte seine Heftigkeit. Vergaß er sich doch einst 11. Okt. 1797. so weit, daß er in einer gereizten Unterredung mit Cobenzl ein Porzellanservice vom Kamine mit zornigen, drohenden Worten auf den Boden warf und in aufgebrachter Stimmung davon eilte.

Der Friede von Campo-formio. 18. Okt. 1797. Die ungestüme revolutionäre Staatskunst des korsischen Despoten trug endlich den Sieg davon über die in gemessenen höflichen Formen sich bewegende alte Diplomatie des Grafen Cobenzl. In der Nacht vom 17. auf den 18. Oktober erfolgte die Unterzeichnung des Friedenstractats, der von einem zwischen Udine und Passeriano gelegenen Dorfe Campo formio den Namen trägt. Er hatte öffentliche und geheime Bestimmungen. Nach den ersteren verzichtete Oesterreich auf Belgien und die Lombardei und gab seine Zustimmung zu der Errichtung einer cisalpinischen Republik, welche aus den Gebietstheilen westlich von der Etsch und dem Gardasee gebildet werden, außer dem österreichischen Herzogthum Mailand die venetianischen Städte Bergamo, Brescia, Verona, so wie Modena mit Massa und Carrara, Mantua und die drei Legationen Bologna, Ferrara, Romagna umfassen und sich auch über das Valtellina mit Bormio und Chiavenna erstrecken sollte. Diese Alpenlandschaft hatte sich nämlich kurz vorher unter französisch-demokratischer Einwirkung von Graubündten losgesagt und den Anschluß an Cisalpinien begehrt, der von Napoleon mit Freuden zugestanden ward. Erhielt doch dadurch die neue Republik einen militärisch wichtigen Alpenübergang. Außerdem sollte von den venetianischen Besitzungen Corfu sammt den ionischen Inseln an Frankreich fallen. Das übrige Venetien dagegen von der Etsch bis zu den Mündungen des Po mit Venedig selbst und den Lagunen so wie Istrien, Dalmatien, die Inseln im adriatischen Meer und andere Territorien sollten mit dem österreichischen Kaiserreich verbunden, der Herzog von Modena mit dem Breisgau entschädigt

werden. Zur Erzielung eines Reichsfriedens sollte ein Congreß in Rastatt zusammentreten. In den geheimen Artikeln verpflichtete sich der Kaiser, die Festungen Mainz, Mannheim, Ehrenbreitstein, Philippsburg, Ulm und das ganze linke Rheinufer zu räumen. Die unbedingte Abtretung wurde zu dem Zwecke nicht ausgesprochen, damit Preußen seine linksrheinischen Besitzungen, die es im Baseler Frieden gegen entsprechende Entschädigungen auf der rechten Rheinseite abzutreten versprochen, behalten und somit dieser in Aussicht genommenen Entschädigung entbehren sollte. Es war der letzte Triumph, den der Neid Thuguts über Friedrich Wilhelm II. davontrug. Vier Wochen nachher (16. Nov.) sank der König ins Grab. Daß die Cleveschen Lande als vereinzelte Parzellen im Gebiete der französischen Republik sich so wenig wie die übrigen Reichslande ihre Unabhängigkeit würden bewahren können, war mit Sicherheit vorauszusehen; gingen sie aber verloren, so konnte Preußen doch keinen Anspruch auf Entschädigung erheben. Außerdem trat Oesterreich das Fricktbal und die Grafschaft Falkenstein ab, wofür sich Frankreich verbindlich machte, als Ersatz für das Breisgau und diese Grafschaft dem Kaiser zum Besitz des Erzbisthums Salzburg und der baierischen Bezirke im Osten des Inn zu verhelfen. Damit war die erste Losung zur Säcularisation der geistlichen Fürstenthümer gegeben. Weiter war in den geheimen Artikeln ausgesprochen, daß die Reichsstände, welche auf der linken Rheinseite Verluste erlitten, in Deutschland nach gemeinsamer Uebereinkunft mit Frankreich entschädigt werden sollten. Es waren außer den drei geistlichen Kurfürsten Pfalzbaiern, Zweibrücken, Würtemberg, Baden, die beiden Hessen, Nassau, Wied, Salm, Löwenstein, Leyen. Auch für Oranien sollte eine Territorialentschädigung in Deutschland gefunden werden. Innerhalb zwanzig Tage sollte sich der Abmarsch der kaiserlichen Truppen aus den Rheinlanden und Festungen vollziehen.

Stimmungen über den Frieden. Napoleon hatte alle Ursache, sich über den Frieden von Campoformio zu freuen. Der Friedensvertrag schuf in Oberitalien einen französischen Vasallenstaat, von dem aus die Eroberung der ganzen apenninischen Halbinsel mit der Zeit unternommen werden konnte; er hatte das deutsche Reich zu einer großen Entschädigungsmasse erklärt; er hatte der Republik Frankreich die ersehnte Rheingrenze gebracht; er befreite den Obergeneral von der Nothwendigkeit eines neuen Feldzugs in das österreichische Alpenland, der bei der vorgerückten Jahreszeit und der gestärkten und erfrischten Kriegsmacht des Kaiserstaats einen schlimmen Ausgang hätte nehmen können, und gewährte der Republik die Möglichkeit, den beharrlichsten und kräftigsten Gegner, England, auf verschiedenen Seiten anzugreifen. Die britische Seeherrschaft sollte gebrochen, zu Corfu und den ionischen Inseln noch Malta und Aegypten gefügt werden, das Mittelmeer eben so wie die Nachbarländer den Machtgeboten des republikanischen Frankreich gehorchen; nach dem wunderreichen Orient, mit dem Napoleon sich schon in seinen Jugendträumen beschäftigt, war seine Phantasie gerichtet. Auch in Oesterreich freute sich das Volk, daß der sechsjährige Krieg beendigt, der heiß ersehnte Friede gekommen sei, und die hauptstädtische Gesellschaft schöpfte die Freudengenüsse in vollen Zügen. Aber Thugut stimmte nicht in den Jubel ein; er hatte das richtige Gefühl, daß der Kaiserstaat von der ungestümen revolutionären Politik überrascht und übervortheilt worden sei, daß er Schaden genommen an seiner Ehre, daß Habsburg das Amt eines Hüters des Reiches als ein ungetreuer Haushalter verlassen und verrathen habe. Er sah in dem Friedensschluß von Campoformio nur einen Waffenstillstand, der einen neuen Krieg im Schooße trage. Diese Auffassung sollte sehr bald zur Wahrheit werden; als aber der neue Waffengang kam, war Thugut zum Schein vom Ministerium zurückgetreten und Napoleon in weiter Ferne.

Die cisalpinische Republik. Die Ausführung der Friedensbedingungen erzeugte manche schmerzliche Empfindung in den Herzen der Italiener. Wie wenig erfreulich die alten Zustände gewesen

sein mochten, die brutale Weise, in der sie zerschlagen wurden, schnitt tief in die Seele. Am leichtesten ging die Organisation der cisalpinischen Republik vor sich. Man nahm es ruhig hin, daß Verfassung, Regierung und Gerichtswesen ganz nach französischem Zuschnitt eingerichtet wurden, daß Napoleon selbst die fünf Directoren ernannte, daß eine Menge französischer Abenteurer zu Aemtern und Ehrenstellen gelangten, daß ein Theil der französischen Armee das Land besetzt hielt.

Venedigs Fall. Desto tiefer empfanden die Venetianer den Fall ihres Staats. Villetard selbst, der aus republikanischer Ueberzeugung den Umsturz der Geschlechterherrschaft so eifrig betrieben hatte, wurde bei dem Verlesen des Friedensvertrags von solchem Schmerz erfaßt, daß er in lautes Schluchzen ausbrach. Aber vor der kalten Staatsklugheit Napoleons fanden menschliche Regungen keinen Anklang. Alles was die venetianischen Patrioten erlangen konnten, war freier Abzug nach Cisalpinien mit Erhaltung ihres Vermögens. Widerstand konnte der niedergeworfene in sich zerrissene Freistaat nicht mehr leisten. So blieb denn nichts übrig als stumme Unterwerfung. Die Municipalität löste sich auf; eine provisorische Verwaltungsbehörde führte das Regiment, bis die Oesterreicher Besitz ergriffen. Bald darauf wurde Venedig von den französischen Truppen geräumt, so erzählt Lanfrey in kurzen Zügen den Fall der Marcusrepublik, „Serrurier nahm Alles mit, was noch in den Magazinen vorräthig war, versenkte die Schiffe, die er nicht mitnehmen konnte, und verbrannte den Bucentaur, den alten Zeugen des Glanzes der Republik. Nachdem dies geschehen war, überlieferte er die Stadt den Oesterreichern. Stumme Verzweiflung, tiefe Niedergeschlagenheit herrschten in Venedig und das Todesschweigen wurde nur vom Jubelgeschrei bezahlter Pöbelhaufen unterbrochen. — Der Ex-Doge Manini sollte im Namen seiner Mitbürger den Eid der Treue leisten: mit zerrissenem Herzen verstand er sich dazu. Aber im Augenblick als er vortrat, um die verhängnißvolle Formel auszusprechen, sah man ihn schwanken und von Schmerz und Scham überwältigt stürzte er, wie vom Blitz getroffen, leblos zu Boden. So unterlag die Republik Venedig nach langer ruhmvoller Existenz“.

Bonaparte nach Rastatt und Paris. Vier Wochen nach dem Abschluß des Friedens nahm Bonaparte in einer pomphaften Proclamation Abschied von Italien und begab sich über Genf, Lausanne und das Schlachtfeld von Mantua nach Rastatt, wo er die Gesandten und Bevollmächtigten der
9. Decbr. 1797. deutschen Reichsstände schon versammelt fand. Er eröffnete den Congreß in eigener Person; aber das langwierige verwickelte Friedensgeschäft vermochte seinen thatendürstenden Geist nicht lange zu fesseln. Er übertrug die Leitung einigen Diplomaten und begab sich dann nach Paris, wo er von dem Volke mit begeistertem Jubel begrüßt, und von der Directorialregierung, der er durch den Minister Talleyrand vorgestellt ward, mit Ehren und Auszeichnung empfangen wurde.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Weber, Georg, 1808-1888

Allgemeine Weltgeschichte mit besonderer Berücksichtigung des Geistes- und Culturlebens der Völker und mit Benutzung der neueren geschichtlichen Forschungen
Bd.: 13

Leipzig 1878